Princeton University Library
32101 064072786

Digitized by Google

1000 XXI.
.1869

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

1854

Stuttgart und Augsburg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1854.

Digitized by Google

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1854.

A.

Abbruzzen, Reisefragmente III aus den: – S. 4; IV: 270; V –: 509; –: 793.
Abyssinien, Wanderungen in –, Reise nach Edua –: 537; Aufenthalt in der Provinz Tigre –: 631.
Adel, der – in der Wüste –: 1083; –: 1109.
Aegypten, geometrische Grundformen in den alten Tempeln von –: 313; medicinische Kenntnisse im alten –: 408; – sche Studien –: 599; die Eisenbahn –: 696; Inschrift eines – schen Grabmales –: 936.
Aetherdampf, Anwendung von – auf Maschinen –: 336.
Aethiopier, die – Asiens –: 421.
Akklimatisirung, fremder Thiere –: 432.
Alandsinseln, Sitten und Gebräuche auf den –: 943.
Albanien, – sche Studien von Hahn –: 337; –: 370; –: 379.
Alleghanies, in den –: 857.
Alterthümer, bei Canossa –: 96; – in Nimes –: 829.
Amazonenstrom, über den Ursprung des Namens des –: 22; Pflanzenproben von den Ufern des –: 118. Dampfschifffahrt auf dem –: 167.
Amerika, Federzeichnungen, – nische; die Negersklaverei, Christfest –: 179. Girard College, das Congreß-Spielhaus –: 223. Gegengewichte, unsere Jugend –: 318. Die Einwanderung – [illegible] der Zinsfuß –: 508; der Landschwindel, Congreß, Postwesen –: 560; die Str[illegible]: 679; die Unionsspielregeln [illegible] Sklavenfrage –: 803; die anglo-amerikanische Geistlichkeit –: 804; Kindlich oder Kindisch –: 865; die Politiker und das Volk, Humanismus –: 1118; Originalliteratur in –, die Potiphar-Papers –: 412; die Sklavenfrage in – und der Krieg –: 385; Ferris, über die Heiligen des jüngsten Tages, dreißig Jahre im Staatsdienst von Colonel Benton –: 947; die types of mankind –: 1047; gesellschaftliche Gegensätze in –: 1138; Verbrecherstatistik –: 1152.
Anderson, der Reisende –: 576 –: 696; Nachrichten von –: 1103.
Archangel, frühere Geschichte –: 884.
Archäologische Notizen. Hrn. Saulcy's Entdeckungen, hellenische Thürme auf den Cykladen, Reste von Alt-London –: 310; Parthische Alterthümer; Ausgrabungen zu Venusia –: 331; Entdeckungen in Italien –: 688.
Armenier, die – in der Türkei –: 469; Dulaurier über die –: 636; – 659; –: 675.
Asien, – sche Angelegenheiten –: 361. Assassinen, etwas über die –: 1211.
Assyrien, ein Ereigniß aus der Geschichte von –: 95; Nachrichten über –: 216; über den Gartenbau in –: 352; Nachforschungen und Entdeckungen in –: 1045.
Atacama, Reise durch die Wüste von –: 831; –: 860.
Athen, die französische Schule in –: 189.
Australien, Erforschung des nördlichen –: 118; Beschiffung des Murrayflusses in –: 264; die Waffen der Eingebornen –: 836; das Leben in –: 951.
Auswanderungsschiffe, Todesfälle auf –: 68.
Azteken, Ortsnamen der –: 102; Aufklärung über die – tischen Liliputer –: 168.

B.

Babylonische Alterthümer, neuere Mittheilungen Opperts über die –: 72. – Entdeckungen –: 310; die – Sleeb –: 327; Landkarte –: 331.
Baku, der Märchenerzähler in –: 401.
Banknoten, Entdeckung bezüglich der Fälschungen von –: 358.
Barth, Goldmedaille an Dr. –: 432; vermuthlicher Tod des Dr. –: 1224.
Bebutow, Fürst Wassili Ostrowitsch –: 357.
Benin, Forschungsreise von der Bay von – aus: 72.
Bevölkerung der Erde –: 839.
Blatternepidemie unter den nordamerikanischen Indianern –: 672.
Blinde, eine englische Monatschrift für –: 144.
Bombay, Regierung und Volk in der Präsidentschaft –: 257.
Bonpland, ein Brief des Hrn. v. –: 328.
Borneo, Zustände in –: 121; Hindureste in –: 240.
Bornu, die Sprache von –: 192.
Bossuet, das Grab – s –: 1052.
Brasilien, Auswanderung nach –: 109; die Colonie Donna Francisca –: 733.
Brod, neue Art der – bereitung –: 359.
Brücken über den Lorenzostrom und Mississippi –: 69.
Buchhandel, der englische und amerikanische –: 168.
Buddhisten, Tod eines – Priesters in China –: 105.
Burnouf, die beiden –: 1071, 1087.
Burton, der Reisende Lt. –: 672; Lt. – in Arabien –: 792; – s Reise nach Medina –: 809.
Burzenland, das –: 849; –: 869; –: 891.

C.

Californien, ein Riesenwald in –: 358; eine chinesische Zeitung in –: 672; chinesische Einwanderung –: 1031.
Canada, die englische Politik in –: 1022.
Canosa, Entdeckungen zu –: 359.
Cartagena de Indias und die Republik Neugranada –: 1050.
Caspisches Meer, Ansichten vom – auf einer Fahrt von Baku nach der Wolga –: 1025.
Cayenne, Nachrichten über –, Fahrten auf dem Maroni-Fluß –: 39.
Cedern in Kleinasien –: 335.
Celtische Racen, die Poesie der –: 136; –: 153; eine – Begräbnißhalle –: 837.
Central-Afrika, Bruchstücke aus einer

(RECAP) 1000 .1368 V.27 PT.2 DEC. 1854

491862

Digitized by Google

Reise nach - Ankunft in Alexandrien, Landung, Bad, Stadt, Abreise -: 1121; erste Reise auf dem Nil; Ankunft in Cairo -: 1146; Cairo -: 1173.
Central-Afrika, Richardson, die Missionen nach - in den Jahren 1850-51 -: 90; Nachrichten über die Expedition nach -: 96; -: 112; -: 385; -: 549; -: 910.
Central-Amerika, Ruinen in -: 447; naturgeschichtliche Studien über -. Geographie und Geologie von Costarica -: 806; Meteorologie und Klimatologie von Costarica -: 1166; der Charakter der Pflanzen und Thiere in den verschiedenen Regionen von Costarica -: 1135.
Ceylon, eine theatralische Vorstellung auf -: 297.
Chadda, schlechter Fortgang der - Expedition -: 792; -: 912.
China. Auswanderung aus -: 215; Marsch des Rebellenheeres in -: 221; die Chinesen im indischen Archipel -: 233; -: 286; -: 526; die Religion der Rebellen -: 247; Insecten aus -: 312; der Aufstand -: 409; chinesisch-buddhistische Studien -: 504; die Revolution -: 541; alte Karten - s -: 648; die Chinesen von Pinang -: 1040; -: 1061; Vorstellung auf einem chinesischen Theater -: 1092; Reise an die russisch-chinesische Gränze -: 1169; Charakter und Aberglaube der - sischen Bergleute -: 1214; eine Heerschau über die chinesische Armee -: 1225.
Choleracur, interessante -: 840.
Cichorie, Streit zwischen - und Kaffee in England -: 840.
Cincinnati -: 241.
Constantinopel, eine serbische Legende über -: 1104.
Corfika, eine griechische Colonie auf -: 552.
Costa-Rica, Skizzen aus - 1) San Jose -: 25. Naturgeschichtliche Bemerkungen -: 52. Flüsse; Seen; Verkehrswege -: 80. Von San Jose nach dem stillen Ocean -: 157. Punta Arenas, Golf von Nicoya -: 171. Mündung des Barauca, Waldleben am Jesu Maria -: Pigres -: 267; Naturcharakter der westlichen Waldungen der Cordilleras -: 298. Politische Charaktere, die Regierung und die Fremden, der Klerus -: 414; siehe auch unter Central-Amerika.
Cuba, Hagelfall auf -: 1200.
Cyclonen, über die - oder Wirbelstürme im indischen Ocean -: 71.
Cynthia, bombyx -: 1176; -: 1224.

D.

Dajaks, die Furcht der - vor Feuerwaffen -: 408.
Dalton, Biographie von John -: 1248.
Dampfschiffe, Schnelligkeit von -: 1224.
Dänischen Volkes, Charakterverschiedenheiten des -: 16. Handel und Fabrikwesen des - Königreichs -: 880.
Darien, Expedition zur Erforschung der Landenge von -: 360. Alte Karte des Isthmus von - und Panama -: 456.
Damaskus, Mittelsyrien und - geschichtliche, ethnographische und geographische Studien -: 73; Alterthümer in -: 504.
Donaufürstenthümer, das Protectorat Ungarns über die -: 1033.

E.

Elephant, der wilde -: 264.
England, Racentheorie und Nationalökonomie in -: 289; Bedenken in -: 394; die Hauspolizei in -: 821; Geschichte des Steuerwesens in -: 887; die Naturforschung in -: 996; Handel -: 1003; Geständnisse der englischen Politik -: 1081; classische Bildung der englischen Staatsmänner -: 1224.
Erdbeben, die - und die Mondphasen -: 648.
Eskimos, über die -: 216.
Estnische Bevölkerung in den baltischen Ländern -: 473; -: 499.
Ethnographische Streifzüge ins Alterthum; Ursprung der Wallonen -: 481; Sprache der alten Preußen -: 483.
Etrurien, Nachforschungen nach - schen Alterthümern -: 323.
Evermeu, Forschungen in dem fränkischen Begräbnißplatze zu -: 24.
Evreux, archäologische Entdeckung bei -: 95.

F.

Färbung, die - der Gewässer des chinesischen Meeres -: 309.
Finanzielle Verhältnisse -: 471; die - der kriegführenden Staaten -: 878.
Finnen, -sche Elemente im Gouvernement Petersburg -: 315.
Fisch, ein lebendige Junge gebärender -: 334.
Fischhaken-Münzen, eine Sammlung von -: 24.
Forbes, Edward -, Nekrolog -: 1145.
Formosa, ein Besuch auf -: 983.
Fossilien in der Nähe von Athen -: 432; fossile Thiere aus dem Purbeck-Kalk -: 624.
Franklin, Schicksal Sir John - s und seiner Gefährten -: 1078.
Frankreich. Reiseskizzen, Bordeaux, Garonnefahrt -: 340; -: 364; die Stadt Poitiers und ihre Geschichte; Angoumois und Poitu -: 436; -: 459; Inschriftensammlung in -: 528; Volksfeste, Sitten und Gebräuche in -, die Bewohner der Vendee, normandische Buchweizen Dreschere, Weihnachtsfest, das heil. Vincenzfest. Toulonner Spindeltanz, normandische Dienstbotenmiethe -: 824; die geistige Lage - s -: 912; Volk und Volksleben im nordwestlichen -: 937; -: 967; -; 1009; -: 1035; Zuckererzeugung in -: 1128.
Französische Besitzungen in Nordafrika, Bevölkerung der -: 24; Zustände der - Literatur -: 312; - Geldzustände -: 325.

G.

Galiläa, etwas über -: 753.
Geldverhältnisse: 49.
Geruchzerstörende Flüssigkeit -: 840.
Gladstone, - die finanzielle Vorlage -: 255.
Gold, in England -: 192; - und Silber -: 265; - Gewinnung des - s in den Vereinigten Staaten -: 909.
Goldküste, die - von Afrika -: 145; -: 173; Fetischismus an der -: 197.
Graber, die Wissenschaft der alten -: 999;
Griechenland, die wissenschaftlichen Anstalten im Königreich -: 69; -: 288; Wiederemporkommen der Civilisation und Literatur im neuen -: 164; Kaufleute aus - in England -: 263; Industrie in -: 384; christliche Alterthümer in -, die alten Kirchen Athens: 484; Wanderungen im Peloponnes -: 530; -: 562; in Rumelien -: 602; die Handelsmarine -: 911; Zustände im Archipelagus -: 1030.
Guanoverbrauch in England: 72.
Guiana, Zustand der französischen Colonie in -: 69; Chinesen als Arbeiter in -: ibid.

H.

Hekla, der - und seine Umgebung -: 784; -: 812.
Himalayafichte, die -: 192.
Holländische, das - Monopol auf Java: 29.
Hudson, der - Kai in New-York -: 961; : 990; -: 1013.
Hügel, künstliche in Nordsyrien -: 22.

I.

Jasmin und die Volkspoesie in Frankreich -: 85.
Java, Bruchstücke aus Briefen über -: 1177.
Jerusalem, Alterthümer in -: 376.
Indien, Herausgabe einer Zeitung in -: 184; gesetzliche Bestimmung über Wittwenverbrennung -: 191; die eingeborne Bevölkerung -: 1057; Bewegung im indischen Reiche und das neue Indiagesetz -: 1105; -: 1142; Verkehrsmittel in -: 1175.
Indischer Archipel, die Ethnologie des -: 589.
Juglefield, Nachrichten über die Nordpol-Expedition unter Capitän -: 933.
Irland, Flachsbau in -: 144; Fortschritte der Auswanderung -: 1056.
Island, ein Natur- und Volksbild -: 1167; -: 1191; -: 1215.
Isly, arabischer Bericht über die Schlacht von -: 748.
Israeliten, Nachrichten über den Auszug der - in alten Papyrus -: 408.
Italien, Kollars altslawisches -: 480.
Judäa, Salzmanns Photographien aus -: 696.
Juden, die - in der Türkei -: 748.
Jütland, eine Bauernhochzeit in -: 95.

K.

Kalender, geographischer - für 1854 -: 169.
Kamele, Einführung der - in Nord-Amerika -: 888.
Karawanenführer, die -: 63.
Karl V, Denkwürdigkeiten -: 748.
Kasan -: 953.
Kaschmir, die Vorzeit - s -: 845.
Keilschrift, über einige - Studien -: 600.
Kertsch, von - nach Anapa -: 332.
Khorsabad, Inschriften zu -: 576; Nachgrabungen zu -: 1104.
Kirawea, der Vulcan -: 641.
Kirgisensteppe, die -: 384.
Klimatologie, des östlichen Asiens -: 1200.
Kohlen, auf Labuan -: 71; Englands Handel mit -: 118; Ausbreitung der - lager an den Küsten der Weltmeere -: 1180.
Korinthen, Verbrauch von - in England -: 288.
Kosaken, die - der Ukraine -: 985; -: 1018.
Krankheiten der Vegetabilien -: 94.
Krapf, Nachrichten von Dr. -: 576.
Krieg, der, Verlauf des -: 82; -: 302; der - im Osten des schwarzen Meeres -: 610.
Krim, Natur und Culturzustände der -; 1187.
Krystallpalast, der - in Sibirien -: 117.

L.

Längenbestimmungen zwischen Greenwich und Paris -: 192.
Lak-Insect, das -: 192.
Lambäsis, das -: 148.
Leichardt, Nachrichten über -: 576.
Liberia, Zeitung in -: 240.
Lieu-Kieu, die - Inseln -: 1007.
Livingston, Ankunft - s in Angola -: 792; eine Flußkarte - s -: 936; Nachrichten über -: 1125.
Loanda, botanische Reise nach -: 624.
London, die Dicke des - er Thons -: 600; der Rauch in -: 1008.
Luft, Jodgehalt der -: 1224.

Digitized by Google

M.

Madras, öffentliche Arbeiten in der Präsidentschaft –: 228.
Malayen, Charakter und Culturzustand der –: 9.
Maremmen, Briefe aus den toscanischen –: 130; –: 150; –: 226; –: 441; –: 484; –: 536; –: 658.
Marmor, der alte rothe und grüne – von Athen: 48.
Masanderan, über die verschiedenen Stamme in den Provinzen – und Asterabad –: 48.
Mayo, Cave –: 1000.
Mecca, Reise eines Europäers nach –: 96.
Mesopotamien, Briefe aus –: 287; Nachrichten über Alterthümer in –: 455.
Meteor, ein sonderbares –: 648.
Mexico, ein Beitrag zur alten Geschichte von –: 1201; –: 1227.
Minenschulen in Cornwallis: 72.
Mittelalter, ein Erziehungsbuch des – s –: 1199.
Monte-Rosa, die Besteigung des – im Jahr 1851 –: 140.
Monte-Video und Buenos-Ayres –: 929; –: 956; –: 979; –: 1002.
Mormonen, die – in der Klemme –: 190.
Morton, Schüler und Nachfolger S. G. – s –: 778.
Mossul, die Gebirgsstraße nach – zwischen Diarbekir und Dschezireh –: 239; Schreiben Opperts an Lenormant aus –: 406; Nachrichten aus –: 600.
Münzen, alt und neupersische –: 144.
Museo Borbonico, Eröffnung eines neuen Zimmers im –: 672.

N.

Nagualismus, der – in Mexico –: 304.
Naturtunnel, ein – in der Sierra Nevada –: 1125.
Navarin, der versteinerte Wald von –: 1241.
Navigator, die Schifffahrts- oder – Inseln –: 310.
Neapel, antiquarische Ausgrabungen im Königreich –: 671.
Nebraska, die – Bill –: 319; –: 543.
Negerkönig, Schilderung eines –: 111.
Neu-Caledonien, etwas über –: 191; Besetzung – s durch die Franzosen –: 264; Amtlicher Bericht über –: 1197.
Neu-England –: 817.
Neu-Schottland, Skizzen aus Neu-Schottland und Neubraunschweig –: 1095; –: 1117.
Neu-Seeland, Größe und Stärke der Bewohner von –: 240.
Nicaragua –: 516.
Nil, der weiße –: 1152; –: 1248.
Nordamerika, die Botschaft des Präsidenten von –: 12; Gefängnißwesen in –: 34; die Landschaft des Südens der Vereinigten Staaten von –: 58; Negerausfuhr aus – nach Afrika –: 69; die literarischen Piraten in –: 240; die Sklavenemancipation in –: 433; die Criminaljustiz –: 465; die angelsächsische Abkunft der – ner –: 915.
Norwegen, Streifzüge in –, Drammen, Hongsund, Dunserud, Kongsberg –: 1027; Hvidbye –: 1052; Klokeruth, Hitterdal, Langesund, Bamble, Tindosee, Tindsee –: 1075; Hockanäs, Ornäs, Ringulsland –: 1097; Gousta-Fjeld, Rjukanfos, Marienstien –: 1123.
Notizen, amerikanische: heimathliche Menschenliebe, Darienexpedition, Maine-Law, Nebraska-Bill, Juden in den Vereinigten Staaten, Tunnel unter dem Ohio, Mormonen, Gerichtsscene in Indiana, Unternehmungen in Venezuela –: 430; Kostspielige Kirchlichkeit in New-York, Flußdampfschifffahrt, Communalleben, californisches Gold, Getreideausfuhr, Baumwollencultur, politische Eigenthümlichkeit, Weinbau –: 477; Handel von San Francisco, Sittlichkeitszustand in Californien, die Locomotiven, Körperstrafen auf der Marine, Lob der Deutsch-Amerikaner, Sklavenmarkt in Louisville, amerikanische Strafjustiz –: 573; Gerichtsordnung, Polizeistatistik, Einwanderung in das Mormonengebiet, Statistik der Münzen, jugendliche Räuberbanden, Capitol von Nashville, die große Westbahn, canadische Einwanderung –: 596; europäisches Geld, die Kupferminen im Westen, Blutpreis, Sklavenverbrennung, Unterricht, zur Sittengeschichte, die Satire, Leben einer fashionablen jungen Lady, Weiberrechte –: 621; Gold aus Californien, starke Einwanderung, Betragen der Congreßmitglieder, Amerikanismus, die Know-Nothings, eine Vampyr Execution –: 718; der Amazonenstrom und die Auswanderung, deutsche und irische Einwanderung in New-York, Telegraphen-Verwalter, Wahrsager und Polizei in Philadelphia, der Alligator als Hausthier, Ortsnamen, Sittengeschichte von New-York, Schneiderwitz, Sittenzustand zu Memphis –: 767; Stand der Unionsschulden –: 839; die Know-Nothings, eine nördliche Eisenbahnroute nach dem stillen Meere –: 935; Dampfschifffahrts-Verhältnisse, die Deutschen in Sonora, Statistisches, Metzelei im Westen, eine chinesische Zeitschrift –: 959; Kentucky, der blutige Grund, Diebstahl mit Chloroformirung, Geistlichkeit Neu-Englands, Lynchgericht an einem Bildniß –: 984; Kalbs Nachkommen, der reichste Mann Virginiens, Papiergeld –: 1032; ein Costümball in New-York –: 1068; Obstbau in Californien, weibliche Postmeister, Nachtsitzungen im Congreß, goldene Schreibfedern, Justizpflege, Cynismus –: 1222; das Mexanita-Harz, Staatsgeologie, Kohlenflöße, Mormonenzeitung, die Feuerberge, die Wandertaube, Austernhandel in New-York –: 1246.
Nubien, ethnographische Bemerkung über die Bewohner des untern –: 44.

O.

Oesel, die Insel –, Topographie, Geschichte –: 423.
Orologische Fragmente –: 673.
Ostafrika, eine ethnographische Nachricht aus –: 168.
Ostasien, zur Kenntniß von – und China –: 374.
Otsgaragee, die – Höhle im Skohari-District (New-York) –: 545.

P.

Palatina, die Manuscripte der – in Florenz –: 838.
Palästina, die archäologische Gesellschaft für –: 168; die primitiven Denkmale von –: 240.
Papier, aus Holz –: 240; Metall und –: 697.
Paraguay, eine Fahrt auf dem –: 187.
Paris, – er Akademie, Sitzung vom 6ten November –: 1152.
Peloponnes, Bruchstücke aus einer Reise im – im Jahr 1850 –: 210; –: 235.
Pendschab, die Verwaltung des –: 617.
Persien –: 30.
Pfeiffer, Frau Ida – s Reisen um die Welt –: 1246.
Philadelphia, die Stadt der Bruderliebe –: 97; –: 126.
Phönizien, – sches Denkmal im Louvre –: 262.
Picardie, ein Museum für die –: 504.
Plataeaten, die Besiedlung der –: 206.
Porzellan, Geschichte des chinesischen – s –: 620.
Pyrenäen, Streifzüge durch die Halbinsel der –, die Serrania de Cuenca –: 841.

R.

Rawlinson, unerwartete Entdeckung – s: 528; ein Brief von Obrist –: 1245.
Religionsform, die vorderasiatische –: 889.
Rhätien, ethnologische Beobachtungen –: 480.
Rhodus, Vasen aus –: 144.
Riga, Karte des – schen und finnischen Meerbusens –: 558.
Rio, vom – Bravo del Norte –: 353; –: 377; –: 403.
Rocky Mountains, ein Thal in den –: 816.
Römische Veste, Reste einer – bei Tours: 24; Fund-Münzen in England –: 432.
Rothes Meer, ein Regentag im –: 1224.
Rückblicke, 1) Oesterreich –: 1129; 2) England –: 1155; 3) Frankreich –: 1181; 4) Deutschland –: 1206; 5) Rußland –: 1231.
Rußland, religiöse Secten in –: 389; –: 417; – s Fortschritte in Central-Asien –: 577; Kraftelemente und Einflußmittel –: 669; Unterrichtswesen in –: 875; –: 918; –, wie es ist –: 921; über den Ursprung der moskowitischen Großrussen –: 1153; eine historische und physikalische Karte von –: 1248.

S.

Sandwich-Inseln, die jetzige Bevölkerung der –: 118; die –: 1166.
San-Francisco, ein Brief aus –: 330.
Save, sechs Tage an der –: 1005.
Schampi, ein Besuch in – s Residenz –: 63.
Schanghai, Schilderung von –: 303.
Schiffshügel, Eröffnung eines – s an der Nordostküste Norwegens –: 1048.
Saulcy contra van de Velde –: 504.
Schlangenarten, Eintheilung der –: 552.
Schottland, alte Schlösser in –: 383; Auswanderung aus –, und Goldgräberei in –: 912.
Schweden –: 37; die Stellung – s –: 505; Urkunden in –: 1008.
Semiramis, Entdeckung, des Namens – zu Nimrud –: 283.
Senegal, über die Mauren am –: 456; –: 467.
Serapeum, Aufgrabungen am –: 792.
Sesostris, die – Denkmale in Syrien –: 864; der wahre –: 1200.
Shakya-Muni, Prof. Wilson über –: 455.
Shetlands-Inseln, Weiberauswanderung aus den –: 72.
Sicilien, Fragmente aus –, die Saracenen, die Cuba und die Zisa –: 553; die normannische Periode –: 579; die Kirche in Monreale –: 612; die Kathedrale von Palermo –: 631; das Klima – s –: 705.
Siebenbürgen, Lage und Klima, Bevölkerung –: 973; Gewerbfleiß, Gränzverhältnisse –: 988.
Silbersendung, nach Indien und China –: 48.
Singapore, ein wunderlicher Ball in –: 188; Nachrichten über –: 934.
Sminthens, Auffindung des – Tempels Homers –: 702.
Solowetz, eine Fahrt nach dem Kloster –: 789.

Digitized by Google

Sphinx, Ausgrabungen an dem großen - von Dschizeh -: 107.
Sprüchwort, ein amerikanisches -: 1006.
Stuart, Lord Dudley - s Bill gegen das russische Anleihen -: 756.
Süd-Afrika, geographische Forschungen in -: 72; die ausgewanderten Boeren in -: 284; Livingstons Reise in -: 663; die Boeren-Republik -: 708.
Süd-Amerika, geologische Karte von -: 529.
Sumatra, Reise nach den Battaländern auf -: 736; -: 760; Erinnerungen an -: 905.
Surinam, Briefe aus -: 521; -: 546; -: 592; -: 642; -: 666; -: 690.
Sydenham-Palast, die römischen Gemächer im -: 192; Delleser über den -: 730.
Syrien, Reise eines algerischen Derwisches in -: 96.

T.

Tahiti, ein Roman von Gerstäcker -: 769.
Telegraph, elektrischer - zwischen Calcutta und Bombay -: 71; - wesen in Nord-Amerika -: 336; - wesen in Spanien -: 480.
Teneriffa -: 1073; -: 1110.
Tibbus, etwas über die -: 407.
Tibet, Ländernamen in -: 239; Geld in -: 384; Eindringen französischer Missionäre in -: 977.
Tiflis, Ausflug Brosset's in die Umgebung von -: 280.
Timbuctu, Dr. Barth in -: 336.
Todte, das - Meer; 1) Bodenverhältnisse -: 217; 2) Ruinen -: 251.
Topen um Bhilsa -: 191.
Toulouse, Erinnerungen aus -: 700; die Kirchenfeste -; 723.
Trappenjagd, die - der asow'schen Kosaken -: 591.
Tropenschein, der -: 625; -: 654.
Tschadda, Beschiffung des -: 118.
Tuggurt, Reise nach den Oasengebieten von - und Suf. 4. Fort St. Germain, französische Colonisten, Père Laquet, Zoologisches, politische Eintheilung zur Charakteristik der Araber -: 426; Ausflüge nach den umliegenden Oasen -: 449; Landwirthschaftlicher Betrieb in Biskra, Aussicht auf europäische Niederlassungen, geologische Beobachtungen, der mißlungene artesische Brunnen, Höhenberechnungen verschiedener Punkte, pluviometrische Beobachtungen -: 491; collegialischer Besuch, der Scheich von Tuggurt, artesische Brunnen, Zoologisches, öffentliche Belustigungen, Ausflug nach Temasin, Münzsorten, Schuljugend, örtliche Krankheiten, politische Gespräche, Anstalten zur Weiterreise -: 1149; -: 1171; -: 1194; -: 1219.
Türkei, Skizzen aus der -, der Charakter der Türken -: 1114; -: 1180; Leichenbestattung und religiöse Ideen über den Tod -: 1193; Handel und Finanzen in der -: 1128; die Katholiken in der -: 1163; die Bobali Arab oder die geisterbeschwörenden Negerinnen -: 1218; Ubicini über die - und die Türken -: 1242.
Turkomanen, die - im Paschalik Adana -: 214.

U.

Ungarn; die Weine - s, 1) der Tokayer oder Hegyallya-Wein -: 1088; 2) der Menescher -: 1240.
Unterseeische, Schifffahrt -: 358.

V.

Vandalische Zerstörung von Alterthümern -: 624.
Variationen der Magnetnadel in Aden -: 456.
Varna, Schilderung von -: 714; merkwürdiger Ueberrest bei -: 748.
Vaudey, Tod des Reisenden -: 815.
Vegetation über die - zwischen Tripoli und Murzuk.
Verlauf, der - der (politischen) Ereignisse -: 443.
Vogel, Nachrichten von Dr. -: 360; desgleichen -: 528.
Volhynien, über Natur und Menschenleben in -, Podolien und der Ukraine; Anblick des Landes, die Bauern -: 745; die Juden, die Gutsbesitzer -: 771; Eigenschaft der Nordrussen, das deutsche Element, west- und außereuropäische Elemente, Gastfreiheit -: 801.

W.

Wahabiten, Sitten und Gebräuche der -: 927.
Wallfischbein, ein versteinertes -: 312.
Webster, Correspondenz - s -: 1128.
Welt, die alte und die neue -: 457.
Westcanada, das Municipalwesen in -: 898; das Gemeindeschulwesen -: 922.
Westen, Briefe aus dem -, der mittlere Rio Bravo del Norte -: 160.
Weizen, botanischer Versuch mit -: 384.
Wetterbeobachtung, eine sonderbare -: 144.
Westtibet, natürliche Eintheilung in -: 432.
Widenmann, Dr. Eduard - s, Redacteur des „Auslands", Todesanzeige -: 816.
Winde, über die -: 619.

Z.

Zeitbetrachtungen: -: 1; -: 181; -: 231; -: 277; -: 345; -: 491; -: 572; -: 683; -: 721; -: 781; -: 854; -: 975.
Zigeuner, die - in den Donauländern -: 193.
Zodiakallicht, über das -: 696.
Zwergpalme, Verwendung der -: 504.

Digitized by Google

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 27. 7 Julius 1854.

Der Tropenschein.

(Aus einer Privatmittheilung.)

Deine Fragen, mein alter theurer Bruder, über den Zodiakalschein setzen mich in einige Verlegenheit, denn ich kann eigentlich nur antworten: ich weiß es nicht ob ich ihn gesehen habe, da die Erscheinung die ich gewahrte, etwas ganz anderes ist, als was ich davon in Beschreibungen gelesen habe. Auch passen die Erklärungen über die Entstehung dieses wunderherrlichen Phänomens, so weit ich sie kenne, nicht mit den Ursachen dessen was ich beobachtete, und was sich so einfach und natürlich zu erkennen gab, daß wenigstens mir jeder Zweifel schwindet. Die Bedenken, welche sich mir über das Zodiakallicht und dessen Entstehung aufgedrängt haben, wolleſt Du berichtigen, wo ich irre. Ehe indessen ich Dir gewissenhaft erzähle was ich sah, und nach welchen Naturgesetzen ich mir diese Erscheinung erkläre, erlaube mir, flüchtig auszusprechen, was mir vom Zodiakallichte durch Lectüre bekannt geworden ist, soweit diese einem Krautjunker wird, der in seinem kühlen Vaterlande während Monaten die meist dürftige Pflanzenumgebung unter Schnee begraben sieht. Deine tiefere Blicke in die ewigen reichen Schätze der Natur, und in die Gesetze nach denen sie sich bilden und verherrlichen, sichert mir Deine Nachsicht, da Du kein unduldsamer Halbwisser bist.

Was man vor Jahrtausenden von diesem Phänomen wußte, und darüber lehrte, scheint mir ebenso verloren gegangen zu seyn, als das tiefe astronomische und andere Wissen der Aegypter, dessen Existenz die unserer Zeit angehörende Fähigkeit ahnen läßt, die Buchstabenschrift der Hieroglyphen geläufig zu lesen. Aus unserer Welt war Cassini bekanntlich der erste Naturforscher, der diesen Gegenstand wissenschaftlich behandelte, wenn ich nicht irre, im Jahre 1683, aber wie zu vermuthen ich allen Grund habe, ihn nicht durch eigene Anschauung kannte, sondern aus mündlichen oder schriftlichen Mittheilungen. Nach meinen Erfahrungen muß ich glauben, daß diese Berichte meistens sehr vag waren, sowie man dergleichen aus wenig bekannten Gegenden nicht nur im fernen Europa hört, wo jeder Erzähler interessant zu werden sucht, sondern sogar in der Nähe jeder Terra Incognita, wo die anmaßende Unwissenheit mit den genauesten, aber selbst erfundenen oder selbst metamorphosirten Berichten den forschenden Fremden überschüttet. So fehlt es denn nicht, daß die falschesten Vorstellungen verbreitet, die lesende und lernbegierige Welt von lügenhaften Darstellungen erfüllt, und die kräftigsten Denker in Irrthümer fortgerissen werden, ja sogar ausgezeichnete Gelehrte unhaltbare Hypothesen aufstellen, denen anzuhängen Jedermann bereit ist. (Fragte mich doch in Süddeutchland ein geachteter Physiker und Chemiker und scharfer Beobachter, der aber nie unsern Welttheil verlassen hatte: nicht wahr, directe in Süden ist die Erscheinung? — Nein, sie steht in Westen, dort wo der Himmel und Aequator den Erdhorizont durchschneidet. — Sieh, sieh! die Erscheinung erhebt sich aber bis zum Zenith? — O nein, etwa 30 bis 35° über den Horizont. — So nimmt doch das Licht wenigstens den halben Horizont ein? — Entschuldigen Sie, höchstens 6° Breite am Horizont, und von da verjüngt sie sich nach oben. — Auch dieser achtbare reichbegüterte Gelehrte hatte unter solchen Mißverständnissen belehrend und über die Thatsache absprechend geschrieben.) So behauptet man denn auch, dieses Phänomen erscheine nur zur Zeit der Nachtgleichen. Wochenlang vor und Wochenlang nach den Nachtgleichen sah ich die Erscheinung, die sich mir darstellte, am Himmel, und nur daß ich die Nähe der Tropen verließ, hat mich um den Hochgenuß gebracht es zu sehen, denn nur durch die wachsende Entfernung von den Tropen-Regionen, nahm es für mich bis zum gänzlichen Verschwinden ab. Meine nubischen Bootsleute auf der Nilbarke versicherten freilich wohl, man sehe das leuchtende Schauspiel näher dem Aequator das ganze Jahr durch, etwa mit Ausnahme der tiefern Winterzeit, allein die Unzuverläßlichkeit solcher Angaben habe ich zur Genüge kennen gelernt, besonders da ich mich nur durch meinen Dragoman mit diesen Leuten verständigen konnte, welche als Bootsleute wohl nicht viele Gelegenheit mochten gehabt haben, sich dem Aequator sehr zu nähern.

Der berühmte Cassini kettete die mystische Erscheinung an den Thierkreis, und machte dadurch wohl spätere Reisende befangen, die natürlich der Autorität huldigend, sie dort nicht nur suchten, sondern auch zu erblicken meinten. Das Mißverständniß gewann festen Fuß. Forschende Reisende können immer mehr und minder ähnliche Thatsachen anführen, in denen hochgeehrte Namen glänzen. Ich habe auch Abbildungen des Zodiakallichts gesehen. Sie stellen einen Linsendurchschnitt vor, dessen Längenachse auf der wagerechten Horizontallinie in den Winkel gestellt ist, den die Ekliptik mit dem Horizont

Digitized by Google

bildet. Was ich am Himmel ſah, weicht davon freilich ganz ab, und in meiner Kenntnißloſigkeit frage ich Dich: war es wirklich etwas ganz anderes?

Als Erklärung ſolcher Erſcheinung ſagt man: es habe die Sonne eine leuchtende weitreichende Atmoſphäre, welche in Folge des gewaltigen Achſenumſchwunges die leichte Maſſe ſo ſchwinge, daß ſie nicht eine Kugelform, ſondern eine Scheibenform habe. Dieſe Scheibe reiche ſo weit über die Erdbahn hinweg, als wir das Prachtphänomen erblicken.

Ich muß geſtehen daß es mir unerforſchliches Geheimniß bleibt, wie eine ſo leichte Maſſe bei ſtarkem Umſchwunge zu einer Scheibe kann geſchleudert werden, denn nur in einer dichten Maſſe, die in kleinem Raume viele Materie enthält, alſo auch viele Bewegungskraft in ſich concentriren und wirken laſſen kann, und durch größere Cohäſion zuſammengehalten wird, kann meiner Anſicht nach eine ſolche Form ſich einzig bilden. — Nicht minder unbegreiflich iſt mir's, daß eine derartige Atmoſphäre ſich nur ein ſo kleines Stückchen über die Bahn der Erde hinaus erſtrecken ſoll, und nicht aus ſelbſtſprechenden Gründen über das ganze Planetenſyſtem. Wo ſind aber deſſen wirkliche Gränzen? Oder will man ſich an diejenigen Planeten halten, welche durch ihre größere Dichtigkeit bevorzugt ſeyn ſollen, ſo müßte doch jedenfalls der Mars auch in dieſer Scheibe eingeſchloſſen ſeyn. — Auch vermag ich mir's nicht zu erklären, daß ungeachtet des Geſetzes allgemeiner Attraction ſich der Globus der Erde in dieſer Scheibe undichter und alſo wenig zuſammenhaltender Maſſe unmittelbar befinden könne, auch von ihr ſo erheblich berührt wird, und dennoch weder entferntere noch auch nähere Theile derſelben an ſich ziehet, ja nicht einmal ſo viel Unordnung darin bewirkt, daß die ſchöne Linſenform in ihren rein markirten Umriſſen beeinträchtiget werde. — Ferner kann ich ungeachtet aller Anſtrengung nicht erfahren, wie ein ſolches von der Sonne ausgehendes Licht vorzugsweiſe nur den Tropen und ihren allernächſten Nachbaren prangen ſoll, und nicht dem ganzen Erdglobus, den Polargegenden gleichwie dem Aequatorgürtel. Die Pollargegenden würden durch ihre gewaltig lange Nacht ganz beſonders ein Anrecht darauf haben, durch eine ſolche Extra-Prachtbeleuchtung Licht und Troſt zu gewinnen. — Wie ſollte wohl dieſe Scheibe aus leuchtender Maſſe nur in ihrem Durchſchnitt leuchten können, und nicht auch auf ihrer ganzen Fläche, die dann freilich der Erde alle Finſterniß nehmen, jeden Mondenſchein entbehrlich machen würde. — Wenn die Sonne gleich andern Weltkörpern, die wir genau beobachten können, in ihrer Rotation oder Achſenumdrehung auch einem Schwanken der Achſe unterliegt, dann iſt's unſtreitig eine große Galanterie von ihr, der Erde zu gefallen ihre weitgeſchwungene Scheibe durchweg ſo zu neigen und ſo weit einzubiegen, als die Erde in den Ringriß einpaſſen ſoll. Wozu nun aber noch die Künſtlichkeit dienen ſoll, daß der eingebogene äußere Scheibenſtreif nur die heißeſten Erdgürtel treffe, ungeachtet die Erde ſich innerhalb dieſes Schmuckes in ihren Achſenſchwankungen nicht ſtören läßt, gleich als wolle ſie die ſonnliche Atmoſphärenſcheibe in ihren geſchickteſten Biegungen auf die ſchwerſten Proben ſtellen; — dieß Problem vermag ich mir nicht zu löſen.

Daß ich dergleichen nicht begreifen kann, mag vielleicht nicht viel bedeuten, ſo auch daß es mir ſcheint, die Hypotheſe und das Wahrnehmen der beſcheibten Sonnen-Atmoſphäre ſey erſt geboren worden, nachdem das Bedürfniß drängte, die myſteriöſe Erſcheinung aus dem Lande der Fabeln den Laien auf irgend eine Art zu erklären. Was kann denn ſo ein armer Krautjunker viel begreifen, deſſen Augen vielleicht gleich denen ſeines nahen Nachbars, des Maulwurfes, mehr dazu beſtimmt ſind, wühlend hinab in die Erde zu ſchauen, als hinauf über die Erde zum Himmel.

Die Gegend, in welcher ich zum erſtenmal eine Erſcheinung am Himmel wahrnahm, von welcher ich meinte es müſſe jener Zodiakalſchein (oder Aequatorialſchein) ſeyn, von dem manche Südreiſende mit Begeiſterung ſprechen, und deſſen Pracht auch mir einen Eindruck machte, den keine Zeit verwiſchen kann, war unweit und etwas ſüdlich von Esneh am Nil, alſo ungefähr 25° 24′ n. B. am 30 Januar neuen Styles. Ich habe dieſes Prachtphänomen wochenlang anſtaunen können, bis in die Gegend des Raubſtaates Kordufan — einer mit Anhöhen und Bergveſten verſehenen Oaſe, bekanntlich 15° 15′ nördlicher Gränze, ſüdlich nur unbeſtimmt begränzt — und von da wieder nördlich bis faſt Mittel-Aegypten, wo ich endlich das wunderbare Licht gänzlich verſchwimmen ſah. Schon bei Dſchirgeh, 26° 20′ n. B., und nahe bei Beni-Haſſan, bei Dſchendieh, 27°,52′ n. B. war zum letztenmal mir ein heller aber unbeſtimmter Schein ſichtbar. Somit konnte ich am 11 April neuen Styles wohl noch dieſen Schein ſehen, aber nur ſehr undeutlich, ſtark in der Breite ausgedehnt, wohl 30 Grade des Horizontes, bei 20° über demſelben, und unmeßbar verſchwimmend in das tiefdunkle Himmelsgewölbe. Weiter nach Norden, ſchon bei 28 oder gar 30° n. B. habe ich den Schein nicht mehr geſehen, weder in beſtimmt begränzter Form, noch auch in der unbeſtimmten Maſſe eines gränzenlos ſich verlierenden Schimmers, ſowie dergleichen Erſcheinungen zuweilen durch elektriſche Einwirkungen im hohen Norden erzeugt werden. Dieſe leuchtenden Phänomene — beiläufig geſagt — in den höhern Breiten, z. B. bis zum 70° n. B., wie unendlich weniger prachtvoll ſind ſie in ihren leichten kalten Maſſen, als die ſüdlichen Erſcheinungen in faſt aufgelöſter Ausdehnung ätheriſcher Materie. Von dem Ende des Januars bis zur zweiten Hälfte des Aprils, ſah ich den Tropenſchein, mit einer Unterbrechung vom 3 Februar bis 12 März, da ich gerade die ſüdlicheren Sandwüſten durchzog — eine Unterbrechung, die ich mir nach allgemeinen Naturgeſetzen nicht zu erklären vermag. Das Jahr vorher war ich in den heißern Sommermonaten vom Atlas bis etwa 29 bis 30° n. B. in die Sahara gedrungen, aber nie habe ich da irgend eine Spur des Tropenlichtes geſehen.

Der Ort am Himmel, wo dieſer unerſchütterliche Lichtſtreifen erſcheint, iſt im Weſten, nahe bei dem Punkte, wo der Himmelsäquator den Erdhorizont durchſchneidet. Der leuchtende Streif ſteht feſt, und hat gar nichts mit dem Flackern und dem Strahlenförmigen des Nordlichtes gemein. In anderer Himmelsgegend habe ich dergleichen nie wahrgenommen, alſo [illegible] nie in Oſten. Wohl ſchien es mir ein paarmal, aber eine [illegible]tunde vor dem Aufgang der Sonne, alſo ſchon beim Eintritt [illegible] Dämmerung, oder auch wohl einige Minuten nach dieſem Eintritt, als tauche etwas Leuchtendes auf; das war aber gerade über den beträchtlichſten Höhen der Mokattam. Die Dämmerung hatte begonnen, die Sonne war dem Erdhorizont nahe, der tief unter dem ſich ſüdlich ausbreitenden Gebirge lag; das Bild war zu undeutlich, um es von den etwaigen beleuchteten leichteſten Dünſten auf den bedeutend hohen,

Digitized by Google

und ſomit kühlern, alſo auch unſtreitig feuchtern Gipfeln der Berge mit Sicherheit unterſcheiden zu können, während in unſerer niedrigen durchglühten Wüſtenregion nie ein Thau in die ununterbrochene Dürre Erfriſchung bringt. Endlich wich auch das ſchmale, unbeſtimmte und mit einigen leiſe angehauchten Farben gemalte Streifchen in ſeiner Geſtalt von jener großartigen Abenderſcheinung ganz ab. So muß ich denn überzeugt ſeyn, daß das was ich am Morgen ſah, jenes abendliche Tropenlicht nicht war.

Die Stellung, in welcher ſich dieſer anſcheinend bewegungsloſe Lichtſtreif ſenkrecht darſtellt, habe ich theils mit dem Loth, theils mit einer Viſirbouſſole gemeſſen, und theils mit einer Azimuthbouſſole, und immer fand es ſich, daß das ſenkrechte Loth oder der ſenkrechte Kryſtalleinſchnitt die Geſtalt in zwei ganz gleiche Hälften ſpaltete. Verleitet durch den Rahmen des Zodiakalſcheines, mehr noch durch die Beſchreibungen und Zeichnungen, ſo weit ſie mir zugekommen waren, meinte ich, daß ich mich in dieſen Meſſungen täuſche, denn ich konnte mich von der Idee nicht losmachen, daß das was ich ſah, jener unbeſtimmte und oft ſo widerſprechend beſtimmte Zodiakal- oder Aequatorialſchein ſey; ich glaubte endlich die ſchräge Richtung in dem Winkel des aufliegenden Himmelsäquators finden zu müſſen, der freilich bei der Kugelgeſtalt der Erde zwiſchen dem 26ſten und 10ten Breitengrade nur ſehr gering ſeyn kann, und nur die wiederholten Meſſungen haben mich von der ſenkrechten Stellung überzeugt.

Die Zeit, zu welcher dieſe Erſcheinung ſichtbar wird, war in mondfreien Nächten, je nach der Annäherung an den Aequator, 20 bis 15 Minuten nach dem Untergang der Sonne, denn länger ſchenkt die immer ſenkrechter niederſinkende Spenderin des Lebens und der Hitze der Erde nicht die wohlthätige Dämmerung. Es iſt natürlich, daß der Himmel dunſtfrei ſeyn muß, um dieſe Erſcheinung haben zu können; das iſt er das ganze Jahr hindurch, denn in den gänzlich pflanzenleeren Wüſten, in denen der Boden nur an den Stellen eine Vegetation emportreibt (freilich in paradieſiſcher Fülle), wo unmittelbar der Menſch durch arteſiſche Brunnen das Waſſer hinſchaff', oder aus dem tiefen Spiegel des Nils es hinaufhebt mittelſt Schakiehs, und endlich nur da, wo die Anſchwellungen des Nils dem Menſchen und den Thieren die nothwendigſte Nahrung eben ſo erſchwinglich macht, als die Mittel zu hohem Reichthum — in dieſen Sandwüſten regnet es das ganze Jahr hindurch nicht, habe ich doch während mehrerer Wochen dort, da ich nie unter Dach ſchlief, und mir den Anblick des unendlich reichen Sternenhimmels nicht entziehen wollte, ſelbſt das mitgenommene Zelt keine einzige Nacht braucht, niemals Thau gehabt, niemals eine Spur von Feuchtigkeit an meinen Hygrometern entdecken können. Ich ſage, es regnet dort im Laufe des ganzen Jahres nicht. Einen wunderbaren Unterſchied bilden darin ein Paar ganz kleine Striche am Nil, gleich Inſeln in der Sandwüſte, wo es zu einer gewiſſen Jahreszeit nach der Verſicherung der dort lebenden Menſchen ſo viel — nach unſern Begriffen freilich nur ſehr wenig — regnet, daß bis zu einer geringen Tiefe von ungefähr 30 bis 35 Fuß man durch den Sand enge brunnenartige Ciſternen oder Mauerbehälter anlegen kann, die bis zu einer feſten, dunkelrothen, feinen, undurchlaſſenden Thonſchichte reichen, aus denen ich das Waſſer mittelſt Schakiehs habe emporſchöpfen ſehen. Von dieſer wunderbaren Regenerſcheinung erzähle ich Dir zu anderer Gelegenheit.

Daß ich unter einem ganz dunſtfreien Himmel nicht, wie erwartet, jeden Abend dieſe zauberiſche Erſcheinung gehabt habe, vermag ich mir nicht zu erklären. Dagegen iſt es mir deutlich geworden, daß bei abkühlendem, heftigem und weit verbreitetem Nordwinde die Erſcheinung nur ſchwach, dagegen bei wüthendem Nordſturm gar nicht vorhanden iſt. Ich war nämlich ſo glücklich, dieſes großartige, mächtige Phänomen zu erleben, das während dreimal 24 Stunden, in denen es in der Nacht ruhig war, nur am Tage wüthete, und mir ununterbrochen die Ausſicht gab, es anzuſchauen, wie ich nebſt den Kamelen und ihren bräunlich ſchwarzen Pflegern in wenigen Momenten lebendig begraben werde. Bis zum 5ten oder 6ten Grade habe ich mich dem Aequator nicht genähert, und kann daher nicht berichten, ob in dieſer Region der Windſtillen, in den Wüſten des innern Afrika's gleich wie auf dem Meere die wüthenden Stürme elektriſcher Wolken herrſchen, und ſomit auch nicht, ob zur Zeit ſolcher Stürme, ungeachtet der Dunſtloſigkeit und Wolkenloſigkeit des heitern Himmels das in Rede ſtehende Meteor dort ſichtbar iſt oder nicht. In wie fern ich mich irre, wenn ich einen heftigen Sturm eben ſo die Erſcheinung unmöglich machend halte, als z. B. die Abkühlung auf 16 bis 25° R. durch Nordſturm, werden Sachkundige bei mehrſeitiger Kenntniß des Phänomens in kommenden Jahren entſcheiden.

Die Dauer der Erſcheinung iſt wenig über 2 bis 2½ Stunden. Sie verſchwindet ſchnell, wenn auch nicht gerade plötzlich, gleich als hänge ſie wenigſtens größtentheils von der Richtung der Vibration ab, aus der das Licht beſteht, und die uns bei der Neuheit der Aufgabe noch ein ungelöstes Geheimniß iſt. Von der Zeit, in welcher die Erſcheinung abnimmt, kann ich Dir eben ſo wenig genau berichten, als von der Verminderung der Größe, wenn gleich die Länge abzunehmen ſchien. Ein gleiches kann ich auch nur von der Abnahme der Lichtſtärke ſagen.

Die Farbe des Tropenlichtes, ſo wie ich es betrachtete, war weiß, oder weißlich, beſonders in niederem Breitegrade, wenigſtens erſchien es ſo im Contraſt mit dem tiefdunkeln Blau oder Schwarz des Himmels. Es iſt dort jedes Himmelslicht weiß, nicht bloß der Mond, nicht bloß die Sterne, ſondern auch die Meteore, ja ſelbſt die Sternſchnuppen. Die Sonne ſelbſt erſcheint in dieſer höchſten Gluthfarbe. Weiß erhebt ſie ſich eilend über den Horizont, um nichts von ihrem ſchweren Tagewerk zu verſäumen, weiß durchläuft ſie ihre Bahn, und weiß ſinkt ſie am Abend am dürren, weißglühenden Horizont unter. In den niedrigern Breitegraden war über dürrer glühender Wüſte ſelbſt jenes zauberiſche Grün nur von ephemerer Exiſtenz, welches mit ſeiner weiten Fläche am halben Horizont ausgeſpannt, und bis zum Zenith ſich erhebend, dort in der ewigen Farbe des Himmels ſich verliert, wo der erhabenſte Punkt in ſtiller Majeſtät weilt. Es war an den Ufern der unerſchöpflich reichen Ruinen-Inſel Philä, die gleich einer Verkörperung erhaben ernſter Poeſie ſich aus dem Nil erhebt, der dort einen lieblichen und doch ſchauerlich ſchönen See bildet, deſſen wundervolle Einfaſſung aus den erhabenſten, wunderlichſten, ſchönſten Felſenformen in mannichfaltiger Abwechslung beſteht. Nahe dieſem Ufer, auf der Spiegelfläche des Stromſees war es, wo der Himmel über die glühendſten Farbenmaſſen des Horizonts dieſe Pracht ausbreitete. Wo dagegen die Sonne viel ſenkrechter niederſchaut, und nicht auf die ſchrägen, ins kleinſte Detail zerriſſenen Flächen baumbedeckter

Berge ſcheint, ſondern da wo ſie unter ſich nur eine ebene Sandwüſte hat, da ſcheint es als fehle es dem Sonnenlicht an einer Materie, deren es bedarf, um nach alter Theorie den durchgehenden Lichtſtrahl ſpalten zu können, auf daß die Farbenpracht hervorgehe. Die Farbe dieſes Lichtes kann ich mit der Farbe des Nordlichtes in den nördlichern Theilen Lapplands vergleichen, ſo wie dieſes noch in meiner Erinnerung lebt, als ich es vor 44 Jahren ſah. Ebenfalls kaum bewegt, farblos, aber ſtark genug erhellend, daß ich damals — mit noch ſcharfen Sinnen — in ſeiner Erleuchtung einen mittlern Druck ſo eben noch leſen konnte. Eine Aehnlichkeit nur ſtellt ſich zwiſchen beiden mir doch dar, nämlich daß man durch beide die Sterne erſter Größe durchſcheinen ſieht; ſo z. B. ſah ich in den höhern Breitengraden Nubiens den Merkab deutlich durchſchimmern. — Verzeihe, liebſter Bruder, dieſe Abſchweifung, die mit der Lichterſcheinung nichts direct zu thun hat! Mich intereſſiren dergleichen Zuſammen- und Gegenſtellungen, die manche ſich ähnelnden Phänomene bezeichnen, und doch bedeutende Contraſte in ſich tragen, beſonders in Hinſicht auf die ganz verſchiedenen Naturgeſetze, welche die Erſcheinungen hervorrufen.

Die Geſtalt der von mir beobachteten Lichterſcheinung weicht ganz ab von den Beſchreibungen und den Zeichnungen, die mir bekannt wurden, wie der Zodiakalſchein ausſehen ſoll. Bis zu einer Höhe von 36° über den Horizont erhob ſich die mir imponirende Geſtalt, unbeweglich und nach keiner Seite hin geneigt. Die Meſſung geſchah mit einem von mir conſtruirten Quadranten mit einem Pendel, welcher an einem feſtzuſtellenden oder anzuheftenden Fraunhofer'ſchen Teleſkop angebracht war. Auch diente dazu eine genaue Waſſerwage mit einem Scharnier, welche mit Kryſtalldioptern und einem genauen Sextanten verſehen war, zu dergleichen Beobachtungen beſonders conſtruirt. Auch eine ſehr ſorgfältige Azimuth-Bouſſole konnte immer nur daſſelbe Reſultat geben. Der Fuß der Erſcheinung, der auf dem Horizont unmittelbar ruht, iſt circa 6° breit, oben 4°, und von da kürzt er ſich in einer Pyramide von 3 bis 3½° in die höhere Spitze. Der Rand iſt nirgend abſolut ſcharf abgeſchnitten, ſondern verliert ſich in kaum einem halben Grad Durchmeſſer, vom ſtarken aber nicht blendenden Lichte bis zum Schwarzblau des ungetrübten und dunſtloſen Himmelsgewölbes. Innerhalb dieſes Randes erſcheint die ganze Maſſe von einem nirgend modificirten Lichtglanze, der matt genug iſt, um ohne zu blenden, angeſtaunt und bewundert werden zu können. Mehrere Tage hindurch war während der etwa vier heißeſten Stunden, nämlich von 11 oder 11½ Uhr bis 3½ Uhr der Thermometer bis + 44 ſelbſt + 46° R. geſtiegen, und ſtand ohne Schwanken in der windloſen Stille. Da ſchien es mir, als habe ſich die Säule faſt 2 Grade höher erhoben. Die Schwierigkeiten einer befriedigend genauen Beobachtung ſolcher Phänomene in der Wüſte ſind größer, als man in der Entfernung wähnen kann, und drückender als man ſich in unſern Lebensſphären vorſtellt. Allbekannt iſt, daß es in jenen leeren Räumen nirgend einen feſten Anhaltspunkt für die Beobachtungsinſtrumente gibt, daß nirgend ein feſter Baumſtamm vorhanden iſt, an dem man ein Inſtrument anſchrauben kann, nirgend auch nur ein Stückchen Holz, nirgend Steine die man aufhäufen oder zuſammenfügen könnte, denn dort gibt es nicht einmal Trümmer, welche gleich wie am Nilufer oder in der Nilnähe Zeugniß geben, daß vor Jahrtauſenden dort hochciviliſirte Menſchen lebten. So muß ich denn öfters als mir lieb iſt, ehrlich ſagen: es ſchien mir — anſtatt daß ich ſagen möchte: es war ſo. Zuweilen gelang es nicht einmal in der ſo mächtig einladenden ſternreichen Nacht von den hölzernen Kamelſätteln ein feſtes Beobachtungsgerüſte zu bauen, ich muß daher meine moraliſche Ueberzeugung von der Richtigkeit mancher meiner Beobachtungen ſchweigen laſſen, und vor Dir und Deiner ſcharfen Prüfung nur das gewiſſenhafte: es ſchien mir ſo, mit Beſtimmtheit ausſprechen.

Du ſiehſt, mein theurer Bruder, daß das was ſich mir darſtellte, mit dem was bisher als Zodiakallicht beſchrieben und erklärt wurde, nichts gemein hat als die Erdgürtel die durch den Anblick derſelben verherrlicht werden, und die Zeit der Erſcheinung. Wenn alſo die Beobachtungen, oder vielmehr die leicht trügenden Berichte in früher Zeit, da man gern im Mangel deutlichen Begreifens fabelte, nicht etwas anderes darſtellen, als was zwiſchen den Tropen, wo ich mich befand, zu ſehen war: ſo iſt das Tropenlicht, welches ſich mir darſtellte, etwas ganz anderes als das Zodiakallicht, das ſich mir einprägte, obgleich ich für deſſen Bekanntſchaft mich in den günſtigſten Verhältniſſen befand und dazu Zeit und Gelegenheit mehr als hinreichend hatte. Ich muß noch darauf hinweiſen, daß ich ja ſo lange als ich die Nilbarke verlaſſen hatte, nur drei Nächte in Neu-Dongola und zwei Nächte in Alt-Dongola nicht unter freiem Himmel zubrachte.

(Schluß folgt.)

Fragmente aus Sicilien.

Von Gregorovius.

1. Die Kathedrale und andere Kirchen von Palermo.

Der Dom von Palermo, zu dem ich nun meine Leſer führe, war ſchon vor der ſaraceniſchen Periode die Hauptkirche der Stadt und des Erzbisthums, und der Maria Genetrix war er geweiht. Die Araber hatten ihn in eine Moſchee verwandelt, die Normannen ihn dem chriſtlichen Cultus zurückgegeben und alles Saraceniſche daraus entfernt. Nur auf einer einzigen Säule des ſüdlichen Portikus ſieht man noch eine arabiſche Inſchrift, den 55ſten Vers der ſiebenten Sura, welcher lautet: Euer Gott hat den Tag geſchaffen, dem die Nacht folgt, und der Mond und die Sterne ſind beigefüget zum Werke nach ſeinem Befehl. Iſt nicht ſein eigen die Creatur und nicht ſein die Herrſchaft. Gelobet ſey Gott der Herr der Jahrhunderte!

Dieſe urſprüngliche Kirche alſo baute der Erzbiſchof Gualterius Offamil, ein Verwandter Rogers, in den Jahren 1170 bis 1194 prächtig aus und gab ihr den gothiſchen, ernſten Charakter, welchen der Dom trotz aller neuern Verunſtaltungen im weſentlichen behalten hat. Von dem alten Gebäude ließ er nur die Ca-

pelle der S. Maria Incoronata ſtehen, in welcher Roger wie alle folgenden Könige Siciliens die Krone empfingen, was die Inſchrift, Hic Regi Corona Datur, beſagt. Im Jahre 1781 wurde der Dom erneuert und durch die geſchmackloſe Kuppel, ein Werk des neapolitaniſchen Architekten Ferdinando Fuga, auf das ſinnloſeſte entſtellt, und damit der ſchöne, gothiſch-arabiſche Styl auf unangenehme Weiſe zerriſſen. Gleichwohl macht die Kathedrale einen mächtigen Eindruck; ſie verbindet die gothiſche Erhabenheit mit allem phantaſtiſchen Reiz ſaraceniſcher Bogen und Arabesken, und kein anderes Gebäude Palermo's ſpiegelt ſo klar die an Contraſten reiche Geſchichte der Inſel ab.

Der Dom liegt frei auf einem großen Platze, den eine marmorne Baluſtrade mit barocken Steinfiguren umgibt. In der Mitte desſelben erhebt ſich die barocke Statue der heiligen Roſalia auf einem dreiſeitigen Piedeſtal. Sie iſt vorgeſtellt in dem Acte, da ſie die Peſt vertreibt, und für Palermo iſt ſie das, was der heilige Gennaro, der den Dämon des Veſuvs beſchwört, für Neapel bedeutet.

Vier Thürme von graziöſer Arbeit ſpringen aus den Ecken des Doms und kleine Kuppeln laufen an der Längenſeite hin. Der alte viereckige, unverjüngte Glockenthurm erhebt ſich daneben nach toscaniſcher Weiſe und iſt durch Bogen mit der Kirche verbunden. Die halbrunde Tribune iſt von außen mit ſchwarzen Arabesken graziös, wenn auch ſchablonenartig bemalt; überall an den Außenwänden, in Portalen, Fenſtern, Frieſen und Geſimſen ergötzt ſich das Auge an der feinen Sculptur der Arabesken und an den phantaſtiſchen Bildungen von Säulen und Zinnen. Die mühſamſte Kunſt iſt an den Portalen verwendet, und zumal merkwürdig die kunſtreiche Arabeskenbildung der Hauspfoſte und der Charakter des Porticus auf der ſüdlichen Seite. Dieſer Porticus rührt vom Jahre 1430 her. Er wird von drei Spitzbogen über vier Säulen gekrönt und iſt von ſehr maleriſcher Wirkung. An der innern Wand des Atriums ſieht man dort zwei moderne Sculpturen, welche die Krönung Carls III und die des Victor Amadeus von Sardinien darſtellen.

Der innere Raum des Doms von einfachem und freundlichem Charakter, aber ganz moderniſirt, iſt dreiſchiffig, in der Form des lateiniſchen Kreuzes, mit Rundbogen, die von Pfeilern getragen werden. Capellen wie Altäre ſtrotzen von Ueberladung und barockem Ungeſchmack. Schöner Marmor und Porphyr ſind reichlich verſchwendet, aber weder Malereien noch Sculpturen bemerkenswerth, außer den beiden kunſtvoll gearbeiteten Marmorbecken, von denen das eine aus der Schule des Antonio Gagini iſt, des Schülers Michel Angelo's und des beſten Bildhauers, den Sicilien hervorgebracht hat. Von dieſem talentvollen Künſtler rühren viele Sculpturen im Dome her, namentlich auch Grabmäler in der merkwürdigen Krypta. Die Unterkirche wurde nämlich noch in der normänniſchen Zeit erbaut, und hat den urſprünglichen Charakter beibehalten, denn ſie iſt eine Baſilika mit Spitzbogen, die von mächtigen Granitſäulen getragen werden. An den Wänden ſtehen Grabmäler der Erzbiſchöfe von Palermo, zum Theil antike Sarkophage von mittelmäßiger römiſcher Arbeit, auf welche dann ſpäter die liegenden Figuren der Erzbiſchöfe aufgeſetzt wurden. Die düſtere Einfachheit der ruſtiken Maſſen, welche unbekleidet und ſchmucklos gelaſſen ſind, macht einen tiefen Eindruck.

Das Merkwürdigſte aber, was der Dom von Palermo enthält, ſind die Sarkophage der Könige aus dem Geſchlechte der Normannen und der Hohenſtaufen; ſie ſind hochwichtige Denkmäler der Geſchichte Siciliens und zugleich der unſeres deutſchen Vaterlandes. Sie ſtehen in zwei Capellen des rechten Seitenſchiffs, würdige und ernſte Sarkophage aus Porphyr oder Marmor, zum Theil unter kleinen porphyrnen Grabtempeln aufgeſtellt. Ich habe nie fürſtliche Grabmäler geſehen, die ſo großartig einfach und mächtig, gleichſam für ewige Dauer berechnet geweſen wären als dieſe. Selbſt die beiden großen Porphyrſarkophage aus der Zeit Conſtantins, welche jetzt im vatikaniſchen Muſeum ſtehen, wirken nicht ſo kräftig, weil ihre Flächen durch die Reliefs zerſplittert werden, dort aber wirkt aus mächtigen Flächen die düſtere Kraft des blutdunkeln Porphyrs ungeſchwächt. In ſolchen Grüften von ſo großartiger Einfalt und ernſter, ſchwergewichtiger Majeſtät möchten auch Nibelungenkönige würdig ruhen. Die große Zeit des 13ten Jahrhunderts erkennt man in ihnen. Uebrigens zeigen dieſe Sarkophage, daß damals die Sicilianer die Kunſt den Porphyr zu behandeln, noch übten, da ſie doch in Italien bereits verloren gegangen war, und wie Vaſari ſagt, erſt in der Mitte des 16ten Jahrhunderts wieder durch Franceſco del Tadda in Aufnahme kam.

Es liegen nun in ihnen beſtattet der große König Roger, ſeine Tochter Conſtanza, die Gemahlin Heinrichs VI, der mannhafte Kaiſer Heinrich VI, ihr beider Sohn Friedrich II, der größte Fürſt, den Deutſchland erzeugt hat, und deſſen erſte Gemahlin Conſtanza von Aragon.

Vor allen andern zeichnet ſich Friedrichs Grabmal aus. Der Kaiſer war nicht in Sicilien, ſondern in Firenzuola bei Lucera in Apulien am 13 Dec. 1250, nur 56 Jahre alt, geſtorben. In den Armen Manfreds hatte er ſeine Seele ausgehaucht. Man brachte ſeine Leiche nach Sicilien unter einem Geleite von ſechs Schaaren Reitern und der ſaraceniſchen Leibwache, und beſtattete ſie in derſelben Kirche, wo Friedrich einſt als Kind die Krone empfangen hatte, und wo auch ſein Sohn Manfred ſich krönen ließ. Dieſer hatte den Bildhauer Lapo, den Schüler des berühmten Nicola Piſano, mit einem prächtigen Grabmal für den Kaiſer beauftragt, das aber nicht zu Stande kam. Man weiß nicht, welcher Künſtler das gegenwärtige Denkmal verfertigte, ob es ein Toscaner oder ein Sicilianer war. Sein Sarg, deſſen Decke Adler und Greife ſchmücken, ruht auf vier Löwen, die in den Tatzen Sklavenfiguren halten, darüber erhebt ſich ein Tempeldach auf Säulen, welche auf einem dreiſtufigen Unterſatze ſtehen. Alles iſt aus Porphyr gehauen.

Im Jahre 1491 wagte es zuerſt der ſpaniſche Vicekönig, Fernando d'Acunha, die Gräber zu öffnen; er ließ in Gegenwart der Erzbiſchöfe von Palermo und von Meſſina und des Senats die Sarkophage Heinrichs VI und der Conſtanza, Gemahlin Friedrichs, öffnen, und nur der Unwille aller Anweſenden hielt ihn ab, ein Gleiches mit den andern zu thun. Als nun im Jahre 1781 der Dom reſtaurirt wurde, ſtanden noch alle dieſe Grabmäler in einer Capelle neben dem Chor; ſie wurden nun an die Stelle gebracht, wo ſie jetzt aufgeſtellt ſind und bei dieſer Gelegenheit alle geöffnet. Der Prinz Torremuzza, welcher bei der feierlichen Eröffnung der Särge am 11 Auguſt zugegen war, erzählt in ſeiner Lebensbeſchreibung: „die Leichname Rogers I, Heinrichs VI und der Conſtanza,

ſeiner Gemahlin, fanden ſich beinahe zerſtört und zerfallen, und wenig war von ihren Ornamenten zu bemerken; aber die Leichen Friedrichs II und Coſtanza's, ſeiner Gemahlin, erregten die allgemeine Bewunderung wegen des Reichthums der Gewänder und wegen des Schmucks von Edelſteinen, die ihnen in die Gräber mitgegeben waren. Auf der Krone Heinrichs VI und auf der Alba oder dem Hemde, mit welchem Friedrich II unter dem Gewande bekleidet war, fand man mehrere arabiſch-cufiſche Charaktere a ricamo gemacht, von denen eine getreue Zeichnung genommen und auf meine Veranlaſſung an den Profeſſor Tychſen in Bützow geſendet wurde, um ſeine Erklärung davon zu hören."

Nicht ganz ſtimmt dieſe Angabe mit dem Berichte Danieles, des neapolitaniſchen Hiſtoriographen (I reali sepolcri del duomo di Palermo illustrati); die Berichte über den Leichnam Heinrichs VI lauten verſchieden. Friedrich II lag da in prachtvollen Gewändern und wohl erhalten, obwohl man ihm unehrerbietig genug noch zwei andere Leichen in dem Sarg beigelegt hatte, eine die man für Peter II von Aragon hielt, der im J. 1342 geſtorben war, und eine andere, die nicht erkannt wurde. Seine mit Perlen beſetzte Krone lag auf ſeinem ledernen Kopfkiſſen und links an ſeinem Haupte der Reichsapfel. Er hatte einen Smaragdring am Finger, an der Seite das Schwert, um den Leib einen ſeidenen Gürtel mit ſilberner Schnalle, an den Füßen buntgeſtickte ſeidene Stiefel und goldene Sporen.

Leider iſt kein ganz klares und lebenstreues Bildniß des großen Fürſten auf uns gekommen, als nur auf Münzen und auf einem Ringe, welchen der Geſchichtſchreiber Daniele nach dem Gypsabdruck eines Kopfes des Kaiſers ſtechen ließ. Es hatten nämlich die Bürger von Capua dem Kaiſer Friedrich und ſeinen beiden Räthen, Thaddäus von Sueſſa und Peter von Vinea, auf der Brücke über den Vulturnus Bildſäulen geſetzt; nur die des Kaiſers hat ſich erhalten, doch ſchmachvoll verſtümmelt, da, wie Raumer erzählt, freche Söldner ihr Arm und Fuß zerbrachen und ſogar den Kopf herunterſchlugen. Ehe nun dieſe Verſtümmelung geſchah, hatte Daniele den Kopf abformen und nach der Form den Ring ſtechen laſſen.

Mit welcher Empfindung ſteht der Deutſche in dieſen Tagen vor dem Sarge ſeines größten Kaiſers, auf dieſer weit entlegenen Küſte? Welche Rechenſchaft und welche Kunde wird er dort niederlegen? Dieſes Grab weckt große Erinnerungen — wer kann davor ſtehen ohne Ehrfurcht, ohne Liebe und ohne Thränen? Andere Fürſten werfen noch nach Jahrhunderten einen ſchwarzen Schatten in die Welt, dieſer Herrliche breitet einen Lichtſchimmer über unſere Nation und Italien aus, der nicht verlöſchen wird. Was in dieſes einzigen Mannes großer Seele, die alle Tiefen der Luſt und des Leids menſchlich erſchöpft hatte, an genialen Kräften lag, iſt ewiger Bewunderung werth. Große Impulſe gingen von ihm aus, welche die Zeit weitertrug und noch in ſpätern Jahrhunderten zur Wirkung brachte, obwohl er im Kampf erlegen ſcheinen mochte. Das Papſtthum, mit dem er ſein Leben lang geſtritten hatte, hat er zuerſt gebrochen und geſchwächt: in dieſem Kampfe wurde der edelſte Stamm Deutſchlands aufgebraucht, aber nicht ohne dauernde Frucht. Ein Vorläufer der Reformation war Friedrich II; weit über ſeine Zeit hinweg ſprach er Ideen der Humanität, der Bildung, der Vernunft aus, welche die päpſtiſch-feudale Barbarei des Mittelalters erleuchteten und das rein Menſchliche von ihr errretteten. Seinen Völkern gab er ein Geſetzbuch, wie es die Welt bis dahin nicht gehabt hatte, voll Weisheit und Menſchlichkeit. Den Gedanken einer Volksvertretung ſtellte er zuerſt feſt, indem er dem dritten Stande an den Parlamenten Theil gab. Er pflegte die Wiſſenſchaften, deren tiefſinniger Kenner er war, mit uneigennütziger Liebe; die Poeſie lebte in ihm auf und erweckte die italieniſche Dichtung. Friedrich II war ein Menſch von idealſter Bedeutung, eines von den großen Culturgenies, die, wenn ſie erſcheinen, ein Feuer in der Menſchheit entzünden, welches Jahrhunderte lang fortlodert.

Warum haben wir noch keine Geſchichte der Hohenſtaufen, die ihrer ganz würdig ſey? Die fleißige und treffliche Arbeit Raumers in allen Ehren, doch entſpricht ſie nicht der Tiefe und Breite jenes Stroms von Geſchichte, der aus unſerem nationalen Leben ſich in die Weltgeſchichte ergoſſen hat. Wer hätte nicht dieſen Mangel eines volksthümlichen Geſchichtswerks über die Hohenſtaufen längſt ſchmerzlich beklagt! Aber ſo geht es uns Deutſchen, daß wir unſre eignen Schätze nicht heben können, daß wir weder zu einer wahrhaft nationalen Geſchichte noch zu einer nationalen Tragödie gelangen. Unſere beſten Geſchichtſchreiber wenden ihre Kräfte ſtets an die Fremde: ſie arbeiten für andere Nationen, für die Engländer, Franzoſen, Italiener, Türken und Araber; das deutſche Volk geht leer aus. Wie habe ich nicht dieſe politiſch unglücklichen Italiener von den Alpen bis nach Sicilien herab um ihren bewundernswürdigen Patriotismus der Geſchichtſchreibung beneiden müſſen. Gibt es doch einzelne Städte in Italien, welche mehr Werke ihrer Nationalgeſchichte aufzuweiſen haben, als manches große Land in unſerem Vaterlande.

Doch genug, da wir einmal mit einer Klage von Friedrichs Grab ſcheiden müſſen, ſey es dieſe — denn andere, ſchmerzlichere, ſind ſchon bis zum Ueberdruß gehört.

Ich führe meine Leſer noch zu einigen andern Kirchen Palermo's aus der Normannenzeit. Es gibt unter den älteſten, welche die Normannen dort bauten, einige von ungemein graziöſer Art. Vor allen iſt die Kirche und das Kloſter della Martorana (oder S. Maria dell' Ammiraglio) merkwürdig. Sie wurde von dem Großadmiral Georgius vor dem Jahre 1143 gebaut, in einem reizenden, nun höchſt alterthümlichen Style. Ein Campanile von arabiſch-normänniſchem Charakter, welches kleine Säulen gliedern, erhebt ſich neben ihr; ins Innere gelangt man durch einen Porticus, und hier überraſcht die gleiche düſtre Moſaikpracht, wie wir ſie ſchon in der Capella Palatina geſehen haben. Der Chor hat acht granitene Säulen mit goldnen korinthiſchen Capitälern, welche die Bogen tragen. Dieſe, die Kuppel, die Wände bis zur Mitte ſind ganz mit Moſaiken auf Goldgrund bedeckt und mit Arabesken abgetheilt, während der Fußboden mit buntem Marmor und Porphyr kunſtvoll zuſammengeſetzt iſt. Auch hier gewahrt man auf einigen Säulen arabiſche Inſchriften.

Unter den trefflichen Moſaikgemälden zeichnen ſich beſonders zwei aus. In der einen Capelle ſieht man nämlich zu Füßen der heiligen Jungfrau den Großadmiral niedergefallen und über ihm die griechiſche Inſchrift *Λάβε θέησις σου Γεωργίου Ἀμηρᾶ* (Gebet deines Knechts Georgs des Admirals). Die Jungfrau, ſittſam in Gewand und Schleier gehüllt, hält eine aufgerollte Schrift, wäh-

rend Chriſtus aus der Höhe mit einem Scepter herabdeutet. Auf der Schrift ſteht griechiſch geſchrieben: „Behüte, o Sohn, das Wort in allen und vor aller Schuld Georg aller Fürſten Erſten, der mir dieſen Tempel von Grund aus gebaut und gib ihm die Erlaſſung der Sünden, denn wie Gott allein haſt du Gewalt.“ Ein anderes Moſaikbild jenem gerade gegenüber und von noch beſſerer Ausführung ſtellt den König Roger ſelbſt dar, wie Chriſtus ihm die Krone aufſetzt. Roger iſt Porträt, ein ſchöner Kopf mit lang auf den Nacken herabwallendem Haar und mit ſpitzem Barte. Er trägt ein langes blaues Gewand, eine blaue goldgeſtickte Tunika darüber, und über den Schultern eine blaue Binde in Gold, welche ſich über der Bruſt kreuzt, und dann noch über den linken Arm fällt. Auf dem Haupte trägt er eine Krone oder vielmehr ein viereckiges Berretto, an den Füßen roſenrothe Schuhe. Dieß war auch der Anzug Friedrichs II, als man ſeinen Sarg öffnete, und ebenſo Heinrichs VI und Wilhelms I. Morſo meint ſehr richtig, daß alle dieſe Zeichen königlicher Würde geiſtliche Inſignien ſeyen und beruft ſich darauf, daß Roger ſie vom Papſte Lucius II erhielt, um ſeinem Königthum mehr Weihe zu geben. Er erhielt aber vom Papſte das Scepter, den Ring, die Dalmatika, die Mitra und die Sandalen, wie Otto von Freiſingen (de gestis Frider. lib. 1. c. 28) genau berichtet.

Leider ſind die ehemaligen Moſaiken der Tribüne bei einer Reſtauration der ſchönen Kirche im 16ten Jahrhundert getilgt, und die Tribüne ſelbſt iſt durch einen barocken Geſchmack in eine andere Form umgewandelt worden. Die Martorana iſt noch dadurch merkwürdig, daß ſich hier nach der ſicilianiſchen Veſper das Parlament verſammelte und Peter von Aragon zum Könige erkor.

Eine andere alte Kirche Palermo's iſt S. Giovanni degli Eremiti, ja ſie iſt noch älter als die Martorana, da ſie im J. 1132 durch Roger gebaut ſeyn ſoll. Dieſe kleine, intereſſante Kirche hat vier ganz arabiſch geformte, blaue Kuppeln, die von höchſt maleriſchem Ausſehen ſind. Der innere Raum iſt ſehr klein, und zeigt, weil die Kirche längſt verlaſſen iſt, nur die leeren Wände. Neben an ſteht die Ruine eines pittoresken Kloſterhofes in arabiſch-normänniſchem Styl, gleichfalls von ſehr kleinem Umfange.

Die dritte normänniſche Kirche aus früher Zeit iſt S. Cataldo. Sie iſt in griechiſchem Charakter gebaut, faſt rechteckig und mit drei Halbkreiskuppeln, die von Spitzbogen getragen werden. Ihre Moſaiken ſind vertilgt. Der Admiral Majone ſoll ſie erbaut haben. Manche normänniſchen Kirchen, wie S. Giacomo la Magara und S. Pietro la Bagnora, gingen faſt ſpurlos unter, andere wurden in ſpäterer Zeit durch die Spanier gänzlich umgewandelt. Daß die Hohenſtaufen in Sicilien faſt gar keine Kirchen bauten, iſt aus ihrer Geſchichte leicht erklärlich; dagegen ſchien die religiöſe Architektur in der erſten Zeit der aragoniſchen Könige Siciliens noch eine Nachblüthe zu treiben. Dieß beweiſen S. Agoſtino und S. Francesco, beſonders die letztern, deren Entſtehungsjahr freilich nicht ganz gewiß iſt. Ihr Portal iſt reich gearbeitet und mit gewundenen Säulen geſchmückt; vielleicht ſtammen dieſe noch aus arabiſcher Zeit und gehörten einſt einer Moſchee an, denn die lufiſche Inſchrift auf einer der Säulen iſt hier geradezu mohammedaniſch; ſie lautet: „im Namen Gottes des Barmherzigen Erbarmers. Es gibt keinen Gott außer Gott und Mohammed iſt Gottes Prophet.“

Schön und ſehr maleriſch iſt auch die Façade der kleinen Kirche S. Maria Catena aus dem 14ten Jahrhundert. Sie ſteht am Toledo. Ihr Porticus iſt ungemein pittoresk, da er ſich in drei Bogen ausſpannt, welche durch zwei Hauptſäulen getrennt werden. Seltſamer Weiſe ſind die Bogen an den Enden von den Säulen abgeſchnitten. Ein Fries mit reizender Arabeskenarbeit läuft darüber hin. Einen ähnlichen Porticus hat übrigens auch die Kirche S. Maria Nuova. Und ſo könnte ich noch manche ſehenswerthe Kirche anführen, wie die prächtige Olivella, aber das würde uns in weit andere Zeiträume hineinführen, und einen entſchiedenen Charakter hat keine mehr, da mit dem 15ten Jahrhundert auch der normänniſche Bogen verſchwindet und dem modernen Kreisbogen und dem ſchweren Pilaſter Platz macht. Da macht es denn keine Freude, dieſe bunten Kirchen zu beſuchen; ſie ſprechen in ihrer Ornamentik den grellen Farbenſinn des Sicilianers und ſeine Luſt an muſiviſcher Decoration genugſam aus. Aber der höhere und künſtleriſche Charakter des Moſaiks iſt ſchon verſchwunden; denn während in dem normänniſchen Sinne wirkliche Moſaikmalerei mit bibliſcher Darſtellung künſtleriſch ſchön verzierte und zugleich tiefer religiös erregte, hat man in der ſpäteren Zeit die Wände bloß mit bunten Steinen ſo reich als möglich incruſtirt und am Mechaniſchen des Schmucks ſich begnügt. Auch gute Gemälde ſucht man vergebens in dieſen Kirchen; das einzige große Meiſterwerk, deſſen ſich Palermo rühmen konnte, der Spaſimo Rafaels, ehemals in der Kirche S. Maria dello Spaſimo, ziert nun das Muſeum von Madrid.

Wanderungen in Abyſſinien von Parkyns.

(Revue Britannique. April.)

2. Aufenthalt in der Provinz Tigre.

Parkyns ließ ſich auf eine Zeit lang in Adua, der Hauptſtadt von Tigre nieder. Dieſer Stadt, welche zwei Kirchen, eine zum h. Michael, die andere zum h. Gabriel hat, fehlt es außerdem faſt ganz an öffentlichen Gebäuden, da aber eine gewiſſe Anzahl Perſonen vom höchſten Rang und reiche Kaufleute, meiſt Moslems, hier wohnen, ſo übt ſie einen großen Einfluß auf das übrige Land aus und regelt die Mode, welche trotz der ſpärlichen Kleidung, die derſelben kaum einen Spielraum verſtatten zu können ſcheint, ſo tyranniſch iſt, wie zu Paris, namentlich unter dem männlichen Geſchlecht. Die Männer tragen Beinkleider von Baumwollenzeug, das im Lande gefertigt wird, und einen 15 bis 16 Ellen langen Gürtel, ſowie einen Mantel von demſelben Stoff. Nach der jetzigen Mode reichen die Hoſen bis zum halben Bein herab, und ſind ſehr eng. Der Wechſel der Mode übt ſich namentlich an der Länge und der größern oder geringern Weite derſelben. Hr. Parkyns und Prinz

Schetu trugen ſie zuerſt ſo eng, daß man eine Stunde brauchte, um die Ferſen durchzubringen. Das „junge Abyſſinien“ nahm die Mode mit wahrer Wuth an.

Die Abyſſinier ſind im Durchſchnitt etwa 5′ 7″ (engl. Maaß) groß, manchmal aber auch über 6′. Männer und Frauen ſind im Allgemeinen gut gewachſen und ſchön; zur Probe theilen wir eine Schilderung mit, die wahrſcheinlich einer abyſſiniſchen Helena entnommen iſt. „Was Geſichtszüge und Körperformen anbetrifft, ſo können die jungen Frauen Abyſſiniens zu den ſchönſten der Welt gezählt werden. Man darf ſie nicht mit den Gallaſklavinnen verwechſeln, die in Aegypten als Abyſſinierinnen verkauft werden, und einer ſehr untergeordneten Kaſte angehören. Sie haben im Gegentheil ein faſt europäiſches Geſicht, und ihre Geſichtsfarbe, ohne unſchön dunkel zu ſeyn, iſt es doch in genügendem Maaße, um einen zu ſtarken Contraſt mit ihren großen ſchwarzen Augen zu vermeiden, ein Fehler, den ich oft bei Aſiatinnen und ſelbſt bei Südeuropäerinnen bemerkte, namentlich wenn der Teint, wie dieß oft im Orient der Fall, gelb oder mattweiß iſt. Die Abyſſinierinnen haben in ausgezeichnetem Grade die großen ſchönen Augen, die man allgemein den Bewohnern günſtiger Klimate zuſchreibt. Die Augen ſind manchmal ſo groß, daß eine getreue Darſtellung für Uebertreibung gälte.“

Einer der Rechtsanſprüche des Königs Ubie an die Zuneigung ſeines Volks liegt in dem Umſtand, daß man ſeine Rechtspflege nicht eben ſchlecht nennen kann. Vielleicht könnte man ſogar von dem abyſſiniſchen Verfahren etwas entlehnen. Die Parteien erſcheinen vor dem Vicekönig, aber ein Diener der Gerechtigkeit ſcheidet ſie, damit ſie nicht zu ſehr von Leidenſchaftlichkeit ſich fortreißen laſſen. Der Kläger beginnt, und ehe er nicht geendigt hat, darf der Beklagte weder geſtikuliren, noch unterbrechen, bei Strafe den Sabbar, d. h. die Buße für gezeigte Ungeduld, zu bezahlen, welche dem Oberhaupt zukommt. Endlich kommt auch ſeine Reihe und dem Gegner wird nun daſſelbe Schweigen aufgelegt. Dann ſchreitet man zur Abhörung der Zeugen und zur Unterſuchung von Schriftſtücken, wenn welche da ſind, worauf das Urtheil geſprochen wird. Bei einem Volk von ſo hitzigem Temperament iſt eine ſolche Einrichtung gar nicht übel. Hr. Parkyns ſchildert uns einen der originellſten Züge des abyſſiniſchen Gerichtsweſens, den er als den intereſſanteſten und für den Richter lucrativſten bezeichnet. „Während der Verhandlung machen die Streitenden Wetten, oder vielmehr ſie ſtellen Pfänder für die Wahrheit ihrer Ausſagen. Handelt es ſich z. B. um ein Stück Land — ein ſehr gewöhnliches Streitobject in einem Lande, wo der einzige Rechtsanſpruch auf ein Grundeigenthum auf der Tradition beruht — ſo ſagt ein Theil zum andern: „dieß Stück Land beſaß mein Vater, mein Großvater, mein Urgroßvater u. ſ. w. während der Regierung dieſes oder dieſes Kaiſers. Zur Unterſtützung meiner Ausſage verpfände ich ein Maulthier.“ Man verſteigt ſich manchmal bis zu zehn Maulthieren, von denen jedes 10 Dollars werth iſt. Nimmt die Gegenpartei die Ausforderung an, ſo zahlt der Verlierende die Summe an den Häuptling. Iſt der eine Theil zu arm um den vorgeſchlagenen Einſatz zu wagen, ſo antwortet er: „ich kann nicht zehn Maulthiere verpfänden, aber eine Kuh.“ Faſt immer wird dieſer Vorſchlag angenommen. Auch kann man ſtatt der Maulthiere Pferde, Gewehre oder jeden andern Gegenſtand von Werth einſetzen. Die Hitze der ſtreitenden Parteien iſt allenthalben ſo groß, daß der Einſatz häufig die Hauptſumme überſteigt. Ich wohnte eines Tages einem Proceſſe bei, wo zehn Maulthiere, 100 Dollars an Werth, eine bedeutende Summe in Abyſſinien, zwiſchen zwei Pächtern verloren gingen, von denen der eine die Zahlung einer kleinen etwa ¼ Dollar betragenden Abgabe an Getreide auf den andern ſchob. Wer die Wette verliert, muß Caution für die Zahlung leiſten; geſchieht dieß nicht in der Gerichtsſitzung ſelbſt, ſo kommt er ins Gefängniß oder, um genauer zu ſprechen, er wird mit dem Arm an einen der Diener des Häuptlings angefeſſelt.

Der Strafcodex der Abyſſinier iſt, wie der aller barbariſchen oder halbciviliſirten Völker des Orients, natürlich ſehr roh, aber die Strafe für den Diebſtahl iſt wirkſam. Der Dieb erhält die Peitſche. Dieſe, welche den ſeltſamen Spitznamen „die Giraffe“ erhalten hat, iſt von unmäßiger Länge und Schwere. Der Schuldige wird auf den öffentlichen Platz geführt; zwei Männer halten ihn auf jeder Seite an einem langen, um ſeine Hände geſchlungenen Strick, ein dritter tritt hinter ihn und ſchwingt die furchtbare „Giraffe.“ Bei jedem Hieb, der dem Delinquenten in regelmäßigen Zwiſchenräumen zugezählt wird, ſchreit er: „oh! Ihr, die Ihr mich ſehet, nehmet ein Beiſpiel an mir!“ Parkyns erzählt eine noch viel tragiſchere Scene. „Ein Abyſſinier hatte einen der arabiſchen Verbündeten von Tigre hinterliſtig ermordet, bloß zu dem Zweck, die übermäßige Sucht nach blutigen Trophäen, welche alle dieſe Völker haben, zu befriedigen. Die Freunde des Arabers verlangten die Beſtrafung des Mörders, das Verbrechen war erwieſen, und Ubie lieferte den Schuldigen „ihrer Gnade“ aus. Alsbald und in Gegenwart des Vicekönigs zog einer der Verwandten des Todten ſeinen ſchweren zweiſchneidigen Jatagan, ſchlug mit Einem Streich den Kopf des Unglücklichen ab, und wandte ſich dann, als hätte er das ſchönſte Geſchenk erhalten, an Ubie mit den Worten: „Gott verlängere dein Leben, mein Gebieter!“ Dann rauſte er eine Handvoll Gras aus, um die blutige Klinge abzuwiſchen, und entfernte ſich mit langſamem majeſtätiſchem Schritt, ohne Ubie Zeit zu laſſen, ihm ſeine Bewunderung für eine ſo ſcharfe Klinge auszudrücken. Ich weiß, fügt Parkyns hinzu, daß die Türken mit ihren Handſchars manchmal ſolche Streiche geführt haben, hätte aber nie geglaubt, daß man ſie mit einem arabiſchen Jatagan führen könne. Es iſt ſchwer zu ſagen, was eine gute Klinge in guter Hand zu leiſten vermag, aber die Geſchicklichkeit thut in ſolchen Fällen mehr als die Kraft.“ Ubie's Bewunderung für den Araber oder vielmehr für ſeinen Jatagan iſt indeß begreiflich, denn ſeine eigenen Krieger haben große Mühe, ihre Feinde mit ihren langen, ſichelförmigen Säbeln ernſtlich zu verwunden, denn der unförmliche Griff würde allein ſchon hinreichen, die Kraft des geübteſten Fechters zu lähmen. Dieſer Griff beſteht aus maſſiven Stücken Rhinocerashorn, und der Säbel wird an der rechten Seite getragen, damit der Soldat, wenn er ſeine Lanze geworfen hat, nicht den Schild abwenden und ſich entblößen muß, um den Säbel zu ziehen. Dieß iſt die Erklärung welche Parkyns gibt; übrigens iſt die ganze Ausrüſtung der Abyſſinier keineswegs furchtbar. Sie werfen den Speer mit einer gewiſſen Geſchicklichkeit, der Feuerwaffen aber bedienen ſie ſich bis jetzt ſehr ungeſchickt. Trotz ihrer großen, mit Büffelhaut überzogenen Schilde würde ein Europäer, der einigermaaßen mit der Führung des Säbels vertraut iſt, mit den meiſten von ihnen leicht fertig werden.

Abyſſinien muß uns in religiöſer Beziehung intereſſiren, denn es iſt durch die Wechſel der Zeiten hindurch chriſtlich geblieben. Die Ueberlieferung führt die Bekehrung des Landes bis in die Apoſtelzeiten hinauf, die abyſſiniſchen Annalen jedoch nur ins Jahr 330, wo Frumentius, ein chriſtlicher Kaufmann aus Tyrus, an der Küſte Schiffbruch litt und als Gefangener vor den Kaiſer gebracht wurde. Frumentius bekehrte ihn und ſeinen Hof, worauf ihn der Patriarch von Antiochia zum Abuna oder Patriarchen Aethiopiens weihte. Später erhielt der Abuna von Abyſſinien ſeine Weihe in Alexandrien. Wie die meiſten orientaliſchen Kirchen, glauben die Abyſſinier, daß der Geiſt nur vom Vater ausgehe; ſie betrachten die h. Schrift als die einzige Glaubensregel, nehmen aber auch die apokryphen Bücher an. Was das Cölibat betrifft, ſo geſtatten ſie den vor ihrer Weihe verehlichten Prieſtern ihre Frauen zu behalten, unterſagen aber die Heurath nach der Weihe. Sie rufen die Jungfrau und die Heiligen an, und halten Faſten, Buße und Beichte. Was das Faſten betrifft, ſo kommen ſie nicht ſo leicht weg, wie die Katholiken: ſie dürfen erſt in einer ſpäten Stunde des Tags eſſen, und auch dann nur Gemüße. Ihre Faſten, die ſich faſt über zwei Drittheile des Jahres erſtrecken, werden im allgemeinen ſtreng beobachtet. Dagegen ſind auch ihre Feſte ſehr häufig und ſehr munter. Das St. Johannisfeſt iſt im ganzen Lande der einzige Tag, an welchem ſie ſich waſchen. Am Abend dieſes Tages begibt ſich die ganze Bevölkerung ins Bad, abgeſehen aber von der vortrefflichen Gewohnheit, ihre Hände vor und nach der Mahlzeit zu waſchen, laſſen ſie bis zum nächſten Johannisfeſt das Waſſer völlig in Ruhe. Daß Parkyns die europäiſche Gewohnheit des Waſchens beibehielt, gab anfangs großen Anſtoß: „iſt er ein Moslem“, fragt man ſich voll Unwillen, „daß er ſich ſo oft waſcht?“

Die Disciplin der Kirche iſt in Tigre im allgemeinen ſehr ſtreng. Wer ihre Vorſchriften verletzt, gilt als ein Heide, und wer im Ungehorſam verharrt, dem verweigert man ein chriſtliches Begräbniß. Das Judenthum miſcht ſich bei ihnen in ſeltſamer Weiſe ein: ſie beobachten die im moſaiſchen Geſetz vorgeſchriebenen Unterſchiede zwiſchen reinen und unreinen Dingen, und üben die Beſchneidung. Ihre Kirchen, die mit wenigen Ausnahmen rund gebaut ſind, zerfallen in drei Theile: der mittlere, das Allerheiligſte genannt, enthält immer eine Lade, die gewöhnlich Reliquien einſchließt, und der Gegenſtand einer tiefen Verehrung iſt. Der Leichtgläubigkeit der Tigreer hätte Parkyns mehr als ein Capitel widmen können, wir begnügen uns mit einer einzigen Anekdote, die in dieß Gebiet einſchlägt. Eine 40 Fuß lange Boa war in dem Dorfe, das Hr. Parkyns ſeit einiger Zeit bewohnte, von einem Jäger getödtet worden. Statt gelobt zu werden, wurde er von den Prieſtern ſtreng getadelt, und warum? Weil dieſe Schlange der Schutzengel des Orts war. Das iſt das chriſtliche Abyſſinien, welches nach Dr. Gobat über einen einzigen theologiſchen Punkt, die Salbung Chriſti, in drei ſo feindliche Factionen geſpalten iſt, daß ſie ſich gegenſeitig verfluchen. Was Dr. Gobats Miſſionswirkſamkeit betrifft, ſo ſpricht man zwar in Abyſſinien allgemein mit Achtung und Zuneigung von ihm; Hr. Parkyns meint aber, man habe mit der abyſſiniſchen Miſſion ſehr viel Geld umſonſt hinausgeworfen, denn die Abyſſinier ließen ſich in neun Fällen unter zehn nur von Muſſelinſtücken und Maria-Thereſia-Thalern bekehren.

Doch wir kommen auf materiellere Gegenſtände zurück. Der Geſchmack der Abyſſinier für rohes Fleiſch iſt eine wohlbegründete Thatſache. „Wie!“ rief eine Dame von Schoa, als ſie ein Mitglied der engliſchen Miſſion im Begriff ſah, ein Cotelette braten und ein Stück ſchlecht gebackenen Brodes röſten zu laſſen, „ſo verbrennt man das Fleiſch und das Brod des Königs! das hätte ich mir nie träumen laſſen.“ Parkyns erzählt wie folgt: „kaum ſind die Todeszuckungen eines Thiers vorüber, ſo fällt man über die Leiche her, um ſie abzuſtreifen und zu zerſtücken. Während dieſer Operation ſchneidet man Stücke Fleiſch ab, und ißt ſie ganz warm, noch zuckend. Die Abyſſinier finden, und mit Recht, das Fleiſch in dieſem Zuſtande viel beſſer, als wenn man es erkalten läßt, denn dann wird es zäh, während es warm gegeſſen viel zarter iſt als das beſte Stück, das man in England eine Woche lang am Nagel hängen läßt. Der Geſchmack des rohen Fleiſches ſchien mir anfangs unangenehm, dieß war aber Einbildung, die Sache ſtellt ſich ganz anders, ſo wie man ſich daran gewöhnt, und ich möchte glauben daß alle die, welche von Kindheit auf die Vergleichung machen könnten, dieß Fleiſch dem gekochten vorziehen würden.“ Die Kuh und einige Arten Gazellen und Antilopen ſind indeß die einzigen Thiere, deren Fleiſch man in Abyſſinien roh ißt. Am Ochſenfleiſch findet man wenig Geſchmack, und das Fleiſch der Schafe, die faſt immer außerordentlich mager ſind, muß zubereitet werden, um erträglich zu ſeyn. Der Vorzug, den die Abyſſinier dem rohen Fleiſch geben, macht die früher von Bruce erwähnte Geſchichte von einem Beefſteak, das man einer Kuh ausſchnitt, die man nachher wieder laufen ließ, minder unwahrſcheinlich. Hr. Parkyns hat die Sache nicht ſelbſt geſehen, glaubt aber in dieſem Punkte, wie in allen andern, an die Wahrhaftigkeit von Bruce. „Während meines Aufenthalts in Tigre“, ſagt er, „erzählte mir ein Soldat, den ich nicht darum befragt hatte, etwas ganz Aehnliches, und gab mir die Gründe eines ſo abſcheulichen Verfahrens an; es ſey dieß bei den Gallas gewöhnlich, und auch die Abyſſinier ahmten es manchmal nach, wenn ſie Kühe ſtehlen, oder ſolche auf ihren Razzias wegnehmen. Sie müſſen oft in ſolchen Fällen Hungers ſterben, oder die Kuh tödten oder ihr ein Stück ausſchneiden; tödten ſie eine ſolche, ſo müſſen ſie das Fleiſch nach ihrem oft ſehr entfernten Lager ſenden oder es den Schakals überlaſſen, was ſie nicht gerne thun; es bleibt alſo nichts übrig als ein Stück herauszuſchneiden.“

Hr. Parkyns erzählt uns während ſeines Aufenthalts in Adua von andern minder abſcheulichen Schmäuſen. Die Speiſen werden zuerſt von einer Art Vorſchneider herbeigebracht, welche das Fleiſch zerſchneiden oder mit ihren Fingern zerreißen. Dann tauchen ſie Stücke ſchlecht gebackenen Brodes, die jeder nachher in längliche Stangen formt, in eine Sauce. Die Sitte will, daß man ſolche einem Nachbar, dem man eine Ehre anthun will, ſelbſt in den Mund ſchiebt. Nimmt man eine gewiſſe Stellung ein, ſo wird die Lage in der That kritiſch, denn die Beweiſe hoher Achtung vervielfältigen ſich viel ſchneller, als man ſie hinabſchlucken kann. Auf die erſte Schüſſel mit gekochten Speiſen, die meiſt aus Schaffleiſch beſtehen, folgt dann das rohe Fleiſch, Brundo, wie man es nennt. Gewöhnlich trägt man eine Keule für ſechs Gäſte auf, von denen keiner ſich an Höflichkeit überbieten laſſen will; keiner will zuerſt zugreifen. Derjenige, welcher endlich nachgibt, ergreift mit der linken Hand den Schlegel, zieht ſeinen Säbel oder ſein großes Meſſer

und ſchneidet an der beſten Stelle einen Schnitt von 12 bis 14" Länge ab. „Man ſtelle ſich das ſeltſame Schauſpiel vor, welches 30 oder 40 bis an den Gürtel nackte, rund um einen ſehr niedrigen Tiſch hockende Abyſſinier bieten, den Säbel oder das Meſſer in der Hand, theils ſchon eſſend, theils im Begriff ſich zu bedienen, oder wartend, daß die Reihe an ſie komme, und alle durch den Ausdruck ihres Geſichts eine Gefräßigkeit verrathend, welche mehr der Antheil des Löwen und Leoparden als der Kinder Adams zu ſeyn ſcheint."

Unſer Reiſender wollte ſeinerſeits „eine Anzahl Freunde" bewirthen bei Gelegenheit des großen Maskal- oder Kreuzfeſtes, welche Zeit guten Mahlzeiten und Gaſtereien gewidmet iſt, wie Weihnachten in England. • Er lud ſeine Leute auf eine Morgenſtunde ein, denn er wußte daß ſeine Gäſte noch an demſelben Tage andern Gaſtereien beizuwohnen hätten, und er wünſchte ſie mit noch ungemindertem Appetit zu ſich kommen zu ſehen. Kaum hatte er ſeine Einladungen abgeſchickt, als ihm ein Bedenken kam, man möchte ihm dieß als eine Berechnung auslegen; hätte er nicht eher einen Tag auswählen ſollen, wo die Abyſſinier ihm die volle Kraft ihres Magens hätten widmen können? „Aber", ſetzt er hinzu, „ich wurde angenehm überraſcht: eine ſchöne fette Kuh, zwei große Schafe nebſt einer entſprechenden Menge Brod und zahlreichen Gallonen Waſſerhonig verſchwanden vor 12 bis 14 Gäſten wie ein Schatten. Für die Diener blieben nur die Knochen. Als ich an demſelben Tage dieſelben Gäſte an andern Tafeln mit Meſſern und Gabeln, d. h. mit Säbeln, Fingern und Zähnen aziren ſah, als hätten ſie kurz vorher ein langes Faſten überſtanden, war ich ſtarr vor Erſtaunen."

Das Hauptquartier von Parkyns war zu Adua aufgeſchlagen, aber er machte häufige mehr oder minder lange Ausflüge nach andern Theilen von Tigre, nach Axum, der alten Hauptſtadt, nach Addy Abbo, einer gegen Norden gelegenen Landſchaft, die man damals noch ſo wenig kannte, daß man ſie auf keiner Karte fand. Axum, das erſt ſeit 60 Jahren ſeinen Rang als Hauptſtadt verloren hat, ſtellt ſich impoſanter dar als Adua. Es liegt auf einem Amphitheater von Hügeln und hat außer einer von großen Bäumen umgebenen Kirche, die ihrem Bau nach von Portugieſen aufgeführt worden ſeyn muß, einen Obelisken, über deſſen Urſprung Hr. Parkyns nichts ſagt und wahrſcheinlich auch nichts weiß. Nur auf der Südſeite iſt dieſer Obelisk in eine Art behauen, daß eine Thüre, Fenſter und Karnieße dargeſtellt ſind. Eine der Merkwürdigkeiten der Stadt iſt auch eine alte Sykomore, deren Zweige einen hinreichend großen Raum einnehmen, um eine Karawane zu ſchützen. Unter dem Schatten dieſes Patriarchen aus dem Pflanzenreich erheben ſich noch fünf oder ſechs kleine Obelisken, und einige hundert Schritte weiter hin liegen Säulentrümmer. Die Häuſer von Axum ſind nach altem abyſſiniſchem Bauſtyl rund, die von Adua meiſtens viereckig. Nach der Provinz Addy-Abbo begab ſich Hr. Parkyns, um dort zu jagen, ſeine Sammlungen zu vermehren und Nachrichten über die Bareas oder Schangallas einzuziehen, dieſen erbitterten Feinden der Bewohner von Tigre. Die angenehmſte Zeit, die er in Abyſſinien zubrachte, war ſein neunmonatlicher Aufenthalt in dem Alpendiſtrict Rohabaita, der etwa 9 Stunden nördlich von Adara, der Hauptſtadt der Provinz Addy-Abbo, liegt. Das Land, welches er auf dem Wege nach den Gebirgen durchzog, war angefüllt mit Blumen, unter andern einer ſcharlachrothen Aloeart, die in Tigre ſehr gewöhnlich iſt und faſt das ganze Jahr blüht. Mehrere mit rothen, gelben und weißen Blüthen bedeckte Mimoſa-Varietäten machten das Land ſo wohlriechend, wie eine „Parfumeur-Boutique." Hr. Parkyns bemerkte eine Menge Jasmin und eine prächtige Kletterblume, einen Aeſchynanthus mit dicken ſchöngrünen Blättern und purpurrothen Blüthen. In einer bewaldeten Schlucht ſah er alle Bäume mit Totas bedeckt, zierlichen kleinen grünbraunen Affen mit ſchwarzem Geſicht und weißen Schnurrbärten. Während ſeine Diener und Träger ausruhten, unterhielt er ſich mit der Beobachtung ihres Treibens und ihrer luſtigen Sprünge, und erkannte dabei, „daß ſie eine Sprache hätten, für ſie ſo verſtändlich als die unſrige für uns."

„Die Affen," ſagt Parkyns, der dieſen Thieren mehr als eine Seite widmet, „und namentlich die hundshäuptigen, haben Führer, denen ſie beſſer gehorchen als gewöhnlich die Menſchen, und ein regelmäßiges Raubſyſtem. Wenn einer ihrer Stämme aus den Felſenſpalten, die ſie bewohnen, niederſteigt, um z. B. ein Getreidefeld zu plündern, führt er alle ſeine Glieder, Männchen und Weibchen, alte und junge, mit ſich. Vorpoſten, unter den älteſten des Stammes, die man leicht an ihrem reichlichen, wie eine Löwenmähne auf die Schultern herabfallenden Haarwuchs erkennt, eröffnen den Zug, durchforſchen ſorgſam jede Schlucht, ehe ſie hinabſteigen, und erklettern alle Felſen, von denen aus man die Umgegend überſchauen kann. Andere Bedetten ſtehen auf den Seiten und im Rückhalt, ihre Wachſamkeit iſt merkwürdig. Von Zeit zu Zeit rufen ſie ſich an, und antworten einander, um anzuzeigen, ob alles gut geht, oder ob Gefahr vorhanden iſt. Ihr Geſchrei iſt ſo ſcharf betont, ſo mannichfach, ſo deutlich, daß man es endlich verſteht, oder wenigſtens zu verſtehen glaubt. Die Maſſe der Truppen beſteht aus Weibchen, unerfahrenen Männchen und der unruhigen Jugend. Die Affenweibchen tragen ihre Jungen, wenn ſie welche haben, auf dem Rücken. Dieſe Maſſe ahmt keineswegs den vorſichtigen, ernſten Gang der Führer nach, ſondern marſchirt durcheinander. Manchmal hält ein junger Affe an, um die Beeren eines Buſches zu ſammeln, bis der Nachzug den Verſpäteten aufpackt und abſtraft. Eine Mutter hält manchmal, um ihr Kind zu ſäugen und zugleich zu kämmen, auch ſie wird gezwungen, zum ganzen Zuge zu ſtoßen, doch mit aller Rückſicht auf ihr Muttergeſchäft. Die Affenweibchen ſind nicht ſehr artig gegen einander, namentlich die jüngern: auf einen ſtolzen Blick folgt alsbald eine häßliche Grimaſſe, die Nebenbuhlerinnen packen einander am Bein oder Schweif, und beißen tüchtig; die gebieteriſche Stimme eines Führers kann allein den Frieden herſtellen. Beim geringſten Alarmrufe macht die ganze Truppe Halt und horcht, bis ein zweiter Schrei von verſchiedener Intonation ſie wieder in Marſch ſetzt. Sind ſie an dem Getreidefelde angekommen, ſo ſtellen ſich die Vorpoſten auf allen umliegenden Höhen auf, während die Maſſe über die Aehren herfällt, und ſo viel wie möglich in die Backentaſchen ſtopft oder unter die Arme nimmt. Ich habe mich oft gefragt, was in ſolchem Falle die Führer und Schildwachen freſſen, wenn nicht nach der Rückkehr zu einer neuen Beutetheilung geſchritten wird. Nie ſah ich einen Affen vor dem Signal zum Abgang ſeinen Poſten verlaſſen. Nicht mindere Vorſicht zeigen ſie, wenn ſie trinken wollen: ſie entdecken ſchnell den günſtigen Ort, kratzen den Sand auf wie die Menſchen und löſen ſich in der Arbeit ab, wenn ein allzu großes Loch zu machen iſt."

Nachdem Hr. Parkyns den Mareb überschritten, erreichte er den Fuß der Gebirge von Rohabaita, „welche auf der andern Seite die Provinz vermauern, denn ihr schroffer Abhang bildet eine wahre Mauer.“ Rohabaita iſt eine kleine Provinz, welche im Weſten durch das Thal des Mareb, im Norden durch den feindlichen Stamm der Bareas begränzt wird. Mitten unter Felſen und Buſchwerk erhebt ein einziger großer Baum, der Dima, das Haupt. Die Thäler ſind ſehr unfruchtbar, die Schluchten haben nur einige Fuß Breite, und die Wildbäche, welche in der Regenzeit dieſe ausfüllen, vertrocknen bald. Die Vorſehung gewährt dann den Bewohnern von Rohabaita das Auskunftsmittel, den Sand aufzugraben. Unter dieſem glühenden Klima und in ſo großer Höhe könnte eine gewiſſe Waſſermenge nicht dem atmoſphäriſchen Einfluß ausgeſetzt bleiben, ohne zu verdunſten, ſeit Jahrhunderten aber haben die Wildbäche in den Schluchten eine mehrere Fuß dicke Sandſchichte abgelagert. Dieſer Sand hält das Waſſer zurück, deſſen völlige Auffangung der Felſengrund verhindert; ſie verzögert auch die Verdunſtung und nimmt eine wahre Filtrirung vor, welche das Waſſer klar und durchſichtig macht. Die meiſten Dörfer ſind auf den Höhen angelegt, theils um ſich gegen die Ueberfälle der Bareas zu ſchützen, theils um der Malaria zu entgehen, die zu gewiſſen Jahreszeiten in den Thälern herrſcht. Das Volk iſt muthvoll, kräftig, gaſtfrei, aber das Klima ſchlecht, die Hungersnoth nicht ſelten. Ganze Monate lang lebte Parkyns von Wild und Honig; Brod iſt eine Seltenheit. Die einzige Kuh, die bei ſeiner Ankunft in der Nähe ſich vorfand, verſchwand, wahrſcheinlich von den Bareas geſtohlen. Unſer Reiſender fand ſich bald mit den Eingebornen zurecht, keine Razzia, keine Jagdpartie fand ohne ihn ſtatt; häufig kam ihnen ſein Gewehr gegen die Bareas zu Hülfe. Bei einem im Dickicht ausgebrochenen Brande rettete er mehrere Hütten mit Gefahr ſeines Lebens. Nicht nur wurde ihm das Haar auf der rechten Seite des Kopfes, die Augenbrauen und die Augenlieder verbrannt, ſondern auch die Sehnerve ſeines rechten Auges litt bedeutend, und dieß nöthigte ihn von nun an mit dem Gewehr links anzuſchlagen. „Die Richtigkeit meines Schuſſes litt dadurch bedeutend, und das war das einzige, worauf ich ſtolz ſeyn konnte.“

Es iſt ſehr natürlich daß die Eingebornen einen Mann liebten, der ihnen ſo viele Dienſte erzeigte, und ſie in der Hungersnoth mit Lebensmitteln verſorgte. Andererſeits hatte die Provinz Rohabaita viel Anziehendes für Hrn. Parkyns. Mehrere Stellen am Mareb ſind von wilden Thieren beſucht. Man findet auf dem Sande die Spuren aller Arten von Füßen, vom Elephanten bis zur Gazelle, ohne die Tatzen des Katzengeſchlechts zu rechnen. Auch Waſſervögel kommen hieher, und auf den Büſchen und Bäumen der höhern Berge finden ſich zahlreiche andere Vögel. Von Schlangen wimmelt es, wie ſchon bemerkt wurde, von der kleinſten Natter bis zur Boa. Welche günſtige Gelegenheit für einen Sammler und einen Naturforſcher, dem es namentlich darum zu thun iſt, die lebende Natur zu beobachten. Sehr iſt es zu bedauern, daß ein Theil der Sammlungen des Hrn. Parkyns ſich unterwegs verirrte, und durch ſorgloſe Conſignataire in den Niederlagen ſtehen gelaſſen wurde. So geſchah es mit einer Sammlung von mehr als 1200 Vögeln, die über Hamburg nach England geſchickt wurden. Die Ratten und Motten verzehrten den Inhalt einer andern Kiſte, die aus Irrthum vier Jahre lang in Aden ſtehen blieb; eine letzte endlich, einheimiſche Waffen und verſchiedene Proben zoologiſcher Gegenſtände enthaltend, ſpaziert noch zu Calcutta oder Bombay umher.

Wie wir früher ſchon geſehen haben, wurde die Verwaltung einer Provinz nach einander einem Engländer und einem Deutſchen übertragen. Es hätte nur von Hrn. Parkyns abgehangen, zum Gouverneur von Rohabaita ernannt zu werden, und einen Augenblick dachte er daran. Se. k. Hoheit Deſchadſch Lemma, älteſter Sohn Ubie's, und Gouverneur aller Diſtricte im Nordoſten von Tigre, konnte mit den Leuten von Rohabaita, einer unruhigen Bevölkerung, die keine Steuern zahlen wollte, nicht fertig werden. Sobald man zu viel forderte, gingen die Bergbewohner mit ihrem beweglichen Vermögen über die Gränze, um den Erpreſſungen zu entgehen. In Abyſſinien ſpaßt man mit der Steuerverweigerung und ſelbſt mit der mindeſten Zahlungsverzögerung keineswegs. Zuerſt quartiren ſich bei dem Säumigen Soldaten ein, die möglichſt lange auf ſeine Koſten leben, dann greift man zu härtern Mitteln: man ſperrt ihn ein und kettet ihn an. Dieſe Eiſen beſtehen aus einem einzigen Reif, den man zwiſchen zwei Steinen ſo eng zuſammenſchlägt, daß die Hände nicht heraus können. Kommt das Geld noch nicht zum Vorſchein, ſo wird der Reif von Zeit zu Zeit enger gemacht, und zwar ſo ſehr, daß oft die Hände vertrocknen und die Nägel abfallen. So wird ein armer Teufel auf Lebenszeit verſtümmelt, wenn er nicht an den Folgen einer ſo barbariſchen Handlung ſtirbt. Der künftige Gouverneur von Rohabaita wollte es auch über ſich nehmen, den benachbarten Stamm der Bayas, die man gewöhnlich in Abyſſinien Bareas oder Sklaven nennt, in Reſpect zu halten. Alle Anordnungen waren getroffen, um ihnen einen Beſuch abzuſtatten, als Ubie beſchloß, durch eine große Razzia die von ihnen begangenen Mordthaten und Räubereien zu ſtrafen. Hr. Parkyns nahm an dem Feldzug in der Hoffnung Theil, Gelegenheit zum Studium ihrer Sitten zu finden.

Die Bareas ſind in den Liſten eines Wildenkriegs ſehr bewandert, aber ihre Zerſtörungswerkzeuge ſind allzu primitiv, als daß ſie den Abyſſiniern Stand halten könnten. Die Vorſtellung, die ſie ſich von der Reiterei machen, iſt höchſt komiſch: ſie glauben nämlich, nur Greiſe und Kranke könnten ſich ſo von den Pferden tragen laſſen, und wenn ſie Reiter kommen ſehen, glauben ſie derſelben ſpotten zu können und bieten den Pferden Büſchel Gras an. Fällt einer der übrigen durch eine Kugel, ſo wollen ſie ihm aufhelfen, als hätte er einen gewöhnlichen Fall gethan. Iſt das Leben erloſchen, ſo ſind ſie ſtarr vor Erſtaunen, denn das Loch der Kugel, wenn ſie es auch entdecken und den Finger hineinſtecken, erklärt ihnen den Tod ohne eine andere ſichtbare Urſache noch bei weitem nicht. Trotz dieſer wunderlichen Einfalt ſind die Bareas ſehr tapfer und im Einzelnkampfe nimmt es ein Barea mit zwei Abyſſiniern auf.

Während einer Nacht, die Hr. Parkyns unter freiem Himmel an der Gränze zubrachte, wurde er in der Nacht durch ein furchtbares Geräuſch geweckt, und glaubte die Bareas hätten das Lager angegriffen. Es war aber nur ein Lärm unter den Affen der Nachbarſchaft, unter welche ein Leopard eingefallen war. Dieſe Affen halten ſich gewöhnlich in den Spalten der höchſten Felſen auf, aber der Leopard iſt ein guter Kletterer. Er greift indeß, wenn man den Abyſſiniern glauben darf, ſelten einen ausgewachſenen Affen an, und darin zeigt er, nach den furchtbaren Hundszähnen

im Gebiß des Affen zu ſchließen, eine große Vorſicht. Ein alter Affe, der ſich vertheidigen muß, iſt ein gefährlicher Gegner, zum Angriff aber iſt er zu feig. Wären dieſe großen Affen eben ſo kampfluſtig als ſtark, ſo könnten die Eingebornen, da die Affen oft in Schaaren von 2 bis 300 ziehen, ſich nur gut bewaffnet und in größerer Zahl aus den Dörfern herauswagen.

Zwei Jahre waren verſtrichen, ohne daß Hr. Parkyns Geld oder Briefe aus England erhalten hätte, und er glaubte ſchon gezwungen zu ſeyn, für unbeſtimmte Zeit im Lande zu bleiben. Als er nach Adua zurückgekehrt war, knüpfte er mit Ubie ſelbſt die mit ſeinem Sohne Lemma begonnenen Unterhandlungen an, und erbot ſich die Verwaltung von Rohabaita zu übernehmen, die Steuern einzubringen und die Gränze gegen alle Angriffe zu decken. Auf dieſe Art von Pacht gründete er indeß keine Speculation, ſondern im Gegentheil die wohlwollendſten Plane zur Verbeſſerung des Landes, ſobald ſeine eigenen Verbindungen mit England wieder angeknüpft wären. Er wollte Ochſen, Pflüge und Samen kaufen, um die Rohabaita damit zu verſehen, und ſich für die Vorſchüſſe durch einen Antheil an der Ernte bezahlt machen. Er berechnete, daß nach zwei Jahren die Bewohner aller anbaufähigen Theile von Rohabaita im Wohlſtand ſeyn würden, beſonders wenn eine proviſoriſche Abgabefreiheit bewilligt würde. Auch wollte er den Handel der Provinz, namentlich mit Elfenbein, Büffelhäuten u. ſ. w. ausdehnen, indem er den Jägern Gewehre und Munition lieferte, und nach der Landesſitte den Jagdertrag mit ihnen theilte. In einem an Elephanten ſo reichen Lande, wie Abyſſinien, iſt dieß eine gute Speculation, und man hat auf dieſem Wege ſchon großen Gewinn gemacht. Mitten unter dieſen ernſten Berathungen beglückwünſchte man den künftigen Gouverneur von Rohabaita über die lang erwartete Ankunft von Briefen und Geld zu Maſſawa. Die Regenzeit war im Anzug: nachdem er alle ſeine Schulden bezahlt hatte, fand er ſeine Börſe ſo ſehr erleichtert, daß, ehe neues Geld eintraf, nichts ernſtliches zu unternehmen war. Er mußte alſo mit der Ausführung ſeiner Plane noch lange warten oder Abyſſinien definitiv verlaſſen. Er entſchloß ſich zu dieſem letztern; ſtatt aber den Weg nach der Küſte zu nehmen, und ſich auf dem rothen Meer einzuſchiffen, ſchlug er einen Weg ein, den bis jetzt noch kein Europäer verſucht hatte, nämlich nach Abu Charraz am blauen Nil, von wo er nach Chartum, der Hauptſtadt von Obernubien, gelangte.

Die Armenier.

(Nach Dulaurier. Revue des deux Mondes. 15 April.)

Eine alte Legende, die ein armeniſcher Geſchichtſchreiber des 13ten Jahrhunderts aufbewahrt hat, erzählt, daß König Tiridates, den Gregor der Erleuchter zum Chriſtenthum bekehrt hatte, einſt zu dieſem in ſeine Einſiedelei gekommen ſey. Der Heilige faßte das Schwert, das der König am Gürtel trug, ein Geſchenk des großen Conſtantin, hob es in die Höhe, wo es durch die Kraft des Kreuzes, das Gregor darüber machte, von ſelbſt in der Luft hängen blieb, und ſprach die prophetiſchen Worte: „wenn der Stamm der Tapfern, das Volk der Franken, kommt, wird das Kreuz wieder auf dem Gipfel des Berges erſcheinen.“ Dieſe Legende iſt der ſymboliſche Ausdruck der Hoffnungen des armeniſchen Volks, das ſeine Blicke ſtets gegen den Weſten richtete. Ein hervorſtechender Zug ſeines Charakters, wodurch er ſich unter allen Völkern des Orients auszeichnet, iſt ſeine entſchiedene Vorliebe für die Literatur und Civiliſation Europa's. Seit dem 4ten Jahrhundert waren die Armenier durch die Griechen Kleinaſiens zum Chriſtenthum bekehrt worden, und nach Griechenland zog die lernbegierige Jugend, um in Künſten und Wiſſenſchaften ſich zu unterrichten. Zahlreiche Werke griechiſcher Schriftſteller, und nicht bloß der geiſtlichen, ſondern auch der Geſchichtſchreiber, Dichter, Philoſophen und Mathematiker wurden ins Armeniſche überſetzt, wodurch uns eine Menge Schriften aufbewahrt worden ſind, die im griechiſchen Original verloren gingen. Dieſe Ueberſetzungen zeichnen ſich durch Genauigkeit aus, was nicht bloß eine Folge dieſer gründlichen Kenntniß des Griechiſchen iſt, welche ſich die Armenier erworben hatten, ſondern auch des Geiſtes ihrer Sprache, welche ſich vortrefflich eignet, den Geiſt der griechiſchen wieder zu geben. Beide Sprachen gehören dem indogermaniſchen Stamm an, und zeigen viele Verwandtſchaft, nur mit dem Unterſchied, daß das Armeniſche rauh und mit Conſonanten gepanzert, wie die aller Bergvölker, ſich dem urſprünglichen Stamme mehr nähert, aber beide haben den gleichen Reichthum an Worten und grammatiſchen Formen, die gleiche Biegſamkeit in der Satzbildung und die gleiche Fähigkeit zuſammengeſetzte Worte zu bilden. Die künſtlichſten, verwickeltſten Ausdrücke unſerer techuologiſchen Wörterbücher laſſen ſich mit dem Material ihres Wörterbuchs ohne Anſtrengung wieder geben. Die leidenſchaftliche Verneigung zur griechiſchen Literatur mußte einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung der armeniſchen üben. Der griechiſche oder occidentaliſche Geiſt gab ihren Schriftſtellern, was den Orientalen faſt immer fehlt, die Kunſt, die Eingebungen des Verſtandes und der Einbildungskraft den Regeln der Logik unterzuordnen, einen nüchternen gemeſſenen Styl einzuhalten und einen klug entworfenen Plan mit Stätigkeit zu verfolgen. Dieſe Eigenſchaften finden ſich namentlich in den Schriftſtellern des 5ten Jahrhunderts des goldenen Zeitalters dieſer Literatur. An die Stelle des Griechiſchen iſt in neuerer Zeit das Franzöſiſche getreten; in ihren Schulen, nicht bloß in den europäiſchen, ſondern auch in den aſiatiſchen, bildet die franzöſiſche Sprache und Literatur die Grundlage der Erziehung und Bildung. Es ergibt ſich aus allem, daß die Armenier durch Blut und Sprache der großen indoeuropäiſchen Familie angehören, die, von Aſien ausgezogen, jetzt ganz Europa einnimmt.

Obgleich ſchon viel über die Armenier geſchrieben wurde, kennt man ſie in Europa doch nur ſehr unvollſtändig, und eine Menge falſcher Anſichten ſind über ſie in Umlauf. Bei ihrer jetzigen Zerſtreuung in verſchiedenen Ländern unter ſehr verſchiedenen Regierungen läßt ſich keine allgemeine Schilderung auf ſich anwenden. Der Armenier in Indien, ein freier durch den Handel reich gewordener Unterthan Englands, der armeniſche große Grundbeſitzer in Oeſter-

reich, [1] der in Rußland zu hohen Militär- und Civilstellen erzogene Armenier gleichen keineswegs weder dem alten Armenier noch dem jetzigen türkischen Raya, und doch wurde nach dem letztern, den man zuweilen in den elendesten Provinzen Asiens oder unter der kosmopolitischen, zweideutigen Bevölkerung Pera's beobachtete, die Nation hauptsächlich beurtheilt, und ihr Bild entworfen worden von den meistens mit armenischer Sprache und Literatur gänzlich unbekannten Touristen. Auch ihren religiösen Glauben hat man oft falsch aufgefaßt und unrichtig dargestellt. [2] Sogar in dem Gebiet der orientalischen Gelehrsamkeit nimmt Armenien nicht den ihm gebührenden Platz ein; seine an historischen Werken so reiche Literatur, welcher der gelehrteste Ausdruck des christlichen Orients ist, wurde von den europäischen Philologen vernachlässigt, und diese Gleichgültigkeit, die ihren ersten Grund in dem Umstande hat, daß man die Kenntniß des Armenischen nicht zur Erklärung der Bibel für nöthig hielt, dauert noch fort, obwohl die Wissenschaft seitdem das Feld ihrer Forschungen erweitert, und sämmtliche asiatische Sprachen darin aufzunehmen begonnen hat.

Zum Studium der Armenier fehlen die Materialien nicht: ihre Bücher, ihre Broschüren, ihre Journale liefern authentische Nachweisungen in Menge. Haben sie auch seit mehrern Jahrhunderten ihre nationale Existenz und Unabhängigkeit verloren, so verstanden sie doch fast überall, wo sie jetzt zerstreut sind, ihre Thätigkeit zu entfalten, und einen oft sehr großen Einfluß und ein mächtiges Ansehen zu erwerben, hier durch Kriegsdienste, dort durch ihre industrielle Fähigkeit und durch ihre Gewandtheit große Capitalien zu behandeln und zu sammeln. So sah man sie im türkischen Reich zu einer Zeit, wo noch eine harte Knechtschaft auf ihnen lastete, die vornehmsten Minister ans Ruder bringen oder sie leiten, und die Provincialgouverneure in ihrem Sold halten und nach Gefallen lenken. Man findet hierüber merkwürdige Aufschlüsse in einer zu Konstantinopel geschriebenen und zu Paris im Jahr 1830 erschienenen Broschüre „über die Verfolgungen der katholischen Armenier in den Jahren 1827 und 28.“ Der Verfasser, der sich einen Franzosen nennt, in Wirklichkeit aber ein katholischer Armenier ist, stellt uns Pertew Effendi, den damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und den Großwesir Husny-Bey als die Creaturen seiner Landsleute von der dissentirnden Kirche dar.

Die gegenwärtige Lage des armenischen Volks ergibt sich aus den Wandlungen seiner Geschichte. Um seinen jetzigen Zustand zu begreifen, muß man auf die ältern Zeiten zurückgehen, wo seine Nationalität rasch zu sinken begann, und nach mehrern noch ziemlich ruhmvollen Episoden endlich um die Mitte des 14ten Jahrhunderts unter den Streichen der ägyptischen Sultane sank, um sich nicht mehr zu erheben. Seine über fast alle Theile der Welt zerstreuten Trümmer finden sich jetzt massenhaft im türkischen Reich, in Persien, Indien, Rußland, Oesterreich und in den Ländern an der Donaumündung, namentlich aber sind sie jetzt der Türkei und Rußland einverleibt, und da die Ereignisse diese beiden Mächte neuerdings gegen einander in Waffen brachten, so müssen wir sie namentlich hier verfolgen und beobachten.

*

Die Bodengestaltung des in allen Richtungen von Bergketten und Flüssen durchschnittenen Armeniens hat von jeher das Land in eine Menge mehr oder minder bedeutender Fürstenthümer gespalten, welche nach einer völligen Unabhängigkeit von der königlichen Gewalt strebten. Dieser Mangel an Einheit führte Bürgerkriege und Schwächung nach außen herbei. Sein Loos war es fast immer Vasall der mächtigen Nachbarvölker zu seyn, der Assyrier im Süden, der Perser im Osten, der Byzantiner im Westen, der kaukasischen Bergstämme im Norden, so wie der wilden Horden, die nach und nach über den Kaukasus hereinbrachen. Von Alexander überwältigt, von den Seleuciden angegriffen, aber nie ganz unterjocht, fiel es bald unter die Herrschaft der Arsaciden, deren jüngerer Zweig den Thron Armeniens bestieg. Der tüchtigste Regent dieser Dynastie, Tigranes, erlag den römischen Legionen, welche Mithridates bezwungen hatten, und in dem langen erbitterten Kampfe der Parther und Römer, so wie der Sasaniden und Byzantiner, war Armenien das Schlachtfeld, auf dem sich diese mächtigen Nebenbuhler um die Herrschaft über Asien stritten. Im Anfang des fünften Jahrhunderts wurde es ganz von den Sasaniden überwältigt, die es bald durch persische Statthalter (marzban), bald durch eingeborne Armenier verwalten ließen, je nachdem eine Politik der Strenge oder der Nachsicht obwaltete. Das Christenthum, welches die Armenier von den Griechen erhalten hatten, ihr Geschmack an der griechischen Literatur und Civilisation und die Einführung des römischen Rechts unter ihnen weckte stets den Argwohn ihrer neuen Herren und erzeugte die Religionsverfolgungen der Sasaniden, welche alle griechischen Bücher aufsuchen und verbrennen ließen, das Christenthum ausrotten und es durch den Feuercultus ersetzen wollten. In seinem Glauben und seinen theuersten Neigungen angegriffen, erhob sich das Volk auf die Stimme seiner Priester, und unter Anführung des Helden Vartan widersetzte es sich den Heeren des großen Königs. Zwar unterlag es, hatte sich aber doch so furchtbar gemacht, daß eine Capitulation ihm Gewissensfreiheit sicherte.

Als die Araber, von Religionswuth gestachelt, aus ihren Wüsten hervorbrachen, fiel auch Armenien in ihre Gewalt, und blieb darunter trotz wiederholter Aufstände. Eine der Satrapenfamilien, welche in Hocharmenien große Güter besaß, und wegen ihres hohen Alters und mancher dem Lande geleisteten Dienste eines großen Ansehens genoß, die Familie der Bagratiden, wurde, wie mehrmals unter den Persern, so auch jetzt unter den Arabern mit der Leitung des Landes beauftragt. Ein Mitglied derselben, Aschod, verwaltete Armenien 25 Jahre lang mit solcher Geschicklichkeit und Klugheit, und wußte sich die Achtung und Zuneigung der Araber in solchem

---

[1] Unter den Armeniern Englands führe ich den Ritter Alexander Raphael Gharamian, Parlamentsglied für den Flecken St. Albans, an, der vor drei Jahren mit Hinterlassung eines Vermögens von 700,000 Pf. St. starb; in Oesterreich und Ungarn namentlich die Familie Dscherekian, in Groß-Beschkerek, jetzt mehr unter ihrem ungarischen Namen, Gyertyanfi, bekannt, den sie bei ihrer Erhebung in den Adelstand durch Joseph II annahm, und welcher die Herrschaft Bodda angehört. Auch erwähne ich der Familie Kiß von Temeswar, welche für 3 Mill. fl. liegende Güter besaß, und deren Haupt, Ob. Kiß, wegen seiner Theilnahme am ungarischen Aufstand erschossen wurde, während seine Güter der Confiscation unterlagen. Im Laufe meiner Arbeit werde ich Gelegenheit haben, mehrere der vornehmsten Armenier Rußlands zu erwähnen.

[2] Selbst Ubicini in seinen „Briefen über die Türkei“ sagt, die Armenier bekennten sich zu dem Schisma von Eutyches, das doch von Griechen und Armeniern gleichmäßig verworfen wird. Alle armenischen Schriftsteller bezeugen dieß, und ein kleines mit der Approbation des Katholikos von Armenien zu Moskau im J. 1850 erschienenes Werk von Prof. Messer: „Uebung des christlichen Glaubens nach der Lehre der orthodoxen Kirche Armeniens“ citirt die Stellen der ältern Schriftsteller hierüber.

Grade zu erwerben, daß der Chalif Motawakkel ihm königliche Ehren zuerkannte, und einen der Großbeamten ſeines Hofs abſchickte, um ihm die Krone auf das Haupt zu ſetzen. Kaiſer Baſilius erkannte ihn gleichfalls als König Armeniens an, und Aſchod begründete die Dynaſtie der Bagratiden, welche faſt 200 Jahre lang (885—1079) in neun aufeinanderfolgenden Regenten das Land beherrſchte. [1] Aber dieß reſtaurirte Königthum war nur noch der Schatten des alten, wie es unter den erſten Arſaciden geweſen. Seine Macht beſchränkte ſich auf einen Theil dieſes Gebiets in der Provinz Ararat. Indeß trotz der Abhängigkeit von den Chalifen und des dem Lande auferlegten Tributs verſtanden ſie doch dem Lande eine Zeitlang Frieden zu geben, und es blühend zu machen. Ihre Hauptſtadt Ani an den Ufern des Achurian, des heutigen Arpatſchai, im Bezirk Schirag, zeugt noch in ihren Ruinen von der Größe und dem alten Glanz der Stadt.

Aber die Griechen ſuchten fortwährend ſich des Landes zu bemächtigen, ohne es doch gegen fremde Angriffe ſchützen zu können, und das tief geſunkene Chalifat vermochte den immer zahlreicher eindringenden Türken keinen Widerſtand zu leiſten. Schon im Jahre 1040 erſchienen dieſe auf armeniſchem Gebiet, und im Jahre 1060 drangen ſie wie ein verheerender Strom ein; Sultan Alp Arslan nahm Ani ein und zerſtörte es. Von dieſem Augenblick an gehörte die Stadt abwechſelnd einer Familie kurdiſcher Emire, den georgiſchen Königen und den Seldſchukenſultanen Perſiens, die ſich darum ſtritten bis zum Jahre 1239, wo es eine Beute der wilden Mongolen wurde. Die Natur ſelbſt ſchien der Zerſtörungswuth der Menſchen zu Hülfe zu kommen, und Ani, durch heftige Erdbeben erſchüttert, war bald nur noch ein Ruinenhaufen. Kurz darauf überſchritten die Türken den Euphrat, eroberten Kleinaſien und verfolgten die Griechen bis unter die Mauern von Konſtantinopel. Armenien wurde gänzlich von ihnen unterworfen, und die kleine Anzahl von Häuptlingen, die das Schwert verſchont hatte, zog ſich in die in den unzugänglichen Gebirgen gelegenen Veſten zurück. Die Seldſchukenſultane überließen die Regierung des Landes kurdiſchen oder türkiſchen Emirs, und die Ungläubigen herrſchten von nun an unbedingt.

Beim Tode des letzten Bagratiden hatte ſich einer ſeiner Heerführer und Verwandten, Rupen, mit einer Schaar entſchloſſener Männer nach Cilicien geworfen und ſich in den Schluchten des Taurus verſchanzt. Er gründete hier das Königreich Kleinarmenien und eine Dynaſtie, die nach ihrem Stifter die rupeniſche heißt, und mit den Türken in Kleinaſien und den Griechen in Byzanz faſt in unaufhörlichem Kriege lag. Die erſten Nachfolger Rupens nannten ſich nur Anführer (Iſchhan), ſpäter Barone, ein Titel, den ihnen die Kreuzfahrer wegen mannichfacher geleiſteter Dienſte gaben, und endlich Könige, welchen Titel Kaiſer Friedrich Rothbart einem derſelben Levon oder Leon ertheilte. Als Chriſten wurden die Armenier Ciliciens die natürlichen Verbündeten der Lateiner, und fochten in ihren Reihen. Enge und zahlreiche Verbindungen knüpften ſich unter ihnen an: die rupeniſchen Könige ſchloſſen Verbindungen mit den normanniſchen Fürſten Antiochiens und mit den Luſignans von Cypern. Die von Armeniern bevölkerte Grafſchaft Edeſſa war in den Händen einer franzöſiſchen Familie, der Joſſelin von Courtenay. Als im 13ten Jahrhundert die Mongolen über die reichen und fruchtbaren Länder Weſtaſiens herfielen, war Großarmenien eines der erſten Länder, das ſie verheerten. Als ſie auch den Seldſchuken-Sultan von Iconium angriffen, ſuchte der König von Kleinarmenien, Hethum I, dieſe Horden, denen nichts widerſtand, von ſeinen Staaten abzulenken, und erkannte ſich als Vaſallen des großen Caan (d. h. Chakan) an, und leiſtete ihm Hülfe in allen ſeinen Kriegen gegen die Moslems in Syrien, Meſopotamien und Kleinaſien. Dieß Bündniß mit den Mongolen ſollte die rupeniſchen Fürſten ins Verderben ſtürzen; kaum hatte der Sultan Aegyptens die Mongolen zurückgedrängt, und den Chriſten die Plätze entriſſen, welche ſie noch an den ſyriſchen Küſten beſaßen, ſo wandten ſie ſich gegen die Armenier. Der Hülfe der Mongolen beraubt und ohne Ausſicht auf Beiſtand von den Chriſten des Occidents, die alle Kreuzzüge nach Paläſtina aufgegeben hatten, unterlagen ſie ſchnell. Leo VI, in ſeiner Veſte Gaban belagert, mußte ſich nach neun Monaten aus Mangel an Lebensmitteln ergeben, wurde mit ſeiner Familie nach Cairo geführt, und blieb dort ſechs Jahre in Gefangenſchaft. Endlich im J. 1381 durch Vermittlung Johannes I von Caſtilien frei gelaſſen, ging er zuerſt nach Spanien, um ſeinem Befreier zu danken, und von da nach Frankreich an den Hof Carls VI, der ihn mit eben ſo viel Höflichkeit als Pracht aufnahm. Er ſtarb zu Paris am 29 Nov. 1393. Mit ihm erloſch die Dynaſtie der Rupenier und die armeniſche Nationalität.

Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts, als das Reich der Mongolen in verſchiedene unabhängige Staaten zerfiel, gerieth Armenien in die Gewalt verſchiedener Herren. Die Kurden im Süden gründeten ein Fürſtenthum unter beſondern Beys, die Perſer bemächtigten ſich der öſtlichen Provinzen, die Ottomanen und Turkomanen der weſtlichen. Dieſe Theilung dauerte, bis Timur Leng das Ganze wieder unter ſeine Herrſchaft vereinigte. Allenthalben hinterließ er blutige Spuren ſeines Durchzugs und Ruinen. Schauderhafte Grauſamkeiten wurden begangen: ein Geſchichtſchreiber dieſer Zeit, Thomas von Medſop, [1] erzählt, daß Timur, nachdem er Wan mit Sturm genommen, die Einwohner zwang ſich ſelbſt von der Höhe der Citadelle hinabzuſtürzen, und daß der Leichenhaufen ſo hoch anſtieg, daß die letzten ſich kein Leides mehr thaten. Nach der Einnahme von Sebaſte ließ er die armeniſchen Truppen lebendig eingraben und die Anführer qualvoll hinrichten. Kaum erfuhr man aber in Armenien den Tod des tatariſchen Eroberers, ſo eilten die ihrer Beſitzungen beraubten Oberhäupter mit den Waffen in der Hand herbei, um ſie ſeinem Sohne, Schah Rokh, wieder zu entreißen und ſie einander ſelbſt ſtreitig zu machen.

Der Kampf der türkiſchen Sultane und der perſiſchen Könige öffnete bald der Zerrüttung und dem Unglück Armeniens ein neues

[1] Von dem Zweige der Bagratiden, welcher vom 10ten Jahrhundert an in Georgien und Abchaſien herrſchte, ſtammt die Familie Bagration in Rußland. Schon zur Zeit Valarſanes, des erſten Herrſchers aus der Dynaſtie der Arſaciden in Armenien, welcher 117 vor Chr. den Thron beſtieg, waren die Bagratiden eine der mächtigſten Satrapenfamilien des Landes. Moſes von Chorene, ein Geſchichtſchreiber des fünften Jahrhunderts, der in ſeinem Buch den Urſprung dieſer Satrapien beſpricht, erzählt, die der Bagratiden reiche in ſichere Abſtammung bis zu Schampat hinauf, einem der Gefangenen, welche Nebukadnezar nach der Einnahme Jeruſalems fortführte. Schampat wurde auf die Vorſprache Hratſchias, Königs von Armenien, in Freiheit geſetzt, und von dieſem Fürſten mit großartiger Gaſtfreundſchaft aufgenommen. Die Familie Bagration kann als eine der älteſten unter denen, deren Abſtammung erwieſen iſt, angeſehen werden.

[1] Armeniſches Manuſcript in der kaiſerlichen Bibliothek

Feld. Ein Häuptling der Turkomanen vom weißen Schöps, Uſun Haſſan, der ſich auf den Thron von Perſien geſetzt, und das ottomaniſche Gebiet verletzt hatte, lieferte Mohammed II, dem Eroberer Konſtantinopels, einen Vorwand, in das weſtliche Armenien einzudringen und ſich mehrerer Städte zu bemächtigen. Dieſe Kriege dauerten mit einzelnen Unterbrechungen fort, wie die frühern zwiſchen den Saſaniden und Byzantinern, keiner aber war Armenien nachtheiliger, als der welcher im Anfang des 17ten Jahrhunderts zwiſchen Abbas I und Achmed I eben über die ſtrittigen Gränzen in Armenien, dieſem ewigen Zankapfel, ausbrach. Um den Marſch des Feindes durch eine energiſche Maaßregel aufzuhalten, beſchloß Schah Abbas, Armenien in eine Wüſte zu verwandeln, und Truppen wurden nach allen Provinzen geſchickt, um die Einwohner mit Gewalt fortzuführen und die Dörfer und Städte niederzubrennen. Die Abſicht des Schah war, jeden Verkehr der Türken mit den Armeniern zu hindern, und in ſein verarmtes Reich fleißige Bewohner zu ſammeln. Dieſe Befehle wurden mit einer unerhörten Barbarei ausgeführt, mehr als 24,000 Familien, Männer, Weiber, Greiſe und Kinder, wurden nach Perſien geſchleppt; ein Theil kam vor Erſchöpfung und unter den Schlägen der Escorte um, viele wurden von den angeſchwollenen Fluthen des Araxes verſchlungen.

Unter dieſen Jahrhunderte lang andauernden Verheerungen verſiegte endlich der ſchlecht angebaute Boden, und wiederholte Hungersnoth vernichtete, was dem Elend und der Sklaverei entgangen war. Schon von der Mitte des 11ten Jahrhunderts an, ſeit dem Einbruch der ſeldſchukiſchen Türken begannen die Armenier maſſenhaft ihr verheertes Vaterland zu verlaſſen, und auf fremdem Boden ein neues Vaterland zu ſuchen. Polen, die Krim, die Provinzen im Norden des kaſpiſchen Meeres erhielten ihre erſten Colonien, und die ſpätern Barbareneinbrüche beſchleunigten die Bewegung, welche bis in die letzte Zeit angedauert hat.

Nach dreizehnjährigem, von Nadir Schah ſiegreich geführtem Krieg gegen die Ottomanen, der mit einem Sieg zwiſchen Kars und Eriwan (1746) endigte, ſchloſſen beide Staaten Frieden. Eine der Clauſeln des Vertrags beſagte, daß die Gränzen beider Staaten hergeſtellt werden ſollten, wie zur Zeit Murads IV (1622 bis 1640), d. h. daß die Provinz Aderbeidſchan und der Theil Armeniens zwiſchen Kur und Araxes bis Eriwan Perſien verbleiben ſolle. Dieſe Theilung hielt ſich achtzig Jahre lang, während welcher Zeit kein beſonderes Ereigniß in Armenien vorfiel. Nach dieſer Zeit führte ein Angriff Perſiens die Ruſſen dahin. Während Fürſt Menſchikoff ſich zu Teheran befand, um dort dem Schah die Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus anzuzeigen, und öffentlich mit allen dem Botſchafter einer befreundeten Macht ſchuldigen Rückſichten behandelt wurde, rüſtete ſich Feth Ali Schah unter der Hand zum Kriege. Der Kronprinz Abbas Mirza brach plötzlich mit einer furchtbaren, von engliſchen Officieren der oſtindiſchen Compagnie geführten Armee in Georgien ein, und überſchwemmte die Provinzen Karabagh, Schirwan und Scheki. Dieſer offene Bruch des Vertrags von Guliſtan (1812) erzürnte den Kaiſer, der alsbald ſeiner Armee im Kaukaſus Befehl zuſchickte, ins Feld zu rücken. Der armeniſche General Madatow (Matathias), welcher ein ruſſiſches Armeecorps unter Jermoloff befehligte, griff die Perſer zuerſt bei Schamcher in Schirwan, dann bei Gendſcheh (Jelisawetpol) an, warf ſie über die Gränze zurück und drang dann ins perſiſche Armenien ein, wo die Einwohner die Ruſſen mit Freude aufnahmen. Im März marſchirte General Benkendorf nach dem Araxes und nahm Dorf und Kloſter Etſchmiadſin. General Paskewitſch beſetzte Nachitſchewan und belagerte Abbas Abad. Die Perſer ließen ihre Wuth an den Armeniern aus, verbrannten ihre Dörfer und trieben die Einwohner über den Araxes. Paskewitſch ſchlug ſie zum drittenmal, nahm Eriwan, und bald darauf auch die Städte Marand und Tauris; als auch Urmia und Ardebil den Ruſſen in die Hände gefallen waren, kam es zum Frieden, und Perſien trat das Land zwiſchen Kur und Araxes, die Chanate Eriwan und Nachitſchewan ſo wie die Ebene von Mogan bis zum Hafen von Lenkoran ab. Nach dem Artikel XIV konnten die Unterthanen beider Theile frei wählen, auf welchem Gebiete ſie ſich anſiedeln wollten. Wir werden bald ſehen, wie wichtig für die Verhältniſſe der Armenier zu Rußland und Perſien dieſe Clauſel wurde.

Kaum war der Friede zwiſchen dem Schah und dem Kaiſer geſchloſſen, ſo erklärte letzterer der Pforte den Krieg. Während in Europa Feldmarſchall Wittgenſtein am 6 Mai 1828 über den Pruth ging, brach Paskewitſch am 24 Junius mit 12,000 Mann und 70 Geſchützen von Gumri (Alexandropol) auf und erſchien unter den Mauern von Kars, das am 5 Julius ſich ergab. Achalkalaki und Achalziche wurden mit Sturm genommen, Ardahan, Bajeſſid, Toprak Kale und Diadin im Euphrat-Thale ergaben ſich nacheinander. Der Winter unterbrach die Feindſeligkeiten, und erſt am 14 Junius des folgenden Jahrs (1829) konnte man die Operationen wieder aufnehmen. Paskewitſch ſchlug die Türken in mehrern Gefechten und erſchien am 7 Julius vor Erzerum, das zwei Tage darauf ſich ergab. Im Beſitz dieſes Platzes ſchickte er bewegliche Colonnen nach allen umliegenden Sandſchaks, und brach am 19 Oct. gegen Trapezunt auf, wo der neue türkiſche Befehlshaber ihn in der Umgegend von Gümüſch Chane erwartete, als die Nachricht von dem am 14 Sept. zu Adrianopel geſchloſſenen Frieden eintraf. Der größte Theil des Paſchaliks Achalziche fiel an die Ruſſen, und wie im Frieden mit den Perſern, erhielten auch hier die Chriſten Freiheit ſich auf ruſſiſchem Gebiet niederzulaſſen. Wie damals, ſo handelte es ſich auch jetzt wieder um das Schickſal Armeniens, das abermals das Kriegstheater geworden iſt.

Durch die Friedensſchlüſſe von Turkmantſchai und Adrianopel erlitten Perſien und die Türkei nicht bloß einen Gebietsverluſt, ſondern auch einen ſtarken Menſchenverluſt, da viele Armenier die Auswanderungsfreiheit benützten. Um dieſe Bevölkerungen an ſich zu ziehen, bot ihnen Rußland in den Diſtricten von Nachitſchewan und Eriwan ſowie in Karabag Ländereien an mit 6jähriger Abgabenfreiheit, bloß mit der Verpflichtung, den Zehnten an die Krone zu zahlen. Zu dieſen Lockungen kam noch, daß das Haupt ihrer Kirche auf ruſſiſchem Gebiet hauste, denn der Czar war darauf bedacht geweſen, das Kloſter von Etſchmiadſin, den Sitz des Katholikos, ſich abtreten zu laſſen. Um der Auswanderung einen nationalen Charakter zu geben, wurde Oberſt Lazareff, ein Armenier, dem ſein großes Vermögen und das Anſehen, das ſeine Familie am Hofe von St. Petersburg genoß, einen großen Einfluß gaben, mit der Leitung beauftragt. Die Eilfertigkeit, mit der die Chriſten Perſien verließen, war ſo groß, daß am 23 Junius 1828 ſchon 8249 Familien aus Aderbaidſchan, namentlich aus den Chanaten Maraga, Salmas und Urmia eingewandert waren; ſelbſt aus dem ſehr ent-

fernten Chanat von Kazwin kamen welche. Dieſe Auswanderung war für den Schah von Perſien ein Verluſt von mindeſtens 100,000 Tomans jährlich. Auf türkiſcher Seite war die Zahl der Auswanderer, die über den Arpatſchai zogen, noch bedeutender, denn man rechnet gegen 70,000 Armenier, welche die drei Paſchalik's Erzerum, Kars und Bajeſſid verließen. [1] Der Erzbiſchof von Erzerum, Garabed, zog faſt die ganze chriſtliche Bevölkerung der Stadt nach ſich. Die meiſten waren arbeitſame Ackerbauer oder fleißige Handwerker und ließen ſich an den Gränzen Georgiens, um Achalziche und in den Umgebungen Gumri's nieder.

Das ruſſiſche Armenien hat den Araxes zur Südgränze, und ſchließt auch noch ſüdlich davon den Ararat ein; öſtlich erſtreckt es ſich durch die Ebenen von Mugan ans caſpiſche Meer. Eine Ukaſe vom 9/21 März 1828 theilt es in drei Bezirke: Eriwan, Nachitſchewan und Ordubad. Das türkiſche Armenien zerfällt in drei Eyalets, 1) Erzerum mit den Diſtricten (Elwie) Tſchildir, Kars, Bajeſſid, Wan und Muſch; 2) Diarbekir und 3) Charbrut (Charput) mit den Diſtricten Arabkir und Malathia. Rechnet man auch die Länder, welche ehemals zu Armenien gehörten, ſo muß man auch die Eyalets von Adana, Bozuk und Siwas aufführen. Der Theil, welcher Perſien verblieb, auf dem rechten Araxesufer, iſt unbedeutend und wurde mit Adſerbaidſchan vereinigt. Südlich und weſtlich in den Bergdiſtricten ziehen Turkomanen und Kurden mit ihren Heerden von einer Yaila (Bergweide) zur andern. Auf mehreren Punkten ſcheinen ſich dieſe Armenier mit den Kurden verſchmolzen zu haben: ſo haben die Riſchwans, die zwiſchen Charbrut und Erzingan auf einer Strecke von 30 Lieues hauſen und weſtlich bis Bozuk ziehen, die Badveli, dem Namen nach einen armeniſchen Stamm, in ſich aufgenommen. Die durch ihre Tapferkeit berühmten Manekliſis und die Selliwans ſollen von zwei alten armeniſchen Adelsfamilien, den Mantagunis und Reſchdunis, ſtammen.

Armenien, obwohl unter gleicher Breite mit dem ſüdlichen Spanien und Neapel, hat doch ein ganz verſchiedenes Klima. Die Bergketten, die es in allen Richtungen durchſtreichen, und der mit ewigem Schnee und düſtern Wolken bedeckte Kaukaſus erhalten auf der Hochebene eine ſehr niedrige Temperatur. Zwei Drittheile des Jahres hindurch macht der Winter ſeine Strenge fühlbar, in den niedrigen Ebenen aber herrſcht im Sommer eine außerordentliche Hitze, die im Verband mit dem reichlichen Waſſer eine außerordentliche Fruchtbarkeit erzeugt. Die Erzeugniſſe der Tropenzone verbinden ſich mit denen der Alpen. Der Anblick der Natur iſt in der Volkspoeſie ſtark ausgeſprochen, aber die neuen Dichter ergehen ſich nicht mehr in den Schilderungen der großartigen Scenen und der düſtern Pracht des Ararat und Kaukaſus. Das Unglück des Vaterlandes hat ihren Aufſchwung gebrochen, ſie haben den epiſchen Ton der alten Sänger von Koghthen vergeſſen, und neigen ſich zur Melancholie hin.

Der Stamm, der dieſe Berggegenden bewohnt oder davon ausging, knüpft ſeinen Urſprung an die moſaiſche Sage, welche die Wiege des Menſchengeſchlechts nach der Sündfluth auf den Ararat verlegt. Ihr Typus hat ſich ſo unzerſtörbar erhalten als der jüdiſche, obgleich die Armenier ſich nicht in dem Grade abſcheiden. Doch hat ſich die große Mehrheit der Nation eine beſondere Kirche gebildet, welche eheliche Verbindungen mit andern chriſtlichen Gemeinden ſehr erſchwert. Die unirten oder katholiſchen Armenier ſind minder ausſchließlich, doch kommen auch bei ihnen gemiſchte Heurathen nur in Rußland und Oeſterreich vor, in der Türkei ſind ſie ohne Beiſpiel.

Bei der gegenwärtigen Zerſtreuung des armeniſchen Volks iſt es ſchwer ſeine Zahl zu ſchätzen, doch iſt die Zahl von 4 Millionen die wahrſcheinlichſte, davon ſind im türkiſchen Reiche dritthalb, in Rußland 1,200,000, in Oeſterreich 25,000, in Perſien 150,000, in Indien und dem indiſchen Archipel 25,000. Rechnet man noch 100,000 Armenier in verſchiedenen Ländern zerſtreut, ſo kommen die 4 Millionen heraus. Die Zahl der Armenier zu Konſtantinopel wird ſehr verſchieden angegeben, die Angaben ſchwanken zwiſchen 100,000 und 250,000, doch ſcheint die letztere Zahl der Wirklichkeit näher zu kommen. In den verſchiedenen Ländern modificiren Klima und Lebensweiſe natürlich den urſprünglichen Typus bedeutend. Hr. L. Rigler, der als Arzt Gelegenheit hatte ſie in Konſtantinopel vielfach zu beobachten, glaubt, daß ihr ausgeſprochenſter Typus ſich hier in den Taglöhnern und Laſtträgern finde. Er ſchildert ſie als ziemlich klein, unterſetzt, aber ſtark, der Schädel rund, ſelten pyramidal, der Geſichtswinkel zu 80 bis 85°. Sie haben ſchwarze Haare, ſtark ausgeſprochene Züge, ſehr vortretende Adlernaſe, lebhaften Teint, volle Lippen, ſchöne, etwas von einander abſtehende Zähne. Andere Beobachter, wie Dubois Montpereux, geben ihnen noch einen kurzen dicken Hals auf ſtark entwickelten Schultern und Rumpf. Die Armenierinnen ſind, ehe ſie die ziemlich frühzeitig eintretende Dicke erlangen, ausgezeichnet ſchön und von merkwürdiger Friſche der Färbung.

Die häuslichen Tugenden ſtehen bei ihnen in großen Ehren, und die Familie hat bei ihnen einen wahrhaft patriarchaliſchen Charakter. Byron, der auf ſeinen Wanderungen ſie beſucht und angefangen hatte, ihre Literatur zu ſtudiren, behauptet die Annalen keines Volkes ſeyen minder von Verbrechen beſchmutzt, ihre Tugenden ſeyen die des Friedens, ihre Laſter die der erfahrenen Gewaltthat. Nach Rigler ſind ſie von allen orientaliſchen Völkern das arbeitſamſte, verſtändigſte und unterrichtetſte. Ihre Fähigkeit für Handel und Bankgeſchäfte ſind bekannt. [1] Kann man ſie von Habſucht nicht freiſprechen, ſo gelten ſie doch im allgemeinen für ehrlich, und dieſe Eigenſchaft iſt es, weßhalb die türkiſche Regierung ſie gerne bei ihren Geldgeſchäften und bei der Steuererhebung verwendet. Sparſam im gewöhnlichen Leben, verſchwenden ſie doch ihre Schätze, um

[1] Bekanntlich ſoll indeß ſpäter ein ziemlich bedeutender Theil derſelben, etwas enttäuſcht, wieder zurückgekehrt ſeyn. A. d. U.

[1] Der Ruf ihrer Handelsgeſchicklichkeit muß in einem viel beſchränkteren Sinne genommen werden als bisher. Der Panaſſer, eine zu Konſtantinopel in armeniſcher Sprache erſcheinende Monatsſchrift, weiſt nach, daß ihre Landsleute in dieſer Beziehung weit hinter den Griechen zurückgeblieben ſind, welche ſich des ganzen Handels der Türkei bemächtigten, und Bankhäuſer in den bedeutendſten Städten Europa's gründeten. Dieſelbe Bemerkung machte auch ſchon früher das in Smyrna erſcheinende Journal Araradian Arſchallus (die Morgenröthe des Ararat), das den Handelsverfall ſeiner Nation tief beklagte. Allerdings haben im Innern des türkiſchen Reichs die Armenier das Monopol der Bankoperationen behauptet, aber man darf daraus nicht ſchließen, daß ihre Reichthümer ſo bedeutend ſind, als man gewöhnlich annimmt. Man zählt zu Konſtantinopel nicht mehr als 10 oder 12 große armeniſche Bankhäuſer, die ſich häufig in Verlegenheit befinden, weil ſie den Paſchas große Vorſchüſſe machen, und bei der unſichern Stellung dieſer Beamten zuſammenbrechen, wenn dieſe in Ungnade fallen.

ihre religiöſen Anſtalten auszuſtatten, oder Unternehmungen von nationalem Nutzen zu fördern. Eine Anzahl Einrichtungen dieſer Art, Spitäler, Schulen, Collegien, patriotiſche Verbindungen wurden ſeit einigen Jahren gegründet, und durch freiwillige Beiſteuern erhalten. Alle dieſe Fortſchritte gehen in der Stille vor ſich, und man kennt ſie in Europa nicht, da ſie keinen Lärm davon machen, und ihre Bücher und Journale in Europa unbekannt ſind. Stolz und hochfahrend gegen ihre Untergebenen im Glück, tragen ſie doch das Unglück mit einer Demuth und Ergebung, die vielleicht ihre Quelle im chriſtlichen Gefühl, vielleicht in einem unwillkürlichen Anhauch von Fatalismus haben, deſſen Beiſpiel ihnen an den Moslem ſeit ſo langer Zeit vor Augen ſteht.

Zu den falſchen Anſichten, welche über die Armenier im Gange ſind, gehört auch die, daß die Sorge für ihre materiellen Intereſſen und die Habſucht bei ihnen jedes andere Gefühl verſchlinge. Dieſe Anſicht hat man geſchöpft aus einer oberflächlichen Bekanntſchaft mit der Baſtardgeſellſchaft in ihrem von den Franken beſuchten Quartier zu Konſtantinopel. Aber die Erinnerung an ihr verlorenes Vaterland iſt in ihnen ungemein rege, und bricht in jeder Zeile ihrer modernen Poeſie durch. Man kann ihnen eher Uebertreibung hierin ſchuld geben, und die Hoffnung einer künftigen Wiedergeburt ihrer Nationalität hat in ihren Augen eine gewiſſe Verwirklichung gefunden durch die Befreiung vom perſiſchen Joche.

Ihr Charakter zeigt im Ganzen mehr ſolide als glänzende Eigenſchaften: ſie haben weder die lebendige Einbildungskraft noch den abenteuerlichen Geiſt der Griechen, noch beſondere Kriegsluſt. Die friedlichen Neigungen überwiegen, ſie fügen ſich leicht allen Formen der Herrſchaft, und verlangen bloß, daß man ſie ihre Geſchäfte frei betreiben laſſe. Indeß fehlt es ihnen nicht ſo ſehr an kriegeriſchem Muth, wie man oft annimmt, und viele von ihnen haben ſich einſt im Dienſt der griechiſchen Kaiſer ausgezeichnet. Rußland hat dieſe Bevölkerung in die Waffen gerufen, und als Miliz zur Vertheidigung ihres Landes verwendet, z. B. im Jahre 1828. Die Abkömmlinge der angeſehenſten armeniſchen Familien ſtehen an der Spitze ihrer Truppen, und haben ſeit geraumer Zeit gute Dienſte geleiſtet, ſo General Madatow, Fürſt Argutinsky-Dolgoruki, Bebutow, Orbelian, Bagration-Muchransky, welche im vorigen Jahre in den Gefechten gegen die Türken ſich auszeichneten. Indeß liegt im armeniſchen Charakter ein arger Fehler, nämlich ein Geiſt der Eiferſucht und Uneinigkeit, der viel zu ihrem Untergang beitrug, und jetzt wo ihre politiſche Exiſtenz verloren iſt, auf dem religiöſen Gebiete ſich fortſpinnt. Die Katholiken und die Diſſidenten bilden zwei getrennte, oft feindliche Lager, und die Katholiken ſelbſt ſind unter ſich geſpalten, ſo daß ein päpſtliches Breve dazwiſchentreten mußte.

(Schluß folgt.)

Der Kirauea.

(Von Fr. Gerſtäcker.)

Auf Hawaii (oder wie es oft falſch geſprochen wird Owaihy), der Hauptinſel der Sandwichsgruppe, welche eine traurige Berühmtheit durch Capitän Cooks Tod erlangt hat, befindet ſich der größte Vulcan der Welt, der Krater von Kirauea oder Kilauea, der ſieben engliſche Meilen im Umfang mit 6—700 Fuß hohen Wänden hat und von einem Meere kochender Lava gefüllt iſt.

Dieß gewaltige Sicherheitsventil des Erdballs, das jedenfalls in ſeinem Innern mit den Kratern des oſtindiſchen Archipels, und ſelbſt dem Veſuv und Hekla in Verbindung ſteht, da heftige Eruptionen ſchon mehrfach ihre Wirkungen zu ein und derſelben Zeit an ihnen gezeigt haben, gährt und arbeitet in einem fort. Im Innern des furchtbaren Keſſels entſtehen und heben ſich ſtets neue Krater die ihre heißen Schwefeldämpfe ausſtoßen, Aſche und Steine aufwerfen, und aus der Küche unten die oberen rieſigen Vorrathsräume, bis ſelbſt zum Rand hinauf, mit geſchmolzener Lava füllen, deren Strom ſich nicht ſelten, aber jetzt freilich ſeltener als früher, ſelbſt über den Rand fort vernichtend in das Thal ergießt, und zerſtört was er erreicht, bis der breite tückiſche Strom das Meer gewinnt oder auf ſeiner Bahn erkaltet und erſtarrt.

Nach den Berichten der Eingebornen ſcheint es nämlich, daß dieſer Krater, der aber Feuer ausgeſpieen hat, ſo weit zurück ihre Ueberlieferungen reichen, früher viel kleiner war, und deßhalb auch, faſt unter der Regierung eines jeden Königs, das Land wenigſtens einmal, nach irgend einer Richtung hin verwüſtete, und enorme Maſſen von Lava auswarf; durch einen ſolchen Verbrauch von Material arbeitete er ſich aber ſelber größer und weiter, und grub ſich durch Jahrhunderte hindurch auf der Inſel, die er jedenfalls zuerſt ins Daſeyn gerufen, nach und nach einen Spielplatz aus für ſeine Thätigkeit, indem er eine Weile jetzt wirthſchaften kann, ehe er wieder die Nachbarſchaft zu beläſtigen braucht.

Die meiſten Inſeln der Südſee ſcheinen überhaupt durch vulcaniſche Ausbrüche, an die ſich dann die Koralle ſchloß, entſtanden zu ſeyn, und die meiſten, ſelbſt die flachſten nur mit Cocospalmen bewachſenen Inſeln dieſer Meeresſtrecken verrathen in ihren Conturen, in der ſichel- oder kreisartigen Bildung, mit welcher manchmal ein nur ſchmaler bis zur Oberfläche gehender Rand eine tiefere Lagune umſchließt, die darunterliegende Kraft, aus der ſie ſich emporgehoben und die noch jetzt ihren, immer etwas gefährlichen

Fuß bildet. Gefährlich nämlich insofern als nirgends die Sicherheit geboten iſt, daß jene furchtbare unterirdiſche Kraft nicht noch einmal dieſelben Adern an derſelben Stelle füllen, und das dann wieder ebenſo raſch zerſtören kann, was es einſt ans Tageslicht gehoben — und daß es geſchehen kann, davon haben wir Beweiſe.

So lag ſonſt, weſtlich von den Canarien, wie uns ſpaniſche Sagen erzählen, eine Inſel, die achte Canariſche, St. Brodon oder Borodon genannt. Ein canariſcher Seefahrer beſuchte ſie 1500; 1700 landete dort ein gewiſſer Pedro Vello. Von Palmas und Ferro's Höhen konnte man ſie bei hellem Wetter ſehen; ein „heiliger Biſchof" ſoll ſogar eine Colonie Chriſten dorthin gebracht haben, welche die Eingebornen bekehrten und tauften; aber 1759 etwa iſt ſie plötzlich verſchollen und von der Oberfläche der See verſchwunden, daß keine Spur, ſelbſt für das Senkblei des Schiffers, zurückblieb, und keiner ihrer unglücklichen Bewohner entkam, das Schickſal der Seinen zu erzählen.

Schaffend und zerſtörend wirkt denn auch der Kirauea noch bis zum heutigen Tage fort, hier die Küſte vermehrend durch Lavamaſſen, oder auch Strecken förmlich aus dem Grund heraushebend, wie in Hilobai vor noch gar nicht ſo langen Jahren, dort wieder vernichtend was ſich ſeiner Bahn in den Weg ſtellt, und ein Beiſpiel ſeiner unterirdiſchen oder vielmehr unterſeeiſchen Thätigkeit aus dem Jahre 1837 wollte ich hier gerade erzählen.

Im November dieſes Jahres (am 7ten) nahe vor Sonnenuntergang ſaßen die Inſulaner theils um ihren einfachen Poe verſammelt, theils ſchlenderten ſie, ſingend und lachend, die einſt glücklichen Kinder dieſer ſonnigen Inſeln, am Ufer auf und ab, unter den wehenden Palmen und raſchelnden Bananen, deren breite Blätter die friſche kühle Seebriſe ſchüttelte. Die Kinder ſpielten im Korallenſand, jagten und neckten ſich oder liefen hinaus auf den harten Strand den die Ebbe frei gelaſſen, Schalthiere zu ſuchen und Muſcheln, was die Fluth zurückgelaſſen und was ſie an die Fremden, die ſchon häufig ihre Küſten anfingen zu beſuchen, gegen jene koſtbaren Güter, eiſerne Nägel und kleine Spiegel, bunten Kattun und andere Herrlichkeiten eintauſchen konnten.

Auch Europäer hatten ſich ſchon zu jener Zeit zwiſchen ihnen angeſiedelt und ein Miſſionär, ein Mr. Coan, hielt gerade vor ſeinem Miſſionsgebäude, das etwas von der See entfernt von Fruchtbäumen umgeben lag, mit denen der Inſulaner, die ſich der neuen Lehre geneigt zeigten, ſeine Abendverſammlung in Gebet.

Der Himmel war klar und wolkenrein, der Oſtpaſſat hatte jeden Nebelſtreif davon verſcheucht, und die Luft, wie immer zu dieſer Tageszeit, friſch und balſamiſch. Wie aber die Sonne mehr und mehr dem Horizont neigte, ſchlief die Briſe ein und es wurde, wie ſich die Eingebornen ſpäter recht gut erinnerten, ſchwül, wie vor einem nahenden Gewitter. Plötzlich zeigte ſich ein wunderbares Phänomen — das Waſſer, das ſchon faſt, mit der lang vorher eingetretenen Ebbe, ſeinen niedrigſten Stand erreicht hatte, fiel plötzlich ab — die Fluth trat vom Land zurück, weite Strecken hin, und warf in wenigen Secunden einen breiten hellen Sandſtrich frei, den vielleicht, ſo lange ſich die Inſel aus dem Meer gehoben, die Luft noch nie beſtrichen hatte.

Den Angelnden floß das Waſſer unter der Angel fort und ſie blieben auf dem Trockenen; die Knaben, die ſich in der plätſchernden Fluth gewälzt, ſahen dieſe von ſich fliehen, und im erſten Augenblick ſtanden die verſchiedenen Gruppen wirklich in ratloſem Staunen und wollten ihren Augen kaum trauen.

Ein Warnungsſchrei vom Ufer aus lenkte zuerſt ihre Aufmerkſamkeit dorthin, und ſie ſahen wie ihnen einzelne der Männer mit ängſtlicher Haſt zuwinkten, und hörten den Schrei ſich zu retten. Zwei kleine Mädchen hatten am Strand geſpielt, und der Vater floh hinunter, faßte ſie um den Leib und trug ſie in wilder ängſtlicher Haſt dem hohen Land zu, und hie und da ſah man Einzelne, ohne wirklich offenbare Veranlaſſung, den Strand fliehen, denen andere, mehr in Beſorgniß deßhalb als in einer ſchon begriffenen Gefahr, ſo raſch ſie konnten folgten. Die Urſache ſollte ihnen aber nur zu bald klar und deutlich werden: denn von draußen heran hob ſich die Fluth, höher und höher, ein kryſtallener Berg, feenartig und furchtbar anzuſchauen, mit weiß ſchäumendem Kamme, der wie ein rieſiges Ungethüm darauf ritt, und ſich wie gierig vorbeugte über die ihm verfallenen Opfer herzufallen und ſie zu verſchlingen.

Schon im Steigen ſtürmte ſie heran in furchtbarer Schnelle, und die armen Inſulaner, die jetzt mit Entſetzen die Gefahr erkannten und fliehen wollten, hörten das donnernde Geräuſch des Seeberges hinter und über ſich, und kämpften machtlos und verzweifelnd gegen die Fluth, die mit ihnen ſpielte, wie mit den Schaumblaſen auf ihrem Nacken.

Fünfzehn bis zwanzig Fuß über hoch Waſſermark ſtieg dieſe eine gewaltige Woge, Hütten und Fachwerk mit ſich fortwaſchend, und die Menſchen mit ihren Wohnungen, Canoes, Geräthſchaften u. ſ. w. hoch hinauf ſprühlend in Fruchthaine und Taropflanzungen, und wären die Bewohner dieſer Inſeln, Männer, Frauen und Kinder, eben nicht ſolch ausgezeichnete Schwimmer, Hunderte hätten an dem Tag ihr Grab in den Wellen finden müſſen.

Nur wenige Minuten ſtand aber die Fluth in der Höhe, dann floß ſie zurück, ſo raſch wie ſie gekommen, was ſie gefaßt und was ſich nicht anklammern konnte, an Buſch und Baum mit ſich nehmend in offene See, bis wieder tief unter niedrig Waſſermark — und dann zum zweitenmal ſtürmte ſie heran, aber nicht mehr ſo hoch und zornig wie das erſtemal, und wich wieder und kam zum drittenmal heran, und wogte und ſchlug und peitſchte den Strand, aber nur jetzt noch wie ein eingefangener wildgejagter Renner, der noch ſpringt, aber von ſeinem Zaum ſchon wieder feſt und ſicher gehalten wird, und ſeine kurz gewonnene und raſch mißbrauchte Freiheit verloren hat.

Die Gefahr für das Land war vorüber, und ein zweites Heben des Meeres kaum zu fürchten, aber entſetzliche Verwirrung herrſchte am Land, und in Verzweiflung ſuchten die unglücklichen Bewohner der Küſte die Ihrigen jetzt zuſammen in der zerſtörten Heimath. Mütter liefen händeringend am Ufer auf und ab, und riefen nach ihren Kindern — Kinder ſchrieen nach den Eltern — Weiber ſuchten ihre Männer, Männer ihre Frauen, und Jammer und Wehklagen gränzte an jubelnde Scenen des Wiederfindens der Geliebten.

Glücklicherweiſe lag gerade zu jener Zeit der engliſche Wallfiſchfänger, „Admiral Cockburn", dort in der Bai vor Anker, und der Capitän desſelben, Jones Lawrence, ſchickte augenblicklich, als ſich das Waſſer nur etwas wieder beruhigt hatte, ſeine Boote aus, denen Hülfe zu bringen, die von der furchtbaren Strömung in See hinausgeführt waren, und zwölf Schwimmer wurden durch die Bemühungen der Seeleute gerettet.

Nur eilf kamen wirklich in den Wellen um, und die meiſten von dieſen waren ſehr wahrſcheinlich durch die Gewalt der Waſſer gegen das Ufer oder Bäume geſchleudert und dadurch ihrer Beſinnung beraubt worden; ein anderer ſtarb noch ſpäter an den Folgen der erhaltenen Quetſchungen, und der Verluſt an Menſchenleben ſtellte ſich keineswegs als ſo ſehr bedeutend heraus; etwa hundert

Gelände wurden aber total zerstört und auseinandergestreut, und die Bewohner verloren fast alles was sie bis dahin das ihre genannt.

Merkwürdigerweise fand dieß Phänomen aber nicht allein an diesem einzelnen Punkt der Küste statt, sondern an all den verschiedenen Inseln der ganzen Gruppe; am stärksten jedoch an den nördlichen Theilen von Hawaii und Maui, besonders in Hilobai und Wailuku. An der Südseite von Maui stieg das Wasser nur etwa 8 Fuß und weiter westlich noch weniger.

In Wailuku, wie die Fluth plötzlich und mit einem Schlag zurückgetreten war, hob sie sich, wie in Hilobai, einer Wand gleich, und stürzte dann mit reißender und furchtbarer Schnelle ans Land zurück, Alles vor sich hin und ein ganzes Dorf in einen Fischteich waschend, der dicht dahinter lag und etwa zwei Miles im Umfang hatte. Ueberall war der Verlust an Menschenleben zu beklagen, immer aber doch nur verhältnißmäßig sehr gering, denn wäre die Fluth mit solcher Gewalt in der Nacht über die unglücklichen Strandbewohner hereingebrochen, so viel Hunderte hätten dann vielleicht ihr Grab in den Wellen gefunden.

Ein unterirdischer Ausbruch jener geheimnißvollen, in der Tiefe arbeitenden Kraft, die eine ihrer Werkstätten dem Menschenauge auf Hawaii sichtbar gelegt, muß jedenfalls die Ursache dieser merkwürdigen Naturerscheinung gewesen seyn; den Eingebornen aber war es die furchtbare Göttin Pele, die Bewohnerin des Kirauea, die den Grund des Meeres schüttelte und den Sterblichen kündete, daß sie zürne.

Briefe aus Surinam. IV.

Wenn ich bisher in meinen Schilderungen weniger reisebeschreibend zu Werke ging, so war dieß die natürliche Folge von der Fülle eigenthümlicher und fremder Verhältnisse und Erscheinungen, deren Darstellung mir dringender erschien als eine eigentliche Reisebeschreibung. Da die Aufgabe war das Land in allen seinen Theilen zu untersuchen, erstens die der Seeküste zunächst liegenden, dann die mittleren und endlich die eigentlich mehr gebirgigen, so wurde, nachdem unser Geognost [1] angekommen und die zum Delta gehörigen Theile an der untern Saramakka untersucht hatte, eine längere und ausführlichere Reise nach den oberen Theilen der Surinama beschlossen. Der Zweck dieser Reise war zunächst Untersuchung des Bodens und Klima's, um zu beurtheilen, ob und welche Landstriche für eine europäische Colonisation fähig seyen; ferner aber sollte durch Untersuchung der Gebirgsarten eine wissenschaftliche Begründung der zu formirenden Urtheile und eine Kenntnißnahme der geognostischen Grundlagen gewonnen werden, auf welchen dieser Theil von Guiana ruht; was um so wichtiger ist, als es bisher an Nachrichten von Sachkundigen über diese Verhältnisse Surinams durchaus gefehlt hat, und man nur von den vorzugsweise in den Niederungen liegenden Zucker-, Kaffee- und Baumwollenplantagen durch die Erfahrungen der Pflanzer wußte, daß der Boden von Surinam von unerschöpflicher Ergiebigkeit sey.

Nach den bisherigen Ergebnissen scheint mir dieses Land in vier Hauptregionen zu zerfallen, welche sich in mehr oder minder breiten Zonen von Osten nach Westen ausdehnen, und deren jede ihren besondern Charakter hat. Diese vier Regionen werden von den Flüssen des Landes durchschnitten, deren Lauf sich im allgemeinen von Süden nach Norden erstreckt, und da die Flüsse die einzigen Verbindungswege sind, so dienen sie vortrefflich dazu um den Charakter dieser verschiedenen Regionen kennen zu lernen. Die unteren Theile des Landes stehen, wie schon früher gesagt wurde, auf dem Niveau des mittleren Wasserstandes oder theilweise unter demselben, und müssen daher durch Dämme und Schleußen in einem culturfähigen Zustande erhalten werden. Die Grundlage dieser Landestheile ist ein der neuesten Formation angehöriger Kalkstein, in welchem zahlreiche Reste von noch lebenden Conchylien vorgefunden werden. Die Bildung dieses Gesteines ist offenbar wellenförmig, und zwar in der Art, daß mit der Seeküste annähernd parallel laufende Erhebungen und Senkungen gebildet werden. Die Erhebungen bilden die sogenannten Sand- und Schülpritzen, und die Senkungen sind mit jenem blauen Lehmboden ausgefüllt, welchem Surinam seinen Ruf unerschöpflicher Fruchtbarkeit verdankt. Es ist von selbst klar, daß ein so tief liegendes Land viele sumpfartige Theile haben muß, und von der entsetzlichen Plage des hier hausenden Ungeziefers, Muskiten, Makusts und Vampyren ist bereits früher gesprochen worden. Indessen darf nicht unterlassen werden zu bemerken, daß die höher gelegenen Theile dieser Region mehr und mehr befreit sind von diesen klimatischen Nachtheilen, und daß die abkühlende Seeluft, welche besonders die Stunden des Morgens und Vormittags erfrischt, vieles zu Verbesserung der Nachtheile beiträgt, welche aus der tiefen Lage des Landes selbst entspringen.

Etwa acht geographische Meilen südlich von dem Meeresstrand beginnt die zweite Region; hier hört das Delta auf und es zeigt sich ein Hügelland, welches man, wie schon früher bemerkt, nicht unschicklich als das alte Littoral Surinams bezeichnen kann. Dieses Hügelland besteht auf seinen Kuppen aus weißem unfruchtbarem Sande, durch welchen weit ausgebreitete sogenannte Savannen gebildet werden. Eine solche Savanne ist besser als eine Wüste und schlechter als eine Haide. Man wandelt in einem weichen, weißen, dem Fuße nachgebenden Sande, welcher von der Sonne durchglüht ist und den Augen durch seinen Glanz wehe thut; zahlreiche Krüppelgebüsche wachsen indeß auf diesem Sande, und wo Niederungen sind, kommen ordentliche schön und kräftig gewachsene Baumschläge vor. Hier fehlt es nicht an Wasser, indem natürliche Quellen den Boden speisen und daher nimmt durch den sich bildenden Humus der Sand eine schwarze Farbe an, und ist im Stande eine kräftige Vegetation zu ernähren. Wo indessen die Sandsavanne sich über den Rücken von Hügeln hinzieht, da ist der Boden außerordentlich dürr, und selten findet man feuchte sumpfartige Stellen. So unfruchtbar die Landestheile aber sind, so bringen sie doch einige Pflanzen von großem Werthe vor. Die Mauritzpalme mit ihrem stolzen Wuchse und ihren schönen fächerartigen Blättern ziert diese Savannen, und ist durch den Hanf der aus ihr gewonnen wird, nützlich; die köstlichsten Ananasse wachsen in diesem Sande und bieten dem Wanderer eine ebenso unerwartete als herrliche Erfrischung und eine der Ananas ver-

---

[1] Die deutsche, zur Untersuchung Surinams bestimmte Commission besteht bekanntlich aus den HH. Schunk, Oekonom, Dr. Voltz, Geognost und Prof. Dr. Duttenhofer, Arzt, welchen Lieutenant v. Rosevelt als Ingenieur und Commandant des Personals beigegeben wurde.

wandte Pflanze, die Singalaſſi, nützt durch den überaus ſtarken Hanf der aus ihr bereitet werden kann. Es übertrifft dieſer Hanf zufolge angeſtellter Verſuche andere Sorten an Feſtigkeit und Zähigkeit bei weitem, er iſt dabei ſehr langdrähtig und könnte deßhalb, wenn einmal Surinam aus einer Colonialwaarenfactorei eine wirkliche Colonie geworden iſt, zu einem ſehr wichtigen Induſtriezweige werden. Dieſe Savannen ſind der Lieblingsaufenthalt der Indianer, welche ihre Hütten gern auf dem reinlichen weißen Sande aufſchlagen, wo ſie die Näſſe der Regenzeit nicht incommodirt und ſie die an fruchtbarem Boden reichen Niederungen dazu benützen, um türkiſch Korn, Reis, Caſſave und andere Nahrungsmittel zu pflanzen. Den hier angedeuteten Charakter findet man in einem großen Theile des Paragebietes, ferner in dem etwa 10 Meilen von der Seeküſte entlegenen Gelderland, und eingezogenen Nachrichten zufolge erſtrecken ſich ungefähr auf derſelben Breite dieſe Savannen öſtlich bis gegen die Marowine und weſtlich bis gegen die Coppename, vielleicht noch ferner. Dieſe Region ſcheint zufolge der angeſtellten Unterſuchungen ihren Urſprung der Verwitterung des Granits zu verdanken, welcher die Grundlage derſelben bildet. Der Militärpoſten Gelderland und die zunächſt gelegene Judenſavanne zeigen dieß am deutlichſten, denn hier ſieht man den verwitternden grobkörnigen Granit zu Tage anſtehen. Es iſt begreiflich, daß in einem ſo warmen Lande, wo in den Regenzeiten bedeutende Maſſen Waſſers fallen, alle Zerſetzung und ſomit auch die Verwitterung der Geſteine weit raſcher und vollſtändiger vor ſich geht als in Europa, und die Bildung dieſer Savannen, welche von fruchtbareren Thälern durchſchnitten werden, erklärt ſich daraus, daß die Thontheile des Granits als die ſchwereren durch das Waſſer nach unten geführt werden, während der weiße Quarzſand oben liegen bleibt. Natürlich ſind daher auch die Thaleinſchnitte nur in dem Maaße fruchtbar, als ſie jene glückliche Miſchung von Sand und Thon vorzugsweiſe enthalten, welche am meiſten die Vegetation begünſtigt.

Südlich von dieſer Region, aber theilweiſe eingreifend in die vorige, iſt die Region der Grünſteinbildung. Sowohl in den ſüdlichen Theilen der Para als in der Tempati und oberen Commewine, als auch an dem ganzen Flußufer der oberen Surinama und der mit ihr verbundenen kleineren Gewäſſer befindet ſich ein Hügelland, welches offenbar dadurch entſtanden iſt, daß der Grünſtein den Granit durchbrochen hat. Am Fuße mancher dieſer Hügel, wie beſonders an dem eines der größten und wichtigſten, dem blauen Berge bei Bergendaal, findet man den Grünſtein rein und unverwittert, während viele, wohl die meiſten der anderen ſo ſehr weit verbreiteten derartigen Hügelreihen dieſes Geſtein in einem verwitterten Zuſtande zeigen. In dieſem erſcheint es als ein reichhaltiger Thoneiſenſtein, welcher einen Reichthum an vortrefflichen Eiſenerzen enthält, der ganzen Generationen in der Folge wird nützlich ſeyn können. Außerdem iſt, wie das im Charakter eines aus den Verwitterungsproducten des Grünſteins entſtandenen Bodens liegt, der Grund ſehr fruchtbar, was ſchon daraus erhellt, daß die härteſten und edelſten Holzgattungen auf demſelben vorkommen. Zugleich iſt dieſer Boden, wie die nähere Unterſuchung mehrerer Hügel gezeigt hat, reich an Quellen, welche ſelbſt in der trockenſten Jahreszeit ſehr gutes Trinkwaſſer liefern, und wo er mit Fleiß angebaut wird, iſt er fähig die edelſten Producte des Südens in üppiger Fülle zu liefern als: Kaffee, Gewürznelken, Zimmt, Muscatnuß, Cacao u. a. m. Die Thaleinſchnitte welche zwiſchen dieſen Hügeln liegen enthalten einen thonreichen fetten Boden, welcher zum Anbau von Reis ſich wohl trefflich eignen würde. Dieſe Landſtriche liegen zwar theilweiſe nicht außer dem Einfluß der Ebbe und Fluth, allein ſie ſind doch hoch genug um durchaus keiner künſtlichen Abdämmung des Waſſers zu bedürfen; der Einfluß der kühlenden Seewinde iſt auf ſie gering, allein die in den oberen Theilen des Landes ſo ſehr fühlbare Abwechslung zwiſchen ſehr großer Wärme während der Tagesſtunden und erkältendem Nebel während der Morgen- und Abendſtunden nicht ſo bedeutend um der Geſundheit nachtheilig zu ſeyn. So weit ich bis jetzt das Land Surinam kennen gelernt habe, ſcheint mir dieſe Region die paſſendſte zu Aufnahme von europäiſchen Coloniſten zu ſeyn, denn hier fehlen die quälenden Inſecten des tiefer gelegenen Landes; Sümpfe ſcheinen ſeltener zu ſeyn und könnten wegen der höheren Lage des Landes ſelbſt leicht trocken gelegt werden; die Luft iſt rein und geſund, und natürliche Quellen liefern ein klares gutes Trinkwaſſer. Außerdem bieten dieſe mit unabſehbaren Wäldern bedeckten Hügel demjenigen, der Land urbar machen will, theils durch die in ihnen enthaltenen koſtbaren Hölzer, theils durch die Möglichkeit einer großartigen Kohlenbrennerei eine reiche Quelle zum Erwerbe dar. Der öſtlichſte Theil dieſer Region, den ich geſehen, iſt die Tempati, der weſtlichſte die Höhen beim Oranienpad, was etwa eine Entfernung von 10 Meilen beträgt; von Norden nach Süden, d. h. von Phädra bis in das Buſchnegerland mag das, was ich näher geſehen, 5 bis 6 Meilen betragen; indeſſen iſt aus der Bildung dieſer Gebirgsart anzunehmen, daß ſie ſich viel weiter erſtreckt, was einer näheren Unterſuchung anheimgeſtellt werden muß.

Von dem Punkte, wo die Sarakreek ſich mit der Surinama vereinigt, beginnt, ſo wie es ſcheint, die vierte Region. Obgleich die Hügelbildung durch Grünſtein hier noch nicht aufhört, ſo war es doch nicht möglich dieß genauer zu unterſuchen, und es muß daher ſo lange im Ungewiſſen bleiben, wie weit ſich dieſe erſtreckt. Das Geſtein, welches in dieſen oberen Landestheilen angetroffen wurde, war Granit und Gneiß, und der Boden meiſtens ein dunkelgefärbter ziemlich humusreicher Sand mit etwas Thon vermiſcht. Ein üppiger Baumwuchs kommt auch in dieſem Theile der Colonie vor, und die Wälder ſind reich an harten und edeln Holzarten. Hier fehlen aber die ſo erfriſchenden Seewinde gänzlich, und der Unterſchied zwiſchen der Temperatur des Tages und der Nacht iſt empfindlich, ſo daß aus dieſem Grunde ſchon der in Rede ſtehende Landestheil nicht als einer der geſünderen empfohlen werden kann. Wie aus dem folgenden hervorgeht, war die Möglichkeit einer genaueren Unterſuchung deſſelben nicht gegeben, und daher kann auch im allgemeinen nichts weiteres hievon geſagt werden; dieſes iſt um ſo mehr zu beklagen, als es wichtig wäre zu unterſuchen ob nicht in den oberen mehr bergigen Landestheilen Steinkohlenformationen vorkommen.

Die Art des Reiſens in dieſem Lande iſt ſchon früher beſchrieben worden; wir verließen Paramaribo am 30 Julius mit einem Perſonenboot, einem Bagageboot und einem großen Corial, auf zwei Monate verſehen mit den nöthigen Bedürfniſſen. Ein Corial iſt ein 25—40 Fuß langer und etwa 4 Fuß breiter Kahn, der aus einem Baume herausgehauen iſt; dieſe Coriale ſind die einzigen Fahrzeuge, mit welchen ſchmale und untiefe Gewäſſer befahren werden können; es iſt ſehr unbequem darin zu ſitzen, da beſonders bei kleinen und ſchmalen oft nur 12 Fuß langen das Gleichgewicht ſo ſorgfältig feſtgehalten werden muß als auf einem ſchlecht dreſſirten Reitpferd, und wer hierin nicht geübt iſt, läuft Gefahr durch ſein Uebergewicht das ganze Fahrzeug umzuſtürzen. In ſolchen kleinen Corialen iſt mir nie möglich geweſen zu fahren. Ein fernerer Nachtheil der Coriale iſt der, daß ſie keinen Schutz vor der Sonne noch vor dem Regen darbieten; Dächer ex tem-

pore aus biegſamen Zweigen conſtruirt und mit Palmblättern bedeckt helfen zwar dieſem Uebelſtand ab, ſind aber meiſtens da nicht zu gebrauchen wo man ſie nöthig hat; denn ſie hindern bei ſchwierigen klippenreichen Stellen den Steuermann am Sehen, und machen das ſo häufig vorkommende Durchfahren dieſer Kähne unter herabgeſtürzten Bäumen oder ſonſtigen Hinderniſſen unmöglich.

Die unabſehbaren Wälder, welche den Fluß begränzen, ſind oft als ermüdend geſchildert worden; ich liebe ſie dieſe Wälder, dieſe Mannichfaltigkeit in Form und Farbe, dieſe verſchiedenen Arten des Grün, dieſe herrlichen Blüthen und ſonderbaren Früchte bieten einen Reiz dar der ſchwer zu beſchreiben iſt. Indeſſen iſt der Charakter des Waldes je nach der Beſchaffenheit des Landes verſchieden. In den untern Landen finden wir meiſt verhältnißmäßig kleineres Buſchwerk, das freilich groß genug iſt um nach europäiſchen Begriffen einem hübſchen Walde gleich zu ſehen. Hier ſind ja die Mangrovebüſche vorherrſchend, deren Aeſte Wurzelſenker tragen, die ſich dem Boden vermählen, nachdem ſie weit genug herabgewachſen ſind und theils dadurch, theils durch die zahlreichen Dorne mit welchen ſie bewachſen ſind, einen undurchdringlichen Wald bilden. Die Ufer ſind mit dem ſchönen Mocco-Mocco bewachſen, welches nach Blatt und Blüthe Aehnlichkeit hat mit der bekannten Calla, eine Frucht hervorbringt die der Ananas gleicht, allein ungenießbar iſt und einen baumartigen bis 20 Fuß hohen Wuchs beſitzt. Zwiſchen den Gebüſchen ſchießen einzelne Palliſadenpalmen auf, deren feiner leichter Wuchs das Auge ergötzt, und dieſe beiden Pflanzen ſind dem inländiſchen Pflanzer ein Zeichen guten Bodens, da ſie beſonders den fetten Lehm lieben, der für die Culturen ſo ſehr vorgezogen wird. Ueberaus mächtige, alle anderen überragende Cancantribäume zieren hie und da die Gegend; dieſer Baum zeichnet ſich dadurch aus, daß an ſeinem Stamme ſcheibenförmige weit hervorſpringende Fortſätze herablaufen, ſo daß man in den hiedurch gebildeten Niſchen wohl eine Hütte anbringen könnte; ſein koloſſaler Stamm trägt weit verbreitete, ſchön verzweigte Aeſte, welche eine überaus ſchöne ſchirmförmige Krone bilden, und die Wurzeln durchziehen das Erdreich weithin. Zur Zeit wo dieſer Baum blühen ſoll, ſind ſeine Blätter klein und die Blüthenknoſpen ſpringen meiſt in kurzer Zeit mit einem leichten Knall auf, dann iſt der Baum mit einer weißlichen Wolle bedeckt, welche aus den Blüthenknoſpen hervorbricht. Die Neger verehren dieſen Baum, der in keiner Region fehlt. Je mehr man flußaufwärts fährt, deſto mehr verſchwinden die Mangrovegebüſche, und Piña und Mocco-Mocco werden ſeltener; dagegen haben die Wälder ein großartiges Anſehen, denn hier kommen jene großen und ſchönen Bäume vor, denen Surinam ſeine edeln Hölzer verdankt. Alle Formen und Geſtalten zeigen ſich hier in reizender Abwechslung. Bald erſcheint der Wald unter der Form einer fortlaufenden Couliſſenbildung, denn die zahlloſen Schlingpflanzen, welche von den Bäumen herabhängen, und ihn mit ihrem ſaftigen Grün und ihren ſchönen Blumen ſchmücken, machen Stamm und Aeſte unkenntlich und geben den Bäumen das Anſehen von Theatercouliſſen. Bald iſt der Wald mehr offen, die am Ufer ſtehenden kleineren Bäume behindern die Ausſicht auf die entfernter ſtehenden nicht, und dann ſehen Sie ein liebliches Gemiſch von luſtig verzweigten Gehölzen, von tafelförmigen Bäumen, die ausſehen als ob ſie der Kunſtgärtner ſo gepflanzt hätte, von dichtbekrönten, von welchen die Wurzeln der Schlingpflanzen herabhängen und dem Baume ein wunderliches Anſehen verleihen, und hie und da ragen einige ſtolze Mauritzpalmen oder ein prächtiger Concantri aus dem Grün der Maſſen hervor. Rechnen Sie hiezu noch die in den glänzendſten Farben und den ſchönſten Formen prangenden Blüthen, hier röthlich aufſchießende junge Blätter, dort abſterbende Zweige und Bäume, ſo haben Sie einigermaaßen ein Bild von dem Reiz dieſer Wälder. Je mehr man ſich der Region des Hügellandes nähert, deſto ſchöner und majeſtätiſcher wird der Wald, denn hier kann man vom Fluſſe aus die weithinragenden Bäume des Urwaldes, der die Hügel bedeckt, ſehen. So viel von der Anſicht der Wälder vom Fluſſe aus.

Nachdem wir die erſte Nacht auf der Plantage St. Euſtatius zugebracht hatten, woron ich Ihnen nichts zu berichten weiß, als daß wir mit der ſchon früher geſchilderten Gaſtfreundlichkeit aufgenommen wurden, ſetzten wir unſeren Weg nach Gelderland fort. Ehe man dieſen Poſten erreicht, wird man durch den Anblick eines fernen blauen Gebirgsſtreifens angenehm überraſcht, welcher bei der Plantage l'Eſperance ſichtbar wird, und der zwiſchen der oberen Saramakka und Surinama zu liegen ſcheint. Bald zeigt ſich in der Nähe eine ſchöne, dicht mit Gehölz bewachſene Inſel, an deren Seite ſüdöſtlich gegenüberliegend der Poſten Gelderland liegt, über dem ſich die Judenſavanne erhebt. Portugieſiſche Juden gehörten unter die erſten Anſiedler Surinams und dieſe ſcheinen den richtigen Grundſatz gehabt zu haben, zu ihren Wohnplätzen die unfruchtbaren aber geſunden ſandigen Höhen auszuſuchen, und von da aus ihre in den Niederungen liegenden Pflanzungen zu bearbeiten. Einige uralte Patriarchen, welche wir dort antrafen, gaben durch ihre Erſcheinung zu erkennen, daß dieſer Ort die Makrobiotik begünſtigt, und einer derſelben, der Meßner, zeigte die große Synagoge und unterhielt ſich mit mir in geläufigem Spaniſch. Indeſſen ſind dieſe Leute arm, denn ſie haben wenig Gelegenheit zum Handel und keine Sklaven, die für ſie arbeiten. In früheren Zeiten ſoll es da groß hergegangen ſeyn, namentlich zur Zeit ihrer Feſte, wo die umliegenden iſraelitiſchen Plantagebeſitzer ſich auf der Savanne verſammelten. Ein ſonderbares in der Colonie allgemein verbreitetes Vorurtheil ſtammt von dieſen Juden ab; es iſt nämlich kein Europäer, der ſich ſtreng an coloniale Begriffe hält, einen ſchuppenloſen Fiſch, welche alle den Namen „Negerfiſch“ erhalten haben; dieß rührt daher, daß die Juden, früher vorherrſchend Plantagenbeſitzer, dieſe ihnen durch das moſaiſche Geſetz verbotenen Fiſche den Negern überließen, und da es bei den nachfolgenden Europäern Grundſatz war einen möglichſt großen Abſtand zwiſchen ſich und den Negern zu befeſtigen, ſo verſchmähen ſie noch bis auf dieſen Tag immer ſolchen Fiſch, worunter ſehr wohlſchmeckende ſind, zu genießen. Wenn Sie in einem ſurinamiſchen Hauſe wohnen und einen ſolchen Fiſch kaufen, ſo dürfen Sie überzeugt ſeyn, daß Ihre creoliſche Köchin die Ehre des Hauſes für beeinträchtigt hält, wenn Sie davon zu eſſen begehren und den ſchönſten Rochen durch ſchlechte Zubereitung ſo unſchmackhaft macht, daß Ihnen nimmer gelüſtet davon zu ſpeiſen. Auch die negerengliſche Sprache verdankt dem Grundſatze der Fernhaltung des Sklaven vom Herrn theilweiſe ihre Entſtehung: der Sklave ſoll die Sprache des Herrn nicht verſtehen, ſonſt bildet er ſich mehr oder minder ein ſich ihm gleichſetzen zu können und vergißt, daß er von einer anderen Race iſt.

Auf Gelderland wurden genaue thermometriſche Meſſungen angeſtellt und die Temperatur im Schatten mit der in der Sonne verglichen, was um nur ein Beiſpiel anzuführen, um 10 Uhr Morgens im Schatten 90, in der Sonne 112 Grade Fahrenheit ergab. Die Temperatur der Erde 1 Fuß tief war conſtant 20½ Grad R., die der Quelle auf der Judenſavanne 23 Grad R.

In der Nähe der Savanne hauſen Caraiben, welche wir beſuchten; der kürzere Weg dahin führt durch eine Waldſchlucht,

durch welche ein reißender Bach läuft. Die Brücke über denselben bildet ein niedergestürzter Baumstamm, über welchen man nicht ohne Mühe kletternd das jenseitige Ufer erreicht. Man kommt nun nach einem kurzen Marsch auf eine Savanne, welche mit der Judensavanne in Verbindung steht, und sieht sich aus dem Gebüsch heraustretend in dem Indianerdorf. Diese Hütten sind nichts als Schuppen mit einem beinahe auf den Boden gehenden Dach; die Construction derselben ist außerordentlich einfach: runde Pfosten in die Erde eingerammt und am obern Ende gekerbt tragen die Balken, welche zur Unterstützung des Daches dienen, und auf diesen sind Strebepfeiler angebracht, welche das Dach tragen. Alles dieses Holzwerk ist mit Lianen an einander gebunden, und diese natürlichen Taue halten so gut und besser als unsere Stricke; das Dach selbst ist dick aus den Blättern der Pinnapalme geflochten und sieht einem Strohdache ähnlich. Von Wänden und Thüren findet man in der Regel keine Spur, nur der Capitän des Dorfes oder sonstige Vornehmere haben ein Haus mit geflochtenen Wänden, welches auf etwa 7 Fuß hohen Pfosten ruht, unter denen man frei durchgehen kann. In dieses obere Stockwerk gelangt man auf einem dicken Balken, in den Kerben gebauen sind, die einigermaaßen eine Treppe darstellen, und die Flur eines solchen Hauses besteht aus Latten von dem Stamme der Pinnapalme.

Das Gebell magerer Jagdhunde von der Größe unserer Pinscher verkündigt die Annährung der Fremdlinge, und das Gegacker einiger Hühner bezeichnet den ersten Anfang von Viehzucht, bei dem es auch bei diesem Volke geblieben ist, denn weder Schafe noch Schweine, noch Rinder, welcher letzteren Fleisch die Indianer gleich den Hindus verschmähen, werden von ihnen gehalten. Von der Ankunft eines Besuches nehmen sie wenig Notiz, sie bleiben in ihren aus Schnüren von Mauritzenhanf geflochtenen Hängmatten liegen, oder setzen ihre Arbeiten, wie Bereiten von Cassavekuchen, Flechten von Körben, Fischreußen oder Papalen fort, nachdem sie den gewöhnlichen Gruß „Odi“ erwiedert. Gut gearbeitete Pfeile und Bogen, sowie sauber gehaltene Jagdgewehre machen ihren besten Reichthum aus, und der Paß, das Geld, sowie das Mittel sie vertraulich zu machen, ist und bleibt — die Schnapsflasche. Sie trinken bis zum Uebermaaß und ohne Ansehen des Geschlechtes und Alters, bis die ganze volle Gesellschaft todt besoffen auf dem Boden liegt. Man hat diese Trunksucht den Eroberern dieser Länder zur Last gelegt und viel darüber geklagt, welches Unheil dadurch die Europäer über diese armen Wilden gebracht haben; das ist aber Täuschung, denn die Buschneger sind auch Wilde, unabhängig und frei wie die Indianer, sie haben, weil sie mehr arbeiten, mehr Mittel, um sich Getränke zu verschaffen, sie lieben den Dram auch, allein sie trinken ihn im Vergleich mit den Indianern mit Maaß. Diese dagegen haben schon vor Ankunft der Europäer die Kunst besessen, ein gährendes Getränk unserm junggährenden Obstmost vergleichbar, aus Cassave zu bereiten, das sie Cassiri nennen und dessen sie sich in einem Uebermaaß bedienen, in welchem sie an Ausdauer den burschikosesten Bierkönig und den ersten der antiken römischen Schlemmer übertreffen; ihr Magen mag sich wehren wie er will, nach geschehener Entladung wird wieder zur vollen Calabasse gegriffen. Der Commandant des Postens Hr. Knoch, der die Gefälligkeit hatte uns zu begleiten, und dem wir interessante Notizen über verschiedene Dinge verdanken, hat uns versichert, daß er Buschnegercreole mit 60 und mehr Pullen Dram von der Stadt nach dem Buschnegerland hat gehen sehen, ohne daß ein einziger betrunken war. Ob unser deutscher Bruder Proletarier, der im Lande der Civilisation den Wilden spielt, einer solchen Enthaltsamkeit fähig wäre, bezweifle ich, und daß dieß dem Indianer rein unmöglich, bin ich überzeugt.

An Gestalt und Gesichtsbildung haben die Indianer viel Europäisches, ihre Schädel sind etwas schmaler und länger als die der kaukasischen, aber weniger nach hinten ausgedehnt als die der Negerrace; der Oberleib ist verhältnißmäßig sehr lang und die dem Europäer eigene und beim Neger sehr stark ausgebildete Einbiegung der Lendenwirbel verschwindet beinahe ganz, so daß ihr Gesäß fast ganz platt erscheint. Die schwarzen groben Haupthaare werden von den Männern bis auf einen den Haarboden begränzenden Streif kurz geschoren, die Weiber tragen Zöpfe; beide Geschlechter aber rasiren sich mittelst Glasscherben die Körperhaare weg oder entfernen sie durch Ausraufen. Unter den Knieen und über den Knöcheln legen sie starke aus grober Baumwolle gewobene und mit Ruku rothgefärbte gurtenartige Bänder an, um die Waden anschwellen zu machen, über den Augenwimpern und in der Gegend der Mundspalte malen sie blaue Schnörkel mit einer sehr haltbaren Farbe, die sie von einer braunen Baumfrucht von der Größe einer Kinderfaust gewinnen, und Füße und Haupt werden häufig mit Ruku brennend roth gefärbt. Der Anzug der Männer besteht aus einer Kamise von blauem Zeug, der der Weiber aus einer Schürze von der Größe eines Blattes Postpapier mit sehr geschmackvoller Stickerei aus bunten Glasperlen besetzt.

Geschicklichkeit und Gewandtheit sind Vermögen, deren sich der Indianer in großer Ausbildung erfreut; seine Arbeiten sind wie gesagt geschmackvoll, seine Bewegungen rasch und kräftig, er geht durch das Dickicht mit einer Schnelligkeit, welche jeden in Erstaunen setzt, denn weder geübte Buschläufer unter den Europäern noch die Neger vermögen ihm zu folgen. Pfeile und Bogen und ein scharfes Messer, das er ohne Scheide in den seitlichen Theil des Gürtels steckt, sind seine Waffen. Mich hat es oft gewundert, daß dieses so dicht auf der Haut steckende Messer sie bei ihren raschen Gängen durchs Gehölz nie verletzt; sie bedienen sich desselben, theils um gejagte Thiere abzufangen, theils um Merkzeichen an Sträuchern und Bäumen anzubringen, damit sie den vorigen Weg wieder erkennen. An ihren Pfeilen sind manche sinnreiche Einrichtungen bemerkbar: diejenigen mit denen sie kleinere Vögel schießen, sind stumpf, damit der auf den Kopf getroffene Vogel betäubt niederfalle, diejenigen mit denen sie Wildschweine jagen, haben eine ziemlich los aufsitzende Spitze mit Widerhaken; an dieser Spitze ist eine lange starke Schnur befestigt welche regelmäßig um den Schaft des Pfeiles gewunden wird. Ist das Thier getroffen, so reißt sich die Spitze vom Schaft los, die Schnur wickelt sich ab und der Schaft sperrt sich an den Bäumen, so daß nun das getroffene Schwein gefangen ist und mit anderen Pfeilen erlegt werden kann. Viele jagen ohne Hunde und verstehen es meisterhaft die Stimme der zu jagenden Thiere nachzuahmen oder deren Fährte mit dem Geruche nachzuspüren, sie gehen leise und schnell ihrer Beute nach, und zielen mit unirrendem Auge und fester Hand auf dieselben. Sein gegebenes Wort hält der Indianer heilig; ich kaufte einmal ein Paar Inseparables von einem für einen halben Gulden, da ich aber im Sinne hatte, wieder auf jenes Indianerdorf zurückzukehren und keine bequeme Gelegenheit da war, um diese Vögel zu transportiren, so ließ ich sie dort und dachte nachher sie wohl nicht wieder zu erhalten. Der Indianer aber kam alsbald zu dem Pflanzer, mit dem ich in jenem Dorfe gewesen und brachte die Parkiten, um sie mir zu übersenden. Dingt man Indianer zu einem Geschäft, wie z. B. zum Rudern, und befürchtet man, sie werden etwa nicht

oder nicht rechtzeitig kommen, ſo darf man ihnen nur den bedungenen Lohn vorausbezahlen um ihrer ſicher zu ſeyn. Dieſe Arbeit machen ſie gleich den Negern gut, allein ſie ſind dadurch beſſer als jene, weil ſie ſich trefflich auf den Gebrauch des Segels verſtehen. Kommt der Wind nicht ſtark genug oder beginnt er flau zu werden, ſo pfeifen ſie auf einer aus Bambus oder Zuckerrohr verfertigten Flöte, mit der ſie den Ton eines durch öde Gemächer ziehenden ſtarken Windes nachahmen; ſie glauben feſt, daß hiedurch der Wind angelockt werde.

Ihrem Oberhaupt zollen ſie kindliche Verehrung und thun nichts ohne dieſes rathgepflegt zu haben. Alle das geſchieht mit vieler Ruhe und häufig nicht ohne langes Ueberlegen. Selbſt wer mit dem Oberhaupt näher bekannt iſt, darf dieß nicht außer Auge laſſen: will er einen Dienſt haben, ſo geht er frühmorgens vor Tagesanbruch in das Lager der Indianer, nähert ſich der Hängematte des Oberhauptes und trägt ſein Vorhaben vor, beſtimmt was er für dieſen Dienſt bezahlen will und wie viel Leute er braucht; der Häuptling antwortet nicht, ſondern thut als ſchlafe er, dann geht man zu den Aelteſten, macht es ebenſo und entfernt ſich ſodann. Nach einigen Stunden erhält man Antwort. Außer dem weltlichen, dem Capitän, haben ſie ein geiſtlich-mediciniſches Oberhaupt, den Piaimann; dieſer beſpricht die Krankheiten und ſucht mit Räucherungen und unſerem Magnetiſiren ähnlichen Manipulationen Hülfe zu ſchaffen, auch kennt er die Wirkung vieler Kräuter und gibt Rath, was gebraucht werden ſoll. Das Piaihaus oder der Tempel iſt eigenthümlich eingerichtet; es iſt eine mit geflochtenen Wänden verſehene Hütte, in welcher ſich mit Schlangen, Tigerköpfen in künſtlicher Schnitzerei verzierte niedere Stühle befinden. Rings um trifft man große ſchöne Federbüſche an, die auf netten hölzernen Geſtellen ruhen und zu den Ceremonien ihres Gottesdienſtes, wenn ſie einen haben, ſowie zum Piaien der Kranken dienen. So viel ich durch Erkundigungen herausgebracht, ſcheinen ſie monotheiſtiſchen Glaubens zu ſeyn, worin aber ihr Gottesdienſt beruht, weiß ich nicht.

In der Blutrache ſind ſie kalt und grauſam. Vor wenigen Wochen geſchah an dem rechten Ufer der Marowine ein Fall, davon ich die Augenzeugen ſelbſt geſprochen habe. Zwei Indianer bekamen im trunkenen Zuſtand Händel und der eine ſchlug den andern mit dem Hauer todt; der Mörder wurde durch die anderen gebunden und in die Hängematte gelegt, zugleich wurde nach dem Bruder des Ermordeten geſchickt, welcher am andern Morgen ankam. Der Gebundene ſchlief noch, der Bruder des Ermordeten weckte ihn; nüchtern geworden bat jener um Gnade; „nichts“ ſagte dieſer, „ich werde dir den Schädel einſchlagen“; „laß mich leben“, flehte der andere, „ſiehe ich habe Kinder und muß für dieſe ſorgen“; „dieſe Sorge ſoll die meinige ſeyn“ entgegnete jener und ſpaltete ihm das Haupt. Der Mann iſt unbeſchränkter Herr über das Weib, und iſt dieſes ihm ungetreu, ſo tödtet er es. Im öſtlichen Theile der Colonie hauſen Arowakken und Karaiben. Wenn man ihren Ueberlieferungen Glauben ſchenken darf, ſo ſind die erſteren die urſprünglichen Bewohner des Landes, die letzteren eingewandert. Nur weniges unterſcheidet dieſe beiden Stämme in Hinſicht auf äußere Bildung, ihre Sprachen aber ſind gänzlich verſchieden und ſie haben keine nähere Gemeinſchaft mit einander. Man hält die Arowakken für redlicher von Charakter als die Karaiben, welche ſich gelegentlich Betrug und Diebſtahl zu Schulden kommen laſſen ſollen. Die Arowakken allein verfertigen die hier überall gebräuchlichen poröſen thönernen Waſſerkrüge, in welchen ſich das Waſſer außerordentlich friſch erhält; die Weiber der Karaiben tragen Stecknadeln in der Unterlippe.

Aenderung ſeines Zuſtandes will der Indianer noch weniger als der Neger. Verlangen Sie von dem letzteren etwas, das ihm nicht gewohnt iſt, ſo macht er erſt Ausflüchte wie ein Schulknabe mit „ich weiß nicht“, „dieſe oder jene Umſtände erlauben es nicht“, und dringen Sie ſtärker auf ihn ein, ſo thut er entweder zum Scheine bloß was man will oder, wenn durchſchaut und ihm dieß ſeine Stellung geſtattet, ſetzt er Ihnen ein trotziges: „ich will nicht“ entgegen. Ganz anders der Indianer; er ſagt einfach: „ich bleibe wie ich bin“, er will um jeden Preis in Ruhe gelaſſen ſeyn, und wollte man ihn zwingen, ſo würde er entweder auswandern oder in tapferer Gegenwehr ſein Leben wagen, um ſich vor Veränderung ſeines Zuſtandes zu ſchützen. Wie geſagt iſt er Monotheiſt und beſitzt größtentheils die Tugenden, welche das Chriſtenthum predigt; er ehrt ſeine Eltern, er iſt kein Lügner und kein Dieb, lebt, wiewohl nicht immer in Monogamie, doch keuſch, und hat nur die Fehler der Blutrache und der Trunkſucht. Prediger die ihn beſuchen, hört er ruhig an, es iſt ihm aber unbegreiflich daß Gott einen Sohn habe und die ihm vorgetragene Sittenlehre berührt ihn entweder gar nicht, weil er einestheils nicht zu lernen nöthig zu haben glaubt, was er von ſelbſt und ohne Ermahnung thut, anderntheils aber dem, der ihn von eingewurzelten Gewohnheiten abbringen will, ſein: „ich bleibe wie ich bin“ mit gleichgültiger Ruhe entgegengeſetzt.

Mangel an Reactionsfähigkeit oder äußerſte Anſtrengung um den status quo zu erhalten, Geſchick für kleine Arbeiten und Geſchmack darin, Gewandtheit in ſeinen Bewegungen und Aufrichtigkeit des Charakters bezeichnen den Indianer. Sein Hang zum Trunk ſtammt ſowohl von ſeiner Genußſucht als ſeiner Schwäche, welche letztere auch der Quell ſeiner unendlichen Trägheit iſt, aus der er ſich nur durch Hunger und Noth reißen läßt. Alles dieß bezeichnet im Gegenſatz zum Neger, den wir als ſtationären Knaben geſchildert haben, ein ſtationäres Greiſenthum. Wie der alte Mann Geſchmack und Gewandtheit, Hang zur Ruhe und zum Genuß, ſowie die äußerſte Erregbarkeit in Beziehung auf Dinge in ſich vereinigt, welche ſein ſtabil gewordenes Daſeyn zu durchbrechen drohen, ſo der Indianer. Die Geſchichte der Eroberung Amerika's hat uns mit dem höchſten Blüthenſtand der rothen Race bekannt gemacht, dieſe iſt nun im Abſterben begriffen, in die Periode des Greiſenthums eingetreten. Ich bin überzeugt, daß dieſen Verhältniſſen das Vermindern der Indianer zuzuſchreiben iſt. Es geht aus dieſer pſychologiſchen Stellung endlich auch das hervor, daß der Indianer ſchlechterdings keiner Erziehung und durch dieſe einer Umbildung fähig iſt, wie der Neger; daher würde die Sklaverei welche, richtig gehandhabt, dem Neger eine geſunde Zuchtruthe iſt, wie eine ſolche jede Bubennatur bedarf, den Indianer nur beelenden.

Die in humusreichem ſchwarzem Sandboden angelegten Koſtgründe der Indianer fanden wir gut angelegt und beſonders die bittere Caſſave in üppigem Wachsthum; die mehrfach beſchriebenen Caſſavekuchen ſind, wenn friſch gebacken und noch weich, zwar etwas geſchmacklos aber nicht gerade ſchlecht, wenn hart geworden aber an Farbe und Textur unſern grobkörnigen Mühlſteinen nicht unähnlich, und beinahe ebenſo hart, jedenfalls aber ſehr ſättigend; daß man ſich mit dieſer Speiſe ernähren und dabei geſund ſeyn kann, dafür ſind die Indianer lebendige Zeugen trotz den chemiſchen Syſtemen, welche der Caſſave, der Banane und Kartoffel einen bedeutenden Nahrungsgehalt abſprechen; die chemiſche Theorie über den Nahrungsgehalt der Lebensmittel geht ohne Einſprache aus den ſorgfältigſten Unterſuchungen und höchſt ſcharfſinnigen Raiſonnements hervor, allein man iſt gewiß im Irrthume, wenn

man den Organismus des Menſchen als eine chemiſche Werkſtätte betrachtet und die aus dieſer Betrachtung abgeleiteten Urtheile werden daher mancher Modification bedürfen. Der europäiſche Landbauer hat die Kartoffel, der Neger in Surinam die Banane, der Indianer die Caſſavewurzel, der Chineſe den Reis als Grundſtock ſeiner Nahrung, und alle fühlen ſich bei dieſen durch die Chemie als geringhaltige Nahrungsmittel bezeichneten Stoffen geſund und kräftig. Wiederum wird vielfach behauptet, daß im Süden Fleiſchnahrung nicht ſo nothwendig ſey als im Norden; allein man vergißt dabei, daß der Einfluß der tropiſchen Wärme auf den Organismus ein ſchwächender iſt, und daß daher der an Fleiſch gewöhnte Europäer mit mehr Appetit nach dieſer Koſt greift, als er es in ſeiner Heimath gewohnt war, ohne daß ſie ihm ſchädlich wäre. Wie viel hierin indeſſen die Gewohnheit ausmacht, iſt erſtaunlich. Unſere Ruderknechte empfingen ihre Ration an Fleiſch, Speck, vortrefflichem Schiffszwieback und Reis, allein ſie ſuchten überall den Zwieback und Reis wo immer möglich gegen Bananen oder Nappies (eine der Kartoffel ähnliche Wurzel) zu vertauſchen und behaupteten: Reis, Zwieback und Caſſave machen ihnen Magenbeſchwerden, beſonders Magenſäure, daher ſie vielfach Tabaksaſche verſchlangen, um die letztere zu tilgen. Ein gutes Theil Eigenſinn, ein Hauptattribut der Negernatur, iſt ohne Zweifel an dieſem Benehmen ſchuld, allein, da die Klage allgemein war, glaube ich nicht befugt zu ſeyn, es bloß dieſem zuzuſchreiben.

Die Rückkehr von dem Indianerdorfe traten wir auf einem bequemeren Wege durch die Savanne an, welche mit der Judenſavanne in Verbindung ſteht. Nach einem halbſtündigen Marſch tritt man aus dem Buſchwerk heraus und befindet ſich auf dem höchſten Punkte der Savanne, wo der Judenkirchhof und in beſcheidener Entfernung von dieſem der Begräbnißplatz für die Neger iſt. Auf einem dieſer Negergräber ſah ich in alten Scherben friſche Speiſen und Getränke ſtehen, welche mir der mich begleitende Neger als Todtenopfer bezeichnete; dieß erinnerte mich an eine Punſchpartie in Europa, wo die mild geſtimmten und durch glänzende Reden gerührten Cameraden einem jüngſt geſtorbenen in feierlichem, durch den Mond beſchienenem Zuge die Neige der Punſchbowle auf das Grab goſſen, nachdem ſie nicht ohne Mühe die Kirchhofsmauer erklettert hatten. Sonderbar! wir belächeln die dem Aberglauben entſtammenden Gebräuche der Wilden, und doch ſehen wir hie und da, wie auch der Gebildete, in Momenten durch ähnliche Empfindungen überraſcht, Aehnliches ausführt.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Die Erdbeben und die Mondsveränderungen. In der Sitzung der franz. Akademie vom 12 Juni berichtete Hr. Elie de Beaumont über die Arbeiten eines Hrn. Alexis Perrey, Profeſſors in Dijon, welcher ſeit einiger Zeit mit Forſchungen über den Zuſammenhang der Erdbeben mit den Mondsveränderungen beſchäftigt iſt. Die Akademie iſt auf den Antrag Hrn. E. de Beaumonts geneigt, dieſe Forſchungen mit Geld zu unterſtützen. Wir übergehen ſeine theoretiſchen Auseinanderſetzungen, da ſie uns nicht concludent erſcheinen und der Unterſchied zwiſchen eigentlich vulcaniſchen und magnetiſch-elektriſchen Erderſchütterungen nicht herausgehoben iſt. Etwas verdächtig iſt namentlich der Umſtand, daß er ſeine Forſchungen und Berechnungen vorerſt auf 824 Erdſtöße, die zu Arequipa gefühlt und hinſichtlich ihrer Zeit genau aufgezeichnet ſind, beſchränkt. Wir führen, ohne uns weiter hierauf einzulaſſen, die Schlüſſe an nach dem Athen. Franç. (1 Jul.) auf welche er hinaus gekommen iſt, und die freilich ſehr allgemeiner Art ſind. Dieſe lauten „1) die Zahl der Erdbeben mehrt ſich je mehr man den Syzygien näher kommt, 2) ſie mehrt ſich zur Zeit der Erdnähe des Mondes und mindert ſich in der Zeit der Erdferne deſſelben; 3) die Erdſtöße ſind häufiger, wenn der Mond in der Nähe des Meridians, als wenn er um 90° davon entfernt iſt.“ Der verſtorbene Arago ſoll an den Unterſuchungen Perrey's großes Intereſſe gezeigt haben.

*

Sonderbares Meteor. Im Kreiſe Kemsk des Gouv. Archangel ſahen viele Einwohner der Dörfer Sum, Lapnia u. ſ. w., am 8 März um halb 4 Uhr Morgens einen ungewöhnlichen Schein am Himmel, der in einem Streif von Süden nach Norden ging, und endlich den Glanz des Blitzes erhielt. Er war wie von dumpfen Donnerſchlägen begleitet, welche gleichfalls die Richtung von Süden nach Norden hatten, und dauerte bei vollkommen wolkenloſem Himmel und Sternenſchein nicht über eine Minute. (Ruſſ. Journ. des Miniſt. des Innern. Mai.)

*

Geographiſche Karten des alten China. Hr. Waſſiljew, Profeſſor an der Univerſität Kaſan, und früher Mitglied der ruſſiſchen Miſſion in China, hat an die kaiſ. geogr. Geſellſchaft eine Sammlung geographiſcher Karten des alten China, die er entworfen, eingeſchickt. Sein Zweck bei Abfaſſung dieſer Karten, welche im „Boten der kaiſ. ruſſ. geogr. Geſellſchaft“ (1854. 2.) in einem Briefauszug des Verfaſſers geſchildert iſt, geht dahin, die zahlreichen Wechſel in der chineſiſchen Nomenclatur von Gegenden und Orten zu entwirren, und demjenigen, welcher die alten Geſchichtſchreiber des Reichs leſen will, ein Mittel an die Hand zu geben, manche Irrthümer zu vermeiden. Die Zahl der Karten iſt nicht weniger als 12, und zwar geht die erſte von den älteſten Zeiten des chineſiſchen Landes bis zur Vereinigung deſſelben in Ein Ganzes, d. h. bis zur Dynaſtie Thſin oder bis 221 v. Chr., die zweite Karte umfaßt den geographiſchen Beſtand China's unter dieſer Dynaſtie, alſo von 221 bis 202 vor Chr. Die zwölfte Karte iſt die des Reichs unter den Juen (1280 bis 1368) oder der Mongolendynaſtie. Die Arbeit iſt ohne Zweifel eine verdienſtliche, wenn ſie auch vorerſt noch ſehr mangelhaft ſeyn ſollte. Noch wichtiger verſpricht ſie indeß zu werden, indem der Verfaſſer die Abſicht ausſpricht, ſie auch auf die alten Zeiten der Mandſchurei, Mongolei und Turkeſtans auszudehnen, und dieſe Karten gleichfalls ſpäter der kaiſ. ruſſ. geogr. Geſellſchaft zuzuſenden. Da Hrn. Waſſiljew in China Hülfsmittel zu Gebot ſtanden, wie keinem Europäer, ſo iſt eine bedeutende Aufhellung der dunkeln auch für Vorderaſien ſo wichtigen Geſchichte der mittelaſiatiſchen Nomadenſtämme zu erwarten.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 28. 14 Julius 1851.

Rußlands Kraftelemente und Einflußmittel.

Eine geſchichtlich ſtatiſtiſche Skizze von Dr. Frhrn. Fr. W. v. Reden.

Ein ſtatiſtiſches Werk, viel nützliches Material, fleißig geſammelt, aber — eine Statiſtik bleibt immer dürr, und wenn irgend wo, ſo gilt hier Goethe's Wort:

> da hat man die Theile in der Hand,
> fehlt leider nur das geiſtige Band.

Kein Staat iſt von Statiſtikern und National-Oekonomen, von Politikern und Journaliſten ſo hart mitgenommen und ſo ausſchweifend gelobhudelt worden, wie Rußland. Die moraliſchen Gründe dafür liegen nahe genug, es gibt aber auch Gründe materiellerer Art, welche dieſen Widerſpruch erklären. Namentlich ſind es die National-Oekonomen, die gewaltig über Rußland und ſein national-ökonomiſches Syſtem hergefallen ſind, und Hr. Frhr. v. Reden, der ſonſt Rußland, wie wir ſpäter ſehen werden, ſehr richtig beurtheilt, macht davon keine Ausnahme, wenn er nach Zuſammenſtellung der Aus- und Einfuhrergebniſſe (p. 276) ſagt: „Welcher Entwicklung wäre der Erwerb im ruſſiſchen Reiche fähig, wenn nicht ſeit 30 Jahren die Regierung durch ihr Zollſyſtem deſſen naturgemäßen Fortſchritt gewaltſam gehindert hätte! Die Natur hat einem großen Theil Rußlands ihre Gaben reichlich geſpendet, weßhalb aber iſt die Staatsregierung ſo eifrig bemüht geweſen, dieſe Gaben zu verkümmern? Genügt denn auch eine dreißigjährige Erfahrung noch nicht zur Erkenntniß eines begangenen Irrthums? In dem Bodenanbau muß die Kraft des ruſſiſchen Volks wurzeln, die Tauſende von Fabrikgebäuden für fremde Rohſtoffe, welche das Prohibitivſyſtem künſtlich ins Leben rief, ſind wahrlich keine Elemente der Volkskraft geworden!" Daran hat Hr. v. Reden und alle die zahlreichen National-Oekonomen, die vor ihm dasſelbe geſagt, in ihrem Sinne ganz Recht, aber auch im Sinne der ruſſiſchen Regierung? Das iſt eine ganz andere Frage. Iſt es denn dieſen allezeit fertigen Tadlern noch nicht in den Sinn gekommen, daß die ruſſiſche Regierung, welche doch in ſo manchen andern Dingen mit erſtaunlicher Klugheit und Conſequenz ihren Plan verfolgt, dieſen Irrthum mindeſtens eben ſo gut, wie ſie, eingeſehen, aber einen andern Weg eingeſchlagen hat, weil der andere Weg mit ihrem allgemeinen politiſchen Syſtem beſſer zuſammenpaßt? Rußland iſt ſeit Peter dem Großen aus ſeiner natürlichen Entwicklung herausgeriſſen und auf eine Bahn der Eroberung und Ausbreitung hingeführt worden. Auf dieſer Bahn, welche die jetzige Regierung nicht freiwillig eingeſchlagen ſondern als Erbſchaft übernommen hat, muß ſie fortdauernd ihre Streitkräfte in Bereitſchaft halten, um nöthigenfalls nach Weſten und Süden Front zu machen. Dieß Syſtem, einmal betreten, hat ſich naturgemäß geſteigert, und iſt eben damit immer unnatürlicher geworden; es iſt alſo ganz inconſequent von Rußland eine naturgemäße Entwicklung ſeiner national-ökonomiſchen Verhältniſſe zu verlangen, da das ganze Princip des Staats, die Richtung welche ſeine innere Verwaltung genommen, eine unnatürliche, und die national-ökonomiſche Hebung des Volks nicht mehr Zweck, ſondern nur noch Mittel der Regierung iſt, das ſich dem, wenn auch nicht höhern, ſo doch höher geſtellten Zweck der Regierung, der Ausbreitung ihres Einfluſſes und ihrer Macht in Europa, unterordnen muß.

Es iſt auch nicht richtig, wenn man ſagt daß die Regierung ihren Zweck durch wahre Bereicherung des Volkes, welche aus einer naturgemäßen Entwicklung der national-ökonomiſchen Verhältniſſe entſpringen müſſe, am beſten erreiche. Dieſe naturgemäßere Entwicklung bildet einerſeits Intereſſen aus, die ſich nicht ſo willkürlich dem Machtgebot eines Herrſchers fügen, ſondern reſpectirt ſeyn wollen, und welche zudem das ſociale Gebäude, wie es jetzt in Rußland beſteht und aufrecht erhalten werden ſoll, untergraben würden; andrerſeits aber hat die ruſſiſche Regierung, namentlich ſeit den letzten dreißig Jahren, nicht erſt ſeit der Thronbeſteigung des Kaiſers Nikolaus, ſondern wie der Beginn des Prohibitivſyſtems im J. 1822 zeigt, ſchon früher, die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß Rußland von Weſten her, namentlich von England aus angefallen werde, und ſich nöthigenfalls geraume Zeit ſelbſt müſſe genügen können. Dazu war die Erſchaffung einer Fabrikthätigkeit, die bei einer naturgemäßen Entwicklung viel ſpäter eingetreten wäre, eine Nothwendigkeit. Daß dieſe Anſicht wenigſtens in Rußland gäng und gäbe iſt, haben wir neulich durch die Anführung eines Aufſatzes in der Nordiſchen Biene vom 17/29 Mai gezeigt, wo der Gedanke durchgeführt iſt, daß die jetzige Blokade Rußlands ähnliche und ſelbſt noch größere Folgen, wie das Continentalſyſtem, hervorrufen werde. Der Vorwurf der Barbarei und des Unver-

ſtandes, den man der ruſſiſchen Regierung wegen ihres national-ökonomiſchen Syſtems gemacht hat, iſt alſo nicht gerechtfertigt; dieß Syſtem iſt nicht willkürlich gewählt, ſondern gehört zu ihrer allgemeinen politiſchen Richtung, und iſt eine natürliche Folge desſelben. Hätte die ruſſiſche Regierung das angeſonnene naturgemäßere Syſtem national-ökonomiſcher Entwicklung eingeſchlagen, ſo hätte ſie eben damit ihre durchaus friedlichen Abſichten kundgegeben, ſie hätte allen Entwürfen gegen den Weſten Europa's, wie gegen Türkei und Aſien entſagt, kurz ſie hätte aus der Bahn, in welche Peter der Große Rußland gewieſen, abgelenkt und völlig eine ganz neue eingeſchlagen. Es iſt überflüſſig über die Vortheile zu ſpeculiren, welche eine ſolche Syſtemsänderung Rußland und dem übrigen Europa gebracht hätte; die ruſſiſche Regierung konnte es nicht, wenn ſie nicht ihrer ganzen anderthalbhundertjährigen Richtung ungetreu werden wollte. Mit gleichem Recht und Unrecht hat man der ruſſiſchen Regierung ihre religiöſe Abſonderung und wachſende Intoleranz vorgeworfen. Alle Regierungen müſſen ſich am Ende auf ein Princip ſtützen, und zu der Richtung, in welche die ruſſiſche Regierung einmal hineingerathen, paßte das officiell anerkannte Princip der „unbedingten Czarengewalt, der Nationalität und der rechtgläubigen orientaliſchen Kirche“ am beſten. Das national-ökonomiſche Syſtem iſt nur das materielle Seitenſtück dazu, jetzt freilich ſcheint die ganze ſeit anderthalb Jahrhunderten eingehaltene, und immer intenſiv gewachſene Richtung der ruſſiſchen Regierung durch den Krieg, in den ſie, man kann wohl ſagen mit Europa, hineingerathen iſt, an der Gränzlinie einer gefährlichen Kriſe angelangt zu ſeyn, wo ſich entſcheiden muß, ob dieſelbe, und mit ihr alle darauf berechneten jetzigen Einrichtungen des Staats, ſich halten laſſen oder nicht. In dieſer Kriſe fragt es ſich freilich, wie lang halten die Kräfte aus, die man zur Unterſtützung des politiſchen Syſtems geſchaffen? die ſtatiſtiſchen Forſchungen ſind unter dieſen Verhältniſſen allerdings ſehr am Platze. Nur vergißt man dabei allzu leicht, daß die materiellen Kräfte ein todtes Material ſind, das erſt durch die geiſtige Leitung Leben und Bedeutung erhält, und wie weit dieſe geiſtigen Kräfte reichen, das iſt der unbekannte Faktor, das x in der politiſchen Rechnung.

Um es deutlich zu machen, was wir unter der Zurückſtellung der national-ökonomiſchen Intereſſen hinter die Intereſſen der Staatsgewalt verſtehen, brauchen wir nur einen Blick auf die Creditverhältniſſe im Innern des Reichs zu werfen; daß dieſe nicht günſtig ſind, wenigſtens im Privatverkehr, wo ſehr häufig 12 Proc. gezahlt werden, iſt bekannt, und die hypothekariſche Sicherheit nicht ſehr groß; daher iſt es eine ſehr allgemeine Sitte, daß jeder, der gerade Geld vorräthig hat, es nicht an Privaten ausleiht, ſondern an die Creditanſtalten des Staats, wo er ſicher 4 Proc. erhält, während dieſe Anſtalten ſelbſt wieder das Geld an andere zu 5 Proc. ausleihen. Nur ſo läßt es ſich erklären, daß die Reichsleihbank und die Verwahrungscaſſen Darlehen zu Hunderten von Millionen machen können; aber an wen werden dieſe Anlehen hauptſächlich gemacht? Hr. v. Reden führt nur gelegentlich an (ſ. p. 247), daß der Staat dieſe Anſtalten benützt, um aus ihnen je nach ſeinem Bedürfniß zu ſchöpfen und je nach ſeinem Vermögen wieder zurückzuzahlen. Außerdem leihen dieſe Anſtalten an den minder vermöglichen Adel, dem die Krone daraus Vorſchüſſe macht, je 60 bis 70 R. S. auf die leibeigene Seele, und da nach Haxthauſen etwa 6 Mill. ſolcher Leibeigenen auf dieſe Weiſe verpfändet ſind, ſo macht dieß für ſich allein ſchon eine Summe 360 bis 400 Mill. R. S. aus. Das hat eine doppelte Folge: erſtens wird dadurch das bewegliche Vermögen des Landes großentheils unter die Curatel oder zur Verfügung der Krone geſtellt, und zweitens werden dadurch die adeligen Grundbeſitzer nur um ſo abhängiger vom Staat. Man rechnet in Rußland die Zahl der Kronbauern auf 9½ Millionen männlicher Seelen, die der Einhöfler, Poſt-, Wald- und Apanagebauern auf 2¼, die der Privatleibeigenen auf 10,8 Mill. Von dieſen letztern ſind alſo mehr als die Hälfte verpfändet. Die Zahl der unabhängigen Gutsbeſitzer iſt ſomit verhältnißmäßig nicht bedeutend, und die Regierung hat das bewegliche Vermögen nebſt drei Viertheilen des Grundbeſitzes direct oder indirect in ihrer Gewalt. Sie hat dabei nur dafür zu ſorgen, daß dieſe Anſtalten, deren verfügbare Capitalien nach Reden mit jedem Jahre wachſen, zur gehörigen Zeit mit Geld verſorgt werden, damit ſie ihre Verbindlichkeiten erfüllen können; das ſetzt ſie freilich manchmal in Verlegenheit, allein dieſe momentanen Verlegenheiten wiegen den politiſchen und materiellen Vortheil, über ſolche Summen gebieten zu können, nicht auf. Daß die Regierung dieſe Quellen politiſcher und materieller Macht recht gut erkennt und die bei der Begründung dieſer Creditanſtalten zu Grunde gelegten Plane mit Conſequenz durchführt, zeigt der Umſtand, daß der Vorſchlag zu Errichtung einer ruſſiſchen Nationalbank, ähnlich der polniſchen, welche auf dem Princip der Beweglichkeit des Grundes und Bodens beruhen ſollte, natürlich aber für die Regierung unantaſtbar geweſen wäre, verworfen, und ſelbſt die beſtehende polniſche Bank, welche nach dieſen Grundſätzen eingerichtet war, im Jahre 1851 aufgehoben und anders organiſirt wurde. Der officielle Status dieſer Bank, am Ende des Jahres 1851, den Fr. v. R. (p. 243) anführt, iſt in dieſer Beziehung ſehr lehrreich.

Dieß allen Regeln der politiſchen Oekonomie, wie man ſolche im Weſten Europa's verſteht, widerſprechende Verfahren zeigt deutlich, daß man die national-ökonomiſchen Verhältniſſe Rußlands nicht mit einem weſtlichen Maaßſtabe meſſen darf. Die Regierung hat ſich mit dieſer Oberaufſicht und reſpective Anneignung des beweglichen Privatvermögens eine unermeßliche Verantwortlichkeit aufgeladen, aber auch ungeheure Hülfsmittel geſchaffen, wobei freilich dem wirklichen Bedarf der Bevölkerung an Capitalien „ſehr unzureichend“, wie Reden (p. 247) ſagt, Genüge gethan wird, aber unabhängige mächtige Geldinſtitute paſſen einmal nicht in das ruſſiſche Syſtem. Um den möglichen Verlegenheiten vorzubeugen und die umlaufende Papiermaſſe auf ihrem Nennwerthe zu erhalten, ſind nach Reden (p. 253) etwa 100 Mill. R. S. deponirt und auf 226 Mill. wird das umlaufende gemünzte Geld berechnet. Mit dieſen Mitteln kann die Regierung geraume Zeit das Papiergeld, an das man in Rußland ſo gewöhnt iſt, und das ſich zu Verſendungen ſo bequem eignet, auf dem Nennwerth erhalten, und wenn ſie auch auf einige Zeit mehr ausgibt, ſo thut ſie nur, was z. B. die engliſche Bank, freilich in kleinerem Maaßſtab, vor 1848 auch gethan hat: ſie gibt, wenn der Geldabfluß ſich zeigt, mehr Papier aus als ſonſt. Die Frage iſt freilich: wie weit wird und kann dieß gehen? Wenn der Moniteur ſagt, Rußland könne ohne bedeutende Papierausgaben in kurzem den Krieg nicht fortſetzen, wenn Reden in ſeiner Schlußzuſammenſtellung (p. 377) behauptet, daß „der Staatshaushalt nicht in ſolcher Lage iſt, daß der ruſſiſchen Re-

gierung außerordentliche und nachhaltige Anſtrengungen möglich ſind ohne Gefahr einer dauernden, ſehr bedenklichen Beeinträchtigung der Erwerbsmittel und des Vermögens ihres Volks", ſo mögen beide, das wollen wir zugeben, in ihrem Sinne Recht haben, aber die Regierung hat ſchon einmal ihr ganzes Papiergeld auf den vierten Theil ſeines Werths fallen ſehen und es zum Verhältniß von 1 : 3½ wieder eingelöst, ohne daß Rußland im Ganzen genommen ſehr ſtark davon afficirt wurde, ſo ſehr auch die Einzelnen darunter zu leiden hatten. Hr. Reden widerſpricht ſich in gewiſſer Beziehung ſelbſt, wenn er es (p. 369) wahrſcheinlich findet, daß Rußland aus financiellen Gründen nachgibt, denn Rußland kann nicht nachgeben, wie Hr. v. Reden ſelbſt (p. 374) in folgender Weiſe auseinanderſetzt: „es wird aus dem ganzen Inhalt meiner Schrift ſich ergeben: a) daß die Erweiterung ſeiner Gränzen, um mehr See und Wärme zu erlangen, für Rußland eine Vorbedingung ſeiner Entwicklung, ja ſogar ſeiner Erhaltung iſt; b) daß es deßhalb eine heilige Pflicht ſeiner Regierung iſt, jenen Lebens- und Nahrungsſtoff ihrem Lande zu erringen; c) daß die ruſſiſche Regierung dieſe Pflicht vollſtändig erkennt, und von jeher deren Erfüllung unwandelbar erſtrebt hat, und d) daß die ruſſiſche Regierung auch in der Wahl ihrer Mittel dazu ſtets volle Umſicht bewieſen hat, namentlich jenem großen Zwecke alle nur dem Herzen oder der Phantaſie angehörigen kleinlichen Rückſichten der naturgemäß höherſtehenden Rückſicht auf das Wohl ihrer Völker untergeordnet hat." Wenn er vollends anerkennt, daß Rußland zu dieſem Kriege durch nichts als die bittere „Nothwendigkeit" getrieben wurde, ſo möchten manche meinen, Hr. von Reden ſey ein eingefleiſchter Ruſſenfreund, dem iſt aber keineswegs alſo: denn er deckt ſehr häßliche Partien auf, die ein parteiiſcher Freund ſicherlich verſchwiegen hätte, aber wir freuen uns, daß man in Deutſchland den in immer weitern Kreiſen entbrennenden Kampf mit hinreichend kalter Unparteilichkeit beurtheilt und auch beurtheilen kann, daß man auch dem Gegner das aus ſeiner Stellung entſpringende Recht zuerkennt. Rußland iſt zum Kriege genöthigt, wenn es nicht ſeine ganze anderthalbhundertjährige Vergangenheit verläugnen will; aber ſeine Gegner, namentlich Deutſchland, ſind nicht minder im Recht, wenn ſie ſeinem Umſichgreifen ſich widerſetzen. Aus den unverſöhnten und unverſöhnbaren beiderſeitigen Anſprüchen entſpringt ein Kampf, deſſen ſchwere Bedeutung die Regierungen vollſtändig erkennen, und zu dem ſie ſich eben darum auch nur mit dem größten Widerſtreben entſchließen.

Wir hätten gewünſcht, Hr. v. Reden hätte das Recht und die Pflicht Deutſchlands ſo gut wie die Rußlands herausgehoben, und dieſe Anſichten überhaupt ſtatt an den Schluß an den Eingang des Buchs verſetzt, um die Leſer auf den Werth und die Wichtigkeit der Mittheilungen aufmerkſam zu machen. Wir hätten über die Behandlung des Stoffs überhaupt manche Bemerkungen zu machen, wenn wir eine Kritik ſchreiben wollten; da dieß aber nicht unſeres Amts iſt, ſo heben wir nur einiges über das Militär aus, was für die Beurtheilung des augenblicklichen Standes der Sache beachtenswerth iſt, und hängen einige eigene und fremde, namentlich engliſchen Journalen entnommene Bemerkungen an.

Redens Mittheilungen über das Militär gehören wohl zum unbefriedigendſten Theil ſeines Buches; das Landheer iſt in 4½ Seiten abgemacht, und doch iſt hier mit bloß ſtatiſtiſchen Angaben am wenigſten gethan. Wie über Rußland überhaupt, ſo hat man auch über ſein Militär die abweichendſten Angaben nicht bloß hinſichtlich der Kriegstüchtigkeit und Verwendbarkeit der Truppen, ſondern auch hinſichtlich der Zahl. Reden berechnet den Sollbeſtand des Landheers auf 1,472,242, den wirklichen Beſtand auf 784,000, nämlich

Fußvolk (Sollbeſtand)	1,052,048	(wirklicher Beſtand)	640,000	M.
Reiterei „	336,172	„	101,692	—
Artillerie „	84,022	„	42,902	—
Summa „	1,472,242	„	784,000	—

Der arge Unterſchied kommt nur zum geringern Theil von Beurlaubungen nach unſerm Syſtem her, ſondern davon, daß die zum innern Dienſt beſtimmten Corps wegfallen, ſo z. B. bei den Infanterie-Corps der innern Wache 53,000, ſibiriſche Stadtpolizei 35,500, 36 angeſiedelte Bataillone nebſt Coloniſten 123,000 M. Dieſe drei Items machen allein ſchon über 200,00 Mann aus. Bei der Reiterei fallen, um nur die Hauptmaſſen aufzuzählen, die Koſaken des abgeſonderten kaukaſiſchen Corps, des orenburgiſchen und des ſibiriſchen mit 156,000 Mann ab, ſo wie bei der Artillerie die Garniſonsartillerie mit mehr als 20,000 Mann. Im Grunde darf man bei der Berechnung ruſſiſcher Streitkräfte, wenn es ſich um Verwendung handelt, nur das Garde- und Grenadiercorps, die ſechs Infanteriecorps, die Reſervereiterei nebſt der dazu gehörigen Artillerie und die verfügbaren Koſaken aufzählen, denn das übrige dient theils nur als innere Wache, theils zur Bildung des Nachſchubs, um ſo mehr als ſchon dieſe Corps für ſich einen größern Beſtand haben, als Rußland über ſeine Gränze oder auch nur an die Gränzen ſchicken könnte, denn ſie betragen nach Reden (p. 346) im Sollbeſtand 617,846, im wirklichen Beſtand 418,166 Infanterie und 123,208 M. Reiterei im Sollbeſtand, und 99,260 im wirklichen. Dieſe Zahlen ſind für ein ſo großes Reich nicht gerade übermäßig, denn ſie betragen mit Hinzurechnung der Artillerie im Ganzen nur etwa 550,000 Mann.

Inſoweit verdienen Redens Angaben gewiß Zutrauen, ſoweit man es in ſolche Angaben überhaupt ſetzen kann, denn gewöhnlich iſt, wie bei allen Armeen, wenn es zum Ausmarſch kommt, auch der ſogenannte wirkliche Beſtand nicht eben vollzählig. Was wir aber an Hrn. v. Redens Angaben gar nicht verſtehen, das iſt ſeine Angabe über die angeſiedelte Reiterei, die er nur zu 7884 Mann und noch dazu als nicht aktiv aufführt, gerade wie er bei der Infanterie 96 Bataillone mit 103,000 M., als angeſiedelt und nicht activ aufgeführt hat. Abgeſehen von dieſen zwei Worten erwähnt Hr. von Reden der Militärcolonien mit keiner Sylbe, wenigſtens — wir müſſen geſtehen, daß wir nicht das ganze Buch durchgeleſen, — nicht da, wo man es ſuchen ſollte, bei der Abhandlung über die Landmacht. Und doch gehören die Militärcolonien zum wichtigſten und für das ruſſiſche Syſtem bezeichnendſten Theile des ganzen Militärweſens. Die Urtheile über die Militärcolonien lauten höchſt verſchieden. Marmont hat vor 20 Jahren über die Anſiedelungen der Reiterei ein ſehr günſtiges Urtheil gefällt, ein engliſcher Officier hat dieß Urtheil zehn Jahre ſpäter in engliſchen Militärjournalen wiederholt; die neueſte Schilderung in der Brockhauſiſchen Zeitſchrift, „Gegenwart", Bd. III. p. 414 ff. rührt ſicherlich von keinem Soldaten her, und geht von Anſichten aus, die wir, wenn auch mannichfach nicht unrichtig, doch befangen

nennen möchten. Daß die Anſiedlung der Infanterie keinen Vortheil brachte, hat auch ſchon Marmont bemerkt, dagegen ſpendet er den Anſiedlungen der Reiterei großes Lob, namentlich auch wegen der Pferde, deren Zucht mit großer Sorgfalt überwacht wird, und ſchon nach wenigen Jahren — um wie viel mehr noch ſeit dieſer Zeit? — ſehr günſtige Reſultate geliefert [1] hat. Leute, welche die ruſſiſche Reiterei, namentlich die dieſer Colonien, aus eigener Anſchauung kannten, verſichern daß ſie vortrefflich beritten iſt. Fügt man hinzu, daß die ganze Jugend dieſer Colonien, ehe ſie ins Militär tritt, mit der Führung von Waffen und Pferden vertraut gemacht wird, ſo iſt nach allen Wahrſcheinlichkeitsgründen ein ſehr bedeutendes Reſultat zu erwarten.

Daß man bei Gründung der Colonien nicht mit beſonderer Sanftmuth verfuhr, daß man zum Theil ſelbſt Gewalt anwandte, um das Syſtem durchzuführen, iſt wahr. Das liegt in den allgemeinen ruſſiſchen Verhältniſſen. Marmont erklärt aber auch beſtimmt, daß die Leute ſich bald ſehr wohl befanden. Der mißgünſtige Verfaſſer der Schilderung in der Brockhauſiſchen „Gegenwart" will die Zunahme der Ernte und des Erträgniſſes ſelbſt nicht in Abrede ſtellen. Man rechnet die Koſten eines ruſſiſchen Cavallerieregiments von 1600 Mann [2] auf 600,000 R. S.; coloniſirt ſollen ſie nur 250,000 R. koſten; die Regierung gewinnt alſo 350,000 R. Schon im J. 1840 waren es 20 Regimenter, die in ſolcher Weiſe in den Gouv. Charkow und Cherſon angeſiedelt waren; ſchon dieß würde der Regierung eine Erſparniß von 7 Mill. Rubeln geben. Der indirecte Vortheil lag in der ſteigenden Bevölkerung dieſe bisher ſchwach bevölkerten Diſtricte, denn die Krone, der dieſe weiten Landſtriche gehörten, gab jedem Bauer, der mit drei Paar Ochſen und ein Paar Pferden ſich dabei betheiligen konnte und wollte, 90 Deſſjätinen Land, und baute ihm ein Haus, wobei für die Unterkunft eines Soldaten und ſeines Pferdes geſorgt war. Die Obliegenheiten des Bauers beſtehen dagegen in der Verpflichtung einen Soldaten und ſein Pferd zu nähren, und jede Woche zwei Tage auf den der Krone vorbehaltenen Feldern zu arbeiten; [3] endlich muß die männliche Bevölkerung des Diſtricts dem Regiment die Rekruten liefern. Die Bebauung der der Krone vorbehaltenen Felder lieferte das oben angegebene Erträgniß von 350,000 R., um welche die Koſten des Regiments vermindert wurden, während zugleich für eine mächtige Reſerve und einen Nachſchub von exercirten jungen Leuten geſorgt iſt. Jedes Regiment, deſſen active Mannſchaft man auf 1200 berechnet, ſoll bereits im J. 1840 eine möglicher Weiſe zu verwendende Reſerve, von 3000 Mann gehabt haben.

In dieſen Einrichtungen liegt ohne Zweifel eine furchtbare Macht, und die ruſſiſche Regierung ſoll den Plan haben, vom ſchwarzen Meere bis zur Oſtſee nach und nach einen ähnlichen Cordon zu ziehen; bekanntlich hat in neueſter Zeit etwas ähnliches über einen Plan verlautet, einen ſechs Meilen breiten Streif längs der öſterreichiſchen Gränze ganz mit ruſſiſchen militäriſch geordneten Anſiedlern zu überziehen. Indeß iſt dieß natürlich nur ein Fingerzeig darüber, was die ruſſiſche Regierung anſtrebt, und von welchen Anſichten ſie bei ihren Militäranſiedlungen ausgeht. An eine Ausführung, die jedenfalls eine Reihe von Jahren in Anſpruch nehmen müßte, iſt unter den jetzigen kriegeriſchen Ausſichten nicht zu denken. Sind dieſe Anſiedlungen aber ſeit dem Bericht des Marſchalls Marmont auch nur auf dem Laufenden erhalten worden, ſo müſſen die 20 angeſiedelten Regimenter nicht nur 24,000 Pferde im erſten Aufgebot ſtellen, ſondern 40 bis 50,000 nachſenden können, namentlich wenn der Krieg in keiner großen Entfernung von ihnen geführt wird. Das iſt in dem Steppenlande, welches ſie vor ſich haben, eine ſehr bedeutende Macht, die, von der nöthigen Artillerie unterſtützt, zu der die Stutereien die Pferde großentheils werden liefern können, eine große Streitmacht in Ausſicht ſtellen. Kaiſer Nikolaus, der, wie in ſeinen Verhältniſſen ganz natürlich, dem Militärweſen eine ſo große Aufmerkſamkeit widmet, und ſich bis ins Detail damit beſchäftigt, [1] wird wohl dieſe Seite der militäriſchen Rüſtung Rußlands, die ſchon in den erſten 15 Jahren ihres Beſtands ſo viel verſprechende Reſultate zeigte, ſchwerlich aus den Augen verloren haben. Fehlt es auch dem Staate an Geldmitteln um ſo große Maſſen über die Gränze zu ſenden, ſo dürften ſie doch in einem Vertheidigungskrieg gegen Südweſten ſehr große Dienſte leiſten, und daß Rußland zu einem ſolchen ſich jetzt in Verfaſſung ſetzt, iſt faſt officiell kundgegeben.

Ueber die Rekrutirung der Truppen, den Umfang der Aushebungen, das Verhältniß derſelben zur Bevölkerung, die Art wie ſie in dieſe eingreift, über alle dieſe Dinge erfahren wir in Hr. v. Redens Schrift nichts oder ſo gut wie nichts, und doch wäre dieß ein höchſt intereſſantes Capitel, denn es ſind Urtheile laut geworden, namentlich in Folge der neueſten Aushebungen, als habe Rußland ſeine Menſchenkraft zum Theil bis zur Erſchöpfung angeſtrengt. Gewiſſes weiß man wohl hierüber ſchwerlich, und der Umſtand daß nach allen Angaben bis jetzt doch noch die Bevölkerung fort und fort geſtiegen iſt, angeblich um etwa eine halbe Million jährlich, ſpricht zum mindeſten gegen Erſchöpfung, wenn auch manche Theile, namentlich bei der ohnehin dünnen Bevölkerung, ſtark in Anſpruch genommen wurden. Eins iſt indeß nicht außer Acht zu laſſen: neue Erfahrungen beweiſen, daß man mit den Menſchen in Rußland jetzt ſparſamer umgeht als früher. Der Krieg mit der Türkei hat bis jetzt nur um wenige Monate kürzer gedauert, als

---

[1] Marmont ſagt im J. 1834: „Jedes Regiment hat ſeine Stuterei, und dieſe liefert jetzt bereits drei Viertheile der nöthigen Pferde; in zwei Jahren werden ſie mehr liefern als nöthig iſt. Dieſe Stutereien beſtehen aus ruſſiſchen Stuten und engliſchen Hengſten, und die größte Zahl der erzeugten Pferde taugt ſo gut zu einem Generals-, als zu einem Soldatenpferd. In der That keine Reiterei war je beſſer beritten. Alles vereinigt ſich um die Sache vollkommen zu machen."

[2] Es ſind jetzt 9 Schwadronen, nämlich 6 active und 3 Reſerveſchwadronen; da jede Schwadron 170 bis 180 Pferde zählen ſoll, ſo kommt obige Zahl etwa heraus.

[3] Es ſollen aber gewöhnlich nicht mehr als 44 Tage im Jahre erforderlich ſeyn und gefordert werden.

[1] Wie ſehr er ſich um das Wohl der einzelnen Claſſen kümmert, mag aus folgendem Umſtand erhellen: die Soldaten in der Garniſon dürfen partienweiſe ſich zu allerlei Dienſten vermiethen; das Geld erhalten ſie theils gar nicht, theils nur zu einem geringen Theil in die Hände, ſondern müſſen es in den Spareaſſen anlegen für die Zeit, wo ſie Alters halber dienſtunfähig ſind, oder für ihre Familien, denn ſehr viele ſind verheurathet. Dieſen Anſtalten für Veteranenverſorgung wird eine beſondere Aufmerkſamkeit gewidmet, und der Kaiſer arrangirt ſelbſt die prächtigſten Hofbälle mit Lotterien und dgl., deren Ertrag in die Veteranencaſſe fällt. Reden gibt (p. 245) dieſe „Soldatencapitale zur Unterſtützung verabſchiedeter Soldaten" ſchon im J. 1847 zu 324,193 R. S. an, und ſeitdem ſind ſie wahrſcheinlich nicht unbedeutend gewachſen, denn die Anſtalt war damals von ziemlich neuem Datum.

der in den Jahren 1828 und 29, und die Gefechte waren allem Anſchein nach zahlreicher und ſelbſt mörderiſcher als damals, wo die Türken entſchieden nicht dieſelbe Widerſtandskraft gezeigt haben, wie dießmal. In jenem Kriege berechnet man den Verluſt der Ruſſen auf 175,000 Mann, wovon nur 25,000 im Kampf oder an Wunden geſtorben, der andere Theil durch Strapazen und Krankheiten hinweggerafft worden ſeyn ſoll. Dieß iſt wenigſtens die im Weſten beglaubigtſte Anſicht. Wenn nun ſelbſt die Engländer, welche ein Intereſſe haben die Verluſte der Ruſſen eher höher als niedriger anzuſchlagen, den ſeit Beginn des Kriegs erlittenen Verluſt nur auf 50,000 Mann anſchlagen, ſo muß man ſagen, daß ſich Unterhalt und Verpflegung der Truppen ſehr weſentlich gegen früher gebeſſert haben müſſen. Niemand muß den Verluſt der Jahre 1828 und 1829 beſſer kennen als die ruſſiſche Regierung ſelbſt, und da Kaiſer Nikolaus auf das Militärweſen eine ſo beſondere Sorgfalt gerichtet hat, ſo müßte es ſeltſam zugehen, wenn nicht wirklich ſeit jener Zeit die Sachen um ein bedeutendes beſſer geworden ſeyn ſollten. Wer ſich die Mühe genommen, nicht bloß die Berichte von Gefechten in den Zeitungen zu leſen, ſondern auch die von den Märſchen, dem kann nicht entgangen ſeyn, daß ſehr oft von unendlichen Zügen von Wagen, von Transport der Kranken und Verwundeten u. ſ. w. die Rede war. Die Bewegungen waren nie ſehr raſch, was auch in jenen Gegenden bei dem ſchlechten Zuſtand der Wege und bei der Nothwendigkeit, alles, auch das Geringſte, nachzuführen, nicht anders ſeyn kann, aber alles ſcheint in einer ſehr methodiſchen Ordnung vor ſich gegangen zu ſeyn. Der Marſch durch die Dobrudſcha, mit der vorhergehenden Concentrirung aller nothwendigen Materialien, und der jetzige Rückmarſch mit Verwundeten, Kranken und allem Gepäck, alles das in einem Zeitraum von drei Monaten — das deutet auf eine Regelmäßigkeit im Dienſt, wie ſie allen Umſtänden nach im vorigen Kriege nicht vorhanden war.

Zeigt ſich hierin eine durch gutberechnete Sparſamkeit eben ſo wohl, als durch die Menſchlichkeit gebotene Schonung von Menſchenleben im Kriege, ſo wird wohl die Sache im Frieden gleichfalls beſſer geworden ſeyn. Man rechnete früher, daß von der ausgehobenen Mannſchaft auf dem Marſche nach den Garniſonsplätzen und im erſten Jahr des Dienſtes durch Strapazen des Marſches, Heimweh und veränderte Lebensweiſe über ein Viertheil dahinſtarb. Auch hier ließ ſich durch größere Sorgfalt und Regelmäßigkeit eine große Erſparniß an Menſchenleben erreichen; was aber geſchehen iſt, wiſſen wir nicht, denn die Mittheilungen ſach- und ſachkundiger Militärs ſind ſeit dem letzten Jahrzehend ſichtlich magerer geworden als früher, wohl hauptſächlich darum, weil die Regierung, durch mehrere Enthüllungen verletzt, außer den großen militäriſchen Schauſtücken, wie das Lager von Wosneſensk, wo hauptſächlich die angeſiedelte Reiterei ſich in ihrem Glanz zeigte, die Kenntnißnahme mehr und mehr erſchwerte; darum mangeln uns alle neuern zuverläſſigen Nachrichten über deren Beſtand und Umfang; wir dürfen aber glauben, daß dieſer ſich gebeſſert und erweitert hat. Wenn es keinem Zweifel unterliegt, daß die ruſſiſche Regierung einen Krieg wie den jetzigen ſeit mehr als 30 Jahren als die mögliche Eventualität im Auge behielt, ſo erklärt ſich ihre Sorgfalt für das Militärweſen in allen ſeinen Theilen und namentlich auch für die Militärcolonien zur Genüge.

Dieſe Anſiedlungen, namentlich die wohlgelungene der Reiterei, haben ein politiſches Intereſſe, welches das militäriſche noch weit überwiegt. Nicht nur wird hier eine Bevölkerung geſchaffen, die kriegsgeübter und unterrichteter iſt, als die große Maſſe der ausgehobenen Truppen, Leute denen der Dienſt Haus und Heimath iſt, und die von Jugend auf der Sorge um ihren Lebensunterhalt enthoben ſind, ſondern Rußland umgürtet ſich auch mit einem Panzer, deſſen Durchbrechung ſehr große Anſtrengungen nöthig machen würde; hinter dieſem Schild geborgen könnte es einen drohenden Sturm abwehren, und ſowie derſelbe vorüber iſt, gleich furchtbar gerüſtet wieder daſtehen. In dieſer Beziehung iſt die oft beregte und mannichfach auch übertriebene Armuth Rußlands an beweglichem Vermögen nur ein halber Nachtheil, und ſelbſt den Gegnern gegenüber faſt ein Vortheil: auf dem Bodenreichthum beruht Rußlands Stärke, und die Verluſte, die ihm zugefügt werden, ſind durch die Ernten weniger Jahre wieder gut gemacht, während die ungeheuren Summen, die der Angriffskrieg bedarf, ſich oft in langen Jahren nicht verwinden. Die ruſſiſche Bevölkerung der Militäranſiedlungen iſt durchaus nicht mit Steuern überbürdet, befindet ſich vielmehr in wohlhabenden Verhältniſſen. Selbſt der mißgünſtige Beurtheiler der Militärcolonien in der Breckhauſiſchen Gegenwart bemerkt (III. 417), „die Colonien vergrößerten und bereicherten ſich, der Einzelne dagegen bleibe auf dem Standpunkt, welchen er bei dem Beginnen der Coloniſation einnahm; doch ſey der einzelne Soldat wie Bauer durch die großen Magazine, wohin er ſein Getreide liefert, vor Hungersnoth geſchützt.“ Aber die Mehrzahl der Menſchen iſt in dem reifern Alter durchaus mit einem genügenden Auskommen zufrieden, die wenigen Weiterſtrebenden fühlen ſich allerdings niedergehalten, aber ihre Zahl iſt zu beſchränkt, um ſehr wirkſam zu ſeyn, und wie viele ſehr langathmige Syſteme der Menſchenbeherrſchung hat man nicht ſchon geſehen, wobei der Hauptzweck darauf gerichtet war, mit dem erträglichen materiellen Wohl der Maſſe gegen den aufſtrebenden Geiſt der Wenigen zu herrſchen! Wir vertheidigen dieß Syſtem nicht, wir finden es ſelbſt hart, naturwidrig, und um eine in neuerer Zeit wieder viel gehörte Phraſe zu gebrauchen, eine Verſündigung gegen den Menſchengeiſt; wer aber aus den unläugbaren Mängeln und Härten eines ſolchen Syſtems und den einzelnen Symptomen des Widerſtandes ein baldiges Zuſammenbrechen dieſer Inſtitute prognoſticiren wollte, möchte ſich doch in einem bedeutenden Irrthum befinden. Was ſich mit der Zeit aus dieſen Militärcolonien machen ließe, darüber mag man Marmont nachleſen; hier wollen wir nur auf Eine für den augenblicklichen Standpunkt der Verhältniſſe wichtige Folge hinweiſen: das ruſſiſche Syſtem iſt ohne einen von Weſten her, d. h. von Oeſterreich und Preußen mit aller Kraft geführten Angriffskrieg nicht zu brechen; ob aber ein ſolcher zu erwarten, mag ſich jeder ſelbſt ſagen, der die innern Zuſtände Deutſchlands kennt. Daher die Nothwendigkeit für die Weſtmächte dieſer Stellung im Rücken beizukommen, durch Wegnahme Transkaukaſiens, durch Aufſtand der Tſcherkeſſen und durch einen Angriff auf die Krim, wie im Norden auf Finnland; wie viel Ausſichten ein ſolches Unternehmen hat, wollen wir hier nicht erörtern. Weitausſehend iſt daſſelbe jedenfalls, und im Laufe desſelben ſind noch manche Eventualitäten möglich.

Man begeht in der Beurtheilung Rußlands gewöhnlich den Fehler, daß man es nach weſteuropäiſchen Anſichten mißt, die ganz

richtig seyn mögen, auch in der That dazu dienen können, auf die Folgen des russischen Regierungsprincips als auf bedeutsame Symptome aufmerksam zu machen; beurtheilt man aber die Einzelnheiten wieder nach den westeuropäischen Begriffen, so kommt man in ein endloses System des Tadels hinein, das am Ende sich abstumpft und Unglauben erzeugt. Darum schwankt denn auch die öffentliche Meinung in ihren Ansichten über Rußland so sehr. Wir fürchten, auch Redens Werk, so nützlich es in vielen Beziehungen ist, wird dem Schwanken kein Ende machen. Die Stellung Rußlands nach außen und nach innen erfordert eine überwiegende Czaarengewalt und eine unmäßige Anspannung der Kräfte; aus beiden Gründen ist die Entstehung und Behauptung unabhängiger Kräfte nicht wohl zulässig, weder ein unabhängiger, durch sich selbst mächtiger Adel, noch ein nicht minder Unabhängigkeit gewährender, der Regierungsgewalt entzogener Besitz beweglichen Vermögens. Hält man hieran fest, so ist das Ueberwiegen der militärischen Einrichtung und die Errichtung der zur Verfügung der Regierung stehenden Creditanstalten, die eine so wichtige Rolle im russischen Finanzwesen spielen, eine ganz begreifliche Sache. Solchen Zwecken müssen die Mittel entsprechen, die begreiflicherweise nur gewaltsam seyn können. Des Leibes Nahrung und Nothdurft aber, welche die ungeheure Mehrzahl der Menschen an ihr tägliches Geschäft bindet, macht manche Dinge erträglich und ausführbar, welche in der Theorie höchst unerträglich und unnatürlich erscheinen. Daß von der Masse des Volks kein Widerstand gegen die Czaarengewalt zu erwarten ist, wird man wohl zugestehen; es bleibt also nur der Adel übrig, und manche scheinen geneigt zu glauben, von diesem werde, namentlich in Folge der gehemmten Ausfuhr der Landesproducte und des daraus entspringenden Ausbleibens des Einkommens, ein Widerstand ausgehen. Auch diese dürften sich täuschen: die Czaarengewalt ist seit fünfzig Jahren im Gegensatz gegen den Adel außerordentlich gestiegen, und zudem sind alle Zeitungen geraume Zeit voll gewesen von Berichten, daß sich der Kaiser entschieden zur nationalrussischen Partei hingeneigt, und die Ansichten der deutschen Beamtenpartei von sich gewiesen habe; wenn diese Nachricht einen Sinn haben soll, so kann sie nur den haben, daß der Kaiser hinsichtlich der Haltung Rußlands in der jetzigen Krise mit den bedeutendsten Familien des Landes sich verständigt habe. An eine Opposition der reichsten und bedeutendsten Classe ist also nicht wohl zu denken. Ueberhaupt werden sich die öffentlichen Ansichten über Rußland noch mannichfach modificiren müssen.

Der Tropenschein.

(Schluß.)

Darf ich nun noch wagen meine Ansicht von den Naturgesetzen Dir hier hinzugeben, die ich mit dem was ich sah in genauer Verbindung glaube? Als Ursache der Lichterscheinung die ich sah, kann ich nur das Licht erkennen, das von der Wärme entwickelt wird, auf Wegen, die nur die reißenden Fortschritte in den Naturwissenschaften offenbaren. Zu näherer Erklärung muß ich Deine Geduld sehr in Anspruch nehmen.

Senkrecht schießt die Strahlenwirkung des Sonnenlichtes auf die nie abgekühlten meerebenen Sandflächen der Wüste herab, welche wie es scheint, die Strahlen von der durchglühten Fläche in derselben Richtung zurücksenden. Fast maaßlos werden die elastischen Körpermassen ausgedehnt, und also maaßlos specifisch leichter. So steigen sie dann in gewaltsamer Strömung senkrecht hinauf, um die Elementarwinde zu gebären, über welche uns Dove so trefflich belehrt. Diese Glühhitze ist aber auch groß genug, um neben dem einwirkenden Lichtreize in den erhitzten Massen von Luft und Gasen Licht zu entwickeln. So muß der reißende Strom, der senkrecht sich hinaufstürzt, leuchten, bis daß in der immer niedrigern Temperatur, je mehr er sich von der Erde entfernt, die hinaufdrängenden Massen immer mehr abgekühlt, endlich diejenige Temperatur verlieren, welche das erregte Leuchten noch unterhalten kann. Es erscheint natürlich, daß der von außen erkältete Strom erhitzter Massen im Fortschreiten immer schmaler wird und beim Eintreten in kältere Regionen sich nicht wie ein Stoff verliert, der sich durch Zerstreuen verdünnt und endlich aufhört sichtbar zu seyn, sondern daß er eben wegen der Schnelligkeit seines Forteilens so weit plötzlich aufhört, als sein gewaltsames Vordringen es gestattet. Diesen schnellen Act erkenne ich in der dachartigen Spitze des Lichtobelisken. Beiläufig gesagt, bleibt es auch natürlich, daß die immer noch sehr heißen, dünnen und specifisch leichten Massen, auch nach dem uns nicht mehr erkennbaren Leuchten, ihren gewaltsamen Strom nach oben bis zu ungekannter Höhe fortsetzen, wo sie durch die Kälte verdichtet und specifisch schwer geworden, nach bekannten Gesetzen wieder irgendwo zur Erde herabkommen.

Ich meine in allen charakteristischen Einzelnheiten dieses glanzreichen Phänomens diese ausgesprochene Hypothese bewahrheitet zu sehen, und glaube nicht der Gefahr zu erliegen, einer Ansicht zu Liebe Gesetze und Kräfte zu erfinden, die nöthig werden, weil es einem aufgestellten System an Stützen fehlt.

Schauen wir hier auf den Erdglobus und wenden wir ihn nach der Achsendrehung der Erde, nämlich von Westen nach Osten, und bezeichnen zwischen den Tropen irgend einen beliebigen Punkt, als den des Beobachters, so wird es sich ergeben daß am Abend, einige Zeit nach dem Sonnenuntergang, wenn der blendende Sonnenschein in jenen Erdregionen nicht mehr jeden andern mattern Schein unsichtbar macht, am Orte des Beobachters gesehen, demjenigen Punkt, wo etwa die Mittagshitze einen Lichtstreif senkrecht auf der Erde erhebt, dieser Leichtstreif in Westen erscheinen muß; auf der nördlichen Halbkugel ein wenig nördlich, auf der südlichen Halbkugel ein wenig südlich erscheinend, aber immer vom Horizont sich senkrecht emporhebend. Hier muß ich noch nachholen, daß während den drüthalb Stunden, daß die Erscheinung sichtbar blieb, der Lichtstreif ein wenig nach Norden fortrückte, und wie es mir schien, so viel, als das Vorrücken der Sonne in schräger Richtung unter dem Horizont betrug. Je südlicher ich kam, desto minder stark war dieses Vorrücken. Hätte die Gewissenlosigkeit meines Dragemans, den man mir in bester Absicht in Kahira aufnöthigte, mir nicht

ſchon gleich beim Transport meines Gepäcks von Kahirah nach Bulak, dieſem Hafen der Reſidenz, wo ich mich auf der Nilbarke einſchiffte, einen Theil meiner Inſtrumente mehr und minder vernichtet, ſo würde ich dieſes Fortrücken genauer haben meſſen können. Mehreremal geſchah es, daß wenn ich mir den Horizontpunkt geſucht hatte auszurechnen, der ſenkrecht am Horizont über der Stelle der nicht mehr ſichtbaren untergegangenen Sonne nach einer gewiſſen Zeit, z. B. zwei Stunden, ſtehen müſſe, daß nach Ablauf dieſer Zeit der ſenkrechte Durchſchnitt des Lichtſtreifens ſich wirklich an dieſem Punkte befand. Je mehr ich mich dem Aequator näherte, deſto minder wurde dieſes Fortrücken nach Norden.

Die Zeit, da dieſe Erſcheinung am Himmel prangt, hängt genau zuſammen mit Entſtehung des Lichtes durch die erhöhte Sonnenwärme. Was 90 Grad vom Standpunkte des Beobachters von ihm auf der Erde entfernt iſt, das kann er bei der Kugelgeſtalt der Erde nicht ſehen, auch wenn er ſich in der ſenkrechten Richtung noch ſo weit von der Erde entfernt. Je kleiner dieſer Winkel wird, deſto mehr kann der Beobachter von dem Gegenſtande wahrnehmen, immer wenn derſelbe ſich ſenkrecht von der Erde erhebt. Schon bei 20° der Breite geht die Sonne nahebei um 6 Uhr auf, denn der längſte Unterſchied des längſten und kürzeſten Tages beim Wechſel der Jahreszeiten beträgt dort etwa 25 Minuten, und wird immer geringer, je mehr ſich der Punkt des Beobachters dem Aequator nähert. Dieſe Zeitdifferenz halbirt ſich aber natürlich noch überdem auf die Zeit des Aufgangs und Untergangs der Sonne. Die heißeſte Zeit des Tages oder der höchſte Wärmegrad beginnt dort wie bereits geſagt, um etwa 11 Uhr, ein Punkt, der von jenem, da die Sonne zu derſelben Zeit um 6 Uhr aufgeht, 75 Längengrade entfernt iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß nicht der höchſte Hitzegrad, den die Sonne auf der Erde entwickeln kann, nur allein im Stande ſey, in den ſtark ausgedehnten, alſo ſpecifiſch leichten, weniger Druck entgegenſetzenden Gaſen Licht zu erzeugen, denn ſonſt würde die Lichterſcheinung auf der nördlichen Halbkugel ſich während der Annäherung der Sonne an dem ſüdlichen Wendekreis nicht ſichtbar machen, was denn aber doch der Erfahrung widerſpricht. Welcher der Wärmegrad iſt, der zu einer ſolchen Lichterweckung nothwendig ſey, das iſt noch nicht erforſcht worden, und eben ſo wenig, inwiefern die Vibration, welche die Erſcheinung des Lichtes überhaupt gibt, von der Sonne ausgehend, auch hier eine bedeutende Rolle ſpielt. Ebenſo wie Wärme und Licht nur die verſchiedenen Symptome eines und desſelben noch nicht benannten, und nur erſt dringend geahnten Etwas ſind, ſo offenbaren ſich unſtreitig beide Phänomene nur durch eine Vibration, wenn gleich in verſchiedener Form erregt, beide gewiß nie ganz getrennt von einander, wenn auch in vielen Fällen die eine vor der andern weit vorherrſcht. Auch welche Art beide Einflüſſe bei dieſer Erſcheinungsgeburt vereint ſind, und wie weit der eine vor dem andern vorherrſcht, das wird die Wiſſenſchaft wohl in ſpätern Zeiten hoffentlich noch ergründen. Daß das Licht durch eine dünne Maſſe viel ſtärker vibrire, d. h. ſich viel ſtärker kund thue, das erkennen wir ſehr leicht an dem ſo ungeheuer viel reichern Sternenhimmel in jenen Zonen, wo nie ein Regen fällt, und wo nie Dünſte die Luft erfüllen, die wir irgend wahrnehmen können — Dünſte, die uns Europäer nicht ahnen laſſen, was jenſeits des Meeres, jenſeits des Atlas und jenſeits der Pyramiden, und immer tiefer hin nach Süden dem Menſchen geboten iſt. Wenn nun Licht und Wärme nur eins und dasſelbe ſind, nur in den Erſcheinungen ihrer Thätigkeit verſchieden, ſo muß ich überzeugt ſeyn von der mehr als bloßen Möglichkeit, daß in den ſo gewaltig ausgedehnten, dünnen erhitzten Maſſen von Luft und Gaſen Licht durch eine Wärme erzeugt werde, welche viel niedrigerer Temperatur iſt, als wir es in unſern Laboratorien darzuſtellen vermögen unter einem ſo viel ſtärkern Druck einer ſo unausſprechlich dickern, ſchwerern Atmoſphäre. Daher muß es meiner Anſicht nach noch keineswegs ein Beweis ſeyn, daß dergleichen in der Natur nicht exiſtire, wenn bei dem gegenwärtigen Stande der Wiſſenſchaft wir noch nicht der nothwendigſten Bedingungen Herr ſind, jenes Phänomen in unſerer Stube nachzuzaubern. Somit möchte denn vielleicht nicht erſt um 11 Uhr Vormittags die Erwärmung durch die Sonne fähig ſeyn eine ſolche lichterregende Temperatur zu verbreiten, ſondern vielleicht ſchon um 10, ja wohl gar ſchon um 9 Uhr, und das Licht welches wir erhoben ſehen, wäre dann nur 60, vielleicht nur 45 Längengrade vom Beobachter entfernt. Dieß auf die Abendzeit angewendet, wo um 3 oder 3½ Uhr die Temperatur der von 11 Uhr gleich iſt, würde die Wärme um 4 oder 4½ Uhr noch fähig ſeyn Licht zu erzeugen.

Sollte Dir mein Räſonnement anſtößig ſeyn, vielleicht ſeiner Neuheit wegen, ſo wird mein alter Bruder mich durch Gegenbeweiſe belehren, denn ein bloßes Verwerfen oder Verneinen wird Dich eben ſo wenig befriedigen als mich, denn jede Naturwiſſenſchaft hört auf, wenn zur Feſtigkeit ihrer Grundlage nur Autorität geboten wird.

Was iſt nun aber der Grad der Wärme um 10 Uhr Morgens in jenen durchglüheten Sandwüſten? Ich kenne ihn nicht, denn nie habe ich die Sonne direct über dem Scheitel gehabt, obgleich ich wohl während mancher Zeit ſo zu ſagen meinen Schatten nur zwiſchen meinen Beinen ſuchte, denn es intereſſirte mich, ihn vielleicht dort zu erblicken. Die Kugelgeſtalt der Erde veranlaßte bei einem frühern Beſuch in Afrika, daß in den nicht ſüdlichen Regionen der Sahara ich im Höhepunkt des Sommers, im Junius Monat meinte, den Höhepunkt des Schlemihliſchen Unglückspilgers ohne Schatten beinahe erklimmt zu haben, denn ich ſuchte meinen Schatten wirklich in der Region, die der Pfau zu betrachten vermeidet. Dennoch war ich um weniges nur ſüdlicher als 28° N. B. und zur Zeit, da die Sonne ſo eben von ihrer nördlichſten Inſpectionsreiſe zurückkehrt, und wie hohe inſpicirende Herren durch ſpäter nachfolgende Rügen und Anordnungen noch Wochen und Monate lang den armen Inſpicirten — was man ſagt — die Hölle heiß machen. Ich ſpreche ja hier, wie Du weißt, aus leidiger eigener reumüthiger Erfahrung. Sollte es einmal dahin gelangen — und warum nicht? — daß man dieſen leuchtenmachenden Wärmegrad zwiſchen den Tropen erkennt, ſo wird man hoffentlich wohl aus der Anzahl der Längengrade zwiſchen dem Beobachtungspunkt und dem Ort der Lichterzeugung und der Gradhöhe, welche die ziemlich ſcharf abgeſchnittene Lichterſcheinung erreicht, wenigſtens annähernd die wirkliche Höhe des Lichtobeliſken von der Erde berechnen können. Und darnach ſodann, bis zu welcher Höhe überhaupt — aber freilich nur ſehr approximativ — der Strom der ausgedehnten ſpecifiſch leichten Lichtmaſſen hinaufreibt. Die bis jetzt genannten Höhen der atmoſphäriſchen Strömungen ſcheinen mir ſämmtlich nur Ver-

muthungen zu ſeyn, denen es an jedem feſten Grunde zum Fundamente mangelt, alſo auch des aufklärenden Beſtreitens.

Wenn Du mir verweiſeſt, daß ich wie ein längſt abgeblichener Krautjunker raiſonnire, und zwar wie einer aus dem lichtarmen, von Dir lange ſchon vergeſſenen Norden, wo das Durchbrechen der geiſtbelebenden Sonne durch die grauen Nebelwolken eben ſo ſelten iſt, als der ächte Champagner in den Revieren reichmachender Champagner-Fabriken, ſo kann und mag ich nicht widerſprechen, ſondern nur um Belehrung bitten.

Entfernt von den Tropen, etwa 27° N. B., war mir das Tropenlicht noch ſichtbar, aber unendlich viel breiter, beträchtlich niedriger, auch um vieles ſchwächer, und ſo in den finſtern Himmel ſich verlierend, daß mir jede eigentliche Begränzung entſchwand. Dieß erklärt ſich mir durch die mir natürlich erſcheinende Art der Lichterzeugung, denn von dieſem Beobachtungspunkte aus ſah ich die weitgedehnte dünne Lichtſcheibe en face, dagegen zwiſchen den Tropen en profil in die weit hinziehende Maſſe hin.

Daß ich dieſes Licht nicht im Oſten erblickte, iſt mir erklärlich. Bei der Rotation der Erde von Weſten nach Oſten muß derjenige Punkt der Erde, welcher von der Sonne ſo ſtark erhitzt wird, daß eine Lichtentwicklung möglich wird, vom hinlänglich verfinſterten Standpunkt des Beobachters 75 Längengrade entfernt ſeyn, vielleicht nach dem vorhergeſagten 60 Grade. Am Morgen aber, mindeſtens 13 bis 20 Minuten vor dem Sonnenaufgange, nämlich ehe das ſtarke Tageslicht jede ſolche Lichterſcheinung überblendet, muß der hinlänglich durchglühte Meridianpunkt 180° von dem Beobachtungspunkt liegen, wenigſtens 175°. Alſo immer ein viel zu großer Theil der Erdkugel zwiſchen liegend, als daß von ſolchem Punkte aus irgend eine Lichterſcheinung ſichtbar ſeyn könnte. Beachtenswerthes über die bisherigen Angaben und Theorien von dem Zodiakal- oder Aequatorial-Licht geht für mich aus dem oben erwähnten hervor. Wenn achtungswerthe Reiſende erzählen, daß ſie den ſogenannten Zodiakalſchein auch am Morgen geſehen haben, ſo muß ich das für eine Täuſchung halten, die durch Ueberraſchung, durch die Kürze der Beobachtungszeit u. ſ. w. nur zu leicht möglich iſt, und auch mich an den Höhen des Mekkattam beinahe fortgeriſſen hätte, wie ich Dir erzählte. Vielleicht war es bei dieſen Reiſenden auch eine ſo natürlich fromme Annahme deſſen, was der gern myſtificirende Südländer dem fremden forſchenden Reiſenden aufheftet, der ihm in Sprache, Sitten, Ideen, ja in der Religion ganz fremd iſt, und in der Regel verächtlich, öfters verhaßt. Je unbefangener und beſonnener ein wiſſenſchaftlich beobachtender Reiſender iſt, der wenig oder gar noch nicht beſuchte Erdflecken aufſucht, deſto lieber wende ich mich an ihn, um ein Zeugniß über ſolche Myſtificationen.

Warum ich ein Tropenlicht nur unter Verhältniſſen für wahrnehmbar anerkennen kann, da man zwiſchen oder nahe an den Wendekreiſen iſt, — das habe ich ausgeſprochen. Nicht minder, daß die herrliche Erſcheinung nur dort kann geſehen werden, wo man Erdflächen in weſtlicher Richtung hat, welche zum erforderlichen Temperaturgrade erhitzt werden können. Wie wenige Reiſende ſind aber bisher in der Lage geweſen, dergleichen weite Wüſten zu beſuchen, in denen der Wanderer oft genug meint verſchmachten zu müſſen? Die Art wie Baron Humboldt der Welt Mittheilungen macht, aus ſeinem ungeheuren Schatze von Reſultaten ſeiner Reiſen, erſchuf die Mode, ich möchte faſt ſagen die Manie, die Möglichkeit in die Ferne zu reiſen, nur dazu zu benutzen, Amerika kennen zu lernen, das heißt: ein Stückchen des Humboldt'ſchen Thriles der Anden anzuſchauen, oder diejenigen glücklichen Tropenländer oder Inſeln zu beſuchen, die von dem großen Manne uns nach Weſten hin waren bezeichnet worden. Paradieſiſche Theile, welche eine Vegetation tragen, deren Reichthum und Herrlichkeit dem nordiſchen Naturforſcher und Naturfreunde unbegreiflich bleibt, aber ihm das Herz mit Sehnſucht erfüllt und mit begeiſtertem Staunen. Dort kann aber der wunderbar myſteriöſe Tropenſchein nicht geſehen werden, der nur auf den durchglüheten waſſerebenen Sandwüſten thront. Auf den ſchrägen Flächen der Berge, deren ſchroffe oder ſanfte Abhänge die Sonnenvibration nicht in gleicher ſenkrechter Richtung widerſtrahlt, dort kann die Herrlichkeit nicht geboren und geſehen werden; nicht in jenen pflanzenreichen Ebenen, wo die ſenkrecht auffallende Wärme-Vibration in unzählig verſchiedenen Winkeln und an elaſtiſchen Blattflächen abprallt, auch nicht in than- oder nebelreichen Flächen, deren Urwälder oder üppige Anpflanzungen unter dichter Blattbedeckung eine nur zeitweilig modificirte, aber nie ganz aufgehobene Feuchtigkeit und Kühle bewahrt. Kaum ein ſehr ſchwacher, formloſer, wenig wahrnehmbarer Schein kann dort geboren werden, und wohl nur wenigen der ſcharf ſpähenden Schiffer ſich offenbaren. Gar wenige Reiſende machten ſich an die öſtlichen Geſtade Südamerika's, und von dort aus botaniſirten oder zoologiſirten ſie in die pflanzenreichen und thierbevölkerten Oberflächen des Landes hinein, die ihnen nichts bietenden Wüſten, von denen ſie ſich keiner werthvollen Ausbeute gewärtigen könnten, ſo viel es anging, vermeidend. Die dennoch zu paſſirenden Llanos waren leicht durchſchnitten, und nirgend ſo weit ausgedehnt, daß ſich eine Lichtgeſtalt bilden kann, wie in den gewaltig ausgedehnten Sandwüſten Afrika's. Selten nun kann ein Reiſender durch beſondere Zwecke oder durch ein ungewöhnliches Zuſammentreffen von Umſtänden dazu beſtimmt werden, an Stelle der unzählbaren Herrlichkeiten die ihm eine gefahrloſe Zone anbietet, die an Wunder und Reizen überfüllt iſt, — jene Wüſten aufzuſuchen, deren Entbehrungen und Beſchwerden abſchreckend ſind, und nicht einmal als romantiſch ausgerufen werden. Mich trieben meine Reiſezwecke und Anregungen dahin, wo ich nur endloſe Sandwüſten nach Weſten hatte, und ſich mir die Erſcheinung offenbarte, von der ich meine, daß das Auge eines Europäers ſie nur gar ſelten genoß. Immer wieder muß ich fragen: iſt das, was ſich mir darſtellte, das viel behandelte Zodiakallicht, oder etwas anderes? Und was iſt denn dieſes?

Mir bleibt nur noch übrig, in Rückſicht der in Rede ſtehenden Erſcheinung Dir vom Meere einige Worte zu ſagen. Auch dieſes entwickelt Dünſte, welche durch die Licht und Wärme erzeugende, vibrirende Einwirkung der Sonne in höhere Temperatur emporgehoben werden. Die Naturforſcher lehren uns, daß die Temperatur des Meeres nirgend höher ſteige als + 30°, und daß die unmittelbar darauf ruhende, und ſich mit dem Waſſer ſtets ausgleichende Atmoſphäre über den Wellen, + 31 bis + 36° Wärme enthalte. Aus bekannten phyſiſchen Gründen ſendet das Waſſer als ſchlechter Wärmeleiter die bis zu einiger Tiefe vertheilte Wärme erſt ſpät aus, bekanntlich nicht vor der Morgenſtunde, um den Schiffern den ſo wichtigen Seewind zu geben, um den Menſchen auf dem Lande Kühlung zuzuwehen. Die ununterbrochene Aus-

dünſtung des Meeres, welche durch dieſen Proceß ſo viel Wärm aus der Atmoſphäre bindet, daß dieſe über den Waſſern nur wenig erhitzt erſcheint, gibt das Material zu jenen ausgedehnten Luftmaſſen, welche wahrſcheinlich in geringer Höhe zu bedeutender Temperatur gelangen, denn es iſt dort keine Wärme bindende Ausdünſtung mehr, dagegen aber eine ununterbrochene vertikale Wärmevibration, die wiederum in dem verminderten Druck der ſpecifiſch leichten, ausgedehnten Luftmaſſe Licht erregen kann. Dieſe Lichterzeugung muß alſo auch über den Waſſern ſtattfinden, wenn gleich ſie auf jeden Fall nur unendlich geringer iſt, als über den widerſtrahlenden Sandwüſten. Somit erſcheint es mir denn leicht begreiflich, wie bei der ſo gar geringen Lichterzeugung über den Flächen des Meeres die Angaben der Südſchiffer ſowohl als Reiſenden theils Widerſprechendes haben, theils durch Unſicherheit ſich charakteriſiren. Ich begreife gar wohl, wie hiedurch bisher die Naturforſcher in Europa zu trügenden Anſichten und Hypotheſen verſchieden, und oft ſehr abweichend, fortgeriſſen wurden, oder wenigſtens konnten fortgeriſſen werden.

Die Aufmerkſamkeit der gebildeten Reiſenden iſt ſeit einiger Zeit viel mehr auf Aegypten gerichtet, als vor noch wenigen Jahren. Es läßt ſich alſo wohl erwarten, daß man beginnen werde, die immer bekannter werdenden ägyptiſchen Reiſegränzen — bisher nur mit wenigen Ausnahmen bis an den ſogenannten großen Katarakt des Nils bei Wadi-Halfa — zu überſchreiten, und daß durch die erweckte Concurrenz die Beförderungsmittel den Reiſenden werden erleichtert und angenehm gemacht werden. Wenn man ſüdlich von Wadi-Halfa, wo man nicht mehr auf der bisherigen bequemen Barke den Nil hinauf fahren kann, nicht mehr auf das infernale Reiten der Laſtkamele wird beſchränkt, und durch die ſcheußlichen Kamelſättel der Eingebornen abgeſchreckt ſeyn — dann iſt zu hoffen daß mehrere europäiſche Reiſende wirklich in Nubien und Abyſſinien weiter vorrücken werden, und der wißbegierigen und forſchenden Leſewelt Wahres berichten werden, auch aus jenen Regionen, von denen einige Einwohner mir äußerten: ſie hätten bisher ein weißes Menſchengeſicht nur für eine Fabel gehalten. Daß jetzt noch faſt Jedermann die großen Entbehrungen und Beſchwerden ſcheuet, welche mit einer abgeſonderten Forſchungsreiſe verbunden ſind, die ſomit das Anſchließen an Karawanenzüge verbietet, begreife ich ſehr gut. Hat ſich die Anzahl der Reiſenden dorthin aber vermehrt, dann werden die Erzählungen gefühlvoller und geiſtreicher Weltwanderer ſich mindern, und die ſelbſtſchmeichelnden Phantaſienbilder aus den fernen Zonen, von denen nur geſchwätzige Dragomanen oder andere lügende Reiſegeleiter erzählen, werden den Berichten weichen, welche ſchmucklos und wahr, beſſer über das wunderbare Tropenlicht berichten, als es mir mag gelungen ſeyn. Manches was mir an dieſem Lichte nicht erklärlich iſt, wird ſich hoffentlich auch meinem Begriffsvermögen anſchließen, und aufhören mir ein Räthſel zu ſeyn.

Aus allem was man durch die Fähigkeit die Hieroglyphen geläufig zu leſen, von den Aegyptern näheres weiß, kennt man ihren ruhigen, auf das Praktiſche und wahrhaft Zweckgemäße gerichteten Sinn, zugleich aber und ganz beſonders auch ihre Erhebung zu den höchſten, zu den erhabenſten Anſichten, wie ſie in ſpäterer Zeit nie ſind übertroffen worden. Dieß ſteht klar da, in ihrem religiöſen Unterricht und in ihrem ſymbolreichen Cultus. Die höchſten Wahrheiten ſind nur gar wenigen Menſchen erfaßbar, während jeder Menſch ſich einbildet, ſie in ſich aufgenommen zu haben, daher denn ein Mißverſtehen die blutigſten Kriege veranlaßt, ohne die Wahrheit zu fördern. So entſtanden denn in tiefer Weisheit die Myſterien, die in Memphis und Heliopolis kennen zu lernen, jedem höherbegabten Menſchen offen ſtanden, und ſomit auch die Hochſchule der griechiſchen Weiſen waren. In unbegränzten Stufen erhob ſich der Unterricht in der Religion für alle verſchiedenen Abſtufungen der Geiſtesvermögen, vom niedrigſten bis zum höchſten, und ſo vom materiellen Götterdienſt bis zu den Myſterien, allein immer war das Symboliſche vorwaltend, wo noch der Geiſt der Stütze bedurfte. So erſcheint es denn unverkennbar, daß der Aegypter mit dem nach oben gerichteten Blick und Sinn, die wunderbare Erſcheinung des Tropenlichtes ſich hat verkörpern wollen, und daß auf die Art ſeine hochedelgeſtalteten Obelisken entſtanden ſind. Die älteſten Obelisken die unſerm Anſchauen aufbewahrt ſind, die ſogenannten Nadeln der Kleopatra im Meeresufer in Alexandrien, haben, ſo viel es mir gelingen wollte ſie in der Nähe der Wachen zu meſſen, in ihren Einzelnheiten gerade die Geſtalt jenes Tropenlichtes. Die ſpäter erzeugten Obelisken, deren Entſtehungszeit nachgewieſen werden kann, haben freilich eine ſchönere, ſchlankere Form, wie die vielen dieſer Monumente in Luxor und Karnak (Reſtchen der hunderttherigen Weltſtadt Theben), deren Geſtalt anzuſtaunen der Fremde nicht müde wird; allein ſie weiſen auch darauf hin, wie in Luxus und Frivolität, dieſen Kindern allgemeinen Reichthums, mit dem einfachen kindlichen Sinne die höhere Bedeutung unterging in der Eleganz und Schönheit der Formen. Dennoch kann ich nur die imponirende Himmelsgeſtalt in der graziöſen mächtigen Form der prächtigen und reizenden Obelisken erkennen, auch wenn ihre einzelnen Verhältniſſe von jenen frühern Werken in Alexandrien hie und da abweichen, wie die Geſtalt des ſchlanken Jünglings von der des kräftigen Mannes abweicht.

Mit lebhafter Freude, ja ich darf ſagen, mit Sehnſucht, bin ich dem Entzücken gefolgt, mit welchem einige wenige Reiſebeſchreiber vom Südſchein ſprechen; nie aber konnte meine Phantaſie mir eine Vorſtellung von dem magiſchen Eindruck machen, den dieſe ſtets unverändert wunderreiche Erſcheinung in mein Gemüth prägte. Dir mein alter lieber Bruder, Dir mit dem reichen Schatz tiefer Kenntniſſe und immer weichem friſchjugendlichem Gemüthe, möchte ich gern ein Bild von dieſem wunderbaren, ſtarren, und doch ſo unbeſchreiblich ſchönen, erhabenen Zauberſchauſpiele machen; aber wo iſt die Sprache die das vermag? Es war mir, als müſſe jedes Wort auf der Zunge erſterben, im myſtiſch düſtern Schimmer dieſes Obelisken; und es war als wie wenn ein mächtiger Geiſt nicht nur die unermeßlichen Räume, ſondern auch mein Inneres erfülle, daß ich nur ſchweigend anſtaunen könne. Ich fühlte mich Gott näher, aber nicht ein jämmerlicher Wurm vor ihm, gut genug um zertreten zu werden, nur dem niedrigen Stande angehörend, ſondern daß auch ich, der Menſch mit dem Blick zu Gott, bedeutend ſey, daß ich groß, Gott wahrhaft angehörend, Gott nahe angehörend ſey, wenn ich in reiner kindlicher Ergebung alles, alles mit Liebe und Dank hinnehme, was ſeine unbegreifbare Weisheit ſendet, Schweres oder Liebliches.

Briefe aus den toscaniſchen Maremmen.

VIII.

(Athen. 17 Junius.)

Sovana.

Etwa drei (engl.) Meilen nordweſtlich von Pitigliano iſt ein Ort von ſo auffallendem und ſeltſamem Ausſehen, als irgend einer in Toscana. Dieß iſt die alte ehemals berühmte Biſchofsſtadt Sovana, an deren Stelle einſt auch eine etruskiſche Stadt lag, wie durch die ſeit einigen Jahren entdeckten zahlreichen Gräber und ihre Inſchriften erwieſen iſt. Als die Longobarden Italien überzogen, regierte ſich Sovana noch ſelbſt in Unabhängigkeit nach eigenen Geſetzen. In ſpäterer Zeit hatte es ſeinen Grafen in der mächtigen Familie Aldobrandeſchi, den vornehmſten Adeligen in dieſem Theil Toscana's. Der furchtbare Hildebrand, jener Gregor VII, vor welchem gedemüthigte Monarchen zitterten, ſoll einigen Angaben nach aus dieſer Familie ſtammen, nach andern war er der Sohn eines Zimmermanns in Sovana, und dieß ſcheint wahrſcheinlich, da der genaue und ſorgfältige Repetti keine Spur der Verbindung mit der großen Familie der Aldobrandeſchi auffinden konnte. Graf oder Zimmermann, jedenfalls war er in dieſer Stadt geboren, und ging von hier aus, um das Geſchick der Welt durch ſeinen Willen zu geſtalten. In ſpäterer Zeit gehörte Sovana — oder Soana, denn beide Schreibarten finden ſich — den Orſini, und theilte das Unheil, welches deren wilde Barbarei über ihre Nachbarn zu Pitigliano verhängte. Im Laufe ihrer Streitigkeiten mit der Republik Siena wurde es belagert, geplündert, genommen und wieder genommen. Im Jahre 1410 nahmen die Sieneſer die große Glocke der Kathedrale, die in Siena noch unter dem Namen der Sovana-Glocke bekannt iſt, als Trophäe mit fort. In den Rechnungen der Republik findet ſich ein Poſten von 200 Goldgulden für den Transport der Trophäe.

Von dieſer Zeit an muß der Verfall Sovana's begonnen haben, denn im J. 1414 finden wir ein Decret der Regierung von Siena, das allen, welche nach Sovana gehen wollen, auf 15 Jahre Freiheit von Abgaben und Schutz gegen alle Privatgläubiger zuſichert. Dieſe Maaßregel zeigte ſich ſo fruchtlos, als alle Verſuche, die Geſetze der Bevölkerung und Entvölkerung künſtlich zu regeln, ſich von jeher erwieſen haben. Andere Lockungsmittel folgten, und 75 Familien ſollen dadurch bewogen worden ſeyn, ſich daſelbſt niederzulaſſen. Es war alles umſonſt. Ein Baumeiſter, den die Republik im Jahre 1542 hinſchickte, um über den Zuſtand des Orts zu berichten, ſagte, er könne kaum in ſchlechterem Zuſtande ſeyn, und wenn er nicht alsbald hergeſtellt würde, ſo müſſe er in Ruinen fallen. Cosmo III und Franz II ſuchten nach einander die Stadt wieder in Aufnahme zu bringen, der erſtere indem er eine Colonie Mainotten, der andere, indem er Lothringer hieher verſetzte, aber die Peſt war ſtärker als der Herzog, und weder von Mainotten, noch von Lothringern iſt ein Abkömmling oder ein Spur mehr zu finden. So enthielt eine Stadt, welche im J. 1240 eine Belagerung durch die Armee Friedrichs II aushielt, im Jahre 1833 nur noch 64 Bewohner.

Warum dieſe unglückliche Stadt durch die Malaria entvölkert worden ſeyn ſoll, während ihr nicht anderthalb Stunden entfernter Nachbar Pitigliano frei blieb, iſt ein höchſt räthſelhafter Umſtand, den Repetti, nachdem er ſich in den ſcharfſinnigſten Conjecturen erſchöpft, nicht löſen zu können geſtehen muß. Die geologiſche und topographiſche Geſtaltung des Bodens iſt an beiden Orten ganz dieſelbe, nur daß Pitigliano etwa 150′ höher über dem Meere liegt, ein Unterſchied, der keineswegs hinreicht, die Erſcheinung zu erklären. Ich ſelbſt zweifle kaum, es werde ſich herausſtellen, daß die kleinen im Grunde der tiefen Schluchten fließenden Bäche, welche Sovana ganz in ähnlicher Weiſe wie Pitigliano iſoliren, keinen ganz freien, offenen Lauf haben, und daß im Sommer ein Theil ihres Waſſers durch Untiefen und Anhäufung von Vegetabilien unter den Mauern der Stadt ſtehen bleibt — abermals ein Beiſpiel, daß die Malaria in Wahrheit nur die Rache der Erde wegen Vernachläſſigung, die Nemeſis der Faulheit iſt. Es heißt bloß eine, wahrſcheinlich bald durch die Wiſſenſchaft in Erkenntniß umgewandelte Vermuthung ausſprechen, wenn man ſagt, daß alle Malaria denſelben Urſachen zuzuſchreiben iſt. Häßliche holländiſche Niederungen ſind geſund und reich, während liebliche italieniſche Thäler und Hügel arm und ungeſund ſind.

Doch ich kehre zu der Jeremiahſtadt, wie Repetti ſie nennt, zu unſerem Sovana zurück. An einem glänzenden, lieblichen Morgen wandelte ich von Pitigliano aus dahin, und ein intereſſanterer lieblicherer Spaziergang läßt ſich kaum denken. Man ſteigt zuerſt einen ſteilen Pfad hinauf, der von der Stadt nach dem Grunde der tiefen Schlucht in den Felſen gehauen iſt. Den Bach überſchreitet man an einer Stelle, wo er eine alte Mühle treibt, dann muß man die entgegengeſetzte Seite der Schlucht hinan klimmen. Dieß geſchieht vermittelſt der höchſt merkwürdigen alten Saumpfade, von denen ſchon früher die Rede war. Die alte ſorgfältig aus dem lebendigen Felſen gehauene Waſſerrinne, die den Windungen des Pfades folgt, um zu verhindern, daß derſelbe verdorben werde, indem er ſelbſt zur Waſſerrinne würde, iſt noch vorhanden, und zeugt für die ſorgſame Arbeit einer minder poco curante Generation als die jetzige. Iſt man in ſolcher Weiſe 3 oder 400 Fuß hoch geſtiegen, ſo kommt man auf das Tafelland des vulcaniſchen Geſteins heraus, in welches alle dieſe Schluchten und Pfade durch die Natur und die Menſchen eingeſchnitten ſind. Die ſpärlich mit Bäumen gezierte und an manchen Stellen ſelbſt ſpärlich mit Erde bedeckte Ebene zeigt einen elenden Halbanbau, der dem Wanderer ſchon von ferne die Verödung anzeigt, die ſeiner wartet. Man erblickt Sovana, ſobald man die flache Ebene erreicht hat, und es ſcheint nicht mehr als 1000 Schritte entfernt. Aber mehr als Eine der tiefen Schluchten, die man nicht ſieht, als bis man davor ſteht, liegen zwiſchen ihr und dem Wanderer. Aehnliche tief eingeſchnittene Pfade, wie früher, führen in dieſelben hinab und wieder hinauf. Die letzte Schlucht läuft unmittelbar unter den Mauern von Sovana vorbei, welches, wie Pitigliano, an dem Zuſammenfluß von zweien derſelben ſteht, und ein eben ſo feſter ſtrategiſcher Punkt geweſen ſeyn muß.

Die unmittelbare Umgebung der Stadt iſt ausnehmend maleriſch. Die Abhänge der Schluchten ſind hier reicher bewaldet als bei Pitigliano, und die ſchönen gelben Maſſen des zerfallenen Feudalſchloſſes, die auf ihrem höchſten Bruchſtück phantaſtiſch mit einer einſamen Korkeiche gekrönt ſind, hängen über einer wahren Wildniß von Felsbrocken und Waldland, das im reichen Herbſtſchmuck da lag

und hie und da von ſculpirten Ueberreſten etruskiſcher Gräber unterbrochen iſt; alles dieß, beleuchtet von einer kalten Winterſonne, machte einen Eindruck auf mich, der zu der gänzlichen Oede und Todtenſtille des Orts vollkommen zuſammenſtimmt. Ich kletterte die Schlucht hinauf, ging unter zwei zerſtörten Thorwegen durch, über den ehemaligen Hofraum des Schloſſes, und betrat ſo die lange Straße, welche noch jetzt eine halbe Meile weit ſich fortzieht, freilich aber aus größtentheils zerſtörten Gebäuden beſteht. Am andern Ende derſelben iſt die Kathedrale. Die noch erhaltenen Trümmer zeugen genügend für die ehemalige Wichtigkeit der Stadt, denn man ſieht maſſive Thorwölbungen, die Reſte eines „palazzo pubblico“ überdeckt mit den Wappenſchildern ehemaliger Stadtbefehlshaber, und mächtige Ruinen feſter Paläſte. Die von dem elenden Reſt der Bevölkerung noch bewohnten Häuſer liegen mitten unter den Ruinen umher, und man iſt geneigt, ſich allerlei Gedanken zu machen über die pſychologiſchen Wirkungen eines Lebens, das man von Kindheit auf an einem ſo außerordentlicher Weiſe an Tod und Vernichtung mahnenden Schauplatz zubrachte. Auf meinem Gang von einem Ende dieſer trübſeligen Straße zum andern ſah ich nur zwei Gruppen lebender Weſen. Die erſte beſtand aus einem ſehr alten Prieſter mit einem ungeheuren dreieckigen Hut, der quer auf einem Eſel ſaß, den ein friſches junges Mädchen antrieb. Der Biſchof und das Capitel von Sovana wohnen ſeit mehreren Jahrhunderten zu Pitigliano, aber ein täglicher Gottesdienſt irgend einer Art muß doch in der zerſtörten Stadt abgehalten werden, nicht ſo ſehr wegen der wenigen Menſchen, die noch da ſind, als weil noch die Kathedrale da ſteht. Und dieſer arme alte Prieſter wird ſomit ausgeſchickt, zur täglichen Verſorgung der alten Metropole. Das mit der Führung des Eſels beauftragte Mädchen ſchien Eile zu haben in die lebendigere Atmoſphäre von Pitigliano zurückzukommen, denn ſie bearbeitete des Eſels Seiten, bis der ſtärkere Schritt des Thieres den armen alten Prieſter noch näher an den Sattelknopf brachte. Zwei alte müßig unter einem verfallenen Thorweg ſitzende Weiber waren die andern lebenden Dinge, denen ich in Sovana begegnete.

Die Kathedrale ſteht, unähnlich ihrem alten Freund, dem Schloß, noch aufrecht und waſſerdicht da. Es iſt eine mächtige, aber nackte Kirche, die ſo freudenlos und ſchmerzvoll ausſieht, als fühlte ſie die Oede rings umher. Die Thüre war nur mit einem Riegel geſchloſſen, im Innern war aber wenig, das die Unterbrechung der beinahe furchtbaren Stille der alten feuchten Mauern gelohnt hätte. Einige wenige Inſchriften zum Angedenken verſtorbener Biſchöfe bedecken die Wände des Schiffs. Einer, der in einer fernen Stadt verſtorben, hatte befohlen ſein Herz hieher in die Oede ſeiner eigenen Metropolitankirche zurückzubringen! Das iſt die Stadt Sovana, der eindrucksvollſte Schauplatz von Ruinen, den ich je geſehen. Denn meinem Gefühl nach liegt etwas drückenderes und eindringlicheres in einem ſolchen Anblick, als in den kahlen rieſenhaften Mauern irgend einer etruskiſchen Stadt, aus der das Leben ſeit mehr als tauſend Jahren gewichen iſt. Hier kämpft das Leben noch, obgleich die Pulſe nur noch ſchwach ſchlagen. Der Todeskampf iſt noch nicht ganz vorüber, und die Ruinen und Denkzeichen umher erzählen von einem Volk und einem Leben, die uns verwandter ſind.

Das Intereſſe, welches den Alterthumsforſcher nach Sovana locken muß, iſt ſehr bedeutend. Ich kann in dieſer Beziehung nichts beſſeres thun, als mich auf Dennis berufen. Um zu zeigen, welcher große Genuß des Alterthumsforſchers in dieſer faſt unbekannten Stadt wartet, brauche ich bloß einige Worte aus Dennis' Schilderung zu entlehnen: „keine etruskiſche Todtenſtadt, ſagt er, verdient ſo ſehr dieſen Namen oder trägt den Charakter einer Todtenſtadt in ihren Denkmalen ſtärker ausgedrückt, als die von Sovana. Hier iſt eine viel größere Anzahl in den Felſen ausgehauener Grabmäler, als bei irgend einer alten etruskiſchen Stadt, und eine weit größere Mannichfaltigkeit architektoniſcher Zierrathen. Nirgends ſind die Formen ſo ſeltſam und mannichfach, denn man ſieht die Kennzeichen weit entlegener Länder und ſehr verſchiedener Zeiten. Aegypten, Griechenland, Etrurien und Rom haben alle hier ihre Stempel eingedrückt. Im allgemeinen Charakter der Grabmäler iſt dieſelbe Mannichfaltigkeit, denn außer den Sovana eigenthümlichen Zügen finden ſich auch die anderer etruskiſchen Begräbnißplätze; die von Norchia, Bieda, Caſtel d'Aſſo, Falleri, Sutri, Cervetri finden alle hier ihre Repräſentanten. Nirgends auch ſind Inſchriften auf den Außenſeiten der Denkmale ſo häufig, und von dem Poggio Prisco und Sopraripa kann man faſt ſagen: „nullum est sine nomine saxum! Faſt jeder Felſen hier ſpricht etruskiſch!“

Iſt es nicht mehr als ſeltſam, daß ein ſolcher Ort, 10 (engl.) Meilen von der großen Straße von Florenz nach Rom, in der Mitte des 19ten Jahrhunderts von einem Engländer erſt entdeckt werden mußte? Die Entdeckung iſt allerdings jetzt etwas über zehn Jahre alt, gewiß aber haben noch nicht zehn Reiſende ſich dieſelbe zu Nutzen gemacht. Die Entdeckung liegt zehn Meilen vom Wege ab, und die Welt hat Eile!

Die Armenier.

(Fortſetzung.)

Dieſe Spaltungen führen uns auf die armeniſche Kirche, und zwar vorerſt auf die eigentlich nationale, welche die Armenier die gregorianiſche nennen, da die Katholikos oder allgemeinen Patriarchen als Nachfolger Gregors des Erleuchters, des Bekehrers der Armenier, gelten. Die Trennung von der griechiſchen Kirche hat ihren Grund hauptſächlich in politiſchen Verhältniſſen, die von der römiſch-katholiſchen Kirche in politiſchen und religiöſen. Die Lehre von der Natur Chriſti hat die Kirche im vierten und fünften Jahrhundert lebhaft geſpalten. Neſterius, Patriarch zu Konſtantinopel von 425 bis 430, gab über die doppelte Natur in Chriſto eine ziemlich rationaliſtiſche Erklärung, ſeine Lehre aber, welche noch unter den Neſtorianern in Aſien fortdauert, wurde von dem Concil zu Epheſus im Jahr 431 verdammt. Nun gab Eutyches, Archimandrit eines Kloſters in Konſtantinopel, eine ganz ſupranaturaliſtiſche Erklärung, die im J. 451 auf dem Concil zu Chalcedon gleichfalls verdammt wurde. Zu dieſer Zeit waren die Armenier im Aufſtand gegen

Jezdedscherd II, der ihnen den Feuercultus aufdringen wollte, und hatten deßhalb das Concil von Chalcedon nicht beschickt; da indeß Eutyches im Orient eine mächtige Partei für sich hatte, erklärten sich später die Armenier gegen das Concil von Chalcedon, ohne deßhalb die Lehre des Eutyches anzunehmen, die sie vielmehr, wie aus zahlreichen spätern Schriften erhellt, geradezu verwarfen. Das Benehmen der griechischen Kaiser gegen Armenien, namentlich die heimtückische Ermordung des letzten Bagratiden, und die Unduldsamkeit der Kaiser [1] beschleunigten und erweiterten den Bruch zwischen Armeniern und Griechen. Zur Zeit der rupenischen Könige neigten sich die Kleinarmenier entschieden zu den Lateinern, während in den östlichen Provinzen sich ein sehr lebhafter Widerstand gegen die Vertauschung der nationalen Liturgie und Dogmen gegen die lateinische kundgab. Der heilige Nerses, Erzbischof von Tarsus und entsprungen aus dem königlichen Blut der Rupenier, wurde angeklagt die lateinischen Neuerungen zu begünstigen und mußte sich in einem langen Schreiben an König Leo II gegen diesen Vorwurf rechtfertigen. Diese Spaltung besteht bis auf den heutigen Tag, indem ein Theil der Armenier, die sogenannten unirten, sich zur lateinischen Kirche und zur Verbindung mit Rom hinneigt, der übrige Theil der Nation an die orientalische Kirche und das Patriarchat zu Etschmiadsin sich hielt; dieß sind die gregorianischen Armenier.

Im Dogma der letztern sind zwei Hauptpunkte, worin sie sich von der römischen Kirche entfernt und der griechischen nähert; sie nimmt an, daß der heilige Geist nur vom Vater ausgeht, und erkennt kein Fegefeuer im katholischen Sinne an, obgleich sie einen Uebergangszustand annimmt und die Gebete für die Todten empfiehlt. Die Hauptfrage aber, welche die Armenier von der westlichen Kirche trennt, ist die Suprematie des Papstes. Sie verehren im Haupt der katholischen Kirche den Nachfolger des Apostels Petrus und den Inhaber eines der größten Bischofssitze der Christenheit, aber sie weisen seine dogmatische und disciplinarische Obergewalt zurück, und nehmen für ihren Katholicos die Unabhängigkeit in Anspruch, welche die Nachfolger des h. Gregor, des Erleuchters, stets gefordert haben, seit sie gegen Ende des vierten Jahrhunderts aufgehört haben, ihre Investitur von dem Bischof zu Cäsarea zu verlangen. Diese Frage ist nicht bloß religiös, sondern auch ein Ergebniß der nationalen Eifersucht gegen alles Fremde. Das letzte Band der gegenwärtig nach allen Richtungen zerstreuten Armenier ist ihre Religion; sie aufzugeben, um Katholik zu werden, heißt seine Nationalität aufgeben und ein Franke werden, wie sie mit innerem Widerstreben sich ausdrücken. Indeß die Verehrung der Jungfrau und der Heiligen ist ihnen theuer, sie lieben den Pomp in den religiösen Ceremonien, die Pracht in der Ausstattung ihrer Kirchen, die äußerlichen Uebungen der Frömmigkeit, die Pilgerfahrt ins heilige Land, so daß viele von ihnen den Titel Madessi annehmen, was so viel bedeutet, als das arabische Hadschi; ihre Fasten sind sehr zahlreich, die Vorschriften darüber sehr streng, alles dieß wirkt dem Geist und den Lehren des Protestantismus entgegen, und wird stets verhindern, daß dieser viele Proselyten unter ihnen mache; man kann die, welche sich durch die Predigten der englischen und amerikanischen Missionäre zu Smyrna, Konstantinopel, Erzerum und Dschulfa gewinnen ließen, auf höchstens 2 bis 3000 anschlagen.

Das Kirchenregiment der Armenier steht, wie schon bemerkt, seit dem vierten Jahrhundert unter dem Katholikos, der zwei andere Patriarchate, das von Konstantinopel (errichtet nach der Einnahme durch die Türken im Jahr 1461) und von Jerusalem (errichtet 1311) unter sich hat. Auf der hierarchischen Leiter folgen sich dann Erzbischöfe, Bischöfe und Pfarrer oder Derders. Letztere müssen heurathen, ehe sie in den heiligen Stand treten, da aber in den armenischen Provinzen, wo die Bevölkerungen arm sind, diese Priester, die oft eine zahlreiche Familie haben, in ihrem Amt keinen zureichenden Unterhalt finden, so müssen sie eine Handarbeit treiben, und bauen häufig das Feld oder halten Vieh. So fehlt es ihnen an Zeit zum Studium, und sie müssen alle geistige Cultur vernachlässigen. In diesem Zustand von Unwissenheit erhält sie noch ein anderer Umstand, der allen Sporn und Eifer brechen muß: sie kommen über die untern Grade der geistlichen Hierarchie nicht hinaus, denn den Mitgliedern der höhern Geistlichkeit ist, wie den Mönchen, das Heurathen untersagt; die Würdenträger der Kirche, Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen recrutiren sich also, wie in Rußland und im Orient überhaupt, nur aus den Mönchen. Aus den Klöstern gehen die Wartabeds oder Lehrer der Theologie hervor, welche mit dem Unterricht und der Predigt beauftragt sind. Die Dienstleistungen der Derders beschränken sich auf den täglichen Gottesdienst und die Ertheilung der Sacramente.

Der Wohnsitz der Katholikos war eben so unstät, wie das politische Schicksal der Nation. In alten Zeiten, unter den Arsaciden und Bagratiden, hielt sich das Patriarchat, stark durch seine Einheit, neben der königlichen Gewalt aufrecht in den verschiedenen Hauptstädten dieser Fürsten, Valarsabad, Artaxata, Tuin und Ani. Mit dem Fall der Bagratiden begann sein Schicksalswechsel und seine Zerstückelung. Die Katholikos, der reichen Güter, die sie von der Frömmigkeit der armenischen Monarchen erhalten hatten, beraubt, hatten keinen Zufluchtsort mehr als den, welchen ihnen der Zufall bot. Von den griechischen Kaisern anfangs in einen Winkel Cappadociens verbannt, dann zurückgezogen auf den sogenannten schwarzen Berg im Taurus, gelang es ihnen endlich sich in der Veste Hrom-Gla am Euphrat festzusetzen, die ihnen von der Wittwe Josselins de Courtenay des jüngern abgetreten worden war, und welche die Aegyptier im J. 1293 ihnen wieder entrissen. Hierauf ließen sie sich zu Sis, der damaligen Hauptstadt Ciliciens, nieder, aber 90 Jahre später, als dieß Königreich von den Mameluksultanen vernichtet worden war, spaltete sich das der Gnade der Ungläubigen anheimgegebene und herabgewürdigte Patriarchat durch die Errichtung eines neuen Sitzes zu Etschmiadsin, an dem Orte, wo der h. Gregor die erste Offenbarung seines Apostolats erhalten hatte. Die Reihenfolge der Patriarchen von Sis dauerte bis auf unsere Zeit herab, aber mit vermindertem Ansehen und unter der Willkür der türkischen oder kurdischen Beys. Der gegenwärtige Inhaber des Titels bewohnt das Kloster des h. Gregorius mit einigen Mönchen und lebt dort elend, stets zitternd vor dem Häuptling der Iuruk-Turkomanen, dem furchtbaren Schaderdschi Mehmed, welcher zu Kussun-Ogla-Chan in der Nähe von Sis in den Gebirgen wohnt. In den ersten Jahren des 12ten Jahrhun-

[1] Die Wiedervereinigung der griechischen und armenischen Kirche wurde von angesehenen armenischen Bischöfen erstrebt, wie man aber die Sache in Konstantinopel aufnahm, zeigt sich unter anderm aus der Forderung, daß die Armenier, wenn sie wieder mit der griechischen Kirche sich vereinigen wollten, sich aufs neue taufen lassen müßten, als wären sie Heiden.

derts erhob ſich auch auf der Inſel Aghtamar im Wanſee ein anfangs unabhängiger Patriarchenſitz, der bis in die neueſten Zeiten herab dauerte, ſich aber doch endlich dem Patriarchen von Etſchmiadſin unterwarf.

Jetzt iſt der letztere von der Mehrzahl der gregorianiſchen Armenier, d. h. von dem bei weitem größten Theil der Nation als ihr eigentliches religiöſes Oberhaupt und als der geſetzliche Nachfolger des h. Gregor anerkannt. Der jetzige Katholikos, früher Erzbiſchof zu Tiflis, Nerſes, iſt nahezu 90 Jahre alt. Ehe das Alter ſeine Fähigkeiten geſchwächt hatte, galt er für einen Mann von umfaſſendem politiſchem Blick, deſſen Erfahrung ſich in den Verwicklungen, worein ſein Land während des Kriegs gegen Perſien in den Jahren 1826 und 1827 gerieth, ſich bildete. Leute die ihn kannten, rühmten ſeine Charakterfeſtigkeit, ſeine vollkommene Selbſtbeherrſchung und ſeine unerſchütterliche Geiſtesgegenwart. Während dieſes Kriegs unterſtützte er die Ruſſen mit ſeinem ganzen Einfluß auf ſeine Landsleute in den Chanaten Eriwan und Nachitſchewan, war ſtets an der Seite des Generals Paskewitſch, ſchlief Nachts unter ſeinem Zelte, und marſchirte mit dem Kreuz in der Hand an der Spitze der ruſſiſchen Colonnen. Seine Hauptbeweggründe lagen in dem Haſſe der Armenier gegen die Perſer und in der Hoffnung, die ſie auf Rußland als eine chriſtliche Macht geſetzt hatten. Um ihn zu belohnen, ſchickte ihm der Kaiſer die Inſignien des Alexander-Newsky-Ordens in Diamanten. Indeß war Nerſes eng verbunden mit General Krafewsky, der in der aſiatiſchen Armee diente und ſchlecht mit Paskewitſch ſtand. Dieß führte einen Bruch zwiſchen dem armeniſchen Prälaten und dem ruſſiſchen Obergeneral herbei, der nach Petersburg Berichte abſtattete, worin Nerſes als ein Mann geſchildert wurde, deſſen Eifer zweifelhafte Geſinnungen berge. Dieſe Berichte brachten ihn in Ungnade: obwohl durch den allgemeinen Wunſch der Nation zum Nachfolger des eben verſtorbenen Katholikos Ephrem bezeichnet, wurde doch vom Kaiſer ſein Nebenbuhler Johann vorgezogen, und er mußte ſogar Tiflis verlaſſen, um den Biſchofsſitz in Beſſarabien einzunehmen. Erſt einige Jahre ſpäter gab der Kaiſer dem Andringen des Grafen Perowski, Miniſter des Innern und beauftragt mit dem Departement der fremden Culte, nach, und erhob ihn zur Patriarchenwürde. Man hat die Ungnade des Nerſes vielfach zu erklären geſucht, und namentlich behauptet, er habe ſich einer Verſchmelzung der armeniſchen Kirche mit der ruſſiſchen widerſetzt; aber Rußland ſcheint, vorerſt wenigſtens, dieſe Vereinigung nicht zu erſtreben, vielmehr, wie aus einem Schreiben des Grafen Perowski an Nerſes vom 18/30 Jan. 1852 hervorgeht, ſie als Nationalinſtitution befeſtigen zu wollen, um der Entwicklung des Katholicismus unter den Armeniern einen Damm entgegenzuſetzen.

Der Katholikos hat neben ſich einen Rath oder dirigirenden Synodus, der aus Erzbiſchöfen und Biſchöfen ohne Diöceſe, aus Archimandriten und einem Procurator beſteht, der mit der Berichterſtattung über die Geſchäfte beauftragt iſt, und auch an der Spitze der Kanzlei des Patriarchen ſteht. Sind die Angelegenheiten wichtig, ſo werden ſie durch Vermittlung des Generalgouverneurs dem Kaiſer vorgelegt. Beim Tode des Katholikos werden die 15 Suffraganbiſchöfe, welche in Perſien, Rußland und der Türkei ihren Sitz haben, ſo wie die Vornehmſten der Nation und die Deputirten der Corporationen zuſammenberufen, zwei Canditaten gewählt und der Annahme des Kaiſers vorgelegt, der gewöhnlich denjenigen ernennt, welcher die meiſten Stimmen erhalten. Als Etſchmiadſin noch von Perſien abhängig war, wurde dieſe Beſtätigung unter der Form eines Geſchenks an den Schah und ſeine Miniſter mit gutem Geld bezahlt, und meiſtens wurde die Würde dem Meiſtbietenden zugeſchlagen. Die Patriarchen machten, um die Erpreſſungen, denen ſie ausgeſetzt waren, beſtreiten zu können, ungeheure Schulden, und mehr als einmal kam es vor, daß Zahlungsunvermögen, ſo wie die Furcht vor Mißhandlung, den Patriarchen nöthigte, heimlich ſeinen Wohnſitz zu verlaſſen und die Flucht zu ergreifen.

Das geiſtliche Regiment der Armenier im türkiſchen Reiche beruht auf denſelben Grundſätzen, wie zu Etſchmiadſin. Das Patriarchat hat einen Synodus neben ſich, der aus 12 Geiſtlichen und 2 Laien beſteht. Dieſer Synodus wird alle zwei Jahre durch Wahl erneuert. Die Vornehmſten der Nation und die Abgeordneten der Corporationen werden in den Palaſt des Patriarchen berufen, und nehmen an der Wahl Theil. Auch der Patriarch wird durch die Volksſtimme erwählt, darf aber ſein Amt nur antreten, wenn er die Inveſtitur des Sultans erlangt hat. Der jetzige Inhaber der Würde heißt Agop (Jakob).

Bekanntlich verfährt die Pforte nach dem Grundſatz, daß die nicht islamitiſche Bevölkerung des Reichs nur unter dem Titel von Religionsgenoſſenſchaften, was mit Nationalität gleichbedeutend iſt, ein geſetzliches Daſeyn habe. Die Repräſentanten der Griechen und Armenier ſind die Patriarchen, die der Juden der Hakem Baſchi; dieſe ſind die verantwortlichen Oberhäupter und mit einer religiöſen und bürgerlichen Machtvollkommenheit ausgerüſtet. In dieſer Eigenſchaft haben beide Patriarchen und der Hakem Baſchi im Anfang des jetzigen Kriegs dem Sultan gegenüber ſich für den Gehorſam ihrer Nationalen verbürgt. Ihr Geſchäftskreis umfaßt die Erhebung des Charatſch oder der Kopfſteuer für Rechnung der Regierung, die Entſcheidung von Streitigkeiten unter ihren Religionsgenoſſen, die Verwaltung und Aufſicht der Spitäler und Schulen, die Unterſtützung der Armen und andere Gegenſtände innerer Verwaltung. Der armeniſche Patriarch hat zu dieſem Ende einen bürgerlichen Rath außer dem kirchlichen Synodus neben ſich, und dieſer beſteht aus 19 Laien, die, wie die Mitglieder des Synodus, nach zwei Jahren wieder wählbar ſind.

Man ſchätzt die Zahl der unirten (katholiſchen) Armenier auf 240 bis 250,000, etwa ein Sechzehntel des ganzen Volks; ſie ſind hauptſächlich in Kleinaſien, in Polen, Oeſterreich und in den Donaufürſtenthümern verbreitet. Auch findet ſich eine ziemlich große Anzahl zu Konſtantinopel (17,000), in Syrien und in den ruſſiſchen Kaukaſusprovinzen. Die Stadt Achalziche zählt deren etwa 4000. Man findet ſie endlich auch in Tiflis und andern Städten Georgiens, und in der Ebene, welche ſich am Nordfuße des Allahgös ausdehnt und ehemals einen Theil der Provinz Schirag bildete, beſtehen ganz katholiſche Dörfer. Die Bekehrung dieſer Bevölkerungen zum Katholicismus iſt das Werk von Mönchen verſchiedener Orden, welche die Päpſte ſeit dem Anfang des 14ten Jahrhunderts ins Land ſandten. Der erſte derſelben war der Dominicaner Bartholomäus von Bologna (1314), welcher Erzbiſchof von Nachitſchewan wurde, welchen Sitz die Mönche dieſes Ordens lange Zeit einnahmen. Unter der Leitung Johanns von Kerni, Schülers von Bartholomäus, bildete ſich eine Verbrüderung, deren Mitglieder das Kleid der

Dominicaner annahmen, ſich Unitarier nannten und die Vereinigung beider Kirchen, die Verbreitung von armeniſchen Ueberſetzungen europäiſcher geiſtlicher Schriften und die Erſetzung des Nationalcultus durch den lateiniſchen ſich zum Zweck ſetzten. Dieß Beſtreben weckte eine lebhafte Oppoſition, die namentlich von dem Kloſter Dathew in Oſtarmenien ausging, weßhalb man dieſe Gegner Dathewianer nannte. Im 17ten Jahrhundert, zur Zeit des Glanzes von Dſchulfa, als dieſe armeniſche Vorſtadt Isfahans an Umfang der Stadt Lyon gleichkam, beſaßen die Mönche faſt aller Orden in Europa, die ſich mit dem Miſſionsweſen befaßten, daſelbſt reiche Häuſer, prächtige Kirchen und arbeiteten thätig und mit Erfolg an der Bekehrung der Armenier. Die Zerſtörung Dſchulfa's durch die Afghanen im J. 1722, die Erpreſſungen und Grauſamkeiten, welche Nadir Schah gegen die Armenier verübte, die Unruhen und Umwälzungen, welche Perſien nach dem Tode dieſes Fürſten 40 Jahre lang mit Blut überſchwemmten, und endlich die Verfolgungen der Diſſidenten gegen ihre katholiſchen Brüder haben letztere aus dieſer einſt ſo blühenden, jetzt in Ruinen liegenden Colonie entfernt.

Die unirten Armenier haben zwei Patriarchen: der eine ſaß ehemals zu Sis, und hat ſeinen Sitz nach Bezummar im Libanon verlegt, der andere iſt zu Konſtantinopel. Der erſtere verwaltet mit Zuziehung zweier Erzbiſchöfe in partibus Syrien, Cilicien und einen Theil Kleinaſiens; die Biſchöfe von Aleppo, Mardin, Amaſſia und Tokat ſind ſeine Suffragane. Der Patriarchenſtuhl in Konſtantinopel ſtammt aus neuerer Zeit: vor 1848 hingen die Armenier beider Glaubensbekenntniſſe von einem und demſelben Patriarchen ab, der ſie bei der Pforte vertrat und zur diſſentirenden Majorität gehörte. Dieſe Doppelrolle mußte unvermeidlich eine entſchiedene Parteilichkeit für ſeine Religionsgenoſſen und Unterdrückung der katholiſchen Minorität zur Folge haben. Frankreich gab den Anſtoß dazu dieſer Anomalie ein Ende zu machen und die unirten Armenier zu emancipiren; die zu dem Ende durch den Grafen Guilleminot zu Konſtantinopel geführten Unterhandlungen hatten einen vollen Erfolg, und man kam überein, daß die religiöſe Verwaltung einem vom römiſchen Hof direct ernannten Primaten von Konſtantinopel anvertraut werden, die Leitung der weltlichen Angelegenheiten aber, die Repräſentation der Katholiken bei der türkiſchen Regierung, ein einfacher Geiſtlicher unter dem Namen eines Civilpatriarchen übernehmen ſollte, dem ein halb geiſtlicher, halb weltlicher Rath beigegeben würde. Primat von Konſtantinopel iſt jetzt Hr. Haſſun, ehemaliger Schüler der Propaganda. — Die katholiſchen Armenier Rußlands ſind dem Metropoliten des lateiniſchen Ritus in Petersburg unterworfen.

In der Hierarchie der unirten Kirche zählt man fünf Metropolitanſitze des alten Armeniens, die jetzt nur noch Erzbisthümer in partibus ſind, nämlich von Schirag, Daron, Wan, Siunik und Cäſarea. Die Titularien dieſer zwei letzten Sitze ſind die Vorſtände der beiden Congregationshäuſer der Mechitariſten zu Venedig und Wien. Ich muß hier in einige Einzelnheiten über dieſe beiden berühmten Klöſter eingehen, die ſeit fünfzig Jahren Mittelpunkte einer ſehr thätigen literariſchen Production, ſowie der Studien und des Unterrichts für die armeniſche Jugend geworden ſind. Die Abſicht des Gründers dieſes zugleich religiöſen und gelehrten Ordens war die geiſtige Wiedergeburt ſeiner Landsleute. Er wollte das Studium der alten, faſt erloſchenen Sprache Armeniens wieder beleben, die Literatur derſelben correct und möglichſt wohlfeil abdrucken laſſen, ſie durch Ueberſetzungen der beſten weſteuropäiſchen Werke vermehren, einen Unterricht nach den beſten europäiſchen, dem Bedürfniß und dem Geiſt ſeiner Nation angemeſſenen Methoden begründen, und endlich die Nation durch Lehre zu der großen katholiſchen Familie zurückführen. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts war das armeniſche Volk nach allen Unfällen, die es betroffen, durch den Druck entartet, und näherte ſich mit raſchen Schritten einem vollkommenen geiſtigen Verfall. Seine Sprache und Ueberlieferungen verloren ſich mit jedem Jahre mehr, um den Sprachen und Sitten der Völker, unter denen es lebte, Platz zu machen. Um es aus dieſer Erniedrigung zu erheben, bedurfte es eines mächtigen Willens und eines glühenden Patriotismus. Dieſe Eigenſchaften, durch ein tiefes religiöſes Gefühl noch energiſcher gemacht, fanden ſich bei einem jener Geiſter, wie ſie die Vorſehung manchmal erweckt, um eine hinſiechende Geſellſchaft neu zu beleben. Dieſer Mann war Mechitar. Zu Siwas in Kleinaſien von diſſidentiſchen Eltern geboren, verfloſſen ſeine erſten Jahre im Gebet, Studium und Händearbeit. Er ſuchte die Wahrheit mit einfachem Herzen und fand ſie: der katholiſche Glaube, zu dem er hinneigte, und den er auch ergriff, erſchien ihm wie ein Leuchtthurm, der ſein Volk zur Civiliſation der Völker des Occidents leiten ſollte. Er lebte zurückgezogen in der Vorſtadt Galata zu Konſtantinopel, wo ſeine Predigten, ſeine Tugenden und ſeine unausſprechliche Milde ihm einige Schüler gewannen, mit denen er den Grund zu dem Inſtitut legte, das ſeinen Namen trägt. Dem Haß und den Verfolgungen ſeiner diſſentirenden Landsleute ausgeſetzt, war er nahe daran zu erliegen, als der Palaſt des franzöſiſchen Botſchafters ſich ihm als ſchützendes Aſyl öffnete. Er beſchloß nun ſeine im Entſtehen begriffene Genoſſenſchaft nach Morea zu verlegen, welches damals unter venetianiſcher Herrſchaft ſtand, und ließ ſich zu Modon nieder, aber nach 12 Jahren zwang ihn ein Einbruch der Türken ſich nach Venedig zu flüchten. Da die Geſetze der Republik die Errichtung neuer Klöſter im Umkreis der Stadt verboten, trat der Senat ihm für einige Zeit eine kleine Inſel in den Lagunen ab. Dieſe Inſel war im Jahre 1180 von Hubert, Abt von St. Hilarion, einem frommen Manne, Namens Lione Paolini, geſchenkt worden, um hier ein Hoſpital und eine Kirche für die Unglücklichen zu bauen, die mit dem Ausſatz behaftet aus dem Orient zurückkehrten; dieſe Anſtalt hatte den Namen des armen Ausſätzigen im Evangelium, Lazarus, erhalten. Als dieſe Krankheit in Europa nahezu verſchwunden war, wurde die Inſel San Lazaro in ein Depot für Bettler umgeſchaffen, aber wegen der Entfernung bald wieder verlaſſen. Hier ließ ſich Mechitar mit ſeinen Schülern nieder mitten unter den Ruinen, die ſie ihrer Armuth wegen kaum wieder herzuſtellen vermochten. Dieß war der beſcheidene Anfang dieſes Kloſters, das die mächtige Republik, die Königin des adriatiſchen Meeres, wo Mechitar eine ſo großmüthige Gaſtfreundſchaft gefunden, überleben und durch ſeinen literariſchen Ruf ein Wallfahrtsort für alle ausgezeichneten Gäſte Venedigs, eine Zuflucht werden ſollte, wo einſt der Sänger des Childe Harold durch Studien einen Augenblick Ruhe in ſeinem bewegten Leben ſuchen würde.

Die Anfänge der Genoſſenſchaft waren voller Arbeit und Noth, manchmal fehlte das tägliche Brod; aber Mechitar hatte die Stärke des Willens und der Hoffnung, wie ſie nur der Glaube verleiht,

welcher Berge verſetzt. Die venetianiſche Regierung hatte ihm anfangs einige Unterſtützung gewährt, die frommen Schenkungen ſeiner Landsleute ſetzten ihn in den Stand das Kloſtergebäude zu vollenden und die verlaſſene Kirche des alten Ausſatzhauſes wieder herzurichten. Die Reihen ſeiner Schüler mehrten ſich mit jedem Tage durch neue Zuzüge aus dem Orient, ſo daß er mehrere derſelben als Prediger und Lehrer der Jugend nach den armeniſchen Colonien in Ungarn und Siebenbürgen ſenden konnte. Als er im J. 1749 ſtarb, hatte er die Freude, ſein Werk, das ſo viele andere für unmöglich gehalten, und das er unter zahlloſen Hinderniſſen, Gefahren und Mühſeligkeiten fortgeſetzt hatte, auf feſten Grundlagen errichtet und vom Papſt Clemens XI, der ihn zur Würde eines Abtes erhoben hatte, gebilligt zu ſehen. Unter dem Nachfolger Mechitars, dem Abt Melkon (Melchior), ſchied ein Theil der Bruderſchaft aus, um eine Tochteranſtalt zu Trieſt zu gründen, wohin der Handel eine Menge Armenier gezogen hatte.

Im Jahr 1773 ließen ſich zwei Mönche, Deodatus Babik und Minas Gasparents, auf einem Theil eines früher den Jeſuiten gehörigen Guts nieder, den ihnen Maria Thereſia abgetreten hatte. Anfangs widmeten ſie ſich ausſchließlich der geiſtlichen Leitung ihrer Landsleute, welche Trieſt beſuchten oder bewohnten, allmählich aber erweiterten ſie ihren Dienſt, und zwei Schulen wurden eröffnet, eine für Novizen, andere für Kinder. Als Joſeph II die Reform der religiöſen Orden in ſeinen Staaten unternahm, ließ er das Haus der Armenier beſtehen [1], und als er Trieſt beſuchte und ſich ſelbſt von der Nützlichkeit ihres Inſtituts überzeugte, beſtätigte er nicht nur die Schenkung, welche Maria Thereſia gemacht hatte, ſondern gewährte ihnen auch noch das Privilegium einer Druckerei.

Als die franzöſiſchen Armeen in den Jahren 1797 und 1805 nach Iſtrien und Illyrien kamen, reſpectirten ſie die Mechitariſten, aber der dritte Einfall im J. 1807 war ihnen verderblich. Durch einen Befehl des Gouverneurs der illyriſchen Provinzen, Marſchall Marmont, wurde die Congregation aufgehoben, und die Mitglieder ihres Vermögens beraubt [2] mit der Weiſung nach dem Orient zurückzukehren, oder ſich nach Siebenbürgen zu begeben. Dem Vorſtand des Kloſters, Babik, gelang es nach Wien zu entkommen, wo bald ſeine Mönche zu ihm ſtießen. Im J. 1810 wies ihnen Kaiſer Franz II ein altes Capucinerkloſter in der Joſephsſtadt an, und fügte bald ihren frühern Privilegien ein neues hinzu, nämlich das lateiniſche Brevier drucken zu dürfen, ein Recht, das Ungarn allein mit ihnen in der öſterreichiſchen Monarchie theilte. Durch die Hülfsmittel, welche ihnen dieß Privilegium verſchaffte, durch die zahlreichen Almoſen, die ſie im Orient und in Deutſchland ſammelten, und durch die Gunſt der kaiſerlichen Familie überhaupt nahm ihre Anſtalt einen großen Aufſchwung, und gelangte zu dem blühenden Zuſtand, der jetzt ihre Exiſtenz ſichert.

(Schluß folgt.)

---

[1] Als Napoleon im J. 1810 die Klöſter im Königreich Italien durch ein Decret aufhob, verſchonte er das der Mechitariſten in Venedig. Dieſe Ausnahme ward veranlaßt durch einen ihrer Landsleute, welcher damals einen Vertrauensposten bei Napoleon einnahm, den Mameluken Ruſtam, einen gebornen Armenier, deſſen eigentlicher Name Aruthian war. Ruſtam, den ſeine Biographen in Eriwan geboren ſeyn laſſen, war aus Wan, wurde noch ganz jung von ſeiner Mutter auf einer Reiſe nach Jeruſalem mitgenommen und ging von da nach Aegypten, wo ihn ſpäter Napoleon in ſeine Dienſte nahm. Es gab noch andere Armenier unter den Mameluken der kaiſerlichen Garde, unter andern einen gewiſſen Bedros (Peter).

[2] Nach Boré betrug der Verluſt, den ſie durch die Confiscation ihres Eigenthums erlitten, über eine Million Franken, ohne den Verluſt ihres Mobiliars und ihrer Bibliothek zu rechnen.

Livingſtons neueſte Reiſe in Südafrika.

Das neueſte Heft des Bull. de la Soc. de géogr. vom Mai enthält ein Schreiben des franzöſiſchen Miſſionärs Frédoux an den Präſidenten der franzöſiſchen geographiſchen Geſellſchaft vom 11 Februar d. J. aus Motito bei Litaku im ſüdöſtlichen Afrika, in welchem ein Brief Livingſtons an denſelben eingeſchloſſen war, worin er ſich für die ihm zuerkannte Medaille der franzöſiſchen geographiſchen Geſellſchaft bedankt, und eine Skizze ſeiner neueſten Reiſe beifügt. Der Brief Hrn. Frédoux's lautet folgendermaaßen.

„Einige Zeit nach der Entdeckung des Ngami-Sees und nach einer zweiten Reiſe dahin erhielt ich von Hrn. Livingſton ein Schreiben mit Nachrichten über das von ihm erforſchte Land; ich theilte daſſelbe dem Director der evangeliſchen Miſſionen mit, von welchem es dann an Sie gelangte. Ermuntert durch die wohlwollende Aufnahme und dankbar für die ihm zuerkannte Medaille ſchreibt derſelbe jetzt direct an Sie, und ſchildert darin den Wohnſitz des Häuptlings Sekeletu, des Sohnes Sebitoane's, mit manchen höchſt intereſſanten Einzelnheiten. Es iſt jetzt mehr als 11 Monate, ſeit Hr. Livingſton ſeine letzte Reiſe angetreten. In den letzten Tagen des December 1852 kam er durch Motito, wo ich jetzt wohne, um in die innern Theile Südafrika's einzudringen. Seit dieſer Zeit haben wir von ihm faſt gar keine Nachricht erhalten bis zur Ankunft des Packets mit dem hier eingeſchloſſenen Brief. Das Fieber, von dem ſeine Leute ſo viel gelitten, hat ihn ſelbſt nicht weniger als achtmal angefallen, und das letztemal ſehr ſchwer. Zwei andere Europäer, Portugieſen, befanden ſich zu gleicher Zeit mit ihm in dieſen von Europäern ſo wenig bewohn-

ten Gegenden, die beide aus einer Benguela gegenüber gelegenen Niederlaſſung, welche am weiteſten entfernt von den weſtafrikaniſchen Küſten iſt, gekommen waren. Er ſah auch arabiſche Kaufleute aus Zanzibar, Unterthanen des Imam von Mascat, von denen einer ſehr geläufig in die Brieftaſche unſeres Reiſenden einige Worte von rechts nach links (arabiſch ohne Zweifel) einſchrieb. Wenn er ſeinen Plan ausführen konnte, ſo muß er ſeit geraumer Zeit nach der Weſtküſte unterwegs, vielleicht bereits dort angelangt ſeyn. Da er wußte, daß er zu Loanda Landsleute und Franzoſen antreffen würde, ſo wollte er lieber dorthin, als nach einem ſüdlichern Punkte ſich begeben, und da das Land, welches er zu durchziehen hatte, wie man ihm ſagte, mit dichten Wäldern bedeckt, und von zahlreichen und großen Flüſſen durchſchnitten iſt, ſo wollte er ſeinen Wagen nicht mit ſich nehmen, ſondern verſuchen, die Reiſe zu Pferde zu machen.

„Im Vertrauen, daß die geographiſche Geſellſchaft mit gewohntem Wohlwollen die in dem Briefe Dr. Livingſtons enthaltenen Nachrichten über ein kürzlich noch faſt unbekanntes Land aufnehmen wird, und daß die wenigen Worte, mit denen ich dieſelben mir zu begleiten erlaube, ihr nicht unangenehm ſeyn werden, habe ich die Ehre mit tiefſter Hochachtung zu verharren ꝛc. Frédoux, franzöſiſcher Miſſionär.

In dem beigeſchloſſenen Briefe bedankt ſich Hr. Livingſton für die ihm zuerkannte Medaille, und fährt ſodann fort: die Reiſe, die ich gegenwärtig unternehme, hat zum Zweck einen zur Anlegung einer Miſſion geeigneten geſunden Ort zu entdecken; das Haupthinderniß, das wir in dieſen Gegenden Afrika's zu fürchten haben, iſt das Fieber. Um hieher zu kommen — der Brief iſt aus der Stadt Sekeletus, Linyanti, [1] vom 28 September 1853 datirt — folgte ich nicht unſerer alten Straße, ſondern hielt von Kamakama aus die Richtung des magnetiſchen Meridians (21° W) bis 19° 16′ S. B. ein. Hier wurden alle meine Leute plötzlich vom Fieber befallen, mit Ausnahme eines jungen Menſchen, der die Ochſen hütete, während ich mich mit den Kranken beſchäftigte. Nachdem ich mit der Warte der Kranken über einen Monat hingebracht, konnten wir endlich wieder aufbrechen, und nahmen nun unſern Weg gegen Norden. Wir rückten nur ſehr langſam vor, denn das Land war weit umher mit dichten Wäldern bedeckt, und ich mußte nebenbei zugleich den Wagenlenker und den Holzhauer machen. Ein 8 bis 10′ hohes Gras machte die Ochſen ſehr ſcheu, ſie verliefen ſich häufig, und ſtoben manchmal 10 bis 15 (engl.) Meilen weit ohne anzuhalten. Der junge Menſch wurde ſelbſt vom Fieber ergriffen, aber zwei Buſchmänner unterſtützten mich thätig und durch Ausdauer gelang es uns bis in die Nähe des Schobe zu gelangen. Mitten unter unſern Verlegenheiten empfand ich ein unausſprechliches Vergnügen beim Anblick einer alten Bekanntſchaft: dieß war ein Weinſtock mit dem ſchönſten Blätterſchmuck und den prächtigſten purpurrothen Trauben. Die Kerne dieſer Trauben ſind von der Größe einer Erbſe, von ſehr adſtringirender Art und laſſen dem wäſſerigen Theil der Frucht, welche ſelbſt eine ziemlich ſtarke Beere bildet, wenig Raum. Das Land am Schobe zeigte ſtromartig überſchwemmte Thäler. Nachdem wir mehrere durchzogen, kamen wir an eines Namens Sanſchüre, das ein unſeren Wagen gänzlich unüberſteigliches Hinderniß bot. Es war tief, hatte eine halbe Meile Breite und enthielt Flußpferde. Vergebens ſuchte ich eine Furt, und zugleich verließen uns unſere Buſchmänner plötzlich. Da ich ſehr wünſchte zu dem Volke Sebituanes zu gelangen, nahm ich einen meiner am beſten hergeſtellten Kranken mit mir, fuhr auf einem kleinen Kahn über den Sanſchüre, und zog dann gegen NNW, um den Schobe aufzuſuchen. Die Ebene, auf der wir mühſam vorwärts zogen, war ſechs Zoll hoch mit Waſſer bedeckt, und trug zugleich ein dichtes hohes Gras. Nachdem wir etwa 20 Meilen zurückgelegt, ſtießen wir auf einen ungeheuren Schilfwald, der ſich gegen NO ausdehnte, ſo weit das Auge reichte. Wir zogen ſüdweſtlich und am folgenden Tage fanden wir endlich Bäume; wir erſtiegen einen derſelben und hatten das Vergnügen einen Waſſerlauf zu entdecken. Aber eine undurchdringliche Schranke von Schilf befand ſich zwiſchen dem Ufer und der Strömung, und mit aller Anſtrengung konnten wir nicht bis zu dieſer gelangen: bald war das Waſſer im Graſe zu tief, als daß wir es hätten durchwaten können, bald war es uns unmöglich die durch Kletterpflanzen verbundenen Schilfrohre niederzubeugen; um einen Begriff von unſern Anſtrengungen und Mühſeligkeiten zu geben, will ich bloß bemerken, daß unſere ſehr feſte Kleidung bis ans Knie völlig zerriſſen war, und daß unſere eben ſo vortreffliche Fußbekleidung in Fetzen herunterhing in Folge einer abſcheulichen Grasart, deren obere, ſpitzige und gezahnte Enden uns die Hände zerriſſen.

Genöthigt nach dem oben erwähnten ungeheuren gegen NO ziehenden Schilfwald umzukehren, gelang es uns endlich am vierten Tage einen Durchgang zu entdecken. Wir fuhren nun mit unſerm Kahn 20 Meilen weit hinab, und kamen nach einem Dorfe Makololo. Unſer Beſuch überraſchte die Einwohner ſehr, um ſo mehr, als ſie den Schobe für eine vollſtändige Schutzwehr gegen ihre Feinde hielten, welche ohne ihr Vorwiſſen niemand überſchreiten könne. Als wir in Piroguen nach unſerem Wagen zurückkehrten, hatten wir auf geradem Wege nur zehn Meilen zurückzulegen, während wir im Graſe 60 Meilen gemacht hatten. Jetzt waren unſere Verlegenheiten beſeitigt. Mehrere Piroguen und etwa 140 Mann kamen aus der Stadt, unſer Gepäck war ſchnell quer durch das Land und auf dem Fluß fortgeſchafft, wir marſchirten gegen Norden, um dem überſchwemmten Lande auszuweichen, wandten uns dann gegen SW und kamen ſo in die Stadt.

Der Sohn Sebituane's, ein junger Menſch von noch nicht 19 Jahren, Namens Sekeletu, nahm uns mit der größten Freundlichkeit auf. Ich wünſchte ſein Land zu durchwandern und zu erforſchen; er wollte mich begleiten, um mich gegen Gefahren zu ſchützen, konnte aber im Augenblick nicht abkommen; übrigens iſt man in Afrika niemals preſſirt. Ich mußte alſo eine Zeit lang warten, um ſo mehr, als ich mehrere Fieberanfälle erfuhr. Um die Zeit, welche mir das Fieber frei ließ, möglichſt gut anzuwenden, fing ich an, leſen zu lehren. Der Häuptling wurde ſehr unruhig bei dem Gedanken, daß er den Grund ſeines Herzens ändern, und ſich mit Einer Frau begnügen müſſe. Eine Verſchwörung hätte ihm faſt das Leben gekoſtet. Wie leicht ſtören die leichteſten Umſtände manchmal die noch ſo geſchickt angelegten Plane! Ich ſaß zwiſchen dem Häuptling und dem Mörder, der ihn tödten wollte, und hinderte ſo die Vollziehung des Verbrechens. Der Verſchworene, der ſich die Herrſchaft ſichern wollte, hatte eine kleine Art, mit welcher er Sekeletu niederzuhauen ge-

---

[1] Die Stadt Linyanti mit dem benachbarten Lager Sekeletus liegt zufolge einer angefügten Karte etwa unter 18° 15′ S. B. und 23° 40′ O. L. v. G. an einem Fluß Schobe, der ſich etwa unter 17° 48′ S. B. und 26° O. L. v. G. in einen großen von Norden kommenden Strom Seſchefe ergießt, an dem Livingſton bis 14° 11′ S. B. hinaufgedrungen iſt. Seſchefe nennt Livingſton den Fluß nach einer unter 17° 30′ S. B. etwa gelegenen Stadt; es münden ſich in denſelben aber eine Menge anderer Flüſſe von Oſten und Weſten her ein, und an dem Punkte, bis wohin Livingſton gelangte, iſt eine Gabeltheilung, wo der eine Arm Londa oder Leeba, der öſtliche Leambaye oder Kabompo genannt iſt.

dachte, ſobald er nach der Unterredung, die ſie mit einander hatten, ſich erheben würde. Ich ſaß zwiſchen beiden, und als ich mich wegen der vorgerückten Tageszeit entfernen wollte, ſagte ich zu Sekeletu: „wo werden wir heute übernachten?“ — „Komm, antwortete er, ich will es dir zeigen.“ Wir ſtanden miteinander auf, und da mein Körper den ſeinigen deckte, ſo konnte der Elende ihn nicht treffen. Seine Mitverſchworenen kamen noch an demſelben Abend zum Häuptling, um ihm alles zu entdecken. Der Schuldige wurde alsbald herbeigeführt und getödtet. Alles dieß geſchah mit ſo wenig Lärm, daß ich die Sache erſt am folgenden Tage erfuhr, obgleich ich in einer benachbarten Hütte war. Wir fuhren den Fluß hinauf, der zu den Boroſe führt, und hatten 160 Mann und 30 Kähne bei uns. Der Fluß heißt allenthalben Liambei (Leeambye), welches Wort zwar nur „der Strom“ bedeutet, aber vielleicht iſt dieß doch der richtigere Name, denn es gibt mehrere Seſcheke. Dieſer ſchöne Strom iſt oft über eine Meile breit. Die Ufer ſind mit Wäldern eingefaßt. Viele Bäume haben Luftwurzeln, die von den Zweigen herab ins Waſſer ſich ſenken. Man trifft zahlreiche Inſeln, von 3 bis 5 M. Länge, die einen prachtvollen Anblick bieten, denn es ſind Maſſen von Baumgrün, die in den mannichfachſten Farben prangen. Der Dattelbaum und die andern hohen Palmen ragen über die übrigen Bäume hervor, und ihr federiges Blätterwerk malt ſich köſtlich am Azurblau des Himmels ab. Im Laufe des Fluſſes finden ſich mehrere Katarakte von 4—5 Fuß Höhe, welche nebſt mehreren reißenden Schnellen die Schifffahrt gefährlich machen. Der größte Fall iſt der von Gonye; ein Felſen bildet unterhalb desſelben eine Bank, und fängt das Waſſer auf; ein Theil des Waſſers ſtürzt ſich in einen Abgrund, aus dem ſich eine Dunſtwolke erhebt, in der die Regenbogenfarben ſpielen.

Als wir bis auf 16° S. B. vorgedrungen waren, ſahen wir die hohen bewaldeten Ufer ſich vom Fluſſe entfernen, und wie zwei Hügelreihen gegen NNO und NNW auf eine Entfernung von 20 bis 30 M. laufen; ſie umfaſſen ein Thal von etwa 100 M. Breite, das man Thal der Boroſé nennt, und welches jährlich nicht durch die Regen, ſondern durch die von N und NW kommenden Gewäſſer überſchwemmt wird. Wenn der Strom um 10′ über das niedrige Waſſer anſteigt, iſt das ganze Thal überſchwemmt, mit Ausnahme der kleinen Erhöhungen, auf denen die Städte und Dörfer angelegt ſind; ſteigt das Waſſer um 2′ höher, ſo ſind auch die Städte überſchwemmt. Der Boden einiger dieſer Städte, wie der der Hauptſtadt Nariele, iſt künſtlich erhöht. Die Stelle der größten Stadt, die in dieſem Lande erbaut wurde, iſt jetzt ein Theil des Strombettes. Santuru, der Häuptling der Boroſé, ließ ſein Volk mehrere Jahre arbeiten, um dieſen Platz herzurichten, der jetzt, einige Quadrat-Meiles abgerechnet, ganz im Strom verſchwunden iſt. Das Land iſt mit vortrefflichen, aus 12′ hohem und 1″ dickem Gras beſtehenden Weiden bedeckt; allenthalben ſieht man ſehr großes Vieh weiden. Die Dörfer ſind ziemlich zahlreich, aber meiſt klein. Bäume trifft man keine, außer die, welche Santuru anpflanzen ließ, um ſich Schatten zu verſchaffen. Die Ketten, welche das Thal einſchließen, ſind der Anfang von Hochebenen, welche 2—300′ über das Niveau der Ueberſchwemmungen ſich erheben; ſie ſind mit Bäumen bekleidet, und enthalten viel Pflanzungen von Zuckerrohr, ſüßen Batates, Ignamen, Manioc, Reis, Mais u. ſ. w. Man baut Getreide (Kafferhirſe) und Mais in großer Menge. Dieß Getreide, der Reichthum an Milch, den die durch ſaftiges Gras wohlgenährten Heerden liefern, und die Fiſche, von denen es im Strome wimmelt, machen den Lebensunterhalt hier ſehr leicht.

Die Höhen ſind die einzigen Striche, die mir einen bewohnbaren Aufenthalt zu bieten ſchienen. Indeß ſind ſie nicht geſund. Die Ausdünſtungen des Thals und aller der überſchwemmten Ländereien in der Nähe ſind wahrſcheinlich die Urſachen des Fiebers, mit dem man beim Verkehr mit den Bewohnern dieſes Landes zu kämpfen hat. Jenſeits Moſiwatuny gibt es hohe Berge, aber Moſolikatſe [1] läßt keine Bevölkerung in ſeiner Nähe ruhig leben.

Nachdem ich das Land der Boroſe unterſucht, verließ ich meine Leute und ging nordwärts bis zur Vereinigung der Liba (Leeba) oder Londa und der Liambei (Leeambye). Letztere ſcheint von Oſten zu kommen, die erſtere kommt von der Hauptſtadt eines mächtigen Staats dieſes Namens her. Wollte ich Loanda an der Weſtküſte erreichen, ſo konnte ich die Londa hinaufgehen. Die Vereinigung der Londa und Liambei findet unter 14° 11′ S. B. ſtatt. Nach der Verſicherung eines portugieſiſchen Kaufmanns ſind auf den Karten wenige Punkte im Innern genauer angegeben, als die Nachweiſungen der Eingebornen dieß thun. In der That ſind viele portugieſiſche Karten ganz nach den Angaben der Eingebornen gefertigt. Die von Hrn. Oswell und mir gefertigte Karte enthält eine gute Andeutung der Flüſſe, aber wie zu erwarten, haben ſich einige kleine Fehler eingeſchlichen. Das ganze Land Sebituane's ſollte mehr nach Weſten verſetzt werden, denn wenn meine Meſſungen richtig ſind, ſollte mein Lager unter 23° 50′, nicht unter 26° O. L. v. G. angegeben ſeyn. Trotz einzelner Fehler wird aber bis auf weiteres die von Hrn. Oswell und mir entworfene Karte ein guter Führer für künftige Forſcher ſeyn.

Der Loeti, welcher ein leicht gefärbtes Waſſer führt, fällt unter 14° 18′ S. B. in den Liambei, und kommt aus Lobale, was ein gut bewäſſertes, im Weſten dieſes Zuſammenfluſſes gelegenes Land zu ſeyn ſcheint. Ein portugieſiſcher Kaufmann berichtet, daß er in dieſer Richtung ein Land gefunden, wo er in Einem Tage 10 bedeutende Flüſſe zu überſchreiten hatte.

Meine Reiſe dauerte ſechs Wochen. Ich bin nie ſo lange in unaufhörlicher Berührung mit den Heiden geblieben. Sie waren gegen mich ſo freundlich und zuvorkommend als ſie konnten. Indeß haben ihr Geſchrei, ihre Geſänge, ihre Tänze, ihre Gewohnheit Hanf zu rauchen, ihre Streitigkeiten, ihre rohen Erzählungen, ihre Flüche, alles dieß was ich ſechs Wochen lang ertragen mußte, mir hinreichend gezeigt, daß dieſe Naturkinder in einer moraliſchen Erniedrigung ſind, die ſie weit unter den niedrigſten Pöbel Londons ſtellt. Glücklicherweiſe kann ich meine Aufmerkſamkeit von dem mich umgebenden Geräuſch abwenden, aber ein Menſch, der ohne ein Buch unter dieſe Eingebornen geworfen würde, müßte nach einem Jahre ein Miſanthrop oder ein Narr ſeyn.

[1] Dieſer Häuptling war vor etwa 15 Jahren viel tiefer nach Süden bis in die Nähe des Oranjefluſſes vorgedrungen, und bedrückte die dortigen Völkerſchaften, aber die um dieſe Zeit auszichenden Boeren lieferten ihm eine Schlacht, in Folge deren er abzog.

Briefe aus Surinam. IV.

(Fortſetzung.)

Der Judenkirchhof zeichnet ſich durch ſchöne Grabſteine aus, auf welchen in hebräiſcher und portugieſiſcher Sprache Inſchriften eingegraben ſind, welche (die letzteren wenigſtens) den Namen und das Alter der Abgeſchiedenen angeben. In einer jener reizenden Thalſchluchten, welche durch ihr mannichfach ſchattirtes Grün und den impoſanten Wuchs der Bäume das Auge erfriſchen, iſt nicht weit von dem Kirchhofe eine Quelle, deren Waſſer einen etwas bitterlichen Beigeſchmack hat, ſonſt aber geſund ſeyn ſoll; vielleicht liefert der höher gelegene Kirchhof das Material zu dieſem Beigeſchmack. Die Höhe von Gelderland über dem Flußſpiegel fanden wir 24 Meter.

Wie ſchon bemerkt gilt die Judenſavanne für einen der geſündeſten Plätze in der Colonie: denn, wie theils aus den Daten der Grabſteine, theils aus dem Daſeyn der Einwohner hervorgeht, ſo erreichen dieſe, obgleich manche von kränklicher Conſtitution, ein hohes Alter. Man kann es als eine ausgemachte Wahrheit anſehen, daß entweder durch die Höhe oder die Richtung ihrer Lage den erfriſchenden Seewinden zugängliche Plätze mit trockenem ſandigem Grund die geſündeſten in der Colonie ſind, und es wird daher nöthig ſeyn für Einwanderer ſolche Stellen auszuſuchen. Freilich ſind dieſe gerade die unfruchtbarſten, allein fruchtbaren Boden kann man häufig in der Nähe finden, und hätte daher die erſteren Oerter für Wohnplätze, die letzteren für Koſtgründe, Arbeitsplätze und Productionsländer auszuleſen.

Am 5 Auguſt verließen wir Gelderland und erreichten nach kurzer Fahrt Phädra. Dieſes auf einem 24 Meters hohen der Grünſteinbildung angehörigen Hügel gelegene Etabliſſement iſt das Eigenthum des Hrn. Weſtphal, der uns freundlich begrüßte. Wir ſchlugen nicht fern von ſeinem Hauſe unſer Zelt auf und hatten während der Tage, wo wir die intereſſante Umgebung dieſes Punktes durchforſchten, Gelegenheit die Perſönlichkeit dieſes vielgereiſten alten Herrn näher kennen zu lernen. Weſtphal hat als Officier in Oſtindien Dienſte gethan und ſich hieher zurückgezogen; er hat das Land vielfach durchreiſt und die Coloniſirung desſelben durch Europäer ſchon längſt angerathen und angeſtrebt. Dieſe hat hier im Lande viele Fürſprecher und wenige Gegner; allein die Fürſprecher ſind nicht alle aufrichtig, d. h. eine große Anzahl Plantagemänner, Adminiſtrateure und Directeure würden die Einwanderung ſehr gerne ſehen, da die Colonie dem Andringen der Engländer zur Sklavenemancipation endlich zu weichen droht; ſie möchten die Neger durch freie weiße Arbeiter erſetzt haben, um ſich hiedurch zu retten. Dieß kann und darf aber aus folgenden Gründen das Schickſal einwandernder Coloniſten nicht ſeyn: der Deutſche wird niemals auswandern wollen um ſich in fremdem Lande einer Abhängigkeit hinzugeben, welche ſich wenig von der Sklaverei unterſcheidet; ſeine Hoffnung iſt bei redlicher Arbeit höherer Gewinn, die Möglichkeit, ein Vermögen zu erwerben und den Herd, den er hier erbaut, umgeben zu ſehen mit Kindern, deren Loos geſichert und keineswegs wie in Europa von dem guten Willen eines Brodherrn abhängig iſt. Ferner will er neben freiem Eigenthum ſociale Freiheiten erwerben, welche ſchlechterdings mit einem ſolchen Verhältniſſe unvereinbar ſind. Dieſe beiden Dinge möchten ihm entweder von vornherein geboten, oder doch leicht zu erringen möglich gemacht werden; iſt dieß nicht der Fall, ſo wäre es thöricht von ihm, ein Land zu ſeiner neuen Heimath zu erwählen, wo er die Frucht ſeiner Arbeit nicht ſelbſt genießt, ſondern Schweiß und Mühe zum Vortheil eines Fabrikanten in Zucker, Kaffee u. ſ. w. vergeudet. Man darf nie und nimmer außer Augen laſſen, daß Surinam kein Land iſt wie ein anderes, wo eine thätige Bevölkerung ſich ſelbſt ernährt und ſelbſt producirt, ſondern daß es eine große Factorei iſt, welche für die niederländiſchen Kaufherren Colonialwaaren producirt und von dieſen ihre Nahrungsmittel bezieht, da die letzteren hier bei weitem nicht in ausreichender Menge producirt werden können, weil alle Hände im Dienſte jener Herren mit Erzeugung der Colonialwaaren in Anſpruch genommen ſind. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß es im Intereſſe derjenigen liegt, welche hiebei Belang haben ſich mit wohlfeileren und beſſern Arbeitern als die Neger ſind, zu recrutiren; allein andererſeits iſt es klar, daß es ganz gegen das Intereſſe einer wahren Coloniſation iſt, hiezu eingewanderte Europäer zu verwenden. Ich zweifle ſehr, ob es der niederländiſchen Regierung je in den Sinn gekommen iſt die deutſche Auswanderungsluſt in der Art auszubeuten, bin dagegen überzeugt, daß viele Plantagemänner nichts anderes im Sinne haben und bloß deßhalb die Fürſprecher der Coloniſirung Surinams ſind. Dieſer letzteren Anſicht kann eine Staatsregierung um ſo weniger geneigt ſeyn als ſie zu kurzſichtig iſt. Das bekannte Beiſpiel von Groningen hat bewieſen, daß der Europäer in dem niedriggelegenen, zwar außerordentlich fruchtbaren aber moraſtigen Theile Surinams als thätiger Arbeiter nicht exiſtiren kann, ohne ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen; möglich daß er es unter gewiſſen Bedingungen könnte, nachdem er acclimatiſirt iſt — allein für Neuangekommene iſt gerade dieſer an den wichtigſten Plantagen reiche Theil ein beinahe ſicheres Grab. Es würde daher, wenn es gelänge den Strom der Auswanderung nach Surinam zu leiten, nur auf kurze Zeit geholfen ſeyn; die Plantagen würden keinen dauernden Gewinn ziehen und die Lage der Eingewanderten wäre nicht der Art um Nachzügler anzumuthigen. Ueberdieß hätte man es dann nur mit der Hefe des Proletariats zu thun, welche zu allen Zeiten und in der ganzen Welt halt- und ſittenlos iſt. Manchem Geſchäftsmann, welcher hier Colonialwaaren erzeugen läßt, wird es gleichgültig ſeyn, woher die Arbeiter kommen, wenn nur die Factorei ihren Gang fortgeht und rentirt; einem Staatsmann dagegen, welcher dieſem Lande fleißige Bürger ſchaffen will, muß vor allem die Sorge am Herzen liegen, daß die vernunftgemäßen Wünſche, welche den Deutſchen zum Auswandern beſtimmen, in der neuen Heimath erreicht werden, ſonſt wird dieſes Land nie eine neue Heimath ſeyn können. Soll es eine ſolche werden, ſo müſſen deren Bürger nicht bloß die Möglichkeit einer von Sorgen nicht getrübten Exiſtenz vor Augen ſehen, ſondern ſie müſſen überzeugt ſeyn, daß Ihnen das gerechte Maaß von politiſcher und Glaubensfreiheit, ſowie das Recht ihren Hausſtand und ihre Gemeinde von allen Eingriffen frei erhalten und verwalten zu dürfen, unverkümmert dargeboten werden. Von dieſen Wünſchen iſt jeder deutſche Auswanderer inſtinctmäßig erfüllt, wenn auch bei manchem der Ausdruck, den er ihnen gibt, etwas bunt, wild oder verworren klingen mag. Nur diejenigen, welche nicht bloß den äußeren Verhältniſſen, ſondern der Geſinnung nach Proletarier, auf deutſch Lumpen ſind, machen hievon eine unrühmliche Ausnahme, ſie werden überall das ſeyn was ſie ſchon jetzt ſind, und werden nur unter der Zucht anderer Menſchen nützlich ſeyn können.

Herr Weſtphal hat längſt eingeſehen, daß eine Coloniſation durch deutſche Einwanderer nicht in Verbindung mit dem Plantagenſyſtem gebracht werden dürfe, und hat ſich durch freimüthige Aeußerungen hierüber wenig Freunde gemacht. Er hat ſich indeſſen mehr als Zuſchauer denn organiſirend verhalten, und

nützt ſich keineswegs durch ſeine manchem alten Veteranen eigene Ruhmredigkeit und die abenteuerlichen Dinge, welche er mit unermüdlicher Fertigkeit erzählte. Obgleich er die Materialien zu einem Hauſe daliegen hat, bewohnt er eine armſelige Hütte, in welcher er von den Herrlichkeiten Oſtindiens und den Tauſenden, die er damals aufwendete, erzählt. Dieß macht einen traurigen Eindruck: Erinnerung an Glanz bei ſolchen Aeußerlichkeiten, Erfahrung in vielen und vielerlei Dingen ohne den conſolidirenden Grund der Wiſſenſchaft; ſcharfſinnige Durchſchauung der Verhältniſſe der Colonie, Plane zur Coloniſation, und dabei (ob freiwilliges oder nicht, kann ich nicht entſcheiden) — Zuſchauen. Gegen die Neger und beſonders die Buſchneger, welche ihn arg betrogen haben, iſt er ſehr eingenommen, dagegen hofft er von den Indianern, welche er den Bewohnern Oſtindiens ſehr ähnlich findet, ſie werden ſich durch ihn zur Arbeit anleiten laſſen. Daher hat er das Oberhaupt der Arowaken nebſt einer anſehnlichen Truppe Volkes zu ſich genommen und will mit Hülfe dieſer eine Coloniſirung beginnen, welche er dann mit Deutſchen fortzuſetzen im Sinne hat. Ich wünſche dieſem Manne, dem wir die freundlichſte Aufnahme verdanken, und der der Idee einer reellen Coloniſirung Surinams ſ[illegible]on manches Opfer gebracht hat, alles Glück zu ſeinen Unternehmungen.

Am Fuße des Hügels ſowie in dem naheliegenden Buſchwerk ſteht der Granit an und iſt in dem letztern zerklüftet, ſo daß Höhlen gebildet werden. Am Gipfel iſt ſchwarzer humusreicher Sand und wenige Schritte in den Wald hinein trifft man aus Granit entſpringende Quellen an, welche gutes Trinkwaſſer liefern. Der kleine Garten zeichnet ſich durch ſchöne der Moccavarietät angehörige Kaffeebäume aus. Von der Spitze des Berges hat man eine freie Ausſicht über den herrlichen Strom und unabſehbare Waldungen, deren Reiz durch die gelb blühenden Grünhartbäume erhöht wurde. Wir unterſuchten die Blüthen dieſes edles und ſehr hartes Holz liefernden Baumes näher. Der ſüdliche Horizont zeigt ein fernes blaues Gebirg, das wir bei Bagendaal ſpäter genauer betrachteten. Den Tag darauf gingen die Indianer, welche kürzlich aus der Nähe der Judenſavanne hieher eingewandert waren, auf die Jagd und brachten, ohne Hunde bei ſich zu haben, nach etlichen Stunden zwei große Nabelſchweine, einen Wieſelaffen und etliche Baumhühner. Abends war großer Ball, wobei der Tanz darin beſtand, daß die Indianer beiderlei Geſchlechts in einer Reihe ſich aufſtellten und nach dem Tacte einer Art Flöte von einförmiger Melodie vor- und rückwärts ſchritten. Abwechslung war dabei nicht. Wie amüſirten dieſe Wilden durch Abfeuern von Flinten und einem Böller, endlich durch Feuerwerk. Am 8 Auguſt war Abends ein überaus ſtarkes Gewitter, das die Luft von 84° F. auf 72° F. abkühlte; dieſe Abkühlung war beſonders am andern Morgen für das Gefühl empfindlich, während die Temperatur des folgenden Abends bei 76° F. warm erſchien. Aehnliche Beobachtungen habe ich öfters gemacht und ſchließe daraus, daß für den Europäer die Temperaturangaben nicht allein dienen dürfen, um ſich ein Urtheil über die Wärme des Landes zu bilden. Die Lebensfähigkeit der Haut iſt in den Tropen verändert, frieſelartigen Ausſchlägen über den ganzen Leib, ſowie der Blaſenbildung beſonders an den Extremitäten iſt der Ankömmling häufig ausgeſetzt. Uebermaaß des Schweißes erſchlafft und die Einwirkung der Sonne entzündet das Hautgewebe, dazu kommen noch Stechfliegen mancher Art, die nicht nur einen läſtigen Reiz ausüben, ſondern Theile in Congeſtion verſetzen, welche nicht immer der Sonne ausgeſetzt ſind. Wie natürlich, daß unter ſolchen Verhältniſſen die Haut empfindlicher und reizbarer wird, und daher neben der Temperatur die magnetiſchen oder elektriſchen Strömungsverſchiedenheiten leichter wahrnimmt, woher das Gefühl läſtiger Abkühlung und wiederum angenehmer Wärme bei faſt gleicher Temperatur kommen mag.

Die nächſten zwei Tage wurden zu einer Fußreiſe im Urwalde verwendet, theils um die Beſchaffenheit der um Phädra liegenden Gegend kennen zu lernen, theils um eine muthmaaßlich gegen den Oranienpad ſich abdachende Waſſerſcheide aufzufinden. Man täuſcht ſich ſehr, wenn man eine ſolche Reiſe mit einem Gange durch den dichteſten europäiſchen Wald vergleicht; dieſer iſt ein bequemer Spaziergang, während hier erſt durch Buſchwerk und Dorngeſträuch ein Weg gehauen werden muß. Bald begegnet man einem Sumpf, bald einem Bach, durch welche man watet, bald ſteht eine undurchdringliche Bambuswand uns im Wege. Schnürſtiefeln, in welche die Beinkleider unten eingepackt werden, ſind die beſte Fußbekleidung hiezu, ſie müſſen aber aus Segeltuch verfertigt ſeyn mit einer ledernen Sohle. Freilich dringt das Waſſer in dieſe Stiefeln ein, aber es geht auch leicht wieder heraus, während es aus ledernen Schuhen oder Stiefeln nicht wieder herauskommt und dieſe beim Trocknen hart werden, wie ein Horn. Vernäſſung ſchadet hier nicht wie in Europa, da das Waſſer alles warm iſt, beſonders wenn man in Bewegung bleibt, wobei die naßgewordene Bekleidung ſchnell am Leibe trocknet; man wechſelt ſie Abends am Ruheplatz und trocknet ſie beim Feuer. Nichts iſt lieblicher als in einer ſchönen Nacht im Urwalde zu campiren. Iſt der Platz, wo man ſchlafen will, ausgeſucht, ſo macht ein Theil der Neger dieſen rein von allem Geſträuch, während andere ausgeſchickt werden, um Baumſtämme und Palmblätter zu holen. Aus den Baumſtämmen wird ein Gerüſt gemacht, an das man die Hängematten befeſtigt, und dieſes wird mit Zweigen und Palmblättern zum Schutz vor Regen und Mondſchein bedeckt. Hiemit iſt der Camp fertig und wird alsbald eingerichtet: der Arzneikaſten dient als Tiſch, die Hängmatten als Divans; Stücke Holz bieten ſich als Stühle dar und jetzt wird gekocht, geſpeiſt, getrunken, geſchwatzt oder geſungen. Rings um den Camp lagern die Neger auf Palmblättern unter dem ſchützenden Dache der Rieſen des Waldes und unterhalten ſich in ihrer melodiöſen Sprache durch Räthſel, Erzählungen oder Geſänge. Der Inhalt dieſer Dinge iſt nicht ſelten poetiſch: „eine ſchöne Frau“ begann einer „iſt über das große Salzwaſſer von Oſten her zu uns gekommen, weiße Männer haben ſie auf einem großen, großen Boote hergeführt, ſie hat dem ſchwarzen Manne viele Kinder gegeben und hätten wir dieſe nicht, der Hunger würde uns tödten; nun rathet wer die Frau iſt.“ Es wurde lange vergebens gerathen, bis endlich der Erzähler ſelbſt die Löſung gab: „die Frau iſt der Bananenbaum und ihre Kinder ſind die Bananen.“ — „Komm mein ſüßes geliebtes Herz“, hub ein anderer zu ſingen an, „ſpiele mit mir; ſiehe die Schafe auf der Weide, ſie haben auch kein Geld, aber gleichwohl ſpielen ſie. Deine Augen, die ſchwärzeſten auf der Welt, betrachte ich mit Luſt, unter deinem ſchwarzen Buſen ſchlägt ein liebend Herz. Süße Liebe iſt gefällig, komm zu mir, komm zu mir, laß andere Dinge ſeyn.“ Der Neger hat ein natürliches Gefühl für äußeren Anſtand und miſcht daher in ſeine Lieder ſelten oder nie Zoten, wie es unſere geſchulten Bauernjünglinge zu thun pflegen, beſonders wenn ſie im zweifarbigen Rocke zu glänzen oder witzig zu erſcheinen bemüht ſind.

Der Boden wurde als das Verwitterungsproduct des Granits, ſtark mit Humus durchſetzter ſchwarzer Sand, in den Niederungen mit Lehm gemiſcht angetroffen. Nachdem uns der Schrei eines

grauen Vogels von der Größe einer Droſſel: „dei, dei kaba, es tagt, es tagt bereits“, den er unermüdlich hören läßt, geweckt hatte, verließen wir unſer Camp, um die Reiſe weiter fortzuſetzen. Wir hatten uns wegen des Mangels einer Ausſicht, die durch den unendlichen Wald behindert wird, nicht im Stande geſehen, die zu ſuchende Waſſerſcheide aufzufinden, und richteten unſern Curs nach dem eine Meile oberhalb gelegenen Rama, wohin wir unſer Corial beſtellt hatten. Eine dichte und lange Bambushecke, welche ſchwer zu durchhauen war und daher viel Zeit in Anſpruch nahm, verhinderte uns indeſſen ſo weit vorzudringen, und wir fanden uns Nachmittags an dem Ufer des Surinamſtroms zwiſchen Rama und Phädra. Schon hatten wir zum weiteren Vordringen in der Richtung von Rama einen Verſuch gemacht, als unſer Corial erſchien und uns die Möglichkeit zur Rückkehr nach Phädra gab. Nach freundlichem Willkomm verſicherte uns Herr Weſtphal, er ſey durch ſeine Indianer, die ohne daß wir einen geſehen hatten, alle unſere Wege ausſpionirten und ſtets in unſerer Nähe waren, ſtets von unſerem Curſe unterrichtet geweſen. Wir bekamen dadurch eine hohe Meinung von der Gewandtheit dieſer Wilden, welche ſich durch ſpätere Beobachtungen nur befeſtigt hat.

Am 12 Auguſt beſtiegen wir wieder unſer Boot, um nach einer kurzen, aber durch die Abwechslung, welche das mehr und mehr hügelig werdende Flußufer dem Auge darbot, angenehmen Fahrt Morra zu erreichen. Ein baufälliges Gebäude, hinter welchem Hr. Levain, der Beſitzer dieſes Platzes, ein kleineres neues und hübſcheres Wohnhaus erbaut hat, ſteht etwa hundert Schritte von dem ziemlich flachen Ufer entfernt. Nahe dabei ſind ziemlich wild ausſehende und nicht ſorgfältig unterhaltene Gärten; Schweine, Hühner und Rinder treiben ſich in bunter Unordnung herum und der Beſitzer, ein alter Seefahrer, haust hier mit ſeiner Miſſ und etlichen Sklaven. Er treibt Viehzucht nach ſurinamiſcher Art, und handelt mit Hölzern, die er theils kappt, theils von Buſchnegern einhandelt. Er hat viel Unglück mit ſeinen Sklaven, welche häufig davon laufen, und erfreute uns ebenſo durch ſeine Gefälligkeit, als er uns durch ſeine abenteuerliche Geheimthuerei und Unwiſſenheit ergötzte; unter anderem verſicherte er uns, es gebe im Fluſſe zur trockenen Zeit gewiſſe Steine, welche, erhitzt und in Krüge mit Waſſer gepfropft, dieſes in das köſtlichſte Selterswaſſer verwandelten.

Zu ſehen war hier nicht viel, und daher wurde beſchloſſen vor Unterſuchung der gegenüber Morra liegenden Marſchallskreek, das nahe unterhalb gelegene Nooitgedacht zu beſuchen; dieſer Platz verdankt ſeine Entſtehung einem erfahrenen Pflanzer, Hrn. Henkel. Er iſt ein 26,84 Meter hoher, der Grünſteinbildung angehöriger Hügel, welcher zu ſeiner Grundlage Hornblendegeſtein und weißen Quarz hat, und deſſen Kuppe mit rothem Thoneiſenſtein bedeckt iſt; der fette, tiefgründige rothe Thonboden macht die ſchönſten Pflanzungen möglich, und durch den Eifer des Beſitzers iſt daſelbſt ein Garten entſtanden, wie man ihn nicht wieder in der Colonie findet. Mocca und gewöhnlicher Kaffee, Cacao, Muscatnüſſe, Nelkenbäume, ceylaniſcher Zimmt und Cocospalmen ſind Producte, welche, im üppigſten Wachsthum begriffen, dieſe kleine Pflanzung auszeichnen, und es fehlt zugleich auch nicht an der brennendrothen chineſiſchen Roſe und anderen Blüthengewächſen, um das Auge des Wanderers zu erfreuen. Die Leute, welche dem abweſenden Eigner ſeine Pflanzung beſorgen, waren daran Holz zu fällen, um neuen Boden in Cultur zu bringen und hatten eine friſche gute Quelle entdeckt. Dieſe beiden Plätze Morra und Nooitgedacht geben Ihnen ein Bild der Colonie: auf dem erſten läßt der Beſitzer alles im Wilden und beutet dieſes aus ſo gut er kann, dieß iſt das alte Syſtem; auf dem letzteren gibt ſich der Beſitzer Mühe, um das ſorgfältig und mit Sachkenntniß ausgeleſene Landſtück durch geſchickt angelegten und fleißig behandelten Bau in einen Gewürzgarten zu verwandeln; des erſteren Nachläſſigkeit und Unkenntniß wird ſchwerlich reiche Früchte einbringen, und ob des letzteren Eifer belohnt wird, muß dahingeſtellt bleiben, da es ihm zur Fortſetzung des ſo ſchön begonnenen an Mitteln fehlen ſoll. Wir ſehen aus dieſem Beiſpiele, daß eine Coloniſirung dieſes Landes nur durch liberale Fürſorge (liberal im antiken Sinne des Wortes) möglich gemacht werden wird.

Durch die früheren Reiſen in der Para hatten wir einen bedeutenden Theil des Landes zwiſchen der Surinama und Saramakka unterſucht. Um dieſe Unterſuchung fortzuſetzen und uns von der Landesbeſchaffenheit ſüdlich von den Paraquellen zu überzeugen, wurde die Marſchallskreek gewählt, welche den Eingang in dieſen Theil Surinams am meiſten zu begünſtigen ſchien. Häufiger waren daſelbſt Holzplantagen, welche aber ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts allmählich verlaſſen worden ſind; niemand hat uns hievon gründliche Nachricht geben können, die Kreek hatte ſeit jenen Zeiten kein Menſch beſucht, und wir rüſteten daher unſer Corial, um die Fahrt in dieſes ſchmale und untiefe Gewäſſer anzutreten. Noch zwei andere kleinere Coriale wurden gemiethet, und ſo fuhren wir am 19ten in die Kreek ein. Hoher herrlicher Wald begränzt die an der Mündung niederen Ufer des Flüßchens, und eine Menge in den Blättern verborgener Cicaden ſchienen uns durch ihren Geſang bewillkommen zu wollen; dieſer Geſang gleicht dem Rauſchen eines melodiſchen Windes, das mit zartem Säuſeln beginnt, allmählich zu einem Fortiſſimo anſchwillt und dann wieder in beinahe unmerkbares Flüſtern übergeht. Zu dem lieblichen Zauber dieſes von unſichtbaren Meiſtern geſungenen Geſanges geſellt ſich der Reiz, den die Krümmungen des Flüßchens ſelbſt darbieten; alle Augenblicke ſieht man das Corial um eine Ecke gleiten, und folgt mit der Neugierde eines Menſchen, der eine terra incognita betritt. In der Ferne erſchallen alsbald die gewaltigen Axthiebe der vorausgeſendeten Neger, und bald überzeugen wir uns, daß es unſere Pioniere mit einem mächtigen Baumſtamme zu thun haben, der den Weg verſperrt; brauſend fällt das abgehauene Stück in das Waſſer und die Straße wird frei. Allein die Hinderniſſe häufen ſich in mannichfaltiger Art: bald begegnet man einem tiefer in das Waſſer gefallenen Baume, dann ſteigen die Neger aus und ſchieben das Corial darüber, bald wehrt uns ein hoher die Kreek überragender zweigereicher Aſt den Durchgang, und wir ſind gezwungen hier uns zu bücken, dort aufzuſtehen und das Hinderniß zu überklettern; an andern Stellen bilden alte, halb vermoderte rieſige Baumſtämme natürliche Brücken, welche mit dem wundervoll üppigen Grün der Paraſitenpflanzen geſchmückt ſind, die in luſtiger Fülle aus dem Stamme hervorſproſſen, an noch anderen werden durch gefallene Bäume kleine Höhlen gebildet, durch die ſich das Corial wie ein gewandter Fiſch durchwinden muß und aus denen, aufgeſcheucht durch unſern Beſuch, Tauſende von Fledermäuſen flattern. Wie überall fanden wir den Wald wenig bedeckt, denn außer dem Herold des Tages, der ſo wenig müde wird ſein dei, dei kaba durch den Urwald zu ſchreien, als der ausſchließlich in der Nähe der Menſchen wohnende qu'est ce qu'il dit ſein Loſungswort, ſieht man nur hie und da einige Flichreiher und hört in der Ferne einen Affen oder Papagai. Daß es aber im Innern des Waldes nicht an Wild fehlt, wird durch die häufigen Spuren der Wildſchweine und Tapire deutlich, welche man am Rande des Ufers

allenthalben wahrnimmt. Wir haben indeß keines dieſer Thiere zu Geſicht bekommen und ſind in unſerer Jagdluſt bitter getäuſcht worden. Man macht ſich überhaupt von dieſen Urwäldern einen falſchen Begriff, wenn man denkt es wimmle von Wild, man bekomme Tiger, Affen, Schlangen, Krokodile u. a. merkwürdige Ungethüme häufig zu ſehen. Scheu ſind ſie alle und fliehen den Ankömmling, und gefährlich iſt keines, die giftigen Schlangen ausgenommen, wenn man auf ſie tritt; allein auch dieſe greifen den Menſchen nicht an. Auch von Pflanzenſtoffen bietet ſich dem Menſchen nicht ſo vieles dar, als in den Büchern ſteht; es ſind abſcheuliche Uebertreibungen, wenn man die Leute glauben macht, es könnten von gewiſſen Palmen ganze Dörfer leben. Mehrere Palmen liefern allerdings Palmkohl, allein obgleich eine gute Zuſpeiſe, iſt dieſer von geringem Nahrungsgehalt und das Gericht koſtet immer einem ſchönen Baum das Leben; die Mauritzpalme liefert allerdings zu manchen Zeiten einen ſüßen gährungsfähigen Saft, den Palmwein, aber das Abzapfen koſtet ihr ſo gut das Leben als das Pflücken der jungen Herzblätter, welche zu Hanf verwendet werden, während ihre Früchte zwar ſüß, confectartig ſchmecken, jedoch keine Nahrungsmittel ſind. Mir iſt keine einzige hier wachſende Palme bekannt, welche ein eigentliches Nahrungsmittel lieferte, das dazu dienen könnte nur auf eine Woche Menſchenleben zu erhalten. Das Holz mancher Palmen iſt nützlich und die Früchte einiger liefern Oel, die anderen ſind eine Leckerei; aber außer der Sagopalme, welche in Weſtindien fehlt, bietet keine einen mehlartigen Nahrungsſtoff dar. Ueberdieß muß man wiſſen, daß die Palmen im allgemeinen nicht gar häufig ſind, meiſtens zerſtreut zwiſchen anderem Gehölze vorkommen, und daß nur einige an manchen Plätzen, wie die Awara und Piña im Lehmboden, die Maurizia in quellenreichen Sandboden annähernd Wälder bilden; ein eigentlicher Palmenwald gehört aber zu den ſeltenen Erſcheinungen. Wer daher in dieſen Wäldern auf die Früchte des Waldes oder den Ertrag ſeines Jagdgewehrs, vorausgeſetzt, daß er dieſes ſelbſt handhabt und nicht einem Indianer leiht, Rechnung machen wollte, würde ſich bitter täuſchen.

Wie geſagt, war es in der Marſchallskreek ſchön; des Tages Laſt und Hitze wurde gemildert durch den Schatten des hohen Waldes, aber obgleich wir bis Abends 4 Uhr im Corial geſeſſen waren, was etwas unbequemer iſt als auf einem gepolſterten Lehnſtuhl, denn eine Kiſte iſt Ihr Sitz und Feſthaltung des Gleichgewichts Ihre Motion, hatten wir wegen der vielen Serpentinen des Flüßchens und der mannichfachen Hinderniſſe ſchwerlich mehr Abſtand vom Ufer des Surinam gewonnen als zwei Wegſtunden. An einem Orte wo das Ufer ſteil und lehmig war, zwang uns ein bedeutenderes Hinderniß, Camp zu machen; die Schwierigkeit dieſes Terrains hätte beinahe einem Neger das Leben gekoſtet, der im Dunkeln ausgleitete und in das Waſſer fiel. Die Plantageneger können nicht ſchwimmen, wie die Buſchneger und Indianer, und wenn ſie ins Waſſer fallen, helfen ſie ſich ſo ſchlecht als möglich und kommen in große Gefahr. Ein ſonderbarer Aberglauben kommt dabei auch ins Spiel; dem Indianer, glauben ſie, hilft die Watermama, von der ich früher geſprochen habe, ihnen nicht; wird ein Indianerkind geboren, ſo geht die Mutter mit ihm ans Waſſer und wirft es hinein, ſinkt es, ſo hat es die Watermama zu ſich genommen, wo nicht, der Mutter wieder gegeben und dann iſt alle Welt überzeugt, daß ſo ein Kind nicht ertrinken kann. Die Buſchneger glauben und thun dasſelbe, und wie natürlich werden ſie gute Schwimmer, da ſie ſich nie vor dem Waſſer fürchten; weil aber die Plantageneger nicht von Jugend an ſchwimmen lernen, ſo haben ſie Furcht vor dem tiefen Waſſer und erfanden das unſinnige und ihnen ſelbſt verderbliche Märchen von der Watermama, daß ſie ihnen nicht heraushelfe. Dazu kommt noch, daß die Neger überzeugt ſind, im tiefen Waſſer, beſonders aber in der Tiefe des Meeres ſeyen prächtige Städte und Dörfer, wo es ſich ganz luſtig leben laſſe.

Der Geiſt ruht im Süden vorzugsweiſe auf der Pflanzenwelt, wo wir Schönheit und majeſtätiſche Größe, Zierlichkeit und erhabene Formen in der ſchönſten Ausbildung antreffen. Dagegen fehlen die ſchönen und erfreuenden Erſcheinungen der Thierwelt des Nordens, der ſchöne flüchtige Hirſch iſt rehartig geworden, der kühne Bär fehlt und iſt durch ſcheue Katzengattungen erſetzt. Monſtröſe Beſtien, wie Schweine, Tapire, Gürtelthiere ſind des Waldes Bewohner, und der Affe, die Carricatur der Thierwelt, ſowie ſein Correlat unter den Vögeln, der Papagai, ſind Zierrathen die nur auf Augenblicke beluſtigen, aber das Gemüth kalt laſſen, das durch die wüſten Formen und Stimmen zahlloſer Reptilien unangenehm berührt wird. Hier ſchwingt ſich keine Lerche auf um ihr herrliches Lied zu ſingen, hier flötet keine Droſſel im Walde, nur komiſche oder widerliche Schreier laſſen ihre Stimmen hören. Dagegen ſind die Stimmen der Nächte ein halb unheimlicher, halb lieblicher Zauber, der ſich ſchwer beſchreiben läßt. Kurz nachdem die Abendröthe mit ihren Roſenfingern — hier verſteht man den homeriſchen Ausdruck, weil man die Erſcheinung vor Augen hat — den letzten Schimmer des Tages verliehen, wird es in dieſen windſtillen unendlichen Wäldern todtenſtill; allein bei eigentlich eingetretener Nacht, wo die goldenen Sterne von einem ſchwarzblauen Himmel glänzender ſcheinen als im Norden, da beginnt ein lebendiges Regen unter den Inſecten und Nachtvögeln. Gleich wohlgeſtimmten Silberglocken laſſen Cicaden ihre Stimme hören, bald glaubt man das Pizzicato guter Geigen als Antwort dazwiſchen zu vernehmen, und ſieht man in den Wald hinein, ſo iſt es als ob dieſe Stimmchen ſichtbar würden, denn mannichfaltige Feuerfliegen, theils mondſcheinweiße, theils glühendrothe, irren durch das dunkelgrüne Laubwerk verſchwindend und kommend, leuchtend und verlöſchend. Eine im fernen Buſch verſteckte Nachtſchwalbe läßt eine ſiebentönig abwärtsgehende melancholiſche Weiſe erklingen, welcher die Eingebornen die Worte leihen: „weh, mich ſiehet der ſüße Schlaf.“ Das Gemüth wird durch ſolch eine Scene unwillkürlich ergriffen, und weich und fromm geſtimmt; allein daß nichts dieſem Bilde fehle und ich wahr ſchildere, ſo geht es in dieſer Landſchaft wie oft im menſchlichen Gemüth, wo zu dem fromm geſtimmten Manne der Verſucher tritt und ſein mißtönend Gebell in die heiligen Töne miſcht, die ſeine Bruſt durchziehen; eine häßliche große Kröte ſchreit ihr hohles Gequack in den Zauber dieſer Feennacht hinein, und mahnt uns daß wir noch nicht im Himmel, ſondern auf der Erde ſind, wo der Teufel uns nahe kommen darf wie's ihm beliebt.

Den folgenden Tag machten wir eine Excurſion gegen NW dem Oranienpad zu; dieſe war in Beziehung auf Beurtheilung des Landes eine ſehr wichtige. Wir fanden hier dieſelbe Formation, welche wir am Oranienpad und den Paraquellen geſehen hatten: Hügel von der Grünſteinbildung. Der Wald war leichter zu durchwandeln als bei Phädra und überhaupt an tiefer gelegenen Orten; was iſt Urwald? wird häufig gefragt, und man denkt ſich hierunter ein undurchdringliches Buſchwerk. Urwald, auf franzöſiſch jungfräulicher Wald, iſt aber nichts anderes als ein Hochwald, weniger undurchdringlich als die zuvor raſirten Niederwaldungen, wo dorniges Unkraut Platz genug fand, ſich auszubreiten, ehe die härteren und darum langſamer wachſenden Hölzer aufkommen konnten; es iſt leichter durch die Riegelwand eines deut-

ſchen Hauſes durchzubrechen als durch ein zuvor in Arbeit geweſenes, nun ſeit Jahren als Buſchwerk aufgewachſenes Gehölz durchzudringen — dieß iſt aber kein Urwald, durch dieſen oder wie ihn die Holländer nennen de staande bosch, kann man leichter hindurchkommen, wiewohl Dorngeſträuch und Lianen den Fuß und Kopf, den Arm und das Bein nur zu oft hemmen, ſelbſt wenn durch Neger vorgekappt iſt. Eine liebliche Halde, an deren Fuß ein Bach mit erfriſchendem Waſſer ſtrömte, diente uns zum Ruheplatz, um unſer beſcheiden Mittagsmahl einzunehmen, und dann gingen wir durch den zuvor gebahnten Weg in weit kürzerer Zeit zurück als wir im Herwege gebraucht hatten.

So weit als es mit dem kleinſten unſerer Coriale möglich, ſind wir die Marſchallskreek aufwärts durchgedrungen, und fanden uns bei der Errichtung unſeres letzten Camres durch das Daſeyn eines Fußpfades überraſcht, der ziemlich dem Lauf der Kreek aufwärts folgte. Eine Flaſche, welche wir fanden, überzeugte uns, daß hier Leute geweſen, wahrſcheinlich weggelaufene Neger, die ſich in dieſen einſamen Wildniſſen verbargen. Auch hier wurde eine Excurſion gemacht, und Hügel gefunden, welche an Gebirgsbildung und Bodenart an Novitgedacht erinnerten. Die Anſichten über das was nun zu thun, waren getheilt, zu Fuß weiter durch den Wald dringen, um die Saramacca zu erreichen, war die eine, die Umgebung der Marſchallskreek näher anzuſehen die andere Meinung. Die erſte Meinung wurde nicht bloß deßhalb verworfen, weil es ein unerhörtes Wagſtück geweſen wäre in dieſen unbekannten Landtheil auf unbekannte Länge vorzudringen, da man ſich auf die Karte nicht verlaſſen kann, ſondern vorzugsweiſe deßhalb, weil wir doch auf der bevorſtehenden Unterſuchung der Saramacca leichter durch eine ähnliche Kreek eindringen, und uns aus dem was wir an den Paraquellen und durch Unterſuchung ſeitlicher Flüßchen geſehen, ein klares und richtiges Urtheil über die Beſchaffenheit des Landes bilden konnten. Demnach kehrten wir an den Ort zurück, wo die Jakobuskreek in die Marſchallskreek einmündet, um dort die weitere Unterſuchung des Landes fortzuſetzen. Auf einer Landzunge, welche durch eine kühn geſchlungene Serpentine der letzteren gebildet wird, legten wir unſern Camp an. Das dieſem gegenüber liegende Ufer war ſehr ſteil und zeigte einen ſchönen, dicht mit Wald bewachſenen Hügel, von dem wir, da ſeine Höhe beträchtlich war, eine Ausſicht zu gewinnen hoffen konnten. Die beſten Holzhauer unter unſern Negern wurden auf den Gipfel des Berges geſchickt, und nun hatten wir das intereſſante Schauſpiel des Holzfällens im Urwald. Um ſich hievon ein richtiges Bild zu machen, muß man wiſſen, daß die Bäume nicht nur ſelbſt häufig mit Lianen behangen, ſondern in der Regel durch dieſe von Baum zu Baum rankenden Pflanzen feſt untereinander verbunden ſind; dieſe Lianen ſind natürliche Taue von der Stärke eines Zwirns bis zu der eines Handgelenkes, wo nicht dicker. Manche hängen gerade herab gleich Schnüren, manche haben ſchlangenartige Krümmungen, wieder andere ſind gewunden wie Korkzieher oder ſie ſtellen natürliche, ſogenannte Affentreppen dar; viele derſelben ſind aus feſtem holzigem Gewebe, die meiſten außerordentlich zäh, eines hat die Eigenſchaft, daß es, wenn durchhauen, ein vortreffliches kühles Trinkwaſſer liefert, ein anderes gibt einen blutrothen Saft, der den Indianern zuweilen zum Beſchmieren ihres Geſichtes dient, was ihnen ein cannibaliſches Anſehen verleiht; die Farbe dieſes Saftes iſt aus der Wäſche durch kein Mittel herauszubringen, eines liefert ein herrliches Magenbitter und mehrere werden von den Eingebornen als Arzneimittel benützt. Wo ſie nicht durch Ueberzahl die Bäume beſchweren, zieren ſie den Wald, legen ſich dem Wanderer als Fußſchlingen entgegen und erregen, beſonders die koloſſalen Korkzieher und Affentreppen, ſeine Bewunderung. Durch ſolche Gewächſe alſo ſind häufig die Bäume verbunden wie die Maſten eines Schiffes durch das Tauwerk, und daher erfordert es Uebung um dieß Holz zu fällen. Unſre Neger verſtanden dieß trefflich, hieben die ſtärkeren Bäume einer verbundenen Gruppe auf 6—7 Achſel an und fällten den größten, welcher alsdann mit ſeinem Sturz ſeine Brüder vereinigt zu Boden ſchleuderte und noch manches Geſträuch entwurzelte oder niederſchlug. Das Praſſeln der zerknickten Aeſte und Stämme, dem eines Schwärmerkaſtens vergleichbar, und das darauffolgende donnerähnliche Stürzen der gewaltigen Bäume den gähen Berg hinab war erſchütternd ſchön, aber herrlich war die Ausſicht, ſobald eine Gaſſe eröffnet worden war. Eine Menge von Hügelreihen, meiſtens niedriger als der Punkt worauf wir ſtanden, dicht mit grünem Walde bedeckt, aus welchem hie und da gelb oder violett blühende Bäume herausſtachen, zeigte ſich vor unſeren Augen. Unten im Thale waren die Jakobus- und Marſchallskreek als kurze glänzende Bänder zu ſehen, aber nur den Lauf der letzteren konnte man an der Form der das Ufer begränzenden Bäume auf kurze Strecke wahrnehmen; am ſüdlichen Horizonte waren die fernen blauen unzugänglichen Berge ſichtbar, deren wir ſchon in Phädra einen Theil geſehen hatten; gegen Weſten und Norden hinderten beinahe gleich hohe Hügel die Ausſicht. Dieſer Berg beſteht gänzlich aus Thoneiſenſtein, daher wir ihm den Namen Eiſenkopf ſchufen; da wir ſüdlich, weſtlich und nördlich dieſelbe Formation fanden, ſo war der Schluß gerechtfertigt, daß die von der Kuppe des Eiſenkopfes geſehenen Hügelreihen eben dieſer angehören. Hier liegt überall ein Reichthum von Eiſenerz fertig zum Wegnehmen auf dem Boden, welcher, da an Holz Ueberfluß iſt, mit leichter Mühe ſo ausgebeutet werden könnte, daß die arme Colonie in Surinam das Mutterland Jahrhunderte lang mit dem nöthigen Eiſen und Stahl verſehen würde. Die Rückkehr nach Morra ging raſch von ſtatten, da die Hinderniſſe größtentheils beſeitigt waren, und den 26ſten traten wir die Weiterfahrt den Surinamaſtrom aufwärts an nach Bergendaal.

Unterwegs verſäumten wir nicht, an der Granateninſel, wie wir ſie nannten, anzulegen, welche aus einem mit wenigen Bäumen gezierten Felſen beſteht, in welchen im lockeren Glimmerſchiefer Granaten von der Größe eines Hirſekorns häufig ſich finden; ſie ſind zu klein um Werth zu haben, dagegen zeigt der mit dem Glimmerſchiefer verbundene Quarzfelſen Spuren von Kupfererz.

Wir alle waren erfreut als wir den blauen Berg in der Ferne ſahen, aber auffallend erſchien die Aufregung, mit welcher Vandenberg, der Diener des Lieutenants, dieſen Berg betrachtete. Wir waren kaum in Bergendaal angekommen, als der arme Burſche, obgleich es ein trüber Abend und das Herannahen eines Hochgewitters vorauszuſehen war, den Berg beſtieg; er that dieß mehrmals und als wir ſpäter abfuhren, des Morgens früh, ungeachtet ein ſtarker Nebel alle Ausſicht verhinderte; hierüber befragt, ſagte er, er habe noch den Kirchhof ſehen wollen — ein armſeliger Begräbnißplatz für die Neger, an welchem nichts zu ſehen iſt. Einen Monat nachher iſt er da geſtorben und liegt auf dieſem Berg begraben. Seine ungewohnte Aufregung beim Anſehen dieſes Berges, den er zum erſtenmal ſah, kam uns allen damals komiſch vor, an ſeinem Grabe war ich überzeugt, daß er, obgleich wohl geſund, geahnt hatte, daß er dort werde begraben werden.

Kaum hatten wir uns in dem Directeurshauſe einigermaaßen eingerichtet, als ein der Herrnhutergeſellſchaft angehöriger Miſſionär ankam, welcher vorhatte den anderen Morgen Kirche zu halten.

Den Negern war auf den Abend ein Tanz zugesagt und alle Gesichter zeigten daher eine Freude, welche sich durch die Erscheinung des geistlichen Herrn, von dem sie wußten, daß er den Tanz nicht gern sah, in Niedergeschlagenheit verwandelte, obgleich die Erlaubniß zum Tanz nicht zurückgenommen wurde. Er erzählte uns viel merkwürdiges von seinem Aufenthalt in der Para, woher er eben kam; denn dort hatte er auf manchen Plantagen Götzentempel zerstört und war nur durch die energische Hülfe der Directeure Mißhandlungen von Seiten der Neger entgangen. Ich zweifle, ob dieß die rechte Art der Bekehrung ist, besonders da die Missionäre Reiseprediger sind, welche eine Plantage vielleicht nur vier oder sechsmal im Jahre besuchen. Hiedurch wird den heidnischen Negern ihr Heiligthum entzogen und kein anderes an die Stelle gesetzt, und das ist unrecht und muß eine verkehrte Wirkung haben. Wer Götzentempel zerstört, hat offenbar die Pflicht Gottestempel aufzubauen, dazu ist aber sein beständiger, thätiger, geistlicher Einfluß nöthig, daher muß er an Ort und Stelle bleiben; reist er umher, so hilft sein Zerstören nichts, es ist im Gegentheil eine unmoralische Handlung. Die Weise, wie dieser eifrige Mann den folgenden Tag predigte, hat mir sehr gut gefallen, sie war praktisch und dem Fassungsvermögen seines Publicums, das er mit fertiger Handhabung der Sprache frei anredete, sehr gut angemessen. Was jedoch Nachmittags erfolgte, kann meine Beistimmung nicht erhalten, ob es gleich allgemeiner Brauch unter den Herrnhutern ist; es werden nämlich die ältesten und auserlesenen Mitglieder der Gemeinde versammelt, um dem Geistlichen über das Betragen der anderen Bericht zu geben, worauf die nöthigen Ermahnungen, beziehungsweise Kirchenstrafen, wie öffentliches Abweisen vom heil. Abendmahl, Ausweisen aus der Kirche, Sitzen auf besondern Sünderstühlchen während des Gottesdienstes erfolgen. Diese Bildung einer geheimen Polizei ist sinnlos und unmoralisch im höchsten Grad, sie gibt dem Neger eine Anleitung zur Heuchelei und Verrätherei, die ihn verschlechtert; sie kann nicht dadurch entschuldigt werden, daß der Lehrer kein anderes Mittel habe seine Gemeinde kennen zu lernen, denn ein solches besteht in der Ohrenbeichte. Es ist sehr zu bedauern, daß eine Missionsanstalt, deren Mitgliedern es weder an Eifer noch wahrer Frömmigkeit fehlt, an einem so ganz und gar mißgegriffenen Systeme festhält, und diesem schreibe ich es auch zu, daß das Christenthum im allgemeinen wenig wahre Veränderung in der Moralität der Neger hervorgebracht hat, woron ich später Gelegenheit haben werde Beispiele anzuführen.

Bergendaal und der etwa 2 Meilen südlicher gelegene Posten Victoria gelten für sehr ungesund. Es ist wahr daß die oberen Ländereien erfahrungsmäßig sehr ungesund sind, und zwar in dem Grade, daß langjährige, gut acclimatisirte alte Colonisten selten diese Orte besuchen ohne gefährlich krank zu werden. In Beziehung auf Bergendaal und Victoria glaube ich aber doch, daß dieses wohl für höher gelegene Orte vollgültige Urtheil einer Modification fähig ist. Der Holländer sucht sumpfige Plätze zu seinen Ansiedlungen, wenn er sie finden kann, und Bergendaal ist just so hingesetzt, daß es ungesund seyn muß. Der Berg erstreckt sich in ostwestlicher Richtung; nun kommen aber die erfrischenden Winde von Nordosten, und wer hier gesund wohnen will, wird daher nicht an der südlichen, sondern an der nördlichen Seite des Berges sein Haus bauen. Das Haus des Directeurs steht dicht an der Südseite des sehr steilen Berges, und genießt daher täglich anstatt erfrischender Abkühlung den erhitzenden Reflex der Sonnenstrahlen, so daß man es zumal in der trockenen Zeit vor Hitze nicht aus halten kann. An der Südseite des Berges bildet der Strom ferner eine Bucht, an welcher, sich etwas an den Berg anlehnend, das durch zahlreiche Cocospalmen geschmückte Negerdorf befindet; allein dicht an demselben ist ein Sumpf, dessen Ausdünstungen sich am Berge hinziehend das Dorf nebst dem Directeurshaus berühren. Kein Wunder also, daß hier das ganze Jahr hindurch gastrische und gallichte Krankheiten herrschen; der damalige Directeur, ein Mann von etwa 28 Jahren, bekam während der Zeit unseres Aufenthaltes in Morra eine Leberentzündung, welche ihm später eine tödliche Krankheit zuzog, und es ist bekannt, daß es hier niemand lange aushält ohne krank zu werden. Bei Victoria ist es noch schlimmer. Hier ist das Flußufer hoch, jedoch nicht höher als der höchste Wasserstand in der Regenzeit, in welcher der Strom oft gewaltig anschwillt; wir fanden am 8 September die Marke des höchsten Wasserstandes 8,32 Meter über dem gegenwärtigen, der keineswegs der tiefste war. Hinter dem höheren Flußufer ist eine Thalsenkung, welche sich auf eine ziemliche Länge erstreckt und hinter dieser sind Hügel, auf denen die Wohnungen stehen. In der Thalsenkung, die keinen guten Abfluß hat, bildet sich ein beinahe beständiger Sumpf, welchen sich die Schweine der Holzplantage Victoria zum Suhl auserkoren haben, und dieser Sumpf muß um so mehr verpestend einwirken, als alle von Nordosten kommende erfrischende Luft über ihr hinstreichen muß. Wer diesen Platz zu einem Militärposten — nun längst verlassen, aber früher vieler Soldaten Grab — gemacht hat, muß sich in der Nähe von Sümpfen besonders „lecker“ gefühlt haben. Während unserer Anwesenheit daselbst starb die Frau des Posthalters an den Folgen anhaltender Wechselfieber, und er selbst sowie sein Kind leiden an derselben Krankheit.

Der blaue Berg erhebt sich steil aufsteigend von dem Flußufer, bildet dort eine schöne waldlose Kuppe auf der ein kleines Haus steht, erhebt sich aber noch mehr in seiner westlichen Ausdehnung. Eine genaue Messung gab für den höchsten Punkt 92,09, für die Stelle wo das Haus steht 69,88 Meter.

Das Gestein, aus welchem die Formation der Gegend von Bergendaal besteht, ist sehr merkwürdig, wurde genauer untersucht und als ein Spuren von Zinn und Kupfer enthaltendes Porphyrgestein anerkannt, nebst blendend weißem Quarze und Grünstein, der theils unverwittert, theils in Thoneisenstein verwandelt die Hauptmasse des Berges ausmacht. Leider hatten wir kein Sprengzeug, um die Felsen genauer zu untersuchen, was wichtig wäre, da früher ein Versuch zum Bergbau gemacht wurde, welcher durch Einsturz der Höhen 12 Arbeitern das Leben gekostet hat. Von der herrlichen Aussicht auf dem blauen Berg, von wo aus man einen Halbkreis wundervollen Berg- und Hügellandes vor sich hat, war früher die Rede; es fehlen nur blühende Städte und schmucke Dörfer in diese Landschaft, um sie vollendet nennen zu können.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Antiquarische Nachgrabungen im Königreich Neapel. Das engl. Athen. vom 1 Julius meldet aus Neapel: „da

die Zeit zum Ausgraben an mehreren Stellen ſich ſchon dem Ende nähert, ſo will ich eine kurze Ueberſicht von den Leiſtungen der letzten Monate geben. Die ſeit einem oder zwei Jahren in Herculanum wieder aufgenommenen Nachgrabungen wurden fortgeſetzt, und der Boden der auf dem Abhang nach der See liegenden Häuſer offen gelegt. Die neueſten Ergebniſſe waren indeß unbedeutend. Zu Pompeji waren die Arbeiten längere Zeit ausgeſetzt; eine Bronzeſtatue Apollo's, etwas über Lebensgröße, wurde kürzlich ans Tageslicht gebracht; man fand ſie neben dem kleinen Theater. Die Ausgrabungen werden jetzt ſehr ſchwach fortgeſetzt, doch mit der Abſicht, den unteren Theil der Gränzmauern der alten Stadt aufzufinden. So ſchwach indeß auch dieſe Aufgrabungen ſind, ſo iſt es nur zu verwundern, daß ſo viel geſchieht, da die Einkünfte des ganzen Landes nicht hinreichen zum Unterhalt der Armee. Der intereſſanteſte Punkt war aber und iſt immer noch Canoſa in Puglien, und die Ausgrabungen der griechiſchen Gräber wurden hier unter der geſchickten Leitung des Cav. Bonucci fortgeſetzt. Dieſe Gräber ſind in der Form kleiner Kammern mit Säulen und Gemälden. Hier fand man Gegenſtände von neuem und außerordentlichem Intereſſe, von Waffen, Terra Cottas und Glas, Goldzierrathen, als Halsbänder, Armringe, Diademe, Ohrringe, Fingerringe, ferner Kameen und Vaſen die ſich durch die Schönheit ihrer Zeichnungen, das Intereſſe und die Großartigkeit der Gegenſtände auszeichnen. Ich habe bereits von der Vaſe geſprochen, auf welcher der Krieg zwiſchen Orient und Occident, Griechenland und Aſien abgebildet iſt, wo Darius in der Mitte ſeiner Satrapen ſitzt, während die verſchiedenen Provinzen Aſiens, unter der Geſtalt ſchöner Frauen perſonificirt, ihre Gaben für den Krieg darbringen, und ich erwähne der Sache nur, weil ich ſo eben einige Bruchſtücke dieſes ſchönen Kunſterzeugniſſes geſehen habe. Wenn ich von Bruchſtücken rede, ſo iſt zu bemerken, daß kein Theil fehlt, und daß die Vaſe ganz vollkommen wieder hergeſtellt werden wird. Cav. Bonucci iſt Ende Mai wieder nach Canoſa zurückgekehrt, um alle von ihm geſammelten Wunder nach dem Muſeo Borbonico ſchaffen zu laſſen. Auch zu Capua iſt etwas in antiquariſchen Forſchungen geſchehen: man hat ein ſamnitiſches Grab entdeckt. Es iſt in Form einer Kammer; an der Mauer ſind zwei junge Frauen abgebildet, welche auf Pfeifen blaſen, nebſt andern Figuren. Einige ſchwarze Vaſen mit vergoldeten Zierrathen wurden hier entdeckt, ſowie Ringe und anderer Goldſchmuck."

*

Die Eröffnung eines neuen Zimmers im Muſeo Borbonico hat kürzlich ſtattgefunden, und zwar am Ende einer Reihe von Zimmern, welche den Bronzeartikeln für den häuslichen Gebrauch der Römer gewidmet ſind. Dieß neue Zimmer enthält die ſchönſten Vaſen und Terra Cottas der Welt, die griechiſch-italiſchen Vaſen. Hier ſieht man die größten Arbeiten der Töpferei, die je geliefert wurden, die vier rieſenhaften Vaſen aus Canoſa und andern Orten, ſowie die älteſten bis jetzt entdeckten Proben, die man wahrſcheinlich den erſten Anſiedlern in Großgriechenland zuſchreiben muß. Außer dieſen findet ſich eine ſehr ſchöne Sammlung griechiſcher Vaſen von außerordentlicher Schönheit. Die genannten vier großen Vaſen haben alle ſchwarzen Grund, die Figuren ſind meiſt roth mit ſehr wenig Weiß. Die Zeichnung iſt vortrefflich und die Auffaſſung der ſchönſten Zeiten der griechiſchen Kunſt würdig. Rund um das Zimmer in Glaskiſten ſtehen eine Menge Terra Cottas roher und älterer Art. Einige haben dieſelben phöniciſch, andere ägyptiſch genannt, doch ohne allen Grund. Sie ſind aus hellgelber Erde, häufig mit ſchlechten Darſtellungen von Thieren, wie Elenns, oder Truthühnern, am gewöhnlichſten ſind aber Thiere aus dem Katzengeſchlecht, wie der Jagdtiger im Orient; auf einer Vaſe fand man Thiere im unteren Kreiſe, während oben Wagen mit vier Pferden dargeſtellt waren, worin zwei Krieger ſich befanden, begleitet von zwei andern zu Fuß; Zeichnung und Charakter gleichen ſehr den Sculpturen in Niniveh. Jedenfalls iſt es kein Zweifel (?), daß Arbeiten aus der Zeit vor der italogriechiſchen hier ans Tageslicht kamen. So iſt dem Archäologen ein neues Feld eröffnet. Nie waren die Ausſichten für Archäologie im Königreich Neapel ſo glänzend wie jetzt: die königlichen Ausgrabungen leitet Bonucci, die des Grafen von Syracus Fiorelli, während Quaranta und Minervini mit der Abzeichnung alles deſſen was ſich darbietet, beſchäftigt ſind. (Athen. 1 Julius.)

*

Eine chineſiſche Zeitung iſt in Californien gegründet worden unter dem Titel „Kin-ſchan-dſchi-ſin-lou", d. h. das Goldminenjournal. Sie beſteht aus 4 Seiten und iſt in Columnen abgetheilt, beginnt aber rechts oben auf der vierten Seite, die bei uns die letzte ſeyn würde. Sie iſt lithographirt. Das erſte Blatt beginnt mit einer Anſprache an die Leſer, ſetzt den Zweck des Journals auseinander, und begehrt Unterzeichnungen und Anzeigen. Sein anderer Inhalt ſind Handelsneuigkeiten und ſonſtige Dinge, welche die Chineſen intereſſiren können. Ein ausgezeichneter chineſiſcher Gelehrter in Paris, der das Blatt unterſuchte, ſagt, es zeige Talent und Betriebſamkeit, ſey aber nicht in der gewählteſten Sprache des Blumenlandes geſchrieben. (Liter. Gaz. 8 Julius.)

*

Der Reiſende Lt. Burton, welcher die Abſicht hatte von Medinah nach Maskat oder von Mecca nach Makullah am indiſchen Ocean quer durch Arabien zu reiſen, hat dieſen Plan aus Mangel an Zeit nicht ausführen können, ſondern ging bloß von Yambo nach Medinah und von da nach Mecca in der Verkleidung eines arabiſchen Pilgers. Viel Neues, abgeſehen von ſeiner perſönlichen Erfahrung, die ihm erlauben wird in mohammedaniſchen Ländern als Hadſchi aufzutreten, ſcheint er nicht mitgebracht zu haben. (Nach den Mittheilungen in der geographiſchen Geſellſchaft vom 19 Junius im Athenäum vom 24).

*

Angebliche Nachricht von furchtbarer Blatternverheerung unter den nordamerikaniſchen Indiern. Das Athen. Franç. vom 8 Julius entlehnt aus dem Courrier des Etats Unis ohne nähere Angabe der Nummer, daß ein Lt. Whipple, der ſich auf einem Zuge in den Ebenen des Colorado befand und die Moquis aufſuchen wollte, um ſich von ihnen Führer durch die Wüſte geben zu laſſen, die Wohnungen derſelben verödet und hie und da unbegrabene Leichen gefunden habe. Endlich ſey man in eine iſolirte Hütte gekommen, wo eine Frau ſterbend neben ihrem letzten Sohn gefunden worden ſey. Dieſe habe ihnen erzählt, daß eine furchtbare Krankheit, nach den Schilderungen die Blattern, den Stamm ergriffen, und alles mit furchtbarer Schnelligkeit hinweggerafft habe.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 29. 21 Julius 1854.

Orologiſche Fragmente.

Das neueſte Heft der deutſchen Vierteljahrsſchrift (Jul. bis Sept. 1854. Nr. 67) enthält unter dieſem Titel eine Abhandlung, die wir als die Fortſetzung und Erweiterung eines in Nr. 8. des Auslandes vom vorigen Jahr enthaltenen Aufſatzes, „Umriſſe der Orologie der Erde“ von Fr. Weiß, betrachten müſſen. Wegen der großen Wichtigkeit der wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Folgen — ſobald dieſe Theorie, oder richtiger vielleicht dieſe Auffaſſungsweiſe der Bildung der Erdrinde ſich in allen Theilen bewährt — ſetzen wir den Hauptſatz, von dem alles ausgeht, und auf den alles zurückführt, hier voran. Er lautet: „die Erde hat nach der Bildung der kryſtalliniſchen Schiefer eine Veränderung ihrer Achſe erfahren; die Streichungslinien der älteſten Gebirge und ihre Querdurchſchnitte gehen in der Richtung der älteren Parallel- und Meridiankreiſe; die Streichungslinien und Querdurchſchnitte der nach der Veränderung der Erdachſe erfolgten Gebirgsbildungen in der Richtung der neuen Parallel- und Meridiankreiſe.“ Es iſt kein Zweifel, daß wenn dieſer Satz ſich erweiſen läßt, eine Grundlage für die Kenntniß der Erdbildung gewonnen iſt, welche für alle geologiſchen, geographiſchen und metallurgiſchen und ſelbſt für die meteorologiſchen Forſchungen von der ausgedehnteſten Wichtigkeit werden muß. Nach dieſer Annahme fällt der Urnordpol der Erde ungefähr in den ſüdlichen Theil der Hudſonsbay, 35° oder genauer 34° 49′ 12″ ſüdlich von dem jetzigen Nordpol. Wir wollen hier die Beweisführung, wie ſie in Nr. 8 des Auslandes vom vor. Jahr und etwas umſtändlicher in dem genannten Aufſatz der Vierteljahrsſchrift aus den Richtungsverhältniſſen der neuen und ältern Gebirge der Erde geführt iſt, nicht wiederholen, ſondern gehen ſogleich auf die andern Beweiſe über, womit der Verfaſſer ſeinen Satz weiter feſtzuſtellen ſucht, und dieſe ſind zum Theil ſehr ſinnreich, wobei wir bemerken müſſen, daß er den einen, der ſich aus der innern Structur der ältern Gebirgsarten, namentlich der kryſtalliniſchen Schiefer, entnimmt, wegen ſeiner Schwierigkeit in dem genannten Journal nur erwähnt, nicht ausgeführt hat.

Einen Hauptbeweis entlehnt der Verfaſſer von der Betrachtung des Mondes; man wird dieß vielleicht ſeltſam finden, aber man höre: „die Unebenheiten des Mondes haben beinahe ausſchließlich nur die Form von Bergkegeln und keſſelförmigen Senkungskratern, welche letztere wieder mit ringförmigen Randerhebungen umgeben ſind. Mit Ausnahme der Rillen und Riſſe, welche von mächtigen Kraterrändern ſtrahlenförmig ausgehen, und in ihrem geradlinigen Verlaufe oft die im Wege ſtehenden Ringwälle ſpalteten, finden wir ſämmtliche Formen der Mondoberfläche an einzelnen Stellen der Erde wieder: in den phlegräiſchen Feldern, in den Gebirgen der Auvergne und überhaupt in allen durch vulkaniſche oder pſeudovulkaniſche Kräfte an einzelnen Punkten ungeformten Gegenden der Erde erkennen wir mit leichter Mühe mehr oder minder vollſtändige Gegenbilder zu den Formen der Mondsoberfläche, während wir uns auf dem Monde vergebens nach jener Gebirgsbildung mit geradlinigen und parallelen Höhen- und Bergzügen umſehen, welche die ganze Oberflächengeſtaltung der Erde in ſo ausgedehnter Weiſe beherrſcht. An eine bloß zufällige Verſchiedenheit einzelner Höhenbildungen kann hiebei nicht gedacht werden, denn hiezu iſt auf dem Monde die Kraterform, und auf der Erde die Parallelketten- und Querjochform zu conſequent und ausſchließlich entwickelt.“ Woher dieſe Verſchiedenheit? Der Verfaſſer findet den Grund hauptſächlich in der „gewaltigen Schwungkraft, welche der Erde zufolge ihrer 24ſtündigen Umlaufszeit um eine feſte Achſe zukommt. Dieſelbe iſt bei dem Monde 2800mal ſchwächer, denn außer ſeinem geringern Durchmeſſer, welcher beinahe viermal kleiner iſt, als jener der Erde, dreht er ſich erſt im Zeitraum eines Monats einmal um ſeine Achſe.“ Wenn man nun erwägt, daß der Umſchwung der Erde um ihre Achſe eine Abplattung der Pole um 2¾ Meilen und eine Ausbauchung am Aequator verurſachte, ſo hat man einen ungefähren Maaßſtab ihrer Wirkung. „Bringen wir, fährt der Verfaſſer fort, zwei nicht ganz erhärtete Maſſen auf Schwungmaſchinen und theilen wir denſelben ſo verſchiedene Rotationsgeſchwindigkeiten mit, daß die eine Maſſe 27mal ſich um eine Achſe ſchwingt, während die andere nur Eine Umdrehung erleidet, ſo würden unſere Phyſiker, im Falle die ſtärker rotirende parallele Faltungen und Streifungen der Oberfläche in der Richtung der Rotationskreiſe zeigen würde, die andere aber nicht, dieſe Erſcheinung wohl unbedenklich der Rotation zuſchreiben.“ Der Schluß hieraus iſt ganz klar: die Erdmaſſe mußte bei ihrer 2800mal ſtärkern Schwungkraft Parallelketten bilden, der Mond aber nicht, und daraus ergibt ſich der zweite, für den Verfaſſer nothwendige Schluß: wenn der Umſchwung der Erde dieſe Parallelketten hervorrief, ſo

muß „die Erde während ihrer primären Periode in der Richtung der unter ſich parallelen primären Falten und in den ſpätern Epochen in der Richtung ihrer ſpätern Faltenerhebungen rotirt haben.“

Aber mit dem materiellen, ſo zu ſagen, mechaniſchen Beweiſe aus der Vergleichung der Mondsgebirge mit der Erde iſt der Verfaſſer noch nicht zufrieden, er gibt uns auch noch einen aſtronomiſchen aus dem Verhältniſſe der Sonne zu den Planeten, und namentlich dem Mond, entnommenen. „In dem Planetenſyſtem“, ſagt er, „beſteht eine Reihe von denkwürdigen Erſcheinungen, welche auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung ſämmtlicher ihm angehöriger Weltkörper hindeuten. Es umkreiſen die Planeten in derſelben Richtung die Sonne, in welcher dieſer Centralkörper ſelbſt ſich um ſeine Achſe bewegt. Das gleiche Verhalten beobachten wieder die Satelliten gegen ihren Hauptkörper, und Planeten und Monde vollziehen auch ihre Achsdrehung mit der Sonne in einerlei Richtung. Allein nicht bloß durch dieſe gleichartigen Bewegungen zeigen ſich die Planeten von jener der Sonne abhängig, auch die Bahnen derſelben ſind an dieſen Centralkörper gefeſſelt; denn ſie liegen beinahe vollſtändig in der Ebene des Sonnenäquators, und auch in ihren faſt kreisförmigen Bahnlinien zeigen die Planeten eine dritte höchſt merkwürdige Uebereinſtimmung.“ Auch die Bahnebenen der Satelliten fallen mit den Aequatorialebenen ihrer Hauptplaneten zuſammen, nur „die Bahnebene des Mondes entſpricht dieſer allgemeinen Erſcheinung nicht, ſondern bildet mit der Aequatorialebene der Erde einen beträchtlichen Winkel, deſſen größtes Maaß 28° 37′ beträgt. Zur Erklärung dieſer Verſchiedenheit gibt es nur zwei Annahmen: daß ſeit Entſtehung des Satellitenſyſtems entweder die Neigung der Mondbahn *oder* die Lage der Erdachſe eine bedeutende Veränderung erfahren habe.“ Erſteres iſt nicht wahrſcheinlich, da die Mondbahn ſonſt alle mit den Geſetzen der Satelliten zuſammenſtimmenden Bedingungen erfüllt, es bleibt alſo nur die zweite Annahme übrig.

So wahrſcheinlich und einleuchtend indeß der Hauptſatz des Verfaſſers von der Veränderung der Erdachſe hiedurch wird, ſo ſehr die Vergleichung der Mondsgebirge mit den Erdgebirgen den Urſprung paralleler Gebirgszüge erläutert, ſo iſt dennoch die Frage, um die es ſich handelt, eine ſo mannichfache und vielgeſtaltige, daß der Verfaſſer auf allgemeinere Annahme ſeiner Theorie, welche manche vorgefaßte Meinungen und aufgeſtellte Syſteme umſtößt, erſt dann rechnen darf, wenn es ihm gelungen iſt den Beweis auf dem feſten Boden der Erde an den einzelnen Gebirgen zu liefern. Wir ſagen abſichtlich, „wenn es ihm gelungen iſt“, denn dazu gehören Karten und zwar in nicht unbedeutender Anzahl, und auch, wenn wir nicht irren, von nicht unbedeutender Schwierigkeit der Ausführung. Nicht nur muß der Globus dargeſtellt werden in ſeiner jetzigen Geſtalt, d. h. mit ſeinen jetzigen Polen, ſeinem jetzigen Aequator, ſondern auch mit den Urpolen und dem Uräquator, um ſich ein klares Bild machen zu können, was ohne ein ſolches Hülfsmittel nicht der Fall iſt. Nach dieſen allgemeinen Darſtellungen kommen aber erſt noch die ſpeciellen, wo zum Theil eine ſehr genaue Terrainzeichnung erforderlich iſt, immer mit Hinzufügung der Urmeridiane und Urparallelkreiſe zu den jetzigen. Nach des Verfaſſers Angaben fällt der Urnordpol genau unter 70° W. L. von F. (90° W. v. Paris) und 55° N. B.; denkt man ſich nun von dieſem Punkt aus die Meridian- und Parallelkreiſe gezogen, ſo hat man die Richtungslinien der Schiefergebirge mit ihren Querſpalten, welche ſenkrecht auf den erſteren ſtehen; letztere repräſentiren alſo die Linien der Urmeridiane oder die ehemalige nordſüdliche Richtung, erſtere die Urparallelkreiſe oder die ehemalige oſtweſtliche Richtung. In Amerika unter 70° W. L. von F. fällt der Urmeridian mit dem jetzigen zuſammen, d. h. die alte nordſüdliche Richtung fällt ſenkrecht auf den alten und neuen Parallelkreis; aber mit der Abweichung gegen Oſt und Weſt muß ſich dieß weſentlich ändern, in welchem Maaße aber bei jedem gegebenen Fall, das kann man nicht ſo leicht ſich vorſtellen, und bildliche Darſtellungen ſind abſolut nöthig, um ſo mehr als bei einem Planiglobium ganz ſeltſame Curven ſich ergeben müſſen. Soll nun ein genügender, ſo zu ſagen augenfälliger Beweis geführt werden, ſo iſt durchaus nöthig, daß die genaueſten geologiſchen und topographiſchen Angaben nach einer mit Urmeridianen und Urparallelkreiſen neben den jetzigen verſehenen Karte verzeichnet ſeyen.

Gelingt es dem Verfaſſer dieſe Karten herzuſtellen, und auf ſie geſtützt den Beweis zu führen, daß das Streichen der ältern und neuern Gebirgsformationen dem von ihm aufgeſtellten Grundſatze entſpricht, dann hat er jedenfalls für Geologie und Geographie Außerordentliches geleiſtet, und allen einſchlägigen Forſchungen, ſo wie ſelbſt den metallurgiſchen, ein unwandelbares Geſetz vorgezeichnet, das künftig als Richtſchnur dienen kann. Dieſer Folgen iſt ſich auch der Verfaſſer ſehr genau bewußt, wenn er ſagt daß „die Orologie der Erde ſchon auf ihrer gegenwärtigen Entwicklungsſtufe einen Umfang beſitzt, deſſen ſich vielleicht nur wenige Zweige der Lehren vom Bau der Erde rühmen können, und daß durch die mathematiſche Genauigkeit, mit welcher ihren Geſetzen zufolge die Richtungen ſämmtlicher Hebungs- und Senkungslinien des Erdballs beſtimmt ſind, die Orologie nicht bloß für die weitere Ausbildung der mechaniſchen Geologie von theoretiſcher Bedeutſamkeit iſt, ſondern auch vermittelſt der ſichern Anhaltspunkte, die ſie für die Analyſe der bisher ſo unklaren Verhältniſſe der Schichtenaufrichtung darbietet, für den Bergbau einſt von praktiſchem Nutzen ſeyn wird.“

Am einleuchtendſten, wenn auch nicht am wichtigſten möchte im Verfolg dieſe Geſetzmäßigkeit ſich für die Kartographie ausweiſen, ein Umſtand, den auch der Verfaſſer, ſelbſt Militär, nicht außer Acht läßt. Wenn „die Hauptrichtungslinien der Erhebungen in voraus beſtimmt werden können“, ſo muß das Bild einer Landſchaft ſich lebendiger und richtiger dem Geiſt darſtellen, als wenn man nichts wie eine chaotiſche Maſſe von Unebenheiten vor ſich hat, die ohne Zurückführung auf ein höheres Geſetz gar keiner Ordnung fähig iſt. Man erkennt aus jedem Zug der Darſtellung des Verfaſſers, wie ſehr er von der Wichtigkeit und der Bedeutung ſeiner Anſicht für die Kenntniß des Erdganzen durchdrungen iſt; manche werden vielleicht dieſe lebhafte Sprache für jugendliche Aufwallung halten, allein jeder Zug beweiſt, daß der Verfaſſer nur nach längern Studien zu ſeiner jetzigen Erkenntniß gelangt iſt, und wenn es ihm gelingt die Wahrheit ſeiner Sätze an einer gewiſſen Anzahl Einzelnheiten unwiderleglich nachzuweiſen, dann iſt auch für die Kenntniß des phyſiſchen Erdganzen eine Grundlage gewonnen, auf der ſich der Beweis führen läßt, daß trotz der ſcheinbaren chaotiſchen Verwirrung „die zahlloſen Bildungen der Erdoberfläche nur die ſtummen, wenn auch noch unerforſchten Denkmale der harmoniſchen Wirkſamkeit allgemeiner Bildungsgeſetze ſind.“

Die Armenier.

(Schluß.)

Der Gedanke Mechitars, den ſeine Schüler nach ſeinem Tode fortſetzten, hat auf den Fortſchritt der gegenwärtigen armeniſchen Geſellſchaft eine entſcheidende Wirkung geäußert, deren Hauptergebniß ich hier herausheben will. Er hatte, um das Gefühl der Nationalität bei ſeinen Landsleuten wieder zu beleben, zwei Zwecke verfolgt: die Erziehung der Jugend und die Wiedererweckung der armeniſchen Literatur. Ehe wir auf den Unterricht der Mechitariſten eingehen, wollen wir einen Blick auf ihre literariſchen Arbeiten werfen.

Mechitar hatte zu dieſen Arbeiten den erſten Anſtoß gegeben, indem er außer mehrern aſcetiſchen Werken eine armeniſche Grammatik und mit Hülfe ſeiner Mönche ein Wörterbuch dieſer Sprache ausarbeitete, das durch die Richtigkeit und ſtrenge Beſtimmung der Bedeutungen ein Muſter geblieben iſt. Unter ſeinem dritten Nachfolger, dem Dr. Akonts Köver, einem edlen Armenier aus Siebenbürgen, von 1800—1824, erhob ſich die Genoſſenſchaft, ohne ihre mönchiſche Verfaſſung aufzugeben, zur armeniſchen Academie, indem ſie es ſich zur Aufgabe machte über die Erhaltung der Reinheit der Sprache und der ächten literariſchen Ueberlieferungen zu wachen. Dieß erſtreckte ſich bis auf die Herausgabe der armeniſchen Claſſiker und die Aufſuchung alles deſſen, was ſich vor den Einbrüchen der Barbaren in alle Weltgegenden zerſtreut oder in die Tiefe der Erde geflüchtet hatte. Der Katalog deſſen, was wieder aufgefunden wurde, zeugt für den ausdauernden Eifer dieſer Forſchungen. Während die bedeutendſten Bibliotheken Europa's nur eine ſehr beſchränkte Anzahl armeniſcher Manuſcripte beſitzen, hat die Academie von San Lazaro deren über 1200, und gibt der Bibliothek des Patriarchen-Kloſters zu Etſchmiadſin an Reichthum nichts nach. Das Wörterbuch, was dieſe Academie in den Jahren 1836 und 1837 herausgab, kann mit den beſten Leiſtungen der gelehrten Geſellſchaften Europa's die Vergleichung aushalten. Dieſe ungeheure Arbeit umfaßt in zwei enggedruckten Quartbänden den Reichthum dieſer unerſchöpflichen Sprache, und jedes Wort iſt in ſeiner Bedeutung durch eine Reihe von Stellen aus Schriftſtellern verſchiedener Zeiten erklärt.

Die Druckerei von San Lazaro hat zehn Preſſen in unaufhörlicher Thätigkeit, deren Erzeugniſſe nach Konſtantinopel, wo die Hauptniederlage iſt, nach den Provinzen des ottomaniſchen Reichs und allenthalben hin gehen, wo in Aſien oder Europa Armenier ſich finden. Die Druckerei der Mechitariſten in Wien beſchränkt ſich nicht bloß auf armeniſche Texte, ſondern druckt auch alle Arten von Werken in den Hauptſprachen Europa's und des Orients. Alle zeichnen ſich aus durch die Zierlichkeit und die Reinheit des Drucks. Lange Zeit hatten die von ihr ausgehenden Schriften nur einen praktiſch nützlichen Zweck, und waren dem Elementarunterricht gewidmet. Unter der Leitung ihres Superiors, des Biſchofs Arisdagues, bildete ſich eine Verbindung unter dem Namen der „aramäiſchen Geſellſchaft", welche eine Reihe kleiner encyklopädiſcher Werke zu verfaſſen und zu möglichſt niedrigem Preiſe zu verkaufen bemüht iſt. Jetzt ſcheint die Congregation, ohne auf ihre Elementarbücher zu verzichten, auf Werke höhern Rangs einzugehen, und wie es die von Venedig ſchon gethan hat, auch das Gebiet der Gelehrſamkeit in ihren Kreis zu ziehen.

Der Katalog der aus beiden Klöſtern hervorgegangenen Werke iſt merkwürdig als ein Maaßſtab für die Fähigkeiten und die Richtung der Nationen, für die ſie beſtimmt ſind. Die Grammatik der alten gelehrten und liturgiſchen Sprache, der Hauptſprachen Europa's und ſelbſt des Lateiniſchen, nehmen einen ſehr bedeutenden Raum ein. Der Geſchmack für Sprachen iſt unter den Armeniern ſehr verbreitet, und ſie beſitzen auch die Fähigkeit ſie zu erlernen und mit Leichtigkeit zu ſprechen in einem hohen Grade. Die franzöſiſchen Grammatiken ſind die zahlreichſten, wie man bei der Neigung der Armenier für franzöſiſche Sprache und Literatur erwarten muß.

Die theologiſchen Abhandlungen und die Erbauungsſchriften, ſowohl im Original als in Ueberſetzung, nehmen einen bedeutenden Raum ein; durch dieſe Schriften wollen die Mechitariſten den urſprünglichen Zweck ihres Inſtituts erfüllen, und den weſentlich religiöſen Neigungen ihrer Nation Genüge leiſten. — Die mathematiſchen und politiſchen Wiſſenſchaften ſind gleichfalls repräſentirt, aber nur in Unterrichtsſchriften, und der Hauptſache, manchmal auch der Form nach den beliebteſten europäiſchen Schriften, namentlich franzöſiſchen, nachgebildet. Man ſieht, daß in dieſem Theile des menſchlichen Wiſſens die Armenier noch nicht über die Anfangsgründe hinaus ſind. Ihr Geiſt, der von dem der Araber ſo ſehr abweicht, hat ſich immer minder auf den Anbau der Wiſſenſchaften, worin ſie nichts eigenes geſchaffen haben, als auf das Studium fremder Literaturen gerichtet. Der Katalog der Mechitariſten zeigt durch die Ueberſetzungen der Meiſterwerke der griechiſchen und römiſchen Literatur, ſowie der neuern Literaturen, daß dieſer früher ſo lebhafte Geſchmack noch keineswegs erloſchen iſt. Unter den Originalwerken dieſer Mönche bilden die über die Geſchichte und Geographie ihres eigenen Landes einen ziemlich bedeutenden Theil, ſo z. B. die große Geſchichte des Pater Michael Tſchamitſch, der in einem Werk in Quart von nahezu 3000 Seiten alles Merkwürdige oder Wichtige aus den armeniſchen Chroniken, deren Reihe ununterbrochen vom 4ten bis 17ten Jahrhundert läuft, zuſammengezogen hat; und die Werke des Pater Lucas Indſchidſchi, der aus denſelben Quellen alle Nachrichten über den phyſikaliſchen und politiſchen Zuſtand Armeniens, über Städte und Denkmale, Inſtitutionen, Sitten und Gebräuche des alten Armeniens geſchöpft hat.

Nach Venedig und Wien iſt zu Konſtantinopel die größte Zahl armeniſcher Werke erſchienen; die Ausgaben mehrerer ihrer Claſſiker haben dort ſeit 200 Jahren das Tageslicht erblickt, hinſichtlich der Richtigkeit der Texte aber und der Schönheit des Druckes können ſich dieſe nicht mit den in Wien und Venedig erſchienenen Werken meſſen. Die bei den Mechitariſten ſo zahlreichen, aus occidentaliſchen Quellen geſchöpften Lehrbücher exiſtiren ſo zu ſagen hier nicht. Doch kann man darunter einen Abriß der allgemeinen Geſchichte von einem ehemaligen Profeſſor des Collegiums von St. Jeruſalem zu Skutari, Tſchamurdſchi Oglu, anführen. Von demſelben Schriftſteller wurde eine Ueberſetzung der „Penſées" von Pascal, ſowie noch ungedruckt eine Abhandlung von Lamennais „Verſuch über den Indifferentismus" geliefert. Letztere Arbeit iſt zu beachten, weil ſie keine vereinzelte literariſche Thatſache iſt, ſondern ein Zeichen des Einfluſſes, den die neuere franzöſiſche Literatur mehr und mehr auf die Armenier Konſtantinopels gewinnt. Es hat ſich unter

ihnen eine Art Schule gebildet, die man das junge Armenien nennen könnte, eine Schule, für welche Paris jetzt ist, was Athen zu den Zeiten des Moses von Chorene für die Armenier war.

Dieſer Bekanntſchaft mit franzöſiſchen Sitten muß man auch die Einführung einer Art von Werken zuſchreiben, die bei uns in beſonderer Gunſt ſteht, des Romans, den man durch Ueberſetzungen und Nachahmungen zu naturaliſiren ſucht. Eine armeniſche Zeitſchrift, der Panaſſer (Literater), gab kürzlich eine Ueberſetzung der „indiſchen Hütte," und merkwürdig genug ſind die philoſophiſchen und ſentimentalen Declamationen, welche St. Pierre ſeinem Paria und dem engliſchen Doctor in den Mund legt, von einer ganz jungen Perſon überſetzt worden. Ein ehemaliger Schüler des armeniſchen Collegiums zu Paris, Manug Bey von Konſtantinopel, hat ſich an Paul und Virginie verſucht, und ſeine Ueberſetzung zeigt wenigſtens, daß er die Schönheiten des Originals fühlte und bemüht war ſie wieder zu geben. Eine Wochenſchrift „Noiyan Aghavni" (die Taube Noahs) hat es kürzlich unternommen ihren Abonnenten den Monte Criſto aufzutiſchen, und man kündigt ebenfalls in einem Journal auch den ewigen Juden an. Doch haben wohl die Romane von Dumas und Sue eine zu ausſchließlich franzöſiſche Färbung, um in eine Sprache, wie das Neuarmeniſche, zu paſſen, welche den Stempel der türkiſchen Civiliſation trägt, und deren Zuſchnitt ganz orientaliſch iſt.

Als Nachahmung haben die Armenier bis jetzt nur ſehr unvollkommene Verſuche gemacht, deren Studium jedoch für uns Werth hat, weil der Inhalt, wenn auch nicht die Form ihnen eigen angehört. In einer Erzählung „Chosrow und Makrubi" ſchildert der Verfaſſer die Abenteuer zweier unglücklich Liebenden, nachdem er in einer Vorrede die franzöſiſchen Romanſchriftſteller von Cottin und Leſage an bis Chateaubriand, Balzac, Soulié und Dumas ſkizzirt, endlich aber Chateaubriand ſich zum Muſter genommen zu haben ſcheint. Aber ein Werk, deſſen Schilderungen und Perſonen weſentlich national ſind, und welches eine Seite der armeniſchen Geſellſchaft zu Konſtantinopel wiederſpiegelt, iſt das, welches ein junges Mädchen, Namens Akabi, zum Gegenſtand hat. Dieſer Roman iſt türkiſch, die gewöhnliche Sprache der ottomaniſchen Armenier, geſchrieben, aber mit armeniſchen Lettern gedruckt, wendet ſich an die Volksclaſſen und führt einen religiös polemiſchen Gedanken durch: es iſt ein wahres Pamphlet der Gregorianer gegen die Unirten. Akabi iſt Diſſidentin, ihr Geliebter katholiſch, und beide kämpfen gegen die Hinderniſſe an, welche der Primas, der Repräſentant des heiligen Stuhls, den gemiſchten Ehen entgegenſetzt. Es iſt dargeſtellt, als greife er zu den abſcheulichſten Mitteln, um dieſe Verbindung zu hindern, ſo daß das junge Mädchen in der Verzweiflung ſich durch Gift ums Leben bringt und ihr Geliebter bald auch ſeinem Kummer erliegt. Obgleich dieſer Roman keinen literariſchen Werth hat, und der triviale Styl, ſowie die Unregelmäßigkeit des Plans, der von müßigen Abſchweifungen unterbrochen iſt, eine ganz unerfahrene Feder verräth, ſo hat er doch durch die Leidenſchaft, die ihn eingegeben, Glück gemacht, und trotz der Verbote der religiöſen Autorität Tauſende von Leſern gefunden. Die „Boſchbogas Reſaleſſi" (Geſchichte eines Schwätzers) welche vor zwei Jahren erſchien, iſt aus demſelben feindſeligen Sinn hervorgegangen, und eine Caricatur der katholiſchen Armenier, denen man verwirft, ſie ſchwören ihre nationalen Sitten und Gebräuche ab, um ſich in die des Occidents einzudrängen. Abgeſehen von dem Geiſt blinder Unduldſamkeit, der in dem Werke weht, müſſen wir doch zugeſtehen, daß es deſſen in den Text eingedruckten Holzſchnitten weder an Witz noch an Bosheit fehlt. Zeichnung und Abdruck laſſen manches zu wünſchen übrig, ſtehen aber unſern wohlfeilen pittoresken Ausgaben nicht nach.

Folgen wir den Fortſchritten der geiſtigen Thätigkeit der Armenier außer Venedig, Wien und Konſtantinopel, ſo ſehen wir ſolche allenthalben ſich entfalten, wohin dieſelben gewandert ſind. In Moskau umfaßt das Inſtitut Lazareff für die orientaliſche Sprache zugleich eine Erziehungsanſtalt für die Armenier, eine Academie, deren Mitglieder die Profeſſoren dieſer Anſtalt und mehrere beigezogene Fremde ſind, und eine Druckerei. Aus letzterer ſind ſchon eine Menge Werke hervorgegangen, andere ſind ſonſt zu Moskau von Mitgliedern dieſer Academie herausgegeben worden. Zu den neuern gehört eine verbeſſerte Ausgabe des Johann Catholicos, des Geſchichtſchreibers der Armenier unter den Arabern, von Emin, die Volksdichtungen von Saiat Nava, einem Weber zu Tiflis, von Achwerdoff geſammelt, und die gelehrte „Darſtellung des armeniſchen Glaubens" von dem Prof. Meſſer. — Zu Neu-Nachitſchewan am Don, im Gouv. Jekaterinoslaw, erſchien 1792 eine „Abhandlung über Aſtronomie" von Johann Erzenga, einem Schriftſteller des 13ten Jahrhunderts; zu Tiflis eine „Reiſe in Armenien" von Pater Dſchalali, Mönch des Kloſters Sanahin; zu Etſchmiadſin eine Beſchreibung dieſes Kloſters und der fünf Diſtricte des Ararat von Pater Schachatuni, ein koſtbares Werk, weil es, wie das vorhergehende, die Inſchriften auf den zahlreichen Ruinen Oberarmeniens enthält; zu Madras die „Geſchichte des Patriarchen, des heil. Nerſes des Großen, und Armeniens unter der Regierung des Kaiſers Valerius" von Mesrob, einem Schriftſteller des 10ten Jahrhunderts, ſo wie die „Geſchichte der Satrapenfamilie der Orbelian und des mongoliſchen Einbruchs", von einem Mitglied dieſer Familie Stephan, Metropoliten der Provinz Siunik im 13ten Jahrhundert; zu Calcutta eine „Reiſe in Armenien" von Macrob Thagition. Hiezu kommen noch die zu Rom von den armeniſchen Schülern der Propaganda herausgegebenen Werke, welche hauptſächlich in Grammatiken, Wörterbüchern, liturgiſchen und Erbauungsſchriften beſtehen.

Ich beſchränke mich auf dieſe geringe Anzahl, die ſich leicht noch vermehren ließe, da man in Europa und Aſien mindeſtens 22 Städte zählt, in welchen die Armenier Druckereien beſaßen oder beſitzen. Die, welche Biſchof Odgan im 17ten Jahrhundert in Holland gründete, verdient Erwähnung in der Geſchichte der Druckerei, und macht dem Vaterland der Elzeviere alle Ehre. Die Typen wurden ihrer Zierlichkeit wegen in Venedig und Wien angenommen. Unter den Schriften, denen er ſeine Sorgfalt widmete, findet ſich eine Bibel in Quart mit Holzvignetten, die ein Meiſterwerk ſeyn ſollen, und eine „Geſchichte Armeniens" unter Abbas I und ſeinen Nachfolgern von 1601 bis 1662 von Arakel.

Dieß führt mich auf die periodiſche Preſſe Armeniens, welche von keiner Regierung unterſtützt iſt, wie die türkiſchen Zeitungen, und doch ſich ſtärker entwickelt hat. Es gibt kaum eine etwas bedeutende, von Armeniern bewohnte Stadt, wo dieſe ſich nicht bemühten, irgend ein öffentliches Organ zu gründen. In dieſer Beziehung ſind ſie allen andern orientaliſchen Völkern voraus, und ſie

allein haben den Journalismus unter dem doppelten Geſichtspunkt der Literatur und Politik aufgefaßt. Ihre Fortſchritte erſcheinen freilich in Vergleich mit denen der europäiſchen Völker beſchränkt, ſind aber keineswegs unbedeutend, wenn man bedenkt, wie ſeit kurzer Zeit der Journalismus bei ihnen Eingang fand, und wie ſchwach ſie an Zahl ſind. Die Mechitariſten haben den Anfang gemacht, indem ſie im J. 1812 zu Konſtantinopel den Pyzantian Tidag" (Beobachter von Byzanz), der unter dem Schutz und auf Koſten der ſogenannten Arſcharuni-Geſellſchaft herauskam, gründete. Das iſt in der That die erſte eigentliche Zeitung in der Türkei; es iſt alſo nicht wahr, daß der von Blacque im J. 1825 zu Smyrna gegründete „Spectateur de l'Orient" die erſte periodiſche Schrift im türkiſchen Reich geweſen wäre. Die Kriege Napoleons und die Folgen, welche ſie für die Türkei haben konnten, waren die Gegenſtände, welche der „Beobachter von Byzanz" anfangs ausſchließlich behandelte, bald aber erweiterte er ſeinen Plan und nahm auch literariſche und wiſſenſchaftliche Artikel auf. Das Blatt war freilich nur ein Verſuch, erſchien nur alle 14 Tage auf einem halben Bogen, und dauerte vier Jahre, bis um die Mitte des Jahres 1816. Sechzehn Jahre ſpäter, im Anfang des Jahres 1832, wurde es durch eine armeniſche Ueberſetzung der Takwimi Wekai (Tafel der Ereigniſſe), die officielle Zeitung der hohen Pforte, erſetzt. Dieſe hielt ſich kaum ein Jahr, erſtand zwar im J. 1838 wieder, aber nur um bald nochmals zu erlöſchen. Einer Ueberſetzung des Dſcheridei Hawadis (Regiſter der Nachrichten) im Jahre 1840 ging es nicht beſſer, aber die Sedſchmai Hawadis (Saat der Nachrichten), ein Monatsblatt, beſteht noch jetzt.

Das erſte eigentliche, ſo zu ſagen officielle Journal der Armenier zu Konſtantinopel, der Hajasdan (Armenien), wurde im Jahre 1846 gegründet, und hatte die Aufgabe, außer den türkiſchen Regierungshandlungen alle politiſchen, literariſchen und Handelsnachrichten zu geben, welche für die Armenier von Intereſſe ſeyn konnten. Der Hajasdan, deſſen Redacteure die HH. Tſchamurdſchi Oglu und Agathon waren, hielt ſich bis zum J. 1849, wo Streitigkeiten im Schooße der Nation ſich erhoben, und ein Deficit in den Ausgaben des Journals eine Aenderung herbeiführte. Tſchamurdſchi Oglu zog ſich zurück, und Agathon nahm zehn unbezahlte Mitarbeiter zu ſich. Zugleich nahm der bürgerliche Rath oder das Nationalcomité das Journal unter ſeinen Schutz und unterſtützte es mit Geld, aber die neue ſehr parteiiſche Redaction erregte lebhafte Beſchwerden und Tſchamurdſchi Oglu wurde im J. 1850 zurückgerufen. Die halb katholiſchen Anſichten aber, die er blicken ließ, zogen ihm von Seiten des Smyrnaer Journals Araradian Arſchaluis (Morgenröthe des Ararat) heftigen Tadel zu, und machten ſeiner Redaction und dem Hajasdan ſelbſt ein Ende. Er wurde im J. 1852 durch den Noiwan Aghawni (Taube Noahs) erſetzt, welcher von den HH. Margoſſian und Abrohan, Dolmetſchern der kaiſerlichen Kanzlei, redigirt wurde, und etwa ein Jahr beſtand. Ihn erſetzte der Maſſis oder Ararat, welcher jetzt noch beſteht.

Außer dieſen politiſchen Blättern, welche wöchentlich ſind, wie die meiſten türkiſchen Zeitungen, erſchienen zu Konſtantinopel zwei Monatsrevuen. Die erſte, der Panaſſer (Literator), von einem jungen Schriftſteller, Hiſſarian, unternommen, begann im J. 1851, überlebte aber daſſelbe nicht. Literariſche Neuigkeiten, ökonomiſche Gegenſtände, Pädagogie, Politik beſchäftigte ihn. Die zweite Revue, Purasdan (der Blumengarten) iſt ausſchließlich literariſch, und hat ehemalige Schüler des armeniſchen Colleginms von St. Sahag zu Konſtantinopel als Gründer und Mitarbeiter. Zwei andere türkiſche Städte haben gleichfalls armeniſche Journale. In Kleinaſien zu Isnimid (Nicomedien) erſcheint der Hairenaſſer (Vaterlandsfreund), der am Ende des Jahres 1849 begann, und nach den neueſten uns zugekommenen Nachrichten am Ende des Jahres 1852 ſich noch erhielt. Zu Smyrna iſt der Araradian Arſchaluis, der vom J. 1840 datirt, das erſte große Journal, das die Armenier hatten; es iſt ſehr verbreitet, und hat Abonnenten bis nach Indien und Rußland hinein. Sein Gründer iſt Lukas Balthazar, der ihn noch redigirt. Er erſchien anfangs wöchentlich, dann nach dem großen Brande, der einen Theil Smyrna's im Jahre 1845 verheerte, nur noch alle 14 Tage. Da die von Sultan Mahmud begonnene und von Abdul Medſchid fortgeführte Reform allen Unterthanen des Reichs, Türken wie Rajas, den Weg zu öffentlichen Aemtern bahnte, ſo faßten einige der aufgeklärtern und angeſehenern Armenier Konſtantinopels, Jakob Duz Oglu, Bewahrer der Kronjuwelen und Director der kaiſerlichen Münze, an der Spitze, in der Erkenntniß, daß ihre Landsleute ſich zu der neuen, vor ihnen eröffneten Laufbahn vorbereiten müßten, den Plan, ein Journal herauszugeben, das genaue und umfaſſende Mittheilungen über den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in Europa enthalten ſollte. Die Ausführung dieſes Plans und die Mittel um die erſten Ausgaben zu decken, wurden den Mechitariſten in Wien anvertraut, welche das Wochenblatt Europa im J. 1847 gründeten, und damit den großartigen Abſichten Duz Oglu's würdig entſprachen.

Zu Venedig geben die Mechitariſten von San Lazaro ſeit 1843 eine halbmonatliche Revue, den Pazmaweb (Polyhiſtor) heraus, deſſen Name ſchon die Verſchiedenartigkeit des Stoffs anzeigt: Naturwiſſenſchaften, Staatsökonomie, Nationalalterthümer, Lebensbeſchreibungen berühmter Armenier ſind das gewöhnliche Thema, das durch einen eleganten Styl und bildliche Beilagen noch anziehender gemacht wird. Der Pazmaweb läßt ſich manchmal auch auf Politik ein, doch nur inſoweit, als ſie directen Bezug auf die Intereſſen der armeniſchen Nation hat.

In den transkaukaſiſchen Provinzen Rußlands kamen zwei armeniſche Journale heraus, der Kaukaſus, der im Januar 1846 begann, aber nur zwei Jahre dauerte, und der Ararat, der im J. 1851 durch die Abreiſe ſeines erſten Redacteurs, Gabriel Begdanian, wieder einging. In Indien beſaß Calcutta von 1845 bis 1849 den Azkaſſer (Patrioten), Madras den Panaſſer vom J. 1848, der aber nach einem Jahr unter dem Widerwillen, den ſeine herben Kritiken und heftigen Declamationen erregten, wieder einging. Im indiſchen Archipel endlich hat die dorthin gezogene armeniſche Colonie die periodiſche Preſſe nach Singapore verpflanzt, und es erſcheint dort der Uſſumnaſſer (Freund der Belehrung) zweimal monatlich lithographirt. — Hiezu muß man auch das „Magazin nützlicher Kenntniſſe" rechnen, das die engliſchen Miſſionäre von 1839 bis 1843 zu Smyrna herausgaben; den Hairenaſſer, in derſelben Stadt von Melik Selumiants, der ſich zwei Jahre von 1843 bis 1845 erhielt, endlich den „Moniteur von Byzanz" von Ch. Oskanian, der im J. 1840 ſich nur einige Monate behauptete. Von 1812 bis jetzt ſind 21 periodiſche Schriften erſchienen, abgeſehen

von 2 in Lieferungen zu unbeſtimmter Zeit erſcheinenden Schriften, den „Annalen“ und der „Mode.“

Von dieſen 21 periodiſchen Schriften leben noch ſechs: die „Morgenröthe des Ararat“ zu Smyrna, der „Pazmaweb“ oder Polyhiſtor zu Venedig, die „Europa“ zu Wien, der „Blumengarten“ und der Maſſis zu Konſtantinopel und der „Freund der Belehrung“ zu Singapore. Die drei letzten ſind neuern Datums, haben die Probe der Zeit noch nicht beſtanden, und man kann über ihre Lebensfähigkeit noch nicht urtheilen, nur die drei erſten haben lange genug beſtanden, um ihren Erfolg für geſichert zu halten. Der Polyhiſtor und die Europa verdanken ihren Erfolg der unläugbaren Ueberlegenheit der Redaction, die ſich großentheils die europäiſchen Journale zum Muſter genommen hat, ſowie ihrer Mäßigung, die Morgenröthe des Ararat der Wichtigkeit der Nachrichten an dieſem Hauptplatz des levantiniſchen Handels. Die geringe Dauer der andern Journale zeigt, daß das Leſen der Journale noch nicht in die Tagesgewohnheiten der Armenier eingedrungen iſt, ihre große Zahl aber zeugt für ein lobenswerthes Streben; viele ſind indeß gefallen durch ihre Richtung, die mit dem Geiſt und den Vorurtheilen des Publicums, an das ſie ſich wandten, in Conflict geriethen.

Zur Speculationsſache iſt die armeniſche Preſſe noch nicht geworden, ſie hat nur die Unterſtützung eines kleinen aber ausgewählten Theils der Nation für ſich, der vor keinem Opfer zurückſchreckt, [1] um unter den Armeniern nützliche Bücher und Unterricht zu verbreiten. Dieſe Privatfreigebigkeit wetteifert mit der der Genoſſenſchaften, welche die Armenier allenthalben, wohin ſie kamen, geſtiftet haben, dieſe Bemühungen zeigten ſich aber hauptſächlich ſeit 50 Jahren in der Stiftung von Unterrichtsanſtalten, welche die größten Erfolge geliefert haben. Das erſte hinſichtlich des Alters und des Grades der Studien iſt das bekannte lazareffſche Inſtitut der orientaliſchen Sprachen zu Moskau. Die Geſchichte der Gründung dieſes Collegiums iſt unzertrennlich mit der der edlen Familie verknüpft, deren Namen es trägt, und deren Freigebigkeit die Armenier ſeine Gründung verdanken. Der Ahnherr dieſer Familie, Manug Lazar, ſtammt von einem der armeniſchen Anführer ab, welche nach der Vernichtung des Reichs um die Mitte des 11ten Jahrhunderts ſich mit einem Reſt von Unabhängigkeit in ihrem geknechteten Vaterlande erhielten. Als im J. 1601 Schah Abbas der Große die Bevölkerungen vom Araxes nach Ispahan verpflanzte, zog Manug mit ihnen. Der Schah wollte ſie für die Gewaltthätigkeit, mit der er ſie ihrer Heimath entriſſen hatte, entſchädigen und ihre induſtrielle Thätigkeit entwickeln, deßhalb wies er ihnen in der Nähe von Ispahan, ſeiner Hauptſtadt, einen Wohnſitz an, zeigte ſich ſehr wohlwollend gegen ſie und verlieh ihnen große Vorrechte. Abbas II (1642 bis 1666) machte Manugs Sohn zum Münzdirector und zum Finanzminiſter. Später ernannte ihn [2] der berühmte Nadir Schah (Thamasp Kuli Chan) zum Kelonther, d. h. zum Präfecten und oberſten Richter von Dſchulfa, der armeniſchen Vorſtadt von Ispahan. Lazar hinterließ als Erinnerung an ſeine Verwaltung zwei prächtige Karawanſerais, auf die er aus ſeinem eigenen Beutel 100,000 Thlr. verwandte, und wo ſeine Landsleute, die der Handel nach Perſien zog, eine gaſtliche Aufnahme fanden. Die Revolutionen, die auf den Tod des Eroberers folgten, nöthigten Lazar Dſchulfa zu verlaſſen, und er ging nach Rußland, gelockt durch die gute Aufnahme, welche ſeit Alexis Michailowitſch daſelbſt den Armeniern zu Theil wurde, und durch die Sicherheit, die ſie hier fanden. Von allen Seiten ſtrömten die Armenier nach Rußland. Lazar und ſein Sohn Johann zeichneten ſich aus durch die Gründung ungeheurer Seide- und Baumwollenfabriken in der Nähe von Moskau, durch die Ausführung mehrerer bedeutenden Finanzoperationen für Rechnung der ruſſiſchen Regierung, durch thätige Theilnahme an der Gründung der Städte Kislär, Mosdok, Grigoriopol und Neu-Nachitſchewan. Auf ihren Ruf kamen die armeniſchen Colonien herbei, um die Provinzen im Norden des ſchwarzen Meeres anzubauen; dieſe waren damals wüſte und von Sümpfen durchſchnitten, während ſie jetzt reiche Ernten tragen. Johann ſtarb im J. 1813 im Beſitz eines unermeßlichen Vermögens, und von Katharina II, Paul I und Alexander mit Gunſtbezeugungen überhäuft. Sein letzter Gedanke war eine Wohlthat für ſeine Landsleute und ein neuer Dienſt, den er ſeinem neuen Vaterland leiſtete. Er vermachte einen Theil ſeines Vermögens zur Gründung eines Hauſes, wo die Armenier eine mit den Bedürfniſſen und den Fortſchritten der Geſellſchaft in Uebereinſtimmung ſtehende Erziehung erhalten könnten. Sein Bruder und Erbe Joachim vollzog dieſen Auftrag mit einer Freigebigkeit, welche noch die Abſichten des Erblaſſers überſtiegen; er ſteigerte das Capital auf eine halbe Million Rubel, und ſeine Söhne auf mehr als eine Million. Das Inſtitut Lazareff hat den Rang eines Gymnaſiums und ſteht unter dem Miniſter des öffentlichen Unterrichts. Den Unterricht ertheilen 22 Profeſſoren, und er umfaßt die bibliſche Geſchichte, den Katechismus nach griechiſchem und armeniſchem Ritus, ruſſiſche Grammatik, Geſchichte und Geographie, Statiſtik, Literatur und Logik, mathematiſche und phyſikaliſche Wiſſenſchaften, lateiniſch, franzöſiſch und deutſch, und von orientaliſchen Sprachen armeniſch, georgiſch, arabiſch, perſiſch und türkiſch. Dieſe Curſe haben zum Zweck nicht bloß Schüler für den Militär- und Civildienſt, ſondern namentlich auch Dolmetſcher für die politiſchen und Handelsverhältniſſe Rußlands mit Aſien, ſowie Lehrer und Prieſter für die armeniſchen Schulen und Kirchen des Reichs zu bilden. Fünfzig Freiplätze ſind für Waiſen und arme Kinder vorbehalten, die oft auch noch ſpäter unterſtützt werden, bis ſie eine feſte Stellung erlangt haben.

In den beiden Collegien der Mechitariſten zu Venedig wird der Unterricht vom nationalen Geſichtspunkt aufgefaßt, d. h. er iſt im Grunde europäiſch, aber der Stellung, welche die jungen Leute ſpäter im Orient unter ihren Landsleuten einnehmen ſollen, angemeſſen. Dieſe beiden Collegien ſind das Collegium Raphael zu Venedig ſelbſt, geſtiftet von Ed. Raphael Gharamian, Kaufmann zu

---

[1] Die Herausgabe der großen Zahl von Werken, die durch die Mechitariſten veröffentlicht wurden, iſt nur durch die großen Schenkungen möglich geworden. Die Geſchenke der Familien Duz und Dadian zu Konſtantinopel verdienen den ewigen Dank der Armenier. Gleiches läßt ſich von der Familie Lazareff in Petersburg ſagen. Zu Orta-köi, im Umkreis von Konſtantinopel, haben die Unterſtützungen der literariſchen Geſellſchaft, Thankaran Verdzanuthian (Leſecabinet) die Herausgabe eines bis jetzt unbekannten armeniſchen Geſchichtſchreibers aus dem 10ten Jahrhundert, Thomas Arzruni, möglich gemacht, der wichtige Nachrichten über die Züge der Araber nach Armenien mittheilte.

[2] Wahrſcheinlich nicht ihn, ſondern ſeinen Sohn, denn Thamasp iſt erſt 1689 geboren, und beſtieg den Thron Perſiens erſt 1735, kann alſo kein Zeitgenoſſe eines Mannes ſeyn, der unter Abbas II ſchon bei Jahren ſeyn mußte. A. d. U.

Madras, und das Collegium Samuel Moorat, anfangs zu Padua, ſeit 10 Jahren nach Paris verlegt; Moorat gründete dieß Collegium mit 175,000 Pf. St., dem fünften Theil ſeines Vermögens. In dieſen beiden Collegien beruht der Unterricht auf denſelben Grundlagen, er iſt zugleich literariſch und für beſondere Lebenszwecke. Nach der Beſtimmung des Stifters wird der Unterricht den Armen unentgeldlich ertheilt, unter der Bedingung, daß ſie in die Heimath zurückkehren, und die erlangten Kenntniſſe dort zu verbreiten ſuchen. Das Collegium Raphael nimmt 35 Schüler auf, das Collegium Moorat hat gegenwärtig 60 aus beiden Bekenntniſſen. Die Väter derſelben Congregation zu Wien beſchäftigen ſich auch in ihrem Kloſter in der Joſephsſtadt damit, die jungen Armenier, die ihnen aus verſchiedenen Provinzen der Türkei anvertraut werden, in die europäiſchen Methoden einzuweihen.

In der Türkei und im ruſſiſchen Transkaukaſien gibt es keine nur etwas bedeutende, von Armeniern bewohnte Stadt, wo nicht Primär- und Secundärſchulen angelegt ſind. Meiſtens befinden ſie ſich im Umkreis oder in der Nähe der Kirchen und Klöſter und unter der Leitung oder Aufſicht der Geiſtlichkeit. Sie werden von patriotiſchen Geſellſchaften unterhalten. Die einen nehmen Kinder beiderlei Geſchlechts auf, wenn ſie noch ganz jung ſind, andere haben beſondere Locale und Lehrer für Knaben und Mädchen; andere endlich nehmen nur Mädchen auf. Die Zahl der Mädchen, welche in die Schule gehen, iſt verhältnißmäßig ſehr beſchränkt, ihr Unterricht auf die erſten Anfänge des Katechismus, der Grammatik, des Rechnens und einige Näharbeiten beſchränkt. Dieß hat ſeinen Grund in der Abneigung der Mütter ſich von ihren Töchtern zu trennen, und in dem in den Sitten des Orients ſo tief eingewurzelten Vorurtheil, das die Frauen ins Innere des Weibergemachs bannt, und ſie ausſchließlich den Hausarbeiten beſtimmt.

Die Städte der Türkei, wo der öffentliche Unterricht am meiſten Fortſchritte gemacht hat, ſind in Europa: Bucareſt, Adrianopel, Varna; in Aſien: Kaiſarieh, Siwas, Tokat, Bruſſa, Smyrna, Erzerum, Charput, Muſch, Wân, Beirut u. dgl. Im ruſſiſchen Transkaukaſien ſind es Tiflis, Lori, Kutais u. ſ. w. Im Patriarchenkloſter zu Etſchmiadſin iſt ein unter den Armeniern berühmtes Seminar, wo der zum geiſtlichen Stand Beſtimmte allen Unterricht erhält von der erſten Stufe an bis zu der, welche ihn zum Titel eines Wartabed oder Doctors der Theologie ermächtigt. Konſtantinopel mit ſeinen Vorſtädten auf beiden Ufern des Bosporus enthält 38 armeniſche Schulen oder Collegien mit 6500 bis 7000 Schülern. Dieſe Zahl, im Vergleich mit der Bevölkerung betrachtet, gibt nur ein Verhältniß von 2½ bis 3 Proc., eine noch ſchwache Zahl, die ſich aber dadurch erklärt, daß der öffentliche Unterricht noch nicht lange Wurzel geſchlagen, und die Mädchen meiſtens noch nicht daran Theil nehmen.

Der in dieſen armeniſchen Anſtalten je nach den Mitteln mehr oder minder umfangreiche Studienplan umfaßt außer dem allen gemeinſamen Religionsunterricht die alte und literariſche Sprache Armeniens, Türkiſch, Neugriechiſch, Franzöſiſch und Italieniſch, etwas Mathematik, die Anfangsgründe der Phyſik, Muſik und Zeichnen. Im Seminar St. Peter und Paul zu Pera, das Bey-Oglu durch den Biſchof Haſſun, den katholiſchen Primaten Konſtantinopels, gründete, und das ſowohl eine Laien- als kirchliche Anſtalt iſt, dauern dieſe Studien mindeſtens 10 Jahre fort, und enden mit einem Curſus der Theologie, welcher den Candidaten des Prieſterthums auferlegt iſt. Das Nationalhoſpiz von Jedikule, wo die Armen, Kranken und Wahnſinnigen aufgenommen werden, enthält auch eine Schule, die zugleich ein Waiſen- und ein Correctionshaus für undisciplinirte Kinder iſt. Das bedeutendſte Erziehungshaus zu Konſtantinopel, ſowohl hinſichtlich der Zahl der Schüler als der Güte des Unterrichts, iſt die Schule von Sahag zu Samathia, innerhalb Konſtantinopels, nicht fern von dem Palaſt des Patriarchen. — Außerhalb der Zone, die wir ſo eben durchlaufen, fehlen uns nähere Nachrichten: wir kennen bloß in Perſien das Collegium von Dſchulfa, das zur Kirche Amenapherguitſch (Weltheiland) gehört, und den Namen der Familie Samian führt, die es gründete oder dotirte, und in Calcutta die Armenian Philanthropic Academy, welche 55 bis 60 Schüler aufnimmt, ſo wie eine Mädchenſchule.

Wir ſchließen hier die Schilderung der verſchiedenen Schickſale, welche die armeniſche Nation erfahren hat, ſo wie die ihres jetzigen Zuſtandes; Hr. Dulaurier hat ſo viel wie möglich an den Quellen zu ſchöpfen geſucht, und wenn er manchmal zu ſehr in Einzelnheiten einging, ſo muß man nicht vergeſſen, daß alles, was die Völker der Türkei betrifft, im gegenwärtigen Augenblick von hohem Intereſſe iſt, daß man ihre Richtungen, ihren Geiſt, ihre Lage kennen lernen muß, wenn man ein richtiges Urtheil über die innern Zuſtände der Türkei fällen will. Die Armenier, ſo unſcheinbar ſie auftreten, ſind namentlich wegen ihres Handels und ihrer financiellen Geſchicklichkeit, durch welche letztere ſie der Pforte ſchon manchen Dienſt geleiſtet haben, ein ſehr wichtiges Glied in dem bunten Rahmen des Reichs, und Hr. Dulaurier ſcheint geneigt zu glauben, daß ſie bei den Türken aushalten werden, auch gegen die Ruſſen, wenn man ſie nicht muthwillig ins feindliche Lager treibt, was nicht zu erwarten.

Amerikaniſche Federzeichnungen von E. Pelz.

Strikers Bay.

> Fortunatus et ille, Deos qui novit agrestes,
> Panaque, Sylvanumque senem, Nymphasque.
> Virgil.

Unter den Eroberungsluſtigen ſcheint mir der Schriftſteller mit am allerſchlimmſten daran zu ſeyn. Er thut es in der Leidenſchaft zu reizen, anzulocken und zu gewinnen, an Stärke wenn möglich noch den heurathsluſtigen Amerikanerinnen zuvor; aber, aber, wie ärmlich ſind gegen die zahlreichen „Allurings“ (Anlockungen) derſelben leider die Hülfsmittel der Literaten! Seine „Paintings“ (Schminkungen) beſtehen aus — Tinte, welche im üblen Geruche der Galligkeit ſteht und ſtatt der vollen Wangen, der ſchwellenden Lippen u. ſ. w., die den Ladies unterthan ſind, ſteht ihm nur eine abgetödtete Subſtanz mit Todesfarbe im Papier zu Gebote. Die

pikanteſten Ueberſchriften ziehen nicht, wenn die erſte beſte Concurrenz weiblichen Geſchlechts dazwiſchen tritt. Das Buch, der Aufſatz im Journal, ſie fliegen trotz aller Zugmittel in eine Ecke, ſobald am Fenſter nur der intereſſante Schatten einer Nebenbuhlerin um die Gunſt des Leſers vorüberſchwebt. Perſonen, die bislang den beſten Willen uns zu folgen an den Tag gelegt, nehmen ſich unter angedeuteten Umſtänden kaum die Mühe den Großherrn Goethe als Autorität für unſere Zurückſetzung zu citiren mit ſeinem Rathe Mephiſtos:

„Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.“

Darum verſchmähte ich allerlei ſchnurrige Titel, die mir durch den Kopf rannten, für eine Skizzirung aus dem New-Yorker Leben gegriffener, kleiner Scenen, welche nichts als ihre Einfachheit und Natürlichkeit für ſich haben. Man wird wenigſtens nicht ſagen dürfen: der Leſer ſey durch den Titel außer Athem geſetzt und vom nachfolgenden ohne Entſchädigung gelaſſen worden.

Wer ſich viel unter den Deutſchen in New-York nicht nur, ſondern in der ganzen nordamerikaniſchen Union bewegt, wird allgemein über Mangel an gemüthlichem Leben klagen hören. Die Schuld liegt aber zumeiſt an den Leutchen ſelbſt, wenn ihre Beſchwerden gerecht erſcheinen, ſie verſtehen zu wenig, gute Gelegenheiten friſch und herzhaft beim Schopfe zu faſſen; alle wollen nur haben und einnehmen, ſelten hat einer Luſt zum Darreichen und Ausgeben. Der Gemüthlichkeit geht es wie der Liebe, beide finden ohne Hingebung keine Erwiederung! Möge mir verſtattet ſeyn, die Erlebniſſe eines letztverfloſſenen Sonntages im Mai ohne alle fictionären Zuthaten ſelbſtredend aufzuführen, um daraus ein Votum in der Sache zu bilden.

Mein lieber Freund Alexander, deſſen Bekanntſchaft ich hier bereits vor länger als zwei Jahren machte, ohne daß wir uns — ganz gegen den Tagesgeſchmack — wieder fahren ließen, alſo jedenfalls ein gemüthliches Ausnahme-Exemplar hieſiger Deutſchen, das geſchloſſene Freundſchaften nicht flatterhaft und kindiſch mit dem Winde wechſelt, ſchickte mir am vergangenen Sonnabend die Nachricht: Sonntag früh gegen 10 Uhr zu ihm zu kommen, und eine kleine Landpartie mitzumachen, maaßen der Mai nur noch bei einem ganz geringen Endchen zu erfaſſen ſey. — Dem holden Mai bin ich von jeher gut geweſen und dem Alexander ſammt ſeiner liebenswürdigen Frau bin ichs auch, folglich ſtrich ich mit meiner Tochter zu gerechter Zeit die einundzwanzigſte Straße nach Weſten hinab bis zur ſechsten Avenüe, um von da mit der Stadt-Eiſenbahn bis College-Place zu rutſchen, wo die beiden lieben Leutchen wohnen.

Ungeduldige Menſchen ärgern ſich über die hieſigen Sonntagsgebräuche und wollten mir ſogar kaum zugeſtehen, daß der ſonntägliche Stillſtand der Perſonenwagen (Stages) in der Stadt abſolut nothwendig ſey, um wenigſtens die ſtärkſten Nervenſyſteme im Gange zu erhalten, ſie bedenken nicht, daß eine Pauſe im permanenten Wagengeraſſel bei ſonſtigem Geſchäfts-Charivari ſanitätliches Erforderniß iſt. Man zetert entſetzlich gegen die Geiſtlichkeit, weil dieſe — was man ihr gar nicht verdenken kann — alle Welt als Zuhörerſchaft ihrer einſchläfernden „Sermons“ in den Kirchen und Stille außenvor haben will. Hat nicht die Sorgfalt für harmloſe Kirchenſchläferei ſogar etwas Rührendes! Es laſſen ſich kecke Reden über Kirchendeſpotie, Verdummungsſucht und dergleichen vernehmen, und große, gewaltige Angſt vor der Zukunft in Amerika wird laut. Aber gehen nun nicht auch an den Sonntagen die ruhigen und bequemen Eiſenbahnwagen, gezogen von Pferden bereits durch die Längendurchſchnitte der Stadt bis dahin, wo die dichten Häuſerbauten — ſo um die vierundvierzigſte (Quer-) Straße herum — aufhören! Hat da nicht recht augenſcheinlich das weltliche „Buſineß“ über das kirchliche den vollſtändigen Sieg davon getragen! Für nur fünf Cent fährt alle Welt faſt eine deutſche Meile lang in den eleganteſten Wagen die ſich herſtellen ließen und welche — in ſo großer Anzahl laufen ſie — mindens alle fünf Minuten aufeinander folgen. Nur die rechten und einflußreichen Leute müſſen eine Angelegenheit in die Hände nehmen, und die guten Reverends fallen dann allzeit ab. Der arme Proletarier mag allerdings einige Urſache haben, dieſes Geldregiment ſcheel anzuſehen, allein nichts hindert ihn — als die eigene Unklugheit — durch Vereinigung und Zuſammentreten es den Reichen gleich oder zuvor zu thun. So lange die Armen nicht hinter den Witz oder das Geheimniß ihrer Macht kommen, wird ſie der Witz der Reichern immer aus dem Felde ſchlagen. Und weil die Aermern nicht einig handeln lernen, iſts nicht wenigſtens vor der Hand ſehr gut, daß die Reichern ſo trefflich für die allgemeine Bequemlichkeit ſorgen und ſich dieſen Witz nur mit Geld bezahlen laſſen? Wer fünf Cents entrichten kann, der fährt ſo gut und luxuriös wie nur immer der Reichſte in einem und demſelben Wagen; ſein Geld iſt den Compagnien, welche dieſe Stadt-Eiſenbahn-Linien errichteten, ſo lieb wie das des Reichſten! Fünf Cents wollen aber in New-York nicht mehr ſagen als etwa ein Silbergroſchen in Berlin u. ſ. w. Haben wir hier noch keine ſocialen Idealzuſtände erreicht — na! es fiel eben kein Meiſter vom Himmel! — So entwickelt ſich doch neben mancherlei Unkraut bei uns auch manche gute Culturpflanze. Zeigt ſich unſer Geſellſchaftsgarten auch verwildert gegen europäiſche Formenrichtigkeit, ſo hat er mehrfach doch nicht die ärgerliche Gezwungenheit eines ſtreng policirten Gebietes.

Wir ſchlenderten ſelb fünf — es hatte ſich nämlich auf Alexanders Einladung ein liebenswürdiger Wisconſinianer, alſo ein Hinterwäldler, zu uns gefunden — bis zum Abgangsplatz der „Stages“ nach Manhattanville u. ſ. w. hinter City Hall, denn dieſe Perſonenwagen dürfen auch an den Sonntagen laufen und das iſt gewiß ſehr liebenswürdig von unſern ſtädtiſchen „Rulers.“ Unſer Reiſemarſchall, beſagter Hinterwäldler, dictirte uns nämlich die Fahrt mit einer Stage, wogegen ſich einige undemokratiſche Bedenken auf den glücklichen Geſichtern unſerer ziemlich faſhionabel geſinnten Damenbegleitung kund gaben. Indeſſen herrſchte doch die nöthige Disciplin vor und wir halfen den zwölfſitzigen Wagen dermaßen füllen, daß Alexanders Gelüſt: „Outſide,“ oder „Top“ zu fahren ſehr gelegen kam. — Eben ſollte zur feſtgeſetzten Minute die Abfahrt beginnen, als noch ein Pärchen herbeieilte, das die Reiſe mitmachen wollte. Der „Driver“ — wie man hier die Kutſcher titulirt, als gälte es lebendes Schlachtvieh zu transportiren, reſpective zu treiben — welcher zugleich Conducteurdienſte verſieht, hatte die liebenswürdige Anſicht, daß der Wagen für vierzehn Perſonen im Innern Raum darbiete, wurde aber um ſo eher beruhigt, als man zweien Knaben den Vorſchlag machte: der zutrittluſtigen Lady — alles Weibliche iſt hier ladyſchaftlich — den Platz zu räumen und ganz vortreffliche Sitze „Outſide“ einzuneh-

men. St. Custom (das geheiligte Herkommen), einer der Hauptheiligen des Landes, gebietet ſtete Nachgiebigkeit gegen weibliche Wünſche, Fancies und dergleichen, ſeitens der masculinen Welt und Jedermann gewöhnt ſich daran von Kindesbeinen an, wie der Türke an das Fatum. Daher verlaſſen auch unſre muntern Boys willig ihre ſammtnen Polſterſitze, um ſie mit der harten Holzdecke des Wagens zu vertauſchen, „because a lady wants their seats!“ (denn eine Lady braucht ihre Sitze). Ihre Mienen tragen einen ganz beſonderen Ausdruck, der an das „Allah Kerim!“ (Allah iſt gerecht) des Mohammedaners erinnert, wenn er die Baſtonade empfängt und an das „Sluſchu!“ (ich gehorche) des Ruſſen, wenn er von einem Obern den Befehl entgegennimmt, irgend etwas ihm nicht eben Angenehmes zu thun. — Nun raſſelt der Wagen in die Bowery, und von da immer nördlich weiter bis in die vierzigſten Straßen, wo ein Depot für hinzutretende Paſſagiere ſich befindet und Halt gemacht wird. Zwei Gentlemen — denn alle Männerwelt nimmt dieſen Titel hier in Anſpruch — machen Miene in den Wagen zu ſteigen, aber es tönt ihnen aus demſelben ein „Full“ (voll) entgegen, was wiederum zu einer Intervention des „Drivers“ führt, der ſeine vierzehn Perſonen-Anſicht nun weſentlich zur Geltung zu bringen ſucht. Indeſſen wird ſein Sturm aufs neue ſehr tapfer zurückgeſchlagen, indem die einſtimmige Erklärung folgt: alle würden ausſteigen, falls er auf dieſer Unmöglichkeit beſtehe. „You would?“ (Sie würden) fragt das driverliche iriſche Kupfergeſicht lächelnd, und auf ein entſchloſſenes Uniſono-Yes fährt er gelaſſen weiter. Er hat ſchon eine ganz gute Ladung für ſeine zwei, nicht allzu ſtarken Schimmelchen, denn nach einer vor unſern Wagenfenſtern herabbaumelnden Anzahl von Beinen zu ſchließen iſt der „Top“ wenigſtens mit acht Perſonen beſetzt, was folglich in Summa zwanzig Paſſagiere ausmacht.

Abermals ziehen die Roſſe fort, und geht es nicht im „ſauſenden Galopp,“ wie einſt mit Karl von Eichenhorſt und ſeinem Lieb in Bürgers Ballade, ſo kann doch von einem ganz leidlichen Zappeltrabe geſprochen werden, zumal wenn die beträchtliche Zahl der Hitzegrade in Anſchlag kommt, welche der Atmoſphäre den Temperaturzuſtand eines geheizten Backofens mittheilt. Noch immer fahren wir zwiſchen einer ziemlich dichten Häuſerreihe hindurch. Es iſt zum Erſtaunen wie raſch der Stadtbau in New-York nach Norden auf dem Inſelgebiet vorwärts dringt, zumal die Häuſer — in Folge der Errichtung unſeres Glaspallaſtes zur Weltausſtellung — um das bis dahin einſam geſtandene „Diſtributing Reſervoir“ der Croton-Waſſerleitung herum, gleich Pilzen aus der Erde emporwachſen. Mein Wagennachbar, bemeldeter Hinterwäldler, erzählt mir, daß ihm hier vor etwa ſechs Jahren zwanzig Bauſtellen für zweitauſend Dollars zum Kauf angeboten wurden, die heut mindeſtens zwanzigtauſend werth ſeyen. Ja, die Dollar ſpucken hier in den gemüthlichſten Leuten! — Ich denke oft an Ferdinand Freiligrath, der in ſeinem Gedicht „Californien“ ſingt:

„Drum, du närriſche Menſchheit, drum ſcharre nur zu!
— — — — —
Zwar — du wirfſt dir die Zukunft nur halb bewußt!
Du denkſt nur der augenblicklichen Luſt —
Doch du ſchaffſt eben doch, was du ſchaffen mußt!“

Jetzt endlich kommen wir aus dem anſchwellenden Häuſermeer, die Gegend gewinnt ein mehr ländliches Anſehen, obſchon nur wenige Gebäude und Anlagen bemerkbar werden, wie ſolche ſtets in der Nähe größerer Städte Deutſchlands zu finden ſind. Alle Welt lebt gewiſſermaßen hier nur proviſoriſch und dieß geht als Hauptcharakter durch die ganze Union. Die auf der Wanderung begriffene Menſchheit ſcheint überall nur an einem großen Sammelplatze angelangt zu ſeyn, um von da aus den letzten Anlauf zur Vollendung des Rundganges um die Mutter Erde zu nehmen, um — alt geworden — auf dem Tummelplatze der Kindheit, in der alten Völkerwiege Aſien, eine neue Phaſe des Lebens in und mit der Natur des Planeten zu beginnen. Deutſchlands Bewohner hatten ſeither die Gewohnheit, ſich überall gleichſam für ein ewiges Leben niederzulaſſen; ſie richteten ſich immer mit für Kinder und Kindeskinder ein. Daher vieles Ausſchmückende bei ihren Niederlaſſungen. Hier in Amerika findet man das nur ſehr vereinzelt und ausnahmsweiſe; die reizende Lage New-Yorks und ſeiner Umgebungen iſt nur ſelten von den Bewohnern für Ausſchmückungen der Wohnſitze benutzt. Das allgemeine Ringen und Streben nach dem Dollar hat zu ſehr die Oberhand gewonnen. Wer einen günſtig gelegenen Grundbeſitz hat, denkt in der Regel nur daran: wie er denſelben baldigſt mit größtmöglichem Gewinn verkaufen könne. Wo ſoll da Sinn für Verſchönerungen aufkommen! Wie ſoll ſich Gemüthlichkeit erzeugen, nach der namentlich alle Deutſchen ſehnſüchtig verlangen? Nach innen kehre den Blick, nicht nach außen, wer das Glück und die Gemüthlichkeit ſucht; im Schatze den jeder und jede in ſich trägt, liegen die Goldkörner, welche Freude ſpendend ausgegeben werden müſſen, um Freude — auf ſolche Ausſaat — einernten zu können.

Der Wagen hält! Wir ſind auf der Hälfte des Weges, den derſelbe in einer Tour zurückzulegen hat, beim Half-Way-Houſe angelangt. Für die Fahrt einer deutſchen Meile zahlt die Perſon einen Sixpence. Unſer heutiger Vergnügensdirector entrichtet einen Schilling für jeden, folglich will er uns weiter dirigiren. Den Damen wird vom galanten Alexander Limonade präſentirt, uns Männern lacht er zu, ſich den Mund mit ſeinem Battiſttaſchentuche wiſchend. Nächſtdem denuncirt der „Driver“ unſere Widerſetzlichkeit gegen ſeine Vierzehn-Perſonen-Anordnung; allein wir ſind im Rechte und der Chef im Half-Way-Houſe thut, als ob er die Beſchwerde nicht gehört habe. So iſt es hier zu Lande! Das Polizeigeſetz hat eine der Wagenweite angemeſſene Anzahl von Perſonen aufzunehmen geſtattet. Ohne beſondere Einwilligung der Paſſagiere darf der „Driver“ keine das Maaß überſchreitende Anzahl aufnehmen, aber er verſucht's doch unter allen Umſtänden, und erreicht gewöhnlich vermittelſt des ſchönen Geſchlechts ſeine Abſicht. Die Männer opponiren ſelten ernſtlich gegen eine weibliche Ueberzählige, und iſt die Oppoſition nicht einſtimmig, ſo läßt man den vereinzelten Widerhaarigen ſchlimmſtenfalls — ausſteigen. Oft werden in den Wagen ſo viele Beunterrockte geſtopft, bis alle Sitze doppelt beſetzt ſind, Männlein hinten, Weiblein vor ſich auf den Knien! Natürlich ſchaudert eine faſhionable Lady ſchon bei dem Gedanken an eine ſolche Situation; aber obgleich alle Welt gern faſhionable erſcheinen möchte, ſo dominirt doch bei der Menge die Nothwendigkeit, und man glaubt kaum, welche Wunder auf dieſe Art nicht ſelten geſchehen. Es ereignet ſich, daß in dieſer Weiſe die allerprüdeſten Damen gelegentlich — faſt ohne zu wiſſen wie — auf den Schooß eines Stockfremden poſtirt erſcheinen, und König Geld-

beutel iſt nicht gerade als alleiniger Anſtifter anzuklagen. Jupiter Pluvius kuppelt dieſe Pärchen der Stages am allerhäufigſten zuſammen. Ueberhaupt geht das „Zipp“ der Amerikanerinnen nicht über einen gewiſſen praktiſchen Punkt hinaus. Wo ſich z. B. manche Europäerin, zumal im lieben Deutſchland, doch wenigſtens über eine unvermeidliche Lage nachträglich nicht beruhigen zu dürfen glauben würde, da fügt ſich die entſchloſſene Amerikanerin herzhaft und meiſt lachend drein. Gefährlich wird dieſe Entſchloſſenheit, wenn mit dem Heurathen periculum in mora iſt, da mag der Mann wohl zuſehen, daß ihm nicht bei Gelegenheit eine kecke Yankeein in die Taſche ſchlüpft.

Hinter Bloomingdale hielt unſer Wagen, und ohne weiteres purrelte durch die Thür eine wahrhaft glühende, kleine, runde, ſtumpfnaſige, ſonntäglich ausgeputzte Pflanze von „grün Erin.“ Sogleich fuhr der Spitzbube von „Driver“ weiter! Was half da ein Proteſtiren? Und ach! die Bombe fiel zu meiner linken Seite nieder, dieſelbe vollſtändigſt bedeckend und in eine Gluthatmoſphäre verſetzend. Mein hinterwäldleriſcher Nachbar lachte mich herzlich aus, rückte zu und tröſtete: „Wir ſind bald an Ort und Stelle!“ Ich darf behaupten, das Unvermeidliche mit Würde getragen zu haben, obſchon die ſchalkhafte Frau meines Freundes Alexander ſo wie meine ungerathene Tochter mir gegenüber die lieben Geſichter in ihre Taſchentücher verſteckten; ſie wollten vor Lachen über meine Grimaſſen — wie ſie ſich ausdrückten — erſticken. Die heilloſen Geſchöpfe meinten, ich hätte ausgeſehen wie einer, der fortwährend Rhabarber verſchlucke! — Puh, mir iſt noch heut in der Erinnerung heiß, und gegen Weihnachten hin will ich mich dieſer iriſchen Wärmeflaſche erinnern.

Zu Anfang der neunziger Straßen zeigte ſich endlich, endlich rechts am Wege vor einer köſtlich ſchattigen Allee in Goldſchrift die einladende Firma: „Elm Park.“ Es ſchlug meine Erlöſungsſtunde aus dem Fegefeuer, und wahrlich zur höchſten Zeit; denn reichlich meine linke Körperhälfte, alſo die gefährliche Herzſeite, brannte ſchon lichterloh in Folge der Beeinfluſſung des iriſchen Geblütes neben, reſpective auf mir. Ah! Wie war mir wohl im Schatten der hohen Ulmen des Parks! Und wie ausgezeichnet mundete ein Glas Sodawaſſer in der Reſtauration! „Alles zu ſeiner Zeit!“ entgegnete ich meiner neckenden Begleitung, und ſetzte hinzu: „So etwa im Januar oder Februar, wenn Maſter Boreas aus Canada herabpuchſtet, wollte ich mir eine derartige Intimität Jung-Irlands eher gefallen laſſen.“

Unter fortgeſetztem Necken und Schrauben meiner Aermſtenſchaft bummelten wir ſelbander von Elms Park bis zur ſechsundneunzigſten Straße, wo zur linken Hand am Wege abermals „der deutſche Herrgott einen Arm ausgeſtreckt hatte“ mit der Inſchrift „Strikers Bay“, und hinunter ſchlenderten wir in eine überaus anlockende Schlucht, beſetzt mit hohen Bäumen, zur Laubholzgattung gehörig, unter denen der ſaftige Raſenteppich, durch Frühlingsblumen wie mit goldenen Knöpfchen beſetzt, ſich zeigte.

Die langen Küſtenſtrecken der Vereinigten Staaten, von Maine herab bis nach Florida und ebenſo die entgegengeſetzte Seite am ſtillen Ocean haben eine große Menge zum Theil prachtvoller Baien aufzuweiſen, des mächtigen Golfs von Mexico, der glanzvollen Bay von Panama und anderer Buchten gegen Süden hin nicht zu gedenken. Wie winzig erſcheint dagegen die Strikers Bay, vom Vater Hudſon in das Manhattan-Eiland gewühlt! Dennoch läßt ſich kaum lieberes, heimlicheres und heimelnderes denken, als dieſes Schlupfwinkelchen, dieſe Miniaturepiſode im weiten Gebiete des Hudſonfluß-Naturgedichtes, wo — zum Luxus faſt — ein guter deutſcher Wirth ſeinen hübſchen Wigwam aufgeſchlagen hat. Man findet da Kegelbahn, Schießgalerie und — neben ziemlich deutſch gehaltenem Gaſthaus-Comfort — einen von franzöſiſcher Hand trefflich in Stand geſetzten Blumen- und Küchengarten, vor allem aber einen angenehmen Raſenfleck vor dem Hauſe nach der Flußſeite hin, beſchattet von ein paar lieben Bäumen, unter denen fürwahr gut ſeyn iſt. Von einem gewandten Farbigen bedient, brechen wir mit Eifer unſere Faſten [1], obſchon die Luft nichts weniger als zehrend genannt werden kann. Es iſt als ob ein Treibhaus uns umſchlöſſe, und wenn uns der freundliche Wirth erzählt, daß in einer Nacht hier die Pflanzen um einen halben Schuh wachſen, ſo läßt ſich's bei ſolcher Atmoſphäre wohl denken. Nach zurückgelegter, oder eigentlich überſtandener Wintertemperatur iſt ſolch ein Wechſel bei genußreichem Nichtsthun überaus ſüß und angenehm.

Um nicht in den Verdacht eines bloßen Eß- und Trinkmenſchen zu kommen, ſehe ich mich veranlaßt, demnächſt auf die angenehme Geſellſchaft hinzuweiſen, in der ich mich befand; denn was wollen alle Freuden ohne menſchliche Theilnehmer ſagen. Es hat ſich noch eine befreundete Familie unverabredet bei uns unter den Bäumen eingefunden, beſtehend aus drei Damen und einem Herrn, und wir ſind insgeſammt Deutſche; das herzliche Geſchwätz oder Geplauder, wie es der deutſchen Natur zu ihrer Conſervirung ſo unerläßlich iſt als dem Fiſch das Waſſer, wurde in ſeiner Aufrechthaltung durch kein fremdes Sprachidiom geſtört. Ob wir angenehm plauderten! Der herzugekommene Herr hatte ſich nebſt ſeiner hübſchen Frau längere Zeit in St. Petersburg aufgehalten. Wir erhoben vereint die ruſſiſche Gaſtfreundlichkeit, die Hochhaltung der Geiſtesbildung im Babel an der Newa und anderes Gute; die Lichtſeiten des Lebens der Menſchen im hohen Norden Europa's wurden überhaupt von uns in der Erinnerung etwas herausgehoben. Unſer, auf einem Polſter im Graſe liegender, Wisconſinianer ergriff die Widerpart; ihm ſchien offenbar jedes Lob der Zuſtände Rußlands einen Hohn gegen die Vereinigten Staaten einzuſchließen. Er zeigte ſich, als zu ſehr an der politiſchen Staatsform hangend, während von uns nur das rein Humaniſtiſche im Auge gehalten wurde. Das gab denn eine animirte Unterhaltung, in die Freund Alexander ſeine burlesken Scherze neckend warf; die Damen diſputirten zum Theil mit oder bildeten den Lach-Chorus, der aber allerlei Gevögel keineswegs abhielt, hingeſtreute Broſamen von den Bretterdielen eines Tanzplatzes im Freien aufzulefen. Dabei dufteten Roſen, Jasmin und die würzigen Blüthen eines Ananasſtrauches faſt angenehmer als unſere Havannah-Cigarren. Unſer Damenkreis beſchäftigte in maigrüner Umgebung das Auge hinlänglich angenehm, aber das Landſchaftsbild vor uns, aus der lieblichen Strikers-Bay geſehen, lenkte uns immer und immer wieder von der Bewunderung glücklicher Frauengeſichter a . Zu unſern Füßen zeigte ſich demnächſt im Vordergrunde, von der Hudſonfluß-Eiſenbahn bis auf einen Brückenabzug eingedämmt, die kleine Bucht, in wel-

[1] Das Breakfaſt, Frühſtück im Engliſchen heißt wörtlich überſetzt: Brichfaſten.

cher ſich eine ganze Schaar lärmender Knaben badete, deren fröhliches Gekreiſch zu uns heraufſchallte. Recht amerikaniſche Symbolik! Das Kindiſche überall im Vordergrunde dominirend! Dahinter ein kleiner Pier, brückenkopfartig zum Anlegen von Fahrzeugen in den Strom gebaut, und gegenwärtig beſetzt mit Anglern. Wiederum ſymboliſch die herrſchende Leidenſchaft der Gewinnſucht darſtellend. Dann ein Stück Hudſon, mit dem freundlichen Bulls Ferry am jenſeitigen Ufer, einer günſtig gewählten Theaterdecoration in der Hinterwand ähnlich. Welch herrlichen, ſanften Waſſerreflex gibt doch jener röthliche Streifen, eine Partie des ziemlich hohen Felsrückens Bulls Ferry abſpiegelnd, durchzogen von den Silberfäden, in die Fluth durch vorüberſegelnde Schiffe gewirkt. Wie ſtattlich nehmen ſich vorbeikommende Dampfer aus, wandelnden Ortſchaften gleich, und ferner jene mächtigen Flöße, auf der ein vollſtändiges Haus, belebt von einer zahlreichen Familie, errichtet iſt, wie ſolches nur immer auf feſtem Boden hergeſtellt werden mag. Endlich ſchießt auch lärmend ein Zug auf der Eiſenbahn unter unſern Füßen hinweg, gezogen vom Rieſen Dampf, den die Neuzeit — einem modernen Simſon vergleichbar — als Delilah ſich leibeigen gemacht. Ich mag nicht ſagen, daß der Gewaltige in die Hände der geldgierigen Philiſter gefallen ſey, das könnte mir die frohe Sonntagslaune ſtören!

Gewiß, wir waren vollſtändige Epikuräer an dieſem letzten Maiſonntage, und endlich begann vollends Frau Sonne mit ihren Abendvergoldungskunſtſtücken, unterſtützt noch von einem lieblichen, milchweißen Nebelſtreifen, der ſich zwiſchen dem gegenüberliegenden, untern Ufer und ſeinen Höhen hinzog, als Reſultat der belebenden, ſchöpferiſchen Sonnenwärme. An die grauen, geſpenſtigen Nebel der alten deutſchen Heimath gewöhnt, überraſchte mich dieſe amerikaniſche Luft-Milchſtraße ſtets angenehm, ſo oft ich ſie noch ſah.

Unterdeſſen ſpielten vier Schweden an einem Nebentiſche Karten, nachdem ſie zu Mittag gegeſſen und der Nachäffung jener bekannten Yankeeeckelei mit vor ſich auf den Tiſch gelegten Hinterpfoten überdrüſſig geworden waren. Zur Abwechſelung und um des Contraſtes willen diente uns dieſe Nachbarſchaft auch zur Erhöhung der gemüthlichen Stimmung. Amuſanter war aber bei weitem eine Partie Bürger-Matroſen, die ſich in unſerer Nähe mit gymnaſtiſchen Uebungen vergnügten, und jene Schweden durch hübſchen Anſtand beſchämten. [1]

„Wir müſſen nach New-York aufbrechen", mahnten unſere Damen, aber immer wurde noch eine neue Cigarre angezündet und weiter geſchwatzt. Was? Ja, das würde einem geſchickten Stenographen niederzuſchreiben Mühe gekoſtet haben. In alle Fächer des Wiſſens ward gepfuſchert, alle Quellen reicher Erfahrung öffneten ſich, und die heitere Stimmung führte zu fröhlichen Scherzen; und mitten in dieſer Fluth von Behaglichkeit — ſo ſind wir Deutſche nun einmal — wiederkehrende Klagen über — mangelnde Gemüthlichkeit im hieſigen Leben, Klagen am Ende darüber, daß es nicht immer ſo ſey wie heute.

Ich habe Zufriedene faſt von allen Hauptnationen der alten Welt kennen gelernt, aber ein zufriedener Deutſcher ſoll mir noch aufſtoßen. Immer iſt den Elementern etwas nicht recht und „ſie wollens anders haben", wie Chamiſſo ſo glücklich herausfühlte. Das macht ſie in nationaler Beziehung klein, aber in humaniſtiſcher ſehr groß! Was wäre der Menſchheit Fortſchritt ohne die unzufriedenen Deutſchen? Erſt als es faſt zu dunkeln begann, entſchloſſen wir uns zur Heimkehr. „Wir finden genug Platz in den Stages!" hatte unſer Maitre de Plaiſir eingewandt, wenn wir das „Wie" der Nachhauſekunſt anregten. Dieß führte dahin, daß wir bis zur vierundzwanzigſten Straße zu Fuß wandern mußten, denn die Stages waren ſämmtlich dermaßen beſetzt, daß wir auf einer ſolchen nicht weniger als 36 Paſſagiere zählten. Wie die alle Platz fanden, erſchien faſt unbegreiflich.

Die Maſſe bei uns vorbeiſtürmender Wagen, meiſt jene federleichten Einſpänner, welche zur hieſigen „Chariot-Race" (Wagenwettrennern) gehören, ſtaubten uns arg ein, und in den Sumpfpartien von Bloomingdale bekamen wir Ideen von der mephitiſchen Atmoſphäre in den pontiniſchen Gefilden. Doch wir drangen mit fortgeſetztem gutem Humor ſchäckernd wieder vor bis zu Barnums unvollendetem Worlds-Fair-Tower, von wo uns raſch die Eiſenbahnwagen in die Nähe unſrer Sweet Homes brachten. „Das war ein gemüthlich verlebter Tag!" ſagen ſeitdem alle Theilnehmer dieſer Partie nach Strikers Bay.

[1] Bekanntlich gibt es in den Vereinigten Staaten neben der Bürgermiliz auch Bürgermarine, deren ſiebenjährige Dienſtzeit von allen fernern unfreiwilligen Verpflichtungen zum Staatsdienſt entbehrt. D. V.

Zeitbetrachtungen. VIII.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch immer die Diplomatie den Kriegsverlauf, nicht umgekehrt der Kriegsverlauf die Diplomatie beſtimmt, mit andern Worten, es ſind noch immer nicht hinreichend Streitkräfte engagirt, man iſt noch immer nicht ſo zum Aeußerſten gekommen, daß alle Rückſichten, als die der möglichſt wirkſamen Verwendung der Streitkräfte, um ein Reſultat zu erreichen, ſchwinden. Dieſer Sachverhalt iſt es, was die Oppoſition in England aufs Aeußerſte erbittert, und der Regierung einen ſchweren Standpunkt bereitet. Daß letztere gegen die herrſchende Stimmung, welche vor einigen Tagen durch die Ankunft eines kranken alten Ruſſen, der nie in politiſchen Verhältniſſen geſtanden, in Aufregung gerieth, ſehr empfindlich geworden, konnte Aberdeens ſchnelle indirecte Rechtfertigung und Verläugnung früherer Worte deutlich genug zeigen, und das Mißtrauen macht ſich auch auf alle Art und Weiſe Luft. England iſt endlich aufgeregt bis zu dem „fighting pitch", und jetzt will es auch von ſeinen ungeheuern und koſtſpieligen Rüſtungen ein Reſultat ſehen. Ebenſo zeigt der Ton der Times, daß ſie ſich durch dieſen Stand der öffentlichen Stimmung ſehr in Verlegenheit geſetzt fühlt, und nicht mehr recht Rath weiß, wie ſie die öffentliche Ungeduld beſchwichtigen ſoll: ſie dringt darauf, daß irgend etwas erkleckliches, in die Augen fallendes geſchehe, und ſie fällt immer ſchonungsloſer über Preußen her, dem ſie die Schuld bei-

mißt, daß Oeſterreich nicht vorwärts gehe auf ſeiner Bahn und die Ruſſen angreife, wogegen Oppoſitionsblätter, wie die Daily News, ſich in den wüthendſten Ausfällen gegen Oeſterreich ergehen. Hinter all dem Gerede verbirgt ſich nur der Aerger und der Zorn, daß England nicht die Fäden allein in der Hand hat, daß Verhältniſſe obwalten, über die es nicht gebieten kann: die Times iſt ärgerlich, weil ſie dieſe Verhältniſſe kennt, aber nicht offen zur Sprache bringen darf, die Daily News iſt zornig und ſchlägt nicht nur auf Oeſterreich, ſondern auch auf ihre eigene Regierung los, weil ſie dieſe Verhältniſſe nicht kennt oder hochmüthig überſieht, wie man aus ihrem ganzen Raiſonnement, und nicht bloß aus dem ihren, ſondern ſelbſt aus dem ſcheinbar gründlichern eines Economiſt erkennen kann.

Das wird muthmaßlich in der nächſten Zeit noch etwas ſchlimmer werden, denn es iſt etwas eingetreten, was noch nicht zur öffentlichen Kunde gelangte, deſſen Wirkungen ſich indeß ſchon äußern, und was den leitenden Perſonen an der untern Donau ſchon vor Ende letzten Monats bekannt geweſen ſeyn muß. Man hatte dort nicht nur eine Räumung der Walachei, ſondern ſelbſt der Moldau bis zum Sereth erwartet, und alle Anordnungen ſollen darnach getroffen geweſen ſeyn; nach Briefen in der Neuen Pr. Zeitung aus Bucharest ward alles mit Einemmal umgeſtoßen, und die Ruſſen ſollen in der Walachei bleiben; ähnliche Nachrichten meldete auch ein Correſpondent des Czas; andrerſeits iſt der anfangs auf den 3ten, dann auf den 7ten Julius angezeigte Einmarſch der Oeſterreicher nicht erfolgt, vielmehr hat ein auf dem Marſche nach Siebenbürgen befindliches Corps Befehl erhalten nach Galizien aufzubrechen; die Türken, von denen man nach dem Vertrag der Pforte mit Oeſterreich am 14 Junius glauben ſollte, ſie würden gar nicht in die Fürſtenthümer einrücken, ſind bei Ruſchtſchuk über den Strom gegangen, haben Giurgewo beſetzt, die Ruſſen anfangs zurückgedrängt, erlitten aber nachher eine Schlappe, und endlich haben ſich angeblich Franzoſen und Engländer von Varna aus in Marſch geſetzt, um gleichfalls in Verbindung mit den Türken an, wo nicht über die Donau zu rücken. Dieſe wohl mit einander in Zuſammenhang ſtehenden Vorfälle deuten auf ein bis jetzt nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommenes Etwas hin, über welches wir uns in keine Conjecturen einzulaſſen brauchen, das aber jedenfalls mit dem Gerücht neuer Friedensunterhandlungen und dem verlängerten Aufenthalt des Fürſten Gortſchakoff zu Wien in Verbindung ſteht. Stoff genug zu neuen Herzensergießungen der engliſchen Blätter, und welche Fluth hätten wir erſt zu befahren, wenn die franzöſiſchen ihrer unerſchöpflichen Rednergabe den Lauf laſſen könnten. Vor letzterer Sündfluth ſind wir glücklicherweiſe vorerſt behütet, und die ſpärlichen Tropfen, die dennoch aus dem verſchloſſenen Gefäß rinnen, finden noch überdieß vor den Augen der Times keine ſonderliche Gnade, wenigſtens wird das Journal des Debats, welches die mitteldeutſchen Höfe als die folgſamen Diener des Czaaren geſchildert, von der Times ziemlich hart angelaſſen, indem dieſe die Schaale ihres Zorns einzig über Preußen ausgießt.

Dieſer kleine Handel zwiſchen Times und Debats, unter andern Verhältniſſen von keiner Bedeutung, iſt jetzt, wo das letztere mit der ſtrengen kaiſerlichen Regierung ſeinen Frieden geſchloſſen, wohl beachtenswerth. Die Times rechnet darauf, daß wenn nur Preußen und Oeſterreich einig ſeyen, die andern wohl ohne weiteres folgen müßten; findet deßhalb nicht für gut, ſo heftig gegen die Mittelſtaaten aufzutreten, und die Debats geben nicht undeutlich zu verſtehen, daß die ſupponirte Vaſallenſchaft der mittlern deutſchen Staaten unter Rußland was abſcheuliches, unter Frankreich aber etwas ganz natürliches, hiſtoriſch begründetes wäre. Die Meinungsdifferenz der beiden leitenden Journale iſt darum intereſſant, weil ſie zeigt, wie empfindlich man gegen jede Berührung iſt, ſobald nicht bloß die entlegene Türkei, ſondern der nahe Continent ins Spiel kommt. Die kaiſerlich franzöſiſchen Blätter haben ſich ohnehin ſchon vernehmen laſſen, der türkiſch-ruſſiſche Krieg neige ſich zum Ende, und der Nationalitätenkampf Europa's beginne; das iſt vollends eine deutliche Anſpielung; ſo wie Oeſterreich ſich in den Kampf miſcht, ſey es in welcher Weiſe es wolle, ſo iſt eine gänzliche Umgeſtaltung der politiſchen Verhältniſſe Europa's und eine Anregung der deutſchen Frage früher oder ſpäter unvermeidlich. Das weiß man in Berlin, in Wien und Petersburg; daher die Zögerung, die man von allen Seiten zeigt, es aufs Aeußerſte kommen zu laſſen; in Wien wird zuverläſſig noch über ganz andere Dinge als über das Verhältniß Rußlands zu der Türkei, über die den Chriſten zu ertheilenden Rechte und dergleichen unterhandelt. Alles dieß behagt den Engländern und Franzoſen nicht ſonderlich, niemand wird aber ſo unvernünftig ſeyn, zu verlangen daß in einem Fall von ſo außerordentlicher Tragweite die deutſchen Mächte anders als nach eigener Anſicht und den eigenen Intereſſen gemäß handeln. In den engliſchen Journalen und den engliſchen Anſichten ſpuken — die Koſſuthiſchen Reden nach, in denen Ungarn, Polen und Italien alles, Deutſchland nichts bedeutet, während doch von der deutſchen Frage die polniſche und ungariſche, ſo wie die italieniſche abhängt. Daraus kann man ſchon abnehmen, wie ſchwer die Koſſuthſchen, von Times und Morning Chronicle förmlich abgeſchätzten, von den Oppoſitionsblättern, wie Daily News und Advertiſer, der Sache wenn auch nicht immer den Worten nach angeprieſenen Standreden ins Gewicht fallen. Umſonſt kämpft aber die kältere Ueberlegung der engliſchen Miniſter ſo wie der unterrichtetern Journale gegen die Folgen der durch den Koſſuthſpuk veranlaßten Aufregung und Stimmungen; man hat jetzt nachzubüßen, was man vor Jahren verbrochen, und die Stimmung wird um ſo bitterer im Publicum, als die bis jetzt errungenen Erfolge mit den hochfliegenden Erwartungen keineswegs zuſammenſtimmen. Daß man in der Oſtſee gegen Rußland wenig gewinnen wird, daß der Schaden den man in Finnland angerichtet, und die Sperrung der ruſſiſchen Ausfuhrhandels ſo ziemlich der einzige Erfolg ſind, den man in dieſem Jahr zu erwarten hat, das wird allmählich auch den Engländern immer klarer, die Sache aber eben darum auch deſto verdrießlicher. Was durch die Hinſendung von 8 bis 10,000 Mann Franzoſen erreicht werden ſoll, iſt nicht abzuſehen, da die Beſetzung der Alandsinſeln, wovon geredet wurde, im Winter eine höchſt mißliche Sache ſeyn möchte.

Kaum günſtiger dürften ſich die Ausſichten im ſchwarzen Meer geſtalten. Die vereinten Flotten ſollen 58 Schiffe ſtark auf Sebaſtopol, oder wie andere wollen, mit 8000 Mann Landungstruppen zuerſt auf Anapa losgegangen ſeyn, aber einen Angriff auf erſtern wohlbefeſtigten Hafen hat man ſeit geraumer Zeit für ein Unding erklärt, wenn er nicht durch eine zum mindeſten 50 bis 60,000 Mann ſtarke Landarmee unterſtützt würde. Woher dieſe,

ausgerüſtet mit hinreichender Reiterei, hinreichender Artillerie und hinreichenden Transportmitteln kommen ſoll, iſt nicht abzuſehen, und der gleiche Mangel wird Franzoſen und Engländer an bedeutenden Fortſchritten im Norden der Donau hindern, obgleich einer Nachricht zufolge bereits 20,000 Mann mit den Türken vereint in Ruſchtſchuk eingetroffen ſeyn und ſelbſt an den Gefechten im Norden der Donau Theil genommen haben ſollen. Die öſterreichiſche Armee hatte ſich bloß für die eventuelle Beſetzung Bosniens mit Tauſenden von Transportpferden verſehen, alle Berichte der engliſchen Blätter aber erklären einſtimmig, daß es den verbündeten Truppen an dieſem unerläßlichen Hülfsmittel noch bedeutend fehlt, und daß ſie um von Varna in der Richtung von Siliſtria, etwa 15 Meilen, oder nach Ruſchtſchuk, etwa 25 Meilen, vorzurücken, das bulgariſche Landvolk auf eine erbitternde Weiſe zu Zwangsfuhren anhalten mußten. An eigenen ſelbſt herbeigeſchafften Transportmitteln muß es demnach fehlen, und wird auch dieſe nicht geringe Schwierigkeit überwunden, ſo ſtoßen ſie im Norden der Donau auf einen mit überlegener Reiterei und Artillerie verſehenen Feind. Wohl aus dieſen Gründen räth die vom Bramarbasion etwas zurückgekommene Times von ſolcher Verwendung der Truppen ab. Nichts iſt ſchlimmer im Krieg als ſeinen Feind zu gering anzuſchlagen, dazu iſt aber niemand geneigter als ein in militäriſchen Dingen ſo gründlich unwiſſendes Publicum wie England, das noch überdieß auf ſeine Civiliſation in Vergleich mit den barbariſchen Ruſſen ſtolz und ſeinen Feind zu verachten geneigt iſt. Leute wie Raglan und Marſchall St. Arnaud, nebſt den Miniſtern, müſſen dann die Sache ausbaden, und werden mit Vorwürfen überſchüttet. Seit es verſchiedenen Nachrichten zufolge wahrſcheinlich iſt, daß die Franzoſen und Engländer aus Varna nach der Donau rücken, iſt an Verwendung dieſer Truppen in der Krim, wie man in England vielfach erwartete, in dieſem Jahr kaum mehr zu denken, noch weniger in Kleinaſien und Transkaukaſien, wo die Türken, namentlich ſeit der Niederlage Selim Paſcha's durch Fürſt Andronikoff, bei dem ſchlechten Zuſtand der Armee in Kars und dem Unfrieden, der beſonders zwiſchen den ungariſchen und polniſchen Officieren herrſchen ſoll, keine großen Fortſchritte machen, die Ruſſen aber auch allen Umſtänden nach keine großen Unternehmungen wagen werden, da ſie nach einem Bericht des Generals Stein, der ſich unter allerlei Verkleidung durch das ruſſiſche Gebiet und ſelbſt durch Alexandropol geſchlichen haben ſoll, nicht mehr als 54,000 Mann in Transkaukaſien ſtehen haben; immerhin genug, um Türken und Schamyl [1] zurückzuwerfen, und ſich zu behaupten, was im Augenblick für ſie die Hauptſache iſt. Größere Erfolge der Engländer und Franzoſen auf aſiatiſchem oder europäiſchem Gebiet, ſind ſomit im Laufe dieſes Jahres zwar nicht unmöglich, aber nichts weniger als wahrſcheinlich. Sobald dieß den Engländern klar wird und nicht mehr zu läugnen iſt, wird die Erbitterung ſich immer mehr gegen die Regierung und gegen Oeſterreich wenden, falls nicht dieß vorher noch zu den Waffen gegen Rußland greift.

Ob dieß geſchieht, und ob nicht Oeſterreich, wie man ihm von einigen Seiten Schuld gibt, nur für Rußland Zeit zu gewinnen ſucht, das iſt nun die Frage. Betrachtet man den ganzen Gang, den Oeſterreich ſeit zwei Jahren eingehalten hat bis auf dieſe Stunde, einen Gang den engliſche Blätter ſelbſt an Tact und Klugheit bewundernswerth finden (ſ. Economiſt 8 Jul.), ſo kann man Eins wenigſtens keinen Augenblick bezweifeln, daß es Rußlands Plane auf die Türkei um ſeiner ſelbſt willen vereiteln will; kann es dieß erreichen ohne Krieg, ſo wird es auch das Schwert nicht ziehen, ſo drohend jetzt auch die Sachen zu ſtehen ſcheinen; ein ſolcher Erfolg wäre ſelbſt den Aufwand einer ſo koſtſpieligen Aufſtellung werth. Wenn Oeſterreich wirklich, wie ſo manche engliſche Blätter behaupten, im Fall eines Kriegs einen Aufſtand in Italien und in Ungarn zu fürchten hat, ſo würde es höchſt thöricht handeln, wenn es ohne die äußerſte Noth den Krieg begänne, und nicht minder thöricht wären diejenigen, die ſolches von ihm erwarteten. Geradezu falſch muß man alſo die Anſicht derer nennen, welche behaupten England und Frankreich würden die zweideutige Stellung der deutſchen Mächte, deren Zögerungen nur Rußland nützten, nicht länger ertragen. Dieſe Mächte kennen die Lage Oeſterreichs und Deutſchlands überhaupt hinreichend, um die Regierung für die ihnen daraus entſpringende Verlegenheit irgend verantwortlich machen zu wollen, oder zu können. Dieſe Verlegenheiten ſind indeß bedeutend genug, denn ein mit ungeheuren Koſten unternommener und doch im Weſentlichen erfolgloſer Feldzug führt deren in hinreichendem Maaße mit ſich; daß man ſich in dieſem Jahre kaum mehr einen Erfolg verſpricht, zeigt die Sprache der Times zur Genüge.

Freilich iſt es den Ruſſen faſt noch ſchlimmer ergangen: ihr mit einem ungeheuren Aufwand von Mitteln bewerkſtelligter Uebergang über die Donau hat zu keinem Reſultat geführt, da einerſeits Siliſtria mit merkwürdiger Ausdauer vertheidigt wurde, anders Omer Paſcha ſich nicht, wie der Großweſir im J. 1829, aus Schumla heraus zur Schlacht locken ließ. Fiel Siliſtria, ſo hatte man auf lange Zeit einen feſten Fuß in Bulgarien, ließ ſich Omer Paſcha zur Schlacht verleiten, ſo wurde er im freien Felde aller Wahrſcheinlichkeit nach geſchlagen. [1] Beides iſt nicht erfolgt, und da die Oeſterreicher mehr und mehr eine Stellung einnahmen, welche den Rückzug der Ruſſen bedrohte, ſo mußte der Rückmarſch über die Donau angetreten werden, was übrigens ſehr methodiſch geſchah, und ohne daß man von größern Verluſten auf demſelben gehört hätte; am Trajanswall ſchlägt man ſich aber noch. Omer Paſcha iſt ſogleich nachgerückt, ſcheint das von den abziehenden Ruſſen bereits

---

[1] Schampl ſoll engliſchen Berichten zufolge im Thale der Jora eine böſe Schlappe erhalten haben, als er ſich zu weit in ebenes Terrain vorwagte.

[1] Unter dem erfolgreichen Widerſtand der Türken in Siliſtria iſt man jetzt ſehr geneigt, wiederum die türkiſche Tapferkeit hinaufzuſchrauben und die ruſſiſche gebührend herabzuſetzen. Wäre es nur nicht um die Tapferkeit ſo eine ſeltſame Sache! die heldenmüthigſte Tapferkeit ohne taktiſche Uebung vermag im neuen Kriege ſehr wenig, während die taktiſche Stärke manchen Mangel an Tapferkeit in dem Einzelnen erſetzt. Ein Correſpondent der Times (ſ. Nr. vom 12 Jul.) aus Varna ſagt nach Schilderung einer türkiſchen Revue: „die engliſchen und franzöſiſchen Officiere gewannen keine beſonders günſtige Anſicht, außer von dem Rohmaterial der Truppen, welches ſo viel wie möglich durch ſchlechte Verwaltung verdorben wird. Es iſt die alte Geſchichte: hinter Steinmauern oder Wällen, bei Vertheidigung einer Breſche oder einem Ausfall kann der Osmanli mit ſeinem wilden Muth, ſeinem rohen Fanatismus und ſeiner Todesverachtung den organiſirten Angriff europäiſcher Truppen zurückſchlagen, und auf eine Zeitlang Verheerung unter ihren Reihen verbreiten, aber niemand, wer die langſamen und verworrenen Evolutionen der Türken ſieht, ihren unregelmäßigen Aufmarſch, ihre ſchwankenden Carrés und Colonnen, kann glauben, daß ſie lange einem regelmäßigen Heer im offenen Felde Stand halten können.“

verlaſſene, hierauf in Folge der eingetretenen Planveränderung vorläufig mit Koſaken beſetzte Giurgewo genommen, dann aber im freien Feld eine derbe Schlappe erlitten zu haben, kein unwichtiger Umſtand, namentlich in moraliſcher Beziehung, da er den durch die glückliche Vertheidigung Siliſtria's ſehr geſteigerten Trotz der Türken zu beugen geeignet iſt, worüber ſelbſt die Alliirten der Türkei froh ſeyn dürften, denn die Stimmung, welche ſich namentlich ſeit dem Abzug der Ruſſen von Siliſtria und bei der theils wirklichen theils ſcheinbaren Unthätigkeit der Alliirten unter den Türken verbreitete, war der Erhaltung eines guten Einverſtändniſſes nichts weniger als förderlich, wie man aus den Correſpondenzen der engliſchen Blätter deutlich erkennt, denn dieſe beklagen ſich, daß in der öffentlichen Meinung der Türken den Alliirten es mit dem Krieg keineswegs Ernſt ſey (had something of unreality). Auch in dieſer Stimmung der Türken liegt für Engländer und Franzoſen ein Grund ernſtlicher ans Werk zu gehen, wenn ſie aber zu dieſem Ende mit den Türken nach Ruſchtſchuk und überhaupt an die Donau gerückt ſind, ſo dürften ſie leicht die Sache am falſchen Ende angefaßt haben, denn hier können ſie wegen Mangels an Reiterei und Transportmitteln unmöglich große, mit den Anforderungen die man an ſie macht in Verhältniß ſtehende Erfolge erringen, Unfälle aber, die doch im Kriege immer möglich ſind, würden ihr moraliſches Anſehen in der Türkei aufs tiefſte herabſetzen, und den Ruſſen einen nicht gering zu achtenden Vortheil gewähren. Die Ruhmredigkeit der engliſchen Journale, welche von dem vernichteten moraliſchen Anſehen Rußlands ſprechen, dürfte dann eine arge Schlappe erleiden.

Kurz ſo unläugbar das Fehlſchlagen der ruſſiſchen Plane und Erwartungen in dieſem Feldzuge iſt, ſo wenig man verkennen darf, daß der Eindruck des bisherigen Verlaufs bei den gräkoſlawiſchen Völkerſchaften der Türkei den Ruſſen ſehr nachtheilig iſt, ſo darf man darum doch nicht glauben, daß Engländer und Franzoſen in der Meinung des Orients viel gewonnen haben; ihr Wirken, mehr ſolider als blendender Art, hat auf die Imagination nicht eingewirkt, und das Ausbleiben ſchlagender Erfolge oder das Eintreten kleiner Unfälle kann die öffentliche Meinung in der Türkei auf eine höchſt fatale Weiſe gegen ſie kehren. Die Folgen werden ſich freilich nicht alsbald, ſondern hauptſächlich im Verlauf der erzwungenen Waffenruhe, im Winter zeigen, und dann wird man auch erſt recht erkennen, warum man ſo auf die Eroberung Sebaſtopols gedrungen hat. Im ganzen ſchwarzen Meer iſt außer Sebaſtopol kein Hafen, in welchen die engliſch-franzöſiſche Flotte ſich für den Winter zurückziehen, und für alle Fälle bereit ſeyn kann; ſie muß alſo wieder nach Konſtantinopel und in den Bosporus zurück, wo ſie im vorigen Winter gleichfalls lag, während die ruſſiſche Flotte in Sebaſtopol jeden günſtigen Tag benützen, und einen beliebigen Streich vollführen kann, ehe die engliſch-franzöſiſche Flotte auch nur benachrichtigt iſt. Gegen Ende Octobers muß die letztere das ſchwarze Meer verlaſſen, und das Feld räumen, die gezwungene Unthätigkeit der Flotte im Winter kann den Ruſſen mannichfach zu ſtatten kommen, während der moraliſche Nachtheil, daß ſie mit aller ihrer Machtentfaltung ſehr wenig ausgerichtet, auf den Verbündeten laſten wird. Deßhalb dringt man in England darauf, daß die Truppen, die zu Varna ſtehen, in der Krim gegen Sebaſtopol verwendet werden, und daß die Oeſterreicher durch einen Angriff auf die Ruſſen die Verbündeten der Nothwendigkeit enthoben, als Aushülfe in und um Varna ſtehen zu bleiben; aber Oeſterreich, das anfangs ſeine Truppen hauptſächlich an der Südgränze in der Nähe des Kriegsſchauplatzes aufgeſtellt hatte, muß jetzt eine Frontveränderung vornehmen und einen Theil ſeiner Truppen von Süden nach dem Norden verſetzen. Das erfordert Zeit, und dieſen Umſtand haben vielleicht die Ruſſen benützt, um wo möglich in der Walachei noch einen Schlag gegen die Türken zu führen. Das kann ihnen vielleicht auch gelingen.

Während im Oſten ſich die Sachen hinreichend verwirren, und keineswegs eine ſonderliche Ausſicht auf nahe Löſung bieten, tritt im Weſten ein Ereigniß ein, das geeignet iſt, die Verwirrung bedeutend zu ſteigern, und keineswegs ohne Rückwirkung auf die allgemeinen Zuſtände Europa's bleiben kann; wir meinen den Aufſtand der ſpaniſchen Truppen gegen die Regierung der Königin Iſabella. Nach dem erſten Anſchein und den beſchwichtigenden Berichten der franzöſiſchen Regierung zu ſchließen ſollte man die Sache für einen der in der iberiſchen Halbinſel nicht ungewöhnlichen Soldatenaufſtände halten, der, wenn auch von Erfolg gekrönt, doch keine weitern Folgen hätte, als der des Herzogs von Saldanha vor einigen Jahren. Spanien iſt aber ein wichtigeres Land als Portugal ſeyn kann, und die faſt ängſtliche Bemühung der franzöſiſchen Regierung der Sache einen möglichſt unſcheinbaren Anſtrich zu geben, neben den ganz verſchieden lautenden, mindeſtens von einem ganz andern Geſichtspunkt ausgehenden Angaben der engliſchen Correſpondenten, laſſen auf eine größere Bedeutung der Sache ſchließen. Einen Fingerzeig erhält man durch den Umſtand, daß die ſpaniſche Regierung, ſonſt zur Nachſicht nicht eben geneigt, nicht bloß die in ihre Hände gefallenen Theilnehmer der Empörung mit ganz beſonderer Rückſicht behandelt, ſondern auch allen die zu ihr zurückkehren, völlige Strafloſigkeit zuſichert. Das iſt mindeſtens kein Beweis von Zuverſicht, und ſelbſt die Nachrichten der franzöſiſchen Regierung, welche anfangs ſo zuverſichtlich die Unterdrückung des Aufſtands verkündeten, lauten allmählich anders. Die Andeutungen, daß der Aufſtand ſeit langer Zeit und emſig vorbereitet worden, der Ausbruch zu Valencia, die jetzt beſtätigte Erwartung, daß er ſich über die wichtigſten Provinzen Spaniens ausbreiten werde, und die nichts weniger als zuverläſſige Stimmung Madrids zeigen, daß etwas mehr im Werke iſt, als eine gewöhnliche Militäremeute. Eine ſchon weiterreichende Andeutung gibt der Umſtand, daß die im Auslande befindlichen Spanier, namentlich die in Paris, bereits ſeit Monaten ſich dahin äußerten, ſobald Frankreich ſeine Truppen im Oſten verwende, werde der Aufſtand in Spanien zum Ausbruch kommen und mit der Republik endigen. Letztere wird nun zwar von den bis jetzt hervorgetretenen Häuptern des Aufſtandes, den Generalen O'Donnell und Dulce, offen verworfen, die Regierung der Königin Iſabella anerkannt, aber mit der Verfaſſung von 1837, derſelben, welche auf den Militäraufſtand von 1836 zu La Granja folgte und das Eſtatuto real verdrängt hat. Fügt man hinzu, daß die alte Königin augenſcheinlich im Gefühl ihres allgemeinen Verhaßtſeyns ſich völlig zurückhält, daß man vor dem Ausbruch ſchon von ihrer Entfernung aus Spanien, als von einer unvermeidlichen Sache ſprach, dann iſt es ſehr deutlich, daß die Bewegung, welche gegenwärtig ausgebrochen iſt, nichts geringeres bezweckt, als den Einfluß, welchen ſich bei der Zurückführung der Königin

Chriſtine im J. 1843 thätig zeigte, und der ſeitdem in vielfach ungünſtiger Weiſe über dem Lande gewaltet hat, d. h. den Einfluß Frankreichs zu verdrängen, und die ganze Arbeit Ludwig Philipps, die Lord Palmerſton gleich nach der Februarrevolution auf eine faſt gewaltſame Weiſe zu zerſtören bemüht geweſen war, für die nächſte Zukunft gänzlich zu vernichten.

Die Zeit iſt im allgemeinen einem Militäraufſtand in Spanien nicht günſtig: das Land iſt noch immer der alten Unruhen müde, und ſeit einigen Jahren in jenen Zug von innerer Thätigkeit eingetreten, der nach längern Revolutionen, die im weſentlichen ihr Ziel erreicht haben, gern eintritt; das Erreichte befriedigt vorerſt und ſcheint geſichert, ſo macht dann das natürliche Streben nach materiellen Verbeſſerungen ſich geltend, man ſtürzt ſich mit einer Art von Wuth in die neueröffnete Bahn, und hat wenig Sinn für etwas anderes. So iſt Spanien unläugbar in ein Syſtem materieller Verbeſſerung eingetreten: man baut Eiſenbahnen, legt Wege an, hat den Tarif verbeſſert, der Handel iſt in Aufſchwung gekommen, das alles ſind keine Dinge, welche einem Militäraufſtand keinen Vorſchub leiſten; wenn demnach derſelbe dennoch ausbricht, und zwar von Leuten geführt, denen man nicht nur ſonſt Einſicht in den Stand der Dinge, ſondern auch große Ehrenhaftigkeit zuſchreibt — dieß iſt namentlich mit dem tapfern Dulce der Fall, der weit entfernt ſeine eigenen Intereſſen zu fördern, ſie vielmehr ſämmtlich aufs Spiel ſetzt — wenn die Bevölkerung von Madrid ſelbſt eine entſchiedene Abneigung gegen die Regierung zeigt, wenn letztere, um den Aufſtändiſchen etwas anzuhängen, ihnen vorwerfen muß, ſie wollten die Königin und ihre Familie abſetzen, und einen Fremden, den jungen König von Portugal, auf den ſpaniſchen Thron ſetzen, da muß wohl „etwas faul im Staate Dänemark" ſeyn. Das iſt denn freilich auch in hohem Grade der Fall. Der Hof iſt voll von Intriguen, und es treibt ſich an demſelben eine Partei umher, welche die Verfaſſung, die einmal in Saft und Blut übergegangen, und die man allgemein als den Rettungsanker gegen Willkür anſieht, beſeitigen will. Dieß Ziel wird auf allerlei krummen Wegen erſtrebt, die um ſo mehr erbittern, als ſich dabei eine arge Schwäche kundgibt, die nie ein Ziel feſt im Auge behält: man ſieht allenthalben den böſen Willen ohne die Kraft der Ausführung. Hiezu kommen noch perſönliche Reibungen ſehr häßlicher Art, die aus der Habſucht Chriſtinens entſpringen. An zwei Maaßregeln knüpft ſich dieſer Streit, einerſeits an die Ueberlaſſung mehrerer Eiſenbahnen an Hrn. Salamanca unter dem Conceſſionar äußerſt vortheilhaften, dem Staate aber nachtheiligen Bedingungen, worüber im offenen Senat der Ausfall erfolgte, daß derſelbe dieſe Bedingungen nur erhalten habe, weil er mit einem ſehr mächtigen Mann, dem Herzog von Rianzares, in Verbindung ſtehe; andrerſeits an die Verwaltung der Inſel Cuba, in welcher Beziehung der General Concha, ehemaliger Generalcapitän von Cuba, Aufſchlüſſe über die Speculationen und Geſchäfte des Herzogs von Rianzares auf jener Inſel zu geben verſprach. Um dieſen Scandal abzuſchneiden, wurden die Cortes, nachdem ſie kaum einen Monat beiſammen geweſen, abermals vertagt, und hierauf die Beamten im Senat, die ſich dem Miniſterium widerſetzt hatten, in großer Anzahl entlaſſen, unter andern ſelbſt Arrazola, der nach dem Geſetz unabſetzbare Präſident des oberſten Gerichtshofs. Der Unwille, den dieſer und ähnliche Schritte erregte, zwang die Miniſter, die zu einem Staatsſtreich wohl Luſt, aber nicht die Kraft und den Muth hatten, zum Rücktritt, und nun trat im September vorigen Jahrs das jetzige Miniſterium unter Sartorius, Graf von San Luis, auf, der einen andern Weg einzuſchlagen ſchien und vor den am 19 November vorigen Jahrs eröffneten Cortes erklärte, die Regierung habe die Entwürfe der vorigen Miniſter hinſichtlich einer Verfaſſungsreviſion gänzlich zurückgenommen.

Mit ſchönen Worten war indeß nichts mehr zu machen, man mußte Thaten ſehen, und die Rückberufung des Generals Narvaez aus der Verbannung genügte nicht; die Cortes waren kaum verſammelt, als im Senat, wo allzu viele wohl unterrichtete Leute ſaßen, der Streit über die Eiſenbahnconceſſionen, d. h. mit andern Worten der Streit über den perſönlichen Einfluß der Königin Mutter aufs neue ſich erhob, ein Streit, deſſen ſich die Miniſter wiederum nicht anders erwehren konnten, als durch Vertagung der Cortes, die ſeit zwei Jahren ein chroniſches Uebel geworden war; ſeit die letzten Wahlen der Regierung ein entſchiedenes Uebergewicht in den Cortes verſchafft hatten, ohne ihr ein moraliſches in der Nation zu geben, hatte ſich die Oppoſition in den Senat geflüchtet. Daher der der Regierung ſchon im Anfang des Jahres zugeſchriebene Plan, nicht mehr die Verfaſſung im Sinne des Abſolutismus umzuſtoßen, ſondern ihr eine breitere Grundlage zu geben, und den Senat auszumerzen. Auch dieſer Plan ging, wie ſo viele andere, im Rauche auf. Das Experiment war gefährlich, und niemand getraute ſich es anzufaſſen; daher die ſchon von Anfang des Jahres feſtgewurzelte Ueberzeugung, der unentſchiedene Zuſtand Spaniens, der ſich jetzt ſchon ſeit mehr als zwei Jahren hinſchleppt, ſey zu einer Kriſe gediehen, über deren Verlauf ſich freilich niemand Rechenſchaft geben konnte. Wohin jedoch die Befürchtungen wie die Hoffnungen gerichtet waren, zeigte ſich bald, als die Regierung mehrere Generale, wie Concha, O'Donnell und Armero unter dem nichtigen Vorwand von Miſſionen nach den Balearen, den Canarien und einer entlegenen Stadt Spaniens ſchickte, und O'Donnell dem Befehl keine Folge leiſtete, ſondern ſich in Madrid verborgen hielt, was man — und wie ſich gezeigt, nicht mit Unrecht — weiteren bereits ziemlich gereiften Planen zuſchrieb. Der in Saragoſſa im Februar ausgebrochene Militäraufſtand zeigte nur zu ſehr, wo die Gefahr liege, und die Regierung ſchickte bei dieſer Gelegenheit noch mehrere Generale theils außer Landes, theils in entlegene Städte. Als die Regierung endlich in ihrer Finanznoth ſich gezwungen ſah, ein Zwangsanlehen auszuſchreiben, glaubten die verſchworenen Generale ihre Zeit gekommen und der Aufſtand erfolgte, über deſſen Verlauf und möglichen Ausgang wir noch ſehr wenig gewiſſes wiſſen, der aber durch die auf mehreren Punkten ausbrechenden gleichzeitigen Bewegungen und den Zutritt bedeutender Männer, wie General Serrano, ein für die Regierung höchſt verdächtiges Anſehen erhält.

Was von dem ausgeſprengten Gerücht, daß die Aufſtändiſchen die Königin abſetzen und den jungen König von Portugal auf den Thron der iberiſchen Halbinſel ſetzen wollten, oder von dem angeblichen Plan einer iberiſchen Republik zu halten, müſſen wir gänzlich dahin geſtellt ſeyn laſſen. Eine als officiell zu betrachtende, von O'Donnell, Dulce und Ros de Olano unterzeichnete Proclamation ſpricht nur von der Entfernung der Miniſter, der ewigen Verbannung der Königin Mutter, der Rückkehr zur Verfaſſung von 1837 und der Zurücknahme des Zwangsanlehens. Progreſſiſten und

Moderados ſind in dieſer Bewegung augenſcheinlich verbunden, und die Königin ſoll in der That ſchwanken, ob ſie ſich den Aufſtändiſchen in die Arme werfen oder auf ihr zuverläſſig höchſt unpopuläres Miniſterium ferner bauen ſoll. Speculationen über den wahrſcheinlichen Verlauf der Dinge ſind unnütz, und wir haben es hier nur mit dem möglichen Einfluß dieſes Ereigniſſes auf den allgemeinen Stand der Dinge in Europa zu thun.

Bekannt iſt es, welchen Werth Frankreich ſeit 200 Jahren auf die Verbindung mit und auf das Uebergewicht ſeines Einfluſſes in Spanien legte: dieſe Macht ſoll ihm bei möglichen Verwicklungen den Rücken decken. Ludwig Philipp hat die alten Mittel der Intrigue angewandt und iſt durchgedrungen. Als im J. 1848 die Februarrevolution in Frankreich ausbrach, machte Lord Palmerſton einen bis zu Drohungen ſich verſteigenden Verſuch, den franzöſiſchen Einfluß zu brechen und den engliſchen zu ſubſtituiren; die Folge war damals nicht nur die Entfernung des engliſchen Geſandten, ſondern eine zweijährige Abbrechung des diplomatiſchen Verkehrs zwiſchen England und Spanien, und ſeit dieſer Zeit iſt eine bis zur Gereiztheit gehende Empfindlichkeit gegen fremden Einfluß in Spanien herrſchend geworden: Narvaez dankt die Abſolution für manche Härten und Grauſamkeiten, die ihm zur Laſt fallen, hauptſächlich ſeinem energiſchen Auftreten gegen fremden Einfluß; wenn er aber in Bezug auf England ſeinen Zweck vergleichsweiſe mit Leichtigkeit erreichte, ſo ſcheiterte er in Bezug auf den franzöſiſchen völlig an der Hülfsbedürftigkeit der Königin Chriſtine, welche ſich nur durch dieſen Einfluß halten zu können glaubte, und um in ihrem Treiben nicht geſtört zu ſeyn, allen Intrignen gegen die Conſtitution Vorſchub leiſtete; ſeit dem franzöſiſchen Staatsſtreich im December 1851 iſt dieß Beſtreben vollends hervorgetreten, und hat nach und nach die bedeutendſten Männer aller Parteien gegen ſich aufgebracht. Daher der energiſche Widerſtand, den die Regierung ſeit dritthalb Jahren zuerſt in den Cortes, dann im Senat fand, daher denn auch wieder, wie vor 14 Jahren, das Beſtreben, die Königin Mutter für immer aus dem Lande zu entfernen. Gelingt dieß, ſo iſt der Einfluß Frankreichs gebrochen, und wenn darum der engliſche noch nicht oben aufſchwimmt, doch ein wichtiges Terrain verloren, das unter Umſtänden gegen Frankreich gewendet werden kann. Für jetzt wird aber freilich England, um das ihm wichtige Bündniß mit Frankreich gegen Rußland nicht zu ſtören, von der Gelegenheit einen ſehr mäßigen Gebrauch machen; eine gewaltſame Wiederherſtellung des franzöſiſchen Einfluſſes kann es indeß nicht dulden, und in dieſer Beziehung iſt die Entfernung eines großen Theils des franzöſiſchen Heeres nach dem Orient eine Gelegenheit, welche die ſpaniſchen Feinde Frankreichs ſich nicht entſchlüpfen ließen.

Indeß kann die innere Zerrüttung Spaniens England durchaus nicht angenehm ſeyn, da ſie deſſen Kraft gegen Außen, namentlich gegen Nordamerika, bedeutend ſchwächen muß. Die Nachricht von dem Aufſtande in Spanien muß die Flibuſtierexpeditionen in Nordamerika aufmuntern, und ſelbſt die Unionsregierung wird nicht abgeneigt ſeyn, von der Gelegenheit zu profitiren. Die Stimmung in den Vereinigten Staaten wird von den amerikaniſchen Regierungsblättern mehr und mehr zu Gunſten Rußlands bearbeitet, d. h. gegen England, deſſen Macht die Erwerbung Cuba's hindern kann. Es fehlt ſomit keineswegs an Fäden, womit dieſe ſpaniſche Geſchichte in die allgemeinen Verhältniſſe Europa's und Amerika's eingreift; für Frankreich kommt ſie namentlich höchſt ungelegen, und für England bei der Nothwendigkeit das franzöſiſche Bündniß zu erhalten, wohl kaum minder, denn ſie kann der Zankapfel zwiſchen beiden Staaten werden. Hat man doch geradezu behauptet, daß Rußland dabei die Hände im Spiel habe, um die beiden weſtlichen Verbündeten zu trennen; man braucht freilich dieſe Einmiſchung gar nicht, denn der Ausbruch in Spanien iſt ſeit geraumer Zeit als ein höchſt wahrſcheinliches Ergebniß der neueſten Verhältniſſe des Landes vorausgeſehen worden, hat aber dennoch, wie es gewöhnlich geht, alle Welt überraſcht. Es iſt wie ein böſes Fatum, daß zu gleicher Zeit, wo die öſtlichen Angelegenheiten ſich immer mehr verwirren, im äußerſten Weſten ein zweiter Keim des Zerwürfniſſes ſich entwickelt, der möglicherweiſe kaum minder ſchlimme Folgen hat.

Archäologiſche Entdeckungen in Italien.

(Aus einem Schreiben Noel des Vergers. Athen. Franç. 15 Juillet.)

Mehrere Umſtände hinderten mich in dieſem Jahre den großen Tumulus, Cucumella genannt, der ſich in der Ebene von Vulci erhebt, zu unterſuchen, und wir mußten uns auf die Nekropolen von Cluſium (Chiuſi) beſchränken. Nordöſtlich von den Ruinen dieſer alten Stadt liegt der ſogenannte „Colle“, auf dem man in geringer Tiefe eine Halbſäule fand, auf welcher Tänze abgebildet waren, begleitet von Chören, die zum Klang der Flöten und der Leyer ſangen. Die ſteifen Conturen, die gezwungenen Stellungen, die übermäßig langen Extremitäten zeigten den Charakter alter, noch nicht von der Nachahmung der Griechen verfeinerter etruskiſcher Kunſt. Bald war das Grab aufgefunden, leider aber das Gewölbe eingeſtürzt, ſo daß man nur mit Mühe einige Alabaſterurnen, Reſte von gemalten Vaſen u. ſ. w. fand. Andere Gräber wurden in der Nähe entdeckt, und 15 Alabaſterurnen mit Reliefs

gefunden, welche Gegenſtände, theils aus der helleniſchen, theils aus der aſiatiſchen Mythologie darſtellten. Bald ſind es Seegötter mit 2 oder 4 Flügeln, eine Art von Dannes, deſſen Körper in einen Fiſchſchwanz ausläuft, bald Genien welche das ſymboliſche Pferd führen, das den Todten in ſeine letzte Behauſung trägt, bald Kämpfe, in denen manchmal Amazonen auftreten. Alle Urnen haben Deckel mit Figuren und am Rande eine Inſchrift in etruskiſchen Charakteren. Ich habe die, welche mir am intereſſanteſten ſchienen, abzeichnen laſſen.

In der Nähe von Rom iſt der Tempel der Diana Nemorenſis, von dem die Dichter und Geographen des Alterthums öfters ſprachen, aufgefunden worden. Strabo ſchildert den Ort ſo genau, daß man den See Nemi auf dem Gebiet von Ariccia nicht verkennen kann. Vor kurzem — der Brief iſt vom 15 Mai d. J. datirt — wollte ich in Begleitung von Pietro Roſa, der ſich ſeit einigen Jahren mit einer Karte der Umgegend von Rom beſchäftigt, ſeine neuern Entdeckungen in der alten Villa Domitians betrachten, und bei dieſer Gelegenheit ſagte er mir, er habe an den Abhängen des Kraters des Nemiſees die Ruinen eines mächtigen Gebäudes entdeckt, das der Beſchreibung des Tempels der Diana Nemorenſis zu entſprechen ſcheine. Leider hinderte ihn ein Unwohlſeyn mir als Führer zu dienen; ich unternahm es aber auf ſeine Angaben hin, das Labyrinth der dichten Wälder zu durchwandern, wo ſich ſeit ſo vielen Jahrhunderten die letzten Erinnerungen der ſcythiſchen Diana verbargen. Ich mußte an dem Rand des Sees auf der alten zum Theil erhaltenen Straße hinabgehen, welche ſich von der Via Appia bei dem Dorfe Genzano abzweigt. Unterhalb dem Capucinerkloſter, nahe am Park der Villa Ceſarini, ſieht man einige Ruinen, dieſe gehören aber augenſcheinlich einer römiſchen Villa aus der Kaiſerzeit. Als ich etwa eine halbe Miglie von dem Fuße des ſteilen Felſen angekommen war, auf deſſen Höhe ſich das Feudalſchloß von Nemi erhebt, ſo hatte ich nur noch an den Abhängen des Kraters die Subſtructionen des Gebäudes zu ſuchen, wovon mir Hr. Roſa geſprochen; indeß iſt die Kraft der Vegetation ſo groß, daß ich lange Zeit den Wald durchſtöberte, bis ich endlich unter Epheu verborgen mitten im dichten Wald 13 Arkaden von opus reticulatum incertum fand, das ſchon am Ende der Republik ſelten geweſen iſt. Der Tempel, wenn es einer iſt, erhob ſich über 4 künſtlichen Terraſſen, deren noch vorhandene Bogen die Widerhalter bildeten. Die Länge der unteren Terraſſe war etwa 200 Metres, die Bogen, die ſie ſtützten, ſind aber kaum mehr zu erkennen; die zweite Terraſſe iſt beſſer erhalten. Dieſe bietet an jeder Seite 13 Arkaden, die in der Mitte einen Raum laſſen, wo man keine Spur von Gewölben findet, und wo vielleicht die Treppen nach den höheren Stockwerken hinaufführten. Von der dritten und vierten Terraſſe iſt nur eine Arkade übrig. Bäume, Gebüſche, Moos und Epheu bedecken nicht nur das Ganze des noch ſtehenden Baues, ſondern auch zahlreiche Bruchſtücke von grauem vulkaniſchem Tuff, wie Capitäle, Bruchſtücke von Frieſen und Schäfte von crenelirten Säulen.

Das Ganze, wie man es ſich, losgelöst aus dem Walde, unter dem es begraben iſt, vorſtellen kann, mußte durch ſeine großen Terraſſen an den Tempel der Fortuna zu Präneſte erinnern, deſſen Verhältniſſe jedoch noch weit impoſanter waren. Und doch citirt Appian den Tempel von Nemi unter denen, deren Reichthum dem Octavius in ſeinem Kriege gegen Lucius, den Bruder des Antonius, eine koſtbare Beihülfe geboten hätten. „Der junge Cäſar, ſagt der Geſchichtſchreiber der Bürgerkriege, entlehnte unter dem Verſprechen es mit Wucher zu erſetzen, die Schätze der Tempel von Antium, Lanuvium, Nemi und Tivoli, heilige Orte, die noch jetzt durch ihre ungeheuren Reichthümer berühmt ſind.“ Wie konnte ein ſo berühmter Tempel, wie der der Diana Nemorenſis, ſo völlig verſchwinden? Vor 200 Jahren, im J. 1637, fand man am Ufer des Sees das Fußgeſtell einer Säule mit der Inſchrift: Dianæ Nemorensis Vestæ Sacrum Dict. Imp. Nerva Trajano Augusto etc. In der erſten Hälfte des 17ten Jahrhunderts waren alſo die Ruinen des Dianentempels den Alterthumsforſchern bekannt, ſpäter verlor ſich die Kenntniß wieder, und man nahm mehrere Ruinen kaiſerlicher Villen dafür. Die Entdeckung des Hrn. Roſa hat alſo dem Studium ein wichtiges Denkmal zurückgegeben.

Uebergehend von dem heidniſchen Rom aufs chriſtliche kann ich Ihnen eine der wichtigſten Entdeckungen ankündigen, welche ſeit dem Ende des 16ten Jahrhunderes, wo Boſio den Schleier aufhob, der das unterirdiſche Rom, die Wiege des Chriſtenthums, deckte, gemacht wurden. Lange glaubte man, der Kirchhof des hl. Calixtus, der älteſte und berühmteſte unter denen, wo man die Leichen der Märtyrer begrub, finde ſich unter der Baſilika des hl. Sebaſtian. Seit jedoch gründlichere Studien die chriſtlichen Archäologen in die eigentliche Topographie dieſer zahlloſen Krypten einweihten, fing man an zu glauben, die Orte, wo die heiligen Denkmäler ſich finden müßten, zu denen ſo viele fromme Pilger in den erſten Jahrhunderten wallfahrteten, ſeyen bis jetzt der Entdeckung entgangen. Das hat ſich nun bewährt. Zwiſchen der Via Appia und Via Ardeatina, da wo beide Straßen ſich trennen, iſt ein Weingarten, den kürzlich in der Vorausſicht, daß ſich hier wichtige unterirdiſche Galerien finden müßten, der hl. Vater ankaufte. Die von Vater Marchi und Cav. de Roſſi geleiteten Nachgrabungen führten, am Rande der Via Appia, zur Entdeckung des Grabes des Papſtes St. Cornelius. Vor wenigen Tagen entdeckte man unter zwei alten Baſiliken, in denen jetzt die den Weingarten bearbeitenden Bauern wohnen, die in Höhe und Breite bedeutendſte Galerie, die man bis jetzt in den Katakomben kennt. Sie liegt im zweiten Stockwerk dieſes ungeheuren Begräbnißplatzes, und die Treppen, die hinabführen, zeigen in ihren alten Bogengewölben alle Kennzeichen eines Monumentalbaues, wie er für die Wichtigkeit dieſes von Pilgern ſo viel beſuchten Ortes paßt. Unter den zahlreichen Capellen, die ſich auf beiden Seiten der Galerien öffnen, und von denen mehrere intereſſante Malereien enthalten, findet ſich eine von ungewöhnlicher Größe, wo zahlreiche Bruchſtücke von Marmor und Porphyr die reichſte Ornamentation andeuten, und Inſchriften in damaſiſcher Schrift, die Cav. de Roſſi mit großem Scharfſinn herſtellte, beweiſen, daß hier die letzte Ruheſtätte einer großen Anzahl Päpſte und Märtyrer des 3ten Jahrhunderts war. Ich beſuchte vor einigen Tagen mit Cav. de Roſſi dieſe Galerie, in welche durch von Strecke zu Strecke angebrachte Luftlöcher ein ſchwaches Licht hinab drang, das ehemals zur Noth die Fackeln entbehrlich gemacht haben mochte. Die Hauptkrypte enthält das Grab des Papſtes Sixtus II und mehrerer anderer Päpſte aus dem 3ten Jahrhundert mit griechiſchen Inſchriften. Auch die meiſten andern Inſchriften ſind griechiſch, und dieſer Einfluß Griechenlands auf das chriſtliche Rom des 3ten Jahrhunderts gibt der Entdeckung ein weiteres Intereſſe. Der Paläographie, Philologie und chriſtlichen Archäologie iſt hier ein neues Feld geöffnet. Die Inſchrift in Hexametern, worin der h. Damaſus erklärt, der Ort, wo ſo viele Märtyrer ruhen, erſcheine ihm zu ehrwürdig für ſein eigenes Grab, wurde von Cav. de Roſſi in 125 Bruchſtücken wieder aufgefunden. Der Papſt hat die nöthigen Anordnungen getroffen, daß dieſe Denkmäler auf eine würdige Weiſe wieder hergeſtellt werden.

Briefe aus Surinam. IV.

(Schluß.)

Wir bekamen nun Nachricht von dem Posthalter Hrn. Himeke, daß uns die Buschneger schon vor mehr als einem Monat erwartet hätten, und daß es wegen des in der nun eingetretenen großen Trockenzeit so sehr sinkenden Wasserstandes gerathen wäre die Reise nach oben schleunig zu beginnen. Wir machten uns daher am 6 September auf nach Victoria, wo wir von den Buschnegern nach oben geleitet werden sollen. Sie kamen in großer Anzahl und hatten sehr wohlgewachsene Leute bei sich; es waren sogenannte Aukaner, welche in der Sarakreek, der Marowine und obern Cottika hausen; diese sollten uns nach Kriki in der Sarakreek bringen, das wir früher schon gesehen hatten und von da sollten uns die sogenannten Samarakkaner, welche das Littoral des Surinam bewohnen, abholen. Waren diese Buschneger bei unserem vorigen Besuche, wo sie nicht von unserer Ankunft unterrichtet wurden, brutal, so waren sie jetzt, da sie wußten, daß wir Dram und Tauschartikel wie Tücher, Hauer, Spiegel, Glasperlen u. s. w. mit uns führten, durch ihre Neugier und Aufdringlichkeit unendlich lästig. Es wurden von ihnen Coriale zur Fortschaffung unseres Gepäckes gemiethet, und nach langem Hinundherhandeln, allabendlichem Sufatanze mit obligatem Geschrei und Tactschlagen fuhren wir endlich am 9 September ab. Die Hügel mit welchen die Ufer besetzt sind, die Stromschnellen, Klippen und Wasserfälle über welche man zu passiren hat, geben diesem Theile des Stroms einen eigenen wilden Reiz. Die Buschneger bemühten sich ihre Gewandtheit und Kraft in Führung des Ruders sehen zu lassen, und es war schön zu sehen wie diese kräftigen nackten Gestalten mit ihren kleinen Fahrzeugen durch die Wellen dahinglitten. Unter diesen machte sich besonders ein Unterhäuptling von etwa 30 Jahren bemerkbar, ein Mann von europäisch-regelmäßigen Gesichtszügen mit einer wohlgeformten Adlernase; sein Körper war der eines Athleten, denn seine durch Uebung ausgebildeten Muskeln traten mit den scharfen Conturen der Jugendfülle hervor, während er das Ruder führte; sein Töchterchen Faba, ein hübsches Kind von 12 Jahren, hatte in unserem Corial Platz gefunden und wurde, da sie in der Nähe der Flagge saß, zum Fähndrich erkoren.

Ein breiter aber nicht hoher Wasserfall, brokko ponto (gebrochenes Lastschiff) mit einer Insel in der Mitte, zeichnet sich vor allen zwischen Victoria und der Sarakreek liegenden Plätzen aus. Das Fahrwasser ist hier so schwierig, daß die Coriale durch die des Wassers kundigen Neger nur in gewundenem Laufe durchgebracht werden können, um die Klippen zu vermeiden; der Insel gegenüber ist auf dem rechten Ufer eine ansehnliche Höhe, welche den Wasserfall beherrscht; diese Höhe nebst der Insel könnte leicht befestigt werden, und wollte man je die Buschneger durch einen Militärposten im Zaum halten, so wäre hier der rechte Ort zu Anlage eines solchen.

Das Volk war ersichtlich voll guten Humors und entschlossen uns freundlich zu behandeln. Sie verlangten oft und viel, je mehr wir uns dem Ziel der heutigen Fahrt näherten, wir möchten unsere Gewehre abfeuern; einer that dieß gegen mich auf eine etwas brutale schreiende Manier, obgleich er dicht bei mir saß. Ich verwies ihm dieß, worauf er sogleich höflich um Entschuldigung bat.

Wir gelangten Nachmittags bei guter Zeit nach dem etwa 3 Wegstunden über der Mündung der Sarakreek gelegenen Dorfe Kriki, und bemerkten mit Wohlgefallen, daß in die Erde des sehr steilen Landungsplatzes zu unserer Bequemlichkeit eine Treppe eingehauen und gut mit Holz befestigt war. Volk jeden Alters und Geschlechtes stand am Ufer, und der Willkomm wurde durch gegenseitiges Rufen und endloses Abfeuern von Gewehren gefeiert. Das ansehnliche Dorf erreicht man, nachdem man über einen Bach gegangen und eine Anhöhe erstiegen hat; die ziemlich hübschen Hütten stehen auf Sandboden und haben in ihrer Mitte einen großen Platz. In der Mitte dieser Agora steht das Heiligthum: ein Pfahl, an dessen unterem Theile die Conturen eines menschlichen Gesichtes etwa so eingegraben sind, wie dergleichen Dinge unsere Schulknaben an die Wände kritzeln und an dessen oberem Ende ein weißer Lappen hängt; diese heilige Säule ist umgeben mit einem Zaun, und es stehen halb mit Wasser gefüllte Calebassenschalen und Glasflaschen in der Nähe. Nicht weit davon, die Ecke des Platzes bildend, ist eine mit dichten Wänden versehene Hütte, vor welcher weiße Tücher auf Stangen angebracht sind; das ist der Götzentempel. Zwei Hütten, die eine unfern der Götzensäule, waren für uns bestimmt und wir bestiegen in dieser unsere Hängmatten, während in der anderen unsere Neger sich lagerten.

Die Häuptlinge verschiedener Dörfer waren gekommen und hatten sich auf niederen Stühlen die sehr einfach aus drei in der Form eines ⊓ zusammengenagelten Brettchen bestehen, gesetzt; theils ein Schlafrock aus geblümtem Kattun nebst dem mit der holländischen Cocarde gezierten runden Hut (ihre Amtstracht), theils weiße Hemden waren ihre Kleidung. Sie wurden nicht müde sich nach dem Zwecke unserer Reise zu erkundigen und antworteten auf unsere Erklärung, wir wollen bloß das Land sehen und ihnen Vergnügen machen mit ihren gewöhnlichen Verwunderungsexclamationen ké und kà; Mißtrauen schienen sie nicht zu zeigen. Unser Begleiter stellte ihnen meine Person als einen ausnehmend geschickten und berühmten Arzt vor, und sie glaubten dieß um so mehr, als sie sich aus dem Umstand, daß ich kurz zuvor den Directeur von Bergendaal behandelt und um ungesalzenes Schweinefett zu Bereitung einer Salbe zu bekommen, daselbst hatte ein Schwein schlachten lassen, eine sonderbare Geschichte nach ihrem Geschmack gemacht hatten. Sie erzählten nämlich einander, ich habe die Leber des Schweines dem Kranken an die Stelle seiner kranken Leber gesetzt, und habe mit dem Blut des Schweins noch weiß Gott welche Zaubereien gemacht. Mein Ruf war dadurch consolidirt, und ich wurde somit in den Stand gesetzt den Gesundheitszustand dieses Volks genau kennen zu lernen.

Als der Abend herannahte wurden Anstalten zu einem großen Tanze gemacht. Hölzerne Pauken, nebst einem hohlgelegten Brett, das mit hölzernen Schlägeln bearbeitet wurde, und ein Paar Stücke alten Eisens bilden das Orchester; Männer und Weiber stellen sich in abgesonderten Colonnen auf, und nachdem die Pauken angetrieben sind und die Holzschlägel sich gerührt haben beginnt der Tanz. Wie sich von selbst versteht ist diese Musik allerscheußlichst in Beziehung auf Klang; in Handhabung des Tactes aber ist der Neger Meister: unveränderlich spielt er zu allen Tänzen Alla-Breve-Tact, allein er weiß durch Befingerung der Pauke so viele Triolen und Quintolen anzubringen, daß das Einförmige dieses Tactes verschwindet und Figuren entstehen, welche manchem Musiker interessant zu hören wären. Die Weiber geben hiezu die Vocalmusik und singen ihre sich mit weniger Ausnahme in Mollaccorden bewegenden einfachen Melodien mit richtiger Intonation, wobei sie sich beständig rechts und links drehen. Eine Chorführerin hebt den Gesang an und leitet ihn, indem sie vor die Front der Colonne tritt. Die Tänze selbst geschehen theils colonnenweise, theils als Solo, theils als Trio, theils Paarweise, und haben einen höchst eigenthümlichen Charakter. Nichts ist den kühnen wilden Sprün-

gen eines gewandten Solotänzers zu vergleichen, der geübteste europäische Grotestänzer müßte gegen ihn zurückstehen. Die Schnellkraft seiner Muskeln ist der eines Leoparden, die Gewandtheit seiner Bewegungen der eines Affen vergleichbar; mit unglaublicher Fertigkeit bewegt er sich in dem verhältnißmäßig nicht großen Raume zwischen beiden Colonnen, seine Bewegungen sind zwar nicht immer schön und sehen denen großer Affen ähnlich, aber nicht selten haben sie das Gepräge natürlicher Grazie und Kraft, wodurch sie Bewunderung erregen. Zuweilen wird es ihm zu eng im Kreise, dann stürmt er in bacchantischer Wuth hinaus und kehrt nach kurzer Zeit ebenso zurück; in seinen Bewegungen, selbst bei den Sprüngen der verwegensten Art, ist er so voll von besonnener Gewandtheit, daß er niemals an jemand anstößt; der Ausdruck seines Gesichtes aber ist der der wildesten Leidenschaft; nicht Freude, nicht Liebe, sondern bacchantische Wuth. Ganz anders dagegen sind die Frauen, welche ich nie Solo habe tanzen sehen; ihr Gang ist trippelnd, ihre Bewegungen nicht stürmisch und die Hauptsache ist das Spiel der Arme, in denen sie viele Grazie besitzen. Der Tanz eines Paares ist mir besonders noch im Gedächtniß: die Tänzerin schritt trippelnd umher und machte Bewegungen, wie wer im Dunkel etwas sucht, so auch der Tänzer, und beide legten in das Spiel ihrer Hände sehnsüchtiges Suchen; so oft er ihr sich näherte, wich sie mit Coquetterie zurück und er legte in seine Bewegungen mehr Leidenschaft, sobald er ihr näher kam. Die Tänze in Colonnen geschehen durch Vorschreiten der männlichen, dann der weiblichen, und aus diesen entwickeln sich Solotänze und Tänze mit Paaren. Ein Anfassen oder sonstige Annäherung der Tanzenden findet bloß am Schluß einer Tanztour statt, wo sie gegenseitig sich eine Theaterumarmung geben; diese findet nicht immer zwischen den tanzenden Paaren statt, sondern theils zwischen diesen, theils zwischen Weibern und wieder Männern untereinander; ja selbst die welche die Musik besorgen, werden von solchen Zärtlichkeiten nicht ausgeschlossen. Wenn einer gut tanzt wird ihm Beifall zugejauchzt. Erotische Bewegungen kommen nicht untermischt mit den Tänzen vor, wohl aber als für sich bestehende Tanztour, welche bloß in Lendenbewegungen von abscheulicher Art besteht, um so mehr scheußlich, als sie von Kindern so gut als von Erwachsenen ausgeführt werden. Kommen dergleichen Dinge beim europäischen Pöbel vor, so werden sie besonders belacht oder beklatscht — kurz, wichtig gemacht, hier durchaus nicht so: die Neger sehen diesen Touren mit derselben Anerkennung oder Gleichgültigkeit zu als anderen, die jeder zu den schönen zählen wird. Ihr Körper ist durch Uebung so sehr ausgebildet, daß bei den besseren Tänzern kein Gelenk ist, das nicht unabhängig bewegt werden kann; dieß zeigt sich ebenso deutlich wenn sie ägyptischen Statuen vergleichbar langsam einherschreiten, oder dem Körper abenteuerliche langsame Verdrehungen zumuthen, als wenn sie sich in wilden Sprüngen ergötzen. Innere Schönheit fehlt allen diesen Tänzen, denn sie entspringen aus dem ewig regen Quell ihrer Leidenschaft und nur da wo der Ausdruck dieser zufällig schön ist, können diese Tänze schön genannt werden. Unserer Vorstellung, da wir der Nachtruhe bedurften, den Tanz nicht die ganze Nacht fortzusetzen, wurde nur insofern entsprochen, als der gemeinschaftliche Ball um 11 Uhr aufgehoben wurde, dagegen ergötzten sich nachher die Männer für sich noch durch den Sosa, welchen sie zwar etwas entfernter, aber hörbar genug bis 4 Uhr fortsetzten.

Muskiten gab es hier Dank einem nahegelegenen Sumpfe übergenug, und dieß war die Ursache, daß wir wenig schliefen. Als ich gegen Tagesanbruch erwachte, hatte ich den schönen Anblick eines dichten weißen Nebels der zwischen den Hütten und den Bäumen niedersinkend wunderliche Gestalten bildete; diese Nebelstreifen sind sehr dicht, wolkenartig und widerlich erkältend, auch führen sie nicht selten unangenehm riechende Dünste mit. Stärkere, solche Dünste verjagende Luftströmungen sind in diesen oberen Landen selten, und aus diesen Verhältnissen scheint mir die Ursache der Ungesundheit derselben zu entspringen.

Den folgenden Tag brachte ich damit zu die Kranken zu behandeln oder zu berathen, deren es im Dorfe sehr viele hatte. Die meisten Krankheiten waren chronischer Natur; Syphilis, Lepra und Beinfraß (ob in Folge bloß der einen oder jener beiden Dyskrasien, kann ich nicht entscheiden) in ihren ärgsten Gestalten fand ich so häufig und allgemein verbreitet, daß es gewiß nicht übertrieben ist, wenn man annimmt, daß ein Drittheil der Buschnegerbevölkerung hieran laborirt. Schon früher waren mir Nachrichten hievon bekannt, und ich hatte daher unsere Mannschaft auf das schärfste ermahnt keine nähere Berührung mit Buschnegern einzugehen; eine solche entsetzliche Verbreitung dieser Krankheiten hätte ich aber nimmermehr vermuthet. Deßgleichen wird auch die Jas häufig angetroffen und, was alle Erwartung übertraf — denn die Neger stehen im Rufe unverwüstlicher Zähne — Zahncaries in großer Verbreitung und theilweise in furchtbarer Entwicklung, so zwar daß ganze Reihen Zähne selbst bei jugendlichen Personen hohl waren. Nicht minder verbreitet sind Augenkrankheiten und ihre Folgen: Staar und Amaurose. Fieberhafte Krankheiten habe ich unter den Buschnegern selten angetroffen. — Erfüllt von Mitleid für dieses arme Volk suchte ich so viel ich konnte zu helfen und zu rathen, und theilte ihnen Arzneien oder chirurgische Hülfe mit. In der Stadt gelten die Buschneger für gute Heilmeister in manchen Krankheiten, gerade wie bei uns die Schäfer und Schinder; ihre Heilmethode beschränkt sich wie die unserer Medikaster auf das Anordnen von Kräutertränken, Salben, Pflastern u. s. w., und besonders das Anlegen von Amuletten. Mit einem Häuptling der mir mittheilsamer schien als die anderen — denn die Geheimthuerei ist wenn irgendwo hier zu Hause — unterhielt ich mich über diesen Gegenstand, besonders aufmerksam gemacht durch die Erscheinung einiger Neger, die sich den ganzen Leib oder einige Theile desselben mit einer weißen Farbe beschmiert hatten, was abscheulich aussah. Seine Antworten waren zuerst ausweichend: „das ist so Negermanier“, „das sind Windisachen“; als ich mehr aus ihm herauszubringen suchte und dabei die Schnapsflasche als wirksames Hülfsmittel anwendete, erfuhr ich im Wesentlichen folgendes. Wird einer krank, so macht er nebst seinen Freunden Windi, d. h. sie wenden sich mit den nöthigen Ceremonien an ihren Dämon, und dieser legt ihnen dann ins Herz, was sie brauchen sollen, worauf das Mittel gesucht und angewendet wird. Die Frage, ob jeder unter ihnen fähig sey von dem Gotte mit dem Mittel bekannt gemacht zu werden, verneinte er und erklärte, daß nur einzelne diese Fähigkeit besitzen, die weiße Farbe tragen aber die Leute bloß auf, weil sie sich unter den Einfluß des Dämon begeben haben, und solange sie unter ihm stünden. Hier also dieselbe Erscheinung wie überall und zu allen Zeiten! der Mensch hat die Fähigkeit durch Eingebung zur Erkenntniß zu gelangen und sucht Wege, um diese Eingebung zu erhalten.

Den Tag darauf wollte mich der Untercapitän nach zwei andern Dörfern in der Nähe von Kriki führen, um die dortigen Kranken zu berathen; ich schlug ihm vor zu Fuß dahin zu gehen, da mir das Fahren in einem Corial unangenehmer war; das wollte er aber durchaus nicht thun, und erklärte, es seyen in dem zwischen beiden Dörfern gelegenen Walde so viele Obias, daß es für mich gefährlich sey, denn ich könnte ohne es zu wissen oder

zu wollen etwas berühren und dadurch Schaden nehmen; es war fruchtlos, daß ich ihn versicherte ganz seiner Anweisung folgen zu wollen und erklärte, ich habe durchaus keine Furcht; er sagte ich sey hier unter seinem Schutz, und wenn mir etwas widerfahre, so könne er ein Unglück haben. Es mußte gegen unser Interesse seyn, solche Dinge zu forciren und daher gab ich nach.

Was den Glauben der Neger anbelangt, und ihre gottesdienstlichen Ceremonien, so ist es schwer hierüber Erschöpfendes zu erfahren, denn sie sind entweder zurückhaltend oder lügen. Ihr Glaube an Geispenster, Hexen und Zauberer ist im Wesentlichen derselbe wie bei unsern europäischen Bauern auch, nur durch den abenteuerlichen Cultus, den sie ihren Götzen darbringen, gepflegt und gehoben. Das Abgeschmackteste dabei ist, daß jeder glaubt er könne durch einen andern behext werden, und jeder ein sicheres Schutzmittel darin findet daß er an ein Gut, welches er vor Diebstahl sichern will, irgend etwas auffallendes hinhängt, wie z. B. eine Flasche voll Wasser mit einem rothen Band daran, einen todten Vogel mit zusammengebundenen Strohhalmen, kurz irgend solch eine Dummheit oder Teufelei. Es ist dieß andererseits sehr gut, denn es ist ein probates Mittel gegen den Diebstahl. Als wir in Hansee waren, hatten wir unsere Fahne nebst den Gewehren der Mannschaft in einer offenen Galerie; ein etwas angetrunkener Buschneger ergriff die Fahne und lief damit umher und andere tappten an den Gewehren herum. Um diesem Unfug zu steuern, nahm ich jenem die Fahne weg, setzte sie vor die Gewehre und machte ein etwa fußlanges und ½ Zoll breites Stückchen Leinwand zurecht, dessen beide Enden ich mit befeuchtetem Höllenstein bestrichen; dieses Amulet band ich um den Flaggenstock und sagte den umstehenden Negern: so wahr die Enden dieser Leinwand in wenigen Stunden so schwarz werden als eure eigene Haut, so wahr geschieht dem ein Unglück, der diese Dinge berührt. Die Gewehre nebst der Fahne blieben Tag und Nacht in der offenen Galerie, und von diesem Augenblicke an hielten die Neger sich sorgfältig davon entfernt. So wird hier der Dämonenglauben zur Wohlthat, denn ohne diese Mittel wäre kein Mensch seines Eigenthums sicher. — Die Furcht vor Geispenstern ist allgemein, und sie glauben, die Seele jedes Abgeschiedenen bleibe noch acht Tage im Hause, ehe sie zum „Herrn nach oben“ gehe; binnen dieser Zeit schreiben sie solch einem Geist die Fähigkeit zu allerlei Rumor und Spectakel treiben, ja andere Menschen tödten zu können. Im Vergiften sollen manche unter ihnen Meister seyn, und haben sie einen Verbrecher zu strafen, so verfahren sie mit einer Grausamkeit, welche an Artaxerxes erinnert. Ein vermutheter oder überwiesener Mörder wird mit der Leiche des Ermordeten zusammengebunden und im Walde liegen gelassen; lebendig braten, langsames Verbrennen von unten sind bekannte erwiesene Vorfälle. Aller aus den Hexenprocessen bekannte Wahnsinn dient als Beweisgrund dabei, und daher ist die Furcht vor den oben beschriebenen Obias natürlich. Das einzige Mittel gegen Giftmischerei findet der Neger in trotzigem Entgegentreten, dann glaubt er kann der Vergifter ihm nicht nachstellen.

Viele afrikanische Negerstämme sind Mohammedaner; ich hatte Gelegenheit einen Neger zu sprechen, der in reifem Alter Afrika verlassen hatte; er stammte aus Djamba. Dieser erklärte den Glauben seiner Landsleute für Mohammedanisch und nannte als Gott Ala, als Geister: Mahammel, Abdalkader und Amuldena, den Begriff eines Teufels wußte er nicht anders zu bezeichnen als: starker Wind, was an den unter den Negern gewöhnlicher Ausdruck „Windi“, das sowohl Wind als Obia oder Dämonendinge bezeichnet, erinnert. Auch Buschnegerhäuptlinge erklärten sie haben nur einen Gott (Gado oder Massra a tapu, der Herr in der Höhe) und unterscheiden ihre Windisachen als mit diesem in keiner Beziehung stehend. Was ich von ihrem Götzendienste habe erfahren können, so besteht dieser in einem Tanze, wobei die Damen in Beinkleidern, die Herren in der Kamise erscheinen; alle sind weiß angestrichen und es werden bessere starke Getränke, wie Genever, Branntwein, wohl auch Madeira gegeben. Die welche sich dazu berufen fühlen, gehen in den Tempel an der Spitze der Truppe, singen und reden in einer von der negerenglischen verschiedenen Sprache, bis endlich eine oder die andere (ob auch Männer, weiß ich nicht) der Weiber in Verzückung fällt und in jener Sprache redet; diese Rede wird von den Kundigen aufgefaßt und dient zur Richtschnur für die Handlungen dessen den sie betreffen. Nicht nur Curen, sondern Urtheile über Leben und Tod, Aufruhr und Brandstiftung werden so entschieden; dieser Entscheidung wagt keiner entgegenzuhandeln und würde sich lieber selbst ermorden als ihr nicht Folge zu leisten. Hierin liegt das Gefährliche dieses Abgöttereitanzes für die Gesellschaft, und es ist deßhalb dessen Ausübung in der Stadt und den Plantagen bei hoher Strafe verboten.

Ihre gesellschaftlichen Einrichtungen sind folgender Art. Jeder größere Stamm, wie z. B. die Aukaner, Samarakkaner und Musinga haben je ein Großoberhaupt, unter welchem die Capitäne und Kleincapitäne stehen; das Großoberhaupt ist Selbstherrscher und hat volle Macht über Leben und Tod; den Verträgen nach steht er unter dem Gouverneur in Paramaribo, allein im Buschnegerlande fragt er nicht viel darnach, denn er weiß wohl daß man ihm nichts anhaben kann. Die Ausdehnung seiner Macht hängt von seinen Fähigkeiten ab, denn er hat die weit zerstreuten Capitäne zu wenig in seiner Nähe als daß er ihnen seine Macht könnte fühlen lassen. Diese selbst haben über ihr Volk so gut wie keine Macht, sie sind nicht einmal im Stande dem Reisenden ein Corial zu verschaffen, wenn es dem, von dem es gefordert wird, gerade nicht gefällig ist eines herzugeben.

Im Hause gilt der Mann noch weniger als der Capitän in seinem Dorfe; er muß thun was seine Frau will und hat nicht einmal das Recht seine eigenen Kinder zu züchtigen, noch über Vermögenssachen mitzusprechen; dagegen übt die Herrschaft hierüber der Bruder seiner Frau aus, und er spielt den Meister im Hause seiner Schwester. Die Erbfolge der Herrschenden geht nicht vom Vater auf den Sohn über, sondern auf den Schwestersohn; dieß ist nach den Aussagen des oben angeführten Afrikaners auch in seiner Heimath der Fall, obgleich die Weiber dort nicht herrschen wie hier. Ich sagte zu jenem, diesen Brauch erkläre ich mir daraus, weil ihr Neger nicht der Treue eurer Weiber gewiß seyd; dagegen versicherte er, daß dieß in Afrika unmöglich, da die Weiber in Harems eingeschlossen seyen und schon die Annäherung zu diesem Hause unmittelbar mit dem Tode bestraft werde. [1] Die Buschneger leben je nach Vermögensumständen in Monogamie oder Polygamie; wer eine Frau nehmen will, bemüht sich bei der Mutter darum und bezahlt an den Capitän 6 fl., dann ist die Sache abgemacht, denn nach dem Vater wird nicht gefragt; dem Weibe aber muß der Mann ein Haus bauen und ein Stück Land zum Kostgrund fällen. Nicht selten hat einer seine Weiber jedes auf einem anderen Dorfe zerstreut und besucht alle Abende eine an-

[1] Die Sitte ist in mehreren Negerländern verbreitet, und herrscht bekanntlich auch bei Malaien, sowie bei einem Theil der schwarzen Indier, wie in Malayalam, bei den Tudas u. s. w. hat also eine viel weitere Verbreitung, und wohl auch Bedeutung. A. d. R.

dere; gegenſeitige Furcht ſchützt einigermaaßen vor Verletzung der Ehe; denn der ſchuldige Theil kann darauf rechnen von dem andern vergiftet oder durch Klage zu grauſamem Tode gebracht zu werden. Indeſſen können ſowohl dieſe als andere Verbrechen, wenn es die Verhältniſſe geſtatten, durch Geldbußen abgetragen werden, was auch früher im Lande inſofern gebräuchlich war, als unter Umſtänden das Erſchlagen eines Negerſklaven durch einen Weißen mit Geld gebüßt werden konnte.

Von der Bauart der Hütten iſt ſchon geſprochen worden; ſie ſind mit geflochtenen Wänden verſehen und haben dgl. Thüren, welche beweglich ſind. Der Neger liebt Dunkelheit und iſt nicht ſo reinlich als der Indianer. Jeder der es vermag hat mindeſtens zwei Häuſer, eines worin gekocht, ein anderes wo gewohnt wird, daher die Dörfer im Verhältniß der Bewohner groß ausſehen; in den meiſten Häuſern iſt zur Aufbewahrung des Geſchirrs und anderer Habſeligkeiten ein Speicher angebracht, aber ſo niedrig daß man den Kopf daran zerſtößt, wenn man nicht gebückt hineingeht. Reinlicher als in ſeinen Häuſern iſt er an ſeinem Leibe; er badet ſich häufig und für die der Veränderung unterworfenen Weiber iſt am Ende des Dorfes eine eigene Hütte gebaut, die ſie nicht verlaſſen dürfen, ſolange dieſer Zuſtand beſteht.

Am 13 September kamen die Saramakkaner an, um uns abzuholen. Es waren ſchöne kräftige Leute unter ihnen und beſonders zeichneten ſich die Söhne des Großoberhauptes Abraham aus, deren einer einen prächtigen Federſchmuck auf dem Kopfe trug: viele drei Zoll lange goldgelbe Federn umgaben das Haupt frei emporſtehend als ein Kranz, und auf den Seiten waren lange rothe Aasfedern angebracht. Sie hatten viele Pauken bei ſich, aber zu wenige Coriale für uns mitgenommen, was zu unangenehmem Feilſchen führte. Abends war großer Ball; aber die Aukaner hielten ſich ſtets von den Samarakkanern fern, obgleich keine Zeichen des Unfriedens zu ſehen waren.

Den Tag darauf fuhren wir die Sarakreek hinab und bogen den Surinamſtrom aufwärts ein; dieſer obere Theil des Surinam unterſcheidet ſich durch die ungewöhnliche Breite des Stromes durch viele hervorragende Klippen, zahlreiche, zum Theil weit verbreitete Inſeln und Waſſerfälle, Stromſchnellen und Untiefen. Die Ufer ſind mäßig hoch und mit herrlichem Hochwalde bewachſen; da der Strom breiter iſt, wird oft die Ausſicht freier, jedoch nicht frei genug, um die im Innern des Landes liegenden hohen Berge erblicken zu können. Den Angaben nach, welche aus dem Munde der zuverläſſigſten Capitäne geſammelt wurde, iſt es von Victoria bis zu dem Orte, wo der Strom aus der Vereinigung zweier Flüſſe gebildet wird, 5 ſtarke Tagereiſen weit. Dieſe Entfernung wird meiſt viel größer angegeben, allein wir gebrauchten in Hanſee die Liſt dem etwas beſchränkten Capitän zu drohen, daß wenn er nicht ſo raſch als möglich dem an jenem Zuſammenfluß wohnenden Großoberhaupt Nachricht gebe, ihm in Paramaribo dieß übel ſollte angeſchrieben werden; da antwortete er, daß ein Mann, welcher in einem leichten Coriale fahre, binnen 8 Tagen zurück ſeyn könne. Da nun ein ſolcher in einem Tag von Victoria nach Hanſee kommen kann, ſo läßt ſich einigermaaßen die Entfernung ſchätzen. Bis dorthin hat der Strom 27 Waſſerfälle, worunter fünf große; an ſeinem rechten Ufer liegen 16 Dörfer und 6 Arbeitsplätze, an ſeinem linken 11 Dörfer und 10 Arbeitsplätze. Der letzte große Waſſerfall endigt den Hauptſtrom und hat den bezeichneten Namen Tapowatra, Oberwaſſer; hinter dieſem kommt auf der rechten Seite der große Fluß, auf der linken der kleine Fluß, der große hat zwei Waſſerfälle, worunter ein großer, an ihm liegen 9 Dörfer, davon 7 den Loango-Negern angehören, der kleine hat nur einen Waſſerfall und an ihm liegen drei den Samarakkanern gehörige Dörfer. Merkwürdig iſt, daß einer der Waſſerfälle, von weit höherer Lage als Hanſee, dem äußerſten in neuerer Zeit von Europäern beſuchten Platze, den Namen Bukraboto, Boot der Weißen führt; möglich, daß in früheren Zeiten, wo dieſer Theil der Colonie den Europäern noch zugänglich war, ein europäiſches Boot jenen Platz erreicht, und vielleicht dort verunglückt iſt; dieß iſt, was von der Beſchaffenheit des Stromes im allgemeinen zu erkundigen war.

Die Fahrt ging raſch vor ſich; mit derſelben Gewandtheit und Stärke, die wir früher an ihnen bewundert hatten, führten die Neger das Ruder und ſteuerten ſehr geſchickt, um die zahlreichen Klippen zu vermeiden. Gab es Untiefen, ſo ſprangen ſie raſch aus dem Coriale und halfen es ſchieben, manchmal tauchten ſie, ſchwammen unter dem Coriale durch und kamen erſt nach erſtaunlich langer Friſt wieder zum Vorſchein. So oft wir an bewohnte Plätze kamen, ermahnten ſie Schüſſe abzufeuern, wodurch ſie uns endlich ſehr läſtig wurden; ſie ſelbſt machten dabei kurze Arbeit: eine halbe Handvoll Pulver goſſen ſie in den Lauf, ſetzten das Zündhütchen auf und feuerten alſo los. Nach etwa einer Stunde erreichten wir den Waſſerfall Kanwatra, welcher nur etwa 2 Fuß hoch iſt, aber eine ziemliche Ausdehnung hat. An der Seite der allenthalben hervorragenden Klippen wuchſen ſchöne ährenförmige violette Blumen, ſtellenweiſe ſo häufig, daß man das ſeltene Schauſpiel von Blumenbeeten zwiſchen Waſſergüſſen vor Augen hatte. Nachdem wir nicht ohne Mühe zwei Stromſchnellen überwunden hatten, hörten wir von Ferne das Rauſchen des großen Waſſerfalles (von etwa 12 Fuß Höhe), Arafubanſa. Ich dachte mir ihn größer, denn wenn bei uns von großen Cascaden die Rede iſt, ſo denkt man ſich wenigſtens 50 Fuß; näher gekommen zeigte ſich der durch ſeine Ausdehnung und ſeine maleriſchen, durch Buchten der Klippen unterbrochenen Linien merkwürdige Fall. Wir fuhren ziemlich gegen die Mitte desſelben hin, worauf ſich raſch die Coriale drehten um zu einer Stromſchnelle am rechten Ufer zu gelangen. Hier mußten die Coriale erleichtert werden; wir ſtiegen aus den Fahrzeugen und wandelten nicht auf Roſen, ſondern auf den ſpitzen Klippen, die für unſere Sohlen Vergißmeinnichte wurden, nach einer minder untiefen Stelle, um unſere Fahrt wieder fortzuſetzen. Auf ähnliche Weiſe wie bisher ging es fort, bis wir endlich um die Mittagsſtunde einen hinter Granitfelſen liegenden Camp Kadju erreichten, wo wir unter dem Schatten der Bäume raſteten.

Wer, beſonders in der trockenen Jahreszeit, wo oft tagelang kein Wölkchen den blauen Azur des Himmels trübt, in dieſem Lande reiſt, der ſollte um ſich zu ſchonen nur die Morgenſtunden zwiſchen 6 und 11 Uhr, und die Nachmittagſtunden zwiſchen 3 und 6 Uhr zur Fahrt benützen, über Mittag aber im Schatten des Waldes ruhen. Wir wollten dieß auch thun, aber mit den Buſchnegern hatten wir unendlich viele Noth um früh wegzukommen; ſie thaten es nie. Waren die Coriale um 6 Uhr geladen, dann hatten ſie noch nicht gekocht, noch nicht gegeſſen, endlich war das Frühſtück eingenommen, dann bettelten ſie um Dram oder ſonſtige Geſchenke, wollten Pulver, Blei, Salz, kurz alles haben von dem ſie glaubten, daß es da wäre, und ſo brachte man ſie endlich früheſtens 9 Uhr in die Coriale. Wollten wir nun eine Strecke zurücklegen, ſo waren wir genöthigt in der größten Mittagshitze fortzufahren oder nur ſehr kurze Zeit zu raſten. Die Nothwendigkeit, ſo reiſen zu müſſen, hat theilweiſe den Grund zu Krankheiten gelegt, denen wir alle unterworfen wurden.

Oberhalb Kadju vertheilt ſich der Strom in viele Arme und bildet eine Menge Inſeln, deren eine ſich auf eine halbe Tagreiſe aufwärts erſtreckt; wir hielten uns an das linke Ufer, um über

die dortigen Stromſchnellen leichter wegzukommen als über den jenſeits der langen Inſel gelegenen Waſſerfall Kabakiree (Schrei des Gürtelthieres), deſſen Toſen wir lange Zeit hörten. Wir erreichten dann gegen Abend Kwakibaſſu, einen größeren Camp, wo wir zu übernachten beſchloſſen. Da ſich dieſer Camp nicht viel von anderen unterſcheidet, nur daß er weniger reinlich war als unſer früheres Quartier, ſo beſchränke ich mich darauf zu ſagen, daß ſowohl der Capitän als die anderen Neger uns ſehr freundlich empfingen und uns mit Wildpret bewirtheten — eine Gaſtfreundlichkeit, die wir nach ſpäteren Erfahrungen als niedrige Gleißnerei bezeichnen müſſen. Der Capitän ſelbſt war leidend, und Krankheiten von der oben beſchriebenen Art gab es in hinreichender Anzahl; nie habe ich eine ſo vollſtändige Sammlung von Amuletten und anderen Obia's geſehen, als vor der Hütte einer Frau, die an Unterleibsentartungen ſo ſchwer darniederlag, daß ich keine Hoffnung zur Geneſung ſah. Ich gab ihr die nöthigen Erleichterungsmittel und fand, für den Fall daß ſie ſterben ſollte, für gut, ihr ein Amulet gegen alle möglichen böſen Geiſter ganz im Geſchmacke der Buſchneger anfertigen zu laſſen, wobei ich verordnete, eine reine Jungfrau müſſe es mit 7mal 7 Stichen zuſammennähen; denn ich kannte die Rachſucht und den Aberglauben der Buſchneger; außerdem machte ich die Beſſerung der Kranken von dem jungfräulichen Betragen der Nätherin abhängig, um meinen Ruf ſicher zu ſtellen; das Amulet wurde der Kranken, die über dem eine Verwandte des Capitäns war, mit großer Feierlichkeit umgehängt, und ihr Zuſtand hatte ſich glücklicherweiſe nicht verſchlechtert als wir zurückkamen. Ich denke, ſolange ſich in Europa Leute, die ſich vermöge ihres Ranges und ihrer Bildung zu der Crême der Geſellſchaft rechnen, von Schäfern und Angermeiſtern Amulette verfertigen laſſen, ſo wird mir zu Sicherheit meiner ſelbſt bei den Buſchnegern geſtattet ſeyn, einmal dem vulgus vult decipi nachzugeben.

Den anderen Tag hätte es uns klar ſeyn können, daß die Buſchneger es darauf abgeſehen hatten uns durch das Klima krank zu machen, wenn wir nicht durch ihr bisheriges freundliches und einnehmendes Weſen allzu günſtig für ſie geſtimmt geweſen wären. Wir verließen den Camp erſt gegen 10 Uhr und befuhren alsbald einen äußerſt reizenden Theil des Stromes, wo derſelbe oft durch ſeine kühnen Windungen den Anſchein hatte, geradezu umgekehrt bergauf ſtatt thalabwärts fließen zu wollen, und die Ausſicht oft durch Gebüſch und Waldung begränzt wurde. Eine dieſer Krümmungen ſchnitten wir dadurch ab, daß wir ans Land ſtiegen, dort ein Dorf beſuchten, das auf einer ſchönen Anhöhe lag und auf der entgegengeſetzten Seite wieder herabkamen, um unſere Coriale wieder zu finden. Einer unſerer Reiſegefährten, dem das Neger-Engliſch noch nicht geläufig war, zog ſeinen Rock aus, um der beinahe unerträglichen Hitze zu entgehen, und bedeutete einem Buſchneger denſelben tragen zu ſollen; der Schuft wollte ihn ſo verſtehen als bekäme er den Rock zum Geſchenk und zog ihn ſogleich an; beim Einſteigen wollte er ihn durchaus nicht mehr hergeben und ließ ihn ſich nur durch ein Geſchenk abhandeln.

Etwa Nachmittags um 2 Uhr begegneten wir einem Boot, in welchem wir ein europäiſches Mädchen mit blonden Rollhaaren zu ſitzen wähnten, und bald darnach bekamen unſre Neger den Einfall an einem, von der Sonne durchglühten Granitfelſen uns abzuſetzen, um das nicht ſehr entfernte Hanſee durch Flintenſalven zu begrüßen; jenes Mädchen ſtieg auch aus und zeigte ſich nun bei näherer Betrachtung als ein Albinoneger. Sie mochte etwa 12 Jahre alt ſeyn, hatte ſehr häßliche negerartige Geſichtszüge und im Geſicht mehrere ſchwarzbraune linſengroße Flecken; die Haare waren flachsweiß, hatten aber ſonſt ganz den Negercharakter: ſie waren grob, korkzieherartig gekräuſelt und wuchſen im Stapel; die Pupille war nicht wie ſonſt bei den Albinos roth, ſondern ſchwarz und die Regenbogenhaut grünbraun; die Bruſtwarze zeigte völlig den ſo eigenthümlichen Negercharakter. Solche Albinos werden von den Negern für heilig gehalten und ſpielen bei ihren Obiatänzen eine Hauptrolle.

Nach kurzer Fahrt erreichten wir Hanſee, das lieblich auf einem Hügel am rechten Ufer des Stromes gelegen iſt; ohne Zweifel hat dieſer Ort, dem die Herrnhuter ſpäter den Namen Nieuw-Bombay gegeben, ſeinen urſprünglichen dieſer ſchönen Lage zu verdanken; denn Hanſee heißt in der Sprache der Buſchneger hübſch, lieblich. Wie überall war die Bevölkerung größtentheils am Ufer verſammelt, um mit Rufen und Schießen wechſelſeitige Grüße auszutauſchen. Nachdem wir unſer Coriol verlaſſen und den Hügel erſtiegen hatten, betraten wir das nach Art der Plantagewohnungen gebaute Pfarrhaus, wo uns die Frau Hartman freundlich willkommen hieß. Dieß war, ſeit wir Phädra verlaſſen hatten, der erſte deutſche Gruß, um ſo erfreulicher als er uns in der tiefſten Wildniß der Urwälder entgegengebracht wurde; dieſe würdige Frau hatte ihren vor mehreren Jahren verſtorbenen Mann in dieſe Gegenden begleitet, ihn unterſtützt in dem Werke der Miſſion und konnte ſich nicht entſchließen, nach ſeinem Tode die Gemeinde zu verlaſſen unter der ſie ſo lange gelebt hatte. Sie war eine für unſer Jahrhundert ſeltene Erſcheinung; mit der Geduld einer Heiligen wirkte ſie unter dieſem Volk, ſtets belehrend und den ſo leicht erkaltenden Eifer für die chriſtliche Religion anfachend. Nichts konnte ihren ruhigen feſten Gang hierin ſtören; obgleich ſie nur mit Mühe und Bitten die in ihrem höheren Alter ſo nöthige Hülfe von den Buſchnegern erhalten konnte, obgleich ſie gezwungen war, ſelbſt die Hacke in die Hand zu nehmen, wenn ſie etwas in ihrem Garten pflanzen wollte — denn dieſes dankloſe Volk war zu faul um dieſe kleine Arbeit zu thun — ſetzte ſie ohne Klage, ohne Zank ihre Lehren bei Jung und Alt fort, unterrichtete die Gemeinde in der Kirche und lehrte die Jugend im Wohnhauſe leſen und ſchreiben. Ihre Hoffnung, daß es doch mit der Zeit anders unter dieſem Volke werden werde, daß ſie die Lehren nicht nur hören, ſondern wirklich auf ihr Thun und Laſſen würden einwirken laſſen, ſtand ſo feſt als ihr Glaube; durch keine Bosheit, keine Schelmerei war dieſe ihre Hoffnung zu trüben. Leider erkrankte ſie kurz, nachdem wir das Buſchnegerland verlaſſen hatten, ſchwer, wurde nach Paramaribo gebracht und ſtarb am Ende des vorigen Jahres. Solche Charaktere haben zu allen Zeiten das meiſte zur Bekehrung Wilder beigetragen, denn vor ſolcher ruhiger und feſter mit Milde gepaarter Würde hat auch der roheſte Menſch Reſpect, und wenn er auch vielleicht Anfangs ſich zu Spott und Hohn aufgelegt fühlt, ſo merkt er doch bald, daß die Erſcheinung einer ſo einfachen und klaren Frömmigkeit an und für ſich Achtung verdient und ſchweigt, wenn er es nicht über ſich vermag ſich zu beugen.

Der Neger hat viel Sinn für Religion, das Wort im antiken Sinne genommen; d. h. er ſieht ſich gern im Verbande mit einem unſichtbaren Weſen, das er ehrt und fürchtet, Inbrunſt und gefühlige Hingebung ſind leicht bei ihm zu erwecken, aber den Kern der Religion wird er ſo wenig begreifen als andere knabenhafte Naturen und wird bald als ein trotziger, bald als ein verzagter Sünder vor dem Angeſichte Gottes zurückweichen. Deßhalb iſt die Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe der Herrnhuter, da ſie ſich beſonders an die Gefühligkeit der Herzen adreſſirt, für die Neger ſehr zweckmäßig, und man wird ſelten eine Gemeinde antreffen, welche

mit ſolcher Andacht und Aufmerkſamkeit die Worte des Geiſtlichen anhörte als eine Negergemeinde. Wenn irgendwo, ſo hatten wir auf Hanſee, das eine chriſtliche Oaſe in der Wüſte des Heidenthums genannt werden kann, Gelegenheit dieſes zu beobachten. Die Ruhe und Stille, welche durch keinen Tanz mit obligatem Heidenlärm unterbrochen wurde, ſowie der Anblick des netten reinlich gehaltenen Dorfes, deſſen Einwohner, etwa 100 an der Zahl, ſich mit Verfertigen von Thongeſchirren, Baumwollengeweben und Corialen beſchäftigten, machte einen wohlthuenden Eindruck; deſto unangenehmer waren die Verhandlungen mit den Häuptlingen; ſie brachten allerlei Vorwände zu Tage, um uns von der Weiterreiſe abzuhalten; ſie behaupteten, das Waſſer wäre zu ſeicht, dann, ſie müſſen jetzt Wald ausroden und Pflanzungen anlegen u. ſ. w., und als wir auf unſerem Vorhaben beharrten und den Poſthalter von Victoria aus beriefen, ſo behaupteten ſie endlich, ſie hätten ſtrengen Befehl von ihrem Großoberhaupt oder Granman die Europäer nicht weiter gehen zu laſſen als Hanſee. Erſt vor kurzem (März 1854) habe ich von einem der Häuptlinge, dem ich in Paramaribo begegnete, erfahren, ihr alter Granman habe geſchworen, es ſolle kein Europäer das Buſchnegerland beſuchen ohne krank zu werden oder zu ſterben; d. h. auf deutſch: wenn ihr kommt, um unſer Land zu bereiſen, ſo werden wir euch ein ſchädliches, wo nicht tödliches Gift beibringen.

Während unſerer Anweſenheit in dieſem Dorfe machten wir mit dem Häuptling eine Excurſion nach ſeinen etwa 2 Stunden oberhalb gelegenen Koſtgründen; wir landeten an einem niedrigen Felſen, der eine Miſchung von Gneiß und Granit darbot, ſo daß ſtarke Adern des Gneißes das letztere Geſtein durchzogen. Die Koſtgründe ſelbſt waren von mittelmäßiger Beſchaffenheit und hatten eine humusreiche Miſchung von Sand und Thon. Obgleich den Bewohnern Hanſee's alle Anwendung der Obias verboten iſt, ſo hatte doch der Häuptling, der in der Kirche zugleich den Lehrer ſpielt, ſeinen Vorrathskammern dergleichen angehängt, was mir ein Lächeln abnöthigte. Wem fällt dabei nicht Ismen in Taſſo's Jeruſalem ein? Als wir zurückkamen waren zwei Geſandte vom Großoberhaupt da, welche den obenerwähnten Befehl brachten uns nicht weiter zu laſſen.

Intereſſant war die Kunde, welche Frau Hartman, deren Dienerin dieſe Reiſe gemacht hatte, beſtätigte: daß nämlich zwei Tagereiſen oberhalb Hanſee eine Kreek in die Surinama münde, welche als Verbindungsweg zwiſchen dieſem Strom und der Marowine dient, man fährt dieſe Kreek hinauf, macht dann eine zwei bis drei Tage lang dauernde Fußreiſe und gelangt durch eine andere Kreek in die Marowine.

Jene Fahrt nach den Koſtgründen hatte mich ſehr angegriffen, da die Zurückfahrt in der heißen Mittagsſtunde geſchah; ich bekam einen heftigen Fieberanfall und mußte einen Tag in der Hängmatte bleiben. Hr. Noak und v. Gentern, welche uns friſche Mundvorräthe zugeführt hatten, kamen mit dem Poſthalter von Victoria an und waren Zeugen von unſerer unangenehmen Lage. Keine Vorſtellungen, keine Drohungen halfen, wir ſelbſt hatten nur ein Corial und konnten unſeren des Waſſers unkundigen Negern nicht vertrauen, daher waren wir in völliger Abhängigkeit von den Buſchnegern. Dazu kam noch, daß nach der Abreiſe jener beiden Herren die Buſchneger zögerten uns unſer Corial zurückzuſenden und ſo waren wir gleichſam gefangen. Endlich kam am 22 September dieſes Corial wieder an und die Anſtalten zur Abreiſe für den folgenden Tag wurden gemacht. Abends war wie gewöhnlich Kirche, wobei der Häuptling die Kanzel beſtieg und mit vieler Salbung betete, es möge der Herr doch dieſen fremden Weißen eine glückliche, geſegnete Fahrt verleihen. Den andern Morgen nahmen wir Abſchied von unſerer frommen und gaſtfreundlichen Wirthin und beſtiegen unſer Corial; der ſalbungsvolle Gebetſprecher von geſtern hatte aber einem der Coriale keinen Buſchneger zum Steuermann gegeben, und ſo ſahen wir dasſelbe dicht vor dem Dorfe an einen im Waſſer verborgenen Felſen anſtoßen und umfallen, wodurch ein Theil unſerer Güter ins Waſſer kam und verdorben wurde. Arabi, der Häuptling ſelbſt, begleitete uns, nachdem er dieſen Schaden durch Herbeirufen eines Buſchnegers gut zu machen verſucht, nach Kwaſſbaſſu zurück. Hier fiel die Maske; nachdem der dortige Häuptling die ausbedungenen Geſchenke und für ſich und andere Kranke die nöthigen Medicamente empfangen hatte, vereinigten ſich beide Chriſt und Heide um mehr aus uns herauszukriegen; ſie behaupteten auf das frechſte, wir hätten ſie betrogen und drohten uns die zu unſerer Fortſchaffung nöthigen Leute zu weigern, wenn wir nicht noch dieſe und jene Artikel geben. Erſt nach langen Unterhandlungen und nachdem wir, entſchloſſen noch an dieſem Tage Victoria zu erreichen, das Verbleiben in jenem Dorfe abgeſchlagen, kamen wir los und erreichten erſchöpft durch die lange Fahrt und halb krank durch die Sonnenhitze und den Aerger nach Einbruch der Nacht (7½ Uhr) den Poſten.

Nachdem hier die Buſchnegergeſchildert ſind, wie ſie ſich zeigen, ſo iſt es am Ort die Frage über Freiheit und Sklaverei wieder aufzunehmen. Die Buſchneger ſind ſo frei als irgend ein Volk ſeyn kann; niemand kann ihr Land betreten um ſie anzugreifen, denn die Oertlichkeit iſt der Art, daß ein Feldzug gegen ſie rein unausführbar wäre. Eine gegen ſie ausgeſendete Armee würde durch einen kleinen Krieg der ſchlimmſten Art aufgerieben; ein nackter Neger kann von der wachſamſten Schildwache Nachts nicht geſehen werden, es iſt ihm leicht ſich nahe hinzuſchleichen und ſeinen Feind durch einen kaum hörbaren Pfeilſchuß zu Boden zu ſtrecken; die Wälder ſind unwegſam und im Vergiften des Trinkwaſſers ſind dieſe Wilden Meiſter; daher ſind ſie im ungeſtörten freien Beſitz ihres Landes. Sie bezahlen keine Abgaben und verkaufen Holz, Pinda und andere Dinge in die Stadt; ſie könnten reich ſeyn, wenn ſie arbeiten wollten, allein ſie verſchmähen dieß und leben lieber wild als Wilde, denn ſie ſind, unfähig die innere Freiheit anzutreten, wenn ihnen auch noch ſo viel äußere gegeben iſt, in denſelben rohen Zuſtand zurückgeſunken, in welchem ſie urſprünglich in Afrika lebten.

Wenn dagegen der Negerſklave auch in nichts unterrichtet wird, ſo lernt er doch Gehorſam und Arbeit; hat er Talent, ſo kann er, wenn er in der Stadt lebt, Unterricht genießen und emporkommen, jedenfalls aber übt ſchon der Umgang mit Europäern einen wohlthätigen Einfluß auf ihn aus, da er unter einer ſtrengen und in den meiſten Fällen gerechten Zucht ſteht. Es gibt deren genug, welche tüchtige und fleißige Arbeiter ſind, unter den Buſchnegern wird man keinen einzigen der Art treffen.

In dem bekannten Roman „Uncle Tom's Cabin“ werden die äußerlich liebenswürdigen Eigenſchaften der Neger hervorgehoben und dadurch ein falſches Licht auf das Sklaventhum geworfen. Es iſt natürlich, daß eine Dame ſich nicht mit Negern vertraut genug machen kann, um die Kehrſeite zu ſehen, die der Neger wohl zu verbergen verſteht, und es hat dieſes Buch auf mich den Eindruck gemacht, wie wenn jemand alle Sonntage in ein Haus auf Beſuch kommt, wo die Kinder erzböſe Rangen ſind, die im Sonntagskleid und vor einem Fremden nur ihre liebenswürdigen Eigenſchaften ſehen laſſen; wollte ein ſolcher hieraus einen Schluß auf die wahre Natur dieſer Kinder ziehen, ſo würde er ſich ſehr täuſchen und ſeine Entrüſtung darüber, wenn er einmal ſieht, daß der Vater

einem derſelben einen guten Pack Schläge gibt, wird eine ſehr übel angebrachte ſeyn. Es iſt klar, daß ein ſo rohes, ſo bübiſches Naturell, wie das der Negerrace, auf irgend eine Weiſe zur Ordnung gewieſen und dadurch erzogen werden muß, wenn deren Individuen zu menſchlichem Werthe gebracht werden ſollen. Ich gebe gern zu, daß in dicht bevölkerten Staaten die Leibeigenſchaft der Neger nicht nöthig iſt; denn ſie werden durch die Verhältniſſe ſelbſt genug gepreßt und gegeißelt, um ſich ein Zurückſinken in die alte Wildheit nicht zu Schulden kommen zu laſſen. Wo dieß aber die Verhältniſſe nicht thun, werden ſie durch die Emancipation zu den erbärmlichſten Taugenichtſen und für ſich ein Volk darſtellend, wieder ſo wild und roh als ihre Väter und Brüder in Afrika. In dieſem Falle hat der Menſchenfreund, der ſie durch Erhaltung und Uebung ihrer beſſeren Eigenſchaften retten will, kein anderes Mittel als ſie in den Zuſtand von Abhängigkeit zu bringen, der der Abhängigkeit eines Unmündigen von ſeinem Vater oder Vormund ähnlich iſt. Ein ſolcher Zuſtand iſt die Leibeigenſchaft. Ich gebe gern zu, daß die ſocialen Einrichtungen des Sklavenſtaates, über den ich ſchreibe, von dem erreichbaren Zuſtand einer höheren ſittlichen Ordnung noch weit entfernt ſind, allein das kann kein Grund ſeyn um ein Inſtitut über den Haufen zu werfen, welches, wenn auch mangelhaft, die einzige Möglichkeit darbietet die unmündigen Menſchen, um die es ſich handelt, nicht dem Zufalle bloßzuſtellen. Wird der Neger der leitenden und ſtrafenden Hand ſeines Herrn entzogen, ſo fällt er, wie wir geſehen haben, ins Buſchnegerthum zurück, und wenn nicht äußerlich, gewiß innerlich. Wer dieß nicht glaubt, der mache ſich mit Negern vertraut, gebe ſich herab eine Zeitlang zu thun als wäre er ihresgleichen, und er wird bald finden, daß die ſchöne Maske des folgſamen Kindes fällt und ein abſcheuliches Bubenthum an deſſen Stelle tritt. Ich habe mich davon nicht bloß bei den Buſchnegern überzeugt und achte es daher für die größte Grauſamkeit, dieſen unmündigen Menſchen durch das Geſchenk der äußeren Freiheit die Mittel, wirklich frei und menſchlich tüchtig zu werden, zu entziehen. Wo die Emancipation ſtattgefunden hat, ſind an die Stelle fleißiger Arbeiter Tagediebe, und an die Stelle ordentlicher Neger Geſindel getreten, das die Geſellſchaft durch Aufſtellung eines zahlloſen Polizeiperſonales in Ordnung halten muß. Einen ſittlichen Fortſchritt kann ich hierin nicht finden und der materielle Rückſchritt liegt am Tage.

Von der Rückreiſe erlauben Sie mir nur in kurzen Worten das Nöthige zu ſagen: ſie war höchſt traurig. In Victoria fühlten ſich die meiſten wo nicht krank doch unwohl, in Bergendaal erkrankten wir alle mit Ausnahme des Hrn. Schunk, und nachdem wir dort den armen Vaudenberg begraben, machten wir uns auf den Weg, um ſo ſchnell als möglich die Stadt zu erreichen. Die Unglücksboten, die uns der Himmel ſendet, müſſen feige Geſellen ſeyn, denn ſie reiſen immer in Geſellſchaft; in St. Euſtatius ſank bei Nacht durch Nachläſſigkeit der wachhabenden Neger beim Eintritt der Springfluth unſer Boot, und manches ging dadurch verloren, manches wurde durch das braciſche Waſſer verdorben; auch Hr. Schunk erkrankte in dieſer Nacht, und ſo kamen wir Anfangs Octobers ſchwer krank in die Stadt. Ein heftiges Wechſelfieber, wobei jedoch mein Kopf völlig frei war, hat mich in den Stand geſetzt nähere Beobachtungen über die Natur dieſer Krankheit zu machen und eine magnetiſche Heilmethode zu erfinden, welche in kurzer Zeit den Leidenden herſtellt; dieß iſt Ihnen in ihren Grundzügen wahrſcheinlich durch öffentliche Blätter bekannt geworden, eine nähere wiſſenſchaftliche Ausführung muß ich auf ſpätere Zeit verſchieben. Nachdem wir ein Vierteljahr zugebracht hatten um uns wieder herzuſtellen, machte ich zu meiner Erholung eine Reiſe in die Maromine, von welcher ich Ihnen nächſtens das Nähere berichten werde, und nun ſind wir im Begriff an die Unterſuchung des weſtlichen Theiles der Colonie zu gehen.

Miscellen.

Ueber das Zodiakallicht. In der Londoner aſtronomiſchen Geſellſchaft las der Geiſtliche T. W. Webb am 12 April eine „Mittheilung über das Zodiakallicht, den Gefährten des Procyon und Sirius“ vor. Er hat es in neuerer Zeit wieder am 30 December 1853 und am 25 Februar d. J. beobachtet. Es erſchien ihm das erſtemal wie zwei oder drei ſchmale ſpitz, ſo daß ſie einen Kegel bilden, zulaufende Streifen, ſchwächer als die Milchſtraße; es dehnte ſich nach den Sternen im Widder hin aus. Das zweitemal ſah er es glänzender als die Milchſtraße zwiſchen den Sternen des Widders bis gegen den Saturn hin; es war dießmal auch nicht doppelt oder in Streifen getheilt. Ueberhaupt ſcheint es in der Lichtſtärke in verſchiedenen Jahren zu wechſeln.

*

Salzmanns Photographien aus Judäa. Wir haben vor einiger Zeit (ſ. Nr. 16 v. d. J.) ein Schreiben dieſes Hrn. Salzmann aus Jeruſalem an Hrn. de Sauley mitgetheilt, und finden jetzt im Athen. Franç. die Angabe, daß er mit einer Sammlung von 200 photographiſchen Abbildungen von Alterthümern aus den verſchiedenen Perioden der Geſchichte Judäa's zurückgekommen ſey. Dieſe Abbildungen ſollen die Genauigkeit mancher Zeichnungen Sauley's, an denen man ſtark gezweifelt, herausſtellen.

*

Der ſchwediſche Reiſende Anderſon hat nach Briefen vom Cap der guten Hoffnung den Ngami-See erreicht. Er iſt der erſte Europäer, der von der Weſtküſte aus ſo weit vorgedrungen. Sein Erfolg iſt um ſo erfreulicher, als er in ſeinen früheren Briefen von 21° 56′ S. B. und 20° 45′ O. L. v. G., dem Punkt, wo Galton auf ſeiner letzten Reiſe umkehren mußte, die Nachricht gab, ſeine afrikaniſchen Diener ſeyen höchſt unverſchämt geworden, und wollten nicht weiter gehen; man fürchtete, wenn er allein die Reiſe fortſetze, wie ſein feſter Entſchluß war, ſo werde er, wie ſein Vorgänger, entweder durch das abſcheuliche Klima oder durch die Angriffe wilder Stämme ſeinen Tod finden. (Liter. Gaz. 15 Julius.)

*

Die ägyptiſche Eiſenbahn wird demnächſt von Alexandrien bis Cairo fahrbar ſeyn. Bis jetzt iſt ſie es bis zur Deltaſpitze, wird aber, wie die Daily News (13 Julius) meldet, hauptſächlich nur benützt, wenn Europäer von oder nach Indien gehen; für das Land ſelbſt ſcheint ſie bis jetzt noch ſehr geringe Dienſte zu leiſten.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 30. 28 Julius 1854.

Metall und Papier.

Zur Lehre vom Gelde und zur Orientirung in der gegenwärtigen Geldkrisis.

Für Staatsmänner und Kaufleute. Von C. Schübler.

Wir müssen gestehen, daß wir nicht leicht eine Schrift über diesen Gegenstand mit solchem Befremden gelesen haben, als die von Hrn. Schübler. Der Verfasser ist württembergischer Bergrath, hatte 27 Jahre lang die württembergische Münze zu leiten, hat während dieser Zeit in den Münzconventionen zu München in den J. 1837 bis 1845 als Commissär fungirt, wodurch er, wie er in der Vorrede sagt, „hinreichende Veranlassung erhielt mit den Verhältnissen des Metallhandels und der Münzfabrication sich bekannt zu machen"; daß es ihm wirklich an Kenntnissen nicht fehlt, wird ihm jeder zugestehen, daß er aber hier eine Maaßregel, die sich höchstens momentan als Auskunftsmittel empfiehlt — und wie alle solche Auskunftsmittel nicht ohne Nachtheile ist — nämlich die willkürliche Festsetzung des verhältnißmäßigen Werths von Gold und Silber als theoretisch begründet und unvermeidlich darstellt, das ist etwas gar zu weit gegangen. Der Verfasser selbst scheint dieß zu fühlen, und sich gleichsam im ersten Paragraphen gehörig in Positur zu setzen, indem er unter den „theoretischen Grundsätzen über den Geldverkehr, welche unhaltbar erscheinen", auch den aufführt, „daß die edlen Metalle Waaren sind, wie andere Güter, und daß das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber von der Menge der von beiden Seiten in Umlauf kommenden Massen abhängig ist." Das weiß Hr. S. (wahrscheinlich Soetbeer), der in der Hamburger Börsenhalle im Anfang des Jahres die Goldfrage behandelte, etwas besser, denn seine ganze, sehr scharfe Beweisführung geht von der Ansicht aus, daß sie Waaren sind; wenn sie es aber sind, dann kann keine Macht der Erde ihren Werth dauernd gegen einander festsetzen. Hr. Schübler aber erklärt auch den Grundsatz, daß nur Ein edles Metall als Werthmesser aufgestellt werden könne, gleichfalls für eine Chimäre, und thut wohl daran: denn er kann den Satz, der sich aus dem ersten von selbst ergibt, zur Durchführung seiner Ansichten nicht brauchen, und muß ihn daher von vornherein verwerfen. Den Beweis, daß die edlen Metalle keine Waaren sind, ist uns der Verfasser schuldig geblieben, aus dem einfachen Grunde, weil er ihn nicht liefern konnte, und damit fällt dann, wie wir bald sehen werden, die ganze spätere Beweisführung für die Aufstellung einer allgemeinen europäischen Doppelwährung von Silber und Gold über den Haufen. Allerdings ist es, wie der Verfasser in der Einleitung sagt, „an der Zeit diesen wichtigen Theil der Volkswirthschaft an der Hand der Erfahrung zu prüfen und aufzuklären"; wenn er aber meint, daß „bei dieser schwierigen Materie die Geschäftsmänner sehr häufig der Theorie ganz abhold sind, und die Staatsmänner bei den eingreifendsten Anordnungen von den Geschäftsmännern im Stich gelassen werden", so ist dieß geradezu nicht wahr: in Holland sind die Geschäftsmänner der Theorie nicht abhold, und die Staatsmänner von ihnen nicht im Stich gelassen worden, sondern beide sind sehr einträchtig Hand in Hand gegangen, weil man den Entschluß und den Muth hatte, aus einer falschen Lage herauszukommen, und diesen Entschluß mit scheinbar großen Opfern für den Staat durchgeführt hat; wir sagen, mit scheinbar großen Opfern, weil die wirklichen Opfer, welche die Nation bei längerer Fortdauer des Uebels erlitten hätte, sich unaufhörlich gesteigert haben würden. Holland hat die alleinige Silberwährung durchgeführt. Es ist ganz charakteristisch, daß der Verfasser das Verfahren Hollands nur ein einzigesmal flüchtig erwähnt, während auf das Beispiel Englands als der „im Welthandel unstreitig wichtigsten und erfahrensten Nation" umständlich hingewiesen wird, als ob diese „mächtigste und erfahrenste Nation" nicht an alten Uebeln litte, welche ihr geradezu wie wir früher (s. 1852 Nr. 121) gezeigt, nicht gestatten, die Goldwährung aufzugeben, und — wie schon vorgeschlagen worden — die Silberwährung anzunehmen, weßhalb sie jetzt ein Interesse daran hat, den ihr zuströmenden Goldreichthum in möglichst hohem Werth zu erhalten. Diese absichtliche Vernachlässigung der Maaßnahmen der holländischen Regierung drückt dem ganzen Buche Hrn. Schüblers einen Charakter von Absichtlichkeit auf, den man sich nicht gut erklären kann. Doch wie dem auch seyn und welche Gründe ihn bewogen haben mögen, das ganze Buch scheint nur geschrieben, um die Beibehaltung einer doppelten Währung in Deutschland und namentlich die Feststellung des Werthverhältnisses zwischen Gold und Silber auf dem Fuße von 1 : 15,5 zu bevorworten. Um dieß als möglich und nothwendig erscheinen zu lassen, wird §. 38 und 39 die Unzulänglichkeit der baaren Zahlungsmittel in Frankreich und

Belgien [1] hervorgehoben, die „Ausdehnung des Verkehrs mit Kreditpapieren in England“ als koſtſpieliger wie die Ausgleichung durch Baarzahlungen geſchildert, und damit abermals ein Satz aufgeſtellt, der den bisherigen Annahmen ſchnurſtracks entgegenläuft. Bisher betrachtete man es als einen Beweis fortgeſchrittenen Credits und als eine Verwohlfeilung des Verkehrs, wenn möglichſt wenig Ausgleichungen durch baares Geld erfolgten. Man hat in Frankreich oft und viel über die Nothwendigkeit geklagt, häufig baares Geld ſenden zu müſſen, wo man in England mit Werthpapieren oder Anweiſungen die Sache abmache, man hat die Ausgabe von 100 und 200 Fr. Banknoten mit Freuden begrüßt, und jetzt ſoll Frankreich, obgleich es bei weit geringerem Verkehr und Handel mehr baares Geld hat, als England, doch deſſen immer noch nicht genug haben; alles nur, damit mehr Goldmünzen geſchlagen werden.

Zwei Punkte, auf welche der Verfaſſer beſondern Werth legt, halten wir im Ganzen genommen für richtig und, nebenbei geſagt, für den wichtigſten und leſenswertheſten Theil des Buchs: der eine geht dahin, daß die Handelsbilanz zwiſchen verſchiedenen Staaten nicht mehr durch Geld, ſondern durch Uebertragung von Capitalien, ſeyen es nun Staatspapiere, Actien oder Coupons, ausgeglichen wird, und daß der Curs der Staatsobligationen oder anderer Werthpapiere im Weſentlichen den Wechſelcurs beſtimmt; der andere geht dahin, daß die Entwerthung der edlen Metalle, mit andern Worten die Preisſteigerung, nicht durch die Vermehrung der Metallvorräthe, ſondern durch die Verſchlechterung der Münzen veranlaßt wurde. Wir maaßen uns über dieſe beiden Sätze kein Urtheil an, haben aber die betreffenden §§ als den lehrreichſten Theil des Buchs befunden. Beide Sätze mögen nur mit Einſchränkung wahr ſeyn, jedenfalls iſt aber der letzte von nicht geringer hiſtoriſcher, der erſtere von ſehr großer praktiſcher Bedeutung; wir können jedoch nicht einſehen, was ſie für den eigentlichen Zweck des Buchs, die Nothwendigkeit und Rathſamkeit einer doppelten Währung und ſchließlich für die Herſtellung der öſterreichiſchen Valuta durch die Bezahlung der Zinſen in Silber *oder* Gold beweiſen ſollen. Uns wenigſtens, und gewiß noch manchen andern will die Schlußfolgerung durchaus nicht einleuchten. Man höre: der Verfaſſer führt als „Ergebniſſe der angeſtellten Unterſuchung“ an: „wir finden hiernach durch die Münzgeſchichte und durch eine richtige Theorie des Geldes folgende oben aus den Verhältniſſen der Geldcirculation abgeleitete Grundſätze beſtätigt, welche wir kurz zuſammenfaſſen wollen: 1) die edlen Metalle ſind in der Form von Münzen hauptſächlich die Werthmeſſer für ſämmtliche bewegliche und unbewegliche Güter und Dienſtleiſtungen. 2) Mit der ſteigenden Cultur vermehrt ſich die Geſammtſumme aller Güter und Werthe; es erhöht ſich aber auch mit der Verbeſſerung der Inſtitutionen die Sicherheit des Eigenthums, und durch Feſtſtellung des Credits vermehren ſich die Zahlungsmittel durch unverzinsliche und verzinsliche Creditpapiere. 3) Der Vorrath an Münze läßt ſich auf eine kleine Quote der ſämmtlichen zum Verkauf kommenden Güter beſchränken. 4) Eine Vermehrung der Münzen von geſetzlichem Metallgehalt kann zum Vortheil des Verkehrs ſtattfinden, ſo lange die Baarzahlungen ſich wohlfeiler berechnen als Wechſelzahlungen.“ Wir glauben, gegen dieſe Sätze wird niemand weiter etwas einzuwenden haben, wohl aber gegen den daraus gleich im folgenden (§. 68) gezogenen Schluß, wo es heißt: „wenn wir dieſe Grundſätze feſthalten, ſo wird auch die Entſcheidung der Frage mit Sicherheit zu unternehmen ſeyn, ob die beiden edlen Metalle, Gold und Silber, als Werthmeſſer neben einander beſtehen können, und ob das Werthverhältniß zwiſchen beiden ſich feſtſtellen läßt.“ Das mahnt ſtark an den bekannten logiſchen Schluß: gleichwie der Löwe ein grimmig und grauſam Thier iſt, alſo ſollen wir in einem neuen Leben wandeln. Was haben denn die obigen Sätze mit der willkürlichen Feſtſetzung zweier ewig ſchwankenden Werthe zu thun? [1]

Wenn der Verfaſſer weiter fortfährt und ſagt: „die bisherigen vergeblichen Bemühungen das Verhältniß zwiſchen Gold und Silber feſtzuſtellen ſind, *wie wir geſehen haben* (?), hauptſächlich an den fortwährenden Veränderungen in den Silbermünzen geſcheitert,“ ſo iſt dieß in Bezug auf die neuere Münzgeſchichte gar nicht wahr. In Frankreich iſt der Franken ſeit Einführung des metriſchen Syſtems, alſo ſeit mehr als einem halben Jahrhunder = 4,5 Grammes fein Silber und das Verhältniß des Goldes zum Silber geſetzlich wie 1:15,5 feſtgeſtellt; gewöhnlich zahlte man aber in Paris für das Gold 10 bis 15 per Mille, d. h. 1 bis 1½ Proc., Aufgeld, jetzt aber verliert das Gold in Barren, wie in jedem Curszettel zu leſen, 4 per Mille Disconto, und das Silber zahlt 14 per Mille Aufgeld, mit andern Worten: trotz des geſetzlich beſtehenden Werths iſt im Handel eine Veränderung eingetreten, die nahezu 3 Proc. beträgt. In Hamburg ſtand vor dem Einſtrömen des Goldes aus Auſtralien und Californien das Gold gewöhnlich [2] 433 bis 437 per Mark, jetzt zwiſchen 420 bis 425, d. h. 3 bis 3½ Proc. niedriger. Dieſe Preiserniedrigung iſt, wie alle Welt geſehen hat, ſtark genug ge-

[1] Als Beweis, wie unzulänglich die Zahlungsmittel in Belgien ſeyen, wird angeführt, daß im März 1848 die Regierung den Banken eine Emiſſion von 58 Mill. (kleinen) Bankcoten geſtattete und dieſen Zwangscurs beilegte. Aus einem ſolchen augenblicklichen Nothbehelf kann doch nicht auf einen allgemeinen Mangel an Zahlungsmitteln geſchloſſen werden, auch hat der Verfaſſer den Grund der in einer ungewöhnlichen Periode ergriffenen Maaßregel nicht gewußt oder verſchwiegen. Die franzöſiſche Bank ſetzte damals, weil ſie ſelbſt in Verlegenheit war, die Schraube an, um ihre Kaſſen zu füllen, und da Belgien nicht nur ohnehin viel franzöſiſches Geld hat, ſondern auch ihr Geld nach franzöſiſchem Fuße ſchlägt, der Wolf aber auch die gezeichneten Schafe frißt, ſo ſtrömten franzöſiſche und belgiſche Fünffrankenthaler in Maſſe nach Paris, und Belgien gerieth, gerade wie Piemont, das ſich in ähnlichen Verhältniſſen befindet, in Verlegenheit.

[1] An ähnlichen Schlußfolgerungen fehlt es auch an andern Orten nicht: in §. 69 will der Verfaſſer beweiſen, daß das Werthverhältniß zwiſchen Gold und Silber ſich in den letzten 40 Friedensjahren nicht geändert habe, und ſagt unter anderem: „im Anfang 1854 war die Mark Gold in Hamburg zu 422 M. B. netto, was 2,7 Proc. unter dem Durchſchnitt ſich berechnet. Dieſer niedrige Curs rührt jedoch nicht von einem Ueberfluß von Gold her, wie die Verminderung der Goldvorräthe der Londoner Bank in den letzten Jahren von 21 M. auf 15 beweiſt, ſondern in der geſteigerten Nachfrage nach Silber für die nach Oſtindien und China zu machenden Zahlungen.“ Kann aber darum nicht in *Hamburg* das Gold verhältnißmäßig in größerer Menge vorhanden geweſen ſeyn als ſonſt? Das Gold iſt für die Hamburger wie für andere Leute eine Waare, die ſie zu dem höchſten Preis loszuſchlagen ſuchen, und ſie hätten ſie gewiß zu höherem Preis weggegeben, wenn ſie es auf dem Markt zu höherem Preis hätten anbringen können; mit der Verſendung von Silber nach Oſtindien hat dieſer Goldpreis ſo wenig zu thun, als mit dem Mann im Monde. Dieſe Verſendung, eine Speculation der Engländer hauptſächlich auf Koſten Frankreichs, richtet ſich nach dem Calcuttaer Curs auf London und dem Londoner Silberpreis, worüber Seetbeer in der Börſenhalle vom 31 Januar d. J. nachzuſehen.

[2] Es ſind allerdings, z. B. im Jahre 1839, auch Fälle vorgekommen, wo der Preis bis auf 420 ſank; dieß geſchah aber damals durch die unmäßige Menge Gold, welche England für Korn nach Deutſchland herüberſchickte, es war alſo ein außergewöhnlicher Fall.

weſen, das nordamerikaniſche Münzſyſtem zum Fall zu bringen, und das franzöſiſche bereits nicht unbedeutend zu erſchüttern, Frankreich aber hat ſeit 50 Jahren ſeine Silbermünze in keiner Weiſe verſchlechtert. Solche Schwankungen im verhältnißmäßigen Werth zweier Waaren, denn das werden Gold und Silber immer bleiben, trotz der gegentheiligen Behauptung des Verfaſſers, kann keine Regierungsgewalt hindern. Sie kann, wie man dieß in Frankreich thut, auf ein Stück Gold von beſtimmtem Gewicht einen Werth von 20 Fr. ſetzen und man wird ihn im gewöhnlichen Leben annehmen, aber ſowie man ſolche Stücke in größerer Zahl abſetzen will, ſo wird man nicht mehr denſelben Preis dafür erhalten, und den Abzug des Silbers hemmen kann die Regierung unter ſolchen Verhältniſſen gar nicht. Die Unannehmlichkeiten, die hieraus entſpringen, ſind bereits in Frankreich lebhaft gefühlt worden, und doch iſt die Sache erſt noch im Beginnen. Das fühlt auch der Verfaſſer ſelbſt, denn er hängt ſeiner Schlußfolgerung die Clauſel an, „wenn ſo viel Vorräthe an geſetzlich ausgeprägten Münzen ſtets vorhanden ſind, daß die vorkommenden Zahlungen in dieſen Münzen geleiſtet werden können," ein allerliebſtes „Wenn," das an den Mann erinnert, der das „Wenn" und das „Aber" erdacht. Es iſt völlig unbegreiflich, wie ein Mann, der ſich doch ſonſt auf das kaufmänniſche Rechnen recht gut verſteht, und zahlreiche Beweiſe davon in ſeinem Buche gegeben hat, die Behauptung (p. 133) aufſtellen kann, „das Beiſpiel von Nordamerika, wo die Silberdollars mit Agio ausgeführt werden, könne für Frankreich nicht angeführt werden, weil die Silberdollars in einem Werthverhältniß von 1:15,988 gegen die Golddollars ausgemünzt ſind, alſo 3,15 Proc. mehr Silberwerth haben als die franzöſiſchen Fünffrankenthaler bei dem geſetzlichen Verhältniß von 1 : 15,5." Es iſt nun aber notoriſch, daß im vorigen Jahre ſehr bedeutende Maſſen Silber aus Frankreich ausgeführt worden ſind, daß in der Bank mindeſtens $^2/_3$ Gold- und nur $^1/_3$ Silber liegt, und daß der Gouverneur der Bank, Graf d'Argout, in ſeinem Jahresbericht ſelbſt über den Abfluß des Silbers und das Ueberhandnehmen des Goldes geklagt hat. Daß aber das Silber unter den gegenwärtigen Umſtänden aus Frankreich hinausſtrömt und hinausſtrömen muß, gibt zu allem Ueberfluß p. 200 im Widerſpruch mit dem obigen der Verfaſſer ſelbſt zu. Das gegenwärtige Verhältniß des Goldes zum Silber, trotz des Kriegs, wo das Gold wegen ſeiner leichtern Tragbarkeit im Werth ſteigen muß, iſt eher unter als über 1 : 15,25, folglich anderthalb Procent niedriger als der franzöſiſche Münzfuß, und noch immer gewinnt man in Frankreich an 50,000 20Frankenſtücken, die man in der Münze ſchlagen läßt, mindeſtens 13,000 Franken, ein Gewinn, den die Münze nur künſtlich ſchmälern kann, indem ſie zwiſchen dem Empfang der Barren und der Ausgabe der Goldmünzen 50 bis 60 Tage verſtreichen läßt, ſo daß dem Beſitzer der Zins für dieſe Zeit verloren geht.

Es iſt eine ſeltſame Erſcheinung, daß ein Mann, der über manche Gegenſtände, z. B. über den Einfluß der Entwerthung des Goldes auf die Staaten mit Silberwährung (§. 71), über die Vortheile und Nachtheile der Goldwährung mit Ausſchluß der Silberwährung (§. 72), ſo nüchterne und verſtändige Anſichten hat, auf der ganz unausführbaren Feſtſtellung des Werthes beider Metalle ſo hartnäckig beharrt. Er hat das Beiſpiel Hollands vor ſich, das die Goldwährung ausgeſchloſſen und ſich auf die Silberwährung beſchränkt hat, er hat das Beiſpiel Englands vor ſich, das die Goldwährung allein angenommen, und das Silber $8^1/_2$ Procent unter dem Werth ausmünzt, und verwundert ſich höchlich, daß man in England nicht an „Einführung einer Silbermünze in vollem Werth" denkt, indem es ſcheine, „daß die von den engliſchen Staatsmännern adoptirte und auch auf dem Continent allgemein verbreitete Anſicht von der Nothwendigkeit ſich auf Eines der edlen Metalle bei den Münzen zu beſchränken ſo feſten Fuß gefaßt hat, daß trotz der vorliegenden großen (?) Nachtheile kein Staatsmann ſich an einen ſolchen Vorſchlag gewagt hat." Einſtweilen, bis man in Holland und England, wo man ſich doch aufs Rechnen verſteht, andern Sinnes wird, und nochmals ſich an das Experiment wagt, den verhältnißmäßigen Werth beider Metalle feſtſtellen zu wollen, können wir geruhig bei der Anſicht bleiben, daß dieſe Feſtſtellung ein Unding ſey, das, wenn es auch verſucht wird, ſich rächen muß. Eine andere Schlußfolgerung aus der eben citirten Stelle können wir aber nicht außer Acht laſſen, und dieſe iſt, daß der Verfaſſer damit die Nachtheile einer ausſchließlichen Goldwährung anerkennt, weil man dadurch genöthigt wird das Silber nur als Ausgleichungsmünze zu ſchlagen, und ſomit den Silbermünzen einen fictiven Werth beizulegen. Hält man ſich an Ein Metall, und nimmt ſich nicht heraus den verhältnißmäßigen Werth beider Metalle feſtſetzen zu wollen, ſo muß man aufs Silber hinauskommen, denn wegen der täglich unter dem Volke umlaufenden Münze, die nur eine Silbermünze ſeyn kann, muß man dieſer einen beſtimmten und keinen fictiven Werth beilegen; Kaufleute und Bankiers werden die Goldmünzen ſchon zu berechnen wiſſen, wobei zu bemerken, daß wir die Prägung Einer Goldhandelsmünze in Deutſchland, deren Gewicht, aber nicht deren Werth im Verhältniß zum Silber beſtimmt wäre, ſehr paſſend fänden.

Der Verfaſſer ſchlägt vor, daß man in Deutſchland und Frankreich den Sovereign als Goldmünze annehme, in England und Deutſchland dagegen den Fünffrankenthaler, und daß das franzöſiſche Verhältniß des Goldes und Silbers 1 : 15,5 geſetzlich eingehalten werde; was er auch ſagen mag über die Vortheile von einerlei Münze in England, Deutſchland und Frankreich, ſo beweiſt dieß alles doch gar nichts für die Möglichkeit, ein willkürliches Preisverhältniß zwiſchen Gold und Silber feſtzuhalten. Was der Inhaber über den Schutz der vollwichtigen Münzen, über die Unentbehrlichkeit der Wechſelmünzen von Silber, die Nachtheile zu kleiner Goldmünzen, über die ſchädlichen Folgen ſchlechter Scheidemünzen ſagt, iſt ſehr leſenswerth und gewiß wohl zu beachten, aber auch dieß alles beweiſt nicht das Mindeſte für den eigentlichen Zweck ſeines Buchs, die Fixirung des Werths von Gold und Silber zu bevorworten. Würde heute, par impossible, England, Frankreich und Deutſchland zu den vom Verfaſſer verlangten Schritten ſich vereinigen, ſo würde der Metallhandel und Metallſchacher ſich nach Nordamerika ziehen, welches jetzt ſchon [1] das Silber zu hohen Preiſen einkauft. Man würde ſomit aus den Schwankungen durchaus nicht herauskommen, und jede Schwankung würde benützt, wenn

[1] S. Andrée Cochut, Revue des deux Mondes 15 Febr. d. J., wo der Beweis geführt iſt, daß Amerika jetzt ſchon Frankreich auszubeuten ſucht, was, wie wir eben geſehen, der Verfaſſer als unmöglich geradezu geläugnet hat.

nicht manche gar hervervorgerufen werden, um Europa aufs neue auszubeuten.

Wir begreifen das Buch Hrn. Schüblers gar nicht: er gibt Aufklärungen über das Münzſyſtem, die ſehr klar und wichtig ſind, ſeine Anſichten über Creditinſtitute (§. 88) und über die veränderte Einrichtung der Staatsanlehen (§. 94) könnten kaum richtiger ſeyn, obgleich ſie in Praxi, bis man ganz nach ſeinen Vorſchlägen handeln kann, noch mehrere Modificationen erfahren müſſen, ſeine Schilderung wie die verſchiedene Art, die Zinscoupons der öſterreichiſchen Staatspapiere in Frankfurt und Amſterdam zu berechnen, auf den Wechſelcurs und zum Nachtheil Oeſterreichs wirkt, iſt ganz vortrefflich; aber für ſeine urſprünglich aufgeſtellte Behauptung, daß ein Staat oder eine Geſellſchaft von Staaten den Preis des Goldes und Silbers feſtſtellen könne, hat er nicht den Schatten eines Beweiſes vorgebracht. Oeſterreich hat mit ſeiner Erklärung, die Zinſen ſeiner neuen Anleihe in Gold oder Silber bezahlen zu wollen, und zwar im Verhältniß von 1 : 15,5, ohne Zweifel ſich die Unterſtützung engliſcher Capitaliſten geſichert, und ſomit die Wahrſcheinlichkeit, daß ſein Anlehen gelingen wird, nicht wenig erhöht, folglich einen augenblicklichen nicht unbedeutenden Vortheil errungen. Man kann bis zu einem gewiſſen Punkte ſagen, Oeſterreich habe auf dieſem Wege die Silberwährung verlaſſen und die Goldwährung angenommen, denn es muß nun, und raſcher noch wie in Frankreich, die Silbermünze aus Oeſterreich herausſtrömen. Oeſterreichs Münzſyſtem war ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr haltbar: die um 2⅙ oder wenigſtens um 1⅙ Proc. ſchlechteren preußiſchen und ſüddeutſchen Münzen hatten längſt das Uebergewicht über die beſſern öſterreichiſchen erlangt, letztere wurden wegen der geſtörten Baarzahlungen ausgeführt, und verſchwanden theils im übrigen Deutſchland theils in Frankreich im Schmelztiegel. Wird die bei der Verkündigung des neuen Anlehens in Oeſterreich verkündigte Ausbezahlung in Gold zum Verhältniß wie 1:15,5 durchgeführt, ſo bleibt in Oeſterreich allmählich nur das ſchlechter als die übrige deutſche Scheidemünze geſchlagene Silber zurück, und eine neue Scheidewand iſt zwiſchen beiden Theilen aufgerichtet. Im Weltverkehr wird aber Oeſterreichs Verhalten nicht entſcheidend einwirken; der Kreis der Silberwährung wird eingeengt, Frankreich wird in immer größere Verlegenheit mit ſeinem Münzſyſtem gerathen, da mit der Annahme der Goldwährung Belgien, Piemont und die Schweiz von ſeinem Münzſyſtem abfallen werden, und die einzige Folge wird ſeyn, daß die Geldverwirrung noch ſteigt, wenn gleich der Krieg, welcher die Goldpreiſe in die Höhe hält, das Uebel nicht in gleichem Maaße fühlbar machen wird, als es im Frieden geſchehen würde. Man darf nur Hrn. Schüblers Buch leſen, um ſich von den Nachtheilen der excluſiven Goldwährung zu überzeugen; wovon er aber niemand überzeugen wird, das iſt von der Möglichkeit, die Gold- und Silberwährung auf die Dauer neben einander fortzuführen. Es iſt, wie wir oben ſchon angeführt haben, ſehr charakteriſtiſch, daß der Verfaſſer Holland und ſeine Maaßregeln ganz aus dem Spiel gelaſſen hat, obgleich ſie bereits auf das Geldweſen Europa's eine ſehr bedeutende Wirkung ausübten. Wir können uns Hrn. Schüblers Anſicht, beide Währungen neben einander beſtehen zu laſſen und zu fixiren, nur mit einer Scheu vor den Schwierigkeiten eines durchgreifenden Syſtems erklären, aber die Sache wird dadurch nicht beſſer, daß man den Kopf in den Winkel ſteckt, und ſo ſehr wir einzelnen Partien des Schüblerſchen Buchs Leſer und Beachtung wünſchen, ſo wenig können wir es angemeſſen finden, daß man in Deutſchland fort und fort auf einer Bahn beharrt, die ſchließlich nur mit großen Verluſten für alle deutſchen Länder verbunden ſeyn kann.

Erinnerungen an Toulouſe.

Von C. von Glümer.

Motto: Les villes s'en vont.
H. v. Balzac.

1. Alte Kirchen.

Dem Reiſenden, der Toulouſe beſucht, wird der Platz des Capitole gezeigt mit ſeinen neuen Gebäuden, die Esplanade und der Platz Louis Napoleon; er ſoll die neuen Brücken bewundern, das Denkmal Riquets, der den Canal du Midi baute, die Baumgruppen und Fontainen des Grand Rond, die wachſende Ausdehnung der Vorſtädte, die Zahl der Fabriken, den lebhaften Verkehr. Wenn er nach wenigen Stunden oder Tagen weiter zieht, hat er wieder einmal das Bild einer Stadt in ſich aufgenommen, wie es deren auch an der Elbe und Themſe gibt, in der Schweiz und in Belgien — und bald werden neue Eindrücke das Bild verwiſchen, wie das einer ſchönen Frau, die wir geputzt und liebenswürdig in einer Geſellſchaft getroffen haben.

Aber wenn wir länger in Toulouſe verweilen, wenn wir in die ſtillern Straßen gehen, wo hie und da ein alter Brunnen ſteht, mit einer Mauernische für das Bild der heiligen Jungfrau; oder ein Haus mit hohen Giebeln und Steinbänken unter dem Spitzbogen der Thüre; oder ein Hôtel aus den Zeiten der Renaiſſance, deſſen Façade mit Wappenſchildern, Nymphen, Liebesgöttern und Ungeheuern geziert iſt; oder wenn wir in grüne Kloſterhöfe treten, um die Gedenktafeln im Kreuzgange zu leſen; oder wenn wir die verfallenden, verſtümmelten Kirchen beſuchen, wird der Aufputz der Gegenwart verdrängt durch die Reſte der Vergangenheit — in den finſtern Gaſſen wird uns faſt heimiſch zu Muth, während wir uns in der neuen Stadt fremd, unbehaglich fühlten, denn der Kohlendampf, das Sauſen und Keuchen der Dampfmaſchienen, das Jagen der Fiaker und Omnibuſſe, die glatten Häuſerfronten, die magasins de nouveautés, die Dandys im Frack mit dem kleinen Stöckchen, den gelben Handſchuhen, dem tänzelnden Gange, wollten nicht paſſen zu dem Bilde, das wir von der alten Hauptſtadt des Languedoc im Sinne tragen.

Doch nun iſt's als hätten wir unter den ſpärlichen Denkmälern früherer Zeiten den Zauberſpruch gefunden, der Gräber öffnet, Geiſter bannt, wir ſehen den Grafen Raymound de St. Gilles ſeine Heiligen und Vaſallen zum Kreuzzug verſammeln, und in der

Kirche des heiligen Saturninus den Segen des Biſchof Iſarn empfangen. Der Adlerthurm und die ſchwarzen Mauern des Chateau Narbonnais ſtehen wieder da; Simon de Montfort der blutgierige Verfolger der Albigenſer ſchreitet durch die Hallen; aus dem Gefängniſſe des Hauts-Murats tönen die Klagen der Ketzer Dann ſehen wir das Volk zum Wieſenplan eilen, wo die ſieben Mainteneurs das erſte Blumenſpiel feiern. Wir hören Donna Clemença (Clemence Iſaure) beſingen und die edle Frau reicht dem greiſen Bertrand de Roaix den Preis. Die Capitouls mit Scharlachgewändern, Hermelinkappen und goldnen Ketten ziehen an uns vorüber, eine ſtolze Schaar. Auf dem Platze der Dreieinigkeit baut unſere Phantaſie das Haus des Bildhauers Nicolas Bachelier wieder auf, der ein Schüler Michel Angelo's war und deſſen Kunſtwerke die meiſten Kirchen ſeiner Vaterſtadt ſchmückten. Es iſt ein zweiſtöckiges Gebäude von drei Fenſtern Front; über jedem derſelben befindet ſich ein Medaillon mit einem Kopf in Relief, die Bilder Nicolas Bacheliers und ſeiner Brüder. Wenn uns das blendende Sonnenlicht nicht erlaubt die lateiniſchen Inſchriften zu entziffern, treten wir wohl in den Hof um ein Weilchen auszuruhen. Es iſt ein enger kühler Raum — an ſeinen Mauern breitet ſich ein Weingeländer aus und unter einem breitäſtigen Feigenbaume ſteht der eiſerne Brunnen, ein kleines Meiſterſtück im Geſchmack der Renaiſſance: verſchlungene Ranken und Akanthusblätter bilden den Rand; einzelne Zweige ſchlingen ſich aufwärts zu einem Laubdache, in welchem die Brunnenwinde verſteckt iſt; Vögel ſchlüpfen durch das Gezweig oder ſcheinen im Begriff davon zu fliegen, verfolgt von einer Amorettenſchaar, die mit Bogen und Pfeil bewaffnet iſt. Wunderſam nehmen ſich neben dieſem heidniſchen Schmuck die frommen Sprüche aus, die auf Marmortafeln gegraben hier und da in die Mauer gefügt ſind. Ueber dem Brunnen z. B. ſteht:

„Cil qui boyra de l'eau de ce puyts
Soif encor aura depuys,
Mais cil qui boyra l'eau divine,
Tousiours et mounde et cristalline,
A jamais en son coeur aura
Source, qui point ne tarira."
(Wer trinkt von dieſem Born allein,
Wird auch nachher noch durſtig ſeyn;
Doch wer am Quell der Gnade trinket,
Der immer klar und lauter blinket,
Wird haben auf immer im Herzensgrund
Waſſer das fließet zu jeder Stund.)

Wir gehen weiter. — Aus einem Hauſe in der Rue du Perron tritt eine Frau mit blonden Locken und blauen Augen in der Tracht der Bürgerfrauen des 16ten Jahrhunderts — es iſt Johanne Vidal, la bel pel (die Schönhaarige) genannt. Wo ſie ſich zeigt wird ſie jubelnd begrüßt, und die jüngern Leute ſtimmen das Lied an, das ihr zu Ehren gedichtet wurde:

„Toun pel daourat
Tout embaoumat
Ten rembouillat.
Mon cor qu'es tiu.
Paure Caytiu!
La mort m'acabo,
S'el boulé tiu
N'a compassiou
De toun esclabo."
(Dein goldnes Haar,
Duftig und klar,
Feſſelt fürwahr
Mein armes Herz.
Wehe mir Armen!
Tod iſt mir recht,
Fühleſt du nicht
Endlich Erbarmen
Mit deinem Knecht.)

Und kaum iſt das Lied verklungen, ſo ertönen andere Weiſen zum Preiſe der ſtolzeren Schönheit, Paula de Viguier, die noch heute genannt wird, wenn das Volk die Wunder von Toulouſe rühmt:

„La belle Paule, Sanct Sarni,
Avec Badacle et Matelli."

Von dieſen Wunderwerken exiſtirt nur noch St. Sarni, das heißt, die Kirche des heiligen Saturninus, eins der älteſten Gebäude von Toulouſe. Der Heilige, deſſen Namen ſie trägt, lebte im 3ten Jahrhundert — er wird als Stifter der erſten chriſtlichen Gemeinde im Languedoc verehrt, und führt als ſolcher den Titel des erſten Biſchofs von Toulouſe. Die Legende ſchmückt ſein Leben mit mancherlei Wundern und erzählt, daß er endlich, der Wuth ſeiner Verfolger erliegend, den Tod des Märtyrers ſtarb. Von einem Stier geſchleift blieb ſein Leichnam auf dem Platze liegen, wo ſich ſpäter die Kirche du Taur erhob. In der Nacht trugen ihn mitleidige Frauen fort „les saintes Puelles" nennt ſie das Volk — und begruben ihn in einem Garten. Der heilige Hilarius, dritter Biſchof von Toulouſe, erbaute eine Capelle über der Begräbnißſtätte, und ſein Nachfolger St. Silvin, legte den Grundſtein zu einer Baſilika, die St. Saturnins Ueberreſte aufnahm. Sie wurde durch die Araber zerſtört, Ludwig der Fromme baute ſie wieder auf und machte ihr reiche Geſchenke an Reliquien und Koſtbarkeiten aller Art. Pipin I, König von Aquitanien, und Karl der Kahle folgten dieſem Beiſpiele. Wer einen Wunſch hatte, eine Sorge oder Gewiſſenspein, gelobte St. Saturnin eine Opfergabe und der Heilige bewies ſich ſo hülfreich für alle, daß ſein Anſehen wie ſein Reichthum mächtig wuchſen. Im 11ten Jahrhundert wurde die Kirche durch die Grafen von Toulouſe nochmals vollſtändig umgebaut, ein Kloſter wurde daneben geſtiftet, deſſen Mönche dem Orden St. Auguſtins angehörten, und 1096 weihte der Papſt Urban II das prächtige Gotteshaus ein.

Es war eins der ſchönſten Denkmäler romaniſcher Baukunſt. Die fünf Hallen des Schiffes, die Seitenflügel des Kreuzes, die Emporkirche und das Mauſoleum des heiligen Saturnin über dem Hochaltare, waren im einfach großartigen Style jener Zeit geſchmückt; leider iſt ſpäterhin die Harmonie des Ganzen geſtört. Schon im 13ten Jahrhundert, als beſchloſſen wurde, der Kirche zwei Thürme zu geben, mußten zu beiden Seiten des Haupteingangs Aenderungen vorgenommen werden; der Spitzbogen trat neben den Rundbogen. Doch als die Pfeiler, auf denen die Thürme ruhen ſollten, vollendet waren, gab man den erſten Plan wieder auf, verband die Pfeiler durch mächtige Arkaden und erbaute den Thurm der noch exiſtirt. — Zu derſelben Zeit entſtanden die berühmten Grüfte von St. Saturnin, welche ſechs Apoſtel, viele Heilige und Jungfrauen, und die reichſte Auswahl wunderthätiger Gebeine, Schädel, Haare, Zähne, Kreuzesſplitter, Dornen, Nägel, Gewänder, Marterwerk-

zeuge u. ſ. w. beherbergen. Natürlich iſt es keinem profanen Auge vergönnt dieſe Herrlichkeiten zu ſehen; ſie ruhen in Reliquienkaſten, die zum Theil von Silber oder Gold, reich mit Perlen und Juwelen verziert ſind. Mit den Hauptproceſſionen halten ſie alljährlich Umzüge durch die Stadt und ſind für Geld und gute Worte noch immer bereit, ihre heilenden, verſöhnenden, erlöſenden Kräfte in Anwendung zu bringen.

Aber auch an weltlichen Erinnerungen iſt St. Saturnin reich. Von hier aus zogen Raymound IV und ſein Weib Elvire mit hunderttauſend ihrer Unterthanen nach dem gelobten Lande; hier ließ Graf Bertrand ſeine Waffen ſegnen; hier betete Alphons Jourdain, ehe er Toulouſe verließ, um bei Ceſarea zu ſterben; hier wurde für den Connetable Bertrand Duguesclin eine Meſſe geleſen, als er mit vierhundert Toulouſanern auszog, um Peter den Grauſamen in Aragonien zu bekriegen. — Die Könige von Frankreich, Ludwig VII, Karl IV und Karl VI beſuchten und beſchenkten die Kirche; als Franz I krank und gefangen in Madrid war, gelobte er St. Saturninus eine Opfergabe für ſeine Erlöſung, und als er 1533 nach Toulouſe kam, brachte er dem hülfreichen Heiligen Dank und Geſchenke perſönlich dar. Unglücklicherweiſe reizte ein koſtbarer Smaragd, Geſchenk Ludwigs des Frommen, des Königs Habſucht. Er nahm den Stein mit nach Paris um ihn den Kronjuwelen einzuverleiben. St. Saturnin ließ ſich den Raub ſcheinbar ruhig gefallen — aber die ſpäteren Unglücksfälle der Regierung Franz I haben dem Volke von Toulouſe bewieſen, wie verderblich es iſt, die Großwürdenträger des Himmels zu beleidigen. — Auch Ludwig XIII und Ludwig XIV haben St. Saturninus und St. Exuperus, deſſen Gebeine in derſelben Kirche ruhen, ihre Huldigungen dargebracht. Vielleicht iſt es dem Schutze des Letzteren zuzuſchreiben, daß die „Kirche der heiligen Leiber," wie St. Sarni genannt wird, von den Zerſtörungen der Revolution weniger litt, als die Kathedrale. Schon im 5ten Jahrhundert hatte St. Exuperus Toulouſe von den Vandalen befreit; 1219 ſchützte er die Stadt vor den Franzoſen, die Raymound V zu Hülfe zogen, und 1527 machte ſeine Gnade einer peſtartigen Krankheit ein Ende; doch leider iſt ſein Einfluß dem ſogenannten Verſchönerungsſinne der Neuzeit erlegen. St. Sarni hat freilich ſeine Gold- und Silbertruhen, ſeine Monſtranzen, Altardecken, Meßgewänder und Baldachine erhalten, aber manches Denkmal iſt verſchwunden, die Marmorkolonnade des Kloſterkreuzganges iſt zerſtört, die Kirchenfenſter der Nordſeite ſind ihrer Säulen beraubt, und die tauſendjährigen, von der Zeit geſchwärzten Mauern ſind mit einem weißen Kalkanwurf bedeckt!

Faſt eben ſo alt wie St. Saturnin und dem Volke von Toulouſe eben ſo theuer, iſt die St. Stephan gewidmete Kathedrale; der Sage nach wäre auf dem Platze den ſie einnimmt, ſchon 15 Jahre nach Chriſti Himmelfahrt durch St. Martial eine Capelle erbaut, aber es iſt jetzt erwieſen, daß der römiſche Tempel der hier ſtand, erſt im 5ten oder 6ten Jahrhundert durch eine kleine chriſtliche Kirche erſetzt wurde. Im 10ten Jahrhundert wurde an deren Stelle ein größeres Gebäude aufgeführt, und erſt zu Ende des 12ten Jahrhunderts legte Graf Raymound VI den Grundſtein der Kathedrale. Anfangs baute man nur die fünf Hallen des Schiffes, in deren Wölbung und Fenſter ſich bereits der Spitzbogen zeigte, während die Galerien von Rundbogen getragen wurden und die Ornamente ſämmtlich dem romaniſchen Styl angehörten; 1275 begann Bernard de Lille, Biſchof von Toulouſe, das Thor zu bauen. Sein Plan war, ein zweites Schiff neben dem erſten zu errichten und beide durch weite Bogenhallen mit einander zu verbinden. Der Tod hinderte ihn an der Ausführung des Werkes. Später ließ der Cardinal von Orleans das Thor vollenden, das er ſo viel als möglich mit ſeinem Wappen ſchmückte, aber der Plan des Doppelſchiffes wurde aufgegeben. Die Achſe des Chors ruht nun auf den Seitencapellen des Schiffes, und ſo macht die Hauptkirche von Toulouſe auf den erſten Blick den Eindruck häßlicher, ſinnloſer Unregelmäßigkeit. Im 14ten Jahrhundert ſchenkte der Erzbiſchof Jean de Cardaillac der Kathedrale eine 50,000 Pfund ſchwere Glocke, die bis zur Revolution zu den Schätzen der Kirche gehörte und den Namen des Gebers trug. An die Stelle des erſten Eingangs im Rundbogenſtyl ließ in der erſten Hälfte des 15ten Jahrhunderts Pierre Dumoulin, Erzbiſchof von Toulouſe, das gothiſche Portal erbauen, deſſen Ueberreſte wir jetzt noch finden. In den beiden Seitennischen ſtanden die Statuen Pierre Dumoulins und ſeines Bruders Denis, Erzbiſchof von Paris. Ueber denſelben enthielten 14 kleinere Niſchen die Standbilder der Apoſtel und zweier Heiligen; reiches Laubwerk ſchmückte das Ganze, aber die Revolution hat auch dieſes Kunſtwerk arg verſtümmelt.

In der Nacht vom 9 Dec. brach im Chor der Kathedrale, das nur mit einem Holzgetäfel gedeckt war, Feuer aus. Der Hochaltar, die Orgel, die Chorſtühle, die Kirchenbücher wurden ein Raub der Flammen. Mit Lebensgefahr gelang es dem Chevalier de Catel die Reliquien zu retten. Der Cardinal von Joyeuſe, Franz II, damals Erzbiſchof von Toulouſe, übernahm die Reſtauration; 1612 war der Neubau fertig, ein Denkmal jenes ausgearteten Renaiſſanceſtyls, den der kunſtſinnige du Mège „eine Anhäufung glänzender Irrthümer" nennt.

Deſto ſchöner ſoll der Hauptaltar geweſen ſeyn, ein Werk Bacheliers, das den Tod der Jungfrau darſtellte. In der Revolution nahm ein Marmorblock, Altar der Vernunft, ſeine Stelle ein. Die Reſtaurationen und Verzierungen der Neuzeit ſind mehr glänzend als geſchmackvoll.

Ueberhaupt kann die Kathedrale mit ihren Unregelmäßigkeiten, ihren Verſtümmelungen, ihrer ſchwerfälligen Pracht auf den Namen einer ſchönen Kirche keinen Anſpruch machen, aber als Gedenkſtein vieler Jahrhunderte und als Metropolitankirche von Toulouſe feſſelt ſie unſer Intereſſe. Hier wurde der erſte Kreuzzug gepredigt, hier wurde der Kampf gegen die Albigenſer beſchloſſen, und als Beherrſcher der Kirche von Toulouſe gehen die verſchiedenſten Perſönlichkeiten mit dem Krummſtabe und der Biſchofsmütze geſchmückt an unſerm geiſtigen Auge vorüber.

Schon aus den Reihen ihrer Biſchöfe tritt uns eine gewaltige Geſtalt entgegen: Foulques von Marſeille. Talentvoll, gebildet, einſchmeichelnd, ſehen wir den Sohn des genueſiſchen Kaufmanns von Fürſten und Frauen geſchätzt. Richard Löwenherz, Alphons von Aragonien, Raymound V von Toulouſe gaben ihm Beweiſe ihrer Gunſt; ſein Lehnsherr, Barral von Marſeille, nimmt ihn als Hausgenoſſen auf, und er wird der leidenſchaftliche Verehrer ſeiner Herrin, Alazais von Roquemartine, die er in ſeinen Liedern feiert. Die Dame von Barral ſtirbt, Richard, Alphons, Raymound ſind todt oder entfernt; der Glanz und die Freuden der Welt ſcheinen dem Vereinſamten werthlos. Er hüllt ſich in das Gewand der

Büßer und tritt mit Weib und Kind in den Orden von Citeaux. Aus dem genußſüchtigen Sänger wird ein Asket, der ſich bald durch Gelehrſamkeit bemerklich macht. Es iſt derſelbe Ehrgeiz in anderer Geſtalt, die Zeit der Lieder und der Liebe iſt vorbei, die Arbeit, der Kampf beginnen.

Im J. 1206 wurde Foulques als Biſchof nach Toulouſe berufen. Die Streitigkeiten der Kirche mit den Albigenſern eröffneten ſeiner Thatkraft ein weites Feld, und bald war er der alleinige Herr von Toulouſe. Er excommunicirte die aufrühreriſche Stadt; er predigte den Kreuzzug gegen die Albigenſer; er vertrieb den rechtmäßigen Gebieter, Raymound VI, deſſen milder Sinn ſich ſcheute, Gewaltmaaßregeln gegen die ketzeriſchen Unterthanen anzuwenden; er brach die Macht der Anhänger des Grafen, indem er die Rechtgläubigen in die Fractionen der weißen und ſchwarzen Brüderſchaft ſpaltete, die ſich zu verſchiedenenmalen blutige Kämpfe lieferten; er leitete Montforts Unternehmungen; er vertheidigte deſſen Anſprüche gegen Raymounds Rechte auf dem Concilium von Latran; er bemächtigte ſich der Stadt Toulouſe im Namen der Kirche, rief die vornehmſten Bürger in der Petersкirche zuſammen und zwang ſie unter Androhung ewiger Verdammniß zur Unterwerfung; er verlangte von dem ſiegreichen Montfort die äußerſte Strenge, während die Kreuzzügler raubend und mordend die unglückliche Stadt verwüſteten, ermahnte er den Anführer: „die Einwohner von Toulouſe beſtändig zu halten wie gezüchtigte Sklaven, damit ſie im Zorne nicht mehr die Zähne weiſen können.“ Während Raymound IV neue Streitkräfte ſammelte, durchzog Foulques mit der Gräfin Alice von Montfort verſchiedene Provinzen Frankreichs, um den Kreuzzug noch einmal zu predigen; er führte ein anſehnliches Heer gegen die Stadt, die ihm anvertraut war, hielt ſich faſt immer im feindlichen Lager auf, und als Montfort während der neuen Belagerung fiel, empfing er deſſen Leichnam mit allem kirchlichen Pomp an den Thoren von Toulouſe, und beeiferte ſich dem Sohne des Feldherrn, Amaury von Montfort, den Beſitz der väterlichen Eroberungen zu ſichern.

Auch nach der Rückkehr Raymounds behauptete der Biſchof ſeine Macht und ſeine feindliche Stellung. Immer bereit dem unglücklichen Fürſten zu ſchaden, wußte er die Folgen des entſetzlichen Kampfes als deſſen Werk darzuſtellen, als Strafgericht des Himmels über die Gräuel der Ketzerei. Er ſelbſt war dem Volke wieder der ſegenſpendende, mit dem Himmel verſöhnende Würdenträger der Kirche. Die geiſtlichen Lieder, die er in ſeinen letzten Lebensjahren in romaniſcher Sprache dichtete, athmen Andacht, Demuth, Liebe, und nach ſeinem Tode wurde er von den Mönchen von Grand-Selve, in deren Kirche er begraben liegt, ſelig geſprochen.

Unter ſeinem Nachfolger, Raymound de Folgar, der Foulques Unduldſamkeit und Verfolgungsſucht geerbt zu haben ſchien, häuften ſich Grauſamkeiten aller Art. Auf des Biſchofs Rath ſuchte Raymound VII des Vaters Schwäche durch verdoppelte Strenge gegen die Ketzer zu ſühnen; die Mönche Allani und Arnaud gruben die Todten wieder aus, die nicht im rechten Glauben geſtorben ſeyn ſollten, ſchleiften ſie durch die Straßen und verbrannten ſie auf Scheiterhaufen, die das Volk bereitwillig zuſammentrug; der Biſchof ließ ein ſterbendes Weib verbrennen, das von den Dominikanern der Ketzerei überführt wurde; als dieſe, durch die Capitouls vertrieben, ſich mit frommen Geſängen, das Crucifix an der Spitze nach Brocqueville zurückzogen, gewann die Inquiſition um ſo weiteren Spielraum und hielt blutiges Gericht. Und, als ſollte das Werk, das Foulques begonnen hatte, in jeder Weiſe vollendet werden, erloſch in der Tochter Raymounds VII das Grafenhaus von Toulouſe; durch ihren Gatten, Alphons von Poitiers, Bruder Ludwigs IX, fiel die Grafſchaft an die franzöſiſche Krone.

Dieſer Verluſt der Selbſtſtändigkeit, der im Organismus des Staates manches zerſtörte, konnte die Kirche von Toulouſe nicht berühren. Der freigiebige Bertrand de Lille, der heilige Ludwig von Sicilien, beförderten ihren Ruhm und ihren Einfluß. Papſt Johann XXI verwandelte den Biſchofsſitz in ein Erzbiethum; 1317 wurde Raymound de Comminges erſter Erzbiſchof von Toulouſe.

Seit jener Zeit finden wir die erſten Namen Frankreichs unter den Kirchenfürſten dieſer Stadt: Hector von Bourbon, Johann II von Orleans, Cardinal von Longueville, Gabriel von Grammont, Odet von Chatillon-Coligny, Georg von Armagnac, Paul von Foix, den Cardinal Nogaret von Lavalette und andere. Von dieſen zur Gnade Berufenen gehören freilich nicht alle zu den Auserwählten; mit Schaudern erinnern ſich fromme Gemüther an den Erzbiſchof Odet von Chatillon-Coligny. Er war ein Bruder des berühmten Admirals, ſeine Mutter war eine Montmorency. Mit 18 Jahren wurde er Cardinal, ein Jahr ſpäter Erzbiſchof von Toulouſe, bald darauf Biſchof von Beauvais und Pair von Frankreich. Außerdem fielen ihm die Würden und Einkünfte von 13 Abteien und zwei Prioraten zu. Aber trotz dieſer Fülle von Reichthum und Ehre verläugnete Odet ſeine Herrin, die Kirche, bekannte ſich zu Calvins Ketzereien, und ſetzte ſeinem Frevel die Krone auf, indem er ſich mit Iſabella von Hauteville, Herrin von Loré, vermählte. Am franzöſiſchen Hofe erregte der kühne Prieſter große Heiterkeit; die Höflinge nannten ſein Weib „Gräfin von Beauvais“ oder „Frau Cardinalin.“ Aber der Papſt Pius IV nahm die Sache ernſt, entriß dem Abtrünnigen den Cardinalshut, that ihn in den Bann und gab das Erzbiethum von Toulouſe an Antoine Sanguin, Cardinal von Meudon, der ſeine Würden dem Verdienſte ſeiner Nichte, der Herzogin von Etampes, Geliebten Franz I, verdankte. Odet widerſetzte ſich eine Weile, mußte ſich aber endlich dem Bann des Tridentiner Conciliums unterwerfen, und zog ſich 1550 auf ſeine Güter zurück. Als Sanguin 1559 ſtarb, kehrte Odet jedoch ſogleich auf ſeinen Biſchofsſitz zurück; er begünſtigte den Proteſtantismus, der trotz der Anſtrengungen der Prediger, Melchior Flovin und Albin de Lerès, im „heiligen Toulouſe“ zahlreiche Anhänger fand, und behauptete ſich trotz Bann und Widerſtand aller Art in ſeiner Würde, bis man ihm 1562 die Abteien von Belleperche und Bonne-Combe als Entſchädigung bot, worauf er das Epiſcopat dem frommen Georg von Armagnac überließ.

Der Nachfolger dieſes vielgeprieſenen, gelehrten Mannes war Paul von Foix, der uns auch mehr im Glanze weltlicher Herrlichkeit als in prieſterlicher Demuth erſcheint. Er wurde in Caroman bei Toulouſe geboren, und wegen Mangels an Vermögen von Kindheit an für den Prieſterſtand beſtimmt. Seine Schönheit, ſein Geiſt, ſeine Liebenswürdigkeit wurden allgemein bewundert; er ſtudirte in Paris und Toulouſe, erwarb ſich bedeutende Kenntniſſe und wurde von Heinrich II zum Rath am Parlament von Toulouſe ernannt; ſein Haus wurde der Sammelplatz der Gelehrten und Schöngeiſter jener Zeit.

Im J. 1558 kam Heinrich II nach Toulouſe und wohnte am 15 Junius einer Parlamentsſitzung bei, in welcher über die Beſtrafung der Ketzer berathen wurde. Paul von Foix verlangte, daß man verſchiedene Grade der Ketzerei unterſcheide, und die Verwerfung der Sacramente ſtrenger beſtrafe als Einwendungen gegen die Form derſelben. Der König ſah in dieſer Milde eine Begünſtigung der Häreſie, ließ Paul von Foix verhaften und nach Paris in die Baſtille ſchleppen, wo er bis zum 9 Januar 1559 gefangen blieb, dann mußte er ſeine Anſichten widerrufen und wurde des Hofes verwieſen. Sein Exil dauerte bis 1566. Inzwiſchen beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit Politik, die Königin Mutter begünſtigte ihn; auf ihr Verlangen wurde er Geſandter am Hofe von Schottland, wohin Maria Stuart ſeit kurzem zurückgekehrt war. Später ging er in derſelben Eigenſchaft nach England, wo er vier Jahre lang blieb und den Frieden von 1564 abſchloß. Dann gelang es ihm, den Senat von Venedig zu einem Darlehn von 100,000 Goldgulden zu beſtimmen, deren Karl IX bedurfte, um die deutſchen Reiter abzulohnen. Sie waren von den Proteſtanten zu Hülfe gerufen und weigerten ſich Frankreich zu verlaſſen, ehe ſie den bedungenen Sold erhalten. Als die Vermählung des Herzogs von Anjou mit der Königin Eliſabeth vermittelt werden ſollte, wurde abermals Paul von Foix mit der Negociation beauftragt; zugleich that er das Mögliche, um Maria Stuart die Freiheit zu erwirken. Seine Bemühungen wurden trotz ihrer Erfolgloſigkeit mit dem Erzbisthum von Toulouſe belohnt; aber er fand nicht Zeit, die Pflichten ſeines geiſtlichen Amtes zu üben. Der Herzog von Anjou war König von Polen geworden, Paul v. Foix wurde beauftragt, die Glückwünſche zu beantworten, die von allen europäiſchen Höfen eingetroffen waren. Dann ſchickte ihn Heinrich III zweimal nach Rom. Später begleitete er Katharine von Medicis auf ihrer Reiſe durch Frankreich, wurde 1580 zum ordentlichen Geſandten in Rom ernannt und ſtarb daſelbſt 1584, ohne ſein Erzbisthum perſönlich übernommen zu haben. Aber die Kirche weiß ſich mit jedem Verdienſt zu ſchmücken!

Dreißig Jahre ſpäter nahm ein Krieger den Sitz des Diplomaten ein. Nogaret de Lavalette wurde Cardinal und Erzbiſchof von Toulouſe, obwohl er nie die Prieſterweihen empfing. Während ſich in ſeinem Erzbisthume Proteſtanten und Katholiken wüthend bekämpften, erwarb er ſich Ruhm in Deutſchland, Italien und Franche-Comté, wurde Generallieutenant der königlichen Truppen, Gouverneur von Anjou und Metz.

Der gelehrte Bearner Pierre de Marca, der mit 27 Jahren ſchon Präſident des Parlaments von Pau war, erhielt 1652 das Erzbisthum von Toulouſe. Er bekämpfte die Calviniſten und hat mehrere Schriften gegen die Janſeniſten, eine Geſchichte von Béarn, die Marca Hiſpanica und andere Werke hinterlaſſen.

Jean Baptiſte Michel Colbert von Villacerf, Sohn des berühmten Miniſters, übernahm den Biſchofsſtab 1693. Seinem „Kunſtſinne" verdankt Toulouſe die Demolition des Schloſſes von Balma, das eines der prächtigſten Denkmäler gothiſcher Baukunſt war, und die Erbauung des ſchwerfälligen, erzbiſchöflichen Palaſtes neben der Kathedrale, jetzt Hotel der Präfectur. Auch auf die Kathedrale beabſichtigte Sr. Herrlichkeit die Wohlthat der Renovation auszudehnen, glücklicherweiſe trat der Tod dazwiſchen, die bedrohte Kirche war gerettet.

Der Erzbiſchof Heinrich von Nesmond, den Ludwig XIV den beſten Redner ſeines Reiches nannte, wurde Flechiers Nachfolger in der franzöſiſchen Akademie, war Mainteneur der Blumenſpiele von Toulouſe, und hinterließ alle ſeine Güter den Hoſpitälern der Stadt.

Charles Antoine de la Roche Aymont, der von 1740 bis 1752 das Erzbisthum von Toulouſe regierte und 1777 als Großalmoſenier von Frankreich ſtarb, hat Ludwig XVI getauft, confirmirt, ihm das erſte Abendmahl gereicht, ihn getraut und gekrönt.

Arthur Richard Dillon trug zuerſt bei der Provincialverſammlung von Languedoc auf Anlegung der Quais und Promenaden von Toulouſe an; ſein Nachfolger Loménie de Brienne nahm ſich des Plans mit Eifer an und führte ihn aus. Die dankbare Stadt hat den Zweig-Canal, der die Garonne mit dem großen Canale verbindet, nach ſeinem Namen genannt, aber die Kirche betrauert ihn als verlornen Sohn. Er hob Klöſter und Mönchsorden auf; er verwendete die Einkünfte ſeiner Diöceſe ausſchließlich zur Verſchönerung der Stadt und zur Hebung des materiellen Wohlbefindens ſeiner Heerde; er verſchmähte endlich die Palme des Märtyrerthums, indem er ſich 1789 als conſtitutioneller Prieſter vereidigen ließ. Nachdem er dem Papſte ſeinen Cardinalshut zurückgeſchickt hatte, wurde er ſeiner Aemter und Würden entſetzt, und erwarb dadurch ſo ſehr das Vertrauen der Revolutionspartei, daß ihn dieſelbe am 1 März 1791 zum Metropolitan des Südens ernannte; er lehnte die Würde ab, compromittirte ſich auf verſchiedene Weiſe, wurde mehreremal eingezogen, und endlich todt im Gefängniſſe gefunden. Man nimmt an, daß er den Mißhandlungen ſeiner Wächter erlegen ſey.

Mit Entſetzen ſprechen die Frommen von dem Verrath des Barfüßermönches Hyacinthus Sermet, der die von Loménie verſchmähte Würde annahm, die Klöſter ſchloß, die Kirchen entheiligen ließ und ſeine eigene Hoheit ſo weit vergaß, daß er per Poſt nach Paris reiſte, um ſich weihen zu laſſen. Es war gerechte Strafe für dieſe Frevel, daß die Heiligen ihre ſchützende Hand von Toulouſe abzogen, daß die Kirche St. Stephans zum Tempel der Vernunft umgewandelt wurde, daß man ſpäter darin die Feſte des höchſten Weſens, der Jugend, des Alters, des Ackerbaues feierte, daß ſtatt der Meßgeſänge und Noels die Marſeillaiſe und der Chant du Départ unter den Wölbungen ihrer Hallen ertönten. Hoffen wir, daß die Gebete der Prieſter, die Thränen und Geſchenke der Gläubigen St. Stephans Gnade wieder errungen und der Kathedrale von Toulouſe die alte Heiligkeit zurückgegeben haben!

Warum die jetzige Kirche der Daurade, ein modernes Gebäude, den Namen der „goldenen" trägt, iſt ſchwer zu begreifen, bis wir von ihrer Vorgängerin hören, die im 4ten und 5ten Jahrhundert erbaut, von den Weſtgothen in byzantiniſchem Style geſchmückt war. Moſaik bedeckte die Wände und zierte die dreifache Niſchenreihe des Schiffes. Der Goldgrund dieſer Arbeit erregte die Bewunderung des Volkes, und ſtatt nach dem Namen ihrer Patronin, Ste. Maria Fabricata, wurde die Kirche de Aurata, ſpäter Daurade genannt. Aber der gute Geſchmack unſerer Zeit, der nirgend mehr als in Frankreich gegen alle Denkmäler wüthet, hat die Kirche demolirt. Mit der Moſaik ſind die gerieften Säulen, die Capitäle von weißem Marmor, die Heiligenbilder der Niſchen und das achteckige Chor, Ueberbleibſel eines Apollotempels, verſchwunden. Auch der

Kreuzgang des Kloſters von weißem pyrenäiſchem Marmor, der mit Basreliefs verziert war, iſt abgebrochen, die Mauſoleen und Capellen ſind zerſtört. Doch mehr als dieſe Denkmäler beklagt das Volk den Verluſt eines kleinen, ſchwarzen Muttergottesbildes, das 1797 vernichtet worden; es wurde bei Ueberſchwemmungen an die Ufer der Garonne, bei Feuersbrünſten in die Nähe gefährdeter Gebäude getragen, wo es ſich natürlich höchſt wirkſam bewies. Auch das Grab der Clemenza Iſaure und das der fabelhaften Reine Pedauque, die mit Gänſefüßen abgebildet, von den Frommen als eine Märtyrerin des Chriſtenthums, von ketzeriſchen Seelen als eine Transfiguration der Diana Arduenna betrachtet wird, ſind mit der alten Daurade verſchwunden.

Die Kirche der Dalbade — de Albata — ſo genannt weil ſie kurz nach ihrer Erbauung von weißen, glänzenden Kreuzen erfüllt geweſen ſeyn ſoll, eine Mahnung zum Kampfe gegen Unglauben und Ketzerei, ſteht freilich noch in erſter, aber vielfach verſtümmelter Geſtalt. Während der Revolution hat ſie den ſchlanken, ſchönen Thurm verloren, der in Toulouſe der höchſte war. Ihr Portal, das Bachelier verzierte, iſt ſehr beſchädigt und im Innern ſind die anmuthigen Erfindungen der Renaiſſance durch Ornamente im ſteifen Geſchmacke des 18ten Jahrhunderts verdrängt.

Auch die Kirche des heiligen Nicolas iſt dem gröbſten Ungeſchmack verfallen: es iſt ein hohes weites Schiff von niedrigen Capellen umgeben. Bachelier hatte den Hochaltar mit Säulen und Hautsreliefs geſchmückt; im Giebelfelde des Portals war die Anbetung der drei Könige dargeſtellt und die große Vorhalle war mit Sculpturen bedeckt. Alle dieſe Verzierungen ſind verſchwunden, die Spitzbogen durch Rundbogen erſetzt, die Säulenbündel in eckige Pfeiler verwandelt, und über Wölbungen und Mauern hat man einen Anſtrich von gelbem Ocker gelegt.

Aber trotz aller Verſtümmelungen ſind dieſe Kirchen der Stolz und Troſt des Volkes von Toulouſe. Sie ſind nicht allein Denkmäler der guten, alten Zeit, ſie ſind auch die letzten Stützen und Pfeiler des gottgefälligen Sinnes, in welchem Toulouſe, die fromme, ketzerfeindliche Stadt einſt excellirte. Doch leider ſtehen neben den Heiligthümern auch geſchändete Kirchen, die Zeugniß geben von der Verderbniß der Welt, von der Ungnade der himmliſchen Mächte und von dem Vandalismus unſrer Tage.

Da iſt die Kirche der Dominikaner, früher eine der prächtigſten im ſüdlichen Frankreich. Eine leicht aufſteigende Spitze krönte den achteckigen Thurm. Sieben Pfeiler theilten das ungeheure Schiff und trugen das Gewölb; die Fenſter prangten mit koſtbaren Glasmalereien, die Bogen, Reifen und Rippen des Mauerwerks waren mit Gold und Purpur bedeckt. Die Emporkirche enthielt das Grabmal des Biſchofs Raymound von Folgar, Stifter der Kirche; ſein Standbid von vergoldeter Bronze war mit Smaragden bedeckt. Ebenſo reich war das Mauſoleum des heiligen Thomas von Aquino und die Grabſtätten der Roaix, der Parade, der St. Pol, der Babel, der Joannès und anderer Familien, deren Namen in der Geſchichte von Toulouſe guten Klang haben, gereichten der Kirche zu Schmuck und Ehre — jetzt hat man das Schiff derſelben zu einer Caſerne umgeſchaffen; die Höhe des Gewölbes iſt in zwei Etagen getheilt, die Kreuzgänge des Kirchhofes dienen als Magazine, die Gräber ſind zerſtört, die Kunſtſchätze verſchwunden.

Die Kloſterkirche der Franciskaner iſt in gleicher Weiſe mißhandelt: die berühmten Grabgewölbe, worin die Leichen zu Mumien vertrockneten, das Grabmal Stephan Duranta's, die Sculpturen Bachelierś an Chor und Hochaltar ſind zerſtört; Schiff und Capellen ſind zum Militär-Magazin eingerichtet. Von dem herrlichen Kloſterhofe, von den Marmorſäulen, den leichten Spitzbogen, den Freskogemälden des Kreuzganges iſt keine Spur zu finden. Die Malereien des Kirchenportales ſind verwiſcht, die Reichthümer der beiden Bibliotheken ſind zerſplittert.

Ein beſſerer Gebrauch iſt von der Kirche des großen Auguſtiner-Kloſters gemacht; ſie dient ſeit 1795 als Muſeum, nimmt alle Kunſtwerke und Alterthümer auf, die der modernen Bilderſtürmerei entgangen ſind, enthält ſchätzbare Beiträge zur Kunſtgeſchichte von Toulouſe und möchte ſogar empfindſam frommen Seelen als Kirchen-Rumpelkammer eine Freude ſeyn, wäre nicht auch heidniſches Bildwerk mit den chriſtlichen Denkmälern vereint. Uebrigens ſcheinen die frommen Väter auch irdiſches Gut geſchätzt und gepflegt zu haben: die Ueberreſte des Kloſters, die Marmorkolonnaden der Höfe, die Kirchenhallen, die Pracht der Grabmonumente in den Kreuzgängen geben einen Begriff von dem Reichthume und der Ausdehnung des Ganzen — und der geſchäftig reſtaurirenden Phantaſie kommen die Berichte des Aufſehers zu Hülfe, der von vierzehn Seitencapellen, einer großen Sacriſtei, einer Bibliothek, einer überaus prächtigen Capelle für Notre-Dame de Pitié und von zahlreichen Wohngebäuden erzählt.

„C'est une église morte!“ ſetzt er mit einem Seufzer hinzu. Er iſt ein alter Mann und mag im neuen Toulouſe vieles vermiſſen was ihm lieb war, denn manche Kirche, manche Capelle, manches wunderthätige Muttergottesbild exiſtirt nur noch in der Erinnerung der älteſten Leute, wie die Kirchen der Carmeliter, der Trinitarier, die Capellen des heiligen Petrus, des heiligen Geraud und andere. Mit ihnen ſoll der alte kirchliche Sinn verſchwunden ſeyn. Jetzt wohnt der Ketzer ruhig neben dem Katholiken; die Kirchen und Klöſter erhalten nicht halb ſo viel Gaben als ſonſt, weltliche Freuden nehmen die Herzen gefangen und die prachtvollſten Proceſſionen ſind nur ein Schatten von dem was ſie ſonſt waren.

Das Klima Sibiriens.

(Nach Babinet. Revue des deux Mondes. 1 Jul.)

Der bekannte Akademiker hat ein engliſches Werk, eine Reiſe Hrn. S. S. Hills (Travels in Siberia) zur Grundlage genommen, um ſeine Anſichten über die Meteorologie eines bedeutenden Theils der Erde, und namentlich Sibiriens, auseinanderzuſetzen. Die Grundlage, von der er ausgeht, iſt die, daß Sibirien durch die Höhe des Altai von den ſüdlichen und durch den Ural von den

westlichen warmen Luftströmungen ausgeschlossen ist, und daß die Eigenthümlichkeit seines Klima's hauptsächlich in dieser Isolirung liegt. Der Artikel ist etwas ins Breite gezogen, und wir wollen denselben deßhalb nur im Auszuge unsern Lesern mittheilen.

Die atlantische Strömung warmen Wassers, welche von Neufundland gegen England fließt, um nach den Küsten Afrika's hinabzugehen, und dann wieder dem mexicanischen Golf sich zu nähern, um abermals nach den Küsten Europa's zurückzukommen — ein Umlauf, der etwa 3½ Jahre einnimmt — schickt einen Arm gegen Norwegen hinauf, der das Nordcap umkreist und dann sich im Eismeer verliert. Wohin er weiter geht, ob er sich durch die Behringsstraße in das nördliche stille Meer, oder um das nördliche Amerika her ins atlantische ergißt, wissen wir nicht; wahrscheinlich ist beides der Fall. Dieser für Europa so günstige Wind erlischt an der unübersteiglichen Mauer des Ural, scheint sich hier mehrern Angaben nach südlich zu wenden, und als Nordwind an den Ufern des kaspischen Meeres anzulangen, ja vielleicht auch schon in dieser Form bei Konstantinopel, an den illyrischen Küsten (als Bora) und zu Marseille sich fühlbar zu machen. Sibirien, auf diese Weise gegen den Westen durch den Ural, im Süden durch den Altai und die Gebirge Dauriens, die es meteorologisch von den südlichen Klimaten abschließen, und östlich durch mehrere Bergzüge, die wie der Ural von Norden nach Süden laufen, abgeschlossen, bietet einen einzigen Typus dar, der von den benachbarten Ländern nichts entlehnt, und ihnen nichts gibt. Diese Vereinzelung ist ihm keineswegs günstig. Während Europa unter gleicher Breite nach Dutzenden von Millionen zählt, hat ganz Sibirien nach der Schätzung Hrn. Hills nur 4 Millionen. Ein anderer englischer Geograph, Hr. Wyld, gibt ihm fünf; aber wo sollen diese Millionen in den unfruchtbaren Thälern des Jenisei, des Ob und der Lena herkommen? Zwischen den niedrigen Theilen dieser Thäler, die im Sommer überschwemmt, und den höhern, welche durch ihre gebirgige Gestaltung und hohe Lage unfruchtbar gemacht sind, wo findet sich der fruchtbare Saum, der so viel Einwohner ernähren könnte?

Europa dankt seine Wärme und Feuchtigkeit den Strömungen des nordatlantischen Meeres, und ist eines der am besten gelegenen Länder nach dem Becken des Missisippi und Missouri, welche vielleicht 200 Millionen Menschen nähren können. Europa zählt beinahe 250 Millionen. Dieselbe Gegenströmung warmen Wassers, wie im nordatlantischen Bassin, zeigt sich auch im nördlichen stillen Meer, steigt aber viel minder hoch hinauf wegen der Gestaltung der Küsten Asiens und Amerika's. Indeß gibt sie doch Californien und Oregon ein Klima, das mit dem Europa's wetteifert, und nährt in Columbia einen Waldwuchs, der seines Gleichen vielleicht auf der ganzen Welt nicht hat. Dieser Westwind ergießt über das englische Amerika jene ungeheure Wassermasse, welche die ins Eismeer und die zahllosen Seen fließenden Ströme nährt. Diese Luftströmung geht unter Ostamerika und Ostsibirien weg, und läßt beide Landstriche unter dem vorherrschenden Einfluß des NO Windes, [1] der eine verderbliche Kälte mit sich führt, und während der Windstille unter dem Einfluß einer nicht minder starken Ausstrahlung im freien Raume. Nach einer Bemerkung Hrn. Hills mäßigt bei einer Kälte von 40° bis 50° R. der vom Eismeer kommende Wind einigermaaßen dieß furchtbare Klima.

Am Beginn der Reise des Hrn. Hill befinden wir uns zu Nishnei Nowgorod, zwischen Moskau und der sibirischen Gränze, an der Wolga, dieser großen Arterie Rußlands. Woher kommt nun diese Wolga? Allerdings entspringen ihre tausend Quellen in dem mächtigen Bassin, das die modernen Geographen für Europa erobert haben, während die alten Geographen Europa an dem Don aufhören ließen. Aber wer nährt diese Quellen? Das ist der Westwind, der die Ausdünstungen des atlantischen Meeres während acht oder neun Monaten des Jahres herbeiführt. Der Dniepr, der Don, der Wolga, der Uralfluß im Süden, die Newa, die Dwina, die Petschora im Norden repräsentiren fast den ganzen Wasserüberfluß, den das Wechseln der Meer- und Landatmosphäre in diesem Theil des Continents liefert, das rege Leben, das hier an den Gränzen Asiens herrscht, erstirbt in Sibirien, sey es daß Rußland nicht recht zu colonisiren versteht, oder daß die Natur eine stärkere Bevölkerung hindert. Einige wenige Punkte werden mit großen Kosten bevölkert, aber über Irkutsk, die Hauptstadt Ostsibiriens mit 18,000 S., und über das weit mehr gegen Norden an der ungeheuren Lena gelegene Jakutsk von 5000 S. hinaus sind die Russen weiter gegen Osten fast so selten als Franzosen und Engländer. Zehntausend Verbannte, meist Verbrecher, werden jährlich nach Sibirien geschickt, haben aber bis jetzt nur wenige Dörfer in dem allem Anbau so sehr widerstrebenden Lande gegründet, und Handwerke oder Handel dürfen sie nicht treiben. Die politischen Verbannten werden mit einiger Rücksicht behandelt; die Samojeden, die Koriäken am Eismeer, die Tunguſen, die Jakuten und die Tschuktschen nebst einigen Tataren bilden die nomadische Bevölkerung, die von ihren Heerden, von der Jagd und dem Fischfang lebt. An Metallen hat übrigens Sibirien, was es nur bedarf, um eine zahlreichere und minder elende Bevölkerung anzuziehen und zu nähren, denn Gold und Platina finden sich bekanntlich längs dem Ural, wie im Altai und in Daurien gediegen, und Humboldt erklärte, daß sich auch Diamanten finden müßten, was sich bereits bestätigt hat.

Der Anblick Sibiriens ist vollkommen regelmäßig: hohe, gebirgige Striche im Süden, die gleichförmig gegen Norden abfallen, und Wasser in Menge ins Eismeer ergießen. Dieß Wasser kommt, wie sonst allenthalben durch die Luft, man weiß aber noch nicht, woher die Luftströmungen kommen, die es in Form von Schnee

---

[1] Ob dieser Umstand die Kälte im nordöstlichen Amerika allein erklärt, ist eine Streitfrage; schon Halley meinte, in den Gegenden um die Hudsonsbay sey einst der Erdpol gewesen und diese Gegend habe seitdem noch immer nicht Zeit gehabt sich zu erwärmen. Hr. Fr. Weiß, der in seinen orologischen Fragmenten (s. deutsche Vierteljahrsschrift Nr. 67) diese Ansicht erwähnt, sagt darüber: „man glaubte diese Vermuthung durch die Bemerkung widerlegen zu können, daß nicht bloß die östlichen Küstenländer Amerika's, sondern überhaupt die östlichen Gestade aller Continente eine geringere Temperatur als deren Westküsten besitzen. Diese Bemerkung ist vollständig richtig, bildet jedoch für den vorliegenden Fall keinen Gegenbeweis, denn unter den kalten östlich gelegenen Küstenländern der nördlichen Hemisphäre sind jene Nordamerika's unstreitig wieder die kältesten. Unter dem 60° Breitegrade, wo in den Hudsonsbai-Ländern und an den Ostküsten Amerika's der Baumwuchs völlig erstirbt, und nur noch Moose und Saxifragen ihr Daseyn kümmerlich fristen, gedeihen ja in den östlichen Küstenländern Asiens noch Roggen und Sommerweizen, und erst unter dem 70° B. liegt hier nach Wrangels Angabe die polare Gränze der Wälder." Indeß ist doch auch zu bemerken, daß in den Meerengen des Archipels an der Nordküste Amerika's sich das Eis in einer ungewöhnlichen Masse anhäufen und auch im Sommer eine der Vegetation höchst nachtheilige Kälte unterhalten muß.

und ſeltenen Regen herbeiführen? Jedermann gibt zu, daß die Südwinde nicht über den Altai, die Weſtwinde nicht über den Ural kommen, und daß endlich die Oſtwinde mit der allgemeinen Strömung im Widerſpruch wären, welche in dieſe Breiten in entgegengeſetzter Richtung, nämlich von Weſt nach Oſt geht. Nimmt man mit Duperrey an, daß die warme Strömung ins Eismeer eindringt und längs der Nordküſte Sibiriens fortläuft, ſo würden die Polarwinde gegen Süden ziehen und die wäſſerigen Dünſte im Gebiet des Ob, des Jeniſei, der Lena und Kolyma entladen. Hr. Hill führt mit Glück den Satz aus, daß der Nordwind in Sibirien faſt immer die Temperatur erhöht, und daß ein reiner Himmel und die gewöhnliche Windſtille eine verderbliche Kälte im Gefolg haben. Dieſe Frage über die Waſſerverſorgung der großen ſibiriſchen Ströme hat mich lange vergeblich beſchäftigt. Nachſtehendes iſt, wie ich glaube, die Löſung: ſie liegt in der ſehr ſchwachen Verdunſtung des Schnees, der während eines acht bis neunmonatlichen Winters fällt, indem die Lena z. B. erſt im Anfang Mais aufthaut. Alle Feuchtigkeit, die herabfällt, erhält ſich alſo faſt ohne Verluſt, während in unſern Klimaten ein großer Theil des herabgefallenen Waſſers wieder verdunſtet, und durch ein unaufhörliches Spiel von Niederſchlägen und Wiederaufſaugung in die Atmoſphäre zurückkehrt. Zudem unterhält die herabgefallene Feuchtigkeit die ungeheuren Ströme Sibiriens nur in den erſten Monaten nach der Schneeſchmelze, wo der Boden bloß bis in eine mäßige Tiefe aufthaut. Furchtbare Ueberſchwemmungen und die Bildung ungeheurer Sümpfe bezeichnen die Zeit der Schneeſchmelze. Im Herbſt verſiegen mehrere große Flüſſe und alle fallen bedeutend. Man kann ſagen in Sibirien herrſche das Syſtem der Wildbäche. Das bezeugen die wenigen ruſſiſchen Seefahrer, welche auf Befehl ihrer Regierung das Eismeer Sibiriens erforſchten. Urſache und Folge ſtehen alſo vollkommen in Verhältniß: geringer Verluſt durch Verdunſtung und Verwendung faſt alles gefallenen Schnees, um, bloß für einige Monate, die großen Ströme zu nähren, die bei ihrem ſchwachen Fall in der Nähe des Meers ſehr wenig Waſſer hier abſetzen. Sie ſcheinen alſo nur ſehr groß, wie der Rhein und die Maas in Holland. Jedermann weiß, daß wenn die Saone ſo reißend wäre wie die Rhone, ſie zum Bach würde.

Wir wollen die Reiſe Hrn. Hills nur andeuten, denn unſer Zweck iſt es bloß, uns an den zum Studium des Klima's Sibiriens am günſtigſten gelegenen Punkten aufzuhalten. Abgeſehen von einigen Schlittenunfällen, einigen launiſchen oder betrunkenen Polizeibeamten war Hrn. Hills Reiſe ſehr glücklich. Eine ſeiner Stationen war zu Irkutsk, nahe am Baikalſee, von wo er ſich nach den Gränzen China's begab. Er folgte ſodann von Irkutsk nach Jakutsk dem Laufe der Lena, und von da ſo zu ſagen querfeldein nach Ochotsk; hier aber machten die Sümpfe, die Stromübergänge, die gezwungenen Faſten und endlich das Zuſammentreffen mit Bären die Reiſe ſehr mühſelig und ſelbſt gefährlich. In Ochotsk ſchiffte ſich Hr. Hill wieder nach Europa ein.

Was vorerſt die Aufmerkſamkeit noch in Anſpruch nimmt, das iſt die heftige Kälte ſelbſt in den ſüdlichſten Theilen dieſes ungeheuren Landes. Ein zu Irkutsk im Winter von 1847 auf 48 gehaltenes Tagebuch conſtatirt eine gewöhnliche Kälte von 15° bis 16° R. im December, Januar, Februar und März. Im April und Anfang Mai ſteigt der Thermometer ſelten über Eis; manchmal gefriert das Queckſilber und zeigt die Grade nicht mehr an, weßhalb in Sibirien die Thermometer mit Alkohol gewöhnlich ſind. Man bedient ſich gewiſſer Wärmeleiter, um die Wohnungen in der Stadt zu erwärmen, auf dem Lande aber graben ſich die ſpärlichen Bewohner in den Boden ein, um eine etwas minder niedrige Temperatur zu gewinnen, etwa wie man in Indien ſich in den Boden eingräbt, um der unmäßigen Hitze auszuweichen. Die Reiſenden in Sibirien bemerken, daß der Thee ihnen viel beſſer zuſagt, als alle gebrannten Waſſer; auch hält er ſie wach, was ein großer Vortheil iſt, denn ein tiefer Schlaf, in welchem die Organiſation nicht durch eine fortdauernde Arbeit die Verluſte an Wärme erſetzt, die ein Körper in einer Temperatur von 30 bis 40° R. erleidet, könnte leicht ein Todesſchlummer werden. Eine merkwürdige Abhandlung über die Vortheile, welche eine von dem Athem wie eine Maske ſich anhäufende Eisſchichte gewährt, zeigt in welcher unnatürlicher Lage ſich ein Menſch befindet, der eine ſo kalte Luft einathmet. Hr. Hill glaubt, die ſehr heftige Kälte führe eine Windſtille herbei; da nimmt er aber die Wirkung für die Urſache. Die Ruhe der Luft und ihre Durchſichtigkeit geſtatten die Ausſtrahlung der Wärme im Raum, und erzeugen eine heftige Kälte, die durch die wiederholte Berührung der Luft mit den Körpern nicht gemäßigt wird. Der Verfaſſer bemerkt dabei ſehr richtig, daß eine Kälte von 20°, wenn Wind geht, viel läſtiger iſt, als eine Kälte von 35° bei Windſtille; im erſtern Fall nimmt die unaufhörlich erneuerte Berührung der Luft dem Körper weit mehr Wärme, als die ruhige Luft, auch wenn ſie kälter iſt.

Hr. Hill befand ſich im Sommer zu Jakutsk, faſt unter dem Polarkreis, und der Thermometer ſtieg auf + 16 bis 17° R. Es herrſchte eine ſtarke Hitze, eine Folge der fortdauernden Anweſenheit der Sonne über dem Horizont. Selbſt in dieſer Zeit des Jahres kann der Boden an manchen Stellen nur bis in eine ſehr geringe Tiefe aufthauen. Hr. Hill ſah indeß einen 55′ tiefen Brunnen, in welchem das Waſſer nie gefror; der Boden um Jakutsk iſt aber ſo niedrig, und theils von ſelbſt, theils durch das Austreten der Lena ſo von Waſſer durchdrungen, daß die Kälte nicht eindringen und ſich behaupten kann. Nach Hrn. Hill fiel in Jakutsk der Thermometer bis auf — 50° R., eine viel ſtärkere Kälte, als die Seefahrer im Norden Amerika's erfahren haben. Da von Landſtrichen die Rede iſt, die in geringer Tiefe ewig gefroren ſind, ſo muß ich bemerken, daß jeder gegen die Sonne geſchützte Bergabhang, wo der Schnee im Winter ſich anhäufen kann, ſo daß er erſt ſpät im Sommer oder Herbſt ſchmilzt, wie mir ſcheint, alle Bedingungen vereinigt, daß der Boden in geringer Tiefe fortdauernd gefroren ſeyn kann. Angehäufter Schnee und Eis laſſen die Wärme erſt nach dem gänzlichen Schmelzen der feſten Schichten in den Boden dringen, während im Winter nichts die Kälte hindert durch den Schnee zu dringen, deſſen Temperatur bis auf einen unbeſtimmbar tiefen Grad ſinken kann. Solche Stellen können in einem gebirgigen Lande nicht ſelten ſeyn; ich glaube in Auvergne auf eine ſolche Stelle geſtoßen zu ſeyn, wo die Kälte der Quellen ſchließen ließ, daß ſie über einen Eisgrund floſſen. Uebrigens hängt natürlich alles von der längeren oder kürzeren Zeit ab, während welcher der Schnee den Boden nicht bedeckt, und wenn von dem Augenblick an, wo der alte Schnee gänzlich verſchwunden iſt, bis zu dem, wo neuer fällt, nur wenige Tage verfließen, ſo wird der Boden nur

bis zu einer geringen Tiefe aufthauen können, und weiter unten muß er ewig gefroren ſeyn.

Nach Irkutsk iſt einer der merkwürdigſten Striche die Umgegend des Baikalſees. Hr. Hill fuhr über den gefrorenen See, der eine ſo durchſichtige Eisfläche bot, daß man ſtets verſucht war zu glauben, man fahre über das Waſſer ſelbſt hin. Auch war die Eisfläche ſo glatt, daß man mit gewöhnlichen Stiefeln ſich nicht aufrecht halten konnte. Dieſe prächtige Waſſerfläche liegt im äußerſten Süden Sibiriens, in der Breite Englands. Dieſer See hat 600 Kilometres Länge und 90 in ſeiner größten Breite. Er liegt 700 Metres über dem Meere, und dem Glauben der Landeseingebornen nach iſt er auch ein wahres Meer und ſteht mit dem Meer durch unterirdiſche Höhlen in Verbindung. Man findet hier Robben, eine Art Stör, wie im Eismeer, und ſelbſt Schwämme. Hr. Hill ſpricht auch von Corallen und andern Meereserzeugniſſen, die der Baikal während heftiger Stürme an ſeine Ufer wirft. In der Angara ſoll man ehemals Perlenmuſcheln geſiſcht haben. Da manche, wenn ſie die ungeheuern Flußmuſcheln in großer Entfernung vom Meere ſehen, fragen werden, wie dieſe Muſcheln hier entſtehen oder hieher gebracht werden konnten, ſo will ich den wahrſcheinlichen Verlauf dieſer merkwürdigen Acclimatiſirungen von Robben und Schwämmen angeben. Verſetzen wir uns in die Zeit, wo die alten Continente untergingen und neue aus dem Meere emporſtiegen, ſo konnte das Becken des Baikal mit ſeinem Seewaſſer, ſeinen Robben, ſeinen Schwämmen, ſeinen Seemuſcheln zurückbleiben. Sehr allmählich begann der See, der 170 Flüſſe aufnimmt und ſein überflüſſiges Waſſer durch die untere Angara ergießt, ſich zu entſalzen, ſehr allmählich gewöhnten ſich auch die Robben an dieſe Veränderung und wurden Süßwaſſerrobben. Es iſt anzunehmen, daß durch dieſe allmähliche Entſalzung mehrere Seemuſcheln auch in Flüſſen zurückblieben und Süßwaſſermuſcheln wurden. Das Vorkommen von Robben im Baikalſee hat ſchon im vorigen Jahrhundert die Aufmerkſamkeit mehrfach in Anſpruch genommen, und man glaubte, ſie ſeyen durch den Jeniſei, die Tunguska und Angara in den See gelangt.

Zum Schluß müſſen wir noch aus dieſem durch ſein Klima und manche damit zuſammenhängende Erſcheinungen ſo äußerſt merkwürdigen Lande eines Umſtandes erwähnen, der ſchon an ſich ſeltſam genug iſt, nämlich des Handels mit foſſilem Elfenbein, deſſen Mittelpunkt Jakutsk iſt. Dieſe an der Lena gelegene Stadt ſteht mit den Küſten des Eismeeres in Verbindung. Hier, wie auf den Inſeln, welche die Lena an ihrer Mündung bildet, ſo wie an den weiter im NW gelegenen finden ſich die Ueberreſte von Thieren, deren Elfenbein ſo friſch iſt, wie das der jetzigen lebenden Elephanten Indiens. „Wir erfuhren hier“, ſagt Hr. Hill, „einen Umſtand, den vielleicht die Naturforſcher Europa's bereits kennen, daß nämlich alle Zähne und Stoßzähne des Mammuth, die man entdeckt, das Thier als ſtehend zeigen. Wie man ſich auch die Zerſtörung dieſer Thiere erklären mag, jedenfalls ſcheint eine plötzliche Veränderung in dem Zuſtand der Stoffe, worin ihre Reſte ſich finden, vorgegangen zu ſeyn. Einige Eingeborne ſagten uns, der unzerſtörbare Theil ihres Körpers finde ſich auf den Inſeln des Eismeers in ſolcher Menge, daß der Boden ganz daraus zu beſtehen ſcheine.“ Leider hat man noch kein vollſtändiges Thier aufgefunden, denn das in Petersburg aufbewahrte iſt es bekanntlich nicht. Vielleicht würde ein mäßiger Preis, den man ausſetzte, den Eifer der Forſchung ſtacheln. Die innere Organiſation dieſer Thiere würde uns vielleicht Aufſchluß geben über die Art der Atmoſphäre, in der ſie lebten, ſo wie die Pflanzen und Zweige die man in den Mägen einzelner dieſer Thiere fand, uns belehrt haben, daß die ehemalige Flora dieſer Länder ſehr verſchieden von der jetzigen war. Sibirien kann damals nicht das abgeſchloſſene Land geweſen ſeyn, wie jetzt, denn das Geheimniß ſeines jetzigen Klimas erklärt ſich ganz einfach aus dem Umſtand, daß der Austauſch zwiſchen der heißen und der Eiszone, dieſer Austauſch von Hitze und Kälte, von Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit für Sibirien nicht exiſtirt, und man kann daraus ſchließen, daß wenn alle Gegenden der Erde ſo iſolirt wären, wie der Norden Aſiens, ſo wäre ſie wegen der Alternative von unmäßiger Hitze und unerträglicher Kälte großentheils unfähig, ſo zahlreiche Bevölkerungen zu nähren, wie dieß jetzt der Fall iſt.

Die Boerenrepublik in Südafrika.

Dieſe merkwürdige Erſcheinung, der wir unter anderm die große Erweiterung unſerer geographiſchen Kenntniſſe von Südafrika großentheils, wenigſtens indirect, verdanken, iſt in ihrem Verlauf ſo außerordentlich merkwürdig, bietet ſo viele Scenen von wahrhaft dramatiſchem Intereſſe dar, und iſt zugleich ein ſo ſchlagender Beweis von der Stärke der Raceneigenthümlichkeit, daß wir jetzt, wo dieſe ſeltſame Republik von England nicht bloß anerkannt, ſondern auch völlig conſtituirt iſt, einen Rückblick auf die Urſachen und den Gang dieſer Erſcheinung keineswegs für überflüſſig halten, um ſo weniger, als die Rückwirkung europäiſcher Anſichten auf die eigenthümlichen Verhältniſſe Afrika's und die ſehr erklärliche Reaction eines energiſchen Stammes das eigentliche Thema iſt, das auf jenem ſeltſamen Boden in wunderlichen Variationen ſich abgeſponnen hat. Die europäiſche Ackerbauer- und Hirtenbevölkerung Südafrika's dankt ihre Entſtehung ſo ziemlich denſelben Urſachen, wie die Neuenglandſtaaten: es waren Leute, die wegen religiöſer Verfolgungen unter der Begünſtigung der holländiſchen Regierung ſich dort niederließen, und, man kann ſagen, in völliger Freiheit und Unabhängigkeit daſelbſt lebten, denn die holländiſche Regierung, der es nur um die Capſtadt, d. h. um einen bequemen Ruhehafen für ihre nach Indien gehenden oder von daher kommenden Schiffe zu thun war, kümmerte ſich um das, was im innern Lande vorging, ſehr wenig, und ein einfaches Selfgovernment war die Folge davon. Die einheimiſchen Stämme, Namaqua oder Hottentotten und Betſchuanas, die in ſehr kleinen Stämmen, zum Theil faſt iſolirt, auf der äußerſten Südſpitze Afrika's hauſten, konnten und wollten den neuen Anſiedlern keinen Widerſtand entgegenſetzen, und die Beſiedlung ging faſt völlig friedlich vor ſich, ja man kaufte denſelben beinahe

allenthalben den Boden ab, worüber die Verträge zum Theil noch vorhanden ſind. Zudem ging die Bevölkerung ſehr langſam vor ſich, denn als die Colonie in die Hände der Engländer fiel, zählte ſie nur 90,000 Seelen, von denen etwa 40,000 europäiſchen Urſprungs waren. Daß die Hottentotten zu einem Dienſtverhältniß herabſanken, lag in ihrer Schwäche und Hülfsbedürftigkeit, und zu eigentlichen Kämpfen mit den Eingebornen kam es erſt, als die ſogenannten Kaffern aus den inneren Wüſten an den öſtlichen Küſtenſtrich gelangten und an dieſem allmählich dem Gebiet der Colonie näher rückten. In den anderthalb Jahrhunderten, daß die Holländer Herren am Cap waren, weiß man nur von zwei Kriegen mit den Eingebornen, während die Engländer vor kurzem den ſiebenten beendet haben, alle mit großen Geld- und Menſchenopfern. Raubten die neuen Eindringlinge, die anfangs gleichfalls in ſchwacher Zahl waren, den Boeren Vieh, ſo ward ein ſogenanntes Commando in der Nachbarſchaft aufgeboten, und nach dem nächſten Dorf der Eingebornen, deſſen Bewohner man für die Schuldigen hielt, ein Streifzug gemacht, und eine dem Verluſt etwa entſprechende Anzahl Vieh zurückgeführt. Dieſe rohe nach dem jus talionis geübte, aber den rohen Wilden ſehr verſtändliche Gerechtigkeitspflege erhielt an der Gränze ein leidliches Verhältniß, und die Regierung kümmerte ſich um ſolche Dinge nicht weiter, als daß ſie ſich nachträglich Bericht darüber erſtatten ließ, damit nicht ein ungebührliches Treiben die Sicherheit der Colonie durch eine Aufreizung der einheimiſchen Stämme gefährde.

So ſtanden die Sachen, als die Colonie im Anfang des J. 1806 in die Hände der Engländer fiel. Eine fremde Herrſchaft iſt nie angenehm, und mehrere Maaßregeln der Engländer erregten Unzufriedenheit, doch hätte dieß weiter keine Bedeutung gehabt, wenn nicht ein ganz beſonderer Umſtand, das Treiben der Miſſionäre, hinzu gekommen wäre. Die philoſophiſch-philanthropiſche Schule des 18ten Jahrhunderts hatte ſich in England in ein geiſtliches Gewand geſteckt, und ſeit Wilberforce ſeinen wahrhaft menſchenfreundlichen Plan mit ſolchem Glück verfolgte, wurde es in England allmählich zur Manier, wie es in den philoſophiſchen Schriften des vorigen Jahrhunderts der Fall war, die lieben Wilden, ebenſo wie die Schwarzen, als die reinen unſchuldigen Kinder der Natur, die Europäer aber als die grauſamen habſüchtigen Feinde und Herren derſelben darzuſtellen. Dieſe Anſichten, von vielen zum Theil höchſt beſchränkten Leuten praktiſch ausgeführt, und in England von befangenen Leuten ſelbſt aus den Regierungskreiſen blind verfolgt, wurden an vielen Orten, namentlich aber am Cap, Urſache der heftigſten Zerwürfniſſe. Es iſt ganz überflüſſig, in dem Streite, der ſich zwiſchen den Miſſionären und der holländiſchen Bevölkerung am Cap, namentlich den Boeren, erhob, Recht und Unrecht austheilen zu wollen, hier genügt es zu zeigen, wie dieſe Elemente aufs härteſte gegen einander ſtoßen mußten. In der Capcolonie ſelbſt predigten die Miſſionäre die Abſchaffung der Sklaverei, was ſie den Herren natürlicherweiſe verdächtig machte, in ihren Miſſionsſtationen an oder außerhalb der Gränze wurden ſie die Beſchützer und Vorſprecher der Schwarzen, ſtellten deren Räubereien ganz in Abrede oder beſchönigten ſie, und ſchilderten dagegen die „Commandos“ der Boeren als die roheſte Selbſthülfe. So entſtand ein gegenſeitiger Haß: die Miſſionäre ſchilderten die Boeren als rohe grauſame Menſchen, die am Blutvergießen ein Vergnügen fänden, in den Augen der Boeren aber waren die Miſſionäre heuchleriſche Intriganten, die ſich eine Herrſchaft gründen und darum die Weißen, die ihnen im Wege ſtanden, entfernen oder vernichten wollten. Das Schlimme war, daß die Miſſionäre großen Einfluß in England beſaßen, die Boeren aber gar nicht, vielmehr ſeit längerer Zeit als eine hartnäckige, widerſpänſtige Race übel angeſchrieben waren. So kam es, daß man den Boeren die Selbſthülfe, die ſie bisher geübt, verbot, worauf ſie ganz folgerichtig verlangten, daß man ſie ſchützen ſolle, wenn ſie ſich nicht ſelbſt ſchützen dürften. Das konnten die Gouverneure nicht, weil es ihnen an Truppen fehlte, und wenn einer auch endlich ſich dazu entſchloß, wurde er durch den Einfluß der Miſſionäre abgerufen. Dieſe Strafloſigkeit reizte die Kaffern zu immer frechern Angriffen. Erſt als ſie im J. 1819 in die Colonie einbrachen, und man ernſte Maaßregeln zu ihrer Zurückwerfung ergreifen mußte, wurde die Sache etwas näher unterſucht, und da fand ſich denn, daß die Boeren keineswegs die Urheber des Unheils waren, ſondern eines angemeſſenen Schutzes bedürften. Damals entſchloß man ſich in England, zum Theil durch dieſe Verhältniſſe veranlaßt, eine Auswanderung nach dem Cap zu unterſtützen, und die Auswahl der Emigranten wurde mit großer Umſicht getroffen, indem man meiſt Landleute und entlaſſene Soldaten nahm, und ihnen eine Anzahl Halbſoldofficiere, die ſich freiwillig anſchloſſen, beigab. Dieſe Anſiedler ſollten gleichſam einen Gränzwall zwiſchen den Kaffern und den Boeren bilden, und deßhalb wählte man das Gebiet von Albany aus, das nordöſtlich an den großen Fiſchfluß ſtößt, und wo Grahamstown gegründet wurde.

Mit dieſer engliſchen Colonie gewann die Sache bald ein anderes Anſehen, denn dieſe engliſchen Coloniſten wußten ſich nicht nur beim Gouverneur, ſondern auch in England Gehör zu verſchaffen, und ihre Lage war der der Boeren vollkommen gleich, ſo daß ſich bald eine Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen ergab, welche für das Ganze ſehr erſprießlich wurde. Wahrſcheinlich wäre eine größere Verſchmelzung erfolgt und eine Beruhigung eingetreten, wenn nicht die Maaßregel der Sklaven-Emancipation (1833), welche nicht bloß die großen Landbeſitzer ihrer Arbeiter beraubte, ſondern auch eine zahlreiche Claſſe Vagabunden ſchuf, die auf ihre Koſten lebten, und ein neuer Kafferkrieg die Erbitterung der Boeren an der Gränze aufs höchſte geſteigert hätten. Der Krieg mit den Kaffern, der auch die engliſchen Anſiedler hart traf, war ſo wenig durch die Coloniſten veranlaßt, daß ſelbſt die Miſſionäre ihnen dießmal nicht die Schuld zumeſſen konnten, und der Gouverneur, Sir Benjamin d'Urban, der ſie ſelbſt gegen den Feind geführt hatte, war ihnen und ihren Beſchwerden günſtig. Er trieb die Kaffern vom großen Fiſchfluß, der damaligen Gränze, weg, legte Anſiedlungen von Hottentotten und Fingos, einer Völkerſchaft, die bei den Kaffern in drückender Knechtſchaft gehalten worden war, längs dem Büffelfluß an, und verordnete, daß der Strich zwiſchen dem Büffelfluß und dem großen Kei-Fluß unbewohnt bleiben ſolle. Nun glaubte man in der Colonie vor weiteren Kafferangriffen geſchützt zu ſeyn. Aber man hatte ohne den Einfluß der Miſſionäre in England gerechnet, denn der damalige Colonialminiſter verweigerte den Anordnungen des Gouverneurs ſeine Zuſtimmung, befahl das Land den Kaffern zurückzugeben, und ſetzte eine Commiſſion nieder, um — über die Mißhandlung der Kaffern durch die Boeren zu berichten. Da erhob ſich ein Schrei des Unwillens unter den Boeren, und nun begann

(1836) das Trekken, d. h. das Fortziehen.[1] Sie zogen mit ihren Heerden nordwärts, sie wußten selbst nicht recht wohin, und überschritten den Gariep. Die Missionäre, die sich bei den Wilden niedergelassen hatten, verschrieen sie allenthalben als wilde Räuber, und hetzten die Eingebornen gegen sie auf. Ein Häuptling der Matabelis, Namens Mosolekatzi, der selbst von Norden her ins Land gedrungen war, und hier eine blutige Herrschaft übte, fing Streitigkeiten mit ihnen an, nahm ihr Vieh weg, und tödtete einige der Boeren. Da zogen sie gegen ihn aus, überfielen sein Lager, und schlugen ihn gänzlich, so daß er mit Mühe sich gegen Norden flüchtete. Dann boten sie den umliegenden Stämmen, die sehr durch Mosolekatzi gelitten hatten, Frieden an, schlossen mit mehreren Schutz- und Trutzbündnisse und versprachen die Rechte aller zu achten, und alles was sie selbst nöthig hätten, zu bezahlen. So gewannen sie allmählich das Vertrauen der Stämme, und namentlich seit Retief, ehemaliger Fieldkornet im District Winterberg, mit einer neuen Schaar Auswanderer zu ihnen gestoßen war, gewann alles ein regelmäßiges Ansehen, denn der Auszug, der Anfangs nur auf etwa 6000 Menschen sich belief, war eine Zeitlang ziemlich regellos, da er durchaus nichts Verabredetes war, aber, als der Zug einmal begonnen hatte, wie der Blitz zündete; immer zahlreichere Schaaren folgten nach, so daß man die Zahl derer, welche die Gränze der Colonie verließen, auf mehr als 50,000 Köpfe anschlagen kann. Retief gründete einen aus vierundzwanzig Mitgliedern bestehenden, gewählten Volksraad, der die Gesetze berieth, und vor allem setzte er die Verhältnisse der farbigen Leute und der bisherigen Sklaven fest, welche die englische Regierung noch während der Auswanderung emancipirt hatte, von denen aber viele ihren alten Herren folgten. Nichts wurde versäumt, um der Auswanderung einen fest geregelten Charakter zu geben, und dadurch den Verleumdungen, welche von den Missionären namentlich in Europa gegen sie ausgestreut wurden, entgegen zu arbeiten.

Retief erkannte wohl, daß der Aufenthalt im Innern, abgeschlossen von der Küste, der Zukunft seiner Landsleute nicht entspreche, und seine Aufmerksamkeit war auf den Hafen von Natal gerichtet, wo sich bereits einige Engländer niedergelassen hatten, aber auf eigene Faust und nicht von der englischen Regierung anerkannt. Sie waren in Besorgniß von den Zulukaffern, an deren Spitze damals Dingaan stand, und schickten an Retief um ihn aufzumuntern, die Quathlambakette zu übersteigen und aus dem innern Lande an die Küste zu kommen. Der größere Theil der Boeren unter Retief folgte der Aufforderung, und man knüpfte zugleich Unterhandlungen mit Dingaan an, um ihm das Land abzukaufen. Aber Dingaan glaubte anfangs, die Boeren gegen die Engländer benützen zu können, und erkannte erst seinen Irrthum, als Retief nach Uebersteigung der Quathlambakette seinen ersten Besuch nicht ihm, sondern den Engländern in Port Natal machte. Nun verband er sich mit dem von den Boeren hart gezüchtigten und nach Norden entwichenen Mosolekatzi gegen die Weißen, unterhielt aber doch fortwährend Verbindungen mit Retief, und lud diesen ein, zum Abschluß eines Vertrags, worin das Gebiet von Port Natal an die Boeren abgetreten werden sollte, zu ihm zu kommen. Man schöpfte Verdacht, aber der furchtlose Retief machte sich mit 70 Freiwilligen auf den Weg, schloß den Vertrag mit Dingaan, der sich später unter den erbeuteten Papieren Retiefs noch auffand, ab, aber als er eben abreisen wollte, wurde er mit allen seinen Leuten verrätherisch ermordet. Noch ehe diese Nachricht zu den Boeren gelangen konnte, ließ Dingaan ihr Lager überfallen, wurde aber mit starkem Verlust zurückgeschlagen. Nun ward in Verbindung mit den englischen Colonisten zu Port Natal ein Rachezug gegen Dingaan beschlossen, und am 11 April desselben Jahres (1838) den Zulus ein Treffen geliefert, in welchem diese mehrere tausend Todte auf dem Platze ließen. An demselben Tage hatten die Colonisten von Port Natal 800 Mann stark ein anderes Corps der Zulus angegriffen, da aber nur ein Drittheil von ihnen mit Gewehren bewaffnet war, so blieben etwa 500 derselben auf dem Platze, und ohne den Schrecken, welchen die Boeren unter den Zulus erregt hatten, wären damals die Colonisten von Port Natal wahrscheinlich vernichtet worden.

In der Colonie hatten diese Ereignisse das größte Interesse geweckt und die holländische Bevölkerung schickte den Boeren um die Wette Geld, Kleider, Waffen und Munition. Dieß stählte ihren Muth, und sie rüsteten sich während des Jahres 1838 zu einem neuen Feldzug gegen die Zulus, um den verrätherischen Dingaan zu züchtigen. Am 16 December kam es zur Schlacht, indem die Zulus das Lager der nur 470 Mann starken Boeren stürmen wollten. Die Stürme wurden abgeschlagen, und endlich brachen die berittenen Boeren aus den Thoren, und überfielen den Feind mit solcher Heftigkeit, daß er mit Zurücklassung von mehr als 3000 Todten nach allen Richtungen floh. Dingaan verließ sein Hauptlager, wogte zwar noch einmal Widerstand, als er aber auch zweitenmal geschlagen worden, gab er den Kampf auf, und zog sich nordwärts zurück, wo ihn bald darauf die Seinigen verließen; sein Bruder wurde zum König ausgerufen, und bald auch von den Boeren, mit denen er einen Vertrag abschloß, anerkannt. Auf diese Nachrichten zog nun der größte Theil der ausgewanderten Boeren über die Quathlambakette, um sich in dem fruchtbaren Küstenlande niederzulassen: sie bauten die Stadt Pietermaritzburg, fingen an den Boden umzubrechen und sich ökonomisch und politisch festzusetzen. Nichts fehlte, als daß ihre Verhältnisse zu der englischen Regierung festgestellt gewesen wären, denn noch dachte die Mehrzahl nicht daran, sich gänzlich der englischen Obergewalt zu entziehen, sondern nur ihre inneren Angelegenheiten in möglichster Unabhängigkeit zu ordnen. Die englische Regierung war in grausamer Verlegenheit, und wußte nicht, was sie mit den ausgewanderten Boeren, fast einem Drittheil der ehemaligen Landbaubevölkerung des Caps, anfangen sollte. Die Missionäre waren erbittert, die holländische Bevölkerung am Cap jubelte über die Erfolge ihrer Landsleute, und selbst die ackerbauende englische Bevölkerung zeigte unverhohlen sich denselben günstig. Die Regierung zögerte und zögerte: sie schickte Truppen nach Port Natal, um den Hafen zu besetzen, und die Verbindungen der Boeren mit andern Völkern abzuschneiden, dann zog sie dieselben, ohne irgend einen Grund für ihr schwankendes Benehmen anzugeben, schon nach einigen Monaten wieder zurück; sie verbot die Ausfuhr von Waffen und Munition aus der Colonie, dann ließ sie die Boeren in officiellen Schreiben wissen, sie sey bereit mit ihnen zu unterhandeln, ihnen

[1] Einer der ersten war ein gewisser Peter Uys, ein 80jähriger Greis, der mit einem wahren Clan von Verwandten, über 100 Köpfe stark, fortzog.

ihre innere Verwaltung ganz zu laſſen, und ſich nur die Ernennung des Gouverneurs aus ihrer Mitte vorzubehalten.

Die Ungewißheit dauerte bis zum Jahr 1840; da erklärten ſich endlich die Boeren, müde der Tergiverſationen, für unabhängig unter dem Namen der Republik Port Natalia. Sie hatten ihren guten Grund dazu: denn am Ende des Jahres 1839, als ihre Angelegenheiten mit den Zulus noch nicht geordnet waren, wurden die engliſchen Truppen, die Port Natal beſetzt hielten, und deren Befehlshaber ſich weigerte, in dem Streit mit den Zulus als Schiedsrichter zu fungiren, zurückgerufen; man hatte ſie alſo ihrem Looſe überlaſſen. So wenig man den Engländern verargen kann, daß ſie keinen unabhängigen Staat neben ſich aufkommen laſſen wollten, der leicht den größten Theil der zurückgebliebenen Colonialbevölkerung an ſich ziehen konnte, ſo wenig iſt ihr rückhaltiges Benehmen zu entſchuldigen: ſtatt offen mit den Boeren in Unterhandlungen zu treten, und zu erklären daß ein ſolcher unabhängiger Staat nicht geduldet werden könne, ſchlägt man wieder krumme Wege ein, und zeigt den Boeren an, einige Kaffernhäuptlinge hätten den Schutz Englands gegen ſie angerufen, und engliſche Truppen würden zu deren Hülfe aufbrechen. Dieſe Schutzanrufung war auf Anſtiften wesleyaniſcher Miſſionäre wirklich erfolgt, die alte Feindſchaft war alſo immer noch rege, und dieß mußte die Boeren erbittern. Ein Schriftenwechſel erfolgte, in welchem die Colonialverwaltung den Vortheil der Conſequenz nicht für ſich hatte, und der damit endete, daß am 10 Junius 1841 der Gouverneur die Boeren für Rebellen erklärte, wenn ſie ſich nicht allen Anordnungen fügten. Bis zum Januar 1842 ſollten ſie noch Bedenkzeit haben, dann aber würden die auf dem Marſch befindlichen Truppen in Port Natal eintreffen. Die Erbitterung der Boeren läßt ſich denken; vergebens ſuchten die Beſonnenen, welche wohl wußten daß man es nicht mit den wenigen herzuſendenden Truppen, ſondern mit ganz England aufzunehmen habe, von gewaltthätigem Verfahren abzurathen. Zwar griff man nicht an, aber als die Engländer ſelbſt angriffen, wurde ein Drittheil derſelben niedergeſchoſſen, und die übrigen retteten ſich mit Mühe ins Lager, wo ſie blokirt wurden und ſich ſpäter aus Mangel an Lebensmitteln hätten ergeben müſſen, wenn nicht eben noch zu rechter Zeit eine engliſche Fregatte mit neuen Truppen und — einem Befehlshaber aus holländiſchem Blute eingetroffen wäre. Die engliſche Regierung war, wie es ſcheint, zur Beſinnung gekommen, daß man mit ſo entſchloſſenen Leuten nicht ſpielen dürfe, und der Weg der Verſöhnung ward eingeſchlagen. Andererſeits erkannten die Boeren, daß längerer Widerſtand ein Unding ſey, um ſo mehr als die Ankunft der Engländer alle benachbarten ſchwarzen Völker gegen ſie aufzuregen begann, und bereits Anfälle auf Heerden und Menſchen von Seite derſelben begannen.

Die Boeren verlangten zu unterhandeln, und man machte ihnen die Unterwerfung nicht ſchwer. Oberſt Cloete — ſo hieß der engliſche Befehlshaber aus holländiſchem Stamm — gewährte eine allgemeine Amneſtie, mit Ausnahme von bloß fünf Perſonen, die wenige Monate ſpäter gleichfalls amneſtirt wurden, Anerkennung des rechtlich erworbenen Eigenthums, Schutz gegen die Zulus, und Nichteinmiſchung in ihre inneren Angelegenheiten. Die Partei der Miſſionäre am Cap gebärdete ſich äußerſt heftig, aber man hatte den Werth ihrer Einmiſchung endlich zur Genüge kennen gelernt, der Gouverneur ſtimmte dem Vertrag bei, und die Regierung in England erweiterte ihn noch, ſo daß Port Natal ſeit jener Zeit eine von der Capregierung faſt unabhängige Colonie geworden iſt, die raſch anwächst. War aber die Partei der Miſſionäre mit dem Vertrag unzufrieden, ſo war es die Mehrzahl der Boeren nicht minder; die meiſten nahmen den Vertrag nicht an, ſondern wanderten über die Quathlambakette zurück, und hielten ſich ſeitdem in dem Lande nordwärts vom Gariep auf, unbeläſtigt, nur in ewigen Streitigkeiten mit den unter den ſchwarzen Stämmen angeſiedelten Miſſionären. Eine frühere Verordnung, welche im Beginn der Auswanderung erlaſſen worden war, um den Boeren zu zeigen, daß ſie ſtets unter engliſcher Jurisdiction bleiben würden, und gemäß welcher die Gewalt der Colonialtribunale ſich bis zum 25° S. B. erſtreckte, blieb vorerſt ein todter Buchſtabe. Indeß ruhten die Miſſionäre nicht. Im Jahre 1848 wurde eine neue Provinz unter dem Namen Orange River Sovereignty geſchaffen, welche das Land zwiſchen dem Oranje- und Vaal-Fluß umfaßte, und wo die Mehrzahl der ausgewanderten Boeren nebſt einer Anzahl ſchwarzer Stämme hauſten. Man ſtellte Miſſionäre bei allen ſchwarzen Stämmen an, welche nicht bloß dieſelben bekehren, ſondern auch als die politiſchen Leiter derſelben dienen ſollten, und zu dem Ende mit den bürgerlichen Commiſſären in Verbindung ſtanden. Um jedoch den Boeren den Glauben zu benehmen, daß man ſie ihren alten Feinden überliefere, wurde feſtgeſetzt, daß alle dieſe von der Colonialregierung aufgeſtellten und bezahlten Miſſionäre aus der reformirten holländiſchen Confeſſion genommen werden ſollten; ferner garantirte man ihnen ihre Ländereien und verſprach ſich in ihre innere Verwaltung ſo wenig als in die der einheimiſchen Stämme zu miſchen. Umſonſt, die Boeren waren nicht zu gewinnen: die Mehrzahl, 20—30,000 Menſchen zogen weiter gegen Norden über den 25° S. B. hinaus und gründeten hier die ſogenannte transvaaliſche Republik. Die Auswanderung war nicht ganz ruhig vor ſich gegangen; man hatte den engliſchen Truppen vorher ein Treffen geliefert, und Sir Harry Smith hatte einen Preis auf den Kopf des Anführers Pretorius geſetzt. Eine Anzahl Boeren, etwa 12,000 S., blieb zurück, und einige Engländer ſetzten ſich in den verlaſſenen Stellen feſt. Was die Boeren am meiſten erbitterte, waren die Unterhandlungen mit den ſogenannten Baſtaarden oder Griquas, die man als Gegengewicht gegen ſie aufzuſtellen ſuchte.

Seit dieſer Zeit hörte man wenig von den Boeren, namentlich nicht von denen die ſich im Norden des Vaal niedergelaſſen, aber eine einzige Thatſache zeigt nicht nur ihre Sinnesart und die Stellung die ſie einnahmen, ſondern war auch ſpäter die nächſte Veranlaſſung der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit: während des Kafferkriegs, welcher vom Ende des Jahres 1846 bis ins Jahr 1849 dauerte, und den Engländern etwa 4 Mill. Pfd. St. koſtete, war Port Natal faſt ſchutzlos gelaſſen worden, und die ſchwarzen Stämme geriethen in eine für die Colonie drohende Aufregung; da noch immer eine Anzahl Boeren dort ſich aufhielt, ſo ließ Pretorius, der ſeit dem Siege über Dingaan ihr Anführer geblieben war, dieſe Stämme, in welchen eine Verſchwörung gegen die Weißen angezettelt wurde, wiſſen, wenn ſie etwas gegen Port Natal unternähmen, ſo würde er mit aller ſeiner Macht gegen ſie ausziehen. Dieß Benehmen konnte ſeine Wirkung auf die Engländer um ſo weniger verfehlen, als ſie in dem, Ende 1850 neuausbrechenden Kafferkriege ſehr fatale Erfahrungen über die durch die Miſſionäre bekehrten und geleiteten

Hottentottenſtämme machten; nicht nur gingen die im engliſchen Sold ſtehenden Hottentottentruppen größtentheils zum Feind über, [1] ſondern Hottentottenemiſſäre durchſtreiften ſämmtliche Stämme, um einen allgemeinen Abfall von den Engländern herbeizuführen, ſelbſt die von den letztern ſo gehätſchelten Griquas und die gegen die Boeren aufgeſtachelten Baſſutos am Orange-Gebiet machten ſich gleicher Abſicht ſehr verdächtig, und ohne die feſte Haltung von Pretorius und den Boeren jenſeits der Vaal wäre vermuthlich ein Sturm ärger als alle früheren über die Colonie losgebrochen.

Der letzte Kafferkrieg bildet den Umſchlag in der Colonialpolitik, ſoweit ſie das Cap betrifft: man hat erkannt, daß die Wilden, wenn man ſie auch zum Theil als Kinder behandeln muß, ſehr ungezogene Kinder ſind, und daß die halbe Bekehrung und der halbe Unterricht, den ſie von den Miſſionären empfingen, die Sache nur ſchlimmer gemacht hat, indem ſie aus den erworbenen Kenntniſſen und dem gewonnenen Vertrauen die Mittel zu umfaſſendem Verrath ſchöpften. Das kluge und hochherzige Benehmen von Pretorius, dem Haupt der Boeren jenſeits des Vaalfluſſes, welcher die Provinz Natal vor einem Anfall der Kaffern zu einer Zeit ſchirmte, wo die Engländer keine Hülfe leiſten konnten, ſcheint ſchon im J. 1848, als die Orange-River-Sovereignty gegründet wurde, die Veranlaſſung geweſen zu ſeyn, daß die Einrichtung des Landes als brittiſche Provinz keine dauernde Maaßregel ſeyn ſolle, ſondern möglicher Weiſe, wenn die Bewohner unabhängig bleiben wollten, wieder aufgehoben werden könne. Die Koſten der letzten Kafferkriege an Geld und Menſchen waren Urſache, daß die engliſche Regierung es ſelbſt angemeſſen fand, dieſe Unabhängigkeit zu gewähren. Die Engländer, welche ſich indeſſen in dem Gebiet niedergelaſſen, und die Beamten, die ſie daſelbſt eingeſetzt, ſowie die Partei der Miſſionäre, war einem ſolchen Schritt durchaus abgeneigt, und ſie boten allem auf, ihn zu hintertreiben. Das wäre in früherer Zeit auch gewiß gelungen, jetzt aber hatte die Regierung zu theure Erfahrungen gemacht, und mit dieſer Unabhängigkeit war ihr ſelbſt gedient; deßhalb ſcheiterten alle dieſe Verſuche und die mannichfachen Klagen, die in engliſchen Journalen darüber laut wurden, [2] hatten keinen Erfolg. Auch im Parlament wurde die Sache angeregt von einem Hrn. Alderley (9 Mai), ohne daß die Regierung im mindeſten ſich veranlaßt ſah, ihre Maaßregel zu ändern, ja ſie hatte ſogar die Befriedigung, daß der ehemalige torpiſtiſche Miniſter der Colonien, Sir J. Pakington, ſich für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Maaßregel erklärte. Man kann indeß aus der Parlamentsverhandlung den wahren Grund, weßhalb die Regierung den Plan ſelbſt gegen eine einflußreiche Partei durchführte, nicht erſehen, und iſt auf Vermuthungen angewieſen, zu denen freilich die neuere Geſchichte der Capcolonie den Schlüſſel gibt.

Im Laufe der Zeit konnte es nicht fehlen, daß die Eingeborenen zum Theil aus ihrer Dumpfheit herausgeriſſen und durch den bald feindlichen, bald friedlichen Verkehr auf eine höhere geiſtige Stufe geſtellt wurden. Die Herrſchaft der Engländer, die Befreiung der Hottentotten aus der Art von Leibeigenſchaft, in der ſie durch die Boeren gehalten worden waren, ſchuf eine gefährliche Claſſe von Leuten, die mit wenigen Bedürfniſſen, an die Beſchwerden ihres Landes gewöhnt und bei ihrer eingewurzelten Trägheit eben nicht die beſten Mitglieder der Geſellſchaft wurden. Die Boeren hatten ſie zur Arbeit gezwungen, als dieſer Zwang wegfiel, wurden ſie nicht, wie manche ſich eingebildet hatten, freie Leute, die um ſo mehr ſich bemühten, durch Fleiß und Anſtrengung auf eine höhere Stufe von Wohlſtand emporzuſteigen, ſondern ſie wurden großentheils Vagabunden; die Regierung erkannte dieß allmählich und ſuchte ſich dieſer Bevölkerung möglichſt zu erwehren, indem ſie einen nicht unbedeutenden Theil derſelben zu militäriſchen Anſiedlern machte und beſondere Hottentottencorps ſchuf. Bald bildeten ſich nun Einverſtändniſſe zwiſchen ihnen und den Kaffern, und im letzten Kriege fielen die Militäranſiedlungen ſowohl als die regelmäßigen Hottentottencorps ab, und fügten, in Folge ihrer militäriſchen Uebung, den Engländern die bedeutendſten Nachtheile zu, bedeutendere als die Kaffern ſelbſt. Man ſtieß im Norden und im Weſten auf zahlreiche Einverſtändniſſe der ſchwarzen Völkerſchaften gegen die Weißen, und wenn nicht bei Zeiten eingeſchritten wurde, war ein Racenkrieg unvermeidlich. Es wird freilich Leute geben, die behaupten, die Schwarzen hätten Recht, ſie verbänden ſich nur unter einander gegen die fremden Eindringlinge. Das klingt ſehr ſchön, aber einestheils kann die engliſche Regierung ihre in jenen Ländern einmal befindlichen weißen Unterthanen nicht ermorden laſſen, und andererſeits, wenn man — par impossible — die ganze Capcolonie räumen wollte, würden dieſe einheimiſchen Stämme den ſcheußlichſten Vertilgungskrieg untereinander fortſetzen, wie die Erfahrung zur Genüge gelehrt hat. Soll einige Civiliſation in jene Länder eindringen, ſo kann es nur geſchehen, indem die geiſtig und phyſiſch überlegene weiße Race die ſchwarzen Stämme im Zaum hält. Das kann die engliſche Regierung für ſich allein auf dem weiten Raum nicht, ſie muß die ganze weiße Race für ſich und dieſen Zweck intereſſiren. Pretorius erkannte dieß ſehr wohl, als er den die Provinz Natal bedrohenden Kafferſtämmen bedeuten ließ, daß er über ſie herfallen werde, wenn ſie einen Angriff wagten. Daher kam es, daß die Engländer im J. 1852 dieſen Mann, auf deſſen Kopf ſie ſich vier Jahr zuvor nicht geſcheut hatten, einen Preis zu ſetzen, feierlich empfingen. Damals ſchon muß, wie ſich auch aus Sir J. Pakingtons Erklärung ergibt, der Entſchluß, die Unabhängigkeit der Boeren anzuerkennen, gefaßt geweſen ſeyn.

Das ſind Gründe, die man nicht an die große Glocke hängt, und es erklärt ſich, daß viele Engländer über die unerwartete Nachgiebigkeit ihrer Regierung nicht wenig verdutzt waren. Der brittiſche Commiſſär, Sir G. Clerk, welcher über dieſe Unabhängigkeitserklärung verhandeln ſollte, kam in die komiſche Lage, nicht gegen die widerſpänſtigen Boeren, ſondern gegen die in der Orange River Sovereignty ſitzenden Engländer, welche mit aller Gewalt „loyale brittiſche Unterthanen“ bleiben wollten, ankämpfen zu müſſen. In

---

[1] Es ergab ſich aus den ſpätern Ermittelungen, daß gerade diejenigen Hottentotten, welche man zwiſchen den Engländern und Kaffern als Schutzwehr gegen letztere angeſiedelt hatte, und die fortdauernd Unterricht bei den Miſſionären genoſſen, am ſchlimmſten hauſten; hier war der Sitz einer wahren Verſchwörung gegen die Engländer; ſie erklärten ganz naiv, ſie wollten unter dem Gouverneur ſtehen, wenn nur die angeſiedelten Engländer entfernt und das Land ganz mit Hottentotten beſetzt würde.

[2] Von dieſen wird die engliſche Bevölkerung in dem Lande zwiſchen Gariep und Vaalfluß auf 3 bis 4000, offenbar übertrieben, angegeben, die holländiſche auf 10 bis 12,000. Letztere Angabe iſt gewiß zu gering, wenn die Angabe des Amſterdamer Handelsblads, daß die Geſammtzahl der ausgewanderten Boeren nördlich und ſüdlich vom Vaalfluß gegen 70,000 beträgt, richtig iſt. Auch der Unabhängigkeitsvertrag nimmt 25,000 an, wo jedoch die Griquas und Baſjutos eingerechnet ſcheinen.

der Capcolonie ſelbſt ſahen alle, welche zur engliſchen Partei gehörten, die Räumung der Orange River Sovereignty durchaus ungern, und man appellirte von verſchiedenen Seiten ſehr dringend an die Regierung den gefaßten Beſchluß zurückzunehmen. Delegirte wurden zu dem Ende, wie wir ſchon bemerkt haben, nach London geſchickt. Dort merkten indeß die klugen Zeitungsblätter bald, daß die Regierung ſehr wichtige Gründe haben müſſe, und die Times enthielt einen umſtändlichen, aber ſehr nichtsſagenden Artikel, der ſich in allgemeinen Redensarten ergoß; die Shipping and Mercantile Gazette ſprach ein langes und ein breites über die Nothwendigkeit die errungenen Stellungen zu behaupten, und das von der Regierung den ſchwarzen Bevölkerungen gegebene Worte nicht Lügen zu ſtrafen, bemerkte aber doch: „wir fürchten, daß wenig Ausſicht vorhanden iſt, die Regierung von ihrem Entſchluß abzubringen. Die Tendenz ſich auszudehnen und ihre Colonialerwerbungen feſtzuhalten, war bisher ebenſo der Zweck als das Mittel zum Fortſchritt Englands. Die Annahme eines neuen diametral entgegengeſetzten Verfahrens muß ſehr gewichtige Gründe haben.“ Auch das Amſterdamſche Handelsblatt (vom 16 Junius) meint, „eine ſolche Handlung ſey einzig in der brittiſchen Geſchichte“, und fügt hinzu: „daß die Sache nichtsdeſtoweniger von Seite der engliſchen Regierung ernſtlich gemeint iſt, hat das Miniſterium dieſer Tage bewieſen, und zwar trotz einer Commiſſion, welche von den engliſch geſinnten Bewohnern der Souverainetät abgeſendet, ſich ſeit drei Monaten in London befindet, um die Freierklärung zu hindern.“

Der Vertrag wurde am 23 Februar d. J. abgeſchloſſen, die Bewohner der ehemaligen Orange River Sovereignty der Unterthanenſchaft von der brittiſchen Krone entbunden, dieſelben als ein freies unabhängiges Volk anerkannt, und die von ihnen aufzuſtellende Regierung ſoll als eine „freie und unabhängige betrachtet und behandelt werden.“ Sehr bezeichnend ſind die Beſtimmungen, daß die neue Regierung ſich den nöthigen Vorrath von Munition in der Colonie nach Belieben kaufen kann, und daß die engliſche Regierung auf ihre Verträge mit den eingebornen Stämmen und Häuptlingen verzichtet. Dieſe Verträge waren bisher immer das großentheils abſichtlich hervorgeſuchte Mittel geweſen, mit den ausgewanderten Boeren beliebig Händel anzufangen, und die Wichtigkeit des Punkts über die Kriegsmunition erhellt daraus, daß einestheils die Engländer bemüht ſind, den Verkauf von Gewehren und Schießbedarf an die Einheimiſchen möglichſt zu beſchränken, andererſeits die ausgewanderten Boeren ſowohl ſüdwärts als nordwärts des Vaal bereits angefangen haben, den eingebornen Stämmen die in ihren Händen befindlichen Feuerwaffen wieder zu nehmen. Feuerwaffen im Beſitz dieſer Leute geben nur dem Stamme, der ſie hat, ein ungeheures Uebergewicht über die Nachbarſtämme, die keine beſitzen, und dieß führt zu rohen Vernichtungskriegen. Man handelt alſo von Seite der Weißen gar nicht bloß im Sinne einer eigennützigen Herrſchſucht, ſondern auch im Sinne der Humanität.

Zu Bloemfontein, einem Fort in der ehemaligen Orange-River-Sovereignty, wurden die Zuſammenkünfte mit Sir G. Clerk gehalten, und auch der Vertrag geſchloſſen. Eben daſelbſt fanden auch die Zuſammenkünfte der Abgeordneten der Bewohner des Gebiets ſtatt. Man eilte eine regelmäßige Regierung zu begründen. Am 10 April wurde die Conſtitution des neuen Staats unterzeichnet.[1] Eine Verordnung vom 15 April ſtellt feſt, daß das Holländiſche die officielle Sprache iſt, und daß alle an die Regierung und die Gerichtshöfe eingereichten nicht holländiſchen Schriften mit einer holländiſchen Ueberſetzung verſehen ſeyn müſſen. Das kränkt freilich die noch im Laude wohnenden Engländer, iſt indeß nicht zu ändern. Nachdem England durch unkluges und hartes Verfahren die Boeren aufs äußerſte getrieben, konnten ſie ſich nur mit der völligen Unabhängigkeit begnügen, und England mußte aus höhern Rückſichten der allgemeinen Sicherheit der Colonie dieſe völlige Unabhängigkeit zugeſtehen. Nur die unbeugſame Ausdauer der holländiſchen Boeren und ihre wirklich heldenmüthige Tapferkeit, die ſie inmitten der zum Theil aufs böswilligſte gegen ſie aufgehetzten ſchwarzen Stämme entfalteten, konnte ein ſolches Reſultat herbeiführen; aber auch nur ein ſo tüchtiges Volk kann den Engländern die Vortheile ſichern, welche ſie ſich von der Conceſſion verſprechen. Es wird, wie leicht zu erachten, unter dieſem Volke ſtets eine gewiſſe Eiferſucht gegen die engliſche Regierung vorwalten, aber wenn die Engländer mit aufrichtigem Sinne dem Unabhängigkeitsvertrag gemäß handeln, ſo iſt auch zu erwarten, daß beide Theile in beiderſeitigem, wohl erkanntem Intereſſe Hand in Hand gehen. In dem Vertrag iſt von den ausgewanderten Boeren jenſeits des Vaalfluſſes, der ſogenannten transvaalſchen Republik, gar nicht die Rede; der Trotz, mit dem dieſe jedem Verkehr und jeder Nachgiebigkeit gegen England ausgewichen waren, hatte etwas beleidigendes für England, und wohl darum iſt ihrer mit keiner Sylbe gedacht worden; nichts deſtoweniger iſt durch die Unabhängigkeit der Boeren ſüdwärts vom Vaalfluß die der Boeren nordwärts deſſelben von ſelbſt mit inbegriffen, und haben ſich nur erſt die Verhältniſſe der ſüdlichen formell anerkannten Republik feſtgeſtellt, ſo wird eine Verbindung mit der nördlichen von ſelbſt folgen, und dann ein unabhängiger weißer Staat im Innern daſtehen, der vom 29° S. B. bis weit in den Norden hinauf eine gebietende Stellnng unter den ſchwarzen Völkerſchaften einnimmt, in raſcher Volkszunahme begriffen iſt, aber doch an Zahl zu ſchwach iſt, um nicht die Nothwendigkeit zu fühlen, gegen die einheimiſchen Stämme mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu handeln.

[1] Dieſe und die folgenden Nachrichten ſind aus einem holländiſchen Blatt „de Indier“ vom 15 Julius entnommen, der dieſe Conſtitution vollſtändig enthält; wir führen namentlich daraus an, daß das römiſch-holländiſche Recht gilt, ſoweit nicht beſondere Verordnungen des Landes entgegenſtehen.

Eine Schilderung Varna's.

(Von C. J.)

Die günſtige Lage Varna's im Norden des Balkans, am Meere und an den Hauptcommunicationen nach dem Kriegsſchauplatz in Bulgarien zeigt ſich in ſtrategiſcher und adminiſtrativer Beziehung in dem Augenblick recht deutlich, wo die engliſch-franzöſiſche Armee im Begriff iſt den eigentlichen Kriegsſchauplatz zu betreten. Durch die Lage dieſes Platzes am Meere und jenſeits des Balkans wird der alliirten Armee einer der zeitraubendſten und ſchwierigſten Märſche, beſonders aber die noch immer keineswegs leichte Paſſage des Balkans erſpart. Um das Geſagte dem Leſer anſchaulicher zu machen, erwähnen wir, daß der Landweg von Gallipoli nach Varna alles in allem gerechnet mindeſtens 60 geographiſche Meilen beträgt. Die mannichfachen Schwierigkeiten in Erwägung gezogen, welche die Natur der Bodenverhältniſſe, Wege und Brücken, die Unterkunft und Verpflegung den Truppen entgegenſetzt, ſo dürfte ſelbſt die marſchgeübteſte Truppe mindeſtens 30 Tage nöthig haben um jenes Object zu Lande zu erreichen.

Um ſo mehr aber wird dem Leſer der ungemein wichtige Vortheil einleuchten, welcher den Alliirten aus der Berührung des Kriegsſchauplatzes mit dem Meere erwächst, wenn wir anführen, daß ein Dampfer jene Strecke von Gallipoli nach Varna in 27 Stunden, mit zwei oder drei Schleppſchiffen im Tau aber in 54 Stunden zurücklegt. Allerdings iſt hier in Anſchlag zu bringen, daß die Truppen nicht auf einmal und mit Einem Transport expedirt werden können; je nach den Transportmitteln aber, welche zur Verfügung ſtehen, iſt es keineswegs eine allzu ſchwierige Sache in 10 Tagen ein Corps von etwa 40,000 Mann Infanterie und Artillerie jene Strecke zurücklegen zu laſſen, wobei freilich eine entſprechende Anzahl Cavallerie und der Train nicht mitgerechnet ſind.

Wir verkennen nicht, daß einer Truppe die mit voller Ausrüſtung den Weg nach dem Kriegsſchauplatze zu Fuß zurückgelegt, daraus alle die wichtigen Vortheile erwachſen, über die ſchon Julius Cäſar in ſeinem „in pedibus robur“ ſich ausläßt. Indeſſen Umſtände verändern die Sache: dreißig Tagemärſche hier zu Lande, noch dazu mit der Paſſage über den Balkan, kommen, was die Abnutzung des Materials betrifft, mindeſtens der doppelten Anzahl Märſche gleich, welche etwa dieſelbe Truppe auf einem Kriegstheater des Abendlandes zurückzulegen hätte, ein Umſtand der bei der Schwierigkeit des Erſatzmaterials, womit die Verbündeten bei der großen Entfernung von ihren Hülfsquellen zu kämpfen haben, alle Berückſichtigung verdient.

Noch wichtiger aber iſt es für die verbündeten Armeen, daß alles und jedes nach dem Kriegsſchauplatz beſtimmte Material auf dem Seeweg herangefahren und in Varna ausgeladen werden kann, deſſen geographiſche Lage und Befeſtigung es zum natürlichen Magazinsplatz für eine im öſtlichen Bulgarien operirende Armee machen. In Wahrheit bildet denn auch im Augenblick Varna das Eingangsthor für alle engliſch-franzöſiſchen Truppen und für ein ſehr bedeutendes Armee-Material, deſſen Menge und Beſtand zur Genüge anzeigen, daß die Alliirten ſich auf einen längeren Feldzug rüſten.

Es iſt unſere Abſicht hier Varna als Feſtung etwas näher zu betrachten, und müſſen wir von vornherein erwähnen, daß deren Werke, mit Ausnahme der am Meere und der Devna gelegenen öſtlichen und ſüdlichen Front, was Lage und Conſtruction betrifft faſt gar keine Aehnlichkeit mehr haben mit denen, welche Herr von Moltke hier vorfand und beſchrieb, was wir nachfolgend im Zuſammenhang unſerer Schilderung darlegen werden.

Was das Terrain um Varna betrifft, ſo iſt hierüber bereits im allgemeinen das Weſentlichſte geſagt worden, und wir werden das was zum beſſern Verſtändniß etwa noch nothwendig iſt, im Zuſammenhang und da bringen, wo von der Wechſelbeziehung zwiſchen den Werken und dem Terrain die Rede ſeyn wird. Wenn wir uns im nachfolgenden öfters auf von Moltke's viel verbreiteten Plan [1] beziehen, ſo geſchieht das um dem Leſer deutlicher zu werden, indem derſelbe eine allgemeine Ueberſicht des umliegenden Terrains und der Lage der Stadt ſelbſt gibt.

Die Umfaſſung der Feſtung oder die Umwallung beträgt dermalen nahe an 7000 Schritt, und iſt noch heute die weſtliche Seite des inneren Raumes vom alten Wall an unbebaut und würde jedem intelligenten Feſtungs-Commandanten eine ſehr willkommene Gelegenheit bieten, den trefflichen Boden zur Gewinnung von Brodfrucht u. ſ. w. zu benutzen, indem bei der Größe dieſes Raumes ſein Ertrag die Magazine auf mehrere Monate füllen würde. Die Stadt zählt heute noch einige 20,000 Einwohner, und trotzdem das ruſſiſche Bombardement ſie 1828 zum größten Theil in Trümmer legte, ſo iſt doch ihre Bauweiſe dieſelbe geblieben, indem elende aus dem leichteſten Holz gebaute Häuſer, die wie Zunder Feuer fangen, und ein Labyrinth von engen Gaſſen ihr Inneres bilden. An den nothwendigſten bombenfeſten Räumen fehlt es gänzlich, indem nur zu beiden Seiten der durch den Hauptwall geführten Thor-Poternen kleine Räume überwölbt ſind, die ſich höchſtens zu kleineren Pulvermagazinen eignen. Nicht einmal die Hauptmagazine und das große maſſiv aufgebaute Hoſpital ſind bombenfeſt, und da die zahlreichen engen Gaſſen meiſtens mit 10—15 Fuß hohen Mauern eingefaßt ſind, die kaum 2 Fuß ſtark und auf die oberflächlichſte Weiſe mit einer Miſchung von Straßenſchmutz und Kalk zuſammengefügt ſind, ſo iſt leicht zu ermeſſen, welche ungeheure Verwüſtung ein feindliches Bombardement in der Stadt anrichten muß. Da der Hauptwall auf der inneren Seite mit einer Kalkſteinmauer verkleidet iſt, ſo kann die türkiſche Beſatzung nicht einmal zu dem gebräuchlichen Aushülfsmittel — ſich durch Eingrabungen und Eindeckungen bombenfeſte Räume zu ſchaffen — greifen. Durch frühere Erfahrungen gewitzigt, hat man an der Nordfront, zwiſchen dem Wall und der Stadt, einen an 5—600 Schritt breiten Raum unbebauten Raum gelaſſen. Dagegen treten an den der Waſſerſeite zugekehrten Fronten die Häuſer ſo nahe an die Umfaſſung heran, daß zwiſchen beiden eine nur ſechs Schritt breite Gaſſe hinläuft. Sollte bei einem feindlichen Bombardement an dieſen Seiten Feuer auskommen, ſo bleibt dem Vertheidiger nichts übrig, als die betreffenden Werke zu verlaſſen.

Dieſer Mangel an bombenfeſten Räumen iſt denn auch die Veranlaſſung, daß man die zahlreichen Magazine des Platzes längs und dicht der ſüdlichen Umfaſſungsmauer angelegt hat. Doch ſind dieſelben mit geringer Ausnahme keineswegs feuerfeſt und ebenſo

[1] Zu deſſen Werk: „der ruſſiſch-türkiſche Krieg in der europäiſchen Türkei 1828 und 1829“ gehörig.

wenig iſt die Stadt von der Waſſerſeite anders vor einem Bombardement geſchützt als durch die Batterien der Werke. Wir erwähnen dieſes Umſtandes um ſo mehr, als v. Moltke in dem genannten Werke ſagt: „die flache Bucht v. Varna habe während der Belagerung 1828 der ruſſiſchen Flotte unter Admiral Greigh nicht geſtattet näher als auf eine Diſtanz von 2000 Schritt an die Werke heranzufahren, aus welchem Grunde das Bombardement von der Seeſeite her ſich ziemlich unwirkſam erwieſen habe.“ Es muß das Geſagte auf einem Irrthum beruhen, denn der Anblick der engliſchen Linienſchiffe „London“ und „Bellerophon“, welche in der allerwirkſamſten Kernſchußweite der ſüdöſtlichen Front gegenüber vor Anker liegen, beweiſt daß ein Bombardement von der Hafenſeite vollkommen möglich iſt, wie denn auch die neue Anlage mehrfacher Batterien zu beiden Seiten der Bucht, die wir ſpäter erwähnen werden, dafür ſpricht, daß die Türken recht wohl erkannt haben, daß hier mehr zur Vertheidigung geſchehen müſſe, als es vordem der Fall war.

Mit Trinkwaſſer iſt die Stadt durch eine über Islam Oglu Tabiaſſi führende Waſſerleitung, ſowie durch Brunnen im Inneren für den gewöhnlichen Bedarf verſehen. Indeß herrſcht im Augenblick, wo die zahlreichen Lager der Alliirten die Stadt umgeben, bereits halber Mangel in der Stadt, und wenn bei einer Belagerung jene Waſſerleitung abgeſchnitten würde, ſo ſähen ſich die Bewohner und die Garniſon auf das ſüße Waſſer des Derna-Sees und Fluſſes angewieſen.

Die Haupt-Enceinte des Platzes bildet der Form nach ein unregelmäßiges Fünfeck. Um einen Anhaltspunkt zu haben, bitten wir den Leſer den Punkt T auf Moltke's Plan ins Auge zu faſſen, wo 1828 ein Thurm nebſt einer kleinen Baſtion ſich befand. Es iſt dieß der am weiteſten nach Oſten ins Meer hervortretende Punkt der Feſtung, an deſſen Stelle ſich dermalen eine an 140 Schritt breite Batterie in zwei aufgemauerten Etagen befindet, welche 17 meiſt 54pfündige eiſerne Kanonen zählt, die über Bank feuern. Zwiſchen dieſer Batterie, Jeni Kule Tabiaſſi (neue Thurm-Batterie oder Baſtion) genannt, und dem Punkt, wo v. Moltke das Baſtion Nr. 4 angibt, alſo da wo die nordöſtliche und nördliche Front zuſammenſtoßen und wo heute eine baſtionirte Redoute, Nuśret Tabiaſſi (ſiegende Batterie), ſich befindet, iſt die Front gelegen, auf die 1828 die Ruſſen ihren Angriff richteten, und welche durch die ruſſiſchen Minen faſt gänzlich zerſtört wurde, weßhalb dieſelbe neu aufgebaut worden iſt. Die auf Moltke's Plan angegebenen Baſtionen exiſtiren heute nicht mehr, vielmehr beſteht die Umfaſſung in einem einfachen Hauptwall mit Graben, der zwiſchen den vorgenannten Baſtionen eine Länge von 800 Schritt hat. Ungefähr in der Mitte dieſer Linie befindet ſich ein Wehr, durch das ein kleiner Bach dem Meere zufließt. Zu beiden Seiten dieſes Baches iſt der Hauptwall durch eine einfache crenelirte Mauer erſetzt, die einen nach der Stadt zu ſcharf einſpringenden Winkel bildet, an deſſen Schenkeln man unweit des Scheitelpunktes drei Geſchütze aufgeſtellt hat, welche die gebrochenen Wall-Linien der Länge nach beſtreichen. Weßhalb man hier den Hauptwall durch eine mehrere 100 Schritt lange nur 5 Fuß dicke Mauer unterbrochen hat, iſt nur und allein durch die Abneigung der Türken vor aller Arbeit zu erklären, indem ſie andern Falles jenes Baches halber einige Waſſerbauten hätten vornehmen müſſen. Wir werden ſpäter nachweiſen, daß die hier in Rede ſtehende Front die ſchwächſte der ganzen Feſtung iſt.

Die Nordfront der Feſtung dehnt ſich in einer Länge von ungefähr 1900 Schritt von Nuśret Tabiaſſi bis zum Baſtion Jildis Tabiaſſi (Stern-Batterie) aus, welches letztere an der Stelle gelegen, wo auf Moltke's Plan das Baſtion 7 angegeben iſt. Zwiſchen den genannten größeren Flügelwerken liegen, von Oſten nach Weſten gerechnet, die kleineren Baſtione Cheirie- und Fehtie Tabiaſſi (die geſegnete und ſiegreiche Batterie), und zwar mit Abſtänden von 4—500 Schritt unter ſich.

Die Weſtfronte läuft von Jildis Tabiaſſi in ziemlich gerader Richtung nach Süden bis zu dem am linken Ufer der Derna gelegenen Baſtion Kadir Baba (Frauen-Vater), und zwar in einer Länge von 1700 Schritt mit den Zwiſchenbaſtions Kabrie und Mahmudie. Mit Ausnahme der beiden Flügelwerke dieſer Front, welche gänzlich neueren Urſprungs ſind, hat ſich hier in der Hauptumwallung nichts geändert; indeß ſtimmt weder die hier angegebene Länge der letzteren, noch die Anzahl der Baſtionen, noch die Situation der Enceinte mit dem vorerwähnten Plan überein. So macht nämlich die letztere bei der Kabrie, welche genau 500 Schritt ſüdlich von Jildis Tabiaſſi gelegen iſt, einen ſehr merkbaren einſpringenden Winkel, während die Baſtion Mahmudie, 500 Schritt ſüdlich von der letzteren gelegen, einen ausſpringenden Winkel macht, und ſtatt der Baſtionen 7, 8 und 9 auf dem Plane von M., liegen hier die angegebenen 4 Baſtionen.

Von der Baſtion Kadir Baba an bis zu der von Jömbrück Tabiaſſi (Mauth-Batterie) zieht ſich in einer Länge von 1600 Schritt die Südfront der Feſtung hin. Dieſelbe beſteht in einer mehrfach gebrochenen, und ein- und ausſpringende Winkel bildenden einfachen crenelirten Mauer ohne Graben, in der da wo auf M.'s Plan die Baſtion 10 angegeben iſt, die kleine einen Halbkreis bildende Baſtion Tſchair Tabiaſſi (Wieſen-Batterie) ſich befindet.

Das ganze Terrain, auf dem Varna gelegen iſt, fällt nach der Derna und dem Meer hin ab, und zwar im Süden von Kadir Baba bis Tſchair Tabiaſſi mit einer ziemlich ſteilen Böſchung, während die andere Strecke der Südfront bis Jömbrück Tabiaſſi im Niveau der Derna gelegen iſt. Bei Kadir Baba noch 180 Schritt von der Derna abgelegen tritt die auf der Höhe fortlaufende Umfaſſungsmauer nach und nach näher an die Derna heran, und läßt endlich zwiſchen ſich und dem Fluſſe nur ſo viel Raum, daß hier ein Fahrweg hinzieht (Schumlaer Weg).

Von der Südfront ungefähr 500 Schritt aufwärts von der Derna-Mündung führt eine alte, ſehr baufällige ſteinerne Brücke über den Fluß, und unmittelbar davor iſt der Brückenkopf gelegen. Letzterer, ein Sechseit bildend, iſt allerdings ſehr eng und würde neben den Geſchützen kaum mehr als 300 Mann Infanterie aufnehmen können; indeſſen genügt er vollkommen um den zwiſchen der Bucht und den Derna-Sümpfen, welche hier nach der Feſtung zu ein kaum 100 Schritt breites Defilé bilden, hinführenden Weg zu vertheidigen. Der acht Fuß hohe Wall des Brückenkopfs hat 16 Fuß Breite und iſt im Innern mit Flechtwerk bekleidet, ſonſt aber mit Raſen revetirt, der Graben iſt 12 Fuß tief und 24 Fuß breit, übrigens aber trocken, ſo leicht es auch wäre, denſelben aus der Derna zu ſpeiſen. Escarpe und Contreescarpe ſind aus weißem Kalkſtein aufgemauert und faſt ſenkrecht. Die im Brückenkopf aufgeſtellten 11 Geſchütze vom ſchwerſten Kaliber feuern durch Scharten, welche mit Schanzkörben ausgeſetzt ſind und ſtehen auf ſteinernen Bettungen.

Von Jömbrück Tabiaſſi bis Jeni Kule Tabiaſſi zieht ſich in einer Länge von 780 Schritt die ſüdöſtliche Front der Feſtung hin. Die Enceinte bildet die ſich fortſetzende einfache crenelirte Mauer, die, da das Terrain hier wieder etwas anſteigt und mit ſteilem Fels zum Meer abſtürzt, 30—40 Fuß über deſſen Spiegel gelegen iſt. Während an der Derna-Mündung noch ein 80 Schritt breiter

Landungsplatz bleibt, an welchem die Landungsbrücken gelegen sind, verengert sich derselbe zuletzt so sehr, daß nur noch ein schmaler Fußpfad längs der Mauer hinführt. Da wo diese einen gegen das Meer ausspringenden Bogen bildende Front am weitesten in dasselbe hinausreicht, ist die kleine Bastion Ewlar Burnu Tabiasi (Häuser-Cav-Batterie) gelegen.

Die Haupt-Enceinte, den Steigungen und Senkungen des Terrains folgend, besteht aus einem Erdwalle und 11 Bastionen. Das Commandement desselben ist so gering, daß man von dem vorgelegenen Terrain aus die obere Wallbrustwehr nur bis zur Sohle der Schießscharten sieht. Da man indeß das Vorterrain, so weit dieß dessen Configuration gestattete, eingeebnet hat, und dasselbe innerhalb der Kernschußweite vom Feuer der Werke ziemlich kräftig bestrichen werden kann, so scheint uns jenes geringe Commandement um so zweckentsprechender zu seyn, als dem Feuer des Belagerers sich nur ein sehr geringes Ziel zeigt, ohne daß die Feuerwirkung des Vertheidigers dadurch beeinträchtigt würde. Die obere Stärke des Walles beträgt durchschnittlich 18—20 Fuß, seine Höhe aber wechselt je nach dem Terrain zwischen 14 und 20 Fuß. Die innere Böschung des Walles ist mit einer ziemlich senkrecht stehenden Kalksteinmauer von gut 3 Fuß Stärke revetirt, deren oberes Ende einen ringsum laufenden, also sehr schmalen Wallgang bildet, der nur zur Infanterie-Vertheidigung geeignet. Die innere Höhe der eigentlichen Brustwehr hat die eigentliche Anschlagshöhe und ist mit vier Lagen gut gearbeiteter Faschinen, die äußere Böschung derselben bis zur Escarpenmauer mit Rasen bekleidet. Der Graben hat eine zwischen 24 und 30 Fuß wechselnde Breite und eine wechselnde Tiefe von 16—24 Fuß, Escarpe und Contrescarpe sind mit Kalkstein fast senkrecht aufgemauert, im übrigen ist derselbe trocken und ohne alle andere Vertheidigung als die sehr spärlich auf den Flanken der Bastione placirten einzelnen Geschütze. Es ist das um so unbegreiflicher, als die Türken bekanntlich sehr viel auf eine hartnäckige Grabenvertheidigung halten, und während der Belagerung 1828 sich darin wahrhaft auszeichneten. In der Regel schaffen sie sich ihre Logements im Graben erst, wenn der Belagerer im Begriff ist, sich auf dem Glacis festzusetzen und mit der Descente vorzugehen, was ihnen die zahlreichen durch den Hauptwall in Graben gehenden Thore (Kapu) sehr erleichtern. Es ist bereits bemerkt worden, daß der Theil der Festung von der Bastion Kadir Baba Tab. bis Jeni Kule Tab. nur eine einfache sogenannte Kehlmauer ohne Graben hat.

Auf den zwischen den einzelnen Bastionen befindlichen oft 5—600, ja sogar 700 Schritt langen Courtinen muß wegen des schmalen Wallganges von 3 Fuß Breite auf jede Placirung von Geschütz verzichtet werden, da dieselben ausschließlich zur Infanterie-Vertheidigung eingerichtet sind, und selbst dieser nicht gestatten an den hier oder da bedrohten Punkten eine zweigliedrige Stellung einzunehmen. Diese geringe Dimension des Wallganges, der also nichts anderes ist als ein hochgelegenes Banket für Infanterie, hat noch den großen Uebelstand, daß jeder Verwundete rückwärts von diesem 10—16 Fuß über dem Horizont gelegenen Banket hinabstürzen wird, was um so wahrscheinlicher als die meisten Wunden Kopfwunden seyn werden. Da übrigens ungeachtet der Länge der Courtinen nie mehr als Ein Aufgang zum Walle zwischen zwei Bastionen statt hat, so gehörte auch das Fortschaffen der Verwundeten hinter den Vertheidigern weg fast zu den Unmöglichkeiten. So wirksam auch das Feuer der Nord- und Westfront von Varna in einer gewissen Entfernung von dem Hauptwalle sich zeigen dürfte, so wird es dennoch in dem Maaße abnehmen als der Angreifende mit seinen Arbeiten dem Graben nahe kommt, und damit also das Umgekehrte von dem eintreten, was man von jeder wohlconstruirten Festung und richtig geleiteten Vertheidigung fordert, nämlich: daß die Artilleriewirkung des Belagerten in den letzten entscheidungsvollen Momenten der Belagerung sich steigert. Der Grund liegt zum Theil in den sehr engen Bastionen, die nicht genug Geschütze dem Angriff entgegensetzen können und in dem erwähnten Umstande, daß auf oder hinter den Courtinen kein Geschütz aufgestellt werden kann, weßhalb man wahrscheinlich bei einer etwaigen Belagerung das Versäumte und zwar nach Verstreichung der Momente nachholen wird, wo es galt ein wohlgezieltes und starkes Feuer gegen die feindlichen Batteriebauten und Sappenteten zu richten.

Die größten und unstreitig stärksten Werke der Festung sind die drei Eck- und Flügelpunkte Nusret-, Jildis- und Kadir Baba Tab., sowie in beschränkterem Sinne Jeni Kule Tab. Die drei ersteren vertreten in ihrer dermaligen Construction die Stelle selbstständiger kleiner Forts, die durch den Hauptgraben von der Hauptenceinte geschieden und in sich vollständig geschlossen sind. Ringsum von einem mit dem Hauptgraben in Verbindung stehenden und diesem in allen Stücken gleichen Graben umschlossen, sind sie nur in der Form ihrer Bauart unter sich verschieden; dieselben stehen durch Thorpoternen mit der Festung in Verbindung.

Nusret Tab. bildet eigentlich eine sechsseitige bastionirte Redoute mit 6 kleinen Bastions an den Ecken, die mit 24 Geschützen, hier wie überall in den Werken der Festung vom allerschwersten Kaliber[1] versehen sind, und ebenso wie in allen übrigen Bastionen durch Scharten feuern, welche mit Schanzkörben ausgesetzt sind. Das Bastion bestreicht mit seinem Feuer sowohl das Terrain vor der Nord- wie vor der nordöstlichen Front, und hat im Inneren eine Länge und Breite von 160 Schritt.

Jildis Tab. ist der Form nach ein Sternwerk von 8 Saillants mit 32 Geschützen, welche die Nord- und Westfront bestreichen. Die Längen und Breitendimensionen im Inneren betragen über 200 Schritt. Unmittelbar hinter diesem Sternwerk, da wo auf M.'s Plan die Bastion 7 verzeichnet steht, befindet sich gegenwärtig ein über das vorgenannte Sternwerk und den Hauptwall erhöhter Cavalier mit zwei Epaulements, der mit 10 über Bank feuernden Geschützen versehen ist, wovon 5 zur Bestreichung der Nord- und 5 zur Bestreichung der Westfront dienen. Die letztgenannte Anlage hat zum Zweck: die hinter Jildis Tab. zusammenstoßenden Courtinen gegen das Enfiliren vom Vorterrain aus zu schützen, was namentlich in Bezug auf die Westfront von dem Punkte aus geschehen kann, der auf M. Plan mit h bezeichnet ist und wo die Türken 1828 eine gewöhnliche Feldschanze angelegt hatten, an deren Stelle sich jetzt die Redoute Islam Oglu Tab. (Islam-Sohn-Batterie) befindet.

Kadir Baba Tab. bildet ein Kronwerk, dessen an 180 Schritt lange Flanken in der Mitte gebrochen sind und hierdurch das Placement mehrerer zur Seitenbestreichung dienenden Geschütze gestatten, die dem Devno-See zugekehrte Frontseite dagegen bildet eine ganze und zwei halbe Bastionen, wovon die erstere für 6 die beiden anderen für 5 Geschütze eingerichtet sind. Das Kronwerk zählt im Ganzen 24 Geschütze, deren Feuer die West- und Südfront, sowie das vor dem Brückenkopf gelegene Terrain bestreicht. Seine größte Länge im Inneren beträgt 180 Schritt und ebenso viel die Breite.

---

[1] Die Festung hat mit Ausnahme des Feldgeschützes nur drei verschiedene Arten von Vollkugel-Kalibern, nämlich von 16, 18 und 22 Okas (eine Oka = gut 2½ Pfd. gewöhnliches Gewicht).

Jeni Kule Tab. zählt 17 Geſchütze in zwei Etagen und iſt, da nur 2 derſelben zur Beſtreichung der nordöſtlichen Front verwendet werden können, mehr zur Beherrſchung des Meers beſtimmt. Die niedrigſte Etage liegt ungefähr 50 Fuß über dem Waſſerſpiegel. Die Etagen ſelbſt ſind indeß ſo enge und dem feindlichen Wurffeuer von der See her ſo ausgeſetzt, daß hier jede einſchlagende Bombe eine ungeheure Verheerung anrichten muß. Die Batterie der unteren Etage feuert über Bank, die der oberen durch Scharten.

Was die zwiſchen den Hauptwerken gelegenen Baſtionen betrifft, deren Namen wir hiervor aufzählten, ſo ſind dieſelben ſämmtlich ſehr eng, kaum 80 Schritt in der Kehle lang und höchſtens 50—70 Schritt breit. Die Facen gewähren durchſchnittlich für 3—5 Geſchütze, die Flanken aber nur für 1 Geſchütz Platz. Die beiden an der Südfront gelegenen Baſtionen bilden einen Halbkreis, ſämmtliche Baſtionen aber ſind in der Kehlſeite durch Vertheidigungsmauern geſchloſſen.

Die Feſtung an und für ſich iſt im Ganzen mit 178 Kanonen armirt, doch befinden ſich in jeder Baſtion noch ein oder zwei Mörſer, welche Zahl auf der angegriffenen Front freilich vermehrt werden kann, indeß würde der Raum der Baſtione kaum geſtatten, während einer Belagerung noch hie und da eine Scharte für Geſchütz einzuſchneiden.

Wie es der Feſtung während der Belagerung 1828 an einem bedeckten Weg und permanenten Außenwerken fehlte, ſo beſitzt ſie auch jetzt weder das eine noch das andere. Indeſſen hat man die 1828 gemachten Erfahrungen ſeitens der Türken denn doch einigermaaßen benutzt und auf allen denen Punkten, welche innerhalb Kanonenſchußweite das Terrain vor dem Hauptwall beherrſchen, paſſagere Werke angelegt, die zum Theil auf denſelben Stellen gelegen ſind, wo 1828 ſich die türkiſchen und die ruſſiſchen Schanzen befanden. Dieſelben beſtehen aus fünfſeitigen Redouten, deren ſechste oder Kehlſeite mit Palliſaden geſchloſſen iſt. Die Bruſtwehr dieſer Werke hat ein ſehr bedeutendes Profil, doch um ſo unbedeutender iſt das der Gräben. Die im Inneren der meiſten Werke befindlichen Blockhäuſer ſind ſo klein, daß ſie nur zu Pulvermagazinen dienen, und wenn auch zur Vertheidigung für Infanterie eingerichtet, doch kaum 30—40 Mann faſſen können, wie denn die meiſten dieſer Außenſchanzen nicht mehr als einige hundert Mann aufzunehmen fähig ſind.

Die wichtigſten Außenwerke ſind: Devno- und Macſudie-Tab. mit zuſammen 8 Geſchützen, welche ungefähr an der Stelle gelegen ſind, wo auf M. Plan die Schanze Nr. 1 angegeben iſt. Beide liegen dicht übereinander und dienen zur Beſtreichung des Devno-Sees und einer unmittelbar vorgelegenen thalartigen Terrainvertiefung, wie ſie denn auch das allmählich von da an nach der Feſtung ſich abſenkende Terrain beherrſchen. Die Entfernung dieſer Werke vom Hauptwall beträgt 1500 Schritt.

Die Redoute Islam Oglu Tab. liegt in der verlängerten Courtinen-Linie der Weſtfront, 16—1800 Schritt von Illdis Tab. entfernt und zwar auf einer kleinen Erhöhung des Terrains; dieſelbe iſt mit 7 Geſchützen armirt.

Die nach dem regierenden Sultan benannte Redoute Medſchidie liegt an 1000 Schritt nördlich von Nuſret Tab. ungefähr da, wo auf M. Plan das Werk Nr. 8 verzeichnet ſteht. Hier müſſen wir bemerken, daß die Terrainzeichnung auf dem genannten Plan nicht mit der Wirklichkeit übereinſtimmt. Es zieht ſich nämlich von dem ſteil abſtürzenden Südrand des bulgariſchen Plateau's eine recht ſichtbare Terrainerhebung in ſüdöſtlicher Richtung und zwar auf eine Diſtance von 5—600 Schritt vor der Medſchidie bis in die Nähe des Meeres hin. Wir erwähnen dieſelbe, weil ſie auf die Entfernung von 1600 Schritt von der Feſtung dem Belagerer eine gedeckte Aufſtellung, ſowie auf 600 Schritt ein ebenſo gedecktes Herangehen an die Medſchidie geſtattet, die von dieſem kleinen Höhenzug vollkommen dominirt wird und deßhalb nur wenig Widerſtandskraft beſitzt. Iſt letztere aber genommen, ſo kann bei dem weſentlich überhöhenden Terrain auf dem ſie gelegen iſt, das feindliche Feuer von da aus der Feſtung ſehr läſtig werden. Hier mußte deßhalb um ſo mehr ein permanentes und ſehr widerſtandsfähiges Außenwerk angelegt werden, als namentlich, wie bereits erwähnt, die nordöſtliche Front der Feſtung die ſchwächſte Seite derſelben iſt. Dazu kommt noch, daß das am Meere und zwar in der Verlängerung der Courtine der Nordfront gelegene Außenwerk Adſcher Oglu Tab. — eigentlich nur eine für 10 Geſchütze eingerichtete Strandbatterie, mit der es dieſelbe Bewandtniß hat wie mit der Batterie von Jeni Kule Tab. — nur ſo lange haltbar iſt als die Medſchidie ſich behauptet, von letzterer aus aber im Rücken genommen werden kann; die Medſchidie iſt mit 9 Geſchützen armirt.

Wir haben hier noch der Anſtalten zu erwähnen, welche von den Türken zur Vertheidigung der Bucht, alſo des Hafens von Varna, getroffen worden ſind und welche genugſam bekunden, daß die Feſtung von der Seeſeite her allerdings durch eine feindliche Flotte gefährdet werden kann, ſo lange nicht eine hinlänglich ſtarke Flotte, wie das im Augenblick der Fall iſt, dieſelbe deckt.

Zur Vertheidigung nach der Meeresſeite dienen die 10 Geſchütze der Adſcher Oglu Tab.; ferner eine mit 8 Geſchützen armirte Strandbatterie, welche zwiſchen der vorigen und Jeni Kule Tab. gelegen iſt; ferner die Geſchütze der drei Baſtionen Jeni Kule Tab., Ewlar Burnu Tab., Jömbrück Tab. und der der Waſſerſeite zugekehrten Flanke des Brückenkopfs, deren Zahl, inſofern ſie unmittelbar das Meer und die Bucht beſtreichen, man auf 26 veranſchlagen kann. Dazu kommt noch, daß man in neuerer Zeit einige Werke auf dem Kamm des Höhenzuges der Landzunge Galata Burnu errichtet hat. Dieſelben beſtehen in zwei terraſſenförmig übereinander gelegenen Redouten mit kleinen Blockhäuſern, mit zuſammen 18 Geſchützen, während am weſtlichen Fuße des genannten Caps eine Strandbatterie von 8 Geſchützen liegt.

Im Ganzen wird ſomit die Waſſerſcheide von Varna durch 70 Geſchütze vom ſchwerſten Kaliber vertheidigt, die insbeſondere den Eingang der Bucht mit einem ſehr reſpectablen Kreuzfeuer beherrſchen. Die Feſtung aber incluſ. der detachirten Werke und Strandbatterien iſt im Ganzen mit 246 Geſchützen armirt.

Wie ſehr man ſich indeß ſeitens der Türken auch bemüht hat bei Anlage der Werke manche Erfahrung aus der Vergangenheit zu Rathe zu ziehen, ſo hat man doch da, wo ſich während der Belagerung 1828 die meiſte Gelegenheit darbot Erfahrungen zu machen, dieſe in Bezug auf den Neubau der zerſtörten Werke der Nordoſtfront nicht nur nicht angewendet, ſondern dieſelbe iſt in ihrer dermaligen Conſtruction noch ſchwächer als ſie 1828 war.

Von dieſer 800 Schritt langen Front, wie ſie heute iſt, können im Ganzen nur 6 Geſchütze das zwiſchen ihr und dem Meere gelegene Terrain unter Feuer ſetzen, und da, wo nach M. Plan vordem die Baſtione Nr. 2 und 3 lagen, befindet ſich dermalen eine 200 Schritt lange crenelirte Mauer ohne Graben, deren unterer Theil 5, der Theil über dem Banket aber nur 2 Fuß ſtark iſt; dieſelbe führt über eine breite, tief eingeſchnittene Schlucht, welche bereits in der Stadt ihren Anfang nimmt, das Bett eines unbedeutenden Baches enthält und in rein öſtlicher Richtung bis

zum Meere reicht. Die Terrainzeichnung auf M. Plan ſtimmt deßhalb hier mit der Wirklichkeit nicht überein.

Wie die Feſtung von dieſer Seite aus einem Gegner widerſtehen kann, der Herr des Meeres — und darauf mußte denn doch bei Anlage der Werke Rückſicht genommen werden — iſt ſchwer zu begreifen, denn die genannte einfache Mauer würde dem Feuer der ſchweren Artillerie einer Flotte nicht lange widerſtehen und ihre eigenen Vertheidiger bald bedrohen.

Es iſt daher ſchwer begreiflich, warum man nicht die Nordfront bis zum Meere verlängert und die ſehr günſtige Oertlichkeit benutzt hat, die Werke bis an den ſteilen Abfall des Meeresufers heranzulegen, wodurch die ſüdöſtliche Front längs des Meeresufers verlängert, und mit der verlängerten Nordfront da zum Anſchluß gekommen wäre, wo ſich auf M. Plan ungefähr 700 Schritt nordöſtlich eine buſenartige Einbiegung an der Meeresküſte befindet, die unter dem Schutz des Feuers einer Flotte eine Landung in kleineren Fahrzeugen vollkommen geſtattet.

Wir wollen gerne einräumen, daß ſelbſt die unbedeutendſten und fehlerhaft angelegten Werke durch die heldenmüthige Weiſe, womit die Türken ſie zu vertheidigen wiſſen, vieles überſehen laſſen, für das ein Commandant von einer abendländiſchen Armee geradezu jede Verantwortlichkeit ablehnen würde; indeß iſt auch jene Vorausſetzung auf gewiſſe Bedingungen gegründet, die mindeſtens kein zu arges Mißverhältniß zwiſchen Widerſtands- und Angriffsfähigkeit und Kraft zulaſſen.

Varna wird, ſo lange die Flotte der Alliirten auf dem ſchwarzen Meere herrſcht, nicht belagert werden, fände indeß zwiſchen den beiden kriegführenden Mächten Rußland und der Türkei daſſelbe Verhältniß ſtatt wie in dem vorigen Krieg, ſo würden wir ſelbſt der bravſten Garniſon um ſo weniger eine allzu lange Vertheidigungsdauer zugeſtehen, als die Zerſtörungskraft der Artillerie heute eine viel größere iſt als ſie es im vorigen ruſſiſch-türkiſchen Krieg war.

Amerikaniſche Notizen.

Gold aus Californien wurde während der erſten drei Monate des Jahres in folgenden Beträgen verſendet:

Nach New-York für	9,574,343,98	Doll.
„ New-Orleans für	72,800,00	„
„ London für	886,474,54	„
„ Panama für	15,000,00	„
„ Schanghai für	2,500,00	„
„ Hongkong, Canton und Whampoa für	107,274,30	„
„ Calcutta für	787,50	„
„ Manilla für	20,000,60	„
Total	10,677,170,23	Doll.

•

Die ſtärkſte Einwanderung, welche bisher im Hafen von New-York ankam, war am 18 Mai 1854, wo nicht weniger als 12,471 Köpfe landeten. Die nächſtfolgenden beiden Tage wurden 8245 Perſonen ans Land geſetzt, ſo daß binnen drei Tagen nicht weniger als 20,716 europäiſche Einwanderer die Union in deren commercieller Hauptſtadt betraten. Dieſen auffallend großen Zudrang hat man den ſeither herrſchenden widrigen Winden beizumeſſen, wodurch die Schiffe auf ihrer Fahrt zurückgehalten wurden, bis günſtigere Luftſtrömung ſie auf einmal insgeſammt dem Weſten entgegentrieb. Ein ſolcher Andrang überfüllte umſomehr alle Locale, in denen Einwanderer Aufnahme finden, als die Zollhausbeamten nicht im Stande waren alle Schiffe mit einemmale zu beſichtigen, ſo daß natürlich Tauſende von ihrer raſchen Weiterreiſe ins Innere mehrere Tage abgehalten wurden. Glücklicherweiſe war das Wetter günſtig und die Ankommenden konnten ohne Nachtheil für ihre Geſundheit und Habe vielfach im Freien bleiben. Einige Piers, oder Landungsdocks, waren dicht angefüllt mit Einwanderern und ihrem Gepäck, während nicht wenige Schiffe mit allen Paſſagieren im Hudſonſtrome liegen bleiben mußten, da die zahlreichen Piers nicht ausreichten, um das Anlegen und Ausladen aller dieſer Emigrantenſchiffe zu geſtatten.

Ebenſo war der Andrang von Einwanderern an den Weiterbeförderungsanſtalten ins Innere unerhört ſtark. Die Hudſonfluß-Eiſenbahn, welche gegenwärtig am geſuchteſten von den Einwandernden iſt, weil ihre Beförderung für die beſte gilt, ſchaffte am 20 Mai nicht weniger als 3000 Perſonen mit dem Emigranten-Zuge weiter und nahm dazu alle ihre diſponiblen Wagen.

Der Geſundheitszuſtand unter den Einwandernden wird als durchweg gut angegeben, obſchon mehrere Schiffe lange Fahrten machten, indem ſie vom Eiſe feſtgehalten wurden. C. P.

•

Das Benehmen der Congreß-Mitglieder in Waſhington, wie ich es nur flüchtig bei einer Gelegenheit den Leſern dieſer Blätter andeutete,[1] iſt — wie man mir brieflich mittheilte — für übertreibende Satyre gehalten worden, während meinen eher ſchonenden als ſatyriſirenden Worten die größte Wahrheit zum Grunde lag. Leider mehren ſich die Scandale der Unionsrepräſentanten fortwährend, und es möge verſtattet ſeyn zur Unterſtützung meiner Aufſtellungen die Vorfälle zu erwähnen, welche bei Gelegenheit der großen Nebraska-Debatte abermals zum Vorſchein kamen.

Als ein Repräſentant, Namens Wendworth, mit voller Berechtigung bei einer Gelegenheit den Antrag ſtellte: zur Tagesordnung zu ſchreiten, erhob ſich Henry A. Edmundſon, ein Abgeordneter von Virginien, ſprang auf Wendworth zu und fuhr ihm mit ſeinem Stocke unter der Naſe herum, indem er ſchrie: „Du verdammter Schurke! Du verdammter hölliſcher Schurke!“ Als Wendworth ihn gelaſſen zur Ruhe verwies, tobte er immer fort und ſchloß endlich damit, ſeinem kalten Gegner einen „verdammten, kriechenden Schurken“ an den Hals zu werfen!

An demſelben Tage überfiel dieſer Edmundſon gleichfalls in der Sitzungshalle Abends 9 Uhr den Abgeordneten Sage von Troy an, ihn einen „verdammten Lügner“ ſchimpfend, um dann noch über Hrn. Campbell von Ohio herzufallen mit der Aufforderung, **derſelbe ſolle mit ihm boxen!** Der „ehrenwerthe“ Liebhaber des Fauſtkampfes konnte nur dadurch beſchwichtigt werden, daß der herbeigerufene „Sergeant at Arms“ **ihn arretirte!**

Und dieſer Edmundſon gehört, gleich dem ruſſenfreundlichen

---

[1] S. Nr. 14 und 15 des Jahrganges 1853 d. Bl. im Artikel „In Waſhington.“

Senator Douglas, zur Partei des Hauſes, die in der Majorität iſt!

Als Thatſache, welche ganz Waſhington kennt, kann ich anführen, daß einige der Repräſentanten täglich tödliche Waffen mit ſich in das Haus nehmen und man ſchrieb mir: es ſeyen dieß Mitglieder der Minorität, welche vor den brutalſten Angriffen der Gegner nicht ſicher wären!

Das ſind trockene Wahrheiten, welche ſelbſt angloamerikaniſche Blätter nicht verſchweigen. Wenn unter ſolchen Umſtänden meine wahrlich gemäßigten Schilderungen als Uebertreibungen und Satyren in civiliſirteren Ländern betrachtet werden, ſo liegt gewiß die Schuld nicht an einer Schwarzſeherei, oder gar an böſem Willen meinerſeits; vielmehr kann ich mich allen Ernſtes auf den alten römiſchen Schriftſteller-Ausſpruch ſtützen: „Difficile est, satyram non scribere!“ E. P.

*

Der Amerikanismus hat ſeine beſcheidenen Forderungen durch das Organ alles „Ismus“, die „New-York Tribüne“ neulich vernehmen laſſen und ſie lauten:

„Der Deutſche, oder der Irländer, der nach Amerika kommt, ſoll ganz und ausſchließlich Amerikaner ſeyn, alle Erinnerungen an ſein Vaterland aus ſeiner Bruſt ausraufen und ſich nicht mit ſeinen Stammesgenoſſen als ſolchen verbinden. Wenn ſie irgend einen Verein, oder eine Geſellſchaft, oder eine Milizcompagnie bilden, ſo ſoll das Band, das ſie zuſammenhält, kein deutſches oder iriſches, ſondern ein rein amerikaniſches ſeyn.“

Die gute Tribüne ſcheint keinen Begriff von der großen Verſchiedenheit zu haben, die zwiſchen Europäern und Amerikanern obwaltet; ja ihr geht offenbar ſogar die Fähigkeit ab zu erkennen, daß unter den verſchiedenen Bewohnern Nordmerika's höchſt auffallende Verſchiedenheiten ſtattfinden.

Faßt man ſpeciell ins Auge, was von der Tribüne ausdrücklich vom Deutſchen oder Irländer, welcher nach Amerika wandert, verlangt wird, ſo tritt demſelben mancherlei entgegen, woran genanntes Blatt nicht gedacht zu haben ſcheint. Es ſoll demnächſt alle Erinnerung an das Vaterland aus der Bruſt gerauft werden; als ob das menſchliche Innere gleich dem geduldigen Erdboden beſchaffen wäre, und ſich Erinnerungen gleich Rüben und Radieschen ausraufen ließen, ſo daß nur etwa die verminderte Fruchtbarkeit des Bodens durch einigen Dünger, reſpective durch Fäulniß, zu erſetzen übrig bliebe!

Geſetzt aber den Fall: es ließe ſich der Tribünenrath mit der Ausrauferei befolgen, ſo würden bei dem radicalen Verfahren mit Stumpf und Stiel naturgemäß auch alle Fähigkeiten und Fertigkeiten zugleich an die Luft geſetzt werden müſſen, die mit dem Aufwachſen auf europäiſchem Boden im engen Zuſammenhange ſtehen. Man würde dieſelben „amerikaniſcherſeits“ nicht — wie bisher — ausbeuten können, ſondern es müßte jeder „Ausgerauſte“ gleich einem neugebornen Kinde auf „amerikaniſche“ Koſten erſt völlig neu herangebildet werden. Da nun aber namentlich nach geiſtiger Richtung der amerikaniſche Boden beſtenfalls ſeither nur als ein weites Brachfeld anzuſehen war und es ohne europäiſchen Bildungszufluß noch zehnfach heilloſer ausſehen würde, als das ohnehin der Fall iſt, ſo würde durch die vorgeſchlagene „Ausrauferei“ nur ein offenbarer Nationalverluſt entſtehen können.

Vereine, Geſellſchaften, oder Milizcompagnien ſoll kein deutſches oder iriſches Band vereinigen, will die gute Tribüne haben, ſondern es ſoll dieß rein amerikaniſcher Natur ſeyn. Unterſuchen wir die Bänderſchaft ein wenig genauer.

Angenommen es bildete ſich in Zeiten der Noth und des Mangels ein Verein zur Speiſung der Hungernden, zur Unterbringung der Obdachloſen, zur Bekleidung der Bedürftigen, eben weil allgemeine Rückſichtsloſigkeit eingeriſſen iſt. Die Engliſchredenden wollen von nichts anderem als dem „amerikaniſchen“ help yourself hören und nur das Vertrauen auf deutſche Gemüther läßt allenfalls thatkräftiges Mitleid erwarten, wie das im letzten Winter der Fall war, wo aus milden Beiträgen der Deutſchen Tauſende geſpeiſt und erwärmt wurden, ohne Rückſicht auf nationale Abkunft. Soll in ſolchem Falle nicht das deutſch-humane Band zur Vereinigung genommen werden, wenn der amerikaniſche Strick ſich mitleids- und gefühllos zeigt?

Angenommen ferner, es bilden ſich Geſellſchaften, wie etwa die deutſchamerikaniſchen Geſangvereine, weil eben hauptſächlich die Deutſchen Anlage zur Muſik haben. Der amerikaniſche Boden zeigt ſich dafür nicht geeignet; die Stimmen der „Amerikaner“ krächzen und quacken; ihre Hauptſprache — das Engliſche — iſt für Muſik geeignet, wie etwa der Ton einer arbeitenden Säge; es erinnert deren Klang an ein paar Lederbeinkleider die eine Treppe herabfallen. Für das Gefühl, als die Hauptſache des Geſanges, fehlte den Angloamerikanern in ihrer Sprache das bezeichnende Wort, weil ihnen die Sache abgeht. Dennoch ſchlummert in ihnen die Anlage dazu und es fehlt nur an Heranbildung dafür; ſie haben Sinn für Geſang und Muſik, weßhalb Anregung höchſt wünſchenswerth erſcheint. Sollen nun die Deutſchen ihr nationales Pfund der Geſangfähigkeit zum Nachtheile der „Amerikaner“ vergraben? Sollen ſie auch nur krächzen und quacken, und dabei lediglich „amerikaniſche“ Fühlung (feeling) für Dollars und Cents an den Tag legen?

Die Milizcompagnien anlangend, ſo haben bisher gerade von Deutſchen gebildete ganz vortreffliche Dienſte geleiſtet, wenn irgend ein Riot (Aufruhr) unter den „Amerikanern“ ausbrach, die alle nur befehlen und möglichſt hohe Officiere ſeyn wollen, ſo daß man aus ihrer Zahl Armeen von Obriſten und Capitäns, aber ſchwer Compagnien von Gemeinen bilden kann. Im letzten Kriege mit Mexico waren es namentlich Deutſche, die am feſteſten Stand hielten, und wenn die gute Tribüne in der Geſchichte des amerikaniſchen Befreiungskrieges nur ein wenig nachleſen wollte, ſo würde ſie genug Heldenthaten von Deutſchen aufgezeichnet finden. Ich möchte ſie nur an die von dem Freunde Waſhingtons, dem tapfern Friedensrichter Hollenbach angeführten 350 Wyoming-Deutſchen erinnern, die ſich 12 Stunden lang gegen einen 2000 Mann ſtarken Feind angriffsweiſe ſchlugen und dabei faſt insgeſammt den Tod fanden. Dieſe Schlacht im Wyoming-Thale war eine der glänzendſten Waffenthaten des Befreiungskriegs der Nordamerikaner, und man ſpricht eben nicht davon weil es nur Deutſche waren die ihr Leben für die Freiheit des Landes hingaben. Sollen aber darum die Deutſchamerikaner ſich nicht fortwährend zu gleichem Zweck vorbereiten?

Nachdem ſich die Tribüne durch ihre Befürwortung der Klopfgeiſterei, ſowie des Maine-Liquor-Law ſchon genügende Blößen gegeben, bedurfte es in der That nicht dieſer neuen Entblößung. Sie ſollte ſich ein Beiſpiel an den amerikaniſchen Ladies nehmen, welche von ihren Toilettenkünſten nicht abſehen, ſobald ſie ſich öffentlich zeigen. Mit vollem Rechte las ein deutſches New-Yorker Blatt der „Tribüne“ den Leviten wie folgt:

„Die Tribüne“ hat eine eigenthümliche Idee von „Nationalität“, wenn ſie meint, daß dieſelbe in einer triſten Nivellirung aller Unterſchiede beſtehe. In der Mannichfaltigkeit liegt das Leben, und ein Nationalcharakter prägt ſich nicht dadurch aus, daß alle ein-

zelnen Individuen, die das Volk bilden, nach ein und derſelben Schablone zugeſchnitten ſind. — Ein amerikaniſcher Nationalcharakter exiſtirt überhaupt noch nicht; er iſt erſt in ſeiner Entwicklung und Herausbildung begriffen. Das Angelſachſenthum ſchlechtweg, das die Herren Eingebornen ſo oft im Munde haben, mag immerhin ſeine Unterlage haben; aber der zu bildende amerikaniſche Nationalcharakter kann und wird nicht darin aufgehen. Das eingewanderte Element wird nicht verſäumen ſich geltend zu machen, als ein integrirender Beſtandtheil des Amerikanerthums und was ſpeciell die Deutſchen betrifft, ſo werden ſie ſich ergebenſt dafür bedanken, ihre nationale Eigenthümlichkeit in allen Stücken an eine noch unfertige Nationalität Preis zu geben, deren viele Schattenſeiten noch durch mannichfache deutſche Lichtreflexe gemildert werden können."

Wohl bekomme dieſe Lection! E. P.

•

Ueber die „Know-Nothings" [1] enthalten die Stadtnotizen eines New-Yorker Blattes folgendes:

„Vor einigen Tagen erſchien in einem hieſigen Blatte ein an einen römiſch-katholiſchen Geiſtlichen gerichteter anonymer Brief, deſſen Schreiber angab, daß er im Beſitz von Geheimniſſen der unter dem Namen „Know-Nothings" bekannten Geſellſchaft ſey und ſich erbiete, dieſelben, ſowie die ganzen Angelegenheiten des Ordens für die Summe von 10,000 Dollars zu enthüllen. Obgleich dieſe Anzeige aus unbekannter Quelle kam, ſo rief ſie unter den in unſerer Stadt wohnenden Mitgliedern des Ordens doch eine bedeutende Senſation hervor, und es wurden ſogleich Maaßregeln ergriffen, den Schreiber des Briefs wo möglich auszufinden. Aus irgend welchem Grunde, der nicht bekannt geworden, hegte man anfänglich Verdacht gegen John E. Elliot, einen der oberſten Beamten des Ordens, in deſſen Beſitz die Verfaſſungsurkunde und andere Papiere des Ordens waren, und um dieſe Documente von ihm zu bekommen, begaben ſich Dr. J. W. Slight, Charles B. Allen und Benjamin B. Morſe in der letzten Samstag Nacht (alſo am 10 Mai) nach dem Comptoir des Hrn. Elliot, Nr. 81 Naſſauſtreet, wo ſie einem gewiſſen Eugene Ferris begegneten, der ſie fragte, was ſie wollten. Sie antworteten, daß ſie mit der Eiſenbahn abreiſen und daher einen Koffer und einige andere Sachen aus dem Comptoir wollten. Sie nahmen dann was ſie wünſchten, und am andern Morgen entdeckte Hr. Elliot zu ſeinem Erſtaunen, daß die dem Orden der „Know-Nothings" gehörenden Documente und Papiere, nebſt etwas Geld, das in dem Koffer geweſen, verſchwunden war.

„Am Dienſtag begab Hr. Elliot ſich nach der Office des Richter Osborne und ließ zu Protokoll vernehmen, daß „am 13 Mai zwiſchen 9 und 12 Uhr in der Nacht ſeine Office durch drei Männer erbrochen wurde, die ein Licht anzündeten, einen Koffer aufbrachen und beinahe deſſen ganzen Inhalt fortnahmen, beſtehend aus einem Reiſeſack, 494 Ritualen einer geheimen Organiſation, 99 Exemplaren einer Verfaſſungsurkunde auf Pergament, 8 Packeten gedruckter Formulare, dem Siegel des Groß-Rathes vom Staate New-York und ſechs zinnerne Kiſtchen. In dem Reiſeſack war ein ledernes Taſchenbuch, worin Papiere — eine 10 Doll. Banknote und eilf 5 Doll. Bankbillets. Er beſchwor ferner, daß er erfahren habe, die Perſonen, welche die genannten Sachen geſtohlen, ſeyen dieſelben, welche an jenem Nachmittage zuſammen in ſeiner Office geweſen (nämlich die obengenannten), und daß er dieſelben des Verbrechens des Einbruchs und Diebſtahls für ſchuldig halte."

Hr. Eugen Ferris ließ ſich ebenfalls zu Protokoll vernehmen; in ſeiner Ausſage kam vor, daß als die Diebe fortgegangen, ſie geſagt: all right! (Alles gut).

Es wurde in Folge dieſer Anklage gegen die genannten Perſonen ein Verhaftsbefehl erlaſſen, und Slight und Allen erſchienen geſtern vor Gericht. Die Polizei behauptet, daß ſie Morſe bis dahin nicht habe finden können. Heute Nachmittag um 3 Uhr findet vor dem Richter Osborne ein Verhör der Angeklagten ſtatt. Beide Parteien haben Advocaten angenommen, und die Sache wird ohne Zweifel intereſſant. Hr. Elliot ſagt, er habe geſtern Morgen wohl ein Dutzend Briefe erhalten, worin er erſucht werde, ſogleich die Stadt zu verlaſſen, wo nicht, daß ſeine Tage auf dieſer Welt gezählt ſeyn würden. Die Briefe trugen keine Unterſchriften und ſeyen zum Theil mit verſtellter Handſchrift geſchrieben. Hr. Elliot ſoll ſich bewaffnet und gegen alle Vorkommniſſe vorgeſehen haben."

Die Preſſe behauptet: es ſeyen alle Ausſichten jetzt vorhanden über dieſen Nativiſten-Orden näheres zu erfahren; ja deſſen Untergang dürfte herbeigeführt werden. Wiederholt wird, daß derſelbe in allen Theilen der Union Anhänger habe; es ſollen Repräſentanten und Senatoren im Congreß zu demſelben gehören. Der Orden ſoll namentlich in neueſter Zeit ſehr zugenommen haben.

In New-Orleans kam es zwiſchen den „Know-Nothings" und der iriſchen Bevölkerung bei Gelegenheit einer Wahl zu blutigen Straßengefechten, wobei ein Mann erſchoſſen wurde; außerdem fielen mehrere gefährliche Verwundungen vor: das Haus eines gewiſſen Murphy ſtürmten die „Know-Nothings" unter hitzigem Gefecht und zertrümmerten Alles in demſelben. Ja, ja, der „junge Rieſe" ſpielt etwas ſtarke Spiele! E. P.

•

Eine Vampyrexecution in Nordamerika. Bekanntlich herrſcht in Griechenland und den anſtoßenden Ländern der Glaube, daß gewiſſe Verſtorbene Nachts aus den Gräbern ſteigen und anderen Menſchen, namentlich aber Verwandten das Lebensblut ausſaugen. Dieſer Glaube, in dem ſich die Anſichten von Währwolf, Brukolakas, wie ihn die Neugriechen mit ſlawiſchem Namen nennen, und die Empuſen der Alten in ſeltſamer Weiſe gemiſcht hat, führt dahin, daß man die Leiche des vermeinten Vampyr ausgräbt und ihr einen Pfahl durchs Herz ſtößt. Wer ſollte glauben, daß eine ähnliche Geſchichte in Nordamerika vorfallen kann. Die Nouv. Ann. des Voyages (Mai-Junius) entnehmen aus dem Norwich Courrier folgende Geſchichte, die ſich in Jewett City zugetragen haben ſoll. Vor etwa acht Jahren ſtarb ein Mann, Namens Horace Ray, an der Auszehrung; ſeitdem ſind zwei ſeiner Kinder erwachſen und demſelben Uebel erlegen. Endlich empfand auch ein dritter Sohn den Beginn des tödlichen Uebels, und nun beſchloß man, die Leichen der beiden Brüder zu unterſuchen und zu verbrennen, weil man im Lande glaubt, die Todten nährten ſich von den Lebenden, und ſo lange ſie im Grabe, im Zuſtand halber oder gänzlicher Zerſetzung bleiben, müßten die überlebenden Glieder der Familie ihnen als Nahrung dienen. Geſagt, gethan: die Familie und die Freunde der Brüder Ray begaben ſich auf den Kirchhof von Jewett City, gruben die Leichen der beiden Brüder aus, und verbrannten ſie auf dem Platze.

[1] S. Nr. 24. pag. 574 dieſer Blätter.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 31. 4 August 1854.

Zeitbetrachtungen. IX.

Allmählich rollt der Vorhang auf, noch ist er aber bei weitem nicht ganz aufgezogen; wir haben vor 14 Tagen bemerkt, es müsse am Ende des Junius in den Donaufürstenthümern etwas Ungewöhnliches, noch nicht zur Genüge Bekanntes vorgefallen seyn, dieß hat sich bestätigt, und man weiß jetzt auch was es war: der Befehl an die russischen Generale, den Rückzug nach der Moldau einzustellen und die verlassenen Positionen wieder einzunehmen. Ein Geheimniß ist nur noch, was diese plötzliche Veränderung herbeiführte; klar ist aber, wie dieß auf die Stellungen der verschiedenen Parteien einwirkte. Daß der Rückzug an den Sereth eine Zeitlang beschlossene Sache war, leidet nicht wohl einen Zweifel; daß in einem solchen Falle die Oesterreicher ungehindert in die Walachei und einen bedeutenden Theil der Moldau einrücken konnten, ohne mit den Russen zusammenzustoßen, ist fast eben so gewiß; daß Oesterreich in solchem Falle als der bewaffnete Mediator dazwischen trat, und die deutschen und österreichischen Zwecke des Dazwischentretens vorerst erreicht und gesichert wurden, daß der Krieg sich in einer kurzen Zeit ganz von den deutschen Gränzen entfernte und wahrscheinlich auf der ganzen Donau aufhörte, ist höchst wahrscheinlich. Ziel und Zweck des Dazwischentretens liegen also ziemlich klar und verständlich vor, die Gründe des Verfahrens der russischen Regierung, sich dieser Art von Vermittelung entgegenzustellen, [1] liegen noch im Dunkeln, die Folgen sind deutlich: Oesterreich contremandirte den bereits angeordneten Einmarsch, um nicht augenblicklich mit den Russen in Conflict zu kommen, wozu vielleicht noch nicht alle Voranstalten getroffen waren, und die Türken drängten den Russen nach über die Donau. Der Verlauf der Ereignisse ist dadurch sichtlich in ein ganz anderes Stadium getreten, und die scheinbare Stockung welche sich zeigt, ist sehr erklärlich. Mag Oesterreichs Absicht seyn welche es will, die Stellung eines bewaffneten Vermittlers und eines Angreifers sind durchaus verschieden, und fordern auch verschiedene Voranstalten.

Die Folgen dieses veränderten Standes der Dinge mußten da zuerst hervortreten, wo die meiste Oeffentlichkeit ist, in England, wo ohnehin die Parlamentssession sich zum Ende neigt, und der Stand der öffentlichen Meinung eine Erklärung nothwendig machte. Diese Erklärung ist erfolgt, und eben so bedeutsam als lehrreich. Vorerst erfahren wir aus officieller Quelle und in mit gutem Vorbedacht ausgesprochenen Worten, daß an einen lahmen Frieden nicht gedacht werde, und daß Englands Regierung nicht eher zurücktreten könne und werde, ehe die Macht Rußlands im schwarzen Meer gebrochen sey, und zwar durch Vernichtung seiner Flotte, und — was ganz natürlich daraus folgt — des Hafens Sebastopol, in welchem sie sich birgt. Indem die englische Regierung offen dieß Ziel voranstellt, hat sie die Ehre Englands für dessen Errichtung verpfändet, und sie kann nicht mehr davon zurückweichen, ohne Rußland die Ehre des Siegs zu überlassen, wenn sie dieß Ziel nicht erreicht. Man ist darum alsbald über Lord John Russell hergefallen, und hat seine allzuklare Bezeichnung des Zwecks taktlos genannt; er hat dieß selbst gefühlt, und seine Aeußerung nachträglich modificirt, war aber die erste Aeußerung „taktlos", so war die Modification nahezu einfältig. „Er habe die Besetzung der Krim nicht als das Resultat einer militärischen Expedition, sondern als mögliche Folge eines künftigen Friedenstractats darstellen wollen;" dann muß aber Rußland zu einem solchen Ergebniß jedenfalls erst gezwungen werden, und an welchen Punkten es auch nur mit den Vortheilen, wie die Krim sie bietet, angefallen werden kann, das hat uns Lord John Russell nicht verrathen. Die ganze Auseinandersetzung ist ein Gewebe von Irrthum, Hochmuth und Verdruß über unerfüllte Erwartungen, und England wird sie mit ungeheuren Opfern bezahlen müssen: denn wie auch Lord John seine rasche Aeußerung modificirt haben mag, jedenfalls ist die Absicht verkündigt, Rußland von seiner bisherigen Höhe herabzustürzen, und dadurch auch den bisherigen Bestand der Dinge in Europa wesentlich zu ändern. Einem solchen Bestreben wird sich Rußland mit Aufbietung seiner letzten Kräfte widersetzen, und gerade eine solche Erklärung des Zwecks könnte Rußland zunächst veranlassen Oesterreichs und Preußens gerechte Forderungen zu erfüllen, um nicht beide zu einem eigentlichen Bündniß mit dem Westen zu nöthigen.

Aber nicht bloß durch diese klare Bezeichnung der Art, wie Rußland zurückgeworfen werden soll, ist die Erklärung der eng-

[1] Wenn es wahr ist, was die englischen Blätter melden, daß in allen russischen, die Fürstenthümer betreffenden Bekanntmachungen unter den Titeln des Kaisers auch der eines „Protectors der Fürstenthümer" aufgeführt werden soll, so würde dieß beweisen, daß Rußland noch immer auch nicht von dem geringsten seiner Ansprüche abweichen will.

liſchen Miniſter von Intereſſe, ſondern auch durch den ſchlecht verhehlten Verdruß darüber, daß Oeſterreich noch nicht eingeſchritten iſt. Die Sache iſt allerdings, wie wir gleich ſehen werden, für ſie höchſt verdrüßlich, aber die Miniſter hätten wohl beſſer gethan, dieſen Verdruß nicht blicken zu laſſen, um ſo mehr als ſie die Schwierigkeit der Lage Oeſterreichs ſehr wohl erkennen, und Lord Clarendon dieß auch offen ausgeſprochen hat; ſie hätten füglich dieſe „ſchmutzige Arbeit" der Times und den andern Journalen überlaſſen können, die mit Ingrimm über die Mächte herfallen, welche „jede mit einer halben Million Soldaten zur Verfügung ſich doch nicht zu rühren wagen." Von Seite der Miniſter war es ungeſchickt den Verdruß merken zu laſſen, weil er nur ihre Verlegenheit verräth, denn es möchte ganz unzweifelhaft ſeyn, daß in Folge der veränderten Stellung der Dinge, welche Oeſterreich vom alsbaldigen Einſchreiten abhielt, die unvermeidliche Unternehmung gegen Sebaſtopol dieß Jahr nicht mehr unternommen werden kann. Die Auseinanderſetzungen über den Verlauf der militäriſchen Wirkſamkeit Englands und Frankreichs, Auseinanderſetzungen, zu denen ſich die Times endlich zur Beſchwichtigung der Gemüther veranlaßt ſah, ſind ſehr ſachgemäß, und beſagen unter anderm, daß die Aufſtellung der Franzoſen und Engländer in Varna als Rückhalt für die türkiſche Armee diente, die keine Reſerve hinter ſich hat, und daß ſie namentlich die Ruſſen hinderte, ein Corps vor Siliſtria ſtehen zu laſſen und hinter dieſem weg in die bulgariſchen Ebenen einzudringen. Seit die Ruſſen die Belagerung von Siliſtria aufgegeben und die Türken über den Strom gegangen ſind, iſt die Gegenwart der verbündeten Truppen in Varna oder noch beſſer in der Nähe der Donau noch nöthiger; denn wenn die Türken eine gar nicht unmögliche tüchtige Schlappe erleiden, ſo iſt ein ſolider Rückhalt, den ſie nur an den franzöſiſch-engliſchen Truppen finden können, durchaus nöthig. So lange aber Oeſterreich nicht werkthätig eingeſchritten iſt, können dieſe franzöſiſch-engliſchen Truppen nicht fort, und ſomit iſt es mit ihrer Sendung nach der Krim vorerſt nichts. Der Verdruß der engliſchen Miniſter iſt alſo erklärlich, das Ausſprechen desſelben gegen Oeſterreich aber nicht nur thöricht, ſondern auch eine arge Unart, denn niemand weiß und erkennt beſſer als die engliſchen Miniſter, wie ſehr die bloße Aufſtellung öſterreichiſcher Truppen die Ruſſen gehindert hat und noch hindert, mit größerm Nachdruck an der Donau aufzutreten. Wenn man die Dienſte, welche Oeſterreich der Sache der Verbündeten geleiſtet hat und fortwährend leiſtet, erkennt, dabei die Schwierigkeit der Lage, in welcher ſich Oeſterreich befindet, zugeſtehen muß, ſo erſcheint die Sprache, welche Englands Miniſter gegen Oeſterreich führen und führen laſſen, ebenſo wenig der Klugheit als der Billigkeit angemeſſen. Freilich mag die Empfindlichkeit noch geſteigert werden durch die ziemlich wahrſcheinliche Ausſicht einer türkiſchen Niederlage zwiſchen Frateſchti und Giurgewo', ein Ereigniß, das den Ruſſen militäriſch keinen, moraliſch aber einen ungeheuern Vortheil gewähren würde, namentlich den negativen, daß in dieſem Falle die öffentliche Stimme in der Türkei ſich aufs heftigſte gegen die ohnehin verdächtigen Alliirten erhübe, die ihren guten Freund, dem ſie zu helfen vorgeben, vor ihren Augen todtſchlagen ließen.

Wird es durch alle dieſe Umſtände höchſt unwahrſcheinlich, daß ein Angriff auf Sebaſtopol noch dieß Jahr ermöglicht wird, ſo gewinnen die Ruſſen eine koſtbare Zeit, um dieſen Platz auf der Landſeite zu verſtärken, was bis jetzt in ungenügendem Maaße geſchehen ſeyn ſoll; die Times ſelbſt geſteht, daß zu einer ſolchen Expedition nicht bloß 50,000 Mann, ſondern 70 bis 80,000 erforderlich ſeyn würden; daß man das befeſtigte Sebaſtopol regelmäßig belagern und zugleich die zum Entſatz ſicherlich herankommende Armee zurückwerfen müſſe. Nun vertröſtet man ſich zwar, daß Engländer und Franzoſen mit ihrer überlegenen Seemacht ihren Truppen alle Bedürfniſſe ſchneller würden zuführen können, als dieß den Ruſſen bei der weiten Entfernung durch die Steppe möglich wäre, aber der Winter, welcher die Operationen der anglo-franzöſiſchen Seemacht unterbricht, iſt den Ruſſen wegen des Schneewegs günſtig, und ſie können die Vertheidigungsmittel in beliebiger Zahl herbeiſchaffen, ehe die Verbündeten auch nur eine Armee herbeiführen, welche im Stande iſt Sebaſtopol von der Landſeite einzuſchließen. Eine Ueberlegenheit in der Reiterei werden übrigens die Ruſſen auch auf dieſem Schauplatz ſtets behaupten. Rechnet man alles dieß zuſammen, ſo muß man geſtehen, daß wenn Rußland nicht auf einer andern Seite bedeutend geſchwächt und zum Nachgeben gezwungen wird, die Ausſichten der Engländer, das vorgeſteckte Ziel, Zerſtörung von Sebaſtopol und ſeiner Flotte, zu erreichen, nicht zum Allerbeſten ſtehen, und daß, zum mindeſten geſagt, alle Ausſicht, den Kampf in dieſem Jahr zu Ende zu bringen, völlig eitel iſt. Dieß beweiſen die großen Anſtrengungen immer mehr Vorräthe herbeizuſchaffen und ſich für künftige Fälle vorzuſehen. Die Rüſtung für einen zweiten Feldzug im nächſten Jahre iſt offenkundig, und die Hoffnungen, welche man in England gehegt, daß die Flotten alsbald Kronſtadt und Sebaſtopol beſchießen, die Flotten zerſtören und den Kaiſer durch ſolche Verluſte zum Nachgeben nöthigen würden — Hoffnungen, die unklugerweiſe auch von den Journalen genährt wurden, ſind in Rauch aufgegangen. Man braucht die von den Ruſſen erlittenen Schlappen gar nicht zu beſchönigen, und kann doch ſchon jetzt mit ziemlicher Sicherheit vorausſagen, daß der dießmalige Feldzug der Verbündeten ein erfolgloſer ſeyn werde.

Es ließen ſich recht erbauliche Betrachtungen darüber anſtellen, weßhalb gerade Sebaſtopol und ſeine Flotte gänzlich zerſtört werden, und das Zurückwerfen Rußlands hierin beſtehen ſoll, denn damit wäre jedenfalls nur der ruſſiſche Einfluß auf Konſtantinopel gebrochen, und der engliſche würde allmächtig; zum guten Anfang beabſichtigt man auch bereits türkiſche Truppen zu beſolden und ſie mit engliſchen Officieren zu verſorgen, wie dieß in den Subſidiärſtaaten Indiens gebräuchlich iſt; zudem kann man bereits in engliſchen Blättern ſchöne Abhandlungen leſen, wie ſich dann der Handel im türkiſchen Reich entwickeln würde und dergleichen; allein wir halten ſolche Betrachtungen für ganz überflüſſig, denn vorher müßte ein Friede geſchloſſen ſeyn, zu dem für jetzt noch durchaus keine Ausſicht ſich eröffnet, was bei Abgang anderer Beweiſe ſchon aus den für einen zweiten Feldzug berechneten Rüſtungen ſich ergeben würde. Was aber im Laufe der nächſten zwölf Monate für neue Veränderungen auf dem Weltſchauplatze ſich ergeben, kann auch der Scharfſichtigſte nicht vorausſehen. In Frankreich macht man bereits fatale Gloſſen über die ſpaniſche Umwälzung, die unvermeidlich den franzöſiſchen Einfluß ſtürzen muß, und in England beginnen ſchon noch fatalere über die Wirkungen, welche dieß Ereigniß aller Wahrſcheinlichkeit nach in Nordamerika haben

wird. Kommen die von dieſer Seite drohenden Ereigniſſe zur Entwicklung, ſo iſt Rußland des Drucks, den die feindlichen Flotten jetzt auf ſeinen Handel ausüben, halb entledigt. Dann muß Oeſterreich die Laſt des Kriegs mit Rußland zur größern Hälfte tragen, und noch dazu denſelben auf derjenigen Seite führen, wo die Widerſtandsmittel am zahlreichſten und am leichteſten zu verwenden ſind. Kann irgend ein Vernünftiger erwarten, daß Oeſterreich ſich leichtſinnig in einen ſolchen Kampf ſtürzen ſoll? Engliſche Blätter ſelbſt, z. B. der Economiſt vom 22 Julius erklärt: „wir können in der That nicht ſagen, daß wir über die Zögerung und das Zurückweichen Oeſterreichs erſtaunt und betroffen ſind: als ein vorſichtiger Staat, der nur ſeine unmittelbaren Intereſſen und dringenden Gefahren beachtet, konnte ſein Verhalten kaum anders ſeyn, als es ſich bisher gezeigt hat.“ Wenn derſelbe daraus den Schluß zieht, daß England kein Recht hat, von Oeſterreich etwas anderes als eine Berückſichtigung ſeiner eigenen Intereſſen und Erfüllung der Verpflichtungen, die es gegen andere Mächte eingegangen hat, zu verfolgen, ſo findet er es nur unpaſſend von Seite der engliſchen Miniſter, daß ſie auf Oeſterreich rechneten, und ihr Verhalten darnach richteten. Auf dieſelbe Argumentation läuft auch das Plaidoyer des Marquis von Clanricarde im Haus der Lords hinaus; aber auf wen ſoll England ſich verlaſſen und mit welchen Kräften dem Feinde einen Stoß beibringen, der ihn zu Boden wirft? „Es ſey eminös“, ſagt er, „daß man gar nicht von den Tſcherkeſſen, und überhaupt von den Verbindungen (confoderacies) ſpreche, in welche England eingegangen.“ Die Welt weiß in der That von keinen Verbindungen als von den offenkundigen mit der Türkei und Frankreich, alle andern haben ſich als durchaus unwahr erwieſen. Was ſoll man aber vollends ſagen, wenn Marquis von Clanricarde, doch ſelbſt früher Geſandter, ſich zu der Aeußerung hinreißen läßt: „wir ſollten einmal wiſſen, mit wem wir im Krieg und mit wem wir in Frieden ſind; Oeſterreich und Preußen ſollen wiſſen, daß wenn ſie ein zweifelhaftes, verdächtiges oder nachtheiliges Verfahren gegen England und Frankreich einhalten, dieſe letztern alle Kraft, die ſie beſitzen, anwenden müſſen. Aus einem ſo hervorgerufenen Conflict würden dieſe Mächte nicht ungeſchädigt hervorgehen.“ Uns dünkt der Diplomat könnte eine ſolche Drohſprache den Journalen überlaſſen; ſie iſt nur das Ergebniß des Spleens darüber, daß die Sachen nicht ſo günſtig und ſo raſch verlaufen, als man wünſcht. Mögen England und Frankreich auf der einen, und Rußland auf der andern ihren Span ausfechten, ſo lange ſie wollen — Deutſchland kann und darf nicht mehr thun, als ſeine Intereſſen ſchützen, und dieſe liegen in der Entfernung der Ruſſen von der Donau. Das iſt gefordert worden, und wird auch ferner gefordert werden, und zu dieſem Zwecke muß ganz Deutſchland, willig oder unwillig, mitwirken. Dieſer Zweck, ſo einfach er ſcheint, iſt aber ſo weitgreifender Art, daß gerade hieran der Weltfriede hängt, weit mehr noch als an den Forderungen Englands und Frankreichs. Erſt wenn es um dieſer Zwecke willen zum Schlagen kommt, dann iſt der Weltfriede wirklich gebrochen, und die furchtbaren Erſchütterungen, die man ſeit 40 Jahren von einem ausbrechenden europäiſchen Kriege befürchtete, werden dann ſicherlich ſchneller oder langſamer, je nach den Umſtänden, ſich entwickeln. Zu befürchten iſt, daß Rußland, welches von dieſen Erſchütterungen am ſpäteſten oder gar nicht betroffen zu werden hofft, und vielleicht aus der Verwirrung die daraus entſpringt, Vortheil zu ziehen gedenkt, dieſen Krieg entzünde. Daß es den Aufforderungen Oeſterreichs kein Gehör gibt, und ſo Oeſterreich zwingt zu den Waffen zu greifen, zeigen bis jetzt alle gegenſeitigen Anſtalten zur Genüge. Es iſt gar kein Zweifel, daß die Erſchütterungen, mit denen ein Weltkrieg droht, Deutſchland am härteſten und ſtärkſten treffen werden, denn England mit ſeiner inſularen Lage, Frankreich mit ſeiner Geſchloſſenheit werden davon viel ſchwächer betroffen werden, über Deutſchland und ſeine Zukunft aber wird das Loos geworfen. Iſt es zu verwundern, wenn man zögert zum Aeußerſten zu greifen, wenn ſehr widerſprechende Anſichten ſich kund geben? Vor wenigen Monaten noch fehlte es keineswegs an Stimmen, welche darauf drangen, die gute Gelegenheit zu benützen, und einen Kreuzzug gegen Rußland zu beginnen; dieſe Stimmen ſind allmählich verſtummt vor dem Ernſt der Lage, denn nur der Leichtſinn, nicht der Muth kann eine ſo furchtbare Entſcheidung, wie ſie bevorſteht, muthwillig herausfordern; am wenigſten aber darf man ſich durch das intereſſirte Gerede von Fremden, ſeyen es Engländer oder Franzoſen bei ſo folgenreichen Entſchlüſſen bewegen und leiten laſſen.

Faßt man die Sache von dieſer Seite auf, ſo wird ſich manches erklären: die Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen Oeſterreich und Preußen verlieren ihre angebliche Schroffheit und das Gerede im engliſchen Parlament und in den Journalen ſeine Bedeutung. Wichtig bleiben nur die officiellen Erklärungen der Miniſter; im übrigen verräth ſich Leichtfertigkeit und hochmüthige Unwiſſenheit in einem oft kaum glaublichen Grade. Die Ehre „allein die Civiliſation zu rächen und das europäiſche Gleichgewicht wieder herzuſtellen,“ können wir getroſten Muths den Franzoſen und Engländern überlaſſen; Deutſchland hat in dem gewaltigen Conflict, der ſich vorbereitet, und deſſen Wechſelfälle noch gar nicht zu berechnen ſind, vorerſt nichts anderes zu thun, als mit Einigkeit ſeine Intereſſen, dieſe aber energiſch zu vertheidigen; es mag den Tadel des Eigennutzes auf ſich laden und den Ruhm der Uneigennützigkeit England und Frankreich anheimgeben. Bei einem Zuſtande der Dinge, wo man, wie im dichten Nebel, nicht drei Schritte vor ſich ſieht, iſt ein ſolches Verfahren durch die gewöhnlichſte Klugheit vorgezeichnet.

Erinnerungen an Toulouſe.

Von C. von Glümer.

Motto: Les villes s'en vont.
H. v. Balzac.

2. Kirchenfeſte.

Toulouſe iſt zwar noch immer reich an religiöſen Feſten, die mit Pomp gefeiert werden und an denen ſich alle Geſellſchaftsclaſſen betheiligen; aber wenn wir hören, daß vor der Revolution

kein Tag verging, wo nicht in einer der hundert Kirchen und Capellen ein Feſt gefeiert werden wäre, das die ſchauluſtige Menge anzog, und wenn wir die Bedeutung dieſer Feſte, ihren Einfluß auf das Volk ins Auge faſſen, wird uns klar, daß jetzt nur das Schattenbild des früheren kirchlichen Lebens exiſtirt.

Während des Mittelalters war im Languedoc die Kirche von Toulouſe Brennpunkt alles Lebens, für den Einzelnen ſowohl wie für das Allgemeine. Sie gab zu jeder Thätigkeit den Anſtoß, ſie lehrte und ſtrafte, ſie mußte ſogar die Freuden der Welt in ihr Bereich zu ziehen, nahm Theil am Gedeihen der Zünfte, an der Wirkſamkeit der Univerſität, überwachte die Gerichtsbarkeit, empfing den Eid der Capitouls und weihte die Preiſe der Blumenſpiele. Die ketzeriſche Oppoſition der Albigenſer gab Anlaß zur gewaltigſten Bethätigung der Kirchenmacht; Montforts Siege waren das Gottesurtheil, das ihre Rechte beſtätigte, und der Untergang des Grafenhauſes von Toulouſe ſchien die Verheißung zu erfüllen, daß die Sünden der Väter geſtraft werden ſollen bis ins dritte und vierte Glied. Zitternd erkannte der Höchſte wie der Geringſte in der Kirche den einzigen Halt, den ewig unwandelbaren Mittelpunkt im Gewirr des Lebens.

Auch ſpäter konnte die Vereinigung des Languedoc mit Frankreich dieſen Mittelpunkt nicht verrücken; Paris war nur nominell zur Hauptſtadt geworden, Toulouſe blieb nach wie vor Metropole des Südens, deren erzürnte Kirche die Bluturtheile des Parlaments dictirte und bei Montmorency's Tode eben ſo betheiligt war wie Richelieu: denn wer die königliche Majeſtät antaſtet, empört ſich zugleich gegen die irdiſchen Statthalter Chriſti.

Aber den Einflüſſen der Revolution iſt die Kirche von Toulouſe erlegen. Es wäre vielleicht gelungen, die Spaltungen in ihrem Innern, ihre Rathloſigkeit und ihre Ohnmacht dem gläubigen Volke als Strafgericht des Himmels darzuſtellen — allein die Geiſtlichkeit vermochte nicht der veränderten Strömung des materiellen Lebens Einhalt zu thun.

Durch die neue Eintheilung Frankreichs in Departements, Arrondiſſements und Cantons wurden die Gerichts- und Verwaltungsverhältniſſe des Languedoc, wie die der übrigen Provinzen von Grund aus umgeſtaltet. Paris iſt ſeitdem im vollen Sinne des Worts das Haupt, Toulouſe iſt nur noch der Sitz eines Präfecten, und in adminiſtrativer Hinſicht hat die ehemalige Hauptſtadt des Languedoc nicht mehr Bedeutung als Nismes, Montpellier und Carcaſſonne. Ueberdieß erhält die neue Gliederung des Staatshaushaltes auch die entfernteſten Provinzen beſtändig in Berührung mit Paris. Die Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Volksſtämme werden mehr und mehr verwiſcht, die alten Sitten gerathen in Verfall, die alten Idiome werden vergeſſen — mit der gleichmäßigen Politur der Formen werden auch die Ideen zum Gemeingut. Wie zur Zeit des großen Napoleon „la Gloire“ Loſungswort der Nation geworden war, iſt jetzt „la Fortune“ das Ziel aller Beſtrebungen, von Paris bis Toulouſe, das den Namen der „heiligen Stadt“ nicht mehr verdient.

Die Geiſtlichkeit iſt zwar eifrig bemüht den kirchlichen Sinn zu erhalten oder zu erregen — und da ſämmtliche Volksſchulen, ſowie die meiſten höhern Bildungsanſtalten in ihren Händen ſind, hat ſie ein weites Feld für ihre Ausſaat. Bis jetzt hat ſie jedoch mehr eine äußere Theilnahme als ein tiefes Bedürfniß erweckt. Und das wird wohl ſo bleiben, denn „wo Eure Schätze ſind, da iſt auch Euer Herz.“ Deputirtenkammer und Miniſterportefeuille ſtehen nicht unter dem unmittelbaren Einfluſſe der Kirche, wie das mit dem Capitoulat (der Schöffenwürde von Toulouſe) oder dem Parlamente der Fall war — höchſte Ehrenſtellen, die ſonſt der Bürger des Languedoc begehrte. Die wenigen Getreuen wiſſen das, und darum ſind ihnen die dreifarbigen Schärpen, die Kreuze der Ehrenlegion, die Adler und Tricoloren ein Gräuel, welche bei weltlichen und kirchlichen Feſten die frühere ſtädtiſche Pracht erſetzen ſollen — und darum flüchten ihre Gedanken immer wieder zu den Herrlichkeiten der „guten, alten Zeit!“ Wir wollen uns einer dieſer Wallfahrten anſchließen, vielleicht gewährt ſie uns einige Beiträge zur Sittengeſchichte des Languedoc.

Verſetzen wir uns um hundert Jahre zurück: das Neujahrsfeſt wird in hergebrachter Weiſe gefeiert, die Kinder ſtellen einen Holzſchuh ins Kamin, den St. Sylveſter mit Bonbons und Spielereien füllt; die Erwachſenen wünſchen ſich Glück, machen ſich Geſchenke, und alle Kirchen ſind überfüllt mit Bittenden, Klagenden oder Dankbringenden.

Der 5 und 6 Januar ſind dem Feſte der drei Könige geweiht. In der ſchönen Dominikanerkirche wird eine ſogenannte Krippe aufgeſtellt; die prachtvollen Gewänder und Geſchenke der Könige erregen aufs neue die Bewunderung des Volkes. In Kirchen und Straßen werden zu ihrem Preiſe Nouels in romaniſcher Sprache geſungen. Auch die Dalbade, die Jakobiner- und Karmelitenkirche feiern den Tag. Die grauen, blauen, ſchwarzen und weißen Büßer ziehen durch die Straßen. Abends werden in allen Häuſern die bekannten Kuchen mit der Bohne gegeſſen, König und Königin gekrönt und Nouels geſungen. Auch ein Markt, der acht Tage dauert, verherrlicht die heiligen drei Könige.

Am 9 Januar wird in der Dominikanerkirche eine lateiniſche Lobrede auf St. Sebaſtian gehalten. An der Gunſt dieſes Heiligen muß viel gelegen ſeyn, denn die Hallen der Kirche vermögen kaum die Menge der Zuhörer zu faſſen.

Intereſſanter iſt der 12 Januar. An dieſem Tage machen die Capitouls des vergangenen Jahres ihr Teſtament, d. h. ſie geben im Beiſeyn zahlloſer Zuhörer von ihrer Verwaltung Rechenſchaft. Die Feierlichkeit iſt im Stadthauſe, im ſogenannten Saale des großen Conſiſtoriums — alſo kein Kirchenfeſt im engeren Sinne des Wortes; aber die Gebete, die zu Anfang geſprochen werden, und die Zahl der Geiſtlichen, die im vollen Ornat zugegen ſind, geben auch dieſem Acte ein religiöſes Gepräge.

Am 17. wird das Feſt des heiligen Antonius von Padua in den Klöſtern der Theatiner und der Merey glänzend gefeiert; denſelben Tag iſt auch das Feſtmahl der neuen Capitouls, dem das Volk von 2 bis 6 Uhr beiwohnen darf.

Am 18 Jan. werden die Capitouls vereidigt, nachdem ſie in der Kirche der Dominikaner dem Hochamt beigewohnt haben; der Zudrang des Volkes iſt unbeſchreiblich. Wenn die neuen Väter der Stadt der Sitte gemäß um drei Uhr Nachmittags durch die Stadt reiten, vermögen ſie kaum das Gewühl zu durchdringen, und die ſchönſten Melodien ihrer Spielleute gehen unter im Schreien, Jauchzen und Singen der allgemeinen Luſtigkeit.

Den 20 Jan. nimmt noch einmal St. Sebaſtian in Anſpruch. Die Capitouls und die Profeſſoren der Univerſität begeben ſich in

vollem Ornat in die Dominikanerkirche, nach dem Hochamt ziehen sie in Procession durch die Stadt. In der Daurade, bei den Karmelitern und Dominikanern werden Nouels in romanischer Sprache gesungen.

Am 2 Februar halten die Franciskaner einen Umzug zu Ehren der heiligen Jungfrau.

Der 10. ist dem heiligen Wilhelm von Aquitanien geweiht und wird besonders von den Jakobinern gefeiert.

Der 15. ist der Tag der heiligen Julia. In St. Saturnin werden verschiedene Reliquien ausgestellt, und der Glaube schafft Wunder.

Am 21. wird die erste Vesper der Verkündigung Mariä gesungen; die Jesuiten ziehen in Procession durch verschiedene Stadttheile, aber das eigentliche Fest ist erst am folgenden Tage; dann ist die ganze Stadt geschmückt: Guirlanden sind über die Straßen gezogen oder umschlingen Kirchenthüren, Pfeiler und Säulen zieren die Häuser, an denen die große Procession vorüber geht. Bunte Teppiche hängen aus den Fenstern und über die Brüstung der Balkone. Hier und da sind Altäre errichtet, wo Lieder gesungen, Gebete gesprochen werden. Das düstere Toulouse prangt im Feierkleide: überall ist Weihrauchduft, Choralmusik, Kerzenglanz, und schon hat der Frühling reiche Blumenspenden, Veilchen, Krokus, Schlüsselblumen und Tausendschönchen gebracht.

Die letzten Februartage gehören dieß Jahr dem Carneval, der wie gewöhnlich von Mummenschanz, Gastmählern, Tanz und Gesang begleitet ist. Der Platz des Capitols, die Quais und die große Brücke werden zur Bühne wunderlicher Darstellungen. Der muthwillige Witz des Gascognern sprengt alle Bande — nichts ist vor seinen Angriffen sicher. Das Parlament, die Capitouls, der Clerus sogar sehen ihr Conterfei aufs höchste carrikirt, mit nicht sehr schmeichelhaften Attributen, zu Wagen, zu Roß, zu Esel und zu Fuß durch die Straßen ziehen umschwärmt von der lärmenden Jugend. Aber die Abendglocken des Fastnachtsdienstags erinnern an Buße und Entbehrung — die Masken vereinigen sich zu Leichenzügen, die den Carneval mit Fackeln zu Grabe tragen und in allen Straßen hört man die Klagelieder, die Goudouli dem Papre Carmatran (Vater Fasching) geweiht hat.

Mit dem Aschermittwoch beginnt die lange Fastenzeit, welche Kirchen und Klöster mit bußfertigen Sündern füllt. Zahllose Messen werden gelesen zum Heile der Verstorbenen und Lebenden, zahllose Gebete werden von zitternden Lippen gesprochen, und die Herzen leiden unter der Doppellast der Reue — und der Langenweile.

Die Tage schleichen langsam vorüber, endlich, endlich bringt der Palmsonntag neues Leben. Die Frommen dürfen sich wieder schmücken zur Ehre des Herrn, in den Kirchen ist Musik, Lorbeer- und Palmzweige werden geweiht, und in der Kirche St. Michaels wird dem Volke der Segen gegeben.

Die folgende Woche erscheint zwar wieder im Trauerkleide, aber es ist als fühlte man schon das Nahen der herrlichen Osterzeit. Donnerstag wird das Leiden Jesu in der Augustinerkirche besungen, Freitag küssen die Frommen die Wunden des Erlösers oder hören in der Antonskirche Trauerhymnen singen und Sonnabend wird in der Kathedrale allgemeine Absolution ertheilt.

Am Ostersonntage ist feierliches Hochamt, alle Kirchen sind überfüllt, besonders die Kathedrale, der um Mittag alles zuströmt um den erzbischöflichen Segen zu empfangen. Die Karmeliter haben bereits um 7 Uhr Morgens einen Umgang durch die Stadt gehalten. Die große Festprocession ist am folgenden Tage, sie geht von den Karmelitern aus, mehrere Orden und Brüderschaften schließen sich an, die Capitouls nehmen Theil daran im vollen Ornate und das Volk singt romanische und französische Nouels. Nachmittags ziehen die Benedictiner nach dem St. Jakobs-Hospitale, wo ihnen als Herren gehuldigt wird. Auf den Quais sind Buden und Zelte errichtet, Flöten und Geigen rufen zum Tanz — weltliche Lust und Sünde beenden die Feier des Tages.

Der folgende Sonntag ist Notre-Dame de Patience geweiht, die in der Kirche du Taur verehrt wird. Alle Kranken, Leidtragenden und Armen finden bei dieser Mutter der Gnaden Trost, Schutz und Hülfe, auch bußfertige Sünder nimmt sie gütig auf.

Am 29 April weihen die Dominikaner St. Petrus ein Hochamt, und bei den Jakobinern werden Oliven-Zweige vertheilt, die im Namen der Heiligen geweiht sind, wodurch sie die Kraft erhalten haben, Felder und Gärten vor Hagelschlag zu behüten.

Am 30. ist das Fest der heiligen Katharina, Patronin der Jungfrauen. Die Trinitarier und die Mönche von St. Orens vereinigen sich zur Procession, der sich alle Mädchenschulen und Erziehungsklöster anschließen. Häuser und Kirchen sind mit Kränzen geschmückt, weißgekleidete Kinder streuen Blumen, Fenster, Thüren, Balcone und Straßen sind mit Zuschauern überfüllt. Aber die rechte Andacht fehlt — die Cruzifixe und Kirchenfahnen mit dem Bilde der Gebenedeiten oder der Schutzheiligen des Tages, die Gesänge der Priester und Chorknaben, die würdigen Gestalten der Mönche werden kaum beachtet; aller Augen begrüßen und verfolgen die jungen Mädchen. Weiß gekleidet, von weißen Schleiern umwallt, die verhüllen ohne zu verbergen, ziehen sie langsam vorüber; sie tragen Rosenkränze im Haar, Rosen und brennende Kerzen in der Hand; ihre Haltung ist demüthig, sie schlagen die Augen nieder und singen an den Stationsaltären von Todessehnsucht, von Reue und Buße. Aber in Wahrheit ist das Fest der heiligen Katharina ein Wettkampf der Eiteln, ein Triumph der Schönen. Auch der gesenkte Blick kann beobachten, und wenn hie und da der Ruf ertönt: Es hero beroyo! (sie ist sehr schön!) verrathen blitzende Augen, erröthende Wangen, mühsam unterdrücktes Lächeln, daß die Huldigung erwartet wurde und mit Freuden aufgenommen ist.

Der erste Mai ist das Fest des heiligen Orensius, das in mehreren Kirchen durch ein Hochamt gefeiert wird.

An demselben Tage beginnen die Blumenspiele. Thüren und Fenster des Capitols sind mit Lorbeerzweigen geschmückt. Die Mainteneurs der Akademie, die Capitouls und die Räthe des Parlaments vereinigen sich im Saale des Grand Consisteire; das Volk erfüllt Säle, Treppen, Vorhallen und Höfe, und hört die besseren Arbeiten der nicht gekrönten Preisbewerber vorlesen.

Am 3 Mai ziehen Mainteneurs, Capitouls und Parlamentsräthe in Procession nach der Kirche der Daurade; die Preise der Blumenspiele: goldene und silberne Veilchen, Rosen und Ringelblumen werden auf den Altar gelegt und geweiht. Die Versammlung hört eine Messe und begibt sich nach dem Capitole, wo um 4 Uhr Nachmittags die Preisvertheilung beginnt.

Der 15 Mai iſt St. Germier Biſchof von Toulouſe gewidmet. In St. Saturnin werden ſeine Gebeine ausgeſtellt. Eine Proceſſion der Findelkinder zieht durch die Stadt und erntet reiche Almoſen.

Am 16 Mai läßt das Volk in der Dalbade Roſen weihen, die nun Häuſer und Menſchen vor Gewitterſchaden ſichern.

Der 17 Mai iſt ein Hauptfeiertag für die Kirche von Toulouſe: ein Dankfeſt zum Gedächtniß des Sieges über die Proteſtanten, die ſich 1562 des Stadthauſes, mehrerer Kirchen, der Thore Villeneuve und Matabieu bemächtigt hatten. In einem alten Manuſcripte, das Du-Mege mittheilt, wird die Proceſſion dieſes Tages ausführlich beſchrieben:

„Um zehn Uhr Morgens ziehen die Mönche der verſchiedenen Orden mit ihren Kreuzen und Fahnen, die Capitouls und die Zünfte der Stadt nach St. Saturnin um die Reliquien dieſer Kirche zur Kathedrale zu geleiten, wo um Mittag die hohe Meſſe geſungen wird. Um ein Uhr beginnt die Proceſſion: zuerſt erblickt man die vier Wächter der Stadt in ſchwarzem mit Todtenköpfen verziertem Gewande, jeder trägt ein Glöckchen in der Hand. Dann kommen die Pilger, ein langer Zug von etwa 200 Männern; nach ihnen erſcheinen die Väter von St. Georg und die Barfüßer vom Orden St. Auguſtins. Nun kommen die Kapuziner und die Franciskaner vom Kloſter des heiligen Antonius. Die Minoriten ſind um ihre Banner geſchaart; die Recollecten und Tertiarier folgen ihnen. Nun zeigen ſich die vier Orden der Bettelmönche: die Auguſtiner, die Karmeliter, die Franciskaner der ſtrengen Obſervanz und die Dominikaner. Alle dieſe Mönche, etwa 400 an der Zahl, gehen ſchweigend vorüber.

„Dann ſieht man die ſilbernen Kreuze dreier Gemeinden ſchimmern, gefolgt von der Geiſtlichkeit der Kirchen St. Nicolaus, der Daurade und Dalbade, denen ſich die Mönche des Benedictinerkloſters anſchließen.

„Abermals zeigen ſich drei Kreuze; es ſind die der Gemeinden von St. Peter, vom Taur und von St. Saturnin, und jetzt iſt der wichtigſte Augenblick gekommen, denn „„der Herold der heiligen Leiber““ erſcheint. Er trägt auf der Bruſt eine ſilberne Taube, ſein Kleid iſt violett, ſein Barret von gleichfarbigem Sammt; er hält einen Stab in der Hand und ſchreitet vor den Reliquienkaſten her, die von den Zunftmeiſtern der Stadt getragen werden. Da glänzen die goldenen und ſilbernen Truhen, in welchen die Reſte von ſechs Apoſteln, die Gebeine St. Exuperus, St. Saturninus, St. Germiers und zahlloſe Märtyrer und Jungfrauen enthalten ſind. Macht Platz! jetzt kommt das Capitel von St. Saturnin, und nun fallt nieder, um den heiligen Dorn aus der Krone des Erlöſers anzubeten. Er wird von den Dominikanern in einem goldenen Schrein vorübergetragen.

„Noch lange hören wir die Fanfaren der Silbertrompeten, von denen das Heiligthum begleitet wird, dann zeigt ſich das Kreuz der Kathedrale. Entblößt das Haupt und beugt das Knie, um das heiligſte Sacrament zu empfangen! Die acht Capitouls des Jahres, in Scharlachgewändern und Hermelinkappen tragen den prächtigen Baldachin, der die Monſtranz überragt; die Aſſeſſoren und Unterbeamten des Capitoulats gehen Kerzen tragend nebenher.

„Dann ſchreiten die Huiſſiers des Parlaments vorüber; die Räthe und Beiſitzer des oberſten Gerichtshofes folgen in rothen Gewändern, die königlichen Secretäre in langen Mänteln ſchließen ſich an, die Schatzmeiſter von Frankreich folgen. Nun kommt die Univerſität; alle Profeſſoren erſcheinen im Ornate, dann die Mitglieder des Landgerichts, die Capitouls früherer Jahre, denen ſich Schulen, Corporationen und fromme Brüderſchaften anreihen, Bürger und Bürgerinnen von Toulouſe, Fremde und eine Abtheilung der Scharwache mit Trommeln und Pfeifen beſchließen den langen Zug.

„In dieſer Proceſſion ziehen an 40,000 Menſchen durch die Straßen von Toulouſe, in denen ſich die Bevölkerung der umliegenden Ortſchaften drängt, um dem prächtigen Schauſpiel beizuwohnen.

„Nach langen Umwegen geht die Proceſſion nach St. Saturnin, wo die Reliquien abgegeben werden; dann kehrt ſie in die Kathedrale zurück, und zum Beſchluß ertheilt der Erzbiſchof den Segen.“

Am 19 Mai wird das Feſt des heiligen Ivo in der Kirche von Nazareth gefeiert.

Drei Tage vor Himmelfahrt beginnen die Proceſſionen der Bettage. Am erſten Tage iſt St. Saturnin Vereinigungspunkt der verſchiedenen Umgänge. Die Meſſe wird im höchſten Pomp geleſen. Am zweiten Tage iſt die Kathedrale Mittelpunkt der Feſtlichkeit, und am dritten Tage wird eine muſikaliſche Meſſe in der Daurade gefeiert, nachdem die Proceſſionen durch alle Vorſtädte, über alle Quais gezogen ſind. Nach Beendigung des Hochamts ſtrömt das Volk nach den Ufern der Garonne, um zu ſehen wie der Fluß den Segen der Kirche empfängt. Am Garten des Benedictinerkloſters landet ein koſtbar verzierter Kahn, den alsbald ein Mönch mit einem Crucifix beſteigt; zwei Männer lenken das Schiffchen bis in die Mitte des Fluſſes, der Benedictiner taucht das Kreuz in die Wellen, das Volk betet und der glückliche Strom iſt vom Einfluß hölliſcher Mächte befreit.

Zum Himmelfahrtsfeſte iſt wieder die ganze Stadt geſchmückt; Stationsaltäre mit dem Bilde der Jungfrau ſind errichtet, Proceſſionen ziehen durch die Straßen, und in allen Kirchen iſt feierlicher Gottesdienſt und Zudrang der Gläubigen.

Am 31 Mai wird St. Silvius, Biſchof von Toulouſe, in der St. Saturninkirche verehrt, ſeine Gebeine werden ausgeſtellt, und die weißen Büßer ziehen durch die Stadt.

Der erſte Junius iſt bei den Karmelitern dem blutenden Herzen Maria geweiht.

Am 4 Junius wird in der Kathedrale allgemeiner Ablaß ertheilt; die Prieſter haben bereits das rothe Meßgewand der Pfingſtzeit angelegt; Abends gegen 9 Uhr kommen die Dorfbewohner der Nachbarſchaft, an dieſem Tage „Couſines“ genannt, in geſchmückten Schiffchen den Canal heraufgezogen. Am Fenſter des ſogenannten Waſſerthurmes ſteht eine bewegliche, ſehr geſchmückte Strohpuppe, deren unaufhörliche Bewegungen die Ankommenden begrüßt. Dieſer ſonderbare Empfang, der ſich jährlich wiederholt, gibt jedesmal zu derben Wortkämpfen Anlaß.

Am erſten Pfingſttage zeigen ſich wieder die Kirchen im höchſten Glanze; um 4 Uhr Nachmittags zieht die Generalproceſſion durch die Stadt, trotz Sonnengluth und Gewitterſchauer; die Gärten haben reiche Blumenopfer geſpendet, von St. Etienne bis zur Kirche du Salin iſt die Grand'rue in eine duftende Laube verwan-

delt. Auch die Kirchen Ste. Claire und Dalbade prangen im Roſenſchmuck und werden mit dem Durchgang der Proceſſion begnadigt.

Der zweite Feſttag iſt minder prächtig, aber lauter. Nach vollendetem Umgang der Benedictiner beginnt ein Markt auf der Eſplanade; Tanz, Geſang und Spiel füllen die letzten Stunden des Tages und dauern bis tief in die Nacht.

Aber den herrlichſten Schmuck trägt Toulouſe acht Tage ſpäter, am Trinitatisfeſte. Es iſt kaum zu glauben, daß die Blumenüberfülle, unter welcher die geſchwärzten Mauern faſt verſchwinden, in irdiſchen Gärten gewachſen wäre. Zwiſchen Taxus und Cypreſſen, Weinlaub und Olivenzweigen ſchimmern Lorbeerroſen und Lilien; lange Gewinde dunkelblauer Cyanen ſchlingen ſich um Lorbeer- und Orangenbäume, Epheuranken ſind mit Roſen durchflochten, die goldenen Trauben des Cytiſus, die weißen und blauen Dolden des Hollunder, Schneebälle und Glockenblumen, Jasmin und Veilchen, Narziſſen und Nelken ſind zu Kränzen, Guirlanden und Bouquets vereinigt. Das iſt eine verwirrende Farbenpracht, ein berauſchender Duft! Dazu glühen Mauern und Steine, wenn um Mittag die große Proceſſion von St. Etienne aufbricht, die Trompeten ſchmettern, die Geſänge der Prieſter ziehen langſam verhallend durch die Straßen; aus den Rauchfäſſern der Chorknaben ſteigen blaue Schleier, die im blendenden Sonnenlicht wunderſam verſchwimmen — und eben ſo verſchwimmen die Gedanken, die Seele erhebt ſich in Extaſe zu überirdiſchen Regionen, das gläubige Gemüth ſchwelgt in den Wonnen des Himmels, die Heiligen thun Wunder, die Zukunft wird offenbar. Ueberdieß ertheilt der Erzbiſchof Morgens und Abends den Segen, und in der Kirche du Taur wird eine Motette geſungen.

Am 11 Junius wird das Andenken des heiligen Antonius von Padua bei den Franciscanern und Recollecten gefeiert.

Am 20 Junius kommt eine Proceſſion aus dem nahen Dorfe Tournefeuille. Weißgekleidete Mädchen, Kinder in Engelscoſtüm, bunte Fahnen, ſchimmernde Kreuze, Blumen- und Bänderſchmuck geben ihr ein heiteres Anſehen. Sie beſucht die Kirchen St. Saturnin und St. Sauveur.

Am 24 iſt das Johannisfeſt. Um 11 Uhr Morgens halten die Malteſerritter einen Umgang; nach der Veſper iſt die große Proceſſion des Capitels von St. Saturnin, auf dem Platze von St. Raymound wird eine Motette geſungen, dann zünden die Prieſter den großen Holzſtoß an, der dort errichtet iſt, die Jugend tanzt um das Feuer, und in allen Straßen werden Lieder in romaniſcher Sprache geſungen.

Der 29 Junius gehört den Apoſteln Petrus und Paulus. In der Kirche der Malteſer-Ritter wird eine hohe Meſſe geleſen. Die grauen Büßer halten einen Umgang.

Am 14 Julius ſind die Feſte des heiligen Bonaventura und unſrer lieben Frau vom Berge Karmel; letzteres wird von den Barfüßermönchen des Karmeliterordens auf das prächtigſte begangen.

Der 23 Julius iſt St. Jacob dem Schutzpatron der Pilger geweiht. Von nah und fern ſtrömen ſeine Schutzbefohlenen herbei: aus der Provence und dem Languedoc, aus Gasconien und Béarn, aus den Grafſchaften Foix und Comminges, aus Aragonien und Navarra, ſogar aus Rom, Loretto und Jeruſalem ſind einige erſchienen, in Muſchelhüten und härenen Gewändern, behängt mit Reliquien aller Art, mit geweihten Roſenkränzen, viele mit bloßen Füßen, einige mit Ketten an Armen und Beinen oder ſonſtigen Marterwerkzeugen, die St. Jacobs Gunſt erwerben. Auch die Brüderſchaft der heiligen Anna hält an dieſem Tage einen Umgang von der Kathedrale zur Kirche du Taur.

Am 2 Auguſt läßt Notre-Dame-des-anges der ſündigen Welt durch die Franciskaner Ablaß ertheilen: die Kloſterkirche iſt den ganzen Tag von Bußfertigen überfüllt; um 5 Uhr Abends vereinigen ſie ſich zur Proceſſion.

Der 5 Auguſt gehört unſrer lieben Frau vom Schnee; ſie wird in den Kirchen von St. Sauveur und St. Saturnin, in der Daurade, bei den Kapuzinern und Karmelitern verehrt.

Am 6 Auguſt iſt in der Dominikanerkirche Trauergottesdienſt zum Gedächtniß des heiligen Dominicus.

Der 12 Auguſt iſt St. Clara geweiht, die ſich beſonders jungen Mädchen gnädig erweiſt, und darum von ihnen mit Blumen und Geſchenken aller Art überhäuft wird.

Am 15 Auguſt iſt Mariä Himmelfahrt. Die Stadt iſt wiederum mit Blumen, Teppichen, Bildern und Altären geſchmückt; um 5 Uhr Nachmittags beginnt die Generalproceſſion, die von der Kathedrale ausgeht, vor den Kirchen von Sta. Clara und von Nazareth vorbeizieht, ſich in die Dalbade begibt, wo eine Motette geſungen wird und über den Platz von Aſſezat und den der Dreieinigkeit nach der Stephanskirche zurückkehrt. Auch dieſer Tag iſt reich an Indulgenzen.

Der 27ſte iſt das Feſt des heiligen Auguſtin. Am folgenden Sonntag halten die Mönche ſeines Ordens einen Umgang.

Am Abend des 7 Sept. iſt der Geburtstag der Jungfrau; in allen Kirchen und Capellen iſt feierlicher Gottesdienſt, jedes Marienbild in Mauernischen, an Brücken und Brunnen wird mit Blumen und Kerzen verziert, und das Volk ſingt der Mutter der Gnaden romaniſche Lieder.

Am 28 Sept. werden in der Saturninskirche die Gebeine des heiligen Exuperns ausgeſtellt. Seine Schützlinge bringen ihm Geſchenke, und wenn er gerade bei Laune iſt, heilt er die Kranken und gibt den Irrenden oder Trauernden Rath und Troſt.

Am 4 Oct. feiern die Franciscaner das Feſt des heil. Franz von Aſſiſi.

Am 31 Oct. wird die erſte Veſper des Allerheiligen-Feſtes geleſen, und am folgenden Tage erſcheint die Stadt aufs neue im höchſten Schmucke zu Ehren der Würdenträger des Himmels. Die Gärten haben ihre letzten Blumen geſpendet. Aſtern, Malven, Heliotrop, Reſeda und ſpäte Roſen, die gelben Blüthen der Caſſia, die glänzenden Blätter und Dolden des Wunderbaums, bunte Verbenen, Tuberoſen, Monatsveilchen, perſiſcher Jasmin und die blauen Blumen des Immergrüns. In der Vorhalle der Kirchen ſtehen Myrten, Granaten, Orangen, und der Duft des ewig blühenden Baumes vereinigt ſich mit dem Weihrauch, der an den Altären geopfert wird. Die reliquienreichen Grüfte von St. Saturnin ſind geöffnet, von nah und fern ſtrömt das Volk herbei, um die „heiligen Leiber“ anzubeten; Proceſſionen wallen durch die Straßen, Lieder und Gebete, Dankſagungen und Bitten hoffen das Ohr der Heiligen zu erreichen.

Der 2 Nov. hüllt ſich in ernſteres Gewand, es iſt der Tag Aller Seelen. In den Kirchen werden Kerzen, Kreuze, Scapuliere und Palmen zum Schmuck der Gräber geſegnet; Seelenmeſſen werden geleſen, die einflußreichſten Heiligen werden angerufen den Verſtorbenen in der Qual des Fegefeuers beizuſtehen, Kirchen, Capellen, Altäre werden zum Beſten der Abgeſchiedenen beſchenkt; Nachmittags halten die Geiſtlichen jeder Kirche einen Umgang auf dem Gottesacker der Gemeinde; an allen Gräbern beten und weinen die Hinterbliebenen; Bänder, Kerzen, friſche Kränze, Palmenzweige, Gold und Silberflittern geben den Kirchhöfen ein feſtliches Anſehen.

Am 15 Nov. wird in der Kathedrale ein Hochamt für das Parlament gefeiert, worauf ein Mitglied des Gerichtshofs eine Rede hält, um die Advocaten an ihre Pflichten zu erinnern.

Der 22 Nov. iſt der Tag der heiligen Cäcilie, der in der Saturninskirche durch ein geiſtliches Concert gefeiert wird.

Am 27ſten, dieß Jahr der erſte Sonntag des Advents, erſcheinen die Prieſter im weißen Meßgewande, das ſie bis zum Dreikönigstage beibehalten; die Meſſen der Apoſtel und Märtyrer werden jedoch auch zu dieſer Zeit in rothen Kleidern geleſen, wahrſcheinlich haben ſie dieſe Auszeichnung mit ihrem Blute erkauft.

Am 28 Nov. iſt die erſte Veſper des heiligen Saturninus. Abends wird der Thurm ſeiner Kirche illuminirt, das Volk beſingt ihn in romaniſchen Liedern.

Am 29ſten werden die Gebeine St. Saturnins ausgeſtellt; die Meſſe wird in Purpurgewändern geleſen, und der Zudrang des Volkes beweiſt, wie theuer ihm der Heilige iſt, wie viel es von ſeiner Hülfe erwartet.

Der 1 Dec. iſt St. Egidius, dem Schutzpatron der Goldſchmiede, geweiht. Vor dem Chateau de Bazade iſt Markt, die Bewohner der benachbarten Ortſchaften ſtrömen herbei.

Am 8ten wird die unbefleckte Empfängniß Mariä durch Proceſſionen und Kirchenmuſik gefeiert; der Umgang der Kaufleute zeichnet ſich beſonders durch die prächtigen Anzüge der Theilnehmenden aus.

Am 21ſten iſt das Feſt des Apoſtel Thomas.

Der 22ſte gehört St. Honorius, deſſen Bild in der Saturninskirche verehrt wird.

Am 24ſten erhält Toulouſe Generalabſolution; die erſte Veſper des Weihnachtfeſtes wird geſungen; um Mitternacht beginnen die vierzigſtündigen „Bitten.“ In allen Kirchen ſind Krippen ausgeſtellt, und am 25ſten werden nach dem Hochamt in der Kathedrale, in St. Saturnin, bei den Dominicanern, im Kloſter der Auguſtiner, in der Dalbade, der Daurade und der Kirche du Taur die romaniſchen Nouels des berühmten Goudouli geſungen.

Der zweite Weihnachtstag iſt zugleich das Feſt des heiligen Stephan. In der Kathedrale, die ihm geweiht iſt, wird eine hohe Meſſe geſungen; Morgens und Nachmittags bildet ſein Märtyrerthum den Text ergreifender Predigten; auch die erſte Veſper für den Apoſtel Johannes wird an dieſem Tage geſungen.

Am 27 Dec. wird das Feſt des Evangeliſten in allen Kirchen gefeiert.

Das Singen der Nouels in Kirchen und Straßen dauert fort bis zum Dreikönigstage.

Die Mitternachtsmeſſe des 31 Decembers beſchließt das Jahr.

Außer dieſen Feierlichkeiten, an denen ſich die ganze Stadt betheiligt, hatte jede Gemeinde, jede Seitencapelle der Kirchen, jedes Marienbild, jeder Reliquienſchrein beſondere Feſt- und Gnadentage. Familien und Corporationen ſtellten Wallfahrten an. Die Sacramente der Taufe, der Firmung, des Abendmahls, der Trauung und der letzten Oelung wurden mit höchſter Pracht vollzogen, damit auch dem ärmſten Leben innerhalb der Kirche Momente des Glanzes zu Theil würden.

So war der genußſüchtige eitle Sinn des Südländers gefangen, ſeine Phantaſie war beſchäftigt, und in geiſtiger Trägheit überließ er der Kirche die Beherrſchung des Lebens und der Wiſſenſchaft, die Entſcheidung über Recht und Unrecht.

Die Folgen dieſer ſittlichen Unmündigkeit machen ſich jetzt in ganz Frankreich, im öffentlichen wie im Privatleben geltend, und die lange Dauer der Gewiſſensknechtſchaft, die zum Theil noch heute beſteht, wird auch den Verwirrungen und Kämpfen der Uebergangsperiode noch längere Dauer ſichern.

Amerikaniſche Federzeichnungen von E. Pelz.

Die Unions-Spielregeln.

Als ich nach Rußland kam aus dem lieben, trauten Vaterlande, glaubte ich mich auf einer letzten Hochſchule der Lebens zu befinden, denn die dortigen Geſellſchaftszuſtände lehrten nicht mehr in jener Weiſe, wie man ſie in Deutſchland vorfindet, und die ihre guten Seiten hat, von der aber nicht geſagt werden kann, daß ſie ein höherer Unterricht, eine Erziehungsart von großartigerem Standpunkte ſey. Die Strebepunkte des Lebens treten da nicht ſo entſchieden heraus, weil ſich alles mehr in einer Mitte und Mittelmäßigkeit, fern von Extremen hält. Man wird — wie vermöge eines Zaubers — gewiſſermaaßen wie in einer unentſchiedenen Schwebe gehalten, und es entgehen da die Vortheile ausgeprägter Erſcheinungen. Bis zur großartigen Weltanſchauung bringen es ſicher nur ſehr wenige.

In Rußland trägt, wenn nicht alles, ſo doch das meiſte, ein entſchiedenes Gepräge. Wenigſtens iſt die Form durchweg autokratiſch gegeben. Man hat darneben nur auf das Widerſtrebende der Menſchennatur Acht zu geben. Aber in letzterer Beziehung iſt dort im Zarenreiche natürlich an keine freie Bewegung zu denken. Was ſich Oppoſitionelles vorfindet, iſt nicht ein heller Lebenston, jedem Inſtrumente muß die Sourdine aufgeſetzt werden, und ſo bekommt man die Töne nur gedämpft, verſchleiert zu hören. Der Lebensſchüler wird noch, wie in den altägyptiſchen Prieſterſchulen, durch Symbolik in untergeordneter Claſſe abgeſpeiſet. Ganz anders iſt es in der großen, nordamerikaniſchen „Muſter-Republik.“ Da wird dem Mehrheitswillen kein directer Einzelnwille entgegengeſtellt; die

Schule des daſigen Lebens trägt inſofern ein entſchiedeneres Gepräge, als namentlich in der menſchlichen Natur liegende Unarten deutlicher zum Vorſchein kommen. Es tritt gewiſſermaaßen ein umgekehrter Fall ein, der oben an den Unterſchied zwiſchen niedern Schulen und Hochſchulen erinnert.

Während in Rußland die Bevölkerung, alſo die Mehrheit, einer direct ausgeſprochenen Regentendictatur wenigſtens formell ſich unterwirft und ſcheinbar keine Rückſicht auf Volksneigungen genommen wird, modelt ſich in der Union alles ſcheinbar nach dem Willen des „jungen Rieſen," denn dieſer pocht immer auf ſeine phyſiſche Kraft. Minderheiten, die etwas durchſetzen wollen, müſſen immer indirect zu Werke gehen und irgend einen amüſanten Hokuspokus treiben. Das „große" Kind läßt ſich nicht am Gängelbande der Ukaſe führen, wohl aber bei der Naſe herumziehen.

Nirgendwo unter Menſchen wird der aufmerkſamere Beobachter ſo lebhaft an die Worte des Palladas von Alexandrien erinnert:

„Spiel iſt unſer Leben und Schauſpiel. — Lerne Spielen, oder du trägſt Schmerzen und Schaden davon;" als unter den „Amerikanern," dieſen modernen Lieblingskindern des alten Gottes Iſraels. Nichts kann intereſſanter und vergnüglicher ſeyn, als die Rolle eines Zuſchauers, der das „Ride si sapis" des Martial begriffen hat. Es iſt eigentlich ganz gleich, wo man hinter die Couliſſen blickt und dem Spiele zuſieht, aber Waſhington erſchien mir doch „After all" bisher noch als das ergötzlichſte Theater.

Wie dort im allgemeinen geſpielt wird, habe ich in Umriſſen ſchon früher gezeichnet; heute fällt mir ein Zeitungsartikel in die Hand, der die treffendſte Schilderung dort geltender Spielregeln mit kurzen Worten gibt — und derſelbe mag hier Platz finden:

„Eine amerikaniſche Geſchäftsordnung bietet der Schlupfwinkel, Ausflüchte und Verſteckplätzchen ſo viele, wie ein juriſtiſcher Codex, und es gehört ein ordentliches techniſches Studium dazu, um bei jedem einzelnen Punkte der Berathung genau angeben zu können, wo und wie die Sache denn eigentlich ſteht. Da gibt es eine Annahme im Plenarcomité, die noch gar nichts für eine definitive Annahme entſcheidet, dann eine Annahme von Comitéberichten, die aber bei Leibe noch keine Genehmigung derſelben, ſondern nur eine Entgegennahme zur Berathung iſt. Sodann kommen die zahlreichen Winkelzüge, die ſich bei den verſchiedenen Leſungen der Bills bieten, das „auf-den-Tiſch-legen," die Rückweiſung an Comités „zur completen Berichterſtattung" oder mit „Inſtructionen," die Anordnung der Reinſchrift zur dritten Leſung u. ſ. w. Wenn ſich eine Bill durch alle dieſe Labyrinthe hindurchgewunden hat, und nun endlich ein förmlicher Beſchluß darüber gefaßt iſt, wenn die Telegraphendrähte nach allen Richtungen hin ihn gemeldet haben, dann kommt auf einmal noch — ein Reviſionsantrag nachgeſchickt und der Schwindel geht von neuem los."

Ein in Deutſchland Geſchulter raiſonirt darüber etwa wie folgt:

Bei der Juſtizpflege gilt es, das Recht zu finden und zu ſprechen. Dabei iſt oft Eile ſo nöthig und nützlich, als Uebereilung nachtheilig. Alle Seiten einer Sache wollen erwogen ſeyn, um nicht das Unrecht zu unterſtützen. Jeder Streitſache iſt daher billige Friſt zu belaſſen. Ebenſo ſoll man ſich in Angelegenheiten des Gemeinwohles nicht übereilen, aber in gleichem Grade zu empfehlen iſt möglichſte Beſchleunigung.

Das kann jedoch nur als Mittelſtraßenanſicht gelten, die gewöhnlich alles viel zu ernſt und pedantiſch nimmt und ganz außer Acht läßt, daß es ſich ja nur um ein „Schauſpiel" handle.

Genial muß die Geſchichte aufgefaßt werden, ſonſt erſcheint es langweilig was aufgetiſcht wird.

Zufolge der genialen Auffaſſung iſt ein gutes collegialiſches Vernehmen des Schauſpielerperſonals Hauptſache. Wollten oder ſollten die Acteure eines Tages — hier die Senatoren und Repräſentanten eines Congreſſes — alle Sachen die vorgebracht werden, ſo kurz wie möglich nach den Vorſchriften des „Common Senſe," oder des geſunden Menſchenverſtandes entſcheiden, dann fielen erſtens alle Intriguen hinweg, man wäre außerdem viel zu raſch fertig; ein Stück das fünf Acte mindeſtens haben muß, um die Theaterzeit, d. h. die Congreß-Saiſon zu füllen, wäre kaum einactig, und wo ſollte die gehörige An- und Aufregung oder Unterhaltung des Publicums herkommen? Nebenbei hätten es nachſuchende Parteien auch viel zu leicht. Es muß alſo Intrigue in darzuſtellende Stücke gebracht werden, um dieſelben gehörig zu verlängern. Die Menſchen ſind ein ſonderbar Geſchlecht! Was ihnen keine Anſtrengung koſtet, achten ſie immer gering, und je koſtſpieliger ein Artikel wird, um ſo werthvoller wird er den Leuten. Dieß müſſen die Schauſpieler im Congreß feſt im Auge halten, wenn ſie beliebt erſcheinen wollen, und darum iſt das Labyrinth der Hemmniſſe unerläßlich. Würde einfach berathen und darauf zur Entſcheidung abgeſtimmt, wo bliebe da der Reiz für die Intereſſenten? Dieſe müſſen alſo hingehalten, und es muß ihnen insbeſondere die Geſchichte vertheuert werden. Letzteres iſt Hauptſache.

Wer eine Sache beim Congreß betreibt, darf nicht ſo einfach abgeſpeist werden, wie etwa auf einem Poſtamte. Es müſſen allerlei Formen erfunden werden, die nicht jedermann innehaben kann, damit Nachſuchende genöthigt werden, ſich der „Congreſſional-Agents", einer Art Congreß-Advocaten zu bedienen. Wenn Congreßmitglieder direct mit Intereſſenten über den Preis einer Zuſtimmung unterhandeln ſollten, dann würde einmal das Pikante der Intrigue verringert werden, und die Sache wiche nicht ab vom gewöhnlichen Schacher; ſodann vereinfachte ſich die Mitſpielerzahl zu ſehr. Wie bei großen Spectakelſtücken der Neuzeit ſtets möglichſt viele Menſchen auf die Bühne gebracht werden, ebenſo geſchieht es bei Aufführung des Repräſentations-Schauſpiels in Amerika. Die Grundurſache ſind die demokratiſchen Inſtitutionen der Union, bei denen kein ſtreng ariſtokratiſches Abſchließen einer Minderheit thunlich iſt. Es bemerken alle, die keine Strohköpfe tragen, daß Geld „gemacht" wird bei den Congreſſen, Aſſemblies u. ſ. w., darum ſtreben viele darnach gewählt zu werden. Vereinigte man ſich aber nicht bei den Wahlen, die den „Proben" an Theatern ähneln, ſo würden nur Stimmenzerſplitterungen reſultiren; es käme keine Wahl zu Stande, weil gar zu viele gewählt ſeyn wollen. Die Befriedigung unter den Bewerbern widerſtreitet ſchon mächtig jeder Simplicität des Verfahrens, und macht Spielarrangements der weitläufigſten Art unerläßlich. Es iſt genau wie unter einer Schaar Knaben, wo auch immer eine Mehrzahl der Regſamſten ins Spielintereſſe gezogen werden muß, ſoll nicht Revolution entſtehen. Wenn daher von „Jugendlichkeit der Nation" und „Jungrieſenſchaft" geſprochen wird in Amerika, ſo liegt darin Wahres,

falls Knabenhaftigkeit das Jugendliche bezeichnen soll; sonst aber hinkt diese Behauptung über Gebühr.

Jedenfalls darf die europäische Lebensauffassung in Amerika nicht zur praktischen Anwendung von Personen gebracht werden, welche das Lebensspiel da mitspielen wollen. Namentlich erscheinen die in Deutschland noch ziemlich allgemein herrschenden Begriffe von Schicklichkeit und Gesittung völlig unanwendbar. Gelindest ausgedrückt nehmen die Amerikaner das Schauspiel des Lebens mehr auf eine leichte Achsel, sie behandeln es mehr als Spiel, und sehen ganz vom innern Ernst ab, der in Deutschland bei jeder Theilnahme am Gemeinsamen gefordert wird. Der Ernst wird nur geschauspielert, und dient lediglich als Phrase zur Erhöhung des Vergnügens am Spiele. Die Mehrzahl der Politik-Spielenden ist sich stets des Spieles bewußt, und jeder sucht andere nur in Durchtriebenheit zu überbieten. Einzelne mögen ins Getriebe gezogen werden, die es so lange ehrlich meinen, bis sie sich als gefoppt erkennen und abtreten, oder gewitzigt mit fortspielen.

Als Grundelement dieser Erscheinung muß die durch verschiedene Lebensverhältnisse vorherrschend gewordene Selbstsucht angesehen werden. Durch sie wird das ganze Spiel mit allen seinen Regeln und Erfolgen bedingt. Man treibt die Politik mit allem was dazu gehört, wie Hazardspieler am grünen Tisch ihren spannenden Zeitvertreib abzumachen pflegen, nur daß letztere nicht prätendiren zum Gemeinbesten zu spielen. Darum erscheint auch das Politikspiel in Amerika pikanter als das gewöhnliche Hazardspiel, dem eine Hauptmaske abgeht, und es erklärt sich, daß die Angloamerikaner keine Deutschamerikaner zu Spielcameraden haben wollen. Denn die Erfahrung lehrt, daß letztern wenn nicht heiliger Ernst, so doch Eigensinn innewohnt, demzufolge sie sich zänkisch zeigen, während bei den Angloamerikanern das ganze Spiel meist lachenden Mundes abgemacht wird. Anstatt eines lustigen Schauspiels mit gewissem innern Zusammenhalt würden die Deutschamerikaner nichts als eine lederne, zerfahrene Tragikomödie hervorrufen; so behaupten Erfahrene im Lande des „jungen Riesen", und ich möchte nach dem was ich bisher mit angesehen, keineswegs das directe Gegentheil behaupten. Ist aber kein großartiges Drama von den Pygmäen unsrer Zeit herzustellen, dann erscheint mir das Lustspiel, ja sogar die Posse vorzüglicher, als ein verhunztes Schauspiel.

Der Palast von Sydenham.

(Aus einem Schreiben Benj. Delessert an die Revue des deux Mondes. 15 Julius.)

Ich habe den Palast von Sydenham besucht und möchte gerne einiges über diesen der öffentlichen Aufmerksamkeit so würdigen Bau sagen, nicht um die unermeßliche Ausstellung zu schildern die viel größer ist als die des Jahres 1851, sondern um einen Ueberblick über die gesammte Unternehmung zu geben, und den Gedanken, der diese prachtvolle Schöpfung ins Leben rief, herauszuheben. Dieser liegt in einem Ausspruch, den kürzlich Hr. Laing, Parlamentsmitglied und Präsident der Gesellschaft des Krystallpalastes, in einer öffentlichen Versammlung gethan: „wenn die Gesellschaft den Zweck, den sie sich vorgesetzt hat, erreichen will, so muß sie die Entwicklung der Bildung und die Fortschritte des Unterrichts beim englischen Volk im Auge behalten." Das ist in Wahrheit einer der interessantesten Zwecke, den sich die Compagnie des Sydenham-Palastes vorsetzte, indem sie zur Begründung dieses ungeheuren für die Bildung nicht minder als für das Vergnügen des englischen Volks großartigen Baues über eine Million Pf. St. ausgegeben hat.

Der erste Gedanke an den Krystallpalast von Sydenham wurde aufgefaßt im Schooße der Committee der Gesellschaft für Künste, Industrie und Handel, welche vor kurzem ihren hundertsten Gründungstag durch ein Bankett im Palast selbst gefeiert hat. In dieser Gesellschaft war auch zuerst der Gedanke der allgemeinen Ausstellung im J. 1851 angeregt worden. Wirft man einen aufmerksamen Blick rückwärts, so findet man daß fast alle großen Dinge dieses Jahrhunderts von Privatgesellschaften entworfen und ausgeführt wurden, und nichts ist natürlicher: denn die intellectuelle Stärke, wie die materielle Macht beruhen im höchsten Grade in der Association. Selbst die industriellen Verbindungen, die nur das Interesse zum Zweck zu haben scheinen, haben immer auch ein für die Menschheit vortheilhaftes Resultat. Der Krystallpalast von Sydenham, den man mit vollem Recht das achte Wunder der Welt nennen kann, übertrifft die sieben andern an Größe eben so sehr, als unsere Civilisation die der Assyrier, Aegyptier und Griechen übertrifft. Während die Pyramiden, die hängenden Gärten von Babylon, diese Denkmale des Stolzes der Könige, Millionen armer Menschen das Leben kosteten, ohne irgend einen Zweck den anerkanntem Nutzen zu erreichen, so erfreut man sich bei dem Gedanken, daß der Bau des Krystallpalastes von Sydenham nicht nur keinem Menschen das Leben kostete, sondern Tausende von Arbeitern nährte, daß er wahrscheinlich seine Actionäre bereichern wird, und daß, was auch daraus werden mag, sein Bau für alle Classen der englischen Gesellschaft und für die fremden Besucher eine Quelle fortdauernder Belehrung über Vergangenheit und Gegenwart und eine Quelle der Verbesserung für die Zukunft seyn wird.

Mögen die, welche behaupten, die Welt schreite nicht von Fortschritt zu Fortschritt; mögen die, welche die Gesellschaft zurückschieben möchten unter dem Vorwand, daß unser 19tes Jahrhundert nicht so viel werth sey als das Alterthum oder das Mittelalter, mögen sie alle den Krystallpalast, dieß ungeheure Gesammtbild unserer Civilisation besuchen, mögen sie die hohe, menschenfreundliche, wahrhaft edelmüthige Idee fassen, welche dieß große Werk ins Leben führte; mögen sie sehen, mit welcher unbegreiflichen Schnelligkeit, mit welcher Macht der Mittel diese Idee ausgeführt wurde, und wenn sie ehrlich sind, werden sie der moralischen, wissenschaftlichen und industriellen Ueberlegenheit unserer Zeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Ruhm dieses Werks gebührt nicht einem einzelnen Menschen, er ist der Ausdruck der Fortschritte eines ganzen Volks, einer kräftigen Nation, welche seit einigen Jahren mit Ausdauer auf der breiten Bahn fortschritt, wo die Mächtigen die Schwachen unterstützen, die Wissenden die Unwissenden belehren,

mit Einem Wort, wo die gegenſeitige Neigung mehr und mehr alle Claſſen der Geſellſchaft unter einander verbindet. Es iſt überhaupt einer der charakteriſtiſchen Züge im Leben des engliſchen Volks während der letzten Jahre, daß die Regierung ſowohl wie die Einzelnen fortwährend zu Gunſten des Volks zu arbeiten bemüht ſind. Moral, Wiſſenſchaft, Induſtrie — alles wird dem Verſtändniß der zahlreichen armen und unwiſſenden Claſſen näher gebracht. Gelehrte vom erſten Rang, ausgezeichnete Nationalökonomen und Staatsmänner begreifen, daß die Zeit für die höhere Claſſe gekommen iſt, wo ſie in directen Verkehr mit dem Volk treten müſſen, und haben zu dem Ende in den großen Mittelpunkten der Induſtrie unentgeldliche Lehrcurſe eröffnet.

Wenn die Geſinnung, welche den Gedanken zum Palaſt von Sydenham einflößte, zu den großartigſten gehörte, ſo muß man auch anerkennen, daß die Ausführung des Gedankens würdig war. Es iſt ein ungeheures Gebäude mit einem Gerüſte von Eiſen und Mauern aus Glasplatten, ſeine Form iſt die eines Schiffs, das in der Mitte von einem viel höhern Tranſept und an beiden Enden von zwei minder hohen Tranſepten durchſchnitten iſt; die Dächer ſind demartig abgerundet. Der allgemeine Anblick iſt leicht und ſehr freundlich: leicht, denn das Auge trifft auf keine Maſſe von Holz oder undurchdringlichem Stein; freundlich, denn das Eiſen iſt blau gemalt, und das weiße glänzende Glas bietet eine milde und doch faſt zu ſchimmernde Farbenmaſſe. Dieſer glänzende Diamant hebt ſich ab von einer herrlichen Landſchaft in dem mannichfaltigſten Grün, von dem etwas rohen Ton der Wieſen bis zu dem gelblichen Blätterwerk der Bäume und des bereits reifenden Korns. Man hat den Bau auf einem nicht ſehr hohen Hügel aufgeführt, der jedoch einen ziemlich weiten Landumkreis beherrſcht, ſo daß man von ſehr weit her dieſe Kryſtallmaſſe glänzen ſieht, und daß die Beſucher von der Terraſſe des Palaſtes aus einen prächtigen Ueberblick über eine reizende Landſchaft genießen. Indem ich die Schnelligkeit, mit der dieß Gebäude in weniger als zwei Jahren aufgeführt wurde, bewunderte, fragte ich mich, warum man dieſe leichte und ökonomiſche Bauart ſo ſelten anwende? die Erfindung iſt zwar neu, denn ſie reicht nicht über den Kryſtallpalaſt von Hydepark hinauf, ſie hat aber doch ſchon ihre Probe beſtanden; die Bauart eignet ſich ganz beſonders für öffentliche Verſammlungen oder große induſtrielle Anſtalten.

Man kann auf einer kleinen Zweigbahn der von London nach Dover und Brighton führenden Eiſenbahn nach dem Palaſt von Sydenham gelangen. Die nach London kommenden Fremden ſehen ihn am Horizont links eine halbe Stunde vor der Station von London Bridge; wer aber die allgemeine Ausſtellung von 1851 nicht geſehen hat, begreift nicht, was dieſe Kryſtallkugel auf einer das ganze umliegende Land beherrſchenden Höhe ſeyn ſoll. Wenn man in Sydenham anlangt, befindet man ſich am Fuße eines ſchönen Parks, der in ſanften Abhängen bis zu den Terraſſen anſteigt, auf denen ſich der Palaſt erhebt. Vom Ausſteigeplatz führt eine ungeheure gedeckte Glasgalerie nach dem ſüdlichen Flügel, es iſt aber viel angenehmer den Park zu durchwandern, der von ſchönen Teichen durchſchnitten und von geſchmackvoll vertheilten Anſchwellungen des Bodens durchzogen iſt. Im Hintergrunde eines kleinen Thals, am Rande eines künſtlichen Sees bemerkt man die ſehr merkwürdigen Darſtellungen der antediluvianiſchen Ungeheuer, die durch den Geiſt der Cuvier und Geoffrey St. Hilaire gleichſam aus dem foſſilen Zuſtande wieder ins Leben gerufen wurden.

Die Vorderſeite des Palaſtes iſt von Terraſſen und Treppen, eben ſo majeſtätiſch und impoſant wie die von Verſailles, eingefaßt; ſie ſind mit einer großen Anzahl von Statuen geziert; rechts und links am Eingang in den Mitteltranſept laufen weite, vorn offene Galerien, von wo man behaglich ſitzend den zu ſeinen Füßen ſich entfaltenden Park und weiterhin die grünen Felder der Grafſchaft Kent überſchauen kann. Es iſt unmöglich die lebhafte Bewunderung und das Staunen zu ſchildern, das man empfindet wenn man in der Mitte des ungeheuern Gebäudes, da wo das Mitteltranſept und das Schiff ſich kreuzen, ſeinen Blick rings um ſich her ſchweifen läßt. Zahlen ſprechen nicht zur Einbildungskraft und geben nur einen unvollkommenen Begriff; ich will alſo bloß bemerken, daß die Thürme von Notredame ſich recht gut unter dem Dom des mittlern Tranſepts bergen könnten. Da zwei verſchiedene Ideen bei der Gründung des Kryſtallpalaſtes vorwalteten, die des Volksunterrichts und eine rein induſtrielle, ſo müſſen ſich auch in der Ausſtellung zwei Abtheilungen finden. Die rein artiſtiſche und wiſſenſchaftliche iſt dargeſtellt durch die Sammlungen von Thieren, Bäumen und Pflanzen, ſo wie durch Nachahmungen von Bauten verſchiedener Zeiten und der Meiſterwerke der plaſtiſchen Kunſt, die andere Abtheilung iſt der Bazar, die Induſtrieausſtellung, welche ihre Erzeugniſſe zeigt und verkauft. Die erſtere zieht vor allem die Neugierde auf ſich.

Kein Volk reiſt ſo gerne wie das engliſche, keins iſt in gleichem Grade von dem Bedürfniß der Bewegung getrieben, das den Engländer mit Frau und Kindern hinaustreibt, ſobald er die nöthigen Reiſemittel bei Seite gelegt hat; da aber der kleinſte Ausflug nach dem Continent Zeit und Geld koſtet, ſo können ſich die zahlreichſten Claſſen, ſämmtliche Handwerker und Arbeiter, nur ſelten dieß Vergnügen machen. Die Erbauer des Kryſtallpalaſtes ſagten ſich nun: da das Volk weder Zeit noch Geld hat um die Welt zu beſuchen, führen wir die Welt nach England vor die Augen des engliſchen Volks, und verſchaffen wir unſern Mitbürgern die Mittel des Vergnügens und des Unterrichts, deren ſie bis jetzt beraubt waren. Und dieſer eben ſo großartige als kühne Gedanke wurde mit unerhörtem Glück und unerhörter Raſchheit ausgeführt. Es iſt alſo das Schauſpiel der ganzen Erde, das ſich vor den Augen entrollt, nicht wie in einem Panorama, ſondern in Fleiſch und Bein, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Hier ſieht man mitten unter den ſeltenſten Bäumen und den koſtbarſten Blumen aus allen Ländern die Thiere, welche in eben dieſen Klimaten leben, alle Varietäten des Menſchengeſchlechts vom Lappen bis zum Neger, vom Chineſen und Malayen bis zum amerikaniſchen Indier, alle vollkommen genau nach dem ethnologiſchen Typus dargeſtellt. Um die Täuſchung zu erhöhen, hat man Gruppen gebildet, um belebte Scenen darzuſtellen, wie Jagden, Verſammlungen von Stämmen und Familien; man kann z. B. eine Tigerjagd in Indien auf Elephanten ſehen, wo der Elephant mit ſeinem Thurme voller Jäger auf dem Rücken einen angreifenden Tiger zurücktreibt, während von oben herab die Indier den Tiger mit Gewehrſchüſſen und Lanzenſtößen bekämpfen, und andere Fußjäger von ferne Pfeile auf ihn abſchießen. An einer andern Stelle ſieht man den öden Schauplatz einer arktiſchen Gegend, wo umgeben von Schnee und

Eis eine Lappenfamilie ihr Mahl kocht, während in einiger Entfernung Robben und weiße Bären ſich gegenſeitig beobachten.

Brunnen, umgeben von den ſchönſten Blumen der Welt, luſtige Beeten von ſeltenen ſorgfältig unterhaltenen Pflanzen ſind von Strecke zu Strecke in der ganzen Länge des Schiffes angebracht. Dieſer erfreuende Anblick gewährt dem Auge und dem Geiſt Ruhe, und dient als Uebergang und Gränzſcheide zwiſchen den verſchiedenen Scenen, die Tauſende von Meilen von einander entfernt ſich darſtellen ſollten. Ich war erſtaunt über die wahrhaft unglaubliche Menge von Pflanzen und Blumen, die man bereits zuſammenbringen konnte, und deren Unzahl man ſich vorſtellen kann, wenn man die rieſenhaften Verhältniſſe dieſes Wintergartens erwägt. Namentlich habe ich prächtige Palmen im ägyptiſchen Theile bemerkt, und an andern Stellen die ſeltenſten und größten Rhododendren.

Will man nach dieſem Curſus von Ethnologie und Naturgeſchichte einen vollſtändigen Curſus der Archäologie durchmachen, die Kunſt unter allen ihren Formen ſtudiren, vom höchſten Alterthum bis auf unſere Zeiten, ſo bietet der Kryſtallpalaſt eine wahrhaft wunderbare Sammlung von Hülfsmitteln. Mit den größten Geldopfern und durch die Unterſtützung geſchickter Archäologen und gebildeter Künſtler hat die Verwaltung ſehr genaue Darſtellungen der Kunſt von ihrem Urſprung an und durch alle Civiliſationen hindurch geliefert. Man kann ſich nach Gefallen in den Sälen eines ninivitiſchen Palaſtes, im Innern eines ägyptiſchen Tempels, im Löwenhof oder den Zimmern der Alhambra ergehen, dann ſich niederſetzen unter eine Palme vor den hundert Fuß hohen Coloſſen von Ibſambul inmitten einer Sphinxallee, hierauf eine chineſiſche Pagode oder die Sculpturen des Parthenon beſuchen oder das Haus des Diomedes zu Pompeji durchwandeln, das mit einer ſo vollkommenen Genauigkeit abgebildet iſt, daß die Täuſchung vollſtändig wäre, ſähe man ſich nicht von Leuten in Ueberröcken und Fräcken umgeben. So hat man alſo in ſehr kurzer Zeit nicht nur eine ziemlich richtige Anſicht von der Kunſt, ſondern auch von den Sitten und dem Leben der wichtigſten Völker des Alterthums. Was den Werth dieſer nützlichen Sammlungen ſehr erhöht, iſt die gewiſſenhafte Genauigkeit, mit der die Darſtellungen ausgeführt wurden.

Wenn aber dieſe Erinnerungen an die alten Civiliſationen ſich nur unter möglichſt gewiſſenhaften Nachahmungen darſtellen, die aber doch immer noch Zweifel zurücklaſſen, ſo iſt es nicht eben daſſelbe mit der byzantiniſchen, mittelalterlichen und neuern Kunſt. Darum fühlt man wenn auch nicht eine größere Neugierde, ſo doch eine vollſtändigere Befriedigung, wenn man die zahlreichen Säle durchwandert, wo die Denkmale dieſer verſchiedenen Kunſtepochen ausgeſtellt ſind. Anfangs tritt die religiöſe Kunſt faſt allein auf, urſprünglich roh in der Ausführung, aber naiv und glaubensvoll im Ausdruck. Die Erzeugniſſe dieſer Epoche ſind ausſchließlich religiöſer Art: Gräber, Grabſtatuen, Basreliefs mit Kirchen, Baptiſterien, heilige Gefäße u. ſ. w.; dann ſchreitet man zur gothiſchen Kunſt herab, die in ihren verlängerten Formen ſich durch die Wolken in den Himmel zu ſchwingen ſcheint, wie die deutſche Einbildungskraft, die ſie erſchuf; dann gelangt man zu den Werken der Renaiſſance, welche ans Heidenthum mahnt, und manchmal allzu ſehr davon inſpirirt war, eine gelehrte, geſchickte, zierliche Kunſtepoche, aber ohne innere Ueberzeugung, mit Ausnahme des ſo originellen, ſo traurigen und ſo mächtigen Geiſtes von Michel Angelo. Man muß es namentlich der Verwaltung danken, daß ſie Copien aller der ſchönen Statuen dieſes großen Künſtlers, unter anderem die der Capelle der Mediceis zu Florenz, ſich verſchaffte und ausgeſtellt hat.

Was dieſe ſo merkwürdige und ſo lehrreiche Darſtellung der Archäologie und Kunſt durch alle Zeiten und Civiliſationen hindurch vervollſtändigt, das iſt eine Sammlung von Gypsabgüſſen, welche geſtattet, die Meiſterwerke der Bildhauer aller Zeiten und aller Völker vor dem Auge vorüber gehen zu laſſen. Um eine ſo zahlreiche Sammlung zu bilden, mußte man alle öffentlichen Muſeen und viele Privatgalerien der ganzen Welt in Contribution ſetzen. Wie es ſcheint, ſind die von der Verwaltung des Kryſtallpalaſtes ausgeſchickten Künſtler mit wenigen Ausnahmen allenthalben ſehr zuvorkommend aufgenommen worden, und man hat ihnen alle Gelegenheit verſchafft, um die Abgüſſe der Statuen auszuführen. Wenn man erwägt, wie viele Hunderte ſolcher Abgüſſe aus allen Theilen der Welt herbeigeſchafft wurden, um dieß Muſeum zu bilden, ſo erſtaunt man über die Ausdauer und die Thätigkeit, die zur Gewinnung eines ſolchen Ergebniſſes entfaltet werden mußte.

Bei meinem Beſuche im Palaſt von Sydenham waren eine Menge Arbeiter noch mit Beendigung einiger unvollendeten Säle beſchäftigt. Ich hörte um mich mehrere Sprachen reden, und eben ſo zeigte die Phyſiognomie dieſer Arbeiter, daß ſie verſchiedenen Ländern angehörten. Ich erkannte auch in dieſem Umſtand einen Dienſt weiter, den man der Unternehmung des Kryſtallpalaſtes verdankt: ſie hat für Ein und daſſelbe Werk die Bemühungen von Künſtlern und Arbeitern vereinigt, die ſich ohne Zweifel bisher nicht kannten, und welche bei dieſer gemeinſamen Arbeit ſich gegenſeitig kennen und ſchätzen lernten. Wenn zur Zeit des Mittageſſens die Thore dieſes Palaſtes die Schwärme von Arbeitern verſchiedener Länder ausgießen, Franzoſen, Engländer, Deutſche, Italiener, Ungarn u. ſ. w., ſo iſt es höchſt intereſſant, alle dieſe verſchiedenen Sprachen wie eine disharmoniſche Muſik vor den Ohren ſummen zu hören. Man glaubt der Zerſtreuung der Völker bei einem neuen babyloniſchen Thurm beizuwohnen, aber das Werk der Arbeiter zu Sydenham wird geſegnet ſeyn, denn es wird die Menſchen erheben, unterrichten, einander nahe bringen.

Der Theil des Kryſtallpalaſtes, der für die Ausſtellung der Induſtrieproducte der gegenwärtigen Zeit beſtimmt iſt, bietet bis jetzt noch viel weniger Intereſſe, als der artiſtiſche Theil; das kommt aber namentlich daher, daß bis jetzt noch ein ſehr geringer Theil der Läden und Niederlagen eingerichtet iſt. Trotz der gegentheiligen Anſicht unterrichteter und competenter Perſonen bin ich überzeugt, daß der Erfolg auch dieſes Theils des Werks geſichert iſt. Binnen zwei Jahren wird es kaum einen bedeutenden Fabrikanten oder Induſtriellen in der Welt geben, der nicht im Kryſtallpalaſt zu Sydenham eine Niederlage errichtet. Es ſcheint mir in der That unmöglich, daß die engliſchen und fremden Induſtriellen längere Zeit den unermeßlichen Vortheil verkennen, fortwährend in dieſem ſtets offenen Bazar, der nicht nur von Engländern, ſondern von Tauſenden von Fremden, die nach England kommen, beſucht wird, repräſentirt zu ſeyn. Was ſie anderswo in zahlloſen Annoncen ausgeben, die nur einer geringen Anzahl Menſchen vor die Augen kommen, das wird viel wohlfeiler und nutzbringender durch eine Ausſtellung im Kryſtallpalaſt erreicht werden. So bilden ſich durch und für die Induſtrie neue Bande unter den Völkern,

die ihre Erzeugniſſe in dieſen allgemeinen Bazar ſchicken werden. Große Fortſchritte für die Induſtrie werden aus dieſer Concentration erwachſen, aber auch große Vortheile für die Conſumenten durch die Wohlfeilheit und Vollkommenheit der Waare.

Ich habe geſchickte und erfahrene Männer den finanziellen Erfolg der Geſellſchaft, welche den Kryſtallpalaſt bauten, bezweifeln hören. Ihrer Anſicht nach wird das Unternehmen nur gelingen, wenn man den Kryſtallpalaſt auch am Sonntag eröffnet, was der jetzigen Geſetzgebung Englands entgegen iſt. Der Nutzen einer ſolchen Maaßregel für die arbeitenden Claſſen iſt unbeſtreitbar, aber der finanzielle Erfolg der Geſellſchaft hängt meiner Anſicht nach nicht davon ab. Uebrigens glaube ich, daß die Eröffnung am Sonntag in nicht ferner Zeit geſtattet werden wird. Der hohe Verſtand und der praktiſche Sinn des engliſchen Volks, der Männer die es regieren, und ich muß es zu ihrem Ruhm ſagen, der anglicaniſchen Geiſtlichkeit ſelbſt werden über die entgegenſtehenden Vorurtheile den Sieg davontragen. In England vertheidigen die Vorurtheile hartnäckig ihren Boden, aber ſie weichen endlich, nicht der Gewalt und der Leidenſchaft einiger wenigen, ſondern der Macht der öffentlichen Meinung der Mehrzahl. Wie aber auch dieſe Frage entſchieden werden mag, und obgleich ich die Ausgaben der Geſellſchaft für den Bau, ſowie für die Erhaltung und Beaufſichtigung dieſes Werks nicht kenne, obgleich man bis jetzt noch die Einnahmen unmöglich berechnen kann, ſo behaupte ich doch mit Zuverſicht, daß das Werk gelingen muß, denn die Vorſehung, welche über großen Ideen, deren Verwirklichung für alle Völker wichtig iſt, wacht; die Vorſehung, welche will daß die menſchlichen Geſellſchaften unaufhörlich durch die Fortſchritte der Bildung und des Unterrichts zu einer allgemeinen Brüderſchaft fortſchreiten, ſie wird mit ihrer Allmacht die Menſchenwerke halten, welche, wie der Kryſtallpalaſt, dieſe lebendige und fortſchreitende Encyklopädie, zugleich ein Vereinigungspunkt, ein Pfand des Friedens und ein Mittel der Vervollkommnung für die ganze Menſchheit ſind.

Die braſilianiſche Colonie Donna Francisca.

Vor kurzem iſt der „vierte Bericht der Direction des Coloniſationsvereins von 1849 in Hamburg“ erſchienen, und verdient in mehr als Einer Beziehung einer nähern Erwähnung. Fürs erſte müſſen wir bemerken, daß dieſer Verein von dem Prinzen von Joinville, dem bekanntlich durch ſeine Heurath mit einer braſilianiſchen Prinzeſſin ſehr bedeutende Güter in der braſilianiſchen Provinz Sta. Catarina zugefallen ſind, 9 Quadrat Leguas unter der Bedingung der Beſiedlung mit einer gewiſſen Anzahl Coloniſten erhalten hat, und daß 12 weitere Quadrat Leguas ihr ſo ziemlich beſtimmt zugeſichert ſind. Prinz Joinville machte mit der unentgeltlichen Ueberlaſſung eines ſolchen Landſtrichs ein ſehr gutes Geſchäft, denn wenn dieſe 21 Quadrat Leguas von deutſchen Anſiedlern gehörig nutzbar gemacht werden, ſo ſteigt der Werth ſeines übrigen Beſitzthums um ein bedeutendes; aber auch der Coloniſationsverein in Hamburg wird dabei nicht leer ausgehen: abgeſehen von der Verſchiffung der Coloniſten, die immer etwas einträgt, um ſo mehr da das rückkehrende Schiff an der Oſtküſte Südamerika's allenthalben ſeine Fracht finden kann, ſcheint dieſe Geſellſchaft weiter liegende Zwecke zu haben, die in dem genannten Bericht nicht geradezu angegeben, aber deutlich herauszuleſen ſind. Die Colonie Donna Francisca, ſowie das beginnende Städtchen Joinville liegen am San Francisco — nicht an dem gewaltigen Strom, der unter 11° S. B. ausmündet, nachdem er das halbe Reich durchſtrömt hat, ſondern an dem beſcheidenen Flüßchen San Francisco, das unter 26° S. B. hinter der Ilha de San Francisco ausmündet. Die Gegend, obgleich noch bedeutend warm, liegt doch ſchon außerhalb der Tropen, und wenn die Ankömmlinge nicht von den Krankheiten heißer Landſtriche verſchont geblieben ſind, und der Akklimatiſation ihren Tribut bezahlen mußten, ſo ſcheint doch bis jetzt keine durch das Klima bewirkte größere Sterblichkeit eingetreten zu ſeyn. [1] Im Ganzen ſind bis jetzt 1200 Perſonen dahin ausgewandert; da man aber bloß 150 bewohnte Häuſer zählt, ſo ſcheinen nicht alle geblieben zu ſeyn, und die Anzahl beträgt jetzt wohl kaum über achthundert Perſonen. Der Coloniſationsverein ſcheint es an Vorſorge für die Einwanderer, die er hinſchafft, nicht fehlen zu laſſen, denn augenſcheinlich verfolgt er weitergehende Zwecke, wozu ein Gedeihen der Colonien auf den Gütern des Prinzen von Joinville eine unerläßliche Vorbedingung iſt.

Wir ſchließen dieß aus nachfolgender Stelle des Berichts, wo es heißt: „was den Wegbau in der Colonie Donna Francisca ſelbſt anbelangt, ſo iſt derſelbe im verfloſſenen Jahre rüſtig gefördert worden; die bedeutendſte Straße iſt die von Joinville in der Richtung nach der Hochebene von Curitiba zu führende, welche bereits eine Länge von etwa 3½ Meilen hat.“ Und an einer andern Stelle: „vor allem nothwendig iſt die Herſtellung einer tüchtigen Straßenverbindung mit dem Hinterlande. Wir glauben, daß von dem Augenblick der Eröffnung einer Communication mit der Hochebene von Curitiba und der dadurch erlangten Verbindung mit dem Innern Braſiliens eine neue Aera für unſere Colonie beginnen wird, und haben deßwegen unſerer Direction die Beſchleunigung dieſer Arbeit als der durchaus nothwendigſten angelegentlich anempfohlen.“ Das iſt ſehr bezeichnend: für die kleine, noch faſt mit des Lebens Nahrung und Nothdurft kämpfende Colonie, die ihre wenigen Abſatzartikel mit Leichtigkeit an das atlantiſche Meer bringen kann, iſt eine koſtſpielige Verbindungsſtraße durch das mit Urwald bedeckte Hochland ein arger Luxus, nicht aber für eine Geſellſchaft Kaufleute mit weitreichenden Speculationen; unmittelbar hinter dem nur 15 bis 20 Meilen vom Meere ſich hinziehenden nicht ſehr hohen Ufergebirge ſind die Quellen des R. Yguazu oder

[1] Der Bericht würde wohl gethan haben, wenn er die Anzahl der in den verſchiedenen Jahren angelangten, der dagebliebenen, geſtorbenen und noch lebenden Perſonen aufgeführt hätte. Da man gegen die Anſiedlung in Braſilien im Allgemeinen viel, und nicht ohne Grund, geeifert, die Leſer aber nicht ſo genau unterſcheiden, ſo wäre es am Platze geweſen zu zeigen daß dieſe nahe an den Tropen gelegene Colonie den ſchlimmen Einflüſſen des Klimas ſo wenig, wie den noch ſchlimmeren heilloſer Vertragsverhältniſſe ausgeſetzt ſey.

Curitiba, der nach einem Laufe von etwa 80 Meilen sich in den Parana ausmündet und eine unmittelbare Verbindung mit Paraguay so wie mit mehrern Provinzen Brasiliens, selbst mit Matto Grosso eröffnet. Auf diesem Wege ließen sich die kostbaren Waaren des Innern mit verhältnißmäßig geringen Kosten ans Meer schaffen. Was das heißen will, darüber mag man Kersts neueste Schrift [1] nachlesen, der dieß Capitel besonders behandelt, und aus dem wir nur nachfolgende Stelle (p. 61) ausheben: „Cuyabà, eine Stadt in Matto Grosso von 7000 Einwohnern, liegt an einem schönen, schiffbaren Flusse, der in den Paraguay mündet, hat aber, Dank der brasilianischen Politik, keinen andern Verkehr mit der civilisirten Welt, als über Rio Janeiro, wohin es die Waaren der Provinz, Rinderhäute, Jaguarfelle, Staubgold, Diamanten und Ipecacuanha auf Saumthieren 250 geogr. Meilen weit befördert! Die Transportkosten von 4 Arroben (1 Ctr.) werden zu 30 Milreis (etwa 20 pr. Thlr.) veranschlagt, während der Wassertransport bis Buenos Ayres für ein solches Gewicht kaum 2 Thlr. pr. betragen würde, abgesehen von dem enormen Zeitverlust, der mit dem Landtransport auf solcher riesigen Strecke, wo von Straßen nicht die Rede seyn kann, verbunden ist. Es braucht nämlich eine solche Transportcolonne gewöhnlich 10 bis 12 Monate, um von Cuyabà nach Rio zu gelangen. Europäische Waaren, die nach den Städtchen von Matto Grosso gelangen, werden oft für einen Preis verkauft, der 800 bis 900mal höher ist, als in den Seestädten Brasiliens." Ein großer Theil der Provinz Matto Grosso kann aber durch die in den Parana sich ergießenden Flüsse seine Waaren bis zur Einmündung des Yguazu schaffen und auf oder an diesem bis in die Nähe von Donna Francisca. Man erkennt deutlich, um was es sich für die Unternehmer handelt. Die Colonie ist nur das Mittel, aber ein unentbehrliches Mittel, um Zugang zu den immer mehr und mehr sich aufschließenden ungeheuern Schätzen Brasiliens zu gewinnen; man wird also dieß Mittel möglichst gut unterstützen, und sind einmal aus den 800 Deutschen, die sich jetzt dort befinden, 10,000 geworden — in San Leopoldo wohnen bereits deren 11,000 — so läßt sich schon an weitere Unternehmungen denken. Hier haben wir wohl den Schlüssel zu der außerordentlichen Thätigkeit, welche die Hamburger Gesellschaft für Colonisation entfaltet, sowie dafür daß auch andere Auswanderungsgesellschaften denselben Weg einschlagen; so namentlich das Haus Melly und Cie. in Genf, das etwas weiter nördlich auf der Halbinsel Superaguhy in der Nähe des Hafens Paranagoa seit 1851 eine Colonie zu begründen begonnen hat, worüber die kürzlich bei Fröbel in Rudolstadt erscheinende Taschenbibliothek der Reise-, Zeit- und Lebensbilder (Nr. 6. 2te Lieferung) das Nähere geliefert hat.

In letztere Colonie hat sich einer der Theilhaber des Unternehmens, Hr. Georg Melly, persönlich begeben, um die Angelegenheiten selbst zu leiten. Wir wollen kein Urtheil über diese Unternehmung fällen, aber uns scheint, daß sie auf minder freien Grundlagen als Donna Francisca beruht. Man ist von Seite der HH. Melly besonders bemüht, unbemittelte Arbeiter hinzuziehen, und durch sie tropische Producte, namentlich Kaffee, bauen zu lassen, die gemachten Vorschüsse sollen dann nach und nach zurückgezahlt werden. In welche Abhängigkeit dadurch der Arbeiter geräth und fast gerathen muß, läßt sich denken, und der „Entwurf eines mit den Colonisten abzuschließenden Vertrags unter Stipulation eines Pachtzinses" (s. die genannte Schrift p. 48 ff.) gibt zu manchen gegründeten Einwürfen Anlaß. Daß es hier zunächst auf Plantagengewinn abgesehen ist, geht daraus ganz unzweideutig hervor, und wir brauchen nur den ersten § anzuführen, welcher also lautet: „die Unterzeichneten ... vermöge Uebereinkunft mit Unterzeichnetem... Namens des Hrn. Perret Gentil, Besitzers der Colonie von Superaguhy oder dessen Stellvertreter, machen sich anheischig 1) Von ihrem Landungsorte in Brasilien sich nach der 10 französische Lieues von dem Hafen Paranagoa abgelegenen Halbinsel Superaguhy zu begeben, und daselbst ihren Aufenthalt auf fünf hintereinander folgende Jahre zu nehmen, welche vom Tage ihrer Ankunft an zu rechnen sind, daselbst einen Antheil Land in einer Ausdehnung von 56 Morgen, welche ihnen Hr. Perret Gentil in einer vortheilhaften Lage anweisen wird, urbar zu machen und anzubauen, darauf binnen zwei Jahren 4000 Kaffeebäume zu pflanzen und anzubauen. Dazu sind ungefähr 9 Morgen erforderlich; die jungen Bäume werden zu 2 Fr. das Hundert geliefert. Ist der Boden weniger für Kaffee als für Zuckerbau geeignet, so betrifft die von dem Besitzer geforderte Garantie, ohne deren Leistung der Contract nicht valid ist, die Anpflanzung von Zuckerrohr auf einer Fläche von ungefähr 9 Morgen Landes. Der Anbau der übrigen 47 Morgen bleibt dem Gutdünken des Colonisten überlassen, unter der Bedingung, daß er sich den nöthigen Vorrath Holz darauf menagire, und daß er alle über seinen eigenen Bedarf erzeugten Producte in der Weise zur Verwerthung bringe, als es die zu diesem Behufe getroffenen Einrichtungen zu seinem Besten erfordern." Neben diesen verächtigen Bestimmungen soll auch noch eine jährliche Grundsteuer von 3 Fr. per Morgen, also 168 Fr. jährlich, an Hrn. Perret Gentil bezahlt werden. Es ist ganz einleuchtend, daß wer Geld hat Boden zu kaufen, sich solchen drückenden Bedingungen nicht unterwerfen wird, wer aber bloß auf seiner Hände Arbeit vertraut, kommt spät oder nie aus den Schulden heraus, und thut besser in eine Colonie wie Donna Francisca oder Blumenau [1] zu gehen, daselbst eine Zeitlang als Taglöhner zu arbeiten, und sich hinreichend Geld zu erwerben, um auf eigenem Boden zu sitzen. Von einem solchen Plantagensystem ist in Donna Francisca nicht die Rede, es müßte denn nicht nur der Bericht der Direction, sondern auch alle in der „Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Colonisationsangelegenheiten" enthaltenen zahlreichen Briefe rein gelogen seyn.

Wir haben kürzlich einige Auszüge aus brasilianischen Zeitungen erhalten, unter anderm aus der Rede des Senators Mascarenhas über die Einwanderungsfrage, aus dem Journal do Comercio, aus dem Correio Mercantil u. s. w. Die wörtliche Anführung derselben würde uns hier zu weit führen, und wir bemerken bloß, daß alle der Auswanderung oder vielmehr der Einwanderung sehr das Wort reden, und auf kräftige Unterstützung derselben dringen, „um die Wohlthaten dieses kostbaren Stroms der Auswanderung mitzugenießen, welche jetzt ausschließlich von den Vereinigten Staaten monopolisirt werden;" dabei ist noch zu bemerken, daß namentlich der Correio Mercantil heraushebt, „Brasilien werde den

[1] Die Plataſtaaten und die Wichtigkeit der Provinz Otuquis ꝛc.

[1] In der Nähe aber minder günstig gelegen, weßhalb es sich nur langsam hebt.

Kreis der socialen Verbesserungen nicht durchlaufen mit dem als Einwanderer eingebrachten trägen und halbwilden Coolie, noch mit dem gegen alle Ausbildung störrigen Chinesen." Das ist ein sehr bezeichnender Ausdruck, denn diese beide sind nur als Surrogat für den mehr und mehr mangelnden Neger zu betrachten, wozu man bekanntlich auch den deutschen Arbeiter benützen wollte.[1] Aber solche Seelenverkäuferei wird bei dem Stande der öffentlichen Meinung und der wachsenden Einsicht selbst der untersten Classen der Auswanderer immer weniger möglich, und so muß man mehr und mehr auf eine Einwanderung denken, die auf freien Bodenbesitz gegründet ist. Diese Ueberzeugung verbreitet sich immer mehr, und einzelne, wenn auch noch kleine Unterstützungen der bestehenden deutschen Colonien durch die brasilianische Regierung zeigen, daß man allmählich von der Hoffnung zurückkommt, die Plantagen mit weißen Sklaven zu bevölkern.[2] Indeß ist die Auswanderung nach Brasilien noch weit entfernt, im Vergleich mit der nach Nordamerika sonderlich nennenswerth zu seyn, und dazu tragen manche nachtheilige Umstände bei. Neben der überhaupt geringen Anzahl derer, die sich zur Auswanderung nach Brasilien entschließen, zersplittert sich auch noch diese Zahl durch die Vertheilung in den verschiedenen Provinzen: die einen gehen nach Rio Grande do Sul, die andern nach der Provinz Santa Catarina, die dritten nach San Paulo auf die Colonien der großen Grundbesitzer, die vierten nach Rio Janeiro, um in Petropolis u. s. w. unterzukommen. Um nun die einzelnen Auswanderer schneller zu fördern ist es im Plan, alle nach einem Centralhafen, der südlich von Rio liegen müßte, zu bringen, und von da in einzelnen kleinen Schiffen nach ihren besondern Bestimmungsorten abgehen zu lassen. Dadurch würde die Zeit, welche die Auswanderer jetzt, bis eine genügende Anzahl für Einen Ort beisammen ist, müßig in Europa zubringen müssen, wesentlich abgekürzt. Zudem ist man in Brasilien sehr bemüht, die Regierung zu vermögen, daß sie die Einwanderung unbemittelter Arbeiter durch einen Beitrag zu den Ueberfahrtskosten fördere, was sie auch bei ihrem günstigen Finanzstand thun kann. Man führt das Beispiel von Australien an, welches große Summen zu diesem Endzweck aufwendet, da die Vermehrung der Arbeiter den unmäßigen Taglohn herunterbringen muß. Für Brasilien ist die Unterstützung durchaus nicht weggeworfenes Geld, da der Arbeiter in wenig Jahren so viel baar Geld erwerben kann, um selbst Land, die sogenannten terras devolutas, d. h. dem Staat gehörigen Ländereien, anzukaufen. Ohne eine solche Einwanderung sind diese Ländereien ein todtes Capital, denn die faulen Brasilier werden dieselben nicht kaufen und anbauen. Nach Deutschland aber muß man sich um solche Arbeiter wenden, denn, wie man in Brasilien recht gut weiß und der Correio Mercantil auch offen ausspricht, die lateinischen Racen werden die Colonisten nicht liefern.

Der Zweck der Colonie Donna Francisca ist wesentlich ein Handelszweck, der sich jedoch mit dem Gedeihen der Colonie als solcher sehr wohl verträgt, ja solches wesentlich voraussetzt. Es besteht gegenwärtig ein wahrer Wettlauf, das Innere Brasiliens aufzuschließen, und dessen Schätze in den Welthandel zu bringen. Viele und sehr unterrichtete Leute waren der Ansicht, dieß ließe sich nur durch die Laplataſtaaten bewerkstelligen, und die fremden Regierungen, wie England, Frankreich und Nordamerika, haben deßhalb auch auf die Freigebung der Schifffahrt auf dem Parana und Uruguay gedrungen, auf denen man allerdings bis Asuncion u. s. w. gelangen kann, allein Brasilien ist diesen Bemühungen, welche einen Theil ihrer reichsten innern Provinzen nach und nach loslösen und in den Verband der Laplataſtaaten ziehen muß, durchaus nicht geneigt, und sucht deßhalb alle möglichen Hindernisse in den Weg zu werfen; seit es vollends in der Banda Oriental ein großes Uebergewicht errungen hat, ist dieß um vieles leichter geworden, und erleichterte Verbindungen der innern brasilischen Provinzen mit der brasilischen Seeküste versprechen immer noch die größten Vortheile, um so mehr, als die Bevölkerung im Innern rasch anwächst.[1] Die Ausbeutung des innern Brasiliens, welche die Einwohnerschaft des Landes und die Regierung selbst nicht in genügendem Maaße betreiben können, muß großentheils durch fremde Kräfte, hauptsächlich durch Einwanderung, betrieben werden. Eine deutsche Einwanderung wird wenigstens jedenfalls willkommener seyn, als später eine Yankee-Einwanderung, die sehr rücksichtslos zu Werke gehen würde, worüber die brasilische Regierung in der Frage über die Beschiffung des Amazonenstroms bereits eine sehr starke Erfahrung gemacht hat. Die Hamburger Colonisationsgesellschaft, welche den Werth des Handels mit dem innern Brasilien völlig erkennt, strengt, unterstützt von dem Einflusse des Prinzen Joinville, alle ihre Kräfte an, um den deutschen Colonien und namentlich dem unter ihrer besondern Obhut stehenden Donna Francisca möglichst durch die Regierung unter die Arme greifen zu lassen, und arbeitet dahin, den Strom der Auswanderung, der bis jetzt hauptsächlich nach Nordamerika geht, mehr und mehr nach Südamerika zu leiten. Durchläuft man ihr Organ, „die Hamburger Zeitung für deutsche Colonisations- und Auswanderungsangelegenheiten," so erkennt man diesen Zweck fast auf jeder Seite, und kann ihr auch, was die größern künftigen Vortheile, die wachsenden Schwierigkeiten der Ansiedlung in Nordamerika, die immer weiter ins Innere drängen muß, und die steigende Feindseligkeit der Nativisten betrifft, nicht sehr Unrecht geben. Wenn man erwägt, wie wenig Unterstützung Sao Leopoldo genoß und doch jetzt auf 11,000 E. herangewachsen ist, deren Nationalität jetzt nicht mehr zu verkümmern gesucht wird, so muß man sagen, daß in Brasilien und zwar bloß in dem außertropischen noch auf Jahrhunderte hinaus ein Boden zur Ansiedlung

---

[1] Dieß ist das bekannte Parcería-System, welches die ernstlichsten Bedenken hervorgerufen hat. Nach denselben gehört die Hälfte des Ertrags dem Gutsbesitzer, der Pächter aber ist dem Gutsbesitzer meist für seine Reise und für seine erste Einrichtung verschuldet. Zerwürfnisse können nicht ausbleiben, sey es daß der Grundherr nicht ehrlich verfährt, sey es daß der Pächter faul wird, was auch vorkommt. Die Zahl der Parcería-Verträge soll deßhalb stark in Abnahme seyn, und nur der ursprüngliche Anreger dieses Systems, der Senator Vergueiro, noch immer neue Parcería-Pächter kommen lassen. Der Mann scheint thätig, wohlwollend und verständig, weiß somit seine Leute in Ordnung und bei gutem Willen zu erhalten, wo aber diese Umstände nicht zusammentreffen, findet weder der Pächter noch der Gutsherr seine Rechnung.

[2] Es werden auch jetzt, was sehr bezeichnend ist, die Anstalten getroffen, das brasilianische Colonisationsgesetz vom 18 Sept. 1850 in Ausführung zu bringen. Zwar äußern sich die Freunde einer freien umfassenden Einwanderung, unter andern der obenerwähnte Senator Matacanhas, noch nicht sehr günstig über die ergriffene Maaßregel, noch immer sind die großen Fazendeiros fast ausschließlich bedacht; indeß ist schon der Umstand, daß man sich endlich doch genöthigt sieht, etwas im Geiste jenes wahrhaft liberalen Gesetzes zu thun, nicht ohne Bedeutung.

[1] Die Provinz Minas Geraes soll vom Jahre 1830 bis 1849 von 1,129,000 K. auf 2,010,000 gestiegen seyn.

für Deutſche ſich findet, den man ſelbſt im Gegenſatz gegen Nordamerika einen jungfräulichen nennen kann. Schade, daß die „Hamburger Zeitung für deutſche Coloniſations- und Auswanderungsangelegenheiten“ als Organ des Hamburger Coloniſationsvereins die Anſiedlungen des letzteren ſo ſehr vorzugsweiſe herausſtreichen muß, und die andern Colonien namentlich Sao Leopoldo, obgleich ſie auch über dieſe Nachrichten gibt, mehr in den Hintergrund ſtellt. Die um faſt fünf Grad ſüdlichere Lage des letztern gewährt hinſichtlich des Klimas ſchon bedeutende Vortheile, und eine Ausdehnung der deutſchen Anſiedlungen gegen Weſten iſt noch auf lange Jahre hinaus möglich, auch um eine Schutzwehr gegen die Wilden zu haben, von den Braſilianern ſchon anticipirt worden. Ein beſonderes Herausſtreichen der letzteren iſt freilich billiger Weiſe nicht von dieſem Blatte zu verlangen, und Donna Franciſca nebſt dem benachbarten, zum Theil ſchon ſeit 30 Jahren von Deutſchen bewohnten Blumenau bietet der Vortheile gar manche dar, nur werden die Einwanderer allmählich ihre Lebensweiſe ändern und ſich dem heißen Klima in manchen Beziehungen bequemen müſſen. Man klagt auch über Läſſigkeit der von dem Hamburger Verein dorthin geſchickten leitenden Perſonen, ſo wie über Mangel an freundlichem Zuſammenhalten, was auch im Bericht erwähnt iſt; ſo wenig wir indeß dieſe Nachtheile verkennen, und ſo ſehr ſie das Anwachſen der Bevölkerung für jetzt noch hindern mögen, ſo wird dadurch auch das Zuvielbeaufſichtigen vermieden, und wenn einmal die Mehrzahl der Angeſiedelten die braſiliſche Naturaliſation erhalten hat, ſo können ſie ein feſter zuſammenhängendes Gemeindeleben bilden, und dann wird dieſes kräftiger ſich entfalten, als wenn die Einwohnerſchaft vorher allzu ſehr in Unmündigkeit gehalten worden wäre.

Eine Reiſe in die noch unabhängigen Batta-Länder von Klein-Toba auf Sumatra in 1844.

(Von Oscar von Keſſel.)

Bis Ende 1843 war der Verkehr zwiſchen den freien Battalandſchaften von Klein-Toba und den ſüdlich angränzenden, bereits an die niederländiſche Regierung unterworfenen Diſtricten Sipirok und Ankola, ein freundlicher geweſen. Ende obengenannten Jahres trat jedoch eine Störung ein. Zwölf toba'ſche Battas hatten das niederländiſche Gebiet betreten, um einige Gewehre und andere Einkäufe zu machen. Bei ihrer Rückkehr nach der Heimath wurden ſie durch die Einwohner eines an der Gränze liegenden Dorfs von Sipirok überfallen und treulos ermordet. Dieſe durch niederländiſche Battas und auf niederländiſchem Gebiet verübte That erregte eine große Bitterkeit bei den Verwandten der Ermordeten, welche nur einige Tagreiſen von der Gränze wohnten; dennoch wagten ſie nicht Rache zu nehmen, indem ſie fürchteten, daß durch eine Verletzung des niederländiſchen Gebiets leicht ihre bisher bewahrte Unabhängigkeit könnte verloren gehen. Es wäre auch in der That gefährlich geweſen. Der damalige Gouverneur von Sumatra, General Michiels, Feldherr und Staatsmann zugleich, hatte eine tiefe und richtige Erkenntniß der Verhältniſſe Sumatra's. Er ſtrebte darnach ganz Sumatra zu unterwerfen, während die niederländiſche Regierung, abgeſchreckt durch die vielen Geldopfer, welche die Occupirung des Landes bisher erfordert hatte, und welche noch lange nicht durch die indeß in den letzten Jahren allmählich höher ſteigenden Einnahmen des Landes gedeckt waren, gemeſſenen Befehl ertheilte, das niederländiſche Gebiet nicht zu erweitern. Indeſſen benutzte der General dennoch jede Gelegenheit ſeinen Plan zu verfolgen, und an ſolchen Gelegenheiten fehlte es nicht. Die noch freien malayiſchen Länder ließen ſich hin und wieder zu Uebergriffen verleiten, welche mit der Beſetzung und Einverleibung ihres Gebiets beſtraft wurden.

Die durch den verübten Mord entſtandene Spannung hielt mich zwar nicht ab, die Reiſe in die freien Länder zu unternehmen, nöthigte mich aber, um nach Silindong zu gelangen, einen andern Weg einzuſchlagen, als ich ſonſt gewählt haben würde, und die Diſtricte zu umgehen, welche eine ſo ſchwere Beleidigung erlitten hatten. Wäre dieß Hinderniß nicht geweſen, ſo wäre der nächſte oder vielmehr gangbarſte Weg derſelben geweſen, welchen Dr. Junghuhn einige Jahre früher einſchlug. Jetzt war ich genöthigt, das zwiſchen Sipirok und Sikumpulang liegende unbewohnte Thal der Battang-Tarro, den Fluß gleiches Namens aufwärts gehend, zu durchziehen; eine drei Tagreiſen lange unbewohnte Wildniß, ſelten von einem Battafuß betreten, noch nie von einem Europäer. Meine Begleitung beſtand aus 20 Battas von Sipirok, wobei zwei angeſehene Häuptlinge, nebſt meinen malayiſchen Dienern Kitchil und Gedang. Die Battas trugen mein Gepäck und waren mit Lanzen bewaffnet; ich ſelbſt trug einen langen Einlauf welcher vorzüglich die Kugel ſchoß, während meine beiden Malayen mit noch zwei andern mir gehörenden Lütticher Doppelgewehren verſehen waren.

Nachdem wir, ehe wir an die Gränze von Sipirok gelangten, noch zwei Nachtquartiere in befreundeten Batta-Dörfern genommen hatten, ſchlugen wir den Weg durch die Wildniß ein. Der ſchmale Fußpfad, welcher uns geleiten ſollte, war beinahe nicht mehr ſichtbar, und ohne einige, mit dem Terrain bekannte Führer hätten wir uns ſchwerlich zurecht gefunden. Einige Battas gingen ſtets voraus, um den Pfad ſichtbar zu machen, und von Schlingpflanzen und Dornen zu ſäubern. Auf unſerer linken Seite hatten wir ſteile Felſenpartien von 3—500 Fuß Höhe, an deren Fuß die Battang-Tarro ſchäumend dahinzog. Zu unſerer Rechten hatten

wir einen 8—900 Fuß hohen Gebirgsrücken, welcher bald ſich auf eine halbe Meile nähernd, bald bis zu einer Meile zurückweichend, die andere Seite des Thals bildete. Ueber die Abdachung dieſes Gebirgszuges, ein hügelförmiges mit Ravins durchſchnittenes, bald mit Allang-Allang und Dſchengles, bald mit dichtem Urwald bewachſenes Terrain, führte unſer Weg.

Das ganze drei Tagreiſen lange Thal, welches wir jetzt durchzogen, war früher ſtark bevölkert geweſen. Durch die Raubzüge der mohammedaniſchen malayiſchen Bevölkerung von Rau, 50 Meilen ſüdlich, war jede Spur der früheren zahlreichen Dörfer verſchwunden, und eine Bevölkerung von etwa 30,000 Seelen war theils vertrieben, theils zu Sklaven gemacht, theils durch das Schwert umgekommen; dieſe Raubzüge der Malayen fanden vor 30—40 Jahren ſtatt, ehe die Niederländer von dieſem Theil Sumatra's Beſitz nahmen. In andern Gegenden der Batta-Länder, z. B. Mandaheling, jetzt auch unter niederländiſcher Herrſchaft, regierten die Malayen früher ſelbſt und übten ein über alle Begriffe grauſames und deſpotiſches Regiment. Die Battas mußten den größten Theil ihrer Ernte Jahr für Jahr an die Malayen abgeben, und waren zu allerlei Frohndienſten gezwungen. Die ſchönſten Frauen, auch verheurathete, nahmen ſie den Battas in ächt mohammedaniſcher Manier ab. Man erzählte mir, daß der damalige Tuhanko von Rau in allen Batta-Dörfern den dritten Theil der jungen Männer, und zwar die ſcheinbar muthigſten und kräftigſten tödten ließ, mit dem Zweck, jeden Keim von Aufruhr zu erſticken. Eine andere Manier, ſich bei den ſchlecht bewaffneten Battas von Ankola und Sipirok furchtbar zu machen, war folgende. Die Malayen führten eigengeſchmiedete lange Luntengewehre (Badil) und ebenſo Säbel (Padang), deren Klingen allerdings von anerkannter Vorzüglichkeit ſind. Um nun aber dieſe Klingen und ihre eigene körperliche Kraft in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu zeigen, fägten ſie des Nachts junge beindicke Pinang-Palmen (eine äußerſt harte Holzart) bis auf einen Zoll durch und erſahen die Gelegenheit, um bei Tage vor den Augen der armen betrogenen Battas dieſe Stämme ſtets mit einigen Säbelhieben umzuhauen. Eine ſo unerhörte Kraft und Güte von Klingen konnte nicht anders als die Battas noch feiger und ſchüchterner machen. Man wundere ſich nicht über die zu große Leichtgläubigkeit; Sägen waren bei den Battas noch nicht oder nur ſehr einzeln bekannt, und der Glaube an Zauberei und übernatürlichen Einfluß iſt bei allen nicht und halbcultivirten Völkern, ſo überwiegend, daß man auch dem Unglaublichen Glauben ſchenkt. Man muß anerkennen, daß die Beſitznahme der Batta-Länder durch die Holländer eine große Wohlthat für die Bevölkerung geworden iſt, und dennoch ſind die Battas weit entfernt mit der jetzigen Herrſchaft zufrieden zu ſeyn. Der Hauptgrund liegt in der angebornen großen Arbeitsſcheu; der Malaye iſt faul und träge, der Batta aber bei weitem mehr. Die Arbeit, welche jetzt der Bevölkerung durch angelegte Kaffee- und Indigo-Plantagen und durch Unterhaltung von Communications-Wegen auferlegt iſt, iſt im Verhältniß mäßig, dennoch iſt ſie dem trägen und den Müßiggang über alles liebenden Batta zu viel. Die jetzige Bevölkerung hat bereits den Schrecken der malayiſchen Herrſchaft vergeſſen, und erkennt es nicht an, daß ſie jetzt in Ordnung und Sicherheit leben. Die ihnen auferlegte Arbeit iſt ihnen verhaßt und unerträglich; daſſelbe Verhältniß findet mehr oder weniger in den übrigen malayiſchen Ländern Sumatra's ſtatt. Innere Fehden, Raub und Mord waren hier früher an der Tagesordnung, während jetzt ſchöne Straßen das Land in allen Richtungen durchziehen, und die Völker eine Freiheit genießen, welche früher nie größer war. Die niederländiſche Regierung hat ihnen ihre eigne Regierung und Geſetze (Adat) gelaſſen, allein beaufſichtigt durch angeſtellte Beamte, welche wieder ſo ſtreng überwacht ſind, daß ſie nicht die geringſte Willkür verüben können. In den malayiſchen Ländern iſt die bis jetzt ſehr mäßige Arbeit in den Plantagen und an Wegen allerdings auch ein Grund zur Unzufriedenheit, dennoch iſt der ihnen als Mohammedanern angeerbte Chriſtenhaß überwiegender; es iſt ihnen unerträglich, unter chriſtlicher Herrſchaft zu ſtehen. Es iſt allerdings vorauszuſehen, daß es bei dieſer mäßigen Arbeit auf Sumatra nicht bleiben wird, und daß dieſelbe nur eine durch die Politik vorgeſchriebene Nothwendigkeit iſt.

Als wir Nachmittag gegen 4 Uhr einen Platz erreichten, welcher ſich beſonders gut zum Bivouak eignete, ſchlugen wir unſer Lager auf, d. h. bauten einige Hütten aus Zweigen. Unterwegs hatte ich außer Elephanten- und Rhinoceros-Fährten auch Büffelſpuren [1] bemerkt, und mein Diener Kitchil benachrichtigte mich, daß ſich eine ganz friſche Büffel-Fährte in der Nähe des Bivouaks befände. Ich beſchloß mein Glück zu verſuchen, und gefolgt von Kitchil, welcher das mit Kugeln geladene Doppelgewehr trug, drang ich einige hundert Schritt in den Buſch ein. Als ich ein mehrfach wiederholtes Schnauben hörte, ſchlich ich vorſichtiger weiter, konnte aber eben wegen des dichten Gebüſches nicht weit ſehen. Als ich etwa weiter vordrang, gewahrte ich endlich den Büffel etwa 40 Schritt vor mir in nicht ſehr einladender Stellung, denn er hatte den Kopf nach unten geſenkt und ſchien offenbar auf mich zu lauern, und an dem Funkeln ſeiner Augen und an dem öftern Schütteln ſeines Kopfes konnte ich jeden Augenblick einen Angriff erwarten. Indem ich ſchnell meinem Diener zuflüſterte, er ſolle auf einen Baum ſteigen, poſtirte ich mich ſelbſt an einen ſolchen, um ihn ſogleich erklimmen zu können, wenn die Noth es erfordern ſollte. Ich ſah indeſſen in der bereits eingetretenen Dämmerung und dem dunkeln Gebüſch nur etwas von den Hörnern und bisweilen ein Blitzen der Augen. Indem ich meine Kugel nach dem Fleck abſandte, wo ich muthmaßte daß ſich die Stirn befinden müßte, warf ich, ſobald es geknallt hatte, das Gewehr über die Schulter, und war in einigen Secunden den von mir zuvor auserſehenen Stamm hinauf; der dumpfe Fall des Thieres, welcher mir zu Ohren kam, überzeugte mich jedoch daß ich keinen Fehlſchuß gethan hatte. Indeſſen waren die Battas durch den Schuß herbeigelockt, und in allgemeiner Zufriedenheit über die unerwartete Beute beeilten ſie ſich die beſten Stücke abzulöſen, und nach dem Bivouak zu bringen.

Nachdem ich noch drei Tagreiſen zurückgelegt, noch zweimal die Beſchwerden und Reize des Bivouaks empfunden hatte, kam ich in Sikumpulang an. Es mögen hier ungefähr 12—15 Batta-Dörfer auf einem Flächenraum von 6—8 Quadratmeilen liegen, wovon Sikumpulang das größte und anſehnlichſte iſt, mit ungefähr 50—60 Häuſern. Die Bauart der Battahäuſer [2] weicht ganz von den malayiſchen auf Sumatra ab; letztere nähert ſich dem chineſiſchen Styl, während die in ihrer Front ſchmalen Battahäuſer, mit beinahe unverhältnißmäßig hohen Dachſtühlen, an die gothiſche Bauart erinnern. In Mandaheling und den Batta-Landſchaf-

[1] Auf Sumatra kommt der als Zugthier allgemein benutzte Büffel, Karbau, auch ſehr häufig wild vor, und heißt in dieſem Zuſtande Karbau-Jallan. Ich habe große Heerden dieſer wilden Büffel geſehen. Indeſſen behaupten die Malayen, daß die Voreltern dieſes jetzt wilden Büffels nicht urſprünglich wild, ſondern auch gezähmt waren.

[2] Modelle von Battahäuſern ſowohl als malayiſchen in Sumatra, habe ich aus demſelben Material in kleinem Maaßſtab anfertigen laſſen, und befinden ſich dieſelben in der Berliner ethnographiſchen Sammlung.

ten, welche unter malayiſcher Herrſchaft ſo ſehr gelitten haben, findet man allerdings nur noch elende und ſchmutzige kleine Bambushütten; nur hin und wieder ſieht man das eine oder andere Haus eines vornehmen Häuptlings (Radja) noch in obenerwähntem Styl. In Toba hingegen hat ſich die alte urſprüngliche Bauart noch meiſt erhalten. Ueberhaupt ſcheinen mir die Battas mehr als die Malayen der hindu-germaniſchen Race anzugehören, und ihre Sprache eine bei weitem größere Anzahl celtiſcher und germaniſcher Wörter zu enthalten als die malayiſche. Die Geſichtsbildung und der Schädelbau einzelner Battas nähert ſich oft auffallend dem griechiſchen; auch die Hautfarbe iſt im allgemeinen etwas heller als bei den Malayen; die Farbe der Haare öfter braun als ſchwarz, ja bisweilen nähert ſie ſich auffallend dem blonden. Doch muß ich eben hinzufügen, daß ich dieſelben Bemerkungen, obſchon in geringerem Maaß, bei den malayiſchen Gebirgsvölkern von Sumatra gemacht habe. Man findet bei dieſen wie bei den Battas, einzeln oft die ſchönſten und reinſten Geſichtsbildungen; noch öfter gewahrt man aber bei beiden die malayiſche und mongoliſche Bildung in häßlichſter Form; es ſcheint mir daher ſehr wahrſcheinlich, daß hier zwei oder mehr Racen ſich vermiſcht haben, und zwar vermuthlich eine vom Feſtland eingewanderte Hindu-Germaniſche mit den polyneſiſchen Ureinwohnern. Die Kleidung der Battas ſieht ſehr maleriſch aus, obſchon ſie nur aus zwei Stücken Zeug beſteht, je 4 Ellen lang und zwei breit; das eine Stück wird um die Hüften geſchlungen und mit einem Gürtel befeſtigt, in Art der javaniſchen Landestracht; das andere Stück wird als Mantel um die Schultern geſchlagen. Ein Turban trägt dazu bei, daß das Ganze impoſant ausſieht. In Mandaheling und Ankola iſt jedoch der Turban ſchon verſchwunden, und hat dem malayiſchen Kopftuch Platz gemacht; wie überhaupt die malayiſchen Sitten in dieſen letzten Ländern mehr und mehr Einfluß gewinnen, und die Lehre des Koran ſich mehr und mehr verbreitet und angenommen wird.

Die Stoffe ſind mit beſonderer Geſchicklichkeit und Geſchmack von den Frauen ſelbſt aus eigen angefertigtem baumwollenen Garn gewebt. In den ſüdlichen Landſchaften Sipirok, Ankola und Mandaheling kann man an der Kleidung den Rang erkennen. Das Kleid des Radja unterſcheidet ſich durch ein beſonderes Muſter, welches nie in Farbe oder Form abweicht, und durch einen zollbreiten Saum von eingewebten Glasperlen vom Kleid des Freien (Ripé), und dieſes wieder durch ein anderes Muſter von dem des Leibeigenen. Obſchon ein Unterſchied der Stände beſteht, als erblicher Adel, Freie oder Bürger und Sklaven, ſo iſt doch dieſer Rangunterſchied im Umgang und Zuſammenleben nicht bemerkbar. Die Sklaven haben allein die Verpflichtung die Feld- und Handarbeit zu verrichten, werden aber außerdem mild und freundlich behandelt, können auch nicht willkürlich beſtraft werden, ſondern etwa begangene Verbrechen oder Vergehungen werden nach den beſtehenden Geſetzen durch einen verſammelten Rath beſtraft. Ceremonielle Ehrenbezeigungen, Begrüßungen oder überhaupt nur ein beſonders demüthiges Betragen der niedern Claſſen gegen ihre Herren wird man nicht gewahr.

Die noch unabhängigen Battadörfer in Sikumpulang, Toba u. ſ. w. bilden gewiſſermaaßen kleine Freiſtaaten, jedes Dorf für ſich, und obſchon ein allgemeines Band ſie wieder landſchaftsweiſe vereinigt, ſo iſt dieß doch nur nominell. Jedes Dorf führt ſeine eigenen Fehden und Kriege und regelt ſeine innern Angelegenheiten ohne Zuziehung des andern. Sehr leicht iſt ein ſolches Land zu erobern; Neid, Eiferſucht und innere Fehden verhindern ein feſtes Zuſammenhalten, und dieſer Umſtand machte es den Malayen möglich, die Battas mit leichter Mühe zu unterwerfen. Die Einwohnerzahl der jetzt noch unabhängigen Landſchaften läßt ſich nicht genau angeben, indeſſen ſchätze ich dieſelben zwiſchen 2 und 300,000 Seelen, während die an die niederländiſche Regierung unterworfenen Länder Groß- und Klein-Mandaheling, Ankola und Sipirok circa 200,000 enthalten mögen.

Die Bewaffnung der Battas beſteht in kleinen 3 Fuß langen Luntengewehren, 2 Fuß langen Säbeln, gewöhnlich ohne Scheide, und Wurflanzen; keine Schilde. Der malayiſche Dolch (Kris) iſt bei ihnen nicht gebräuchlich, hingegen tragen ſie Meſſer im Gürtel, welche nach den verſchiedenen Landſchaften auch verſchiedene Form haben, auch mehr für den häuslichen Gebrauch beſtimmt ſind, als um als Waffe zu dienen. Schießpulver verfertigen ſie ſelbſt, es gleicht in Form ziemlich unſerem Kanonenpulver, und iſt wie das malayiſche mit zu viel Schwefel verſetzt, daher von ſehr ſchwacher Wirkung. Die Gewehrkugeln ſind gleich den malayiſchen von Zinn oder Blei, mit kleinen Steinen, Glasſcherben oder andern Ingredienzien gefüllt, um die Wunden gefährlich zu machen. In einer um den Leib gebundenen Patrontaſche von Büffelleder ſtecken 20 bis 40 kleine Patronen in eben ſo viel kleinen Bambusröhren. Mit Luntengewehr iſt nicht jeder verſehen, ſondern man findet in einem Dorf von hundert ſtreitbaren Männern vielleicht 10 bis 20, je nachdem das Dorf wohlhabend iſt.

Macht man einen Vergleich der battaſchen und malayiſchen Induſtrie-Erzeugniſſe, ſo ſtehen die battaſchen Schmiedearbeiten den malayiſchen bei weitem nach. Die malayiſchen Webereien auf Sumatra in Seide und Gold ſind wirkliche Kunſtwerke, indeſſen verdienen auch die battaſchen Webereien alle Anerkennung, obſchon ſie von gröbern Fäden ſind. Hingegen ſtehen die malayiſchen Gold- und Silberarbeiten von Sumatra unübertrefflich da, und mir iſt nicht bekannt, daß irgend ein Volk der Erde die hier verfertigten feinen Filigranarbeiten mit mehr Kunſt, Feinheit und Geſchmack anzufertigen verſtände, ja ich zweifle, daß die italieniſchen Filigranarbeiten mit den malayiſchen verglichen werden können.

Ein Induſtriezweig der Battas aber, in welchem dieſelben auch beſonders vorgeſchritten ſind, ſind ihre Kupferarbeiten. Die kupfernen Tabakspfeifen, Säbelgefäße, Armringe und andere Gegenſtände, welche mir in Toba zu Geſicht kamen, hatten merkwürdigerweiſe eine große Aehnlichkeit mit den altägyptiſchen Bildungen. Kupfer ſpielt bei den Battas von Toba überhaupt eine bedeutende Rolle; in den ſüdlichern Landſchaften nicht, wo man auch dasſelbe nicht zu bearbeiten verſteht. Man kann in Toba die Verſchiedenheit des Ranges und Standes an den Tabakpfeifen erkennen. Die Häuptlinge von Silindong rauchten bei den Verſammlungen, welchen ich beiwohnte, 5 bis 6 Pfund ſchwere meſſingene Pfeifen von ſchöner Arbeit, während die Größe derſelben allmählich mehr oder weniger mit dem Stand des Rauchers abnahm, ſo daß die dem niedrigſten Stand Angehörigen nur eine Spanne lange und 4 bis 5 Loth ſchwere Pfeifen rauchten. In frühern Zeiten noch mehr als jetzt waren die angeſehenſten Häuptlinge in Toba bei öffentlichen Gelegenheiten mit 4 bis 5 Ellen langen und 5 bis 6 Pfund ſchweren Kupferketten um Leib und Schultern gewunden bekleidet, an deren einem Ende ſich einige kleine Inſtrumente, als Tabakräumer, eine kleine Zange zum Bartausraufen, Ohrlöffel, Zahnſtocher ꝛc. befanden.

Es iſt bekannt, daß die Battas eine eigene Sylbenſchrift haben, indeſſen findet ein Unterſchied in den Schriftzeichen zwiſchen Toba und den ſüdlichen Landſchaften ſtatt, ſo wie auch die Sprache beider Länder ſich verhalten mag, wie hochdeutſch und niederdeutſch. In den Battadörfern findet man nicht viel geſchriebene Bücher

(Pustaha), gewöhnlich nur 1 oder höchstens 2, deren Inhalt für den Geschichtsforscher ohne Werth ist, da sie meistens neuern Ursprungs sind, und nur gewöhnlich über Träume, Zauberei und Tagewählerei ꝛc. handeln. Einige andere enthalten ihre Adat oder Gesetze. Diese Manuscripte sind auf 20 bis 40 Fuß lange Stücke weißer Baumrinde geschrieben, welche in Form eines Buchs zusammengelegt sind. Indessen ist mir mitgetheilt worden, daß allerdings noch einige wenige geschriebene historische Ueberlieferungen vorhanden sind, ich konnte jedoch keine habhaft werden, obschon ich ungefähr 15 andere sammelte und nach Europa mitbrachte.

Nimmt man nun an, daß die Battas ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk sind, welches in Dörfern wohnt, und zwar in dauerhaften, bisweilen 60 Fuß hohen Häusern, daß die Schreibe- und Lesekunst unter ihnen beinahe allgemein bekannt ist, daß sie eine Zeitrechnung und geschriebene Kalender nach Mondjahren berechnet haben, daß sie in einigen Industriezweigen besonders vorgeschritten sind, so muß es wohl im höchsten Grade in Verwunderung setzen, daß ein solches Volk unter die Anthropophagen gehört. Nach den Landesgesetzen werden gewisse Verbrechen, namentlich auch Ehrbruch, mit dem Tode und dem allgemeinen Verzehren des Verbrechers bestraft; dasselbe Loos trifft auch Kriegsgefangene, im Fall sie nicht etwa auf gütlichem Wege durch die Verwandten ausgelöst werden. Die Art und Weise ist folgende. Der Gefangene oder Verbrecher wird an einen Pfahl gebunden; das ganze Dorf versammelt sich, und nachdem einige Redner die Verbrechen des dem Tode Geweihten ausführlich geschildert haben, schneidet der Vornehmste der Versammlung, oder der durch das Verbrechen Beleidigte, die Nasenspitze des Opfers ab, taucht sie in ein Gefäß mit Zitronensaft und verzehrt sie gleich einer Auster, hierauf schneidet ein anderer die Ohren ab, ein dritter das Innere der Handteller und sie verzehren diese Stücke vor den Augen des zum Tode Verurtheilten, endlich fällt alles darüber her. Es hängt nun sehr von der Größe des Verbrechens ab, ferner ob Personen dabei sind, deren Haß besonders angeregt ist, ob man die Leiden verlängert oder abkürzt. Indeß muß erwähnt werden, daß die jungen Frauen an diesem Feste nicht Antheil nehmen noch weniger von dem Fleisch genießen.

Der Pfahl, an welchem der Verurtheilte angebunden war und starb, wird von dem Zauberer oder Beschwörer des Dorfs in Beschlag genommen. Er begibt sich hiermit in den Wald, woselbst er 9 Tage bleibt und während der Zeit fastet, indem er nur von Wurzeln oder wilden Früchten lebt, und zugleich durch Beschwörungen sich mit gewissen Geistern in Verbindung setzt, unter deren Einwirkung er während der 9 Tage einen mystischen Zauberstab aus dem Pfahl verfertigt. Allerhand Ungeheuer, Schlangen, Eidechsen, menschliche Figuren werden gewöhnlich mit großer Geschicklichkeit ausgeschnitten; endlich nachdem noch der Stab mit dem Blut des Opfers bestrichen und ein Büschel Haupthaar desselben an das obere Ende befestigt worden ist, kehrt der Beschwörer nach dem Dorfe zurück.

Der so angefertigte Zauberstab dient in der Folge bei allerlei Zaubereien und Beschwörungen, ja wird wohl auch durch Befestigung einer Lanzenspitze an das untere Ende in eine Kriegswaffe umgeschaffen und in Fehden und Kriegszügen mitgenommen. Ich hatte, obschon unter großen Schwierigkeiten, mir 5 dieser Stäbe verschafft, wovon 2 sich im Berliner Museum befinden. Was die religiösen Begriffe der Battas anbelangt, so glauben sie an ein allmächtiges Wesen Di-batta (wohl übereinstimmend mit dem sanskritischen Ausdruck Dewata). Er ertheilt Befehle an sechs Untergottheiten, welche über das Wohl der Menschen wachen und sie leiten. Eine siebente böse Gottheit verfolgt die Menschen und sucht ihnen zu schaden. Dieselben Ueberreste eines wahrscheinlich frühern Buddha-Cultus habe ich bei einem großen Theil der dajak'schen Stämme in Borneo gefunden, und in dem Journal der geographischen Gesellschaft in Paris, Anfang 1853, beschrieben. Von einem Cultus ist nun allerdings weder bei den Battas noch bei den Dajaks von Borneo mehr die Rede, sie haben beide nur noch die historische Ueberlieferung eines frühern Glaubens bewahrt. Indessen muß ein Buddha-Cultus sowohl auf Sumatra als auf Borneo bestanden haben, denn die Ruinen von Tempeln und Bildern finden sich in beiden Ländern, in Sumatra bei Pitja-kolling (in den Battaländern), in Borneo bei Sangaum, indessen allerdings nicht in dem großartigen Styl als die Ruinen dieser Tempel auf Java und dem Festlande.

Nach dieser mir nothwendig geschienenen Abschweifung komme ich wieder auf meine Reise und Ankunft in Sikumpulang zurück. Die 50 bis 60 Häuser des Dorfes, welche dicht zusammengebaut waren, bildeten einen Hauptweg und 2 oder 3 kleine Nebengassen. Die ohne andere Zwischenräume als die Straße zusammengedrängte Häusermasse nahm einen verhältnißmäßig nur kleinen Platz ein, welcher eben so lang als breit war, und nur vielleicht 250 bis 300 Schritt im Umfang hatte. Ein 8 bis 10 Fuß hoher dichter Zaun von 3 bis 4 Zoll starken Brettern umgab das Dorf und war die einzige Befestigung.

Es war bei meiner Ankunft gerade ein reges Kriegsleben in Sikumpulang, und der Belagerungszustand vollständig erklärt; dennoch wurde ich ohne Schwierigkeiten eingelassen, da ich meine Ankunft bereits den Tag vorher durch einen vorausgeschickten Batta hatte melden lassen. Es wurde mir und meiner Begleitung der Soppo des Dorfs, auf deutsch Rathhaus, zur Wohnung angewiesen. Nachdem ich bereits 1 Stunde mich ausgeruht, erschien der Häuptling Si-Olloh mit zweien seiner Verwandten, und hielt mir eine lange Anrede in der Batta-Sprache, welche ich mir wieder ins Malayische mußte verdolmetschen lassen. Der Hauptinhalt dieser Rede war, daß er mir zu Ehren ein Schwein geschlachtet hatte, von welchem er mir einen Theil, nebst einem Sack Reis, einigen Hühnern und Früchten zum Geschenk anbot. Ich erwiderte diese, weniger in Radja Si-Ollohs Freigebigkeit, als in den battaschen Sitten beruhende Aufmerksamkeit mit einem Gegengeschenk von einigen Ellen rothen Tuchs zu einer Jacke und einigen Pfund Kautabak. Radja Si-Olloh musterte meine Percussionsgewehre mit vieler Neugier, da er selbst im Besitz einer europäischen Muskete war.

Um einen würdigen Eindruck auf die versammelte Bevölkerung hervorzubringen, beschloß ich eine kleine Schießübung vorzunehmen. Mein Doppelgewehr hatte ich vorher mit Schrepfenhagel geladen; indem ich nun zwei Eier in die rechte Hand nahm und das gespannte Gewehr in die linke, warf ich die beiden Eier mit einem Wurf ungefähr 40—50 Fuß hoch in die Luft und schoß mit jedem Lauf ein Ei in Stücken; dieses Schauspiel erschien der Bevölkerung offenbare Zauberei, da man allerdings der Meinung war, ich habe mit Kugeln geschossen.

Sikumpulang stand seit einigen Wochen mit einem ½ Meile entfernten Dorfe Tanjong-Duri in Krieg; alle 2 oder 3 Tage nachdem die Gelegenheit sich darbot, scharmützelten beide Parteien, auf dem zwischen beiden Dörfern liegenden Terrain. Es war dieß eine unbewaldete, meist mit Reisfeldern bebaute, aber auch von tiefen Ravins durchschnittene Gebirgsgegend.

Die Tanjong-Durier hatten bereits drei Anführer verloren,

während in Sikumpulang noch niemand gefallen war; die drei Männer von Tanjong-Duri waren übrigens durch die Muskete von Si-Olloh erschossen, weil sie weiter trug als die elenden battaschen kleinen Luntenflinten. Nachdem ich zwei Tage in Sikumpulang zugebracht, beschloß ich nach dem feindlichen Dorf Tanjong-Duri zu ziehen; ich kam hier gegen Mittag an. Der Radja von Tanjong-Duri war in tausend Aengsten, und hätte die durch mich vorgeschlagene Friedensvermittlung gern angenommen; doch die durch den Tod der drei Häuptlinge angestachelte Rachsucht war zu groß geworden, und ließ die einzige Bedingung, die Freilassung eines Gefangenen, verwerfen.

Die Verhältnisse waren folgende: Tanjong-Duri hatte eine bereits schon verjährte Schuld von 15—20 Büffeln, nach Geld berechnet ungefähr 120—150 Dollars, von Sikumpulang zu fordern, welche diese sich weigerten zu bezahlen. Hierauf hatten die Tanjong-Durier einen Verwandten des Häuptlings von Sikumpulang bei der Feldarbeit überrascht und gefangen genommen, und nach Landessitte mit den Füßen in Block gesetzt. [1] Anstatt zu bezahlen, hatte Sikumpulang jedoch sogleich den Krieg begonnen, und sowie die Sache nun stand, wo die Rachsucht auf beiden Seiten angefacht war, erwartete den armen jungen Mann ein grausamer Tod, wenn er nicht ausgelöst wurde. Die beiden kriegführenden Dörfer hatten übrigens schon ansehnliche Kriegskosten und Subsidiengelder nutzlos verschwendet, um sich gegenseitig bange zu machen. Die alte Schuld von 20 Büffeln war schon verzehnfacht an Kosten draufgegangen, und zwar folgendermaaßen: Sikumpulang warb in den benachbarten Landschaften Hülfstruppen, welche ansehnlichen Sold und Lohn empfingen. Tanjong-Duri that dasselbe. So kamen von beiden Seiten bisweilen 1000—2000 Mann auf die Beine, welche, nachdem sie ihren Lohn eingestrichen, einige Scheingefechte auf gehörige Distanz geliefert hatten, wobei kein Theil eine Wunde empfing, nach 2 oder 3 Tagen wieder heimwärts zogen, bis ein neues Aufgebot, und natürlich neue Belohnungen, die Ritter wieder ins Feld lockte.

Ich muß hier eines Falls erwähnen, welcher mir die Sitten der Battas in einem neuen Lichte zeigte. Ich bemerkte nämlich Abends in Tanjong-Duri einen jungen Menschen in der anwesenden Versammlung, welchen ich Tags vorher in Sikumpulang mich mit Gewißheit erinnerte gesehen zu haben. Ich erfuhr nun zu meinem Erstaunen, daß er wirklich ein Sikumpulanger wäre, und daß es Sitte sey, daß sich einzelne Verwandte auch während des Krieges ungehindert besuchen könnten; der Besucher hatte nämlich Verwandte in Tanjong-Duri, obschon er selbst in Sikumpulang wohnte. Heurathen von einem Dorf nach dem andern sind sehr gebräuchlich, und finden häufiger statt als im eignen Dorf, daher sehr ausgebreitete Verwandtschaften. Zugleich erfuhr ich, daß sie es unter ihrer Würde hielten, ein feindliches Dorf durch List in Brand zu stecken; jedoch geschehe dieß wohl wenn es ehrlich erobert wäre. Diese beiden Thatsachen erschienen mir wie ein Nachklang aus den Ritterzeiten Europa's.

Die Niedergeschlagenheit in Tanjong-Duri war übrigens groß; die Sikumpulanger hatten abermals 2000 Mann aus Silindong aufgeboten, und die Radjas von Tanjong-Duri erwarteten mit verzagtem Herzen diese neue Macht. Bis jetzt hatten sie solchen Hülfstruppen immer zur rechten Zeit eine ähnliche gemiethete Armee gegenübergestellt; ihre Mittel waren jedoch bereits sehr erschöpft, und so war das weit reichere Sikumpulang in großem Uebergewicht.

Ich brach den andern Morgen nach Silindong auf. Auf dem halben Wege begegnete mir das heranziehende Kriegsheer. Es war ein Haufe von einigen Hundert, meist mit Lanzen oder Säbeln bewaffnet, ein kleiner Theil mit Luntenflinten. Die übrige Armee zog auf andern Wegen, je nachdem ihre Dörfer näher oder ferner waren, in abgesonderten kleinen Haufen nach Sikumpulang, wo sie sich vereinigen sollten.

Ich kam gegen Mittag in Silindong an. Ganz von 600 bis 1500 Fuß hohen Bergen eingeschlossen, gewährt das ungefähr drei Meilen lange und zwei Meilen breite Thal einen reizenden Anblick, wenn man von einer seiner Höhen dasselbe überschaut. Das ganze Thal ist ein großes Reisfeld, in welchem 40—50 Batta-Dörfer zerstreut liegen; alle diese Dörfer, nebst noch einigen 20, welche auf den umschließenden, größtentheils bewaldeten Bergen liegen, machen die Landschaft Silindong aus. Die Battang-Tarro ist hier nur 10—15 Schritt breit, und durchströmt das Thal in seiner Länge; ich quartierte mich in einem der ansehnlichsten Dörfer ein.

Gleich den zweiten Tag nach meiner Ankunft war ein großer Markt, ein für mich höchst interessantes Schauspiel. Es mochten ungefähr 3—4000 Personen hier versammelt seyn, und ich hatte Gelegenheit die Industrieerzeugnisse der noch mehrere Tagereisen entfernten Batta-Landschaften von Groß-Toba zu sehen. Hierunter bemerkte ich besonders künstlich und mit Geschmack gewebte baumwollene Stoffe und schöne Kupferarbeiten; ich machte von beiden Einkäufe. Von europäischen Artikeln waren viele weiße und einige wenige bunte Kattune nebst eisernen Bratpfannen, und von indischen Erzeugnissen grobes chinesisches Geschirr und javanischer Kautabak auf dem Markt; außerdem alle Arten Lebensmittel, Erzeugnisse des eignen Landes als Reis, Hühner, Zucker, Cocusöl und Früchte.

Von den Tausenden, welche auf dem Markt versammelt waren, hatten nur wenige einzelne Händler das niederländische Etablissement Tappanolie besucht, und bei dieser Gelegenheit einige Europäer zu Gesicht bekommen; den übrigen jedoch war mein Anblick ein ungewohntes Schauspiel und eine seltene Erscheinung. Man drängte sich von allen Seiten heran, um mich zu bewundern. Nun ist es eine höchst eigenthümliche Gewohnheit des Landes, daß jeder Mann bewaffnet erscheint, und zwar nicht nach javanischer und malayischer Manier nur mit dem üblichen Dolch (Kris); das war ich gewohnt und hätte es sehr natürlich gefunden. Hier war alles mit geladenen Luntengewehren, Lanzen und Säbeln ohne Scheide gegenwärtig, so daß man sich in einem Kriegslager zu befinden glaubte, und dennoch waren nach meiner Ueberzeugung alles friedfertige Leute. Jedenfalls bezeugt diese Gewohnheit einen hohen Grad von gegenseitigem Mißtrauen, und ich erklärte sie mir dadurch, daß von den Besuchern des Marktes viele aus andern Landschaften waren, und durch die immerwährenden kleinen Fehden und Kriege untereinander, das Gefangennehmen von Fremdlingen aus entfernten Dörfern wegen Spielschulden, welches täglich vorkömmt; ferner der weite Weg, welchen ein Theil der Anwesenden wieder zurücklegen mußte, um nach der Heimath zu gelangen; dieß alles zusammengenommen macht es natürlich, daß Leute aufeinander treffen können, deren Rechnung noch nicht vollständig geregelt ist, und wo die Rachsucht noch nach Jahren wegen erlittener Unbilden stark lebt.

Unter diesen Umständen hatte ich es für anständig und angemessen erachtet, dem allgemeinen Beispiel zu folgen, und ich

[1] Der Block besteht in zwei Brettern, von 5—6 Zoll Dicke. In beiden befinden sich halbkreisförmige Oeffnungen, in welche die Beine des Gefangenen oberhalb der Knöchel hineingelegt werden. Sobald beide Bretter aufeinander gelegt und befestigt sind, ist es unmöglich den Fuß zurückzuziehen.

erſchien mit einem großen Cavalleriesäbel, deſſen Scheide ich zu Hauſe gelaſſen hatte, während mir Kitchil mein mit Hagel geladenes Doppelgewehr trug. Ich konnte mir auch hier die Genugthuung nicht verſagen, einige Eier in Stücke zu ſchießen; ja ich hielt es aus politiſchen Gründen, und für meine eigene größere Sicherheit ſogar für ſehr zweckmäßig. Zwiſchen Sikumpulang und Silindong hatte ich außer Tanjong-Duri noch 4—5 andere Dörfer paſſirt, ebenſo hatte ich während meines Aufenthalts in Silindong mehrere nahegelegene Dörfer beſucht. In allen dieſen Ortſchaften fand ich ein oder mehrere Gefangene mit den Füßen in Block geſetzt. Es lag nicht in meiner Macht dieſelben zu befreien, ſonſt hätte ich es gern gethan; die meiſten dieſer Gefangenen gehörten fremden Ortſchaften an, und ſaßen in Schuldarreſt. Sie hatten in veranſtalteten Hahnenkämpfen oder in anderen Hazardſpielen ihr Geld verloren, und unter Bürgſchaft ihrer eigenen Perſon Schulden gemacht; die battaſchen Spieler haben vor den europäiſchen einen großen Vorzug. Letzteren borgt man gewöhnlich nicht gern, wenn ſie ihres Geldes entledigt ſind; dem battaſchen Spieler hingegen borgt man gern 10—20 Dollars, wenn er ſeine eigene Perſon verpfändet, und läßt ihn arbeiten wenn er nicht bezahlen kann. Oft werden die auf dieſe Weiſe Verſchuldeten von ihren entfernten Verwandten wieder eingelöst, ſehr oft aber auch geſchieht dieß nicht, und der Verſchuldete verfällt mit der Zeit dem Sklavenſtand. Die Sklaverei iſt jedoch nicht nur bei den Battas ſehr gelinde, ſondern bei allen indiſchen Völkerſchaften, und verdient hier den Namen Sklaverei nicht, auch bei Türken und Arabern findet daſſelbe leutſelige Verhältniß ſtatt, während nur die Chriſten ſich in dieſer Hinſicht ſehr tyranniſch, grauſam und habſüchtig gezeigt haben.

Die Geldmünzen, welche auch in den freien Batta-Ländern, ſowie auf allen übrigen Inſeln und überhaupt im ganzen oſtindiſchen Handel circuliren, ſind entweder ſpaniſche und amerikaniſche Dollars, oder Staubgold nach üblichen Gewichten (tail) abgewogen. In den niederländiſchen Beſitzungen hingegen ſind außerdem noch einige hundert Millionen Kupfer und Papiergeld verbreitet. Was niederländiſche Silber- oder Goldmünzen anbelangt, ſo ſind dieſelben nur ſehr einzeln zu finden. Der Gehalt an alle Beamten, Officiere und Militärs, ſowie überhaupt alle Auszahlungen für öffentliche Arbeiten und andere Ausgaben im Landesdienſt, geſchehen $^2/_3$ in Kupfer und Papier und $^1/_3$ in Silber. So lange in den niederländiſchen Beſitzungen keine Kriſis eintritt, ſo lange hat dieß keinen andern nachtheiligen Einfluß auf den Handel, als daß das Silberagio allmählich ſteigt; man zahlt jetzt etwa 50 Procent. Das Kupfer iſt in aus Baſt geflochtenen Säcken (Karong) zu 25, 50 und 75 Gulden abgezählt und wird ſo verabfolgt. Es iſt eine ganz gewöhnliche Sache auf dieſe Weiſe in Geldgeſchäften 1000—20,000 Gulden in Kupfer zu empfangen.

Als ich die Rückreiſe nach Sikumpulang antrat, wählte ich einen andern Weg, welcher, obſchon er nicht ſehr von dem von mir bereits bereiſten abwich, mehrere mir noch unbekannte Dörfer berührte; ich hatte hierbei Gelegenheit etwas von battaſchen Rodomontaden kennen zu lernen. Als ich nämlich den zweiten Tag nach meiner Abreiſe von Silindong noch $^1/_2$ Meile von einem im Gebirge liegenden Dorf entfernt war, fand ich mitten auf dem Weg, welcher nach dem Dorf führte, einen Stab in die Erde gepflanzt, an deſſen oberes Ende zwei Dinge befeſtigt waren; erſtens eine Obi (ein kartoffelähnliches Gewächs aber länglich, bisweilen eine Spanne lang), und dieſer Obi war ohne großes künſtleriſches Genie in eine menſchliche Figur ausgeſchnitten, welche ebenfalls von einer en miniature geſchnitzten Lanze durchbohrt war. Die Bedeutung dieſer Allegorie war nicht ſchwer zu finden; ich ſollte geſpießt werden. Der zweite Gegenſtand, welcher an dem Stabe befeſtigt war, war eine Fuß lange Bambusröhre, in deren grüne und weiche Rinde ein Brief geſchrieben war; meine Battas laſen und überſetzten denſelben ins Malayiſche. Der Inhalt war eine myſtiſche Drohung für denjenigen, welcher auf ſich dieſelbe beziehen wollte, ein Name war nicht genannt; ich hielt das Ganze für einen Schreckſchuß, und ließ mich daher nicht im mindeſten ſtören, ſondern zog ruhig nach dem gefährlich ſein ſollenden Dorf, wo wahrſcheinlich der Briefſchreiber ſeinen Wohnſitz hatte. Der Häuptling empfing mich indeſſen ſehr zuvorkommend und wollte nicht zugeben, daß dieß von ſeinem Dorf herrühren ſollte. Indeſſen ruhte ich mich $^1/_2$ Stunde aus, und Kitchil war ſo genial den Kartoffelmenſchen an einem Feuer zu röſten, und unter allgemeinen Jubel meiner Battas zu verzehren.

Es iſt eine allgemeine Gewohnheit in den Batta-Ländern zur gewöhnlichen Correſpondenz Bambusröhre zu benuzen; die weiche Rinde dieſer Holzart eignet ſich im friſchen Zuſtande vorzüglich, um mit einem Meſſer oder andern ſpizen Gegenſtand eine deutliche Schrift einzuſchreiben; ich ſelbſt habe, wenn ich irgend eine Beſtellung an ein entferntes Dorf zu machen hatte, mich dieſer Art Briefe bedient. Die Vortheile, welche ein battaſcher Briefträger vor einem europäiſchen voraus hat, ſind ſehr einleuchtend, erſtens kann er den Brief wenn er lang genug iſt, als Stab benutzen, zweitens kann er aus dem hohlen Bambus trinken wenn er Durſt hat, drittens kann er jeden Zudringlichen und Unberufenen ſich damit vom Leibe halten; allerdings riskirt er ſelbſt, wenn er unangenehme Botſchaften bringt, damit durchgeprügelt zu werden; der Bambus welcher überall wächſet, iſt ein ſehr billiges Schreibmaterial. Sehr oft werden Liebesbriefe in Gehölzern oder Feldern aufgepflanzt, an Stellen, wo der Liebhaber weiß, daß die Schöne Geſchäfte hat oder vorbeigeht. Indeſſen, obſchon die Schreibkunſt unter den Battas ziemlich allgemein iſt, da die Sylbenzeichen ſehr einfach und nicht ſchwer zu lernen ſind, ſo kennt das weibliche Geſchlecht doch ſelten dieſe Kunſt, und die Schöne muß den Brief mitnehmen, um ſich denſelben entziffern zu laſſen.

Ich befand mich einige Tage ſpäter wieder in Tobing; dieſes niederländiſche Etabliſſement iſt das nördlichſte im Innern Sumatra's, einige Tagereiſen ſüdlicher liegt Fort Elout. Beide Plätze haben eine ſchwache Militärbeſetzung, Tobing eine Compagnie, Fort Elout 50—60 Mann. Außer dieſen beiden beſetzten Punkten im Innern der Batta-Länder, ſind allerdings noch einige andere welche nördlicher hinaufreichen als Tappanolie, Baros, Sinkel; dieſe drei Plätze liegen jedoch an der Meeresküſte und ſind mehr als Handelsplätze zu betrachten. In Fort Elout befindet ſich ein niederländiſcher Beamter, welcher den Rang von Aſſiſtent-Reſident hat, und die beiden Landſchaften Groß- und Klein-Mandaheling verwaltet. In Tobing befindet ſich ein anderer Unterbeamter, welcher die Landſchaften Ankola und Sipirok zu verwalten hat. In Tappanolie iſt ein Reſident ſtationirt, welcher über ſämmtliche Batta-Landſchaften regiert. Die Radjas oder Batta-Häuptlinge der genannten Landſchaften kommen wöchentlich an feſtgeſetzten Tagen zur allgemeinen Berathung (Bitjara) nach Tobing, Fort Elout und Tappanolie, landſchaftsweiſe zuſammen, unter Vorſitz des an jedem dieſer Plätze ſtationirten Beamten. Hiebei werden alle etwaigen Beſchwerden und Streitigkeiten vorgetragen und geſchlichtet. Die von der Regierung der Bevölkerung auferlegten öffentlichen Arbeiten an Wegen, Anlegung von Kaffee- und Indigo-Plantagen, nöthigen öffentlichen Bauten und erforderlichen Kulis (Laſtträger) werden nach Maaß und Zahl den an-

weſenden Häuptlingen anbefohlen, und in Fällen von Nachläſſigkeit und Widerſpenſtigkeit mit Geld und andern Strafen belegt. Der Transport der geernteten Kaffeefrüchte nach den Küſtenplätzen Natal, Ayerbangies und Tappanolie 5—7 Tagereiſen weit, iſt für die Battas darum ſehr drückend, weil ſie genöthigt ſind, den Kaffee auf ihren Schultern dieſe weite Strecke zu tragen, ſo daß ſehr oft einige hundert Kulis (Laſtträger) dazu erforderlich ſind. Der Transport per Achſe iſt wegen der ſteilen Gebirge nicht ausführbar. Um dieſen etwas beſchwerlichen Frohndienſten theilweiſe zu entgehen, vernichteten und vergruben im J. 1845 einige Dörfer in Mandaheling die geernteten Kaffeebohnen. In den ſüdlicher gelegenen malayiſchen Landſchaften waltete ziemlich dasſelbe Verhältniß ob; von hier mußte der Kaffee nach den Küſtenplätzen Priaman und Padang transportirt werden; indeſſen war hier wenigſtens einige Tagereiſen weit der Transport per Achſe ausführbar, und für den übrigen Theil des Weges wurden ſpäter Laſtpferde angewendet. Während man der malayiſchen Bevölkerung auf dieſe Weiſe eine große Erleichterung verſchaffte, geſchah in den Batta-Diſtricten nichts, obſchon gerade hier die Plantagen verhältnißmäßig weit blühender und ergiebiger ſind als in den malayiſchen Ländern, weil man eben mit den Battas weniger Umſtände macht und ſie mehr zur Arbeit anhält als die Malayen, welche bis jetzt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nur mit Glacéhandſchuhen ſind angefaßt worden, und dabei ſich doch alle Augenblicke empörten.

Die Transportmittel ſind nicht allein auf Sumatra, ſondern auch auf Java und den übrigen Inſeln eine noch nicht zur Genüge gelöste Aufgabe geblieben. Die in den Gebirgsgegenden angewendeten Laſtpferde werden durch die Tragſättel ſtets gedrückt und bald unbrauchbar. Man hat den Verſuch mit Kamelen und auch mit Mauleſeln gemacht, doch ſcheint die Probe nicht zur Zufriedenheit ausgefallen zu ſeyn. Auf Sumatra iſt der Elephant ſo häufig, daß ich auf die Idee gekommen bin, ob man nicht dieſes Thier mit Nutzen verwenden könnte. Bis jetzt kennt man die Zähmung und Dreſſur des Elephanten in Sumatra noch nicht.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die unabhängigen Batta-Landſchaften welche ich theilweiſe durchzogen hatte, ſo iſt das Verhältniß, in welchem ſie zur niederländiſchen Regierung in den letzten Jahren ſtanden, als indirecte Abhängigkeit zu bezeichnen. Die Radjas (Häuptlinge) von Klein-Toba ſind nicht ohne Verbindung mit dem niederländiſchen Reſident in Tappanolie, und empfangen hin und wieder Weiſungen und Botſchaften. Sie ſind ihrer eigenen Schwäche gegenüber der Regierung ſich ſehr wohl bewußt, und halten ſich ſozuſagen ſchüchtern und friedfertig. Indeſſen haben ſich einige fabelhafte Gerüchte über die Unzugänglichkeit der Batta-Länder verbreitet, welche ganz ungegründet ſind. Einestheils gab hierzu Veranlaſſung der im Anfang der vierziger Jahre ſtattgefundene Mord eines amerikaniſchen Miſſionärs, anderntheils die unbedeutenden Raubanfälle eines battaſchen Räuberdorfs im Oſten von Pitja-Kolling; dieſes Raubneſt lag in einer wilden Gebirgsgegend auf einem ſteilen Felſen, und war durch ſeine Poſition unangreifbar. Seine kleinen Räubereien erſtreckten ſich aber auch eben ſowohl in die unabhängigen Batta-Länder als in die niederländiſchen Diſtricte. Eine kleine Expedition mit niederländiſchen Truppen blieb wegen der Unzugänglichkeit des Terrains erfolglos, und nachdrücklichere Maaßregeln hat man nicht angewendet, weil der Gegenſtand von zu wenig Bedeutung war.

Ein etwas anderes Verhältniß findet mit dem nördlichſten Theil der Batta-Länder, Groß-Toba, ſtatt. Dieſe Landſchaft iſt bis jetzt ganz unerforſcht geblieben. Nördlich gränzt ſie an Atſchin und ſüdlich an die eben beſchriebenen freien Länder von Klein-Toba. Ihre weſtliche Gränze, die Meeresküſte iſt in niederländiſchem Beſitz; Baros und Sinkel ſind hier die Hauptplätze.

Die Bewohner von Groß-Toba ſtehen in beſonderem Ruf als Anthropophagen; trotzdem hätte ich von Silindong aus die Reiſe dahin unternommen, wenn meine Battas ſich nicht geweigert hätten, mich zu begleiten.

Groß-Toba ſteht nun allerdings außer aller Beziehung mit dem niederländiſchen Reſidenten, und iſt inſofern nicht mit den beſchriebenen freien Landſchaften zu vergleichen. Ein großes Binnen-Meer von 8 Meilen Umfang ſoll ſich daſelbſt befinden, deſſen Umgebung und Ufer von einigen hundert Batta-Dörfern bewohnt ſeyn ſollen. Dieſer See iſt auf den beſten und neueſten Karten von Sumatra natürlich nur figuratif angegeben, ſowie überhaupt die ganze genannte Landſchaft.

Die Pferde aus jener Gegend haben einen großen Ruf in ganz Indien erlangt; ſie ſind unverwüſtliche Bergkletterer, zwar klein aber von ſchönem Bau. Gleich den arabiſchen tragen ſie ausgezeichnet. Von den Battas, welche keine Reiter ſind, werden ſie wild eingefangen und als Schlachtvieh verkauft oder ſelbſt verzehrt. Die Unterhändler ſind einzelne Malayen von Baros und Tappanolie. Der Preis, welchen dieſe pro Stück bezahlen, beträgt 4—6 Dollars, während ſie auf Batavia mit 100—300 D. bezahlt werden.

Es wurde mir möglich von einigen hohen Punkten in der Umgebung Silindongs, welche ich meiner Vermeſſungen halber erſtieg, einen großen Theil der Batta-Länder zu überſehen. Mehrere hundert Quadratmeilen boten ſich meinen Blicken dar, namentlich nördlich die noch unerforſchten Gegenden von Groß-Toba; dieſer Landſtrich hat allerdings einen ganz eigenen Charakter und muß ſich zur Pferdezucht vorzüglich eignen; wäre er nicht ſo gebirgig, ſo möchte er mit den Prairien Amerika's können verglichen werden. Alle übrigen Theile Sumatra's ſind da, wo ſie nicht bebaut ſind, ſtark bewaldet. Die Batta-Länder unterſcheiden ſich charakteriſtiſch durch die Menge und Ausgedehntheit ihrer Allang-Allangflächen, welche zum waldigen Terrain ſich verhalten mögen wie 3 zu 1.

Indeſſen ſo unerforſcht, was Topographie anbelangt, bis jetzt auch Groß-Toba geblieben iſt, ſo iſt anzunehmen, daß die niederländiſche Regierung auch über dieſes Land, was die Bevölkerungsverhältniſſe anbelangt, genau unterrichtet iſt. Der Reſident von Tappanolie hat vertraute Malayen genug, welche von Sinkel, Baros und Tappanolie aus Handel mit jenen Gegenden treiben, unangefochten hin und rückreiſen, und im Stande ſind ziemlich genaue Berichte zu erſtatten.

(Schluß folgt.)

Etwas über die hiſtoriſchen Documente Italiens, namentlich Toscana's.

Von dem Verfaſſer der Briefe aus den toskaniſchen Maremmen, die wir im Laufe dieſes Jahres mitgetheilt, und welche ſich

mit T. A. T. unterzeichnet, finden wir im Athen. 29 Julius ein Schreiben aus Florenz, das mit Ausnahme einiger Specialitäten eine umſtändlichere Mittheilung verdient. Es lautet folgendermaaßen: „vor wenigen Jahren ſchickte ich Ihnen einige Nachrichten über ein merkwürdiges lobenswerthes Unternehmen, die Herausgabe des Archivio Storico Italiano von dem Veteranen Vieuſſeux. Das Werk iſt jetzt zu Ende gebracht, nicht ſowohl, weil es alles, was zu leiſten beabſichtigt war, erfüllt hat, als, wie zu fürchten iſt, aus Mangel an der hinreichenden Unterſtützung. Die Abſicht war, in einer ſchönen Octavform einen Theil des ungeheuren Materials für italieniſche Geſchichte herauszugeben, das in den verſchiedenen öffentlichen Bibliotheken, Archiven und unter Privatverſchluß in Italien noch handſchriftlich begraben liegt. Es gibt vielleicht kein Land, in welchem dieſe Materialien in ſo ungeheurer Menge und ſolcher Mannichfaltigkeit der Form, von eigentlicher Geſchichte bis zu Privatnotizen und Familienchroniken herab ſich finden; letztere namentlich waren bei den alten italieniſchen Familien ſehr im Gebrauch, und wurden oft von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgeſetzt. Das Wichtigſte und Intereſſanteſte dieſer mannichfachen Schätze ſollte mit den nöthigen Zuthaten, als: Vorreden, biographiſchen Notizen, erläuternden Noten u. dgl herausgegeben werden, namentlich auch in Bezug auf ein genaues Studium der Geſchichte ihrer Sprache, auf welche der Italiener, immer noch unter dem Einfluß der mehr und mehr dahin ſchwindenden Traditionen der alten Cruſca, ſo hohen Werth ſetzen. Der Preis ſollte nur 2½ d. (7 kr. ¼ Lira) für den Bogen ſeyn, ſo daß ein tüchtiger Band nicht höher als 7 Sch. (4 fl. 12 kr.) gekommen wäre, ein ſehr niedriger Preis für ein Werk, das nothwendig nur einen ſchwachen Abſatz haben konnte. Das Ganze beſteht aus 16 Werken in 19 Bänden, und 8 Bänden Appendices, welche eine Menge kürzerer und minder wichtiger, oft aber höchſt merkwürdiger Bruchſtücke enthalten.

Kein Land in der Welt iſt ſo reich an Archiven von hiſtoriſchem Werth, wie Toscana. Ein Blick auf die alte Geſchichte und die Rolle, die das Land in Europa ſpielte, weckt ſchon die Erwartung, daß ſeine hiſtoriſchen Schätze weit größer ſind als die Wichtigkeit des Landes erwarten ließe. Die ſorgfältige Aufbewahrung von Documenten aller Art iſt ein eigenthümlicher italieniſcher Zug, und die Maſſe Papiere in den öffentlichen Bibliotheken von Florenz iſt in der That unermeßlich. Sie befanden ſich bis vor wenigen Monaten in abgeſonderten öffentlichen Gebäuden, und unter der Aufſicht verſchiedener Perſonen. Eine Aufzählung derſelben mag nicht ohne Intereſſe ſeyn.

1. Das „Archivio Diplomatico“ wurde im J. 1778 gegründet, um die Papiere aus den zahlreichen, damals aufgehobenen Klöſtern und aus ſolchen Sammlungen, welche Privatperſonen freiwillig daſelbſt niederlegen wollten, aufzubewahren. Die Zahl dieſer Papiere beträgt 186,830 aus 344 verſchiedenen Kloſter- und Privatbibliothen. Die im Februar 1852 zur Unterſuchung und Berichterſtattung über die verſchiedenen Archive niedergeſetzte Commiſſion gibt in ihrem Bericht vom Junius desſelben Jahres an, daß ſie dieſe Sammlung in vortrefflicher Ordnung, claſſificirt und mit Inder verſehen, gefunden hätte. Die hier aufgeſtapelte Maſſe von Materialien für Geſchichte der Politik, Literatur und Kunſt iſt, wie man ſchon aus der Art der Quellen ſchließen kann, von der mannichfaltigſten Art und erſtreckt ſich über viele Jahrhunderte. Als eine Probe, was in dieſer mächtigen Vorrathskammer zu fiſchen iſt, kann ich mein eigenes Glück an einem einzigen Morgen anführen. Da ich einige Nachforſchungen über die frühere Lebensgeſchichte von Catherina von Medicis anzuſtellen hatte, ſo verlangte ich die Papiere des Nonnenkloſters zu ſehen, in welchem ſie ſich während der Jahre des Exils ihrer Familie aufhielt. Sie wurden mir ſogleich gebracht, und als ich den vortrefflichen Inder durchlief, fand ich unter einer Menge merkwürdiger Notizen, Tagebüchern von Aebtiſſinnen, Nachrichten von Schweſter So und Schweſter So, Briefen von ehemaligen Zöglingen des Hauſes u. ſ. w. nicht weniger als 14 bisher ganz unbekannte Briefe meiner Heldin ſelbſt.

2. Das „Archivio delle Reformagioni“ iſt die älteſte aller florentiniſchen Urkundenſammlungen, und enthält namentlich alle Staatsſchriften der alten Republik, iſt indeß keineswegs auf dieſe Periode beſchränkt, ſondern iſt fortdauernd die Niederlage aller Staatsſchriften geblieben. Der Inhalt iſt ſehr mannichfach, und wurde, obwohl ziemlich ſchlecht, in 18 Claſſen geordnet. Die Commiſſion berichtet, daß ſie die 26,800 Bände Papiere in arger Verwirrung und Unordnung ohne Inventar und Inder gefunden hätte, und daß eine lange mühſelige Arbeit vorangehen müſſe, ehe man dieſe Sammlung mit Nutzen zu Rathe ziehen könne.

3. Das „Archivio Mediceo“ iſt unzweifelhaft die intereſſanteſte aller florentiniſchen Sammlungen für Europa im allgemeinen und beſteht aus etwa 10,000 Fascikeln (files) Papiere. Von dieſen haben 2000 Bezug auf die Großherzoge und Herzoginnen dieſes Hauſes. Die Berichte der Geſandten dieſer Fürſten in Rom, Spanien, Frankreich und Deutſchland nehmen 1500 ein. Die Correſpondenz der Mediceer in der Zeit vor ihrer Thronbeſteigung — bis 1530 — iſt in 130 Fascikeln enthalten. Die Archive des Hauſes Urbino, welche durch die Heurath Ferdinands II mit Vitoria, dem letzten Sproſſen des Hauſes Rovere, Eigenthum der Großherzoge von Toscana wurden, gingen im J. 1805 in das Archivio Mediceo über, und nehmen 868 Fascikeln ein. In Folge der emſigen Arbeit und der vollſtändigen Sachkenntniß des Archiviſten, Signore Filippo Moiſé, der dieſe Sammlung unter ſeiner Aufſicht hat, konnte die Commiſſion berichten, daß dieſelbe ſich in ſehr erfreulichem Zuſtand befinde. Sie wurde auch von Gelehrten mehr als irgend ein anderer Theil der toscaniſchen Sammlungen benützt; Varchi und Galuzzi verfaßten ihre Geſchichtswerke hauptſächlich nach den aus dieſer Sammlung gezogenen Materialien.

Zu dieſen Sammlungen kommen noch nicht weniger als 25 andere über Geſetzgebung, Proceßweſen, Handel, Finanzen, Steuern u. ſ. w. Die ganze Maſſe iſt nun in Ein Local zuſammengebracht, und nimmt einen bedeutenden Theil des langen Gebäudes ein, das unter dem Namen der Uffizi jedem Reiſenden als das Local der großen Kunſtgalerie ſo wohl bekannt iſt. Eine hinlängliche Anzahl von Beamten iſt aufgeſtellt, ein Plan zur allgemeinen Ordnung der ganzen Maſſe beſchloſſen und feſtgeſtellt, und namentlich auch Vorſorge getroffen, daß denen, welche Abſchriften und Auszüge wünſchen, ſolche in vollſtändiger Genauigkeit und zu einem höchſt mäßigen Preiſe geliefert werden, nicht mehr als 8 Pence (1 Lira) für ein Blatt von 104 Zeilen von 35 Buchſtaben für Abſchriften von Papieren, die über das Jahr 1000 hinaufreichen, und nur der dritte Theil für Abſchriften ſpäterer Documente.

Miscellen.

Denkwürdigkeiten Karls V. In der Sitzung der belgischen Akademie am 8 Junius (s. Athen. Franç. vom 29 Julius) las Gachard eine kurze Abhandlung vor über die wahrscheinliche ehemalige Existenz von Denkwürdigkeiten Karls V. Brantôme, Valère André, Bayle, W. Van Male und die spanischen Geschichtschreiber Ambr. de Morales und Prud. de Sandoval haben derselben erwähnt. Hr. Gachard macht es durch eine Zusammenstellung verschiedener Nachrichten wahrscheinlich, daß Karl V sich des Niederländers Van Male, der ihn auch nach St. Juste begleitete, bedient habe, um seine Denkwürdigkeiten abzufassen. Als Van Male starb, schrieb Philipp II an den bekannten Granvella, er solle in den nachgelassenen Papieren Van Male's Nachforschungen anstellen, ob derselbe nicht eine Geschichte Karls V abgefaßt habe; wenn dieß der Fall sey, so solle er sich der Papiere bemächtigen und sie ihm zusenden, damit nicht unrichtige Berichte über die Regierung seines Vaters sich verbreiteten. Granvella antwortete, man habe nichts dergleichen gefunden, wisse aber daß Van Male vor seinem Tode viele Papiere verbrannt, auch sich oft beklagt habe, daß Don Luis Quijada nach dem Tode des Kaisers ihm mit Gewalt die mit demselben abgefaßten Schriften entrissen hätte. Hr. Gachard setzt nun durch verschiedene Vergleichungen von Daten auseinander, daß diese Papiere wahrscheinlich die Denkwürdigkeiten Karls V enthalten hätten, vermuthlich aber von Philipp II verbrannt worden seyen.

*

Merkwürdiger Ueberrest in der Nähe von Varna. Oberst F. W. Hamilton von der englischen Grenadiergarde schreibt aus dem Lager von Aladyn unterm 8 Julius (s. Lit. Gaz. vom 29 Jul.) folgendes: „ich habe die vielen Säulenruinen untersucht, die sich an verschiedenen Orten in der Nähe unseres Lagers gerade nördlich von Aladyn zwischen den beiden Devna-Seen finden. Jedermann sucht vergebens sich den Ursprung zu erklären, niemand hatte je vorher etwas davon gehört oder gelesen, wenn sie überhaupt je beschrieben wurden. Das Land ist hügelig und an manchen Stellen tritt der nackte Fels hervor, übrigens ist es fast ganz mit Wald, Eichen und Acazien, bedeckt. Inmitten desselben stößt man plötzlich auf eine Stelle, 50 oder 100 Yards ins Gevierte, die tiefer liegt als der benachbarte Boden, und in deren Mitte die Reste von drei, vier und selbst fünf Fuß dicken Säulen in unregelmäßigen Zwischenräumen stehen. Die Säulen bilden sicherlich einen Theil des ursprünglichen Gesteins, und man kann eine Schichte verfolgen, die schräg durch mehrere hindurchläuft, welche 20 bis 30' von einander stehen. Einige bieten einige Fuß vom Gipfel einen merkwürdigen Auswuchs, den man einer härtern Schichte in diesem Theil des Felsens zuschreiben kann, welche der Zerstörung durch Wind und Wetter einen größeren Widerstand entgegensetzt. Der ganze Fels ist voll kleiner Muscheln, Nummuliten, wie ich glaube. Nach der unter dem Landvolk umgehenden Sage ist dieß ein natürliches Erzeugniß von Regen und Frost in einer langen Reihe von Jahrhunderten, und ich muß sagen, fast jedermann neigt sich zu derselben Ansicht. Die Stellen aber, wo diese Säulenreste stehen, sind so partiell und einzeln, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren kann, es seyen hier in sehr alter Zeit Ausgrabungen aus dem sehr weichen Gestein erfolgt, wobei man Säulen, um das überliegende Dach zu stützen, stehen ließ; im Laufe der Zeit fiel das Gestein, da wo es nicht unmittelbar durch die Säulen gestützt war, ein, so daß die Säulen allein stehen blieben. Diese Annahme wird durch den Umstand unterstützt, daß an mehreren Stellen das umliegende Gestein auf drei Seiten über den Gipfel der Säulen hinausragt."

*

Arabischer Bericht von der Schlacht bei Isly. Franzosen haben am Senegal eine arabisch geschriebene Geschichte des Feldzugs, der mit der Schlacht bei Isly endete, gefunden, und darin ist zwar eine anfängliche Niederlage zugestanden, die indeß von den zu den Christen übergegangenen Moslems vollbracht worden sey, dann aber wurden die Christen völlig geschlagen, und selbst zwei Söhne des Königs der Christen fielen in die Gefangenschaft der Moslems. Das Schönste ist, daß die Moslems auch acht Schiffe mit Christen wegnahmen, und dabei eine unermeßliche Beute machten. (Athen. Franç. 29 Julius.)

*

Die Juden in der Türkei. Ubicini theilt (s. Revue de l'Orient. Juillet) hierüber folgendes mit: „die Zahl der Juden im türkischen Reich, die Tributairprovinzen abgerechnet, übersteigt nicht 150,000, von denen etwas weniger als die Hälfte in der europäischen Türkei wohnt, und der vierte Theil in Konstantinopel. Die Städte, welche nach der Hauptstadt am meisten zählen, sind Salonichi 12,000, Smyrna 5000, Brussa 3000, Jerusalem 8000. Die Israeliten der Türkei sind meist Talmudisten. Bekanntlich ist der Talmud, eine Fortsetzung und weitere Entwicklung der Bibel, das Civilgesetz und das Religionsbuch der modernen Juden geworden, und gilt als göttliche Eingebung. Indeß haben sich die türkischen Juden dem manichäischen Aberglauben, der so tief in den religiösen Glauben des Orients eingedrungen, nicht entziehen können. Sie nehmen die Herrschaft von Teufeln und Engeln mit Satan und Jehovah an der Spitze an, der Mensch ist stets von zwei Genien begleitet, vom guten zur Rechten, vom bösen zur Linken, übrigens ist die Luft mit bösen Geistern, Schedin, angefüllt. Sie sprechen dieß Wort nur mit Angst aus, und bedienen sich deßhalb gewöhnlich nur des Ausdrucks „die von Außen." Den Tag vor der Beschneidung lassen die Eltern ihr Kind nicht aus den Augen, aus Furcht, es möchte von Aschemidai, dem König der Schedin, erdrosselt werden. — Unter den Israeliten der Türkei gibt es auch eine kleine Anzahl Karaiten, so genannt, weil sie den Talmud verwerfen, und sich nur an den Buchstaben der Schrift halten. Sie halten sich bloß an den Pentateuch, dessen Vorschriften sie mit gewissenhafter Genauigkeit befolgen. Zu Konstantinopel befänden sich etwa 40 karaitische Familien, und sie haben im Dorfe Khas-Köi, längs dem goldenen Horn, eine eigene Synagoge; auch gibt es welche zu Bagdad und in Aegypten, am zahlreichsten sind aber ihre Colonien in der Krim und in Galizien. Die Karaiten der Türkei hängen nicht von dem Vorstand der türkischen Juden ab, sondern sind durch ein besonderes Oberhaupt (milleti baschi) bei der Pforte repräsentirt. — Endlich dürfen wir eine Secte, oder wenn man will eine besondere Kaste, in Salonichi nicht übergehen. Dieß ist bekanntlich zu zwei Drittheilen eine jüdische Stadt; hier wohnen 6—7000 ehemalige, zum Islam bekehrte Juden, die öffentlich alle Gebräuche des Islam mitmachen, im Geheimen aber noch dem Judenthum anhängen sollen; sie verheurathen sich durchaus nur unter sich und leben ganz abgesondert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 32. 11 August 1854.

Einiges über Natur- und Menschenleben in Volhynien, Podolien und der Ukraine.[1]

1. Anblick des Landes; die Bauern.

Die folgenden Notizen beziehen sich auf die fruchtbaren, von Berg- und Hügelketten durchzogenen Ebenen, die sich im Süden des europäischen Rußlands ausbreiten und nur durch die Steppen Neurußlands vom schwarzen Meere getrennt sind, dem ihre Hauptströme, Dniestr und Dniepr, zueilen.

Ihre Lage zwischen Altrußland, dem Königreich Polen, Galizien und den walachisch-moldauischen Staaten veranlaßt eine interessante Mischung und Begegnung des Charakteristischen im Natur- und Menschenleben jener Gränzländer, und macht den Reisenden mit verschiedenen Auszweigungen des Slawenthums bekannt.

Es gelten diese Bemerkungen meist der Ukraine, Volhynien und Podolien zugleich. Wie sich diese Länder aber auch im allgemeinen in Hinsicht ihrer Bewohner, Producte, ihres Klima's gleichen, so hat dennoch die Naturphysiognomie jedes einzelnen ihre besondern Züge, und so begegnet das Auge in jedem eigenthümlichen Landschaftsbildern, deren Charakteristisches wir hier flüchtig andeuten:

Podolien ist ein idyllisches Land, das Land der Hirten und Ackerbauer, der stilliblichen Gegenden: große, blaue Seen, frischgrüne Eichen- und Birkenwälder, Dörfer und heitere Landsitze, von reichen Getreidefeldern und Obstwaldungen umgeben, kleine Wiesenthäler zwischen grünen Hügeln, dieß sind die Bestandtheile der reizenden Landschaften.

In Volhynien sieht man nicht bloß solche liebliche idyllische Gegenden, sondern auch andere von ernsterem Charakter mit schwarzen Tannenhügeln, dunkeln Felsengründen und manchen vom Zauber der Sage oder der Geschichte belebten Berg- und Kloster-ruinen. Nicht bloß Laubwälder, wie in Podolien, schmücken das Land, auch die dunkle Tanne und die schlanke Fichte, denen man dort selten begegnet, vermischen sich mit ihnen. Es gibt hier kleine Bäche und klare Flüsse, die aus Bergen kommen, durch Thäler rauschen und sich lieblich durch Wälder und Fluren winden. Podolien hat nur wenige so lebendige klangvolle Gewässer; die Ströme Bug und Dniestr, die ernst und langsam einen Theil des Landes durchziehen, haben nichts von der frischen, jugendlichen Schönheit der volhynischen Flüsse, und die vielen großen Seen, an deren Ufer die meisten Dörfer und Herrenhäuser liegen, können mit aller Lieblichkeit den Mangel nicht ersetzen. Auch sind es nicht immer eigentliche Seen, sondern meist Arme des Bug, durch lange Dämme, über welche die Straßen gehen, abgeschlossen und getheilt. Ihr Grund ist schlammig und haucht im heißen Sommer ungesunde, fiebererzeugende Dünste aus.

Obgleich man auch in Podolien, besonders am Ufer des Dniestr, manche wildschöne Berg- und Felsengegend findet, so ist Volhynien doch im Ganzen weit malerischer und romantischer. Die Wellenlinie herrscht in der Landschaft vor; man sieht mehr Zufälligkeit, reichere Abwechslung, hat mehr Ueberraschungen als in Podolien, wo das eine Landschaftsbild meist die Copie von hundert andern ist, wo die Ebenen sich weiter ausbreiten, die Hügel und Wälder in geraden Linien am Horizont liegen und die Seen in immer gleicher Regelmäßigkeit wiederkehren. Diese größere Fülle des Malerischen findet der auf Nutzen Bedachte freilich von dem weit größern Getreide- und Fruchtreichthum Podoliens aufgewogen. Dort ist häufiger Sandboden, hier die Erde meist schwarz, locker, fett, so daß die Ländereien Podoliens einen weit höhern Ertrag geben als die Volhyniens, und sich dort weit mehr Leute finden, die nur um reich zu werden Güter kaufen und bebauen, während in Volhynien mehr höherer Adel lebt, der die Scholle schätzt und festhält, nicht wegen des hundertfachen Ertrags, sondern wegen des hundertjährigen Besitzes.

In der Gegend der Ukraine (der alte Name für die Gouvernements von Kiew, Poltawa und Charkow) findet man den Charakter jener beiden Provinzen vermischt und abwechselnd: liebliches, mit Laub- und Tannenwald geschmücktes Hügelland, große Ebenen mit Wäldern und Feldern, kahle Berge, sandige, zerrissene Höhenzüge, Felsenklippen, besonders am Dniepr, öde Steppengegenden, stille Seen und schnelle Flüsse, die alle zum Dniepr ziehen, der seine mächtigen Wogen durch das Land rollt.

Es sind diese Länder die fruchtbarsten Rußlands. Podolien, besonders die Theile der Ukraine, bilden die Kornkammer des Rei-

[1] Von M. F. Verfasserin der Schilderungen aus Kieff in Nr. 1—3 des Auslands vom vor. J.

ches, deren goldene Schätze aus dem Hafen Odessa's in ferne, ärmere Länder geführt werden.

Der Landmann braucht nicht mühsam den Boden zu pflegen, ohne große Anstrengung gewinnt er von ihm die Fülle des Getreides, und kennt nur selten schlechte Erntejahre; groß ist besonders die Pracht der Weizenfelder, die sich wie ein Meer mit goldenen Wogen über das Land breiten. In der Nähe aller Herrenhäuser sieht man im Spätsommer goldene Städte in der Sonne glänzen, denn da die Scheunen nur einen kleinen Theil des Erntegutes fassen können, so erheben sich bald ringsum phantastisch gestaltete Gebäude und Thürme aus den übereinandergeschichteten Garben aufgebaut. Aber nicht bloß die Vornehmen haben ihren Theil am Segen des Jahres, auch neben der kleinsten Hütte erhebt sich in jener Zeit ein leuchtender Thron von Getreide. Es ist eine Lust, dann durch die Dörfer zu gehen; man fühlt die milde Hand des Herrn für alle aufgethan und mit Wohlgefallen alles sättigen was da lebet.

Zwischen den Getreidefeldern breitet häufig der Flachs seinen blauen Blüthenteppich aus, und seine Zubereitung und Verspinnung zu grober Leinwand beschäftigt die Frauen der Dörfer. Auch die Kartoffel- und Runkelrübenfelder nehmen große Räume ein, die letztern besonders im betriebsamen Podolien, wo eine große Passion für Fabrication des Runkelrübenzuckers herrscht.

Alles Land wird zum Acker, keines zum Wiesenbau verwendet, das nöthige Gras findet man in den Wäldern, deren Boden meist mit einer reichen Vegetation von Gras, Kräutern und Blumen bedeckt ist, so daß es entzückend ist, zur Zeit der Heuernte in ihrem Duft und Schatten zu wandeln. Die Wälder sind häufig die Weideplätze der Heerden, die den ganzen Sommer im Freien verleben. Die Bauern eines Dorfes schicken ihre Thiere meist zusammen unter der Führung eines oder einiger kleinen Hirten hinaus. Mächtige Staubwolken zeigen am Abend von Ferne die Rückkehr der Heerde an; es ist ein unabsehbarer Zug, und man erstaunt über die Macht, die der Mensch über die Thiere ausüben kann, wenn man den kleinen Hirten sieht, hinter ihm diese prächtigen, gewaltigen Ochsen, die dem Heere vorausziehen, dessen Schluß die Kälber mit ihren Müttern und die leichtfüßigen Ziegen bilden, die behend an jedem Graben auf und niederklettern und von jedem Strauche naschen. Auch Pferdeheerden weiden in den Wäldern, und es ist schön, die edlen Thiere in ihrer Freiheit zu sehen, mit einander spielend, kämpfend oder mit fliegenden Mähnen forteilend, wenn sich Menschen nahen. Wie reich diese Länder an Pferden sind, wie man sie schätzt und in Menge benutzt, sieht man im täglichen Leben. Alle irgend Vermögende fahren vier- bis sechsspännig in der Weise, daß immer vier Pferde nebeneinander gespannt sind. Die Bauern haben viel einspänniges Fuhrwerk, Telegas, bei denen das Pferd unter einem von der Deichsel ausgehenden hölzernen Bogen eingespannt ist, was die Stätigkeit des Laufes befördert; noch eigenthümlicher sieht das russische Dreigespann aus, dessen drei Pferde nach drei verschiedenen Seiten zu gehen scheinen. Die russischen Pferde sind kleiner, dennoch unermüdeter als die unsern. Man fährt mit Blitzesschnelle, keine Hindernisse achtend, über Steck und Stein, Gräben und Baumwurzeln, was in den kleinen, hölzernen, federlosen Telegas oder Britzkas sehr empfindlich ist. Zu weiten Reisen gebraucht man gewöhnlich die Tarantasse, große, unbehülflich aussehende, aber leichte und tüchtige Wagen, deren Kasten auf zwei langen, elastischen Stangen ruht, die durch die Achsen verbunden sind.

Im Dienst reisende Officiere und Feldjäger fahren meist in den hölzernen Postitelegen, und gerade über den Rädern auf einer harten Bank ohne Lehne und Anhalt sitzend, durchfliegen sie mit Windeseile die weitesten Strecken.

Diese einfachen Fuhrwerke sind ein großer Contrast zu dem gewöhnlichen stattlichen Attelage russe: vier bis acht Pferde von gleicher ausgewählter Farbe und Größe vor einer prächtigen Equipage, der Kutscher im langen Kaftan mit rother Schärpe oder einem Silbergürtel und einer hohen pelzverbrämten Mütze, auf hohem Sitze thronend und majestätisch anzusehen, besonders wenn er stehend die Pferde regiert, wobei ihm ein kleiner Vorreiter hilft, der in ähnlichem Anzuge auf einem der Vorderpferde sitzt und sie nach dem Rufe des Kutschers lenkt. Kutscher und Bauern haben einen unendlichen Wörtervorrath für die Gespräche mit ihren Pferden; sie reden unaufhörlich mit ihnen, haben tausend Scheltworte und noch mehr zärtliche liebkosende Ausdrücke für sie; sie verändern jeden Augenblick die Stimme und gehen schnell von den reichsten, süßesten Schmeicheltönen zu den rauhesten Lauten des Zornes über. Die Bauern sind häufig muthige Reiter, schwingen sich auf die wildesten Pferde, die den Sommer im Walde zugebracht haben, halten sich an den Mähnen fest und jagen ohne Sattel und Zeug davon.

Die grünen, baumlosen Hügel, die Haidestrecken und die abgemähten Felder sind die Weideplätze der Schafe, von denen mehrere tausend Stück zu den meisten Gütern gehören. Vor allem aber sind diese Provinzen „the nursery of pigs“ würde Dickens sagen, der so oft mit besonderer Vorliebe und humoristischer Anschaulichkeit das Treiben jener verachteten Thiere beschreibt, und der ein reiches Feld für seine Beobachtungen unter den niedlichen Ferkeln finden würde, die zu Hunderten und von allen Farben überall laufen, um ihre häßlichen Mütter tanzen, zusammen spielen und sich in den Pfützen rollen, und nicht bloß eine charakteristische Staffage dieser Dörfer, sondern oft eine Quelle des Reichthums für ihre Beschützer sind.

Die Jagdlust findet reichen Spielraum in diesen Wäldern, wo nicht bloß die Wölfe hausen und die Bären in fernen Verstecken sich verbergen, sondern wo der Hirsch mit stolzem Geweihe durch die Eichen rauscht, wo das Reh neugierig hinter den Stämmen horcht und die Fährte des wilden Ebers sich tief im Dickicht verliert, ja wo sogar der Auerochse, der Urbewohner unserer alten deutschen Wälder, noch eine letzte Heimath gefunden hat.

Honig und Wachs gehören zu den Hauptproducten dieser und der Nachbarprovinzen. Die Bienengärten liegen in der Mitte der blumenreichen Wälder, zu deren Reiz dieses liebliche Bienensummen gehört. Auch wilde Bienen gibt es in Menge, und die Bauern suchen wohlverhüllt häufig ihren Honigvorrath in den hohlen Stämmen.

Andere diesen Wäldern eigenthümliche Producte sind die Trüffeln, welche man durch besonders abgerichtete Hunde aufspüren läßt, und der Birkenwein, den man durch Anbohren der besonders kräftigen Stämme gewinnt.

Das Holz wird in den Wäldern ohne Ordnung und Regel

geſchlagen; eine Forſtcultur und Aufſicht wie bei uns exiſtirt nicht für dieſe umfangreichen Wälder. So ſieht man alte, abgelebte Stämme oder vom Blitz niedergeworfene, herrliche Bäume mitten im friſchen Leben des Waldes unbenützt liegen, Rieſenleichen, die nach und nach in Verweſung übergehen; ſo ſieht man köſtliche Wälder auf einmal niederſinken, wie es eben eine Laune oder ein Geldbedürfniß des Beſitzers gebietet; häufig und beſonders in der Sommerhitze, die das Holz austrocknet, entſtehen Waldbrände, die mit großer Schnelligkeit Verwüſtung verbreiten.

In den Nadelwäldern Volhyniens gewinnt man den Theer, der zu den Hauptproducten Südrußlands gehört, und der ſo häufig bereitet und benutzt wird, daß der eigenthümliche Geruch überall verbreitet iſt, und ſobald man über die Gränze kommt, unangenehm auffällt. Ueberall ſieht und riecht man den Dampf aus den gewölbten Theeröfen, aus den großen, offenen Pechkeſſeln, die über freiem Feuer ſtehen und aus den hölzernen, langen Schornſteinen, unter denen man die übrig gebliebene Pechkohle zu Ruß verbrennt. Die Kleider und Hütten der Bauern ſind von dem Geruch durchdrungen, und kommt man ihnen nahe, trägt man ihn ſelbſt auf lange mit ſich fort.

Groß iſt die Fülle und Trefflichkeit des Obſtes hier und in den angränzenden Provinzen. Es gibt ganze Waldungen verſchiedener Fruchtbäume; Aprikoſen und Pfirſiche glänzen in Menge an den Spalieren, die Ananascultur wird auf vielen Gütern in großer Ausdehnung getrieben. Die Wälder haben einen unerſchöpflichen Reichthum von duftenden Erdbeeren, und zu allen übrigen Arten Waldbeeren auch die Klekwa, Eisbeere, die erſt unter dem Schnee reift und aus der man ſüße Getränke bereitet. Eine dieſen Provinzen eigene Frucht iſt die Waſſermelone, eine Lieblingserfriſchung aller, ſelbſt der Aermſten, da ſie in Maſſe auf Feldern gezogen werden. Eben ſo beliebt ſind der türkiſche Weizen, Cocuruſſe genannt, die Zwiebeln, die Gurken, welche Vornehm und Gering häufig roh genießen, der Kohl, aus dem die ruſſiſche Lieblingsſuppe, Schtſchi, bereitet wird, die Grütze, Kaſcha, ein tägliche Speiſe. Auch die feinern Gemüſe gedeihen trefflich: die Trauben reifen am Dnieſtr und werden von Tataren aus der Krim in Menge herbeigebracht. Durch die Nähe jener glücklichen Halbinſel, wo die Mandel und die ſüße Kaſtanie gedeihen, und durch die Nähe Odeſſa's, des Stapelplatzes für die Producte Aſiens, hat man auch alle andern Südfrüchte in Ueberfluß. Die Güte der eingemachten Früchte iſt der Stolz jeder Gospodina (Hausfrau); am berühmteſten ſind die von Kiew, wo ſie einen vorzüglichen Induſtrie- und Handelszweig bilden.

Nicht bloß den einheimiſchen Bäumen iſt wohl in ihrem mütterlichen Boden, auch die ausländiſchen gedeihen: unter den Kaſtanien und Linden ragt die italieniſche Pappel ſtolz empor, ſchüttelt die Akazie ihr blüthenweißes Haupt, ſchimmert der ſilbergraue Stamm und das helle Laub der Platane und taucht die Trauerweide ihre Zweige in ſtille Gewäſſer. Der Maulbeerbaum wird viel gepflegt und da und dort zur Zucht der Seidenraupen benutzt.

Groß iſt die Fülle der Blumen in Gärten und Wäldern, viele unſerer Gartenblumen ſogar wachſen unter den wilden Kindern des Waldes, ſein Boden gewährt einen entzückenden Anblick. Jeder Monat verändert die Schönheit, auf die Veilchen und Maiblumen, die im Frühling die Wälder durchduften, folgen die blauen Glocken, die im hohen Gras der Birkenwälder ſtehen, dichtgedrängt unter den ſchlanken ſilberweißen Stämmen, wie Kinder, die im Tempel beten und mit blauen Augen gen Himmel ſehen. Alle prächtigſten Blumen ſchmücken die Gärten und Parks der Reichen, von den Hyazinthen an, die der erſte Frühlingshauch entfaltet, bis zu den Georginen, deren ſtrahlende Schönheit bis zum letzten Herbſttag dauert. Die Roſen ſcheinen hier zu Hauſe wie in den Roſengärten von Damascus, nicht bloß in den Parks glühen und duften ſie, auch in den Wäldern wohnen Kinder aus dem königlichen Stamm, und lieblich ſchimmert zwiſchen Eichen und Birken das Dornröschen auf rankendem Gezweig. Selbſt die Gewäſſer haben ihre ſchimmernden Blumenteppiche; auf der Fläche des Sees ruht die breitblättrige Nymphia und öffnet ihre weißen und goldigen Blüthen dem Lichte, dem ſie aus dunkler Waſſertiefe ſo lange entgegenſtrebte, bis ſie ihre Wurzel dem Grunde entriß und nun oben ſchwimmt, haltlos aber geküßt vom Sonnenſtrahl. — Auch die Ufer ſchmückt eine eigne üppige Vegetation, ganze Wälder von Schilf und würzigem Calmus ragen empor, dazwiſchen lächelt wie ein Freundesgruß das Vergißmeinnicht, und darüber flattern weiße Schmetterlinge und die zartbeflügelten Libellen. Zahllos ſind die gefiederten Bewohner der Seen und Wälder, Waſſervögel niſten im Ufergrün, wilde Enten ſchwimmen mit ihren Jungen auf der ſtillen Fluth und ſchießen pfeilſchnell in die Büſche zurück, wenn ſich ein Nachen nähert, auch wilde Schwäne rudern ſorglos majeſtätiſch in den einſamen Seewinkeln; am Ufer ſpaziert die Rohrdommel und der langbeinige Kranich, und im Frühjahr erſcheinen als Gäſte die Seeſchwalben vom ſchwarzen Meer; mit ihnen kommen die Störche und ruhen von ihrer Reiſe in den Neſtern, die ſie ſich meiſt auf den Wipfeln der höchſten Eichen am Rande der Wälder erbauen. Tauſend Singvögel beleben im Frühling die Wälder, und wie es der Dichter will, ſo haben dieſe Länder wie Roſen auch Nachtigallen im Ueberfluß; ſie ſingen nicht bloß die Nächte lang, ſondern den ganzen Tag, und nicht bloß an den einſamſten Stellen der Wälder und Gärten, ſondern an Wegen und Straßen, faſt das Geräuſch der Menſchen übertönend.

Die im Grunde der Erde verborgenen Schätze dieſer Provinzen ſind noch wenig bekannt und benutzt. Zu den bekannteſten gehört das Salz, das man häufig aus Seen gewinnt und in großen ſchwärzlich grauen Steinen zum Verkauf bringt. Es gibt hie und da Eiſenwerke und Glashütten. Granitgeſtein ragt häufig aus dem Boden hervor, bildet an den Flüſſen hohe Felſenufer, weiter im Lande romantiſche Felſenthäler. Es gibt Schiefer- und Kalkberge, viel Lehm- und Thonerde. Man brennt ausgezeichnet haltbare Ziegel beſonders in der Gegend von Kiew. Dunkelfarbigen Marmor bricht man in einigen Gegenden der Karpathen, die von Galizien aus in einigen Ausläufern über die Gränze ſtreichen. Die kleinen Flüſſe haben häufig Eiſengehalt und ſind ſtärkend beim Baden, auch warme eiſenhaltige Quellen entſpringen hie und da unbenutzt und unbeachtet.

Die reiche Natur dieſer Provinzen gibt einen Begriff von der Schönheit ihres Klima's, es gleicht dem des ſüdlichen Mitteldeutſchlands, doch iſt es beſtändiger und die Verſchiedenheit der Jahreszeiten ſchärfer bezeichnet. Der Winter iſt kälter, anhaltender als in unſern deutſchen Gegenden gleicher Breite. Die Flüſſe bleiben länger gefroren, der Schnee liegt tiefer und feſter als bei uns, zu

Freude und Nutzen der Bewohner, für die er alle Fernen verbindet und mit Wunderſchnelle alle Reize der Eiſenbahnen ſchafft. Wochenlang liegen die Fluren in fleckenloſer Reinheit unter dem tiefblauen Himmel und wie ſilberne Zauberhallen glänzen die Wälder. Unzählige Schlitten durcheilen das Land und tragen im Fluge Menſchen oder ſchwere Laſten in die Ferne. Dennoch fürchtet man die Kälte mehr als bei uns und verwahrt ſich gegen ſie wie gegen einen ſchlimmen Feind. Selbſt die unverwöhnten Bauern ſind vom Herbſt bis in den Frühling vom Kopf bis zu Fuß in Pelz gekleidet. Schon im März ſieht man wieder ſchwarze Erde, die ſich bald grün färbt und ſich mit Schneeglöckchen und Veilchen ſchmückt. Doch nicht in mildem Sonnenſchein, ſondern unter Sturm und Regen wird das ſchöne Frühlingskind geboren, und ein Chaos von Windesbrauſen, aufgethauten Eismaſſen, Regengüſſen, ausgetretenen Flüſſen und Seen, zerſtörten Dämmen und Straßen geht meiſt den ſonnigen ſtillen Maitagen voraus; in jenen Monaten, März und April iſt das Reiſen beſchwerlich, oft faſt unmöglich; denn da die Erde meiſt fett oder ſchlammig und lehmig iſt, wird ſie ſchnell und ſo gründlich erweicht, daß Wagen und Pferde mit ihren Paſſagieren oft tagelang im Schmutze ſtecken bleiben. Erſt mehrere Wochen voll Trockenheit und Sommerwärme bringen alles wieder ins Gleiche. Unterdeſſen haben ſich die Wälder geſchmückt, am früheſten ſchimmert das zarte Laub der Birken, am längſten ſteht die Eiche mit kahlem Haupt inmitten des Frühlings. Noch unter der Schneedecke waren die Felder grün, nun ſtehen ſchon hohe Saaten. Die Lerche ſang ſchon in den erſten Märztagen und rief Staar und Amſel ihrem Beiſpiele zu folgen; nun in den kaum belaubten Büſchen tönt ſchon das ſüße Lied der Nachtigall; die Fülle der Blumen leuchtet in Wäldern und Gärten; die Luft iſt mild und immer klar. Dieſe Monate Mai und Juni ſind die ſchönſten, genußreichſten. In dem friſchen weichen Boden wächst, blüht und verblüht alles wunderbar ſchnell. Wenige Tage nach dem erſten Frühlingsſproſſen iſt die Erde mit einer hohen üppigen Vegetation bedeckt; in raſcher Folge geht alles dahin — der Blüthenſchnee der Obſtwaldungen, die duftende Schönheit des Flieders und Jasmins, die Pracht der Roſen — und mit der welkenden Blüthe der Linde, Anfang Julius, iſt alles vorbei und der Becher der Frühlingsfreuden ausgetrunken. Auch die Nachtigall hat ihre letzten Liebestöne geſungen, und die Wälder werden ſtumm. Nun kommen die heißen Monate, die angreifendſten beſchwerlichſten des Jahres, während welcher die Saaten ſich vergolden und die Arbeit des Jahres beginnt. Das trockne Wetter iſt beſtändig und ſelten von einem flüchtigen Gewitter unterbrochen; der Himmel iſt immer blau, keine vorüberziehende Wolke mildert auf Momente ſeinen blendenden Schein; die Nächte ſind heiß wie die Tage, kein Regen, kein kühler Hauch erfriſcht die Luft und die Erde. Das Gras wird gelblich, das Laub der Bäume grau, die oberen Erdſchichten des Bodens trocknen zu Staub aus, der bald die Luft verhüllt und verdichtet und vermehrt wird durch den Steppenſtaub, den dann und wann ein heißer Windzug herbeiführt. Das Waſſer der Flüſſe verringert ſich, man ſieht ihren ſandigen Grund, die Seen verſchlammen, ihr niedriges getrübtes Waſſer haucht ungeſunde Dünſte aus und erzeugt Inſecten aller Art, auch Mosquites, die alles Ausgehen verleiden und ſelbſt in die Häuſer dringen, als Qual der Tage und Nächte; Taranteln machen jedes Ausruhen auf dem Erdboden gefährlich. Als Erquickung in dieſer heißen Zeit reifen, ſo ſchnell wie die Blumen hintereinander blühten, die mannichfachſten Früchte. Endlich, Anfangs September, ziehen ſich die lange geſammelten Dünſte in großen Regenwolken zuſammen, einige ſchwere Gewitter endigen ſich in kühlen Regentagen, die oft wochenlang anhalten. Wilde Stürme geben ſchon jetzt dann und wann einen Vorſchmack vom November. Wenn ſie vorüber ſind, iſt die Erde wie verwandelt und lächelt lieblich erfriſcht den klaren Herbſttagen entgegen. Die Blätter ſind ſchon bunt gefärbt, aber neues Grün bedeckt die Raſenplätze und den Boden der Wälder; neue der Jahreszeit eigne Blumen ſprießen auf, bald werden die letzten Früchte geſchüttelt, bald zieht der letzte Traubenwagen der Tataren zurück, bald treten die Störche und Schwalben ihre Reiſe in den Süden an und ziehen in großen Schwärmen gleich ſchwarzen Wolken hoch über den Fluren hin. Der Himmel iſt ſchöner als je, tiefblau oder mit Wolken von herrlicher Geſtaltung und Färbung. Herrlich aber vor allem ſind in dieſer Zeit die Mondnächte an den Ufern der Seen, in denen ſich das ſchöne Geſtirn als zitternde Lichtſäule ſpiegelt, während die Wälder ringsum in duftigem Silberglanz ſchimmern. — Schön iſt es auch, im Mittagſonnenglanz durch die Gegend zu fahren, die reine Luft einzuathmen und die grünen Felder zu ſehen und die goldnen Wälder, die ſie umſchließen. Dieſen ſanften Tagen folgen die Novemberſtürme, welche die letzten Blumen der Gärten entblättern, die Wälder durchſauſen, ihre Aeſte und Zweige niederſchlagen, ihr welkes Laub abſchütteln und es hoch auf dem Boden thürmen; ſchon verlaſſen die Wölfe das Innere der Wälder, und man ſieht in der Abenddämmerung dann und wann einen ſolchen zwiſchen den dunklen Stämmen ſchleichen. Endlich legt ſich die weiche weiße Schneedecke über alle Unordnung und Verwüſtung und verhüllt ſie bis zu den Tagen, wo Leben und Schönheit auferſteht.

*

Auch die Bevölkerung bietet ein höchſt buntes Bild.

Die Bauern, die ſlawiſchen Urbewohner des Landes, ſind der Grundſtoff dieſer Bevölkerung. Sie ſind großentheils Kleinruſſen, ein kecker, begabter Menſchenſchlag, in dem ſich wohl griechiſche und tatariſche Elemente mit einander miſchten. Man findet beſonders unter den Frauen ſchlanke, volle Geſtalten, liebliche ovale Geſichter mit dunkelm Auge und Haar, regelmäßigen weichen Zügen und auch unter den Männern manche Erinnerung an den Typus der Schönheit des claſſiſchen Landes, daneben aber hundert andere Geſichter mit niedriger Stirn, kleinen, funkelnden Augen, breiten Backenknochen. Mannichfache Nüancen, ſchon im äußern Anſehen dieſer Bevölkerung, wurden durch die Nähe und die Vermiſchung mit den Nachbarvölkern hervorgebracht; ſo erinnern die Bauern in Podolien an die ungariſchen und walachiſchen Bauern, auch an die ſogenannten Slowaken, die als Keſſelflicker alle Länder durchziehen; ſie haben wie dieſe einen halb wilden, halb melancholiſchen Ausdruck im Geſicht; wie dieſe Augen, die gewöhnlich halb ſchlummernd, träumeriſch ausſehen und durch die nur zuweilen ein Blitz von kindlicher Luſt, von Intelligenz oder auch von Liſt zuckt, und wie dieſe ſind ſie meiſt ſchmutzig und tragen die langen Haare und Bärte ungekämmt. Reinlicher, aufgeweckter, verſtändiger, ernſt heiterer ſehen meiſt die volhyniſchen Bauern aus, die mehr den Polen und Lithauern gleichen. Den eigentlichen kleinruſſiſchen Typus aber ſieht man erſt in der Ukraine, und die, welche deren Bewohner ge-

nauer kennen, rühmen ihre geiſtige Begabung und körperliche Gewandtheit. Sie ſind geſchickt für alles, für Militärweſen, Handel, Gewerbe, und ſie finden ſich leicht in jedes Verhältniß. Talent für Muſik, auch für plaſtiſche Kunſt (Holzſchnitzerei beſonders) iſt unter ihnen häufig. Sie haben die ſlawiſche Geſchmeidigkeit, Elaſticität, Fügſamkeit in vollem Maaße, aber auch als Contraſt ein ſchnelleres Aufbrauſen, einen heftigern Trotz, als man es bei den Bewohnern anderer Landestheile findet, dabei einen eigenthümlichen Hang zu Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, wie ſich denn auch unter ihnen beſonders mehrere der Secten, die im Schooße der griechiſchen Kirche entſtanden ſind, gebildet haben. Auch findet man unter ihnen als Zeugniß eines lebendigern Nationalgefühles mehr Volkslieder als im übrigen Rußland. Dieſe Lieder und ihre Melodien ſind originell durch ein gewiſſes Gemiſch von Keckheit und Melancholie. Die Liebe und der Krieg, das Mädchen und der Feind (der Feind iſt meiſt der Koſak), häufig auch das Pferd, das liebe, kleine, ſanfte, muthige u. ſ. w. Pferd, haben die Hauptrolle in den Liedern. Auch das Land, die weite, grüne Ebene, in der das kleine weiße Häuschen der Geliebten am Waldrand ſchimmert, oder die ſonnige Steppe, durch die das ſchnelle Roß des Koſaken fliegt, wird in kurzen Worten geſchildert, und ein bewußtloſes, kindliches Gefühl für Naturſchönheit, für Analogie zwiſchen Natur- und Seelenſtimmung tritt oft in lieblich-poetiſchen Bildern und Vergleichen hervor. Der Mond und der Stern, die Quelle und die Nachtigall, die Roſenwolke des Frühlings und die Silberflecke des Winters, alle die Edelſteine aus der allgemeinen Schatzkammer der Poeſie, welche alle Völker in ihre Lieder ſtreuen, ſchmücken auch dieſe einfachen Geſänge.

Größer aber als die Verſchiedenheit, die dem oberflächlichen Beobachter kaum ſichtbar ſeyn kann, iſt die Aehnlichkeit im Leben, Charakter und Sitte des Landvolks dieſer Provinzen. Man kann alle dieſe Bauern als große Kinder betrachten; ihre guten und ſchlimmen Eigenſchaften exiſtiren meiſt ihnen ſelbſt unbewußt, gehen gerade aus ihrer Natur hervor, durch keine Art von Erziehung geweckt oder gehemmt, und die urſprüngliche Güte dieſer Natur wird dadurch bezeugt, daß trotz des Mangels aller Erziehung, ſelbſt alles ausführlichen religiöſen Unterrichts ſelten Verbrechen, und meiſt nur im Affect, in Trunkenheit oder Zorn geſchehen. Bauernſchulen gibt es nicht [1], nur hie und da findet man einen Dorfbewohner, der durch Zufall, beim Herren- oder Kirchendienſt, etwas Leſen und Schreiben gelernt hat. Die Popen, mit ihrer Familie, ihrer Landwirthſchaft beſchäftigt, bekümmern ſich auch wenig um die religiöſe Erziehung des Volkes, höchſtens um die ſtrenge Einhaltung der Feſte, des Faſtens und Beichtens.

Alles was von geiſtiger Ueberlieferung dem Volke zukommt und ſein Eigenthum wird, beſteht außer in jenen Volksliedern in einer Anzahl von Gebeten, welche die Kinder von den Eltern lernen, und welche jeder auswendig wiſſen muß, um ein Chriſt genannt und zur Feier kirchlicher Myſterien zugelaſſen zu werden. Es zeugt aber für die urſprüngliche geiſtige Begabung des Volkes, daß es trotz dieſer geringen Anregung von außen durchaus nicht geiſtig erſtarrt oder ſchlummernd genannt werden kann. Wenn auch oft die Religion nur im Aeußerlichen, im regelmäßigen Herſagen jener Gebete (oft mitten in häuslichen Beſchäftigungen, beim Kochen, Ankleiden ꝛc.), in Faſten zu beſtimmten Zeiten, im Theilnehmen an kirchlichen Ceremonien beſteht, wenn ſich auch in die religiöſen Begriffe häufig Aberglaube miſcht (wie man z. B. keine Taube tödtet und ißt, weil man ſie nicht bloß als Symbol des heiligen Geiſtes verehrt, ſondern meint, dieſer könne ſich noch dann und wann in einer ſolchen verbergen), dennoch herrſcht ein wirklich religiöſes Leben unter dieſer Bevölkerung. Häufig wird mit Inbrunſt, mit Ausdruck in Geſicht und Stimme gebetet; mit Eifer beobachtet man die kirchlichen Ceremonien und kreuzigt ſich und verneigt ſich beim Gottesdienſt und vor allen heiligen Bildern, Crucifixen und Kirchen mit oft demuthsvoller Andacht; ſelbſt die genäſchigſten Kinder und jungen Leute halten mit Strenge die vorgeſchriebenen Faſten, und würden während derſelben um keinen Preis Butter oder Fleiſch, oder irgend einen ſonſt geliebten Leckerbiſſen genießen. Weder Geſchäfte, noch Zerſtreuung oder Müdigkeit laſſen ſie die Stunde des Gebets vergeſſen, und gewiſſenhaft lehren die Eltern dieſe Gebete ihren Kindern, ſobald dieſe nur zu ſprechen anfangen, wie man ſie überhaupt früh ins kirchliche Leben einweiht, ja ſie ſchon von ihren erſten Lebensjahren an Theil am heiligen Abendmahl nehmen läßt; häufig offenbart ſich das Nachdenken über religiöſe Gegenſtände in lieblichen, wahren, ganz frei aus dem Herzen gekommenen Ausſprüchen. Die Kirchen in den Städten und auf dem Lande ſind immer menſchenvoll, obgleich man während des ſtundenlangen Gottesdienſtes ſtehen muß. Die Heiligenbilder und Crucifixe tragen die Spuren der glühenden Küſſe, die ihnen die Andächtigen aufdrücken. Die hohen Feſte beſonders werden mit Andacht begangen, und auch manche weltliche Freude miſcht ſich mit der kirchlichen Feier. Zu Oſtern und Weihnachten findet ein mitternächtiger Gottesdienſt ſtatt, der in den Hauptſtädten mit großer Pracht gefeiert wird, und an dem jeder Stand und jedes Alter Theil nimmt.

„Das heilige Rußland", ſo nennen die Ruſſen ihr weites Vaterland, und nicht mit Unrecht. Schon der flüchtig Durchreiſende fühlt, daß der Gottgedanke weit und breit die Erde heiligt: an allen Straßen und Feldwegen erheben ſich Kreuze, die jeder Wanderer ehrerbietig grüßt, überall ſteigen die kleinen, weiß und grünen Kirchen empor, ihre Glöckchen klingen zu allen Tagesabſchnitten, Pilgerſchaaren durchziehen das Land und wandern aus weiteſten Fernen zu den heiligen Städten und Klöſtern, zu Kiew beſonders, dem ſlawiſchen Rom. Heiligenbilder ſind der einzige Schmuck der armen Wohnungen, und in der kleinſten Hütte leuchtet ein ſolches mit ſeinen grellen Farben und Goldverzierungen aus einer Ecke des dunkelſten Gemaches hervor; Tag und Nacht brennt eine Lampe vor dieſem armen Bildlein, das jeder Eintretende mit dem Zeichen des Kreuzes und tiefem Verneigen ehrt, ehe er einen der Anweſenden grüßt.

Jeder, der das Volk näher kennt, fühlt, daß dieſe Frömmigkeit im innerſten Kern ſeines Weſens gewurzelt iſt. Doch nicht bloß Gefühle für Gott, auch warme Gefühle für Menſchen leben im Herzen dieſes armen, unerzogenen Volkes. Kinder- und Elternliebe, Mitleid für Arme, Treue für ihre Herren. Nicht bloß die Frauen, auch die bärtigen, barbariſch ausſehenden Männer wiegen, pflegen,

[1] Im innern Rußland hat man hie und da Schulen angelegt, auch iſt der Sacriſtan in den Dörfern verpflichtet, alle die im Leſen und Schreiben zu unterrichten, die es zu lernen wünſchen, und mehr und mehr ſolcher Lernbegierige ſollen ſich zeigen, mehr und mehr der Durſt nach Kenntniſſen erwachen.

liebkosen zärtlich ihre kleinen Kinder, die eigenen wie die fremden; über die großen herrschen die Eltern mit Strenge, und die Kinder zeigen unterwürfigsten Gehorsam. Die Liebe innerhalb der Familien ist groß; bei Trennungen fließen heiße Thränen, beim Wiedersehen küßt und umarmt man sich mit wahrer Leidenschaft. Diener oder Soldaten verwenden oft den größten Theil ihrer Ersparnisse, um den Ihrigen Geschenke zu schicken; man macht weite Reisen zu Fuß in Kälte und Hitze, um die Seinigen auf kurze Zeit wieder zu sehen; Frauen, die daheim von ihren Männern oft Schläge empfingen (gar nicht schlagen würde für Mangel an Liebe gelten) kommen von weither, diese zu begrüßen und ihnen Producte aus der Heimath zu bringen. Jedes traurige oder fröhliche Ereigniß in den Familien, Heurath, Tod, Krankheit u. s. w. erregt die Theilnahme des ganzen Dorfes und wird in jeder Hütte besprochen. Die Freundschaft drückt sich lebhafter aus als bei uns; alles küßt und umarmt sich vor und nach jeder Trennung und bei hohen Festen; auch die Mädchen bieten offen und unbefangen den jungen Burschen ihre Wangen, man küßt sich ganz feierlich rechts und links wie nach vorgeschriebenen Regeln.

Eine große Weichheit ist im Charakter dieser Bauern, der geringste Anlaß — ein eignes oder fremdes Mißgeschick, eine traurige Erzählung entlockt ihnen Thränen, und man sieht bei solchen Gelegenheiten rauhe Männer von herculischer Gestalt, mit langen wilden Haaren und Bärten wie kleine Kinder weinen. Neben dieser großen Erregbarkeit tritt ein Zug von Resignation bedeutend hervor; nicht bloß bei irgend einem von Gott verhängten Geschick verstummt die erst so heftige Klage bald und macht ruhiger Fassung Platz — auch im täglichen Leben, im Benehmen gegen ihre Herren kann man solche rasche Ergebung in einen stärkeren Willen bemerken, einen Augenblick vielleicht kämpft die innere freigeborne Natur mit dem Zwange der Verhältnisse, aber schnell legt sich dieser plötzliche Wellenschlag des Gemüthes, man vergißt was nicht zu ändern ist und fügt sich in das Unvermeidliche und erträgt es nach kurzem Klagen oder Murren zuletzt mit Lachen und Scherzen; der zum Soldaten bestimmte Bauer, der heute noch mit den Seinen jammert, sieht morgen schon, wenn er einmal den Soldatenrock anhat, ganz behaglich und zufrieden darin aus, und jauchzt und lacht schon übermorgen mit den Cameraden; mit Gleichmuth und Klaglosigkeit ertragen sie harte Körperstrafen und gegenüber der größten Gefahr, am Rande des Todes selbst können sie noch ein philosophisches „Nitschewo!“ („es ist nichts!“) sich und ihren Unglücksgefährten zurufen.

Mit dieser Ergebung hängt das schnelle Vergessen einer empfangenen Beleidigung oder Strafe zusammen, das man bei ihnen reiner und vollständiger findet als bei manchem religiös gebildeten Menschen, der aus streng christlichen Grundsätzen zu vergeben und zu vergessen sucht. Beispiele von Rache sind selten, nach Erleidung harter Strafen zeigen sich die Diener freundlich und dienstwillig gegen ihre Herren, zärtlich wie immer gegen dessen kleine Kinder. [1]

Wie groß das Organ der Ehrfurcht bei diesem Volke ist, zeigt sich nicht bloß bei ihren religiösen Uebungen und in ihrem Benehmen gegen höhere, sondern auch in dem gegen ihre älteren Verwandte und gegen Greise überhaupt, die im Dorfe ein ganz patriarchalisches Ansehen haben. Eine Art von verehrender Scheu zeigen sie auch gegen Geisteskranke und Blödsinnige, die sie pflegen, versorgen und ansehen wie von der Hand Gottes besonders gezeichnet. Auch dem Popen begegnet man mit demuthsvollern Grüßen, wirft aber dabei zugleich etwas Stroh oder Heu aus dem Wagen, eine Stecknadel oder was man sonst bei sich hat, verstohlen dieser geheiligten Person nach, deren Begegnung den Abergläubigen Unglück verkündet.

Zu den schönen menschlichen Gefühlen, die so ursprünglich im Herzen dieses Volkes leben, gehört vor allem ihre schon erwähnte Heimathsliebe. Wenn sie in der Ferne von ihrem Dorfe sprechen, leuchten ihre Augen, sie halten es für den schönsten Ort der Welt und meinen, jeder müsse es bewundern wie sie; den Militär- und Herrendienst scheuen sie, besonders weil er sie ihrer Hütte (vielleicht auch weil er sie dem dolce far niente darin) entführt. Sollte es ihnen in der Ferne noch so gut gehen, sollten neue Bequemlichkeiten, Zerstreuungen ihnen geboten seyn, immer eilen ihre Gedanken in die Heimath zurück, und der Tag, der sie endlich wieder dahin führt, macht sie schnell zu dem was sie waren, ehe sie die Hütte verließen. Der Soldat vergißt das beste Militärleben, die großen Städte, das Zechen mit den Cameraden, die Diener vergessen die feinere Nahrung, Wohnung, Kleidung, die mancherlei Zerstreuungen, an die man sie auf Reisen und in Städten gewöhnte; wiedereingetreten in die Hütte sind sie ganz die Alten und fühlen sich wohl in ihrem Rauch und Schmutz, und leben in ihr, wie sie es vordem thaten. So findet man auch unter diesen Bauern selten ein Beneiden der Güter und Bequemlichkeiten der Reichen und ein Wünschen das zu besitzen was jenen gehört; selbst die Luxusgegenstände der reichen Städter ziehen selten die verlangenden Blicke der Landbewohner an, sie bewundern und wünschen nur die bunten Bänder, die Ketten, die Kreuze, die rothen Schuhe und andere solche Dinge, die in ihren eigenen kleinen Lebenskreis gehören; aber die sechsspännige Equipage, die Spiegel und Sophas, die reichen Kleider und Zimmer sehen sie, als nicht zu ihrer Welt gehörig, mit gleichgültigen Blicken an. Sie kennen das Fieber noch nicht, welches das übrige Europa ergriffen hat, das neidische Hinüberblicken des einen Standes in den andern, das unmäßige Ringen nach den materiellen Gütern des Lebens, das heftige Drängen nach vorwärts auf der Stufenleiter der Gesellschaft. Unzufriedenheit, Eifersucht, Ungeduld, die bittern Früchte der Civilisation, die neben ihren heilsamen reifen, die Früchte der Erkenntniß, des geweckten Bedürfnisses, deren Genuß seit Adam Tausende aus dem Paradies des Friedens und der Freude trieb, wachsen hier noch nicht. Unbekümmert um das was sie nicht haben, genießen diese Bauern ruhig das, was sie haben, und machen sich ihre Hütte nicht enger und

[1] Manche Fälle könnte man zum Beweise dieses schönen Vergessens erlittener Kränkung erzählen: so hatte ein polnischer Herr einen seiner „gemietheten“ Diener wegen irgend einer Ungebühr unter Schlägen aus dem Hause werfen lassen, „ich werde daran gedenken, Herr!“ hatte jener im Zorne zurückgerufen, und die ängstigste Familie Pläne der Rache aus diesen Worten vermuthen lassen. Nach einigen Jahren will derselbe Herr Nachts aus der Stadt auf sein Landgut zurückfahren, findet in der späten Stunde nur einen Droschkenführer noch auf dem Platz, und erkennt, als er in dessen Fuhrwerk weit draußen in nächtlicher Einsamkeit ist, in demselben jenen schwer beleidigten Diener; dieser auch erkennt ihn, aber mit einem Freudenruf, die Kränkung scheint aus seiner Erinnerung entschwunden, Racherpläne, die er in diesem Moment leicht ausführen könnte, hat er nie gehabt, und schwatzend, erzählend führte er seinen Herrn sicher durch die dunkle Nacht bis in die Heimath.

dunkler durch den Gedanken an den Palaſt des Reichen. Während bei uns die Leute aus den unteren Claſſen auf die Frage, wie es ihnen gehe, häufig mit irgend einer Klage antworten, erwiedern die ruſſiſchen Bauern meiſt bei ſolcher Gelegenheit mit fröhlichem Geſicht: „Slawa Bogu!“ (geſegnet ſey Gott!) „es geht gut“ — „ich bin glücklich“ und ähnliches. Das Kind der Zufriedenheit iſt die Fröhlichkeit. Dieſe ruſſiſchen Bauern ſind das vergnügteſte Volk der Welt, immer bereit zu lachen, zu ſingen, zu tanzen. Nichts quält ſie lange, der Zorn legt ſich bald, die Thränen trocknen ſchnell, aus jeder Arbeit machen ſie eine Unterhaltung und ſingen und lärmen dabei, ein freundliches Wort, die kleinſte Gabe macht ihre Geſichter vor Luſt glänzen.

Freilich hängt mit jener zufriedenen Sinnesart auch der Hang zur Bequemlichkeit, zum Müßiggang eng zuſammen, nur wenige treibt der Wunſch ihre Lage zu verbeſſern, ihren Garten, ihre Hütte zu verſchönern, zu irgend einer Anſtrengung an; das Nothwendige und von Kindheit an Bekannte genügt ihnen; wenn ſie ſich das verſchafft haben, denken ſie nicht mehr an Arbeit, nur an Genuß.

Ihre Genüſſe aber ſind ſehr einfacher Art, und wenn man die Stufe der Civiliſation auf der ein Volk ſteht, eher nach ſeinen Vergnügungen, die eine freie Bethätigung ſeines Willens, ein ungezwungener Ausdruck ſeiner innerſten Neigungen ſind, als nach ſeinen Beſchäftigungen zu ermeſſen glaubt, welche mehr oder weniger von Zwang oder Nothwendigkeit geboten werden, dann ſehen wir dieſe Bevölkerung ziemlich niedrig auf dieſer Stufenleiter ſtehen.

Ihre liebſte Erholung iſt der Schlaf, ihm wird der größte Theil der Sonn- und Feiertage gewidmet; auch an Werktagen, ſobald die nöthigſte Arbeit gethan iſt, werfen ſie ſich in ſeine Arme, die ſich überall für ſie öffnen, in jedem Winkel, auf jeder harten Diele, und denen kein Lärm ſie entreißt, ſo daß geräuſchvolle Corridore und belebte Straßen ihnen angenehme Lagerſtätten bieten können.

Dieſe ſüße Vergeſſenheit, oder auch dieſe dumpfe Gedankenloſigkeit, die ſie im Schlafe finden, ſchöpfen ſie aber auch aus andern Quellen, beſonders aus der des Branntweins; der Trunk bildet einen andern ihrer Lieblingsgenüſſe, ſo daß man nicht bloß Männer ſondern auch Frauen häufig im traurigſten Zuſtand von der Welt ſieht. Branntwein und Rauchtabak ſind einem Bauern die angenehmſten Geſchenke und der Luxus, den er immer erſehnt.

Obgleich die meiſten Verbrechen durch die Trunkenheit veranlaßt werden, und obgleich dieſelbe die Bauern oft tagelang für die Arbeit unbrauchbar macht, thun die Gutsherren doch nichts gegen das Uebel, das ſie bereichert, und befördern es durch ihre großen Branntweinbrennereien. Die Branntweinflaſche, die unaufhörlich von Mund zu Mund geht, und die elende Violine, das ſind die Hebel der Fröhlichkeit bei allen Feſten. Muſik darf niemals fehlen, aber welche Muſik! Kaum kann man dieſen ſchönen Namen den ſchrillenden Tönen geben, die den uneingeweihten Hörern wie Donnerlaute klingen, die eingeweihten aber zum Tanze beleben, der freilich eben ſo roh und regellos iſt wie dieſe Klänge, und meiſt nur in einem wilden Hin- und Herſpringen beſteht, das je wilder wird, je länger die Branntweinflaſche umhergeht.

Dennoch fehlt ihnen nicht der Sinn für gute Muſik, und wo es ſolche zu hören gibt, kann man ſie ſtundenlang begierig und entzückt lauſchen ſehen; auch gibt es ſchöne Stimmen, man hört die Volkslieder mit Ausdruck ſingen. Die reichen Gutsbeſitzer vermögen ſchnell ihre Bauern zu Mitgliedern kleiner Orcheſter oder Capellen zu bilden, welche alle möglichen Muſikſtücke oft ganz gut und correct ausführen; auch die treffliche Militär-, die weltberühmte Hörnermuſik wird mit einer Präciſion und Uebereinſtimmung, die man ſonſt nur an langgelehrten Muſikern findet, von Soldaten ausgeführt, die großentheils muſikaliſch ganz ungebildet ſind und nur kurze Zeit in der Behandlung ihres Inſtruments unterrichtet wurden. Freilich iſt der Prügelſteck oft der Zauberſtab, der die verborgenen Talente ſo ſchnell und kräftig zu Tage fördert, und einen rohen, ungelehrten Bauernknaben in wenigen Monaten in ein brauchbares Orcheſtermitglied verwandelt, das keine Note und keinen Tactſtrich verſteht.

Doch nicht nur das Talent für Muſik, auch hundert andere entwickelt jener Zauberſtab, ja bloß der Gedanke an ihn; er hilft die angeborne Trägheit überwinden, und wenn der Ruſſe einmal die Arbeit angegriffen hat, thut er ſie ſchnell und vortrefflich, zeigt zu allem Geſchick, kann, ohne ſie gelernt zu haben, die Arbeit der verſchiedenſten Handwerker verrichten. Die Mädchen ſind talentvoll wie die Männer, laſſen ſich ſchnell zu geſchickteſten Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Stickerinnen u. ſ. w. bilden, und auf vielen Gütern findet man Ateliers, in denen Bauernmädchen die ſchönſten Kunſtarbeiten fertigen. Ueberhaupt iſt dieſes Volk, hat es einmal die ihm natürliche Bequemlichkeit beſiegt, und gelernt ein wenig über ſeinen Zuſtand hinauszureichen, zu allem tüchtig; ein in ihm ſchlummernder Speculationsgeiſt kann auch in ihm geweckt werden, und bahnt ihm ſchnell die Wege zu reichem Erwerb, und es gibt hundert Fälle, wo Bauern durch glückliches Handeltreiben Millionäre geworden ſind. Mancher reiche Gutsbeſitzer, durch Verheurathung ꝛc. den vornehmſten Familien des Landes verbunden, ſtammt aus dem Bauernſtande; ſein Großvater vielleicht war noch Leibeigener und jetzt hat er ſchon ſelbſt viele hundert Unterthanen.

Aber auch in anderer Weiſe haben ſich Unzählige von den niedrigſten zu den höchſten Stufen der Geſellſchaft empergearbeitet, und mancher General mit Orden geſchmückt und Ehren überhäuft, erblickte das Tageslicht in der Hütte des Leibeigenen.

Auch die Poeſie tritt hie und da durch die dunkle Pforte und erweckt hohe Gedanken und ſtolze Träume in den Herzen der Niedriggebornen, und führt ſie ins helle Leben bis auf ſeine Sonnenhöhen, wo ſie ihre Stirnen mit Lorbeer krönt. Mancher ruſſiſche Dichter wurde unterm Binſendach als Bauernkind geboren, ſo Lomonoſoff, der Sohn eines Fiſchers am weißen Meere, und Kosloff, der Sohn eines Hirten.

So iſt der Leibeigene kein Paria, ſein Stand trennt ihn nicht für ewig von einem andern; nicht unauflöslich iſt er an ſeine Scholle, ſeinen Herrn gefeſſelt, er *kann* frei werden, er kann die Quellen des Wiſſens ſuchen und kann die Wege betreten, auf denen man das, was man die Schätze des Lebens nennt, Rang, Reichthum, Ruhm gewinnt.

Die Leibeigenen Diener des Hauſes genießen wo möglich noch größere Theilnahme von Seiten der Herrſchaft als die Diener anderer Länder, da man ſich von ihnen nicht ſo ſchnell, als von gemietheten Dienern befreien kann; man läßt ſie in Krankheiten ſorgſam pflegen, und erhält ſie bis zum Tode. Sie leben ſorgloſer in den Tag hinein als unſere Diener, die nicht wie ſie ihres

Unterhaltes bis ans Ende ſicher ſind; ihr Lachen, Lärmen, Schwätzen, Singen durchtönt das ganze Haus, und die große und unnöthige Anzahl der Diener macht die Arbeit jedes einzelnen ſehr gering und läßt ihnen nur zu viel Zeit zum Müßiggehen, Vergnügen, Schlafen.

Alles was zum täglichen Leben dieſes Volkes gehört, iſt einfach primitiv gleich ihm ſelber. Die kleinen niedrigen Lehmhütten haben hohe Strohdächer, enge Fenſteröffnungen, ſind aber immer von außen rein, da man ſie jede Woche friſch anſtreicht. Die Ställe für die Kühe, Schafe u. ſ. w. deren einige auch zu der ärmſten Dorfwirthſchaft gehören, ſind meiſt roh zuſammen gezimmert, ſo daß der Wolf im Winter ein leichtes Spiel hat. Die Blumen und Reben, welche Wände und Fenſter unſerer Bauerhütten zieren, fehlen hier, nur hie und da leuchtet eine Roſe, eine buntglühende Mohnblume wie verirrt in den Gärten zwiſchen den breiten Kürbis- und Arbuſenblättern, dem hochſtieligen Mais und den dunklen Fliederbüſchen.

So ſehen dieſe Dörfer mit den kleinen weißen Hütten, den grünumzäunten baumreichen Gärten, meiſt am Rande eines Sees gelegen, ganz freundlich aus, doch fehlt ihnen viel von den Reizen unſerer deutſchen Dörfer; da iſt keine alte Linde unter der die Alten ſitzen und plaudern, kein grüner Plan, von Jubel und Spielen der Kinder belebt, alles iſt entweder bei der Arbeit draußen im Felde oder eingeſchloſſen in den Hütten, ſüßer Ruhe pflegend. — Das Gaſthaus — die Kartſchma — liegt meiſt frei außerhalb des Dorfes, ein weißes niedres Gebäude mit einem großen leeren Raum für die Reiſenden, die wenn ſie irgend Bequemlichkeit, Betten und dgl. bedürfen, dieſelbe erſt mitbringen müſſen, und mit einem andern für einzuquartirenden Thiere, nur Futter für dieſe und Brod und Branntwein kann man hier erhalten, und der Wirthshauspächter, meiſt ein Jude, und der Gutsbeſitzer, von dem er den Branntwein kauft, profitiren von der ſchlimmſten Leidenſchaft des Volkes; vor ſolcher Kartſchma iſt oft ein buntes Treiben. Man ſieht bärtige Bauern, Fuhrleute mit ihren Theerkarren, Handelsjuden, die Waaren oder Pferde zum Verkauf herumführen, durchmarſchirende Soldaten, die zu kurzer Raſt eingeführt ſind, oft ſolche, die Gefangene mit ſich führen, wilde Geſtalten, die ſich draußen unter ſtrenger Bewachung gelagert haben; zwiſchen den ſchmutzigen Karren und Telegen die Britzka irgend eines durchreiſenden Officiers, die elegante Reiſeequipage eines polniſchen Gutsbeſitzers, und man hört dabei Juden-Deutſch, Ruſſiſch, Polniſch durcheinander klingen.

In jedem Dorf iſt eine Hütte zur Aufnahme kranker, bei der Cantonnirung oder dem Durchmarſch zurückgebliebener Soldaten beſtimmt. Außerhalb des Dorfes oder in ſeiner Mitte auf einem freien Platz oder einer Anhöhe ſteht die kleine, weiße Kirche mit den drei grünen Kuppeln, und daneben der Glockenthurm, von dem zu verſchiedenen Tageszeiten ein einförmiges, wenig klangreiches Geläut ertönt; zur Seite liegt der Kirchhof mit ſeinen buntbemalten Kreuzen; auch die Leichenzüge, die dann und wann durch die untere Pforte kommen, haben ein buntes Anſehen durch die Heiligenbilder, Fahnen und farbigen Prieſtergewänder. Und in der Nähe liegt, meiſt durch eine Kinderſchaar belebt, das kleine Haus des Popen, dem ſeine Tracht, das lange, ſchwarze Gewand, der lange Bart, die wallenden Haare, die hohe Mütze, ein ehrwürdiges Anſehen geben.

Außer dem mächtigen Ofen, der häufig als Schlafſtätte dient, hölzernen Tiſchen und Bänken finden ſich wenig Geräthe in den Hütten der Bauern; unter dem Küchengeſchirr ſieht man große, irdene Krüge von claſſiſcher Form, denen ganz gleich, die man unter pompejaniſchen Alterthümern findet. Der Schtſchi (Kohlſuppe), die Kaſcha (Grütze) und der Kwas (eine Art Bier) bilden die Hauptnahrungsmittel; eben ſo einfach iſt die Kleidung: die Männer tragen im Sommer grobwollene oder braune Kaftane mit einer Kapuze, in die ſie bei Regen den Kopf ſtecken und ganz mönchartig ausſehen, im Winter dicke Schafpelze, hohe Pelzmütze und Pelzſtiefeln, die man auch an Frauenfüßen ſieht. Außerdem iſt die Fußbekleidung ſehr primitiv: Frauen und Männer umwickeln ſich die Füße mit Lappen aller Art oder tragen Sandalen aus Holz- oder Baſtgeflecht, welche mit Bindfaden an die Füße gebunden ſind und denen gleichen mögen, welche der göttliche Saubirt Homers trug.

Die Frauen tragen wie die Männer im Winter einen Pelz, im Sommer einen Kaftan von grauem oder weißem Fries, und ſelten und meiſt nur an feſtlichen Tagen ſieht man ſie ohne dieß Oberkleid nur in Rock und Mieder. Die Frauen ſchlagen ein grobes, weißes oder graues Leinentuch um das Haar, die Mädchen nur tragen es unbedeckt und in Zöpfen mit buntem Band durchflochten um den Kopf gelegt, auch lieben ſie mancherlei Schmuck: Ketten von Glasperlen um den Hals, Blumen im Kranze in die Zöpfe geſteckt und Bänder von allen Farben an dieſe befeſtigt und über den Rücken niederhängend. So mit Blumen und Bändern ſind vor allem die Bräute geſchmückt, wenn ſie nach Landesbrauch einige Tage vor der Hochzeit mit dem Bräutigam zum Gutsherrn und zu allen Verwandten und Bekannten im Dorfe gehen, um ſie um Erlaubniß und Segen zur Heurath zu bitten; dieſe Bitte thut das Paar in feierlich demüthiger Weiſe, indem es ſich vor jedem im Hauſe, Gewand und Hände küſſend, dreimal zu Boden wirft. Dieſem Rundgang des Brautpaars, bei dem es ſymboliſche Gaben empfängt — viereckige Stücke Leinenzeug oder weiße Tücher, Brod, Salz, grüne Zweige und Geldſtücke — ſchließt ſich ein großer Theil der Dorfbewohner an; einige Muſikanten ſind dabei, und vor jeder Hütte klingt die Geige und tanzt man in luſtigen Sprüngen, am längſten im Hofe des Herrenhauſes, wo die Vertheilung von Kwas oder Branntwein die Fröhlichkeit erhöht, die endlich ihre lebhafteſte Fortſetzung in der Kartſchma findet.

*

Auch Bauern aus dem Innern Rußlands, oft aus ziemlich entfernten Gouvernements, ſieht man häufig in dieſen Provinzen; ſie kommen theils als Fuhrleute, theils um als Maurer, Zimmerleute u. ſ. w. in den Dörfern zu arbeiten, oder um den verſchiedenſten Handel zu treiben. Sie unterſcheiden ſich ſchon im Aeußern von den Bewohnern des ſüdlichern Rußlands: ihre Haare und ihr Bart — beides kürzer geſchnitten als bei den Kleinruſſen — ſind hell, die Augen blau, die Geſichtsfarbe roth und friſch, der Blick offen, fröhlich; ſo gleichen ſie den deutſchen Bauern mehr als dem Landvolk dieſer Provinzen mit den bräunlichern Geſichtern, den dunkeln, blitzenden oder den bleichen träumeriſchen Augen, den verwilderten dunkeln Bärten und dem ganzen rauhern fremdartigeren Ausſehen. Der Fleiß, die induſtrielle Befähigung dieſer nördlichen Bauern ſoll größer, ihre Leidenſchaft für Schlaf und Trunk kleiner ſeyn als die der ſüdlichen Bevölkerung. Sie ſingen bei jeder Arbeit

mit friſchen Stimmen und begleiten ſich in der Erholungszeit mit den Tönen der Balalaika, einem einfachen, zitherartigen Inſtrument; auch ihre Lieder klingen fröhlicher als die der ſüdlichen Bewohner, und man fühlt, daß ihr Geſchlecht nicht ſo lange und allgemein wie dieſes unter der Deſpotenherrſchaft der mongoliſchen Eroberer ſtand, und daß es freier, fröhlicher in ſeinen unermeſſenen Wäldern ſich entwickelte.

Der Anzug der Männer gleicht dem der deutſchen Bauern; auch die Frauen ſind nett und ſauber gekleidet, in weite, faltige Röcke, dazu eine buntſeidene Jacke mit langen Schößen und breiten Kragen und eine kleine, platte Haube von buntem Zeuge; dieß iſt die Tracht der Frauen der kleinen Handelsleute; maleriſcher iſt die der eigentlichen Bäuerinnen aus dem Innern, die als Ammen, Kinderwärterinnen ihre Herrſchaften in andere Provinzen begleiten: ſie tragen weite, bunte, mit farbigem Band beſetzte Röcke, bunte oder ſchwarze Mieder, ein weißes, hochheraufgehendes Unterhemd mit weiten Aermeln, das Haar in lang herabhängende, mit Band verzierte Zöpfe geflochten, und um die Stirn den kronen- oder diademartigen nationalruſſiſchen Kopfputz Kakoſchnik oder Pawowník. Die luſtigen, den ganzen Tag ſingenden und pfeifenden ruſſiſchen Fuhrleute, Jämſtſchiki, haben als beſondere Tracht ein rothes, leinenes Hemd, das über die weiten, ſchwarzen Pantalons fällt, und ein kleines, ſchwarzes, aufgekrämptes Hütchen, häufig mit Blumen oder Federn verziert.

Die Kaufleute in den Städten, deren Redlichkeit allgemein bekannt iſt, und die ſich untereinander die größten Summen ohne Schein vertrauen, ſind meiſt aus dieſem Bauernſtand; auch ſie ſind fröhlich, beweglich bei ihrem Handel, gefällig und geſprächig mit ihren Käufern; ihre Kleidung iſt ſauber wie ihre Läden, aus denen ſie häufig ſpringen, um die Vorübergehenden zum Eintreten und Kaufen zu laden.

Dieſe altruſſiſchen Bauern ſprechen ein reines Ruſſiſch, während die Kleinruſſen und die Bewohner Volhyniens und Podoliens eine aus Ruſſiſch und Polniſch gemiſchte Sprache reden, die, beſonders im Munde der Frauen und Mädchen, ſehr weich und lieblich klingt.

Etwas über Galiläa.

Was kann von Nazareth Gutes kommen? Was kann man über Galiläa ſagen? C. Ritter antwortet: ziemlich viel, und doch iſt, was er mittheilt, ſeinem eigenen Bekenntniſſe nach beiweitem nicht genug, ſondern gerade hinreichend die Neugierde zu reizen. Von Ritters großem Werk über Aſien iſt jetzt der 16te Theil erſchienen, und der 17te (der 18te Band der Nummer nach, weil Afrika den erſten Band bildet), Damaskus, Palmyra, Aleppo, kurz das innere Nordſyrien enthaltend, ſoll demnächſt folgen. Damit iſt dieſer Theil ſeines Werks vollendet, und von Aſien fehlen nur noch die ſüdkaukaſiſchen Länder und Kleinaſien. Die Sinai-Halbinſel, Paläſtina und Syrien nehmen nicht weniger als fünf Theile in ſechs Bänden ein. Zu viel! wird mancher ſagen, und wenn man bloß die Ausdehnung ins Auge faßt, hat man auch Recht, allein bei der Ritterſchen Auffaſſung der Geographie, wonach die allgemeinen geographiſchen Züge des Landes ins Einzelne nach den verſchiedenen Angaben der Reiſenden verfolgt, und zugleich die Hauptzüge der Landes- und Völkergeſchichte nebſt Schilderung der Reſte des Alterthums gegeben werden ſollen, iſt es eher zu wenig als zu viel. Freilich wird dadurch das Ganze zu einer Anhäufung von Monographien, dem war aber bei der ganzen ſich von mehr als zwanzig Jahren herſchreibenden Anlage des Werks nicht abzuhelfen. Immerhin wird daſſelbe, wenn es vollendet iſt, als ein Werk ſtaunenswerthen Fleißes und einer in manchen Theilen bewundernswerthen Zuſammenfaſſung daſtehen, wenn es gleich eben ſeiner Ausdehnung wegen mehr bewundert als geleſen werden wird, denn unſere jetzige Zeit hat zu viel Eile, ein ſolches Werk mit Muße zu durchlaufen. Dieß veranlaßt uns einzelne Striche herauszuheben, und wir wählen vorerſt Galiläa aus, weil Sauley in ſeinem viel angefochtenen, und in manchen Beziehungen dennoch ſehr werthvollen Buche [1], das Ritter nicht mehr benützen konnte, gerade über Galiläa einiges Intereſſante und Neue gebracht hat.

Der obige Spruch: was kann aus Nazareth Gutes kommen? deutet auf die Mißachtung hin, in welcher das galiläiſche Volk zu jenen Zeiten und wohl gewöhnlich in der Anſicht der umliegenden Völker ſtand. Dieſe Mißachtung beſchränkte ſich indeß keineswegs auf Galiläa — worunter man das Land von dem bei Chaifa ins Meer mündenden Kiſchon (Kaifun, Nahr el Mokatta) bis zum Leontes (Litany), die heutigen Bellad Safed und Bellad Beſchara oder Bicherre, zu verſtehen hat — ſondern erſtreckte ſich auf das ganze Gebirgsvolk, das den Libanon bis gegen den Taurus hin bewohnt. Im Alterthum nannte man dieß Volk ſüdwärts Gibli, oder Gobl, was wohl ohne Zweifel das heutige Dſchebeli iſt, und ſomit Bergbewohner im allgemeinen bezeichnet; im Norden finden wir bei Griechen und Römern den Namen Ituräer, den man — wir wiſſen nicht, ob mit Recht — vom Worte Taurus, Gebirg, ableitet, wonach er dieſelbe Bedeutung wie Gibli hätte. [2] Ritter ſchildert (Bd. XVII. in der Einleitung über Phönicien) das Verhältniß dieſer Bergvölker zu den umwohnenden Culturvölkern ſehr anſchaulich. Die Phönicier, mag man ſie nun, wie ſie es ſelbſt in ihren Ueberlieferungen thun, für Eingeborne, oder, wie Herodot und ſeine Nachfolger wiſſen wollen, als vom erythräiſchen Meer Eingewanderte halten, machten jedenfalls in ihrem Uferlande — denn dieß bedeutet das Wort Chna oder Canaan — eine ganz andere Entwicklung durch als die roheren Bergſtämme; ſie rückten mit ihren Colonien nur allmählich am Norduſer vor, waren zu ſchwach die Bergſtämme zu unterwerfen, ſuchten ſich nur, wovon viele Spuren noch vorhanden ſind, Straßen durch das Gebirg nach dem öſtlichen

[1] Die bekannte Voyage autour de la Mer Morte.

[2] Strabo ſagt, das Gebirge ſey bewohnt von Ituräern und Arabern, ob er hier einen weſentlichen Unterſchied machen wollte, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen, möchten es aber nach einer von Ritter aufgeführten Angabe von Vibius Sequeſter, daß ſie Syrer geweſen ſeyen, bezweifeln. Der ſchlechte Ruf galt jedenfalls den einen wie den andern, denn Strabo (ſ. Cap. 755. Teubnerſche Ausgabe p. 1053) ſagt: Κακοῦργοι πάντες; es ſind lauter Spitzbuben.

Lande offen zu halten, und ſtanden als Culturvolk den roheren, aber, wie wir ſpäter ſehen werden, doch ſchon in gewiſſen Beziehungen vorgeſchrittenen Bergbewohnern ziemlich ſchroff gegenüber. So lange die Phönicier ſelbſt, die nordſyriſchen Reiche, ſpäter Aſſyrien und Perſien in ihrer Macht beſtanden, traten dieſe Bergſtämme wenig in der Geſchichte auf; als aber mit dem Sinken der Seleucidenmacht Verwirrung in Nordſyrien einriß, holte man Miethstruppen aus dem kräftigern Bergvolk, und dieſe rohen Streiter machten ſich in ganz Syrien gehaßt und gefürchtet. Zu dieſen Bergvölkern gehörten auch die Galiläer, und ihr Ruf darf deßhalb nicht in Verwunderung ſetzen.

Wir ſtoßen hier auf einen der unvermeidlichen Mängel aller Geſchichtſchreibung, der aber hier beſonders ſchroff hervortritt. Die Geſchichte berichtet von den Culturvölkern, und läßt die roheren Stämme bei Seite, die gelegentlich mit einigen kurzen Bemerkungen abgefertigt werden; hat ſie auch in ihrer Art Recht, ſo entſteht doch daraus eine gewaltige Lücke. Die Culturſitze kommen mit andern, oft weit entfernten in feindliche Berührung, werden zerſtört, und nun wendet ſich die Geſchichte ab, um ſich einem Schmetterling gleich an eine andere Culturblume zu hängen. So entſtehen Lücken auf Lücken, die man in unſerer kritiſchen Zeit mehr und mehr fühlt, daher die zahlreichen Werke, meiſt Monographien, welche mühſelig in den Schriften aus verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Völkern die Einzelnheiten ſammeln, um ſich ein Ganzes daraus zu bilden; wir führen nur als beſonders in dieß Fach und in den vorliegenden Gegenſtand einſchlagend Stark's Werk über Gaza und die philiſtäiſche Küſte und Movers Schrift über die Phönicier an. Für Syrien und Paläſtina hat die Sache ihre beſondere Bedeutung. Hier haben wir die Hauptculturpunkte: Damascus, die phöniciſchen Städte und den Zauberkreis, deſſen Mittelpunkt Jeruſalem iſt. Das erſte, namentlich von Nordoſten her zugänglich, fiel zuerſt unter die Herrſchaft der Aſſyrier, dann kamen die phöniciſchen Städte und endlich Jeruſalem an die Reihe. Was die Aſſyrier begannen, vollendeten Perſer und Griechen. Wer dachte noch an den Libanon und ſeine rohen Bewohner? Von jener Zeit an war Syrien nur ſelten und nur vorübergehend ein unabhängiges Land: die Gewalt großer Reiche hielt die einzelnen Völkerſchaften in Schranken. Wäre Syrien ein für ſich beſtehendes Land geweſen, ſo würden die Bewohner des Libanon bald ihre Bedeutung für das Ganze geltend gemacht haben, denn von der Beherrſchung dieſes Gebirges hängt der Beſitz Syriens ab; das hat ſich auch in der neueſten türkiſch-ägyptiſchen Kataſtrophe gezeigt. Die phöniciſchen Küſtenſtädte waren ſtets an Gebiet und an Zahl zu ſchwach, um auf die Bergvölker einen dauernden überwiegenden Einfluß zu üben, dieſe ſelbſt in ihren zum Theil unzugänglichen Landſtrichen zu abgeſchloſſen. Und doch erneuert ſich die Bevölkerung der umliegenden fruchtbaren Flachlande weſentlich aus dieſen Bergen heraus. Hat nun die Geſchichte ſolche Culturpunkte, wie Damascus und die phöniciſchen Städte, verlaſſen, und kehrt ſie nach langer Zeit, wie dieß bei der Araber-Eroberung im 7ten Jahrhundert der Fall war, einmal wieder dahin zurück, ſo ſteht ein anderes Volk da, als man früher kannte, und die Vermittlung zwiſchen den alten und den neuen Zuſtänden fehlt gänzlich.

Was iſt nun aus den wilden Ituräern und Giblis von den Zeiten der römiſchen Herrſchaft, wo ſie zuverläſſig Heiden waren, und mannichfache, von den Sprachen der Ebene ſehr abweichende Dialekte reden mußten, bis zu der Zeit, wo wir ſie als Metualis, Druſen, Naſairier u. ſ. w. mit vorwiegender arabiſcher Sprache wieder finden, geworden? Sagen wir es gerade heraus, darüber wiſſen wir nichts, und ins Innere des Gebirges, wenigſtens in viele Theile deſſelben iſt man noch gar nicht eingedrungen. Flüchtige Sectenhäupter, welche die Unduldſamkeit des moslemitiſchen Lebens aus der Ebene vertrieb, flüchteten ins Gebirg, fanden durch ihre überlegene Bildung Eingang bei den rohen Bewohnern, konnten aber gewiß alte Sitten und Gebräuche gar nicht oder nur unvollkommen austilgen; mit den alten Dialekten konnte dieß gleichfalls nur in einem gewiſſen Grade geſchehen, und daß man jetzt bei einer flüchtigen Durchreiſe nur das in den Ebenen auch gewöhnliche ſyriſche Vulgairarabiſche hört, darf nicht verwundern, aber auch nicht die Annahme rechtfertigen, daß im höhern Gebirg ſich keine Spuren der alten Dialekte mehr finden, die ſich nur bei längerm Aufenthalt und genauerer Kenntniß der Sprache bemerklich machen.[1] Die Spuren der alten Zeit liegen ſicherlich nicht auf der Oberfläche, und alle Forſchung wird noch überdieß äußerſt erſchwert durch den in allen islamitiſchen Ländern vorherrſchenden Haß nicht bloß gegen alles gleichzeitige Nichtislamitiſche, ſondern gegen alles Vorislamitiſche, denn bekanntlich bezeichnen die Araber ihre vorislamitiſche Zeit durchaus als die Zeit der „Unwiſſenheit.“ Omars Verbrennung der alexandriniſchen Bibliothek iſt ein Mährchen, aber der Spruch, den man ihm dabei in den Mund legt, iſt ſo ächt moslemiſch, daß man verſucht iſt zu glauben, es ſey doch etwas wahres daran.

Aus islamitiſchen Schriften haben wir ſomit wenig oder nichts über dieß Land in ſeiner ältern Zeit zu ſchöpfen, wo es eine ganz andere Rolle geſpielt hat, wie jetzt, denn wie faſt alle moslemitiſchen Länder, ſo iſt auch dieß tief gefallen. Ritter ſagt (XV. 312), „Flavius Joſephus rühme die Galiläer wegen ihres außerordentlichen Fleißes, ihres Land- und Gartenbaues, wegen ihrer Handelsthätigkeit, ihrer Kühnheit und Tapferkeit, die ſie zu allen Zeiten bewieſen. Das Geſtade der Seeſeite war mit Ortſchaften und Städten (in Galiläa allein 204 Städte und Dörfer, darunter viele Feſten) überdeckt und ganz außerordentlich belebt und bevölkert, ſonſt würde Joſephus, wenn er auch übertreibt, nicht haben ſagen können, daß es ihm leicht geweſen ſey, wider die Römer ein Heer von 100,000 Freiwilligen zur Vertheidigung der Provinz aufzubringen, und daß viele der Ortſchaften 15,000 Einwohner gehabt. Nicht der zehnte Theil würde heutzutage zuſammenzubringen ſeyn.“ Uebrigens kennt man das Land noch außerordentlich unvollkommen, und Ritter ſagt (XVII. 678) geradezu, das Land zwiſchen dem Galiläer Meer (See von Tiberias), wenigſtens von deſſen weſtlichem Höhenzuge an bis ans mittelländiſche Meer im Weſten und bis zum Leontes (Litany) im Norden ſey noch eine „terra incognita.“ Auch Sauley hat den bekannten Strich kaum überſchritten: er ging von Nazareth über Kafr Kenna (Cana) nach Tiberias, von da eine Strecke am See hinauf, und dann durch das Thal des Leimun, den er Lamun nennt, weiter gegen Norden; [2] er wollte nach Safed gehen, allein

[1] Burkhardt z. B. ſpricht an mehrern Stellen von der ſtarken Dialektverſchiedenheit.

[2] Auf dem Wege am See hinauf macht Sauley ſeine meiſten archäo-

ſein haſenfüßiger Dragoman der ſich wegen der gefürchteten Uratualis dahin nicht traute, führte ihn mehr weſtwärts, ſo daß er im Angeſicht des Jordan und des Huleh-Sees nach Norden zog, ſtatt innerhalb der Berge. Indeß ſtieß er doch auf dieſem Wege auf einen Ueberreſt des Alterthums, deſſen er ſich nicht verſehen hatte.

Als er von Ain Mellahah, unmittelbar weſtlich vom Huleh-See, an den Hügeln, welche weſtwärts den Ardh el Huleh, d. h. das Sumpfland oberhalb des Sees, umſäumen, nordwärts hinaufzog, ſah er da, wo die Hügelreihe eine Wendung gegen Oſten macht (ſ. II. p. 533), „die Gipfel mit ungeheuren Ruinen von Gebäuden aus großen Lavablöcken beſetzt. Man ſcheint die Spuren einer Einfaſſungsmauer, welche den Kamm der Hügel krönte, zu erkennen. Einzelne Mauerreſte ſtehen noch, und an einigen Stellen erſcheinen die langen Alleen von in die Erde geſchlagenen Steinen, wie man ſie in den Ländern von Moab und Kanaan häufig findet. Dieſe Ruinen ſetzen ſich unglaublich weit fort. Die hohen Hügel, an denen wir hinzogen, wenden ſich mit einemmal gegen Norden, und bilden nun die linke Seite eines breiten Thals, oder richtiger ſie beherrſchen eine hügelige Ebene, durch die wir nach Banias zu zogen. Der gegen Norden gerichtete Arm der Hügel iſt wie der, welcher dem Huleh-See gegenüber liegt, am Kamm mit ungeheuren Ruinen eingefaßt. Die Ebene ſelbſt, die wir durchziehen iſt mit ungeheuren Lavablöcken überſäet, welche keine Spur menſchlicher Arbeit mehr darbieten.“ Saulcy durchwandert dieſe weitausgedehnten Ruinen, und kann ſich nicht enthalten, in ihnen die Reſte der ehemaligen Hauptſtadt der Urbewohner des Landes, die von den Iſraeliten überwältigt wurden, zu ſehen. Er nennt ſie ohne weiters mit dem von der Bibel aufbewahrten Namen Hazor, über den wir jedoch bemerken müſſen, daß er ein Irrlicht iſt, indem derſelbe Befeſtigung überhaupt bedeutet. Von einem der größten Gebäude nahm er den Grundriß auf, der unter den ſeinem Werke beigegebenen Abbildungen (Nr. 48) mitgetheilt iſt, und wirklich, wie Saulcy auch (II. p. 536) bemerkt, in der Anlage eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Tempel auf Garizim hat — eine wichtige Andeutung über die ehemalige Bevölkerung des Landes, das ſchon in ſehr alter Zeit, wie Movers ſchon bemerkt, einen ziemlich bedeutenden Grad von Cultur erreicht hatte, und jedenfalls höher ſtand als die ins Land einbrechenden Iſraeliten, weßhalb es nicht zu verwundern iſt, daß ſo viele der letztern, welche entfernter von dem eigentlichen Sitz des Jehovahdienſtes wohnten, ſo oft der Abgötterei der Völker, unter denen ſie wohnten, gehuldigt haben.

Saulcy's Beſchreibung der „cyclopiſchen“ Mauern iſt nicht deutlich genug, um daraus zu erſehen ob die Bauart ähnlichen Bauten in dieſem Lande, wie zu Safed, Hunin und an der uralten von den Phöniciern gebauten Brücke über den Litany in der Nähe von Kalaat el Schkif, ſowie auch an den Grundmauern von Baalbek, Jeruſalem, Aradus, Byblos, genugſam gleicht; nach ſeinem Ausdruck „cyclopiſch“ und einigen andern Angaben zu ſchließen, kann hier nicht die auch von Ritter (XVIII. 312) hervorgehobene Arbeit aus Quadern mit Fugenumrändung gemeint ſeyn, ſondern die Arbeit ſcheint viel roher und in eine Zeit hinaufzureichen, wo die Gibliter noch keine ſo „geſchickte Steinmetzen“ waren, als welche ſie ſich ſpäter auszeichneten. Vielleicht entdeckt man ſpäter noch die Uebergänge aus roherer Bauweiſe in die geregeltere, wie ſie ſich in Mittel- und Unteritalien (ſ. Abeken Mittelitalien vor den Zeiten der römiſchen Herrſchaft) gefunden haben, denn Saulcy hat nur die Oſtſeite des Galiläerlandes, und dieſe nicht ganz, durchwandert, und auch Robinſons Reiſe über Tibnin nach Norden, obgleich ſchon der Mitte des Landes etwas näher, läßt noch ungemein viel zu wünſchen übrig.

Ritter bemüht ſich ganz vergebens, und muß es auch ſelbſt bekennen, die Eintheilung des Landes nach den Stämmen genauer zu bezeichnen; die Kenntniß des innern Landes fehlt uns allzu ſehr, und wohl mögen einzelne der iſraelitiſchen Stämme die ihnen durch Joſua zugetheilten Ländereien niemals vollſtändig in Beſitz genommen haben. Gewiß blieb immer ein großer Theil der Bevölkerung den Iſraeliten fremd, und eine Verſchmelzung erfolgte nur ſehr allmählich, hauptſächlich durch die fremden Eroberer herbeigeführt, welche natürlich die unterworfenen Ureinwohner und Iſraeliten gleichmäßig behandelten. Bis zur Zeit vor den Römern ſcheint die Spaltung zwiſchen den Galiläern und Juden hauptſächlich auf dem Umſtand beruht zu haben, daß in Jeruſalem das Beſtreben, den ſtrengen Jehovahdienſt und das ganze Ritualgeſetz aufrecht zu erhalten, nie erſtarb, während die Durchführung desſelben in dem mit ſo zahlreichen fremden Elementen durchſetzten Galiläa kaum möglich war. Die Galiläer gelten deßhalb den rechtgläubigen Juden als halb unrein, ungefähr wie der Pendſchab in Indien von den ſtrengen Brahmanen betrachtet wurde. Eine Ausnahme ſcheint nur die Makkabäer-Zeit zu machen, allein zahlreiche Iſraeliten wohnten doch immerhin im Lande, welche, von den Griechen bedrückt, ihre jüdiſchen Religionsgenoſſen um Schutz und Hülfe angingen; das nördliche Galiläa, alſo wahrſcheinlich das jetzt ſogenannte Bellad Beſchara oder Bſcherra hieß aber damals ſchon das „Galiläa der Fremden.“ Auch in der Periode des Untergangs des jüdiſchen Staats, als Flavius Joſephus hier als jüdiſcher Befehlshaber gebot, zeigten ſich mannichfache fremde, dem jüdiſchen Staat und dem jüdiſchen Weſen feindliche Elemente. Joſephus iſt, abgeſehen von dem alten Teſtament, die wichtigſte Quelle über die alte Geographie Galiläa's, nur können wir leider aus Mangel an genauerer Erforſchung des Landes ſeine Angaben nicht verfolgen; ziehen wir eine Linie von Safed (oberhalb des Huleh-Sees) ſüdweſtlich nach dem Gebirge Carmel, ſo liegt ſüdöſtlich desſelben derjenige Theil des Landes, in welchem wir über ältere und neuere Ortſchaften noch einigermaaßen belehrt ſind; Ritter hat (XVI. 757 ff.) mit vielem Scharfſinn die Angaben von Joſephus mit unſerem jetzigen Wiſſen zu verbinden geſucht. Nordweſtwärts von dieſem Strich aber herrſcht faſt völlige Dunkelheit, da bis jetzt die Papiere des preußiſchen Conſuls Schulz, des einzigen der gerade gegen Norden vorgedrungen iſt, noch nicht zur Oeffentlichkeit gekommen ſind. Er gelangte bis zum Dſchebel Dſchermak, dem höchſten Berg

---

logiſchen Entdeckungen; er weiſt Capernaum eine andere ſüdlichere Stellung an, als Ritter und deſſen Gewährsmänner, verſetzt Chorazin nach Khan Minieh (ſ. Ritters Karte), Bethſaida nach Tell Hum, wo man bis jetzt Capernaum ſuchte. Seine Deutung, daß Kafr Kenna, und nicht das nördliche Kana el Dſchalil, das bibliſche Kana geweſen, hat manches für ſich, iſt aber mit den Behauptungen Robinſons (ſ. Ritter XVI. 754) geradezu in Widerſpruch. Wir wollen über dieſe ſtrittigen Punkte nicht entſcheiden, auch nicht näher darauf eingehen, da uns dieß zu weit führen würde. Indeß ſind gerade dieſe Auseinanderſetzungen Saulcy's (ſ. II. 486 ff.) ſehr intereſſant.

von Galiläa (dem Asamon der Griechen, vielleicht Heschmon des alten Testaments); er fand die Aussicht, die man von demselben über Galiläa genießt, außerordentlich reizend, und bemerkt dabei: „von den vielen grün bewachsenen Höhen um ihn her sey keine ohne Ruinen gewesen.“ Ritter sagt auch: „ein Asyl für Raubgesindel sey Nordgalilää seit Josephus Zeiten gewesen“, ein Ausspruch, der sich wohl nur dadurch rechtfertigen läßt, daß diese Nachkommen der Ureinwohner erst mit den Israeliten, dann mit den nachfolgenden Beherrschern des Landes mehr oder minder in Fehde lebten. Das Land ist größtentheils außerordentlich fruchtbar, und war in verschiedenen bessern Zeiten stark bewohnt, daher auch stets ein Zankapfel, aber ein Zankapfel, den die Geschichte wegen der Nähe der heiligen Stadt vielfach nur nebenbei behandelt. Letzteres scheint indeß von den Kreuzfahrern keineswegs geschehen zu seyn, denn wir vernehmen von einer sehr durchgreifenden Besitznahme des Landes bis zum Litany durch die Franken. Schulz war bis Tarschiha (33° 3′ N. B. nach dem bei Ritters Werk befindlichen Kärtchen) vorgedrungen und machte von da einen Ausflug nach dem von der Höhe gegen das Meer westlich hinabströmenden Herdawil. „Hier sah er“, so berichtet Ritter (XVI. 782) nach den handschriftlichen Mittheilungen von Schulz, „die Trümmer mehrerer alten Orte liegen auf den dortigen Höhen, und auch die des einstigen berühmten Schlosses Montfort der Kreuzfahrer, das sich auf das genaueste in seinen Ueberresten nach den darüber vorhandenen Urkunden verificiren ließ. An der Mündung des Herdawil sah er noch die Reste des Casale Huberti und an zahllosen Stellen im dortigen Lande auch die Ruinen anderer frühern Besitzungen der deutschen Ordensritter, die einst das ganze Gebirgsland südwärts bis nach Nazareth und Tiberias, westwärts bis Ptolemais und nordwärts bis zum Litany (also ganz Galiläa) in Besitz genommen, angebaut und mit Ritterschlössern, Burgen, Kirchen, Klöstern und Ortschaften bedeckt hatten. Deren Ueberreste finden sich in solcher Menge dort noch vor, daß es nach der Durchforschung des Ländergebiets und den Urkunden, die sich von den einstigen christlichen Königen und Herren des Landes, von ihren Schenkungen und Vergabungen erhalten haben, möglich war, fast bis in das kleinste Besitzthum und Denkmal hinein jene Zeit auch mit der heutigen noch zu identificiren, eine Aufgabe, die sich E. G. Schulz gestellt hatte und die ihm im wesentlichen gelungen war.“ Leider sind es diese umständlichern Arbeiten, die das Licht der Welt noch nicht erblickt haben.

Auf den Trümmern des Zustandes, wie er im 11ten und 12ten Jahrhundert zur Zeit der Kreuzzüge war, hat sich der jetzige aufgebaut, der sich namentlich dadurch auszeichnet, daß in der südlichen größern Hälfte Christen, Moslems und Druſen auf eine unerklärbare Weise durcheinander wohnen, Metualis dagegen nur sporadisch vorkommen, während nordwärts des Dschermak, der als der allgemeine Knoten der Wasserläufe des Landes zu betrachten ist, die Metualis wenn auch nicht in der Mehrzahl sind, so doch das politische Uebergewicht behaupten. Der District Bscherra allein, der bei weitem nicht den ganzen Raum vom Berge Dschermak oder dem Fluß Herdawil bis zum Litany umfaßt, zählt 293 Ortschaften mit 50 bis 60,000 Bewohnern. [1] Nach einer, wie Ritter (XVII. 318) sagt, gutverbürgten Aussage, sollen davon nur ein Achtel aus Metualis, die Mehrzahl aus Christen mit wenig andern Moslems [1] bestehen. Sonach wären die aristokratischen Metuali-Häuptlinge an die Stelle der ehemaligen christlichen Barone getreten, obwohl es auch an gemeinen Metualis nicht fehlt und ganze Dorfschaften von ihnen besetzt sind. Ueber die Herkunft derselben, selbst über ihren Namen wissen wir nichts gewisses, jedenfalls sind sie, unter unsicherer türkischer Oberhoheit, unläugbar die Herren des ganzen nördlichen Galiläa.

Dieß Land mit seinem großen natürlichen Reichthum und seiner ungemein leichten Vertheidigung mußte sich lange gegen die bloß von Osten und Süden her kommenden Israeliten in seiner Eigenthümlichkeit halten, als aber die Römer von Norden und Westen her ins Land eindrangen, und ihre, so wie die byzantinische Herrschaft etwa 600 Jahre dauerte, mußte die Eigenthümlichkeit des Landes wohl so ziemlich erliegen. Ueber die Geschichte der ersten vier Jahrhunderte des Islam wissen wir nichts; dann aber trat die für das Land entscheidende Periode der Kreuzzüge ein, während welcher es abermals eine gründliche Umgestaltung erfahren zu haben scheint, und namentlich vorherrschend christlich wurde, was es noch jetzt ist, wenn gleich sunnitische Türken im Süden und Metualis im Norden die Gewalt ausüben. Das Land muß aber überreich seyn an Resten des Alterthums aus den verschiedensten Epochen, auch aus der phönicischen. Saulcy hat vielleicht (s. oben) die Reste einer der bedeutendsten Städte dieses Alterthums entdeckt, aber sehr vieles ist noch zu thun übrig: nicht ohne Grund hat sich in England eine Gesellschaft für jüdische Alterthumskunde gebildet, und geht namentlich darauf aus, die Alterthümer aus der Zeit vor der Einwanderung der Israeliten der Vergessenheit zu entreißen. [2] Saulcy hat wenigstens gewiß auf die Existenz Eines alten Hazors aufmerksam gemacht, seine noch nicht erschienene Karte von Syrien bringt vielleicht manches neue. Wie sehr die Kenntniß des Landes noch im Argen liegt, kann man aus dem Umstand ersehen, daß Ritter, dessen Galiläa betreffender Band vor zwei Jahren erschien, eine gute Anzahl Irrthümer der Karte des sonst so sorgsamen Berghaus nachweist. Aber auch Ritters Darstellung, so sehr er bemüht ist das Mögliche zu ermitteln, läßt das Lückenhafte auf allen Seiten erkennen, und weckt das Verlangen über dieß merkwürdige Land nähern Aufschluß zu erhalten.

[1] Für das Land von Litany bis zum Herdawil, also für die kleinere Hälfte Galiläa's muß man indeß wohl über 200,000 Bewohner rechnen; sonst stimmen andere Angaben nicht damit zusammen.

[1] Die Metualis sind nämlich Schiiten.

[2] Es finden sich unter anderm merkwürdige kolossale Sarkophage aus der phönicischen Zeit, so daß Ueberreste der civilisirten Phönicier neben denen der rohern Ureinwohner der Forschung ein reiches Feld bieten.

Lord Stuarts Bill gegen russische Anlehen.

Es scheint der Welt bestimmt zu seyn, daß sie im Verlaufe des jetzigen Kriegs die allerverwundersamsten Dinge sehen soll.

Aerger und Verlegenheit ſcheinen gegenwärtig in England an der Tagesordnung zu ſeyn, und ſind wie der Zorn üble Rathgeber. Lord Dudley Stuart, der alte Polenfreund und Ruſſenhaſſer, der früher faſt nur Lachen erregte, wenn er mit ſeinen Standreden auftrat, findet mit ſeinem ziemlich unbegreiflichen Vorſchlag den Handel mit ruſſiſchen Staatspapieren ganz zu verbieten, reſp. durch die Theilnahme an ruſſiſchen Anlehen Rußland Unterſtützung zu leiſten, einen Anklang, wie man ihn nicht hätte erwarten ſollen. Die Kronadvocaten hatten bereits die Theilnahme an dem neuen ruſſiſchen Anlehen für Hochverrath erklärt. Wir ſetzen ſtarke Zweifel in die praktiſche Bedeutung dieſer Maaßregel, aber zudem noch allen Handel und ſelbſt die zufällige Erwerbung ſolcher Papiere mit einer Gefängnißſtrafe von 2 bis 3 Monaten belegen, ſcheint uns eine Abgeſchmacktheit ohne Gleichen. Geſchäftsmänner wie Baring, und Financiers wie Wilſon, haben ſich ohne Umſchweife gegen den Vorſchlag erklärt; der Colonialminiſter, Sir B. Molesworth, ſchlich ſich fort, um nicht für einen ſolchen Unſinn zu ſtimmen, der Kanzler der Schatzkammer und Lord John Ruſſell hatten ſich, wohl nicht unabſichtlich, gar nicht eingefunden. Weßhalb Lord Palmerſton, der ſonſt ſo verſchlagene Mann, der Sache ſich ſo eifrig annahm, können wir nicht errathen. Am Ende war es von ihm, wie von manchen andern, Popularitätsjagd, denn das Unterhaus ſieht ſich der mehr und mehr erhitzten öffentlichen Meinung gegenüber allmählich in einer ſehr fatalen Stellung. Man hat England ſo lange von ſeiner Allmacht vorgeredet, daß alle Welt, mit Ausnahme der wenigen Kaltblütigen und Gutunterrichteten, ſehr verdutzt iſt, daß die Sachen nicht vorwärts wollen. Jetzt möchte man zeigen, daß es mindeſtens an Eifer und Stimmung gegen Rußland nicht fehlt. Das iſt vielleicht die nicht unwichtige moraliſche Seite der Sache.

Was die praktiſche betrifft, ſo ſieht ſich dieſelbe etwas anders an. Daß die engliſche Regierung kein ruſſiſches Anlehen auf der Börſe auflegen läßt, daß ſie ſelbſt ihren Einfluß anwendet, um dieß auf andern Börſen zu verhindern, das iſt ſehr natürlich, und niemand wird ihr ein ſolches Benehmen verargen; wenn ſie aber weiter geht, ſo beginnt ſie einen Kampf gegen die auri sacra fames, den noch kein Sterblicher mit Glück durchgeführt hat. Es gibt getaufte und ungetaufte Juden genug in England, wie anderswo, welche ſich trotz der angedrohten Strafe des Hochverraths keinen Augenblick bedenken werden, ſelbſt von dem neuen ruſſiſchen Papier zu kaufen, wenn ſie das ihren Intereſſen gemäß finden. Setzen wir den Fall, ein engliſcher Kaufmann oder Banquier habe in Amſterdam eine runde Summe ſtehen, die er im Augenblick nicht verwenden kann, nach einigen Monaten aber dennoch daſelbſt braucht, und findet, daß er mit Vortheil ruſſiſche Papiere kaufen kann, die er nach einigen Monaten mit Vortheil wieder abzuſetzen hofft, ſo, glauben wir, werden wenige einen Stein auf ihn zu werfen geneigt ſeyn wenn er ſie kauft; haben doch viel werthloſere Papiere, als die ruſſiſchen, unzähligemal zu temporären Geldanlagen, und als Gegenſtand der Börſenſpeculation gedient. Da Lord Dudley Stuarts, von Palmerſton ſo eifrig vertheidigte Bill durchgegangen, ſo ſetzt ſich ein ſolcher Kaufmann oder Banquier einer Strafe von einigen Monaten Gefängniß aus; nur gilt der alte Spruch, daß die Nürnberger keinen henken, als bis ſie ihn haben. Will man aber, um ſolchen Vergehen (misdemeanor) nachzuſpüren, aufs Gerathewohl eine Durchſuchung der Handelsbücher anſtellen? Letzteres wird doch wohl kein Vernünftiger verlangen. Das hat man denn wohl auch eingeſehen, und die Bill iſt, nachdem ſie die Regierung, wohl um Palmerſtons Auftreten nicht zu dementiren, zu der ihrigen gemacht, auch weſentlich gemildert und verflacht worden. Ob ſie in dieſer Form eine Wirkung noch äußern werde, iſt freilich mehr als zweifelhaft.

Hr. Wilſon hat ein viel kräftigeres Mittel gegen Betheiligung an ruſſiſchen Anlehen vorgeſchlagen, nämlich Verbreitung einer gründlichern Kenntniß der ruſſiſchen Finanzen. Schade nur, daß er ein ſo abgedroſchenes Beiſpiel wählte: er führte an, daß Rußland ſchon einmal durch übermäßige Ausgabe von Papiergeld dieß bis auf den vierten Theil entwerthet, und endlich zu etwa 28½ Proc. eingelöst habe. Wir wiſſen nicht, glauben aber kaum daß durch dieſe Entwerthung des ruſſiſchen Papiers die fremden Fondsbeſitzer direct in Scharen gekommen, aber ähnliches und noch ärgeres iſt auch in dem jetzt mit England ſo eng befreundeten Frankreich vorgekommen, das bekanntlich ſeitdem doch wieder gar manche Anlehen gemacht hat, und die Finanzgeſchichte faſt aller Völker liefert davon mehr oder minder ſtarke Beiſpiele. Viel ſchlagender wäre es geweſen, wenn Herr Wilſon, was ihm nicht unbekannt ſeyn kann, da die Times und, wenn wir uns recht entſinnen, auch der officielle Moniteur vom 4 Jun. die Sache vor kurzem umſtändlicher erwähnten, auf den Umſtand aufmerkſam gemacht hätte, daß die ruſſiſche Regierung in die Caſſen der Leih- und Depoſitenbanken faſt bis zu deren Erſchöpfung gegriffen hat, und wenn der Krieg geraume Zeit andauert, dieſe inſolvent werden, und ein halber Nationalbankerott ausbrechen muß. In Deutſchland, wo niemand die Auflegung eines ruſſiſchen Anlehens hinderte, hat daſſelbe ſo ſchlechten Anklang gefunden, daß der Erfolg kaum nennenswerth iſt. Wahrſcheinlich war das Ganze von Seite der ruſſiſchen Regierung nur ein Verſuch, der Welt zu zeigen daß ſie trotz des begonnenen Kriegs noch auf dem europäiſchen Geldmarkt auftreten könne. Wenn die ruſſiſche Regierung Credit hat, und Credit verdient, ſo wird ſie trotz aller engliſchen Parlamentsacten Geld erhalten, und ſelbſt direct oder indirect von Engländern, denn das Geld oder vielmehr der Credit — denn das baare Geld iſt Nebenſache — iſt ſo flüſſiger und untaſtbarer Natur, daß wer Credit hat, auch ganz gewiß Geld bekommt, ſelbſt wenn das engliſche Parlament die Schnüre des Geldſacks noch ſo feſt zuziehen will.

Ein Hr. Brown bemerkte im Laufe der ſonderbaren Debatte, „er fürchte, die Bill möchte ein ſehr gefährliches Beiſpiel abgeben, denn es ſey in England ſtets als geſunde Politik betrachtet worden, im Frieden oder im Krieg Geldgeſchäften in London ohne Hemmniß ihren Lauf zu laſſen“; war dieß früher der Fall, und haben ſich an franzöſiſchen Geldgeſchäften während des großen Kriegs zuverläſſig Engländer direct oder indirect betheiligt, ſo kann niemand erſehen, was jetzt, wo unendlich erleichterte Verbindungen den Geldgeſchäften in ganz Europa eine früher nie gekannte Allgemeinheit gegeben haben, ſolche papierne Hinderniſſe helfen ſollen. Den Landesfeind in keiner Weiſe zu unterſtützen, iſt eine moraliſche Verpflichtung, und der Staat, welcher jede erreichbare Unterſtützung des Feindes verbietet und ſtraft, thut nicht mehr als ſeine Schuldigkeit, wenn er aber Dinge verbieten will, die er nicht erreichen kann, ſo begeht er eine Thorheit. In der ganzen Geſchichte, wie ſie Lord Dudley

Stuart, der ein ganz ehrlicher Schwärmer seyn mag, aufs Tapet brachte, liegt von Seite der Mehrzahl derer, die dafür stimmten, eine arge Gleißnerei, gerade wie seiner Zeit mit dem durch Sklaven erzeugten Zucker, den man verbannen wollte, während man die eben so durch Sklaven gewonnene Baumwolle, die man nicht entbehren konnte, ohne alle Scrupel kaufte. Eben so unterstützt man jetzt Rußland indirect, wenn man seine Waaren, namentlich Hanf und Flachs, die man in Schottland so stark braucht, ankauft, und keinen Unterschied zwischen dem russischen und fremden Flachs und Hanf, der in neutralen Häfen gelagert ist, macht, weil man den Unterschied nicht machen kann und will. Wir haben von Lord Palmerston, seine scherzhaften Prunkreden in Tiverton abgerechnet, niemals eine so hohle Rednerei gelesen, als seine Unterstützung des Dudley-Stuartschen Vorschlags, den man wohl nur aus Rücksicht gerade für ihn, der mit einem Unterbeamten, Hrn. Wilson, in so unangenehmen Conflict kam, nicht fallen läßt, obwohl nichts dabei herauskommen kann.

Es fehlt in England gar nicht an Leuten, welche die Leerheit solchen Treibens einsehen, und sich nur darüber beklagen, daß man Rußland so habe anwachsen lassen; diese Klage, so gegründet sie ist, kommt zu spät. Nachdem man Rußlands Stellung und Einfluß in Europa so weit gediehen ließ, daß sein Sturz Erschütterungen und Wechsel im europäischen Staatensystem hervorrufen muß, die man in England kaum minder fürchtet, als die Machtstellung Rußlands selbst, so ist es ganz erklärlich, daß die Männer, welche dieß einsehen, bis zur Unschlüssigkeit vorsichtig verfahren. Das regt den Zorn der auf Englands Macht pochenden und verhätschelten öffentlichen Meinung auf, woraus mehr und mehr ernste Verlegenheit wenn nicht für die Regierung, doch für die Minister hervorgehen. Man war auf einen solchen Widerstand Rußlands nicht gefaßt; pochend auf sein „Geld" hielt man alles für möglich, ohne zu erwägen, daß man Rußlands Hülfsmittel nicht nach europäischem Maaßstab messen darf. Ein ökonomisches Blatt Englands, das Bankers Circular (vom 10 Junius) hat dieß sehr klar ausgesprochen, indem es sagt: „Rußland hat in seiner Stellung Einen Vortheil über die Westmächte: der Kaiser kann Millionen Leibeigener aufbieten, und was deren Versorgung in der Nähe seines eigenen Gebiets betrifft, so ist es unklug seine Kraft, den Krieg fortzuführen, nach englischem Maaßstab zu berechnen. Seine Armeen bestehen aus Leuten, die an alle Mühsale eines strengen Klimas gewohnt sind, die von der rohesten Kost leben, und die aus Fanatismus dem Tode furchtlos trotzen. Sicher in seinem Gebiet hat es eine unermeßliche Kraft, defensiv zu verfahren, und es wäre deßhalb die größte Thorheit, die Fortdauer des Kriegs bloß nach seiner financiellen Lage zu schätzen." Letztere ist nicht gut, sogar höchst gefährlich, wer sich aber einbildete, daß Rußlands Mittel durch den bisherigen Krieg schon erschöpft seyen, würde sich arg täuschen. England erntet jetzt die Früchte seines insularischen Hochmuths. Man hat Rußlands politischen Einfluß seit 30 Jahren fast ungehindert anwachsen lassen, und wenn es auch keineswegs an Leuten fehlte, welche die Gefährlichkeit dieses Einflusses sehr wohl erkannten, so war doch in der Nation im allgemeinen und auch im Parlament die Abneigung, sich in „Continentalsachen" zu mischen, allzu groß; die Weitersehenden wagten nicht sich dieser Abneigung energisch entgegenzusetzen, vergebens waren die Warnungen, England werde zu einem Krämervolke herabsinken und dieß büßen müssen, es geschah nichts ausgiebiges, und England ward endlich dahin gedrängt, mit den „revolutionären Banden", wie die Times sich ausdrückte, Politik zu machen. Diese „revolutionären Banden" muß man jetzt verläugnen, weil sie nichts helfen; die Verlegenheiten, Folgen zahlreicher Unterlassungssünden und blinden Eigennutzes, treten hervor, nun bricht der Aerger aus, und ergeht sich in abgeschmackten Vorschlägen, wie der Dudley Stuarts, den alle Besonnenen, „stets die Minderzahl", wie Sir John Pakington spöttisch bemerkte, verwerfen. Die Engländer werden im Laufe des Kriegs noch allerhand Erfahrungen machen und eine sonderbare Schule durchlaufen.

Ein Ausflug nach Alghero in Sardinien.

(Aus dem Athen. Franç. 5 August.)

Einer der häufigsten Ausflüge, die man von Sassari macht, ist der nach der Grotte von Alghero. Wir hatten es schon lange vor, mußten aber des Regens wegen lange warten, denn wenn es zu Sassari regnet, so ist es kein Spaß: ein Guß folgt dem andern mit wachsender Heftigkeit und Stärke. Endlich kamen wir fort, durchzogen die Olivengärten, von denen Sassari umgeben ist, und ritten dann auf der neuen Straße fort, welche die Regierung nach Alghero anlegen ließ, die aber, wie manches auf dieser Insel, noch nicht vollendet ist. Das enge Thal ist bald zu Ende, und man steigt die umgebenden Hügel hinan, die dicht bewaldet sind, deren Bäume aber in dem Maaße, als sie tiefer herabgehen, an Höhe abnehmen, und zu Büschen werden, die jedoch energisches, scharfes Schwarzgrün zeigen. Von Dörfern, selbst von einzelnen Wohnungen, ist hier nicht mehr die Rede, denn zwei Stunden von Sassari ist eine Wüste, nur links vom Wege ist ein Weiler, Namens Orru. Etwa drei Viertelstunden, ehe man an die Thore von Alghero gelangt, nimmt der Anblick des Landes einen strengern Charakter an, die Berge erheben sich höher und steiler, von Zeit

zu Zeit zeigt eine zerſtörte Noraghe [1] ſeine runde Form auf einem mit Strauchwerk beſetzten Hügel oder auf dem Gipfel eines grauen Felſens, und die Straße läuft durch dürren, ſteinigen Boden; dieß dauert aber nicht lange, bald führt der Weg durch Cactushecken und zwiſchen weißen Mauern hin, den ſichern Vorläufern der Stadt.

Alghero hat eine ſchöne Lage im Hintergrund eines Golfes, den auf zwei Seiten finſtere Felſenberge bilden, während die Ebene vom Meere beſpült und mit Häuſern und Gärten bedeckt iſt, die crenelirten Baſtionen aber ſich ſchroff ins Meer ſenken und den beſten Schutz für die Barken und Schiffe bilden, mit denen der Hafen ſtets gefüllt iſt. Im Innern, wie in allen Städten des Orients und Spaniens — und Alghero kann den beiderſeitigen Urſprung nicht verläugnen — ſind die Straßen eng, und die Fenſter, kaum durch ein halbes Licht erleuchtet, öffnen ſich auf Balcone nach ſpaniſcher Weiſe, wo die jungen Leute fanno l'amor, wie man die Geſpräche zweier Verlobten emphatiſch bezeichnet. Die Locanda zum goldenen Löwen iſt abſcheulich, und ich rathe künftigen Reiſenden lieber unter freiem Himmel zu bleiben. Wir begaben uns hinaus auf die Baſtion, wo verroſtete, laffetenloſe Kanonen ſehr wenig Schrecken einflößen, und ſahen von hier aus den Felſen, der das Ende des Golfs und die Rhede von Alghero umſchließt; das Meer war völlig ruhig und wir fragten, ob man nicht die wunderbare, in dieſer Jahreszeit (im Mai) ſchwer zu betretende Grotte beſuchen könnten. Fiſcher waren genug da, aber niemand drängte ſich uns ſeine Dienſte anzubieten. Endlich erſchien ein Matroſe, und mit dieſem ſchloſſen wir einen Vertrag auf zehn ſardiniſche Thaler ab; er verſprach uns am andern Morgen um drei Uhr abzuholen, um das in dieſer Stunde ſehr ruhige Meer zu benützen.

Die Nacht im goldenen Löwen war ſchrecklich. Abgeſehen von einer Hitze, deren Heftigkeit wir durch Oeffnen der Fenſter nicht zu vermindern wagten, aus Furcht vor dem Fieber, denn Alghero hat ein peſtilentialiſches Klima, dünſteten die mit ſchmutzigen Leintüchern überzogenen Betten eine laue erſtickende Feuchtigkeit aus. Zum Ueberfluß hatte die Wirthin, der wir unſern Entſchluß am nächſten Morgen früh die Grotte zu beſuchen, mittheilten, beim Weggehen uns ein: ma siete matti! (aber Ihr ſeyd toll!) zugerufen. Dennoch ſtiegen wir um drei Uhr, begleitet von den Matroſen, die unſere Mäntel und Lebensmittel trugen, die wurmſtichige Treppe hinab, und gingen nach dem Hafen, wo unſerer ein ungedecktes, mit einem lateiniſchen Segel verſehenes Fiſcherfahrzeug ohne Vorder- und Hintertheil, um beliebig wenden und landen zu können, wartete. Um 3½ Uhr fuhren wir aus dem Hafen mit einem kleinen Nachen am Schlepptau, um ins Innere der Grotte hineinfahren zu können, und unter kräftigen Ruderſchlägen ging es hinaus ins offene Meer. Um 4½ Uhr fühlte ich mich von einer heftigen Kälte durchdrungen, und öffnete endlich die Augen um zu ſehen, daß wir mitten im Golf von Alghero und etwas mehr geſchaukelt als anfangs waren. Der Fels, welcher die Spitze des Golfs bildet, und ins Meer vorſpringt, ſtand uns gegenüber; ſein Anblick iſt ſehr impoſant und ſeine ſenkrechten Wände bilden mit den Wellen, die an ihn anſchlagen und ihn allmählich untergraben, einen rechten Winkel. Nach zweiſtündiger, ziemlich langſamer Fahrt, deren Monotonie nur durch den näſelnden Geſang der Matroſen in catalaniſcher Sprache, wie man ſie zu Alghero redet, unterbrochen wurde, konnten wir endlich die Spalten im Felſen unterſcheiden und die Wellen ſich daran brechen hören. Rechts vom Cap und im Innern des Landes erblickt man in ziemlicher Ferne runde Bauten, die wie Forts ausſehen, vielleicht auch Douanenpoſten ſind.

Endlich um 6 Uhr Morgens umfuhren wir das Cap von Alghero und erblickten den Eingang der Grotte. Hier ſteht eine unbewohnte Felſeninſel, an der ſich die Wogen mit donnerähnlichem Geräuſche brechen. Etwa einen Kilometer vom Cap zeigte uns der Führer eine ſehr niedrige Oeffnung am Felſen, vor der eine kleine gleichfalls vom Waſſer ausgewaſchene Bucht lag. „Dieß iſt die Grotte von Alghero!“ ſagte er; „wir ſind zur Stelle.“ Leicht kamen wir in die Bucht hinein, aber das Innere der Grotte iſt von der Vorhalle noch durch einen Felſenkamm geſchieden, über den der kleine Nachen hinübergeſchafft werden mußte, und das war keine kleine Arbeit. Schon die Vorhalle bildet eine ungeheure Höhle, aber hier ſieht man noch keine Stalaktiten, ſondern der Fels iſt nur in allen Richtungen durchbrochen und geſpalten. Endlich wurde der Nachen hinübergeſchafft, und nun Anſtalt getroffen zur Beleuchtung der innern Höhle, zu welchem Behuf wir 500 Lichter mit uns genommen hatten. Nach dem blendenden Sonnenlicht von außen konnte ich mich anfänglich nicht an die Dunkelheit und dann an die ſchwache Beleuchtung gewöhnen, allmählich aber erſchloſſen ſich die Augen, und kaum konnte ich ihnen glauben. Unſere Begleiter verſchwanden in der Finſterniß nach verſchiedenen Richtungen, und nun ſahen wir, in dem Maaße als ſie die Kerzen anzündeten, rieſenhafte Phantome jeder Art, durchſichtig wie Glas, glänzend wie Diamanten, roth wie Feuer oder blaß wie der Tod hervortreten. Wir waren in einen 25 Metres hohen und 40 Metres breiten Saal eingetreten, den vier mächtige weiße Säulen ſtützten. Unter der Decke hingen die wunderlichſten Verzierungen herab, rechts im Hintergrund des Saales öffnete ſich eine finſtere Schlucht, während links und hinter den Säulen die von unſern Führern mitgenommenen Lichter in ſcheinbar unendlicher Ferne weiße und ſchwarze Maſſen hervortreten ließen, je nachdem die Flamme die Gegenſtände vorn beleuchtete oder bloß ihre Umriſſe hervortreten ließ. Der Anblick war im höchſten Grade zauberhaft.

Wir drangen nun links vorwärts in einen Raum, der einer Kirche glich, und von da durch zwei nahe ſtehende, oben verbundene Stalaktiten in eine Art halbdunkeln Saales, deſſen Stalaktiten die düſterſten Formen boten. Von außen drang das Licht nur ſchwach herein und gab dem Orte in Verbindung mit den Wachskerzen ein fahles Ausſehen. Weiter hin kamen wir an eine Colonnade von dicken Stalaktiten, die wie Orgelpfeifen geordnet waren, und in zahlloſer Menge den Boden und die Decke berührten. Nicht ohne Mühe kehrten wir um nach dem erſten Saale und von da ſchlugen wir den Weg in die Tiefe ein, den die Matroſen uns durch Lichter bezeichnet hatten. Ein zweites Zimmer öffnete ſich vor uns, das ein koloſſaler Pilaſter, der oben baumartig ſich ausbreitete, unterſtützte; wir kletterten hinter demſelben hinauf, und gelangten in einen runden Saal, deſſen Decke von tauſend zarten Verzierungen glänzte, die an die Arabesken des Alhambra's mahnten. „Komm hieher,“ rief mein Begleiter, „hier iſt es noch ſchöner!“ und ich folgte ihm in eine Galerie, die faſt regelmäßig in Tauſenden von Sculpturen ausgehauen war.

Eine letzte runde Kammer kündigte uns endlich an, daß auf dieſer Seite unſere Forſchungen zu Ende ſeyen, und daß wir umkehren müßten. Aber wie ſoll man umkehren, wenn man ſich

[1] Dieß ſind die Grabkammern ähnlichen alten Bauten, die man zahlreich in Sardinien findet, über deren Herkunft und Beſtimmung man aber gleich ſchlecht unterrichtet iſt.

in einem Zauberpalaſt befindet, und zwar verzaubert, wie nur die Natur ſelbſt es zu thun vermag. Mit jedem Schritt ſtießen wir auf unerwartete Bilder, und konnten uns an dem Reichthum nicht ſatt ſehen. Aber das Schönſte ſtand noch aus: während wir faſt planlos hin und hergegangen waren, hatten unſere Leute die ganze Grotte mit Lichtern beſetzt, und als wir uns umwendend aufs neue nach dem Saal mit den großen Säulen kamen, ſahen wir die bizarrſte Illumination, die man ſich denken kann. Mag man es als Uebertreibung oder als claſſiſche Ziererei betrachten, ich kann ſie mit nichts anderem vergleichen, als mit einem Ball bei Pluto oder Proſerpina. Keine Biegung des Felſens, die nicht ein Licht enthielt, in deſſen Glanz die auf den Stalaktiten herabrinnenden Waſſertropfen ſchimmerten, unten am Boden die tiefblaue Fläche, das Waſſer des Sees, das die Mitte des Saals erfüllte; am Ufer auf dem Sand unſer Nachen mit einem alten vorn niederhockenden Matroſen, der den Charon vortrefflich darſtellte, die großen weiß ſchimmernden Säulen, ein dunkler in die tiefſte Nacht ſich verlierender Hintergrund; rechts ein Tagesſchimmer, ähnlich der Sonne inmitten einer ſchwarzen Wolke — das iſt es was wir vor Augen hatten. Nur Herr und Frau vom Hauſe fehlten beim Feſte. Ich ſehe aber noch immer die zahlloſen Wachskerzen vor mir, den Spiegelpalaſt mit tauſend Facetten, deren Glanz alles übertrifft, und dann erinnere ich mich des Schwindels, der mich vor Erſtaunen feſtnagelte an meinen Platz, trotz der Stimme unſeres Führers, der uns um jeden Preis fortführen wollte.

Endlich gingen wir, und ſetzten uns in dem Kahn nieder, während die Matroſen ſich abermals zerſtreuten, um die Kerzen abzunehmen und ſie auszulöſchen; allenthalben trat Finſterniß ein, und die Grotte von Alghero hüllte ſich wieder in ihre gewohnte Nacht. — Drei Stunden ſpäter befanden wir uns bereits im Hafen.

Deleſſert.

Eine Reiſe in die noch unabhängigen Batta-Länder von Klein-Toba auf Sumatra in 1844.

(Schluß.)

Nachdem ich in Tobing einige Ruhetage genommen, und meine Zeichnungen und Aufnahmen geordnet und beendet hatte, blieb mir noch die Aufgabe, das wilde und wenig bewohnte Gebirgsland zwiſchen Tobing und der Seeküſte aufzunehmen. Indeſſen gehörte der Landſtrich welchen ich jetzt zu durchreiſen hatte, zu Ankola, war alſo niederländiſches Gebiet. Der Fußpfad, der durch die Wildniß und durch 3—4 kleine Batta-Dörfer führte, war ziemlich gangbar, obſchon ich einigemal über kleine Flüſſe ſchwimmen, und an einem Tage ſogar 18mal durch ein und denſelben Fluß, oft bis an den Hals durchwaten mußte.

Nach dieſem etwas beſchwerlichen Marſch von 5 Tagen kam ich übrigens wohlbehalten an der Mündung der Battang-Tarro an; dieſer Fluß, welcher 10 Tagereiſen aufwärts in Silindong nur 10—15 Fuß breit iſt, hat hier eine Breite von 300 Fuß. Seine Tiefe wäre hinreichend, daß Seeſchiffe einlaufen könnten, wenn nicht Untiefen und Sandbänke vor der Mündung dieß verhinderten; ich fand nur drei einzelne malayiſche Häuſer auf dem Ufer des Fluſſes, in deren einem ich mich einquartierte.

Bei meinen Excurſionen von hier aus mußte ich mehreremal nach dem linken Ufer des Fluſſes überſetzen laſſen. Trotz der großen Menge von Krokodilen, von welchen der Fluß wimmelte, wäre mit einem gewöhnlichen europäiſchen Kahn keine Gefahr geweſen; die kleinen malayiſchen Kähne (Sampan) jedoch ſind nicht breiter als zwei Fuß, und ihre Tiefe beträgt nicht mehr als ein Fuß, obſchon ſie 12—15 Fuß lang ſind. Dieſe, aus einem Baumſtamm verfertigten Fahrzeuge tragen zur Noth drei Menſchen, wenn ſie ſich wenigſt möglich bewegen. Würden ſich Bänke darin befinden, wie in europäiſchen Kähnen, ſo wären ſie ganz unbrauchbar, ſo aber iſt man genöthigt ſich unmittelbar auf den Boden des Kahns niederzuſetzen, hierdurch bleibt der Schwerpunkt natürlich unten, und das Fahrzeug ſchwankt nur ſehr wenig.

Als wir drei Tage darauf Battang-Tarro verließen, um mit Sack und Pack nach dem 1½ Tagereiſen, auch an der Seeküſte, aber ſüdlicher gelegenen Sinkuang zu ziehen, ſchwamm der Hund eines meiner Battas hinter unſerem Kahn her. Als wir in der Mitte des Stromes waren, bemerkte ich eine ſcharf gezogene Furche im Waſſer, welche, vorn einen ſpitzen Winkel bildend, langſam unſerem Kahne folgte, den Gegenſtand ſelbſt konnte ich nicht ſehen, weil das Waſſer trübe war, aber jedenfalls ſchwamm irgend ein Thier uns nach. Als wir beinahe das andere Ufer erreicht hatten, war die drohende Waſſerfurche bereits dicht hinter dem Hunde, und als der Kahn anlegte, öffnete ſich plötzlich ein ungeheurer Rachen gleich einer Scheere, ſchnappte zu, und der arme Gigit war verſchwunden.

Als ich in Sinkuang angekommen war, waren gerade einige 20 Malayen aus den Wäldern mit Kampher heimgekehrt. Da die Art der Gewinnung des Kamphers noch ziemlich unbekannt iſt, ſo will ich dieſelbe nicht übergehen. Die ganze Meeresküſte zwiſchen Sinkel und Natal, und die, in geringer Entfernung von dieſer Küſte liegenden Batu-Inſeln enthalten große Strecken Kampherwaldungen, welche in andern Gegenden Sumatra's nicht vorkommen, und die nicht zahlreiche, theils battaſche, theils malayiſche Bevölkerung dieſer Gegend beſchäftigt ſich hauptſächlich mit der Aufſuchung des Kamphers und Benzoes. Der fabelhaft hohe Preis des wirklichen und natürlichen Kamphers iſt in Europa ziemlich unbekannt, denn was den Kampher anbelangt, welcher im europäiſchen Handel vorkömmt, ſo iſt derſelbe nur dem Geruch und der Farbe nach dem wirklichen Kampher ähnlich, der Form nach unterſcheidet ſich der natürliche von dem präparirten gar ſehr; er beſteht aus kleinen Scheiben ſo dünn wie Oblaten, theils oval, theils rund, wovon die größten Scheibchen nur ¼ Zoll Durchmeſſer haben; dicke Stücke, aus welchen der europäiſche Kampher durchgehends beſteht, kommen dabei gar nicht vor, und ich vermuthe, daß der uns aus Japan und China zugeführte Kampher ein künſtliches Erzeugniß aus dem Saft des Kampherbaumes (Dryobalanops Camphora Colebr.) iſt. Dieſer Saft iſt nämlich auch in Indien ſehr billig, indem er aus jedem Stamm kann abgezapft werden, während unter tauſend Stämmen nur einer gefunden wird, welcher Kampher enthält. Das Aufſuchen des Kamphers in den Wäldern iſt daher auch ſehr mühevoll, es gehört Kennerblick und Praxis dazu, die Kampher enthaltenden Bäume zu erkennen. Hat man einen ſolchen Stamm gefunden, ſo werden an verſchiedenen Stellen des Stammes 3—4 Zoll tiefe und ebenſo breite Löcher gemacht. Finden ſich hierbei die Anzeichen, daß

Kampher vorhanden iſt, ſo wird der Baum gefällt und ſorgfältig unterſucht. Wenn man nun annimmt daß unter 300 Stämmen einer die erforderlichen Merkmale hat und unter drei gefällten Stämmen vielleicht einer, welcher etwas Kampher enthält und zwar gewöhnlich nicht mehr als einen Fingerhut voll, ſo wird man begreifen, daß die Ernte nicht ſehr lohnend ſeyn kann. Es kommt jedoch der Fall vor, daß ½ bis 1 ganzes Pfd. Kampher in einem Stamm enthalten iſt; dieß iſt jedoch ſehr ſelten. Oft ereignet es ſich auch daß in bereits früher gefällten Stämmen, in welchen man vergebens Kampher geſucht hatte, ſich nachträglich welcher bildet. Der Kampher ſelbſt befindet ſich in kleinen Höhlungen des Stammes, meiſt unmittelbar unter der Rinde, er kommt jedoch ohne jede Beimiſchung von Harz vor; dagegen habe ich vielen Ausfluß von Harz an Kampherbäumen geſehen; dasſelbe iſt ſchneeweiß, hat nur einen leiſen Kamphergeruch und iſt ohne Werth.

Der Kampherbaum ſelbſt iſt ein ſchlank emporgeſchoſſener Stamm, welcher eine Höhe von 80—100 Fuß erreicht und einen Umfang von 4—5 Ellen hat; die Rinde iſt bei den jüngern Bäumen glänzend röthlich grau, die Blätter ſind klein, und gleichen in Färbung und Form etwas unſeren Birkenblättern.

Der auf Sumatra gefundene Kampher wird von chineſiſchen Kaufleuten aufgekauft und nach China ausgeführt. Das Katti [1] oder indiſche Pfund gilt im Handel zwiſchen 80 und 100 Gulden holländiſch (etwa 50 Thaler preußiſch). Im Ganzen kann man annehmen, daß jährlich zwiſchen 4 und 600 Katti im Werth von 40—60,000 Gulden ausgeführt werden. Die Chineſen, welche ich um die Anwendung dieſes theuern Kamphers in China befrug, meinten, daß man viel zur Einbalſamirung vornehmer Leichen gebrauche.

Der Gewinn an Kampher, welchen die vorerwähnten zwanzig Malayen aus den Wäldern heimgebracht hatten, war ſehr verſchieden; drei von ihnen hatten jeder 2 Katti, alſo ein Werth von 80—100 Thaler. Einige andere 1, die meiſten ½—¼ Katti; einige wenige noch weniger. Dafür waren ſie drei Monate in den Wäldern geweſen. In den Dörfern, wo dieſe Leute ihren Verbleib haben, ſind gewöhnlich anſäſſige Malayen, welche ihnen den Kampher abkaufen, ihnen auch zu neuen Expeditionen Vorſchüſſe machen, natürlich zu 300 Procent.

Die Kampherſucher ſind nämlich mit wenig Ausnahmen das liederlichſte Geſindel der Welt. Sie haben nur Geld, wenn ſie mit Kampher aus den Wäldern zurückkehren; dann bezahlen ſie die alten Schulden, veranſtalten Hahnenkämpfe, liebäugeln mit allen Mädchen und Frauen und eſſen allerlei feine Gerichte. Nach 8—14 Tagen befinden ſie ſich auf dem alten status quo und bereiten ſich zu einer neuen Reiſe in die Wälder vor. Hierzu aber gehören Lebensmittel auf ungefähr drei Monate an Reis, Salz, getrockneten Fiſchen, indiſchen Pfefferſchoten (Laddo, Lumbok), ferner Kautabak und Betel (Sirie). Dieſe Ausgaben mögen pro Kopf ungefähr 10—12 Thaler betragen. Es wird alſo ein neuer Pump angelegt.

Es amüſirte mich, die Bemerkungen meines malayiſchen Wirths in Sinkuang über die neuen Ankömmlinge zu hören. Man kann jedem von ihnen anſehen, wie viel er Kampher heimgebracht hat, meinte er — und indem er mir einen langen Burſchen zeigte, welcher eben wie ein Pfau vorbeiſtolzirte. „Sehen Sie einmal wie er ſein Kopftuch (däta) gebunden hat, wie der allerfeinſte Stutzer, der Zipfel ſteht nach den Wolken zu, und ſehen Sie nur den Gang, wie er tänzelt und ſich ſpreizt; es ſcheint als wenn er mit den Fußſpitzen nur noch den Erdboden berührte. Für dieſe Sorte haben wir hier den Ausdruck: Dia terbang, tra bissa jallan lagi (er fliegt bereits, gehen iſt ihm ſchon zu gewöhnlich). Nun frag ich? Sieht man dem Kerl nicht an, daß er 2 Katti Kampher mitgebracht hat? Seine Fingernägel ſind auch ſchon roth bemalt, alles nach hadat alus (feinſter Weiſe). Nichts iſt poſſierlicher als Herrn Mingo (ſo hieß er) in 8 Tagen wieder zu ſehen, wenn dieß alles zerronnen iſt, dann hat er Blei in den Füßen; anſtatt des ſchönen Kopftuchs, welches 4 fl. koſtet, einen blauen Lappen um den Kopf, und ſeine ſeidene ikat pingang (Leibbinde), hat ſich ebenſo verwandelt. Jetzt iſt er noch überzeugt, daß er mit dem weißen Hahn, welchen er unter dem Arm trägt, in acht Tagen allen übrigen das Geld abgewonnen hat; der Hahn ſoll Batuah [1] ſeyn und koſtet 15 fl., und wenn er nun all das Geld hat, dann heurathet er nur eine reiche Erbin aus Natal, anders thut der's nicht."

Den folgenden Tag ging eine Geſellſchaft von ſechs Perſonen auf eine neue Kampher-Expedition. Ich beſchloß mich anzuſchließen und einige Tage in den Wäldern zu leben, um ſo mehr, da ich den bisher noch ziemlich unbekannten Landſee Danau-Diatas wollte kennen lernen. Wir fuhren den Fluß Sinkuang eine Tagereiſe aufwärts; ich hatte für mich und meine dießmal nur aus acht Battas und meinen zwei Dienern beſtehende Begleitung ein größeres Fahrzeug gefunden, welches mit ſechs langen Rudern bemannt war, und uns alle ohne Gefahr trug. Die ſechs Kampher ſuchenden Malayen folgten in zwei kleinen Sampans. Der Fluß iſt von der Mündung an bis eine Tagereiſe aufwärts 300—250 Fuß breit, dann wird er allmählich ſchmäler, bis er einige Tagereiſen weiter zum ſchmalen Gebirgsbach wird. Das Dorf Sinkuang an ſeiner Mündung mit 25—30 Häuſern war das einzige anſehnliche Dorf; je weiter wir aufwärts fuhren, um ſo mehr nahmen die menſchlichen Anſiedlungen ab. Nachdem wir etwa drei deutſche Meilen gefahren waren, bogen wir in einen kleinen Nebenfluß ein. Einige Familien Meerkatzen ſchnitten uns Grimaſſen von den Bäumen zu und nahmen endlich die Flucht, indem ſie in halb zornigen halb ängſtlichen Tönen uns ausſchalten. Einige am Ufer ruhende Krokodile ſtürzten ſich von Zeit zu Zeit bei unſerer Annäherung in den Strom; hin und wieder hörten wir einen Specht klopfen, oder einige Rhinocerosvögel ließen ihr widriges Geſchrei hören, ſonſt war alles ſtill und todt. Die Malayen, welche in ihren kleinen Sampans uns bald folgten, bald zur Seite fuhren, ſangen uns etwas vor. Alle malayiſchen Völker ſingen mehr durch die Naſe als durch den Mund, und es erſcheint ihnen nichts poſſierlicher als wenn ſie einen Europäer ſingen hören. Es klingt ihnen ebenſo fremd als uns ihre Naſentöne, und ſie machen gewöhnlich einige ſatyriſche Bemerkungen; ich habe mich nie geärgert, im Gegentheil, es hat mir Spaß gemacht, wenn der Hauptwitzbold der Geſellſchaft den europäiſchen Geſang bei ſolcher Gelegenheit nachzuahmen ſuchte, und alles in Gelächter ausbrach. Gewiß ein fruchtbarer Boden für Jenny Lind um einige Concerte hier zu geben. Es liegt überhaupt im malayiſchen Charakter ein großer Hang zur Satyre, welchem ſie bei jeder Gelegenheit gern

[1] Ich glaube daß ein Katti oder indiſch Pfund zwei niederländiſche Pfund beträgt, bin jedoch nicht ganz ſicher, ob ich mich irre. Indeſſen beträgt es jedenfalls nicht mehr — möglich weniger.

[1] Batuah iſt ein eigenthümlicher malayiſcher Ausdruck; es bezeichnet jemanden, welchem kein Ding ſchaden kann, auf dem ſeit der Geburt ein Zauber ruht, welcher ihn unverwundbar macht. Viele Malayen ſtehen im Ruf, daß ſie Batuah ſeyen, und mit ſolchen vom Schickſal Begünſtigten wagt in Kriegszeiten ſelten ein anderer zu kämpfen. Wie vom Menſchen, ſo glaubt man auch von Thieren, daß ſie Batuah ſind.

Raum geben. Nun muß ich geſtehen, daß ich zwar dem Naſengeſang niemals ſeine bezaubernde Seite abgewonnen habe, dennoch erinnere ich mich einigemal wirkliche malayiſche Minſtrels gehört zu haben, welche mit einem Saiteninſtrument, ſo groß als unſere Guitarren, aber etwas anderer Form, den Geſang begleiteten, und ich fand den Eindruck trotz des näſelnden Geſanges nicht unangenehm. Meine ſingenden Malayen mir zur Seite waren aber keine großen Minſtrels.

Der kleine Fluß welchen wir aufwärts fuhren, wurde ſo enge, daß ich die langen Ruder mit kurzen Handrudern vertauſchen mußte; wir hatten dennoch alle Mühe uns durch Schlingpflanzen und quer überliegende Baumſtämme durchzuarbeiten; letztere mußte ich einigemal mit vielen Zeitaufwand durchhauen laſſen; das Beil (blian) welches die Malayen in Gebrauch haben, ſcheint ein unanſehnliches Ding zu ſeyn; der Stiel iſt 1¼ Fuß lang und elaſtiſch, aus einer beſonders zähen und harten Holzart, und nur fingerdick. In dieſem Stiel wird an das obere Ende in eine daſelbſt befindliche Oeffnung das Eiſen, welches als Beil dient, hineingeſteckt; dieſes Eiſen iſt 7—8 Zoll lang und gleicht der Form nach ganz und gar einem europäiſchen Beitel oder Stemmeiſen ohne Griff, läuft jedoch nach unten, wo ſich die Schneide befindet, etwas breiter zu. Die Oeffnung, in welche dieſes Inſtrument hineingeſteckt wird, beſteht zum Theil aus Bindwerk von ſpaniſchem Rohr, und das Eiſen ſitzt darum ziemlich feſt. Ich habe mit dieſem anſcheinend zu leichten und kleinen Inſtrument in kürzerer Zeit die größten Stämme fällen geſehen, als dieß mit einer europäiſchen Axt möglich geweſen wäre. Die Elaſticität des Stiels macht die Hiebe doppelt kräftig, und vermöge der großen Leichtigkeit des Inſtruments iſt es möglich, in derſelben Zeit drei Hiebe zu thun, in welcher man mit einer europäiſchen Axt einen führen würde. Nun hat aber dieſes Beil noch eine doppelte Anwendung: zum Fällen von Bäumen wird das Eiſen ſo in die Oeffnung geſteckt, daß die Schneide mit der Länge des Stiels parallel ſteht, alſo wie ein europäiſches Beil; zu andern Arbeiten als zum Aushöhlen von Baumſtämmen, zu Kähnen, oder zum Anfertigen von Brettern, wird es quer eingeſteckt, ſo daß es die Form einer Hacke erhält. Die malayiſchen Häuſer in den Gebirgsländern Sumatra's ſind alle von Holz, und erfordern eine große Anzahl Bretter zu Wänden. Die niederländiſche Regierung hat ſich alle Mühe gegeben große Sägen einzuführen, um hiermit ſchneller und leichter beſſere Bretter anzufertigen. Die Malayen kehrten jedoch bald zu ihrer früheren Methode, die Bretter mit dem Beil anzufertigen, zurück; kleine Handſägen ſind jedoch allgemein in Gebrauch. Die Art und Weiſe, wie ſie ihre Bretter anfertigen, ſcheint allerdings ſehr umſtändlich. Nachdem ein Stamm gefällt iſt, ſpalten ſie ihn mittelſt eingeſetzter Keile in mehrere 2—3 Zoll dicke Theile, und dieſe Scheiben werden dann einzeln mit dem Beil behauen. Als wir weiter vordrangen, kamen wir an einige Bäume, in deren oberſten Aeſten ſchwarze Klumpen von ovaler und runder Form hingen. Es war Waldhonig. Die Malayen machten ſogleich Anſtalt dieſe Beute mit Beſchlag zu belegen. Meine Aufmerkſamkeit aber erregte ein kleiner Bär (Bruang), welcher mit ſeiner Schnauze in einem der Honigneſter eifrig beſchäftigt war. Die Bäume konnten eine Höhe von 80—100 Fuß haben; ich bewunderte indeß die Fertigkeit des Bären, in dieſe Höhe hinaufzuklimmen und ſich alsdann in die weit ausgeſtreckten Aeſte zu wagen. Der Stamm ſelbſt hatte gar kein Unterholz, aber oben eine ſchöne breite Krone; ich zählte an einem Baum allein 30 Honigneſter, dieſelben waren alle in der Krone des Baumes unter den Hauptäſten angeklebt; am Stamme ſelbſt befanden ſich keine. Die größten waren ungefähr 2—3 Fuß lang, und nachdem der Aſt, unter welchem ſie angebaut waren, dünner oder dicker war, ½—1 Fuß breit. Die Beute an Honig und Wachs eines ſolchen Baumes iſt ziemlich anſehnlich. [1] Für jeden Europäer würde es große Schwierigkeiten haben ſich des Honigs zu bemächtigen, es wäre denn daß er den Baum fällte. Die Malayen thun dieß jedoch nicht, wahrſcheinlich weil auf dem nur beraubten Baum die Bienen ſpäter wieder bauen. Nachdem ſie bei Tage Vorbereitungen getroffen, um das Hinaufklimmen zu erleichtern, ſteigen ſie des Nachts in die Höhe und werfen die Neſter herunter. Es ſcheint, daß die Bienen des Nachts ihren Feind nicht ſehen, oder doch weniger gefährlich ſind. Indeſſen nahm ich mein Gewehr und ſtörte den Bär ſehr unangenehm in ſeiner Beſchäftigung, indem ich ihm eine Kugel nach dem Kopf ſandte, ſo daß er aus der anſehnlichen Höhe einen tönenden Fall auf den Erdboden that. Er war ungefähr 2½ Fuß lang. Wir ſtreiften die Haut ab, und die Malayen empfahlen mir dieſelbe als Univerſalmittel gegen Diſſenterie, wenn ich nämlich auf derſelben ſchlafen und ſitzen wollte. Die Galle bewahrten ſie auch als Medicin, ich erinnere mich aber nicht mehr für welche Krankheit. Indeß hatten die ſechs Kampher ſuchenden Malayen gewiſſe Zeichen an den Honigbäumen gemacht, und hierdurch ihr Eigenthumsrecht erklärt. Sie wollten mich erſt weiter geleiten und dann zurückkehren, um die Beute in Beſitz zu nehmen.

Wir hatten ſchon mehreremal während wir den Fluß aufwärts fuhren, Schlangen verſchiedener Gattung in den dicht am Ufer ſtehenden niedrigen Bäumen hängen geſehen; dieſelben waren meiſt wie ein Knäuel zuſammengerollt und ruhten in den Aeſten. Dieſe Nachbarſchaft wurde aber ſehr unangenehm in dem ſchmalen Flüßchen, wo die Aeſte der von beiden Seiten überhängenden Bäume in der Mitte ſich oft berührten und bisweilen ſo tief herunterhingen, daß wir alle Mühe hatten darunter wegzufahren. Die Malayen hatten jedoch ziemlich ſcharfe Augen, ſo daß uns nichts zuſtieß, überhaupt hört man ſelten von einem Unglück der Art.

Man hat, glaube ich, hinſichtlich der Gefährlichkeit der Schlangen in Oſtindien etwas irrige Anſichten in Europa. Vom Feſtlande will ich nicht ſprechen, das kenne ich nicht; auf den oſtindiſchen Inſeln aber iſt die Gefährlichkeit nicht groß. Auf allen meinen Reiſen habe ich eben nur bei ſolchen Gelegenheiten, wo ich auf Flüſſen reiſte, in den Aeſten der am Ufer ſtehenden Bäume Schlangen bemerkt. Nur in einzelnen Fällen erinnere ich mich in den Wäldern oder in mit Gras und Geſtrüpp bewachſenem Terrain, oder in angebauten Ländereien, Schlangen auf dem Erdboden gefunden zu haben. Da ſind ſie allerdings, aber es ſcheint, daß ſie während der Tageshitze ſchlafen oder ruhen. In den Wäldern kriechen ſie zu dieſem Zweck auf die Bäume, und in anderem Terrain in Erdlöcher; dieß wurde mir aus folgender Thatſache klar. Als ich mich in 1848 in Pontianak auf Borneo befand, wurde daſelbſt eine Zeit lang an der Verbeſſerung des Weges gearbeitet, welcher durch das niederländiſche Etabliſſement führt, die Gräben wurden auf beiden Seiten gereinigt, einige kleine Brücken ausgebeſſert und im Fort ſelbſt an der Bruſtwehr gearbeitet; ich habe nie ſo viel Schlangen geſehen als bei dieſer Gelegenheit auf einmal zum Vorſchein kamen, während doch bei Tage dieſe Thiere nie geſehen wurden. Die meiſten jedoch waren

[1] Die von mir angeführte Methode des Nachts die Honigbäume zu beſteigen iſt in Borneo allgemein. Auf Sumatra iſt dieß vielleicht nicht allgemein der Fall.

nicht giftig. Es iſt nun allerdings anzunehmen, daß wohl hin und wieder einige des Nachts auch in den Häuſern herumkriechen, ich ſelbſt habe jedoch nie welche bemerkt. Kommen ſie ungeſtört, ſo gehen ſie auch ungeſtört wieder weg; ein allerdings ſehr ſchlechter Troſt für denjenigen, welcher ſich mit ängſtlichen Ideen ſchlafen legt.

Es ſoll ein ſicheres Zeichen ſeyn, daß eine Schlange ſich im Hauſe befindet, wenn die kleinen Eidechſen unruhig werden; dieſe kleinen Thiere ſcheinen alsdann bei dem ſchlafenden Menſchen Schutz zu ſuchen, indem ſie ängſtlich hin und her, und auch wohl über den Leib laufen. Die Indier glauben, daß ſie den Menſchen vor der Gefahr warnen wollen. Eidechſen befinden ſich nämlich in jedem Hauſe und jedem Zimmer. Der Name Eidechſe hört ſich für europäiſche Ohren gewiß ſehr widerlich an; im Grunde aber ſind es harmloſe kleine Thierchen, grau, und die größten nicht länger als 3—4 Zoll. Man gewöhnt ſich bald dieſelben als Hausthiere zu betrachten, und ohne den mindeſten Widerwillen an den Wänden und an der Decke herumlaufen zu ſehen. Es befinden ſich gewöhnlich 10—15 in einem Zimmer, und inſofern ſie Mücken und andere Inſecten wegfangen, erzeigen ſie nützliche Dienſte. Als wir den Fluß noch eine halbe Meile mit Mühe aufwärts gerudert waren, kamen wir auf einen Platz, von wo aus ein Fußpfad nach dem See führte. Es ſtanden hier einige aus Zweigen erbaute Hütten, welche ſchon früher bei ähnlichen Gelegenheiten als Nachtquartier gedient hatten. Wir fanden in denſelben ein Unterkommen für die Nacht. Da es bereits gegen 4 Uhr war als wir ankamen, wäre es nicht klug geweſen weiter zu gehen, und wir hätten auch einen bequemeren Platz zum Bivouak ſchwerlich gefunden. Ich ſchoß gegen Abend ein kleines Zwergreh (Kantchil) mit Hagel in der Nachbarſchaft unſeres Lagers.

Nachdem wir den folgenden Morgen unſere Reiſe fortgeſetzt hatten, kamen wir nach einem ſehr mühſeligen Marſch von acht Stunden an dem kleinen See Danau-Diatas an.

Meine Füße waren an mehr als 30 Stellen durch Blutigel während der Reiſe verwundet worden. Man muß dieß zwar auf jeder Reiſe in indiſchen Wäldern erwarten, namentlich wenn man mit bloßen Füßen geht, und ich ging ſtets ſo. Jedenfalls würde es eine große Unbequemlichkeit ſeyn, 40mal während einiger Stunden die Fußbekleidungen aus und anziehen zu wollen; ich war ſo gewöhnt mit bloßen Füßen zu gehen als meine indiſchen Begleiter. Gegen Blutigel würde man mit Stiefeln allerdings mehr geſichert ſeyn, man müßte aber dieſelben oberhalb feſt anſchnüren können, denn ſonſt würden jedenfalls einige Blutigel dennoch hineinkriechen und ſich unbemerkt innerhalb vollſaugen, während man ſie auf bloßen Füßen ſogleich bemerkt und abſtreifen kann. Die größten ſind nicht länger als ein Schwefelhölzchen und noch einmal ſo dick, die kleinſten wie eine kleine Stecknadel; die Farbe iſt ſchwarzbraun. Ende 1845 machte ich mit einer Colonne Infanterie eine Expedition gegen die 12 Kottas mit. [1] Unſer Weg führte mehrere Tage lang durch eine ſehr wilde und unwegſame Gegend über die große Gebirgskette, von welcher ich bereits geſprochen. Bei dieſer Gelegenheit habe ich geſehen, was Schuhwerk auf ſolchem Marſch zu bedeuten hat. Wir waren die erſten Europäer, welche dieſe Gegend betraten. Zwar marſchirten wir auf ſchmalen Fußpfaden bergauf und bergab durch dichten Urwald; bisweilen aber lief der Weg ½ Stunde lang im Bett eines kleinen Fluſſes fort, dann wieder durch moraſtiges Land, alle Augenblicke aber durch einen Fluß oder Bach. Die Soldaten gingen von ſelbſt mit bloßen Füßen, ebenſo einige Officiere; nun waren aber einige andere welche dergleichen Expeditionen noch nicht mitgemacht hatten, und welchen es ſehr ſauer wurde, ſich von ihrem Schuhwerk zu trennen. Nach drei Tagen fiel dieſes in Stücken von den Füßen; nicht gerechnet, daß einige noch außerdem krank wurden, denn die ſtets naſſen Stiefeln drei Tage lang von Morgen bis zum Abend auf den Beinen zu haben, konnte nicht wohlthätig wirken; die Herren hatten ein theures Lehrgeld bezahlt und machten die übrigen Märſche auf bloßen Füßen, welches ihnen indeß des bisweilen ſteinigen Terrains halber allerdings ſehr ſauer wurde.

Es gibt Mittel ſich auf Reiſen vor den Blutigeln zu ſchützen, wenn man z. B. die Füße mit einer Auflöſung von Salz oder Tabak beſtreicht; doch tritt hier wieder der unangenehme Umſtand ein, daß man alle Augenblicke dieß wiederholen muß, indem ja ſtets, ſobald man einen kleinen Fluß oder Bach paſſirt, das Salz ſich abwäſcht. Ich muß geſtehen, ich habe mir nie viel aus den Blutſaugern gemacht; ich ſtreifte ſie ſtets ab, ſobald ich ſie bemerkte. Nur der Umſtand daß die Stellen, wo ſie ſich angeſaugt hatten, mehrere Tage lang juckten, war mir etwas ſtörend.

Das Wild ſcheint ſein Lager an Plätzen zu wählen, wo es vor Blutigeln ſicher iſt; denn es iſt allerdings vorgekommen, daß Hunde, welche mit ihren Herren im Walde bivouakirten, des Morgens todt gefunden wurden, weil ihnen alles Blut abgezapft war.

Man wird vielleicht fragen, wie der Menſch ſelbſt ſich in ſolchen Fällen zu ſchützen pflegt. Die Eingebornen ſchlagen ihr Lager ſelten auf bloßer Erde im Walde auf; es wäre denn auf ſolchen Plätzen, wo ſie ſich nicht aufhalten. Wenn es aber irgend thunlich iſt, ſo ſchlagen ſie vier Pfähle in die Erde, welche oberhalb eine Gabel bilden; auf dieſe Gabeln werden zwei Stangen gelegt und auf dieſe ungefähr 1 Fuß über der Erdoberfläche ruhenden Stangen werden entweder Bambusſtäbe, oder wenn dieſe ſich nicht in der Nähe vorfinden, andere dem Zweck entſprechende Holzſtäbe, dicht aneinander mittelſt Schlingpflanzen (Akar) oder ſpaniſchem Rohr (Rottan) angebunden. Hierüber wird ein Dach von Zweigen oder breiten Blättern gemacht; das Ganze iſt eine Arbeit von ½ Stunde. Das allerdings harte Lager auf den Holz oder Bambusſtäben wird mit Zweigen und Blättern bedeckt, und hierauf eine kleine geflochtene Matte gelegt, welche alle indiſchen Völker auf Reiſen gewöhnlich mit ſich führen. Es bedarf nun wohl weiter keiner Erklärung, warum die Häuſer aller Völkerſtämme im Archipelagus über der Erdoberfläche auf Pfählen erbaut ſind. Nimmt man außer Schlangen, Blutigeln und anderem Ungeziefer noch die große, allgemeine Feuchtigkeit des Bodens an, ſo wird man dieß ſehr natürlich und verſtändig finden. Dieſe Höhe iſt nun aber allerdings ſehr verſchieden, und richtet ſich außer den angegebenen Urſachen auch noch nach andern Bedürfniſſen, z. B. der Unterbringung des Viehes unter die Häuſer in mehreren Gegenden Sumatra's, des Schutzes gegen wilde Thiere u. ſ. w. Auf Borneo wieder ſind es die inneren Fehden der verſchiedenen Stämme untereinander, welche die Häuſer in Feſtungen umgeſchaffen haben. Ich habe dajakſche Häuſer in Borneo täglich bewohnt, welche 20 Fuß über der Erdoberfläche auf Pfählen ruhten. Sobald die als Stiegen dienenden Baumſtämme weggenommen waren, ſo mußte es jedem indiſchen Feinde allerdings ſchwer werden, daſſelbe zu erobern.

Wir hatten alſo das Ziel unſerer Reiſe, den See Danau-Diatas, erreicht. Er hat nur ungefähr 1 Meile im Umfang und liegt nur etwa 600 Fuß über dem Meeresſpiegel, von ganz niedrigen mit Urwald bedeckten Hügeln eingeſchloſſen. Eine tiefe Ein-

[1] 12 Kotta iſt eine Landſchaft im öſtlichen Sumatra.

samkeit herrſchte in der ganzen Gegend. Viele Spuren von Rhinoceroſſen und Königstigern ſagten uns deutlich, welche Bevölkerung hier die herrſchende war. Um denſelben einigen Stoff zum Nachdenken zu geben, ſchoß ich eine Waldtaube mit der Kugel aus einem Baumgipfel herunter; der Schuß ſchallte in langgezogenem Echo durch die Gegend, und ein oder der andere im Lager ruhende Tiger mag wohl die Ohren über dieſen hier unbekannten Ton geſpitzt und eine knurrende Mißbilligung ausgeſprochen haben.

Uebrigens wäre mir ein längerer Aufenthalt in dieſer einſamen Gegend doch ſehr langweilig geweſen, und nur das Verſprechen der Malayen, daß ſich in der Nähe ein Sepann befinde, bewog mich, einige Tage hier zuzubringen.

Ein Sepann iſt ein Ort im Walde, gewöhnlich eine mineralhaltige oder ſalzige Quelle, nach welcher alles Wild der Umgegend hinzieht, um zu lecken.

Ich begab mich gegen Abend um 5 Uhr mit zwei Malayen nach dem ¼ Stunde entfernten Platz. Eine andere Viertelſtunde mochte ich hier ungefähr in meinem gewählten Verſteck gelauert haben, als ſich eine Ricke zuerſt unſeren Blicken darbot, ſie ſprang ſpielend und liebkoſend, ſich öfters nach dem bedächtiger folgenden Rehbock umwendend, daher. Ich erwartete Hirſche und wollte daher meinen Schuß noch für dieſe behalten; ich hatte übrigens nicht mehr viel Zeit übrig, um 6 Uhr mit Sonnenuntergang erwartete uns Dunkelheit, denn die Dämmerung dauert in Indien überhaupt nur 10—15 Minuten, und wir hatten noch ¼ Stunde nach unſerem Bivouak zu gehen. Ein ſich allmählich näherndes Geräuſch im Gebüſch, und hin und wieder ein Brechen der Zweige verkündete uns endlich die Annäherung von größerem Wild. Da ich wünſchte, ſo glaubte ich auch, daß es vielleicht auch ein Rhinoceros ſeyn könnte; dieß war jedoch nicht der Fall. Ein Trupp Hirſche von 7—8 Stück nebſt einigen Thieren, [1] ſchritten harmlos daher. Sie näherten ſich bis auf ungefähr 60 Schritt; ich wählte mir den aus, welcher mir der Stärkſte ſchien, denn nach den Geweihen konnte ich mich nicht richten. [2] Als ich geſchoſſen hatte, ſprangen die beiden Malayen ſogleich zu und ſchnitten dem noch nicht ganz verendeten Hirſch die Kehle ab, damit er ganz ausſchweißen ſollte. Sie waren allerdings dabei ſehr intereſſirt, denn als Mohammedaner durften ſie kein Thier eſſen, welches nicht vorſchriftsmäßig geſchlachtet war. Hierzu iſt erforderlich, daß durch einen Schnitt von einem Ohr nach dem andern zu alle Halsadern durchgeſchnitten werden, damit kein Blut zurückbleibt. Ich ließ mir eine Keule ablöſen; das übrige Wildpret nahmen die Malayen mit nach dem Bivouak, wo ſie es in ganz dünne Scheiben ſchnitten, und während einigen Tagen in der Sonne trockneten. Man nennt das auf dieſe Weiſe getrocknete Fleiſch in Indien Ding-Ding. Es hält ſich viele Monate lang ohne zu verderben, und war daher für die in den Wäldern zurückbleibenden Malayen ein ſehr erwünſchter Proviant. Den andern Morgen ſchoß ich noch einen Spießer, [3] deſſen 8—10 Zoll lange Kolben noch weich waren. Mir war bekannt, daß die Chineſen für dergleichen junge Geweihe 6—8 Dollars bezahlten, und ich verehrte ſie meinen beiden Dienern Kitchil und Gedang, um ſie bei erſter Gelegenheit zu verkaufen. Solche junge Geweihe gelten bei den Chineſen als beſonders ſtärkende und befördernde Mittel für die ſinnliche Liebe, welcher ſie bekanntlich ſehr ergeben ſind.

Ich hatte ſehr viele Rhinocerosfährten in der Umgegend und auch auf dem Sepann gefunden, ohne daß es mir gelang eines dieſer Thiere zu Schuß zu bekommen. Ich ging Nachmittag auf gut Glück einer mir anſcheinend ganz friſchen Fährte nach, in der Meinung, daß ſie mich nicht weit führen würde, jedoch hierin täuſchte ich mich; mein Eifer hinderte mich indeß umzukehren, denn jeden Augenblick glaubte ich am Ziele zu ſeyn, und immer weiter zog ſich die Fährte hin über Hügel und Thäler, bis ich endlich, nachdem ich wohl 1 Meile gefolgt war, mich auf einem hohen Gebirgsrücken befand. Der Weg welchen ich zurückgelegt hatte, hatte übrigens keine Hinderniſſe, weder an Schlingpflanzen noch Dornen, es war ein gebahnter Pfad, wahrſcheinlich der gewöhnliche tägliche Wechſel des Rhinoceros, bisweilen wurde er allerdings zu einer ſchmalen tiefen Erdfurche mit Waſſer gefüllt, weil der ſchwere Körper und die breiten Füße des Thieres allmählich das weiche Erdreich eingedrückt hatten. Indeſſen fing mir die Reiſe doch an etwas lang zu werden, und ſchon ſchwankte ich, ob ich nicht beſſer thue umzukehren, als ich mich plötzlich an einer kleinen moraſtigen Pfütze befand, und in dieſer ruhte das Rhinoceros mit ſeinem Kalbe. Im erſten Augenblick konnte ich das Thier gar nicht erkennen; es war complet im Schlamm begraben. Nur der Hinterkopf kam zum Vorſchein, und die äußerſte Oberfläche des Rückens; ich hatte mich bis auf fünf Schritt genähert, ohne daß es die geringſte Ahnung davon hatte. Die Nase ruhte tief im Schlamm, ebenſo waren die Ohren bedeckt. Es wäre vielleicht intereſſant, wohl aber auch gefährlich geweſen, abzuwarten, wie lange es in dieſer Stellung verharren und ob es überhaupt um Athem zu ſchöpfen den Kopf in die Höhe bringen würde; ich zog jedoch vor, hierüber in einem naturhiſtoriſchen Werk nachträglich zu forſchen und meine koſtbare Zeit beſſer anzuwenden; ich wählte mir den Hinterkopf zum Ziel meiner Kugel. Als der Schuß gefallen war, bewegte es ſich nicht mehr, ſondern blieb in derſelben Stellung im Schlamm begraben. Als einziges Zeichen daß es eben verendet hatte, gab es eine anſehnliche Loſung von ſich, ſonſt hätte ich vielleicht zweifeln können, ob ich nicht auf ein todtes Rhinoceros geſchoſſen hätte. Das Kalb, welches ebenſo im Schlamm begraben lag, brachte nach dem Schuß den Kopf in die Höhe und nahm eiligſt die Flucht; da die Mutter aber nicht folgte, blieb es auf 40 Schritt ſtehen, ſo daß ich es mit leichter Mühe erlegte. Es hatte die Größe eines einjährigen Ochſenkalbes, war aber noch einmal ſo breit; das todte Rhinoceros aus der Schlammgrube herauszuholen war eine zu ſchwierige Aufgabe für mich, ebenſo wenig konnte ich mir das Kalb wie einen Rehbock über die Schultern legen; ich kehrte alſo um, und ſchickte den andern Morgen ſämmtliche Malayen und Battas aus, mit der Aufgabe, mir den Kopf des alten Rhinoceros und das Kalb ganz zu bringen. Letzteres war aber auch nicht ausführbar; ſie zerlegten daher daſſelbe und kamen keuchend und beladen endlich zu Mittag an. An dem Kopf, welcher an eine Stange des beſſern Transports halber gebunden war, hatten allein vier Mann getragen. Die Malayen verſchmähten von dem Fleiſch zu eſſen. Die Battas hingegen ſchienen ſehr erfreut zu ſeyn und bereiteten ſich auch eine Menge Ding-Ding zu. Was das alte Rhinoceros anbelangte, ſo ſchienen ſelbſt die Battas deſſen Fleiſch nicht haben zu wollen; ſie verſicherten daß es ſehr zähe ſey und keinen angenehmen Geſchmack habe. Das ſumatraniſche Rhinoceros hat zwei Hörner auf der Naſe, das größere 7—8 Zoll lang, und das kleinere gewöhnlich halb ſo groß. Die Chineſen und Malayen ſchreiben dieſen Hörnern eine eigne Kraft zu; wenn dieſelben ausgehöhlt ſind und als Trinkbecher benutzt werden, ſo ſoll jedes

---

[1] Thier, Jägerausdruck für weiblichen Hirſch.

[2] Die Geweihe des Hirſches auf Sumatra haben ohne Ausnahme nur ſechs Enden.

[3] Spießer, ein junger noch nicht ganz ausgewachſener Hirſch.

vergiftete Getränk augenblicklich darin ſchäumen; ich hatte nicht Gelegenheit mich von der Wahrheit zu überzeugen. Den Rhinocerosſchädel ließ ich zwar präpariren, ließ ihn aber, weil er mir für den Landtransport zu ſchwer wurde, zurück, und nahm nur die Hörner mit.

Es bleibt mir noch übrig eine Lücke in der Schilderung des indiſchen Waldlebens auszufüllen. Nachdem ich bereits gezeigt habe, welche wichtige Stelle die Blutigel einnehmen, muß ich noch einer kleineren Thierart erwähnen, welche aber der Zahl nach die Hauptbewohner der indiſchen Wälder ſind; dieß ſind die Ameiſen. Es läßt ſich hier eine Parallele mit europäiſchen Waldungen im Sommer gar nicht ziehen. Die indiſchen Wälder ſind wirklich beſät mit dieſen Thieren. Von der Größe eines Viertel Hirſekorns bis zu einer Länge von 1½ Zoll und verhältnißmäßiger Dicke, in weißer, ſchwarzer, brauner und rother Farbe, kann man die verſchiedenartigſten Species zählen. Es iſt ein Glück daß dieſe Thiere, obſchon ſie auch über die ganze Bodenfläche eines Waldes zerſtreut ſind, und in langen Zügen hin- und hermarſchieren, ihren Hauptaufenthalt auf den Bäumen haben. Alle Stämme ſind mit wenig Ausnahmen von Ameiſen bewohnt; manche ſcheinen ganz damit bedeckt zu ſeyn. Der Fußgänger wird übrigens nicht von ihnen beläſtigt; doch nicht allein in den Wäldern, auch in den menſchlichen Wohnungen iſt die Ameiſe zu finden. Ich habe kein Haus in Indien geſehen, von der ärmſten malayiſchen Hütte an bis zum Palaſt des Nabobs, wo nicht die Ameiſe mitwohnte. Aber auch hier incommodiren ſie eigentlich den Menſchen ſelbſt nicht, ſondern gehen ihm vielmehr aus dem Wege. Man wird ſie in vielen Häuſern gar nicht gewahr; man hat aber nur nöthig einen Napf mit Zucker oder dergleichen auf irgend ein Möbel zu ſetzen, und ſie werden mit einem Zauberſchlage erſcheinen. Schränke, Tiſche und andere Möbel, welche man vor ihnen ſichern will, werden mit den Füßen in kleine Waſſernäpfchen geſetzt; dieß iſt hinreichend. Die kleinſte Gattung von den in den Häuſern vorkommenden Ameiſen iſt mit unbewaffnetem Auge gar nicht zu erkennen. Wenn ein Gefäß mit Reis oder Zucker von ihnen bedeckt iſt, ſo kommt man in Verſuchung ſie für bloßen Staub zu halten. Ein obſchon nicht häufiger und alltäglicher, aber ſehr gefährlicher Feind hingegen iſt die weiße Ameiſe. Sie findet ſich zum Glück nur in wenig Häuſern vor, und wenn dieß bekannt iſt, ſo wird gewiß jedermann von dem Kauf eines ſolchen Hauſes abſtehen, oder einen ſehr niedrigen Preis dafür zahlen. Ein einziger Tag iſt hinreichend, daß ein Zug weißer Ameiſen, welcher unbemerkt ſich einquartiert, die ſchönſte Garderobe, Wäſche, Bücher, kurz alles vernichtet, was nicht von Metall iſt. Es ſcheint, daß ſie einen ſcharfen und ätzenden Saft bei ſich haben, welcher zur Zerſtörung der Gegenſtände hauptſächlich beiträgt; denn die Stoffe über welche ſie weggelaufen ſind, zerfallen wie Moder. Doch kann man durch das Unterſetzen von Waſſernäpfen unter Möbel, wie ich ſchon erwähnt, ſich auch gegen dieſen Feind ſchützen.

Nachdem ich mich noch einige Tage am See Danau-Diatas aufgehalten und denſelben aufgenommen, auch einige hohe Punkte in der Nachbarſchaft, welche für die Vermeſſungen von Wichtigkeit waren, beſtiegen hatte, beſchloß ich nach Toba zurückzukehren.

Nachdem ich theilweiſe einen andern Rückweg eingeſchlagen, übernachtete ich den vierten Tag in einem kleinen Batta-Dorfe. In den naheliegenden Feldern war man beſchäftigt Reis zu pflanzen, und ich ſah zu meiner Verwunderung, daß die Frauen dieſes Geſchäft unter großen, zu dieſem Zweck aus ſpaniſchem Rohr geflochtenen Körben verrichteten. Es war dieß ein Schutzmittel gegen den Königstiger, welcher in dieſer Gegend beſonders häufig und gefährlich war. Es iſt nämlich eine bekannte Thatſache, daß der Tiger, obgleich er gewöhnlich nur aus einem Verſteck und von hinten den Menſchen anzufallen wagt, davonläuft, wenn der erſte Sprung mißglückt. Hierzu waren die Körbe eine gewiß ſinnreiche Vorrichtung; denn der gegen den Korb ſpringende Tiger verfehlt ſeinen Zweck und macht kehrt, ſobald er ſieht, daß er den Menſchen nicht erreicht hat.

Die Häuſer des Dorfs beſtanden aus 8—10 elenden battaſchen Bambushütten, nicht zu vergleichen mit jenen hohen Häuſern aus Eiſenholz, welche ich in Sikumpulang geſehen. Schmutz und Unreinigkeit, welche in jedem Batta-Dorf einem eigentlich den Willkommen bieten, hatten hier ihre höchſte Stufe erreicht. Es iſt dieß ſehr natürlich. Die Häuſer ruhen alle auf 6—7 Fuß hohen Pfählen; unter den Häuſern halten ſich in jedem Dorf nach Maaßgabe der Größe 40—100 Schweine und 20—30 Hunde auf. Alle und jede Unreinigkeit wird von oben herab und ohne Rückſicht auf die unten ruhenden vierbeinigen Bewohner herabgegoſſen, welche durch ein zärtliches Grunzen ihre Erkenntlichkeit zu erkennen geben. Da niemand daran denkt irgend einen kleinen Abzugsgraben zu machen, oder von Zeit zu Zeit eine allgemeine Reinigung vorzunehmen, ſo ſteht das Dorf in kurzer Zeit wörtlich in einer ſehr unſaubern Sauce; dieß war mir ſtets die größte Schattenſeite der Batta-Dörfer, und die malayiſchen haben hierin viel voraus. Letztere haben weder Schweine noch Hunde, und halten im allgemeinen mehr auf Reinlichkeit. Nachdem ich die geräumigſte Hütte des Dorfs, welche ungefähr 30 Fuß lang und 20 breit ſeyn mochte, mir ausgeſucht hatte, ſtieg ich die Stiege hinan, welche zu dem Eingange führte. Es gehörten einige Seiltänzertalente dazu, hinaufzuſteigen; die Stiege beſtand nur in einem dünnen Baumſtamm von ½ Fuß Durchmeſſer, in welchen einige Einſchnitte gehauen werden. Die Hütte ſelbſt war vielleicht 20 Fuß hoch und ſtand auf 7 Fuß hohen hölzernen Pfählen über der Bodenfläche. Die Wände beſtanden aus großen Stücken Baumrinde; das Dach war mit Palmblättern gedeckt. Jedenfalls aber hatte ſie einen großen Vorzug vor den übrigen Hütten, welche auf Bambuspfählen ruhten, und nur halb ſo groß waren. Der Bambus erreicht eine Höhe von 50 Fuß und hat am untern Ende 1½ Fuß Umfang. Es möchte ein oder der andere Leſer ſeyn, welcher die Deckung mit Palmblättern ſich anders vorſtellte als ſie in der Wirklichkeit beſteht; die Palmblätter ſelbſt haben keine große Dimenſion, ſondern ſind nur 1½—2 Zoll breit und 2 Fuß lang. Der Aſt oder die Ribbe, an welcher die Blätter ſymmetriſch zu beiden Seiten hängen, hat von fern geſehen nur die Form eines 7—8 Fuß langen Blattes. In Indien werden die Blätter der Nipa- und Cocuspalme zur Deckung benutzt, indem man 4—5 Fuß lange und 1 Fuß breite Dachſchoben (Atap) aus ihnen verfertigt. In größern Plätzen und Städten werden dieſelben zum Verkauf angefertigt. Der Preis von 100 iſt durchſchnittlich zwiſchen zwei und drei Gulden holländiſch. Ihre Anfertigung beſteht darin, daß man 50—60 der ſchmalen Blätter über einen fingerdicken Stecken, gewöhnlich ein Theil der geſpaltenen Blattribbe faltet und mit dünnem ſpaniſchem Rohr aufreihet oder aufnähet, und zwar ſo, daß immer das folgende Blatt das vorhergehende zur Hälfte bedeckt, ſo daß keine Näſſe durchdringen kann. Dieſe ſo angefertigten Schoben oder vielmehr Scheiben — denn ſie haben nur doppelte Blattesdicke — werden wie unſere Dachſchoben ſchichtenweiſe bei der Deckung gelegt. Aus dem 3—4 Fuß langen indiſchen Graſe Alang-Alang werden Dachſchoben in der eben beſchriebenen Form und Größe ebenfalls angefertigt; nur ſind dieſe letzteren 1—2 Zoll

dick, damit ſie dem Regen widerſtehen können. Dieſe beiden Deckungen aus Palmblättern und Alang-Alang ſind allgemein in ganz Indien in Anwendung. Nur in einzelnen Gegenden, z. B. Borneo, hab' ich hölzerne Dachſchindeln, auf Häuſern von wohlhabenden Malayen, geſehen, und in den Gebirgsländern einiger Inſeln benutzt man auch einen ſchwarzen Palmenbaſt (Idjuk), welches wie lange Roßhaare ausſieht, zur Deckung. Jedoch nur in Gegenden wo dieſe Palmenart häufig vorkömmt; die Häuſer der wohlhabenden Europäer in Batavia und einigen andern Städten ſind zum kleinen Theil aus Backſtein gemauert und die Dächer mit Dachziegeln gedeckt; da aber unter einem Ziegeldach die Temperatur viel wärmer iſt, ſo legt man auf ein ſolches Dach oft noch eine Deckung von Palmblättern um die Hitze zu mäßigen.

Bei meinem Eintreten fand ich die Battahütte gedrückt voll Gäſte beiderlei Geſchlechts, und ich wollte ſchon wieder umkehren, um mir ein anderes Aſyl zu ſuchen. Der Eigenthümer des Hauſes aber, Radja Hindu, Häuptling des Dorfes, tröſtete mich und bat mich ½ Stunde Geduld zu haben, dann würde alles beendet ſeyn.

Er hatte mir indeß 9—10 geflochtene Matten in einen Winkel der Hütte niedergelegt und zwar in gewiſſer Rangordnung; die unterſte Matte war ſehr grob geflochten und von anſehnlicher Größe, die zweite folgende war etwas kleiner und feiner, die dritte übertraf dieſe wieder an Feinheit, und die letzte und zehnte Matte war endlich ein wirkliches Kunſtwerk von feinem Flechtwerk. Ich hatte früher ſchon die Sitte, eine Anzahl Matten übereinander zu legen, um hierdurch einen weicheren Sitz zu ſchaffen, in malayiſchen Häuſern bemerkt. Die geflochtene Matte iſt das einzige Möbel in indiſchen Häuſern, man würde vergebens andere ſuchen. Da wo viel Schiffsverkehr iſt, und wo namentlich arabiſcher Einfluß ſich mehr geltend gemacht hat, wie z. B. bei den Fürſten Borneo's, da findet man wohl hin und wieder kleine Teppiche als Luxusmöbel. Auf Sumatra jedoch iſt es bis jetzt bei der Matte geblieben. Im allgemeinen iſt es das mehr oder weniger künſtliche Flechtwerk, welches den Werth der Matte (Tikar) beſtimmt, denn es ſind nur Stroh- und Schilfarten, welche als Flechtſtoffe dienen. Der Preis iſt von 10 holländiſchen Kupfer-Centen [1] an bis zu 5 Rupien (5 Gulden holländiſch). Hingegen wird in einigen beſonders goldreichen Gegenden Sumatra's, z. B. Corintchie, ein großer Luxus auch in Strohmatten getrieben. Es gibt dort dergleichen Matten, welche ſo mit Gold durchflochten ſind, daß ſie 50—100 Gulden das Stück koſten.

Mittelſt 30—40 Ellen Kattun, welchen ich ſtets bei mir führte, um nöthigenfalls in jedem indiſchen Hauſe mir ein abgeſondertes Gemach verfertigen zu können, hatten meine Diener bereits ein ſolches hergeſtellt, welches den vierten Theil der Hütte einnahm. Ohne ſolche Vorrichtung iſt es beinahe unmöglich, die ſehr verzeihliche, aber läſtige Neugier der Eingebornen zu ertragen. Durch die gezogenen Wände und meine außerhalb ſitzenden Diener war ich vor zu großer Zudringlichkeit geſchützt, konnte ungeſtört ſchreiben, zeichnen oder ſchlafen, und wählte die Stunden ſelbſt, in welchen ich mich öffentlich präſentiren wollte, wo ich dann allerdings das ganze Haus voll Beſucher hatte, welche nicht müde wurden mich zu bewundern. Ich unterhielt mich dann niemals unintereſſant mit den Häuptlingen, es gab Stoff genug, entweder belehrend über das Land der Weißen, oder forſchend über ihre eignen Sitten und Gebräuche, über Wald und Jagd, frühere und neuere Zeiten; das Thema ging nie aus.

Die Hausfrau (inang) hatte mir, als ich eingetreten war, ſehr zuvorkommend einige Kürbisflaſchen mit Waſſer gebracht, womit ſie, indem ſie mir die Füße übergoß, mich in Stand ſetzte, dieſelben von dem unangenehmen Abdruck zu befreien, welchen ſie auf der kurzen Wanderung zwiſchen den Häuſern erlitten hatten. Die Gewohnheit der Battas ſich die Füße zu waſchen, ehe ſie ins Haus treten, und die Hände ehe ſie eſſen, iſt bei dem allgemeinen Schmutz anerkennungswerth.

Ich habe ſchon erwähnt, daß ich das Haus voll Menſchen fand als ich eintrat; ich hatte wohl ſchon ehe ich eintrat eine entſetzliche Muſik gehört, namentlich waren es einige Trommeln und Kupferbecken, welche ſehr unangenehm auf meine europäiſche Ohren wirkten. Ich erfuhr die Veranlaſſung dieſes Spectakels jedoch erſt, nachdem ich mich ſchon einige Zeit im Hauſe befand. Eine alte Frau ſtand auf einer nur einige Fuß hohen, der Länge und Breite nach aber die halbe Hütte einnehmenden Bali-Bali [1] und war in wirklicher oder ſcheinbarer Verzückung. Es ſchien als ob ſie in einer Unterhaltung mit unſichtbaren Weſen begriffen wäre. Sie geſticulirte mit den Händen und ſtieß einzelne Worte aus; forderte einige Dinge als Betel und eine Schüſſel mit Reis; wie ich vermuthe in der Abſicht, ſie den Unſichtbaren vorzuſetzen. An dem Reis roch ſie erſt, und ſchrie auf einmal Bau! Bau! er riecht! er riecht! Nach was? blieb der Geſellſchaft überlaſſen zu errathen. Kurz der Reis mußte wieder weggenommen und etwas anderes gebracht werden. Im Ganzen erſchien mir dieſe Pythia ſehr unintereſſant. Wie ich nachher erfuhr, ſollte ſie ermitteln, ob eine ſchwer erkrankte Frau im Dorfe wieder geſund werden würde, und ob vielleicht ein Zauber auf derſelben ruhe. Ich weiß nicht ob ſie die Aufgabe zur Zufriedenheit der Verwandten gelöst hat, und war ſehr froh als ſie nach einigen Minuten mit der Muſik verſchwand.

Die Geſellſchaft hatte ſich bis auf drei fremde Battas entfernt; dieſe waren aus den öſtlichen Batta-Diſtricten hinter Bitjakolling zu Hauſe, und beabſichtigten ſich in dieſer Gegend niederzulaſſen.

Ich hatte indeß einen Theil meines aus Kattun verfertigten kleinen Gemachs geöffnet, hatte mir eine Manilla-Cigarre angebrannt und mein Diener hatte für Thee geſorgt. Es iſt nichts erquickender und für die Geſundheit dienlicher nach anſtrengenden Märſchen in Tropengegenden als warme Erfriſchungen. Die Chineſen ohne Ausnahme und die Mehrzahl der Europäer trinken ziemlich heißen Thee, wonach der Durſt ſich allmählich verliert. Noch beſſer und erquickender aber iſt ein Getränk, welches meines Wiſſens nur die Malayen von Sumatra gebrauchen, und zwar Thee von geröſteten Kaffeeblättern unter dem Namen Cawa bekannt. Der Geſchmack iſt bitterlich und nicht ſo angenehm wie der gewöhnliche Kaffee, hingegen weit geſünder, und nach angeſtrengten Märſchen außerordentlich wohlthuend und beruhigend, den Durſt beſſer ſtillend als der Thee. Als ich mir den Thee ſo ſchmecken ließ, erſchien Radja Hindu mit einem Sirieküſtchen [2] und einem großen Bambus mit Ayer-Majan, [3] und ſeine Frau

[1] Ein Kupfer-Cent hat ungefähr einen Werth von 2 Pfennigen.

[1] Bali-Bali. Ein Mittelding zwiſchen Bettſtelle, Bank und Tiſch, das einzige Möbel welches man hin und wieder, obſchon ſelten, in malayiſchen Häuſern ſieht.

[2] Sirie iſt das, in Europa unter dem Namen Betel bekannte Blatt einer Pfefferpflanze, welches alle Indier leidenſchaftlich kauen und zwar mit Zuſatz von Kalk und noch zwei andern gewürzhaften und bitteren Subſtanzen, Gambir und Pinang. Erſteres iſt das bittere Blatt der Gambirſtaude und letzteres die kleine Nuß einer Palmenart, ſo groß als ein Tauben-Ei.

[3] Ayer-Majan, Palmwein, auf Java unter dem Namen Saccr-Ver bekannt. Im friſchen Zuſtande iſt derſelbe ſo zuckerſüß, daß er nicht trinkbar iſt; nach einigen Stunden geräth er jedoch in Gährung und ſchmeckt angenehm ſäuerlich.

mit den üblichen Geſchenken an Reis und Hühnern. Radja Hindu hielt mir erſt eine ſchöne Rede, eine unerläßliche Höflichkeit bei einem wohlerzogenen Batta; dann ließ er ſich mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen neben mir nieder und verſuchte eine Taſſe Thee, welches Getränk er noch nicht kannte, und das ihm wohl zu ſchmecken ſchien. — Ich breche hier die Reiſe ab, inſofern ich nichts beſonderes mehr zu bemerken habe; ich befand mich einige Tage ſpäter wieder in dem niederländiſchen Etabliſſement Tobing.

Amerikaniſche Notizen.

Der Amazonenſtrom und deſſen Gebiet wird jetzt von Braſilien aus genauer unterſucht. Ein Dampfer, der erſte welcher den Amazonenſtrom befuhr, „Marajo“ genannt, verließ Para am 10 September v. J. und kam am 20ſten an der Mündung des Rio Negro, den 5 October aber in Tabatinga, dem letzten Orte in Braſilien an, nachdem er in Coary, Ega, Fontaboa, Tenantin und San Paulo angelegt, und ſetzte ſeine Reiſe auf peruaniſchem Gebiete nach Nauta fort, wo er am 14 October ankam, nachdem er unterwegs die peruaniſchen Orte Loreto, Cochequina, Vebas, Yucalpa und Iquito berührt. Nauta und Loreto ſind von Peru zu Freihäfen erklärt worden. Nauta liegt nahe an der Mündung des Ucayali und verſpricht dereinſt die bedeutendſte Stadt zu werden. Die Ankunft des Dampfers erregte an allen dieſen Plätzen ungeheures Aufſehen. — In Loreto empfing man das Dampfſchiff mit dem Geläute aller Glocken. Colonel Don Francisco Ortiz überhäufte die Leute auf demſelben mit Freundſchaftsverſicherungen und fuhr ſelbſt mit ſeinem Secretär auf demſelben nach Nauta. In Loreto ſetzte man eben die amerikaniſchen Dampfſchiffe zuſammen, die für die Unterſuchung der Flüſſe Ucayali und Guazaya beſtimmt ſind.

Der Gouverneur von Loreto Don Manuel Iſarra und Hr. Schut, ein deutſcher Kaufmann in Callao, haben mit der peruaniſchen Regierung Verträge abgeſchloſſen, um binnen drei Jahren 13,000 Coloniſten in dieſe Staaten überzuſiedeln. Manche derſelben ſind bereits angekommen und werden bei der Garniſon „beſchäftigt“ — wie man ſich ausdrückt — welche unverzüglich auf 2000 Mann gebracht werden ſollen; 139 Deutſche ſind nach Caballo Coro geſendet worden.

Das ſcheint ganz, als ob dieſer ehrenwerthe deutſche Landsmann, Hr. Schut, in Menſchenfleiſch „mache“ und es beſonders auf die Kinder ſeiner Mutter Germania abgeſehen habe. Da heißt es: habt Acht! habt Acht! vor der Landsmannſchaft, gerade wie hier in New-York und auf andern Plätzen der „Muſterrepublik.“

Zu Ega, Tabatinga, Loreto, Vebas und Iquito hat man vortreffliche Kohlen in großer Menge gefunden. In Vebas iſt die Kohlenmine nur einige Schritte vom Hauſe des Gouverneurs, und in Iquito öffnet ſie ſich am Ufer des Fluſſes. Bequemer konnte es den Menſchen nicht gemacht werden. Die Proben der Kohlen, welche nach Para gebracht wurden, geben den beſten New-Caſtle Kohlen nichts nach. Weſtlich von dem Punkte, bis wohin der Dampfer vordrang, finden ſich nur noch Indianerdörfer. Peru ſoll überaus willig ſeyn, alle Bewilligungen für die Schifffahrt auf dem Amazonenſtrome und für Anſiedler zu machen, die ſich an deſſen Ufern niederlaſſen und ſelbſt braſilianiſche Blätter geben zu, daß in dieſer Beziehung Braſilien weit zurückſtehe.

Dieſe Notizen, braſilianiſchen Blättern entnommen, verdienen in Deutſchland alle Beachtung. E. P.

•

Deutſche und Iriſche Einwanderung in New-York. Der Hafen von New-York iſt auch mit Bezug auf die Einwanderung in die Unionsſtaaten maaßgebend, und daher werden folgende als ziemlich genau anzunehmende Angaben des Einwanderungsverhältniſſes zwiſchen Deutſchen und Iriſchen während der letztverfloſſenen Jahre intereſſant.

	1849	1850	1851	
Iren . .	112,691	116,582	163,256	
Deutſche .	55,705	45,402	69,883	
	1852	1853	1854	in den erſten 5 M.
Deutſche .	118,125	119,644	44,248	
Iren . .	115,537	113,146	17,649.	

Wäre ſeit 1852 die deutſche Einwanderung durch ihre Vermehrung nicht ausgleichend der iriſchen Verminderung gegenüber eingetreten, ſo würden ſicher die Ungezogenheiten des Senators Thompſon von Kentucky in Waſhington und ſeinesgleichen unterblieben ſeyn und wir würden ſtatt deſſen liebliche Sirenenlieder zur Herbeilockung von Einwanderern ertönen hören. E. P.

•

Telegraphen-Verwaltung in Amerika. In dieſen Blättern wurde (Nr. 14. S. 336) die Länge der Telegraphenlinien in der Union nebſt mehreren dahin gehörigen erwähnt und auch die Koſtſpieligkeit der telegraphiſchen Botſchaften für den Privatgebrauch angedeutet. Letzteren anlangend, ſo tritt dazu obendrein noch eine andere Schattenſeite in der ſehr unzuverläſſigen Verwaltungsweiſe. Nur allein meinen Bekannten- und Erfahrungskreis betreffend, ſo könnte ich häufig Fälle anführen, in denen aufgetragene Botſchaften auf den frequenteſten Routen unausgeführt blieben, ohne daß der gezahlte Betrag zurückerſtattet ward, obſchon die Nichtbeſtellung erwieſen war. Die Telegraphen-Verwaltung durch die ganze Union iſt nirgendwo als ſehr exact bekannt, und es mögen vielleicht größere Geſchäfte oder öffentliche Blätter weniger Urſache zu Beſchwerden haben; auch trifft wohl Deutſche öfter eine Vernachläſſigung als Engliſchredende; allein gewiß bleibt, daß — wie bei ſo manchen zum allgemeinen Beſten getroffenen Einrichtungen — auch hinſichtlich der Telegraphen der Rahm mehr von Einzelnen abgeſchöpft wird. Wie bei allem Verwaltungsweſen in Amerika, ſo hält es auch bei der Telegraphen-Verwaltung ſehr ſchwer zuverläſſige Beamte überall zu bekommen. Schon der allgemeine Selbſtſtändigkeitsdrang tritt dem exacten Befolgen empfangener Aufträge entgegen, indem ein Perſonalintereſſe ſchwer oder gar nicht an die Erfüllung von Amtspflichten zu knüpfen iſt. Zudem läuft der trocken-mechaniſche Telegraphendienſt völlig gegen das bewegliche Weſen des Angloamerikaners, deſſen Queckſilberheit überall zu Tage tritt. Fieberhafte Regſamkeit kann unter den Lebensbedingungen der Amerikaner faſt obenan geſtellt werden, womit pünktlicher Telegraphendienſt nicht zu vereinen iſt. Zwar zeigt ſich als Gegenſatz in der Bevölkerung viel Trägheitsneigung, aber auch dieſe gehört keineswegs zu den Qualificationen eines guten Telegraphen-Beamten. E. P.

•

Die Polizei von Philadelphia, durch Wahrsager in Bewegung gesetzt! Man berichtet Anfangs Mai 1854 aus Philadelphia, daß ein Bewohner von Moyamensing (Stadttheil Philadelphia's) vor einiger Zeit spurlos verschwunden sey. Nachdem Weib und die Angehörigen alle gewöhnlichen Mittel zur Auffindung des Vermißten Ed. Slaven angewendet, suchten sie „übernatürlichen Beistand" bei einem Wahrsager. Dieser gab an, daß die Leiche im Keller von Peter Nugents House, Ecke der 8ten und Christian Street zu finden sey. Auf diese Autorität allein drangen des Nachts mehrere Polizeidiener in Nugents Haus, um — nichts zu finden. Der Leichnam Slavens wurde kurz darauf aus dem Delaware gefischt, ohne Anzeichen irgend einer Gewaltthat und nebst allem was er an und bei sich gehabt hatte.

Wird man nach derartigen Belegen in Europa noch länger anstehen, die „Kindlichkeit" und „Jugendlichkeit" der „großen Musterrepublik" des „jungen Riesen" vollständig und allgemein anzuerkennen? E. P.

*

Der Alligator als Hausthier. Am 11 Mai 1854 beschwerte sich Miß Eliza Garry in New-Orleans vor Gericht über Ernest Dosler, daß er in seinem Hofe, den sie öfter passiren müsse, einen großen Alligator halte, vor dem sie sich fürchte. Der vorgelabene Dosler gab dagegen an, daß die Lady das Thier stets mit Steinen, Schlacken, Holz u. s. w. werfe, worauf die Lady Bürgschaft stellen mußte, den Alligator künftig in Ruhe zu lassen. E. P.

*

Nordamerikanische Ortsnamen. Das Mechanische im Wesen der Angloamerikaner, jener geringere Grad von Hinneigung zur Individualisirung, welcher den Deutschen so sehr eigen ist, spricht sich unter anderem auch in den Ortsnamen aus. Einem neulich erschienenen Ortsverzeichniß der Union zufolge gibt es in derselben 27 Kreise und 156 Städte und Dörfer, die nach Washington benannt sind; 116 tragen den Namen Franklin, 37 heißen Milton, 5 Cromwell, 7 Napoleon, 7 Nelson, 6 Wellington, 10 Byron, 10 Kossuth, 7 Lamartine, 3 Romeo, 2 Hamlet, aber keines Shakspeare, 4 Memphis, 4 Cairo, 5 Cadix, 17 Lissabon, 20 Wien, 21 Rom, 22 Paris, 5 London, 3 Berlin u. s. w. Ueberall tritt eine geringere geistige Regsamkeit an den Tag, die stets zur Nachtreterschaft besonders geneigt ist. Die Amerikaner sind Fabrikarbeiter und sie tragen fast insgesammt den Fabrikstempel neben dem uniformen Fabrikgepräge. E. P.

*

Zur New-Yorker Sittengeschichte. Im Junius 1854 wurden mit Arsenik vergiftete, verzuckerte Aniskuchen in dem Hof hinter dem Hause Nr. 381 Atlantic street geworfen, während mehrere Kinder daselbst spielten. Zum Glück aßen sie nicht davon; aber ein kleiner Hund, der einen solchen Kuchen verschlang, zeigte alsbald Spuren der Vergiftung. Es war Arsenik mit Zucker vermischt. So lautet die polizeilichen Angaben entnommene, trockene Angabe des Thatbestandes eines — meines Erachtens — nach verschiedener Richtung hin höchst charakteristischen Vorfalls. Ich hebe nur eine Seite davon hervor, indem von mir die Vermuthung aufgestellt wird, daß der Vergiftungsversuch höchst wahrscheinlich von einer Person gemacht worden seyn kann, die der vermuthlich permanente Kinderlärmen im erwähnten Hofe stark erboßte, was bei dem nervenangreifenden, die Galle erregenden Klima sehr erklärlich wird. Es mögen wohl alle Beschwerden bei den Eltern über den heillosen Kinderscandal vergeblich gewesen seyn, wie das denn hier zu Lande stets der Fall ist, wo die liebe Jugend souverän erscheint und stets ihren Willen haben muß, damit aus ihr jene Rohheit spreche welche als Freiheit gilt. E. P.

*

Amerikanischer Schneiderwitz. Die kleiderkünstlerischen Geschäftsleute tragen fast aller Orten Scurrilitäten zur Schau und scheinen dem „Dulce est desipere in loco" des Horaz nachstreben zu wollen. Unsere amerikanischen „Merchant-Tailors" — Schneider-Kaufleute, oder eigentlich Großhändler in Kleidern — stehen darin durchaus nicht zurück; ja sie geben wohl gar ihren Collegen in Paris u. s. w. noch zu rathen auf, wie mir aus folgender Empfehlungskarte hervorzugehen scheint, die ein Freund für mich aus Porcopolis, d. h. aus Cincinnati, mitbrachte. Schon die Ueberschrift „Homilie" kündigt Närrisches an, das sich denn auch in folgender wortgetreuer Uebersetzung des englischen Originals findet.

„Gottesgelehrte haben viele Metaphern gebraucht, um das Leben des Menschen — seine Jugend, seine Mannheit und seinen Verfall zu erklären; Poeten all die „poetische Freiheit" gebraucht, um die menschliche Natur in ihrer ephemeren Seite darzustellen. Philosophen haben Schulen begründet, um die äußerste Bedeutungslosigkeit der menschlichen Natur zu lehren. Und doch arbeitet der Mensch schwer, schwitzt und kämpft so viel als jemals für Reichthum, Ruhm und Ruf. Würde es nicht das Bessere seyn, anstatt diese Neigung für Platz und Macht zu unterdrücken suchen, sie in vernunftgemäßere Canäle zu leiten. Erhöhe des Menschen Bestrebungen. Als Beispiel, laßt uns mehr von Washington hören und weniger von Napoleon, mehr von wahrer, veredelnder, erhabener Größe, und weniger von derjenigen, welche sich auf das Leben, die Hoffnung und den Charakter anderer zu bauen sucht. Das bescheidenste Individuum, der ärmste Mann, kann in seiner Sphäre so viel von einem Washington seyn als es Washington selbst war. Ehrliches und aufrichtiges Handeln, und eine stricte Anhänglichkeit an die „goldene Regel" wird gedeihen.

Der Unterzeichnete bekennt sich schuldig der allgemeinen menschlichen Schwäche: zu wünschen Geld zu machen, aber nicht auf Unkosten des Princips. Demzufolge sind Sie eingeladen vorzusprechen bei Chasters". Folgt die Adresse nebst Anzeige des Kleiderrorraths mit der Bemerkung, daß für das Vorzeigen der Waaren keine Bezahlung verlangt werde und dem Zusatz „wir studiren zu gefallen." E. P.

*

Sittenzustand in Memphis (Staat Tennessee). In der Einleitung eines Artikels in einem südwestlichen Blatte heißt es: „In Memphis ist man so sehr an das Stechen und Todtschießen gewöhnt, daß man derartige Fälle in den Localberichten ohne weiteres Entsetzen liest und die meisten sich schon damit befriedigen, daß die Kugel oder das Messer nicht sie getroffen."

Hier in New-York pflegen wir auch täglich nach Meister Goethe zu verfahren:

„Und jeder sagt bei Bier und Brod,
Gott sey's gedankt, nicht wir sind todt!"

Obenerwähnter Artikel über Memphis schließt: „Welcher ehrliche und redliche Mann will an einem Platze, wo wöchentlich die Jail durchbrochen und täglich jemand gemeuchelmordet wird, die Verdienste seiner Arbeit verzehren?" E. P.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 33. 18 August 1854.

Tahiti.

Roman aus der Südsee, von Fr. Gerstäcker.

Herr Gerstäcker hat, wie männiglich bekannt, eine Reise um die Welt gemacht, um sich, wie es scheint, eben so wie er schon bei seiner frühern Reise und Aufenthalt in Nordamerika gethan, Stoffe für neue Schilderungen, neue Romane zu holen. Europäische Sujets und Staffagen sind ausgepeitscht, wenn man nicht tiefer in die Verhältnisse eindringen will, was in Bezug auf Abfassung wie Genuß, mit andern Worten auf Verfasser wie Leser, nicht jedermanns Sache ist. Hr. Gerstäcker hat jedenfalls sein Pfund nicht vergraben, sondern versteht es, solches in gangbarer Münze auszuschlagen, und das ist, wie auch von mancher Seite darüber geurtheilt werden mag, kein geringes Verdienst, wie kein geringer Vortheil. Vor 60 bis 70 Jahren, und auch in neuerer Zeit wieder, sind historische Romane üblich gewesen, worin man denen, die sich nicht tiefer mit der Geschichte beschäftigen wollten, die Ergebnisse mannichfacher Forschungen in unterhaltenden Bildern vor Augen bringen wollte. Selbst die beliebten Walter Scottischen Romane hatten diesen Zweck, und gar mancher Engländer weiß von der ältern Geschichte seines Landes nicht mehr, als er aus seinem Shakespeare und seinem Walter Scott gelernt hat. So kommt manche Kenntniß, wenn auch stark legirt, unter die Massen, und verbreitet sich weiter, als die Fachschriften je gelangen. Wirft man dagegen ein, daß krause, verworrene Bilder und Anschauungen sich verbreiten, so darf man dagegen auch nicht vergessen, daß diese historischen Romane so ziemlich das Ergebniß der bisherigen Forschungen zusammenfassen, und wenn die Forschung wieder weiter schreitet, in den Winkel geworfen werden, um andern Platz zu machen. So kann man es auch nicht übel deuten, wenn man die Geographie und Ethnographie in ähnlicher Weise behandelt, es dringen die Ansichten über Racen- und Länderverhältnisse in Schichten ein, denen sie sonst fern blieben, und dieß ist ein um so größerer Vortheil, als Geographie und Ethnographie, so lange man nicht eine gewisse allgemeine Uebersicht errungen hat, die namentlich dem jugendlichen Alter selten gegeben ist, manches Dürre und Unerfreuliche bieten; sie erscheinen oft als eine planlose Anhäufung von Einzelnheiten, deren wahren Werth man erst auf einer höhern Stufe recht erkennt. Ethnographische, Monographien in Romanform abzufassen ist nun nicht gerade neu, denn an romantischen Reisewerken hat es nie gefehlt, und namentlich mit Indianerromanen und Indianernovellen sind wir überreichlich gesegnet, aber Hr. Gerstäcker weiß ihnen doch manche neue Seite abzugewinnen, und die Wahl, die er in „Tahiti“ getroffen hat, ist nicht übel.

Ein buntscheckigeres, wunderlicheres Bild konnte er kaum auswählen als „Tahiti“, wo sich Komisches und Ernstes auf eine fast untrennbare Weise zusammenfinden. Man denke sich eine ziemlich rohe, aber gutmüthige und sinnliche Bevölkerung eines Tropenlandes von puritanisch gearteten Geistlichen zum Christenthum bekehrt; eine von Gerstäcker geschilderte Persönlichkeit in weißer Halsbinde, schwarzem Frack, mit einem Stück roth und gelben Kattuns um die Lenden und nackten tättowirten Beinen kann eben sowohl einen Begriff der barocken geistigen wie leiblichen Zustände geben. Diese wären aber erträglich und würden sich im Verlauf einiger Generationen zu einer Theokratie gestaltet haben, wie die Welt deren manche gesehen hat, wenn nicht noch weit disparatere Elemente dazu getreten wären. Das erste waren entlaufene Matrosen und Verbrecher, die sich auf einzelnen Inseln niederließen, und nebenbei der Besuch von Handelsschiffen und Wallfischfängern, deren Personal, den Missionären sehr häufig an praktischem Geschick und praktischen Kenntnissen überlegen, ihnen geistig und moralisch die fatalste Concurrenz machten. Die Sinnlichkeit der Matrosen fand Stoff genug in der Sinnlichkeit des weiblichen Geschlechts der Südsee-Inseln, das, wenn ein europäischer Kauffahrer oder Wallfischfänger an einer Insel erschien, sich oft in Schaaren ins Meer warf, um zu dem Schiffe hinzuschwimmen, und sich dem Schiffsvolk preiszugeben. Und damit nicht genug, brachten diese Kauffahrer und Wallfischfänger auch noch den Branntwein unter diese Bevölkerungen, ein wahres Gift in diesen tropischen Ländern, und zwar in geistiger Hinsicht nicht minder als in leiblicher. Kein Wunder, daß die Missionäre den Verkehr mit solchen Schiffen nach Kräften zu hemmen suchten, und daß aus diesem Bestreben ein feindseliges Verhältniß zwischen dem rohen Schiffsvolk, das den ungebildeten Indianern geistig viel näher stand, und den Missionären ausbildete, das zu höchst widerwärtigen Verwicklungen Anlaß gab. Die Niederlassung von europäischen Laien überhaupt war aber den Missionären ein Dorn im Auge, da diese ihnen nicht die Deferenz be-

wieſen wie die Eingebornen, und ſo allmählich auch in dieſen den Reſpect für die geiſtlichen Herren minderten, in denen, wie nicht zu läugnen, mit ſehr ehrenwerthen Ausnahmen ein ſtarker geiſtlicher Stolz ſteckte. Noch wäre indeß auch dieß zu ertragen geweſen, wenn nicht zu den Engländern und Amerikanern, unter denen die Eingebornen keinen weſentlichen Unterſchied machten, nicht auch noch endlich die Franzoſen gekommen wären, und zwar zuerſt als katholiſche Miſſionäre, dann als Seeleute und Soldaten, und endlich, wie zu Tahiti, als Protectoren und Beherrſcher. Was mochten die Eingebornen ſich denken, als andere Europäer mit andern Glaubensformen, aber im Namen derſelben chriſtlichen Religion auftraten, und die alten Miſſionäre gegen ſie als gegen „Baalspriester" donnerten, über die ſie Feuer herabbeteten, wie über die Rotte Korah, wogegen die neuen Miſſionäre, minder puritaniſch ſtreng, als die proteſtantiſchen, bald durch die Kanonen eines fremden Volkes, der Wiwis, wie man die Franzoſen in Polyneſien ſpöttiſch nennt, unterſtützt wurden. Die Engländer, oder Beretanis, waren von den armen Eingebornen, die von europäiſchen Verhältniſſen nichts verſtehen konnten, als das allein mächtige Volk geſchildert worden, jetzt kamen die Wiwis, und die Miſſionäre, die eine ſo ſtolze, ſelbſt drohende Sprache geführt hatten, mußten verſtummen. Zu all dieſen Widerſprüchen und Unbegreiflichkeiten kam noch das drückende Gefühl der Eingebornen, daß ſie ſich von ſämmtlichen Europäern mehr oder minder auffallend als eine nur untergeordnete Race betrachtet ſahen.

Auf dieſem wirren Schauplatz läßt Hr. Gerſtäcker ſeinen Roman abſpielen, der freilich nur durch einen dünnen Faden zuſammenhält. Ein Franzoſe, ziemlich abenteuernder Art, aus beſſerer Familie hat ſich theils aus Verlegenheit, theils aus Abenteuerluſt auf einen Wallfiſchfänger verdungen, kann aber bald das Leben auf demſelben, die wüſte Geſellſchaft und die rohe Behandlung nicht mehr aushalten, und nimmt die Gelegenheit wahr, auf einer Inſel in der Nähe von Tahiti zu entſpringen. Hier ſchildert der Verfaſſer das gewöhnliche Verfahren, wie die Capitäne die Eingebornen bewegen, zur Einfangung der entlaufenen Matroſen beizutragen. Dießmal aber gelingt das Einfangen nicht, der Matroſe wird gerettet, und zwar, wie natürlich, durch ein eingebornes Mädchen, das ſich in den kecken Geſellen ſterblich verliebt. Von dieſer Geliebten geführt, kommt er an die andere Seite der Inſel, und hier zeigt ſich, daß das Mädchen von einem Miſſionär erzogen, weit über die gewöhnlichen Mädchen des Landes hervorragt. Einer Verbindung ſtehen allerhand Hinderniſſe entgegen, namentlich das Widerſtreben mehrerer Miſſionäre, die das Mädchen an keinen „Papiſten" verheurathen wollen. Ihr Pflegevater, ein mildgeſinnter Mann, warnt den jungen Menſchen, ſein Schickſal nicht an eine Eingeborne zu binden, da dieſe Verbindungen ſelten gut endigten, indem die Europäer das ungebildete Leben unter den Eingebornen nicht auf die Länge ertragen könnten, und die Einführung der jungen einheimiſchen Frauen in europäiſche Geſellſchaft, die hochmüthig auf ſie herabſehe, nicht wohl thunlich ſey. Dieß Thema bildet, ſoweit der Roman Gemüthsſache iſt, einen Haupttheil desſelben, wird auch in etwas zu langen Geſprächen abgehandelt, in denen allzu viel europäiſche Reflexion ſteckt; die Beiſpiele ſolcher Heurathen aber, die angeführt werden, werfen manches Licht auf die geſellſchaftlichen Zuſtände, und werden dadurch wahrhaft lehrreich. Das Verhältniß René's, ſo hieß der junge Mann, bleibt indeß ungetrübt, ſo lange er auf der kleinen Inſel, auf der er urſprünglich angelangt, mit ihr bleibt, ſobald er aber nach Tahiti kommt, beginnt die Noth, um ſo mehr als die Miſſionäre ſich mannichfach in ſeine häuslichen Verhältniſſe zu miſchen ſuchen. Bei dieſer Gelegenheit fehlt es nicht an intereſſanten Schilderungen der Miſſionäre und ihres Verhältniſſes zu den Eingebornen.

Der Roman René's fällt in die Zeit der Kriſe der neuern Geſchichte Tahiti's, nämlich in die, wo die Franzoſen nach und nach ſich in den Beſitz der Inſeln ſetzen. René wird durch ſeine landsmannſchaftlichen Verhältniſſe hineingezogen. Das Streben der proteſtantiſchen Miſſionäre, ſich die katholiſchen und die ſie unterſtützenden Franzoſen vom Hals zu halten, ihr Pochen auf engliſche Hülfe, die Maaßnahmen der Franzoſen, das Verhalten der Königin Pomare, die Bemühungen der wenigen einheimiſchen Häuptlinge, die von Beretanis (Britten) und Feranis (Franzoſen) nichts wiſſen wollen, der Aufſtand der Eingebornen, die Einmiſchungen der Amerikaner und mancher höchſt zweifelhaften europäiſchen Charaktere bilden ein höchſt belebtes Gemälde, das manchmal wirklich dramatiſch wird. René verliebt ſich halb und halb in ein europäiſches oder vielmehr amerikaniſches Mädchen, reißt ſich aber vorerſt los, um will bei ſeiner eingebornen Gattin bleiben, aber der Sturm der Verhältniſſe, der ihn in den Kampf mit den Eingebornen hineintreibt, eine ſchwere Verwundung, die ihn lange von ſeiner Gattin fern hält, endlich ein unablehnbarer Auftrag, der ihn nach Frankreich führt, während deſſen ſeine Briefe an ſeine Gattin von einem ihm feindlich geſinnten Miſſionär, der ſie zur Beſorgung erhält, unterſchlagen werden, reißen ihn dennoch von ihr los. Hier ſcheint dem Verfaſſer der Faden etwas abhanden gekommen zu ſeyn; der Held des Romans kommt im Schlußcapitel wieder aus Frankreich zurück, um als reuiger Sünder, — es iſt aber nicht beſtimmt geſagt, ob er in Frankreich wirklich noch einmal geheurathet hat, — wieder nach Atiu, dem Wohnſitz ſeiner Gattin zu gelangen, die er aber nicht mehr am Leben, ſondern nur noch ſeine Tochter findet, die auf Anordnung der am gebrochenen Herzen geſtorbenen Mutter ganz in den Sitten der Eingebornen erzogen wurde. Dieſer Schluß, wo auf einmal der Roman zu Ende geführt wird, hängt ziemlich loſe mit dem Vorhergehenden zuſammen, und verräth eben keine ſonderliche Verarbeitung des Ganzen; es fehlt demſelben die Rundung. Er iſt in manchen Theilen zu breit, und in anderen, z. B. in dem, was man über die Reſte des Heidenthums erwarten ſollte, zu mager, überhaupt in einzelnen Theilen nachläſſig gearbeitet.

Dieß betrifft die Compoſition; die einzelnen Theile, namentlich die Entwicklung des Kampfes zwiſchen Franzoſen und Eingebornen, die Einmiſchung des zum Theil verbrecheriſchen Geſindels von Europäern ſind hie und da zu wirklich dramatiſchem Effect verarbeitet, und man wird namentlich dieſe Theile als ein Bild dortiger Zuſtände in der kritiſchen Epoche des Landes mit Vergnügen leſen. Auch manche Scenen, in denen die verſchrobene Halbcultur und der Contraſt des ſtarren Puritanismus und der Kopfhängerei mit der natürlichen Lebhaftigkeit und Wildheit des einheimiſchen Lebens geſchildert werden, ſind ungemein unterhaltend. Die Miſſionäre kommen dabei nicht eben gut weg, ſo ſehr er auch einzelnen Mildergeſinnten Gerechtigkeit widerfahren läßt, im Ganzen ſagt er aber doch nichts ſchlimmeres von ihnen, als Walter Scott in

ſeinen Puritanern auch. Der arge Mißgriff, von dem ſie in keinem Fall frei zu ſprechen ſind, lag und liegt hauptſächlich darin, daß ſie einen ſolchen im kalten Norden ausgeborenen dogmatiſchen Fanatismus in den ſonnenhellen Süden verpflanzen wollten, und die unſchuldigſten Vergnügungen als gräßliche Sünde verboten, woraus nur Heuchelei oder unnatürliche Kopfhängerei entſpringen konnten. Eine merkwürdige Figur bildet ein einheimiſcher Miſſionär oder Mi-to-na-re, wie die Eingebornen ſagen, den die puritaniſchen Predigten und die Bibel ganz verwirrt machen, der aber gläubig und gehorſam ausharrt, bis endlich die katholiſchen Miſſionäre und endlich gar ein Jude ihn ganz verwirren, ſo daß er alles von ſich wirft und wieder Heide wird.

Einiges über Natur- und Menſchenleben in Volhynien, Podolien und der Ukraine.

2. Die Juden; die polniſchen Gutsbeſitzer.

Faſt eben ſo zahlreich wie die Urbevölkerung der Bauern, iſt das eingewanderte Volk der Juden, das ſeit Jahrhunderten in dieſen Südprovinzen heimiſch iſt, doch ihre Gränzen nicht überſchreiten darf. Dieſe ruſſiſch-polniſchen Länder aber haben ſie faſt wie Eroberer eingenommen, alle Dörfer, Städte ſind von ihnen erfüllt, ja es gibt zahlreiche, nur von ihnen bewohnte Ortſchaften, in denen ſich die Bevölkerung wie in einem Ameiſenhaufen drängt. Auf allen Wegen gehen und fahren ſie, und ſind die Hauptſtaffage der Straßen, auf denen man allerwärts Bilder aus dem alten Teſtament erblickt. Das heimathloſe Volk ſcheint hier ſein Vaterland wiedergefunden zu haben, und kann durch die Toleranz der Regierung in völliger Freiheit ſeiner Religion, ſeiner uralten Gebräuche leben, die man vielleicht nirgend in ihrem eigenthümlichen, urſprünglichen Weſen ſo kennen lernt wie hier. Sie leben unter der übrigen Bevölkerung durch Handel und Wandel in unaufhörlicher Berührung mit ihr, und ſind doch aufs äußerſte von ihr geſchieden, und halten mit eiſerner Conſequenz an ihren uralten Geſetzen und Gewohnheiten feſt. Sie allein im ganzen Reich haben einen von dem ruſſiſchen verſchiedenen Kalender, und feiern z. B. ihr Oſtern, ihren Neujahrstag einige Wochen früher als die chriſtliche Bevölkerung. Alle ihre vielen Feſte halten ſie ſtreng mit allen uralten Gebräuchen, bauen ſich am Laubhüttenfeſt in ihren ſchmutzigen kleinen Höfen Lauben aus Weidenzweigen und anderm Blätterwerk, die ſie Abends mit Lampen erleuchten und in denen ſie während ſieben Tagen ihre heiligen Opfermahlzeiten halten, beſtreichen am Paſſahfeſt Thürpfoſten und Schwellen mit dem Blute des Oſterlammes und eſſen es des Nachts, um die Lenden gegürtet, mit Stäben in der Hand, wie zur Reiſe gerüſtet, nach Moſes Gebot. Während der Dauer ihrer vierlägigen Feſte enthalten ſie ſich jeder Arbeit, jedes Geſchäfts; eben ſo ſtreng begehen ſie den Sabbath, und die Ausſicht auf größten Gewinn würde die ſonſt ſo Erwerbgierigen nicht vermögen, während ſeiner Dauer irgend Handel und Gewerb zu treiben, der chriſtliche Sonntag im Gegentheil wird durch ihr dann von neuem beginnendes Handeltreiben wahrhaft entheiligt. Vom Freitag Abend an ſind ihre Läden geſchloſſen, und die Straßen, ſonſt durch ihr Treiben ſo ſchmutzig und geräuſchvoll, werden rein und ſtill. An dieſen Sabbathvorabenden iſt jede, auch die ärmſte Judenwohnung geſäubert, geordnet und mit vielen Kerzen erleuchtet, die oft an uralten goldenen oder ſilbernen Kronleuchtern ſchimmern, und bei deren Lichte man die beſtimmten Gebete herſagt und die beſtimmten geweihten Speiſen genießt.

Ihre Trauungs- und Begräbnißceremonien, die Einrichtung ihrer Synagogen, ihr Ritus, ihre Kirchhöfe mit den ordnungslos durcheinandergeworfenen Grabſteinen, alles ſoll hier nach den ſtrengſten Vorſchriften des Geſetzes ganz wie in den uralten Zeiten des Judenthums beſtehen. Eben ſo ſtreng werden alle Satzungen, die in das tägliche, häusliche Leben eingreifen und aus demſelben gleichſam eine fortgeſetzte Erneuerung des Bundes mit dem Herrn machen, erfüllt; die täglichen Waſchungen und Reinigungen, die Gebete und Anrufungen, welche der Lehrer von Sinai den Seinen vorſchrieb, findet man hier noch täglich ganz in derſelben Weiſe wiederholt. Die patriarchaliſche Herrſchaft der Eltern über ihre Kinder, der ehrfurchtsvolle Gehorſam dieſer gegen die Eltern exiſtirt hier noch wie zu den Zeiten der altteſtamentariſchen Urväter. Die Ehen werden frühe geſchloſſen wie damals, und nur durch den Willen der Eltern, der ſich ſelten um die Neigung der Verlobten kümmert, welche häufig noch halbe Kinder ſind und ſich oft erſt bei oder kurz vor der Trauungsceremonie kennen lernen. Wie die Hausväter über die Familien, ſo üben die Vorſteher der Gemeinden eine patriarchaliſche Gewalt über dieſelben aus; durch ihre Sorge gibt es ſelten wirkliche Armuth in dieſen Gemeinden trotz des Schmutzes und anſcheinenden Elendes der meiſten Judenwohnungen, das oft nur zur Schau geſtellt wird, um Wohlſtand oder Reichthum zu verbergen.

Auch die Tracht der Vorväter, den weiten, ſtattlichen Kaftan und den würdevollen langen Bart haben ſie großentheils bewahrt und ſich oft durch bedeutende Geldopfer erhalten, da ihnen von der Regierung die gewöhnliche bürgerliche Tracht und das Abſchneiden des Bartes geboten iſt; meiſt nur jüngere Leute ſieht man ſo moderniſirt. Das altjüdiſche Coſtüm der Frauen, zu dem Schleier, Stirnbinde u. ſ. w. gehören, ſieht man nur bei beſondern Feſtlichkeiten; dennoch erkennt man die jüdiſchen Frauen leicht an der bunten Farbe ihrer Kleider und Tücher, in denen häufig brennendes Roth und Gelb neben einander leuchtet, und an den Goldhauben, Ketten, Steinen und Ringen, mit denen ſie ſich an Sabathtagen in größter Ueberladung ſchmücken. An ſolchen Tagen kommen auch die verborgenen Schätze ans Licht, denn neben dem falſchen Schmuck leuchten oft wirkliche Diamanten und ächte Perlen am Halſe und an den Händen von Judenfrauen, welche die Woche lang in einem engen ſchmutzigen Laden Stecknadeln und Band verkaufen; alle verheuratheten Jüdinnen tragen falſche Haare, da ihnen nach alter Sitte kurz vor der Trauung das Haupt raſirt wird und ſie es fortan kahl erhalten müſſen.

Streng halten dieſe Juden das moſaiſche Verbot des Genuſſes geiſtiger Getränke und verſchiedener beſtimmter Speiſen, und in dieſem Lande, wo ſo viele dem Trunke ergeben ſind, ſieht man nie einen berauſchten Juden, weßhalb ſie die ſicherſten Kutſcher, Boten u. ſ. w. ſind. Wie in ihrem religiöſen und häuslichen Leben, ſo genießen die Iſraeliten auch in ihrem Erwerb eine möglichſt große Freiheit. Ungehindert können ſie Handel und Gewerbe ausüben, den Gaſtwirthen, ja oft den Poſthaltereien vorſtehen, können Handel und Häuſer beſitzen und ſind in den Städten nicht wie häufig im übrigen Europa in beſtimmte Bezirke und Straßen eingeſchloſſen. Bis vor kurzem waren die Juden ſogar von der allgemeinen Verpflichtung zum Militärdienſt befreit, jetzt aber müſſen ſie dieſen gleich den übrigen ruſſiſchen Unterthanen leiſten.

Die große Freiheit in Handel und Gewerb haben die Juden — hier wie überall thätig, klug, geſchmeidig, zäh — ſich trefflich zu nutze gemacht; ſie ſind den übrigen Bewohnern unentbehrlich, ja beherrſchen ſie gewiſſermaaßen; der Handel iſt faſt allein in ihren Händen, der Bauer kauft was er bedarf vom Juden, und dieſer iſt es, der ihnen die Erzeugniſſe ihres Bodens, ihrer Fabriken in Geld verwandeln hilft. Der Handel nach auswärts, beſonders der großartige Getreidehandel dieſer Südprovinzen wird hauptſächlich durch Juden geleitet. Aller Geldumſatz wird durch ſie beſorgt, Geſchäfte jeder Art, Tauſch, Borg, Kauf und Verkauf, gehen durch ihre Hände, ohne ihren Rath, ihren Beiſtand unternimmt man nichts. Vom reichen Edelmann, dem ſie Wechſelbriefe zu vielen Tauſenden ſchreiben, bis zu dem Bauer, dem ſie Tabak und Branntwein verkaufen, ſind alle Glieder der verſchiedenen Geſellſchaftsſtufen ihrer bedürftig, und haben ſie gewöhnt ſich in alles zu miſchen, mit Aug und Ohr überall zu ſeyn. Ueber das ganze Land verbreitet, in der Hütte wie im Herrenhaus gleich bekannt, ewig hin und herwandernd und unter einander zuſammenhängend, wie die Fäden eines großen Netzes, ſind ſie lebendige Zeitungen und Telegraphen; die politiſchen wie die Familienneuigkeiten machen ſie bekannt, und will man eine Nachricht ſchnell verbreitet haben, ſo muß man ſie einem Juden ſagen, und wie ein Lauffeuer wird ſie durchs Land gehen. Todes- und Krankheitsfälle, Heuraths- und Geburtsnachrichten, Berichte über verlorene, gefundene und geſtohlene Sachen, alles was die Intelligenzblätter ſonſt füllt, machen ſie bekannt und erſetzen deren Mangel. Sie kennen alle Details jedes häuslichen Lebens und dringen in die Geheimniſſe der Familien. Schon dieſer reiche Vorrath an Neuigkeiten thut ihnen alle Thüren auf, und läßt ſie nicht bloß bis in die Schreibſtube der Herren, ſondern bis in das Boudoir der Damen dringen, welche ſo ſehr die Neuigkeitskrämerei dieſer Juden lieben, daß ſie ſelbſt ihre Einkäufe in den ſchmutzigen kleinen Hebräerſtädten unter dem ſinnverwirrenden Bieten, Feilſchen und Lärmen dieſes orientaliſchen Volkes beſorgen.

Wie ſo die Juden der Bevölkerung tauſendfach nützlich ſind, ſo fügen ſie ihr andererſeits vielfachen Nachtheil zu. Nicht nur verleiten ſie die Bauern zu vielen unnützen Ausgaben, lecken ihnen jede erſparte Kopeke aus der Taſche und befördern ihre Neigung zum Trunke, ſondern ſie verhindern auch das Erwachen jedes Gewerbs- und Handelsgeiſtes unter ihnen und nehmen ihnen mannichfache Gelegenheit zum Gewinn. Das Gefühl dieſes nachtheiligen Einfluſſes und nicht religiöſer Fanatismus allein veranlaßt wohl auch die Ausbrüche von Haß, Verachtung, Spott, die ſich das niedere Volk häufig gegen die Juden erlaubt, welche dieſelben mit bewundernswürdiger Ruhe, ohne Erwiederung oder Zornesausdruck ertragen, obgleich ſie im Stillen wohl ähnliche Verachtung hegen, zu der ſie ſchon die vom Geſetz gebotene Vermeidung aller Gemeinſchaft mit den Chriſten leitet.

Auch die Gutsbeſitzer würden ſich beſſer ohne die Juden und ihre große Dienſtwilligkeit und Fähigkeit befinden, denn eben die Leichtigkeit, mit der ſie von ihnen Geld, natürlich zu höchſten Zinſen, borgen können, iſt der Hauptgrund der ſo häufigen Verſchuldung und Vermögenszerrüttung des Adels, der auch von ſeinen durch Juden verkauften Landproducten nicht den Gewinn zieht, den ihm ein unmittelbarer Vertrieb gewähren würde.

Trotz dieſes Speculationsgeiſtes, der ſich mit Klugheit und Liſt aller Vortheile bedient, kann man dieſe ruſſiſch-polniſchen Juden, die ihn in ſo hohem Grade beſitzen, keiner Neigung zu wirklichem Betruge beſchuldigen, könnte im Gegentheil mannichfache Beiſpiele von ihrer Ehrlichkeit in Handel- und Geldgeſchäften, ihrer Zuverläſſigkeit bei eingegangenen Dienſtcontracten anführen, ja manche Züge von Aufopferung und Hingebung bei Ausübung ſolcher übernommenen Verpflichtungen erzählen.

Es iſt ein neuer Beweis vom iſraelitiſchen Conſervatismus, daß alle hier lebenden und wie ihre Eltern und Voreltern hier gebornen Juden unter einander nicht ruſſiſch oder polniſch, ſondern die Sprache ihrer vor Jahrhunderten aus deutſchen Ländern eingewanderten Ahnen reden; ihr Deutſch freilich iſt wie eine Carricatur des ächten und klingt deutſchen Ohren faſt unverſtändlich und wie eine Profanation ihrer ſchönen Sprache.

Einen traurigen Eindruck machen die von Juden bewohnten Städte und Dörfer; in den letzteren ſtehen kleine ſtallartige Hütten weit von einander, von keinem Baum oder Strauch umzäunt, und ſtatt des Gartens von ſchmutzigen Pfützen und Unrath aller Art umgeben. Maleriſcher erſcheinen beim erſten Anblick die jüdiſchen Städte durch die bunt durcheinandergeſtreuten unregelmäßig gebauten, oft halb zerfallenen Häuſer und Hütten mit theilweis zerbrochenen Außentappen, geſenkten Balconen und Thüren, loſen Dächern, ſchiefen Galerien, fragmentariſchen Schornſteinen, Fenſtern, an denen ſchmutzige Wäſche hängt und zerbrochene Geſchirre ſtehen; der Aufenthalt in ihnen iſt ſchrecklich, ſie ſind meiſt ungepflaſtert, im Sommer voll Staub, im Frühling voll Schmutz und nur im Winter erträglich, wenn die Schneedecke alle Unreinlichkeit verhüllt. Auch die kleinſte Stadt iſt durch Handel belebt, und bietet den Bewohnern der Umgegend in vielen dunklen Kaufläden die Befriedigung ihrer meiſten Bedürfniſſe.

Trotz dieſer äußerlichen Vernachläſſigung ſoll das häusliche Leben ziemlich geordnet ſeyn. Alles iſt beſchäftigt und man ſieht die Frauen und ſelbſt die kleinen Mädchen faſt immer ſtrickend oder nähend vor ihren Thüren ſitzen.

Faſt in jeder Stadt iſt eine Synagoge und jüdiſche Schule, auch lernen viele jüdiſche Knaben in den chriſtlichen Gymnaſien. Man kann das Talent und den Fleiß dieſer in ſo elenden Umgebungen aufgewachſenen Kinder nicht genug loben und überhaupt nicht läugnen daß, wie tief in vieler Hinſicht dieſes Volk auch erniedrigt erſcheint, doch ſeine urſprüngliche geiſtige Begabung eben ſo wenig gänzlich verloren iſt, wie der Typus ſeiner orientaliſchen Ur-

ſchönheit, der hie und da in jugendlichen Frauen- oder ehrwürdigen Greiſengeſichtern von neuem erſcheint.

*

Zu dieſem Leben der Bauern und Juden bietet die Exiſtenz des polniſchen Adels, dem faſt alle Güter dieſer Provinzen gehören, den größten Contraſt, nicht bloß weil ſich dieſe Exiſtenz meiſt im Schooße des Reichthums und Luxus bewegt, ſondern weil ſich überhaupt die Polen durch geiſtige Bildung und feines elegantes Weſen unter jeder andern Bevölkerung auszeichnen müſſen.

Ein trauriges Geſchick hat die Polen gleich jenem heimathloſen orientaliſchen Volke über alle Länder verſtreut, und man kann ihren Charakter in Paris, London, in New-York und Konſtantinopel eben ſo gut ſtudiren wie in ihrem eigentlichen Vaterlande.

Neben den Schwächen dieſes Charakters, denen vor allem das Unglück der Nation entſprang, leuchten ſeine ideellen Seiten hervor, vor allem die Liebe für das Vaterland, für ein Vaterland, das nur in ihrer Idee, in ihrer Erinnerung oder Hoffnung beſteht, das keinen irdiſchen Boden hat und als wirkliches allein in ihrer Religion, ihrer Literatur, ihrer Sprache beſteht.

Die Religion, das vorzüglichſte Element jenes idealen Vaterlandes, iſt den Polen ein heiliges Gut. Unter ihnen erſcheint der Katholicismus in einer reinen rührenden Geſtalt; die Armuth der Kirchen und Klöſter, der Kleidung der Geiſtlichen, die einfache Ausſchmückung der Altäre, die Abweſenheit aller blendenden Pracht beim Gottesdienſt, das wahrhaft fromme, arme, faſt ſtreng aſcetiſche Leben und Ausſehen der Prieſter — alles erinnert an die erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche. Unter den Prieſtern ſelbſt ſieht man Geſichter ſo ernſt, ſanft und edel, als ſeyen ſie aus der Leinwand eines Fieſole, Giotto, Fra Bartolomeo oder Francia hervorgetreten, man fühlt, daß mancher unter ihnen nicht bloß dem Maler als Modell eines heiligen Märtyrers dienen, ſondern daß er in Wirklichkeit als ſolcher für ſeinen Glauben zu ſterben vermöge.

Wenn man aus dem Lärm und Schmutz einer mit Juden erfüllten ruſſiſch-polniſchen Stadt in eine der ruh- und dämmervollen katholiſchen Kirchen tritt, wo die Orgel tönt und Prieſter und Chorknaben in weißen Gewändern vor dem Altar dienen, dann fühlt man ſich plötzlich in eine reinere beſſere Welt enthoben und vergißt die Eindrücke, die noch eben Herz und Sinn beängſtigten.

Dem äußeren Anſehen entſpricht das Leben der meiſten Prieſter dieſer Provinzen, es iſt meiſt ein Leben der Entbehrung, der gänzlichen Hingebung an die Pflichten des heiligen Berufs, dem viele dieſer Männer Bequemlichkeit, Reichthum, irdiſchen Glanz geopfert haben; viele derſelben haben nicht bloß religiöſe, ſondern wiſſenſchaftliche und feine geſellige Bildung, und ſind an ihrer Stelle in der Hütte der Armen wie in vornehmen Geſellſchaftskreiſen; es gibt manche ausgezeichnete Talente, Redner, Schriftſteller unter ihnen, nicht bloß auf der Kanzel, bei jeder Gelegenheit ſind ſie bereit, das heilige Feuer, das in ihnen glüht, andern mitzutheilen; meiſt iſt es das belebende Feuer des Enthuſiasmus, ſeltener die verzehrende Flamme des Fanatismus, die nicht wie jene zum Himmel emporſteigt; an dieſen, an das wahre Vaterland die Gedanken des Polen zu feſſeln und ihn ſo von allen vergeblichen und gefährlichen Erdenträumen loszulöſen, das erkennen die rechten Prieſter wohl als ihre heilige Aufgabe.

Die Zahl der Kirchen und Klöſter iſt bedeutend verringert, viele ſtehen leer, ſind verfallen, viele werden zu andern profanen Zwecken benutzt, auch vom ehemaligen Schmuck der Wände und Altäre exiſtiren nur dürftige Reſte, die gebliebenen katholiſchen Gotteshäuſer reichen für die große Zahl der Kirchgänger nicht hin und eine Menge derſelben müſſen draußen ihren Gottesdienſt halten und ſich mit dem fernen Klange des Meßglöckchens zur Leitung ihrer Andacht begnügen. Aus weiteſten Fernen kommt man zur kirchlichen Sonntagsfeier herbei, und Fuhrwerke aller Art ſieht man dichtgedrängt auf den Plätzen vor Kirchen und Capellen ſtehen.

In den wenigen nicht aufgehobenen Klöſtern, die ſich meiſt nur von milden Spenden erhalten, ſieht man nichts vom mönchiſchem Wohlleben, dem man zuweilen in andern Ländern begegnet, und nicht bloß das Gelübde, ſondern die Nothwendigkeit gebietet die Armuth; trotz derſelben oder vielmehr wegen derſelben, die man mit freudiger Demuth erträgt, machen dieſe Klöſter, in denen Frauen aus den höchſten Claſſen leben, einen erhebenden Eindruck.

Die Polen ſind eifrig in Erfüllung aller äußern religiöſen Pflichten, die überfüllten Kirchen, die nie leeren Beichtſtühle, in denen man nicht nur Erwachſene, ſondern kleine Kinder knien ſieht, die Strenge, mit der man die Faſtenzeit hält, die Ehrfurcht die man den Prieſtern erweiſt, bezeugen es. Die Lebhaftigkeit, mit der die Polen alles thun, was ſie einmal beginnen, zeigt ſich auch bei ihren religiöſen Handlungen. Viele bleiben während des ſtundenlangen Gottesdienſtes in Kreuzesform ausgeſtreckt auf dem Steinboden liegen, viele ſchlagen ſich unaufhörlich an die Bruſt oder beten unter lautem Aechzen und Seufzen. Damen, deren Füße ſonſt nur die Parquets der Salons betreten, unterbrechen zuweilen ihre Weltfreuden und büßen ſie ab durch tagelange zu Fuß, ja barfuß zurückgelegte Wallfahrten. Man legt häufig Gelübde ab und erfüllt ſie ſtreng, oft auf Koſten anderer, man gelobt z. B. ſeine Kinder immer in dieſelbe eine Farbe — weiß oder blau ꝛc. oder in Mönchs- oder Nonnentracht zu kleiden, in welchem letzteren düſteren Coſtüme die armen Kleinen ſehr drollige Figuren auf Schaukel und Steckenpferd ſind. Auch manche andere ſonderbare Vermiſchung des Heiligen und Profanen findet man, ſo gibt es bigotte Häuſer, in denen man, um das geliebte Kartenſpiel nicht aufzugeben, beim Verlieren nicht Geld bezahlen, ſondern eine gewiſſe Zahl Paternoſters und Aves herſagen läßt.

Neben ſolchen Uebertreibungen und Abwegen bethätigt ſich die wahre Frömmigkeit tauſendfach in verſchiedenen Lebenskreiſen, ſie lenkt die Schritte edler Frauen in die Hütten der Armen, der Kranken und Sterbenden, läßt ſie arme Kinder unterrichten und mit Mutterliebe für verlaſſene Waiſen ſorgen. Die Reichen ſind wohlthätig in großartiger und anſpruchsloſer Weiſe; der Polen Erregbarkeit und Raſchheit im Handeln läßt ſie ihre Wohlthaten oft ohne Ueberlegung und faſt bewußtlos wie die Bäume ihre Blüthen ausſtreuen. Keine ausposaunende Zeitung mit Liſten von Gaben und Gebern iſt hier wie in andern Ländern der Sporn zur Mildthätigkeit. Die meiſten Familien erziehen mehrere, oft eine ganze Zahl armer Kinder gleich den ihrigen, und ſtatt vieler Beiſpiele ſolcher edlen Wirkſamkeit ſey eines nur, das der Gräfin Poniatowska erwähnt, die auf ihrem Landſitz ein großartiges Erziehungsinſtitut für Töchter armer gebildeter Familien gegründet hat, dem ſie ihre Zeit, Talente, ihr Vermögen widmet, und dem ſchon

eine große Menge junger Mädchen ihre ſorgfältige Erziehung, Ausſteuer und ganze Exiſtenz danken.

Als in der Cholerazeit unzählige Kinder elternlos geworden waren, entſtand ein wahrer Wettſtreit unter den vielen, die den Waiſen die verlornen Väter und Mütter erſetzen wollten. Die neugebornen Kinder, die häufig von armen, namenloſen Eltern Wohlhabenden zugeſendet werden, nimmt man faſt immer mit Freuden als eine Verheißung beſondern göttlichen Segens auf und erzieht ſie mit Liebe wie die eigenen. Auch die Taufzeugen fühlen ſich verpflichtet, für ihre Pathen gleich den nächſten Verwandten zu ſorgen, und bei der Eltern Tod deren Stelle zu vertreten. [1]

Die Krankenſäle der wenigen noch exiſtirenden Klöſter werden viel von edlen Frauen beſucht, welche nicht bloß durch ihre Gaben, ſondern durch ihren Zuſpruch die Leidenden erfreuen. Feſt hält man an den lieblichen Gewohnheiten, die ſich an die Feier der hohen Feſte knüpfen. Am Weihnachtsvorabend breitet man Heu und Stroh unter das Tiſchtuch zur Erinnerung an das erſte Lager des Chriſtkindes, und ſetzt ſich zum Feſtmahle, wenn das Feiergeläute erklungen und der erſte Stern erſchienen iſt, und beginnt es mit dem Brechen der geweihten Oblaten, die man glückwünſchend mit einander theilt; eben ſo bricht und genießt man zu Oſtern die Eier mit Freunden und Verwandten, und hält gleich den Ruſſen an dem Feſte ein geweihtes Mahl für alle Beſuche und für die Armen bereit; gleich den Ruſſen auch ſchmückt man zu Pfingſten Häuſer und Kirchen mit Bäumen und Blumen, in reichſter Fülle aber braucht man dieſe zur Verherrlichung des Frohnleichnamfeſtes, an dem die Altäre in und vor den Kirchen im ſchönſten Schmuck des Sommers prangen.

Keine Wohnung bezieht man, ehe ſie der Prieſterſegen eingeweiht, keine Reiſe beginnt man, ohne gemeinſchaftliches Gebet; in der Familie begrüßt man ſich gegenſeitig beim Schlafengehen und bei jeder Trennung mit dem heiligen Kreuzeszeichen; von der Kindheit bis zum Grabe ſegnet man ſich ſelbſt mit dieſem Zeichen für jeden Tagesabſchnitt und für jede beſondere Handlung, und von der Wiege bis zum Grab trägt man die kleinen Crucifixe und Medaillons mit Heiligenbildern, welche Elternhand einſt an die Bruſt des Kindes legten.

Der religiöſe Sinn der Polen, der ſich in ſo vielſeitig frommer Thätigkeit und in ſo vielen lieblichen Gebräuchen offenbart, zeigt ſich auch bei jedem Geſpräch über Gegenſtände der Religion; einmal die Saite berührt und ſie erklingt in vollen Tönen; man fühlt unter dem Aeußern eines heitern Weltſinnes eine Fülle von Schwärmerei und Enthuſiasmus verborgen, und man ahnt, wie dieſe ſo leicht entzündlichen Menſchen nur eines Schrittes bedürfen, um aus dem bunten Irrgarten der Welt in die ſtille Kloſterzelle zu gelangen; man erkennt das Gefühl für das Erhabene, Geheimnißvolle, Wunderbare, das ſie unter der beweglichen Oberfläche ihres Weſens bewahren, und in das ſie oft tief ſich verſenken können. Den Typus der Kreuzritter, der ſchwärmeriſchen Helden könnte man hier noch finden, hier noch Geſtalten aus dem Mittelalter, wo man das Irdiſche leicht mit dem Himmliſchen verband, wo der Mönch und Prieſter dann und wann das Kreuz mit dem Schwerte vertauſchte und der Ritter das Kreuz auf ſeinen Waffenrock heftete, wo man nicht bloß irdiſchen Weſen liebevolle Verehrung weihte, ſondern durch den Cultus der Maria dem Minnedienſt die letzte Verherrlichung gab, wo der Dichter bald das frohe Lied von Liebe, Wein und Frühling ſang, bald ſich in die Welt der Sage und Symbolik verſenkte, und aus ihr Stoff zu tiefſinnigen Geſängen ſchöpfte, wo mitten im tönenden Dichterwald der Minneſänger und Troubadours die Scholaſtik über unlösbare Geheimniſſe ſann und ſich in myſtiſche Irrgänge verlor.

Dieſer mittelalterliche Geiſt geht auch durch die Literatur der Polen; bei faſt allen ihren Dichtern findet ſich eine Neigung zu religiöſer Schwärmerei und Symbolik, die neben dem überall durchklingenden Schmerz um das verlorne Vaterland ihre nationelle Eigenthümlichkeit bildet.

Vor allem offenbart ſie Mickiewicz, der vorzüglichſte Repräſentant der polniſchen poetiſchen Literatur. In ſeinen Dichtungen (Conrad Wallenrod, epiſches Gedicht, eine Epiſode aus dem Kriege zwiſchen den deutſchen Rittern und Litthauern behandelnd; die Ahnen, religiös-myſtiſch-legendenartiges Gedicht, Hr. Thadaeus, das häusliche Leben der Litthauer ſchildernd; ferner Sonnette, Lieder, Pſalmen ꝛc.), weht etwas vom erhabenen myſtiſch-ſchwärmeriſchen Geiſte Dante's und Wolframs von Eſchenbach, und mehr oder weniger ſind die Schöpfungen aller frühern und ſpätern Dichter demſelben Quell von Gefühlen und innern Anſchauungen entſprungen. Aus der Vergangenheit bis in die neueſte Gegenwart zieht ſich dieſe Dichterreihe mitten durch verworrene blutige Zeiten wie ein goldener Faden durch dunkles Gewebe.

Auf Kochanowski, den polniſchen Pindar, auf die gefühlvollen Lyriker Simonowicz und Grochowski folgten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die edlen melodien- und empfindungsreichen Dichter Karpinski und Trembecki, der feurige Kozmian und der ihm gleiche Brodzinski, der kühne, erhabene Woronicz, die Satyriker Korſak und Gonecki und endlich der geniale Kraiſicki, der mit Naruszewcz das polniſche Epos ſchuf. An dieſe und zahlloſe andere aus der Ferne noch leuchtende Sterne reihen ſich als neue glänzende Bogdan Zalewski, wohl einer der größten unter den jetzt lebenden europäiſchen Dichtern, der, wie ein franzöſiſcher Kritiker ſagt, „ſeine Feder in die Strahlen der Morgenröthe zu tauchen und beim Klange von Aeolsharfen zu ſchreiben ſcheint"; er iſt der Dichter der Ukraine und ſchildert die Scenerie und die Seele der Natur ſeiner Heimath in lieblichſten tiefpoetiſchen Dichtungen. Ferner: Goszczynski voll Phantaſie und Farbenreichthum (ſo in ſeinem Schloß von Kunino), der Balladendichter Odyniec, der philoſophiſche Garzynski, der kräftige ernſte Slowacki, Malcewski, Schöpfer des lieblichen beſchreibenden Gedichtes Marie, Kraſinski vor allem, der tiefſinnige, hochpoetiſche Dichter von Irydion, der Ependichter Tomaszewski und viele andere (darunter Graf Olizar und M. Jeſierski). So können ſich jetzt, wo in den meiſten Ländern die Dichter durch Jahre oder Zeitereigniſſe alt geworden, ihre Leiern geſenkt haben, die Polen vor allen Völkern großer lebender Dichter rühmen; und ſie rühmen ſich ihrer, ſind ſtolz auf ſie und fühlen, daß ſie als Nation nur in ihren Schöpfungen weiter leben; ihre ſchönſten Stellen ſind im Gedächtniß eines jeden und werden bei jeder

[1] Die Zeugen bei der Taufe eines Juden erlauben dieſen oft, ihren Familiennamen ſtatt des ſeinen zu gebrauchen, daher man öfters getaufte Juden mit wohlbekannten adeligen Namen findet.

Gelegenheit mit Begeiſterung recitirt. Aber nicht bloß jene großen Poetendichter, jeder, „dem Geſang gegeben ſingt“, und faſt jedem iſt er gegeben; in Deutſchland iſt die Sangesluſt nicht größer als hier. Der Quell der Poeſie, Religion und Liebe, ſtrömt noch friſch in dieſem ritterlichen Volke, deſſen Greiſe noch wie Jünglinge ſchwärmen, während unter andern Völkern die Jünglinge ſo häufig wie Greiſe reden. Die jugendliche Friſche in der polniſchen Poeſie hat theilweiſe gewiß ihren Urſprung darin, daß faſt alle polniſchen Dichter auf dem Lande geboren und erzogen ſind, daß die Polen überhaupt ſo viel auf dem Lande leben und ſich in der freien Natur bewegen, deren äußere Schönheit und deren Geiſt ſie ſo oft und charakteriſtiſch in ihren Poeſien ſchildern, ſo daß die polniſchen Dichter in dieſer Hinſicht häufig an die engliſchen erinnern, welche ſich ähnlicher Einflüſſe des Land- und Naturlebens erfreuen.

Ein anderes Element, das außer Religion und Literatur das ideale Vaterland der Polen bildet, iſt die Sprache, nicht ganz ſo originell, naturkräftig, gleich Wald, Wind und Meer klingend, wie die ruſſiſche, aber reicher, melodiſcher als dieſe, auch dem übrigen Europa verwandter, da ſie nicht bloß mit eigenthümlichen Reizen, ſondern auch mit Worten und Klängen aus der lateiniſchen und italieniſchen Sprache geſchmückt iſt. Wohl erkennen die Polen ihre Schönheit und halten ſie heilig als Erbe ihrer Väter, und obgleich auf Univerſitäten und Schulen ruſſiſch gelehrt und in allen amtlichen Verhältniſſen, allen Geſchäften mit dem Gouvernement ruſſiſch geſprochen wird, und obgleich die Unterhaltung in der Geſellſchaft meiſt franzöſiſch geführt wird, ſo iſt das Polniſche doch die Sprache der Familie, des Gebetes, der Predigten und der Poeſie.

*

Alles vorher Geſagte bezieht ſich auf die Seite des polniſchen Charakters, die man nur durch längere Bekanntſchaft mit ihm, durch tieferes Eindringen in die edlern Naturen erfaſſen kann. Doch zeigt ſich dieſer Charakter noch an vielen andern Seiten, und zeigt ſo viele verſchiedene, wechſelnde in einander übergehende Eigenſchaften, daß es beim Verſuche einer ſolchen Charakterſchilderung iſt, als wolle man die Farbe eines Schmetterlingsflügels analyſiren und verwiſche im Berühren den zarten, bunten Schmelz. So kann man höchſtens in flüchtigen Andeutungen dieſe wechſelnden, ſchillernden, dem Schmetterlingsſtaube gleichenden Eigenſchaften ſchildern, die wir am Polen nur bei oberflächlicher Bekanntſchaft in Geſellſchaft, auf Reiſen, wahrnehmen. Dieſe Eigenſchaften ſcheinen oft mit den ideellern Charakterzügen in Widerſpruch, und bilden auch unter ſich häufig Contraſte, die man überhaupt in der ſlawiſchen noch mehr als in jeder andern Menſchennatur findet. Dieſe Contraſte verleihen ihr auch die ihr ſo eigene Elaſticität, die ſich allen Verhältniſſen anpaßt, alle Einfluſſe aufnimmt, allen Eindrücken nachgibt und keinem unterliegt.

Alle dieſe mit einander contraſtirenden Eigenſchaften, Trotz und Unterwürfigkeit, Nachgeben und Widerſtand, Eifer und Nachläſſigkeit, Begeiſterung für die Freiheit und Beſchützung der Sklaverei u. ſ. w., die in der Geſchichte der Polen hervortraten und ſie zum Theil gemacht haben, zeigen ſich auch im Leben der Gegenwart: nachläſſig heiter dahinleben und dann plötzlich alle Kräfte für irgend einen Zweck zuſammennehmen und für Momente energiſch handeln, gleichgültig obenhin Menſchen, Gegenſtände betrachten und auf einmal in Haß oder Liebe emporflammen, jetzt einen Faſttag voll Gebet und Betrachtung, morgen einen rauſchenden Carneval voll Luſt und Taumel feiern, heute ſorglos über eine Kränkung im Verſehen hinweggleiten und morgen über Geringes in Zorn entbrennen, heute begeiſtert für Freiheit und Menſchenrechte ſprechen und morgen vielleicht ſie ſelber unbedacht in der Behandlung der Diener und Unterthanen verletzen, jetzt wie für die Ewigkeit in ſeiner Häuslichkeit, ſeiner regelmäßigen Thätigkeit eingerichtet, dann auf einmal von Wanderluſt ergriffen raſtlos umhergetrieben, ſo in ewigen Contraſten bewegt ſich das Leben der Polen.

Dieſer leichte Sinn, oft auch Leichtſinn, der ſich über alles hinwegſetzt, nicht vor der Zukunft bangt, die Vergangenheit nicht bedauert, die Kränkung, oft auch die Wohlthat ſchnell vergißt, bonne mine à mauvais jeu macht, Unangenehmes lächelnd erträgt, ſich in alle Lagen fügt, iſt das Erbtheil der Polen und macht das tägliche Leben mit ihnen leicht. Die Verwöhnteſten unter ihnen ertragen die Unbequemlichkeiten einer Reiſe, die Mängel einer ſchlechten, temporären Wohnung, die Verſehen ihrer Diener, die Zudringlichkeit jüdiſcher Händler mit liebenswürdigſter Laune. Sie amüſiren ſich an dem, was andere erzürnen würde, und machen ſich das Beſchwerliche zum Scherz. Sie, die in ihren eigenen Häuſern von allem möglichen Luxus umgeben, die meiſt weit gereist, mit allen Genüſſen großer Hauptſtädte bekannt ſind, ſpazieren con amore in den kleinen elenden Judenſtädtchen umher, kaufen in den engen, ſchmutzigen Läden, wohnen in den unſaubern Wirthshäuſern, oder übernachten in den ärmlichen, öden Kartſchmas der Dörfer, fahren tageweit in harten Britzken auf holprigen Wegen, amüſiren ſich in den dunkeln, berauchten Theatern der größern Städte, an den elenden Aufführungen irgend einer herumziehenden Truppe oder am ohrenzerreißenden Spiel irgend eines ambulanten Virtuoſen hundertſter Claſſe, und thun das alles mit ſo viel liebenswürdiger Heiterkeit und Natürlichkeit, daß man ſie, die da Blumen pflücken, wo andere nur dürre Oede ſehen, bewundern muß.

Mit dieſer den Polen eigenen Elaſticität hängt auch ihre Raſtloſigkeit zuſammen, die ſie von der Stadt aufs Land, von einem Ort zum andern führt, ihnen eine ewige Reiſeluſt gibt, ja ſie ſogar im Innern ihrer Häuſer unaufhörlich die Beſtimmung der Zimmer, die Stellung der Möbel verändern läßt, und ſo ewig an die urſprüngliche Nomadennatur der Slawen erinnert.

Auch gehört zu den Folgen jenes leichten Sinnes die große Offenheit im Reden, mit welcher ſie ſo ſchnell ihre innerſten Gedanken ausſprechen, ihre häuslichen Verhältniſſe und Familienangelegenheiten andern mittheilen, ferner die Leichtigkeit, mit der ſie ihr Geld ausgeben, mit der ſie, plötzlichen Impulſen folgend, große Summen für andrer Freude oder Unterſtützung opfern, oder auch für eigenen Luxus Summen verſchwenden, und die Unbeſonnenheit, mit der ſie im Spiele wagen und verlieren.

Dieſe Leidenſchaft für das Spiel und die dann und wann zum Uebermaaß geſteigerte Neigung für Wein- und Champagnerfreuden gehören zu den Schattenſeiten im Charakter der Polen und in dem der meiſten ſlawiſchen Völker. Nicht bloß die Herren im Salon, auch die Diener im Vorſaal, die Soldaten vor ihren Caſernen und Wachthäuſern, die Bauern an der Straße lagernd, ſieht man mit Karte und Würfel ſpielen. Die traurige Leidenſchaft zerſtört nicht bloß häufig alles häusliche Glück, ſondern auch alle beſſern geſelligen Freuden, indem ſie der allgemeinen Unterhaltung,

der Muſik, ja manchmal ſogar dem Tanze keinen Raum läßt. Doch iſt dieſe weit praktiſchere Leidenſchaft für den Tanz die einzige, die häufig den Sieg über jene erringt, ſie iſt dem Polen angeboren, ſie nimmt er aus der Jugend in das Alter hinüber, ſie kann ſelbſt lebensmüde Füße noch für den rauſchenden Wirbel der Maſurka beflügeln, dieſes Nationaltanzes, der ſo recht der Ausdruck der erregbaren leidenſchaftlichen Polennatur iſt.

Die Grazie, welche die Polen beim Tanze mit ihrer Lebhaftigkeit verbinden, zeigt ſich meiſt in all ihrem Bewegen und Thun; ſie iſt vor allem das Eigenthum der polniſchen Frauen, die überhaupt meiſt bedeutender als die Männer ſind, und mit äußerer Liebenswürdigkeit häufig eine tiefere Bildung, größere Willensſtärke und Feſtigkeit verbinden, ſo daß ein franzöſiſcher Schriftſteller wohl nicht ohne Grund ſagt: der Satz — Finis Poloniä! würde nie geſchrieben haben, wenn die polniſchen Männer den polniſchen Frauen glichen.

Im Aeußern aber ſind die Männer wie jene bevorzugt, und meiſt zeichnet es ſich durch etwas Elegantes, Edles, Ritterliches aus. Mit dem faſt allen eigenen Laiſſer-aller verbindet ſich gewöhnlich ein Ausdruck von Unabhängigkeit, Selbſtſtändigkeit und einem gewiſſen noblen Stolze, der an die Zeit erinnert, wo ſelbſt der ärmſte Edelmann im Lande auf die ſchwankendſte Krone der Welt hoffen konnte. Auch der bekannte perſönliche Muth der Polen, den ſie in den alten Kriegszeiten ſo oft glänzend offenbarten, iſt ihnen geblieben und braucht, um ſich zu zeigen, nur die Gelegenheit, deren häufigſte und traurigſte das hier wie überall verbotene und doch hier wie überall nicht zu verbannende Duell wird.

Bei allen liebenswürdigen Eigenſchaften der Polen iſt dennoch ihr Familienleben oft wenig glücklich aus verſchiedenen Urſachen, zu denen der flüchtige, unſtäte Sinn, die Neigung zu Verſchwendung und Spiel, jene häufige Superiorität der Frauen und die häufigen Verheurathungen nicht aus Liebe, ſondern aus Ehrgeiz oder Geldbedürfniß gehören.

Alle in dieſen Provinzen wohnenden Polen rechnen ſich zu dem Adelſtande; doch beſteht dieſer aus vielfachen Abſtufungen, und es iſt eine weite Entfernung von den Höhen der Ariſtokratie bis zu den Niederungen der Schlachzitzen, von denen viele Handwerker, ja Bauern ſind, ſo daß man auf den Gütern nicht bloß Inſpectoren, Schreiber u. ſ. w., ſondern oft Brauer, Jäger, Stallgehülfen antrifft, die ſich ihrer adeligen Abkunft rühmen. Ueberhaupt liebt man ſo hoch- und gutgeboren als möglich zu erſcheinen, es gibt unzählige Grafen und Prinzen, von denen wohl viele ihren Titel mehr aus Liebhaberei als mit Recht führen.

Der beſitzende Adel wohnt meiſt auf den rings im Lande verſtreuten Gütern, deren manche oft kleine Reiche bilden. Manche ſelbſt dieſer größern Güter, zu denen weite Felder, Wälder, Triften, viele Dörfer und eine der kleinen Judenſtädte gehören, haben zu ihrem Mittelpunkte ein unſcheinbares, kleines, weißes, oft mit Stroh gedecktes Landhaus mit niedern Fenſtern, deſſen Inneres aber ſelten dem Aeußern entſpricht, ſondern mit Comfort, auch mit Luxus ausgeſtattet iſt. Für Jahrhunderte gebaute, feſte Schlöſſer, wie in Deutſchland, England und Frankreich, ſieht man faſt nirgend, gemäß der Nomadennatur des Volkes, das ſich nicht wie für die Ewigkeit auf einer Scholle feſtbauen wollte.

Die großartigern Herrenſitze ſind meiſt im Palaſt- oder Villenſtyl gebaut, und geſchmückt mit allen Erzeugniſſen der Kunſt und des Luxus; man erſtaunt, in dieſen einſamen Landwohnungen, ferne den Mittelpunkten der civiliſirten Welt, ſo häufig reiche Bibliotheken und Gemäldeſammlungen zu finden.

Zu den größern Gütern gehören außer den Brennereien, Brauereien, Schäfereien, meiſt verſchiedene Fabriken (für Tuch, Zucker, Papier, Glas ꝛc.), die oft eine Quelle des Gewinns, häufiger des Verluſtes ſind.

Die meiſten Dirigenten aller ſolcher induſtriellen Anſtalten ſind Fremde, häufig Deutſche, ſo daß mit den der Familie verbundenen Erziehern und Lehrern, mit den Schreibern und Verwaltern, und der meiſt übertrieben zahlreichen Dienerſchaft ein ſolches Gut eine ganze eigene Welt umfaßt.

Manche dieſer Gutsbeſitzer ſind bloße Landwirthe, nur beſchäftigt mit ihren Feldern, Fabriken u. ſ. w., ſelten über den Kreis ihrer Thätigkeit oder Ruhe hinausblickend, unbekannt mit der feinern Sitte der großen Welt oder ihrer entwöhnt, im Beſuchen und Beſuche-Empfangen der Nachbarn, im Rauchen und Kartenſpielen und in der Bequemlichkeit und Alleinherrſchaft auf ihrem Gebiete die einzigen Lebensfreuden findend.

Andere Landedelleute im Gegentheil repräſentiren vollſtändig die polniſche Eleganz und Bildung, kennen halb Europa, viele ſeiner Sprachen und Literaturen, leben mit ſeinen Intereſſen fort und bilden einen Theil ſeiner „hohen Geſellſchaft.“

In der Frauenwelt beſteht dieſelbe Verſchiedenheit, und man könnte eine Galerie mannichfacher Charakterbilder aufſtellen, von der Dame an, die nichts als eine gute Gospodinna (Hauswirthin) iſt, die Haus und Hof ſorgſam durchwandert mit dem Schlüſſelbund im Gürtel, der langen Pfeife im Mund [1], zuweilen auch dem Gebetbuch in der Hand, aus dem ſie mitten im Anordnen und Schelten die Tagesgebete lieſt, bis zu jenen edlen Frauen, welche reich an Liebenswürdigkeit und hoher Bildung in ländlicher Abgeſchiedenheit wie in der großen Welt gleich hellen Sternen glänzen.

Die meiſten Edelleute bewohnen ihre Güter mit vielen Unterbrechungen, und ſuchen, da die Päſſe ins Ausland ſchwer zu erlangen ſind, verſchiedene Zerſtreuungen im Lande ſelbſt, bringen den Januar in Kiew zu, wo die Contracte, d. h. die Güterverkäufe, Vertauſchungen und andere Verträge eine Reihe von Luſtbarkeiten veranlaſſen, ſuchen Carnevalsfreuden in Zitomir, Kamienietz, Krzomienice und ſelbſt in Warſchau, finden ſpäter bei den Electionen in den Haupt- und Diſtrictsſtädten neue Gelegenheit zum Amüſiren, verleben die letzten Sommermonate in Odeſſa, um neben Seebädern und Seeluft Opern-, Ball- und Salonfreuden zu genießen, und machen zwiſchen dieſen vorzüglichen Vergnügungsepochen noch vielzählige Beſuche bei ihren Freunden auf nahen und fernen Gütern und Geſchäftsreiſen in die jüdiſchen Städte, beſonders in die Haupthandelsſtadt Berdyczeff. Die unverheuratheten Männer vor allem ſind weit unterwegs, immer bereit, wie ein Kometenſchweif irgend einer reichen Erbin nachzuziehen, die, jenem flüchtigen Meteor gleich, meiſt nur kurz am Himmel der Geſellſchaft glänzt, der ſie bald der Glücklichſte aus dem Gefolge entführt.

---

[1] Eine ſolche rauchen die ächt ländlichen Damen, die eleganteren Cigarren und Papelitos.

Die Gaſtfreundſchaft dieſer Provinzen iſt bekannt, und man braucht um ſie zu rühmen, nicht von der großartigen Weiſe zu ſprechen in welcher ſie die reichen Familien des Landes, die Branitzki, Sanguſko u. a. ausüben, welche wochenlang Schaaren vornehmer Gäſte mit ihren Dienerſchaften beherbergen, und durch Bälle, lebende Bilder, durch Theater, Jagden, Pferderennen und durch alles was ihre Schlöſſer und Parks von Comfort und Luxus bieten, unterhalten, ſondern man braucht nur von der zu erzählen, die überall, im Palaſt wie im beſcheidenen Landhaus herrſcht. Da wie dort iſt man immer bereit, ganze Familien mit ihrem Train von Dienern und Pferden aufzunehmen, die eigene gewohnte Bequemlichkeit für die der Fremden aufzugeben; auf jedem Mittagtiſch liegen Couverts für unerwartete Gäſte, und gern erſpart man ſelbſt dem kaum bekannten Durchreiſenden das beſchwerliche Raſten im Wirthshaus.

Die Gaſtfreundſchaft, die das Landleben in jenen Gegenden belebt und angenehm macht, regelt die Tagesordnung auf dem Lande. Jeder iſt ſicher, die Familie um acht Uhr beim Frühſtück, um zwölf beim Diner, um fünf beim Thee, und um acht Uhr beim Souper verſammelt zu finden. In den Städten lebt man anders und hält die Mahlzeiten um viele Stunden ſpäter. Den Landwohnungen gleichen die beſſern Häuſer der Städte, faſt alle mit weißem Anſtrich, hellgrünen oder grauen Dächern, einem mit Blumen geſchmückten Perron unter dem von hölzernen Säulen getragenen Frontiſpice, faſt alle nur aus einem Rez de Chauſſée beſtehend, von Bäumen und Gärten umgeben, die ſie von den ſeitwärts liegenden Wirthſchafts- und Stallgebäuden trennen. So liegen dieſe heitern ſommerartigen, ganz abgeſchloſſenen kleinen Etabliſſements wie Oaſen mitten in den wüſten lärmerfüllten Judenſtädten, mit deren Treiben und deren bärtiger Bevölkerung die vier- und ſechsſpännigen Equipagen mit Dienern und Vorreitern, die eleganten Reiter und Droſchki's, die glänzenden Cavalcaden und die wenigen reichen Magazine, in denen ſich alle Luxusgegenſtände (zu meiſt übertrieben hohen Preiſen) finden, gar eigen contraſtiren. Zwiſchen den Judenhütten und dieſen weißen kleinen modernen Landhäuſern ſieht man in den altpolniſchen Städten häufig Reſte der Vergangenheit — zerſtörte Paläſte, Kloſterruinen, verfallene Kirchen. In den größeren mehr ruſſiſchen Städten, wie z. B. Kieff, Odeſſa, iſt alles anders, die Straßen ſind reinlich, mit Trotoirs, Beleuchtung ꝛc. verſehen, die Häuſer mehrſtöckig und oft in ſüdlicher Weiſe mit niedern Dächern und Balcons verſehen.

Nur ſchwer entſchließen ſich die jungen Polen in den Staatsdienſt zu treten, höchſtens dienen ſie für einige Jahre und nur um irgend einen Civil- oder Militärgrad zu erlangen, der ihnen eine Art Autorität gegenüber den niederen Claſſen verleiht, und kehren ſobald als möglich zu dem unſteten Leben zurück, in dem ſo viel edlere Naturen untergehen, und häufig iſt es mehr die Vorliebe für dieſe unabhängige regelloſe Exiſtenz, als ein patriotiſches Gefühl, das ſie abhält zu eigener Entwickelung und Erſtarkung in einem großen Ganzen mitzuwirken.

Ganz verſchieden in dieſer Hinſicht iſt der Geiſt in der ruſſiſchen Geſellſchaft, welche den amt- und zwecklos Lebenden nicht begünſtigt, und ſelbſt den durch Geburt und Reichthum unabhängigen, und den durch poetiſches oder künſtleriſches Talent perſönlich Ausgezeichneten zwingt, ſich einer beſtimmten öffentlichen Thätigkeit zu widmen, und die von der Geburt ganz unabhängige Stufenleiter des Ranges zu erſteigen, um auch in ihr — als Glied des mächtigen Ganzen bezeichnet — eine angeſehene Stellung zu erlangen.

Die dem regelmäßigen abhängigen Geſchäftsleben ſo abholden Polen ſtreben dennoch eifrig nach gewiſſen Ehrenämtern, zu denen die Wahl ihrer Standesgenoſſen ſie berufen kann; wie nämlich jede Bauerngemeinde im ruſſiſchen Reich das Recht und die Verpflichtung hat, ſich ſeine Aelteſten (Golowa, Häupter) aus eigner Mitte durch Stimmenmehrheit zu wählen, ſo iſt dasſelbe Recht auch dem Adelſtande im ganzen Lande gegeben, und jede Provinz hat ihre durch Abſtimmung für eine gewiſſe Zeit gewählten Gouvernements- und Diſtrictsmarſchälle und Vicemarſchälle und eben ſo erwählte Präſidenten und Beiſitzer verſchiedener Deputirten- und Gerichtskammern, welche alle die inneren (nicht polizeilichen oder rein gouvernementalen) Angelegenheiten des Adels der Provinz: Proceſſe, Vergleiche, Eheſcheidungsfälle und andere Rechtsſachen, Bittſtellung an die Regierung u. ſ. w. überwachen und leiten. Den Titel, den ein ſolches Ehrenamt verleiht, hält man feſt, auch wenn die Zeit der Amtsführung längſt vorüber iſt, ſo daß die Provinzen an dieſen Marſchällen und — mes dames les maréchalles — reich ſind. Die Wahlen, die alle drei oder vier Jahre in den Diſtrictsſtädten vorgenommen werden, ſetzen den ganzen Adel der Provinz in Bewegung, und es werden dabei eben ſo viele Leidenſchaften aufgeregt wie bei engliſchen Parlamentswahlen, ja man kann ſich an den Wahltagen ſelbſt einen Begriff von dem Ungeſtüm und der Heftigkeit machen, durch welche die Königswahlen einſt ſo ſtürmiſch wurden. Dieſe Wahlen beginnen mit einem feierlichen Actus in der Kirche, wo alle wahlfähigen Herren den Eid eines gewiſſenhaften Wählers ablegen und wo des Prieſters Gebet ſie für ihr Geſchäft einſegnet; dieſes ſelbſt wird durch eine Rede des Generalgouverneurs im Wahlſaale eingeleitet, und oft erſt nach zehn bis zwölf Tagen beendet, während welcher Zeit es zahlreiche wahrſcheinlich altpolniſchen Gelagen gleichende Diners und Soupers unterbrechen, bei denen die Weinbegeiſterung oft ſchneller als alle Berathung auf die Entſcheidung wirkt.

Dieſen wichtigſten Tagen folgt eine Reihe von Luſtbarkeiten: der Generalgouverneur, die neuen und die abgehenden Marſchälle und viele andere geben Bälle, die mit Concerten, Cavalcaden, Feſten im Freien, dramatiſchen Aufführungen u. ſ. w. abwechſeln. Aus der Nähe und Ferne ſind die vornehmen Familien herbeigekommen, die Stadt iſt überfüllt, für die kleinſte Wohnung zahlt man höchſte Preiſe, entfaltet ſo viel Luxus als möglich an Toilette, Pferden, Wagen, Dienern. Junge Mädchen, mit ihren Eltern aus ferner Landeinſamkeit gekommen, erſcheinen zum erſtenmale mit hoffnungsvollen Herzen in der größeren Welt, alte Damen, die ſie ſeit Jahren verlaſſen haben, betrachten ſie noch einmal mit erinnerungsſchweren Gedanken. Liebesahnungen regen ſich, Leidenſchaften erglühen, auch die Intrigue ſpinnt ihre Netze und die Verleumdung regt ihre giftige Zunge; Roſenknoſpen entfalten ſich früh im Sonnenlicht und ahnen den Wurm nicht, der ihre ſchöne Blüthe vergiften möchte. Junge Schönheiten werden bewundert und beneidet, alte Freundſchaften werden erneut und neue werden geſchloſſen; manches Geſchäft wird begonnen oder beendigt, mancher Streit geſchlichtet; Wiederſehen werden gefeiert, lange ſich ſuchende Herzen finden ſich hier, für ganz andere Wahlen als die der Marſchälle

geben, und hat der geographiſchen Nomenklatur ein aufmerkſames Studium gewidmet. Das Menſchengeſchlecht war ſchon in verſchiedenen Theilen der Welt verbreitet, als die weiße Race ihre Wanderungen begann. Aber ſeit wann bewohnt es unſern Planeten? Das iſt eine letzte Frage, welche die Verfaſſer nicht ganz unbeantwortet laſſen wollten, und zu dieſem Endzweck haben ſie die ſchon oben erwähnte Abhandlung Hrn. Ushers eingerückt. Dieſer Geologe ſpricht ſich ganz formell für das Daſeyn foſſiler Menſchenknochen aus. Solche Knochen, die man in Höhlen oder in Knochenbreccie und im Diluvium des Miſſiſippi entdeckt hat, ſcheinen ihm dieſen Charakter zu haben. Ich glaube Hr. Uſher und ſeine Anhänger ſind etwas allzu eilig, die Frage iſt noch ſtrittig und die Arbeit der amerikaniſchen Geologen bringt nur einige weitere Beweiſe zu Gunſten eines Satzes, den Cuvier einſt für unwiderruflich widerlegt anſah. In den Wiſſenſchaften gibt es jedoch nichts unwiderrufliches, denn die Beobachtung eines Tages ſtürzt die Theorien von 20 Jahren um. Aber die Gelehrten der amerikaniſchen Union haben eine Neigung Fragen raſch zu entſcheiden, über die man zuvor alle Einwürfe beſeitigen muß. Die Wahrſcheinlichkeit foſſiler Menſchenknochen iſt gewiß jetzt viel größer als ſie vor 25 Jahren war, aber es iſt nicht zu läugnen, daß die Anhänger dieſer Anſicht oft ſich aus ſehr leichthin geſammelten Beobachtungen Waffen zu ſchmieden ſuchen. Wir müſſen, um uns darüber auszuſprechen, weitere Beobachtungen abwarten. Die amerikaniſche Schule hat indeß das Gute, daß ſie ohne vorgefaßte Theorie verfährt, und ſomit in der Verfaſſung iſt wirkliche Fortſchritte zu machen. Das obengenannte Werk iſt auch eines der bedeutendſten und gewiſſenhafteſten Erzeugniſſe und wird von allen Urtheilsfähigen mit Vergnügen aufgenommen werden.

Zeitbetrachtungen. X.

Die Räumung der Moldau durch die Ruſſen, welche jetzt ſo ziemlich eine ſichere und nahezu vollbrachte Thatſache ſcheint, iſt von vielen, namentlich von kurzſichtigen Friedens-, zum Theil auch von intereſſirten Ruſſenfreunden für einen großen Wendepunkt in den allgemeinen Angelegenheiten genommen worden. Sie iſt es auch, nur nicht in dem Sinne, in welchem es von den obigen Parteien genommen wird; wenn die Seemächte in der Sulinamündung, die Türken auf dem linken Donauufer und die Oeſterreicher wie bei Czernowitz ſtehen, ſo iſt die ruſſiſche Stellung in der Walachei und der weſtlichen Moldau gar nicht, ſelbſt die Serethlinie kaum zu behaupten, ja ſtrategiſch ſelbſt die Pruthlinie nicht zu halten, denn es bedarf eines kurzen Marſches von Kolomea, Sniatyn und Czernowitz aus nach Chotyn und Mohilew, um den Krieg an den Dnieſtr zu verſetzen, und Beſſarabien unhaltbar zu machen. Man wird ſagen, dazu habe Oeſterreich durch die von ihm anfänglich aufgeſtellte Forderung einer Räumung der Donaufürſtenthümer kein Recht, und es gehe des moraliſchen und phyſiſchen Beiſtandes des übrigen Deutſchlands verluſtig, wenn es einen ſolchen Schritt thue. Man ſehe wohl zu, wohin man mit dieſer Schlußfolgerung gelangt, in welcher eben die gänzlich falſche Auffaſſung der jetzigen Kriſe liegt. Die Räumung der Donaufürſtenthümer iſt als ein Poſtulat Oeſterreichs und Deutſchlands aufgeſtellt, aber dieſe Räumung hat nur einen Werth, wenn ſie definitiv iſt, und die Freiheit des Donauhandels auch für die Zukunft gewährleiſtet, mit andern Worten, wenn ſie dem Beſtreben, das Rußland ſeit dem Frieden von Adrianopel und im Grunde ſeit der Beſitznahme von Beſſarabien kund that, den Donauhandel zu beherrſchen und nach Gefallen ſperren zu können, ein Ende macht. Die durch den Großlogotheten Kantacuzeno veröffentlichte Aeußerung des Generals Gortſchakows, die officielle Ankündigung der Räumung durch den außerordentlichen Geſandten Gortſchakow in Wien, ohne ſich zu erklären ob die Räumung aus ſtrategiſchen oder politiſchen Gründen erfolge, und mehr noch die gewohnte, jeden Augenblick einen neuen Uebergang geſtattende Aufſtellung der ruſſiſchen Truppen am Pruth geben gar keine Gewähr, und dieſe Gewähr iſt nur in zwei Dingen zu ſuchen, entweder in einem entſchloſſenen Zuſammenhalten der deutſchen Staaten, welche dieſe Forderung zur Bundesſache macht, von der nicht mehr abzugehen, oder in einem engern Anſchluß Oeſterreichs an die Weſtmächte. Aus dieſer unverkennbaren Alternative entſprangen die wohl voreiligen Gerüchte, daß letzteres von Oeſterreich beabſichtigt ſey, indeß ſoll Preußen in neuerer Zeit entſchiedene Schritte gethan haben, welche dieß Ergebniß zu hindern beabſichtigen, denn eben das, was Preußen und Oeſterreich, wenn immer möglich, verhindern wollen, der Ausbruch eines allgemeinen Continentalkriegs, würde durch eine ſolche Iſolirung Oeſterreichs von den übrigen deutſchen Staaten geradezu gefördert, da, wenn Oeſterreich genöthigt wäre, ſich mehr auf die Weſtmächte, als auf das übrige Deutſchland zu ſtützen, es eben dadurch auch in die Richtungen der Weſtmächte, welche den einmal begonnenen Kampf gegen Rußland keineswegs zu unterbrechen geſonnen ſind, ſtärker hineingezogen würde. Rußland mag glauben, durch ſolche Scheinconceſſionen Oeſterreich vielleicht in Verlegenheit zu ſetzen, aber der Ernſt der Lage iſt zu groß als daß man Wem für die Sache nehmen könnte. Dieſe Anſichten ſind wohl geeignet, über den wahren Charakter und die Richtung der gegenwärtigen Unterhandlungen, von denen nur ſehr ſchwache Fragmente und Gerüchte an die Oeffentlichkeit dringen — Fragmente die für ſich allein keineswegs einen Leitfaden bieten können — Aufſchluß zu geben. Das kann man ohne alle Furcht auf Widerſpruch zu ſtoßen, behaupten, daß Oeſterreich nur in dem kaum denkbaren Fall, wo es von dem übrigen Deutſchland im Stich gelaſſen würde, ſich enger an die Weſtmächte anſchlöſſe. Oeſterreich wird handeln müſſen, darum kann man es auch nicht lange in Ungewißheit laſſen, weſſen es ſich zu verſehen hat.

Rußland, das bei dieſen Verhältniſſen am nächſten berührt iſt, hat ſich durch ſeine ſchlechte Berechnung ſehr geſchadet, und ſeinem Stolze die ſchlimmſte Demüthigung bereitet. Wir haben früher bemerkt, daß am Ende Junius eine plötzliche Wandlung vorging, und die ſchon auf dem Rückmarſch befindlichen Ruſſen Befehl erhielten wieder umzukehren nach der Donau und die verlaſſenen Stellungen abermals zu beſetzen; das auf den Anfang Julius der Einmarſch

Digitized by Google

der Oeſterreicher feſtgeſetzt war, aber unter den veränderten Verhältniſſen nicht erfolgte, ſo hatte die Veränderung der ruſſiſchen Plane ihren Grund in den Unterhandlungen mit Oeſterreich, das gerne die Fürſtenthümer als bewaffneter Vermittler beſetzt hätte. Indem Rußland dieß zu jener Zeit nicht zugeſtand, und wieder an die Donau rückte, um den Türken eine Schlappe zu verſetzen, hat es offenbar einen falſchen, ihm ſelbſt nachtheiligen Schritt gethan, denn dadurch wurden weder die Oeſterreicher aus ihrer Stellung in der Bukowina, noch die alliirten Flotten aus der in der Sulimündung entfernt; dieſe beiden feindſeligen Aufſtellungen aber nöthigten durchaus zum Rückzug, und wollte man nicht vor den mächtigen Oeſterreichern gutwillig weichen, ſo ſetzte man ſich der Gefahr aus, vor den gehaßten und verachteten Türken weichen zu müſſen.

Die Meinung der Maſſen, namentlich im Orient, iſt auch ein Element der Stärke und Schwäche, und da weder Oeſterreicher noch die Alliirten bisher mit den Ruſſen eigentlich ins Gefecht gekommen ſind, ſo fällt in der Meinung dieſer Maſſen die Ehre des Siegs den Türken und die Schmach der Niederlage allein den Ruſſen zu. Von der Donau an bis Bucharest hat es nicht an kleinen Scharmützeln gefehlt, alle Nachrichten von größern Gefechten und Schlachten waren unrichtig, allein die Ruſſen waren ſtrategiſch zu dem Rückmarſch genöthigt, die Türken rückten nach, folglich hatte es durchaus den Anſchein, als flöhen die Ruſſen vor den Türken. Sie haben ſich ihre ſcheinbare militäriſche Niederlage durch die Türken, durch ihre wirkliche diplomatiſche Niederlage von Seiten Oeſterreichs ſelbſt veranlaßt, und dadurch nicht nur ihrem Ruf, ſondern auch dem moraliſchen Gehalt ihres Heers einen weſentlichen Nachtheil bereitet, denn nichts entmuthigt eine Truppe mehr als Rückzüge, deren militäriſche oder politiſche Nothwendigkeit ſie nicht einſieht; ſie zerſtören das Vertrauen der Truppen zu den Führern, namentlich wenn ſo unerklärliche Hin- und Herzüge vorangegangen ſind, wie dieß am Ende des Junius der Fall war. Daraus erklären ſich wohl die Nachrichten in einigen öſterreichiſchen Blättern, daß der Adjutant des Kaiſers, General Adlerberg, bei ſeinem Eintreffen im Hauptquartier darauf beſtanden habe, den Rückmarſch nicht eher anzutreten, als bis zuvor noch den Türken eine Schlappe beigebracht ſey.

Iſt dieß wahr, ſo wirft es ein Licht auf den am Ende Junius eingetroffenen Befehl zum Rückmarſch an die Donau: es ſollte die militäriſche Ehre wo möglich durch einen tüchtigen Schlag gegen die Türken gerettet werden. Ging man dann zurück, ſo wußten die Soldaten, — ſo erkannte die größere Maſſe, daß der Rückzug in Folge höherer Rückſichten und nicht aus Furcht vor einem Feinde, den man gering geſchätzt, erfolgt ſey. Dieß gelang nicht: Omer Paſcha, ſeiner Schwäche auf freiem Felde ſich bewußt, hielt ſich an der Donau, [1] ſo lange die Ruſſen ihm die Schlacht in der Nähe von Fratelchi boten, und ließ ſich aus ſeiner Stellung ſo wenig herauslocken, als früher aus Schumla, kurz die Ruſſen kamen im ganzen Laufe des Feldzugs nie recht zur Entwicklung ihrer Kräfte. Im Julius 1853 wurden die Fürſtenthümer beſetzt, und im Jul. 1854 müſſen ſie geräumt werden, ſchimpflich als flöhen die Ruſſen vor der Uebermacht der Türken zurück.

Und doch kann keiner, der dem Gang der Dinge aufmerkſam gefolgt iſt, läugnen, daß die Ruſſen im Laufe dieſes Kriegs weit mehr Sicherheit und Regelmäßigkeit in den Bewegungen, größere Vorſorge für die Mannſchaft, überhaupt mehr Kriegsfähigkeit entwickelt haben, als bei frühern Gelegenheiten. Aber die Ungunſt der politiſchen Verhältniſſe konnten ſie nicht überwinden: in der Moldau und Walachei entwickelte ſich von vornherein ein ſehr feindſeliger, widerſpänſtiger Geiſt, den die ruſſiſchen Erpreſſungen natürlich ſteigerten, Oeſterreich hielt durch die Macht ſeines Einfluſſes die türkiſchen Slawen im Zaum, die Alliirten ſperrten das Meer und beſetzten Varna, während die Oeſterreicher ſich in Siebenbürgen ſammelten. So hatte das Vordringen ins Innere der Türkei hinein keinen Zweck mehr, denn es mußte bald wieder aufgegeben werden. Die letzte Ausſicht war noch, wenn Siliſtria, wie man gehofft hatte, um die Mitte Junius fiel. Dann beherrſchte man den Strom, hielt die Verbündeten in Varna, wie die Türken in Schumla im Schach, und konnte die Hoffnungen der Slawen jenſeits der Donau wie der Griechen aufs neue wecken. Hätte man dann auch ſpäter, durch die Oeſterreicher gedrängt, die Veſte wieder aufgeben müſſen, ſo war doch die militäriſche Ehre gerettet. Aber die Veſte hielt ſich, und ſo verſchwand auch dieſe Ausſicht. Kurz Rußland iſt durch wenig militäriſche Mittel und großen Aufwand diplomatiſcher Kunſt aus einer Poſition nach der andern gedrängt worden, und hat durch eigene Schuld dieſer diplomatiſchen Niederlage das Anſehen einer militäriſchen gegeben.

Wir haben dieſen Rückblick für nöthig gehalten, weil er vielleicht für die Zukunft von Wichtigkeit iſt. Berückſichtigt man namentlich den Ton der engliſchen Journale, ſo tritt überall der Wunſch und die Erwartung entgegen, daß noch in dieſem Jahre etwas von Seite der Alliirten, und zwar etwas in die Augen fallendes geſchehe, und daß etwas im Plane iſt, leidet auch keinen Zweifel. Ueber die Richtung der nach allen Nachrichten vorbereiteten Expedition herrſcht große Ungewißheit, die pomphafte Ankündigung der Krim iſt wohl vorerſt kaum ernſtlich gemeint, es müßten denn die engliſchen und franzöſiſchen Befehlshaber Nachrichten über leichte Einnehmbarkeit von Sebaſtopol haben, wovon man im Publicum nichts weiß. [1] Eine engliſche Nachricht aus Konſtantinopel nennt Odeſſa als Ziel, richtiger indeß möchte wohl der Liman des Dnieſtr ſeyn, wo den Fahrzeugen eine größere Mitwirkung als an anderer Stelle geſtattet iſt, und im Rücken der ruſſiſchen Prutharmee eine für dieſe höchſt läſtige Stellung eingenommen würde. Eine Landungsarmee iſt gegen eine im Lande befindliche immer im Nachtheil, dagegen hat die Macht, welche zur See gebietet, den Vortheil die Landung da bewerkſtelligen zu können, wo es ihr gut dünkt, während die vertheidigende Macht im Zweifel über die Richtung des Angriffs ſehr in Verlegenheit iſt, wohin ſie ihre Truppenmaſſen hauptſächlich richten ſoll. Wenn die Jahreszeit für eine ſo weit ausſehende Expedition, wie die nach der Krim, zu ſehr vorgerückt

[1] Er ſteht eigentlich noch bei Giurgewo, das er eifrig befeſtigen läßt; wodurch es wieder zu einem Brückenkopf von Ruſchtſchuk wird, wie es im J. 1828 war. Man arbeitet mit großer Anſtrengung an dieſer Befeſtigung und wird wohl überhaupt die Zahl der Punkte, die gleiche Dienſte leiſten können, vermehren. Die türkiſche Beſetzung von Bucharest ſcheint mehr mehr durch ein fliegendes Corps bewerkſtelligt.

[1] Die Naval and Military Gazette vom 12 Auguſt ſagt geradezu, „über allenfallſige Unternehmungen im ſchwarzen Meer müſſe man geradezu ſchweigen, denn namentlich von der Krim als militäriſchem Operationsfeld wiſſe man außer in Rußland ſelbſt gar nichts.“

nur Eines könnte diese Unwahrscheinlichkeit in Wahrscheinlichkeit umwandeln, ein einiges und energisches Auftreten des gesammten Deutschlands in der Art, daß Rußland durchaus keine Aussicht mehr hätte, durch Uneinigkeit einen Erfolg zu erringen. Vor solcher Macht müßte Rußland weichen, und Deutschlands Forderungen nicht bloß zum Schein, sondern in Wirklichkeit erfüllen. Dann wäre Aussicht, daß der hoffnungslose Kampf der beiden Seemächte, welcher Rußland nur nach mehrjährigem Kampfe zum Nachgeben zwingen könnte, und in der Zwischenzeit die Türkei aufreiben und somit den Grund zu neuen unabsehbaren Verwicklungen legen muß, ein möglichst schnelles Ende erreiche. Oesterreich für sich allein kann dieß nicht herbeiführen, wenn gleich augenscheinlich der Versuch mit aller Anstrengung gemacht wird.

Der Hekla und seine Umgegend.

Die dänische Regierung hat in Anlaß des letzten Hekla-Ausbruches von 1845 einen Bericht ihres Reisenden Schythe über diesen Vulcan drucken lassen, welcher manches Neue enthält, und das Material für die nachstehende Schilderung geliefert hat.

Bekanntlich liegt die Insel Island im nördlichen Theile des atlantischen Oceans ziemlich mitten zwischen den beiden großen Festlandsmassen, welche ihn einschließen, aber gänzlich verschieden in ihrem geognostischen Bau von allen naheliegenden Theilen beider Continente und nur einigen benachbarten Inselgruppen verwandt — eine völlig selbstständige, in sich abgeschlossene Bildung von eigenthümlicher geognostischer Natur.

Zwar verdankt sie dem Eise ihren Namen, und liegt unter seinem Banne einen großen Theil des Jahres, trägt Massen desselben auf den Hochflächen ihrer Berge, tränkt ihre Flüsse aus den Gletschern, die gleich beweglichen Felsen tief in die Thäler herabhängen, und empfängt alljährlich treibende Inseln dieses kalten Gastes in allen felsenreichen Fährten und tief eingeschnittenen Buchten, in welche sie gleich Segelschiffen meilenweit aufwärts dringen.

Aber doch ist das Eis nur der gemeinsame Charakter hochnordischer Küsten; der Felsbau selbst aber ist Islands eigenthümlichste Mitgift. Nirgends auf dem ganzen Erdenrund gibt es ein Land von so großer Ausdehnung mit gleich kräftiger Entfaltung der vulcanischen Thätigkeit und gleich ausschließlicher Zusammensetzung aus vulcanischen Producten, das seinen materiellen Aufbau, seine Erhebung über das Meer, eine Unzahl von warmen und kochenden Quellen oder vulcanischen Feuerschlünden inmitten der eisigen Umgebung, auf gleich unmittelbare Weise der nie schlummernden Thätigkeit des Erdinnern verdankt. Eine ältere und eine jüngere vulcanische Bildung ist bestimmt und deutlich unterschieden. Die ältere besteht wesentlich aus der geschichteten Trapp- und Tuffformation des Ost- und Westlandes, die zugleich eine vielgenannte Braunkohlen-Ablagerung, den Surturbrand umschließt, von der noch immer nicht entschieden ist, ob sie aus eingeborner Vegetation des Landes entstand oder aus Treibholz, das ehemals wie jetzt diese Gegend des Weltmeers suchte. Die neuere vulcanische Bildung scheidet als eine breite Zone, die von Südwesten nach Nordosten streicht, die beiden älteren Landmassen.

Im Wesentlichen besteht der neuvulcanische Gürtel aus Trachyt, aber keineswegs mit solcher Ausschließlichkeit, wie es durch Kn. von Nidda zu allgemeiner Annahme geworden ist. Erscheint er im großen Ganzen so als ob bei der ersten Emporhebung der Insel ein weiter, klaffender Spalt den ehemaligen Meeresboden in zwei gesonderte Inseln trennte, deren Scheidekluft nun Spielraum für die dauernde Vulcanität gewährte, so ist andererseits gewiß, daß die Trachyte dieser Zone nicht bloß durch die Trappmassen heraufreichen, sondern an anderen Stellen ebenso wieder von Trappgängen durchbrochen werden. Der strenge Zusammenhang ist auf der ungeheuren Fläche des Landes schwer zu verfolgen. Seine eigentlichen Heerde hat der Vulcanismus auf dem trachytischen Gürtel errichtet, hat sich aber allmählich weiter seitwärts verbreitet, und so nach und nach die ursprünglichen Gränzen der alten Trappformation völlig verwischt.

Unter den vielen Vulcanen Islands, deren Thätigkeit der gegenwärtigen geologischen Epoche angehört, nimmt der Hekla unstreitig den vornehmsten Rang ein. Diesen Vorzug verdankt er besonders seiner Lage in der Nähe eines fruchtbaren Landstriches und nicht allzufern von Reykjavik, dem Hauptorte der Insel. Dazu kommt seine isolirte Stellung, durch welche er von den unzugänglichen, mit ewigem Eise bedeckten Hochbergen losgelöst ist, und einen völlig selbstständigen Bergstock ausmacht, der sich mehr als die anderen großen Vulcane der Insel den südlichen, von Schiffen aller Nationen besuchten Gewässern nähert. Zwar steuern die Grönlandsfahrer, sobald sie Fair Hill gewahr geworden sind, schon in der Regel gerade gegen Westen über das atlantische Meer, um den Meridian des Cap Farewell unter 58° 30′ nördlicher Breite zu schneiden, und bleiben so fast 70 Meilen südlich von Island, und die nach Nordamerika segelnden Schiffe nehmen ihren Cours noch südlicher, allein mancher Segler wird in seinem Cours verschlagen, und die Fahrzeuge, welche auf verschiedenartigen Fischfang ausfegeln, kommen vielfältig in die Nähe der isländischen Sandküste, wo ihnen der Hekla ein bekanntes Wahrzeichen liefert.

In weiteren Kreisen hat ihn auch die regelmäßige Wiederkehr seiner Ausbrüche bekannt gemacht, welche, seit die Geschichte der Insel geschrieben wird, in jedem Jahrhundert verzeichnet sind,

und oftmals plötzlich dann hervorbrachen, wenn ſich der Glaube befeſtigen wollte, daß nun der Vulcan erloſchen ſey.

Nicht wenige von den isländiſchen Bergrücken, deren vulcaniſche Ausbrüche durch ſchriftliche oder mündliche Ueberlieferung, und noch anſchaulicher durch die Spur ihrer Zerſtörungen erzählt wird, erheben ſich zu gleicher und größerer Höhe über den Spiegel des Meeres, nicht wenige übertreffen den Hekla durch die imponirende Maſſe ihrer meiſt weitgedehnten Gebirgsſtöcke, oder feſſeln den Blick des Reiſenden aus der Ferne durch ſchönere Formen und durch den weithinleuchtenden Glanz unüberſteiglicher Schnee- und Eismaſſen; von manchen kennt ſelbſt die neuere Geſchichte Beiſpiele des Ausbruches, die alles übertreffen, was der Hekla jemals in ſeiner höchſten Wuth erreicht hat.

Aber bei alle dem bleibt es doch immer der Hekla, der zuerſt genannt wird, wenn von isländiſchen Vulcanen die Rede iſt, welcher dem Gedächtniß gegenwärtig iſt, ſobald auf jene ferne mit allen Wundern der Natur ausgeſtattete Inſel die Rede kommt, und deſſen bloßer Name, eingehüllt in das phantaſtiſche Dunkel des Aberglaubens, Jahrhunderte lang ein Wort des Schreckens bei nordeuropäiſchen Völkerſtämmen war.

Von einer weſtwärts gewendeten Fronte der isländiſchen Südküſte her, zwiſchen den Mündungen zweier der bedeutendſten Gewäſſer, des kurzen breiten Markarfluſſes, der unten einer inſelreichen Föhrde gleicht, im Weſten, und der Oelfusau, die den Abfluß des großen ſchönen Thingvallaſees bildet, im Oſten, erſtreckt ſich ein weites Flachland aufwärts gegen das Innere der Inſel.

Die langſam anſteigende Ebene wird nur unterbrochen durch einzelne ſchärenhaft herausſtechende Felſen und niedrige Hügel, und ſo wie ſie ſich hebt, verzweigt ſie ſich mit vielen weitläufigen von großen und kleinen Bächen durchſtrömten Thälern in das Hochland hinein.

Die Hauptrichtung dieſer Gebirgsthäler fällt mit den Hauptſtrichen des mittleren vulcaniſchen Gürtels der Inſel zuſammen, und wo ſie ſich in die beſchriebene ſüdlich vorgelegene Ebene öffnen, breitet ſich faſt überall eine weite Ausſicht auf die begränzenden Gebirgszüge gegen Weſten, auf das Meer mit den leuchtenden Weſtmannainſeln gegen Süden, und auf ein gewaltiges ſchneeweißes Jökelgebirge in Oſten.

Hat ſich aber das Auge gegen Oſten gewendet, ſo weilt es nur kurz auf der kuppelförmigen Eismaſſe des Oeſjeldsjökel und den vielen vereinzelten Zinken des ſchönen Tindfjeldsjökel, dann höher hinauf nach Norden gegen das Innere des Landes zu zeigte der Eingeborne dem Reiſenden ſeinen ruhmreichſten Berggipfel, den ſchneeſcheckigen unregelmäßigen Kegel des Hekla.

Selbſt hart an der Meeresküſte, auf dem ſandigen Ufer um die Mündung der Oelfusau, in etwa 10 Meilen Entfernung, ſieht man noch, wie der Gipfel des Hekla über den öſtlichen Horizont hervorragt, und dadurch eine abſolute Höhe verräth, welche man ihm zuzuſchreiben wenig geneigt iſt, wenn man ihn näher zwiſchen den umgebenden Bergen ſieht.

Die große niedrige Fläche, welche gleich jenſeits der Oelfusau beginnt und bis an die Thiorsau den Namen Floe trägt, iſt ſchon vulcaniſches Gebiet. Faſt überall liegt die Lava im Grunde, nur bedeckt von einer ſumpfigen mit Lavaſtücken vermengten Erdkrume, die in der Regel eine erträgliche Heuernte von Riedgräſern liefert, aber in ſchnee- und regenreichen Jahren von dem Waſſer leidet, das keinen genügenden Abfluß finden kann.

Die angränzenden großen Bäche treten alsdann aus ihren Ufern und ſetzen die zwiſchenliegende Niederung völlig unter Waſſer. Zwar ſollte man erwarten, daß ein Untergrund, der ſo von Porenhöhlungen und größeren Spalten erfüllt iſt als es die Lava zu ſeyn pflegt, deren Waſſer ein ſchleuniges Eindringen geſtatte, und wirklich iſt auch Waſſerarmuth ein charakteriſtiſches Merkmal für jedes höher gelegene Lavafeld, aber hier in der Floe erkennt man bald als die eigenthümliche Urſache der ſchädlichen Waſſermenge den hydroſtatiſchen Druck des Meeres, welcher dem Sinken des atmoſphäriſchen Waſſers in dieſem wenig über den mittleren Meeresſpiegel erhabenen Landſtriche entgegenwirkt.

Die Lava, deren Bruchſtücke den Bewohnern der Floe als Baumaterial dienen, ragt mit ihren Zacken in jeder Erhebung des Bodens aus der Ebene heraus und bildet auch außerhalb der Küſte einige Schären, gegen welche bei ſüdlichen Winden das Meer ſeine Gewalt ausübt.

Da dieſe niedrigen Schären jedoch einen erträglichen Schutz für einen kleinen Hafen außerhalb Eyrarbakki abgeben, ſo verdienen ſie um ſo mehr genannt zu werden, da ſonſt die ganze bewohnte Südküſte von Island durch einen faſt vollſtändigen Mangel an Häfen charakteriſirt wird, wodurch ſie in einen auffallenden Gegenſatz zum Weſt- und Oſtlande tritt.

Eine große Reihe guter Häfen, wie die letztgenannten Küſten ſie darbieten, iſt eine nothwendige Bedingung für die Schifffahrt auf Island und die Verſorgung dieſer nur wenig productiven Inſel.

Der Mangel an Häfen auf der Südküſte und die ſtürmiſche Natur des Meeres auf dieſer Seite, welche voll von gefährlichen Brandungen iſt, erſcheinen als die Urſache, weßhalb das Süderland, ungeachtet großer Fruchtbarkeit, in manchen Gegenden ſpäter bebaut worden iſt als die anderen Küſten.

Sobald man die Thiorsau überſchritten hat und weiter gegen Oſten wandert, ſetzt ſich nur noch etwa eine Stunde lang der ſumpfige Bruchboden der Floe auf demſelben Untergrunde fort, dann aber hebt ſich allmählich das Terrain gegen Oſten und Nordoſten, der ſchlüpfrige Humusboden mit ſeinem reichen Ueberfluß an wenig nährenden Halbgräſern wird von einem trockenen ſandigen Boden mit kräftigem, geſundem und nahrhaftem Graswuchs abgelöſt, der ſeine höchſte Ueppigkeit in dem ſogenannten Landſveit zwiſchen Thiorsau und Ytri-Rangau und in dem Rangauthale zwiſchen den beiden Rangauen, die weiter abwärts den Hekla umfaſſen, erreicht.

Auf dieſer ſandigen Grasfläche geht die ebene Einförmigkeit des Flachfeldes allmählich in eine wellen- und kuppenförmige Oberfläche über, die den Erhöhungen und Vertiefungen der unterliegenden Lava conform iſt, deren freundlich grüne Hügel aber mit öden Strecken braunen und ſchwarzen vulcaniſchen Sandes abwechſeln. Für dieſe Gegend wird daher der Flugſand zu einer fürchterlichen Landplage. Allen Winden von Oſten bis Norden bloßgeſtellt, verbreitet er nach jeder Richtung hin die Spuren ſeiner Verheerung. Der Wind iſt es, der zuerſt den Raſen losreißt und dann ganz bis auf die unterbreitete unfruchtbare Lava abſchält. Nur zerſtreut bleibt das Grün in einzelnen Gipfelflächen ſtehen, als trauriger Zeuge von der früheren Mächtigkeit der fruchtbaren Erde. Die ungeheuren Maſſen von Sand und Aſche, womit die öſtlichen ſchneeſtarrenden Vulcane all ihre Umgebungen beſchüttet haben, werden dann, von der Gewalt des Windes wieder aufgeregt, in dichten Wolken über das flache Land geführt. Die Luft verliert wie bei einem vulcaniſchen Aſchenausbruch ihre Durchſichtigkeit, ein brauner Nebel verhüllt ſelbſt nahe gelegene Gegenſtände, die Sonne ſteht mit rothem glanzloſem Dämmerlichte am Himmel, des Menſchen Augen füllen ſich mit Staub und Schmerzen, jeder Aufenthalt im Freien wird faſt ganz unmöglich, und ſelbſt bis in das Innerſte der Häuſer weiß der verderbliche Staub durch jeden

kaum ſichtbaren Spalt ſich ſeinen Weg zu bahnen, um dort die kargen Lebensmittel zu verderben, und die Milch der Speiſekammer in einen widerlichen Schlamm zu verwandeln.

Dieſe Sand-, oder Aſchen- und Grasfelder ſchließen ſich aufwärts unmittelbar an das Heklagebirge an; gleich zweien Armen umfangen die beiden Rangauen dasjenige Gebiet, welches man als nächſte Umgebung des Hekla bezeichnen muß. Beide münden nicht weit von einander in die breite und tiefe Thorsau, die das Delta des Markarfluſſes nordwärts begränzt und ihn zugleich mit der weſtlichen Thiorsau verbindet. Höher gegen die Quellen hinauf gehen aber beide Rangauen immer weiter von einander, und umſpannen dadurch nicht bloß den langgeſtreckten von Südweſt nach Nordoſt ſtreichenden Heklabergrücken, ſondern auch die damit parallelen zu beiden Seiten gelegenen kleineren und minder hohen Bergzüge, die zu demſelben Gebirgsſyſtem gehören.

Geht man von dem Zuſammenfluß dieſer beiden Bäche in nordöſtlicher Richtung geradeswegs zum Hekla hinauf, ſo hebt ſich der Boden langſam aus der Ebene heraus.

Ein Lavaſtrom bedeckt den anderen, aber jeder ſpätere Strom dringt minder weit gen Süden oder Südweſten als der ältere, und es erſcheint als ob man Stufe nach Stufe zu dem Herde hinanſtige, aus dem im Laufe der Jahrhunderte ſo manche leuchtende Feuerſäule hervortrat. Anfangs iſt auf dieſem Marſche der Graswuchs noch reichlich und gut, bald aber gewinnt der Sand die Oberhand, und die völlige Nacktheit ganzer Strecken wird nur durch Sandhügel unterbrochen, die von niedrigen Krüppelweiden (salix arctica) bedeckt ſind oder durch die langen Wurzeln des Sandhafers (elymus arenarius) gebunden werden. Selbſt dieſes magere Gewächs muß ſich der arme Isländer zu Nutze machen; man nennt es den isländiſchen Roggen, und in der Landesſprache Melr, da das Korn desſelben mit unter das zum Brodbacken beſtimmte Mehl gemiſcht wird. Die langen zähen Wurzeln, welche einen natürlichen Schutz gegen die Verheerungen des Flugſandes bilden, flicht man zu deckenartigen Kiſſen, die man den Pferden auflegt, um ſie gegen den Druck der Packſättel zu ſchirmen; dieſe überall nur in ſandigen Einöden heimiſche Pflanze ertheilt hier den Sandwehen eine hellgrüne Farbe und erquickt das Auge wie eine Oaſe in der traurigen braunen Wüſte.

Unter ſolchen Umgebungen werden die zerſtreuten Bauerhöfe immer ſeltener und ſeltener, und liegen vorzugsweiſe nur noch auf den ſüdlichen Endabhängen der übergrünten Lavaſtröme, zum Theil ſchon längſt von ihren Bewohnern verlaſſen, weil der Betrieb ſich nicht mehr lohnen wollte.

Halten wir uns vorläufig an die weſtliche Seite des Heklarückens, ſo ſetzt ſich allerdings das Land noch bis zu einer ziemlich bedeutenden Höhe fort, weit aufwärts dem iſolirt ſtehenden Burfell zu, aber jede neue Ausſicht, beinahe jeder Schritt zeigt uns des nahen Vulcans zerſtörende Herrſchaft. Wo früher ein fruchtbares Laub gelegen war, trifft man jetzt nur eine öde Schutt- oder Sandſtrecke, oder unſer Schritt wird durch einen Lavaſtrom (Röin) gehemmt, deſſen ſcharfe Unebenheiten nur ſparſam von grasbewachſener Erde oder einem grauen Mooksteppich bedeckt werden. Setzt man aber noch weiter in derſelbigen Richtung nach den Quellen der weſtlichen Rangau ſeinen Weg fort, ſo währt es nicht lange, und die mageren Schafweiden, in welche das Ackerland nordwärts ſich verlor, werden von einem durchaus nackten Schutt abgelöst, welcher bis zu bedeutender Mächtigkeit die auch hier noch immer unterliegende Lava bedeckt.

Wendet man ſich dagegen mehr öſtlich der entgegengeſetzten Seite des Hekla-Bergrückens und den Quellen der öſtlichen Rangau zu, ſo kann man zwar noch eine fruchtbare Landſchaft längs den Ufern dieſes Fluſſes verfolgen bis zu dem äußerſten geſchichtlich merkwürdigen Hofe,[1] der zu Harald Haarfagers Zeit erbaut wurde; aber die außerordentlich breiten Lavaſtröme, welche der Hekla nach dieſer Seite hin ausgegoſſen hat, und welche ihre Zerſtörung weit über die vormals angebaute Niederung hindehnten, machen jedes Vordringen gegen Norden faſt unmöglich.

So ſteht daher das öſtliche Gebiet des Hekla noch heute, was Einzelnheiten anbetrifft, als eine terra incognita da, die von keines Forſchers Fuß bisher betreten wurde, und nur einzelnemale von einem unermüdlichen eingebornen Bauer durchſtreift worden iſt, um das im Spätherbſt ausgebliebene Vieh zu ſuchen.

Gleich dem Aetna und allen anderen Vulcanen, iſt auch der Hekla waſſerarm. Die bedeutenden atmoſphäriſchen Niederſchläge, welche durch die ſtete Wolkenumhüllung des Gipfels bewirkt werden, ſinken ſchleunig durch die loſen Maſſen des Kegels, ſickern dann durch die umgebenden Lavaſtröme, und treten erſt wieder an deren äußerſten Gränzen zu Tage.

Deßhalb iſt die Mitte des Lavengebietes dem Waſſermangel am meiſten ausgeſetzt; den Bewohnern einiger Höfe in dieſer Gegend wird dadurch unſägliche Beſchwerde bereitet, andere haben aus demſelben Grunde gänzlich verlaſſen werden müſſen.

Alles Waſſer, was an dem Gipfel verdichtet und unterirdiſch über das hochliegende Heklagebiet verbreitet wird, nehmen die beiden Rangauen auf. Die nähere Kenntniß dieſer beiden Bäche, deren Eigenthümlichkeiten durch die vulcaniſche Natur des Gebirgs bedingt ſind, bildet daher einen weſentlichen Beſtandtheil deſſen, was überhaupt zur Charakteriſtik der Umgebungen des Hekla dienen kann.

Die Quellen der weſtlichen oder äußeren Rangau trifft man hoch oben im Lande gerade nördlich vom Hekla. Ein Zufluß derſelben entſpringt aus den Klüften des Sauta berges, der andere quillt aus dem flachen nackten Schutte kaum eine Viertelmeile entfernt von der mächtigen weißſchäumenden Thiorsau. Unbedeutend in beiden Quellen wächst der Bach ſchnell durch viele, zum Theil unſichtbare Zuflüſſe in ſeinem eigenen Bette zu einem Waſſerreichthum, der hier, nahe ſeinem Urſprunge, kaum geringer iſt als weiter abwärts in der bewohnten Landſchaft. Dieſe Erſcheinung iſt ſehr auffallend, denn in ſeinem weiteren Laufe nimmt er eine Menge Quellen aus den Spalten der Klippen auf, die nördlich von dem Hofe Näfrholt liegen, vereinigt ſich außerdem mit mehreren nicht unbedeutenden Sturzbächen, die aus dem Fuß der Nachbarberge des Hekla entſpringen, und berechtigt ſo den Beobachter einen abwärts ſtets wachſenden Waſſerreichthum zu erwarten. Allein ſein Lauf geht faſt auf der ganzen Länge über Lavaſtröme, deren Einſtürze Riſſe und klaffende Spalten, welche die Durchwatung des Baches oft ſo gefährlich machen, leicht die auffallende Unregelmäßigkeit in der Waſſerführung erklären.

Wie es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß die eine aus dem Schutt ſickernde, klare Quelle dieſes Baches nur ein Theil der brauſenden Gewäſſer der Thiorsau iſt, der durch die poröſe Lava ſich verloren hat, ebenſo verliert ſich auch die früh erlangte Waſſerfülle der weſtlichen Rangau bald wieder durch unſichtbare Canäle und Höhlungen in die tiefer liegende Lava und nach einem verborgenen Laufe, wie in Gypsgebirgen und zerklüfteten Kalkſteinplateaux, treten dann dieſe zerſplitterten Gewäſſer aufs neue als reiche Quellen in der weiten Ebene hervor, die zwiſchen Skarosfjeld und Bjolfjeld liegt. Hier ſammeln ſie ſich in große und

[1] Reykneſsſtadir.

kleine Bäche, die unterwärts von der Mutterau wieder aufgenommen werden.

Während dieſe äußere Rangau ſich aller Gewäſſer bemächtigt, die von dem weſtlichen Abhange des Heklaſyſtems herabkommen, gießen die trockenen unfruchtbaren Lavafelder der Gegenſeite ihre verborgenen Waſſerbehälter in die öſtliche Rangau. Gleich dem weſtlichen ſtrömt auch dieſer Bach größtentheils durch Lava, gleich jenem beut auch er in ſeinem fortgeſetzten Laufe eine Reihe von Abwechslungen dar; während der weſtliche das ſchönſte klare Gebirgswaſſer führt, ſind die Gewäſſer dieſes öſtlichen Baches milchfarben, wenn auch nicht in dem Grade getrübt, wie ſonſt die Jökel- oder Gletſcherbäche gewöhnlich zu ſeyn pflegen.

Vollkommen klar entſpringt der Strom in vielen reichen Quellen aus dem Fuße eines jener Lavaſtröme, welche treppenförmig längs den Ufern anſteigen und von einem oder mehreren öſtlichen, bisher unbekannten Kratern ausgehend, das Rangauthal herabgefloſſen ſind.

Bald aber wird der anfangs ſo klare Strom getrübt durch das brauſende Waſſer, das zwei beträchtliche Jökelbäche aus Süden herbeiführen. Beide entſpringen aus dem mächtigen Gebirgsſtock, der mit dem dreigipfligen Thrihyrningr zuſammenhängt, und über den die ſchneebedeckten Zinken des Tindfjaldsjökel emporſteigen. Der eine von ihnen bildet zwei ſchöne, ſenkrechte Waſſerfälle über die ſteile Felſenwand, welche als Grundfeſte des Jökels gegen die Ebene hin erſcheint, der andere durchbraust einen ſchroffen und tiefen Felſenſpalt, deſſen nächtlich dunkler Grund noch nie von einem menſchlichen Fuße betreten ward.

Mit dieſen beiden Bergſtrömen vereinigt ſetzt die öſtliche Rangau ihren Weg durch ſenkrechte, aber meiſt nicht tiefe Spalten der Lavaſtröme fort; aber die waſſerſchlingende Kraft der Lava zeigt ſich auch hier. Ein großer Theil des brauſenden Waſſers ſucht geſonderte Wege durch Höhlen und Poren der Lavaſtröme, und quillt dann lauter und rein in einer faſt zahlloſen Menge lebendiger Quellen weiter unterwärts wieder hervor.

Keldur (die Quellen, als Pluralis von Kelda) nennt man den Platz, wo ſich dieſe Quellen am reichlichſten zeigen und wo ein wohlgebautes Kirchlein, das denſelben Namen trägt, ſich auf dem Gipfel eines grünbewachſenen Lavaknauſes erhebt. Hart am Fuße desſelben entſpringt der waſſerreichſte Sprudel; mehrere andere ſammeln ſich unterhalb des Hofes in dem kleinen klaren Keldnalankr (Quellbach), der gleich darauf von der Rangau wieder aufgenommen wird; alle erfriſchen die ausgedehnten Weiden des großen Hofes, der hier bei der Kirche liegt.

Das fruchtbare Unterland in der Nähe der Meeresküſte, die daranſtoßenden, damit contraſtirenden öden und unbebauten Gegenden, und die eigentlichen Flußthäler erſchöpfen aber noch nicht die Verſchiedenheit der Bodenformen in den Umgebungen des Hekla. Ueberſteigt man die pflanzenleeren Einöden, ſo gehen dieſe im Gebirge wieder in grasbewachſene Thäler über, welche von den Einwohnern des Landes zur Sommergraſung für Hämmel und unfruchtbare Mutterſchafe gebraucht werden.

Dieſe, von den Isländern Afrettir genannten, Weiden ſind zwar jetzt ſo gut als früher unbewohnt, auch eignen ſie ſich nicht zum Anbau, aber je nach ihrer Ausdehnung und nach der verſchiedenen Fruchtbarkeit an nährenden Kräutern und Gräſern bilden ſie doch einen Vorzug der Gehöfte, denen ſie angehören. Die Matten, welche im engeren Umkreiſe des Hekla liegen, und die deßhalb hier erwähnt werden, beſtehen aus zwei großen Partien welche zu verſchiedenen Hreppar (Kirchſpielgruppen) des Rangaarvalla-Syſſel gehören.

Die eine Abtheilung, die ſogenannten Landmanna- und Holtamanna-Afrettir, d. h. Gemeinweiden der Bewohner aus den Diſtricten Landet und Holterne beginnt da, wo der vorhin beſchriebene Landſtreif aufhört, denn ein Hof, welcher ehemals in dieſer Gegend lag, aber bei dem Hekla-Ausbruch 1766 einſtürzte, iſt ſeitdem öde geblieben.

Von dieſem Gränzpunkt an erſtrecken ſich die Gemeinheiten längs des linken Ufers der Thiorsau weit landeinwärts zum Theil über ein ſehr feuchtes und ſumpfiges Erdreich hin. Ein mächtiger Strom durchſchneidet dieſe Matten und ſondert ſo das Eigenthum der Landmänner von dem der Holtamänner, allein die ganze weite Hutung wird höchſt unzweckmäßig von beiden gemeinſchaftlich gebraucht, und ſo müſſen Leute und Vieh gewöhnlich mit großer Beſchwerde auf mehreren Fähren über den Strom gebracht werden, da ſich derſelbe hier auf ſeinem unteren Laufe nirgends zu Pferde überſchreiten läßt.

Die Bewohner der Rangaadale, d. h. des Gebietes zwiſchen beiden Rangauen haben ihre Gemeinweiden weiter öſtlich zu beiden Seiten des Markarfluſſes liegen.

Dieſe Thäler boten vor dem letzten Ausbruche des Hekla eine Viehweide dar, welche an Ueppigkeit faſt nicht ihresgleichen in ganz Island hatte. Die Urſache davon liegt nahe genug; nicht ohne Grund tragen dieſe weiten Strecken den Namen Reykja-Dalene, d. h. die Rauchthäler, denn wahrhaft unzählige warme und kochende Quellen ſenden hier ihre Dämpfe in die dünne Bergluft. Bald ſprudelt das kochende klare Waſſer lebhaft aus der Erde hervor, wie bei dem berühmten, weit von hier entlegenen Geyſer, der nur als Eigennamen dieſelbe Benennung trägt, wie bei dem Isländer allgemein jeder heiße Sprudelquell (von geyſa, hervorbrechen oder girſa, ſprudeln), bald iſt der Tuff und das vulcaniſche Conglomerat, woraus der Boden beſteht, durch das warme Waſſer erweicht, bildet einen bläulich gefärbten dampfenden Thonpfuhl, aus dem träge Blaſen mit Beſchwerde aufſteigen, bald endlich ſind es bloß heiße Dämpfe, die mit einem ziſchenden oder ſauſenden Laut, als wahre Fumarolen aus ihren verborgenen Canälen hervorſtrömen.

Auf ſolchem Wege konnte die noch unter der Oberfläche wirkſame vulcaniſche Wärme eine Vegetation hervorlocken, wie man ſie in dieſer hochnordiſchen Breite in ſolcher Höhe über dem Meeresſpiegel und in unmittelbarer Nähe des ewigen Jökeleiſes nie hätte erwarten ſollen, und wie ſie am ſicherſten hier nach dem Futterwerth für das Vieh ſich in ihrer Kraft abſchätzen läßt.

Der Unterſchied des Futters, welches der Isländer im Winter verwendet, liegt beſonders in der gedüngten oder ungedüngten Beſchaffenheit des Graslandes. Das Land, welches den Hof zunächſt umgibt und welches jährlich Dünger erhält, nennt er Tun und das darauf geerntete Heu Tada, das Heu von den Gemeinweiden, das ſtets viel magerer iſt, heißt Uthey. Nun waren die Bewohner des nahen Unterlandes feſt überzeugt, daß das Heu aus der Umgebung dieſer heißen Quellen völlig dem beſten Tada gleichzuſtellen ſey, allein die Entfernung von ihren Gehöften und die, auch dort in Bezug auf Gemeinweiden wuchernde Eiferſucht, ließ eine ſolche Nutzung nicht zu.

Noch in anderer Weiſe zeigte ſich der wohlthätige Einfluß dieſer hohen Temperatur; der Markarfluß, dieſer anſehnliche rauſchende Gletſcherſtrom wird durch vielfache Zuflüſſe gebildet, die theils aus den ſchneegefüllten Schründen des Torfajökel kommen, theils aus dem Obſidianſtrom (Hlaevtinnue-Róin) am Fuße des Torfa, in deſſen Vertiefungen das Gletſchereis gleichfalls ſeinen feſten Sitz genommen hat.

Aber während die anderen isländischen Gletscherbäche eiskalt und alles organischen Lebens beraubt dem Meere zueilen, ist dieser Strom von zahlreichen Schleim- und Wasserpflanzen belebt, wodurch er auf seinem weiteren Laufe in dem bebauten Unterlande nicht wenig zu der allgemeinen Fruchtbarkeit beiträgt, die seine Ufer auszeichnet. Aber diese abweichende Natur verdankt er nur seinen warmen Zuflüssen, die sich aus zahllosen Fumarolen zusammenfinden. Aus allen Klüften der niedrigen Hügelzüge brechen sie hervor, oft mitten im Flußbette auf den vielen flachen, zwischen weit verzweigten Armen des Flusses trocken liegenden Schuttbänken zeigen sie sich, und aus den steilen Tuffwänden des Ufers ziehen dieselben Dämpfe. So liegt der Hekla von allen Seiten inmitten seiner eigenen Schöpfungen, umzingelt von den Flüssen, die sein wolkenreicher Gipfel ernährt, über den Einöden, welche er durch zerstörende Gluth, durch Lavaströme und Aschenregen hervorrief, im Kranze der fruchtbaren Ländereien, welche theils die mild heraufwirkende unterirdische Wärme, theils das Zusammenwirken des trefflichen vulcanischen Verwitterungsbodens und der aus dem Gebirg kommenden Feuchtigkeit mit saftigem Grün bedeckte, er selbst ein schwer zugänglicher Bergstock, dessen innerer Zusammenhang sich erst den neuesten Gebirgsforschern erschloß.

Sieben Meilen von der nächsten Küste entfernt, fast genau auf dem 64sten Grad nördlicher Breite, erhebt er sich als ein unregelmäßiger Kegel über dem drei Meilen langen Gebirgsrücken, der seine Basis bildet. Zwei Drittel dieses Bergzuges bilden die südwestliche, ein Drittel die nordöstliche Verlängerung des Vulcans.

Der Gebirgsrücken selbst liefert eine untere Terrasse des Vulcanes, der dann noch in drei weiteren Terrassen bis zu seinem Gipfel emporsteigt, immer aber, wenn auch höchst unregelmäßig, nur die Gestalt eines Aufschüttungskegels bewahrt. Nirgends zeigt sich die Andeutung eines Erhebungskraters, wie er sich so schön in dem malerischen Wall des Montesomma um den zierlichen Vesurkegel schlingt; der Gebirgsforscher bleibt mit dem inneren Bau des Hekla völlig unbekannt, und gewahrt nur äußerlich, wie sich derselbe aus Sand und Asche aufgeschüttet hat.

Dabei ist aber die ursprünglich langgestreckte Gestalt des Gebirgszuges und einer wahrscheinlich nach seiner Längenachse darin aufgerissenen Spalte nicht ohne Einfluß auf die Umrisse des Schuttkegels geblieben; deutlich prägt sich das aus in den verschiedenen Gestalten, welche der Hekla zeigt, wenn man sich ihm aus verschiedenen Himmelsgegenden nähert. Gewahrt man ihn aus Südwesten von der nächsten Meeresküste her, so zeigt er einen fast regelmäßigen Spitzkegel, weil dann die Gesichtslinie mit der Richtung des Gebirges zusammenfällt, aus Nordwesten und Südosten aber sieht man ihn in seiner ganzen Breite vorliegen, und dann erscheint er als ein kurzer oben zackig eingesenkter Gebirgszug, so daß man ihn als einen langgezogenen vulcanischen Kegel bezeichnen muß, der drei oder mehrere Gipfel trägt.

Die Höhe des Vulcanes über der Meeresfläche kann ohne sonderlichen Fehler zu 5000 Fuß angegeben werden. Unter den Angaben auf der neuen, musterhaft vollendeten Karte von Island, welche die isländische literarische Gesellschaft durch den Generalstabsmajor Olsen auf vier großen Blättern hat anfertigen lassen, findet sich die Höhe des Hekla mit 4961 dänischen oder rheinländischen Fußen angegeben. Nach den wiederholten trigonometrischen Messungen des Lector Gunlögsen beträgt sie 4956 Fuß. Alle früheren meist auf Barometermessungen gegründeten Angaben, denen oft oberflächliche Beobachtungen zu Grunde gelegt sind, bei denen meist den correspondirenden Beobachtungen an der Küste wenig Sorgfalt geschenkt wurde, und der fast immer höchst unruhige Zustand der Atmosphäre auf dem Gipfel des Hekla unberücksichtigt bleiben mußte, sind darnach völlig zu annulliren, besonders da sie meist eine größere Zahl lieferten.

Daß die Höhe des Hekla, wie die aller anderen vulcanischen Kegel geringen Veränderungen unterworfen ist, darf aber nicht in Abrede gestellt werden. Jeder neue Ausbruch häuft auf dem Gipfel des Berges eine Masse lockerer loser und leichter Materialien unter dem möglichst großen Neigungswinkel an, den sie mit Rücksicht auf ihre Schwere und die räumlichen Verhältnisse behalten können. Theils durch langsames Setzen und Zusammensinken dieser lockeren Massen, theils durch Einsturz der steilsten Kraterwände und theils durch die langsame Abführung nach tieferen Stellen, welche durch Wind und Wasser gemeinschaftlich ausgeführt bei so leichten Materialien, in stürmischer, schnee- und regenreicher Höhe, nicht gering anzuschlagen ist, kann sich die Höhe des Berges bis zum nächsten Ausbruche immer wieder beträchtlich vermindern.

Im Aufbau des Hekla bilden Lava, Schlacken und Asche die wesentlichsten Bestandtheile. Erstere schwarz, schwer, dicht oder porös, erscheint in losen walzrunden Stücken, welche von Olafsen und Porelsen, den bekanntesten Schriftstellern über Island, für vulcanisirte Baumstämme gehalten wurden, im Wesentlichen aber nichts sind als flüssig ausgeworfene, in der Luft erhärtete vulcanische Bomben. Auch in wildgezackten Strömen erscheint die Lava auf den Abhängen des Berges, und bildet dadurch die riesenhaften Strebepfeiler, welche den Zusammenhang des lose aufgeschütteten Gebäudes erhalten. Seltener zeigt sich eine blauschwarze leichte und sehr poröse Lava, deren Blasenräume in mehreren metallischen Farben schillern, und noch seltener ist eine ziegelrothe, bald dichte, bald schlackige Abänderung.

Die schwammigen leichten Schlacken, von den Isländern Vikr genannt, bieten nur geringe Abwechslungen dar; dasselbe gilt von der alles ausgleichenden Asche, die stets von schwarzer Farbe ist. Nur im Korn zeigt sie Unterschiede nach einer abnehmenden Reihe, von dem grobkörnigen Schutt an, dessen einzelne Rapilli noch die zahlreichen Poren erkennen lassen, bis zu dem Schießpulver-ähnlichen Sand und der völlig staubartigen Asche. Dunkle, fast schwarze Farben bezeichnen also fast alle diese Producte, und ihr trübselige Einförmigkeit wird noch mehr hervorgehoben durch den seit dem letzten Ausbruch vollständig gewordenen Mangel an aller Vegetation, der einen grauenhaften Gegensatz mit der Gartenwelt bildet, welche auf Italiens Vulcanen die Schrecken der frühern Tage verhüllt.

Früher konnte wenigstens, genährt durch die Feuchtigkeit des Himmels, das stark hygroskopische Torfmoos (sphagnum) seine matten graugrünen beschuppten Aeste den Fuß des Hekla hinaufschieben, und ein lebhaft grün gefärbtes Moos (Mnium) traf man selbst in der Nähe des Gipfels noch an, wo eine unbedeutende Entwicklung warmer Dämpfe günstigere Bedingungen für das organische Leben darbot. Jetzt aber ist auch dieses leise Aufathmen erstickt und eine völlig todte Einöde um den Gipfel geschaffen. Der Bergrücken, auf welchem der Hekla steht, verliert sich mit seiner nordöstlichen Verlängerung bald in das umgebende hügelreiche Land; das südwestliche dem Meere zustrebende Ende aber erreicht eine nicht unbeträchtliche Höhe in dem hervorragenden Selsundsfjeld, der noch die ganze Umgegend beherrscht, und findet seinen letzten Ausläufer in dem niedrigen Falkhamar. Am meisten senkt sich der ganze Rücken mehrmals schon in der Nähe des Hekla selbst, wodurch dessen eigene Erhebung um so beträchtlicher wird.

Die merkwürdige Streichungslinie von Südwest nach Nordost,

auf welcher die neuvulcaniſchen Bildungen Islands eine Zone mitten durch das Land einnehmen, offenbart ſich wohl nirgends mit größerer Beſtimmtheit als in dem eigentlichen Heklaſyſtem. Gegenſeitiger Parallelismus iſt ein gemeinſamer Charakter aller Höhenzüge, welche zu beiden Seiten das Heklagebirge begleiten. Letzteres beherrſcht das Syſtem durch ſeine mittlere Lage, ſeine Ausdehnung und ſeine Höhe. Zu beiden Seiten gruppiren ſich ſymmetriſch erſt ein niedriger, dann ein höherer Bergzug; die öſtlichen Trabanten ſind zunächſt der niedrige Geldinga-Fjeld, dann der höhere Vatna-Fjeld. Nach Weſten hin beſteht der niedrige Begleiter aus dem Tind-Fjeld und Gra-Fjeld, die durch ein Joch oder einen Hals verbunden ſind, der äußere höhere Begleiter aus dem Bjol-Fjeld und dem Langa-Fjeld, die durch die Kluft des Selskardpaſſes von einander getrennt bleiben. Die übereinſtimmende Streichungslinie, welche ſich ſelbſt noch weiter auf einen Hügelzug bei dem Hofe Näfrholt erſtreckt, deutet auf gemeinſamen Urſprung aller dieſer Bergzüge. Noch mehr beſtätigt ſich dieſe Anſicht durch die allerdings für den Mineralogen höchſt undankbare Unterſuchung der geognoſtiſchen Zuſammenſetzung.

Eine bis zum Ueberdruß ermüdende Einförmigkeit der Felsart zeigt ſich überall, und wo man mit Eifer eine Spur verfolgt, die vielleicht auf eine Abwechslung hinführen könnte, da verliert ſie ſich bald wieder in der gleichartigen, für das ganze Gebirgsſyſtem gemeinſamen Grundmaſſe.

Dieſe beſteht größtentheils aus einem vulcaniſchen Conglomerat, welches größere und kleinere, oft etwas abgerundete Stücke von ſchwarzer poröſer Lava mit einem bräunlichen oder ſchmuziggelben Bindemittel umſchließt. Es iſt dieß ein Tuff, den nach der beſonderen Beſchaffenheit ſeines Bindemittels, welches zu Palagonia am Aetna eine große Rolle ſpielt, Sartorius von Waltershauſen den Palagonittuff genannt hat.

Wegen des geringen Zuſammenhangs in dieſem ihrem Bindemittel iſt die Bergart zur Verwitterung ſehr geneigt, und durch ihr Zerfallen entſtehen die großen Haufen von Tuff- und Lavabruchſtücken, welche die umgebenden Schutthügel bedecken, ſobald der ſtete Wind die leichteren ſandigen Theile fortgeführt hat, in welche das Bindemittel zerfällt.

Die großen Trappblöcke, welche der Palagonittuff umſchließt, zeigen nicht ſelten eine ſchalige Abſonderung und eine Zerklüftung, welche ſenkrecht dagegen geſtellt iſt, ſo daß ſie ſich in lauter kleine Bruchſtücke zerſplittern und große Vertiefungen in der Felsmaſſe zurücklaſſen, die durch den Einfluß der Atmoſphärilien ſich höhlenartig erweitern. Durch abnehmende Größe der Geſteinsbruchſtücke geht der grobe Palagonittuff allmählich in einen ſandſteinähnlichen Tuff über, den die Isländer Moberg nennen, und der in ſeinem Innern gerne mit ſich kreuzenden Platten von größerem Zuſammenhang als die übrige Maſſe, wie mit Gängen durchwebt iſt.

Dieſe Platten zeichnen ſich in ſcharf hervorſtechenden Kämmen auf der Oberfläche der Felsmaſſen ab und zwar entweder mit einem zufälligen Parallelismus, oder als ein Netz von großen in einander greifenden Maſchen.

Das iſt die einförmige Gebirgsart aller der ſchuttbedeckten Hügel, die von langen und tiefen Klüften durchfurcht ſich nordweſtlich vom Hekla bis an die weſtliche Raugau erſtrecken, gegen deren Bette ſie mit ſteilen Böſchungen einhangen; das iſt auch die Felsart in den höheren Gebirgsketten, welche den Heklarücken zu beiden Seiten begleiten, und in dem Bergzuge ſelbſt, auf welchem der Vulcan ſich aufgethürmt hat.

Aber in dem letztgenannten zeigt ſich doch noch ein Uebergangsglied, welches die älteren Bildungen desſelben mit dem jüngeren Vulcan verknüpft und auf die Stelle hindeutet, wo die unterirdiſchen Kräfte ihren Weg zuerſt durch die bedeckenden Felſenmaſſen gebahnt haben. Denn während zunächſt unter dem Fuße des Hekla die weſtliche Böſchung des Gebirgszuges den gemeinen Tuff zu Tage zeigt, ſo weit er nicht durch die dicke Schutt- und Aſchenlage verborgen wird, wird der öſtliche ſteilere, an mehreren Stellen faſt ſenkrechte Abhang von einer ziegelrothen, leichten, oft ſehr feinlöcherigen und zuweilen ganz erdigen Lava gebildet, welche die großen und kleinen zum Theil gerundeten Blöcke ſchwarzer Laven umſchließt. Die innere Verwandtſchaft all dieſer Gebirgsbildungen ertheilt auch ihrer äußeren Erſcheinung einen Charakter der Gleichartigkeit, welcher nicht zu verkennen iſt.

(Schluß folgt.)

Eine Fahrt nach dem Kloſter Solowez.

(Nordiſche Biene 19, 20 und 22 Juliuß).

In der Tiefe des Nordens iſt ein Ort, wohin Tauſende frommer Söhne des rechtgläubigen Rußlands ihre Blicke und Herzen richten, wohin zahlloſe Schaaren aus allen nördlichen Gebieten ſtrömen, in der Hoffnung dort Hülfe und Troſt zu finden. Dieß iſt das Kloſter Solowez, vor 400 Jahren noch der ſtille öde Zufluchtsort zweier demüthigen Einſiedler, Sawwati und German, jetzt die blühende Pflanzſtätte frommer Mönche, die auf einer fernen Inſel des weißen Meeres ihr Leben in Faſten und Gebet hinbringen. Das Kloſter Solowez zählt, wie das Höhlenkloſter von Kiew und das Sergiuskloſter von Troizk ſeine Verehrer nicht nach Hunderten, ſondern nach Tauſenden. Ihre zahlreichen Schaaren, namentlich aus den Gouvernements Olonez, Wologda und Wjätka kommen jährlich zur Zeit der Eröffnung der Schifffahrt nach Archangel. Kaum iſt die Dwina vom Eiſe frei, ſo warten auch an der Mündung ſchon Dutzende von Schiffen auf die Pilger, denn einige Rheder von Archangel beſchäftigen ſich beſonders mit deren Ueberführung nach der Inſel, und das Kloſter ſelbſt beſitzt zu dieſem Zweck 7 Fahrzeuge von 3—400 Tonnen Laſt. Dieſe Fahrzeuge ſind zweimaſtig, von der gewöhnlichen Form der Schiffe des weißen Meers mit dem alten warägiſchen Tackelwerk nebſt 8 oder 10 Rudern, und unterſcheiden ſich von den übrigen Fahrzeugen durch ein vergoldetes Kreuz am Vordermaſt, doch hat man die Unbequemlichkeit eines ſolchen Baues von Seeſchiffen auch hier endlich begriffen, und jetzt erſcheinen auf der Archangler Rhede mehr und mehr Schooner von neueſter Bauart.

Auf ein ſolches Kloſterfahrzeug kommen gewöhnlich 100 bis 200 Paſſagiere, welche für einen Raum unter dem Verdeck 70 K. bis 1 R. für Hin- und Rückweg, in der Cajüte 4—16 Rubel je nach der Größe zahlen. Die Reiſen beginnen im Mai, da aber um dieſe Jahreszeit die Mündung an der Dwina nicht ſelten mit Eis verſtopft iſt, ſo iſt die paſſendſte Zeit zur Ausfahrt ins Meer der Junius, und namentlich deſſen zweiten Hälfte, zu welcher Zeit weder ſtarke Winde, noch Unwetter auf dem Meere herrſchen. Manchmal legen die Schiffe den Weg, der je nach der Richtung,

die man einschlägt, 3—400 Werst beträgt, in 16—20 Stunden zurück, gewöhnlich aber braucht man drei Tage, und bei ungünstigen Winden eine Woche und darüber. Freie Steuerleute aus Archangel oder den umliegenden Dörfern vermiethen sich zu diesem Dienste dem Kloster.

In Archangel selbst gibt es viele Leute, die das Kloster, welches Besucher aus den fernsten Theilen Rußlands an sich zieht, nie gesehen haben. Bei der leichten Verbindung und der Nähe des Orts kann man dieß nur einer traurigen Gleichgültigkeit zuschreiben, obgleich bei Manchen auch die Furcht vor dem Meere keine geringe Rolle spielt. Ich selbst wohnte seit langer Zeit in Archangel, habe mich aber erst in diesem Jahre entschlossen die öde Seewüste zu durchschiffen, obwohl mich schon lange ein geheimer Wunsch hinzog. Nicht ohne wahres Vergnügen kann ich erzählen, daß ich Zeuge war, mit welchem seltenen Eifer, mit welchem Glauben und welcher Liebe das fromme russische Volk zu den Reliquien der Heiligen wallfahrtet. Ich habe es mit Augen gesehen, und viele angenehme Erinnerungen sind mir in der Seele zurückgeblieben.

Auf unserem Schiffe fuhren etwa 150 Leute verschiedenen Standes, aber größtentheils gemeine Leute, beiderlei Geschlechtes, alte und junge, darunter zwei Kaufleute aus Torshok im Gouvernement Twer, der reine Typus alter russischer Handelsleute, übrigens wißbegierige Männer, welche der neuen Bildung keineswegs ermangelten. Mit uns fuhr ein Geistlicher, dessen verständiges Gespräch mehr als einmal die kleine Gesellschaft belebte, welche sich auf dem Vordertheile des Verdecks, über der Cajüte, nahe am Steuer versammelt hatte. Die Seele unseres Gesprächs war der Hierodiakon des Klosters Solowez, dessen merkwürdige Erzählungen über viele von ihm besuchte Klöster und Einsiedeleien, sowie über das Leben früherer und jetziger Einsiedler und Mönche mit unserer gegenwärtigen Stimmung übereinkamen.

Als alle Passagiere auf dem zur Abfahrt bereiten Schiffe versammelt waren, stiegen wir vor allem ans Ufer, und beteten in der zu einem Hause des Klosters gehörigen Capelle vor den Bildern der heiligen Josimus und Sawwati, daß sie uns mit einer glücklichen Fahrt auf dem Meere segnen möchten. Am Tage unserer Abfahrt, den 22 Junius, war das Wetter hell; vom Morgen an wehte ein günstiger Wind, am Abend aber, fast in demselben Augenblick, wo man den Anker lichten mußte, wurde es völlig windstill; indeß begann die Abendebbe, und wir fuhren mit Hülfe der Ruder ziemlich rasch hinaus. Der Abend war sehr warm, der Himmel wolkenleer, alle Passagiere standen auf dem Verdeck. Da entfaltete sich das Panorama vor Archangel zum letztenmal vor unsern Augen, in der ganzen Schönheit seiner schönsten, in regelmäßiger Reihe am Kai sich hinziehenden Gebäude, und entschwand dann allmählich aus unserem Blick, nur die glänzenden Kuppeln der Kirchen und der Thurmspitzen malten sich noch lange an dem dunkeln Blau des Abendhimmels ab. Wir fuhren auf dem gewundenen Laufe der Dwina hin zwischen kleinen Inseln und an Dörfern vorüber, welche im dunkeln Grün der Wälder versanken, und erst in einer Entfernung von 17 Werften war die Stadt gänzlich aus unseren Augen verschwunden. Alle Passagiere begaben sich zur Ruhe, aber das Schiff setzte seinen Weg fort, denn die Nacht ist hier so hell, wie bei Euch ein Wintertag.

Der Morgen des folgenden Tages war ebenso prächtig. Unser Schiff nähert sich trotz des Gegenwindes der sogenannten Schwaneninsel 45 Werst von Archangel an der Mündung der Dwina. Die Insel ist unbewohnt; nur zwei öde Fischerhütten, und drei hölzerne mitten im hohen Pfriemengras errichtete Kreuze beweisen, daß auch hier manchmal der Fuß des Menschen auftritt. Rund umher ist alles wild und öde auf der unbegränzten Meeresfläche, von woher der dumpfe Schlag der Wellen an das steile Ufer tönte. Links jenseits der Inseln in bedeutender Entfernung erhebt sich wie eine massenhafte Säule die Kirche des Nikolausklosters von Korela; man soll sie vom Meere aus in einer Entfernung von 70 Werften sehen. Um Mittag sprang endlich ein günstiger Wind auf, leider aber dauerte die Freude nicht lange. Nachdem wir kaum zwei Werst weit gefahren waren, mußten wir Anker werfen und bis spät in die Nacht liegen bleiben. Am folgenden Morgen fuhren wir bei frischem Winde im Angesicht des mit grünem Wald bewachsenen Ufers hin. Der Morgen war hell, die Unruhe des Meeres und das Schwanken des Schiffes nicht stark; um das Schiff her tummelten sich Seehasen, Hausen und Seehunde. Glücklich kamen wir an den gefährlichen Sandbänken der sogenannten Hörner von Una vorüber, wo Peter der Große auf der Rückkehr vom Kloster Solowez im J. 1702 beinahe untergegangen wäre. Der Wind blies jetzt vom Lande her, wir konnten die Segel nicht mehr brassen, vor uns stand eine drohende Wolke, und die See murrte dumpf. Wir fürchteten einen Sturm, der hier in der Nähe der Sandbänke für uns verderblich geworden wäre. Mit großer Anstrengung gewannen wir endlich dem Dorfe Jarenga gegenüber das Ufer, aber dieß war steil, die Wellen schlugen heftig an, die Bewohner kamen deßhalb mit ihren Kähnen herbei und halfen uns ans Land. Jarenga feierte an dem Tage die Geburt Johannes des Täufers, weil sie an diesem Tag das Fest seines Namensbruders, eines Mönchs Johann, hatten. Der Chronist von Solowez erzählt, daß die Heiligen Johann und Login Laienbrüder des Klosters waren. Im Junius 1561 scheiterten in einem Sturm 15 mit Kalk beladene Schiffe des Klosters Solowez und bei diesem Unfall ertranken die Laienbrüder Johann und Login, deren Körper nach 20 Jahren beim Dorfe Jarenga unverwest aufgefunden, und auf Befehl der Metropoliten von Nowgorod in der neuerbauten Kirche des Dorfes beigesetzt wurden.

Jarenga liegt auf den sandigen Höhen des Meeresufers, in der Nähe runder Hügel, an deren Abhängen grüne Fluren sich hinziehen, während die Gipfel von dunklem Tannenwald bedeckt sind. Als wir durch das Dorf gingen, trafen wir einen Zug von in Seide und Zitz gekleideten Mädchen mit von Gold glänzenden Gürteln; die jungen Burschе in blauen Ueberröcken und farbigen Hemden spazierten ernst unter ihren Damen umher und accompagnirten ihren Reigen mit Gesängen. Wir waren nicht in der Stimmung zu solchen Lustbarkeiten, sondern gingen in die Kirche. Am Abend fiel der Wind vollkommen, aber das Meer war noch unruhig; so ließen wir unser Schiff allein auf den Wogen schaukeln.

Am andern Tag war das Geburtsfest des Kaisers; alles begab sich in die Kirche, die von den Bauern und den Passagieren des Schiffs ganz gefüllt wurde. Um zehn Uhr fuhren wir ab, mußten uns aber bald wieder der Ruder bedienen. In der Nacht auf den 26sten fiel ein Nebel ein, so daß wir abermals vor Anker gehen mußten. Um drei Uhr fuhren wir abermals weiter, aber am Nachmittag wurde der Nebel dichter, und mit gespanntem Ohr horchten wir, ob nicht die Klosterglocke sich vernehmen lasse, aber umsonst. Am Morgen des 27sten mußten wir an der Insel Anser vor Anker gehen, und ich ließ mich ans Land setzen. Ich fand die Insel, wenigstens an dieser Strecke, waldlos und steinig, magere Büsche wuchsen etwa 2 Fuß hoch, und dazwischen bemerkte ich zu meinem Erstaunen Vergißmeinnichte. An diesem Tage kamen wir nur drei oder vier Werst vorwärts. Bei der Fahrt von der Insel

Unſer nach Muralm erblickten wir nun den Golgathaberg, den eine ſchöne Kirche ſchmückt, die durch ihre Regelmäßigkeit und durch ihre weiße, von dem dunkeln Grün der Hügel ſich ſcharf abhebende Farbe die Blicke unfreiwillig auf ſich zieht. Der Golgathaberg hat eine ſenkrechte Höhe von 75 Klaftern. Am Morgen des 28ſten mußten wir ſchon im Angeſicht des Kloſters noch einmal Anker werfen, denn ein heftiger Gegenwind hinderte uns in den Hafen einzulaufen. Endlich bemerkte man vom Kloſter aus unſere widerwärtige Lage, und ſchickte uns zwei Barkaſſen zu, welche uns in den Hafen bugſirten, wo wir um 6 Uhr Abends anlangten.

Der äußere Anblick des Kloſters Solowez hat etwas ſehr Militäriſches. Die Granitwände von 8 maſſiven bedeutend hohen Thürmen flankirt, hinter denen ſich die Kuppeln der Kirche und die Spitzen der Glockenthürme erheben, ſowie einige aus den Schießſcharten hervorſehende Geſchütze geben dem Kloſter das Anſehen einer drohenden Veſte. Selbſt in jetziger Zeit bei der Vervollkommnung der Belagerungskunſt könnte es einen ſtarken Angriff aushalten, und es iſt deßhalb nicht zu verwundern, daß in der Mitte des 16ten Jahrhunderts eine Schaar von 1670 Aufrührern trotz der Einſchließung durch die czaariſchen Truppen ſich 10 Jahre hielt. Auf der einen Seite die Seebucht mit einem ausgezeichneten Hafen, auf der andern ein großer tiefer See und auf den beiden andern Seiten ein trockener Graben hart an der Mauer machen die Befeſtigung von Solowez aus, welche im J. 1594 von dem Mönch Tryphon entworfen und ausgeführt wurde. Der Umfang der Mauern iſt 509 Klafter, der Raum ſcheint alſo nicht groß, doch befindet ſich darin die mächtige Kathedrale zur Verklärung des Herrn mit 5 Capellen, die Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt, die Kirche der Heiligen Zoſimus und Sawwati, wo ihre Gebeine ruhen, die des wunderthätigen Nikolaus, bei welcher ſich ein Kirchthurm, eine Kirchenſchatzkammer, eine Bibliothek und ein Thurm mit einer Uhr, alles durch eine gedeckte Galerie verbunden, befindet; die Kirche zum heiligen Philipp mit einem Krankenhaus, eine Kirche zur Mariä Verkündigung, die Cellen für den Vorſteher und die Mönche, eine Mühle, eine Waſchanſtalt, eine befeſtigte Caſerne und verſchiedene Vorrathshäuſer und Küchen; die Kirche zum Onuphrius, wo der Kloſterkirchhof iſt, und das Gaſthaus befinden ſich außerhalb der Veſte. Hier iſt auch auf der Oſtſeite der heilige See, in deſſen Wellen alle Fremden untergetaucht werden, ehe man ſie innerhalb der Mauern des Kloſters einläßt. Das iſt das Gebot der Heiligen.

Wir kamen in das Kloſter am Tage vor dem Feſt der Apoſtel Peter und Paul, wo ein großes Zuſammenſtrömen von Volk ſtattfindet. Im Hafen lagen zwei Schiffe mit vor uns angekommenen Pilgern und über 30 kleinere Fahrzeuge, welche von den nahen Ufern des weißen Meeres hergekommen waren. Beide Gaſthöfe waren gepfropft voll, und nur mit Mühe fanden wir ein Unterkommen. Wir gingen nach dem heiligen See und kaum hatten wir in ſeinen Wellen uns untergetaucht, ſo erſcholl in der Kirche zum heiligen Zoſimus die Glocke zum nächtlichen Gottesdienſt und wir eilten zu den Särgen der Heiligen. Die Kirche war gefüllt; der Glanz der Lichter, die feſtliche Menge adminiſtrirender Geiſtlichen, der duftende Weihrauch, der regelmäßige lautſchallende Geſang der Geiſtlichen in Mönchsgewändern, und mehr als alles die Nähe der wunderthätigen Gebeine füllten die Seele mit frommen Schrecken und ließen in geheimnißvoller Weiſe die unſichtbare Gegenwart der heiligen Zoſimus und Sawwati fühlen. Der Eindruck dieſer ernſten Veſper an ihren Gräbern wird nicht leicht aus meinem Gedächtniß verſchwinden. Geendet war die Metre in dieſer Kirche, aber in der unmittelbar daranſtoßenden Kathedrale zur Verklärung Chriſti ertönten ſchon die Klänge der heiligen Lieder: hier dauert dieſe Vormette, welche nach dem alten Kloſterritus abgehalten wird, manchmal über Mitternacht hinaus.

Am folgenden Tage erſchallte die Kirche nach abgehaltenem Gottesdienſte von dem Geſang der Betenden und den von den Pilgern mitgeſungenen Todtenämtern. Ich ging um dieſe Zeit, um an den Gräbern der heiligen German und Irenarch, die neben der Kirche in einer Capelle ruhen, anzubeten. Hier ruhen auch an den Mauern der Kirche die Gebeine vieler andern geiſtlichen Streiter, die im Herrn verſtarben und deren Namen und fromme Thaten zum Theil von der Ueberlieferung bewahrt ſind. Ein Mönch, der mir viele Heiligthümer gezeigt, führte mich endlich in die dunkeln Gewölbe der Kathedrale, wo ein hölzernes Kreuz in den Boden gepflanzt, und daneben eine kleine Grube ausgegraben iſt, das leere Grab des heiligen Zoſimus, das er ſelbſt ſich ausgrub. Inzwiſchen ertönte der ſchwellende Geſang der Kathedrale, und der lange Corridor, der die Kirchen verbindet, füllte ſich mit Volk. Dieſer Corridor iſt an Wänden und Decken mit Fresken gemalt, deren Gegenſtände aus dem Leben heiliger Mönche entnommen ſind. Der Maler war freilich kein Künſtler, ſo daß man weder Regelmäßigkeit der Zeichnung noch angemeſſene Gruppirung erwarten darf. Dennoch machen dieſe Fresken wegen der Helle des Colorits, der Lebendigkeit und des Ausdrucks der Figuren auf den erſten Anblick eine ſehr günſtige Wirkung, um ſo mehr als die hier dargeſtellten Gegenſtände ſehr gut zu dem Orte paſſen. Beim Eintritt in die Kathedrale zieht der 5ſtöckige Bilderſchrein vor allen den Blick durch ſeine Höhe und die Pracht der Bilder in von Gold, Silber und Edelſteinen glänzenden Rahmen und Einfaſſungen auf ſich; die hohen Gewölbe werden durch zwei mächtige Säulen geſtützt. Die Kirche wurde im Jahre 1566 eingeweiht.

Bald nach der Beendigung der Meſſe in der Kathedrale um 12 Uhr rief die Glocke die Bruderſchaft und die Gäſte zum gemeinſamen Mahle. Denn das Kloſter bewirthet alle Pilger drei Tage lang. Dießmal waren es 700 Menſchen oder drüber. Die Koſt iſt, wie in Klöſtern gebräuchlich, einfach aber geſund. Das Mahl beſteht gewöhnlich aus drei und an Feſttagen aus vier Schüſſeln. Das Tiſchgeräthe iſt aus Kupfer mit glänzender Verzinnung. Der Anfang und das Ende der Mahlzeit ſowie auch der Wechſel der Schüſſeln wird durch drei Schläge an die Glocke verkündet. Diener beſorgen den Tiſch, und einer von den Kanonarchen lieſt aus der heiligen Legende mit lauter Stimme das Leben des Heiligen, deſſen Andenken an dieſem Tage gefeiert wird.

Wohin man während der Mahlzeit die Blicke wendet, treffen ſie auf heilige Gegenſtände und Begebenheiten: die ganze weſtliche Mauer iſt bedeckt mit einer ungeheuren Freske, welche die Speiſung der 5000 Mann in der Wüſte mit 5 Broden darſtellt; daneben iſt ein Vorfall aus dem Leben des heiligen Zoſimus: zwei Engel in einem Kahn führen dem Heiligen Brod und Oel zu. Auf dem Plafond iſt das heilige Abendmahl in koloſſalem Maaßſtab. Nach dem Eſſen zeigte man mir die Waffenkammer: einige ſchwere Wallflinten, zwei oder drei Dutzend Säbel, Schwerter, Partiſanen, Lanzen und Pfeile und zwei roſtige, eiſerne Panzer bilden jetzt die ganze alte Waffenſammlung.

Die Schatzkammer des Kloſters iſt reich an allem Zubehör des Gottesdienſtes, und ungeheure Schränke ſind angefüllt mit Gewändern aus glänzendem Sammet, Goldbrokat und andern koſtbaren Stoffen. Um alle dieſe Schätze zu beſichtigen, wäre nicht

wenig Zeit und Mühe erforderlich. Als die Abendglocke ertönte, bestieg ich den Glockenthurm. Von hier überblickt man auf der einen Seite das Meer mit den darauf verstreuten Inseln und Buchten, die gleichsam einen Archipel bilden. Auf der andern Seite liegt hart an der Mauer der heilige See, und hinter demselben erheben sich die dunkeln Eichenwälder von Solowez, die von Wiesen durchschnitten sind. Am folgenden Tag zogen wir nach der zwei Werste vom Kloster entfernten, auf der Ostseite liegenden Capelle. Dieß soll der Lieblingsplatz des heiligen Philipp gewesen seyn. Am Fuße eines waldigen Hügels liegt ein kleiner, runder See, wo der heilige Philipp nach brünstigem Gebet eine Erscheinung des Heilands hatte, und hierauf an dieser Stelle eine Capelle bauen ließ. Auf dem Rückweg von der Capelle sah ich die Stelle, wo im Jahr 1675 die von dem Woiwoden Fürst Meschtscherinow erbauten Batterien und Brustwehren standen, deren Spuren noch nicht vertilgt sind. Diese Erinnerungen an Kampf und Streit in der Nähe eines dem Frieden geweihten Ortes machten einen traurigen Eindruck.

Während unseres ganzen Aufenthalts im Kloster war schlechtes Wetter, und deßhalb konnte ich leider die Einsiedeleien auf den benachbarten Inseln nicht besuchen. Erst am Tag unserer Abfahrt stellte sich wie vorher bestimmt helles Wetter ein. Wir beteten nochmals vor den Gräbern der Heiligen, machten uns dann auf den Rückweg und erreichten nach drei Tagen, ohne auf dem Meere Wind oder Stürme erfahren zu haben, glücklich Archangel.

Miscellen.

Auffindung des Smintheus-Tempels Homers. Im Lauf des letzten Herbsts landete Capitän Spratt, der mit der Aufnahme der trojanischen Küsten beauftragt war, an dem Ufer auf einer Stelle, die bei Strabo Hamaxitia heißt und einen District von der Form eines Dreiecks bildet, der am südwestlichen Ende des trojanischen Gebiets liegt. Die Reste des Tempels liegen nicht sehr entfernt von der Küste, zwölf englische Meilen südlich von den Ruinen von Alexandria. Der Tempel muß auf einer Hochebene gestanden haben, welche den Gebirgskamm, auf dem das türkische Dorf Kulagli steht, mit einem andern verbindet, der mit jenen gleich läuft. Die Trümmer bestehen aus einigen breiten Säulen, die nach allen Richtungen in zwei bis drei kleinen Gärten herumliegen. Einige scheinen noch an ihrer ursprünglichen Stelle zu stehen; doch ragen sie nur noch einige Fuß über den Boden hervor. Nahe bei ihnen finden sich einige massive Grundmauern des Tempels. Nicht weit von dem Tempel selbst finden sich einige Ruinen eines großen Bades aus römischer Zeit mit Mauern, die zum Theil mit horizontalen Schriften aufgeführt sind. Capitän Spratt war so glücklich in der Nähe von Kulagli eine viereckige Platte zu finden, deren Zuschrift sich auf die Feier der Spiele bezog, die Smintheia Pauleia genannt wurden. Die Buchstaben und Namen dieser Inschrift lassen auf das 2te Jahrhundert unserer Zeitrechnung schließen. Oberst Leake hat auch von einer sehr interessanten Inschrift berichtet, deren Original Capitän Spratt der Universität von Cambridge übermacht hat, und welche der Ehrenbezeugungen erwähnt, die Cassander, dem Sohn des Nestheus, von neun Völkerschaften und zwölf Städten erwiesen wurden. Diese Platte fand man in der Nähe des Tempels. (Athen. 12 August.)

*

Ueber die Aufgrabungen am alten Serapeum. Vicomte de Rongé berichtet über die Ausgrabungen, welche an der Stelle des alten nahe bei Memphis gelegenen Serapeum gemacht wurden, und erwähnt, daß er nach der vollständigen Aufgrabung der Sphinxallee am Ende auf das Portal des Serapeum selbst traf. In dem Bau selbst fand er einige kolossale Sarkophage über zwanzig Fuß lang, in denen einst der Apis begraben war, und welche eine Reihe von Stiermumien von den Zeiten Rameses II bis auf die Ptolemäer enthalten. (ibid.)

*

Livingstons Ankunft in Angola. Wir haben kürzlich in Nr. 28 der Reise Livingstons bis zum 14ten Grad südlicher Breite, sowie seines Planes, von da aus zu Lande nach Angola zu dringen, gedacht. Diese Reise ist nun vollendet, wie aus einem von der Literary Gazette vom 12 August mitgetheilten Schreiben erhellt, dem wir folgendes entnehmen. Ein portugiesischer Handelsagent in Cassange hatte zu Gunsten Livingstons auf einen Herrn Gabriel einen Wechsel von 100 Milreis gezogen und berichtet über ersteren, daß er mit sehr geringen Mitteln vom Cap der guten Hoffnung aus das ganze innere Land durchreist habe. Cassange liegt ungefähr 180 Meilen von St. Paul de Loando in östlicher Richtung und ist der Sitz eines ziemlich bedeutenden Handels zwischen Portugal und den Eingebornen im Innern. An der Richtigkeit der über Dr. Livingston mitgetheilten Nachricht zweifelt der Briefsteller nicht, und derselbe hofft mit Sicherheit, daß er sein Ziel erreicht.

*

Schlechter Fortgang der Chadda-Expedition. Nachdem eine frühere Nachricht den Tod des Leiters der obgenannten Expedition gemeldet, erfährt man jetzt, daß der deutsche Ethnologe, Dr. Bleek, der abgeschickt war, um die Reise mitzumachen, in demselben Schiff, auf welchem er wenige Monate zuvor von Plymouth abgefahren war, krank zurückgeführt wurde.

*

Lieutenant **Burton**, dessen gewagte Reise nach Mekka und Medina wir demnächst mittheilen werden, hat inzwischen in der Londoner geographischen Gesellschaft am 12 Junius Mittheilungen gemacht, aus deren Schluß wir vorläufig folgendes mittheilen. Hedschas kann Indien nicht mit Pferden versorgen; denn diese Thiere, obgleich von hoher Rasse im heiligen Land Arabien, sind Ratten, wie man die schmächtigen kleinen Thiere nennt, und kosten fabelhaften Preis. Sie sind nur zu kaufen, wenn den Eigenthümer die Noth drängt. Die große östliche Wüste, auf unsern Karten als Ruba el Chali oder unbewohnte Gegend bezeichnet, soll sehr stark von einer halbverhungerten Bevölkerung bewohnt seyn, wo sich manche Entdeckungen machen ließen. Zu Medina hörte er eine Sage, daß in alter Zeit von Medina aus eine Straße durch diese wilde Gegend nach Hadramaut geführt habe. Sie sey indeß seit Jahrhunderten verlassen. Er ist überzeugt, daß Arabien an Schluchten und Bergwassern so reich, allen Geographen seit Ptolemäus zum Trotz, keinen eigentlichen Fluß enthält, und glaubt, der Ansicht Ritters und Anderer entgegen, daß die allgemeine Abdachung des Landes von Norden nach Süden, von Bagdad nach Mekka geht.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 34. 25 August 1854.

Reisefragmente aus den Abruzzen.

Von Dr. E.

Sechster Abschnitt.

Der Weg von Silvi nach Atri führt eine kurze Strecke am adriatischen Meeresufer fort, bis in die Nähe eines massiven Zellwachtthurms, Torre di Cerrano genannt. Hier befand sich im Mittelalter ein kleiner, von dem sogenannten Castello di Silvio geschützter Hafen, welcher von den Kreuzfahrern, zumal ein Hospital ganz in seiner Nähe lag, vielfach benützt wurde. Ein Flüßchen, Calbane genannt, schlängelte sich von Atri in einer vielfach gekrümmten Schlucht, bis zum Jahre 1844 ins Meer hinunter, wurde aber plötzlich von den Alluvionsgebilden, die seine Uferränder begränzten und durch unbekannte vulkanische Ursachen in Bewegung geriethen, absorbirt, und ist bis zu dieser Stunde vertrocknet geblieben. Zu gleicher Zeit, ja fast zur selben Stunde rutschten nördlich von Benedetto bei Grottamare, jenseits des Fronto auf päpstlichem Gebiet, ähnliche Alluvionsgebilde eine kleine Viertelstunde weit ins Meer hinaus.

Nach einer guten Stunde Wegs lag das alterthümliche Atri, grauen, verwitterten Ansehens vor uns. Einst soll die Stadt drei Miglien Umfang und 13 Thore gehabt haben, jetzt kann man in 20 Minuten um sie herumgehen und entdeckt nur drei, sehr verfallene Eingänge. In der Mitte des 14ten Jahrhunderts, zur Zeit, wo sich Guelfen und Ghibellinen bekriegten, geriethen die Bürger Atri's einander in die Haare, und ein großer Theil der Stadt ward verwüstet. Im Jahre 1525 wurde Atri zerstörte, und seitdem hat es sich immer mehr entvölkert. Dennoch erscheint die Stadt im Innern nicht so düster und leblos, einige sehr thätige Handelsleute bewohnen Atri und haben in neuester Zeit Fabriken eingerichtet, z. B. von Seife, Papier, Töpfergeschirr u. dgl. Neben mehreren sehr ansehnlichen Gebäuden erhebt sich die stattliche Kathedrale mit ihrem glockenreichen Glockenthurm; unter den sieben hier befindlichen Glocken befindet sich eine von außerordentlichem Gewicht. Die Aussicht von diesem Thurm ist sehr schön, man überblickt die ganze nordöstliche Flanke des Gransasso bis weit über Fermo im Kirchenstaat hinaus. Das Haupt des Gebirges selbst steht mit allen seinen originellen Conteuren, in voller Pracht vor uns, es ist kaum 16 Miglien entfernt. Besonders zeichnet sich der bischöfliche Palast unter allen Gebäuden Atri's aus, aber auch hier gibt es, wie in der ganzen Stadt, der leeren Räume viel mehr, als der bewohnten.

Kaum hatte ich im Café mit einer Cigarre Posto gefaßt und den ersten Sturm neugieriger Anfragen glücklich abgeschlagen, so knüpfte ein dicker Geistlicher mit mir über das Alterthum der Stadt ein Gespräch an, und gab mir die beruhigende Versicherung, daß es gänzlich überflüssig sey fernere Untersuchungen darüber anzustellen, ob die Stadt Adria am Po, oder unser Atri in den Abruzzen dem adriatischen Meere den Namen gegeben: „er sey fest überzeugt, daß dem abruzzesischen Atri diese Ehre gebühre und damit Punktum." Ich nickte ihm vollkommenen Beifall zu, und gestehe aufrichtig, daß alles, was ich über das Alter Atri's, über seine Erbauung, seine ersten Einwohner, seine Münzen und Alterthümer bei neapolitanischen Schriftstellern gelesen habe, eine so große Verwirrung in mir erregt hat, daß ich Gott danke, wenn der dicke Canonicus Recht hat. Strabo, Livius, Plinius, Justin, Paulus Diaconus, Stephanus Byzantinus und eine unendliche Schaar mittelalterlicher und moderner Gelehrten, nahmen in Bezug auf die Abstammung des Namens des adriatischen Meeres bald für diese bald für jene Stadt Partei. Man wollte durch die Schreibart Atria und Atria beide Städte — die im alten Hetrurien und die im Picenerlande — von einander unterscheiden, aber da kommt leider Strabo dazwischen, und nennt unser Atri ebenfalls Atria. Was den Namen betrifft, so ging man vom Atreus und vom Griechischen bis zum Persischen, Phönicischen und Chaldäischen, und die vielfach hier gefundenen, mit verschiedenen Charakteren und Legenden versehenen Münzen wurden eben so vielfach, je nachdem die Gelehrten ein oskisches, persisches oder indisches Steckenpferd ritten, gedeutet. So betrachtet man z. B. den auf den Münzen vorkommenden liegenden Wolf als Symbol des alles verschlingenden Feuers, und bezog den Namen Atri auf ein persisches, gleichlautendes, Feuer bedeutendes Wort, als Anspielung auf die unterirdischen vulkanischen Kräfte dieser Gegenden. Als Gründer Atri's bezeichnet man abwechselnd Picus, einen Sohn des Saturn, den Diomedes, Atreus, Jon aus Illyrien, kurz Götter, Halbgötter, Heroen und dgl. Man hilft sich wohl am besten, wenn man sowohl für Atria am Po, als für Atria im Picenerlande, eine

gemeinſchaftliche illyriſche Abſtammung annimmt, mag nun die erſte oder die zweite die ältere Schweſter ſeyn. Die Schreibart mit d oder t ſcheint wenig in Betracht zu kommen, zumal in den älteſten Urkunden eben ſo wohl mare adriaticum als atriaticum geſchrieben wird. Dieß in Bezug auf die Hypotheſen.

Daß Atri jedoch eine uralte Stadt, das beweiſen die Münzen, die Alterthümer, die Grottengräber in der Nähe und alle alten Schriftſteller welche von ihr reden. Von dieſen ſind oben einige genannt. Die Münzen führen die Aufſchrift HAT oder THA (rückwärts) mit verſchiedenen Typen, und zeichnen ſich durch Gewicht und Größe (Merkmale des Alters) aus. Die Typen beſtehen in Köpfen mit Diadem und reichgelocktem Bart, in einem Wolf, einer Meduſe, einem Pegaſus, Apollo, Delphin, Hahn u. ſ. w. Diejenigen, welche auf dem aes grave von Atri vorkommen, gehören dieſer Stadt ausſchließlich. Eine Münze, welche auf der einen Seite die Buchſtaben AS und auf der andern ein H trägt, wird von den Numismatikern als eine Vereinsmünze von Asculum und Hadria angeſehen. Die Geſchichte Atria's, Atri's tagt erſt da, wo der ältere Dionys, Tyrann von Syracus, Colonien an die Küſten des adriatiſchen Meeres ſendet. Rom ſchickte Soldaten und Coloniſten zwiſchen 473 und 489 hierher, gleichzeitig mit der Beſatzung Caſtrum Novum, zwölf alte Miglien von Truentum gelegen. Als eine Anzahl piceniſcher Stammgenoſſen um das Jahr 484 in die Gegenden des Sarno und Sele, ſüdlich von Neapel, verſetzt wurde, ſcheint auch Atria oder Hadria entvölkert zu ſeyn. Die alten Schriftſteller, z. B. Ariſtoteles und Plinius rühmen die Viehzucht Hadria's, das treffliche Rindvieh und die großen fetten Hühner (worauf ſich vielleicht der Hahn auf den Münzen bezieht), ebenſo wie die dauerhaften Töpferarbeiten. Die alte Stadt zog ſich von dem Hügel, auf welchem das heutige Atri liegt, nördlich in die Gegend des Vomano hinunter, doch ſind des Silius Italicus Wort: „stat humectata Vomano Adria,“ in Bezug auf den Fundort vieler Münzen und anderer Alterthümer keineswegs buchſtäblich zu nehmen. Die Familie des Kaiſers Hadrian ſtammte aus Atri, daher äußerte Hadrian den Wunſch, Quinquennalis dieſer Stadt zu ſeyn, wie aus ſeinem Biographen Spartian und aus einer Inſchrift erhellt. Die heutigen Bewohner Atri's jedoch gehen in ihrer Eitelkeit einige Schritte weiter, und zeigen jedem Fremden das Haus, wo der Kaiſer geboren. Paulus Diaconus nennt Atri: vetustate consumpta, und dieſer Ausdruck iſt ſehr bezeichnend. Von den intereſſanten labyrinthiſchen Grotten, welche ein Dr. Sorrichio beſchrieb (vgl. Orlandi: delle città d'Italia) und welche als Gefängniſſe für 2000 Perſonen gedient haben ſollen, nach deren Maße Servius Tullius auf dem Mons Capitolinus die römiſchen, und Dionys die von Syracus erbaute, ſah ich wenig oder gar nichts mehr, es iſt auch ſehr wahrſcheinlich, daß alles derartige — wenn es überhaupt je exiſtirt — längſt verſchüttet worden.

Einige Herrn aus Atri gaben mir das Geleit bis in die Gegend von Metignano, von wo aus ich meinem auf der Landſtraße nach S. Benedetto harrenden Wägelchen wieder zueilte. Der mich begleitende Zollwächter, welcher aller Wahrſcheinlichkeit nach auf ſplendide Mittageſſen, glänzende Trinkgelder und dgl. gehofft hatte, ſah ſich bitter getäuſcht, zumal ich wenig Notiz von ſeiner mir gänzlich überflüſſigen Geſellſchaft genommen hatte. Er bettelte zuletzt mit großer Zudringlichkeit um eine Zulage zu ſeinem Douceur, und gerieth in Folge meiner abſchlägigen Antwort in ſolche Wuth, daß er allerhand lächerliche Drohungen gegen mich ausſtieß (wobei er ſich ſelbſt unaufhörlich an die eigene Gurgel faßte), aber bei der erſten ſchwungartigen Bewegung meines Stockes davonlief. Ich fand mein Wägelchen auf dem angegebenen Punkt, eilte zu meinen Leuten, und fuhr, das kleine Abenteuer erzählend, raſch auf den Vomano los, der, wie ich bereits vernommen, einige Schwierigkeiten der Ueberfahrt darbot. Mein Kutſcher erzählte mir nun, daß der Zollwächter am vorigen Abend unzählige neugierige Fragen an ihn gerichtet habe, und zuletzt von der Fiſcherin und ihrem Manne aufgefordert worden ſey, ſich nach Hauſe und zu Bette zu begeben. Ein vorüberfahrender Bauer habe ihn ferner mit bezeichnendem Hinblick auf den Strandwachtthurm gewarnt, an ſo einſamer Stelle der Landſtraße nicht zu warten. Vielleicht war alſo der Rath des Kaufmanns von Atri, mich ſorgſam zu bewachen, und ſelbſt die weibliche Einquartierung in meinem Schlafzimmer nicht ohne beſondere Gründe geweſen. Auch hatte der ſpekulirende Zollwächter meine Begleitung aus Atri drei bis viermal aufgefordert heimzukehren, da er mich ſelbſt den nächſten Weg auf die Landſtraße hinabgeleiten werde. Vielleicht hatte er mir einen Hinterhalt gelegt, in welchen er mich irrezuführen beabſichtigte. Als mich die Herrn aus Atri verließen, überſah ich jedoch die ganze Gegend ſo ſehr, daß an kein Irregehen mehr zu denken war, und augenſcheinlich fehlte es dem Menſchen an Muth, allein etwas gegen mich zu unternehmen.

Als ich am Vomano, einem der größten Flüſſe, die von Gran Saſſo ins Meer hinunterrauſchen, angekommen war, umringten mich ſogleich 12 bis 15 Kerle, welche mit Ungeſtüm ihre Dienſte zum Hinunterbringen des Fuhrwerks und unſerer Perſonen nicht allein anboten, ſondern auch ſogleich ohne alle Antwort unter fürchterlichem Spektakel ins Werk richteten. Ich bin feſt überzeugt, daß wir ohne alle Hülfe viel leichter und bequemer durch eine Furt des Fluſſes gekommen wären — hatten wir doch im Baſilicat, in Calabrien und Apulien ganz andere Uebergänge bewerkſtelligt — aber von dieſen Schelmen wurden wir, damit ihre Dienſte ſo möglich deſto greller und außerordentlicher in die Augen ſpringen mochten, gerade in die allertiefſte Stelle des Vomano hineingeführt. Die Pferde wurden losgeſchirrt und halb ſchwimmend zuerſt hinübergeführt; mein Kutſcher entkleidete ſich, ging und ſchwamm neben den Pferden her und machte am andern Ufer die luſtigſten Capriolen. Dann kam das Corricolo, nachdem alles Gepäck unten aus dem Netze fortgenommen und ſo hoch als möglich oben auf den Wagen aufgepackt worden war. Meine Drohungen, kein Waſſer in den Wagen eindringen zu laſſen, halfen; der Wagen wurde an einer etwas ſeichtern Stelle hinübergeſchafft, an beiden Seiten unterſtützt von wenigſtens acht Perſonen; zuletzt kamen mein Diener und ich, wir ritten auf den Rücken zweier kräftiger Abruzzeſen hinüber. Dieſe ganze Comödie erinnerte mich an die Art und Weiſe, wie jener Hirte ſeinen Kohl, ſeine Ziege und ſeinen Wolf über den Fluß einzeln transportirte, ohne daß die Ziege den Kohl oder der Wolf die Ziege fraß. Auf einen Wink meines Kutſchers, der im Coſtüm Adams die Pferde anſchirrte und das Gepäck ordnete, indem er alles in Heiterkeit verſetzte, wurde mein armer Bedienter, der auf dem Rücken eines ſtämmigen Atrianers ritt, durch die allertiefſte Stelle des Fluſſes geführt, und dort bis an den Bauch

ins Waſſer getaucht. Sein Fluchen, ſeine Schimpfreden waren vergebens und wurden von dem allgemeinen Gelächter überſtimmt. Nachdem endlich alles am andern Ufer wieder angeſchirrt, angekleidet und in Ordnung gebracht war, begann der ſchwierigſte Augenblick, der des Zahlens. Die ganze halbnackte Amphibien-Mannſchaft umringte mich, 24 bis 30 Fäuſte ſtreckten und reckten ſich, um die möglichſt größte Beute an klingender Münze zu erſchnappen. In dieſer Situation ſetzte ich dem Geſindel auseinander, daß ihre ganze Hülfe eigentlich nur eine Prellerei geweſen, die ich ſchon oft erfahren und recht gut vorher gewußt, ich wolle aber dennoch großmüthig ſeyn und einem unter ihnen, aber nur Einem, ein Trinkgeld geben, welches ſie unter ſich vertheilen möchten. Sie traten darauf beiſeite und bezeichneten mir Einen aus ihrer Mitte. Dieſem gab ich 6 neapolitaniſche Carlini, etwa 1 fl. 12 kr. Obſchon im Innern vollſtändig befriedigt — ein neapolitaniſcher Reiſender würde höchſtens 2 Carlini (24 kr.) gegeben haben — ſo erhob ſich dennoch ein furchtbares Geheul der Unzufriedenheit; alle umringten mich aufs neue, ſtreckten ihre Fäuſte gegen mich aus, rückten mir immer näher auf den Leib und ſchrien, das ſey kaum genug für einen, wenigſtens müßten ſie 4 Piaſter erhalten, und dieſe würden ſie ſchon zu bekommen wiſſen, wenn ich ſie nicht gutwillig hergebe. Dabei ſtampften ſie mit den Füßen, liefen wie wüthend im Kreiſe umher, und ſtellten ſich vor die Pferde, um die Abfahrt zu hindern. Jetzt wurde mir die Sache doch etwas zu arg, und ich erklärte ihnen mit Entſchiedenheit, nicht einen einzigen Gran mehr zu geben und augenblicklich weiterreiſen zu wollen. Gleichzeitig ſprang mein Kutſcher dazwiſchen, ſchob den Grimmigſten unſanft beiſeite, ſo daß ich raſch das Wägelchen beſteigen konnte, und drohte ihnen unter allen möglichen neapolitaniſchen Flüchen, ſie alle auf die Galeeren bringen zu wollen, wenn ſie ſeinen Herrn, einem berühmten Ingenieur, der auf königlichen Befehl reiſe, nicht augenblicklich in Ruhe laſſen würden. Das half. Alle legten ſich nun plötzlich aufs Bitten; ſie verlangten nur eine kleine Zulage, einen einzigen Piaſter, wie ich ſolchen den Fiſchern von Silvi geſchenkt, einen halben Piaſter, und verſtummten gänzlich, als wir raſch von dannen fuhren.

Ich mußte herzlich über dieſes Abenteuer lachen, beſonders als mein Diener, der bei der ganzen Scene eine ſtumme, ängſtliche Perſon abgegeben, plötzlich, nachdem der Vomano mit ſeinen wilden Uferbewohnern uns gänzlich aus dem Geſichte geſchwunden war, in ein furchtbares Schimpfen über die Hallunken ausbrach, welche ſeine werthe Perſon mitten im Fluß hatten erſäufen wollen. Dem Wunſche meines Kutſchers gemäß ließ ich es mir gefallen, bis an die römiſche Gränze abermals als Ingenieur zu figuriren. Nur die ruhige Entſchloſſenheit, die entſchiedene Ablehnung einer unverſchämten Forderung hatte mich aus den Klauen dieſer Kerle gerettet; ein wenig Furcht oder gar ein halbes Eingehen auf ihr Verlangen würde mich unfehlbar um 4 Piaſter oder vielleicht gar um meine ganze Baarſchaft gebracht haben. Im J. 1848 empfing in meiner Gegenwart ein neapolitaniſcher Gendarmeriechef die Nachricht, daß an einem kleinen Orte in der Nähe Neapels eine Revolution ausbrechen ſolle; er erwiederte trocken, daß er ſeinen Hut ſchicken werde, um die Unruhen zu dämpfen. Bei dieſer Ueberzeugung, daß im Königreich Neapel ſchwerlich ein Teil zu finden, iſt es um ſo mehr zu bewundern und zu bedauern, wie die Bewegungen im Jahre 1848 ſo weit um ſich greifen konnten, daß zuletzt (15 Mai 1848) viele Tauſende im Straßenkampfe zu Neapel ihr Leben einbüßen mußten. Man kann dieſes Ereigniß nur aus einer ganz ungewöhnlichen Furchtſamkeit und Erſchlaffung der damaligen Regierung erklären. Jedermann war überzeugt, daß der energiſche Polizeiminiſter Delcarretto an der Spitze ſeiner Gendarmerie die ungeſtümen Schreier ohne alles Blutvergießen zu Paaren getrieben haben würde, wenn ihm höhern Orts dieß Manöver geſtattet worden wäre.

Der Vomano entſpringt in dem an prachtvoller Naturſcenerie reichen Thale Chiarina, am nordöſtlichen Fuße des Granſaſſo, und empfängt auf dem Wege nach Roſeto, Senarica und Montorio eine große Anzahl Gebirgsbäche, welche ihn bald anſchwellen und zu einem nicht unbedeutenden Fluſſe machen. Bei Torre Vomana, wo früherhin ein kleiner Hafen geweſen ſeyn ſoll, der auf mittelalterlichen Karten auch als Gumane, als portus in flumine Cumano vorkommt, ergießt er ſich in beträchtlicher Breite ins Meer. Gattola und Toſti, zwei Schriftſteller über das berühmte Kloſter Montecaſino erzählen, daß König Lothar im Jahr 942 von Pavia aus dem Abt Baldwin von Montecaſino Gebiet im Marſiſchen und Gerechtſame in Teate und Penne beſtätigt habe, wobei auch eines Hafens „in flumine Cumano" gedacht wird. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß hier und nicht am Piamba, der Hauptſtapelplatz der Atrianer geweſen. Der Name Vomanus iſt alt, der Fluß wird aber bei den alten Schriftſtellern vielfach mit den übrigen Küſtenflüßchen verwechſelt; er trennt die heutige Provinz Abruzzo Ulteriore I in zwei gleiche Theile (ſein bedeutendſter Nebenfluß iſt der Maone) und iſt durch ſeine häufigen Ueberſchwemmungen der gefährlichſte, und derjenige, der bei dem Mangel faſt aller Brücken den Verkehr am meiſten ſtört. Nur bei Montorio führt eine Brücke hinüber; die 16 Miglien lange Strecke abwärts iſt aber oft wochenlang nicht zu paſſiren. Allerdings bietet die beträchtliche Breite, welche ſich durch weggeſchwemmtes Land alljährlich vermehrt, Brücken und Führern ein großes Hinderniß dar. Im Alterthum ſchied er das Gebiet der Prätutianer von dem der Atrianer; letzteres war ſehr klein und umfaßte nicht mehr als die heutigen Circanderien von Atri und Biſenti.

Von Vomano geht es auf Boniteo, ebener Landſtraße, an Montepagano vorüber, raſch weiter. Das Meer bleibt rechts in geringer Entfernung, links erheben ſich freundliche, mit Wein und Oliven bepflanzte Hügel. Die Olivencultur wird, je mehr man ſich dem Tronto nähert, immer vorherrſchender, dagegen werden die Ortſchaften ſparſamer und armſeliger. Prachtvolle Blicke auf das Granſaſſo-Gebirge eröffnen ſich überall da, wo die Hügel ein wenig zurückweichen und Thaleinſchnitte bilden. Die Locanda von Montepagano hat eine gewiſſe Berühmtheit, weil ſie auf der langen Strecke vom Pescara bis zum Tronto die einzige iſt; ſie liegt in ſehr einſamer Gegend hart an der Landſtraße, an ihr vorüberzufahren wäre eine Art Ereigniß, ein Verbrechen geweſen. Keller, Stallknechte und Wirthsleute drückten ihr unterthänigſtes Bedauern aus, daß wir in einer Fiſcherhütte zu Silvi, und nicht in dem berühmten Hotel zu Montepagano übernachteten; dagegen jammerte eine zahlreiche Familie aus Chieti, welche im Begriff ſtand weiter zu reiſen, über die unverſchämte Wirthsrechnung und die noch unverſchämtern Flohlegionen. Als ich ihnen die Prellerei am Vomano

erzählte und ſie ernſtlich warnte, fingen Mutter und Töchter bitterlich an zu weinen und ſich zu bekreuzigen, zumal ſie von ihrem Kutſcher die nicht ſehr erfreuliche Ueberzeugung hatten, daß er mit allen Spitzbuben gemeinſchaftliche Sache mache. Wie die guten Leute über den Höllenfluß hinübergekommen, mag Gott wiſſen. Zum größten Aerger des Wirths in Montepagano ließ ich mir und meinen Leuten nichts anderes geben, als einige Gläſer des trefflichen Liqueurs, der in Giulianuova als Roſoglio bereitet wird. Wie mein Kutſcher mir nachher erzählte, hatte der Wirth ihm freie Koſt angeboten, wenn er mich zum Beſtellen eines Mittageſſens überreden wolle. Wir hatten den Braten jedoch längſt gerochen, und eilten raſch die wenigen Stunden an Giulianuova vorüber, bis an den Tronto weiter.

Auf dieſem Wege ſind noch etwa 5 bis 6 kleine Flüſſe zu überſchreiten, von denen nur der Tordino einige Vorſicht erforderte. Dieſer entſpringt in dem rauhen Gebirge von Padula und Pietralta, fließt an Teramo vorüber und ergießt ſich nach einem Laufe von 35 Miglien eine Viertelmeile ſüdlich von Giulianuova ins adriatiſche Meer. Cluvier hält den Tordino für den Batinus, deſſen Plinius erwähnt. Das Waſſer des Tordino hatte nur höchſtens 2 Fuß Tiefe, und wir kamen früher hinüber als die gierigen Helfershelfer, welche auch hier auf furchtſame Reiſende lauerten, erwartet hatten. Fünf Kerle ſprangen uns entgegen und ſchrieen: nicht weiter, um der Madonna willen, oder ihr ertrinkt alle! ſtatt aller Antwort ging es raſch weiter, ſo daß uns und ihnen das Waſſer um die Ohren ſpritzte. Ein paar Steine, welche uns aus Zorn über das nichterhaltene Trinkgeld nachgeſchleudert wurden, trafen nicht, erregten aber ſo ſehr die Galle meines Kutſchers, daß er leichenblaß am ganzen Leibe zitterte. Ich feuerte ein Piſtol in die Luft ab, und die fünf Kerle verkrochen ſich ſämmtlich in dem Uferſchilf. Am linken Ufer des Tordino aufwärts führt in 7 bis 8 Miglien eine vortrefflich erhaltene Landſtraße nach Teramo, das alte Interamnia der Prätutier, der Hauptſtadt der Provinz Abruzzo Ulteriore I, zu welcher wir auf der Rückreiſe gelangen werden.

Außerordentlich ſchön zeigt ſich von dieſem Punkte, unweit der Mündung des Tordino, das Granſaſſo-Gebirge, deſſen Gipfel ſpeciell Granſaſſo oder Monte Corno genannt wird. Er erreicht die beträchtliche Höhe von 9000 Fuß, und iſt demach der höchſte Berg Italiens. Von hier aus geſehen, erhebt er ſich freier und iſolirter als auf der ganzen bisherigen Wegſtrecke. Aus Servius Commentar zu Virgil's Aeneide erhellt, daß die Alten dieſen Gipfel M. Cumarus nannten, und ihn dem Gebiet der Picener einverleibten. Der Urſprung dieſes Namens iſt unbekannt; er erinnert aber an den Cult des Jupiter Comnarus, deſſen Tempel ſich auf einem gleichnamigen Berge Lukaniens erhoben haben ſoll. Neapolitaniſche Gelehrte gehen nun weiter, und finden in dem Namen einen Beleg zu alten Einwanderungen aus Epirus und Illyrien, weil Strabo eine Bucht und einen Hafen des Namens Comarus beſchreibt, welcher im Golf von Ambracien, Nikopolis gegenüber, einen Iſthmus von 60 Stadien bildete. Ueber die Bezeichnung M. Corno, welche im Mittelalter häufig, zuerſt aber in Bullen von Honorius III und Decreten Friedrichs II (1218 u. 1221) vorkommt, hat Delfico in ſeinem Werke, Interamnia Pretuzia, viel geſchrieben und gefabelt. Die Baſis dieſer gigantiſchen Bergmaſſe iſt mit Wieſen und Gehölz bedeckt, welche die ſchönſten und ſeltenſten Alpenpflanzen darbieten; der Kopf, das Horn, der Gipfel jedoch ſtarrt gänzlich von Vegetation entblößt, empor. Foſſile Conchylien, Ammoniten, Tubularien und verſteinerte Meergewächſe kommen in den untern Schichten häufig vor. Die außerordentlich tiefen Thäler, Schluchten, Schründe und jäh ſich abſtürzenden Felsmaſſen machen eine Beſteigung, wo nicht unmöglich, doch beſchwerlich und lebensgefährlich. Der Abruzzeſe kommt indeſſen niemals auf den Gedanken eines ſolchen Wagſtücks. Die ſchauerlichſten, faſt trichterförmigen Vertiefungen führen den Namen Foſſe del Malpaſſo und Inferno di Santa Colomba. Es fehlt auch nicht an ſchönen und prachtvollen Waſſerfällen, gleich dem Gießbache und Reichenbach in der Schweiz, beſonders in den Monaten Mai und Junius, wo der Schnee raſch wegſchmilzt. In mehrern Grotten und Schluchten jedoch, z. B. an dem Punkte Cima del Corno genannt, nimmt der Schnee eine gletſcherartige Beſchaffenheit an, bildet Spalten und Grotten wie in den Alpengletſchern, und von hier fließt faſt das ganze Jahr ein Bächlein über und in einem Eis- und Schneebette ab. Vgl. Delfico's Osservazioni sur d'una parte degli Apennini. Schneelawinen fallen im Frühjahr häufig, und im Jahre 1846 warfen viele prächtige Buchen im Chiarinathal von ihnen zu Boden geſchleudert. Eine der großartigſten Ausſichten in Italien gewährt die ſogenannte Cima della Marcheſa, 7200 Fuß hoch, ſüdöſtlich vom M. Corno, welche, wenn ich nicht ſehr irre, der Geologe Hoffmann beſtiegen und beſchrieben hat; man überblickt das adriatiſche Meer in größter Ausdehnung, die abruzzeſiſchen Provinzen, ein grandioſes Amphitheater von Bergen, das ſich von der Sibylla bis zum Velino erſtreckt, ferner die Centralkette der Apenninen bis in weiteſte Fernen und ein Gewirr von Städten, Dörfern und Ortſchaften. Die naheſtehende Pyramide des Granſaſſo, welche, gegen Oſten gewendet, nahe an 6000 Fuß ganz ſteil und faſt ohne Unterbrechung in die Tiefe abfällt, gewährt von dieſem Punkte aus, in dem leuchtenden Grau ihrer compacten Felswände einen faſt eben ſo ſchauerlichen Anblick wie der öſtliche Abſturz des Aetna in das ſogenannte Valle del Bue. Wer das Granſaſſo-Gebirge von Oſten aus beſucht, der wähle den Ort Iſola am Maone zu ſeinem Stützpunkte, wer aber von Aquila kommt, der rüſte ſich in Aſſergi mit guten Führern und dem Nöthigen aus. Der Reichthum an ſeltenen Pflanzen, Mineralien und Verſteinerungen iſt ſehr groß. Sehr ſchöne Waldungen, auch Tannen finden ſich an den Quellen des Vomano und an der Montagna di Fano Trajano.

Hinter dem Tordino wird die Gegend einförmiger, die Ufer werden flacher und ausgedehnter, und die Straße läuft durch Olivenpflanzungen weiter. Giulianuova, das auf den meiſten Karten als Stadt oder als volkreicher Ort bezeichnet iſt, wird kaum bemerkt. Antonius Acquaviva, Herzog von Atri, erbaute den Ort, indem er die Bewohner von Caſtro von der ſumpfigen Mündungsſtelle des Tordino, 2 Miglien landeinwärts verſetzte. Caſtrum Novum (nicht zu verwechſeln mit Caſtrum Truentinum), ein Ort der Prätutier, lag an der Via Salaria, 12 alte Miglien von Truentum. Itinerarien, Strabo, Plinius und Ptolomäus reden von dieſem Platz, der aber keineswegs nur ein Caſtell, ſondern, wie die theodoſianiſche Tafel und die nicht unbedeutenden Ruinen es beweiſen, einer Stadt ähnlich war. Mehr als einmal kamen römiſche Coloniſten hieher, zuerſt im Jahre 469, nachdem Curius Dentatus über Sabiner und Samniter geſiegt hatte, dann im Jahr 489, wo

jedoch aller Wahrſcheinlichkeit nach mehr die Abwehr einer Landung als die Gründung einer friedlichen Colonie bezweckt werden ſollte. Sulla befeſtigte Caſtrum und Auguſtus ſchickte eine der 32 Militärcolonien hieher. Der Umfang der alten Mauerüberreſte und dieſe Ueberreſte ſelbſt ſind nicht unbedeutend; jede Seite hatte Thore von faſt einer Viertelmiglie Länge, ſie finden ſich theils in der Nähe des Meeres, theils auf den hügelartigen Erhebungen bei Torre Vecchia, nahe am Flüßchen Tordino. Einige Inſchriften deuten in ihren Fragmenten auf Thermen und auf eine Special-Präfectur hin. Im Mittelalter erhielt der Ort den Namen Caſtrum Divi Flaviani oder Civitas Flaviani von einer Kirche dieſes Heiligen; ihre Einwohner ergaben ſich dem Michael Palaeologus und Johannes, den Abgeordneten des griechiſchen Kaiſers gegen Friedrich; vgl. Peranzoni, Antichità, Picene und Palma: Storia della Diocesi Aprutina. Daß übrigens die alten Prätuzier, gleich den Sabinern, Peignern, Samnitern und andern Stämmen weniger in Städten als zerſtreut in Weilern und Höfen (vicatim) lebten, erhellt aus dem Umſtande, daß faſt überall umher zerſtreut Gräber, Töpfergeſchirr, Münzen u. dgl. gefunden wurden. Die Römer verſahen das Land mit mehrern vortrefflichen Landſtraßen, dahin gehören Brücken, Caſtelle und Wachthürme, wie aus unzähligen, mitunter noch ziemlich gut erhaltenen Ueberreſten wahrzunehmen iſt. Als Hauptſtraßen durchſchnitten das Prätuzierland die Via Salaria, Via Metella und Via Raufſa, welche an mehrern Punkten Nebenſtraßen abſendeten. Hr. Careca ſchildert in ſeiner Storia del Regno delle Due Sicilie alles Hierhergehörige mit großer Ausführlichkeit, und ich verweiſe daher abermals auf dieſes fleißige Werk. Intereſſant iſt eine Strecke der alten Via Metella, die ſogenannte Carriera della Fata, wo Blumen, Gräſer, Gebüſche und Bäume auf einer ziemlich langen, ſcharf begränzten Fläche ſo üppig blühen und ſprießen, daß die Bewohner rings umher ſagen, „es ſey die Fata Sibylla da in ihrem Wagen ſpazieren gefahren.“ Auch ein ſogenannter Paß des Hannibal (Guado di Annibale) kommt auf der Via Metella zwiſchen Pizzo di Sevo und Pizzo di Moscio vor, der ſich natürlich auf einen kriegeriſchen Gebirgszug dieſes Feldherrn bezieht.

Hinter Giulianuova deuten mehrere Grabtrümmer rechts und links am Wege darauf hin, daß die moderne Landſtraße hier die Richtung einer alten Römerſtraße verfolgt. Dafür ſprechen auch einige Subſtructionen und Ueberreſte von Brücken. Das Hügelland mit den kleinen Ortſchaften, wie Mosciano, Montone, weicht links mehr zurück, während rechts eine ſandige Uferſtrecke immer mehr Raum gewinnt. Neben dem Oelbau tritt der Getreidebau auf, ferner erblickt man Hanf, Flachs, Bohnen und Gemüſecultur. Das Flüßchen Salinello leiſtete uns, da es kaum einen halben Fuß hohes Waſſer enthielt, gar keinen Widerſtand; es entſpringt in den Schluchten zwiſchen Civitella und Campli und hat höchſtens einen 25 Miglien langen Lauf. Ueber ſeinen alten Namen wird um ſo mehr gefabelt, je weniger darüber bekannt iſt. Chroniſten und alte Codices führen die Namen Saline, Salinas, Suinum, Tervium, Servium u. ſ. w. an. Da Plutarch den Namen Salinas bei der Schilderung des Krieges mit Spartacus nennt, ſo konnte es nicht fehlen, daß abruzzeſiſche Schriftſteller eine Schlacht des Sklavenkrieges hierher verlegten. Von der Mündung des Salinello bis zum Tronto ſind nur noch fünf Miglien. Das Flüßchen Vibrata oder Ubrata, welches ebenfalls noch zu überſchreiten, wird von den Topographen für den Elvinus gehalten, der in einigen Ausgaben des Plinius vorkommt und wahrſcheinlich identiſch iſt mit dem Herninum oder Nerninum der theodoſiſchen Tafel, zwiſchen Caſtrum Truentinum und Caſtrum Novum. Er bildete die ſüdliche Gränze des Ager Palmenſis.

Es war Mittag vorüber, als ich die Zollgebäude und das Wirthshaus am Tronto erreichte. Paßviſitateren und Gränzzolleinnehmer hielten ihr Mittagſchläfchen. Es herrſchte erquickliche Ruhe, und auch ich ſtreckte mich behaglich auf ein Sopha hin, und harrte ſchlummernd meiner beſtellten Maccaroni und in Oel gebackenen Fiſche, Spinole und Merluzzi. Als ich nach einem Stündchen erwachte, ſtand der Tiſch gedeckt. Mein Kutſcher hatte alles beſorgt. Der Paß war für den Austritt aus dem Königreich beider Sicilien viſirt, das Gepäck unterſucht, d. h. kaum angeſehen, ein höflicher Beamter näherte ſich und fragte, ob er mir in irgend etwas dienen und gefällig ſeyn könne. Ich lud ihn ein mein Gaſt zu ſeyn, bat ihn aber gleichzeitig, dafür zu ſorgen, daß beide Pferde ſowohl als das Wägelchen mit dem nöthigen Signalement behufs der koſtenfreien unbehinderten Rückkehr ins Königreich aus dem Kirchenſtaat, wie Geſetz und Umſtände es vorſchreiben, verſehen werden möchten. Da nämlich die Einfuhr fremder Pferde ins Königreich ſtrenge verboten iſt, ſo thut man gut, bei dem Austritt aus den neapolitaniſchen Staaten, um nicht an einem andern Eingangspunkte der Willkür und der Prellerei geldgieriger Zollbeamten zu verfallen, die Pferde mit einem hiezu üblichen leichten Stempel zeichnen oder genau ſignaliſiren zu laſſen. Gegen eine ſehr unbedeutende Taxe wurden meine Wünſche erfüllt, und da ich in dem erſten römiſchen Städtchen, welches nur drei Miglien entfernt war, übernachten wollte, ſo hatte ich nach einem angenehmen und vergnügten Mittageſſen Muße genug, einen Spaziergang zu machen und mich nach den Ueberreſten von Truentum und Caſtrum Truentinum umzuſehen. Vorher jedoch wurde ich in die Familie des Zolldirectors eingeführt, der Frau, den Töchtern und den zufällig anweſenden Freunden vorgeſtellt. Es fehlte nicht an Kaffee, Liqueur und Cigarren und an lebhafter Unterhaltung. Intereſſant war mir ein 96 Jahre altes, munteres, geſundes Urgroßmütterchen, deſſen größte Seligkeit in dem Ausruhen und Schlummern in einem bequemen Lehnſeſſel beſtand. Sie ſchlug unaufhörlich die graufaltigen Hände auf die gepolſterten Stuhllehnen, ſcherzte über meine Reiſeluſt, und ermahnte mich freundlich, bald und auf dem kürzeſten Wege in die Heimath zurückzukutſchiren.

Der Tronto, einer der bedeutendſten Küſtenflüſſe dieſer Gegenden bildet auf 5 bis 6 Miglien Länge die Gränze des Kirchenſtaats, welche ohne Rückſicht auf Berge, Thäler, Flüſſe und natürliche Markungen, in unregelmäßigen Zickzacks in ſüdweſtlicher Richtung bis nach Rieti hin fortläuft. Plinius, Mela und Strabo nennen den Tronto, Truentum und Truentinum; er entſpringt in dem Gebirge von Paggio Cancelli, in der Nähe der Quellen des Aterno und Velino, und fließt, zuerſt ſehr rauſchend, nachher ſehr ſanft 42 Miglien lang öſtlich, bis er ſich bei Porto di Martin Sicuro ins adriatiſche Meer ergießt. An ſeinem linken Ufer lag die alte Stadt Truentum (Plinius und die theodoſianiſche Tafel), welche häufig mit ihrem Stapelplatze Caſtrum Truentinum verwechſelt wird, höchſt wahrſcheinlich von illyriſchen Coloniſten erbaut

ward, aber sehr geringe Spuren in der Geschichte hinterlassen hat. Im zweiten punischen Kriege kämpften nach Silius Italicus die Truentiner unter den Römern. Als augustanische Veteranencolonie blühte Truentum zu den Zeiten des Plinius, welcher sie als uraltes Ueberbleibsel liburnischer Einwanderungen hinstellt. Ein paar, bei San Benedetto und Colonella gefundene Inschriften erwähnen der Zunft der Purpurfärber, welche hier wie in Ariminum und Ancona bedeutend gewesen zu seyn scheint (κοινωνια τραχαλιων). Da ein Episcopus Druentinus im Jahre 483 in den gesammelten Annalen des Baronius vorkommt, so scheint also Truentum erst spät zerstört worden zu seyn. Man nimmt allgemein an, daß diese Stadt 1½ Miglien von der Mündung des Tronto lag, an der Stelle des heutigen Cività, in hoher, gesunder und angenehmer Gegend, mit herrlicher Aussicht auf das picenische Gebirge bis zur Majella und auf das Meer. Nicht unbedeutende Trümmer sind hier gefunden worden, welche sich bis Colle di Cività bei Colonella hinziehen, und zu der Vermuthung die Veranlassung geben, daß am letzteren Orte das Castell von Truentum gestanden. Daß diese Gegend im Alterthum sehr bevölkert gewesen, erhellt auch aus den zahlreichen Ruinen, die sich längs dem Vibrata hinziehen. Bei S. Giovanni z. B. findet sich ein Porticus mit einer Gallerie, gepflastert und mit Stuck bekleidet, daneben grub man Capitäler, Säulenüberreste und verschiedene Ornamente aus, auch Ueberreste von den Bädern Truentums, das heißt: Bleiröhren, gemauerte Aquäducte, Substructionen und Mosaiken, nebst noch vorhandenen reichen und frischen Quellen fesseln die Aufmerksamkeit des archäologischen Touristen. Palma in seiner Storia della Diocesi Aprutina und neuerdings Nemesio Ricci in seinen Antichità del agro Palmense (Bullet. Archeol. Nap. Nr. 42) schildern alles Hierhergehörige ausführlich. Das Castrum Truentinum der Alten, dessen auch die Peutingersche Tafel erwähnt, scheint ein Wassercastell zum Schutz des Handels und zur Abwehr feindlicher Anfälle von der Seeseite her gewesen zu seyn. Der unter den Römern aufs sorgfältigste und reichhaltigste organisirte Straßenbau in diesen Gegenden deutet auf einen regen alten Handelsverkehr hin. Catalani in seinem Buche: origine ed antichità Fermane war der erste, welcher die Stadt Truentum von ihrem Hafen und Stapelplatz Castrum Truentinum gehörig schied. Vgl. Colucci's Antichità Picene und Mezzetti's kleine interessante Schrift: delle officine porporarie di Truento. Cicero erwähnt dieses Orts in den Briefen an Atticus, indem er von der Expedition des Cäsar gegen Cn. Pompejus redet; auch gedenkt eine bei Colonella gefundene Inschrift mit deutlichen Buchstaben des „Castrum Truentinum." Das jetzige Torre a Tronto nimmt einen Theil seines Raumes ein, und ganz in der Nähe der Landstraße erhebt sich noch ein altes Gemäuer als einziges Ueberbleibsel des Castells.

Auf einem zweistündigen Spaziergang, in Begleitung zweier freundlicher Zollbeamten, lernte ich nicht allein die geringen Ueberbleibsel alter Wohnsitze auf dem Ager Palmensis, sondern auch ein Stück schönen, fruchtbaren Landes kennen, das ich gerne bis zu den Thoren des freundlich herüberwinkenden römischen Ascoli durchstreift hätte, wenn meine Reiseplane einen solchen Aufenthalt gestattet hätten. Bevor ich jedoch die Schiffbrücke des Tronto und somit die Gränze des Kirchenstaats betrete, mögen mir noch einige Bemerkungen über diesen nördlichsten Theil des heutigen neapolitanischen Königreichs erlaubt seyn.

Das bisher von Pescara und Silvi aus geschilderte Land umfaßte das alte palmensische, prätuzische und atrianische Gebiet, welches in engen Gränzen umschlossen, und bis zu dem Zeitpunkte, wo die Römer ihre Herrschaft bis über den Gransasso hinaus in das adriatische Meer ausdehnten, ganz selbständig war. Augustus fügte diese drei Gebietstrecken der picenischen Provinz (Picenum) bei, welche die heutige Mark Ancona bildet. Plinius, obschon zu seiner Zeit die drei Ländchen schon zu Picenum gehörten, unterschied sie dennoch scharf und richtig von einander, und hilft uns zum Verständniß der flüchtigen Notizen des Livius, Polybius, Ptolomäus und Stephanus Byzantinus. Die heutige Provinz Abruzzo Ulteriore I. umfaßt die drei genannten Ländchen sammt dem Gebiet der Vestiner vollständig. Aus einem Labyrinth der apenninischen und subapenninischen Formationen, welche sich auf tausendfache Weise verzweigen, springt eine Hügelkette hervor, welche sich allmählich mit den Ebenen nivellirt und ins adriatische Meer abfällt. Als zusammenhängende Aus- und Abläufer erscheinen die Hügelzüge von Contreguerra und Colonella, von S. Omero und Tortoreto, von Bellante, Montepagano u. a. Die Flüsse und Bäche, welche sie trennen und gruppiren, sind im Verlauf dieser Skizze bereits namhaft gemacht. Am Tordino, Vomano und Vibrata finden sich die breitesten Thalflächen, die fruchtbarsten Ebenen. Thon und Mergel sind sehr vorherrschend, abwechselnd mit dem Kalk der höheren Primitivgebirge und dem vielfarbigen Sand der Secundärgebilde. Die Alluvionen aus dem hohen Gransasso geben hin und wieder dem Thal und der Ebene einen buntscheckigen, mineralogischen Ueberzug, vom Kalk bis zum Travertin. Von Metallen, mit Ausnahme des Eisens, sind keine oder nur sehr geringe Spuren gefunden worden.

Auf der großen Rizzi-Zannonischen Karte des Königreichs Neapel (in 32 Blättern Fol. Nr. 3), findet sich am Colle della Terla, hart am Fuße des Gransasso, zwischen den Flüssen Valchiera und Maone eine Miniera d'oro (Goldmine) angegeben, worüber ich nichts Zuverlässiges erfahren konnte. Feiner und vorzüglicher Ocher findet sich in Menge in den Hügeln um Teramo, Campli und Civitella, wo ebenfalls Steinkohlen, jedoch ohne tiefe Schichtung, vorkommen. An Höhlen, Quellen, Wasserfällen, Schluchten und Zerklüftungen, welche vielfach auf vulcanische Erschütterungen und Einwirkungen hindeuten, ist überall Ueberfluß, während andrerseits das Meer die Spuren alter Eingriffe reichlich verkündet. Versteinerte Conchylien kommen in Menge, besonders bei Civitella vor, wo man außer Testaceen eine Menge Baumpflanzen und Gräserversteinerungen (besonders Eichenstämme und Eichenblätter) gefunden hat. Was die alten und ältesten Bewohner dieser Gegenden betrifft, so dürfen wir dem Plinius vielleicht einigen Glauben schenken, wenn er die Siculi und Liburni als Urcoloniſten bezeichnet, welche später von den Umbrern, Etruskern und Galliern verdrängt wurden. Diese Siculi jedoch kamen schwerlich aus dem heutigen Sicilien, sondern vielmehr aus einer epiretischen Provinz, wahrscheinlich aus Chaonien. Um dieses zu beweisen, zieht Hr. Corcia einen Scholiasten des Homer herbei, wo von einem Siculer-König, welcher zu Bucheta (Epirus) herrschte, die Rede ist; ferner erklärt er den Commentar des Servius zu Virgils Aeneide (1,537)

wo es heißt, daß Italus, König der Sikuler, aus Sicilien in die Tibergegenden abgereist ſey, alſo, daß hier unter Sicilia entweder das Picenerland, welches die Sikuler in Beſitz genommen, oder das Mutterland Chaonien zu verſtehen ſey. Plinius und Ptolemäus ſetzten die Sikulioten an die Küſten von Epirus, und Antiochus von Syracus zählt die Siculi zu dem Stamme der Oenotrer, welche ebenfalls aus Griechenland herübergewandert. Schifffahrt und Handel ſcheinen auf dem jetzt dalmatiniſch-illyriſchen Küſten- und Inſellande ſchon frühzeitig und von einer viel größeren Bedeutung, als man gewöhnlich annimmt, geweſen zu ſeyn. Es fehlt natürlich an jeder Chronologie dieſer ſiciliſch-liburniſchen Anſiedler, doch erhellt aus einer Stelle des Dionys von Halikarnaß, daß, 80 Jahre vor der Zerſtörung Troja's, Pelasger im Verein mit Aboriginern (ein ganz vager Ausdruck) die Sikuler aus ihren Wohnſitzen vertrieben, nachdem dieſe bereits Städte, wie Ancona, Romana, Cluana u. a. gegründet hatten. Der Name dieſer uralten ſiciliſchen Coloniſten hat ſich bis zur heutigen Stunde an vielen Punkten erhalten; was das palmenſiſche, prätuziſche und atrianiſche Gebiet betrifft, ſo finden wir, daß eine Gegend am Zuſammenfluß des Maone und Vomano noch jetzt Sicilia genannt wird, und daß eine „Valle Siciliana" am Tronto und Vomano exiſtirt, vieler anderer Ortsnamen, Siculi, Siciliano u. ſ. w. nicht zu gedenken. Die Umbrer, welche ſpäterhin in dieſen Gegenden herrſchten — Plinius nennt ſie gens antiquissima .... quod inundatione terrarum imbribus superfuissent — wollen neuere italieniſche Sprach- und Geſchichtsforſcher eben ſo wenig als italiſches Urvolk gelten laſſen man beruft ſich auf Herodot, Strabo, Scylax, Stephanus Byzantinus u. a., und läßt ſie ebenfalls aus Illyrien herüberkommen. Da Plinius einen Theil des umbriſchen Stammes ausdrücklich Paleſtini nennt, und für die Stadt Interamnia der Beiname Paleſtina vorkommt, ſo wird auch dieſer Umſtand für die Beweisführung illyriſcher Abſtammung geſchickt benützt. Nach Vibius Sequeſter und nach Lucan nämlich wurde eine Gegend am Apſos in Epirus, zwiſchen Apollonia und Dyrrhachium „Palaeſtina", von der Stadt Palaeſte genannt. Die Umbrer machten wiederum den Hetruskern Platz, welche ihnen, nach Plinius, 300 Städte wegnahmen. Auf die Hetrusker folgten Gallier ꝛc. Man ſieht aus allem, daß die alte Geſchichte dieſer Völker noch ſehr im Dunkeln ruht, und wohl noch lange, ſo ehrenwerthe Forſchungen und Anſtrengungen auch behufs der Aufhellung gemacht werden, im Dunkeln ruhen wird. Polybius, Cicero und Frontin indeſſen belehren uns mit hiſtoriſcher Zuverläſſigkeit, daß die Römer das Gebiet der drei Ländchen in Beſitz nahmen, es dem Picenum anreihten und es durch Bauten, Heerſtraßen und Coloniſten zu heben und zu bevölkern ſuchten. Das palmenſiſche Gebiet umfaßte die kleine Strecke zwiſchen dem rechten Ufer des Tronto und dem Helvinus (Vibrata), alſo das heutige Circandario di Nereto. Der „Ager Truentinus" iſt ganz gleichbedeutend mit Ager Palmenſis. Der Name Palmenſis wird von einer kleinen Stadt Palma oder von einer Rebenſorte, die hier beſonders gut gedieh, abgeleitet. Das Ländchen der Prätuzier erſtreckte ſich vom Vibrata bis zum Vomano, und weſtlich über die Gebirge von Roſeto, Moscio und Sevo hinaus bis zur Valle Chiarina, wo es mit dem Sabinerlande zuſammengränzte. So wie überhaupt die Chorographien der erzbiſchöflichen Diöceſen das beſte Licht über die älteſten politiſchen Ländereintheilungen verbreiten, ſo erkennen wir auch aus dem Umfange der Diöceſis Aprutina den Umfang des Prätuziergebiets; es ſind die heutigen Circanderien von Giulia, Notareſco, Teramo, Montoro, Campli und Civita del Tronto. Ueber den Urſprung des Namens Prätuzier ſtritten ſich mehrere Gelehrte, z. B. Palma, Mazocchi, Delfico (in ſ. Interamnia Pretuzia) u. a. Aus Petrut ſoll Petrutia und dann Praetutia geworden ſeyn; auch das orientaliſche Wort Phetruſim oder Petruſim, womit der Stammvater der Palaeſtini, Peleſtini, Philiſtini (!) bezeichnet geweſen ſeyn ſoll, wird in Ermangelung einer beſſern Ableitung herangezogen. Der Ager Atrianus oder Adrianus endlich zog ſich vom Vomano an den Piomba und weſtlich gegen das Granſaſſo-Gebirge aufwärts; er umfaßte die heutigen Circanderien von Atri und Biſenti.

Ich empfahl mich den freundlichen Beamten, und glaubte bis zur päpſtlichen Barriere alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, wurde aber im Wirthshauſe vom Gegentheil überzeugt. Mehr als ein halbes Duzend Zoll- und Gränzvampyren ſubalterner Gattung harrten gierig und hungrig auf meine Rückkehr, und bettelten unter verſchiedenen abgeſchmackten Vorwänden um Trinkgelder. Der eine verlangte eine Belohnung dafür, daß er mein Gepäck nicht allein nicht unterſucht, ſondern nicht einmal vom Wagen genommen hatte, der andere, weil er die Pferde nicht mit dem Stempel verbrannt, der dritte, weil er dem Zolldirector viel Liebes und Gutes von mir erzählt u. ſ. w. Ich warf unter dieſe Schmarotzer ein Duzend ſchlechter neapolitaniſcher Cigarren, gab dem Cameriere und den Stallknechten, welche mir förmlich den Eintritt in den Wagen verſperrten, einige höfliche Rippenſtöße, und trabte ſehr verdrießlich auf die Schiffsbrücke los, welche in kurzer Entfernung über den Tronto führt. Ein neapolitaniſcher Gränzwächter beſichtigte noch einmal den Paß, erbat ſich die „Bettiglia" und machte Miene den Pferden in die Zügel zu greifen, als ich ihm das Trinkgeld verweigerte. Eine kräftige Drehung half, ich kam glücklich über die Gränze. Mein Kutſcher erzählte mir, daß der Piaſter, den ich den Fiſcherleuten von Silvi für Nachtlegie und Bewirthung gegeben, die Urſache der ganzen Quälerei geweſen. Man hatte mich für einen Ingleſe gehalten, und nach Umſtänden theils durch Höflichkeiten, theils durch Unverſchämtheiten auszubeuten verſucht. Ein Ingleſe oder ein Foreſtiere iſt übrigens in halb Italien — wie auch in vielen Schweizerkantonen — nichts anderes als ein Geldſack, welcher mit allen erlaubten und unerlaubten Kunſtgriffen geleert werden muß.

Das römiſche Gebiet gewährt gleich hinter dem Tronto, ausnahmsweiſe, einen ſehr freundlichen Anblick: die Landſtraße wird ſchmäler, krümmt ſich vielfach und führt durch Olivengärten, Weinreben, Getreide-, Bohnen- und Hanffelder. Das Monotone der neapolitaniſchen Landſchaft vom Tordino bis zum Tronto iſt gänzlich verſchwunden, Pappeln und Ulmen beſchatten den Weg, und mannichfaltige Feld- und Gartencultur erfreut das Auge. Die päpſtliche Douane befindet ſich eine halbe Stunde jenſeits des Tronto. Mit einigen geſchickt applicirten Paoli und höflichen Worten befreite ich Päſſe und Gepäck aus den Händen der Zollwächter. Für die Einfuhr der Pferde mußte ich eine geringe Abgabe bezahlen. Ich wurde überhaupt an dieſer entlegenen Gränz- und Zollſtätte viel freundlicher und zuvorkommender behandelt, als

ich nach manchen Erfahrungen, die ich früher auf den großen Landstraßen Italiens gemacht, erwarten durfte.

Vor San Benedetto wird die Gegend immer fruchtbarer und reizender, ſchön bebaute und mit Gebüſch umkleidete Hügel ziehen ſich bis auf den Weg hinunter, und die Häuſer rechts und links am Wege fand ich mit Gärten eingefaßt, worin Limonen, Orangen, Granat- und Oleanderbüſche blühten und dufteten. San Benedetto ſelbſt liegt ſchön, links an maleriſch geformte, bewaldete Hügel gelehnt, rechts von Blumen-, Orangen- und Gemüſegärten umſchloſſen. Auch iſt, was im Römiſchen nicht wenig ſagen will, die Stadt reinlich gehalten. Breite Straßen, freundliche, neue, helle Häuſer, zierliche Plätze mit hübſchen Brunnen ſchmücken den Ort, der ungefähr 5 bis 6000 Einwohner zählen mag. Eine ſehr einfache, aber freundliche Locanda, worin die Wirthin mit zwei Töchtern ganz allein, ohne widerliches, zudringliches Kellnerthum wirthſchaftete, nahm mich auf, und alle meine Wünſche wurden aufs ſchnellſte und geſchickteſte erfüllt. Vor dem Nachteſſen ſchlenderte ich in der Stadt und Umgegend umher, und ſog voll Entzücken den Orangenduft ein, der die Atmoſphäre erfüllte. Ein romantiſcher Saumpfad führte mich durch einen mit Schlingpflanzen, Myrthen und Lorbeer reich bewachſenen Hohlweg auf die Höhe eines Hügels, wo das liebliche Städtchen, die fruchtbare Ebene bis über Grottamare hinaus und das glitzernde adriatiſche Meer in vollkommener Ruhe zu meinen Füßen lag. Es geſellten ſich ein Paar neugierige Spaziergänger zu mir, welche mich freundlich auf alle intereſſanten Punkte aufmerkſam machten, und mir ganz beſonders riethen, dem Grafen N., einem reichen und angeſehenen Mann einen Beſuch zu machen. Zufällig ſtand der Graf am Gartenportal, als ich in die Stadt heimkehrte, und meine Bitte, ſeine ſchönen Gartenanlagen betreten zu dürfen, wurde nicht allein freundlich gewährt, ſondern ſogar mit der Begleitung dieſes hochgebildeten vielgereiſten Mannes gewürzt. Der Garten darf ſich den beſten Anlagen dieſer Art um Neapel herum getroſt an die Seite ſtellen; ſchöne, ſeltene, ausländiſche Gewächſe zieren ihn, und an Treibhäuſern, Grotten, Springbrunnen, Ruheplätzchen iſt kein Mangel. Prächtige Reb- und Laubgänge, wo die Lücken durch Schlingpflanzen und Roſengebüſch gefüllt waren, führten uns auf die Anhöhe, wo das palaſtartige Wohngebäude der Familie ſteht. In einer Veranda nahmen wir Platz, es kamen noch mehrere Mitglieder der Familie herbei, und während Eis, Orange und Limonade ſervirt wurde, ergoß ſich die Unterhaltung raſch auf die unbefangenſte Weiſe über Land und Leute, über Gegenwart und Zukunft. Nachdem ich die werthvolle Gemäldeſammlung nebſt Bibliothek, Antiquitäten und naturhiſtoriſchen Sammlungen ſo wie den geſchmackvollen, innern Raum des Palaſtes angeſchaut, gab mir der gaſtfreie, liebenswürdige Graf N. das Geleite in mein kleines Hotel. Bald dampfte eine kräftige Muſchelſuppe (Zuppa di Bongholi) auf meinem Tiſche. Maccaroni, Hammelbraten, Fiſche, junge Erbſen, Spargelſalat und Erdbeeren folgten, und ein feuriger, rother San Benedetto würzte das Mahl. Kaum hatte ich meine Cigarre angezündet, ſo erſchienen Mutter und Töchter, nahmen Platz und eröffneten eine Unterhaltung über ihre Familien- und Wirtſchaftsangelegenheiten, die den Schlaf in immer engeren Schwingen um mein müdes Haupt zog, bis ich endlich meine vierdochtige, hohe Lampe aus Meſſing ergriff, felicissima notte wünſchte und mich ins Schlafgemach zurückzog.

Es war ein wunderſchöner, friſcher, erquickender Juni-Morgen, als ich von San Benedetto aufbrach und nach Grottamare in nördlicher Richtung weiterfuhr. Die gut unterhaltene Landſtraße ſchlängelt ſich in lieblicher Abwechſelung durch Obſt- und Weingärten, welche mit Gruppen hoher Nuß- und Kaſtanienbäume, ſowie mit zahlreichen Orangen- und Limonengärten durchflochten ſind. In früher Morgenſtunde wirkte das Arom der Orangenblüthen ſtärkend und belebend. Ein ſanfter Oſtwind fächelte uns immerdar neue, mit Blüthenduft gefüllte Luftſchichten entgegen. Vom Vorgebirge der Madonna di Leuca, an den äußerſten Haken Italiens bis zu den Lagunen Venedigs iſt die Gegend von San Benedetto und Grottamare nicht allein eine der lieblichſten und fruchtbarſten an der adriatiſchen Meeresküſte, ſondern auch die einzige (ein paar Plätze um Ancona und Monopoli ausgenommen), wo Agrume in ſolcher Fülle gebaut und gepflegt werden. Ich fühlte mich nach Fondi, Mola di Gaeta, Salerno und Sorrent verſetzt. Daneben iſt das Land gut bebaut, Dörfer, Flecken und Städte ſind reinlich und zierlich, die Menſchen freundlich und gefällig, wie denn überhaupt an der Küſte des adriatiſchen Meeres — beſonders im Königreich Neapel — viel mehr Sinn für Reinlichkeit, Zierlichkeit, Ordnung und Geſetzlichkeit, überhaupt mehr Bildung und Humanität vorherrſcht als am tyrrheniſchen Meer, namentlich an den Küſten Kalabriens.

Eine ſchöne ſteinerne Brücke führt über das Flüßchen Tesino bei Grottamare, in deſſen Nähe ein in öffentlichen Blättern viel beſprochener ganz eigenthümlicher Bergſturz ſtattgefunden hatte. Ohne daß ſich große Maſſen mit Geräuſch gelöst, wanderten im Sommer 1844 auf einer Strecke von etwa 10 Minuten, die Abhänge eines aus Sand, Lehm und Thongebilden beſtehenden Berges während 10 Tagen ganz allmählich beinahe eine Viertelſtunde weit ins Meer hinaus, die Landſtraße, Weinberge, Obſtbäume, Gärten und ein paar Bauerhütten ſtückweiſe von einander trennend und ganz ſanft vorwärts ſchiebend. Es war als ob eine, ſchräg von unten nach oben, von Weſten nach Oſten wirkende, gehörig geordnete und allmählich drängende Expulſivkraft das Ganze ohne Erbeben und andere vulkaniſche Erſcheinungen bewirkte. Wenn in S. Benedetto, noch zu Fermo und Grottamare hatte man Erdbeben verſpürt, obſchon bei Atri und Francavilla, wie oben bemerkt, in der nämlichen Zeit ähnliche Erſcheinungen, freilich in viel geringerem Maßſtabe vorgekommen waren. Das alſo gewonnene, bei Grottamare ins Meer vorgeſchobene Land bot anfänglich einen wellenförmigen, kahlen, dünenartigen Anblick dar. Nachdem man erkannt, daß das Meer es keineswegs unterhöhlt habe und es alſo auch nicht wegſpülen und verſchlingen werde, ſondern daß das Fortrutſchen in compacten tief in den Meeresgrund eindringenden Maſſen geſchehen, ſchritt man rüſtig zur Anpflanzung, ſtellte die Landſtraße, welche ſtückweiſe zerriſſen und ins Meer hinuntergeſchoben worden war, in einem weiten Bogen wieder her, und grub dem herunterrieſelnden Waſſer einen ſchönen breiten Abzugscanal. Ich weilte lange an dieſer intereſſanten Stelle und beſuchte behufs einer ausführlichen Zuſammenſtellung aller bei dieſem Bergrutſch beobachteten Phänomene, ſowohl zu Grottamare als zu San Benedetto mehrere Leute, welche neugierige und überraſchte Augenzeugen des Ereigniſſes geweſen waren.

Ich nehme hier auf einige Zeit von den freundlichen Leſern

Abſchied, welche ſchwerlich Luſt haben werden, mich über Loretto, Ancona, Rimini, Ravenna, Bologna bis Venedig hinauf zu begleiten, behalte mir jedoch das Vergnügen vor, die Rückreiſe nach Neapel durch die Abruzzen über Rieti, Antrodoco, Terame, Aquila, an den Lago Fucino, nach Albe, durchs Thal von Roveto nach Sora, Ceprano und Montecaſino ſpäter dem „Ausland" einzuverleiben.

Einiges über Natur- und Menſchenleben in Volhynien, Podolien und der Ukraine.

3. Eigenſchaften der Nordruſſen; Civil und Militär. — 4. Das deutſche Element. — 5. Weſt- und außereuropäiſche Beſtandtheile der Bevölkerung. — 6. Gaſtfreiheit der ruſſiſchen Politik.

Von den verſchiedenen gebildeten Claſſen des nördlichen Rußlands finden ſich Vertreter faſt nur in der Beamten- und Militärwelt. Wenn man dieſe und die Bewohner des Nordens überhaupt mit denen des Südens vergleicht, ſo fühlt man, daß ſich dort von Rurik's Zeit her normanniſches Element mit dem ſlawiſchen miſchte, erkennt die größere körperliche und geiſtige Solidität und Kraft, die größere Ruhe, Mäßigung, Ordnung, den lebendigeren Familienſinn, das Reellere, Poſitivere in Erſcheinung und Weſen. Auch die Neigung und Fähigkeit für das active Leben, für öffentliche regelmäßige Thätigkeit, die Strenge und Genauigkeit, mit der auch die äußern Formen der Religion beobachtet werden, haben die Nordruſſen mit manchen nordweſtlichen Völkern, z. B. mit den Engländern gemein. Mit alle dieſem verbindet ſich die ſlawiſche Lebendigkeit und Elaſticität, und obgleich die franzöſiſche Erziehung vorherrſchend und die Geſellſchaftsſprache meiſt die franzöſiſche iſt, ſo durchdringt der franzöſiſche Geiſt doch mehr die Form als das Weſen der Geſellſchaft, die ihren eigentlichen Beruf, den Nationalgeiſt zu veredeln und in ſeiner höchſten Bedeutung darzuſtellen, immer mehr begreift, wie denn auch die neueren ruſſiſchen Dichter: Puſchkin, Schukoffski, Lhermontoff, Kosloff, Baratinski, Maskoff, Gogol, Solchupe u. a. in ihren Poeſien den Nationalgeiſt weit mehr offenbaren als die älteren Dichter, die mehr oder weniger unter fremdem, meiſt franzöſiſchem Einfluſſe ſtanden.

Natürlich kann man ſich von dieſem nordruſſiſchen Charakter nicht immer den richtigen Begriff nach den in den Provinzen zerſtreuten niederen Beamten (Tſchinowniks) bilden, die man häufig des Eigennutzes und der Beſtechlichkeit beſchuldigt, ſondern man muß ihn kennen lernen und ihn beurtheilen nach dem beſſeren und beſten Theile der Geſellſchaft, der gerade in dieſen Provinzen in höchſter Vollkommenheit repräſentirt wird durch den General-Gouverneur, Prinzen Wjaſſiltſchikoff und ſeine gleich treffliche Gemahlin. Unter den Officieren der in allen Provinzen des Reiches vertheilten Armee, findet man viele feingebildete Männer, die ſich mitten im militäriſchen Nomadenleben wiſſenſchaftliches Intereſſe und künſtleriſche Talente erhalten haben. Unaufhörlich verändern die Regimenter ihre Standquartiere und weilen bald im Oſten bald im Weſten, bald ferner bald näher den Gränzen des großen Reiches, wie es eben die politiſchen Ereigniſſe im übrigen Europa fordern, im Winter ſind ſie in den Städten und den benachbarten Dörfern einquartiert, und im Sommer vereinigen ſie ſich nach verſchiedenen Cantonnements zu den großen Revüen und Exerzicien, denen häufig der Kaiſer beiwohnt.

Die verheuratheten höheren Officiere führen ihre Familie und Dienerſchaft mit ſich, und man kann ſich die Unbequemlichkeiten eines ſolchen militäriſchen Familienlebens denken, das ſeinen Schauplatz jetzt vielleicht an den Ufern des Don, dann in irgend einer polniſchen Stadt am Weichſelſtrande hat. Man macht ſich ſchnell an jedem temporären Wohnort heimiſch, quartiert die Officiere in die gerade leerſtehenden Häuſer ein, und ſucht ſich, wie öde oder wie freundlich die Umgebungen ſeyn mögen à tout prix zu amüſiren, macht Bekanntſchaften mit den vornehmeren Einwohnern, arrangirt Bälle, ſpielt Komödie, verliebt, verlobt ſich, bis plötzlich die Marſchordre alles kaum Begonnene unterbricht, nach wenigen Tagen ertönen die Hörner und mit klingendem Spiel zieht das Regiment aus den Thoren, gefolgt von den ſchwerfälligen Familienequipagen und hochgepackten Wirthſchaftswägen, und ſorglos beginnt man an einem andern Ort von neuem das hier ſo plötzlich zerriſſene Gewebe häuslicher und geſelliger Freuden.

Die gemeinen Soldaten tragen in der Provinz faſt immer nur ihre langen Oberröcke von grobem grauem Wollenzeug und ihre kleinen plattgedrückten Mützen; ſelbſt die Volontaires oder Junker ſieht man in ſo unſcheinbarer Kleidung, mit welcher helle Glacéhandſchuhe und parfümirte Battiſttücher oft eigen contraſtiren; die Officiere dagegen dürfen ihre Uniformen niemals ablegen, auch die Beamten, Profeſſoren, Studenten, Gymnaſiaſten ſind verſchieden uniformirt, wodurch eine bunte Abwechſelung in die Staffage der Straßen kommt.

*

Auch ein deutſches Element findet ſich unter der Bevölkerung dieſer Provinzen. Viele Officiere, Beamte, Gymnaſiallehrer, Profeſſoren an der Univerſität [1] ſind meiſt Deutſche aus den Oſtſeeprovinzen, dazu gibt es viel eingewanderte deutſche Lehrer, Aerzte, Apotheker, Architekten, Handwerker und verſchiedene Kunſtarbeiter, und mit Freuden ſieht man mit der ſlawiſchen Flüchtigkeit, Sorgloſigkeit und Verſchwendungsſucht die deutſche Ruhe, Gemüthlichkeit, Einfachheit und den deutſchen Ernſt und Fleiß contraſtiren.

Wie auch die deutſchen Handwerker über das Leben in dem fremden Lande, über den Mangel ihrer gewohnten ſonntäglichen Erholungen und über die hochmüthige Behandlung der Vornehmen klagen, welche die Niedern z. B. immer mit „Du" anreden, ſo

[1] Es gibt nur eine, die von Kiew, in welche die Aufnahme ziemlich beſchränkt iſt, und an welcher die guten Cenſuren und die Ausſicht auf Amt und Grad durch glückliches Examen — nicht bloß in einem Specialfach, ſondern in allen Hauptwiſſenſchaften, Sprachen u. ſ. w., erlangt werden. In allen größeren Städten gibt es Gymnaſien, in denen der Unterricht gründlich und umfaſſend, und die Koſten deſſelben ſehr mäßig ſeyn ſollen.

trennen ſie ſich doch ſchwer von dieſer Fremde, wo ſich ihre Rubels ſo ſchnell vermehren und wo ſie übertriebene Preiſe für ihre Arbeit fordern können, da man hier wie anderwärts die fremde theure Waare den eben ſo brauchbaren und weit billigeren einheimiſchen Fabrikaten vorzieht.

In dieſen wie in andern ruſſiſchen Provinzen gibt es deutſche Bauerncolonien, deren Felder und Gärten von deutſchem Fleiß und Ordnungsſinn zeugen, und in deren Dörfern man helle, kleine Häuſer mit buntbemaltem Gebälk, Blumen an den Feſtons und in den Gärten, Bänke vor der Hausthüre, ganz wie in Deutſchland ſieht. Die deutſchen Coloniſten verheurathen ſich faſt nur unter ſich und ſprechen, ob ſie auch alle ſchon im Lande geboren ſind, nur die deutſche Sprache, ja den Dialekt der deutſchen Länder, aus denen ihre Groß- oder Urgroßeltern kamen. Und nicht bloß ihre Sprache haben ſie mit deutſcher Treue feſtgehalten, auch die alte Bibel, das Geſangbuch, die Wanduhr, die irdenen Milchkrüge, die bunt bemalte, mit Sprüchen verzierten Laden, dieß und anderes, was die Vorväter aus der Heimath mitbrachten, wird von den Nachkommen mit Liebe bewahrt und benutzt.

Alle dieſe Deutſchen ſind Proteſtanten und halten feſt an ihrer Religion, obgleich viele nur ſelten einem deutſchen Gottesdienſt beiwohnen können, da ein ſolcher nur in den größern Städten in Bethäuſern oder Privatwohnungen, und auch da mit Unterbrechungen gehalten wird, weil die wenigen Prediger häufig im Gouvernement umherreiſen, um in der Ferne Kinder und Brautpaare, die ſeit lange auf den Prieſterſegen warteten, zu taufen und zu verheurathen.

*

Noch muß man zu den temporären Bewohnern dieſer Gegengenden die Menge der fremden Lehrer, Bonnen, Gouverneurs und Gouvernanten zählen, welche hier wie im ganzen Reiche zu finden ſind; die meiſten kommen aus Frankreich und der Schweiz, häufig ohne Vorbildung und Beruf für die ihnen anvertrauten Pflichten, und weit eher befähigt und geneigt, ſich ſelbſt Silberrubel zu ſammeln, als für andere die Goldkörner des Wiſſens und der Bildung auszuſtreuen, ſo daß man oft nicht begreift, daß ruſſiſche und polniſche Eltern ihren Kindern ſolche ganz unbekannte und ungeprüfte Erzieher geben, während ſie im Lande ſelbſt trefflich gebildete Lehrer für ihre Söhne und unter den ärmern Zöglingen der ſo vortheilhaft bekannten kaiſerlichen Fräuleininſtitute Erzieherinnen für ihre Töchter finden könnten, welche, vollkommen für ihre Beſtimmung vorbereitet, ihre Zöglinge nicht für den Geiſt einer fremden Nation zu gewinnen und ſie der ihrigen zu entfremden ſuchen. So iſt es der Regierung, die eine ächte Nationalbildung will, nicht zu verdenken, daß ſie dieſe Vorliebe für das Fremde nicht begünſtigt, ſondern den einwandernden Pädagogen den Eintritt erſchwert, und auch ihnen die freilich oft ungezwungenen Prüfungen auferlegt.

Auch nichteuropäiſchen Fremdlingen begegnet man häufig in dieſen Ländern, ſieht Koſaken mit langen Piken in der Hand, und niedern, ſpitzen, pelzverbrämten Mützen über dem ſchnurrbärtigen Antlitz auf ſchnellen Roſſen einzeln daherſprengen oder in ganzen Regimentern die Gegend durchziehen, ſieht manchen ſchlanken, ſchwarzäugigen, dunkelhaarigen Tſcherkeſſen mit lebhaften ausdrucksvollen Zügen, in kurzem, bunt ausgenähtem Waffenrock, in deſſen Silberhalftern über dem Gürtel die Piſtolen ſtecken, ſieht dann und wann einen Perſer in buntem Kaftan, mit dem Fez über dem bräunlichen klugen Geſicht, und häufiger die Tataren mit den breiten Backenknochen, den kleinen funkelnden, liſtigen Augen, den weißen Zähnen, die unter dem dunkeln Schnurrbart glänzen; man kennt dieſe Kinder der Steppe, die aus der Krim die Trauben und an Odeſſa's Märkten kleinaſiatiſche Früchte bringen, auch koſtbarere orientaliſche Waaren, Teppiche, Shawls, Seidenzeuge mit ſich führen, als ſchlaue, betrügeriſche Kaufleute.

Auch von dem Wandervolke, deſſen Geſchichte ſo dunkel und geheimnißvoll iſt wie die des Pyramidenlandes, aus dem es ſtammen ſoll, ſind zahlreiche Herden über dieſe weiten, grünen Lande verſtreut; da und dort lagern ſie am Weg, dieſe dunkeläugigen Zigeuner, mit den langen ſchwarzen Haaren, dem gelblichen Angeſicht, den zerlumpten Kleidern und dem wilden, brennenden Blick. Oft hat eine ganze Schaar ihr Lager in einer einſamen Wald- oder Steppengegend, oder in der Nähe der Dörfer aufgeſchlagen, wo man voll Furcht vor ihrem Diebesſinn ihr ſelten lange Raſt geſtattet. Wenn man am Abend durch die ſtille Gegend fährt, dann taucht ſolch' ein Bild aus dem Zigeunerleben plötzlich wie ein dunkles Räthſel aus der Dämmerung auf; elende Zelte, magere Pferde in der Nähe weidend, ſchmutzige Karren, alles wild und grau durcheinander, finſtere Männer mit wildem Haar, die rauchen oder ſchlafend am Boden liegen, Frauen in grellfarbigen Tüchern, braune, zerlumpte Kinder, die ſchreiend, ſtreitend wie kleine Gnome hin- und herfahren, alles grell von der aufflackernden Gluth des Feuers beleuchtet, an dem die Frauen die Wäſche trocknen und die Suppe in ſchwärzlichem Keſſel kochen.

*

Dieſen und vielen andern Völkerſtämmen, die im weiten Reiche wohnen und wandern, iſt Rußland ein gaſtliches Land, es läßt ſie ungeſtört in ihren eigenen Sitten und Religionen leben, läßt Kurden und Tataren zu „Allah" beten, läßt Kalmüken und Kirgiſen ihren Götzenbildern opfern und die Guebern zu den Feuertempeln am kaſpiſchen Meere wallen, ja es duldet Secten in der eigenen Kirche und nimmt die der fremden Länder und Religionen bei ſich auf. Auch die Natur empfängt gaſtfrei alle, die das Land betreten, und bietet in unermeßlichen Wäldern, weiten grünen Fluren, ausgedehnten Steppen noch unzähligen Raum zu Wohnplätzen und neuen Saaten und Ernten. Der Boden iſt noch jung und friſch und gibt freiwillig und in Fülle das, was ihm anderwärts durch harte Arbeit abgezwungen wird. Der Menſch „mit ſeiner Qual" hat noch nicht alle Stellen in Beſitz genommen, iſt noch nicht auf alle Felſenhöhen, in alle ſtille Thäler gedrungen, hat hier noch nicht ſeine guides des voyageurs geſchrieben, um Touriſten und Wirthe in ſchöne Einſamkeiten zu locken und ihren Zauber zu entweihen. Noch drängen ſich die Ortſchaften nicht dicht aneinander, noch breitet ſich die Natur in ungeſtörter Freiheit und Schönheit zwiſchen ihnen aus; noch iſt die blaue Luft nicht getrübt durch den Dampf der Fabriken und Lokomotiven, noch kann ſich der Wanderer als der Herr der Gegend träumen, die er flüchtig durchzieht; kein Verbot, kein Chauſſeebogen, keine Brückenbarriere hemmt ſeinen Weg. Frei kann jeder die Schätze der Natur genießen: wer Waffen hat, kann in den Wäldern die Beute ſuchen, die er liebt, ein jeder kann in jeden Fluß Netz und Angel ſenken; frei weiden die Heerden auf den Triften und unverwehrt holt der Arme ſein Winterholz aus

dem reichen Forſt. Hier iſt „die Theilung der Erde" noch nicht ganz geſchehen, und noch hat „nicht alles ſeinen Herrn", und auch der Dichter kommt noch nicht zu ſpät:

Er findet hier noch liedervolle Stellen,
Noch tiefe, ſtille Waldeseinſamkeit,
Noch ungekannte, ungetrübte Quellen,
Noch Fluren, die kein Menſchentritt entweiht,
Und noch den Hain, von Melodie durchrauſcht,
Wo er dem Geiſt der Lieder ſelig lauſcht,
Und wo er, in den trauten Klang verloren,
Daß fremd er in der Fremde weilt, vergißt,
Und wo er fühlt, daß, wo er auch geboren,
Des Dichters Heimath ohne Gränzen iſt!

Amerikaniſche Federzeichnungen von E. Pelz.

Statiſtiſches hinſichtlich der Sklavenfrage in Amerika.

Die Statiſtik hat überall wenigſtens etwas von dem Spiele der Katze mit ihrem Schwanze an ſich, es läßt ſich dieſelbe ohne ſonderlich viel Witz ganz behaglich betreiben. Hier in der „Muſter-Republik," im Lande des „jungen Rieſen," hat die Sache nur die fatale Seite, daß man ſich leicht in Auf- und Annahme ſtatiſtiſcher Zahlen überaus lächerlich machen kann. Die Fabrication ſtatiſtiſcher Angaben pflegt nämlich ganz ad libitum bei Gelegenheit behandelt zu werden; man ſucht meiſt mit Zahlen zu beweiſen, was man in ſeinem eigenen Intereſſe beweiſen will, und frägt nicht darnach, wie ſich die Wirklichkeit dagegen verhält. Deutſche Gründlichkeit wird dabei philoſophiſch nur als Pedanterie und Zopfigkeit verlacht, die ſich für einen „jungen Rieſen" nicht ſchickt. Morgen iſt, zumal bei hieſigem raſchem Wechſel der Dinge, doch nicht mehr wahr, was heut ängſtlichſt ausgeklügelt wurde; weßhalb alſo das Ding mit einer Handvoll Ziffern genau nehmen? Die Verwaltung jener Eingangsſteuer, welche von den Einwanderern erhoben wird unter dem Titel „Commutation-Money," d. h. Verwandlungsgeld, gezahlt an eine gewiſſe Aſſecuranz-Einrichtung an Stelle geſetzmäßiger Caution wegen möglichem Zurlaſtfallen bei irgend einer Gemeinde; die Verwaltung jener Kopfſteuer, gelegt auf werthvolle Geſchenke in Menſchen und Gütern, die der neuen Welt von der alten gemacht werden, gab z. B. in ihren Verwaltungs-Berichten der Einwanderer-Hoſpitäler die daſige Durchſchnittsſterblichkeit auf nur 9½ Procente an, um zu beweiſen, daß dieſe Hoſpitäler zu den beſtverwaltetſten der Unien gehörten und ſich mit denen in Europa meſſen könnten. Ich hatte im erſten Bande meiner „tranſatlantiſchen Federzeichnungen" dieſe Hoſpitäler der Commiſſioner of Emigration etwas beleuchtet und unwiderlegbar gezeigt, daß ſie wohl zu den beſten der unhoſpitablen Unien gehören mögen, daß ſie aber gegen guteingerichtete europäiſche Anſtalten der Art als Mördereien im Großen erſcheinen. Nun blieben jedoch die ſtatiſtiſchen 9½ Procent Sterbefälle ſtehen, bis man dieſen Zahlen zu Leibe ging, in Folge einer Parteibewegung und ſichs herausſtellte, daß der Buchführer über die Verſtorbenen auf Anweiſung ſeiner Vorgeſetzten ganz falſche, willkürliche Zahlen aufgeſchrieben hatte. Er gab ſechzehn Procent Sterbefälle als annäherungsweiſe richtig bei eidlicher Vernehmung an. Später ſtellten ſich aber bei genaueren Angaben 18¾ heraus, und man hatte ſomit ziemlich runde hundert Procent beliebig geringer angegeben, wenn nicht etwa ſogar letztere Angabe noch zu gering war.

Unter ſolchen Umſtänden waſche ich im voraus meine Hände hinſichtlich nachfolgender Cenſus-Angaben, die kürzlich mit Bezug auf die Sklavenfrage von amerikaniſchen Blättern hervorgehoben wurden.

Der Cenſusbericht von 1850 ſagt, daß von 1,826,959 Perſonen, die in den Sklavenſtaaten geboren wurden (ich glaube die Angabe bezieht ſich auf den Zeitraum von fünf Jahren, binnen welcher immer ein Cenſusbericht erfolgt) ein volles Drittel, in Zahlen: 610,255, nach den freien Staaten gezogen ſind. Es zog demnach ein Drittheil von den Bewohnern der Sklavenſtaaten, die ihre urſprüngliche Heimath verließen, fort aus dem Sklavenbereich.

Von	wanderten aus:	nach Sklavenſtaaten.	nach freien Staaten.	Proc. nach freien Staaten.
Miſſouri	37,193	14,673	25,520	62
Kentucky	257,573	107,884	149,689	59
Virginien	387,363	204,931	182,432	46
Maryland	127,538	41,397	85,641	67
Delaware	32,005	8,739	25,266	78

Von dieſen Sklavenſtaaten, die zunächſt an freie Staaten gränzen, und wo man alſo den Unterſchied der Sklavenarbeit und der freien Arbeit am genaueſten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wanderte mehr als die Hälfte der Fortziehenden nach freien Staaten.

Dagegen ergaben ſich unter den Wegziehenden aus den Staaten, welche zunächſt an Sklavenſtaaten gränzen, folgende Verhältniſſe:

Von	wanderten aus:	nach Sklavenſtaaten.	nach freien Staaten.	Proc. nach Sklavenſtaaten.
Jowa	6,358	1,769	4,589	26
Illinois	66,560	20,671	45,889	31
Indiana	116,847	24,809	98,038	21
Ohio	295,453	33,913	261,540	11
Pennſylvania	422,055	54,526	367,529	13
New-Jerſey	133,381	18,581	114,800	14

Mithin gingen aus den freien Gränzſtaaten 85 Procent von den Auswanderern der Sklaverei aus dem Wege, während von den Bewohnern der Gränzſklavenſtaaten, die ihren Wohnſitz wechſelten, 55 Procent den Rücken ihren bisherigen Verhältniſſen zukehrten.

In den öſtlichen Staaten ſoll ſich nun erſt recht der Abſcheu wider die Gegenden kund gegeben haben, welche von der Löwin des Tages, Mrs. Beecher-Stowe, durch ihre Onkel Toms Cabine vernichtet werden.

Von	wanderten aus:	nach Sklavenstaaten.	nach freien Staaten.	Proc. nach Sklavenstaaten.
New-York	549,218	28,757	518,461	5
Connecticut	154,891	5,720	149,171	4,7
Rhode-Island	43,300	1,751	41,549	4
Massachusetts	199,523	9,855	189,668	5
Maine	67,193	3,493	68,790	5
Vermont	145,665	2,744	142,921	1,8
New-Hampshire	109,878	2,099	107,237	1,8

Das wäre alles recht schön, wenn dem Bewanderten die reine Unmöglichkeit einer nur halbwegs genauern Begründung solcher Zahlenangaben nicht zur vollsten Ueberzeugung werden möchte.

Wir haben hier keine Art von Controle über Fortziehende, jedermann kann seinen Aufenthaltsort verlassen und hinziehen, wohin es ihm beliebt, ohne daß irgend jemand darnach zu fragen hat, wohin er gehe, oder woher er komme? Nur in ganz besondern Criminalfällen ist dieß zulässig und selbst da steht es jedem frei, nach Belieben zu antworten. Wollte sich außerdem irgend eine Person erlauben, desfallsige Fragen zu stellen, so hätte dieselbe zu gewärtigen, daß ihr zur Antwort gegeben würde: „Mind your own business!" (Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten). So lange ich in Amerika lebe, hat mich noch niemand gefragt, woher ich kam, oder wohin ich gehe, es sey denn auf dem Wege der allgemein verbreiteten Privatneugierde, die aber keinerlei efficiellen oder beamtlichen Hintergrund zu haben pflegt. Welche Quellen nur halbwegs zuverlässiger Art können somit statistische Angaben gleich den vorerwähnten haben? Es sind lauter Griffe ins Blaue und allenfalls Wahrscheinliche!

Dennoch scheint dem beliebten statistischen Spiele mit Zahlen im vorliegenden Falle viel Wahres zum Grunde zu liegen, vielleicht sogar sehr annäherungsweise Richtigkeit. Dieß geht aus einigen, schon zuversichtlichern Angaben der Bevölkerungs-Zunahme durch Einwanderung in etlichen Staaten hervor. Man weiß z. B. schon mit weit mehr Gewißheit, daß während der vierziger Jahre aus Europa 2,210,839 Einwanderer nach der Union kamen, wovon sich 1,965,529 in die freien Staaten begeben haben sollen, während nur eilf Procent nach Sklavenstaaten zogen, meistentheils nach Städten wie St. Louis, Louisville, Baltimore, New-Orleans, sowie nach Texas. Genau können aber diese Zahlen aus Mangel jeder bestimmten Controle auch nicht seyn; indessen geben die ungefähren Ziffern der Beförderungsanstalten, wie Eisenbahnen, Dampfschiffe und dergleichen doch eher einige Anhaltspunkte sicherer Art. Ob man von Wisconsin aus im Stande war, 1850 halbwegs mit Sicherheit zu behaupten, daß bis dahin schon 128,573 Köpfe aus den freien Staaten übergesiedelt seyen und nach Iowa binnen zwei Jahren 88,709, bezweifle ich auch sehr, ohne die Wahrscheinlichkeit bestreiten zu wollen. Vielleicht ist die Angabe schon begründeter, daß in Missouri sich um dieselbe Zeit nur 55,629 Bewohner aus freien Staaten übergesiedelt hatten. Dieß kann sich eher aus vorgenommenen Zählungen ergeben haben. Man weiß mit ziemlicher Bestimmtheit, daß in diesem Staate nur ein Sklave auf acht freie Weiße kömmt, und man besitzt vielleicht dort eher die Mittel, sich amtlich vom genauern Zustande der Bevölkerung zu unterrichten.

Auf jeden Fall läßt sich die allgemeine Erscheinung nicht in Abrede stellen, daß die quecksilberne Bevölkerung unserer Union ihre Hauptrichtungen dahin nimmt, wo ihr die meiste sogenannte Freiheit winkt. Darunter ist Verfolgung der individuellen Willkür zu verstehen, die nur das eigene Ich im Auge hat und keinerlei Beschränkung ertragen will, welche sich als Gebot zeigt. Mir kommt die Sache so vor, als sey man lernfaul und fliehe jede Schule, unter dem Vorwande, sich nicht meistern lassen zu wollen. Nur die allgemeine Schule des Lebens muß ertragen werden, und was etwa an Bildung sich zeigt, kömmt noch von dieser Seite. Anderweiter Erziehung entzieht man sich so viel als möglich. Was die Kirche etwa meistert und schult, pflegt nicht durch die dicken Häute zu dringen, und die Presse darf höchstens so weit gehen, wie ein Höfling gegen den Serenissimus. Jede etwaige Lehre muß leicht gemacht werden, und — wie Dr. Michels Herzpulver — mit Goldplättchen vermischt seyn.

Jede strengere Lehrdisciplin gilt für entwürdigende Despotie, des freien Menschen unwürdig, obschon sichs im Grunde genommen um die Lernfaulheit, um den Widerwillen gegen die Anstrengung der Selbstbeherrschung handelt. In der allgemeinen Schule des Lebens werden nur Spiele gespielt, bei denen die Gemeinwohlsucht als Phrase inschriftlich auf einer Fahne prangt, während Selbstsucht alle Bewegungen beherrscht. Lieferte die alte Welt nicht enthaltend ihre Erziehungsresultate hieher, zeigte sie sich nicht als eine permanente Schatzkammer für uns kindische Verschwender, wir würden in unglaublich kurzer Zeit auf eine sehr erniedrigte Stufe des Barbarismus herabsinken, so wie nachweislich frühere Einwanderungen aus Asien herabsanken, die eine verhältnißmäßige Bildung mit sich brachten. Unwillkürlich drängt sich mir wieder und immer wieder bei Betrachtung hiesiger Zustände der Vergleich des Menschen mit einer Dampfmaschine auf: das Geistige in uns wirkt nur bei fortgesetzter Heizung, neben angemessenem Drucke und Widerstande, so wie bei gehöriger Ventilation auf ersprießliche Weise. Sich selbst überlassen, ohne Nahrung und Gegendruck, verpufft die Kraft, und eine Unthätigkeit thut sich kund, so wie bei zu starker Compressien — Explosionen erfolgen.

Vorher gut Geschulte finden aber hier eine Hochschule ausgezeichnetster Art, wenn sie sich über dem Schlammstrome zu erhalten wissen.

Die Stellung der angloamerikanischen Geistlichkeit.

Bei keiner Gelegenheit tritt die prahlerische Ohnmacht hiesiger Gesellschaftsinstitutionen so grell hervor, als in der Stellung des angloamerikanischen Clerus zur Bevölkerung. Eigentlich kennen wir nichts als Bürger in der ganzen Union, mit alleiniger Ausnahme einer Anzahl schwarzer Sklaven. Unsere Constitution weiß durchaus nichts von einem geistlichen Stande als besondere Corporation oder so dergleichen; wir überlassen alles Kirchliche oder Religiöse den Individuen, die sich zu Gemeinden schaaren mögen, ohne daß davon staatlich Notiz genommen wird. Die Kirche steht nach constitutionellen Begriffen als reine Privatsache da, und es

kann oder ſoll ein jeder nach beliebiger Façon ſelig werden können. Der Souveränetät unſerer Staatsbürgerſchaft darf ſich eigentlich kein corporativer Sonderwille entgegenſtellen; nur dem Ausdrucke des Majoritätenwillens, geformt nach den Beſtimmungen der Conſtitution, iſt Rechnung zu tragen, und dieſer Wille ſoll ſich innerhalb der Conſtitutionsſchranken tummeln. So ſteht es, vom ausgezeichneten Jefferſon juriſtiſch verklauſulirt — auf dem Papiere!

Mir fällt es nicht ein, über das conſtitutionelle Ideal Jefferſons zu ſpotten; ich wünſchte von ganzem Herzen, daß allgemein dieſes Ideal wenigſtens angeſtrebt würde, daß ein „guter Wille" der regierenden Majorität an den Tag treten möchte. Aber ich bin Berichterſtatter, der ſeine Wünſche, Hoffnungen und Ideale der Aufgabe unterzuordnen hat, die Zuſtände darzuſtellen, wie ſie ſich in Wirklichkeit zeigen. Darum darf von mir nicht unerwähnt gelaſſen werden, daß eine große und wegen der Majoritätsbeſchaffenheit einflußreiche, ja mächtig zu nennende Corporation der Conſtitution thatſächlich fortwährend Schnippchen ſchlägt und dieß gelegentlich ſehr deutlich merken läßt. Dreitauſend proteſtantiſche Geiſtliche der ſogenannten Neu-England-Staaten haben kürzlich folgende Eingabe gegen die bekannte Nebraska-Bill gemacht:

An die Ehrſamen, den Senat und das Repräſentanten-Haus, derzeit zum Congreß verſammelt.

Die Unterzeichneten, Geiſtliche der verſchiedenen Kirchen Neu-Englands, proteſtiren hiermit feierlichſt im Namen Gottes und in ſeiner Gegenwart gegen die Paſſirung des Geſetzes, welches als ſogenannte Nebraska-Bill bekannt geworden iſt, überhaupt gegen jede Modification und Aufhebung derjenigen geſetzlichen Gränzen, welche der Sklaverei für ihre Einführung in die zu organiſirenden Territorien Nebraska und Kanſas entgegenſtehen. Wir proteſtiren dagegen als gegen eine Handlung der moraliſchen Unzuläſſigkeit und des Treubruchs, als gegen eine Handlung welche die Fundamental-Principien des Gemeinweſens, das Vertrauen in nationale Verträge zerſtört, den Frieden und die Exiſtenz unſrer ruhmwürdigen Union aufs gefährlichſte bedroht. Wir fußen dabei auf „das gerechte Urtheil des Allmächtigen", und beten zu ihm für das, was wir in unſerer Pflicht gethan haben.

Boſton, am 1 März. A. D. 1854.

(Folgen die Unterſchriften.)

Daß hier von keiner „bürgerlichen" Eingabe in gewöhnlicher Petitionsform die Rede ſeyn kann, wie ſolche an höchſter Unionsſtelle eingebracht zu werden pflegt, leuchtet klar aus dem Inhalte hervor. Es iſt die reinſte und entſchiedenſte Proteſtation, geſpickt mit den derbſten Ausdrücken, welche eine für den Bewanderten ſehr leicht zu erkennende Eventualität drohend im Hintergrunde hält. Jeder halbwegs Unterrichtete weiß, was es vorkommenden Falls für Folgen nach ſich ziehen würde, wenn einer ſolchen Proteſtation von ſolcher Seite keine Rechnung getragen würde. Man nennt nun zwar die Unions-Repräſentation nicht eben ſelten hier zu Lande höchſt liebreich eine Kipper- und Wipperſchaft, der allerlei Wippchen in einer Majorität zuzutrauen wäre, wenn hinreichende Mittel, d. h. Geld oder Geldeswerth, in richtige Anwendung gebracht würden; allein formell wird doch die geſammte Unionsbürgerſchaft durch freigewählte Leute repräſentirt, und wenn einzelne, ſeyen es auch Gemeinſchaften noch ſo zahlreicher Art, ihre Anſichten oder Wünſche darzulegen im voraus ſich veranlaßt fühlten, dann wäre — neben Inſtruction der eigenen, ſelbſt mitgewählten Vertreter — eigentlich nur die Petition und Vorſtellung geziemend. In der Weiſe, wie vorſtehende Proteſtation abgefaßt iſt, kann ſie mit Androhung einer päpſtlichen Bannbulle verglichen werden, die nur in ihrer Form etwas abweichend erſcheint.

Wer den Einfluß der Geiſtlichkeit auf die Bevölkerung in den Neu-England-Staaten wie im übrigen Unionsgebiet nur einigermaaßen kennen gelernt hat, dem leuchtet ein, daß hier keine leere Demonſtration vorliegt, wie ſolche etwa gelegentlich im Volke ſich kundgibt. Man nimmt an, daß die proteſtirenden 3000 Geiſtlichen allein über 300,000 Stimmen gebieten können, ohne ihres anderweitigen Anhanges durch die Union zu gedenken. Jedenfalls läßt ſich erkennen, daß die Geiſtlichkeit wieder einmal gegen ihre conſtitutionelle Trennung vom Staate ernſtlich genug proteſtiren wollte, wie ſie es ſchon mehrmals that, und es würde mich die Unterſuchung, welche Folgen daraus möglicherweiſe oder wahrſcheinlich entſtehen können, hier zu weit führen. Daher möge es bei der Thatſache ſein Bewenden haben, und ich will nur noch auf einiges Charakteriſtiſche hinweiſen, das ſich bei Gelegenheit dieſer Proteſtation kundgab.

Der ehrſame Butler von Süd-Carolina proteſtirte im Congreß gegen die geiſtliche Einmiſchung, und ſagte recht offenherzig, daß die heutige Politik des Landes „ein ſchmutziger Pfuhl" ſey, in welchen ſich kein Geiſtlicher, der auf Achtung Anſpruch mache, hineinbegeben dürfe. Petit von Indiana meinte dagegen überaus liebreich, daß, wenn die Politik dieſes Landes auch immerhin ein „ſchmutziger Pfuhl" genannt werden müſſe, ſie darin doch noch lange nicht dem „ſtagnirenden Kirchenſumpf" gleichkäme, worin zur Zeit die amerikaniſchen Geiſtlichen (namentlich die von Neu-England) mit ihren Pfarrkindern umherwateten. Dieſer ſarkaſtiſche Petit verlangte überdem, es ſolle die Proteſtation dem Caplan des Senates zur Berichterſtattung überwieſen werden.

Von manchen Seiten, das ſteht feſt, wird hier in der Union die Geiſtlichkeit in ihrem Einfluß überſchätzt und daher mehrfach gefürchtet, während man ſie auch wieder unterſchätzt. Ich bin der Anſicht, daß dieſer Einfluß jedenfalls ſehr durch die allgemeine Gewinnſucht paralyſirt werde. Der Humaniſt hat zu beklagen, wenn ſo überaus häufig von Geiſtlichen ihr Lehrberuf verkannt und verabſäumt wird, welcher darauf abgeſehen ſeyn ſollte, die Menſchen zu geiſtiger Selbſtſtändigkeit auf die Beine zu bringen. Ferner iſt das Ueberwiegen der materiellen Intereſſen im hieſigen Leben höchſt bedauerlich, und es ſchlägt daſſelbe auch leider ſehr häufig bei der Geiſtlichkeit ſehr zum Nachtheile aus, denn dieſe ſtrebt deßhalb darnach, die Menſchen gegentheilig fortwährend in geiſtiger Abhängigkeit von ſich zu halten.

Bei ſteter Tüchtigkeit von allen Seiten hätte es keine Noth, wir würden einander doch immer zum ſteten Vorwärtskommen auf der Bildungsbahn bedürfen.

Ed. Pelz.

Naturgeschichtliche Studien über Central-Amerika.

Von Dr. Moritz Wagner.

1. Zur Geographie und Geologie von Costarica.

Central-Amerika hat seit einigen Jahren die besondere Aufmerksamkeit jener Leser angezogen, welche sich mit der wichtigen Zeitfrage der Auswanderung und Colonisation ernstlich beschäftigten. Nie wird diese Frage völlig einschlummern, wenn auch momentan der alte Orient, wo die Deutschen nichts zu hoffen haben, mit seinen unentwirrbaren Wirren als Schaubühne des größten zeitgeschichtlichen Trauerspieles an der Tagesordnung ist. Selbst in diesem Jahr waren Interesse und Neugierde hinsichtlich des Ausgangs jener orientalischen Tragödie weder spornend noch fesselnd genug, um Hunderttausende von „Europamüden" abzuhalten, wie gewöhnlich das große Wasser nach einem „glücklichen Welttheil" zu durchschiffen.

Daß aber die Vereinigten Staaten nicht jeder Categorie von Emigranten eine gesicherte Existenz und ein neues glückliches Vaterland bieten, ist eine längst erkannte Thatsache. Eben so weiß man, daß die Concurrenz der thätigen Kräfte dort eine ungeheure ist, daß der Landwirth, der nicht die eigenen Knochen mit zur Arbeit einsetzt, dort mit gemietheten Dienstleuten in der Regel sein gutes Geld verliert, und daß besonders der Gebildete sich als Farmer in einer Missouri-Wildniß, wo nicht einmal eine malerische Natur und ein mildes Klima trösten, überaus unglücklich fühlt. Patriotisch gesinnte deutsche Männer haben überdieß als einen besondern Uebelstand Nord-Amerika's mit Recht die traurige Thatsache hervorgehoben, daß der Deutsche dort inmitten eines so überlegenen nationalen Elements seine Sprache und Nationalität wie ein altes Kleid abzustreifen sucht.

Man hat in neuester Zeit gewisse Theile des spanischen Amerika als vortheilhaft für deutsche Ansiedelungen vorgeschlagen, z. B. die milde Zone von Chile und besonders das schöne und gesunde Hochland von Central-Amerika. Die belgische Colonisationsgesellschaft hatte zu diesem Zweck Guatemala, die Berliner Gesellschaft Costa, wie die Hamburger das wasserreiche Nicaragua als den Ausgangspunkt ihrer Colonialversuche ausersehen. Dort sollten in einem herrlichen Klima, auf einem ungemein fruchtbaren Boden und unter Völkerelementen, neben welchen der Deutsche leicht seine Superiorität behauptet, deutsche Ansiedelungen am sichersten gedeihen.

Bewunderer Central-Amerika's und an der Spitze der Agitatoren in dieser Richtung stand der preußische Baron Alexander von Bülow. Länder, welchen man für die Lösung einer großen Zeitfrage so hohe Bedeutung beilegte, näher kennen zu lernen und besonders deren physische Verhältnisse zu studieren, bewogen mich zur Reise nach Mittel-Amerika; hat doch unser großer Meister Alexander v. Humboldt wiederholt auf die so geringe und lückenhafte geographische und naturhistorische Kunde dieser Länder hingewiesen.

Ich begann meine Reisen, die ich seit vierzehn Monaten fortsetze, mit dem Gebirgsland Costarica, nächst Honduras, dem unbekanntesten unter den fünf Freistaaten Central-Amerika's. Es ist ein ächtes Tafel- und Terrassenland, in welchem die flachen Küstenebenen nur eine geringe, die Stufen, Thäler und Hochebenen der Cordilleras eine vorherrschende Rolle spielen. Dem Bau der Cordilleras verdankt das Land seine reiche plastische Gliederung, die schöne Abwechselung seines Klima's und die reiche Mannichfaltigkeit seiner Producte in den verschiedenen Regionen von den Tierras Calientes bis zu den Tierras Frias.

Die Cordilleras in Costarica folgen der allgemeinen Richtung des ganzen Gebirgssystems von Central-Amerika und Mexico, nämlich von Südost nach Nordwest mit geringen Abwechslungen. Sie spalten sich in mehrere Parallelketten, welche ausgedehnte Plateaux und Längenthäler einschließen und, gegen das Gebiet von Nicaragua sich tiefer herabsenkend, die nordöstlichen Uferlandschaften der beiden großen Binnenseen dieses Staates umsäumen. Querjöcher schließen diese Längenthäler an ihren äußersten Enden ab und Seitenketten laufen von dem Hauptgebirgsrücken in entgegengesetzten Richtungen nach Ost und West, mehr aber gegen den stillen Ocean als gegen das karaibische Meer aus.

Der Hauptrichtung der Kammhöhen folgend ist dem Tafellande eine Reihe von Pics und kleinen Berggruppen aufgesetzt, von denen die meisten unverkennbare Spuren einer frühern vulkanischen Thätigkeit von mehr oder minder langer Dauer tragen. Sie sind zwar den Kolossen der vulkanischen Kette Süd-Amerika's, besonders den berühmten Feuerbergen von Quito an Höhe beträchtlich nach, bilden aber wie diese eine Reihe einzelner Essen, welche als Abzugscanäle für die im tiefern Feuerheerd sich erzeugenden Dämpfe und Gase dienen oder dienten, und deren mitunter gestörte oder gänzlich unterbrochene Thätigkeit (wie hier selbst der richtige Instinkt des Volkes glaubt) die Ursache häufiger Erdbeben ist. In früheren Jahrhunderten, wo die Krater der Vulcane mehr Dämpfe ausstießen, waren diese Erderschütterungen wahrscheinlich viel seltener.

Der Chirrigui, der erste namhafte Kegelberg, mit welchem die Reihe der „Volcanes" von Costarica im Süden beginnt, erhebt sich 11,265 englische Fuß, der Novolo 7012', der Blanco, der zuweilen Schnee trägt, 11,740'. Dann folgt nach einer längern Unterbrechung der Vulcan von Turrialva über dem schönen Thale, das denselben Namen führt, und der Irazu bei Cartago (11,100'). Einige der hervorragendsten Berggipfel dieser Cordilleras sind noch nicht erstiegen noch selbst trigonometrisch gemessen.

Als solcher verdient der ebengenannte Vulcan Turrialva, den noch kein geographisches Handbuch nennt, einer besondern Erwähnung. Dieser prachtvolle, noch thätige Feuerberg, den man von Angostura, der projectirten deutschen Colonie am Reventazon, in seiner ganzen Größe und breiten Masse überblickt, überragt selbst den Vulcan von Cartago und erhebt sich wahrscheinlich gegen 12,500'. Sein gegenwärtig thätiger Krater an der Nordostseite, etwas tiefer als der Gipfel, stößt fast ununterbrochen bald leichte bald stärkere Rauchwolken aus und scheint zuweilen noch glühende Schlacken auszuwerfen, da der Rauch bei Nacht zuweilen mit einem feurigen Rande umgeben gesehen wurde. Der Dampf wechselt an Farbe, ist bald weißlich grau, bald dunkler. Niemand hat den Gipfel dieses Vulcans noch bestiegen. Die dichten Wälder, welche sich um seinen Fuß und seinen Rücken lagern, machen die Besteigung zwar nicht unmöglich, aber sehr schwierig und kostspielig. Der oberste Theil des Berges bis circa 1500' unter seinem Gipfel bildet eine

kahle Steinmaſſe mit einem deutlichen Aſchenkegel an der Südoſtſeite.

Der nächſte Nachbar des Turrialvavulcans iſt der Trazu, deſſen thätiger Krater viel ſchwächer raucht. Es iſt auf dieſem Berge noch ein zweiter älterer Krater vorhanden, welcher Schlacken auswarf, bevor der neue Krater ſich bildete. Dem Trazu oder Vulcan von Cartago reihen ſich weiter gegen Nordweſten die langgeſtreckten Trachytkegel des Berba und Botos an, welche im Norden das blühende, große Hochthal überragen. Dieſem gegenüber auf der Südweſtſeite des Plateaux von San Joſe erhebt ſich eine niedrigere Berggruppe, deren kraterloſe Gipfel verſchiedene Namen führen. Im Norden gegen den Nicaraguaſee folgen die Vulcane Miravalles, La Vieza und die beiden Oroſiberge. Dieſe letztgenannten vier Vulcane erheben ſich in der Provinz Guanacaſte nordweſtlich gegen die Gränze von Nicaragua. Sie ſind nicht genau trigonometriſch gemeſſen und ſcheinen eine mittlere Meereshöhe von 8000′ bis 9000′ zu haben.

Unter allen Feuerbergen Coſtarica's hat der Vulcan la Vieza öſtlich von der Stadt Guanacaſte die meiſte Thätigkeit bewährt. Er iſt gegen Süden durch ein tiefes Savannenthal vom Miravallesvulcan getrennt und im Norden faſt ohne Verbindung mit den Oroſivulcanen, alſo ein beinahe ganz iſolirter Feuerberg der Cordilleras, welcher einen breiten maſſenhaften Kegel mit vier Gipfeln bildet. Der jetzige Krater an der Nord-Oſtſeite des Kegels noch tief unter dem niedrigſten Gipfel, ſtößt fortwährend weißliche Dampfwolken aus und ſoll nach der Ausſage eines Mannes, der lange dieſe Gegend bewohnte, noch Lava und glühende Schlacken zuweilen auswerfen. Die ausſtrömenden Dämpfe ſind bald ſchwächer bald ſtärker, höchſt ſelten oder nur in kurzen Pauſen ganz unterbrochen. Die beiden ſchöngeformten Oroſiberge, welche dann nördlich folgen, ſcheinen in hiſtoriſcher Zeit kein Zeichen ihres vulcaniſchen Lebens gegeben zu haben. Sie ſind durch eine mächtige Gebirgsmauer verbunden und bis zu ihren höchſten Gipfeln mit Wald bedeckt.

Der ſüdliche Theil des Staates Coſtarica vom Vulcan Turrialva bis zum Pik Chirrigui und zur Gränze von Veragua iſt geographiſch wie geologiſch noch eine wahre Terra incognita, welche faſt zwei Breitegrade umfaßt. Dieſe ganze Strecke Landes ſcheint eine ungeheure, mit dichtem Urwalde bedeckte Wildniß zu ſeyn, in welcher einige halbwilde indianiſche Völker hauſen, die ſich neben der Jagd und dem Fiſchfang auch mit der Cultur des Mais und Piſangs beſchäftigen ſollen.

In dieſer Zone ſind die Cordilleras noch niemals von einem fremden Reiſenden oder überhaupt gebildeten Beobachtern überſchritten worden. Man kennt nur die Namen einzelner Berggruppen, welche man von der Seeſeite geſehen (der Form und den analogen Erſcheinungen im nordweſtlichen Theil der Anden von Coſtarica nach) für Vulcane hält, ohne daß man je Rauch auf ihren Gipfeln geſehen oder von erloſchenen Kratern beſtimmte Kunde hätte. Ihre Höhe wurde von der Küſte aus trigonometriſch beſtimmt. Gegen die Richtigkeit dieſer Meßoperation ſind theilweiſe gegründete Zweifel vorhanden. Die mittlere Höhe der Cordilleren iſt auf dieſer Seite eben ſo unbekannt wie deren plaſtiſche Form. Man weiß nicht mit Beſtimmtheit, ob die Ketten ſchroffe Kämme bilden, oder — was wir für wahrſcheinlicher halten — zu Plateaux und ausgedehnten Hochebenen ſich erweitern, wie am Tafellande des Centrums.

Eben ſo wenig iſt etwas Näheres über den Lauf der Flüſſe bekannt, welche von dieſer Seite der Cordilleren beiden Oceanen zufließen, und deren Richtungen und Krümmungen von den bisherigen Kartenzeichnern größtentheils nach der Phantaſie entworfen ſind. Nicht einmal der ſchmalſte Theil dieſes Landes zwiſchen Boca del Toro und dem Golfo Dulce, welchen Hr. Lafont zur Anlegung einer Handelsverbindungsſtraße beſonders geeignet glaubte, iſt genau unterſucht worden. Wenige Gegenden Aſiens ſind ſo unbekannt, wie dieſer Theil von Central-Amerika und faſt das ganze Innere des Iſthmus im Nordweſten und Südoſten von Panama, wie ſchon Humboldt in ſeinem Werke über Mexico erwähnt. Gewiß nur ſcheint, daß eine tiefe Einſenkung der Kammhöhen und leichte Paſſage in Coſtarica nirgends vorhanden iſt. Dr. Carl Scherzer ſah vom Gipfel des Vulcans von Cartago bei ganz heiterer Atmoſphäre die große Gebirgskette gegen Südoſten in unverminderter Höhe ſich fortſetzen.

Die nördlichen Anden und die Berggruppen, welche das centrale Tafelland einſchließen, beſtehen aus einem hellgrauen Trachyt, der im allgemeinen von geringer Härte iſt und als Bauſtein verwendet wird. Wir fanden daſſelbe Geſtein vorherrſchend ſowohl auf den öſtlichen Abhängen des Gebirgs zwiſchen San Miguel und Deſengano als auf der Weſtſeite zwiſchen San Matteo und dem Berge Aguacate, der die mächtige Gränzmarke der Hochebene von San Joſe gegen Weſten bildet. Alle höchſten breiten Kämme oder ſcharfen Grate der Cordilleren von Coſtarica, die ich auf meinen verſchiedenen Ausflügen mit dem geognoſtiſchen Hammer unterſuchte, beſtehen (wie die Maſſe des Gebirgs) aus wahrem Trachyt oder aus hellgrauem trachytiſchem Porphyr, in welchem der Feldſpath ſowohl in der Grundmaſſe als in den kleinen Kryſtallen vorwaltet. Annäherung zur porphyrartigen Structur iſt im allgemeinen überwiegend. Die ſchönſten Trachytporphyrfelſen fand ich in phantaſtiſch-coloſſalen Formen am Bett des Revantazan bei Angeſtura.

Lange nach der Erhebung der Trachytketten dauerten hier vereinzelte vulcaniſche Durchbrüche fort, welche dunkler gefärbte vulcaniſche Geſteine mit vielen Augitkryſtallen zu Tag förderten. Sehr intereſſante Durchbrüche dieſer Art ſind im Tafellande ſelbſt, beſonders zwiſchen Alajuela und der Garita zu ſehen. [1] Die tiefe Schlucht des Rio Grande am öſtlichen Fuße des Aguacate, wo unterhalb dem Zollhauſe der Fluß durch ſein enges Felsbett brauſt, verdankt wahrſcheinlich einem ſolchen vulcaniſchen Durchbruch ihre Entſtehung, das Waſſer ſetzte dann durch Eroſion das alte vulcaniſche Werk fort. Die ſteilen Felswände, die ſich dort am rechten Ufer erheben und über welche der Weg nach Atenas führt, beſtehen aus einem dunkelgefärbten, vulcaniſchen Porphyr, deſſen Grundmaſſe und Kryſtalle zum Theil überwiegend augitiſch ſind, einen Uebergang von den trachytiſchen zu den doleritiſchen Geſtein-

[1] Dieſe merkwürdigen ſpäteren Durchbrüche von vulcaniſchen Geſteinarten bilden im weſtlichen Theil des großen Hochthals kleine Hügel von großen neben einander liegenden oder über einander aufgeſchichteten Steinblöcken. Ueberall zeichnen ſich dieſe ſpäteren Erhebungen, die nur an Stellen zum Durchbruche kamen, wo ſie an den älteren Bildungen weniger Widerſtand zu bewältigen fanden, durch dunklere Färbung und größere Härte des Geſteins und durch häufige Augitkryſtalloide aus. Eigentliche Krater ſind hier nicht bemerkbar.

arten andeutend und in manchen Handſtücken dem Melaphyr des berühmten Faſſathales von Tyrol zum Verwechſeln ähnlich.

Die meiſten Vulcane des Landes ſcheinen, wie die von Peru und Quito, aus ungeheuern aufeinander gethürmten Maſſen von Trachytblöcken zu beſtehen, und zeigen nur ausnahmsweiſe Lavaſtröme. Sie haben ſowohl die ältern Sedimente als die ungeſchichteten Geſteine durchbrochen und ſich über den Spalten aufgethürmt. Lange nach der Entſtehung der Andes als Kettengebirge brachte die fortdauernde vulcaniſche Thätigkeit jene verwirrenden kryſtalliniſchen Geſteinarten auf die Oberfläche. Die trachytiſchen Porphyre und die hellgrauen, erdigen Trachyte ſind die ältern Geſteine der Gebirge von Coſtarica; die dunkler gefärbten Augitreihen, dem Dolerit oder dem Melaphyr ähnlichen Geſteinarten, die weit vereinzelter vorkommen, die jüngſten vulcaniſchen Bildungen. Zwiſchen beiden kommen Uebergänge von Geſteinen vor, welche je nach dem Vorwalten des Feldſpaths oder des Augits ſich mehr zum Trachyt oder zum Augitporphyr neigen. Es iſt dieſe Erſcheinung mit ähnlichen Beobachtungen an den Geſteinarten des vulcaniſchen Territoriums von Neapel, wo es Abich zuerſt mit Nachdruck hervorgehoben, zu vergleichen.

Auch die geologiſchen Verhältniſſe der Anden von Coſta Rica ſind der Hypotheſe der Gebirgsforſcher günſtig, welche ſowohl die Entſtehung jenes ungeheuern Gebirgsſyſtems, des ausgedehnteſten unſers Planeten, als die ähnlicher Gebirge in der alten Welt, nicht als das Werk einer vereinzelten plutoniſchen Kraftäußerung, ſondern als das Reſultat einer Reihe von Hebungen betrachten, welche anfangs unter dem Ocean ſtattgefunden und durch eine Folge wiederholter plutoniſcher Revolutionen auf derſelben Erdſpalte die ungeheuern Gebirgsmauern allmählich zu ihrer gegenwärtigen Höhe aufgethürmt haben. Den Schluß dieſer Revolutionen bildeten die Durchbrüche einzelner Vulcangruppen und das Oeffnen vieler Kegelberge zu einer mehr oder weniger langen krateriſchen Thätigkeit.

Zum Studium der vulcaniſchen Durchbrüche und jener daraus hervorgegangenen Gebilde, welche bald aus mächtigen, aufgeſchichteten Trachytmaſſen, bald aus kleinen Trachytkegeln, bald aus Tuffhügeln von beträchtlicher Ausdehnung beſtehen, iſt kein Theil von Coſtarica günſtiger und inſtructiver als die Provinz Guanacaſte im Nordweſten des Staates. Hier ſind neben den Bildungen von Erhebungskratern auch die Producte einer lange dauernden Thätigkeit der Eruptionskrater von hohem Intereſſe. An den Fuß der Vulcane reihen ſich weit ausgedehnte Bildungen trachytiſcher Tuffe an, ſehr ähnlich wie in den vulcaniſchen Gebieten von Neapel und Sicilien. Sie erſcheinen zum Theil als die Producte vulcaniſcher Schlammſtröme, die nach den Eruptionen begannen und der Neigung des Bodens entſprechend in weſtlicher Richtung ſich ausdehnten.

Die unterirdiſchen Kräfte, welche in Mittel-Amerika noch heute durch die krateriſche Thätigkeit der Vulcanreihe und durch vereinzelte Bildungen neuer Feuerberge (wie am Tſalco im Staat San Salvador und an den Silas in der Ebene von Leon) den Durchbruch verſuchend wirkſam ſind, weiſen deutlich auf die Exiſtenz einer großen vulcaniſchen Spalte hin, als deren Lippen gleichſam die oberſten Schichten der Cordilleren zu betrachten ſind. Faſt alle bisherigen Beobachtungen ſtimmen darin zuſammen, daß die in den Cordilleren ſo häufigen Erdbeben meiſt nur in der Richtung des Streichens der Ketten und oft ſogar nur an der einen Lippe der Spalte ſtattfinden. Es wiederholt ſich in Central-Amerika dieſelbe Erſcheinung wie an der Küſte von Chile, wo der weſtliche Litteralſtrich bis zur Höhe der Gebirgskette ſehr häufig von Erdbeben heimgeſucht wird, während das öſtliche Gehänge dieſer Kette, auf welcher thätige Vulcane ſtehen, meiſt unerſchüttert bleibt und ein Erdbeben in den Pampas eine große Seltenheit iſt.

In San Salvador und Nicaragua, wo eine mächtigere vulcaniſche Thätigkeit ſich offenbart und die Gaſe und Dämpfe des unterirdiſchen Herdes unaufhörlich durch die geöffneten Schlote einzelner ſtark thätiger Feuerberge entweichen, ſind Erdbeben ungleich ſeltener und weniger verheerend wie auf der Strecke vom Traza bis Guanacaſte. An den wenigen, ſchwach rauchenden Kratern läßt ſich hier nur noch eine geringe permanente Verbindung zwiſchen dem vulcaniſchen Herd und der Atmoſphäre wahrnehmen. In den Ebenen von Mosquitia ſind die Erdbeben eben ſo ſelten wie in den Pampas von Buenos-Ayres.

Außer den vulcaniſchen Geſteinarten und den ſpäter entſtandenen Tuffen, deren Schichten wir allenthalben an der Oberfläche begegnen, finden wir ſowohl an der Küſte des ſtillen Oceans als auf den öſtlichen Terraſſen zwiſchen Cartago und Turrialva und im Hochthale von San Joſe ſelbſt, beſonders am Fuße des Berges San Miguel oberhalb Eskapu intereſſante ältere Sedimentgeſteine, welche freilich verhältnißmäßig nur einen ſehr ſchmalen Raum einnehmen, Muſchelverſteinerungen namentlich aus den Geſchlechtern Pecten, Terebratula, Oſtrea enthalten und wahrſcheinlich in die Reihe der juraſſiſchen Formationen gehören. Der dichte, hellgraue, harte Kalkſtein mit ſplitterigem Bruche, der bei Escapu in einer Meereshöhe von etwas über 5000′ vorkommt, ſieht petrographiſch dem Kalkſtein der obern Juraſchichten überaus ähnlich. Ein dunkler, gefärbter, minder compacter Kalkſtein tritt in größerer Ausdehnung an der öſtlichen Waſſerſcheide zu Tage und iſt eine Meile von Cartago in der Umgegend von Novarro beſonders ſchön aufgeſchloſſen. Nahe dem Centrum der Hochebene ſelbſt zwiſchen Cartago und San Joſe wird ein merkwürdiger, dichter, hellfarbiger Kalkſtein, durch Metalloxyde bänderartig durchſetzt und dadurch marmorähnlich gebrochen. Derſelbe ſieht ſeinem petrographiſchen Charakter nach gewiſſen Kalkſteinen der Kreideformation ähnlich, und würde ein vortreffliches Material zu Ornamentirungen liefern.

Eine der intereſſanteſten Gegenden zu geologiſchen Studien bietet die Bay von Tarcolai dar. Hier ſtehen trachytiſche Felſen im Contact mit Sedimentgeſteinen ſpätern Urſprungs. Dieſelben plutoniſchen Kräfte, welche die Hauptſpalte der Andes öffneten, zerriſſen die Erdkruſte auch in vielen andern Richtungen, durch welche Seitenketten und Querjöcher des Gebirges entſtanden. Sie zertrümmerten den Schichtenbau der vorhandenen neptuniſchen Bildungen, erhoben ſich theilweiſe auf Höhen von 6000 bis 7000′ und drängten einen Theil der durchbrochenen Felſen nach der Küſte des ſtillen Oceans. Zwiſchen Tarcoles und der Mündung des Rio Grande ragt ein mächtiger Fels in das Meer hinein, und wird unaufhörlich von den Wogen der Brandung gepeitſcht; das Profil dieſes Felſens iſt ſehr ſchön aufgeſchloſſen. In den obern Schichten iſt ein grauer Kalkmergel mit ſtarkem Thongehalt vorherrſchend, dünnere Schieferſchichten bilden die Baſis. Der Schichtenbau dieſes Felſens, der auch Verſteinerungen enthält, iſt wenig geſtört. Viele

von den Hügeln und Terraſſen zwiſchen dem weſtlichen Abfall des ſtillen Meeres und dem Golf von Nicoya ſind aus vulcaniſchen Tuffen gebildet, ſo die Waldhügel bei San Matteo und die maleriſche Umgebung. Die Hauptſtadt San Joſe ſelbſt ſteht auf Conglomeratſchichten, die unter dem Einfluſſe des Waſſers theils zerrieben, theils in Klumpen zuſammengebacken worden ſind. Von Quarzrollſteinen iſt darunter nichts zu ſehen. Porphyre in verſchiedenen Varietäten bilden faſt ausſchließlich die eingeſchloſſenen Rollſteine in den verſchiedenen Alluvialſchichten der großen Hochebene.

Sehr merkwürdig iſt die Einlagerung einer iſolirten aber mächtigen Quarzſchicht, welche am Fuße des Berges Aguacate eine bedeutende Strecke fortſtreicht und ziemlich reich an Golderzen iſt, ein vulcaniſcher Porphyr der weſtlichen Anden Coſtarica's. Dieſe Goldlager, welche durchaus nur an den Quarz gebunden zu ſeyn ſcheinen, ſind noch wenig ausgebeutet; ſie wurden 1822 entdeckt und lieferten anfangs einen bedeutenden Gewinn. Bei der Scheidung des Metalls ergaben ſich 66 Proc. reines Gold, 33½ Proc. Silber und etwa ein halbes Procent Kupfer. Don Joſe Joaquin Mora, der Bruder des Präſidenten der Republik, welcher Eigenthümer des Bodens iſt, auf dem die zuletzt entdeckten edlen Metallgänge am Aguacate aufgefunden worden, zeigte uns ſehr ſchöne Proben und verſicherte, daß der durchſchnittliche Goldgehalt in ſeinen Minen 25 Procent des Quarzgeſteins betrage, und daß er bei dem Beginn der Arbeiten aus 200 Pfund Geſteine 110 Unzen Gold gewonnen habe.[1] Kupferminen wurden in der Gegend von Cartago aufgefunden, andere Erzgänge ſollen in verſchiedenen Gegenden des Landes exiſtiren.

Vor Jahrhunderten waren die Goldminen von Tiſingal, unweit Boca del Toro, nahe der Gränze von Veragua, im ganzen Lande berühmt. Seitdem durch die räuberiſchen Ueberfälle von Piraten und die Aufſtände der unterdrückten Indianer die an der atlantiſchen Küſte begonnene Cultur zerſtört wurde, ſind auch die Goldminen von Tiſingal verſchwunden. Molina führt unter den verſchiedenen Metallen, die im Lande gefunden worden, Platin, Kupfer, Blei, Eiſen und Zink auf. Auch ſpricht man von Steinkohlen öſtlich vom Golfo Dulce. All dieſe angeblichen Minenentdeckungen erheiſchen noch Beſtätigung.[2] Außer den Goldminen des Aguacate werden nirgends im Lande Erzgänge bergmänniſch ausgebeutet.

---

[1] Die ſpäter entdeckten Zweige der ältern Goldgänge am Aguacate boten beim Anfang der Bearbeitung in der Regel einen ziemlich glänzenden Ertrag. Die Ausbeute in der Fortſetzung der Quarzgänge entſprach aber ſelten oder nie den übertriebenen Hoffnungen, welche der reiche Goldgehalt der Oberfläche erregt hatte. Anm. d. Einſ.

[2] Hr. Gutierrez von Cartago brachte viele ſilberhaltige Erze vom Parnarfluſſe mit. Steinkohlen wurden nur in einzelnen Neſtern zwiſchen Kalkſchichten gefunden. Die läſtigen altſpaniſchen Bergwerksgeſetze, die noch in Coſtarica gelten, würden jedenfalls einer großartigen Ausbeutung der Minen im Wege ſtehen, ſelbſt wenn man hier die Goldſchätze Californiens fände.

Lieutenant Burton's Reiſe nach Medina.

Wir erwähnten ſchon in der letzten Nummer der Reiſe Burtons, Lieutenants in der engliſch-oſtindiſchen Armee, nach Arabien. Seine Abſicht war, die arabiſche Halbinſel von Medina bis Muscat oder von Mecca bis Macullah am indiſchen Ocean zu durchſchneiden. Da er jedoch das Land ſehr unruhig fand, und die Kürze ſeines Urlaubs ihm nicht geſtattete, eine paſſendere Zeit abzuwarten, ſo konnte er nur die zwei kürzeren Touren von Yambo nach Medeeneh (Medina) und von hier nach Mecca machen. Von der erſteren handelt nachſtehende Mittheilung. Nachdem er ſeine Abreiſe von Southampton und ſeine Ankunft in Cairo erwähnt, ſchildert er ſeine Vorbereitung auf die Reiſe durch das „heilige Land“ von Arabien, deſſen Betretung den Chriſten ſo ſtreng verboten iſt, und namentlich die Maske, die er zu dieſem Zwecke annehmen mußte. Während ſeines Aufenthaltes in Cairo verwandelte er ſich in einen indiſchen Doctor, und nachdem er ſich mit der entſprechenden, ziemlich ſonderbaren Ausrüſtung verſehen hatte, die man für alle orientaliſchen Reiſenden im Hedſchas gewöhnlich für nöthig hält, und die ihres Gleichen nur in der Bagage der engliſch-oſtindiſchen Officiere hat, machte er ſich von Suez aus auf den Weg, wo er glücklicherweiſe einen jungen Mann von Mecca und einen ziemliche Anzahl Leute aus Medeeneh traf, welche ihn für das hielten, was er in zweiter Verhüllung zu ſeyn vorgab, — ein afghaniſcher Pilger; ſie wurden ſeine Freunde und erboten ſich ihm, ihn in ihren Heimathort zu führen. Auf dieſe Art erreichte er Medeeneh, ohne Verdacht zu erregen, und fand an dem Begräbnißort des Propheten Gelegenheit, die Moſchee zu beſuchen, die Stadt zu zeichnen, und alle heiligen Umgebungen mit Ausnahme Khaybar's zu ſehen. In Mecca fügte es ſich überdem, daß er die ganze Feierlichkeit des Hadſch mitmachte, er zeichnete die Kaabah, und nachdem er das Intereſſanteſte dieſer heiligen Stadt geſehen, kehrte er mit dem Titel und Rang eines wirklichen Hadſchi (Pilgers) bekleidet nach Egypten zurück, der ihm für eine ſpätere Gelegenheit nützlich werden kann. Die Literary Gazette enthält einen Auszug ſeiner Reiſeſchilderung, die wir in Folgendem dieſem Blatte entnehmen: — „Wir ſchifften uns in Suez auf dem „Goldbrath“, einem Pilgerſchiff, ein, das einem Kaufmann in Suez gehört. Seiner Bauart und Ausrüſtung nach glich es wie alle

Fahrzeuge des rothen Meeres den indiſchen Baltimaren, welche ich nach den Catamaranen und Joni's (ausgehöhlten Baumſtrünken) für die älteſten Formen von Schiffen halte. Die weſtlichen Araber kennen noch immer nur zwei Arten von Schiffen, die Sambuks und Baghlah's, die im Tonnengehalt, aber nicht in der Form ſich unterſcheiden; während die öſtlichen Araber ebenſo vielerlei Arten an Barken haben als wir. Dieß hat ſeinen Grund darin, daß an der Küſte des rothen Meeres das Material für Schiffsbau fehlt, weßhalb die dortigen Stämme weder früher Seeleute waren, noch jetzt ſind; während die Einwohner von Oman, Hadramaut und Yemen durch Austauſch gegen andere Waaren leicht ihren Bedarf an Schiffbauholz bekommen können. Dieſer Handel, der ſich wahrſcheinlich aus ſehr frühen Zeiten datirt, und die damit verbundene Schifffahrt haben den öſtlichen Arabern einen Abenteurergeiſt eingeflößt; er machte ſie geſchickt zum Coloniſiren und öffnete Indien ihrer Thätigkeit und ihrem Gewerbfleiß. Der Eigenthümer des „Golddrathes“ verſtand ſich dazu, 60 Paſſagiere aufzunehmen, in der That, wenn man die berghohe Gepäckmaſſe dazu rechnet, eine anſehnliche Belaſtung für ein offenes Schiff von ungefähr 75 Tonnen. Er füllte es glücklich mit 130 menſchlichen Weſen, meiſt Beduinen von El-Maghrab am weſtlichen Afrika, vielleicht dem wildeſten Geſindel unter allen Islambekennern. Ich ſage nichts von den täglichen Kämpfen, deren Zeugen wir waren, und in die wir mehr als einmal verflochten wurden. Zwei Männer wurden in dem Hafen von Suez erſtochen, und halbwegs zwiſchen Egypten und Yambo (Emba) machten dieſe Paſſagiere zweiter Klaſſe in Maſſe einen förmlichen Angriff auf die Paſſagiere erſter Klaſſe, um mit ihnen ihre luftigeren Plätze zu theilen. Wir empfingen ſie jedoch mit unſern Reiſeſtöcken; nach einer tüchtigen Vertheidigung unſeres beſſeren Platzes zwangen wir ſie zum Rückzug, und nachdem ſie uns zum Zeichen ihrer Reue an Kopf, Schultern und Knieen geküßt und verſprochen hatten, uns für den Reſt der Reiſe nicht mehr zu benuruhigen, gaben ſie ſich zufrieden.

Wir ſchifften langſam an der Küſte des rothen Meeres hin. Als wir am 5ten Tag den Golf von Akabah durchſchnitten, erwähnte im Laufe der Unterhaltung einer meiner Reiſebegleiter eines Hügels nordöſtlich von Muwaylah (Moileh), der Gebel Ruman (römiſcher Hügel) genannt werde, und nach ſeiner Verſicherung von Reſten alter Bauten bedeckt ſeyn ſoll. Es wäre von großem Intereſſe, darüber nähere Nachforſchungen anzuſtellen, und ſeit Burkhardt das ſteinige Arabien der Weltkunde zugänglich gemacht hat, und ſeit dem gründlichſten arabiſchen Reiſenden, Dr. Georg Wallin aus Finuland, hat es keine Entdeckung von ſolcher Wichtigkeit gegeben, als die ſeyn würde, daß ſich in den Wildniſſen Arabiens Spuren römiſcher Civiliſation finden. Bei Muwaylah wird immer noch Gold gefunden. Ein Habſchi von Cairo zog mit Queckſilber nicht weniger als 6 Drachmen Gold aus 52 Drachmen, die in einem Flußbett geſammelt wurden, heraus, und ſeiner Zeit muß nach dem Zeugniß der Alten die Ausbeute dieſes Metalls in Arabien ſehr bedeutend geweſen ſeyn.

Wir erreichten Yambo am 12ten Tag nach der Abfahrt von Suez und ſchleppten uns langſam an den Küſten fort. Einige wurden fieberkrank, andere bekamen Geſchwüre auf der Haut, alle aber litten unter der brennenden Sonnenhitze. Mich ſchützte eine enthaltſame Lebensweiſe, die ich während der ganzen Reiſe wie bei den ſpätern Reiſen und während meiner Pilgerſchaft einhielt, während ich mit bloßem Kopf und beinahe nackt den Gluthen eines arabiſchen Septembers ausgeſetzt war. Als Vorſichtsmaßregeln beobachtete ich folgendes. Ich vermied Waſchungen, weil warmes Waſſer ſchwächt, kaltes aber das Fieber erzeugt; ein wenig Oel oder zerlaſſene Butter, gelegentlich ein laues Bad und der Gebrauch von Hennabalſam[1] reichten hin, die Haut kühl zu halten. Für den Durſt kaute ich weder etwas, noch wuſch ich Hände oder Füße, noch ſalbte ich meinen Mund mit zerlaſſenem Butter, noch trank ich große Mengen von Flüſſigkeiten. Das einzige Mittel iſt Geduld, und wenn man ihn nur einmal einige Stunden überwunden, iſt es nicht mehr ſchwer. Wenn die Sonne auf die Haut brennt und Schrunden oder Geſchwüre erzeugt, ſo muß man die offenen Stellen mit Eiweis behandeln; denn ohne ſorgſame Beachtung können ſich hieraus in dieſen Gegenden ſehr ſchlimme Folgen entwickeln. Da Kälte in warmen Klimaten ſchädlich iſt, ſo muß man ſich auch bei Tag nicht zu leicht kleiden, Nachts Kopf und Leib in ein Tuch hüllen. Von Yambo weiß ich nur zu ſagen, daß ihre Bevölkerung für ſehr bigott, aber auch für die ſeetüchtigſte im ganzen weſtlichen Arabien gilt.

Wir landeten am 19ten Juli und gingen gerade aus oſtwärts auf einem Weg, der längs einer Ebene zwiſchen den Radhwah Hügeln und der See hinführt. Es war keine regelmäßige Straße; ein betretener Weg ging über einen harten ebenen Boden, der mit Granitſtücken und anderm vom Waſſer rund gewaſchenem Geſteine bedeckt iſt, und eine ſehr krüppelhafte Vegetation hat, aus Akaziengeſträuch, Grasbüſchen und dürftigem Ginſter beſtehend. Der Paßgang des Hedſchas-Kamels bei einem Caravanenzug beträgt zwei Meilen auf die Stunde, wenn der Zug auf der Ebene geht, und unſer erſter Marſch dauerte nur 8 Stunden. Als wir Halt machten, trafen wir auf eine Caravane von 200 Köpfen, mit ihren bewaffneten Treibern und einer Begleitung von 7 Reitern, die nicht ſchlecht beritten und leicht bewaffnet waren.

Am 19ten Juli machten wir uns wieder auf den Weg. Gebete wurden geſprochen, Pfeifen geraucht, und wir freuten uns alle dieſer Reiſe in der Wüſte fern vom Gewühl der Städte. Bezüglich des Betens und Rauchens muß ich bemerken, daß meine Begleiter ſich ſtreng fromm zeigten, wenn ſie Fremden begegneten, zu allen andern Zeiten aber das Rauchen dem Beten vorgezogen, mit einziger Ausnahme des Enkelſohnes des Mufti von el Medeeneh. Eine Meile weſtwärts von unſerm Lagerplatz liegt das Dorf Muzahhal, eine zerſtreute Reihe ſchlechter Lehmhütten; ſüdlich ſah man das rothe Meer als einen glänzenden blauen Streif, und rings um uns her war eine mit Kies bedeckte Ebene, nordwärts begränzt von ſchwärzlichen Felſen; hier und da ſieht man eine Staude, auf der ein Vogel ſich wiegen kann, oder einen von der Hitze ausgedörrten Grasbuſch. Endlich ſahen wir zu unſerer großen Freude eine dunkle Wolke hinter dem Radjwah Gebirg aufſteigen, und ſich wie einen ſchützenden Genius zwiſchen uns und unſern grimmigen Feind, die Sonne, lagern. Alles hoffte, ſie werde Regen bringen; aber der Sturm blieb trocken; Windſtöße, heiß wie aus einem Vulcan, brachten einen feinen Sandregen, was um dieſe Jahreszeit gewöhnlich in dieſen Landſtrichen vorkommt und der Vorläufer der Herbſtregen iſt. Dieſen und den folgenden Tag behielt die Gegend dieſen öden Charakter. Erſt um die Mittagszeit des zweiten Tages trafen wir zum erſtenmal ſeit dem Abgang von Muzahhal auf menſchliche Wohnungen, nämlich auf die Dörfer El-Hamra, ſo genannt von der rothen Thalſchlucht, in der es ſteht, und El-Waſitah, welcher Name bedeutet, daß es die Mittelſtation zwiſchen Yambo und El-Medeeneh iſt.

[1] Henna iſt ein Kraut, mit dem ſich die Araber die Haut färben.

Faſt eine Stunde lang ſuchten wir einen Lagerplatz, denn die gaſtfreien Dorfbewohner begnügten ſich, uns von jedem ebenen Plätzchen wegzuweiſen, wo wir unſere Zelte aufſchlagen wollten; und während dieſer Unterhandlungen warnte mich einer meiner Begleiter, doch ja nur Arabiſch zu ſprechen, weil mich ſonſt die Bewohner von Elhamra ſchwerlich über ihr Gebiet laſſen würden. Endlich fanden wir mit vieler Mühe einen Lagerplatz. Unſere abgehetzten Thiere wurden entlaſtet. Man benutzte das Gepäck wie eine Art Verſchanzung, und meine Freunde breiteten ihre Decken über ihre werthvolle Habe und ſchickten ſich zum Schlaf an. Sie luden mich ein, mich zu ihnen zu geſellen; ich hatte aber nicht die mindeſte Luſt, mich in die Nähe dieſes dampfenden und ſchnarchenden Volks zu machen, und wenn man ſich über das hartnäckige Nicht-ſchlafen-wollen eines afghaniſchen Hadſchi's wunderte, ſo mochte man einem Mann aus Cabul ſolche Sonderbarkeiten ſchon zulaſſen. Das Dorf liegt auf einem ſchmalen Strich zwiſchen einem hohen, ſteilen Hügel und einer ſandigen Thalſchlucht, es iſt ungefähr eine halbe Meile breit, und in einer krumm ſich ſchlängelnden Niederung. Auf allen Seiten ſind Felſen, ſo daß man ſich in eine Art von Punſchbowle verſetzt glaubt, was die Araber den Ebenen vorzuziehen ſcheinen. Eine Thalſchlucht ſcheidet allerwärts die Höhen von dem Medeeneh-Plateau; erſtere wird während der Regenzeit ein reißender Waldbach, der auf ſeinem Weg bis zum rothen Meer die Abläufe von Hunderten von Hügeln mitnimmt. Gutes Waſſer findet man dort ſchon wenige Fuß unter der Oberfläche bei den Einbiegungen der Thalſchluchten; überdieß iſt El-Hamra auch noch mit einer guten Quelle verſehen, welche am Fuße der ſüdlich liegenden Hügel entſpringt. Das Dorf iſt eine Reihe von niedern Häuſern, oder beſſer Hütten aus ungebrannten Ziegeln und Lehm, die mit Dattellaub überdacht ſind, und ſtatt des Fenſterladens ein Stück von einer Planke haben; dicht bevölkert, wo noch die Mauern ſtehen, ſonſt aber, wie alle Niederlaſſungen im Hedſchas, zur Hälfte in Trümmern. Es hat einige Buden in einer langen Gaſſe, aber auch dieſer Bazar iſt gleich den andern Straßen voll Koth und Staub. Palmenhaine von beträchtlicher Ausdehnung verſehen die Bewohner mit Datteln, und meine Reiſegefährten fanden ſo wohlfeiles Korn, daß ſie ſich für ihre Familien in El-Medeeneh Vorräthe mitnahmen. Gut durchgearbeitetes Brod, Roßfeigen, Reiß, Butter und ähnliche Nahrungsmittel gibt es in Ueberfluß, ſo wie auch Schaf- und Ziegenheerden, einher getrieben von mürriſchen Schäfern, die nur gegen Brod und Fleiſch Milch abgeben wollten. Ich kaufte alſo ein ſtarkes Lamm für einen Piaſter, und ſo hatten wir ein treffliches Frühſtück. Nahe bei unſerm Lager war ein Dorf, beſtehend aus einer mit vielen Schießſcharten für Musketen verſehenen Mauer, und beſetzt von einem Trupp Arnauten, die das Dorf zu ſchützen und reiſende Kaufleute zu begleiten hatten. El-Hamra iſt die dritte Station von El-Medeeneh auf der Derbees Sotanee (königliche oder hohe Straße), wie die weſtliche Straße längs des Seegeſtades nach Mekka heißt. Die Pilger ziehen, wenn Räuber es ihnen geſtatten, dieſen Weg allen andern vor, da ſie auf ihm leicht alles Nöthige ſich verſchaffen können und den heiligen Ort Bedr berühren.

Am 21ſten Nachmittags traf eine Karawane, die von Mekka nach El-Medeeneh ging, in El-Hamra ein, und ſuchte ſich eifrig Erlaubniß und Begleitung für einen ſofortigen weitern Zug zu verſchaffen. Wir ſchloſſen uns an ſie an, indem wir unſer Lager um 4 Uhr Nachmittags verließen, und nach einem Verzug, den eine Beduinenhorde veranlaßte, welche uns die Escorte von 200 Irregulären durchaus nicht laſſen wollte, paſſirten wir um Mitternacht ein anderes aus zerſtreut liegenden Häuſern beſtehendes Dorf, genannt Gadayah oder El-Khayf, was bedeutet: „am Abhang liegend.“ Wie El-Hamra, ſo hat auch dieß ein Fort und ziemlich gutes Quellwaſſer. Ein wenig ſeitwärts iſt Baghar und der Hohlweg, wo die ägyptiſche Armee unter Tuſſum Bey von den Harbi-Beduinen und den Wahabiten im Jahre 1811 vollſtändig geſchlagen wurde; lange nachher noch war der unglückſelige Tag von „Saffra und Gadayah“ für den türkiſchen Soldaten in Aegypten ein Gegenſtand des Schreckens und der Trauer.

Um 4 Uhr Nachmittags, nachdem wir vierundzwanzig Meilen in öſtlicher Richtung zurückgelegt hatten, lagerten wir bei Bir-Abbas. Die Lage dieſes Orts gleicht der von El-Hamra; er iſt ebenfalls mit einem ſteinernen Fort verſehen, deſſen Beſatzung zum Schutz der Reiſenden beſtimmt iſt. Auf unſerer Reiſe trug ſich nichts Erwähnenswerthes zu, bis wir am Morgen des 24 Juli mit Tagesanbruch den übelberüchtigten Hohlweg Shuab-el-Hag — d. i. der Paß der Pilger — betraten. Als wir uns ihm näherten, trat an die Stelle des lauten Geſprächs plötzlich Stille und auf den Mienen war unzweideutig Furcht zu leſen. Alsbald erhob ſich von der Klippe zur Linken eine dünne Rauchwolke in die Morgenluft, der Vorbote des lauten Schalles der Luntenſchlöſſer. Eine Anzahl Beduinen, Knaben und Männer, ſchwebten Horniſſen gleich über dem Kamm und kletterten mit bewunderswürdiger Behendigkeit über die Abgründe, bis ſie in einer bequemen Stellung hinter einer Bruſtwehr von Stein, die zur Vertheidigung und zum Auflegen der Büchſe aufgeführt war, auf uns mit voller Berückſichtigung ihrer eigenen Leute herabfeuerten. Umſonſt luden wir ſie ein, Männern gleich mit uns auf der Ebene zu kämpfen, worauf die Räuber auf der öſtlichen Küſte dann und wann ſich einlaſſen, nicht aber im Hedſchas; zudem war es gleicherweiſe ohne Vortheil auf Steine zu ſchießen. Ueberdieß wenn ein Beduine erſchoſſen worden wäre, ſo würde ſich die ganze Landſchaft in Maſſe erhoben haben, und 3000—4000 Räuber möchten dann wohl den Muth gehabt haben, eine Caravane zu überwältigen; das Ende wäre dann ein allgemeines Kopfabhauen geweſen.

Ihr Feuer richteten ſie hauptſächlich auf die Arnauten, welche die Shayks, die uns von Bir-Abbas begleitet hatten, zu Hülfe riefen. Dieſe würdevollen Alten waren indeß abgeſtiegen und kauerten ſich im Kreis mit ihren Pfeifen zur Berathung: ihr Schluß war, daß, da wahrſcheinlich die Beduinen gegen ihre Worte taube Ohren zeigen würden, ſie ſelbſt ſich die Mühe einer Unterhandlung erſparen könnten. Wir ließen nun ſo entfernt von uns als möglich Pulver aufflackern und hüllten uns ſomit in eine möglichſt dichte Wolke; endlich mußten wir uns damit zufrieden geben, zwölf Mann verloren zu haben, außer den Kameelen und andern Laſtthieren. Nachdem wir eine Stunde aufwärts geeilt waren, kamen wir durch Shubaba, einen kaum nennenswerthen Flecken, mit einigen zerfallenen Mauern und einem Haufen von Gräbern, deren jedes ein Oval von unbehauenen Steinen war und einen von den Märtyrern enthält, die ſich in den Raubzügen des Propheten mit Ruhm bedeckten.

Nach 30 Minuten erreichten wir Bir-el-Hindj, einen günſtigen Lagerplatz, wo einige längſt vergeſſene „Indier“ einen Brunnen gegraben hatten. Wir trabten fort über den Raubpaß und die Diebswinkel von Hem hinaus und ſchlugen uns dann, den Waldbach verlaſſend, nordwärts auf eine wohlbetretene Straße, die über eine ſteinige, hochliegende Gegend fortläuft. Die Hitze war mörderiſch. Zu keiner Zeit iſt die Sonne gefährlicher als zwiſchen 8 und 10 Uhr Vormittags, und es wurde

11 Uhr bevor wir uns lagerten. Die Station Suwaykah iſt eine holperige Ebene, bedeckt mit Steinen, grobem Kies und Dornbäumen, und rings von zinnenförmigen, kalkartigen Felſen auf Granitunterlage umgeben. Wir ſchlugen unſer Zelt unter einer gemeinen Mimoſe auf, deren Schatten von den Poeten ein falſcher genannt wird, weil er in dem Augenblick aufhört, wo man ihn am nöthigſten hat.

Am 25 Julius bei Tagesgrauen ſah ich meine Gefährten mit einer gewiſſen ſorgloſen Haſt aufwärts reiten, und als ich ſie fragte, ob denn Räuber da wären, rief mir ein Nachbar zu: Nein, wir folgen unſern Augen, in einer Minute werden wir El-Medeeneh ſehen. Eiligſt gingen wir über den vielbeſungenen Waldbach El-Akeek; er zeigte nur trockenen Staub und die prächtigen Bäume waren ganz gedörrt. Jetzt kamen wir an den Mubarag-Berg, deſſen Namen „eilende Schritte“ bedeutet, und nachdem wir noch eine ſchmale Lavaſtraße mit ſchroffen Buckeln paſſirt hatten, erblickten wir von ſeiner Kuppel plötzlich die „heilige Stadt“ vor uns in der Ebene. Wie auf ein Commandowort hielten wir unſere Thiere an und jeder, ſo müde und hungrig wir waren, ſtieg vom Pferde, und ließ ſich nieder, um die Ausſicht zu genießen. Meine Umgebung brach in zahlreiche begeiſterte Ausrufe aus, indeß aus ihren Geſichtszügen Entzücken ſprach und ihre Augen in Thränen ſchwammen. Nun verſtand ich völlig den Sinn der dunkeln Phraſe im Ritual der Moslem: „wenn des Pilgers Blick auf die Bäume von El-Medeeneh fällt, laßt ihn ſeine Stimme erheben und den Propheten ſegnen mit den auserleſenſten Opfern.“ Bei dieſem herrlichen Anblick vor uns war nichts auffallender nach der öden Tagreiſe, als die Gärten und Palmenhaine der Stadt. Wir erreichten El-Medeeneh am 25 Julius, hatten alſo nahezu in acht Tagen gegen 130 Meilen zurückgelegt. Meine Berechnung der einzelnen Stationen iſt folgende:

		Meilen:	
Von Yambo nach Muzahhal	. . .	16	
Bir-ſaid	. . .	34	
El-Hamra	. .	14	
		— alſo 64 auf den halben Weg.	
Von El-Hamra nach Bir-Abbas	.	24	
Suwaykah	.	22	
El-Medeeneh		20	
		— 66	
Summa:		130 Meilen (engl.).	

Meine Kameeltreiber gehörten zu den Harbs, einem durch die Türken ſehr verdorbenen Stamme; ihr Geſchäft iſt die Pilger zu führen. Ohne Schwierigkeiten antworteten ſie auf meine Fragen über die Gegend. Meine Wißbegierde zu befriedigen, machte ich einen Auszug aus arabiſchen Genealogien, und jedesmal begannen meine Fragen mit einem: „Ihr Männer von Harb, von welcher Linie rühmt Ihr Euch zu ſtammen.“ Die Notizen mußten geheim gemacht werden und Skizzen durften nicht gezeichnet werden, doch hindern ſie keinen Gelehrten, in ſein Manuſcript zu ſchreiben, wenn es das Anſehen hat, daß er über deſſen Inhalt nachforſcht, und hierzu mag er ſich die Einſamkeit ſuchen. Der beſte Vorwand für das Alleinſeyn iſt es, wenn man ſagt, man ſey ein Sando, „ein Schwarzer“, d. h. melancholiſchen Temperaments, da alle Orientalen leicht von gedrückten nervöſen Stimmungen befallen werden, und bei ſolchen Anläſſen die Einſamkeit als ihren einzigen Freund ſuchen.“

Der Hekla und ſeine Umgegend.

(Schluß.)

Auf den Gipfeln der Bergrücken ragt in der Regel der feſtere Tuff oder die Lavenbreccie hervor, meiſtens mit unregelmäßig gerundeten, niemals mit ſcharfzackigen Formen; daran lehnt ſich eine Böſchung, welche aus lauter loſen Schuttmaſſen abgerollt, und deren Fuß von einer großen Zahl abgeſtürzter, oft ungeheurer Steinblöcke umgeben iſt.

Eine magere Schafweide zieht ſich mehr oder minder hoch an der ſtets veränderlichen Böſchung des Gebirges hinan, in deren langſam abwärts rückendem Grobſand die Gewächſe nie recht zu Kräften kommen können; oben auf dieſen Bergen trifft man nur an wenigen Stellen Ueberzüge einer mageren Mosvegetation.

Die Flanken der Berge werden überdieß, um ihre Unſtetigkeit noch zu erhöhen, bis zu verſchiedener Tiefe überall von Waſſerriſſen durchfurcht, in denen der durch mechaniſche Zerſtörung der Felsmaſſe erzeugte Grobſand hinabgeführt, und weit über das vorliegende Unterland verbreitet wird.

Lavaſtröme füllen nun alle Vertiefungen zwiſchen den genannten Gebirgsketten an, Lavaſtröme, die ſämmtlich aus den Spalten des Hekla zu ſehr verſchiedenen Zeiten und in ſehr verſchiedener Maſſe hervorbrachen. Durch eine Reihe von Ausbrüchen hat dieſer Vulcan ſeinen inneren Lavabehälter in ſo mächtigen Strömen ergoſſen, daß es gegenwärtig unmöglich fällt, ihre Gränzen gehörig zu beſtimmen. Eine ausgedehnte herrliche Landſchaft iſt dadurch allmählich vollkommen vernichtet, und nur drei Bauernhöfe, welche alle an der weſtlichen Seite des Gebirgsſtockes liegen, ſind als Ueberbleibſel des bewohnten Landes noch geblieben, ſtets bedroht von einem plötzlichen Untergang durch den fürchterlichen Nachbar. Dieſe Höfe ſind die in faſt allen Reiſeberichten genannten, den Expeditionen auf dem Hekla zur natürlichen Baſis dienenden Anſiedlungen Selſund, Näfrholt und Haukadalr.

Selſund war ehemals, wie noch der Name angibt, ein Sel, d. h. eine Ausliegerſtelle für den ſommerlichen Weidegang, und gehörte zu dem Hofe Stora Skard auf der Oſtſeite des Hekla, der in dem Ausbruche von 1389—90 völlig vernichtet wurde. Der jetzige Hof liegt in einer kleinen Ebene, welche von der Zerſtörung verſchont blieb, ſüdlich und nördlich von mächtigen Lavaſtrömen eingeſchloſſen, und mit ſeinen Baulichkeiten unmittelbar an den hohen Rand des nördlichen Selſundſtromes gelehnt.

Haukadalr iſt ein kümmerlicher Bauernhof, der durch ſeine hohe Lage am ſüdweſtlichen Fuße des Bjol-Fjeld gegen Zerſtörung durch Lava einigermaaßen geſichert iſt.

Näfrholt bedeckt mit ſeinem Hoflande den ſüdweſtlichen Theil der größtentheils nackten Schutthügel am äußeren Rande des Gebirgsſyſtems. Nur auf einem Theile ihres ſüdlichen Abhanges tragen dieſe einen mageren Graswuchs und gegen Weſten ein kümmerliches Weidengebüſch bis dahin, wo ſich der ſteile Abfall gegen die Rangau wieder aller Vegetation entledigt. Am Fuße des Bjol-Fjeld liegt auch noch „Hals“, ein ehemaliger ziemlich dürftiger Hof, der aber vor einigen Jahren verlaſſen worden iſt.

Das iſt alles, was die mächtigen Lavaſtröme von einem fruchtbaren Landſtriche übrig gelaſſen haben; ihre außerordentliche Verbreitung mag man darnach beurtheilen. Die ganze öſtliche Seite des Hekla iſt damit vollſtändig überdeckt. In ungeheuren Strömen, deren Maaße alles übertreffen, was man an ſüdeuropäiſchen Vulcanen gewohnt iſt, und deren Ausdehnung und Mächtigkeit in keinem Verhältniß zu der geringen Größe des Vulcans zu ſtehen ſcheint, hat ſich die Lava an verſchiedenen Stellen des

langen öſtlichen Hekla-Abhanges heruntergewälzt, und ſich zwiſchen den parallelen Bergketten ausgebreitet.

Dieſe ganze Gegend, beſonders aber nordwärts hinüber, iſt beträchtlich höher, als die entſprechende Partie auf der Weſtſeite des Hekla. Der Unterſchied beträgt in der Nähe des Vulcans ſelbſt mehrere hundert Fuß und zeigt ſich deutlich wie an einem Waſſerſpiegel in dem Lauf der Lavaſtröme; denn dieſe haben an mehreren Stellen bei ihrer Ausbreitung den Bergrücken überſtiegen, auf welchen der Hekla aufgeſetzt iſt. Einige ſchmale Arme dieſer großen öſtlichen Ströme ſind noch am Fuße des eigentlichen Hekla über den Bergrücken nach Weſten hinübergeſtiegen, einige breitere Arme weiter abwärts ebenſo, doch haben ſie ſich jenſeits nicht mehr beträchtlich ausgebreitet, weil ſie wahrſcheinlich in ihren kleineren Dimenſionen ſchneller erſtarrten als die Hauptmaſſe. In großen Maſſen hat dieſe öſtliche Lava ſelbſt das äußerſte ſüdliche Ende des langen Heklarückens umzingelt, und, indem ſie auf der Oſtſeite von Norden herunterkam, nach der Umſchließung des Bergrückens ſich wieder nordwärts gewendet, einen Theil des früher verſchonten Selſundgebietes überſtrömt und den ſüdlichen Selſundſtrom gebildet.

Deutlich gewahrt man, daß auch mehrere ältere öſtliche Lavaſtröme dieſen großen Zug um die ganze Bergkette machten, denn Theile derſelben ragen noch unter dem letztgenannten Strome hervor. Auch die Lava des großen Ausbruches von 1766 ergoß ſich von der öſtlichen Seite herab, erreichte aber nicht den benachbarten Bergrücken. Um ſeiner Jugendlichkeit willen iſt dieſer Strom noch heute faſt ganz ohne Vegetation und außerordentlich ſchwer zu paſſiren. Er ſcheint aus einem niedrig am ſüdlichen Fuße des Hekla liegenden alten Krater hervorgegangen zu ſeyn, deſſen innere Wand er zerbrochen, und von da aus ſich ergießend, den kleinen Kegel umgebend, ſich in das öſtliche Thal begeben zu haben. Nur nach Oſten und Weſten hin, nicht wie bei den ſüdeuropäiſchen Vulcanen rings umher, haben die Lavaſtröme ſich aus dieſem langgeſtreckten Vulcane hervorgedrängt, nur in den öſtlich und weſtlich anliegenden Längenthälern ſich ausgebreitet, und dadurch dem ganzen Vulcan mit ſeinen Umgebungen ein höchſt eigenthümliches Gepräge gegeben.

Der weſtliche Abhang und die weſtlichen Thäler mit ihren Lavaſtrömen ſind bei weitem zugänglicher als die öſtlichen, und durch die Nähe der Höfe auch beſſer bekannt, die einzelnen Erſcheinungen im Ganzen auch leichter zu ſondern. Zwar geſtatten die, meiſt denſelben Weg verfolgenden, alſo übereinander ſich thürmenden Lavaſtröme, und die alle Höhenunterſchiede ausebnenden, alle Terrainverhältniſſe verbergenden Sand- und Aſchenmaſſen nicht, jeden einzelnen Strom in ſeiner ganzen Ausdehnung zu verfolgen, doch laſſen ſich mehrere beſtimmt von einander geſchiedenen, und von verſchiedenen Ausbrüchen abſtammenden Ströme deutlich erkennen, und geben Anhaltspunkte in der ſonſt verwirrenden großartigen Mannichfaltigkeit.

Zunächſt kann man beſtimmt bemerken, daß alle älteren Ströme, ohne gerade eine durchaus größere Maſſe zu führen, ſich immer mehr nach den Seiten ausgebreitet haben als die neueren; dann gewahrt man, wie durch die bereits aufgehäuften Maſſen jeder neuere Strom immer mehr nordwärts gedrängt worden iſt. Der älteſte bekannte Strom iſt nur an wenigen entlegenen Stellen entblößt zu ſehen, und iſt wahrſcheinlich derſelbe, der auch noch auf den weſtlichen Enden der Ebene von Selſund mit einzelnen Zacken aus der dicken bedeckenden Grasfläche hervorragt. Der am weiteſten ſüdlich vorgedrungene Strom iſt der ſchon vorhin genannte nördliche Selſundsſtrom, an den ſich die Gebäude des Hofes lehnen. Er füllte ausſchließlich das dem Heklarücken zunächſt liegende Parallelthal. Der nächſte blieb nördlicher, verſchonte das erſte Thal ganz, erfüllte dagegen in zweien Armen die beiden nächſten Parallelthäler bis ans äußerſte Ende. Dieſen bedeckt zum Theil der noch weiter aufwärts liegende Auſturhvolsſtrom, und dieſen endlich der neue Strom von 1845, der ſeinen Weg in einem nordwärts ausgeſchweiften Bogen und in das dritte Parallelthal fand. Die anderen Ströme, welche ſich vorfinden, und gelegentlich unter dieſem oder jenem der genannten hervortauchen, ſind weder ſtets in ihrem Alter zu beſtimmen, noch in ihrem Zuſammenhange zu verfolgen.

Nahe am Fuße des Hekla liegt ein Kegel von beträchtlicher Höhe, den die Isländer Raudalda, d. h. den rothen Hügel nennen, alſo der Monte-Roſſo des Hekla. Er iſt ein Gegenſtück zu den mehreren Raudöldur, welche am öſtlichen Abhange liegen, und ſtammt gleich dieſen von vulcaniſchen Seitenausbrüchen ab, die hier ihre paraſitiſchen Schuttkegel errichteten.

Zuſammengeſetzt aus ziegelrothen, bald dichten und ſchweren, bald ſchlackenhaften und leichten, oft zu einer loſen Breccie verkitteten Lavaſtücken, umſchließen ſeine ſchräg anſteigenden Seiten einen keſſelförmigen Krater, 180 Fuß tief und 480 Fuß im Umkreiſe, der nach der weſtlichen Seite bis an ſeinen Boden aufgeriſſen iſt. Dieſem theilweiſe verſchütteten Spalt ſteht die niedrigſte Seite des Kraterrandes gegenüber, die höheren Ränder gewinnen dadurch jene ſattelförmige, aus der Ferne geſehen zweihörnige Geſtalt, welche faſt allen ſolchen paraſitiſchen Kegeln gemeinſam iſt. Die Größe des Kraters, die regelmäßige Geſtalt des Kegels und das Material, aus welchem er ſich aufgebaut hat, deuten auf einen lang dauernden und heftigen Ausbruch, deſſen Culmination wahrſcheinlich ſtattfand, als die eine Wand abgeſprengt wurde. Vielleicht ergoß ſich hieraus die mächtige Lava, deren gleich außerhalb des Kegels aufgethürmte Maſſen den Namen Pälu-ſtrom tragen. In größerem Abſtande vom Hekla wimmelt es von ſolchen Raudöldur beſonders gegen Südoſten hin. Alle ſind Zeugen und Erzeugniſſe früherer Ausbrüche, die wahrſcheinlich an jedem dieſer Krater nur einmal ſtattfanden. Sie liegen übrigens ſelten vereinzelt, vielmehr oftmals an den Flanken der ausgedehnten Parallelrücken, auf denen ſie ſich durch ihre ſchöne hochrothe Farbe ſelbſt aus weiter Ferne deutlich abzeichnen.

Die Vegetation auf den verſchiedenen Lavaſtrömen gibt auch unabhängig von der localen Auflagerung ein gutes Kennzeichen für die Beſtimmung des Alters ab; die älteſten unter ihnen ſind bereits von einer Erdlage bedeckt, welche genügt, um ihre ſchärfſten Zacken auszuebnen, und einen geeigneten Boden für guten Grasmuchs zu bieten. Auf den jüngeren wird die Erdlage dünner, das Gras ſparſamer, ein ſchwammiges Moos gewinnt die Oberhand, und deſſen Fülle und Elaſticität bewirkt, daß die Ströme leichter zugänglich werden, obgleich es noch lange nicht alle ihre Spalten und Vertiefungen zudecken kann.

Schließlich ſtößt man dann auf die loſe zuſammengehäuften Spalten der jüngeren Ströme, deren ſcharfe Kämme und wild gezackten Verſchlingungen kaum der beginnenden Mooswegetation Wurzel zu ſchlagen geſtatten. Aber ungeachtet des Mangels an Erde auf dieſen neueren Strömen, deren nur wenige auf beſchränkten Räumen eine kümmerliche Schafweide liefern, hat ſich doch an einigen Stellen ein recht üppiges Birkengebüſch ausgebildet, wo es durch aufſtrebende Lavagipfel gegen die zerſtörende Gewalt des Sturmes geſchützt iſt; das gilt namentlich von den beiden Selſundsſtrömen, beſonders dem ſüdlichen. Der Bauer auf dem Hofe hat dadurch einen nicht geringen Verdienſt vom Verkaufe des

Buſchholzes und der Kohlen; denn der faſt gänzliche Buſchmangel des nächſten Diſtrictes zwingt ſeine Bewohner, ſelbſt auf ſehr weiten Wegen, bei dieſem Bauer die unentbehrliche Waare zu holen. Wie wichtig und allgemein das Bedürfniß dieſes für den isländiſchen Landbau unentbehrlichen Schmiedemateriales iſt, geht daraus hervor, daß eine Tonne mäßig gebrannter Kohlen aus dünnen Knitteln mit zwanzig Fiſchen bezahlt wird, die einen Species oder anderthalb preußiſche Thaler werth ſind. Und dann ſind die Käufer noch Leute, welche oft mehrere Meilen weit mit Pferden und Tragbahren herüberkommen. Der Hof Selſund hat daher einen großen Werth in ſeinen zugehörigen Wäldern, wenn man dieſen Namen gebrauchen will für ein verkrüppeltes Birkengebüſch, das ſich kaum mannshoch über den Boden erhebt. Mit Bedauern erzählen die Bewohner, daß man ehemals im Innern des Gebüſches auf dem ſüdlichen Lavaſtrom Birkenbäume von ſolcher Größe fand, daß man ſie nicht beugen konnte. Jetzt iſt das vorbei, denn der Wald iſt von früheren Generationen ſo arg mitgenommen, daß er von Seiten der beiden letzten Beſitzer ſchon eine ſehr ſchonende Behandlung erfahren mußte, um nur einigermaaßen wieder zu Kräften zu kommen.

Die Art, wie das Waſſer in dieſem Gebiete einſickert und an beſtimmten Terrainabſchnitten wieder hervorkommt, iſt ſchon vorhin theilweiſe geſchildert. Die kleineren Bäche des Innern können ganz verſchwinden und an anderen Stellen neu hervorbrechen. So thut es der Selſundsbach, das bedeutendſte Gewäſſer in den oberen Theilen des Hekla-gebirges. Die Temperatur der Quellen an ihrem Urſprunge iſt meiſtens 3 oder 4°, die geringſte beobachtete Wärme war 2°,25 und 2°,75. Warme Quellen finden ſich in dem ganzen zwiſchen beiden Rangauen begriffenen Diſtrict nur in einer unbedeutenden ſüdweſtlich, den Gränzen des Gebietes naheliegenden Gruppe; ihre Temperatur beträgt 29° und 30°.

Die mineralogiſche Natur der eigentlichen Heklalaven bleibt ſich in den älteſten und jüngſten faſt völlig gleich. Alle Ströme beſtehen aus der gewöhnlichen ſchwarzen, augitiſchen, ſehr eiſenreichen, und deßhalb ſchweren, die Magnetnadel ſtark beunruhigenden Lava, deren einförmige, mehr oder minder feinkörnige Maſſe nur hie und da einen kleinen prismatiſchen oder nadelförmigen Feldſpathkryſtall umſchließt. An ihren Rändern trifft man, wie gewöhnlich, die rothen weniger feſten Brocken, deren Farbe von der höheren Oxydation des Eiſens, während einer dauernden Einwirkung der Luft herrührt. Die Anzahl der Poren oder Blaſenräume und ihre Geſtalt ſcheint keiner Regel unterworfen. Etwas häufiger ſcheinen ſie an der Oberfläche zu ſeyn, ſo weit man von einer Oberfläche ſprechen kann, wenn die Ströme, wie es hier meiſtens der Fall iſt, nur aus loſe aufgethürmten Schollen beſtehen. Nur in den älteren Strömen gewahrt man jenen ſonſt allgemeineren Charakter, daß bloß die Unterlage und Oberfläche aus Schollen zuſammengeſchoben, der mittlere Kern aber in einem zuſammenhängenden Fluſſe geblieben und ſo erſtarrt iſt.

Wo ſich die Ströme durch enge Thäler oder Klüfte auf beträchtlicher Neigung niedergewälzt haben, da erſcheint auf ihrer Oberfläche der mittlere Theil ſtets niedriger als die beiden Ränder, weil die fließende Maſſe in der Mitte den geringſten Widerſtand gegen ihre Bewegung antraf.

In Uebereinſtimmung damit findet man auch an der Kante, wo der Strom ſeinen Weg in die Kluft fand, in demſelben eine mehr oder minder bedeutende Vertiefung, herrührend davon, daß auf der Scheide zwiſchen der ſchwächer und ſtärker geneigten Bahn gegen das Ende der Bewegung Zufluß und Abfluß nicht gleichen Schritt halten konnten.

Wo aber die Ströme in weiteren Thalſtrichen ſich ausbreiten konnten, da zeigt ſich ein auffallendes Streben nach Parallelismus zwiſchen den Kämmen, die aus der Lavafläche hervorragen, und den äußeren Rändern; daher ſtammen jene langen Rücken und Furchen, welche ſtets, trotz aller ſtörenden Niveauunterſchiede, in der Oberfläche des ſanft abſteigenden Stromes erkannt werden, ſelbſt wenn er bereits von einer dicken Grasnarbe bedeckt iſt, und welche ohne Ausnahme mit der Streichungslinie des Thales zuſammenfallen, das durch den Strom ausgefüllt wurde.

Die Ränder und Gränzen der Heklaſtröme zeigen überall, wo eine geringere Neigung des Bodens das raſche Vordringen hinderte, ein zuſammenhängendes Syſtem von Kugelſegmenten, welche um ſo regelmäßiger und abgerundeter erſcheinen, je mehr die Unebenheiten im Laufe der Zeit unter einer deckenden Erdlage und Grasfläche verborgen ſind.

Die Mächtigkeit der Lavaſtröme iſt ſehr verſchieden nach der Beſchaffenheit ihrer Bahn, ſie nimmt alljährlich ab, beſonders da, wo der Strom in ſeiner ganzen Maſſe nur aus übereinander geſchobenen Schollen beſteht; meiſtens erreichen ſie, ſo weit es ſich an den Gränzen beſtimmen läßt, eine Dicke von 50—100 Fuß und darüber, ſind aber im Innern gewiß oft viel mächtiger.

Alle Ströme ſind mehr oder minder mit Trümmern anderer Gebirgsarten bedeckt, welche inmitten eines Gemenges aus vulcaniſcher Aſche und den Zerſetzungsproducten des auf allen Seiten anſtehenden Palagonittuffes liegen; meiſtens rühren die Blöcke von den nächſt anſtoßenden Bergrücken her, aber man ſieht ſie auch auf den unteren Enden der Ströme liegen, die ſchon beträchtlichen Abſtand von den Felſen haben, von denen ſie losgebrochen ſeyn müſſen. Mit Recht darf man annehmen, daß ſie auf den Strom gefallen ſind, als er noch in Bewegung war, und daß ſein langſames Vorſchreiten ſie abwärts transportirte, gleich den großen Findlingen, welche die Gletſcher aus den Hochgebirgen in die Thäler herunterſchieben.

Manche fremdartige Blöcke, deren Herkunft nicht nachzuweiſen iſt, müſſen wohl als Räthſelfragen liegen bleiben, weil ſo große Theile der nordöſtlichen Umgebung des Hekla eine Unzugänglichkeit zeigen, welche die Aufſuchung ihrer Urſprungsſtellen verbietet. Die weite in Berg und Thal geſchiedene Tuffunterlage, der unbekannte Zuſammenhang mit nördlichen Gebirgen, die langgeſtreckte Geſtalt des Schuttkegels und die in lauter parallelen Thälern ſich verbreitende Lava, deren Dimenſionen eine unerwartete Größe zeigen, das ſind die Haupteigenthümlichkeiten dieſes in der Einöde gelegenen Vulcanes.

Das ganze Gemälde ſeiner weſtlichen Seite entfaltet ſich dem Beſchauer von der Spitze des Bjol-Fjeld, die auch einen Blick in die nördliche Lavawüſte geſtattet. Den Gipfel des Vulcanes ſelbſt zu beſteigen, verbietet meiſtens die Ungunſt des Wetters, die auch dem, der das Ziel wirklich erreicht, noch oftmals jede Beobachtung unmöglich macht.

Meiſtens geſchieht die Beſteigung von Südweſten her aus den Höfen Näfrholt und Selſund, deren Bewohner ſeit hundert Jahren den Reiſenden als Wegweiſer und Gehülfen gedient haben. Die erſten wiſſenſchaftlichen Reiſenden, welche ihn beſtiegen, waren Olaſſen und Povelſen in der Nacht des 20 Junius 1750. Um Mitternacht erreichten ſie die Spitze, die in friſch gefallenen Schnee gehüllt war; alle märchenhaften Schrecken, die ihnen von den Bewohnern des Landes zur Warnung vorgehalten waren, fehlten dieſem in ruhiger Klarheit daliegenden Gipfel, in der taghellen Mitternacht genoſſen ſie einer bezaubernden Ausſicht über das Land und ſeine Eisgebirge; aber Beobachtungen über die vul-

canische Natur des Berges zu machen, war nicht anders möglich, als an den damals noch wenig gekannten und fehlerhaft gedeuteten Steinarten. Jedes Zeichen innerer Bewegung fehlte.

Nach dem großen Ausbruche von 1766 besuchten Uno von Troil, Banks und Solander die Spitze zuerst am 24 September 1772. Auch dießmal war der Gipfel mit Schnee bedeckt, aber heiße Dämpfe schmolzen ihn an verschiedenen Stellen.

Sveinn Pálsson, ein junger Arzt, den die Kopenhagener naturhistorische Gesellschaft ausrüstete, bestieg ihn 1793, war aber durch Unwetter an Beobachtungen gehindert. Bei seiner zweiten Besteigung in Gesellschaft von Thorlacius 1797 war er glücklicher. Dämpfe und der sausende Ton unterirdischer Fumarolen verriethen die vulcanische Thätigkeit. Drei Krater in den drei Gipfeln waren deutlich unterschieden. Der mittlere größte, 120 Fuß tief und 240 Fuß im Durchmesser, ganz trichterförmig, war bei dem früheren Besuche 1793, selbst mitten im August, noch ganz mit Schnee gefüllt gewesen. Auch Mackenzie, der 1810 den Hekla bestieg, traf noch die Dampfentwicklungen auf dem Gipfel, der sich in drei Spitzen sonderte, deren Krater nicht deutlich erkannt wurden, die aber von zahlreichen gefährlichen Spalten aufgerissen waren.

Diese Spalten fand Thienemann, der ihn 1821 besuchte, schon fast ganz wieder verschüttet, traf aber den Hauptkrater dicht unter der mittleren höchsten Spitze an deren Nordseite, nur noch 200 Fuß in Umfang und einige 30 Fuß tief.

Die von Paul Gaimard geleitete französische Expedition, erreichte die Heklaspitze am 29 Junius 1836. fand aber alles vollständig mit Schnee zugedeckt und wurde schnell durch ein heftig einfallendes Schneegestöber verjagt. Nebel und Schlackenschnee vertrieben auch Steenstrup und Schythe, welche sich am 17 Aug. 1839 hinaufgewagt hatten, und ohne lehrreiche Beobachtungen wieder umkehren mußten. Neuere Besteigungen haben erst stattgefunden, seit der Hekla 1845 seinen verheerenden Ausbruch vollführte. Ihre Beschreibung wird sich am besten einer Schilderung dieses großen Naturereignisses anschließen, in dessen Gefolge manche zeitweilige Veränderung des Gipfels entstanden ist, ohne daß er die allgemeinen Grundzüge dieses interessanten isolirten Gebirgsstockes, wie sie im Voranstehenden beschrieben sind, wesentlich afficiren konnte.

Der Tod des Reisenden Vaudey.

Wir erhalten aus Woodschelley am weißen Fluß in Central-Afrika unter dem 20 Mai d. J. einen Bericht über das Ende des Reisenden Vaudey, den wir wörtlich folgen lassen.

„Bei dem Interesse, welches der noch immer unbekannte Lauf des Bachr-el-Obiad (weiße Nil) und die von ihm durchströmten Länder oberhalb der Katarakte von Gondokoro einflößen, wird die Nachricht vom traurigen Schicksale Alex. Vaudey's, ehemaligen k. sardinischen Proconsuls in Chartum, wohl allgemeine Theilnahme erregen. Vaudey wollte bei jenen Katarakten dem Strome entlang seine Entdeckungsreise antreten, als er von den Schwarzen in der Nähe von Gondokoro mit einem Theile seiner Mannschaft getödtet wurde. Auf der Rückreise einer Excursion in Kordufan nach Chartum, und hier der Jagd auf Nilpferde wegen Halt machend, fand ich gestern mehrere vom Elfenbeinhandel mit den Negern des Bachr c. o. zurückkehrende Barken, unter denen auch die der beiden Vaudeys waren, unter dem Commando des Neffen A. Vs., Ambroise Poncet. Ich gebe Ihnen einen kurzen Abriß des für die Wissenschaft beklagenswerthen Ereignisses theils nach der einstimmigen Mittheilung der Schiffsmannschaft und der Paar Ueberlebenden, theils nach dem von Hrn. Poncet für das sardinische General-Consulat verfaßten mir mitgetheilten Berichte hierüber. Vaudey war in jeder Hinsicht seiner Aufgabe gewachsen, der kühnste und intelligenteste von allen, die in merkantilischer Beziehung je den weißen Fluß befuhren; er wollte von jener Katarakte aus den Weg zu Land gegen den Aequator fortsetzen, und nach Verlauf eines Jahres entweder an der Küste von Zanguebar oder aber wieder an der alten Stelle herauskommen, wo ihn sein Neffe, der alljährlich den weißen Fluß beschifft, wieder getroffen hätte. Alle Vorbereitungen waren mit der größten Umsicht getroffen, als Transportmittel für Munition, Lebensmittel, und die als Tauschmittel unentbehrlichen Glaskorallen, zum Tragen und Ziehen abgerichete Ochsen, auch ein Negerhäuptling von Olibo, Niguelo, mit mehrern seiner Leute als Begleiter aufgenommen. Vaudey befand sich oberhalb Olibo in der Nähe des verlassenen katholischen Missions-Stationsplatzes Gondokoro. Alles war zur Trennung zwischen Onkel und Neffe vorbereitet und der Zeitpunkt des Abschieds bestimmt, als am 4 April d. J. die Dahabie (große Barke) des Missionschefs von Chartum in Gondokoro eintraf. Bis dahin ging alles im besten Einverständnisse, und die Neger von Olibo, Beligan, Gondokoro und der Katarakte waren auf dem besten Fuße mit Vaudey und seiner Mannschaft. Zweimal genügte sein bloßes Auftreten mit derselben und all seinen Waffen, die auf der Missionsstation befindlichen zurückgelassenen Leute vor angedrohter Plünderung durch die Bari-Neger zu schützen. Oberhalb Gondokoro, näher gegen die Katarakte zu, lag ein türkischer Kaufmann, Mohamed Djesairli, mit seiner Barke. Am 5ten wollte dieser mit seinem Sandal (kl. Boot) zu Vaudey's Barken hinabfahren, und glaubte beim Anblick des Missionsschiffes, umgeben von Massen der Bari-Neger, denen Glasperlen in Hülle und Fülle ausgetheilt wurden, dieß salutiren zu müssen; leider war einer der Salutschüsse scharf nnd verwundete einen Neger und tödtete ein Kind. Augenblicklich fiel ein Pfeilhagel auf das Sandal, das sich, so viel als möglich außer dessen Bereich haltend, den Barken Vaudeys zueilte, und etwa 50 Schritte unter dem Missionsschiffe das Sandal Vaudey's traf. Dasselbe hielt an, und seine Mannschaft war im Gespräche mit einem der Leute der Mission, als die zu Lande nacheilenden Schwarzen über diesen herfielen. Er fiel durchbohrt von ihren Lanzen. Auf dieß begann die Mannschaft des Sandals auf die massenweis andrängenden Neger zu feuern. Von seiner Barke aus konnte Vaudey nicht sehen was vorging, aber auf das Schießen vermuthete er einen neuen Angriff auf die Mission und eilte mit 18 seiner Leute bewaffnet dorthin, seinen Neffen bei den Barken zurücklassend. Bald hatte er den Platz erreicht, wo der Missions-Diener fiel. Von da sah ihn sein Neffe an der Spitze seiner Leute auf die vor ihm fliehenden Neger sich stürzen, er vernahm einige Salven, als auf einmal Vaudey's Leute in wilder Flucht dem Flusse zueilten und sich hineinstürzten; Vaudey selbst folgte nur langsam (a reculon) der Bewegung seiner Leute; sprang ebenfalls in den Fluß, auf dessen Oberfläche, da er augenblicklich von Negern wimmelte, im nächsten Momente 14 Leichen schwammen. Einer der Mannschaft erreichte ein Inselchen im Strome, und fiel von unzähligen Pfeilen durchbohrt und gespickt. Dreien aber, obgleich verwundet, gelang es, sich zu bergen und Nachts ihr Schiff zu erreichen; diese sagen aus, Vaudey sey noch unverletzt in den Fluß gekommen, müsse also da erst seinen Tod gefunden haben. Nur durch Aufopferung eines großen Theils seiner Waaren gelang es dem Herrn Ambroise Poncet, sich zu retten."

Ein Thal in den „Rocky Mountains." Im „Report of a geological survey of Wisconsin, Jowa and Minesota," herausgegeben vom Geologen der Union Dr. S. Owen, befindet ſich unter anderem ein Bericht von Evans, der die ſogenannten „ſchlechten Ländereien" der hohen Prairien beſchreibt, welche als eine Reihe von Terraſſen und Bänken gegen die Rocky Mountains hinlaufen, und worin folgende Beſchreibung vorkömmt:

„Der Reiſende blickt in ein weites Thal hinab, das man eine Welt für ſich nennen kann. Die Breite desſelben mag etwa dreißig, die Länge neunzig (engl.) Meilen betragen in der Richtung gegen die düſtern, ſogenannten „ſchwarzen Berge" hin. Der tiefſte Theil derſelben, der etwa 300 Fuß unter dem allgemeinen Niveau des umliegenden Landes liegt, iſt mit ſpärlichem Gras und einem Boden bedeckt, der dem der höhern Striche ſo ziemlich gleicht. Gegen das umliegende Land aber bilden dieſe „ſchlechten Ländereien" den merkwürdigſten Contraſt.

Von der einförmigen Prairie ſteigt der Wanderer plötzlich einige hundert Fuß tief hinab in das Thal, das zwiſchen dem umliegenden Land wie verſunken iſt, und nur Tauſende von ſteilen, unregelmäßigen, ſäulenartigen Maſſen, oft mit unregelmäßigen Pyramiden bedeckt und 100 — 200 Fuß und darüber hoch, zurückließ. So dicht ſtehen dieſe natürlichen Thürme über die Oberfläche dieſer merkwürdigen Gegend zerſtreut, daß der Wanderer durch tiefe labyrinthiſche Gänge dahingeht, nicht unähnlich den engen unregelmäßigen Straßen einer wunderlichen alten Stadt des europäiſchen Continents. Von der Ferne betrachtet, ſehen dieſe Felſenmaſſen wie maſſive künſtliche Bauten aus, und man könnte glauben, eine prächtige Stadt einer untergegangenen Natur zu ſehen, ſteigt man aber von den Höhen hinab und betritt das ungeheure Labyrinth, ſo zerfließen freilich dieſe Täuſchungen, und man ſieht nichts als Verödung. Die Hitze brennt in der pfadloſen, durch keinen Hauch des Windes erfriſchten Wüſte fürchterlich, aber der Geolog darf nicht ermatten, die foſſilen Schätze entſchädigen ihn reichlich für alle Mühe und Noth. In den ſtehengebliebenen Pyramiden eingelagert, bieten ſich Gegenſtände vom höchſten Intereſſe, organiſche Reſte erloſchener Thiere, die untergegangen ſind, ehe Mamuth und Maſtodon lebten, und in ihrem ſpecifiſchen Charakter nicht bloß von allen lebenden Thieren, ſondern von allen aus gleichzeitigen geologiſchen Formationen anderer Länder gewonnenen Foſſilien verſchieden.

Hier finden ſich Familien, die in ihrer Structur verſchiedenen Ordnungen zugleich angehören, und die verbindenden Glieder der Dickhäuter, Sohlenläufer und Fingerläufer zu bilden ſcheinen. Ein von Dr. Leidy mit dem Namen „Archiotherium" bezeichnetes Thier zeigt unter anderem Kennzeichen, welche dieſen drei Ordnungen zugleich angehören, denn die Backzähne gleichen denen des Schweines, Peccari und Babiruſſa, die Hundezähne denen der Bären, während der obere Theil des Schädels, die Backenknochen und die Schläfe Formen und Dimenſionen zeigen, welche dem Katzengeſchlecht angehören. Leidy's Oreodon hat Malmzähne, wie das Elenthier, Hundszähne, wie die alleſsfreſſenden dickhäutigen Thiere, muß alſo von Fleiſch und Vegetabilien gelebt und wiedergekaut haben, wie unſere Grasfreſſer mit geſpaltenen Klauen."

Ueber die beſtimmte geographiſche Lage dieſes merkwürdigen Thales kann ich keine Angaben machen, da mir das angeführte Werk im Original nicht vorliegt; indeſſen iſt dieſelbe im Allgemeinen ſchon aus dem Diſtrict zu erkennen, worin die Regierungs-Aufnahmen in dortiger Gegend überhaupt erfolgten. Dieſelben umfaſſen einen Strich Landes von 750 Meilen in der Länge und 250 in der Breite, von 38° bis 49° N. B. und 79° 30′ bis 96° 30′ W. L. nach Greenwich.

Geld wird gewiß aus dieſen „ſchlechten Ländereien" und aus dem merkwürdigen Thale von den Yankees gemacht, darauf kann man ſich verlaſſen, auch wenn keine deutſchen Einwanderer dorthin zu verlocken wären, denen nichts lieber iſt, als irgend ein in möglichſt weiter Ferne liegendes Utopien. E. P.

Nachricht an die Leſer und Mitarbeiter des „Auslandes".

Der Unterzeichnete hat die ſchmerzliche Mittheilung zu machen, daß die verſtehende Wochen-Nummer, zum größten Theil noch angeordnet von dem bisherigen Redacteur dieſer Blätter, Dr. Eduard Widenmann, die letzte Arbeit ſeines Lebens war. In erſchreckend kurzer Friſt wurde er in der Nacht vom 19 auf den 20 Auguſt durch die gegenwärtig hier herrſchende Epidemie den Seinigen und dem ſchönen Beruf entriſſen, dem er ſich ſeit mehr als zwei Jahrzehenten mit dem regſten Intereſſe gewidmet hatte, und zu dem er auch in ſeltener Art befähigt war. Sein Streben war, dieſe Blätter zu einem möglichſt vollſtändigen Magazin allgemeiner Länder- und Völkerkunde zu machen, und durch Darlegung der bleibenden Verhältniſſe den innern Zuſammenhang bloß zu legen, welcher den oft ſo verworrenen Erſcheinungen der Tagesgeſchichte zu Grund liegt. Es ſteht dem Bruder nicht an, den Bruder zu rühmen; aber er darf auf die 20 Jahrgänge dieſer Blätter verweiſen, als auf ein Zeugniß, inwieweit es dem Hingeſchiedenen gelungen iſt das vorgeſteckte Ziel zu erreichen und damit einem geiſtigen Bedürfniß entgegenzukommen, welches der gebildete Theil der Nation unläugbar hat, und deſſen Befriedigung er von der Publiciſtik erwarten darf.

Um das ununterbrochene Forterſcheinen der ſo plötzlich verwaiſten Zeitſchrift möglich zu machen, hat der Unterzeichnete es gewagt, die dringendſten Geſchäfte der Redaction in ſo lange zu übernehmen, bis die Verlagshandlung über die künftige Leitung des Blattes verfügt haben wird. Er ſieht ſich genöthigt, die Leſer ſowohl als die zahlreichen Männer, welche bisher ihre Kräfte dem „Ausland" gewidmet haben, um Nachſicht zu bitten. Für letztere beſonders hat er Folgendes zu bemerken. Eine Menge Notizen, namentlich auch ſolche, welche die äußere Verwaltung des Blattes betreffen, hatte der Hingeſchiedene entweder nur ſeinem Gedächtniß anvertraut oder ſind die ſchriftlichen Nachweiſe nicht ſofort in der nächſten Zeit zu finden, und wenn ſich hieraus hin und wieder eine Störung oder mindeſtens eine Verzögerung ergeben ſollte, ſo wollen es die dadurch Betroffenen mit den obwaltenden Umſtänden freundlich entſchuldigen und durch zeitige Reclamationen dem Unterzeichneten die Ausgleichung etwaiger Anſtände erleichtern. Derſelbe wird ſo ſchnell, als es die Verhältniſſe erlauben, ſich die nöthige Ueberſicht über die geſchäftlichen Papiere des Hingeſchiedenen verſchaffen, um den Wünſchen und Intereſſen der Herren Mitarbeiter gerecht werden zu können. Schließlich glaubt er an letztere im Intereſſe des Blattes und der Verlagshandlung den Wunſch richten zu ſollen, daß ſie auch fernerhin dem Blatt ihre thätige Theilnahme erhalten möchten.

Augsburg, den 25 Auguſt 1854.

Dr. Guſtav Widenmann.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Proviſoriſche Redaction von Dr. Guſtav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 35. 1 September 1854.

Neu-England.

(Von Franz Löher.)

„Laßt mich in meinem eigenen Lande, in meinem lieben Neu-England bleiben, in dem Lande der hellen Feuer und starken Herzen, in dem Lande der Thaten und nicht der Worte, in dem Lande der Früchte und nicht der Blumen, in dem Lande, das oft beleidigt und dennoch stets geachtet wird, dessen Schuhriemen aufzulösen die Völker der Erde nicht werth sind.“ Die liebenswürdige Schriftstellerin, der diese etwas hochstelzige Rede entschlüpfte, sucht sie zwar als einen natürlichen Erguß der Vaterlandsliebe zu entschuldigen, wie sie jedermann wohl einmal empfindet. Aber es gibt sich darin in der That nur jene eigenthümlich warme Anhänglichkeit der Neu-Engländer an ihre Heimath, sowie ihre nationale Eitelkeit und Empfindlichkeit zu erkennen. Indessen haben die Neu-Engländer auch einiges Recht dazu, ihren Stichnamen Yankees lächelnd als Ehrennamen zu führen. Hat sich doch dieser Name allen übrigen Amerikanern angehängt, haben sie doch sämmtlich von den Neu-Engländern, den Bewohnern der sieben kleinsten Staaten im Norden, die hervorstechendsten Züge in ihrem Charakter angenommen. Seit den letzten vierzig Jahren, in welchen die Amerikaner sich zu einem so riesenhaften Aufschwung erhoben, ruht zwar der Schwerpunkt ihrer Macht und Politik in denjenigen ihrer Staaten, welche am meisten europäische Art haben, und vorzugsweise auch von Deutschen bewohnt werden, nämlich in Newyork, Pensylvanien und Ohio; aber seit denselben vierzig Jahren hat Neu-England mit seinen Söhnen das ganze Gebiet der Union überströmt, sie mit ihrer Rastlosigkeit und zähen Kraft haben überall in erster Linie den Handel und die Gewerbe hervorgerufen, Schulen und Kirchen gegründet, und die Kanzeln und Richterstühle besetzt. Wo irgend in den Vereinigten Staaten Bedeutendes in Handel und Gewerbe, in Politik und Kirche unternommen wird, da stecken in der Regel auch ein paar Yankees (im engern Wortsinn) dahinter. Wie sie dem Deutschen in Newyork und in Pensylvanien, dem altenglischen Virginier, dem Holländer, und dem französischen und spanischen Kreolen in den südlichen Staaten ihre nationale Eigenthümlichkeit zerrieben und zersetzten, so droht auch dem Süden die Gefahr, nach Yankeeweise amerikanisirt zu werden. Auch in Cuba und Mexico werden sie die alten steinernen Städte mit ihren leichten Häusern und Waarenläden besetzen und die stolzen Dome mit ihren zahlreichen Bethäusern umringen,[1] und ihrem hartnäckigen Gegner, dem reichen Pflanzer in den südlichen Staaten, der Cavalier ist, weil er Sklaven unter seiner Hetzpeitsche hat, machen die Yankee durch Verfechtung der Abolitionistensache einen gefährlichen Krieg.

In den Neu-Englandstaaten findet der Fremde noch in ziemlich treuen Umrissen das Amerika des vorigen Jahrhunderts. Dort kann er den amerikanischen Charakter, dieß eigenthümliche Gewächs im großen Völkergarten, mit Muße studiren. Denn nach Neu-England ist die neuere europäische Einwanderung am wenigsten vorgedrungen, und die alten Sitten haben dort in dem festen Verbande der Gemeinden wie in den zurückgezogenen stillen Thälern starke Wurzeln geschlagen. Die Bewohner der Neu-Englandstaaten entfernen sich unter den übrigen Amerikanern am weitesten von den Ansichten und Gewohnheiten, in welchen der Europäer erzogen ist; nirgends stößt dieser auf so viele Eigenheiten, die er unverständlich oder verschroben findet, nirgends scheint ihm das Volk so kalt und trocken von Gemüth; aber wenn er die Vereinigten Staaten vollständig durchwandert hat, wird er gern zugestehen, daß im ächten Yankeelande ein tüchtiges Volk wohnt, bei welchem mehr als bei den meisten übrigen Amerikanern dem Einzelnen sittlicher Gehalt und geistige Regsamkeit innwohnt, wie auch ihre Gemeinden am meisten innerlich geordnet sind.

Schon der äußere Anblick des Landes nimmt den Fremden ein. Von welcher Seite her man auch hineinkommt, immer überrascht die Anmuth der Landschaft. Soweit der Blick reichen mag, sind in das Grün niedliche Städtchen und Häuschen hineingesät mit hellweißen Wänden und grünen Fensterläden. Es erinnert das an die freundlichsten Gegenden in Altengland, jedoch ist in Amerika das Waldgrün kräftiger, die Lichtbläue des Aethers glänzender, die Wohnungen sind zwar klein, aber von einer kindlichen Niedlichkeit. Während im Westen und theilweise auch in südlicheren Staaten die Ansiedlungen sich nur erst wie Striche und Punkte im Urwaldmeere

[1] Es ist überall in der Welt dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die anglogermanische Race ist ein Gewächs der gemäßigten Zone, und welcher Entartung dieselbe durch das tropische Klima und die Vermischung mit den dort in Mehrzahl hausenden farbigen Racen ausgesetzt ist, dürfte wohl die Zukunft lehren. A. d. R.

ausnehmen, ſind ſie in Neu-England bereits unter ſich in fortwährender Verkettung. Gleichwohl iſt der Boden lange nicht ſo fruchtbar wie im übrigen Amerika; in weiten Strichen ſieht das Geſtein durch die dünne lockere Erdkrume. Dafür iſt aber das Land deſto ſorgfältiger bebaut, und die Luft würde vorzugsweiſe geſund und kräftig zu nennen ſeyn, wenn die ſcharfen Winde, welche die Bruſt angreifen, hier nicht ſo gewöhnlich wären. Ueberblickt man die außerordentliche Anzahl der kleinen Wohnſitze in Neu-England, ſo begreift man, woher die Menge der Yankees kommt, welche in jeder Anſiedlung des weiten Unionsgebiets rührig ſind, ohne daß ihre Heimath entvölkert wird. Die jungen Yankees müſſen fort, denn die kleinen Güter in Neu-England ſind bei der raſchen Vermehrung der Kinderzahl nach und nach ſo häufig getheilt und dadurch ſo winzig geworden, daß die nachwachſenden Geſchlechter in der Heimath die nährende Stätte nicht mehr finden, wo ihr Grabſtein neben ihr Taufbecken zu ſtehen käme. Erſt weit vom Meere ab, wo im Innern des Landes die Berge anſteigen, vermindert ſich die Menge der Gütchen, bis endlich die letzten Sägemühlen und Jagdhütten ſich tief in die einſamen Gebirgsthäler verlieren, wo unbekannte dunkle Seen ſind und raſche Bergſtröme durch faſt noch unberührte Wälder rauſchen. Dort in den Hochlanden führen die Bewohner noch jetzt vollſtändig das einfache harte Leben der erſten Anſiedler.

Man merkt in Neu-England ſehr bald, daß das Volk hier noch viel Altgewohntes in ſeinem Weſen feſthält. Die Haſt und Unruhe, welche ſich ſonſt in den amerikaniſchen Städten und Ortſchaften auf- und abtreibt, ſchlägt hier leiſere Wellen. Das Eigenthum iſt feſter umgränzt, die Gärten haben nicht ſelten Steinmauern. Steinerne Gebäude aber zeigt das Land auch jetzt noch ſpärlich, obgleich es ſeit dritthalb Jahrhunderten beſiedelt iſt. Aber zwiſchen den leichten niedlichen Häuſern und Gärten, und auf den reinlichen Feldwegen bewegen ſich die Leute in heiterer Ruhe, man hört hier kein Fluchen und Schreien, und man braucht ſich nicht in Acht zu nehmen vor den Haufen wüſter Burſchen, welche in den andern Städten nur gar zu gern das herrſchende Volk vorſtellen. Die Leute in Neu-England ſind gegen den Reiſenden ſogar freundlich, ſie bezeigen ihm eine gewiſſe ernſte Höflichkeit, und ſtatt amerikaniſch wortkarg zu ſeyn, ſprechen ſie den Fremden an und ſuchen ihn in der Geſchwindigkeit über allerlei auszuholen, was zu wiſſen nützlich ſeyn könnte, gleichwie ein guter Haushälter jedes Stück altes Eiſen, das er am Wege findet, aufhebt.

Unſer Poſtwagen hält in einem der zahlreichen Städte Neu-Englands. Es wird dem Fremden faſt ängſtlich in der außerordentlichen Sauberkeit eines ſolchen Orts. Er fürchtet unwillkürlich die ſtrenge Ordnung der Leute zu verletzen. In dieſen Städten hört er zu ſeiner Verwunderung auch von den umliegenden Dörfern reden, denn nirgends ſah er etwas wie ein Dorf, höchſtens Anfänge zu kleinen Städten. Dorf (Village) heißt aber hierzuland auch ſchon eine ſolche Gemeinde, deren Mitglieder ihre Wohnungen vereinzelt in einem meilenweiten Umkreiſe ſtehen haben. Den Mittelpunkt des Dorfes bildet der Platz, wo mehrere breitwändige Gebäude mit hohen Fenſtern, die Kirchen der verſchiedenen Sekten, die Kaufläden und Gaſthäuſer, das Gefängniß und die Bank beiſammen ſtehen, denn es haben auch wohl ſolche Dorfſchaften ihre eigene Bank wie ihre eigene Zeitung. Auch durch ganz Niederſachſen ſind ſolche weitausgedehnte Dorfſchaften verbreitet, in denen jeder Bauer einzeln auf ſeinem Gehöfte wohnt. Aber Bauernart findet man in Neu-England nicht. Es ſind ſtädtiſche Dörfer, ihre Häuschen ſtädtiſch eingerichtet, ihre Bildung eine merkwürdige Vereinigung des Benehmens und der Anſichten der wohlhabendern Claſſen in unſern Städten mit der naiven Unwiſſenheit unſeres Landvolks. Dieſe Neu-Engländerdörfler leſen eifrig ihre Zeitungen, ſitzen in ihren Verſammlungen ernſthaft zu Gericht über die Landespolitik, verfolgen mit ſcharfen Blicken den Gang des Großhandels, und beweiſen ihre Religionsſätze frei aus der Bibel ſo leicht und gewandt wie ein Prediger oder Advocat. Aber ſie mähen und pflügen dennoch wie Bauern, und meinen, Europa ſey beſetzt von bibliſchen Königen und Knechten, und die Indianer halten ſie für natürliche Kinder des Satans, die Yankees aber an Wiſſenſchaft wie an Heiligkeit für das Muſtervolk der Erde. Sie würden nicht glauben, daß der Mond nur eine freundliche Nachtlaterne ſey, aber über die Kunſt, ſich mit den Mondbewohnern in directe Verbindung zu ſetzen, würden ſie gläubig eine Vorleſung anhören. Mehr noch als im übrigen Amerika ſind in Neu-England diejenigen Familien geehrt, deren Vorfahren einſt in der Geſchichte Amerika's glänzten und den Ortſchaften den Namen gaben, aber das Innere auch dieſer Familien unterliegt einer öffentlichen Neugier und Ausſcherei, welche für den europäiſchen Geſchmack unerträglich iſt.

Treten wir nun eines Abends in eine ſolche Landwohnung ein. Der Neu-Engländer ſpricht zwar gern in bibliſcher Weiſe vom Schatten des Feigenbaums, unter welchem der Friede wohne, aber ſein Haus läßt er gleichwohl ſchattenlos. Schon ſeine Vorfahren haben in den beſtbeſiedelten Gegenden eine ſolche Verwüſtung im Urwalde angerichtet, daß das Holz theuer und ſtarke, lange Bäume ſelten geworden. Der Yankee braucht zu ſeinen Geſchäften kein Plätzchen im kühlen Baumſchatten. Auch das Gärtchen bei dem Hauſe ſcheint mit Blumen und Raſenplätzen mehr zum Beſchauen da, als um ſich darin zu ergehen. Vor und im Hauſe herrſcht geräuſchloſe Stille, da iſt kein Flattern und Schreien des Hühnerhofes, kein Hundegebell und Pferdegewieher; ſelbſt die kleinen Buben, wenn ſie ſich einmal balgen, geben ſich die Püffe ohne viel Wort, das Geſchrei gehört ja nicht zur Sache, und daß Schimpfen unanſtändig und Selbſtbeherrſchung rühmlich ſey, weiß ſchon der Knabe. Der Hausherr kommt dem Ankömmling mit ruhigem Anſtande entgegen, nimmt ihn ſcharf aufs Korn und fragt nach ſeinem Begehr. Es bedarf nur einer geringen Empfehlung, um einer wohlwollenden Aufnahme für ein paar Tage ſicher zu ſeyn, jedes neuengländiſche Haus hat ſein Gaſtzimmer in beſter Ordnung. Gleich das erſte Geſpräch, das unſer Wirth langſam und vorſichtig anknüpft, lehrt uns, welch ein ſpitzer, erfinderiſcher Verſtand in dem Manne ſteckt. Er bleibt immer gemeſſen und aufgeräumt und ſteckt voll von witzigen Einfällen, in welchen ſich eine auffällige Luſt an Verſchlagenheit und kühnen Sprüngen des Verſtandes äußert. Es iſt das der eigenthümlich trockene Yankeeſpaß, begleitet mit einem kurzen Lachen, der die feinen liſtigen Betrügereien im Handel, die Yankee-„tricks" ausheckt, welche über Neu-Englands Gränzen hinaus als derber Humbug erſcheinen. Ein Blick ins Innere des Hauſes läßt erkennen, wie einfach und ordentlich, wie nüchtern und reinlich es darin zugeht. Die Neu-Engländer verlieren keine müßige Minute, ſie ſind ſtreng arbeitende Leute. Ein Volk

aber, das arbeitet, wird groß; ein Volk, das vorzugsweiſe ſey es geiſtig oder ſinnlich genießen will, kommt früher oder ſpäter auf die Letterbahn, und wird von ſeinem arbeitſamen, inzwiſchen reich gewordenen Nachbar ausgekauft, es muß ihm zuletzt ſeine Söhne und Töchter wie ſeine Güter und Habe überlaſſen.

Die wenigſten Familien in Neu-England ſind reich, aber ſie arbeiten und ſparen jedenfalls ſo viel zuſammen, daß ſie anſtändige Wohnung und Kleidung haben, und daß ſie die Erziehungskoſten für die Kinder beſtreiten können; denn der höchſte Ehrgeiz der Eltern beſteht darin, daß die Söhne Prediger und Advokaten werden, und daß die Töchter deutſch und franzöſiſch lernen, und in den Damenakademien und im Umgange mit vornehmern Familien eine feinere Bildung erhalten. Das alles wird von zarter Jugend der Kinder an recht praktiſch betrieben. Von erwachſenen Kindern finden wir daher höchſtens eine oder die andere feingeputzte Tochter zu Hauſe, die andern Töchter ſind auf Beſuch oder in Schulen und Vereinen zur Beförderung von Miſſionen, Volksbildung und öffentlicher Wohlthätigkeit beſchäftigt. Die Söhne ſtehen im Geſchäft bei Kaufleuten oder lernen die erſten Fachregeln bei Advokaten, Predigern und Aerzten, um ihre Bildung ſpäter durch ein Jahr auf einer Hochſchule zu vollenden. Es gibt in Neu-England manches ſchlichte Haus, aus dem vier oder fünf Söhne als Prediger oder als Juriſten hervorgingen, welche in Oſten, Süden und Weſten der Union thätig ſind.

Gegen Abend verſammelt ſich das junge Volk, welches noch nicht ausgeflogen iſt, im elterlichen Hauſe. Die Dämchen, nett gekleidet, erſcheinen in niedlichen Wägelchen, die ſie ſelbſt fahren, oder auch zu Roß mit ſicherer Haltung, lauter ſchlanke, zierliche Figuren von ſanfter, weißrother Geſichtsfarbe, denen zur Schönheit leider faſt immer Fülle und Rundung des Leibes und der Glieder fehlt. Die jungen Männer kommen zwiſchen den Hecken hervor, ernſten und geſetzten Weſens; ſie rechnen im Stillen ein Geſchäft aus oder ſtudiren auf eine paſſende Anrede. Vor dem Abendtiſche ſpricht der Vater ein Gebet; das ſehr reichliche, aber ländliche Eſſen wird mit zahlloſen Taſſen warmen Getränkes begleitet, an deſſen Farbe und Geſchmack kein Europäer unterſcheiden kann, ob es Thee oder Kaffee ſeyn ſoll. Obgleich man an den vielfachen Rückſichten und Artigkeiten wohl merken kann, daß die Hausgenoſſen einander gut ſind, ſitzen ſie dennoch ſtill um den Tiſch, ohne Scherz und ohne Neckerei; das Wetter, das heute geweſen und morgen höchſt wahrſcheinlich ſeyn wird, daß des Nachbars Sohn aus Californien geſchrieben, oder daß eine Verwandte in Boſton eine gute Stelle gefunden, dergleichen wird kurz und faſt mit verhaltener Stimme mitgetheilt. Nach dem Abendtiſche folgt wieder ein Gebet aus dem Stegreife, dann wird das Capitel aus der Bibel laut geleſen, welches gerade an der Reihe iſt, das heilige Buch geht im Kreiſe um, jeder lieſt ein paar Verſe und gibt es dem Nachbar. So wird jeden Abend ein Capitel abgemacht, ohne daß jemals irgend eine der Schandthaten der alten Iſraeliten ausgelaſſen würde, bei denen nicht bloß ein Mädchen roth wird. Hier aber wird ſtrenge jedes Wort der Bibel verehrt.

Nach dem Abendgebet kommen die jungen Männer der Nachbarſchaft, um die Töchter zu beſuchen, die Meinungen über die letzte Predigt auszutauſchen oder zu einem intereſſanten Kirchgang und neuen Prediger abzuholen, oder eine kleine Fahrt zu Wagen oder zu Pferd für den andern Tag zu beſprechen. Die jungen Leute haben darin volle Freiheit und brauchen nicht erſt lange die Eltern zu befragen, noch weniger fiele es ihnen ein, zu ihren Ausflügen eine ältere Dame als Ehrenwache zu bitten. Dennoch wird in dieſem unbeſchränkten Verkehr der jungen Leute nicht einen Augenblick der Anſtand oder das ſtrenge Sittlichkeitsgefühl beleidigt. Wenigſtens kann man in Neu-England entſchieden darauf rechnen, während anderswo dieſe amerikaniſche Freiheit hin und wieder der Deckmantel für allerlei Unrühmliches ſeyn ſoll. Sobald die Anbeter, welche hier Beaus heißen, guten Abend ſagen, fühlen ſich die jungen Mädchen wie auf dem Throne. Man kann nichts Lebhafteres und Uebermüthigeres ſehen, als eine ſolche Schaar amerikaniſcher Mädchen, umgeben von ihren Anbetern. Von Kindheit an gewöhnt ſchon von ihren Brüderchen bedient zu werden, wiſſen ſie jetzt in ihren kecken Launen und Neckereien kein Maß. Nicht ſie werden von den Männern, ſondern die Männer werden von ihnen unterhalten, und wenn ſpäter zum Clavier getanzt wird, iſt diejenige die Gefeiertſte, welche am geſchickteſten im Geſpräch Angelhäkchen auszuwerfen weiß, um einen recht großen Kreis von Verehrern um ſich zu feſſeln. Dieſe jungen Damen wollen die kurze Blüthezeit ihrer Jugend recht ausgenießen, und haben auch volle Muße dafür, denn ihre häusliche Arbeit iſt des Vormittags raſch abgethan, ſie putzen und ordnen Zimmer und Hausgeräth, was ſie „fixen“ nennen. Darauf kleiden ſie ſich auf das Zierlichſte, wo möglich in Seide und Spitzen, gehen aus oder nehmen ein Buch oder eine Stickerei zur Hand. Muſik, Naturwiſſenſchaften oder neuere Sprachen ſind dieſen „Landmädchen“ unentbehrlich, mögen ſie nun viel oder wenig davon verſtehen. In keinem Lande der Welt herrſcht in jedem Hauſe eine ſo unermüdliche Lernbegierde. Auch entlegene Dörfer laſſen ſich im Winter jemand zu wiſſenſchaftlichen Vorleſungen aus der Stadt kommen, die Koſten deckt man vorher durch Unterzeichnung. An gewiſſen Abenden iſt das ganze Neu-England nur eine große Schulſtube. Vor allem eifrig im Lernen ſind die jungen Mädchen, denn ihr ernſtes Beſtreben beſteht darin, durch Kenntniſſe wie durch würdiges Weſen den Rang einer Dame einzunehmen. Und in der That weiß jedes Yankeemädchen, welches die reichen Pflanzer des Südens als Braut in ihre Heimath holen, dort ihren Platz als vornehme Dame wohl auszufüllen, weil ſie aus Neu-England, wenn ihr Haus dort auch nicht reich war, doch einen Schatz von Bildung mitbrachte. Der Europäer freilich glaubt manchmal, wenn er den Lerneifer der jungen Damen bemerkt, ſie kämen alle eben aus einer Gouvernantenſchule, oder bereiteten ſich vor als Zöglinge darin einzutreten. Obgleich die Yankeetöchter ſo hoch ſtreben, geben ſie ſich doch einfach, wahr und verſtändig; ſie haben kluge, helle Augen, und fragen den Fremdling mit gleicher Wißbegierde und Theilnahme aus über ſeine religiöſen Anſichten wie über das, was ſeine Mutter im Topfe hatte, und was ſein Vater alles in den Büchern und in den Sternen las. Es iſt unter ihnen gar manches fromme Herz, welches unabläſſig im Stillen ringt, um ächt chriſtlich zu werden, ſeine ſelbſtſüchtigen Neigungen abzutödten, und die Nebenmenſchen zu guten Chriſten zu erziehen. Auch möchte ſchwerlich in ganz Neu-England ein Dämchen gefunden werden, welches ſich den Flachs auf dem Felde erſt müßte weiſen laſſen, und etwa von einem Wickenfelde nebenan meinen könnte, da wachſe auch wohl die Heede zum Flachs. Nur

hübſch tanzen können ſie alle nicht, ihre Bewegungen bleiben immer ein eckiges Springen oder im Wiegen und Schleifen ſtecken, der ſchöne Tanz, das leichte ſanfte Wogen der Anmuth wird noch von wenigen Amerikanerinnen verſtanden.

Wie nun die jungen Mädchen keinen heftigern Wunſch haben, als ſtets damenmäßig (ladylike) zu erſcheinen, ſo laſſen die jungen Männer es ſich etwas koſten, in Charakter und Auftreten als anſtandsvolle und ehrenwerthe Männer (gentlemanlike) zu gelten. Auch ſie arbeiten ernſtlich an ihrer Veredlung, und in der That gibt es in Neu-England vielleicht nicht viele ſchlecht denkende oder boshafte Menſchen. Aber die angeborene Gewohnheit, bei dem hochherzigſten Entſchluſſe ſofort im Geiſte auch die Koſten und den reinen Nutzen genau zu überrechnen, läßt im Yankee den Gentleman zehn Schritte hinter dem Handelsmann zurückbleiben. Außerdem iſt durch das Kirchliche und Gemeindeleben dem jungen Manne eine ganze Schaar von Pflichten ſo hart und feſt eingeprägt, daß er vor lauter Pflichten nicht dazu kommt, auch einmal etwas aus bloßem Edelmuth zu thun. So ſcheint es z. B. bei den meiſten Yankees, als hätten ſie aus purem Pflichtgefühl eine Frau genommen, und als liebten ſie in den ihren Herzen theuerſten Perſonen nicht den lebendigen Menſchen, wie er einmal iſt mit all ſeinen Eigenheiten, ſondern bloß die Eigenſchaften, welche ſeinen Pflichten entſprechen. Dieß Pflichtgefühl des Yankee iſt jedoch etwas beſonderer Art. Er würde es z. B. für eine arge Sünde halten, irgend jemand etwas Uebles zu wünſchen, oder den Heller nicht herauszugeben, den er ſelbſt für ungerecht hält; aber ſo lange er ſeine Pflicht thut, nimmt er auch alles Gute mit, was nebenher für ihn abfällt, und erfreut ſich des Segens ſeiner gerechten Speculationen, wenn auch zu ſeiner Betrübniß Hunderte dadurch an den Bettelſtab kommen. Im gewandten Auftreten aber muß der junge Yankee entſchieden ſeinen Landsmänninnen den Vorrang laſſen. Er überwindet niemals das Eckige, das Abſpringen von einem zum andern im Denken und Benehmen. Trotz ſeiner höchſt zarten Empfindlichkeit weiß er ſich zwar meiſterhaft zu beherrſchen; aber da ihm jener feine Tact nicht innewohnt, der ſich bei tieferer Bildung des Herzens und Geiſtes, und bei der Gewohnheit beſſern Umgangs von ſelbſt einſtellt, ſo muß der junge Mann ſich auf die hergebrachten Regeln der Geſellſchaft verlaſſen, welche ihm bis ins kleinſte vorſchreiben, wo er den Arm zu bieten und wo er den Hut zu nehmen hat. Mancher amerikaniſche Jüngling gleicht in Geſellſchaft einem Automaten, in welchem das Räderwerk ſorgſam aufgezogen und wohl eingeölt iſt. Wenn aber auch den jungen Yankees die Gabe fehlt, mit freier leichter Anmuth durchs Leben zu gehen, ſo ſind ſie doch durchgängig Männer, welche fähig ſind, raſch einen großen Entſchluß zu faſſen und ihn ebenſo raſch auszuführen. Im Felde, bei der Arbeit oder des Abends unter ſeinen Freunden fällt einem von ihnen ein gutes Geſchäft ein, welches in Otaheiti oder Rußland auszurichten iſt, und vielleicht iſt er ſchon am nächſten Morgen auf dem Wege dahin. Und welche widrige Wellen ihm auch entgegenſchlagen, er hält ſich immer oben wie ein Kork, bis er im Hafen iſt.

Vorzugsweiſe in den Neu-England-Familien macht ſich eine Gattung bemerklich, die ſich ſchon in England, viel ſchärfer und häufiger aber in Amerika findet. Es ſind dieß die vielbeſchäftigten, vielwiſſenden, vielregierenden Damen jenſeits der Vierzig, welche halb Mannweib halb Nonne ſind und nebenbei in aller Leute Töpfe gucken. Faſt jede Familie in Neu-England hat eine ſolche Tante oder Hausfreundin aus der Nachbarſchaft, welche jedes Viertel oder Halbjahr ſich einſtellt und mit klarem Geiſt und männlichem Wort das Hausweſen ordnet und wichtige häusliche Fragen beantwortet, deren Entſcheidung für ſie aufgeſpart iſt. Ordnung und Entſchiedenheit in Haus und Familie, das iſt es, was dieſe Damen lieben, und Jung und Alt vertraut ihnen und fürchtet ſie zugleich. Das ſind denn auch die Frauen, durch welche die Prediger ſich ebenſo fördern als leiten laſſen, welche in den zahlloſen kirchlichen und wohlthätigen Vereinen die Präſidentinnen und Secretärinnen ſind, lange Reden halten und höchſt ernſthafte Anträge ſtellen, eine Betheiligung an einer Wirkſamkeit fürs Allgemeine, in der man ſchon die Frauenwelt Englands voll Eifers und oft mit rührender Aufopferung ſich ergehen ſieht. Auch den Ruhm muß jedermann den Frauen in Neu-England zugeſtehen, daß ſie vortreffliche Hausmütter ſind. Es umringt ſie ſchon in jungen Jahren gewöhnlich eine zahlreiche Familie, und es kommt noch jetzt vor, daß Drillingsgeburten in den Zeitungen gleichſam zur Nacheiferung ausgezeichnet werden, gleichwie vor Zeiten, als auch in Neu-England der Wald noch Anſiedler brauchte. Sobald aber die Kinderzahl ſich mehrt, verſchwinden die jungen Frauen faſt ganz in das Innere ihres Hauſes und machen keine Anſprüche mehr darauf durch Geiſt und Schönheit zu glänzen, ja ſie erſcheinen in der Geſellſchaft neben ihren kecken und lebensfrohen Töchtern gedrückt und kleinlaut. Sie leben und denken jetzt nur für ihre Kinder, um den Hausſtand zu erhalten und all die vielen Pflichten zu erfüllen, welche die in Amerika ſo außerordentlich ſorgfältige Pflege der Kinder ihnen auferlegt. Und darin ſtehen ihnen die Männer treu zur Seite. Dieſe äußern dabei nicht eben häufig zärtliches Gefühl, aber immer ſind ſie recht thätige und ſorgſame Familienväter.

Das Familienleben in Neu-England hat ſo viel ſchöne Seiten, daß die Neu-Engländer, welche in den andern Staaten angeſiedelt ſind, mit kindlicher Rührung daran zurück denken. Im Schooße der Familie herrſcht eine leichte angenehme Harmonie, welche auf geregelte Thätigkeit und gegenſeitigem Sichgewährenlaſſen beruht. Die Eltern, Kinder, Geſchwiſter und Verwandte haben wirklich herzliche Zuneigung für einander, äußerlich jedoch bleiben ſie auch darin ruhig und ernſt. Rohheiten oder Wuthausbrüche wären ganz unmöglich, aber man vernimmt auch ſelten ſolche Worte, welche lieblich aus dem Herzen tönen, noch ſeltener ſieht man eine Liebkoſung. Selbſt wenn deutlich zu merken, daß ſie für einander wärmer werden, beobachten ſie noch die den Amerikanern zur andern Natur gewordene Zurückhaltung, als könnten ſie ihr Gefühl nicht äußern oder als ſchämten ſie ſich desſelben. Der Grund iſt die ſcheue Rückſicht auf das Wohlanſtändige, und eine zarte gegenſeitige Achtung, welche ſich gleichſam fürchtet durch zu lebhafte Aeußerung der Empfindung in die des andern einzugreifen und deſſen durchaus ſelbſtſtändiges Denken und Fühlen an ſich zu feſſeln. Das Menſchenherz verlangt aber danach ſein Lieben und ſein Sehnen und ſein Trauern auszuſtrömen, und wo ihm das fortwährend verſagt wird, da zieht es ſich auf ſeine ſelbſtſüchtigen Gefühle zurück. Nirgend nimmt wohl ein Vater zärtere Rückſicht auf die Empfindungen ſeiner Tochter und beſchafft mit mehr Sorgfalt

die Mittel für ihren Luxus als in Neu-England, aber nirgendwo haben Söhne und Töchter ſo wenig tieferes Pflichtgefühl für ihre Eltern als dort. Die Familienbande ſind daher auch leicht zerreißbar. So wie jemand in ſeinem unabhängigen Gefühl ſich verletzt glaubt, denkt er gleich daran auszuſcheiden, und Eltern und Geſchwiſter laſſen ihn, ohne daß es zur Erklärung kommt, ruhig ziehen, wenn auch mit gekränktem Herzen. Daß aber die Amerikaner wohl fühlen was ihrem Familienleben abgeht, zeigt ſich auch in den Briefen, welche mehrere von ihnen aus Deutſchland ſchickten. Hier ſcheint ihnen ein Himmel voll häuslicher Seligkeit aufzugehen. Sie können nicht genug beſchreiben, wie lieblich und innig es in den deutſchen Familien ſey, und ſehen ein, daß dieß köſtliche und dauernde Glück nicht bloß aus gegenſeitiger Achtung und Fürſorge, ſondern auch aus inniger Zuneigung und Pietät hervorgeht.

Daß aber durch das amerikaniſche Familienleben ein kühler Hauch weht, hat auch noch einen öffentlichen Grund. Die kirchliche und die bürgerliche Gemeinde ſieht gar zu gern von der Straße bis ins Innerſte des Hauſes hinein, und ſeine Bewohner wagen nicht recht die Fenſter vor neugierigen Blicken zu verhängen. Die Gemeinde ſteht dem Neu-Engländer ſtets vor Augen, bei ſeinen täglichen Geſchäften wie bei beſondern Vorfällen denkt er eben ſo ſchnell an die Gemeinde als an ſeine Familie, und hat ein empfindliches Gefühl für alles, was im Umkreiſe der Gemeinde vorgeht. „Wir die Gemeinde", ſagt er mit nicht geringerm Selbſtgefühl als vormals unſere Reichsſtädter. Denn die Gemeinde iſt eine Macht, ſo frei und unabhängig wirkſam, daß er eben ſo ſtolz auf ſie iſt, als er ſich ihr gern unterwirft. Durch die Gemeinde und in derſelben fühlt er ſich als der Mann, wofür er ſich ſelbſt achtet, und weiß, daß er einem Volke gehört, deſſen Bürger ſich ſelbſt regieren. Auch der Staat kann ihm in ſeine Gemeinde nicht eingreifen, ſie muß vielmehr erſt dem Staate ihre Hülfe leihen. Daher wirkt der Gemeingeiſt Wunder. Ein Nachbar will den andern in kühnen und geſcheidten Unternehmungen, eine Gemeinde will die andere in großen gemeinnützigen Anſtalten überbieten, und für letztere gibt derſelbe Kaufmann ohne Bedenken Tauſende her, der am Feierabende ſelbſt ſeinen Zaun flickt, um ein paar Cents zu erſparen. Nur durch den lebendigen Gemeingeiſt ſind die kleinen Banken möglich, von denen eine Menge für Gemeinden beſteht, welche noch nicht 2000 Einwohner haben. Dieſe Ortsbanken leben durch den perſönlichen Credit, den die Gemeindeglieder einander gewähren, weil ſie wohl einſehen, daß die Bank, welche die Erſparniſſe aufnimmt und zu vernünftigen Unternehmungen die Gelder hergibt, das Capital der Gemeinde zehnfach größer und zehnfach arbeitſamer macht. Die Gemeinde aber iſt für den Neu-Engländer nicht bloß der bürgerliche, ſondern auch der kirchliche Verband. Nicht jeder iſt Kirchenmitglied, der in einer beſtimmten Confeſſion geboren und erzogen wurde, ſondern nur derjenige Erwachſene, der nach reiflicher Ueberlegung, unter Bekenntniß ſeiner Sünden und mit dem Gelöbniſſe, ſtreng kirchlich zu leben, öffentlich und feierlich in eine kirchliche Gemeinde aufgenommen wird. Es iſt dieß gleichſam der Eintritt in ein förmliches ſtändiges Vertragsverhältniß, das ſeine wohlverbrieften Rechte und Pflichten hat, und ſeine Mitglieder genau von denen abſcheidet, welche nicht in dieſem Bunde ſtehen. In keinem andern Lande der Welt iſt die kirchliche Gemeinde der bürgerlichen ſo vollſtändig gleichgebildet, und nirgends ſtehen beide miteinander in ſo lebendiger Wechſelwirkung. Kirchenälteſter oder Diakon iſt ein ebenſo gangbarer Titel, als Squire und Oberſt, und gibt noch mehr Anſehen in der Gemeinde. Freiwillig zwar, aber darum nicht minder kraftvoll unterſtützen ſich Kirche und Staat gegenſeitig. Am Tage des öffentlichen Dankfeſtes, den die politiſche Behörde bezeichnet, ſind die Kirchen aller Bekenntniſſe gefüllt. Man wird auch kaum einen Prediger finden, der politiſch nicht ächt conſervativ wäre und nicht einen tiefgehenden politiſchen Einfluß übte, wenn er ſelbſt auch nicht zum Abgeordneten gewählt werden kann. Für die Neu-Engländer iſt die Bibel das Geſetzbuch für das bürgerliche wie für das religiöſe Leben; ſie haben ſich ſowohl mit den Anſichten des alten Teſtaments, als mit den Lehren des neuen Bundes geiſtig genährt und erfüllt, und althebräiſche und chriſtliche Denkungsart zu einer neuen eigenthümlichen verſchmolzen, welche eben nur die Denkungsart der Yankees iſt. Ja wenn ſie aufrichtig ſeyn wollten, müßten ſie geſtehen, daß die Mormonen, abgeſehen von ihren ehelichen Einrichtungen, das Ideal der Verſchmelzung bürgerlichen und kirchlichen Lebens darſtellen, welches den Verfahren der Neu-Engländer vorſchwebte.

Die Hauspolizei in England.

„My house is my castle", — „mein Haus iſt mein Schloß; mag Regen und Schnee noch ſo ſtark eindringen, die Königin darf nicht ohne meine Erlaubniß einkehren" — dieſer bekannte Satz, womit der Engländer auf eine ſo kräftige Weiſe ſein Hausrecht bekundete, hat jetzt aufgehört eine Wahrheit zu ſeyn. In Folge der Parlamentsbeſchlüſſe in Bezug auf die niedrigen „Lodging-Houſes" darf die Königin in der Perſon eines Conſtablers in jedes Haus eindringen, das hausloſen Familien ein temporäres Obdach gibt, um ſich zu überzeugen, ob mit dem Obdache, das der Familie für eine enorme Summe verabreicht wird, nicht zugleich Ungeziefer aller Art und Fieber und Froſt zugleich beherbergt werden. Das Wohnen iſt bekanntlich ſehr theuer in London, und da gerade in London mehr als in jeder andern großen Stadt eine ungeheure Anzahl von Perſonen aus allem ſtäten Wohnen und ſtäten Gewohnheiten herausgetrieben und darauf angewieſen iſt, tagesüber für die jedesmalige herandrohende Nacht ein Nachtlager zu ermitteln, ſo kann man ſich leicht denken, daß dieſer irrende, nomadenartige Theil der Bevölkerung nicht ſehr kritiſch in der Wahl des Nachtlagers ſeyn kann. Es handelt ſich für dieſe Claſſe überhaupt weniger um ein Lager, auf welches ſie ihr Haupt niederlegen können, als um ein Obdach, unter welchem das niedergelegte oder vielmehr niedergedrückte Haupt vor Sturm, Regen oder Froſt geſichert iſt.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß mehr als 300,000 Perſonen jeden Morgen in London aufſtehen, ohne zu wiſſen, wo ſie Frühſtück oder Mittagseſſen herzunehmen haben. Aber das ſchwierigſte iſt bereits dadurch überwunden, daß ſie aufgeſtanden ſind

denn der Akt des Aufſtehens ſetzt voraus, daß ſie die Nacht in einer liegenden Stellung zugebracht, daß ſie ſich den Abend vorher niedergelegt haben, und das iſt keine Kleinigkeit in London. Unter dem mildern Klima von Paris gibt es tauſend Stellen, z. B. mit Dach verſehene Arkaden, wo man die Nacht im Nothfalle zubringen könnte, wenn nicht das Polizeigeſetz es jedem zur Pflicht machte, ein beſtimmtes Obdach zu haben, widrigenfalls er als Vagabund behandelt und beſtraft werden würde. In London, wo dieſes Polizeigeſetz nicht exiſtirt, iſt es das Naturgeſetz, oder vielmehr das Geſetz des Klima's, das jeden darauf anweist ein beſſeres Obdach zu ſuchen als irgend eine Arkade, die eine ſchlechte Schutzwehr darbietet gegen die mit Seewaſſer und Kohlendunſt geſchwängerte Luft, des ſchleunigen Wechſels nicht zu gedenken von drückender Hitze zur grimmigen Kälte, oder vom Regen zum Sonnenſchein. Zudem wäre der einen großen Theil des Jahres hindurch herrſchende Nebel allein hinreichend, die Unglücklichen die unter einer Arkade Ruhe ſuchen wollten, herauszutreiben, um durch Bewegung der Erſtarrung zu entgehen. Für dieſe Claſſe von Perſonen iſt daher ein Nachtlager keine Kleinigkeit, und man kann ſich leicht denken, was in London, wo der Raum ſo zu ſagen nach ſeinem Gewicht oder vielmehr nach ſeinem Volumen mit Gold aufgewogen wird, die Behauſung derjenigen ſeyn muß, die tagesüber nichts emſigeres zu thun haben, als ſich für die Nacht eine Beherbergung zu erhandeln, zu erarbeiten, zu erbetteln, zu erſtehlen oder zu erobern.

In einem Raume, der unter gewöhnlichen Umſtänden mit Beobachtung der hygieiniſchen Rückſichten kaum zwei Perſonen zu faſſen im Stande iſt, finden ſich nicht ſelten zwanzig Perſonen jeden Geſchlechts und Alters nachtsüber zuſammengedrängt. Um ja keinen Quadratzoll vom Raume zu verlieren, liegen die Perſonen in einem Kreiſe auf dem Boden, ſo daß ſie mit ihren Füßen, die den Mittelpunkt des Kreiſes bilden, zuſammenſtoßen. Der Mann, welcher ſolche Wohnungen ausleiht, ſteht ſich gewöhnlich ſehr gut dabei. Seine Miethsleute ſind in der Regel Handwerker außer Arbeit, reiſende Muſikanten oder Hauſirer, Diebe, Bettler u. ſ. w. Die letztern pflegt er mit aller Art von Garderobe auszuſtatten, verunglückte Matroſen oder lebensmüde Greiſe, verkleidet natürlich, gehen dutzendweiſe jeden Morgen aus ſeinem Hauſe und theilen am Abend mit ihm den Gewinn, den ſie aus dieſer ihrer Verkleidung und dem Mitleide des Publicums gezogen. Es war hohe Zeit, daß die Polizei in dieſe Häuſer eindrang, weniger der Perſonen, die in denſelben Zuflucht fanden, als der fiebergeſchwängerten Gaſe wegen, die von dieſen Wohnungen ſich über ganze Straßen zu verbreiten drohten. Nun kann keineswegs geläugnet werden, daß dieſes Eindringen von Seiten der Polizei in die engliſchen Häuſer ein förmliches Einbrechen in das alte engliſche Hausrecht iſt, da am Ende jedes Haus als ein Lodging-Houſe betrachtet werden kann. Es kann ferner nicht geläugnet werden, daß die Polizeireglements in Bezug auf Begränzung der Perſonenzahl, der in einem ſolchen Lodging-Houſe Obdach gegeben werden darf, einen förmlichen Eingriff in die Principien des Freihandels enthalten, der dem Engländer eben ſo theuer am Herzen liegt, als ſeine freie Conſtitution. Aber in dieſem ſpeciellen Falle mußten Freihandel und freie Conſtitution einen Augenblick in den Hintergrund treten, um der freien Luft freien Durchzug zu geſtatten, mit andern Worten, es handelte ſich hier Hand auf die peſterzeugenden Agenten und Agentien zu legen, und dieſen ſanitariſchen Rückſichten mußten alle andern Betrachtungen, politiſcher oder ſocialer Natur, Platz machen. Nach dem neuen Geſetze müſſen alle ſogenannten „Common-lodging-Houſes" polizeilich einregiſtrirt ſeyn, und es iſt eine eigene Polizei-Commiſſion eingeſetzt, die zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in ein ſolches Haus eindringen kann, um ſich von der Anzahl der Bewohner, dem Grade der Reinlichkeit, dem Zuſtande der Ventilation u. ſ. w. zu überzeugen. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Inſpectoren dieſer Commiſſion mit der Hartnäckigkeit der Hausvermiether und Untervermiether zu kämpfen, mit welcher die letztern ſich allen ihren Anordnungen widerſetzen. Es iſt keine Kleinigkeit, die Unglücklichen den Höhlen, in welche ſie ſich mit dem ſchleichenden Fieber eingewurzelt haben, zu entreißen, um ſie nach dem Hoſpitale zu bringen.

Die Common-lodging-Houſes", deren in jüngſter Zeit über 9000 in das Polizeiregiſter eingetragen worden, haben alle zur Grundlage das ſogenannte „Middle-man"-Syſtem, das heißt, ſie werden durch Zwiſchenmänner betrieben. Zuerſt kommt der Landlord, der wirkliche Hausbeſitzer; dieſer vermiethet das ganze Haus an einen ſogenannten Tenant, der ſelbſt wieder die einzelnen Räume an einzelne Perſonen vermiethet. Jeder Inhaber eines ſolchen Raumes nimmt wieder 10 oder 20 Perſonen oder gar noch ſo viele Familien als tägliche oder wöchentliche Miethsleute auf, von denen jeder natürlich ſeine tägliche oder wöchentliche Miethe beſonders abzutragen hat. Man kann ſich leicht denken, daß der Betrag dieſer Miethe verhältnißmäßig den Betrag bei weitem überſteigt, den der eigentliche Raum- oder Hausinhaber für ſeinen reſp. Theil bezahlt. So hat ſich z. B. herausgeſtellt, daß aus einem Hauſe, das dem Hausbeſitzer jährlich 25 Pfd. Miethe einträgt, der Tenant gewöhnlich 50 Pfd. bezieht, während die Unter-Tenants, welche die einzelnen Räume vermiethen, nicht ſelten über 150 herausſchlagen. So kommt es dann daß ein Haus, welches nicht im geringſten geeignet iſt menſchliche Weſen zu beherbergen, ein eben ſo großes Einkommen abwerfen kann, als die eleganteſte Wohnung in einem der beſten Stadttheile Londons. Der Zuſtand aber, in welchem die Polizeicommiſſion die meiſten dieſer Common-lodging-Houſes gefunden hat, übertrifft alle Vorſtellung. In einem Hauſe in St. Giles, heißt es in dieſem Berichte, befanden ſich in einem Zimmer, das nicht ganz 15 Quadratfuß maß, über 30 Perſonen, Weiber, Männer und Kinder durcheinander einlogirt. Wie die wilden Thiere lagen ſie auf dem Boden hingeſtreckt, ohne alle andere Bedeckung als die Lumpen, die ihnen tagsüber als Kleidung dienten, und die nachtsüber ihnen vom Leibe abfielen. Die Polizei-Inſpectoren, bevor ſie in einen ſolchen Raum eintraten, wurden beim bloßen Oeffnen der Thüre von der Hitze und dem peſtilentiellen Dunſte überwältigt, der ihnen ſogleich entgegen trat.

Wenn die Engländer von Comfort ſprechen, ſo bezieht ſich dieß größtentheils auf das comfortable Wohnen, auf die Comforts im Hauſe, das Comfortable Home, und es kann in der That nichts Comfortableres geben als ein engliſches Haus, ſo lange es in gehöriger Ordnung, im comfortablen Zuſtande erhalten wird. Die engliſchen Häuſer nämlich haben durchſchnittlich alle dieſelbe architektoniſche Grundlage. Jedes engliſche Haus hat ſo zu ſagen eine Wurzel, mit welcher es ſich in den Boden ſenkt. Die Häuſer nämlich ſind tiefer als die Straße und ſtehen von der Straße ab, ſo

daß das untere Geſchoß, was bei uns den Keller bildet, eben ſo gut mit Fenſtern verſehen iſt und ein Stockwerk bildet wie die übrigen Etagen. Dieſes untere Geſchoß, dieſe Wurzel des Hauſes, zu welcher das friſche Waſſer durch hydrauliſche Vorkehrungen zu gewiſſen Stunden des Tages zufließt, und von welcher es mit derſelben Leichtigkeit abfließt und allen Unrath mit ſich fortführt, wird gewöhnlich zur Küche benutzt. Von der Küche, von der Wurzel des Hauſes wird das Waſſer mit derſelben Leichtigkeit in alle übrigen Etagen geleitet. Durch dieſe Wurzel ſteht jedes Haus in directer Verbindung mit der Themſe oder dem River Lea (ein Fluß, der ſich in die Themſe ergießt), inſofern es nämlich von dieſen Flüſſen aus mit Waſſer verſehen wird, und das verbrauchte Waſſer durch Canäle wieder in dieſelben abfließt. Alle dieſe Vorkehrungen fallen natürlich in ſolchen Häuſern weg, die zu Common-lodging-Houſes benutzt werden. Die Küche und Wurzel des Hauſes wird hier eben ſo gut ein Schlafgewölbe, wie die übrigen Etagen, und beſſer noch, da dieſes Schlafgewölbe eine größere Anzahl von Perſonen umfaſſen kann. Von Waſſerleitungen und Waſſerableitungscanälen kann in ſolchen Häuſern ebenfalls keine Rede ſeyn. Man glaube ja nicht, daß dieſe Häuſer einzeln in London daſtehen, ganze Straßen oder ſogenannte Courts (Höfe) beſtehen aus nichts weiter als Lodging-Houſes, und ihre Anzahl belief ſich vor der Einregiſtrirung über 9000. Der Typhus hat dieſe Behauſungen zu ſeinem permanenten Wohnſitz gewählt, und die Polizei-Inſpectoren müſſen manchmal Gewaltmaaßregeln anwenden, um die vom Fieber Befallenen ins Hoſpital zu bringen. Es ſcheint, als wenn die verpeſtete Luft das wahre Lebenselement iſt, in dem die verkommenen Irländer ſich wohl fühlen, und ſelbſt die neueſten Polizeiverordnungen ſind fruchtlos, um dieſen Theil der Bevölkerung Londons an den Genuß einer reinern Luft und Wohnung zu gewöhnen. Das beſte Reinigungsmittel für dieſe Höfe, in denen Schwärme von Menſchen und Inſecten in einer Atmoſphäre von Corruption neben einander hauſen, war die Cholera, die wie ein Donnerſchlag auf dieſe Plätze einfiel und dieſelben manchmal in einem Tage von allen Bewohnern reinigte, da ganze Courts, von der Cholera ergriffen, im wahren Sinne des Wortes ausſtarben. Aber die Saat war hiermit nicht vertilgt; die engliſche Geſellſchaft erzeugt aus ſich ſelbſt immer wieder neue Paupers, immer wieder neue verpeſtete Lodging-Houſes, Paupers- und Lodging-Houſes, wie ſie nur in England, in der Mitte des größten Reichthums, erzeugt werden können, Menſchen, die, lebendig im Zuſtand der Auflöſung begriffen, ſich wohlfühlen in der verpeſteten Atmoſphäre, die ſie erzeugte, und die ſie erhält.

Seitdem das neue Geſetz in Kraft geſetzt worden, hat ſich herausgeſtellt, daß die Polizeimacht, die mit der Ueberwachung der Lodging-Houſe beauftragt wurde, unzureichend iſt, um die in den vollen Schmutz eines Lodging-Houſes eingewurzelte Maſſe beweglich zu machen. Man erwartet von der nächſten Parlamentsſitzung nicht allein eine Verſtärkung der phyſiſchen Macht, ſondern auch eine Ausdehnung der moraliſchen Gewalt und Controle. Was bisher geſchehen iſt, beſchränkt ſich auf die Einregiſtrirung der Häuſer und auf Feſtſtellung der Bewohnerzahl, die jedes einzelne Haus nicht überſchreiten darf. Sodann hat die Polizei Zwangsmaaßregeln eingeführt zur gehörigen Ventilation und Säuberung der Räume. Auch iſt für gehörige Waſſerleitung und Waſſerableitungscanäle ſo viel als möglich geſorgt worden, und als ein einſtweiliges Reſultat hat ſich bereits ſo viel herausgeſtellt, daß die Typhusfälle in den Hoſpitälern bedeutend nachgelaſſen haben. Was nun die Ableitungscanäle betrifft, ſo ſind dieß Werke, welche mehr von der ganzen Stadt, als von den einzelnen Bewohnern ausgehen können. In den beſſern Stadttheilen bilden dieſe Ableitungscanäle wahre Muſterwerke. Es iſt, als wenn die Themſe in ihren täglichen Ebbe- und Fluthbewegungen alles, was ſich beſchmutzend oder verunſtaltend an der Wurzel des Hauſes anlagern könnte, fortſpüle, und jedesmal einen Ueberfluß an friſchem Waſſer zurücklaſſe. In den ärmern Stadttheilen dagegen iſt der Mangel dieſer Ableitungscanäle und Bewäſſerungen die wahre Urſache des immer noch häufigen Typhusfiebers, und hier natürlich bleiben alle Polizeimaaßregeln fruchtlos, ſo lange man nicht Hand an die Wurzel des Uebels legt.

Trotz allem dem aber gibt es in London eine Claſſe von Einwohnern, welche durch die kräftigſten ſanitätiſchen und Polizeimaaßregeln nie an die regelmäßige Gewohnheit des Wohnens, wir meinen des comfortablen Wohnens gebunden werden kann. Mehr als irgendwo gibt es nämlich in England in Folge des wechſelnden Ganges der Induſtriebewegung eine Claſſe von Perſonen, die beſtändig ſchwebend zwiſchen Arbeit und Arbeitsloſigkeit erhalten werden. Im Winter lagert ſich dieſer Theil der engliſchen Bevölkerung in den Städten, und werden natürlich die Unterhalter und die beſtändig neuen Gründer dieſer Lodging-Houſes. Dieſen Leuten eine regelmäßige Beſchäftigung zu geben, iſt eben ſo unmöglich, als der engliſchen Induſtrie zu gebieten, einen regelmäßigen, gleichförmigen Gang zu beobachten. Was man ihnen gegeben hat, das ſind die „Workhouſes“; aber die meiſten Engländer haben vor denſelben eine größere Scheu als vor dem Kerker, und um den erſtern zu entgehen, werfen ſie ſich freiwillig in die Arme des Verbrechens, das ihnen die Thore des Kerkers eröffnet. Einmal in den Lodging-Houſes eingekehrt, von Schmutz, Laſter und Entbehrungen aller Art umgeben, ſind ſie bloß durch eine ſehr dünne Scheidewand vom Arreſt-, Irren- oder Krankenhauſe — den drei Heilanſtalten dieſer Claſſe von Menſchen — getrennt. Die Polizei mag noch ſo thätig ſeyn in der Ueberwachung dieſer Häuſer und in der Ausrottung derjenigen Urſachen, welche Seuchen aller Art erzeugen, — die Claſſe von Menſchen, von der wir eben geſprochen, erzeugt ſich immer von neuem, und mit ihnen erzeugen ſich immer neue Lodging-Houſes, weniger verpeſtet, aber nicht minder den Uebergang zum Gefängniſſe oder zur Transportation bildend. Ein Knabe, der eines leichten Vergehens wegen zum Gefängniſſe von 24 Stunden verurtheilt worden, und der, wie es Sitte iſt, zuerſt der Reinigung in einem warmen Bade unterworfen wurde, bevor er ſeine Strafe antrat, fand ſich ſo wohl nach dieſem Bade in ſeiner reinlichen Gefängnißzelle, daß er hoch und theuer gelobte, nie den Fuß in ein Lodging-Houſe mehr ſetzen zu wollen. Der Knabe hielt Wort. Kaum in Freiheit geſetzt, beging er ein neues Vergehen, wozu er zu einer längern Gefängnißſtrafe verurtheilt wurde, und um nicht immer wieder dieſen Proceß von neuem beginnen zu müſſen, ſteigerte er zuletzt das Vergehen bis zu dem Grade, wo er ſeine Freiheit bis auf die Dauer ſeines Lebens verwirkt hatte, d. h. des Schmutzes und der Freiheit des Lodging-Houſes auf ewig verluſtig wurde.

Wie wir bereits oben geſagt haben, bezahlen die unglücklichen

Bewohner eines Lodging-Houses verhältnißmäßig eben ſo theuer, als wenn ſie in einem geräumigen, mit Luft, Licht und Waſſer verſehenen Hauſe wohnten. Bekanntlich hat ſich deßhalb eine Geſellſchaft gebildet, die zum Zweck hat, die Bildung ſolcher Lodging-Houſes zu befördern, in denen die Comforts des engliſchen Wohnens, Luft, Licht, Feuer und Waſſer vereinigt ſich vorfinden, ohne daß die zu entrichtenden Gebühren die Kräfte dieſer Claſſe der Bevölkerung Londons überſteigen. In letzter Zeit haben wir eine Menge dieſer Häuſer unter dem Namen von Model-Lodging-Houſes entſtehen ſehen. Das Princip, wonach dieſe Häuſer gebaut ſind, beruht auf der Erſparniß, die erzweckt wird, wenn für die Bewohner Licht, Feuer und Waſſer, d. h. Wohn- und Waſchſtuben gemeinſam eingerichtet werden, während die Schlafſtuben durch gehörige Scheidewände getrennt ſind. Die Waſchanſtalten in dieſen Häuſern ſind wahrhafte Muſteranſtalten. Allenthalben nämlich, wo es der Raum zuläßt, ſind Hahnen angebracht, die man bloß zu drehen braucht, um das Waſſer ſtromweiſe herausfließen zu ſehen. Unter dieſen Hahnen befinden ſich ungeheure Waſchbecken angebracht, die in der Mitte eine Oeffnung haben, welche jedoch waſſerdicht geſchloſſen werden kann. Es bedarf daher nicht der geringſten Anſtrengung, um das Becken mit friſchem Waſſer anzufüllen, oder das verbrauchte Waſſer abfließen zu laſſen, und auf dieſe Weiſe kann man ſich wenigſtens in London, wo das Waſſer ſehr theuer iſt, Reinlichkeit und Reinigung mit geringem Aufwande von Kraft und Koſten verſchaffen.

Volksfeſte, Sitten und Gebräuche in Frankreich.

(Nach franzöſiſchen Quellen von Dr. Ed. Z . . hen. Vergl. das „Ausland“ von 1833, Nr. 10.)

1. Die Bewohner der Vendée, deren Charakter, Nationaltracht, Sitten, Gebräuche und Feſte.

Die drei großen Boden-Abtheilungen der Vendée, welche ihrer Beſchaffenheit nach die charakteriſtiſchen Namen „das Waldland“ (le Bocage), „das ebene Land“ (la Plaine) und „das Sumpf- oder Moorland“ (le Marais) erhalten haben, unterſcheiden ſich trotz der überhandnehmenden und die Nationalität mehr und mehr vernichtenden Civiliſation noch in mancher Beziehung durch den Charakter und durch die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Sobald man den kalkigen Boden des „ebenen Landes“ verläßt und den Fuß auf die mit Holz, Haidekraut und blühendem Ginſter bewachſenen Hügel des „Waldlandes“ ſetzt, ſteht man auf dem Boden der wahren Vendée. Gleich bei dem erſten Kreuzwege ſieht man eine Menge kleiner hölzerner Kreuze, welche die Anverwandten und Freunde eines Verſtorbenen in dem Augenblick dort in die Erde geſteckt haben, als der Leichenwagen, welcher die ſterbliche Hülle desſelben nach der Kirche des Pfarrdorfs brachte, vorüberfuhr. In dieſem Gebrauch offenbart ſich zwar ein frommer Sinn, aber wir argwohnen, daß derſelbe ſeinen Urſprung theilweiſe im Aberglauben hat. Es iſt bekannt, daß die Zauberer, Kobolde und Hexen nach dem Volksglauben ihre infernaliſchen Tänze an den Kreuzwegen um die Geiſterſtunde aufführen und daß man hier am meiſten der Gefahr ausgeſetzt iſt, der ſchrecklichen Chaſſe-Gallery (der wilden Jagd) [1] zu begegnen, welche bei nächtlicher Weile aus den Lüften herniederſteigt, über die Hügel, die Haiden und Wälder brauſt und in raſendem Lauf die Unvorſichtigen mit ſich fortreißt, welche zu ſpät von den Abendgeſellſchaften um Allerheiligen nach Hauſe gehen. Demnach liegt die Vermuthung nahe, daß die Dorfbewohner des „Waldlandes“ jene Kreuze deßhalb mit einer ſo frommen Sorgfalt an den Kreuzwegen aufpflanzen, damit der Todte gefahrlos und in Frieden an den letztern vorüberziehe. Dieß iſt ſehr wahrſcheinlich, allein mit Gewißheit läßt ſich in dieſer Beziehung nichts behaupten, da die Bauern ihre abergläubiſchen Meinungen einem „Herrn“ ungern mittheilen. Richtet man zum Beiſpiel geradeswegs die Frage an ſie: „Glaubt Ihr an Zauberer?“ — ſo werden ſie ſtets antworten: „Ich weiß wahrlich nicht, ob es deren gibt, aber es iſt ſehr glaublich, daß es böſe Menſchen gibt.“ (Dam', i ne sais ja si ol y en a; mais ol est terjou bé bé du qu'ol y a de mouvé monde).

Dergleichen abergläubiſche Meinungen herrſchen übrigens in vielen andern Provinzen, welche — wir wiſſen nicht, warum — in dem Rufe ſtehen, daß die Civiliſation in ihnen größer ſey. Was die Vendée von andern Gegenden unterſcheidet, iſt die begeiſterungsvolle Fröhlichkeit ihrer Nationaltänze und vor allem die liebliche und wehmüthige Melodie der alten Lieder des Poitou. Wir beſitzen ein altes kleines Buch, welches den Titel führt: „Les Delices de la France“ und welches nicht müde wird, die Schönheit der Rundtänze (branles) und die Lieder des „Poictou“ zu preiſen, und es iſt allbekannt, daß die Hofleute Ludwig XI aus dieſer Provinz die Tänzer und Tänzerinnen kommen ließen, welche den ſorgenvollen finſtern Monarchen aufheitern ſollten.

In dieſer Hinſicht iſt die Vendée noch nicht ganz ausgeartet, es gibt Rund- oder Tiſchgeſänge, „Weglieder“, um die Langeweile auf der Reiſe zu verſcheuchen, einen Ochſentreibergeſang, welcher in einer Reihenfolge von außerordentlich lange ausgehaltenen Tönen beſteht und den trägen Schritt des Ochſengeſpannes begleitet; [2] es gibt Lieder für jeden Geſchmack und für alle Umſtände im Leben. Faſt alle dieſe reizenden Lieder haben eine wehmüthige, klagende Weiſe, welche ſo überaus gut zu dem melancholiſchen Anblicke der großen Wälder paßt.

Wenn die Melodien der Lieder faſt immer anmuthig ſind, ſo ſind die Worte dagegen ſelten poetiſch; ſehr häufig werden dieſe letztern während des Tanzes improviſirt. Dieß geſchieht unter andern bei dem „Kuchentanz“, welcher noch bei den Hochzeiten in

[1] In Tours wird die wilde Jagd la chasse briguet und le carrosse du roi Hugon genannt; in andern Gegenden Frankreichs führt ſie den Namen Hellequin. Im Walde von Fontainebleau jagt le grand veneur. A. d. U.

[2] Das Singen in dieſer Weiſe wird Bouarer in der Nieder-Vendée genannt.

der Nieder-Vendée üblich iſt und auf folgende Weiſe ausgeführt wird. Außer dem ſymboliſchen, ringsum mit blumenbehängten Dornzweigen beſteckten Kuchen, welcher vor der Neuvermählten ſteht, ſetzt man andere weniger prächtige in beſtimmten Zwiſchenräumen auf die Tiſche der Hochzeitsgäſte; allein ehe die letztern die Kuchen anſchneiden dürfen, müſſen ſie dieſelben erobern. Auf ein gegebenes Zeichen erhebt ſich ein junger Burſche, bemächtigt ſich des zunächſt ſtehenden Kuchens, hält ihn ſo hoch als möglich empor und eilt tanzend nach der Mitte des Speiſeſaales. Ihm folgen ſogleich drei oder vier andere junge Burſchen, welche Teller und Gabeln tragen, die ſie nach dem Tact gegeneinander ſchlagen, und tanzen ſingend um den erſten herum, indem ſie ſich bemühen, mit den Zinken ihrer Gabeln einige Stückchen von dem Kuchen zu erhaſchen, welchen jener ihnen zu entziehen ſucht. Dieſer Kampf endet mit einem tapfern Zechen, wobei der Kuchen zerſchnitten und unter die Hochzeitsgäſte vertheilt wird.

Aber trotz Wein, Tanz und Geſang würde ein Feſt in der Vendée ohne Pulverdampf und Pulvergeruch nur unvollkommen ſeyn. Die Leidenſchaft, zu ſchießen und zu knallen, berauſcht ſie mit einer tollen Luſtigkeit. Wenn mitunter der Tanz träger dahinſchleicht, wenn die Finger der Geiger und Bläſer lahm werden — werfet eine Petarde in die ermüdete Menge oder brennet eine Piſtole ab — und augenblicklich wird alles lebendig! Ein wahrhaft betäubendes Freudengeſchrei, ein unaufhörliches Gejauchze und Sprünge, welche die Erde erzittern machen, folgen dem Knall. Glücklich derjenige, welcher ſich eine ſchlechte Piſtole hat verſchaffen können! Er iſt der König jedes Feſtes und der Spender der Freude. Man ſchmeichelt ihm, man liebkoſt ihn und Jedermann drängt ſich zu ihm, um die hohe Gunſt zu erlangen, etwas Pulver verpuffen zu dürfen.

Wenn die Wichtigkeit und die Bedeutung des Feſtes eine ſolche Würze nicht zulaſſen, ſo beſchränkt man ſich auf Freudenfeuer; z. B. am Johannistage oder wenn der Diöceſanbiſchof ſeine Rundreiſe macht. Wenn die Wege bei dieſer Gelegenheit „glücklicherweiſe“ für Pferdegeſpanne zu ſchlecht ſind, ſo ſtreiten ſich alle Hofbeſitzer des Kirchſpiels um die Ehre, wer die Ochſen ſtellen ſoll, welche den Wagen des Prälaten zu ziehen haben. Die rührenden Prätenſionen dieſer ehrlichen Leute, welche neben dem frommen Glauben alle die heiligen Traditionen ihrer Väter bewahrt haben, und der Wetteifer der einzelnen Gemeinden haben die Zahl jener Ochſen mitunter auf vierzig und ſogar auf achtzig geſteigert, und wir könnten ein Kirchſpiel nennen, welches gelobt hat, dieſe Zahl bei der nächſten Gelegenheit auf hundert und zwanzig zu bringen.

Die auf der Heide knieende Menge, die lange Reihe der mit Bändern und Blumen geſchmückten Ochſen, welche ſich bald auf den Abhängen der Hügel dahinſchlängelt und bald in den ſchattigen Hohlwegen des „Waldlandes“ verſchwindet, all' dieſer ländliche Pomp inmitten einer Landſchaft voll von urſprünglicher Friſche macht einen äußerſt wohlthätigen Eindruck auf das Herz und erfreut es wie eine reine und liebliche Harmonie.

Den Bewohner des weſtlichen „Sumpflandes“ (le Maraichin), den man nur zu oft mit dem Bewohner des ſüdlichen „Sumpflandes“ verwechſelt hat, würde man leicht beim erſten Blick an ſeinem hohen Wuchs, an ſeinem ungezwungenen Weſen und an der Friſche ſeiner Geſichtsfarbe erkennen, wenn ihn nicht ſchon ſein runder, an einer Seite aufgeſchlagener, mit hellfarbigen Schnüren gezierter Hut, ſeine Weſte von weißem Flanell, ſeine weiten Beinkleider und ſein grellbunter baumwollener Gürtel hinreichend von den Bewohnern des „Waldlandes“ (Bocains, Bocageons) unterſchieden, welche die Märkte von St. Gilles, von Challans und Saint-Gervais in Schaaren beſuchen. Die blonde Farbe ſeiner Haare, welche man beſonders nach der Inſel Bouin zu bemerkt, ſeine kurze und abgeſtoßene Redeweiſe und mehr noch die heimliche Feindſchaft, welche zwiſchen ihm und ſeinen Nachbarn im „Waldlande“ herrſcht, obwohl er deren religiöſe Anſichten und politiſche Meinungen theilt — alle dieſe Zeichen deuten faſt mit Sicherheit darauf hin, daß wir zwei verſchiedene Volksſtämme von verſchiedenem Urſprung vor uns haben.

Es ſcheint, daß der Geiſt der Nationalität der vernichtenden Wirkung der Jahrhunderte eben ſo ſehr Widerſtand leiſtet, als die phyſiſchen Eigenſchaften, welche die Völkerſtämme von einander unterſcheiden, weil man trotz der ununterbrochenen Verbindungen, trotz der gemeinſamen Gefahren, Unglücksfälle und Triumphe zur Zeit des „großen Krieges“ noch Spuren von dem alten Haſſe findet, welcher einſt zwiſchen jenen beiden Völkern geherrſcht haben muß. So pflegen die Bewohner des „Sumpflandes“ unter ſich die Bewohner des „Waldlandes“ les Dannions, zu nennen, ein Ausdruck der Verachtung, welcher nach der Meinung einiger Gelehrten einen „verdammten Menſchen“ bezeichnet, und ein unglücklicher Dannion, welcher ſich in das Innere des „Sumpflandes“ wagt, ſieht ſich mitunter von einer Kinderſchaar umringt, die ihn verfolgt und ſchreit: „ah Dannion! Dannion saraillon!“ (welches letztere Wort „eingezwängt“, „eingeſchnürt“ bedeutet) da er engere Beinkleider trägt, als die Sumpfbewohner.

Der Bewohner des Sumpflandes, welcher ſich ſo ſtark gegen die Dannions abſchließt, behandelt diejenigen, welche den Rand des letztern bewohnen, faſt eben ſo, da er ſie kaum als „Maraichins“ betrachtet, wogegen er wiederum von den Bewohnern des niedrigſten Theils des Sumpflandes, der les bonnes-terres heißt, nicht als ebenbürtig betrachtet wird.

Der Maraichin beſitzt mehr Freiheitsliebe, hat eine offenere Miene und freundlichere und traulichere Manieren als der Bewohner des „Waldlandes.“ Lebhaft, zum Zorn geneigt und ſchwer zu leiten, hält er mit ſeinem Zutrauen gegen Fremde ſehr zurück; aber ſeinen Freunden aus allen Claſſen beweiſt er die größte Ergebenheit und nimmt ſie mit der herzlichſten Gaſtfreiheit auf.

Die Häuſer im Sumpflande, von denen ſehr viele, und beſonders die der Tagelöhner, Lehmmauern und ein Rohrdach haben und unter dem Namen Bourrines bekannt ſind, zeigen im Innern die größte Reinlichkeit und Sauberkeit.

Selten vermag der Maraichin dem ihn Beſuchenden ein Glas Wein anzubieten, aber wer ihn recht glücklich machen will, der greife ohne Umſtände in ſeinen Tabaksbeutel, ſetze ſich neben ſeinem Feuer von Ochſenmiſt auf eine der Bänke von Lehm, welche auf beiden Seiten des Herdes ſtehen und rauche eine Pfeife mit ihm. Das Rauchen iſt eine faſt allgemeine Sitte im Lande und ein ſo dringendes Bedürfniß geworden, daß man ſehr häufig ſehen kann, wie Männer und mitunter ſogar Knaben, wenn ſie kaum die

Kirche verlaſſen haben, ihre kleinen Pfeifen von rothem Thon aus dem Gürtel ziehen und zu rauchen beginnen, daß die Gruppen der Plaudernden bald in einer Wolke von Rauch verſchwinden.

Die Frauen dieſes Landſtrichs ſind nicht weniger bemerkenswerth als die Männer. Ihre Haltung und ihre Bewegung zeigen eine gewiſſe Ungezwungenheit, welche mitunter an Anmuth ſtreift, obwohl es nicht die beſcheidene und treuherzige Anmuth iſt, welche ſentimentale Gemüther feſſelt. Ihr Gang iſt raſch und keck und ihr Benehmen iſt bedeutend freier als in den übrigen Theilen der Vendée. Wenn man an einem Sonntagabend vor der Thür eines der zahlreichen Wirthshäuſer vorübergeht, welche an der Gränze des Diſtricts von Challans oder Saint Jean-de-Mont ſtehen, ſo erblickt man dort faſt eben ſo viele weiße Weiberhauben als runde Hüte. Ein junger Burſche (gas) begegnet einem jungen Mädchen aus ſeiner Bekanntſchaft, und ſchlägt ihr vor, einen „Schluck mit ihr zu trinken.“ Nachdem das Mädchen ſich der Form wegen etwas geziert hat, nimmt ſie das Anerbieten gewöhnlich an, und beide gehen zum Wirthshauſe, ohne die Blicke der Leute zu fürchten. Dieſe Art von Galanterie, welche allgemein üblich iſt, iſt eher unſchicklich als gefährlich zu nennen, da niemand zu beweiſen vermag, daß die Sitten des Bewohner des Sumpflandes weniger rein ſind als die der Waldlandbewohner.

Die jungen Mädchen lieben den Tanz leidenſchaftlich und verwenden die größte Sorgfalt auf ihren Anzug. Für ihren Teint ſind ſie außerordentlich beſorgt, denn im Sommer gehen ſie nie aus dem Hauſe, ohne ein Stück Papier an das Vordertheil ihrer Haube zu heften, welches ſie wie ein Schirm vor den Sonnenſtrahlen ſchützt. Eine junge „Waldlandbewohnerin“ würde zwiſchen ihrer Tracht und der der Sumpflandbewohnerinnen gewiß weſentliche Verſchiedenheiten finden, namentlich in dem Faltenwurf des Tuches; aber diejenigen, welche in die feinen Nüancen der weiblichen Tracht nicht eingeweiht ſind, erblicken nur in dem Kopfputz einen weſentlichen Unterſchied. Während die Mädchen von Challans ihre ungeheuern Haarwülſte (bennins) am Hinterkopf tragen, befeſtigen die des Sumpflandes die ihrigen oben auf dem Kopf und bedecken ſie je nach der Jahreszeit mit einer Haube oder Kapuze (capot), deren unterer Theil bis auf die Schultern herabfällt.

Dieſe ſchöne Bevölkerung iſt aber durchaus nicht von einem ſchönen Land umgeben. Das ganze „Sumpfland“ mit Ausnahme ſeiner Ränder, welche mit hohen Bäumen bewachſen ſind, bietet überall nur einen höchſt einförmigen Anblick dar. Das Auge verliert ſich in einem Labyrinth von Waſſergräben, und wird die Monotonie der weiten Fläche ſehr bald müde, auf welcher es oft nichts gewahrt als den ſtarren Blick der großen Ochſen von Salertaine, die regungslos auf dem Abhang der Erdwälle liegen. Der Diſtrict von Saint Jean-de-Mont bietet etwas mehr Abwechslung dar. Jede Meierei iſt von einer Baumgruppe umgeben, und am Sonntagmorgen kann man das eigenthümliche und höchſt anmuthige Schauſpiel genießen, eine Menge kleiner Kähne (nyoles) aus allen dieſen Oaſen hervorkommen und auf den regungsloſen Waſſern des „Sumpflandes“ raſch nach dem Thurm des Kirchdorfs dahingleiten zu ſehen; in dieſen Kähnen ſitzen die Weiber, welche die Meſſe hören wollen. Die jungen Burſchen dagegen verſchmähen das bequeme Fahren. Sie eilen quer durch die Sümpfe in gerader Linie dem Kirchthurm zu, indem ſie mit Hülfe ihrer Springſtöcke (ningles) über alle Gräben ſetzen, welche ſie unterwegs antreffen, und von denen einige mehr als 7 Metres breit ſind.

Alle dieſe Verſchiedenheiten der Sitten und der Sprache zwiſchen den verſchiedenen Cantonen der Vendée ſind Nüancen, welche die „reiſenden Schriftſteller“ gewöhnlich nicht erkennen, obwohl ſie es dennoch nicht übers Herz bringen können, dem Publicum ihre Reiſeeindrücke vorzuenthalten. Nur ein Kind der Vendée würde im Stande ſeyn, die verſchiedenen Tänze des „Sumpflandes“, des „Unter-Waldlandes“ oder des „Hochlandes“ zu unterſcheiden, aus dem Accent zu beſtimmen, welchem Canton oder welcher Gemeinde der vorübergehende, freundlich grüßende Wanderer angehört, und auf einem Jahrmarkt herauszufinden, von welchen Kirchſpielen all' die verſchiedenen Moden des Kopfputzes (coiffions) kommen, die einen Maler glücklich machen und einen Nomenclator in Verzweiflung bringen würden.

Obgleich wir noch manches Intereſſante aus dem Gebiet der Sitten und Gebräuche mittheilen könnten, ſo gibt es in der Vendée doch etwas, was alles beherrſcht, eine Poeſie, welche jede andere Poeſie getödtet hat: es iſt die Erinnerung an den „großen Krieg.“ Welcher Partei man auch angehören möge, es iſt unmöglich, ſich der Macht dieſer Erinnerungen zu entziehen, welche Herz und Phantaſie ergreifen, und dem Zauber der Erzählungen zu widerſtehen, welche irgend ein alter Krieger zur Abendzeit am Heerd mittheilt, und welche uns in ihrer naiven und kräftigen Sprache in die Periode des „großen Krieges“ einzuweihen wiſſen, wo nach ihrem derben Ausdruck „der Teufel herrenlos herumlief.“ Wir ſind überzeugt, daß die Geſchichte der Vendée einſt eine unerſchöpfliche Fundgrube für den Dichter und Romanſchreiber ſeyn wird, wenn die Erzählungen ihrer Rieſenkämpfe in politiſcher Hinſicht nicht mehr werden verdächtigt werden.

2. Eine Buchweizendreſcherei in der Unter-Normandie.

Wenn der Herbſt den Fluren das ſchöne Sommergewand geraubt hat, eine Stimme nach der andern in Wald und Feld verſtummt, das verwelkte rothe Laub leiſe zitternd im Winde flüſtert und nur dann und wann das Lied eines Hirten oder das Geläute der Heerdenglocken aus der Ferne herüberſchallt, welche wie leiſe Klagen über die dahingeſchwundenen Blüthen des Lenzes und des Sommers weit über die falben Stoppelfelder wehen, da wird der zur Wehmuth geſtimmte Wanderer herzlich erfreut, wenn er aus einem ſchweigenden Gehölz tretend, plötzlich einen Kreis von kräftigen, rüſtigen Landleuten vor ſich erblickt, welche, von den Strahlen der milden Herbſtſonne beglänzt, ein luſtiges Buchweizendreſchen anſtellen.

Dieß iſt kein alltägliches Geſchäft, und deßhalb verwendet man zu demſelben auch keine Tagelöhner. Man ladet eine möglichſt große Zahl von Freunden und Verwandten dazu ein, und belohnt ſie nach vollbrachter Arbeit mit einem ſtattlichen Schmaus.

Ehe man zum Ausdreſchen der letzten Garben ſchreitet, ſtellt man die Hausfrau auf die Mitte der Tenne, und dann gehen die

Dreſcher rings um ſie herum, indem ſie den Boden mit ihren Flegeln taktmäßig ſchlagen, und beſtellen ſich bei jener, was ſie beim Schmauſe zu haben wünſchen: der eine ſtarken Cider, der andere Hammelfleiſch, der dritte ein gebratenes Hühnchen, der vierte Gänſebraten, alle aber verlangen gewiß einen Pfannkuchen von Buchweizenmehl. Iſt die Arbeit gethan, ſo beginnt die Mahlzeit, der Reſt des Tages verfließt unter Geſang und Tanz in der Scheune.

Der Buchweizen bildet den Hauptnahrungsſtoff der Landleute in der Unter-Normandie. Des Morgens ißt man denſelben als Brei zubereitet, des Mittags backt man Pfannkuchen von Buchweizenmehl. Das übrige Getreide bewahrt man auf, um es zu verkaufen und das Pachtgeld, die Steuer und die zum Haushalt erforderlichen Gegenſtände damit bezahlen zu können.

In dem größten Theil des Arrondiſſements von Domfront backt man große Buchweizenbrode, welche zehn Pfunde wiegen und das nur noch wenig übliche Weißbrod auf dem Lande erſetzen. An vielen Orten, z. B. in Bire, Condé, Domfront, Tinchebray u. ſ. w. verkauft man des Morgens und des Abends kleine, friſch aus dem Ofen kommende Buchweizenbrödchen, welche in den Straßen ausgerufen und mit einem Sou bezahlt werden. Man ſchneidet ſie in zwei Theile, beſtreicht ſie mit Butter und ißt ſie noch ganz warm. Die Stadtbewohner lieben dieſe Delicateſſe ungemein und manche genießen jene Buchweizenbrödchen zum Frühſtück.

3. Das Weihnachtsfeſt.

Während in den Städten die alten Gebräuche beim Weihnachtsfeſt faſt ganz verſchwunden ſind, haben ſie ſich auf dem Lande noch in voller Kraft erhalten, obgleich der Charakter und die Sitten der Bewohner in den verſchiedenen Provinzen dieſelben auf eine eigenthümliche Weiſe modificirt haben. In den nördlichen Departements wird das Weihnachtsfeſt noch mit der alten vlämiſchen Einfachheit gefeiert, und der Weihnachtsabend iſt gleichſam nur eine Gegenprobe jener von David Teniers ſo meiſterhaft gemalten Schmauſereien, nach deren Beendigung die ſtämmigen, durch die Dünſte des Biers erheiterten Burſchen mitten unter Keſſeln und umgeworfenen Töpfen ihre dicken, hübſchen Dirnen im Kreiſe ſchwingen. In den öſtlichen Theilen Frankreichs finden wir faſt ganz die deutſchen Weihnachtsgebräuche. In einzelnen Departements im Innern gibt es beſondere Feierlichkeiten. Zu dieſen gehören die Schäferproceſſionen in der Picardie, eine einfache, treuherzige und anmuthige Sitte. In der Weihnacht begeben ſich nämlich die Landleute in einem langen Zuge um Mitternacht nach der Kirche. Einer von ihnen trägt einen grünen, mit Lichtern beſetzten Zweig. Zwei Greiſe tragen in einem Korbe das zuletzt geborene Lamm, ein rührendes Bild, welches an die Geburt des Heilandes um dieſe gnadenreiche Zeit erinnert. Vormals betheiligte ſich die Nationalgarde bei dieſer Ceremonie, was den poetiſchen Eindruck einigermaßen ſtörte.

Die Bretagne, welche an ihren Traditionen, Meinungen und Sitten mit ſolcher Treue hängt, hat die Weihnachtsgebräuche mit der größten Gewiſſenhaftigkeit bewahrt, wozu das tiefe und lebendige religiöſe Gefühl der Bevölkerung unſtreitig ſehr viel beigetragen hat. Die Bretagne iſt das einzige Land, wo das Weihnachtsfeſt den Charakter eines reinen Religionsgebrauches behalten. Wer niemals einer Mitternachtsmeſſe in einem bretonniſchen Dorf beigewohnt hat, kann ſich keinen Begriff machen von der Andacht und Inbrunſt, womit dieſelbe angehört wird. Der Weihnachtsabend, welcher ſonſt überall dem Vergnügen und der Zerſtreuung gewidmet iſt, bekommt hier durch abergläubiſche Vorſtellungen einen düſtern Charakter. Jedermann erwartet mit ängſtlicher Spannung den Schlag der Mitternachtsſtunde, feſt überzeugt, daß er den Eſel und den Ochſen im Stalle ſprechen hören wird, denn die Leichtgläubigen meinen, daß Gott dieſen Thieren die Gabe der Sprache in dieſer Stunde verleihe, um ſie dafür zu belohnen, daß ſie ſeinen Sohn in der Krippe gewärmt welche ihm als Wiege diente. Natürlicherweiſe verfehlen Eſel und Ochſen niemals von dieſer Gnade Gebrauch zu machen, wie die guten Leute einſtimmig betheuern. Unter dem Eindruck dieſes Wunders begeben ſich die ehrlichen Bretonnier nach der Kirche, und man wird leicht denken können, daß ihre Andacht keine erheuchelte iſt. Die Weihnachtsſänger ſpielen eine wichtige Rolle bei dem Feſt. Es ſind dieſelben Bettler, welche ſonſt von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus gehen und vor den Thüren ſingen und um ein Almoſen flehen. Dieſe ausgearteten Barden bewahren in ihrem Gedächtniß die ſchönſten Proben der celtiſchen Dichtkunſt. Ihrer Lieder wegen ſind ſie ſtets willkommen, zur Weihnachtszeit aber werden ſie mit einer ganz beſondern Herzlichkeit aufgenommen. Auch die ärmſte Hütte öffnet ſich ihnen. Man ladet ſie ein am Herde Platz zu nehmen und läßt ſie nicht eher wieder von dannen ziehen, als bis man ſie mit einigen Gläſern warmen Ciders bewirthet und ihnen die Ueberbleibſel der Mahlzeit mitgegeben hat.

Die Bewohner des ſüdlichen Frankreichs bedürfen etwas was die Phantaſie erregt. Ihr Sinn für das Plaſtiſche und ihr lebhaftes Gefühl haben ohne Zweifel jene Weihnachtsdarſtellungen hervorgerufen welche unter dem Namen Crèches bekannt ſind, rein dramatiſche Vorſtellungen, deren Hauptgegenſtand die Geburt Chriſti iſt. Dieſe Sitte iſt dem ganzen Süden gemeinſam, ſie bildet den charakteriſtiſchen Zug des Weihnachtsfeſtes in dieſer Gegend Frankreichs.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährt auch der Weihnachtsmarkt in Toulon am Tage vor dem Feſt. Schon am frühen Morgen werden in den Buden und auf den Tiſchen die verſchiedenartigſten Dinge ausgekramt und mit Blumen geſchmückt, um die Aufmerkſamkeit der Käufer zu erregen. Reiche und Arme, alle verſehen ſich an dieſem Tage mit außergewöhnlichen Vorräthen für das bevorſtehende Feſt. Mandelkuchen (nougat) und Truthennen ſind die beiden Waaren, welche am meiſten gekauft werden. Von den benachbarten Dörfern kommen Frauen mit großen Kiſten herbei, in welchen ſie die ſelbſt gebackenen weißen und rothen Mandelkuchen tragen. Sie laſſen ſich in langen Reihen auf dem Marktplatz nieder, und rings um ſie her entwickelt ſich ein ungemein reges Leben. Von Languedoc und Piemont kommen ganze Ladungen geſchlachteter Truthennen an, während das Var-Departement dieß Geflügel heerdenweiſe nach Toulon ſendet. Friſche und getrocknete Früchte, Pyramiden von Blumenkohl und die beliebteſten Fiſcharten vervollſtändigen die Zahl der ungewöhnlichen Leckerbiſſen. Der Stockfiſch bildet das Hauptgericht bei der ſtattlichen Mahlzeit,

welche am heiligen Abend gehalten wird. Außer den erwähnten Eßwaaren findet man auf diesem Markt auch unzählige andere Handelsartikel; es ist hier der allgemeine Bazar von Toulon.

4. Das Fest des heiligen Vincenz.

Am zweiundzwanzigsten Januar feiern die Winzer das Fest des heiligen Vincenz, welchen sie sich entweder selbst zum Schutzpatron erwählt oder welchen ihnen die Kirche als solchen zugewiesen hat.

In diesem Jahre ist das Fest von den Bewohnern Montreuls in der Nähe von Paris mit großem Pomp gefeiert worden. Ein Augenzeuge beschreibt die Feierlichkeiten folgendermaßen:

Nachdem eine Messe gesungen worden war, bildete sich ein stattlicher Zug. Ein kleiner alter Mann in der Bauerntracht unter Ludwig XV, auf einem Esel reitend und das Bild des heiligen Vincenz auf dem Rücken tragend, eröffnete denselben. Ihm folgten vier junge Männer zu Pferde, welche mit mächtigen Epheukränzen geschmückt waren und tapfer in die Trompeten stießen. Diesen schloß sich ein Wagen an der mit Epheuranken, Buchsbaum und Tannenzweigen geziert und mit einer Laube versehen war, in welcher Bacchus auf einer Tonne saß, neben ihm stand Silen und schenkte ihm ein. Auf dem Vordertheil des Wagens befanden sich außer dem Kutscher noch ein Sänger und ein als Richter gekleideter Mann welcher jedesmal, wenn der Zug Halt machte, eine auf das Fest bezügliche Rede hielt. Hinter diesen Dreien und jenseit der Tonne mit dem Bacchus saßen die Musikanten, fast ganz von den grünen Zweigen verdeckt.

Der Wagen ward von vier Pferden gezogen, neben und hinter demselben ritten gegen vierzig junge Männer, welche mit Epheu bekränzt waren, und welche statt des Säbels eine volle Flasche an der Seite hängen hatten.

Das Fest dauerte zwei Tage. Der Zug bewegte sich auch nach und durch Fontenay, Nogent, Vincennes und Rosny-sous bois; ein tüchtiges Zechgelage bildete den Schluß der Feier.

5. Spindeltnanz in Toulon.

Bei Gelegenheit einer Maskerade zum Besten der Armen fand in diesem Jahre in Toulon eine eigenthümliche Volkslustbarkeit statt, welche „der Tanz der Spindeln" genannt wird, und welche einen wahrhaft überraschenden Anblick gewährt.

Sobald es dunkel geworden ist, vereinigen sich 40 bis 50 junge Männer, welche eine weiße, an den Schultern, den Ellbogen und den Handwurzeln mit Bändern besetzte Blouse, ein weißes Beinkleid, einen Weiberkragen mit einem seidenen Halstuch, eine Schärpe um die Hüften und einen weißen, mit flatternden Bändern und Schleifen geschmückten runden Hut tragen, und ziehen unter dem Vortritt eines Tambourinschlägers und eines Harlekin singend und tanzend von Straße zu Straße. Jeder Tänzer ist mit einer sehr langen Spindel versehen, auf deren Spitze ein cylinderförmiger Behälter von farbigem Papier angebracht ist, in welchem sich eine brennende Kerze befindet. Der Führer des Zuges, welcher mit einer Bootsmannspfeife versehen ist, gibt das Signal zu den einzelnen Pas und Touren, zu Seiten- und Kreuzschritten, zu Märschen und Contremärschen.

Das wechselnde Spiel der sich unaufhörlich kreuzenden Lichter und die mannichfaltigen prächtigen Farben — denn jeder Tänzer trägt eine andere Farbennüance auf seiner Spindel — verleihen diesem Schauspiel einen ungemeinen Reiz. Da dieser „Spindeltanz" nur von Zeit zu Zeit stattfindet, so strömt stets eine ungeheure Volksmenge herbei, um die Lieder zu hören, deren Strophen die Spindelträger zwischen den Tänzen singen.

6. Die Vermiethungen der Dienstboten in der Nieder-Normandie.

An dem Sonntage, welcher dem 18ten Julius vorausgeht, finden in dem „Waldland" (bocage) der Normandie alljährlich die zahlreichen Vermiethungen der ländlichen Dienstboten statt, welche unter dem Schutz des heiligen Clarus stehen.

Die Herrschaften und Dienstboten versammeln sich gewöhnlich auf dem freien Platze des Dorfes. Diejenigen welche sich vermiethen wollen, stellen sich in mehrere Reihen auf, die männlichen Dienstboten auf einer, und die weiblichen auf der andern Seite. Die letztern tragen einen Strauß von Rosen und Lavendel in der Hand oder am Busentuch (bavrette); die Männer halten eine mit Blumen gezierte Peitsche und die jungen Bursche und Knaben eine gleichfalls mit Blumen geschmückte Gerte in der Hand. Fast alle Lebensalter sind in den Reihen dieser bescheidenen und wahren Arbeiter und Arbeiterinnen vertreten; das zarte Kind und der alte Graubart mit kahlem Kopf; das hübsche, jugendliche Mädchen mit blühendem Gesicht und die bejahrte Magd mit bleichen, eingefallenen runzeligen Wangen; die arme Wittwe in ihrem Trauermantel und ihr Söhnchen, welches von nun an jeden Tag im Schrank seines Herrn das Stück Brod finden wird das er so oft im Haus seiner Mutter vermißte; der lustige Müllerbursche, auf dessen Lippen sich irgend ein lustiges Liedchen schwebt, der alte Schäfer in malerischer Tracht, dessen traurige und verdrießliche Miene die langen, einsamen, in leerer Träumerei verbrachten Stunden verräth, unter denen sein Leben dahin schwindet, und der junge stattliche Bursche, welcher stolz darauf ist seinen Hirtenstab gegen die ehrenvolle Peitsche des Kleinknechts zu vertauschen.

Daß die Pächter und Pächterinnen die Miethcontracte nur nach vorgängiger, sorgfältiger Prüfung der Fähigkeiten und Kräfte ihrer künftigen Dienstboten abschließen, und daß die „Peitschen" und „Sträuße" einen möglichst hohen Lohn zu erringen suchen, ist leicht zu erachten, obwohl dieser im allgemeinen nach einem gewissen Tarif bezahlt zu werden pflegt.

Alterthümer in Nimes.

(Aus einer Mittheilung des Grafen v. U.)

Im Jahrgang des Auslands von 1852 in Nr. 244 haben wir des alten Orange gedacht und die Alterthümer aufgezählt, welche ſich daſelbſt finden. Noch wichtiger und bedeutender aber ſind die Monumente ſeiner Nachbarſtadt Nimes. Wir theilen darüber aus dem Tagebuch eines Augenzeugen folgendes mit: „Die vielen römiſchen Alterthümer, welche Nimes vor allen außer Italien gelegenen Städten auszeichnet, zogen hier vorzugsweiſe meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Düſter und ehrwürdig ragt vor allen das Amphitheater hervor, deſſen koloſſale Felsſtücke uns die Kräfte unbegreiflich erſcheinen laſſen, welche hier walteten, die ohne Mörtel und Kitt ſeit Jahrhunderten bloß durch eigene Schwere aufeinander ruhen. Ich durchſuchte die alten gewölbten Gänge, erſtieg die Treppen, die zu den Stufen führen, auf welchen nach genauer Berechnung 17,000 Zuſchauer ihre Plätze fanden. Großartig iſt der Anblick von der höchſten dieſer Stufen hinab in den weiten länglich runden Raum, den dieſes Rieſengebäude umſchließt. Dort, wo ſonſt Löwen und Tiger kämpften, wo Gladiatoren, wilder noch als dieſe, ihr eigenes und fremdes Leben dem augenblicklichen Beifall der gedankenloſen Menge freudig blutend opferten, dort trieben noch vor kurzer Zeit fünfzig Familien in kleinen ſchmutzigen Hütten ihren ärmlichen Haushalt, neben und unter den Trümmern einer gewaltigen Vorwelt. Im Ganzen ſteht das Amphitheater noch wohl erhalten da, obgleich durch muthwillige Zerſtörungsſucht und den Eigennutz der Bewohner von Nimes vieles daran ruinirt iſt, die ſich nicht ſchenten, Steine aus dieſen ehrwürdigen Mauern zu brechen, um ſich jämmerliche Hütten daraus zuſammenzuflicken. In neueſter Zeit jedoch iſt ſo viel möglich alles entfernt worden, was ſtörend auf dieſe Denkmäler römiſcher Größe einwirken könnte; ziemlich große Summen Geldes werden zur Erhaltung derſelben verwendet.

Es umfaßt einen ovalen ungefähr 400′ langen und 300′ breiten Raum. Vom Boden bis zur Attika hinauf iſt es gegen 60′ und 65′ hoch, aber wenigſtens 12′ ſeiner urſprünglichen Höhe wurden im Laufe der Jahrhunderte durch Schutt, Trümmer und das aus ihnen neu entſtandene Erdreich verſchüttet, was jetzt ſo ziemlich weggeräumt wird. Das Amphitheater iſt in unregelmäßigem dem doriſchen ſich nähernden Style erbaut; der ganze untere Steck deſſelben bildet einen großen Porticus, in welchem 60 hochgewölbte Bogen den Eingang zu den Sitzen gewähren. Das zweite Stockwerk beſteht aus einer gleichen Anzahl Bogenöffnungen, die mit den untern correſpondiren, mit einer auf den Erdgeſchoßpfeilern hinlaufenden toskaniſchen Säulenordnung. Die Attika, welche das Gebäude gleich einer maſſiven Krone ſchmückt, und weder Pilaſter noch Säulen noch Bogen noch andere Verzierungen hat, iſt eine Art Stockwerk, das kaum halb ſo hoch iſt als das mittlere Stockwerk. Innerhalb führt eine kleine Galerie, in Form eines halb abgeſchnittenen Gewölbes, die ihr Licht von der Arena her durch die oberſte Reihe der Ausgänge erhält, ebenfalls ringsherum ſo, daß im Ganzen fünf bedeckte Gänge ſich im innern Gebäude herumziehen. Aber auf der 4½′ breiten Attika kann man herumgehen, doch machen die hie und da losgebrochenen Steine große Lücken, die man überſpringen muß. Das Ganze hat vier Eingangsthore, durch die man in gerader Linie zur Arena hinabkommt; ſie haben nebſt ſieben Bogenöffnungen zu beiden Seiten ihre Richtung nach den zwei Hauptgegenden der Welt. Auf der Nordſeite, die nach der Stadt und dem Berge mit der Tour-Magne blickt, war ehemals der Haupteingang. Ueber demſelben, und dem Fronton gleichlaufend, ſind auf beiden Seiten Stierköpfe mit gebeugten Vorderfüßen angebracht geweſen, deren Spuren man noch ziemlich deutlich ſieht. Urſprünglich ſtiegen 32 Reihen Sitze über einander empor, jetzt kann man von oben herab höchſtens nur noch 17 zählen. An einigen Orten ſind nur noch 12, und ſelbſt nur noch 6 davon zu ſehen. Dieſe Sitze fand ich 2′ hoch, die Steinplatten 2½′ breit und 8 bis 12′ lang. Hinter jeder ſitzenden Perſon hatten alſo die höher ſitzenden noch einen bequemen Platz für ihre Füße. Auch war jeder einzelne Sitz durch noch hie und da bemerkbare Querſtriche bezeichnet, die jeder Perſon einen Raum von 15″ anwieſen. Da konnten die 32 Stufenreihen 17 bis 21,000 Zuſchauer faſſen. Hieraus kann man auch weiter auf die damalige Bevölkerung der Stadt ſchließen, die nach dem Grundſatze: daß nur ungefähr der vierte Theil der Einwohner an ſolchen öffentlichen Vergnügungen Antheil nehmen kann, etwa 70,000 Menſchen betragen haben mag. Heutzutage beläuft ſich ihre Bevölkerung kaum auf 38 bis 40,000 Seelen.

So lange Nimes im Beſitze der Römer blieb, diente es ohne Zweifel zu den gewöhnlichen Fechterſpielen und Thierkämpfen. Unter den Weſtgothen hörte dieſer Gebrauch gänzlich auf. Es wurde in eine Feſtung umgeſchaffen und diente den Gothen zur Vertheidigung gegen Chlodwig, den König der Franken. Unter den Weſtgothen wurden zwei kleine viereckige Thürme über dem öſtlichen Hauptthore auf die Attika geſetzt, eine Allongenperücke auf das Haupt des farneſiſchen Herkules, wie Mathiſſon ſagt; von demſelben iſt aber nichts mehr zu bemerken. Auch im innern Raume dieſer Arena ſind gothiſche Gebäude zu verſchiedenen Zeiten errichtet worden, die vorzüglich zur Verſtümmelung der römiſchen Anlagen beitrugen. Die Arkaden dienten den gothiſchen Soldaten zur Wohnung. Das innere Gebäude wurde entſtellt und von außen mit einem Vertheidigungsgraben umgeben. Man nannte es daher Castrum arenarum, die Einwohner nennen es noch le Château des Arènes. Der berüchtigte Rebelle Paulus, Proconſul des Gothenkönigs Wamba, warf ſich im Jahre 673 in dieſes ſogenannte Schloß, um ſich als Empörer gegen ſeinen aus Spanien herbeigeeilten rechtmäßigen Herrn zu vertheidigen, der ihn aber wieder daraus vertrieb und ſich die Stadt aufs neue unterwarf. Im J. 720 kam das Land unter die Herrſchaft der Saracenen; auch ihnen diente das Amphitheater zur Feſtung. Carl Martel ließ im J. 737 im Kriege gegen die Grafen von Burgund, denen damals die Provence gehörte, Feuer in dieſes Gebäude werfen. Noch ſieht man an einigen Stellen auf der Oſtſeite die Spuren der Flammen, die dieſe Felſenmaſſen ſchwärzten. Unter den Grafen von Nimes blieb es in dieſem Zuſtande. Die Ritter, die es zu bewachen hatten, hießen Milites castri arenarum, und wohnten darin. Etwa um dieſe Zeit wurde eine Pfarrkirche des h. Martins innerhalb des Amphitheaters erbaut, von welcher noch nicht lange Reſte von Säulen und Capitälern ausgegraben wurden. Die Grafen von Nimes und die Ritter des Caſtells übergaben es endlich im Jahre 1226 an Ludwig VIII, der eine Garniſon darein legte. Philipp der Kühne ließ den herumgezogenen Graben wieder

ausfüllen. Im Jahre 1391 unter Carl VI wurde endlich die Bemerkung gemacht, daß es als feſter Platz von geringer Haltbarkeit ſey; es wurde daher dicht davor hin, nahe beim Carmeliterthore ein feſtes Caſtell erbaut. Endlich kam Franz I im J. 1533 nach Nimes, bewunderte die römiſchen Alterthümer dieſer Stadt, und befahl die Wegräumung der in und außer demſelben angebauten elenden Häuſer; allein man reinigte nur ſeine Außenſeite. Kurz vor der Revolution hatte man den Plan, die Arena ganz aufzuräumen und in ihre Mitte die Bildſäule Ludwigs XVI zu ſetzen. Auch unter der republikaniſchen Regierung machte man Vorſchläge zur Aufräumung und Herſtellung dieſes ehrwürdigen Denkmals der Römer; allein weder die königlichen noch die republikaniſchen Decrete hatten Kraft genug, den Schutt ſo vieler Jahrhunderte wegzuräumen; Napoleons Befehle drangen beſſer durch.

„Ich hatte nur einige hundert Schritte zu gehen, um zu dem herrlichen, in korinthiſchem Style erbauten antiken Tempel, genannt „Maiſon Carrée", zu gelangen, geweiht den Söhnen Auguſtus. Beſſer erhalten in all ſeinen Theilen iſt vielleicht kein Denkmal antiker Baukunſt, als dieſer gar nicht große Tempel; man vergißt bei ſeinem Anblick ganz der vielen Jahrhunderte zu gedenken, die ſchonend an ſeiner Schönheit vorübergingen. Es iſt ein reizendes Ganzes, man kann nichts ſchöneres ſehen als dieſe korinthiſchen Säulen, nichts zarteres und geſchmackvoller gearbeitetes, als die Verzierungen der Capitäler und das in zierlichen Windungen hinlaufende Laubwerk des Frieſes. Die Grundfläche und der Seckel, worauf das Gebäude ruht, bildet ein längliches Viereck; auch der Tempel ſelbſt iſt ein Parallelogramm, daher man ihn Maiſon Carrée nennt; er iſt 85′ lang und 42′ breit. Die ſchmale Vorderſeite iſt, wie gewöhnlich bei allen Tempeln der Alten, gegen Morgen gerichtet, und hat ſechs freiſtehende korinthiſche Säulen in der Fronte, vor der Vorhalle und zwei auf jeder Seite derſelben; dann ſcheinen noch auf jeder langen Seite acht Säulen halb in der Mauer zu ſtecken. An der hintern ſchmalen Seite erſcheinen dann zwiſchen den zwei ſchon gezählten Eckſäulen noch vier Säulen auch nur zur Hälfte. An der ſchönen Vorderfaçade bewundert man vorzüglich das glückliche Verhältniß, welches zwiſchen der Maſſe und ihren Theilen, zwiſchen Licht und Schatten und in der Anordnung der reichen Verzierungen herrſcht. Die Höhe der dreißig jcannelirten korinthiſchen Säulen beträgt 28′, ihr Durchmeſſer 2′ 9″. Die Schärfe der Umriſſe hat ſich nur an wenigen Stellen verloren. Zur Vorhalle ſteigt man auf einer in das Sockelgemäuer eingehauenen leichten Treppe von 20 Stufen empor; dieſelbe mit ihren hervorſtehenden Poſtamenten iſt modern, und wurde wohl bei der unter Ludwig XIV im Jahre 1739 vorgenommenen Reſtauration angeſetzt. Die Tempelthüre iſt 22′ hoch und 10′ breit; nur durch ſie fällt das Licht in das Innere; durch dieſes entſtand das myſteriöſe Helldunkel, welches durch die Wirkung des rauchenden Opferaltars und durch den düſtern Lampenſchein im Tempel noch erhöht wurde. Nachdem dieſer ſchöne Tempel mit dem Zerfalle des römiſchen Reichs den zerſtörenden Händen der Barbaren ausgeſetzt geweſen war, und die Periode des eigentlichen Vandalismus noch glücklich genug überſtanden hatte, wurde er im kunſtzerſtörenden Mittelalter zu einem Stadthaus umgewandelt. Zu dieſem Behufe mußte ein Kamin angebracht werden; Kreuzſtöcke wurden in die antike Mauer eröffnet. Man erneuerte die Vorhalle und trug die antike Treppe ab. Ein Privatmann, dem das Gebäude in der Folge tauſchweis überlaſſen wurde, ließ ein kleines Wohnhäuschen dicht daran bauen. Später wurde eine einfache Stallung fürs liebe Vieh daraus gemacht. Endlich kam es im J. 1670 in die Hände der Auguſtinermönche. Der Miniſter Colbert ertheilte ihnen nämlich die Erlaubniß, dieſen Heidentempel in eine chriſtliche Kirche umzuwandeln, doch mit der Bedingung, das antike Gebäude in ſeiner urſprünglichen Form ſorgfältig wieder herzuſtellen und für die Zukunft darin zu unterhalten, wozu er ihnen die nöthigen Gelder vorſchießen ließ. Jetzt iſt nun das Muſeum darin und enthält ſchöne und bedeutende Antiquitäten, unter denen ſich beſonders ein römiſcher Altar auszeichnet. Derart Denkmäler werden nicht ſelten in und um Nimes gefunden; ſo fand man eben als ich vorbeiging bei Wegräumung von Schutt beim neuen Hôtel de Juſtice einen römiſchen Grabſtein mit gut erhaltener Inſchrift."

„Im Garten de la Fontaine — mit dem die Einwohner von Nimes ſich nicht wenig wiſſen — iſt ein halb verfallener antiker Tempel, der jene moderne Schnörkel nur um ſo widerwärtiger erſcheinen läßt. Das Volk nennt ihn den Dianentempel, doch erhellt aus deſſen ganzer innerer Einrichtung, daß es ein mehreren Göttern geweihtes Pantheon war. Die Außenſeite dieſes Tempels iſt ſehr zerſtört; abgebrochene Säulen, zertrümmerte Statuen und Basreliefs ſtehen und liegen in trauriger Vernichtung umher. Auch im Innern iſt wenig Ganzes mehr zu ſehen, doch dieſe Trümmer erſtehen aus dem Staube wieder, wenn man ſie mit Ernſt betrachtet. Mehr als die Hälfte der gewölbten Decke liegt zwar zertrümmert im Staube, doch wunderſchöne Roſetten und andere höchſt elegante Ornamente von der feinſten Bildhauerarbeit ſchmücken den noch wohl erhaltenen Theil desſelben. Sechzehn herrliche Säulen trugen das Gewölbe, ein zierlich gearbeiteter Fries lief über ſie hin; nur vier dieſer Säulen ſtehen dem Eingang gegenüber, noch wohlerhalten vor der Niſche, welche dem Bilde der vornehmſten Gottheit dieſes Tempels zum Standorte diente. Ein dunkler gewölbter Gang umgibt das Innere des Tempels. Der Fußboden des letztern war Moſaik, wildes Geſträuch wuchert jetzt darauf, und ein ziemlich großer Feigenbaum beſchattet die vielen in wilder Verworrenheit umherliegenden Trümmer. Von da erblickt man auch die pittoreske Ruine eines uralten Thurmes auf einem gegenüber liegenden hohen Berge. Das Volk nennt ihn la Tour-Magne, hält ihn für das Grabmal alter Könige, die vor grauen Zeiten hier geherrſcht haben ſollen; aber der Augenſchein lehrt, daß er von den Römern im doriſchen Styl erbaut ward. Aus den Trümmern iſt es ſichtbar, daß er ſich in Pyramidenform zu einer beträchtlichen Höhe erhob; er iſt zu verfallen, um noch als Werk der Baukunſt Eindruck zu machen. Der eigentliche achtſeitige Thurm ſteht auf einer Terraſſe von ebenfalls acht Seiten und von einem Umfange von 240′. Die Höhe des Thurmes beträgt noch 19½ Toiſen oder 117′. In dem Unterſatze fand ich auf der Weſtſeite ein großes Loch und kam durch daſſelbe in ein Gewölbe, das wohl 50′ bis 60′ breit und eben ſo hoch ſeyn mochte. Auf der Südſeite läuft ein gewaltiger Riß durch den ganzen Thurm herab. Der Körper des Gebäudes beſteht aus rohen Bruchſteinen. Von der Ueberkleidung mit Quadern ſind nur noch zerſtreute Stellen übrig. Es ſcheint, daß die erſte Beſchädigung dieſes

Monumentes ſich aus der Zeit Karl Martels aus dem J. 737 herſchreibe; er wollte es wohl zerſtört haben, um es den Saracenen unmöglich zu machen, ſich darin zu befeſtigen, es wurde nachher wieder hergeſtellt und ein Fort daraus gemacht. Dieſer Thurm diente unter Karl V und VI zur Vertheidigung gegen die Engländer. Man ſetzte eine Wache hieher, welche die Annäherung dem Feinde anzeigen mußte. Der Herzog von Rohan fügte zu ſeiner Befeſtigung noch einige Verſchanzungen bei, die aber im Jahre 1629 demolirt wurden."

Reiſe durch die Wüſte Atacama.

(Mitgetheilt von Dr. Philippi in St. Jago.)

„Im Oktober v. Js. bekam ich von der Regierung den Auftrag, die Wüſte Atacama zu unterſuchen, d. h. den Landſtrich, der ſich zwiſchen den Städten Copiapo und Atacama, richtiger S. Pedro de Atacama erſtreckt; Herr W. Döll, Geometer, wurde mir als Gehülfe beigegeben, und beſonders mit dem Entwurf einer Karte der Wüſte beauftragt, und ein kleines Kriegsſchiff, die Goelette „Janequeo", zu meiner Verfügung geſtellt, um die Küſte bis Meſillones verfolgen zu können. Am 22 Novbr. ſchiffte ich mich auf derſelben in Valparaiſo ein, nachdem ich die nöthigen Lebensmittel, Inſtrumente, ꝛc. zur Reiſe angeſchafft, in Geſellſchafft des genannten Herrn Döll und zweier Diener aus Santiago, welche mir Herr Dr. Segett verſchafft hatte. Den 30 Nov. warfen wir die Anker vor Caldera, einem lebhaften Hafenplatz, den die Eiſenbahn zwiſchen dem Hafen und Copiapo binnen wenigen Jahren hervorgezaubert hat, in einer vollkommenen Wüſte, wo nicht einmal ein Trinkwaſſer exiſtirt. In drei Stunden legt man auf der Eiſenbahn die 18 Leguas bis Copiapo zurück, wohin ich mich begab, um genauere Erkundigungen über die Wüſte einzuziehen, und mit dem Intendanten der Provinz über verſchiedene Dinge Rückſprache zu nehmen. Hier gewann ich einen weitern Reiſegefährten in der Perſon des D. Diego de Almeida, eines 77jährigen aber noch höchſt rüſtigen Mannes, der in frühern Jahren an mehreren Punkten der Küſte Kupferminen bearbeitet, vor wenigen Monaten erſt in der Encantada, einem Thal der Wüſte 50 bis 80 Leguas im Norden von Copiapo, nach Erzen geſucht hatte, und auch ein Mal, freilich vor 23 Jahren, den ganzen Weg bis Atacama zurückgelegt hatte. Den 7 Sept. waren wir ſo weit, daß wir die Reiſe von Caldera wieder fortſetzen konnten; wir lichteten die Anker, und in Folge eines günſtigen Windes waren wir bereits den folgenden Tag in der kleinen Bucht vor Chañaral de las Animas 26° 20' S. (nicht mit einem andern Hafen Chañaral zu verwechſeln, der unter dem 29ſten Grad S. Breite liegt). Hier begannen meine Unterſuchungen. Der Ort beſteht aus etlichen 20 Häuſern, von denen eins von Stein, die andern bloße Bretterbuden ſind, und verdankt ſeine Exiſtenz den Kupferminen von las Animas und Salado, deren Erze hier eingeſchifft werden. Eine halbe Stunde nördlich von den Häuſern öffnet ſich das breite lange Thal des Rio Salado, der ſich in der Richtung von W. nach S. wohl 30 Leguas weit erſtreckt, aus einer ungeheuren Maſſe Schutt und Geröll beſteht und die deutlichſten Spuren von der mächtigen Wirkung der Waſſerfluthen zeigt, ungeachtet kaum alle 10 bis 30 Jahre ein Mal Waſſer in demſelben fließt, und dann auch nur auf wenige Stunden. Die Gruben von las Animas liegen an einem Seitenthal des Salado in OSO. Richtung, etwa 6 Leguas von Chañaral, ſo daß es leicht geweſen iſt, einen Fahrweg bis in die Nähe derſelben herzuſtellen. Es ſind jetzt 21 Gruben in Arbeit, und jeden Augenblick werden neue Erzadern aufgefunden. Von las Animas ging ich nach Salado, einem einzelnen Haus, wo der Adminiſtrator der gleichnamigen Minen wohnt, von denen jedoch nur Eine augenblicklich bearbeitet wird, und kehrte von dort nach Chañaral zurück. Die Erze ſind vorherſchend Malachit, etwas Kieſelkupfer und allenfalls Kupferkies; es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß in größern Teufen die Schwefelverbindungen des Kupfers häufiger oder ausſchließlich auftreten werden; aus einer Grube bekam ich eine ſchöne Stufe Atacamit. Dieſe Lokalitäten liegen ſchon alle in vollkommener Wüſte, in einem niedrigen Gebirge, das vorherſchend von Thonporphyr gebildet wird. In einigen Schluchten hat man Brunnen graben können, die aber ſämmtlich ein brackiſches Waſſer und in unbedeutender Menge geben; in Chañaral ſelbſt bedient man ſich zum Trinken des deſtillirten Seewaſſers, und zwei große Deſtillationsapparate ſind der erſte Gegenſtand, der die Augen frappirt, wenn man ans Land ſteigt. Der Teig zum Brode wird an der Küſte ſtets mit Seewaſſer gemacht, was gewiß nur eine ſeine Zunge dem Brod anſchmeckt. Die Vegetation iſt ſehr unbedeutend, und namentlich durchaus nicht genügend, um die Maulthiere und Eſel zu ernähren, die nöthig ſind, um Lebensmittel und Trinkwaſſer nach den Gruben, oder Erze nach dem Hafen zu ſchaffen. Die Thiere müſſen daher großentheils mit Gerſte gefüttert werden, die von Valparaiſo kommt.

Der Adminiſtrator der Herrn Waddington gehörigen Gruben, dem ich empfohlen war, verſah uns mit Maulthieren bis Paposo, und ſo verließen wir den 12ten das traurige Chañaral. Wir folgten eine Zeitlang der Küſte, bogen dann in ein groſſes Flußthal, das ſich bei San de Azucar mündet, ebenfalls eine trockne Fiumara, wie man in Italien ſagen würde, und gelangten den Abend in ein romantiſches von Norden herkommendes

Seitenthal, wo etwas Waſſer quillt, von einer Steinmauer, einer ſ. g. Pirca, eingefaßt, um nach wenigen Schritten wieder zu verſiegen. Dieſes Waſſer heißt Cahinal de la coſta und liegt 12 Leguas von Chanaral. Hier fanden wir Weiber beſchäftigt, die Wäſche aus Chanaral zu waſchen, denn in geringer Entfernung iſt kein ſüßes Waſſer anzutreffen. Hier findet ſich eine ziemlich reiche Vegetation, und ich ſammelte hier manche intereſſante für die chileniſche Flora neue, und z. Th. noch unbeſchriebene Pflanzen. Der Weg ſteigt bald auf eine Hochebene, 2000 Fuß über der See, der Boden iſt anfangs mit tauſenden Echinocactus bedeckt, zwiſchen denen kaum hie und da das eine oder andere Pflänzchen zu ſehen iſt, aber bald darauf iſt man in der dürrſten, vollkommen vegetationsleeren Kies- und Steinwüſte. Die zweite Nacht hatten wir kein Waſſer und kein Futter für die Thiere. Gegen Mittag ſenkte ſich der Weg in ein trockenes Flußbett hinab, das bei Tartal mündet 25° 22′ S Breite, wir folgten demſelben längere Zeit und ſtiegen dann nach N. hinauf, wo am Abhang eines circa 3500 Fuß hohen Berges eine kleine Quelle oder vielmehr Brunnen liegt 1000 Fuß über dem Meeresſpiegel die ſog. Aqua del Clerigo. Hier exiſtirt noch ein Birnbaum, der einzige von mehreren Obſtbäumen, die hier früher angepflanzt waren, aber von Ziegen und Eſeln vertilgt ſind, und in der Nähe wohnten mehrere Changas Indianerinnen, die hier ihre Ziegenheerden weideten und uns freundlich mit Milch und Eiern verſahen. Wir raſteten hier zwei Tage, ich ſetzte mich mit dem Schiff in Verbindung, brachte die Sammlungen an Bord, und entnahm friſchen Proviant. Dann ging es weiter nach Papoſo. Der Weg führt alsbald ans Meeresufer, und folgt demſelben fortwährend, bald unmittelbar am Strand, bald zwiſchen einem Labyrinth von Klippen, bald an ſteilen Schuttabhängen, daß der Kopf ſchwindelt, wenn man in die jähe Tiefe hinabſchaut, wo die Wogen brauſen, und bedenkt, daß ein Fehltritt des Maulthieres Thier und Reiter im Ocean begräbt. Darum heißt eine Stelle auch der Malpaſo. Wir übernachteten beim Quell Eſtancia vieja, wo eine ganze Gruppe von Birnbäumen, vermiſcht mit ein Paar Feigen und einem Algarrobo (Prosopis Siliquastrum) das Auge erfreut, und waren den andern Mittag im Papoſo 25° S. B.

Papoſo iſt kein Ort; es iſt ein einzelnes Gehöfte, wo der Pächter der Hacienda Papoſo wohnt, welche jetzt der Familie Gallo gehört, und ſich an der Küſte in einer Länge von 12 deutſchen Meilen erſtreckt. Sie beſteht aus etwa 80 Stück Rindvieh und einer ziemlichen Menge Pferde, Eſel und Maulthiere, die in der Regel an den Abhängen und Schluchten der Küſtencordillere reichlich Futter finden. Der gegenwärtige Pächter bearbeitet Kupferminen in las Animas und verwendet ſeine Maulthiere zum Transport der Erze. Es war uns daher erſt nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen möglich, ein paar Maulthiere zur Weiterreiſe bis el Cobre zu erhalten, einem Ort an der Küſte, wo ſeit fünf Monaten ein Bergbau auf Kupfer von Herrn Joſé Antonio Moreno aus Coquimbo angelegt war. Die faſt üppig zu nennende Vegetation Papoſo's hört nach und nach auf; bei unſerm Nachtquartier Chagual del Jote gab es kein Waſſer und keine Spur eines Gewächſes, bevor wir die Höhe von circa 500 Fuß erſtiegen hatten, wo Cactus und Pourretia wuchſen, Pflanzen aus der Familie der Braneliaceen, im Wuchs der Aloe oder Agaven ähnlich, deren faſtige Blätter trotz ihrer Stacheln den Maulthieren zur Nahrung dienen müſſen. El Cobre liegt unter dem 24° 15′ S. Breite, die Indianer haben hier ſchon Kupfer gegraben, die Gruben aber, wie es ſcheint, mit Eroberung des Landes durch die Spanier verlaſſen. Es ſind eine Menge Erzadern vorhanden, in der geringen Entfernung von höchſtens 1 bis 2 Leguas von der Küſte; ſie ſind dabei ſehr reich, indem die Erze 30 bis 40 Procent Kupfer und darüber enthalten, aber die Schwierigkeiten der Bearbeitung in ſo bedeutender Entfernung von bewohnten Orten ſind auch ſehr groß. Hier iſt kein Waſſer; 10 Leguas ſüdlich, in der Schlucht Botijas hat Hr. Moreno einen Brunnen graben laſſen, einen Mann mit einer Heerde Eſel hingeſetzt, der alle Tage das Waſſer, was ſich anſammelt, zum Ufer ſchaffen muß, täglich 16 Eſelladungen; von hier holt ein Boot wöchentlich zweimal das Waſſer nach Cobra, und Eſel müſſen es wieder vom Ufer nach den Gruben ſchleppen. Futter für die Laſtthiere und Lebensmittel für die Menſchen müſſen zur See herbeigeführt werden, und ein wohl aſſortirter Laden gehalten werden, damit die Grubenarbeiter alle Bedürfniſſe befriedigen können, ſonſt gehen ſie von der Arbeit. Ein tüchtiger Bergmann kann täglich eine ſpaniſchen Thaler und mehr verdienen und läßt ihn auch darauf gehen, ſo iſt es z. B. nichts Seltenes, daß er täglich ein Pfund Zucker verbraucht!

Der Weg von el Cobra nach Cobija längs der Küſte wird immer trauriger, die Vegetation hört ganz auf, Waſſerplätze ſind ſelten und ſchwer zu finden, und allgemein wurde mir abgerathen, dieſe Reiſe zu machen. Erſt wenige Wochen früher hatten ein paar Deſerteure von Cobija aus dieſen Weg genommen, um nach Copiapo zu kommen, von denen der eine dem Durſt und den Strapazen erlegen war, während ſein Camerad auch in einem dem Tode nahen Zuſtande in el Cobre angelangt war. Nichts deſto weniger wollte Herr Döll wenigſtens bis zum nächſten Waſſerplatz Agua buena vordringen, kam aber am dritten Tage höchſt erſchöpft wieder zurück, indem er das Waſſer nicht hatte finden können, und wegen Ermüdung der Maulthiere den größten Theil des Rückweges genöthigt geweſen war zu Fuß zurückzulegen.

Unter dieſen Umſtänden zog ich es vor, den Weg zu Schiff fortzuſetzen. Ich bemerke, daß die ſonſt treffliche Karte von Fitzroy hier einige kleine Irrthümer zeigt. Der Ort, den er Punta Jaro und Monte Jaron nennt, heißt Cerro grande oder Monte Jorje und die kleine Bucht dabei Bolſin; die große Bucht im Norden die auf ſeiner Karte Batria Moreno heißt, führt den Namen la Chimba, und anſtatt der Halbinſel Bolſin exiſtirt an der Stelle eine wirkliche Inſel Isla blanca, mit einem vortrefflichen Ankerplatz. Auf dieſer Inſel findet ſich Guano, aber von keiner beſondern Beſchaffenheit. In der Bai von Mejillones feierten wir den Beginn des neuen Jahres. Ein traurigerer Ort läßt ſich kaum denken; die Bucht iſt durchaus ohne Waſſer, und ohne die geringſte Spur von Vegetation. Ich ſtieg den 2400 Fuß hohen Morro de Mejillones herauf. Erſt der höchſte kegelförmige Gipfel, der ſich etwa 400 Fuß über den breiten Rücken erhebt, trägt eine ſpärliche Vegetation: Cactus, ich glaube Cereus peruvianus, ein Solanum, Frankenia, Dinemandra, eine Alſtromeria. Weiter abwärts liegen tauſende von leeren Schnecken (Bulimus). Wovon leben dieſe Geſchöpfe? und wo ſind die lebenden Thiere? Ich kann mir dieſe Thatſache nur erklären, indem ich annehme, daß ſie ſich in der dürren Jahreszeit tief unter die Erde verkriechen, und erſt mit den winterlichen Regen und Nebeln hervorkommen, die wahrſcheinlich auch eine Vegetation einjähriger Pflanzen hervorrufen, von denen aber jetzt, Ende December, auch nicht die geringſte Spur zu ſehen war. Wir fanden an dieſem traurigen Orte Leute beſchäftigt, Guano für ein Handlungshaus in Valparaiſo zu ſammeln. Ich bemerke, daß die meiſten Kar-

ten die Gränzen zwiſchen Chile und Bolivia an der Küſte falſch angeben. An der Küſte reicht Chile bis zum 30°, im Innern ſind gar keine Gränzen zwiſchen Chile, Bolivia und Buenos Ayres gezogen, da iſt alles Wüſte und keine Kettengebirge, keine Waſſerſcheide, nichts vorhanden, das als natürliche Gränze dienen könnte. Von Mejillones kehrte ich zu Schiff nach dem Buſen von Tartal oder Taltal, auch wohl Juncal genannt, zurück; ſchiffte dort allen Mundvorrath, und was ſonſt für die weitere Reiſe nöthig war, aus, und ſendete das Schiff nach Valparaiſo zurück. Unſer gutes Glück hatte es gewollt, daß wir in Papoſo ein paar Indier aus Atacama getroffen hatten, die mit ihren Maulthieren dorthin gekommen waren, um trockene Fiſche und Seethiere gegen Coca und Mehl von den Changos (Küſtenindianern) einzutauſchen, da die Blokade des Hafens von Cobija durch die Peruaner ihnen nicht erlaubt hatte, ihre Maulthiere zu dem Transport der Waaren von dieſem Hafen nach dem Innern (hauptſächlich nach der argentiniſchen Provinz Salta) zu verwenden. Da ſich aber faſt ſämmtliche Fiſcher in Bergleute verwandelt haben, und in den Minen von las Animas und el Cobre arbeiten, ſo hatten ſie nur wenig Fiſche erhandeln können, und konnten nur Maulthiere vermiethen. Ohne dieſen Umſtand weiß ich nicht, wie ich hätte nach Atacama kommen ſollen. Doch bevor ich die Reiſe quer durch die Wüſte ſchildere, ſey es mir erlaubt, ein paar allgemeine Bemerkungen über die Bildung der Küſte zu machen.

Die ganze Küſte von las Animas bis Cobija wird von einer zuſammenhängenden Bergkette gebildet, deren mittlere Erhebung wenigſtens 2000 Fuß beträgt, und hinter welcher im Oſten ſich eine Hochebene befindet, die allmählig nach dem Innern aufſteigt. Einzelne Gipfel der Küſtencordilleren erheben ſich bis 3000 und 4000 Fuß. Dieſes Randgebirge fällt ſteil gegen die See ab, nirgends liegt eine Ebene vor, ſelten ein ſchmaler ſandiger Strand. Der Vorſprung von Mejillones wird durch einen parallelen Gebirgszug, der ſich ebenfalls bis 4000′ erhebt, gebildet, und iſt mit dem Feſtland durch eine niedrige Sandebene verbunden; er wäre eine Inſel, wenn das Meer auch nur 100′ ſtiege. Der Abhang des Küſtengebirges iſt theils von ungeheuren Schuttmaſſen gebildet, theils felſig, das Geſtein iſt größtentheils Syenit und Porphyr, es kommen aber auch ſchwärzliche Geſteine vor, welche ein ſehr auffallendes Anſehen haben, ſo daß ein erlauchter Reiſender ein ſolches im Bahnhof von Caldera anſtehendes Geſtein für Lava gehalten hat. Drei Querthäler, die von O. nach W. laufen, durchbrechen die Küſtencordillere: 1) das des Salado, in welches die Thäler von Salado, Paſto cerrado, Chañaral bajo münden, 2) das von Pan de azucar, in welchem die Schluchten (quebradas) von Juncal, Encantada, Dña Ines ſich vereinigen, 3) das von Tartal, in welches die Thäler von Chaco, Vaquillas, Sandon münden. Im Norden exiſtiren keine breiten, tief eingeſchnittenen Thäler mehr, namentlich exiſtirt kein ſolches bei Papoſo.

Der Strand iſt im allgemeinen ſehr bösartig, muy brava. Es gibt wenige Buchten und Landungsplätze, und die Fiſcher können ihrem mühſeligen Gewerbe nur obliegen, indem ſie ſich ſtatt der Nachen einer ſ. g. Balsa bedienen, d. i. eines doppelten von Seehundsfellen gebildeten Schlauches. Dem erwähnten Umſtand iſt es auch wohl zuzuſchreiben, daß man eine ſo große Menge von Wallfiſchknochen am Ufer findet. Das ganze Gebirge führt Kupfer, nicht bloß bei las Animas, auch bei Hueſo parado oder Tartal, bei Papoſo zwiſchen dieſem Ort und Cobre, und im Norden zwiſchen Cobre und Cobeja ſind überall Spuren von Kupfer und Gruben zu finden. An manchen Stellen hat ſich jedoch das Kupfer nicht in die Teufe ſor geſetzt. An mehreren Orten iſt auch Gold gefunden; ich ſah in grünem Malachit von el Cobre Goldkörner wie eine Erbſe oder Linſe groß, und vom Monte Jorje hat ein gewiſſer Naranjo reiche Goldſtufen gebracht. Man kennt aber die Stelle nicht, wo er das Gold gefunden hat, da er verunglückt iſt, als er ſich in Coquimbo eingeſchifft hat, um die Mine ordentlich zu bearbeiten. Silber findet ſich in den Küſtencordilleren nicht, ſondern erſt etwa 15 Leguas im Innern an mehreren Stellen, gerade in dem Theil der Wüſte, der am ärmſten am Waſſer, Walde und Buſchwerk iſt. Ein Franzoſe will Platina gefunden haben, ich konnte aber nichts näheres darüber in Erfahrung bringen. Die verhältnißmäßig reiche Vegetation, welche ſich an der Küſte zwiſchen Cachinal und Miguel Diaz, zwiſchen 26° und 24½° S. Breite zeigt, iſt eine ſehr auffallende Erſcheinung; am Fuß des Meeres findet man nur Cactus; zahlreiche Nolanaceen, oft ſtrauchartig, Tetragonia, Malvaceen ꝛc.; je höher man ſteigt, deſto reicher wird die Vegetation; hier iſt Ledocarpum pedunculare, häufig ein Strauch mit ſchönen großen gelben Blumen; eine ſtrauchartige Euphorbia mit goldicken Stämmen, Lechera genannt, auf welcher häufig eine Tillondsia mit ſilbergrauen Blättern wächst; die Monttea chilenſis, Urillo genannt; eine ſtrauchartige Salvia mit ſcharlachrothen Blüthen; ein Croton; die ſtrauchartige 6 Fuß hohe Oxalis gigantea, die ſchon bei Coquimbo vorkommt; und dazwiſchen Gräſer, Klee, Wicken, ein neues Hypericum, ein Linum, ein Narciſſus; Alſtrömeria, Amaryllis; Conanthera, eine blaue Liliacee, deren Zwiebeln oder Knollen unter dem Namen Papitas del Campo gegeſſen werden; mehrere Arten Heliotropium, alle ſtrauchartig und gutes Brennmaterial gebend; ſchwarzer Senf, 6 Fuß hoch, ſo daß ſein Stroh zum Dachdecken dient; Cereus peruvianus, Pourretia, zahlreiche Cristaria, Oxalis, Solanum, Verbena, Senecio ſind die vorzüglichſten Pflanzen. Steigt man noch höher, ſo nimmt die Vegetation wieder ab, und mit 1700′ (pariſer) iſt alles todt und die vollkommenſte pflanzenloſe Wüſte da. Die pflanzenreiche Zone zwiſchen 750 und 1500 Fuß iſt genau dieſelbe, wo den größten Theil des Jahres hindurch die Wolken und Nebel ſchweben, denen das ſteile Gebirge nicht erlaubt weiter nach Oſten zu gehen; von Papoſo wird freilich mit einiger Uebertreibung geſagt, daß man dort in neun Monaten die Sonne nicht zu ſehen bekomme; Januar, Februar und März ſind die heiteren Monate. Dieſer Umſtand erklärt freilich zur Genüge die reiche Vegetation, allein warum halten ſich die Wolken nur in der angegebenen Gegend? warum findet dieſelbe Erſcheinung nicht auch weiter im Norden ſtatt? Im Süden von Pan de Azucar kann freilich kein ähnliches Phänomen ſich zeigen, weil das Küſtengebirge hier niedriger und vielfach zerriſſen iſt, alſo die Wolken nicht aufhalten kann. Sonderbar iſt es, daß man auf dem Wege von Caldera nach Copiapo weit landeinwärts und in bedeutender Höhe über dem gegenwärtigen Meeresſpiegel mächtige Lager von Conchylien findet, die mit den noch jetzt im nahen Meere lebenden identiſch ſind. Dieſelbe Erſcheinung habe ich an vielen Punkten der Küſte beobachtet, beſonders ſchön beim Hinaufſteigen zum Waſſer von Miguel Diaz, wo die Muſcheln ſich in 270 Fuß Höhe über dem Meeresſpiegel fanden. Eine Menge Felſen zeigen auch ganz deutlich die Beweiſe der gewaltigen Einwirkung der Wogen, die ſie vor Jahrtauſenden gepeitſcht haben. Daß in ganz neuen hiſtoriſchen Zeiten Hebungen ſtattgefunden haben, dafür habe ich keine Thatſachen gefunden.

Die einheimiſchen Bewohner der Küſte von Huaſco bis Cobeja heißen Changos. Die Männer leben eigentlich vom

Fischfang, die Weiber vom Ertrag ihrer Ziegenheerden. Diese Lebensweise macht es nothwendig, daß sie häufig ihre Wohnplätze verändern, je nachdem der Fischfang in dieser oder jener Bucht ergiebig ist, oder die Waide verdorrt oder aufsprießt. Aus diesen Gründen leben auch die Männer und Weiber öfter getrennt, ja man hat mich versichert, daß die Ehen unter diesem Völkchen selten wären, und daß namentlich die Weiber es vorzögen als friedliche Amazonen zu leben. Die Hütten dieser Leute sind das erbärmlichste, was man sich denken kann: über ein Gerippe von Wallfischrippen und Cactusstämmen werden Felle, Stücke Segeltuch, Lumpen und Seegras geworfen, und das Haus ist fertig. Diese Leute müssen weniger Verkehr mit den Spaniern gehabt haben, als andere Ureinwohner von Chile, und dennoch fand ich zu meinem großen Erstaunen, daß sie alle spanisch sprechen, und ihre einheimische Sprache längst vergessen haben. Sie haben auch in ihrer Tracht nichts eigenthümliches, sondern sind ganz gekleidet, wie die ärmeren Klassen im übrigen Chile, die Weiber in Kattun, mit Umschlagetüchern von Bayeta ꝛc. Dieses Volk und namentlich die Weiber zeigen eine natürliche Anmuth und Feinheit im Benehmen, die von vielen „fein erzogenen" Deutschen nicht erreicht wird, dafür erwarten sie natürlich, daß man sie mit gleicher Höflichkeit behandelt, und u. a. ein jedes Frauenzimmer, wenn es auch noch so zerlumpt oder häßlich ist, mit Sennorita, Fräulein, tractirt. Nie werde ich vergessen, welchen freundlichen Eindruck das Benehmen von ein paar solchen Indianerinnen, der Santos und Martina, auf mich gemacht hat. Ich war auf dem Schiff gewesen, das in der Bucht von Tartal vor Anker lag, und stieg schwer beladen mit Botanisirbüchse, Jagdtasche u. s. w. den steilen Pfad nach meinem Lager bei Agua del Clerigo hinauf, gerade in der Mittagshitze. Als ich an den Hütten vorbeikam, standen die beiden davor. Ich grüßte und sprach: Schönen guten Tag, Fräulein, wie geht es Ihnen? Die Antwort war: „Ihnen aufzuwarten, Herr. Ach Gott, was Sie heiß sind und schwitzen. Ja wer wird auch in der gräßlichen Mittagshitze den Berg hinaufsteigen. Wollen Sie nicht eintreten, und ein wenig ausruhen?" Dieß freundliche Anerbieten lehnte ich nun ab, aus Furcht, in der Hütte noch mehr Hitze und eine Menge Flöhe zu finden, allein ich bat um einen Trunk Wasser. Sogleich wurde von der einen der enorme Magen des großen Seehundes, der als Wasserbehälter dient, aufgebunden, und mir ein Ochsenhorn voll Wasser gereicht, und bald darauf erschien die andere und bat mich, doch eine Flasche voll Milch mitzunehmen. Ich glaube solche Artigkeit und Aufmerksamkeit wird man nicht häufig in Deutschland finden. Manchmal geht sie freilich bei diesen Leuten ins Lächerliche. Ein Fischer ermangelte nie, wenn er uns von seinen Eseln oder Heerden sprach, hinzuzusetzen: „mit Erlaubniß der Herrn, mein Esel ist ein sehr starkes Thier."

Es gibt Zeiten, wo die Existenz dieser armen Leute sehr gefährdet ist. Wenn das Meer im Winter während längerer Zeit stürmisch ist, so daß sie sich nicht getrauen dürfen zu fischen, bleibt ihnen kein anderes Hülfsmittel als die Guanacos zu jagen, die um diese Zeit durch die Kälte und den Schnee von den Hochebenen vertrieben werden und bis zur Küste hinabsteigen, wo die Winterregen, wie es scheint, eine ziemlich starke, wenn auch schnell vergängliche Vegetation hervorrufen. Wenn der Sommer sehr dürre ist, müssen die Weiber Feuer um die Echinocactus und und Bourretia machen, damit die Dorne verbrennen und die Ziegen und Esel nunmehr diese saftigen Gewächse fressen können, und dennoch verschmachten in manchen Jahren viele dieser Thiere. Die Lage dieses Völkchens hat sehr gewechselt. Am Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts, wo der Centner getrockneter Fische in Lima 60 und in Valparaiso 40 spanische Thaler kostete, muß ihnen der Fischfang viel Gewinn abgeworfen haben; als die Preise aber nach dieser Periode bedeutend sanken, ging es ihnen längere Zeit hindurch schlecht, und jetzt, seitdem die Bergwerke in Schwung gekommen sind, haben sie wieder einen guten Verdienst, indem sie entweder in den Gruben selbst arbeiten, oder mit ihren Eseln Wasser herbeiführen, Erze nach der Küste schaffen u. s. w. Die Küste ist daher gegenwärtig schwächer bevölkert als vor 40 oder 50 Jahren; ich schätze die ganze Zahl der Küstenbewohner auf 150 bis 200, Channaral u. s. w. abgerechnet. Landeinwärts ist die Wüste vollkommen unbewohnt.

Es gibt drei Wege, welche von der Küste aus die Wüste durchkreuzen. 1) Der nördlichste führt vom Wasserplatz Miguel Diaz nach Tilopozo, 25 Leguas im Süden von Atacama. Von der Küste sind 16 Leguas bis zum ersten Wasserplatz Aguas blancas, zwei kleine Brunnen, die nur für ein paar Maulthiere genug Wasser liefern, und wo kein Futter ist. Von dort bis zum zweiten Wasserplatz Imilas sind 24 Leguas; hier ist genug Wasser, aber wenig Futter. Dann hat man 18 Leguas bis Tilopozo zurückzulegen, wo endlich Wasser und Weide genug ist, damit die Thiere sich erholen können. 2) Der zweite Weg führt von Papojo nach Antofagosta, einem Indianerdörfchen, das zu Bolivien gehört, oder nach dem argentinischen Oertchen Molinet. Der erste Wasserplatz, den man antrifft, ist Cochinal de la Sierra und liegt 28 Leguas von der Küste; von dort bis Sandon sind 9 Leguas, von Sandon bis Riofrio 7 oder 8. Von diesem Wasserplatz sind noch fünf Tagreisen bis Antofagosta. 3) Der dritte Weg führt von Channaral im Thal des Salado aufwärts nach der sog. Finca de Channaral und noch einigen Weideplätzen z. B. la Ola, die weiter östlich in der Cordillere liegen.

Den 10 Januar traten wir die Reise von Tartal bis Atacama an. Wir folgten anfangs dem trocknen Thal des Flusses bis Cachiyugal, an welchem Wasserplatz wir nach einem Marsche von 15 Leguas um 11 Uhr in der Nacht ankamen. Der folgende Tag brachte uns nach Cachinal de la Sierra, wo etwas Futter ist, und wo wir einen Tag rasteten. Wir hatten von Cachiyugal bis Cachinal 12 Leguas zurückgelegt. Letzterer Ort liegt schon 4900 Fuß über dem Meer, und die Nacht war so kalt, daß es fror. Die beiden folgenden Tagereisen nach Agua de Profetas, 6422 Fuß, von dort nach Agua de Varas, 7073 Fuß, waren klein. Von letzterm Wasserplatz aus überschritten wir den 9500 Fuß hohen Portezuelo de Varas, von welchem man eine ausgedehnte Aussicht nach Norden hat, und stiegen dann in das Becken von Punta negra herab, das von N. nach S. läuft und dessen tiefste Stelle von einem 14 Leguas langen, und etwa 5 Leguas breiten, größtentheils trockenen Salzsumpf angefüllt ist. An den Rändern wachsen Binsen, und Gräser und an mehreren Stellen bekommt man süßes Wasser, wenn man nur 2 bis 3 Fuß tiefe Löcher in den Sand gräbt. Hier ist nicht die geringste Spur von Gesträuch, das einzige Brennmaterial ist Maulthiermist. Dieser Salzsumpf mag 8000 Fuß über dem Meer liegen. Der Weg führt an dem Ostufer desselben entlang und über einen niedrigen Rücken nach dem kleinen Becken von Imilas, welches ebenfalls im Grunde einen trockenen Salzsumpf und süßes Wasser am Rande desselben hat. Auch hier ist kein anderes Brennmaterial als Maulthiermist, und da diese armen Thiere Gewächse fressen müssen, die mit Salz und

Kalktheilen überladen ſind, ſo ſind ihre Excremente ſo reich an erdigen Theilen, daß ſie nur mit Mühe brennen, und eine ſchwarze Schlacke anſtatt der Aſche hinterlaſſen. Zwiſchen Imilas und Tilopozo überſchreitet man das 10611 Fuß hohe Gebirg von Wingo-pingo, welches tauſende von kleinen Kuppen und gewaltige Trachytſtröme zeigt, die zum Theil unmittelbar auf Granit aufliegen, und ſteigt nun in das große Becken von Atacama hinab, welches ebenfalls wie das von Punta negra von S. nach W. ſich erſtreckt, und wie dieſes eine größtentheils trockenen Salzſumpf enthält, der aber 25 Leguas lang und 10 bis 12 Leguas breit iſt, und 6928 Fuß über dem Meeresſpiegel liegt. An ſeinem Nordende liegt Atacama, an ſeinem Südende der Waſſerplatz Tilopozo, eine laue Quelle von 20° R.; der Geſchmack iſt etwas ſalzig und erdig, wie faſt aller Waſſer in der Wüſte. In Tilopozo raſteten wir 1½ Tage, und erreichten dann nach zwei anſtrengenden Tagmärſchen, dem Oſtufer des Salzſumpfes folgend, das Städtchen Atacama. Im Oſten erblickt man fortwährend auf einer etwa 1000 Fuß höheren Ebene und in der Entfernung von ein oder zwei Tagreiſen eine Menge kegelförmiger Berge, die gewiß größtentheils Vulkane ſind; der eine dieſer Berge, der Hläskar, rauchte noch, und hat 1848 einen Ausbruch gehabt. Das Feuer hat man in der Nacht nicht bloß in Atacama, welches 20 bis 25 Leguas entfernt ſeyn mag, ſondern ſogar in Calama geſehen, noch 30 Leguas weiter ab. Ob der Vulkan bei dieſem Ausbruch Aſche ausgeworfen, oder einen Lavaſtrom hervorgebracht, konnte mir niemand ſagen. Eine halbe oder ganze Legua vom Ufer der Laguna entfernt, wird das Auge durch drei grüne Stellen am Abhang erfreut: es ſind die Baumgruppen von Tilomonte, Peine und Toconado; 7 Leguas von Atacama findet man ein offenes Häuschen zum Uebernachten der Reiſenden, einen kleinen Tambo, und bald darauf erblickt man den grünen Wald von Obſtbäumen und Algarroben, in welchem Atacama liegt. Ich kann nicht beſchreiben, mit welchem Entzücken wir das Grün von Bäumen und die Beweiſe von dem Daſeyn menſchlicher Bewohner begrüßten.

Wir langten im genannten Städtchen den 22. Januar an, nachdem wir 13 Tage von Tartal an unterweges geweſen waren, ohne in dieſer Zeit einen Baum oder ein Haus geſehen zu haben. Wir ruhten bis zum 30 Januar aus, und benutzten dieſe Raſt theils zu einem kleinen Ausflug nach den Kupferminen von S. Bartolo, theils zum Ordnen oder beſſeren Verpacken der gemachten Sammlungen, theils zum Einkauf von Maulthieren und andern Vorbereitungen für die Rückreiſe. Ich hatte das Vergnügen, in Atacama Herrn Carlos Zacarias Tamayo, den Präfekten der Provinz Cobeja zu treffen, einen ſehr unterrichteten und artigen Mann, der in Frankreich ſtudirt hatte, und mir alle Unterſtützung der Behörden verſprach, die ich etwa nöthig haben ſollte.

S. Pedro de Atacama ligt, wie ſchon geſagt am nördlichen Ende des großen Salzſumpfes, und am ſüdlichen Ende des Flüßchens Atacama, welches von NO. kommt, und, nachdem es etwa 16 Leguas weit gefloſſen iſt, aufhört, indem es zur Bewäſſerung der Gärten und Felder von Atacama verbraucht wird. Atacama iſt kein zuſammenhängender Ort, es iſt eine vielfach von Wüſtenſand und Kies unterbrochene Reihe von Gärten und Häuſern, und nur die unmittelbare Nähe der Plaza, welche ziemlich am nordöſtlichen Ende des Ortes liegt, zeigt regelmäßige Straßen. Die Behörden konnten mir die Anzahl der Einwohner nicht angeben; ich ſchätze ſie auf 5 bis 600. Es ſind größtentheils Indier, die eine ſehr eigenthümliche rauhe Sprache voller Kehllaute reden, die aber außerdem alle ziemlich gut ſpaniſch ſprechen. Die angeſehenen Einwohner ſind Argentiner, welche vor den Degollaciones (Köpfungen) des gräßlichen Roſas hieher geflohen ſind. Der Ort lebt hauptſächlich vom Waarentransport zwiſchen Cobija und der andern Seite der Cordillere, la otra banda. Namentlich iſt es die argentiniſche Provinz Salta, welche alle Waaren, die nicht ſchwer ins Gewicht fallen, über Cobija und Atacama bezieht. Die Entfernung zwiſchen dieſen beiden Orten wird auf 70 Leguas angegeben, nämlich 40 Leguas von Cobija bis Calama, und 30 von dort bis Atacama. Von hier iſt eine Tagreiſe bis zum Dörfchen Toconado, dann aber ſechs Tagreiſen durch die menſchenleere Wüſte bis los Molinos, dem erſten bewohnten Ort der otra banda, in den Valles de Salta, von wo noch 50 Leguas bis zum Ort Salta ſelbſt ſind.

Die Atacamer bauen nur höchſt wenig Getreide, ebenſo iſt die Zucht von Schlachtvieh ſehr unbedeutend, beide Artikel beziehen ſie von der argentiniſchen Republik, auch bringen Indier bisweilen Llamas zu Markte. Die Felder ſind mit Luzerne, hier Alfa genannt, Gerſte und wenigen Gemüſen beſtellt; die Bäume ſind Algarroben, Channar (Gourliea chilenſis, eine Leguminoſe, deren Früchte ich mit keiner andern Frucht als mit der Dattel zu vergleichen weiß, die ſie an Wohlgeſchmack lange nicht erreicht); vortreffliche Birnen, und wenige Feigen. Die Früchte des Algarrobo und des Channar ſind hier ein ſehr wichtiger Artikel als Futter für die Maulthiere. Die europäiſchen Artikel fehlten in den Läden nicht, aber der Marktplatz war ſchlecht verſehen; in der ganzen Zeit von acht Tagen, die wir in Atacama zubrachten, konnte ich weder Milch, noch Hühner, noch Eier, noch Kartoffeln, grünen Mais oder ſonſtige Gemüſe erlangen, ſo daß wir — abgerechnet die Geſchenke, welche wir von einigen Perſonen, denen ich empfohlen war — nicht anders lebten, als mitten in der Wüſte, nur daß wir friſches Fleiſch, Brod und Birnen hatten. Herr Anacleto Puche hatte uns ein Zimmer eingeräumt, mit einem Hof dahinter, der uns als Küche diente, wir hatten einen Tiſch und Stühle. Sonderbar iſt es, daß es in Atacama weder Mücken noch Flöhe noch Wanzen gibt, dafür ſind freilich die Vinchucas deſto häufiger: braune geflügelte Schreitwanzen, die ausgewachſen eilf Linien lang ſind und des Nachts die Schlafenden heimſuchen. Eines Morgens tödteten wir in meinem Bett nicht weniger als 42, die kleinen mitgerechnet. Ich habe ihren Stich nie geſpürt, aber mein Gefährte Hr. Döll hatte viel davon zu leiden, und bekam davon Quaddeln, die mehrere Tage ſtanden.

Um nach den Minen von S. Bartolo zu gelangen, folgt man während ſechs Leguas dem Lauf des Atacama-Fluſſes, den man wohl fünfzig Mal durchreiten muß. Anderthalb Leguas nördlich von Atacama geht der Weg nach Calama in weſtlicher Richtung ab. Die Karte von Bolivien, welche der Ingenieur-Oberſt D. Felipe Beires im Jahre 1843 auf Befehl des Generals Ballivian herausgegeben hat, ſtellt die Gegenden, welche ich durchreiſt habe, auf eine ſo durchaus falſche Weiſe dar, daß es unmöglich iſt, ſie auch nur einigermaßen wieder zu erkennen; ſelbſt in der Nähe von Atacama iſt ſie grundfalſch, und läßt u. a. den Atacamafluß ſich in den Rio Loa fortſetzen. Die Minen finden ſich in einer Schlucht öſtlich vom Fluß, etwa eine Legua von demſelben entfernt, in einem geſchichteten Gebirge, das aus rothen Mergeln mit Gyps und Steinſalz beſteht. In dieſem Gebirge finden ſich untergeordnete Bänke von weichem Sandſtein voll gediegenen Kupfers in Schüppchen, Körnern und großen Fladen. Dieſe Schichten ſind ſteil aufgerichtet, u. z. Th. ver-

worfen, indem das Erdreich — unſtreitig durch vulkaniſche Kräfte — hier gräßlich zerriſſen und zertrümmert iſt; aus dieſem Grunde nennen die dortigen Bergleute die Bänke Velas, Gänge. Es genügt, den weichen Sandſtein zur zermahlen und auszuwaſchen, um das gediegene Kupfer zu gewinnen. Die Lage kann nicht günſtiger ſeyn; im Laufe des Atacamafluſſes können eine große Menge Pochwerke angelegt werden; das Thal bietet Alfalfafelder zum Unterhalt der Maulthiere, Brenn- und Bauholz (Algarrobos und Chañares) genug dar, und in Atacama wurden zahlreiche Maulthiere, Tropos, unterhalten, um das Kupfer nach dem Hafen Cobija zu bringen. Dieſe Minen, welche den berühmten Minen von Coro-coro in jeder Beziehung gleichen ſollen, wurden in uralten Zeiten von den Indiern bearbeitet, und, wie es ſcheint, verlaſſen, als die Spanier das Land eroberten. Mein Reiſegefährte D. Diego de Almeida ſuchte ſie im Jahre 1848 auf, und war ſo glücklich ſie zu finden, forderte die Gruben von der Regierung, allein die Arbeiten blieben liegen, bis vor wenigen Monaten, wo ein Herr Carrasquilla aus Neugranada die Leitung der Arbeiten übernahm. Als ich in Atacama war, befanden ſich daſelbſt mehrere Perſonen aus Potoſi, Coro-coro, den argentiniſchen Provinzen, um Eſtacas (Grubenantheile) zu fordern, und mehrere Arbeiten waren bereits lebhaft im Gange. Den Rückweg nahm ich über die niedrigen Rücken, welche beiderſeits das Flußthal einfaſſen, und welche von einem Trachytſtrom bedeckt ſind, der 8 bis 10 Leguas lang, und mehrere Leguas breit iſt, und in die unmittelbare Nähe von Atacama reicht. Der Weg führt den Namen Camino de las pintadas, weil eine ſenkrechte, glatte Wand des Lavaſtromes in der Länge von wenigſtens 100 Schritt mit Figuren bedeckt iſt, deren Umriſſe etwa eine Linie tief eingehauen ſind. Sie ſind ſehr roh: deutlich erkennt man Guanacos oder Llamas, viele hundert an der Zahl und von den verſchiedenſten Größen, Hunde und andere kleine Säugethiere, ein paar Figuren ſollen wahrſcheinlich Männer und Weiber vorſtellen, andere aber ſcheinen Conventionalzeichen zu ſeyn, wenigſtens ſtellen ſie keinen wirklich exiſtirenden Gegenſtand ſo dar, daß man ihn erkennen könnte. Was bedeuten dieſe Figuren? Schwerlich ſind ſie — entfernt von bewohnten Orten und vom Waſſer — zum bloßen Zeitvertreib gemacht. Sollen ſie etwa das Andenken an eine große Treibjagd von Guanaco's verewigen.

(Schluß folgt.)

Die Waffen der Eingebornen Auſtraliens.

(Von Edward John Eyre. Aus deſſen Journals of expedition of discovery into Central-Australia.)

Die Waffen der auſtraliſchen Eingebornen ſind einfach und und von untergeordnetem Charakter, nur nach Art und Gebrauch verſchieden: je nachdem ſie zu dieſem oder jenem Zwecke verfertigt wurden, oder von örtlichen Verhältniſſen der Gegenden, in welchen ſie verbraucht werden, abhängig.

Der Speer, die hauptſächlichſte Angriffswaffe in allen Theilen des bekannten Continents, beſteht aus zwei Arten, von welchen die eine mit dem Wurfholze, die andere aus freier Hand geſchleudert wird. Jede derſelben hat vier abweichende Formen. Die, welche mit dem Wurfholze geſchleudert werden, ſind 1) der **Kiko** oder Rohrſpeer, mit einer Spitze von hartem Holze; 2) der **Kiero**, ein Speer von hartem Holze mit einer aus dem etwa zwei Fuß langen Blüthenſtengel des Grasbaumes (Xanthorrhoea) verfertigten, an einem Ende befeſtigten Spitze; 3) eine ähnliche Waffe mit fünf oder ſechs in das feſte Holz der einen Spitze eingeſchnittenen Zacken und 4) der leichte Speer aus hartem Holze von Port Lincoln und der Oſtküſte, an deſſen einem Ende ein einfacher Haken mit Sehnen vom Emu, dem neuholländiſchen Caſuar, oder vom Känguruh feſtgebunden iſt. [1]) Dieſe Speere ſind durchſchnittlich fünf bis ſechs Fuß lang. Sie werden mit Leichtigkeit und Sicherheit dreißig bis hundert Schritt weit geworfen, je nachdem ſie verfertigt ſind und mit mehr oder weniger Kraft geſchleudert werden. Von großen Speeren gibt es folgende: 1) der Karkuroo (Karkuruh), einfach und gewichtig aus Gummiholz verfertigt; 2) dieſelbe Waffe mit Widerhaken von Quarz- oder Feuerſteinſtücken; 3) eine anderen mit fünf oder ſechs an der Spitze auf einer Seite geſchnitzten Haken; 4) eine ähnliche Waffe mit derſelben Anzahl Haken auf beiden Seiten. Jeder dieſer Speere iſt zwölf bis vierzehn Fuß lang. Sie werden mit bedeutender Gewalt und ziemlicher Genauigkeit auf Entfernungen von 30 bis 40 Fuß geworfen, und ſind unbedingt tödtlich.

Der Nga-wa-ouk oder das Wurfholz iſt 6 bis 20 Zoll lang; es hat faſt in allen Theilen Auſtraliens denſelben Charakter und weicht nur in Größe und Form etwas von einander ab. Es beſteht aus einem Stück harten Holzes, das gegen die Mitte etwas breiter, dabei flach, zuweilen auf der Innenſeite etwas muldig iſt. An einem der ſpitzig zulaufenden Ende iſt, rückwärts gebogen und einen Haken bildend, ein Känguruhzahn befeſtigt, an dem andern ein Stück Harz mit einem Feuerſteine, ſo daß beides zuſammen einen runden Knopf bildet, welcher verhindert, daß beim Gebrauch das Inſtrument der Hand entwiſcht. Zuweilen ſind zu demſelben Zwecke eine Menge Oppoſſumhaare darum gewickelt. Es wird an dem untern Ende mit der Hand gehalten, mit den drei untern Fingern feſtgedrückt, ſo daß a zwiſchen dem Zeige- und Mittelfinger etwas hervorragt. Das Ende des Speers, in welchem ſich eine kleine Vertiefung befindet, wird auf dem Känguruhzahn aufgeſetzt, mit dem Daumen und Zeigefinger gehalten, und iſt dann wurfbereit. Der Arm wird zurückgehalten, ſo daß die Waffe in die Höhe des Auges kommt. Eine zitternde Bewegung gibt ihr einen feſteren Halt, und ſo wird ſie dann mit einer bewundernswerthen Schnelle, Kraft und Genauigkeit geworfen.

Der Wagn oder Wangno der Süd-, der Kiley der Weſt- und der Bommeran oder Bommerang der Oſt-Auſtralier iſt eine einfache, aber in den Händen der Eingebornen äußerſt gefährliche Waffe. Sie beſteht in einem dünnen, flachen, gekrümmten Stück harten Holzes von ungefähr zwei Fuß Länge, aus einem Aſte oder Zweige der Acacia pendula oder eines andern Baumes von ähnlichem Charakter verfertigt, welcher von Natur in der erforderlichen Biegung gewachſen iſt, nämlich in einem Winkel von 100 bis 130 Graden. Dieſes wird in der eigenthümlichen

[1]) Die Eingebornen um Port Eſſington nennen den einfachen Speer „Apir“ und den mit Widerhaken verſehenen „Ekelpen“ ſ. Leichhardt, Tagebuch einer Reiſe in Auſtralien, überſetzt v. Zuchold S. 411.

Geſtalt und Dicke zugerichtet und in der Krümmung etwas abgerundet, wodurch der Winkel ſtumpf erſcheint. Wirft man die Waffe mit der ſcharfen Ecke gegen den Wind, ſo fliegt ſie, reiſſend ſchnell um ſich wirbelnd, bis zu einer bedeutenden Höhe und Entfernung durch die Luft, beſchreibt eine ſchwache Krümmung und fällt zu den Füßen desjenigen nieder, der ſie geworfen. Die mit dem ſtumpfſten Winkel werden gewöhnlich gegen den Erdboden geſchleudert, von dem ſie mit Gewalt abprallen und bis zu bedeutender Höhe aufſteigen. Die Eingebornen ſind im Stande damit entfernte Gegenſtände ſowohl auf der Jagd als auch im Kriege genau zu treffen. Im letzteren iſt dieſe Waffe dadurch beſonders gefährlich, daß es faſt unmöglich iſt, in dem Augenblicke, in welchem man ſie in der Luft ſieht, zu beurtheilen, welchen Weg ſie nehmen, oder wo ſie niederſchlagen wird.

Der Katta-Twirris oder das zweiſchneidige Schwert iſt eine fürchterliche Waffe, die ausſchließlich bei den Stämmen nördlich von Adelaide, jedoch nur im Kriege geführt wird. Mehr im Gebrauch iſt der Katta, ein runder Stock, mit verdicktem kolbigem Ende, beſonders für Zweikampf Mann gegen Mann.

Eine andere Waffe beſteht aus einem winkelig gebogenen Stück harten Holzes, ähnlich einer Bergmanns-Pike. Das längere Ende oder der Stiel derſelben iſt bald rund, bald kantig, vielleicht um ihn feſter halten zu können.

Eine ſehr gefährliche Waffe, welche für den geſchloſſenen Kampf beſtimmt iſt, beſteht aus hartem Holze, iſt zwei oder drei Fuß lang, gerade, mit einem runden oder kantigen Griffe und am Ende mit einem gewaltigen Kolben verſehen.

Der Bwirri iſt auch aus hartem Holze verfertigt, zwei Fuß lang, etwas gewichtig, hat einen flachen Griff und am Ende einen runden Knopf. Er wird hauptſächlich geworfen und das mit großer Genauigkeit, jedoch mehr auf der Jagd als beim Kampfe gebraucht.

Der Schild (Tar-ram) iſt aus Rinde und Gummiholz verfertigt und wechſelt in Form und Geſtalt. Der gebräuchlichſte iſt 2 oder 2½ Fuß lang, 8 bis 18 Zoll breit und läuft von der Mitte nach den beiden Enden ſpitz zu. In der Mitte befinden ſich zwei Löcher, in denen ein Stück Holz als Griff befeſtigt iſt. In Kriegszeiten werden die Schilde bemalt.

Eine celtiſche Begräbnißhalle.

(Aus dem Athenäum français.)

Herr Serres, Mitglied der franzöſiſchen Akademie hat in der letzteren eine Schilderung einer celtiſchen Begräbnißhalle gemacht, welche von dem Clan der Sylvanecten herrührt. Er ſagt darüber: „Ihre Richtung geht von Norden nach Süden, wo ſich der Eingang in die Gallerie befand; dieſelbe iſt an dieſer Stelle durch einen ſenkrecht liegenden Stein geſchloſſen, in welchem eine Oeffnung, ähnlich der eines Backofens und nur für einen Menſchen zugänglich, angebracht war. Die Größe des Grabmals betrug ſechs Metres. Die vier Sandſteine, die es bildeten, waren in einer Höhe mit dem Boden; ein Umſtand, der den Landmann in ſeiner Arbeit hinderte, und ſeine Wegnahme veranlaßte. In der Richtung von Süden nach Norden hatte der erſte Stein 2 M. 90 in der Länge und 1 M. 10 in der Breite; der zweite 2 M. 80 in der Länge, und 1 M. 80 in der Breite; der dritte hatte 2 M. 10 in der Länge und 1 M. 60 in der Breite und der vierte endlich 1 M. 40 in der Länge und 1 M. 10 in der Breite. Die Wände der Gallerie bildete eine Mauer von flachen Kalkſteinen, die ohne einen beſonderen Cement zu ihrer Verbindung aufeinander geſchichtet waren. Die Breite derſelben betrug im Innern 0 M. 90 und ihre Tiefe 1 M. 40. Der Boden war mit ſolchen Kalkſteinen belegt, wie die, welche zur Aufführung der Mauern gedient hatten. Zwei den obigen ähnlich doch weniger dick gebaute Mauern theilten das Innere in drei Kammern, deren erſte, in gleicher Linie mit dem Eingang in die Gallerie, die Knochen von Frauen und Kindern in ſich ſchloß; die zweite, welche die Mitte bildete, enthielt die Knochen der Männer, und die dritte, viel kleiner als die beiden andern, ſchloß die Gallerie im Norden, und enthielt die Knochen der alten Perſonen beiderlei Geſchlechts, die übrigens im Vergleich zu denen der Frauen und Kinder in kleiner Anzahl vorhanden waren. Die Lage der Leichname zeigte, daß die Gräber mit Sorgfalt und Berückſichtigung von Raumerſparniß angelegt wurden. Denn hätte man ſie nach der Länge der Gallerie gelegt, ſo hätten die ſechs Metres nur für eine ſehr geringe Anzahl Raum gegeben; ſo aber, da man ſie in die Quere und in zwei Reihen gelegt hatte, gewann man mehr als das Doppelte an Platz. Die Skelette fanden ſich wirklich in doppelter Reihe, quer über die Gallerie gelegt. Die Schädel waren an die Seitenwände gelehnt, und die Schenkelknochen und Beine nahmen die Mitte ein. Die Leichname ſchienen in ſitzende Lage gebracht worden zu ſeyn, die Beine aufgeſtellt und die Hände auf die Kniee gelegt. Das Angeſicht hatten ſie gegeneinandergekehrt; der eine ſchaute nach Oſten, der andere nach Weſten. Wir trafen keinen Leichnam, der nach Süden oder Norden geſchaut hätte. Uebrigens ſetzte uns nur die Sorgfalt, mit welcher die Ausgrabung vor ſich ging, in den Stand, die Lage der Skelette ſo zu erkennen, wie wir ſie angeben; denn aus der Art, wie ſie von allen Seiten durch die Erde zuſammengedrückt waren, aus der Tiefe, in welcher ſich die Schädel vorfanden, aus der Lage der Beckenüberreſte immer ganze nahe an der untern Steinplatte der Gallerie, iſt zu vermuthen, daß man, nachdem die Leichname in die angegebene Lage gebracht waren, Erde auf ſie ſchüttete, wie man es heutzutage bei den jetzt gebräuchlichen Gräbern zu thun pflegt. Der Feldhüter, welcher vom Eigenthümer die Wegnahme des Grabmahls forderte, erwartete dort Gold- und Silbermedaillen zu finden. Mit Hülfe ſeiner zwei Söhne ſchaffte er mit vieler Sorgfalt die Erde weg, welche die Knochen bedeckte, aus welcher ſie die Herren Deramond und George Bejot mit der bei ihrer Zerbrechlichkeit nöthigen Vorſicht herauszogen.

„Trotz dieſer ſorgfältigen Nachſuchung fanden wir weder Medaillen noch Geldſtücke, dafür aber enthielt die Gallerie zwei Beile und zwei Vaſen, welche vielleicht eher über das Alter des Grabdenkmals etwas urtheilen laſſen.

„Die beiden Beile wurden in der erſten Abtheilung gefunden, unter den Gebeinen der Weiber und Kinder; das eine, von grauer Farbe, ſehr glatt und ſcharf, hat 9 Centimetres in der

Länge und 5 in der Breite; das andere ſchwärzlich, iſt 5½ Centimetres lang und 4 breit. Man nahm die Schneidſeite zur Beſtimmung der Breite der beiden Beile. Das letztere hat überdieß ein Loch an ſeinem kleinen äußerſten Ende. Es möchte ſcheinen, daß es einem Weibe oder Kinde als Amulett zu dienen beſtimmt geweſen war. In dieſer erſten Kammer fanden wir auch eine Vaſe von ungebrannter, an der Sonne getrockneter Erde, deren Höhe 17 und die Weite 12 Centimetres beträgt. Die zweite Vaſe, viel kleiner und von viel dünnerer Maſſe war ſchwärzlich und in mehrere kleine Stückchen zerbrochen, ſo daß wir ihre Größe nicht beſtimmen konnten. Wir fanden ſie in der zweiten, für die Männer beſtimmten Abtheilung. Hier erwarteten wir auf noch größere Beile als die vorigen zu ſtoßen, allein unſere Erwartung wurde getäuſcht, woraus ſich vermuthen läßt, daß dieſe Skelette nicht den Kriegern dieſes Stammes angehörten." Die Knochen wollte Herr Serres der Akademie mittheilen und ihr auch ein photographiſches Abbild der Schädel geben. Ueber letztere ſagt er: „dieſelben zeigen verſchiedene Typen, welche ſonſt bei Nachgrabungen in celtiſchen Grabmälern nicht vorkommen. Unter anderm iſt ein Schädel dabei, der ſeiner Bildung nach ſich ſehr dem mongoliſchen Typus nähert und zwiſchen dem gäliſchen und kymriſchen zu ſtehen ſcheint. Der gäliſche Typus bietet bei einzelnen Schädeln eine merkwürdige Vollkommenheit dar."

Die Manuſcripte der Palatina zu Florenz.

Die Palatina oder die Bibliothek des Pallaſtes Pitti zu Florenz iſt von jeher unter der Leitung gelehrter Italiener oder Ausländer geſtanden, welche ſie durch fortwährende, vortheilhafte Acquiſitionen zu einer der reichſten und intereſſanteſten der Halbinſel gemacht haben. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts war ihr erſter Conſervator Herr Graberg von Hemſo, bekannt durch ſeine vielen wichtigen geographiſchen und hiſtoriſchen Werke; der gegenwärtige Conſervator iſt Herr Franz Polermo, ein namhafter Schriftſteller und Bibliophile Siciliens. Herr Palermo fand, daß dieſe Bibliothek neben einem beträchtlichen Schatz von ungedruckten Büchern auch eine ſchöne Sammlung von Manuſcripten beſaß, die noch nicht geordnet und beſchrieben war, und er unternahm es dann einen ausführlichen Catalog über dieſelbe zu machen, der mehrere Bände umfaſſen wird und wovon bis jetzt nur der erſte Band erſchienen iſt. In dieſem unterwirft der Verfaſſer 572 Manuſcripte, die ſich theils auf Religion, theils auf Literaturgeſchichte beziehen, einer ſorgfältigen Prüfung. Die andern Bände werden zuerſt die noch übrigen Manuſcripte umfaſſen, welche ſich auf Literaturgeſchichte beziehen, dann die welche in die ſchönen Künſte, die Philoſophie, die ſocialen Wiſſenſchaften, die Geſchichte, Mathematik, Phyſik, Naturwiſſenſchaften und die Technik einſchlagen. Eine große Anzahl der von Herrn Palermo angeführten Manuſcripte iſt ganz unbekannt, andere ſind nur zum Theil, andere endlich ſind ſchon in vollſtändigen Abdrücken vorhanden. Die Notizen ſind jedesmal bibliographiſch und literariſch zugleich, dann fügt der Verfaſſer aber auch einzelne Auszüge aus Manuſcripten von beſonderer Wichtigkeit bei, er vergleicht die Texte mit den bereits hievon erfolgten Ausgaben, widerlegt die Irrthümer ſeiner Vorfahren, regelt die Daten der Geburts- und Todesjahre der Autoren, mit einem Worte, ſtatt einer einfachen Aufzählung von Manuſcripten gibt er gewiſſermaßen eine neue Literaturgeſchichte Italiens. Das Werk des Hrn. Palermo, worin dieſe Zuſammenſtellung geſchieht, hat den Titel: I manoscritti dell' J. e R. Palatina di Firenze, ordinati ed esposti da Francesco Palermo. (Florence, à la typographie galiléenne; Paris, chez Franck).

Das Athenaeum Français hebt folgende Nummern aus dem zweiten, die poetiſchen Manuſcripte enthaltenden Abſchnitte des Werkes heraus: Das 180te Manuſcript enthält: „zwei Balladen von Dante Alighieri." Das 204te Manuſcript gibt eine „Auswahl italieniſcher Poeſien", veranſtaltet von Lorenz von Medici auf Verlangen Friedrichs von Arragonien, Sohnes des Königs von Neapel. Das 210te Manuſcript enthält Verſe von Julian und Peter von Medici, Söhnen des Lorenz von Medici. Das Manuſcript Nr. 212 enthält die „kleineren Werke des Leone Battiſta Alberti." Wie Giotto, Michel-Angelo, Leonardo da Vinci, Cellini und ſelbſt Galilei, ſo huldigte auch der Phyſiker, Philolog, Mathematiker und Architekt Leone Battiſta Alberti, der Erfinder des ſogenannten Renaiſſance-Styls, manchmal den Muſen, und dieſes Manuſcript enthält einige ſeiner Verſe. Das Manuſcript Nr. 225 hat den Titel: „Verſchiedene Dichtungen." Dieſer Band enthält fünf Canzonen, 29 Sonette, 7 Madrigale und 5 Balladen des Torquato Taſſo. Das Manuſcript Nro. 240 gibt die „Gedichte von Luigi Tanzillo: 1. der Winzer, 2. Pyramus und Thisbe" wieder. Das Manuſcript Nro. 249 enthält die Poeſien des Ottavio Rinuccini." Ottavio Rinuccini iſt der Dichter der lyriſchen Dramen „Eurydice" und „Daphne", welche von Galilei, dem Vater, in Muſik geſetzt wurden und als die erſten Verſuche im Gebiete der Oper gelten. Das Manuſcript Nro. 267 enthält die „Verſe des Giovanni Domenico Peri d'Arcidoſſo". Italien hatte lange vor Frankreich und England ſeine dichtenden Handwerker; Barbiere, Schuhmacher, Bauern, gaben ſich mit Reimen ab. Unter die Zahl der Letztern gehörte Giovanni Peri. Er kam im Jahr 1600 nach Florenz und ſetzte die Stadt und den Hof durch ſein muſikaliſches Talent der Art in Erſtaunen, daß ihm der Großherzog Friedrich II. eine Penſion ausſetzte, die ihm geſtattete ſich ganz dem Dienſte der Muſen zu widmen. Außer einer Menge lyriſcher Stücke verfaßte er mehrere langathmige Gedichte, von denen drei ungedruckt ſind, nämlich: „Die Zerſtörung von Fieſole", „das Weltende", und „die Niederlage zur See." Die Pallaß-Bibliothek beſitzt im Manuſcript noch 1) „die Angeliade", 2) „die bekehrte Magdalena", 3) „der Parnaß", 4) „das Chaos". Das Manuſcript Nro. 312 bringt uns „ſcherzhafte Verſe" von Vittore Alfieri. Dieſer Alfieri, der Tragiker, von dem Bayle geſagt hat, daß, wäre er auf einem Throne geweſen, er an Grauſamkeit einem Nero gleichgekommen wäre, dieſer Verfaſſer des „Oreſtes" und des „Saul", lachte gerne wie ein anderer Menſch und hatte eine „luſtige Akademie" geſtiftet, deren Secretär er war, und deren Verhandlungen dieſes Manuſcript enthält. Das Manuſcript 363 enthält „das Dryadeum von Luca Pulci." Das Manuſcript 365 gibt „Rinaldo und Heldenthaten der Ritter", Gedichte in achtzeiligen Strophen. Taſſo hat das Sujet des Rinaldo von Montauban behandelt; ohne Zweifel würden ſich bei Vergleichung der beiden Werke ſonderbare Zuſammenſtellungen vorfinden. Daſſelbe Manuſcript enthält auch ein Gedicht „Camillo"

von Pietro von Siena, einem unbekannten Dichter. In dem Abſchnitte, der den Titel „Religion“ führt, finden ſich verſchiedene Werke über die Concilien, ſo wie die Predigten und religiöſen Abhandlungen Savonarola's.

Stand der Unions-Schulden.

Anleihe			Ausſtehender Betrag vom 12ten November 1853.		
1842	. . . . .		Pfd.	7,275,635	54.
1843	. . . . .		„	114,800	00.
1846	. . . . .		„	4,226,139	71.
1847	. . . . .		„	21,570,550	00.
1848	. . . . .		„	13,767,241	80.
Texas Entſchädigung	. . . . .		„	4,925,000	00.
Oder nicht ausgegeben	. . . .		„	5,000,000	00.
			Pfd.	56,879,367	05.
Alte Fondsſchuld	. . . . .		Pfd.	114,118	54.
Ausſtehende Schatzamtsſcheine	. .		„	114,711	64.
Schuld der Stadt-Corporation	. .		„	24,000	00.
			Pfd.	57,132,197	23.

	Seitdem eingelöst.			Ausſtehender Betrag vom 19ten November 1853.		
	Pfd.	146,400	00.	Pfd.	7,129,235	54.
Nach denſelben Raten wie oben.	„	———	—	„	114,300	00.
	„	87,039	71.	„	4,139,100	00.
	„	215,600	00.	„	21,355,250	00.
	„	56,750	00.	„	13,710,391	80.
	„	33,000	00.	„	4,892,000	00.
	„	———	—	„	5,000,000	00.
	Pfd.	538,789	71.	Pfd.	56,340,277	34.
	„	———	—	„	114,118	54.
	„	———	—	„	114,711	64.
	„	———	—	„	24,000	00.
	Pfd.	538,489	71.	Pfd.	56,539,707	52.

Die angebliche Urſache, weßhalb die im Staatsſchatz der Union aufgeſtapelten Millionen nicht ſofort zur Einlöſung dieſer alten Schulden, ſo weit das Geld hinreicht, verwendet werden, ſoll darin liegen, daß ſelbſt bei hohen Procenten angeboten keine Schuldpapiere anzukaufen, reſp. einzulöſen waren. Das glaube dem Herrn Schatzſecretär, wer Luſt hat! Ich nehme zwei andere Gründe an: einmal iſt es für jedes Gouvernement hübſch: Baargeld in den Händen, oder, wie man ſagt, im Schatze zu haben; ſodann laſſen ſich Näſchereien und Leckereien an dem Gelde bei derartigen Schuldenzahlungen nicht ſo gut ausüben, wie etwa bei einem Ankaufe von Landſtraßen, Flottenbewaffnungen und dergleichen ſchönen Dingen. Zum Einlöſen — denken die Herren in Waſhington — iſts immer noch Zeit, ſobald die Zahlungsfriſt eintritt, und ſollte dann kein Geld mehr im Schatze ſeyn, wozu wären denn die Taſchen der Unionsbürger da, beſonders die des füßen Mob, der doch immer die Suppen auszulöffeln bekommt, welche von den Unionsverwüſtern — wollte ſagen Verwaltern — eingebrockt ſind.

E. P.

Die Bevölkerung der Erde.

(Von Prof. Neumann.)

Aufmerkſamkeit läßt ſich nicht erzwingen. Man wiederhole ſo oft man will: „der Name himmliſches Reich iſt eine leere Erfindung und in China gänzlich unbekannt“; man ſage den Leuten ſo oft man kann: „das Ausſetzen und die Ermordung der Kinder iſt im Mittelreich eben ſo durch Geſetze verboten, wie in den chriſtlichen Ländern“; man weiſe nach, daß Findelhäuſer in China viel älter und in nicht minder großer Anzahl vorhanden ſind, wie in Europa; die Menſchen achten nicht darauf und wiederholen den liebgewordenen einträglichen Irrthum in der nächſten Stunde. So auch in Betreff der Inſaſſen des öſtlichen Aſiens und jenes ganzen Erdtheils. Wie häufig ſind nicht während der letzten Jahre die Bevölkerungsverhältniſſe des Mittelreichs zur Sprache gekommen. Der Grund verſchiedener Angaben ward nachgewieſen. Unkundige Europäer haben die Kopfſteuerpflichtigen für die Geſammtbevölkerung gehalten. Deſſen ungeachtet wird immer noch in Zeitungen und Zeitſchriften, in Almanachen und Jahrbüchern der alten und neuen Welt die Bevölkerung Aſiens auf 500, und die der ganzen Erde zwiſchen 8 und 900 Millionen angegeben. Hr. Banfield rechnet in ſeinem Statistical Companion for 1852 die Bevölkerung Aſiens ſammt den Inſeln nur auf 429 und die der ganzen Erde zu 843 Millionen. In eine ſehr geachtete engliſche Zeitung, der Sun, will bloß 700 Millionen gelten laſſen, und leitet aus dieſer grundloſen Annahme eine Menge irriger Berechnungen. Haſſel hat bereits 1823 die Einwohnerzahl der ganzen Erde auf ungefähr 1000, Otto Hübner in ſeiner ſtatiſtiſchen Tafel (1851) auf 1100, und Neumann (Grundriß der Länder- und Völkerkunde, München 1840) auf 1200 Millionen geſchätzt.

Findet ſich nun auch in unſern Tagen kein ſo großer Unterſchied in den Annahmen wie vor hundert Jahren, wo die Verfaſſer der engliſchen allgemeinen Weltgeſchichte die Bevölkerung der Erde auf 4,000,000,000, Voltaire auf 1,600,000,000 und der Theologe Canz auf 620,000,000 ſchätzte, ſo iſt doch auch der Ausfall zwiſchen 700 und 1200 Millionen bedeutend genug, um eine Erörterung hervorzurufen. Der Widerſpruch in den Annahmen — von einer wirklich ſtatiſtiſchen Zählung iſt natürlich keine Rede — beruht vorzüglich auf der verſchiedenen Anſicht über die Bevölkerung Aſiens und der öſtlichen Inſelwelt, welche von einigen Geographen theilweiſe zu Auſtralien gerechnet wird. Die Geſammtbevölkerung des Morgenlandes und des indiſchen Archipelagus muß, den neueſten Berichten und Angaben gemäß, über 800 Millionen betragen. Japan zählt 30, der Chinemandſchu-Staat 430, das angloindiſche Reich, nach einer amtlichen Mittheilung des indiſchen Hauſes zu London (Mai 1852) 152 Mill., die öſtliche Inſelwelt von den Andaman im bengaliſchen Meerbuſen bis zu den Papuas 120 Millionen. Die Bevölkerung der übrigen Reiche und Länder Aſiens, die indochineſiſchen Staaten, Mittel- und Weſtaſien von den Gränzen des mandſchu-chineſiſchen und des angloindiſchen Reiches bis zum rothen und mittelländiſchen Meere wird ſich doch wenigſtens auf 80 bis 90 Mill. belaufen. Wenig kommt darauf an, ob die Inſaſſen der aſiatiſchen Beſitzungen Rußlands mitgerechnet werden oder nicht. Hr. Staatsrath Tengeborski ſchätzt ſie in ſeinem neueſten Werke (Paris 1852) — wir halten dieſe Schätzung, da die Ruſſen auch den ganzen Kaukaſus zu ihrem Reiche rechnen, nicht hoch genug — auf bloß 5,200,000 Seelen. Zur Erklärung der auffallend geringen Bevölkerung in jener ungeheuren Ländermaſſe vom ſchwarzen Meer zum ſtillen Ocean

bemerkt der kundige Verfaſſer der Studien über die erzeugenden Kräfte Rußlands: „in Sibirien iſt noch eine neue Welt zu gewinnen für den Ackerbau wie für die Civiliſation.“ Hier wohnen bloß 12 Perſonen auf der geographiſchen Geviertmeile. Nur längs der natürlichen oder künſtlichen Handelswege, an den Flüſſen und Straßen findet man zerſtreute, ſchwach bevölkerte Ortſchaften; alle übrigen Lande bleiben unbenutzt, und doch bergen ſie unter der Oberfläche Quellen des Reichthums, welche nur der Eröffnung harren. Warum im Gegentheile die ähnlichen Länder jenſeits des atlantiſchen Oceans ſich eines beiſpielloſen Fortſchrittes erfreuen, das wollen wir den alten Montesquieu erklären laſſen. „Les pays, ſagt er, ne sont pas cultivés en raison de leur fertilité, mais en raison de leur liberté, et si l'on divise la terre par la pensée, on sera étonné de voir la plupart du temps des déserts dans ses parties les plus fertiles, et de grands peuples dans celles où le terrain semble refuser tout.“

Miscellen.

Streit zwiſchen Kaffee und Cichorie in England. Beſitzer von Kaffeeplantagen in Ceylon haben ſchon längſt durch Vorſtellungen an die engliſche Regierung ſo wie in öffentlichen Verſammlungen gegen die Verfälſchung ſich aufgelehnt, welche die Detailhändler durch Vermiſchung des Kaffee's mit Cichorie zum Schaden der Pflanzer wie der Zolleinkünfte des Staats ſich erlauben. In einer Vorſtellung an Lord Aberdeen verwahren ſie ſich ausdrücklich dagegen, daß ſie etwa den Grundſätzen des Freihandels entgegenſtreben wollten. Die Concurrenz anderwärtiger Kaffeeproducenten, verſichern ſie, würde leicht durch Steigerung der Production und Verbeſſerung im Culturverfahren überwunden werden können; aber die Concurrenz, die ihnen durch die Verfälſchung des Kaffee's mit Cichorie im inländiſchen Detailhandel gemacht werde, vermögen ſie nicht zu überwinden. Dieſe Concurrenz iſt nun allerdings der Berechnung der Kaffeepflanzer nach keine geringe, wenn ſie den jährlichen Verbrauch von Cichorie auf 12,000 Tonnen, d. h. auf 26,880,000 Pfund, den betrügeriſchen Gewinn, den der Detailhandel durch dieſe Verfälſchung macht, auf 1,200,000 Pfd. St., und den Verluſt an Zolleinnahmen auf 336,000 Pfd. St. berechnen. Die Shipping and mercantile Gazette, der wir dieſe Notiz entnehmen, macht auch noch folgende nicht uninterſſante Angabe über den Kaffeeverbrauch in verſchiedenen Ländern. In Amerika kommen auf den Kopf 6½ Pfd. Kaffee, in Dänemark 5½ Pfd., in Belgien faſt 9 Pfd., in Deutſchland 3½ Pfd., und in England nur 1½ Pfund. Wir bemerken, daß dieſer ganze Streit in England nur daher kommt, weil dort die Conſumenten den Kaffee ſchon geröſtet und gepülvert kaufen, während bei uns, wo das Röſten und Pulvern zu Haus geſchieht, die Verſetzung mit Surrogaten im freien Belieben der Conſumenten ſteht. Daß ſich ihrerſeits die Händler gegen die Bemühungen der Kaffeeproducenten als gegen einen ſchweren Eingriff in ihr gutes Recht ſtemmen, läßt ſich erwarten; doch nehmen größere Journale, wie z. B. das vorhin genannte Blatt, wie billig, die Partei der Pflanzer und des in ſeinen Zolleinkünften benachtheiligten Staats.

*

Handel zwiſchen England und Rußland. Ueber dieſen Handel machte Hr. Danſon in der ſtatiſtiſchen Geſellſchaft von London folgende Angaben: „England mit ſeinen 28 Millionen Einwohnern exportirt nahezu für 90 Millionen Pfd. St. Frankreich mit ſeinen 36 Millionen Einwohner exportirt nur 50 Mill. Pfd. St., während der Ausfuhrhandel der 67 Mill. Einwohner des europäiſchen Rußlands die Summe von 14 Mill. Pfd. St. nicht überſchreitet. Die Ausfuhr Rußlands beſteht beinahe ausſchließlich nur in Rohſtoffen. Von den Schiffen, welche die ruſſiſchen Häfen beſuchen, gehört nicht mehr als ein Sechstheil ruſſiſchen Unterthanen, und der Handel in den Hauptſeehäfen iſt alſo in den Händen der Fremden, ſo wie auch der größte Theil des Capitals. Was den innern Handel betrifft, ſo erleichtert der Schnee, welcher mehrere Monate des Jahres das Land bedeckt, die Communication. Außerdem iſt Rußland hinlänglich von Canälen durchſchnitten und bewäſſert. Der dritte Abſchnitt der Abhandlung des Hrn. Danſon iſt dem Handel zwiſchen Rußland und England gewidmet. Rußland verbraucht nur wenig engliſche Producte, um die Hälfte weniger, als ſeine Ausfuhr nach England beträgt, die hauptſächlich in Korn — nahezu 14 Procent des Geſammtbetrages der in die engliſchen Häfen importirten Waaren — Hanf, Flachs, Talg, Leinſamen, beſteht, lauter Artikel, welche England im Fall der Noth auch von andern Ländern beziehen kann.“

*

Intereſſante Choleracur. Die Gazette des Hopitaux meldet folgende Heilung der Cholera aus Mißverſtändniß. Ein Arzt, welcher zu einem Kranken im gefährlichſten Stadium der Cholera gerufen wurde, verordnete demſelben, mit der geringſten Hoffnung eines günſtigen Erfolgs, als Brechmittel 1½ Gramme Ipecacuanha, welche auf dreimal je im Zwiſchenraume einer halben Stunde genommen werden ſollten. Die Perſon, welche dem Kranken die Arznei verabreichen ſollte, las auf der Verordnung das Wort „prises“ (die franzöſiſche Bezeichnung für Doſen), und da ſie zugleich ſah, daß die Arznei in einem Pulver beſtand, ſo meinte ſie, es ſey etwas zum Schnupfen, und die Verordnung meine die Priſen (für die Naſe). Gedacht, gethan! Sie ließ den Kranken den dritten Theil des Ipecacuanhapulvers ſchnupfen. Statt ſich darauf zu brechen, mußte der Kranke ſo ſtark und ſo lange niesen, daß dadurch eine ſtarke Reaction hervorgerufen wurde. Die Haut des Kranken wurde wieder warm, die Symptome der gefährlichen Krankheit ließen nach, und als der Arzt wieder kam, fand er den Kranken geneſen.

*

Geruchzerſtörende Flüſſigkeiten. Es gibt ganz viele Flüſſigkeiten, welche Gerüche zerſtören; viele von ihnen erfüllen ihren Zweck auch ganz gut, aber faſt alle verbieten ſich durch ihren hohen Preis für den Gebrauch der ärmern Claſſe. Ein Correſpondent eines engliſchen Blattes empfiehlt das ſchwefelſaure Eiſen (den im Handel vorkommenden grünen Vitriol), von dem man jetzt das Pfund um einen Drittelspenny haben könne. Der Einſender behauptet, er habe in mehrern Fällen eine ganz ſchnelle und vollſtändige Wirkung davon geſehen. Ein Pfund, das in zwei bis drei Gallonen Waſſer aufgelöst wird, ſoll hinreichen, den ſtinkendſten Pfützen und Abzugscanälen den Geruch zu nehmen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Proviſoriſche Redaction von Dr. Guſtav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 36. 8 September 1854.

Streifzüge durch die Halbinsel der Pyrenäen.

(Von Dr. Moriz Willkomm.) [1]

9. Die Serrania de Cuenca.

Unter dem Namen „la Serrania de Cuenca" verstehen die Spanier das vielfach verzweigte Bergland, welches sich zwischen der Centralebene des Plateau's von Neucastilien und dem der tiefen Mulde des Ebrobassin zugekehrten Ostabhange desselben Plateau's erhebt. Dieses Bergland besitzt einen Durchmesser von 15 bis 20 geographischen Meilen, erreicht in seinen höchsten Gipfeln eine Höhe von beinahe 5000 Fuß und bildet die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Tajo, Ebro und der Küstenflüsse des Königreichs von Valencia, weiterhin die Wasserscheide zwischen dem atlantischen und mittelländischen Meere. Man findet die Serrania de Cuenca auf den Karten gewöhnlich als eine von einem centralen Bergknoten, den man an die Quellen des Tajo versetzt, nach allen Richtungen hin strahlig sich verzweigende Gebirgsgruppe dargestellt. Eine solche Disposition ist in der Wirklichkeit durchaus gar nicht vorhanden. Die Serrania de Cuenca ist weniger ein zusammenhängendes, regelmäßig gegliedertes Gebirge, als vielmehr ein hohes, von tiefen Thälern durchfurchtes Plateau, dessen einzelne zwischen den Thälern befindliche Abtheilungen von niedrigen, meist parallelen in der Richtung von Nord nach Süd oder von Nordwest nach Südost verlaufenden Bergketten durchzogen sind, auf und zwischen denen sich hier und da einzelne höhere Kuppen von meist tafelartig abgeplatteter Gestalt erheben. Die bedeutendsten Berggipfel befinden sich am Ostrande der Serrania auf der obersten Stufe des dem Becken von Teruel zugekehrten Terrassenabhangs. Hier liegt unter andern die berühmte Muela de San Juan, ein 4400 Fuß hoher Tafelberg, an dessen Abhängen vier bedeutende, nach verschiedenen Richtungen strömende Flüsse entspringen, nämlich der Tajo, Jucar, Cabriel und Turia. Der zuletzt genannte Fluß gehört nur zum kleinsten Theil der Serrania an, indem er sehr bald in das Becken von Teruel und später in die valencianischen Gebirge eintritt; die drei übrigen Flüsse dagegen müssen die ganze Serrania durchströmen, um in das Flachland Neucastiliens zu gelangen, welches der Jucar und Cabriel sehr bald abermals verlassen, um durch die hohen Mauern der valencianischen Gebirge hindurch ihre Gewässer dem mittelländischen Meere zuzuführen. Diese drei Flüsse, nebst den zwischen ihnen strömenden und später in sie mündenden Flüssen Moya, Guadacaon, Guadiela und Gallo, welche im Süden, Westen und Norden der Muela de S. Juan entspringen, haben die Hauptthäler der Serrania ausgehöhlt, welche zusammen allerdings einen Fächer bilden, der von der Muela de San Juan und überhaupt vom Ostrande der Serrania nach Norden, Westen und Süden ausstrahlt. Allein die zwischen jenen Thälern aufragenden Gebirgsmassen erstrecken sich keineswegs in derselben Richtung, sondern verlaufen, wie ich schon bemerkt habe, sämmtlich mehr oder weniger in nordsüdlicher Direction. Sie erheben sich mit wenigen Ausnahmen nur unbedeutend über die Oberfläche der zwischen den Flußthälern befindlichen Plateausegmente, deren absolute Höhe im Mittel 3500 Fuß betragen mag, und machen deßhalb von fern gesehen kaum den Eindruck von Gebirgsketten. Zwischen denselben breiten sich oft geräumige Ebenen aus, so daß man häufig mitten in der Serrania kaum in einer gebirgigen Gegend zu seyn glaubt. Anders gestaltet sich freilich das Relief des Bodens, sobald man in eins der genannten Flußthäler eintritt, indem diese so tief in das Plateau eingerissen sind, daß ihre Abhänge als bedeutende Gebirgsmassen erscheinen. Deßgleichen mögen die einzelnen, hier und da fast isolirt aufragenden Hauptgipfel in der Nähe einen recht imposanten Anblick gewähren, von fern dagegen frappiren sie bloß durch ihre eigenthümliche Form, erscheinen aber nur als unbedeutende Berge. Die geognostische Zusammensetzung der Serrania ist noch wenig gekannt. Die südwestlichen Partien, durch welche allein mich meine Reise geführt, bestehen der Hauptsache nach aus einem gelblichen Sandsteine, der entweder der Trapperiode oder dem Lias angehört. Bei Cuenca tritt eine mächtige Jurakalkformation auf; ob dieselbe mit dem Juragebirge von Molina zusammenhängt, darüber habe ich nichts in Erfahrung bringen können. Die höchsten Gipfel der Serrania sind vielleicht aus Grauwackenschiefer oder aus jurassischem Dolomit zusammengesetzt. Die Serrania de Cuenca ist in ganz Spanien berühmt, theils wegen ihres Mineralreichthums, theils und ganz besonders wegen ihrer Waldungen. Während nämlich die benachbarten Juragebirge Valencia's fast völlig

[1] Vergl. die frühern Streifzüge in dem Jahrgang 1852 des Auslandes.

von Wald entblößt ſind, breiten ſich auf dem Plateauland an den Abhängen der Kämme und Gipfel der Serrania ungeheure Waldungen von Nadelholz aus. Dieß gilt beſonders von der ſüdweſtlichen Hälfte der Serrania; die nordweſtliche iſt weniger holzreich, wenigſtens bei weitem nicht ſo dicht bewaldet wie die ſüdweſtliche. Hier dagegen gibt es noch förmliche Urwälder, wo der Boden mit vor Altersſchwäche niedergeſtürzten, faulenden Baumſtämmen bedeckt iſt, zwiſchen deren Trümmern junge Bäume hervorgewachſen ſind. In vielen Gegenden ſtehen die Bäume ſo dicht, daß man nur kurze Strecken weit in den Wald hineinſehen kann. Dann folgen wieder große Waldblößen, welche mit aromatiſchen Labiaten, beſonders mit Rosmaringebüſch, ſowie mit Sträuchern verſchiedener Wachholderarten bedeckt zu ſeyn pflegen und den Eindruck unſerer Haiden hervorbringen. Dieſelben Sträucher bilden das Unterholz des Waldes, wo derſelbe licht iſt. An manchen Stellen befinden ſich ausgedehnte Holzſchläge, welche mit denſelben eigenthümlichen Haiden erfüllt zu ſeyn pflegen. Auch Moorbrüche und Sümpfe fehlen nicht in den Niederungen der Sandſteinplateaux. Dieſe ungeheuren Waldungen, welche im Ganzen einen Flächenraum von mindeſtens 60 Quadratmeilen einnehmen, beſtehen lediglich aus Nadelholz, und zwar aus Kieferarten. Theils in den Flußthälern der Serrania, theils in quelligen Niederungen des ungeheuern Waldmeeres, welches der Serrania einen düſtern, wilden Charakter verleiht, liegen zahlreiche Ortſchaften, deren wenig cultivirte Bewohner ſich von Ackerbau, Viehzucht und Holzhandel ernähren. Viele friſten ihr Leben auch als Holzſchläger, Bretterſchneider (Schneidemühlen habe ich nirgends bemerkt!), Hirten, Schafſcheerer (esquiladores), Jäger, Steinbrecher und von der Bienenzucht, die in der ganzen Serrania ſehr bedeutend iſt. Die Flüſſe ſind reich an Fiſchen, deßgleichen einige Bergſeen. Beſonders iſt die einige Meilen nordöſtlich von Cuenca in der Nähe des Jurathales gelegene Laguna de Uña wegen ihrer vortrefflichen Forellen berühmt.

Ich habe bloß den ſüdweſtlichen Theil der Serrania durch eigene Anſchauung kennen gelernt. Durch dieſen führte mich meine Reiſe von Valencia nach Madrid, indem ich in Utiel auf der Ebene von Requena die große, erſt vor wenigen Jahren vollendete Heerſtraße nach Madrid verließ, und einen Saumpfad einſchlug, welcher in geraderer Richtung als die Straße, mitten durch die Einöden der Serrania nach Cuenca führt. Gleich hinter dem elenden Dorfe los Corrales, eine Stunde von Utiel, erheben ſich die erſten Kämme der Serrania. Schon dieſe ſind mit Kiefern bedeckt; doch iſt die Waldung hier noch ſehr licht und große Strecken entbehren derſelben gänzlich. Nach Ueberſteigung vieler Hügelreihen gelangten wir auf eine von waldigen Höhen umringte, mit Getreidefeldern bedeckte Hochebene, wo das Dorf Camporobres am Fuße eines dürren, nackten, mit den Ruinen einer mauriſchen Burg gekrönten Hügels ſehr öde und einſam gelegen iſt. Nachdem wir in der einzigen und ſehr ſchlechten Poſada ein äußerſt frugales und wenig appetitliches Mittagsbrod eingenommen hatten, ſetzten wir unſere Wanderung weiter fort. Der Weg führte uns abermals über eine hüglige, mit einzelnen Kiefergehölzen und niedrigem Gebüſch erfüllte Hochebene, welche gegen Weſt von einem mit ſchroffen Felsgipfeln beſetzten Höhenzuge begränzt erſchien. Nach einem vierſtündigen Ritt über dieſes einförmige, völlig unbewohnte Plateau gelangten wir gegen 6 Uhr an das tiefe Thal des Rio Moya, eines waſſerreichen, hellen Bergfluſſes, welcher in den ſüdlichſten Partien des Centrums der Serrania entſpringt und in den Cabriel mündet. Hier wurden wir durch eine außerordentlich ſchöne Ausſicht ſehr angenehm überraſcht. Die ſteilen, von grotesken Felszacken ſtarrenden Abhänge des anmuthig gekrümmten Thales ſind auf das maleriſchſte mit Gebüſch und Laubholz bekleidet, die unterſten Gelände nach valencianiſcher Sitte terraſſirt und ſammt der Thalſohle ſehr ſchön angebaut. Ueberall prangten dunkelgrüne Herbſtfelder und hellgrüne glänzende Maisfelder, umgeben von Nuß- und Maulbeerbäumen. Uns gegenüber zogen ſich die Häuſerterraſſen des Fleckens Mira eine große Strecke an dem ſteilen Thalgehänge empor, überragt von gewaltigen Sandſteinfelſen. Nach aufwärts verengte ſich das Thal bald zu einer dunkeln, walderfüllten Schlucht, die endlich von höhern, dicht mit Nadelwaldung bedeckten Bergen geſchloſſen erſchien. Der Weg ſenkte ſich raſch in Zickzacks an dem ſteilen Gehänge zu den Ufern des wildſchäumenden Fluſſes hinab, welcher mehrere Mühlen treibt. Hier glaubt man ſich mitten in einem bedeutenden Gebirge zu befinden, indem die Thalwände als mächtige Bergkuppen erſcheinen. Da die Poſada in Mira einen wenig einladenden Anblick darbot und uns geſagt wurde, daß der nächſte Ort Villora bloß zwei Leguas entfernt, auch der Weg nicht zu verfehlen ſey, ſo entſchloß ich mich, noch bis dahin zu reiſen. Wir waren aber kaum wieder auf dem Plateau angelangt, als der Weg ſich in mehrere Pfade ſpaltete, die ſämmtlich faſt parallel neben einander fortliefen. Da kein Menſch zu ſehen war, ſo wählten wir auf gut Glück den mittelſten, überzeugten uns aber an der Richtung, den derſelbe annahm, bald, daß es nicht der rechte ſey. Ich war ſchon entſchloſſen wieder nach Mira zurückzukehren, als mein Bedienter einen Arriero zwiſchen den Bäumen uns entgegenkommen ſah. Von ihm erfuhren wir, daß wir uns auf dem Wege nach Cañete befänden, einem im Centrum der Serrania von Cabriel gelegenen Städtchen, und der Weg nach Villora eine gute halbe Stunde weiter links hinlaufe, dieſer aber nicht zu verfehlen ſey. Wir brachen alſo quer durch die Haide durch und gelangten endlich nach einer mühſamen Wanderung auf den rechten Weg, als eben die Sonne unterging. Das Plateau war wellenförmig geſtaltet und mit Gebüſch und einzelnen Kiefern bedeckt. In geringer Entfernung von uns zog eine niedrige Hügelkette hin, welche uns die Ausſicht benahm. Von dem Kamme dieſer Hügelkette aus eröffnete ſich uns plötzlich eine weite, doch bei der vorgerückten Tageszeit eben nicht ſehr erfreuliche Ausſicht. Wir ſtanden über einer Einſenkung, einer flachen Mulde von ungeheurer Ausdehnung, aus der hie und da einzelne felſige Kuppen hervorragten, und welche nach allen Seiten hin von Bergkämmen begränzt war. Ein unüberſehbares düſteres Waldmeer erfüllte die ganze Mulde und bedeckte auch die ſie begränzenden Höhen; nirgends war eine Spur vom Daſeyn eines bewohnten Ortes zu entdecken, allenthalben dichter, hochſtämmiger Nadelwald, ſo weit das Auge reichte. Es war ein Landſchaftsbild, wie ich es ſeit den Landes von Bayonne nicht mehr geſehen hatte. Da ſich der Weg wegen des ihn bedeckenden gelben Sandes leicht zwiſchen dem dunkeln Gebüſche des Unterholzes erkennen ließ, ritten wir muthig in die ſchwarze Waldmulde hinab. Anfangs ging es ganz gut; der Weg war breit, das Terrain eben und noch hinreichendes Tageslicht vorhanden, um den Wald einigermaßen überblicken zu können. Nachdem wir aber etwa

eine Stunde weit in die Waldung eingedrungen waren, begann die Oberfläche des Bodens hügelig zu werden. Gleichzeitig zertheilte ſich der Weg vielfach, und war, da hier das Unterholz wegen der außerordentlichen Dichtigkeit des Hochwaldes gänzlich fehlte, und deßhalb auch im Walde der Grund aus Sand beſtand, bei der nächtlichen Dämmerung kaum zu erkennen. Wir konnten deßhalb nur ſehr langſam vorwärts dringen und mußten mehr dem Inſtinct unſerer Pferde als unſern Augen vertrauen. Die Waldung wurde mit jedem Schritte dichter, das Terrain immer coupirter. Manchmal ſenkte ſich der Weg in enge Baraneas hinab, in deren moorigem Grunde über einander geſtürzte faulende Kieferſtämme ein wildes Chaos bildeten; dann kletterte er wieder zu felſigen Höhen empor, von deren Gipfel wir beim Zwielicht der Sterne weite, von tiefen, ſchwarzen Schluchten durchfurchte, hie und da von einer nackten, zerklüfteten Felsmaſſe überragte Waldſtrecken unterſcheiden konnten. Vergeblich ſtrengten wir unſere Augen und Ohren an, um eine Spur von Menſchen zu entdecken; es war alles ſtill in der ungeheuern Einöde bis auf das Rauſchen der Luft zwiſchen den Nadeln und den Hufſchlag unſerer Pferde oder das Gekrächze eines nächtlichen Raubvogels, welches dann und wann unheimlich durch den Wald tönte. Endlich — es war ſchon halb 9 Uhr vorüber — ſtieg der Weg jäh in eine enge, hüben und drüben von ſteilen Felſen umringte Schlucht hinab, durch welche er uns in eine weite, mit niedrigem Geſtrüpp und kurzem Graswuchs erfüllte Thalmulde führte, in deren moraſtigem Grunde er bald völlig verſchwand. Einen Flintenſchuß weiter ſetzte ein ſtarker Bach, deſſen breiter und ruhiger Spiegel eine bedeutende Tiefe vermuthen ließ, unſerm fernern Vordringen gänzlich ein Ziel. Während mein Bedienter umherſpähte, an welcher Stelle der Weg den Bach paſſiren möge, kam es mir vor, als werde der Wald thalaufwärts in der Ferne bisweilen von dem flackernden Wiederſchein eines Feuers momentan beleuchtet. Um mich zu vergewiſſern, ob ich mich getäuſcht habe oder nicht, ſchoß ich eine Piſtole ab. Der Knall war kaum verhallt, als Hundegebell in ziemlicher Nähe erſcholl und bald darauf in derſelben Gegend die Kronen der Bäume unzweideutig von einem friſch auflodernden Feuer grell beleuchtet wurden. Wir begannen nun zu rufen, und hörten unſere Rufe auch in kurzem durch rohes Gebrüll erwiedert. Es dauerte nicht lange, ſo erhellte ſich der dieſſeits des Baches um uns ſich ausbreitende Wald, und es traten zwei in zerlumpte Mäntel gehüllte Männer aus demſelben hervor, von denen jeder eine brennende Kienfackel in der einen Hand, in der andern eine Flinte trug. Beide hatten ein langes, breitklingiges Meſſer in ihrer blutrothen Schärpe ſtecken und ſahen verwildert aus wie die Teufel. Ich muß geſtehen, daß mir beim Anblick dieſer beiden Kerls nicht ganz wohl zu Muthe wurde und mir gleichzeitig alle Räubergeſchichten einfielen, die man mir in Requena und anderwärts von den Wäldern der Serrania erzählt hatte. Mein Argwohn war indeſſen völlig unbegründet, denn als ich den beiden Männern zurief, ich habe mich verirrt, und ſie bat, mir den Weg nach Villora zu zeigen, warfen ſie ihre Flinten, welche ſie bisher in drohender Stellung in der Hand gehalten hatten, ruhig über die Schulter und riethen mir, bis Tagesanbruch bei ihnen zu bleiben, da es unmöglich ſey, daß meine ermüdeten Pferde in der Nacht auf dem ſehr ſchlechten Wege fortkommen könnten. Ich habe zwar den Weg nicht verfehlt, allein Villora ſey noch zwei ſtarke Stunden entfernt und der Weg für einen Unkundigen in dem gelben Sande bei Nacht nicht zu finden. Wollte ich bis zum Morgen bei ihnen bleiben, ſo würden ſie mich auf den rechten Weg bringen. Da es Tollkühnheit geweſen wäre in der Nacht auf kaum erkennbaren Wegen durch ein walderfülltes, von Felſen und Sümpfen verrammeltes Bergland zu reiſen, ſo nahm ich das gaſtfreie Anerbieten der beiden Männer an und folgte ihnen nach ihrer Lagerſtätte. Unterwegs erfuhr ich, daß ſie Holzſchläger aus Requena ſeyen und ſich auf mehrere Wochen in die Wälder der Serrania begeben hätten, um Brennholz zu ſammeln, welches ſie in Requena vortheilhaft zu verkaufen gedachten. Ihre Lagerſtätte befand ſich eine Viertelſtunde von dem Wege nach Villora aufwärts am Bache, mitten im Walde. Hier breitete ſich ein geräumiger, theils mit Geſtrüpp, theils mit Gras bedeckter Platz aus, umringt von ehrwürdigen, mit buntfarbigen Bartflechten maleriſch behängten Schwarzkiefern (Pinus Laricina.). In der Mitte dieſes Platzes lag ein ungeheurer Haufen geſchnittenen Weizenſtrohs, welches den Holzmachern ſowohl zur Fütterung von einem Dutzend Maulthiere und Eſeln, die zerſtreut auf den graſigen Matten weideten, als zum Lager diente. Daneben brannte ein dem Erlöſchen nahes Feuer aus Kiefernzweigen und Holzſpänen, über dem von drei zuſammengeſtemmten Kiefernpfählen herab ein eiſerner Keſſel hing, in welchem die Holzmacher ihr Abendbrod zubereitet haben mochten. Nahe dabei waren große Maſſen geſpaltenen Kiefernholzes, gefällte Baumſtämme und abgehauene Aeſte aufgeſchichtet, die aber nicht von Bäumen herrührten, welche an jenem Platze geſtanden hatten, ſondern von tiefen, waldeinwärts gefällten Kiefern. Mehrere große zottige Wolfshunde, die auf den Mann dreſſirt zu ſeyn ſchienen, lagen an Baumſtämmen angekettet bei dieſen Holzſtößen. Aus allem ging klar hervor, daß ich mich in Geſellſchaft von Holztrieben befand. Doch beunruhigte mich dieſe Wahrnehmung nicht im mindeſten, da meine Begleiter, abgeſehen von ihrem ungeſetzmäßigen Handwerke, grundehrliche und gutmüthige Menſchen waren. Sie theilten unaufgefordert ihre wenigen Lebensmittel, aus Brod, Zwiebeln und trockenem Stockfiſch beſtehend, ſo wie ihren nicht eben ſehr vorzüglichen Wein mit uns, bereiteten mir in dem großen Strohhaufen ein bequemes Lager aus den wollenen Satteldecken ihrer Maulthiere, fütterten und tränkten meine Pferde und waren beim Abſchiede kaum zu bewegen, ein Trinkgeld von zwei Realen anzunehmen! Die Nacht war ſchön und ruhig, doch von Mitternacht an ſehr kalt, ſo daß wir uns kaum vor Froſt ſchützen konnten, und wir uns bis an den Kopf in das Stroh verkrochen. Wegen dieſer bedeutenden Temperaturerniedrigung, welche auf den Hochebenen Centralſpaniens während der heißen Jahreszeit allnächtlich eintritt, hatten die Holzmacher eine ſo enorme Menge von Stroh in die Wälder der Serrania mitgenommen.

Sobald der Tag graute, brachen wir wieder auf. Einer der Holzſchläger begleitete uns bis an die Stelle, wo der Weg nach Villora den erwähnten Bach überſchreitet, deſſen Uebergang daſelbſt zumal bei Tageslicht mit keiner Gefahr verknüpft war. Von neuem nahm uns ein dunkles Waldesdickicht auf. Das Terrain iſt hier außerordentlich coupirt und daher ſehr ſchlecht. Endlich wird die Waldung lichter, hört bald ganz auf und man tritt in ein weites von einem muntern Bach durchſtrömtes, mit Wieſen, Getreide- und Gemüſefeldern erfülltes Thal, an deſſen entgegengeſetztem Ab-

hange der Flecken Villora neben einer auf steilem Felsvorsprunge thronenden Bergruine höchst malerisch liegt. Hinter diesem Orte folgt abermals ein hügeliges unbewohntes Plateau von mehreren Stunden Breite, welches jedoch nur mit Unterholz oder lichter Kiefernwaldung bedeckt ist. Dieses Plateau erstreckt sich westwärts bis an das tiefe und weite Thal des Cabriel, welches die waldige Gegend vielfach gekrümmt durchschneidet. Der genannte Fluß ist schon hier ziemlich bedeutend und erinnert durch sein prächtiges ziemlich durchsichtig-blaugrünes Wasser an die Alpenbäche der Schweiz und der Pyrenäen. Er vereinigt sich, nachdem er die nördlichste Mauer des Gebirgs des mittlern Valencia durchbrochen hat, mit dem Jucar, der stärksten der in das Mittelmeer fließenden Wasseradern, die der Serrania entquellen. Das Thal des Cabriel ist wegen der waldumkränzten Sandsteinfelsen, mit denen seine Gehänge geschmückt sind, sehr pittoresk, und würde einen sehr freundlichen Eindruck machen, wäre es bewohnt und angebaut. Allein die fetten, aus schwarzer Dammerde bestehenden Fluren seiner breiten Sohlen liegen fast völlig unangebaut, was um so mehr zu beklagen ist, als sich dieselben durch den Cabriel, dessen Wasser niemals versiegt, sehr leicht bewässern und dadurch zur üppigsten Fruchtbarkeit zwingen ließen. Dieses Thal wäre eine geeignete Gegend zur Ansiedelung von Auswanderern. Eine gute Stunde von dem Thale des Cabriel entfernt liegt mitten auf dem hügeligen Plateau in einer von Getreidefeldern ausgekleideten Einsenkung der Flecken Cardenete, woselbst wir Mittag machten. Die Gegend ist sehr öde, der Boden schlecht, und daher der Ort sehr armselig. Dicht neben demselben zieht ein niedriger kahler Höhenzug hin, auf dessen Scheitel die Ruinen einer Burg befindlich sind. Von Cardenete brachte uns eine fünfstündige Wanderung über eine weite hügelige Hochfläche, die bis auf wenige Stellen, wo sich Rosmarin- und Wachholderhaiden ausbreiten, mit dichter hochstämmiger Nadelwaldung bedeckt und völlig unbewohnt ist, nach dem großen Flecken Carboneras. Dieser liegt an den Abhängen eines isolirten, kahlen, mit einer stolzen Burg gekrönten Hügels, umringt von ausgedehnten Getreidefluren, im Schooße einer weiten, rings von bewaldeten oder bebuschten Höhen umgebenen Ebene, durch welche der Quadacaen, ein schmaler aber tiefer Bach, Zufluß des Cabriel, strömt. Nach Ueberschreitung desselben gelangten wir in ein waldiges Thal, das sich allmählich gen Westen zwischen bewaldete Hügel hineinzieht. Hier liegt, am rechten Thalgehänge, der Flecken Cañada del Hoyo, woselbst ich mich entschließen mußte zu bleiben, obwohl es in der Posade weder ein Gemach noch ein Bett gab, weil die Nacht bereits eingebrochen war. Dicht über dem Dorfe erheben sich, wie ich erst am andern Morgen bemerkte, die hohen Mauern eines befestigten noch wohl erhaltenen Schlosses von alterthümlicher Bauart.

Der Weg nach Cuenca läuft in dem Thale von Cañade aufwärts, dessen Grund aus wenigen Wiesen besteht. Man gelangt bald in schöne hochstämmige und sehr dichte Kiefernwaldung, die sich bis in die Nähe des zwei Stunden von Cañade entfernten Dorfes las Zomas erstreckt. Dieser Ort liegt in einer weiten, baumlosen, gänzlich aus Weizenfluren erfüllten Thalmulde. Das bewaldete Plateau, über welches der Weg aus dem Thale von Cañade führt, endet hier plötzlich mit einem steilen kahlen Abhange, der das Thal von las Zomas in Gestalt einer niedrigen Bergkette gegen Norden beschließt und die unterste Schwelle der Serrania bildet, aus der man hier heraustritt. An dem entgegengesetzten völlig kahlen Höhenzuge liegt das Dorf Molierte, von wo aus man nach einer einstündigen Wanderung auf die erst vor wenigen Jahren vollendete Chaussee gelangt, welche Cuenca mit der von Requena nach Madrid führenden Heerstraße verbindet. Diese neue Straße ist mit Blumen bepflanzt und zieht sich zwischen kahlen Hügeln hin, welche aus Gyps- und Mergelhügeln bestehen. Es dauert nicht lange, so taucht die pyramidale Spitze des Thurms der Kathedrale von Cuenca zwischen zwei nackten, durch einen tiefen Einschnitt von einander getrennten Felsbogen empor, welche die Aussicht gegen Norden in geringer Entfernung begränzen. Es war eben Mittag als wir zu einem auf einer Anhöhe stehenden Chausseehause gelangten, von wo eine hübsche Promenade längs der schnurgerade gelegten Straße bis an die bloß noch eine halbe Viertelstunde entfernte Vorstadt von Cuenca hinabführt. Erst hier gewinnt man eine einigermaaßen vollständige Ansicht von Cuenca, denn vollständig kann man diese Stadt wegen ihrer eigenthümlichen Lage von keiner Seite aus übersehen. Cuenca liegt nämlich auf dem Gipfel von und an den Abhängen eines steilen, zwischen den bereits erwähnten Felsenbogen befindlichen Hügels, welcher von diesen Bergen durch zwei tiefe, enge, spaltenartige Thalsohlen geschieden ist. Durch die nördliche Schlucht strömt der Jucar, dessen tiefe eingezwängte Wassermasse eine dunkel blaugrüne Farbe besitzt, durch die südliche ein kleiner Bach Namens Huecar, welcher am Anfange der Stadt in den genannten Fluß mündet. Diesseits dieses Baches liegt die Vorstadt, eine breite Straße mit schönen modernen Gebäuden, während die eigentliche Stadt ein höchst alterthümliches, von der Zeit und dem Wetter geschwärztes Nest ist. Ihre Lage erinnerte mich an Bern, nur ist das Thal von Cuenca viel enger, der Hügel, auf und an dem es liegt, viel steiler, die Gegend dürr und baumlos, ganz wie um Teruel. Eine hochgespannte Brücke verbindet die Vorstadt mit der eigentlichen Stadt, an deren Eingange ich in einem großen, leidlich eingerichteten Gasthofe ein kühles Gemach bezog, dessen Balcon mir eine prächtige Aussicht über den mit grünen Gemüsegärten erfüllten Thalgrund des Huecar und nach den freundlichen Häuserreihen der gegenüber liegenden Vorstadt darbot, hinter welcher ein kahler, mit einer Spitze und einem malerischen Kloster geschmückter Hügel aufragt.

Cuenca, Hauptstadt der südöstlichen Provinz von Neucastilien und Sitz eines Bischofs, ward von den Mauren gegründet und gerieth zuerst auf friedliche Weise unter die Herrschaft der Christen, indem es Ben-Abet, König von Sevilla, seiner Tochter Zaida zum Hochzeitsgeschenk machte, als diese im Jahre 1072 von dem Könige Alphons VI. von Castilien zum Aerger der gesammten Christenheit zur Gemahlin erkoren wurde. Durch Empörung der maurischen Bevölkerung fiel die Stadt zu wiederholten Malen in die Gewalt der muhamedanischen Fürsten zurück, bis sie im zwölften Jahrhunderte durch Alphons IX. von Castilien dem Halbmonde auf immer entrissen ward. Früher mag die Stadt bevölkerter gewesen seyn; gegenwärtig zählt sie bloß etwa 8000 Einwohner. Sobald ich mich etwas von den Strapazen der Reise erholt hatte, ging ich aus, um die Stadt in Augenschein zu nehmen. Cuenca ist eben so regelmäßig gebaut wie Teruel, welcher Stadt es auch hinsichtlich der Bauart seiner Häuser ähnelt, liegt aber noch viel ebener. Die Gassen sind eng und winkelig, steigen sehr steil an

und haben ein graues Pflaſter. Die Häuſer haben nicht ſelten bis ſechs Stockwerke und ſehen ſehr finſter aus, indem der Sandſtein, aus dem ſie erbaut ſind, mit der Zeit an der Luft ſchwarz wird. Trotz dem, daß Cuenca nur eine Mittelſtadt iſt, beſitzt es nicht weniger als 13 Kirchen und 12 Klöſter. Unter den Kirchen verdient beſonders die Kathedrale den Beſuch der Reiſenden. Dieſelbe ſteht auf dem höchſtem Punkte des Stadthügels an einem kleinen aber hübſchen, von gutgebauten Häuſern umgebenen Platze, aus dem die Hauptgaſſe der Stadt durch ein hohes aus drei Bogen beſtehendes Thor von gothiſcher Bauart mündet. Die Kathedrale wurde unter der Regierung Alphons IX. erbaut, der mit eigener Hand den Grundſtein zu derſelben gelegt haben ſoll. Sie hat die Form eines Kreuzes, im Innern drei Schiffe, und iſt durchgängig gothiſch. Mit Ausnahme des Hauptportals und der Fenſter, welche mit feinen gothiſchen Sculpturen ſchön verziert ſind, entbehrt ſie des architektoniſchen Schmuckes völlig. Das ſchönſte in ihr iſt der impoſante gothiſche Säulengang, welcher den Hochaltar halbzirkelförmig umgibt, ganz ähnlich wie in der Kirche der Abtei Beruela. Ueber dem Kirchhauſe erhebt ſich ein dicker aber ziemlich niedriger Thurm, welcher in eine hohe pyramidale Steinſpitze ausläuft. Dieſelbe iſt zwar durchbrochen, aber nicht von gothiſcher Bauart, und ſtammt daher wahrſcheinlich aus einer viel ſpätern Zeit, als die Kirche ſelbſt. Von der Kathedrale begab ich mich nach der Puente de San Pablo, der Paulsbrücke, welche über die tiefe Thalſchlucht des Huecar führt. Sie iſt unbedingt das großartigſte Bauwerk von Cuenca. Ihre Länge beträgt 350 ihre größte Höhe 150 Fuß. Sie beſteht im Ganzen aus fünf Bogen, deren Pfeiler theils aus Felsklippen im Bette des Baches, theils auf den beiden Abhängen der Schlucht ruhen. Impoſant iſt der Anblick, den ſowohl dieſes Rieſenwerk als die Stadt überhaupt von dem entgegengeſetzten Gehänge des Huecarthales unterhalb der Brücke darbietet. Dicht am Rande der ſchroffen, zum Theil überhängenden, von dunkeln Schluchten zerklüfteten Felſen, welche den Stadthügel auf dieſer Seite umgürten, erheben ſich vier bis ſechs Stockwerke hohe Häuſer mit vielen Balcons, hinter denen die Gebäude der innern Stadt terraſſenartig, maleriſch gruppirt, emportauchen, überragt von den Thürmen der zahlreichen Kirchen und Klöſter, unter denen die Kathedrale mit ihren gothiſchen Zinnen und ihrer hohen Steinpyramide ſich am meiſten auszeichnet. Den Hintergrund bilden die grotesken Felsmaſſen des jenſeits des Jucarthales ſich erhebenden Berges. Thalabwärts ſchaut man über die grünen, von dem ſpärlichen Waſſer des Huecar befruchteten Gärten und die freundlichen Häuſerreihen der Vorſtadt weit in das theils kahle, theils waldige Hügelland, welches ſich weſtlich von Cuenca ausbreitet, hinaus; thalaufwärts dagegen ſieht man durch die hohen Rundbogen der Paulsbrücke in eine wilde enge Felſenſchlucht hinein, aus deren unzugänglichem Grunde der Huecar hervorſtrömt. Dieſe Anſicht von Cuenca würde eben ſo anmuthig ſeyn, als ſie großartig iſt, wären die maleriſch geformten Felſen und die Abhänge der Berge mit reicher Vegetation geſchmückt. Dies iſt aber leider nicht der Fall, indem faſt kein Strauch, geſchweige denn ein Baum am Ufer des Huecar oder an den Abhängen ſeines Thales wächst und daher die Stadt ebenſo dürr daliegt, wie Teruel. Die grauen Felsmaſſen, die den Augen nach allen Seiten hin begegnen, und die finſtern ſchwarzen Gebäude der Stadt verleihen dieſem an und für ſich höchſt maleriſchen und ſchönen Landſchaftsbilde einen ungemein ernſten und düſtern Charakter. Die entgegengeſetzte Anſicht der Stadt kenne ich nicht, da meine Zeit mir es nicht erlaubte das Jucarthal zu beſuchen. Dieſes ſoll noch weit unzugänglicher ſeyn, als das Huecarthal, was auch ſehr natürlich iſt, da der Jucar eine bedeutende Waſſermaſſe führt, die hier eng zuſammengedrängt und daher den Grund der Schlucht ausfüllen muß. Die Stadt iſt gegen das Jucarthal hin, ebenſo auf der Seite der Vorſtadt, von alten himmelanſtrebenden mit zinnengekrönten Mauern umſchloſſen. Ich muß geſtehen, daß ich keine zweite Stadt kenne, die eine ſo merkwürdige Lage hätte und einen ſo eigenthümlichen Anblick darböte, wie Cuenca. Selbſt Ronda, Alhama und andere Felſenſtädte Andaluſiens machen nicht den Eindruck wie Cuenca. Am meiſten ähnelt noch dem beſchriebenen Bilde die ſüdliche Anſicht von Toledo.

Bereits den folgenden Morgen nach meiner Ankunft am 29. Auguſt verließ ich Cuenca wieder und betrat noch denſelben Tag die kahlen unwirthlichen Steppengefilde des Centralplateau's von Neucaſtilien.

Kaſchmirs Vorzeit.

Auszug aus Raja tarangini, Histoire des Rois du Kachmir par Troyer, von Dr. E . . . . d.

Das Licht, welches die Manuſcripte Mackenzie's über den frühern Zuſtand Indiens verbreitet, die Aufſchlüſſe buddhiſtiſcher Reiſender, die linguiſtiſchen Nachforſchungen u. ſ. w. beweiſen, daß Wiſſenſchaft und Civiliſation ſich in Indien von Norden aus nach Süden bewegten. Die Engländer ſind die einzigen Eroberer Hindoſtans, welche dieſen Proceß durch ihr Vordringen von Süd umkehrten. Die andern errichteten den Hauptſitz ihrer Gewalt immer in Centralindien oder nahe dabei. All' die großartigen Scenen, deren in jenen intereſſanten Epen, dem Ramayan und Mahabharat, dann in den ſchönen dramatiſchen Schriften der Hindus Erwähnung gethan, liegen im Ariavarta, oder dem Lande zwiſchen den Vindhya-Hügeln und dem Pendſchab. Und Centralindien, das Land ſo vollkommen zu unſrer Kenntniß gebracht in Tod's Rajasthan, war die Gegend, rund um welche jene Ereigniſſe geſchahen, welche die großen Geſchicke Hindoſtans ausgemacht.

Die von Prof. Wilſon in ſeinem beachtenswerthen Essai on Kaschmir mitgetheilten Entdeckungen, verbunden mit denen Troyers, ſcheinen zu beweiſen, daß das liebliche Thal von Kaſchmir, dem Blicke der Welt entzogen und ausgeſchloſſen von den Bahnen des Eroberers, früher zu einem Aſyl und Haltpunkte für die religiöſen und politiſchen Streiter gedient, die aus den Hochebenen Arianas herabgeſtiegen in Oſtindiens Gefilde. Religiöſe Propagandiſten in Indien wählten gleich den Mönchen des Mittelalters oft

in ihren Sitzen ſolche abgeſonderte Winkel, wie Tamluk an den Gränzen der Sunderboons, die heilige Stadt des Buddhaismus, Parasnath, jenen lieblichen Hügel im Norden von Burdwan, den Sinai der Jains, Bali im öſtlichen Inſelmeer, in deſſen Klüfte ſich die verfolgten Brahmanen von Java und den Inſeln des Oſtens zurückzogen — wie manch ähnliche Punkte endlich, die zu begünſtigten Kernen wurden, aus denen der Strom der Lehre und des ſocialen Einfluſſes über die verſchiedenen Theile von Indien floß. Ritter betrachtet Kaſchmir mit Butan und Thibet als die geiſtige Wiege der Hindus, wenn auch dieſe Gegenden nicht die urſprünglichen Quellen ihrer Civiliſation geweſen ſind. Die Brahminenſtämme trugen, nachdem ſie den Hindukuſch gekreuzt, gleich den Pilgrimvätern bei ihrer Landung in Neu-England den Samen ihrer frühern bürgerlichen und religiöſen Politik mit ſich, hinreichend, um jenen Stolz der hindoſtaniſchen Zeloten zu entkräften, der das uranfängliche Indigenat ihrer Religion in den Herzen und im Geiſte der Maſſe des Hindvolkes behaupten will. Sie kreuzten den Hindukuſch und ließen ſich als Fremde, Eindringlinge nieder unter den niedergeworfenen Sudras im Norden von Indien.

Kalhana, des Panditen (d. i. Schriftgelehrten), Werk über Kaſchmir von Troyer in europäiſcher Ausgabe herausgegeben, iſt das beſte Buch, um jene Zeiten zu erhellen. Kalhana, einer von den Dichtern des Raja Tarangini „der Orpheus des Thales" war der Sohn des Premierminiſters von Kaſchmir und lebte im 12ten Jahrhundert. Er war Zeitgenoſſe und Landsmann des Soma Dewa, Autors von Brihat Katha, eines Werkes, das eine höchſt intereſſante Reihe von Erzählungen im Sanskrit enthält, die viel Licht über Sitten und Religion der Hindus verbreitet, und in der That für Tauſend und eine Nacht das Material geliehen. Sie wurden mit einer deutſchen Ueberſetzung von Brockhaus in Paris herausgegeben. Harsha Dewa, der Autor des Naishadh Charitra war ebenfalls Landsmann von Kalhana.

Dieſer aber, ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer der Poeſie, componirte in Verſen die „Tochter des Gedächtniſſes", ſeine Geſchichte, welche aus den Werken von ſiebenzehn Hiſtorikern, die ihm vorausgegangen, ferner aus der Tempel reichem Archivenſchatz entſtanden war. Gleich ſeinen Landsleuten und Zeitgenoſſen war er mit der Metaphyſik wohl bekannt, die er als eine Mine beſchreibt, welche manch koſtbaren Stein enthält, der, wenn von ſtörenden Inkruſtationen befreit, als ein koſtbares Kleinod erſcheint. Das Syſtem des Buddhaismus war ihm in Geſchichte und Doctrin ſehr vertraut. In der Wahrheit ſeiner Beſchreibungen ſteht er gewiß hinter keinem modernen Geſchichtſchreiber zurück und mag im Punkte der Unparteilichkeit oft den Preis erringen. Kalhana war kein Kriecher vor den Großen, obgleich lebend in einer ſklaviſchen Zeit, wo die Doctrin des göttlichen Rechtes der Könige auf ein ſtrenges Regiment über die ganze Erde aufrecht erhalten ward. Mit großer Kühnheit ſagt er uns ſeine Meinung über dieſen Punkt: „Zu allen Zeiten werden Dichter und Könige durch Plündern reich. Die erſtern ſtehlen Verſe, die letzteren Anderer Hab und Gut! Ein König zerſtört den, der ihm ſeinen Thron erheben half, wie ein Holzhacker niederfällt des Baumes Stamm, welcher ihm früher einen laſtigen Sitz zum Blicke über den ganzen Forſt gewährt. Was will nicht eine Beute der Könige werden, wenn ihre Begierde entzückende iſt, wie die Ameiſen ein Fraß ſind der klebrigen Zunge des Schuppenthiers! Der Löwe mordet im Sprunge, die Otter in der Umarmung, die Betala im Lachen, der König aber, während er höhniſch lobt."

Kalhana, zwar ohne Vergleich unter Kalidas, dem indiſchen Shakeſpeare, an Schönheit des Ausdruckes, bedient ſich wie Orientalen gewöhnlich einer großen Abwechslung an Vergleichen. Ein König ohne Controlle von Seite ſeiner Miniſter iſt „ein Diamant, der von andern Mineralien nicht geſchnitten wird, ſelbſt aber koſtbare Steine ritzt." Aryaraja, der gleich Karl V dem Thron entſagte und nicht wieder König werden wollte: „erhob ſeine Augen zum Himmel und ergriff nie wieder die Zügel der Gewalt, wie eine Schlange nimmermehr die Hülle berührt, welche ſie einmal abgeſtreift." Aehnliche Beiſpiele einer blumenreichen Sprache liefert das Werk in Ueberfluß; und wenn man auch aus ſehr einleuchtenden Gründen Kalhanas Werk nicht mit den modernen Geſchichtſchreibern Europa's vergleichen kann, ſo ſteht er gewiß mit Schriftſtellern wie Ferduſi oder Abul Fazil in gleichem Rang, ſo daß man in Anbetracht der Mißſtände, mit denen er rang, des Alters, in welchem er lebte, ſeines geringen Verkehrs mit Fremden endlich, von ihm mit Recht nach Horaz ſagen kann:

Exegit monumentum aere perennius!

„Obwohl dieß Manuſcript früher ſo verbreitet war, daß jede Hindufamilie von einiger Diſtinction eine Copie beſaß, und obwohl es auf Befehl des Kaiſers Akbar, der Uebertragungen aus dem Sanskrit ins Perſiſche auf jede Weiſe begünſtigte, ins Perſiſche überſetzt wurde, beſtanden doch vor vierzig Jahren nur noch drei authentiſche Abſchriften, deren eine Moorcroft von einem Panditen erhielt als einen Beweis ſeiner Dankbarkeit für die Heilung eines Leidens, das dieſer für inkurabel gehalten hatte.

Daß die Geſchichte von Kaſchmir zu einer ſo frühen Periode als bis 15 Jahrhunderte vor Chriſtus (Herodot erwähnt Kaſchmir) zurückläuft, mag manchem unglaublich erſcheinen; dieſes Datum iſt aber gar nicht ſo unwahrſcheinlich, wenn wir bedenken, daß die Ströme der Religion und der Bildung gleich den Waſſern des Ganges von Norden nach Süden geronnen ſind. Die Niederlaſſung des Agaſtya im Süden, die Gründung der Königreiche von Pandyan und Chola, Rams Zug nach Ceylon geſchahen alle wenigſtens zehn Jahrhunderte vor Chriſtus; und obzwar wir in der Geſchichte der Blockhäuſer Nordamerika's außergewöhnliche Fälle des reißendſten Wachsthums einer Civiliſation ſehen, bewegten ſich in den grauen Tagen der Vorzeit die Stoffe in einer weit gemäßigteren Skala.

Betrachtet man die Daten aus dem Raghu Vanſa und andern Werken, ſo muß eine bedeutende Zeit noch vor dem zehnten Jahrhundert v. Chr. verfloſſen ſeyn, ehe der Dienſt des Brahma von Aria Varta (Central-Indien) und Kaſchmir aus nach Dekan gedrungen ſeyn kann, wenn man auch den ſiegreichen Armeen Rams vollkommene Rechnung trägt, die — und mögen ſie gleich Napoleonen einen Continent überrollt haben — dennoch anderer und dauerhafterer Einflüſſe bedurften, um einen Nationalglauben zu begründen.

Die Geſchichte von Kaſchmir wird wichtig in jener Zeit, die als der Anfang des hiſtoriſchen Alters für Hindoſtan betrachtet werden kann, zur Zeit des Krieges des Mahabharat, als nämlich

die Race des Nordens mit Süd-Indien um den Preis der Herrſchaft rang; in der That war der Stamm Pandava, welcher im Kriege des Mahabharat eine ſo hervorragende Rolle ſpielt, wahrſcheinlich kaſchmiriſchen Urſprungs, wofür ein ſtreng hiſtoriſcher Beweis in dem Umſtande liegt, daß Panda ein Sohn „des glücklichen Thales“ war. Die frühzeitige Exiſtenz brahmaniſcher Inſtitutionen in Kaſchmir, die ſehr mit der politiſchen Suprematie der Pandurace zuſammenfallen, wie es mit der Abkunft von romaniſchem Blute unter Philipps II Herrſchaft in den Niederlanden war, beweiſt dieß. Die Einfälle der Rakhaſes, die Schlachten von Suras und Aſuras, obwohl mit poetiſcher Einbildungskraft aufgeſtutzt, beziehen ſich im Lichte der hiſtoriſchen Kritik beſchaut, einfach auf die Kämpfe um religiöſe Oberhoheit zwiſchen den brahmaniſchen Angreifern und den urſprünglichen Bewohnern des Gebiets.

Auf einer Höhe von 6000′ über dem Spiegel der See, umgeben von den luftigen Gipfeln des Himalaya, deren Spitzen von einem ewiglaſtenden Schnee bedeckt ſind, bietet das Thal von Kaſchmir dem Reiſenden in Indien einen der intereſſanteſten Punkte dar. Gleich dem Thale von Nepaul war es ehedem ein See, und trocknete auf entweder in Folge eines Erdbebens oder durch jenen Erhebungsproceß, welcher Bengalen aus einer Meeresbucht in einen Thalgrund verwandelt hat. Seine Geſchichte aber geht in eine ſehr ferne Zeit zurück. Wir haben eine Erzählung im Mahabharat, daß die Könige von Kaſchmir Theil nahmen an dem „großen Krieg.“ In moderner Zeit waren die hauptſächlichen Anſprüche dieſes Thales auf Beachtung: Runjit Sings Einfluß, ſeine prachtvollen Shawls, die Schönheit ſeiner Frauen und die herrliche Landſchaft, welche den Kaiſer Jehangir zu der Erklärung zwang, daß er lieber ſeinen Thron verlieren wolle als Kaſchmir. Kalhanas Werk führt uns in die graue Vergangenheit dieſer Welt zurück.

Die Geſchichte von Kaſchmir gibt uns wenig Einſicht in die Sitten und Lebensart des Volkes. Seine Könige handelten im allgemeinen nach der Maxime eines Herrſchers der Neuzeit: L'état c'est moi, und die Geſchichtſchreiber ſcheinen dieſe Art adoptirt zu haben durch Anfüllung ihrer Werke mit Details über die Schlächtereien und Intriguen ruheloſer Eroberer. Die einzige Claſſe von Weibern, deren Kalhana gedenkt, ſind Kurtiſanen und Königinnen. Die letztern ſcheinen bei verſchiedenen Gelegenheiten große politiſche Macht beſeſſen und ihre Miniſter ſo ſtreng beherrſcht zu haben, als jemals Königin Eliſabeth. Eine derſelben, Diddah, die Meſſalina von Kaſchmir, war ihrer außerordentlichen Wolluſt wegen berühmt, indem ſie alles übertraf, das man von einer bekannten neuern Fürſtin erzählt.

Dasſelbe gilt von den Männern. In der That bezeichnet der wahre Name, Rajah Tarangini, Strom der Könige, die Exiſtenz von nur zwei Claſſen, Deſpoten und Sklaven. Die Aufrechthaltung der Legitimität war allein im Thale von Kaſchmir anerkannt, und der perſönliche Charakter eines Monarchen kam rückſichtlich ſeines Amtes gar nicht in Betracht. Die Notizen über manche dieſer Alleinherrſcher rufen unſerm Gedächtniß die Tage Napoleons zurück. Das Volk, ſagt Kalhana, wußte von der Anweſenheit des Monarchen nur durch die Raubvögel, welche zum Fraße herbeieilten an den Leibern der geſchlachteten Krieger. Kalhana, der Pandite, gibt eine der chriſtlichen Moral weit anpaſſendere Schilderung ſeiner Eroberer, als manche chriſtliche Schriftſteller thun, wenn er ihre Glorie beſchreibt, als „obwohl überall hin ihre Strahlen zerſtreuend, doch nur an Schrecken fruchtbar, gleich der Helle einer Leichenfackel.“ Hier hört man nicht ſolche Encomien über Krieger und Fürſten ausgeſprochen durch Kalhana, den Brahmanen, als von Maſillon und den Hofpredigern usque ad nauseam in den Kirchen gefeiert wurden über le grand Monarque! Manche dieſer Könige ſcheinen gleich den Herrſchern des Mittelalters ihre Gewiſſensbiſſe durch Stiftung religiöſer Gebäude beruhigt zu haben — buddhiſtiſcher Tempel — nach einem Leben voll Mord und Schlächterei! Andere dagegen leiſteten ihrem Lande wichtige Dienſte durch Erbauung von Canälen, Uferdämmen und Straßen. Es iſt die Frage erhoben worden, wann zum erſtenmal in Bengalen Gränzen gezogen worden ſeyen. Keine Antwort kann darauf gegeben werden, aber wir finden, daß vor vielleicht 3000 Jahren Monarchen in Kaſchmir die Einkünfte von Königreichen darauf verwandt, Schutzmauern im großartigſten Maßſtabe zu errichten, und ein König verlieh alle ſeine königlichen Schätze den Ingenieurs, die rund um das Thal eine Reihe von Befeſtigungen gebaut. Es wurde behauptet, daß vor Ankunft des Chriſtenthums Hoſpitäler nicht beſtanden; wir aber finden, daß ein König von Kaſchmir lange vor dieſer Periode Krankenhäuſer und Apotheken eingeführt. Manche dieſer Könige ſcheinen wirklich dem phyſiſchen Comfort ihrer Unterthanen weit größere Aufmerkſamkeit gewidmet zu haben als es irgend ein europäiſcher Eroberer in Hindoſtan gethan. Der Marquis von Wellesley iſt der einzige General-Gouverneur, der Bäume pflanzte den Seiten der Straßen entlang, um Schatten und Erfriſchung zu bieten; und doch war dieß eine ſehr gemeine Praxis unter den kaſchmiriſchen Monarchen. Es iſt ſehr glaublich von Lord Ellenborough, daß er bei Gelegenheit, als man ihm zur Anerkennung ſeines indiſchen Regiments ein ſilbernes Tafelſervice überreichte, das Geld dafür vorgezogen haben würde, um Baumalleen der Grand Trunk Road entlang zu pflanzen, um ein nützliches Andenken zu hinterlaſſen.

Die alten Bewohner von Kaſchmir waren mit gewiſſen Zweigen techniſcher Ausbildung, wie der Errichtung von Wällen, Bergbau, Münzprägen, Skulptur und Architektur wohl bekannt. Das Drama, welches einen ſo wichtigen Einfluß auf die Geiſtesentwicklung der Hindus ausübte, ſtand auf einem hohen Grade von Vollendung. Gelehrte Männer waren hoch verehrt. Während der Regierung des Jayapira galt der Name eines Pandit höher als eine Königskrone. Ein anderer Fürſt, Matriggypta, legte ein ihm gewidmetes neues Schauſpiel in eine goldene Vaſe, um ſeine Würdigung des Werths desſelben zu beweiſen. Die unterrichteten Claſſen fanden ihren Weg bis zu den höchſten Staatswürden, und wir beſitzen die Nachricht über einen Mann, der ſeiner tiefen Gelehrſamkeit wegen ſogar zum König erkoren ward. Noch jetzt ſind die Kaſchmirer durch ihre Shawls- und Papiermanufacturen berühmt, doch iſt die Frage zuläſſig, ob ſie jemals die mechaniſche Ausbildung des Volkes von Dakka erreicht.

Die Anerkennung des Kaſtenſyſtems und der dem Aufgeben einer Kaſte anhaftenden Nachtheile im Raja-tarangini beſtätigt keineswegs die von Colonel Sykes in ſeinen „Notes on the ante-mohamedan state of India“ peremptoriſch hingeſtellte Meinung, daß Kaſten als religiöſe Trennung im alten Indien nicht exiſtirt. Gerade im Hinduſtamme haben wir Spuren primitiver

Einrichtungen, welche eine allgemeine Vermiſchung aller Claſſen nur am Feſte des Huli und im Tempel von Jagannath geſtatteten.

Der Ritus des Sati — ein Lotosbeet mit Flammen erleuchtet — wurde ſchon in grauer Zeit begangen; auch leſen wir von der Einhaltung faſt aller Brahmanenfeſte, die ehedem in Benares häufig waren. Religiöſer Fanatismus war ſehr gewöhnlich, und aus den Zeiten des Königs Arya ſtammt ein Edikt, welches als wohlanſtändig das Beſtreuen mit Aſche von Kuhmiſt, Roſenkränze und dichte Decken über das Haar empfiehlt. Der Raja Tarangini beſtätigt das aus den Drama's der Hindu und den alten Schriften derſelben entnommene Zeugniß, daß die Frauen in frühern Tagen eine große Freiheit genoßen, verreiſen durften, und ſelbſt vielen Einfluß auf den Gang der politiſchen Ereigniſſe geübt. Auch war es ihnen erlaubt, ſich ſelbſt den künftigen Gatten zu wählen. Die Freier ſtellten ſich der Reihe nach vor, die Dame aber wand dem Gegenſtande ihrer Wahl eine Guirlande von Blumen um den Hals.

Helle Lichter wirft der Raja Tarangini auf die auswärtigen Angelegenheiten. Benares wurde das buddhiſtiſche Aſyl des Matriggypta nach ſeiner Thronentſagung; Mathura unterlag ſchon dem erſten König von Kaſchmir, Pilgrime aus Bengalen beſuchten die Tempel dieſes Thales. Ceylon ward zweimal von den Königen Kaſchmirs heimgeſucht, deren einer ſein Banner auf den Adamspik gepflanzt; Lalitaditya, der Napoleon Kaſchmirs, drang auf ſeinem Eroberungszug bis zu den Tataren des Nordens vor und bis zu den Draviras im Süden; die Quellen des Ganges und die Bucht von Bengalen ſahen den Triumph ſeiner Waffen, während Gaya und das Kaiſerthum Kanauj an Kaſchmir Tribut zahlten und fremde Könige ganze Armeen zu ihrem Schutz von jenem Land entlehnten. Paravarasena unterwarf der Gouverneur von Dakka, Baladitya aber ſtellte einem Herkules gleich Siegesſäulen am Golf von Bengalen auf.

Die Schlangenverehrung, von den Nagas, einem Gebirgsvolke, ausgegangen, ſcheint zu ſehr früher Periode in Kaſchmir exiſtirt zu haben. Vielleicht war ſie die erſte herrſchende Religionsform, da Kalhana die erſte Linie der Könige von Kaſchmir der Erinnerung unwürdig nennt, weil ſie noch nicht der heiligen Satzung der Vedas angehangen, und demnach wahrſcheinlich Verehrer des Schlangencultus geweſen ſind. In den Tagen des Abu Fazi, Premierminiſters bei Akbar, beſtanden 700 Heiligthümer der Schlangen im Thal. Doch war dieſer Aberglaube nicht auf Kaſchmir allein beſchränkt. Die Puranas und Harivanſa liefern viele Einzelnheiten über Schlangendienſt in Hindoſtan. Daſſelbe Motiv, welches die Hindu zur Anbetung einflußreicher Gegenſtände, ſegensreicher oder zerſtörender geführt, konnte ſie auch bewegen die Schlange zu verehren, als Emblem der Ewigkeit und Symbol des Lebens, deſſen giftige Gewalten in Indien ſo unheimlich fühlbar ſind. Spuren dieſer primitiven Form von Götzendienſt trifft man noch jetzt häufig in entlegenern Gegenden Hindoſtans, wie denn die Schlange in indiſchen Tempeln eine ſehr gewöhnliche Figur iſt. Das Bild des Krishna, auf eine Schlange tretend, wurde wahrſcheinlich aufgeſtellt als Symbol des Sieges der ſpätern Religion über die urſprüngliche, welche derſelben brahmaniſchen Gewalt unterlag, die Paraſuram zur Vernichtung der Kſhetryas angewandt. In Jeſſore beſteht der Gegenſtand der Verehrung in einem irdenen Gefäß, welches drei Köpfe der Cobra capella (Brillenſchlange) enthält. Erſt die jüngſte Zeit hat in Bengalen die Anbetung neuer Götter eingeführt, ſo des „Ula-uta“ (Gottheit der Cholera), des „Sitaly“ (Gottheit der Kinderpocken), des „Dakhin Bay“ als Patron gegen Fluthen und Tiger; doch haben dieſe Götter noch kein ſolches Anſehen erlangt, daß ſie neben Krishna oder andern apotheoſirten Heroen in ein und demſelben Tempel eine Niſche bewohnen dürften.

Vor der Ankunft der Brahmanenrace in Bengalen lebte das Volk, welches jetzt die Hügel bewohnt, wahrſcheinlich in den Ebenen und wurde erſt durch den Sturm des Einfalles auf die Bollwerke des Hochlandes hinaufgedrängt. Gleicherweiſe waren die Nagas Kaſchmirs Autochthonenrace, ferners die Gandaras und Dheradas, die alle Ophiten oder Schlangenanbeter waren. Erſt im Laufe der Zeiten führten fremde Eindringlinge aus den Tafelländern von Ariana die Syſteme des Buddah und Brahma ein, wahrſcheinlich durch den Beſitz größerer phyſiſcher Gewalt und überlegenerer Intelligenz. Die Mondlinie der Könige beſtand aus Buddhiſten, und die Brahmanen hatten die Kſhetryas oder Kriegerkaſte zu Verbündeten. Sie überpflanzten die Religion der Nagas oder Bergbewohner, geradeſo wie überall, wo das Banner des Islam wehte oder der Koran geſungen wurde, der rohe Aberglaube, der das Chriſtenthum des Mittelalters durchdrang, den Traditionen des Geſetzgebers von Mecca den Platz räumte. Und obwohl die Nagas eine ſehr kraftvolle Race geweſen zu ſeyn und ehedem ein bedeutendes Gewicht in die politiſche Wagſchale gelegt zu haben ſcheinen, konnten ſie dem unterwühlenden buddhiſtiſchen Syſteme nicht widerſtehen, das ſeine Waffen ebenſowohl aus geiſtigen Beweiſen als von der phyſiſchen Gewalt nahm, um die Dogmen des Sakhya Muni zu verbreiten. Die Schlangenverehrung trifft man übrigens im chineſiſchen Drachen wieder; und nur der Propagandismus der Buddhiſten konnte ſie bemeiſtern. In der Folge erhob ſich in Kaſchmir ein erbitterter Kampf zwiſchen den Anhängern Sivas und den Buddhiſten. Dieſe beiden Religionen exiſtirten nämlich gleichzeitig, wie es auf der Inſel Bali noch heutzutage der Fall iſt; und nicht ſelten ging die eine in die andere über. Allein obzwar manche Dogmen den Sivaiten und Buddhiſten gemeinſam ſind, ſogar trotz der mancherlei Argumente, die Dr. Tytler aus den Monumenten von Bali und Java zog, um den gemeinſamen Urſprung beider Syſteme zu beweiſen, kann man niemals einſehen, wie der blutige Ritus des Siva einige Aehnlichkeit mit den ſanften Satzungen Buddahs haben ſoll. Der Buddhaismus war nur durch die Macht der Umſtände kriegeriſcher Art; denn nachdem er in grauer Vorzeit ſeine Wurzeln in Kaſchmir geſchlagen hatte, zeigten ſich die erſten 35 Könige, obwohl Buddhiſten, in der Erweiterung und Verpflanzung ihres Glaubensbekenntniſſes ſehr thätig und machten ſich keine Skrupel daraus ihre religiöſen Plane mit dem Schwerte zu erzwingen. Einer von ihnen Meghavahana predigte an der Spitze einer erobernden Armee die Pflicht ſeine Dankbarkeit auf jedes Weſen auszudehnen, welches Leben hat! Er penſionirte aus Staatsrevenuen alle Jäger and Schlächter in ſeinen Beſitzungen, weil ſeine Maßregeln denſelben jede Möglichkeit eines Lebensunterhaltes benahmen. In dieſem Falle ſehen wir an den hindoſtaniſchen Buddhiſten ſo gut als an den Mohammedanern wie die Religion jene für die Aſiaten ſo charakteriſtiſche Trägheit und Gleichgültigkeit abſpiegelt.

Zu der Zeit (339 v. Ch.) als Fa Hian, ein chineſiſcher

Buddhist und Priester, Talmuk besuchte, war der Buddhaismus im Wachsen, nicht allein in Kaschmir, sondern auch in der Tartarei, Khotan, im Scinde und Agra. Asoka ließ Monumente seines buddhistischen Eifers im Thale von Kaschmir und an den Quellen des Rupnarayan zu Talmuk in Gestalt jener großartigen Schlösser, die lange bestanden, als ein Beweis jener freigebigen Hand, womit er seine religiösen Zwecke gestützt. Aber im zehnten Jahrhundert zerstörte Khamaguptar, König von Kaschmir, der Aurengzeb jener Tage, die Bilder Buddha's und verbrannte die Klöster.

Als Kalhana schrieb, hatte die Verehrung des Siva die Oberhand. Dieses System überwog in Südindien zur Zeit des Beginns der christlichen Aera und war überall in Aufnahme begriffen außer in Telingana, wo das Volk aus Vishnuiten bestand. Der Sivismus scheint mit dem Dienste Buddha's viele Berührungspunkte gehabt zu haben, und als die Sivaiten endlich den Buddhismus annahmen, wurde ihnen gestattet, ihre Titel und Familien-Unterschiede beizubehalten. Aber als Abul Fazl im Jahre 1582 Kaschmir besuchte, hatten die Vishnuiten die Oberhand. Gegenwärtig sind in Kaschmir nach Hamilton 64 Plätze geweiht, 45 dem Siva. In der That wird das ganze Kaschmir von den Hindus als heiliger Grund angesehen und der Kampf zwischen den Sivaiten und den Vishnuiten nimmt jetzt denselben Platz in der Geschichte ein, wie früher der zwischen Brahmanen und Buddhaisten. Die buddhistische sowohl als die Brahminenreligion scheinen in Kaschmir unter dem Schutz des Staates verbreitet worden zu seyn, mehr aber noch durch jenes Mittel, welches in moderner Zeit die Mährischen Brüder so mit Erfolge angewandt, durch religiöse Kolonien. Verbunden damit waren sog. Mats, oder Gebäude, welche den vereinten Nutzen einer Kirche und eines Seminars bietend der Priesterschaft Gewicht und lokale Macht verliehn. Es bestand in der That das Princip residirender Pastore und ein Pfarreisystem, das diesen Religionen Festigkeit verlieh, wie islamitische Colonisation eine eingewurzelte muselmännische Action im Hindostan hervorrief. Das Mönchswesen des europäischen Mittelalters, durch welches sociale und Agrikultur-Veredelung wie aus einer Oase über weite Distrikte sich ergoß, war in Kaschmir in hohem Grade adoptirt, eigentlich wohl in allen Gegenden, wo die Principien des Buddhaismus Aussicht auf Gedeihen hatten. Diese Klöster waren Kernpunkte für den Fortschritt der Gesellschaft, wo die Unwissenden Belehrung, die Armen Unterstützung, die Kranken eine Behandlung erhielten, wie sie eben damals möglich war. Der Buddhaismus verdankte auch gleich dem Methodismus in England viel von seinem Einfluß dem System der Wanderpropaganda. Die Bettelmönche des Mittelalters handelten nach demselben Plan; aber weder Bettelmönche noch Methodisten konnten die Energie und Selbstverläugnung buddhaistischer Missionäre erreichen. Ihr proselytischer Eifer übertrifft alles, dessen die neuere Zeit gedenkt vom St. Franz Xaver oder den Jesuiten in Indien und Südamerika. Der Raja tarangini charakterisirt sie in seinem emphatischen Sanskritstyle: als „Buddhisten, deren Gewalt durch ein wanderndes Leben gewachsen ist."

Das Burzenland in Siebenbürgen. [1]

Von Georg Binder.

Eine der belebtesten Straßen Siebenbürgens führt — zwischen Hermannstadt und Kronstadt — eine lange Strecke im Altthal hin, einem an Schönheit man kann sagen ausgezeichneten Thal. Links hat der dem Lauf des Flusses entgegen Reisende die steil abfallenden Höhen des Berglandes um sich, und namentlich zur Rechten das allmählich bis 1½ Meilen breite meist schön geebnete Thal und an seinem südlichen Saum ein hohes Gebirg, welches zahlreiche Gipfel von fast 8000 Fuß Höhe und in seinen äußeren Umrissen wie in seinen Schluchten und Abstürzen des Schönen und Erhabenen ungemein viel darbietet. So geht es durch zahlreiche walachische Dörfer und das lebhafte walachisch-magyarisch-sächsische Städtchen Fogarasch fort und fort. Bald hinter diesem kommt der Weg an einen mäßigen Berg- oder niedrigen Gebirgzug, welcher von dem großen Gränzhöhenrücken aus- und nach Norden geht.

Diese ziemlich breite Bergkette bildet die nordwestliche Umwallung eines besuchenswerthen Thales, das der Burzen, welches noch weit gegen Mitternacht hin von ähnlichen ja noch mehr abgeschlossenen Thallandschaften fortgesetzt wird, denen allen manche Schönheiten zukommen. Der Preis aber unter den einzelnen hier gemeinten Thälern gebührt an Sehenswürdigkeit dem der Burzen, ja es wird mit Recht unter die schönsten Landschaften des in dieser Beziehung nicht eben armen Siebenbürgens gerechnet. Ich will den, freilich immer mißlichen, Versuch machen, dasselbe (vorläufig) so gut es in Worten möglich, übersichtlich darzustellen oder zu beschreiben.

Ein schöner und bequemer Weg führt über den von den beiderseitigen Thälern hier nur wenig erhobenen Bergzug, welcher mit seinen äußersten Ausläufern eine mittlere Breite von 3 Meilen hat. Er wird auch weiter gegen das erhabene Gebirg des Südens nur allmählich höher. Aber hart an seinen südöstlichen Abfällen haben die Kräfte der Tiefe den unter dem trefflichen Grünsandstein liegenden hellgefärbten Kalkfels mächtig emporgetrieben und aus ihm einen länglichen Grat gebildet, welcher von West und Ost (der Quere nach) gesehen sich wie ein hoher Dom ausnimmt und die nachbarlichen stark bewaldeten Bergrücken sowohl an kühner Gestaltung als an Höhe weit übertrifft. Dieser Gipfel, der sogenannte Zeidner-Berg, steht demnach wahrhaft ausgezeichnet da, wie ein Riese neben Zwergen, wie eine Warte von vortrefflicher Stellung, um

[1] Bei dieser Darstellung beabsichtigte ich nicht, ein vollständiges Bild des Landes zu geben. Es kam mir nur darauf an, die Hauptzüge zu geben. Ueber Siebenbürgen (mithin auch Burzenland) findet man weitere Aufschlüsse in Marienburgs sehr verdienstlicher und eben in Beziehung auf jenes Gebiet vorzüglich reicher Geographie von Siebenbürgen, Hermannstadt 1813, 2 Theile, in Söllners Statistik von Siebenbürgen, Hermannstadt 1848 (leider nur ein Anfang!); dann in Ackners Handbuch für Reisende in Siebenbürgen (unter der Presse). Auch ist an demselben Ort im vorigen Jahr eine sehr brauchbare Karte des Landes erschienen (doch ohne die Züge der Gebirge, zwei große Blätter, zwei Silbergulden), welche oder die ihr sehr ähnliche doch minder vollständige „Straßkarte von Siebenbürgen" (Wien um 1832, herausg. unter Leitung des Generalstabs), oder andere bessere Karten des Landes bei Lesung dieses Aufsatzes zu Rathe zu ziehen nur nützlich seyn kann. — Wie Schade, daß von Siebenbürgen und Ungarn noch so wenige gute Ansichten erschienen sind, zumal in der geschmackvollen Weise der Gegenwart! Es fehlt durchaus nicht an vielen anziehenden Stellen — selbst außer dem Burzenland. (Anm. d. Eins.)

einen großen und zwar anſprechenden Theil des Landes zu überblicken. Der Berg wird zwar außer Hirten und ihr Vieh ſuchenden nächſten Anwohnern ſelten von andern Menſchen erſtiegen, ſo nahe er der großen Straße liegt und ſo einladend er zur Gewinnung einer Aus- und Rundſicht ſich darbietet. Doch habe ich ihn zweimal erklommen, theils um ſeine Höhe zu beſtimmen, theils um — was ich allemal, wann ich an ihm vorbei kam, hoffend ahnte — jene Ausſicht kennen zu lernen, und bin dabei nicht getäuſcht worden, ja ich kann dieſen, freilich mühſamen Gang, allen welche unſer Land und dieſen Strich deſſelben bereiſen, angelegentlichſt empfehlen. Mit Ausnahme des in die nahen ſanftgeſtalteten Höhen verlaufenden Fußes iſt der Berg faſt überall ſehr ſteil und es bewährt ſich auch bei ihm, was Humboldt ſagt, daß ſehr häufig untergeordnete Gipfel der Erde am ſchwerſten zu erſteigen ſind. Am ſüdlichen Abhang ſtehen weithin bis zu einer Höhe von faſt 3000 Fuß [1] Eichen, ſonſt ſind die Abhänge und der Rücken bis zur größten Höhe mit Rothbuchen bedeckt, zwiſchen welche ſich je mehr nach oben deſto mehr Sträuche und Bäume des ſchönen Gebirgahornes (Acer pseudoplatanus L.) miſchen; von Nadelholz iſt ſelbſt ganz oben — keine Spur! Der Rücken iſt meiſt, der kuppige Gipfel zum Theil frei von Holz und gewährt eine bei hellem Wetter und günſtiger Beleuchtung wahrhaft rühmenswerthe Ausſicht, eine Ausſicht, welche das ſcharfe Steigen reichlich lohnt. Indeſſen iſt ſie wie alles derartige nur ſehr ungenügend zu beſchreiben. Gegen Weſten breitet ſich das anmuthige, weite, dörferreiche Thal des (für Siebenbürgen) unteren Alt aus, und man ſieht fern in ſeinem Hintergrund noch das anſehnliche Thal des Zibin bei Hermannſtadt und die gewaltige, großentheils von rauhen Zinnen gekrönte Gebirgswand, welche beide Thäler auf der Südſeite eingränzt und ſchirmt. Auf der nördlichen, hinter dem vielgewundenen „gelben" Alt, welcher in manchen Krümmungen ſichtbar iſt, ſtellen ſich die gegen das Fogaraſcher Gebirg ſo geringen Höhen des Berglandes mit zahlreichen kleinen Thälern, Kuppen und Wäldern dar, welche in größerer Ferne bald in eine ſcheinbare dunkelgraue Fläche zuſammenlaufen. Der reichbewaldete Bergwall, welchem der Kalkfels angehört, auf den in Gedanken die Leſer ſich ſtellen mögen (der Geiſterwald), ſcheidet das untere Altthal von dem der Burzen [2] in welches der auf jenem Fels ſtehende, nachdem er ſich gegen Oſten gewendet, wie von einem hohen Thurm hinabſieht.

Hier iſt das meiſte noch näher und die nach dieſer Seite völlig freie, dazu über das Thal noch immer 2440 Fuß erhabene Bergkuppe geſtattet zugleich auch recht in die Ferne zu ſehen. Zunächſt feſſelt den überraſchten Blick das herrliche Thal, welches dicht an dem Fuß des maleriſchen Gipfels beginnt und von da in einer mittleren Breite von 1 bis 2 Meilen bis an die faſt eben ſo ſteilen Abfälle des Schullergebirges, dann in faſt immer gleicher Ebenheit rechts bis an den Königſtein und Butſchetſch und bei Kronſtadt ſich beträchtlich erweiternd bis zum Alt hinzieht, zuſammen, ſoweit es als wohl geöffnet von hier zu überſehen, — wenigſtens 5 Meilen lang. Das von NO. her auch zum Alt mündende Thal des trüben Feketnügy erſcheint dem fernen Betrachter ſo ziemlich als Fortſetzung des der Burzen, ſo daß ſich der Blick dort fern im Oſten an den blauen Abfällen der öſtlichen Gränzgebirge faſt ins Unbeſtimmte verliert. Doch wir wollen uns hier auf das näher liegende Gebiet beſchränken. Das Thal der Burzen und die in der Nähe des Hauptfluſſes mit ihm ſich vereinigenden Thäler mehrerer Gebirgsbäche (unter jenem Namen ſey hier der Kürze wegen der Inbegriff aller verſtanden) iſt eines der beſtausgearbeiteten und ebenſten des ganzen Landes und bildet wegen dieſes Umſtandes, wegen ſeiner Breite, wegen ſeiner beträchtlichen Ueberſchaulichkeit, wegen ſeiner Lage ſo ganz zwiſchen (Mittel- und großentheils Hoch-) Gebirgen u. ſ. w. eine überaus anſprechende Erſcheinung, und das Auge wird nicht müde, dieſelbe von hier (oder von mehreren andern Stellen) [1] lange, lange zu betrachten und würde es noch viel länger thun, wenn der unternehmende Bergſteiger hier ein gaſtliches Obdach fände, wie auf dem gewiß ſehr viel weniger befriedigenden Brocken und andern nicht immer mit dem größten Recht berühmten Höhen. Durch das Thal eilen in gleicher Richtung drei Bäche, von welchen der mittlere und größte, die ſchon ziemlich beträchtliche Burzen, dieſem Theil des lachenden Thales den Namen gegeben hat, und in dem ſüdöſtlichen Flügel rauſchen auch einige Waſſeradern von faſt gleicher Stärke dem in dieſer Gegend erſt einige Größe erlangenden Alt zu. Das Thal iſt bis an den meiſt waldreichen Fuß der Gebirge ſehr wohl angebaut und nimmt ſich mit ſeinen ſchöngetheilten wogenden Weizen-, Flachs- und Welſchkornfeldern x. mit ſeinen vielen meiſt geraden Straßen vortrefflich aus, denn während an den Bergen und Gebirgen noch die rohe Natur herrſcht und waltet, haben die Menſchen das große Thal zwiſchen ihnen ſo vollkommen unter ihre Botmäßigkeit gebracht ja umgeſtaltet, wie nur wenige Striche des Landes, und daſſelbe bildet eben darum einen ſehr wohlthuenden Gegenſatz mit den umgürtenden Höhen. An den Bächen und ihren Zuflüſſen liegen die Ortſchaften, für dieſen Raum in der That viele, in manchen Theilen der Landſchaft ſind ſie ſehr nahe gereiht und zeichnen ſich aus durch eine faſt allgemeine Größe und Menſchenmenge, wie ſie ſonſt im Land auf gleichem Gebiet nirgend wieder zu finden. Faſt zu den Füßen des Beſchauers liegt Zeiden, ein Markt von faſt 4000 Einwohnern, zugleich einer, wie er — wenn nur bäuerliche Orte ins Auge ge-

[1] Die an mehreren Stellen angeführten Höhenzahlen ſind mit geringen Ausnahmen von mir gefunden worden, alle in altfranzöſiſchen Fußen ausgedrückt, beziehen ſich — wo es nicht beſtimmt anders angegeben — auf die Fläche des Meeres und ſtützen ſich in dieſer Beziehung auf die ſehr annehmbaren Beſtimmungen des kgl. Majors Gorizutti (1812). Weiteres an andern Orten. Vergl. dazu auch einige Zeilen, welche ich vor einigen Monaten über „die Gebirge Siebenbürgens" zum Abdruck in dieſe Blätter eingeſandt habe. Fogaraſch im Altthal liegt 1322 Fuß hoch, der Zeidner Berg hat eine Höhe von 4189, die hohe Scheide, (der höchſte Sattel der von Weſten her nach Burzenland führenden Hauptſtraße von 1921, der Tepe einer der bedeutenderen Gipfel der Berglette, welcher jener Sattel angehört 2626, Zeiden von 1760 Fuß. Dicht vor Kronſtadt hat die große Fläche (eigentlich der Fußboden) der ein wenig erhöhten alten ſchönen Bartholomäuskirche 1719, der Boden der evang. Hauptkirche in der innern Stadt 1790 Fuß Höhe. (Anm. d. Einſ.)

[2] Indeſſen iſt zu bemerken, daß dieſer mäßige Gebirgszug auf ſeiner weiteren nördlichen Fortſetzung (unweit Reps) in einem ſchönen Querthal von dem Alt durchbrochen wird, ſo daß beiderſeits derſelbe Fluß von dem Zeidner Berg nicht weit entfernt iſt. (Anm. d. Einſ.)

[1] Z. B. von der Zinne bei Kronſtadt, dem hangenden Stein unweit von Neuſtadt und der Burg von Roſenau. Jede dieſer Stellen gewährt — wie auch der Zeidner-Berg — ihrer Aehnlichkeit ungeachtet einigermaßen eigenthümliche herrliche Ausſichten. Zum Anſchauen der beiden Hochgebirge der Landſchaft eignet ſich u. a. die genannte Burg in hohem Maße. Welche von dieſen Ausſichten den Vorzug verdient, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſeyn: die umfaſſendſte iſt jedenfalls die vom Zeidner-Gipfel. (Anm. d. Einſ.)

faßt werden, wie dieſer iſt. — auf hundert ja mehr Meilen ſtattlicher kaum gefunden werden mag. Seine langen, breiten, geraden Gaſſen, ſeine durchſchnittlich tüchtigen feſten Gebäude, auf welchen von hier faſt jede Dachziegel gezählt werden kann, ſeine zahlreichen ſchönen Röhrenbrunnen, ſeine anſehnlichen, ja für ein nicht eben ausgezeichnet großes Dorf theilweiſe faſt prächtigen öffentlichen Gebäude u. a. ſind zuſammen ein Bild, das ſo dicht unter einem großartigen Berg, in ſo ſchöner Thalebene, in ſo reizender und auch Erhabenes die Fülle bietender Gegend ſich wahrhaft vorzüglich und anſprechend ausnimmt. In ähnlich behaglicher Weiſe breiten ſich die meiſten übrigen Orte des Thales in ſeiner Fläche aus; man erkennt von hier eine große Zahl, alle mit ſtattlichen Gaſſen in mehrfacher Reihe, anſehnlichen Gotteshäuſern, ausgedehnten Obſtgärten, guten Straßen in verſchiedenen Richtungen u. a. Den Hauptort des reizenden Gaues ſucht man vergebens, derſelbe hat ſich in den wilden Kämpfen der Jahrhunderte ganz in den Schutz eines kleinen felsumgürteten Thales des Schullergebirges zurückgezogen, und bloß ein altes Gotteshaus verblieb ſchutzlos im Thal wo die Stadt früher ſtand, auch ragt auf einem jener Kirche nahen Hügel ein anſehnliches wohl im Stand gehaltenes Schloß auf und läßt mit Grund vermuthen, daß zu ſeinen Füßen die Stadt (Kronſtadt) liegen mag, welche ſich nun wohl oft wieder in die herrliche Fläche hinaus ſehnt aus der beſchränkten Bucht des kleinen Thälchens. Die Gebirgausläufer, welche den Hauptort ſchirmend aufnahmen, verdecken auch einen Theil der vielen Orte, welche in der ſüdöſtlichen Fortſetzung des großen Thales dicht am Fuß der dortigen Gebirge ſich ausbreiten.

Nicht minder als die weite, wohlbebaute bach-, ſtraßen- und örterreiche Ebene des Thales feſſeln die Aufmerkſamkeit und den Blick die Bergketten, welche das Thal von allen Seiten umgeben und ſchirmen. Im Norden ſind es die ſchon erwähnten Höhen des weitläufigen und holzreichen Geiſterwaldes, welche meiſt ſanft von Umriſſen und mäßig von Thalhöhe ſich weit hinziehen, und dann die nördliche Krümmung des Altfluſſes begleitend, ſich ebenfalls in dieſer Richtung an ſeinem linken Ufer entlang erſtrecken. Dieſer Mittelgebirgszug hängt im SW. zuſammen mit dem öſtlichen Ende des Fogaraſchergebirges, welches von da in einem weit gegen Süden ſich krümmenden Bogen ſich fortſetzt und das ſchöne Burzengebiet wie überhaupt dieſen Theil des Vaterlandes begränzt. Dort in dem ſüdweſtlichen Hintergrund des eigentlichen Burzenthales ragt ein Kalkfels ſchroff über die anliegenden Vorhöhen und Gebirge empor, der 6910 Fuß hohe Königſtein, ſo ſchroff, ſo kahlfelſig und wild zerriſſen, daß er den Blick mächtig feſſelt, da er in ſeinen höhern Theilen ſchon dieſer Beſchaffenheit allein wegen beinahe ohne alle Gewächsbekleidung die Strahlen der Sonne faſt eben ſo zurückwirft, als reiner Gebirgsſchnee. Faſt unmittelbar aus dem ſchon in ſeiner Nähe freundlich geöffneten Thal ſteigt dieſer eine Meile lange, zackige, ſcharfgefurchte Felsgrat empor, und gewährt von nahe und ferne (ſelbſt aus 5 bis 8 Meilen Entfernung betrachtet), zu jeder Jahres und Tageszeit — zumal an ſchönen Morgen und Abenden, wenn ein rother Duft ihn bis zum Fuß umſchleiert — eine wahrhaft außerordentliche Anſicht, und wetteifert in Beziehung auf ſchwindelerregende Wildheit mit den meiſten der kühn emporgebauten Felſen des Faſſathales und anderer Theile der Alpen, wie mit ſchwer überſteigbaren Sierras der ſpaniſchen Hochlandburg. In bedeutend geringerer Höhe geht das Gebirg weiter gegen SO., dabei größtentheils ohne auszeichnende äußere Umriſſe. Aber der Zwillingsbruder des Königſteins, der erhabene Rieſe Butſchetſch, in deſſen wilden Schluchten die erſten Adern des hellen Weidenbachs ſich ſammeln, erhielt dieſelben in deſto reicherem Maß. Man erblickt von hier, wie ſonſt aus dem Burzenland, nur einen kleinen Theil dieſes mächtigen Gebirges, aber ſeine Geſtaltung erſcheint auch von hier wahrhaft groß- und hochgebirgartig, mit ſchrofffelſigen Abſtürzen nach allen drei von hier ſichtbaren Seiten, und es bedarf nur eines Blickes auf dieſe gewaltigen Steinkämme, um zu erkennen daß dieſes Gebirg in allem, was ein ſolches kennzeichnen kann, mit allen, mindeſtens unſeres Vaterlandes, kühnlich um den Siegespreis ringen darf. Wie unverrückbare Gränzzeichen ſtehen die beiden Hochgebirge da, und halten ſchirmende Wacht an des Landes Marken. Sie nehmen die Aufmerkſamkeit des Blickes und der geiſtigen Vorſtellung ſo ſehr in Anſpruch, daß der Beobachter, er ſtehe im Thal oder auf einer günſtigen Erhöhung, nicht müde wird ſie immer wieder und wieder zu beſchauen, denn faſt in jeder Stunde des Tages, faſt in jeder verſchiedenen Erſcheinung des Lichtes, in jeder Jahreszeit bieten ſie andere Anblicke dar, einen anſprechender und erhabener als den andern. Und ſo beachtet er die weiter öſtlich vom Butſchetſch gelegenen breiteren Fortſetzungen des trennenden Gebirgrückens weniger, als ſie ihrer Höhe und ihren Geſtaltverhältniſſen nach verdienen, da ſie hinter dem weſtlichen Nachbar freilich in vielem zurückbleiben. Indeſſen ſind ſie — das Schullergebirg, der Piatra mare, der Tſchukaſch u. a., wenn man von jenen einigermaßen abſieht und ſie für ſich und in Verbindung mit dem ſchönen Thal betrachtet, immerhin des Anſchauens ſehr werth, denn in ihr Inneres dringen freundliche, hie und da ſelbſt wilde, kleinere Thäler, ihre Abhänge ſtufen ſich da ſanft und wohlbewaldet dort in kahlen Abſätzen und rauhen Klippen zur Tiefe ab, und ihre Gipfel, welche ſich größtentheils um 3000 bis 4400 Fuß über die Thalebene erheben, ſind an vielen Stellen von ſenkrechten Felswänden umgürtet und ſteigen als drohende Hörner ſteil und beherrſchend empor. Wo das Burzenland aufhört und die magyariſchen Laute (der Szekler) allgemein werden, da erniedrigen ſich die Gebirgsketten und nehmen ein ſanfteres Gepräge an, das ſie ſelbſt da beharrlich beibehalten, wo ſie fern im NO. wieder zu faſt derſelben Höhe anſteigen, als die eben zuvor angeführten. Sie ſchließen, im Süden näher, weiter gegen Norden in beträchtlicher Ferne, den Geſichtskreis zur Linken (den öſtlichen) und theilweiſe er- und überſchaut der forſchende Blick das weite Thalbecken des Haromſek, welches im Durchſchnitt niedriger liegt, als der länger geſtreckte Flächenſtreif an der Burzen, und in Uebereinſtimmung damit auch minder ſteinig und rauh iſt als dieſes. Unweit der ſcharfwinkeligen Krümmung, welche der Alt hier bei der Begegnung mit den raſchern Gewäſſern des Kronſtädter Thales macht, um eine Strecke weit ſo zu ſagen völlig umzukehren, bemerkt der Beobachter in der Fläche des oft genannten Thales, und zwar gerade da, wo es in den verſchiedenſten Richtungen die größte Breite hat, einen auffallenden, größtentheils waldbeſchatteten Hügel, ähnlich einem drohenden Klippeneiland in der Wüſte des Meeres. Rundum iſt das Thal waſſergleich eben und nach keiner Seite hin hangt jene ſonderbare Anhöhe mit andern Bergen zuſammen. Sie nimmt ſich in ſolcher Abgeſchiedenheit von

den Bergreihen der Umgebung eigenthümlich genug aus, und iſt für den nach ihrer Entſtehungsart grübelnden Verſtand kein ganz leichtes Räthſel; allein ſo täuſcht die Ferne und mehr noch die Umgebung von ſo vielen erhabenern Berggipfeln und Gebirgszügen, daß jene waldige Höhe, von hier wie aus dem Thal betrachtet, nur gering erſcheint. Doch beſteige ſie nur und miß, wie ich gethan, vermittelſt des ungleichen Druckes der Luft ihre ſenkrechte Größe, und du wirſt finden, daß der Gipfel das nahe, ſchöne Dorf Honigberg um 947 Fuß überragt. [1]

Das iſt das Burzenland, ſo oder doch ähnlich erſcheint es von dem Zeidner-Berg, welcher dem Rigi der Schweizer nicht unähnlich dorthin geſtellt iſt, damit die Menſchenkinder ihn beſteigen, und an den Aus- Fern- und Rundſichten ſich erlaben mögen, welche er gewährt. So und ähnlich erſcheint es von manchen andern Bergen, welche nahe an das Thal ſtoßen, in dem Hoheit und Größe mit freundlicher Schönheit auf ſo mannichfaltige und überall befriedigende Weiſe ſich einten. Doch nein, das hier eben Geſagte iſt nur ein höchſt dürftiger Schattenriß, der jedem, der ſie in guter Beleuchtung und mit rechtem Sinn ſah, unvergeßlichen Landſchaft, und kaum mehr im Stand, von ihr richtige Vorſtellungen hervorzurufen, als eine bloß in ihren Hauptzügen entworfene Karte von einem Land. Weit mehr als meine, ja vielleicht auch aller Sterblichen, würden mit Geſchmack und Treue aufgenommene Anſichten leiſten, das einzig Genügende aber iſt und wird nur ſeyn, wenn du freundlicher Leſer dich ſelbſt hin bemühſt, ſelbſt aus der Fläche an den hellen Gewäſſern der Burzen oder des Temes den hohen Gürtel der Gebirge, oder von einem ihrer äußern Vorberge die ganze Landſchaft, das Thal und die wald- und felsreichen Höhen betrachteſt. Thue das, du gewinnſt ſicher ſo vielen geiſtigen Genuß als durch den Beſuch mancher viel berühmteren Gegend des heimiſchen oder ſelbſt manches fremden Erdtheiles. Zur Vervollſtändigung des hier verſuchten Bildes mögen noch einige einzelnere Züge dienen.

Das Burzenland iſt wie ſchon geſagt, eine Verlängerung des Altthales, da wo der Hauptfluß ſeine in dieſer Gegend ſüdlichſte Beugung macht, gegen Süden zum Fuß der Gebirge Tſchukaſch und Piatra mare, dann SW. gegen den Butſchetſch und Königſtein hin. Die tiefſte Stelle des Altthales, bei dem merkwürdigen Ort Marienburg, liegt 1560 oder 1570, das Burzen- und Weidenbachthal in Törzburg und Serenſcht, von wo an ſich die anſprechende Breite der Sohle allmählich verliert, 2260 bis 2330 p. F. über dem Meer. Hienach kommt den ſchönen Thälern des einladenden Gaues beiläufig eine Mittelhöhe von 1950 Fuß zu, genug um die Landſchaft im Verhältniß zu der ſo nahe gerückten Ebene der untern Donau (100 bis 400 F. hoch) zu einem ſogenannten Tafelland zu machen; ja es iſt dieſes oder wenigſtens eine beträchtlich erhabene Stufe desſelben ſogar gegen die bedeutendern Thäler des ſiebenbürgiſchen Binnenlandes, wo Fogaraſch 1323, Schäßburg 1073, Carlsburg 751 Fuß hoch liegen. Die angeführten Thäler ſind auf dem größten Theil ihrer Ausdehnung ſo vollkommen entwickelt und Ebenen ähnlich, wie ſehr wenige unſeres Vaterlandes, und zeigen oft weithin kaum beträchtlichere Unterbrechungen der Spiegelfläche, als das Thal des Po und der Etſch, ungeachtet dieſe als ſehr viel größere Flächenbucht zwiſchen die mehrgereihten hohen Ketten der Alpen und den öden Kamm des Apennin geſchoben ſind. Nur ganz dicht an den Gebirgen wird die Sohle wellig und von mäßigen, höhern Platten unterbrochen, und verliert ſich nicht weit davon in den vielen rauhen Gründen und ſchroffen Tobeln der Gebirge.

Dieſe wachſen faſt alle, zumal der Zeidnerberg, der Königſtein, der Butſchetſch, das Schullergebirg und der Piatra mare, ſo zu ſagen urplötzlich und beinahe ohne Vorberge, oder doch ohne längere Ausläufer aus dem weiten um ſie gebogenen Thal hervor, ein ſchroffer Uebergang, ein unvermittelter Gegenſatz, welcher die landſchaftliche Schöne der Gegend ungemein hebt, und die Gebirge höher erſcheinen läßt als ſie wirklich ſind, um ſo mehr, als ihre obern Hälften größtentheils aus nahen mauergleichen Abſtürzen beſtehen.

An dem nordweſtlichen Rand des breiten Thales ſteigt der Geiſterwald prallig, doch im Durchſchnitt nicht hoch empor, und ſchließt ſich im ſüdweſtlichen Hintergrund an den Hauptgebirgszug der Landesgränze. Hier, auf dem rechten Ufer der rauſchenden Burzen und nahe ihren Quellen, ragt der Königſtein mächtig und in ganz eigener Geſtaltung empor. Sein hellfarbiger Kalkgrat zieht in einer Länge von mehr als einer Meile von NW. gegen SO., und bildet eine ſchmale Firſte, eine rieſige Felsmauer, wie ſie im Land von ähnlicher Höhe und Wildheit nicht wieder und auch in andern Gebirgen nur ſehr ſelten zu finden. [1] Die Buchen und Fichten reichen wegen des nahrungsloſen und in der Höhe ungemein waſſerleeren Bodens weniger weit hinauf als ſonſt, und ſo iſt das obere Drittel der Höhe (1800 bis 2000 F.) faſt Ein kahler Fels, auf der Südſeite vielleicht etwas weniger ſteil, auf der gegen das ſiebenbürger Land gewendeten überall aber ſo ſchroff, ſo kühn ſich erhebend, daß nur die zahlloſen Riſſe und durch ſie hergebrachten treppenartigen Abſätze entſchloſſenen und ſchwindelfreien Gemsjägern, oder bisweilen auch Freunden der Natur in ihre hehren Urſprünglichkeit es möglich machen, die von der Ferne gleich den Dolomiten an dem obern Aviſio blendende Mauer zu erſteigen. Die Vergleichung des prächtigen Gebirges mit einer Mauer bewahrheitet ſich auch auf ihrer Höhe. Denn von da blickt der unternehmende Beſucher nicht ohne Grauen in die beiderſeits drohende Tiefe, und hat große Mühe und die äußerſte Vorſicht nöthig, wenn er auf der ſchmalen, mit fort und fort ſich ſpaltenden und abbröckelnden Zinnen gekrönten Firſte oder eigentlich Schneide eine auch nur kurze Strecke zurücklegen will. In dieſen erhabenſten Gebieten des Gebirges halten ſich noch manche Gemſen, ſelten verfolgt von kühnen Schützen und noch ſeltener erlegt, denn es iſt

[1] Dieſer Berg (Namens Petersberg) erinnert in mancher Beziehung an den Zobten in dem weiten Becken von Preußiſch-Schleſien (das nebenbei geſagt an maleriſcher Schöne weit hinter das Burzenland zu ſtellen), welcher das nahe Schweidnitz um 1445 Fuß überragt und die ſo ſehr anſprechende Gruppe der Euganeen in dem herrlichen Tiefthal der Etſch und des Po, deren höchſter Gipfel daſſelbe um 1700 Fuß überſteigt, oder ſogar an „das Wunder der Nomadenvölker,“ den einſam in den Steppen der Wolga zu 618 Fuß über den niedrigen Spiegel des kaſpiſchen See's erhobenen großen Bogdo. (Anm. d. Einſ.)

[1] Das Land iſt, wie auch die Karpathen von Ungarn, nicht reich an Kalkgebilden. Doch beſitzt es — auch außer den oben namhaft gemachten — noch mehrere Stellen, wo dieſes Geſtein in kühnen Geſtalten auftritt und der Landſchaft ein eigenthümliches Gepräge gibt. So bei Szent-Domokos am Urſprung des Alt, bei Almäs in der Nähe desſelben Fluſſes, unweit Thorda (die ſogenannte thorenburger Spalte, eine wahre Sehenswürdigkeit), in der Gegend des Vulkanpaſſes und ſonſt. (Anm. d. Einſ.)

ſehr ſchwer, auf ſo ſchauerlichen Pfaden ihnen beizukommen. Wehe dem Tollkühnen, der einen Gang an dieſe klippigen Abſtürze unternähme ohne einen bewanderten Führer! Das nahe, große Dorf Serneſcht hat deren, wie geſchickter Gemſen-, Eber- und Bärenjäger mehrere, von denen allen aber ſobald nicht wieder einer es dem alten Gireitze gleichthun wird, welcher, noch mit mehr als 70 Jahren, und dazu beſchwert mit Flinte und eigenem und der ſtädtiſchen Waidmänner Gepäck, das Gebirg ſicher und ohne Mühe erſtieg und überſchritt, und unter deſſen erfahrener Leitung (früher Baumgarten, der verdiente Zuſammenſteller der ſiebenbürgiſchen „Stirpes") einſt auch der Verfaſſer dieſes Umriſſes dasſelbe einigermaßen kennen lernte. Der nordöſtliche Abhang hat — im Gegenſatz zu dem andern, welcher derſelben entbehrt — nicht wenige, freilich ganz kurze und glattfelſige Vorſprünge, zwiſchen denen ſchroffe Schluchten bis zur größten Höhe ſich hinaufziehen. Wo wieder die düſtern Fichten anfangen, verlieren ſich dieſe wie kühne Strebepfeiler an die hohe Mauer gelehnten Ausläufer des Hauptjoches in einen meiſt wohlbewaldeten, aber noch immer recht ſteilen Abhang, an deſſen Fuß die jugendliche Burzen in raſchem Fall dem offenen Thal mit ſeinen vielen Orten und ſchönen Feldern zueilt. Ich werde es nie vergeſſen, welch herrliche Sommernacht wir da, nach raſchem Ueberſteigen des ſeltenen Gebirges von der auswärtigen Seite herüber, in einer Höhe von beinahe 5000 Fuß zubrachten, eine große Geſellſchaft von Naturliebhabern, Jägern aus Kronſtadt und dem nahen Dorf und Führern und Trägern eben daher. Die Luft war heiter und ſtill, um uns her alles in feierlicher Ruhe, ſo daß das mäßige Säuſeln und gelinde Rauſchen der ſchwarzen Fichten und auf den Seiten und in den Tiefen das geſchwätzige Plätſchern und ſtürmiſche Poltern der kleinern und größern Bäche ſehr deutlich zu uns drang. Geſpräche, Scherze und deutſche Lieder kürzten den um mächtige Feuer lagernden Gebildetern der beträchtlichen Schaar die ſeltene Nacht, und mehrere von uns ſchliefen während derſelben kaum eine Stunde, lauſchten aber deſto aufmerkſamer den mancherlei Stimmen der Wildniſſe, und achteten auf alles, was ſie nahe und fern umgab. Als ein Theil der vom mühſamen Steigen Abgematteten und wohl auch geiſtig minder Beſchäftigten dem Schlaf in die Arme geſunken war, ſtieg der noch faſt volle Mond in ſtrahlender Klarheit hinter dem hohen Felsrücken empor, und beleuchtete ſeine rauhen Ränder und einen Theil ſeiner Wände, ſo daß ſie wohl erkennbar waren, und doch auf von dem Licht des Tages ſo eigenthümlich verſchiedene Weiſe, ſo daß ſich das ſo hervorgebrachte Bild, in Verbindung mit der umgebenden Oede und feierlichen Stille, unmöglich in Worte faſſen läßt. Gewiß, ſolches findet man im ganzen europäiſchen Erdtheil nur an wenigen Orten. Jene Abſtürze des Königſteins gegen das Thal der Burzen beſtehen aus einem dichten Kalkſtein von mächtigen, wild aufgerichteten und oft kaum erkennbaren Schichten, und ſind ſo hell von Farbe, daß dieſelbe auf Entfernungen von mehreren Meilen als ſolche erkannt und bei flüchtigem Anſchau'n faſt für eine Hülle von Schnee gehalten wird, welcher übrigens dort — wegen der furchtbaren Steilheit — faſt nirgends, wenigſtens nirgends in einiger Menge bleiben kann. Das weitläufige Dorf Serneſcht liegt wenig öſtlich von dem beſchriebenen Gebirg an der Burzen, und einem von der andern Seite desſelben Gebirges zu ihr dringenden Bach in einer Höhe von etwa 2260 Fuß; über die hier ſich beträchtlich erweiternde Sohle des Thales ragt alſo die höchſte Zinne des kühnen Steines um faſt 4700 Fuß hoch empor, in der That viel für den Erſteiger und im Vergleich zum gegenüberliegenden Berg, ja man kann behaupten, daß dieſes Gebirg wegen der angeführten Steilheit und Größe des anſtoßenden Thales noch bedeutend höher erſcheint, als es nach angeſtellten Berechnungen iſt. [1]

Die hebenden Gewalten der Tiefe wirkten im Oſten des Königſteins minder mächtig, obwohl auch dieſer Theil des Gebirgsrückens nichts weniger als gering iſt. Aber an dem zum Theil 3 bis 4 Meilen ſüdöſtlich gelegenen Butſchetſch [2] beſtätigten ſie ſich um ſo großartiger, ſo daß dieſer mit noch weit mehr Recht als der Königſtein ein eigenes Gebirg genannt werden kann. Ihn bilden eine im Norden, großentheils noch in Siebenbürgen gelegene kurze Querkette und zwei rechtwinkelig mit ihr verbundene, welche von ihr weit hinab in die Walachei ziehen und auf einige Meilen Länge noch immer eine Höhe von 7 bis 8000 Fuß behaupten. Ein Gipfel in der nördlichen Kette mißt 7740 Fuß, wahrſcheinlich aber iſt ein Theil der öſtlichen um vielleicht faſt 200 Fuß höher, ſo daß demnach dieſem Gebirge der Höhe nach wohl der erſte Rang unter allen Siebenbürgens zukäme. [3] Es beſteht in der nördlichen und weſtlichen Kette vorzugsweiſe aus dem (früher ſchon mir von erwähnten) hellen ſogenannten Karpathenkalk, welcher dem in den Alpen gewöhnlichen „Bergkalk" ähnlich, nur meiſt lichter von Farbe iſt, die öſtliche Kette ganz aus Nagelflue mit zum Theil großen eingewachſenen Rollſtücken. Alle dieſe oft ſehr dicken Schichten ſind aber an ihren äußeren Rändern (durch Glimmerſchiefer) mächtig gehoben und bilden da weithin hohe, oft prachtvolle Wände, an denen die zuſammenſetzenden, an ſehr vielen Stellen überaus gleich-

---

[1] Der Gipfel liegt von dem wohl gebueten und vom Fuß des Gebirges in der Richtung nach OND. am meiſten ausgedehnten Thal nur etwa eine Meile in wagerechter Entfernung ab, durch welche Nähe der Winkel ſeiner Anſicht ein ungewöhnlich großer wird. Ja noch aus der Fläche an der Hauptſtraße — von Hermannſtadt nach Kronſtadt — u. ſ. w. erſcheint das Gebirge ausgezeichnet ſchroff und ſteil und gewährt zu allen Zeiten einen prächtigen Anblick. (Anm. d. Einſ.)

[2] Die Ausſprache des Namens wird ſo ziemlich bezeichnet durch u ö. Hiezu noch Folgendes. Die wenigen vorkommenden walachiſchen Namen ſind nach deutſcher Ausſprache geſchrieben. In den magyariſchen (welche ſchon an ihrem fremdartigen Weſen leicht erkannt werden dürften) wird das ß wie ſſ, a wie ä, ä wie a, e wie ä, é wie eh, ſ und s wie ſch, z wie ſ, ny wie nj geſprochen. (Anm. d. Einſ.)

[3] Nach den ſchönen Arbeiten des Majors im k. k. Generalquartiermeiſterſtab Gorizutti iſt der Negoi im Fogaraſcher Gebirg 7824 Fuß hoch und dieſer Gipfel wird ſeither als der höchſte Siebenbürgens angeſehen. Vielleicht ſteigen einige Gipfel jenes prächtigen Gebirges zu noch etwas größerer Höhe empor, und ſehr wahrſcheinlich iſt dieß von dem Butſchetſch. Die Gerlsdorfer-Spitze im Tatra, welche nach Greiner (Ofner gemeinnützige Blätter 1839 S. 73) 8062, nach Wahlenberg aber nur etwa 7300) Fuß hoch iſt, oder die früher allgemein für den Gipfel des Tatrakammes gehaltene Gomnitzer Spitze, nach Oesfeld (bei Sydow, Reiſe in die Centralkarpathen, Berlin 1830, 113) 8133 Fuß hoch, die größte Erhebung des genannten Gebirges, iſt die bedeutendſte Höhe von ganz Ungarn; mithin ſtehen unſere ſüdlichen Gränzgebirge dem Tatra wenig nach, ja was bedeutendes Emporſteigen über die anliegenden Thäler betrifft, müſſen ſie entſchieden über denſelben geſtellt werden. Und das iſt bei dem Anblick eines Gebirges und der Würdigung ſeiner Geſtalt und des Eindrucks, den es in dem Betrachter hervorbringt, etwas Wichtiges; vergleiche meine Abhandlung „die Höhenverhältniſſe Siebenbürgens" in dem Sitzungsbericht der k. k. Akademie in Wien (math. Claſſe 1851, 615). — Der Butſchetſch iſt wahrſcheinlich der Gipfel unſerer Gebirge, welchen ausländiſche Bücher auch jetzt noch oft unter dem abenteuerlichen Namen „Budos" anführen und dem ſie eine Höhe von 8 bis 9000 Fuß beilegen. (Man ſehe über ähnliche falſche Namen höherer Berge in Siebenbürgen u. a., was ich vor einiger Zeit in dieſen Blättern [Jahrg. 1853, S. 479] berichtigend mitgetheilt habe.) (Anm. d. Einſ.)

mäßig aufgerichteten Felslagen auf die anſchaulichſte Weiſe zu erkennen ſind. Nach innen einigen ſich dann die Schichten von allen drei Seiten ſanft zu dem hochgelegenen Jalomitza-Thal und bilden auch hier an mehreren Stellen, wo die Waſſer ſie durchwühlt oder an ihnen ſchroffe Thalſeiten gebildet haben, höchſt maleriſche Felsriſſe und Bachſtürze. Hier in ſchauerlich ſchöner und an ſchmucken Gebirgsgewächſen reicher Wildniß, faſt eine Tagreiſe entlegen von dem nächſten Dorfe (in der Walachei), in einer Höhe von etwas 5047 Fuß, in der weiten Oeffnung einer großen, außer einem trefflichen Bächlein [1] durch nichts ausgezeichneten Höhle haben — erſt in dieſem Jahrhundert — einige Mönche aus dem nicht ſehr weit jenſeits des Gebirgsarmes an der rauſchenden Prava gelegenen anſehnlichen Kloſter Sinoja (mit prächtiger Kirche) ein kleines Kirchlein und dabei, alles unter dem mächtigen Felſen, etliche armſelige Gebäude errichtet und leben daſelbſt Jahr aus Jahr ein, Monate lang eingeſchneit und täglich mit etwas Läuten und Beten beſchäftigt. Im Sommer ſind von den gewöhnlich neun Brüdern nur zwei bis drei anweſend, die übrigen gehen weit umher, um zu betteln oder auf andere Weiſe Vorräthe für Tage zu ſammeln, von welchen dieſe Männer in Wahrheit ſagen können, daß ſie ihnen nicht gefallen, denn dieſes — nun ſelbſtſtändige — Kloſter iſt gerade ſo arm als das, von welchem es ſtammt, reich iſt. — Die Einſamkeit dieſer von Siebenbürgen durch drei rieſige Bergrücken, von den Orten ihres Vaterlandes (der Walachei) durch große Entfernung und rauhe Wege abgeſonderten Mönche unterbricht nur zuweilen eine ſiebenbürgiſche Reiſegeſellſchaft, welche das Gebirge beſteigt und gern in dem Schopfen der gaſtlichen Einſiedler übernachtet. Wenn Einzelne von ſolchen Zügen in den nahen Schluchten und auf den ſchroffen Felszacken umherklettern, um an kühnen Felsbildungen und wilden Stürzen der Bäche ſich zu erfreuen, ſo treffen ſie häufig aufgerichtete oder in Bäume und Felsklippen gegrabene Kreuze an, zum Beweis dafür, daß dieſe Menſchen wenigſtens aus langer Weile, alle jene zum Theil Schwindel erregenden Stellen auch beſucht haben. Deſſen ungeachtet iſt ohne Zweifel das Leben dieſer Mönche zwar reich an Entſagungen mancher Art, aber denn doch, wenigſtens wie in andern Verhältniſſen Lebende urtheilen, weder viel erbaulicher noch dem Höchſten gefälliger als das der Tauſende von Geiſtes-Brüdern auf dem fernhinſchattenden Athos, wie Fallmerayer die dortigen Zuſtände geſchildert hat. Der unterrichtete Reiſende möchte zwar, wenn er in dieſe Wildniß kommt, vielleicht wünſchen, einmal in ſeinem Leben einige Tage oder Wochen des Sommers oder Winters dort zubringen zu können, um die dortige Natur ſo recht zu genießen, aber tauſchen mit den armen Mönchen, ihrem langjährigen Aufenthalt, ihrem geiſtig ſo wenig erregten Zuſtande, ihrem jämmerlichen Einerlei möchte er um keinen Preis. Von den größeren Höhen des Butſchetſch eröffnen ſich dem Erſteiger prächtige Blicke einerſeits auf die umgebenden Gebirge bis hinüber (im NW.) an die ſchroffen Abfälle des wilden ſegaraſcher Felskammes und hinab in das ſchöne Thal, welchem die nördliche und öſtliche Kette ihre raſchen Bäche zuſenden, und weiter auf das tieferliegende bergreiche Gebiet des freundlichen Vaterlandes — andererſeits auf die vielen Gebirgäſte, welche wie lange Ausläufer von dem mächtigen Hauptzug in das Land des Mittags ausgehen und etliche Meilen abwärts zu waldreichen Bergzügen ſich erniedrigen, in die ungezählten Thäler, welche die Bäche zwiſchen ihnen gebildet haben, und fern und tief unten in die große zur ſtolzen Donau ſich ſenkende Ebene, die mit den zugehörigen Berggebieten unter günſtigeren geſchichtlichen wie ſtaatlichen Verhältniſſen und bewohnt von einem rührigeren Stamm es mit den bevorzugteſten Ländern aufnehmen könnte, ſo weit die mütterliche Sonne ſcheint. Der Butſchetſch bietet, man mag ihn von welcher Seite immer betrachten, mit ſeinen 1000 bis 3000 Fuß hohen nahe ſenkrechten Felswänden, ſeinen dieſelben tief durchſetzenden Thalfurchen, mit ſeinem gewaltig erhobenen eigenthümlichen Bau einen ungemein großartigen Anblick dar. Sein Umfang, ſein ſtolz emporſtrebendes Felsgerüſt, das beinahe 3000 Fuß über dem Gürtel der Fichten erhoben iſt, in größter Höhe nur ganz geringe Kräuter trägt und an ſeinen nördlichen und öſtlichen Schluchten den Schnee nie verliert, machen aus der Ferne wie aus der Nähe betrachtet, auf den denkenden Menſchen den größten Eindruck und er beklagt höchſtens, daß dieſer Rieſe unter den Höhen der Karpathen für den größeren Theil des Burzenländer-Thales, wegen vorſtehender niedrigerer Gebirge, unſichtbar iſt — während er weit hin bis an die Donau wohl erkennbar iſt.

(Fortſetzung folgt.)

[1] Daſſelbe hatte im Auguſt des warmen Sommers 1839 tief im Hintergrund der Höhle eine Wärme von 6, 25 C. — verhältnißmäßig viel gegen die Quellen im Burzenland. Das oben unter den Gewäſſern angeführte Geſprang (in gleicher Höhe mit der Bartholomäuskirche) zeigte zur ſelben Zeit nur 12,1. (Anm. d. Einſ.)

Zeitbetrachtungen. XI.

Mit der Räumung der Donaufürſtenthümer durch die Ruſſen, wie zögernd ſie auch geſchah, iſt für die militäriſche wie die diplomatiſche Seite des europäiſchen Kriegs ein Wendepunkt eingetreten, durch welchen die Ereigniſſe ihrem punctum saliens um einen guten Schritt näher rücken. In militäriſcher Beziehung wird dadurch der Kampf mehr nach Oſten gedrängt; denn durch die öſterreichiſch-türkiſche Beſetzung der Fürſtenthümer wird auch die Stellung der Ruſſen in Beſſarabien auf die Länge unhaltbar, und mit ihrem Weggang vom linken Donauufer verlieren die Verbündeten ihr Kampfobject, während zugleich ihre Streitkräfte für ein anderes Kampfgebiet disponibel werden. Bisher konnte der Ungeduld der öffentlichen Meinung des Weſtens gegenüber das Hinausſchieben des Aufbruchs von Varna — für Unbefangene gewiß auf genügende Weiſe — durch die Nothwendigkeit einer moraliſchen Unterſtützung der Armee Omer Paſcha's motivirt werden, und in der That konnten die Ruſſen keinen Schritt ſüdwärts der Donau wagen, ſo lange in Varna eine volle Armee ſtand. Nachdem ihnen aber jetzt durch den Einmarſch der öſterreichiſchen Truppen und deren Vorrücken an den obern Sereth auch das bloße Stehenbleiben auf der linken Seite des Donauthals unmöglich gemacht iſt,

hat für die Hülfstruppen der vorhin genannte Grund ſein Ende erreicht, und ein ferneres Hinausſchieben hätte nur durch materielle Verhältniſſe, wie namentlich die unläugbaren Schwierigkeiten der Verpflegung und ſo maſſenhafter Transporte veranlaßt werden können. Dieſe Schwierigkeiten müſſen überwunden ſeyn, denn der Abgang der Expedition wird gemeldet, und es ſcheint, daß die Decimirung der Truppen durch die Cholera dieſen Entſchluß noch gezeitigt hat, da der Muth derſelben durch eine längere Unthätigkeit noch tiefer geſunken wäre.

Auch ruſſiſcherſeits folgt man dieſer veränderten Richtung des Kampfes; Infanteriereſerven und große Reitermaſſen werden oſtwärts dirigirt, und wenn man die Fürſtenthümer nur ſo langſam wie möglich verläßt, ſo iſt das ganz natürlich, da es die Klugheit gebietet, die Streitkräfte der Gegner ſo lange wie möglich getheilt zu erhalten. Ueberdieß beſtätigt die ruſſiſche Regierung durch dieſe Zögerlichkeit des Rückzugs, was ſie in ihrem officiellen Blatte ſchon erklärt hat, daß nicht politiſche Nachgiebigkeit, ſondern ſtrategiſche Nothwendigkeit dieſen Schritt gebieten. Durch dieſen nicht mehr zu bezweifelnden Rückzug aus einer Stellung, welche rechts von Oeſterreich, vorn von den alliirten Armeen und links durch ein von feindlichen Flotten bewachtes Meer gefährdet war, wird gewiß kein Vernünftiger die ruſſiſche Waffenehre beeinträchtigt glauben, und man mußte ſich einigermaßen wundern, daß die ruſſiſche Regierung, ihrer officiellen Erklärung entgegen, in einem Tagsbefehl an die Truppen das öſterreichiſche Heer als ein verbündetes, und ſeine Beſitznehmung der Fürſtenthümer als Hülfe bezeichnet. Auf das europäiſche Publicum kann natürlich dieſe Wendung nicht berechnet ſeyn; wenn daher nur die Annahme übrig bleibt, daß dadurch das eigene Heer beſchwichtigt werden ſoll, ſo iſt es ein bedeutſames Zeichen deſſen, was man bei den Truppen für nöthig hält und — was man bei ihnen wagen darf. Nicht minder auffallend iſt das ſonſtige Verfahren bei dieſem Rückzug, das mehr ein Verfahren gegen Feindesland, als gegen ein Schutzland iſt. Das Wegnehmen öffentlicher Gelder, die Entwaffnung und Beraubung einer walachiſchen Truppenabtheilung durch plötzlichen Ueberfall ſtimmen in der That nicht gut damit zuſammen, daß Rußland, wie man ihm bei ſeiner bekannten Zähigkeit zutrauen muß, geſonnen iſt, ſeine bisherigen Beziehungen zu den Fürſtenthümern ſpäter wieder aufzunehmen.

Indem wir Rußland letztere Abſicht zutrauen, ſo liegt darin bereits, daß wir von ihm hinſichtlich der Garantien, die ihm nach Räumung der Fürſtenthümer auferlegt werden wollten, in der Hauptſache keine Nachgiebigkeit erwarteten. Von *ſeinem* Standpunkt aus und bei der gegenwärtigen Lage Europa's hat darin Rußland auch ein gewiſſes Recht, wie umgekehrt für die andern Regierungen es ganz natürlich iſt, daß ſie *jetzt* dieſe Garantien fordern. Wenn Rußland im vergangenen Jahre in dieſe Räumung gewilligt hätte, ſo hätte Niemand Miene gemacht, ſolche angeſichts des bisherigen status quo exorbitante Forderungen aufzuſtellen. Denn eine Nachgiebigkeit gegen die vorerſt nur moraliſche Einſprache Europa's hätte wenigſtens die jetzige ruſſiſche Regierung in dem Licht erſcheinen laſſen, daß es ihr gegenüber ſolcher Garantien nicht *bedürfe*. Nachdem es aber der Einſprache Europa's nicht nachgegeben hat, flößte es den gegneriſchen Regierungen für alle künftigen Fälle ein tiefes Mißtrauen ein und weckte in ihnen das ſehr begreifliche Verlangen, die ſchweren Opfer, die ſie gebracht und noch weiter bringen würden, nicht immer und immer wieder bringen zu müſſen. Wenn wir ſagen, Rußland habe bei der jetzigen Lage Europa's von ſeinem Standpunkt aus Recht, nicht nachzugeben, aber andererſeits es ſehr natürlich finden, wenn ſeine Gegner dieſer unabänderlich beſchloſſenen Politik gegenüber dauernde Bürgſchaften verlangen, ſo ſcheint das ein unlöslicher Widerſpruch und damit der europäiſche Hader zu einem endloſen geſtempelt. Wir räumten aber dem ruſſiſchen Verfahren eine Berechtigung nur unter der Einſchränkung ein: „bei der gegenwärtigen Lage Europa's.“ Gegenüber einer nicht in ſich völlig geeinigten europäiſchen Politik — und nur ein Träumer kann das Gegentheil glauben — *konnte* Rußland nicht nachgeben in einer Sache, die ſo tief mit den religiöſen Sympathien ſeines Volks verwachſen iſt, wenn wir auch die Stammesſympathien nicht hoch anſchlagen wollen. Dieſer europäiſchen Politik gegenüber, die wegen ihrer ſchwächlichen Zerfahrenheit — höchſtens die engliſche ausgenommen — von der Preſſe und der öffentlichen Meinung Rußlands, wenn nicht ohne Uebertreibung, doch auch nicht ohne Grund tief geringgeſchätzt war, *konnte* Rußland nicht von einem Ziele zurückweichen, das es in ſo ganz anderer Weiſe, mit jahrhundertalter Beharrlichkeit angeſtrebt hatte. Wenn nun jetzt, nach einem Jahre eines *beiderſeits* nahezu erfolgloſen Kriegs, Rußland den drückenden Garantieforderungen von drei Mächten ſelbſtverſtändlich noch weniger nachgeben kann als voriges Jahr der moraliſchen Einſprache der vier Mächte, und wenn dieſer Unnachgiebigkeit wegen jene drei Mächte aus naheliegenden Gründen politiſcher und ökonomiſcher Selbſterhaltung auf Garantien beſtehen müſſen, ſo ſind nicht *wir es*, ſondern die *Thatſachen*, welche den jetzigen Conflict zu einer querelle allemande ſtempeln. Wie ſehr aber das Endloſe dieſer leidigen querelle in den *Thatſachen* liegt, geht ſchon aus dem einfachen Hinweis auf die totale Meinungsverſchiedenheit hervor, welche in Betreff der Garantiefrage an maßgebenden Stellen der europäiſchen Politik obwaltet. Denn während das Cabinet von Berlin noch zögert ſich zu irgend einer Handlung zu verpflichten, die ihrer moraliſchen Beiſtimmung zu den aufgeſtellten Garantiepunkten entſpräche, und die ruſſiſche Regierung zur Annahme bewegen könnte, läßt ſich die engliſche Preſſe dahin vernehmen, daß eine einfache Annahme ſeitens der ruſſiſchen Regierung gar nicht genüge, wenn nicht kriegeriſche Erfolge zur Seite gingen, durch welche die ruſſiſche Regierung zum Halten des Verſprochenen gezwungen würde.

Schon die letzten Zeitbetrachtungen haben auf die Zielloſigkeit einer Unternehmung an der Nordküſte des ſchwarzen Meeres hingewieſen, und dieſen Zweifel darauf gegründet, daß Niemand ſich klar iſt, was aus etwaigen Beſitznahmen dort werden ſoll. Die Times ſieht nur in der Zerſtörung der ruſſiſchen Flotte und der Wegnahme Sebaſtopols eine Gewähr dafür, daß der Czar die Garantien halten würde. Aber wie lange oder vielmehr wie kurz würde bei einem Reiche von ſolchen Hülfsquellen wie das ruſſiſche eine ſolche erzwungene Gewährleiſtung dauern! Und die engliſche Politik kann in der That bei einer *ſolchen* Art zu rechnen nicht eher ruhig ſchlafen, als bis Rußland zertrümmert iſt, denn nur dadurch wäre ihm eine Neuſchaffung ſeiner Flotten und die Wiedereroberung deſſen, was man ihm entriſſen, bleibend unmöglich. Aber dazu reicht die Kraft der Weſtmächte nicht aus, dazu reicht höchſtens die Kraft des ganzen Europa aus, eine Vorausſetzung, deren Zutreffen

nüchtern Denkende nimmer einräumen werden, da weder Frankreich noch Deutschland eine ſolche Beſeitigung Rußlands wollen werden, ja nicht wollen können.

Ganz die gleiche Betrachtung dringt ſich uns auf, wenn wir uns zu dem nördlichen Kriegsſchauplatz wenden. Die diplomatiſch-politiſchen Garantien beziehen ſich zwar bloß auf den Süden, aber die „factiſchen“ Garantien, welche die Politik der Times nothwendig glaubt, laſſen ſich überall ausführen, wo es ruſſiſche Schiffe und Werften gibt. Wohin aber hat dieſe Politik des Kaperns, Blokirens, Anzündens bis jetzt geführt? Die Geſtändniſſe, welche in der engliſchen Preſſe nach der Zerſtörung von Bomarſund zum Vorſchein kommen, beantworten dieſe Frage. „Die Alandsinſeln,“ ſagt ein engliſches Blatt, „ſind zu unwichtig für Rußland wie für die Weſtmächte, als daß man auf ihren Beſitz ein großes Gewicht legen dürfte. Man hatte anfänglich geglaubt Frankreich werde ſie den Winter über behaupten, aber dieſer Gedanke iſt aufgegeben und es bleibt nichts übrig als ſie ihrem Schickſal (d. h. wohl der Wiederbeſetzung durch die Ruſſen) zu überlaſſen. Die Inſeln haben zwar urſprünglich Schweden gehört, aber es möchte demſelben wohl unmöglich ſeyn ſie Rußland zum Trotz feſtzuhalten.“ Es iſt von Intereſſe, das offene Geſtändniß dieſes Blattes (der Shipping and mercantile Gazette) über das Verhältniß der Weſtmächte zu Schweden zu hören. „Es war, ſagt dieſe, ein natürlicher Wunſch der Weſtmächte daß Schweden den Krieg an Rußland erkläre und ſich an den Feindſeligkeiten betheilige. Unſerer Anſicht nach aber würde der Nutzen eines ſolchen Verfahrens die Grauſamkeit deſſelben nicht rechtfertigen. Was hätten wir davon, wenn wir Schweden der Rache Rußlands preis gäben, die es früher oder ſpäter zu fühlen bekäme? Auch die Wiedergewinnung Finnlands für Schweden wäre wünſchenswerth; aber auch das hieße nur Schweden und Finnland den fortwährenden Angriffen ſeines übermächtigen Nachbars ausſetzen. . . . Bei einem letzten Abſchluß mag Finnland an Schweden zurückgegeben und mögen von Rußland ſolche Bürgſchaften erlangt werden daß es den ſchwächeren Nachbar in ſeinem Beſitz ungeſtört laſſen muß. Aber für jetzt kann Schweden nicht zu einer Mitwirkung für die Wiedereroberung Finnlands aufgefordert werden. Es iſt ein armer Staat, ohne die ausreichenden Kräfte zu Land und zur See, um ſeine Anſprüche zu vertheidigen. Schweden kann ſich mit Rußland nicht in Kampf einlaſſen ohne Subſidien, — zunächſt von England. Aber die Erfahrungen, die England mit dem Subſidienſyſtem gemacht hat, müſſen die ganze öffentliche Meinung des Landes gegen Wiederaufnahme dieſes Syſtems einnehmen. Wir zweifeln nicht an dem guten Willen Schwedens etwaige Verpflichtungen gegen England einzuhalten, aber die Ereigniſſe können ſtärker werden, als der gute Wille, und man muß darauf gefaßt ſeyn daß Rüſtungen, die mit engliſchem Geld gemacht ſind, eines Tags gegen England gekehrt werden.“ Wie ſorgfältig auch die eigentliche Meinung hier eingewickelt iſt, ſo verräth ſie ſich doch deutlich genug; ſie liegt einfach in folgendem: „eine ſolche militäriſche Unterſtützung, wie ſie nöthig iſt, um Finnland für Schweden zu behaupten, können wir nicht geben, ebenſo wenig wünſchen wir daß Frankreich ſie gibt, und von Deutſchland können wir ſie leider nicht hoffen, alſo muß fürs Erſte auf alle dieſe Plane gegen Rußland verzichtet werden.“

Wie gelegentlich der Garantien in Betreff der Türkei, der Donau und des ſchwarzen Meeres, ſo ſieht man aus dem Geſagten, daß auch die „faktiſchen“ Garantien, die man ſich in der Oſtſee holen wollte, eine einmüthige entſchloſſene Politik des übrigen Europa vorausſetzen, die für jetzt nicht weniger ein Traum iſt als die Hoffnungen der Elihu Burrits. Mit der Forderung faktiſcher Garantien, wie die Times ſie formulirte, dreht man ſich im ſonderbarſten Kreiſe. Eine ſo tiefe Machtverringerung Rußlands, wie hierzu erforderlich wäre, iſt ohne eine energiſche Theilnahme Deutſchlands gar nicht denkbar. Hätte man aber eine ſolche deutſche Politik jetzt zur Seite und ſeit Jahren zur Seite gehabt, ſo wäre eine ſolche materielle Demüthigung Rußlands gar nicht nöthig. Damit iſt man aber an dem angelangt, was wir im Eingang unter dem punctum saliens der orientaliſchen Frage verſtanden. Man hat ſich in ihr ſo verrannt, weil die deutſche Politik, d. h. die volle einige Politik Deutſchlands noch nicht in richtiger Weiſe eingegriffen hat. Die Engherzigkeit und Härte der engliſchen Handelspolitik mag ſich in dem Gedanken wiegen ſtatt Rußlands in dem ſchwarzen Meere und in der Oſtſee zu dominiren. Dem Gerechtigkeitsgefühl, das der politiſchen Anſchauung Deutſchlands innewohnt, ſteht es an, wie die Größe ſo den berechtigten Beruf auch im Gegner zu ehren. Deutſchland kann, ohne ſich etwas zu vergeben, den Weltberuf Rußlands anerkennen. Wenn die bisherigen Fehler der europäiſchen und beſonders der deutſchen Politik es verſchuldet haben daß die Expanſivkraft Rußlands zu unſerem Verderben auf den Weſten und den Süden drückte, ſo mögen wir dieſem Uebelſtand mit Feſtigkeit entgegenwirken; wir mögen alles daran ſetzen, der Großmacht Rußlands eine andere Richtung, die Richtung auf ihren Weltberuf — die Bändigung und Civiliſation des nördlichen Aſiens — zu geben, wir mögen, wenn es zu dieſem Zwecke ſeyn muß, ſelbſt den Kampf mit Rußland nicht ſcheuen, aber wir ſollen bei dieſem Kampf der Großmacht nicht an den Leib wollen, Rußland nicht zur Erfüllung ſeines Berufes moraliſch und materiell unfähig machen wollen. Das Wiener Cabinet hat bei ſeiner Formulirung der vier Garantiepunkte dieſe Linie ſcharf herausgefühlt, es hat bei dem das ſchwarze Meer betreffenden Punkte die auf Schwächung Rußlands gehenden Worte geſtrichen und ſtatt ihrer nur ein Gleichgewicht der Mächte daſelbſt gefordert (— wenn man gleich bedauern muß daß bei der Ohnmacht Deutſchlands zur See dieß Gleichgewicht vorerſt nur ein Gleichgewicht zwiſchen Rußland und England ſeyn würde —).

Es iſt von großer Wichtigkeit, daß man endlich durch die Erörterung der Garantienfrage auf dieſen Punkt geführt worden iſt; denn nur von ihm aus iſt Hoffnung da daß ein Irrthum gehoben werden kann, welcher für das bisherige diplomatiſche Verfahren gegenüber von Rußland von ſtörenden Folgen war. Wenn man ſich darüber klar würde, worin die Mäßigung, die man gegen Rußland zu beobachten hat, liegen muß, wenn man ſich ſagt, daß dieſe Mäßigung in dem Inhalt der Forderung liegen muß, aber daß durch ſie die größte Entſchiedenheit in der Ausführung keineswegs ausgeſchloſſen iſt, falls ſolche nothwendig wäre, ſo könnte man zweierlei erwarten. Fürs erſte käme es vielleicht dahin daß diejenige Seite der deutſchen Politik, welche bei einiger Unklarheit über das Ziel die Mäßigung in der Sanftmuth der Mittel ſuchte, in der Einſicht der bisherigen Erfolgloſigkeit dieſes Wegs, ihre Stellung änderte, und durch das Bewußtſeyn, mäßig zu ſeyn in Betreff des

Ziele, ſich über die Entſchiedenheit etwa nöthiger Mittel beruhigte. Fürs andere wäre vielleicht zu hoffen, daß das ruſſiſche Cabinet, überzeugt von der billigen Anerkennung ſeiner Großmachtſtellung durch die deutſchen Mächte, die von ihm mit Feſtigkeit verlangte Aenderung ſeiner Richtung nicht als eine mit ſeiner Ehre als Großmacht unverträgliche Forderung anſähe.

Ob man auf dieſen Weg einer denkbaren Verſtändigung einlenken wird, müſſen wir dahin geſtellt laſſen. Die Schwierigkeiten des bisherigen Verfahrens haben wir bereits angedeutet. Die von den Umſtänden gebotene Zögerung im Kriegsverfahren der Weſtmächte haben im Norden den ſkandinaviſchen Mächten keinen großen Muth zu ſofortigen Adhäſionen gemacht, und im Süden dürfte ſie leicht noch ſchlimmere Folgen haben. Die Türken, weil ſie ſich bis jetzt allein geſchlagen haben, ſchreiben irrthümlich ſich allein den Erfolg zu, und es iſt ſehr natürlich, wenn ſie übermüthig und unlenkſam werden. Wenn es wahr iſt daß man in den Moſcheen Allah um Vernichtung der unter dem Vorwand der Hülfleiſtung eingedrungenen Ungläubigen anfleht, ſo iſt das eine ſchlimme Ausſicht für die künftigen Schutzforderungen der Weſtmächte zu Gunſten der Rajah. Auch auf die Truppen der Weſtmächte und die öffentliche Meinung zu Haus können die bisherige Unthätigkeit der Truppen und die ſchmerzlichen Verluſte durch die Cholera nicht ohne übeln Einfluß ſeyn, wenn er ſich auch nicht auf die gleiche Weiſe äußert. In England kam es in Newcaſtle zu einem Meeting der ungeduldigen Partei, welche unter heftigen Anklagen gegen das Miniſterium dieß vorwärts treiben möchte. In Frankreich verſpürt man nichts von einer ſolchen Stimmung, wenn man nicht den Ruf der Truppen nach Wiederanſtellung der afrikaniſchen Generale hieher rechnen will. Abgeſehen davon werden wir kaum fehl greifen, wenn wir vermuthen daß durch ſolche Unfälle die Stimmung eher eine dem Kriege unholde wird, und daß man allbereits die Gloire etwas theuer bezahlt und gefährlich findet. Ueberdieß ſind die ſpaniſchen Angelegenheiten ein ſehr ſtarkes Memento für die franzöſiſche Regierung, und es iſt ſchwer zu ſagen was ihr gefährlicher werden dürfte, wenn in Spanien die Anarchie Platz greifen und Napoleon III zur Einmiſchung zwingen würde, oder wenn ein gemäßigtes Regiment ſich in Madrid conſolidirte, und Frankreich das unliebſame Beiſpiel einer geordneten tüchtigen conſtitutionellen Regierung geben würde.

In den Alleghanies.

(Von Franz Löher.)

Auf Koſten der deutſchen Pennſylvanier üben die andern Amerikaner gern ihren Witz, aber ſie können nicht läugnen daß die öffentlichen Einrichtungen in Pennſylvanien nicht ſo halsbrechender Natur, und die Leute dort ſolider und freundlicher ſind, wenn gleich ſie nicht ſo ſtädtiſch ſauber ausſehen als in den Neuenglandſtaaten. Von Harrisburg fuhr ich im weſtlichen Pennſylvanien auf der Eiſenbahn nach Chambersburg. Es ging mäßig raſch, die Bahn ſchien feſt gebaut und ziemlich überwacht, und es blieb deßhalb nur die Gefahr aufzubrennen, denn der Ofen im Wagen war faſt bis zur Spitze rothglühend. Wir kamen durch mehrere Städtchen in welchen der Zug ſo lange Halt machte daß man durch ein paar Straßen laufen konnte. Dieſe Ortſchaften haben in der Mitte einen freien Platz, welchen die Grafſchaftsgebäude, Kirchen und Gaſthäuſer umgeben. Es durchkreuzen ihn regelmäßig vier Hauptſtraßen, und auf dieſe öffnen ſich in geraden Linien kleinere Straßen. Das Pflaſter iſt ſchön und reinlich, die Wohnungen ſind klein, aber hübſch und ſteinern, die Schinkenthierchen werden in ihren Ställen zurückgehalten, und die Leute vor den Hausthüren haben ein ſtilles gutherziges Weſen. Durch die deutſche Gewöhnung wird hier amerikaniſche Rohheit und Raſchheit noch eine Zeitlang fern gehalten.

In Chambersburg mußte ich bis zum zweiten Tag auf einen leeren Platz in den Poſtwagen warten, die täglich zweimal hier durchgingen nach Pittsburg. Iſt man endlich ſo glücklich mit acht andern in dem engen Wagenkaſten feſtzuſitzen, ſo iſt man genöthigt Bruſt und Glieder fleißig hin und herzudrehen, um nicht ganz zerquetſcht zu werden. Dieſe Arbeit hielt indeſſen die Kälte ab, da die löchrigen Lederlappen, welche die Seitenwände vorſtellten, ſich auch nicht einmal befeſtigen ließen. Mit der Poſt iſt es in Amerika noch ſchlecht beſtellt, obgleich der Generalpoſtmeiſter ein Miniſter in Waſhington iſt. Für das Gepäck mag der Reiſende ſelbſt ſorgen, wenn er es zu behalten denkt. Um kleine Summen ſicher zu überſenden braucht man wohl die Vorſicht die Banknoten durchzuſchneiden, und in dem erſten Briefe die eine, in einem ſpätern die andere Hälfte zur Poſt zu geben; denn kämen Brief und Geld nicht an, ſo wäre es gar zu ſchwer zu beweiſen welcher Poſtbeamte auf der Strecke ſie unterſchlagen hätte, und wäre er wirklich der Ueberführung nahe, ſo ſtünde ihm die Flucht nach allen Seiten offen. In einem neuen Lande, wo die Beamten nicht feſt angeſtellt und die Strolche haufenweiſe ſind, läßt ſich von der Poſtverwaltung nur eine halbe Sicherheit für anvertrautes Gut erwarten.

Es ging gleich hinter Chambersburg in die Höhe. Von den Alleghanybergen hatte ich ſo viel Entzückendes gehört und freute mich darauf einmal wieder recht ins Gebirge zu kommen. Schon begannen ſeine Vorpoſten, Wieſen mit Flüßchen, Tannenplätzchen,

in Menge verſtreute Felsblöcke und kleine von roh behauenen Steinen aufgeführte Häuſer. Es war gerade ſo wie bei uns im Eingange eines Gebirges, etwas beſonders amerikaniſches machte ſich nicht bemerklich. Als wir höher kamen, ſahen wir auf eine weite von blauen Bergen umragte Ebene zurück. Vor uns machte eine blaue Bergwand einen langen Strich durch die ſtarren Wolken, und als wir oben waren, ſahen wir tief unten ein ſchmales Thal und uns gegenüber einen andern langen Bergzug, der jede Weitерſicht abſchloß. So blieben nun die Umriſſe des Gebirges. Weitgeſtreckte Berglinien ziehen in ungefähr gleicher Höhe hintereinander her, zu Zeiten durch eine Querwand verbunden, dazwiſchen ſind hübſche helle Thäler tief eingefurcht, aus denen die Aecker oft bis in die hohen Bergwälder hineinreichen. Die Straße folgt gewöhnlich einem Flüßchen; wo es aus den Bergen herniederkommt, da ſchmiegt ſie ſich hinein, läuft dann ganz allmählich an einer Berglehne hinauf; auf ihrer Spitze angelangt, wo man faſt nur die Kämme der Wellenlinien des Gebirges ſieht, ſucht die Straße ein Querjoch, auf dem ſie zur nächſten Höhe führt, um auf deren anderer Seite wieder den Windungen eines Flüßchens entlang hinabzuſteigen, ein Thal raſch zu durchſchneiden und dann wieder zu ganz gleicher Bergfahrt überzugehen. In den Thälern, deren grünes bewäſſertes Bette man von oben weithin verfolgen kann, kamen wir durch kleine Städtchen, welche ziemlich ſchwarz ausſahen und viele Schmieden hatten; die erbärmlichen Wagen zerſtoßen ſich auf den noch ſchlechteren Wegen an dem Geſteine, Radmacher und Schmiede finden daher an der Straße reichliche Arbeit. Es gab einen hübſchen Anblick, wenn ſie am dunkeln Abend vor einem Feuer auf der Straße auf die rothglühenden Radreifen loshämmerten, daß die Funken kniſterten.

Als es nach dem Abendeſſen wieder eine anſehnliche Höhe hinauf ging, lag über dem Gebirge der Schimmer einer wundervoll hellen Mondnacht. Bergzüge über Bergzüge hoben ihre Stämme hintereinander empor, hier und da hing ſchon etwas Schnee an den Felſen und Bäumen, aus den tiefen Thälern ſtarrten die zahlloſen Baumwipfel. Die ganze Reiſegeſellſchaft war ausgeſtiegen. Um mich herum lieſen und ſtolperten ein paar berauſchte Viehhändler aus dem Weſten, weiter unten ſchallte das rohe Gelächter von einigen Burſchen, welche ein junges Ehepaar zaghaft immer eine Strecke vorausgehen ließ; die Alleghanies ſcheiden den Oſten vom Weſten, ſie machen auch eine Gränzſcheide zwiſchen der feineren ſtädtiſchen Bildung, dem nüchternen Weſen der Bewohner der alten Staaten und dem freimüthigen, warmherzigen, aber roheren Benehmen der Weſtleute. Was ich von den letztern bisher geſehen, nahm nicht ſehr für ſie ein. Es waren geriebene Leute, welche Karten ſpielten, Branntwein tranken und denen bei den erſten Worten Dollars und Cents immer zwiſchen die Zähne kamen. Weil ich mit dieſen Reiſegenoſſen nicht anbinden wollte, ſuchten ſie mich durch derbe Späße zum Reden zu bringen; der gewöhnliche Amerikaner findet es unausſtehlich, wenn jemand ihm nicht ſein Geſchäft und ſeine Denkweiſe offenbaren will. Dieſe Neugierde iſt häufig ſo zudringlich und widerwärtig, daß man das unbehagliche Gefühl hat, als wollte ſie einem bis in den Magen hinab ſehen. Bei dem Abendeſſen hatte der Wirth, ein alter Deutſchpennſylvanier, eine Banknote, die er irrthümlich für unächt hielt, nicht annehmen wollen, den nannten ſie nun einen „regelrechten deutſchen Dickkopf“ (regular dutch blockhead), und ergingen ſich in den roheſten Witzen über das „verdammte deutſche Volk“. Als ich ſtill blieb, vergnügten ſie ſich, zu drängen und zu ſtoßen, daß ich dachte, der alte Wagenkaſten müſſe auseinander brechen; ich ſah eine ſchlimme Nacht voraus, fing endlich an zu fluchen engliſch, deutſch, italieniſch, franzöſiſch, was mir nur einfallen wollte, und hielt meinem Gegenüber den Fuß nahe vor die Augen mit dem Verſprechen, ihn da hinein zu ſtoßen, wenn er mich noch einmal drücke; das gab erſt ein Gelächter, und dann wurden ſie freundlich und fragten nach Deutſchland und der alten Welt. Ich erzählte ihnen nun Wunderdinge und hatte den Erfolg, daß ſie nicht nur artig wurden, ſondern ſich auch die Hälfte als Nachkommen von Deutſchen zu erkennen gab. Führt einen das Unglück unter ſolche amerikaniſche Rowdies, ſo hat man nur die Wahl, ſich ſchleunigſt zu entfernen, oder möglichſt grob und kurz angebunden zu ſeyn; Stillſchweigen macht ſie nur zudringlicher und verwegener.

Am andern Morgen machten wir in einem Städtchen Halt, um zu frühſtücken. Aus den langen Thälern wehte etwas von der Gebirgsluft, die ſo kräftig erregend in die Bruſt dringt; der dunkle Schooß des Gebirges verſprach mehr wild erhabene Schönheit, als ich bisher am Wege gefunden. Ich ließ daher meine Reiſegeſellſchaft, von der ich genug hatte, ruhig fahren und bekam bald im Städtchen ein Pferd geliehen. Da die Amerikaner ſtets ſo viel weite Geſchäftswege haben und nicht gern zu Fuße gehen, ſo kann man auch in den kleinen Oertern leicht Pferd und Wagen miethen; ich ritt einen Bach hinauf, der luſtig über das Geſtein niederſprang. Der Boden hat einen lehmigen Untergrund und die obere Erdkrume, die ſich aus verweſten Pflanzenſtoffen gebildet hat, iſt ſehr locker, deßhalb ſind dieſe Gebirgswäſſerchen ſelten recht klar, ſonſt würden ſie in der Menge, in welcher ſie aus dem Waldbickicht hervorſchießen, die Landſchaft friſcher und lebhafter machen. Das tief in den Boden eingeſchnittene Bette dieſer Flüßchen iſt überwuchert von Brombeerrändern und wildem Wein und Lorbeer, ſeltener erheben ſich über den Farrenkräutern und andern breitblättrigen Stauden die rothen, blauen und gelbweißen Blumenhäupter; deſto mehr farbige Abwechslung bringen die großen Pilze auf dunkelm, und die rothblühenden Mooſe auf grünem Grunde. In den Thälern, wo das Waſſer ruhiger fließt und ſich abklären kann, ziehen die Bäche helle Silberfäden durch ungemein liebliche Gründe. Wo das Waſſer keinen raſchen Abfluß hat, da breiten ſich ſchwarze Sümpfe aus, deren Fieberduft auch den hochſtämmigen Bäumen das Leben nimmt. Die Pennſylvanier-Deutſchen haben den engliſchen Namen „Swamps“ für dieſe Sumpfſtellen nur unglücklich in „Schwämme“ verwandelt.

Ich war noch keine halbe Stunde geritten, als mich jene tiefe einſame Waldöde umfing. Auch in dieſen ſchon frühbeſiedelten Landen werden die Ortſchaften noch lange den Urwald vor der Thür behalten. Obgleich hier auf den Bergen weder die Baumſtämme noch die Schlinggewächſe beſonders mächtig waren, führte der überaus ſchlechte Weg doch unter dem dichteſten Laubgewölbe in die Höhe, an den meiſten Stellen war der Wald zu beiden Seiten ganz undurchdringlich. Man fühlt ſich erleichtert, wenn man aus dieſer gründunkeln Waldnacht auf höher gelegene kahle Stellen kommt. Die Bäume verdecken auch dort noch die Ausſicht, aber vielleicht ſieht man doch unten aus einem Thale den blauen Rauch, der ſich über der Laubdecke emporkräuſelt, ein Zeichen, daß Weſen da wohnen, welche fühlen und denken wie wir. Schon daß man nicht immer Laub, Stämme, Moos und Moder, ſondern auch kahlen Grund und Felsbrocken vor Augen hat und einen halben Büchſenſchuß weit ſehen kann, iſt eine Wohlthat; denn in dieſen endlos dichten Wäldern legt es ſich wie der Druck einer finſtern Naturgewalt auf die Seele, und wenn man ſingen will, hört man von ſelbſt im erſten Verſe wieder auf und verſinkt wieder in das dumpfe Schweigen der Natur. Auch die

Matroſen ſingen nur, wenn ſie ſich wieder dem fröhlichen Lande und den Stätten der Menſchen nähern. Wie auf dem Meere die heitern Gebilde, welche im Geiſte keimen, unaufgeblüht in das endloſe Wellen und Wogen verſinken, ſo verwehen in dem endloſen dumpfen Rauſchen und Rollen des Urwalds die lebhaften Gedanken. Zuletzt hört man nur noch auf das verhaltene Brauſen und Wallen in den Waldestiefen, die Ideen werden trübe und verfließen ins Unendliche und Unbeſtimmte; damit man ſein Ich nicht ganz an das mächtige Wogen der Natur verliert, fliegt dann und wann ein greller Lichtſchein durch die Seele, man weiß nicht woher es kommt, vielleicht ſtürzte ſich ein Flug Waldvögel kreiſchend ins Dickicht, oder man ſah die ſcharfen Augen von ein paar Eichhörnchen hinter den Aeſten lugen, oder es öffnet ſich plötzlich eine Schlucht, in der tief unten Waſſer brauſt. Wird man auch einen Augenblick durch dergleichen aus ſeiner Träumerei geriſſen, bald darauf iſt der Geiſt wieder wie umweht und umhüllt von grauen Schleiern. Der Ocean und der Urwald ſind noch ein Stück wüſter Urweltsgröße, unter deren ſchwerem Hauche das kecke geſellige Menſchenweſen mit ſeinen hellen freundlichen Ideen nicht gedeihen kann. Auf den bahnloſen ewig gleichen Prairien-Steppen und Sandwüſten macht man eine ähnliche Erfahrung, jedoch iſt ſie nicht ſo trübe, weil auf jenen Ebenen friſche Luft iſt und weite lichte Himmelsbläue, man iſt dort nicht befangen von dem Wellendunſt des Meeres und von dem Modergeruch des Urwalds.

So ritt ich den ganzen Tag bergauf, bergab; die Hügel ſind ganz, die Berge faſt bis zum Kamme mit Wald überdeckt. Man kann deutlich verfolgen, wie der Fluß oberhalb des Thales aus vielen kleinen Bächen entſteht und wie dieſe weiter hinauf aus einer Unzahl von Rinnen zuſammenfließen, welche das Regenwaſſer fußtief in den Lehmboden eingeriſſen hat, bis ganz oben das Gerinne gleich Fäden dicht nebeneinander niederläuft. Aus der Schlammerde, welche auf dieſe Weiſe von den Wäſſerchen fortgeführt wird, bereitet ſich unten im Thale das fruchtbare Bottomland, während das modernde Laub und Holz in den Wäldern den Abgang an Erdkrume wieder erſetzt. Auch wird man nach und nach inne, wie regelmäßig der Baumſchlag und das Unterholz wechſeln, je höher man aus den Thalgründen aufſteigt. Unten ſteht Zuckerahorn zwiſchen Ginſeng, Dogwood, Pawpaws und ähnlichen Geſträuchen, dann folgen die Wallnußbäume, Buchen und Eſchen mit den Schlingreben und Gummibäumen, eine Strecke höher herrſchen faſt nur die vielen Eichenarten und Rhododendronbüſche, und über dieſen klettern den Berg noch in dichten Reihen hinauf die Kaſtanien und Fichten, deren Wurzeln mit Heidelbeerſträuchen und ſtachlichen Ranken überdeckt ſind. Zur Viehzucht eignet ſich dieß Gebirge weniger als das ebene Land, grüne Bergmatten gibt es nicht, gutes Gras wächſet nur in den tieferen Thälern, die höher gelegenen ſind naß und kalt. Ackerbau kann dagegen faſt überall mit Nutzen betrieben werden, wo der Wald weggehauen iſt. Man trifft auch bereits an den fruchtbarſten Stellen Blockhütten mit ein paar Morgen Ackerland, und an den Hauptwegen Kramläden, welche für Korn, Fleiſch, Wildhäute, Baumzucker u. dgl. allerlei Waaren, Geräthe und Kleidungsſtücke austauſchen. Ein ſolches Kaufhaus iſt zwar auch nur barackenmäßig aufgeſtapelt gleich den Farmerhütten, aber dem Reiſenden winkt es Erquickung, er kann dort wenigſtens ſich am Aepfelwein kühlen, denn bei den Farmern unterwegs bekommt er nur Waſſer und wenn es hoch kommt, ein Glas trüben Whiskey. Da wo mehrere Wege von den meilenweit entfernten Farmen zuſammentreffen, ſteht mitten im rauſchenden Walde eine kleine rohe Blockhütte, die Fenſter darin geben etwas mehr Licht als ſonſt dieſe Farmer in ihren Wohnungen gewohnt ſind, vor dem Häuschen ſind Holzſcheite aufgehäuft, die Thür iſt offen, aber niemand zu ſehen. Es iſt eine Waldſchule, verſehen mit einer Tafel und ein paar dürftigen Bänken, die Kinder kommen dort ein paar Monate des Jahres, wenn ein Lehrer zu haben iſt, zuſammen. In den Thälern aber, welche ſich auf eine vielbefahrene Straße öffnen, haben die Farmer bereits ſtattliche Häuſer und Gärten. Aber all dieſe Anfänge von Cultur ſind nur wie ſpärliche offne Fleckchen in die Waldungen eingeſtreut, die ſich viele hunderte von Meilen ununterbrochen hinziehen über langgeſtreckte Berge und Hügel; dort gibt es noch Waldgründe und Berglehnen, welche das ganze Jahr hindurch keines Menſchen Fuß betritt und wo nur Hirſch und Bär ſtreifen. In vielen Gegenden iſt deßhalb hier in Pennſylvanien das Land noch gerade ſo wohlfeil, wie im entlegenſten Weſten. In der neuern Zeit bleibt indeſſen viel von der deutſchen Einwanderung hier ſitzen, die älteren Anſiedler ſind hauptſächlich Pennſylvanier-Deutſche.

Ich trat in mehrere ihrer Blockhäuſer ein und fand vollſtändigſt den Hinterwäldlercharakter; die Leute leben einſam in dunkler Waldnacht, abgeſchnitten von der Welt der geſelligen Heiterkeit. Ihr Leben iſt der tägliche einförmige Kampf der Natur, ihre Gedanken bewegen ſich nicht viel weiter als bis zu dem Waldbickicht, welches die offne Ackerſtelle am Hauſe umzieht. Die Axt und die Büchſe ſind ihnen köſtliche Schätze, Selbſtvertrauen und die Bibel die einzigen Güter, aus welchen ſie Troſt und Ideen in der Einſamkeit ſchöpfen. Die Stille und Waldöde welche ſie wechſellos umgibt, erfüllt ihr Gemüth mit einer Art von düſterer Religioſität; ich blieb zu Nacht in einem Blockhauſe bei einem Pennſylvanier-Deutſchen. Das Abendeſſen, in welchem gebratener Speck und heißer Maiskuchen die Hauptſpeiſe war, wurde faſt lautlos eingenommen; dann ſetzte ſich der Mann mit ſeinem halberwachſenen Sohne ans Feuer und kaute Tabak, eine alte Mutter ſaß ebenfalls da und rauchte aus einem kurzen ſchwarzen Stummel, die Frau des Farmers ſäugte ihr jüngſtes Kind, die andern Kinder ſtanden mitten in der Stube und ſtarrten mich an, die Haare hingen ihnen um das Geſicht, ihre Blicke blinkerten ſcheu und doch ſcharf und wachſam. Obgleich der kleine Raum mit Menſchen überfüllt war, blieb es doch ſo ſtill darin, daß man jedes Tiktak der Wanduhr hörte. Draußen raſſelte der Sturm, ich unterſchied deutlich, wie die Aeſte ſich an einander rieben und knarrten, dann geſchah ein dumpfer Krach, Waldvögel kreiſchten, ein alter Baumrieſe war vom Sturme niedergebrochen.

Auch bei uns hatte ich in den Hütten und Bänken der Holzfäller und Forſthüter auf dem Gebirge ähnliche Abende verlebt, aber nie fand ich dort die Menſchen ſo unheimlich ſtill, nie auf ſo weiten Strecken ſie ſo gleichmäßig in Geſicht, Tracht und Benehmen. Dieſer unzerſtörbare Gleichmuth, dieß ſchweigſame Benehmen gegen den Gaſt, das Haſtige und kurz Abgebrochene in den Bewegungen, die Raubvogelblicke, die dunkle Hautfarbe, und dazu die kurioſe Mundart — es kamen mir plötzlich die Indianer in den Sinn, bei welchen das alles nur noch ſchärfer ausgeprägt iſt. Auch der Hinterwäldler wird wie das Waldthier unruhig, wenn die Menſchen und Städte in ſeine Nähe rücken, er entweicht tiefer in den Buſch; dieſe Pennſylvanier-Deutſchen ſind an Bildung nicht vorwärts, ſondern entſchieden zurückgekommen. Die jungen Leute beſuchen häufig bis zum 20ſten Jahre die Waldſchule, aber die wenigen Ideen, welche ſie dort in ſich aufnehmen, verſchwimmen wieder in dem einförmigen Leben in den Wäldern; das iſt gerade das Weſen der Wilden, daß er kein Bedürfniß hat nach

Bildung und daß ihm das bloße Daſeynsgefühl genügt. Er verſinkt ſogleich wieder in düſteres Hinbrüten, ſobald das Nöthigſte gethan iſt, wozu ihn der Hunger, die Kälte oder ſonſt ein heftiger Antrieb zwingt, während der gebildete Menſch thätig bleibt, einer Folgereihe von Ideen Ausdruck zu geben, welche ſein Daſeyn heiterer und mächtiger machen.

Und doch war dieſes Waldvolk noch deutſch, das warme Gefühl bei ihm gleichſam unter der ſtarren Hülle noch rege, es dauerte nur lange, bis ſie etwas aufthauten; daß auch Deutſche ſo werden konnten, dazu half nicht bloß das trübe Waldleben, ſondern auch das Klima, welches dem Körper die weiche warme Fülle benimmt, und welchem die ſcharfen Lichter und die grellen Wechſel eigenthümlich ſind. Es ließen ſich die alten Farmer, welche noch in ihrer halbdeutſchen Abgeſchloſſenheit eigenſinnig verharren, bereits wohl unterſcheiden von ihrem jüngeren Nachwuchs, dieſer nimmt allmählich Sprache und Sitte der übrigen Amerikaner an und wendet ſich mehr dem Geſchäftsverkehre zu. Auch diejenigen deutſchen Einwanderer, welche ſich erſt vor 20 Jahren hier angeſiedelt, machten bereits gegen ihre Nachbarn aus jüngerer Zeit einen merklichen Abſtich durch ein ſtilles und ſchroffes Benehmen und durch eine gewiſſe Härte und Trockenheit im Weſen, welche nur das unmittelbar Praktiſche und Nöthige, dieß aber auch gleich und ganz will. Je länger im Wald, je weiter ab von europäiſcher Geſittung. Wie, wenn dieſe Waldſiedler ganz und für immer von ſtädtiſcher Bildung und Geſelligkeit abgeſchnitten wären, würden ſie nicht von ſelbſt immer läſſiger im Denken und Arbeiten werden, mit immer weniger Lebensbedürfniſſen ſich begnügen, und ihre Kinder halbroh, halbnackt aufwachſen laſſen, bis dieſe das freie Umherſchweifen in den Wäldern täglich mehr vorzögen und ihre Farmen nach und nach verfallen ließen? In der ſcharfen Luft würden die armſeligen Hütten bald verwittern, das Waldgrün, welches gleich üppig wuchert, ſobald es die Axt nicht mehr zähmt, würde die Trümmer der Wohnſtätten überwachſen, und die europäiſche Cultur läge wieder vergangen und vergraben in den Wäldern und wieder ſchweiften neue Indianer umher. Wenn ein paar Menſchenalter in dieſem Lande genügten, die Natur eines Volks ſo zu verändern, ſo liegt wenigſtens nicht mehr etwas Unnatürliches in der Annahme, die Delawaren, Huronen, Mohikaner, und wie ſie alle heißen, ſeyen die verwilderten Nachkommen der Norweger, welche einſt an der amerikaniſchen Küſte ſich anſiedelten. Merkwürdig bleibt es immer, daß der Weiße, beſonders aber der Franzoſe, wenn er einzeln lange unter den Indianern lebt, ſo leicht deren Sitte und Denkungsart annimmt. Liegt etwa in Land und Luft etwas, was dieſe Neigung weckt und befördert? Gewiß iſt auch die Denkkraft des Menſchen vielmehr von der Landesnatur abhängig, als wir uns gern geſtehen wollen.

Andern Tages ritt ich nach dem Städtchen zurück und fuhr mit der nächſten Kutſche weiter. Die Ausſichten wechſelten auf tiefe flußbewäſſerte Thäler, breite hellgrüne Berglehnen und auf blaue Höhenzüge, dicht und weit hintereinander, ſo weit das Auge ſehen konnte. Zu Zeiten führte der Weg auf der Karte eine Bergkette hin, wo man auf der einen Seite auf weite blanke Ebenen hinabſchaute, welche in der Ferne wiederum von blauen Bergen umzogen war. Weniger an der Waldabnahme, als an der durchdringenden Kälte, der vermehrten Menge von dicht umhergeſtreuten Felsbrocken und an den ſpärlichen grobſteinernen Häuschen merkte man, wenn wieder eine Gebirgshöhe erreicht war. Voll Luſt und Erwartung war ich die vielberühmten Alleghanies heraufgefahren und fuhr ärgerlich wieder hinunter. Hochgebirgiges hatte ich gar nicht geſehen, einige Bergſeiten waren recht tüchtig mit Steinblöcken und Wildwald beſäet; das kräftige Blau der Berge, das Hellgrün der Wälder, und Thalbreiten und unzählige überaus liebliche Waldgründe und kleine Waſſerſtürze werden künftig den Malern herrliche Bilder liefern, aber auf hochragende Bergmajeſtät mit bleichen Felsöden und wilden Schluchten muß er verzichten. Die Alleghanyberge erfreuen den Reiſenden deßhalb ſo ſehr, weil er ermüdet iſt durch die einförmigen Landſchaften, welche er vorher wochenlang durchfahren hat: iſt er aber mitten in jenen Bergen, ſo ſind ſie ſo einförmig, wie alles Amerikaniſche.

Reiſe durch die Wüſte Atacama.

(Mitgetheilt von Dr. Pöppig von St. Jago.)

(Schluß.)

Den 30 Januar verließ ich Atacama, um auf dem Cordillerenwege nach Copiapo zurückzukehren, demſelben, auf welchem D. Pedro de Valdivia das kleine Häufchen Spanier geführt hat, mit welchem er die Eroberung Chile's unternahm. Ich war nicht ohne Sorge über den Ausgang. Wir hatten zwar eine hinreichende Zahl guter Maulthiere, allein wir hatten keine Führer. Mehrere Perſonen hatten verſprochen uns Führer anzuſchaffen, allein als es zur Abreiſe kam, da arbeitete der eine Führer in den Bergwerken, der andere hatte ſich müſſen in die Reihen der Krieger begeben, die in Calama den peruaniſchen Truppen gegenüberſtanden u. ſ. w., und es gibt nicht viele Perſonen in Atacama die den Weg kennen. Man tröſtete uns, indem man uns verſicherte, es würde uns leicht ſeyn, in Toconado oder Peine einen Wegweiſer zu finden, und ich bog demnach vom Wege ab, um dieſen Ort zu beſuchen. Toconado iſt ein kleines Dörfchen, 10 Leguas von Atacama, 2—3 Leguas vom Ufer der Salzlaguna entfernt an einem kleinen Bach, der in einer Spalte eines Trachytſtroms ein paar hundert Schritte weit fließt, und Gärten mit herrlichem Obſt das Leben gibt. Den 30 Januar aß ich hier ſchon treffliche Muskatellertrauben! Hier contrahirte ich mit einem Burſchen, der den Weg nach Copiapo wußte, daß er uns dorthin führen ſollte, allein ungeachtet ich ihm bewilligt, was er gefordert hatte, ſtellte er ſich nicht ein. Als wir nach Peine kamen, war der Ort wie ausgeſtorben; die Männer waren alle auf der Guanacojagd, ihrem einzigen Erwerbszweig, da ihr bischen Waſſer und das felſige Terrain nicht erlaubt Getreide zu bauen und Vieh zu halten, und ſelbſt die jüngſten Weiber mit den Kindern waren fortgezogen. Glücklicherweiſe trafen wir einen Indianer, Joſe Maria Chaile, der ſich nach einigen Schafen umſehen wollte, die er in der Cordillere vier Tagereiſen im Süden entfernt weiden hatte, und der ſich anheiſchig machte, für 20 ſpaniſche Thaler uns bis den halben Weg nach Copiapo, bis Rio-Frio, und außerdem nach dem Meteoreiſen, und nach dem Schwefelberg im Oſten von Rio-Frio zu bringen.

Etwa 10 Leguas ſüdlich von Tilopozo trennten wir uns von dem Wege, den wir auf der Hinreiſe nach Atacama gemacht hat-

ten, und hielten uns nunmehr rein südlich. Der Weg nach Copiapo führt im allgemeinen in der Entfernung von 30—40 Leguas von der Küſte auf dem hohen breiten Rücken entlang, der hier die Cordillere der Anden bildet und der mit lauter einzelnen, nicht zuſammenhängenden Kegeln oder Berggruppen beſäet iſt; dieſer Rücken iſt 5—6 Tagereiſen breit und durchſchnittlich 9—10,000 Fuß hoch, ſeine größte Höhe erreicht der Weg 5—6 Leguas ſüdlich von Rio-Frio mit etwa 13,000 Fuß, und ſenkt ſich dann allmählich bis Trespuntas (5500 Fuß) und Copiapo (900 Fuß). Dieſer Rücken iſt faſt ohne alle Vegetation, ſteinig, großentheils Trachytlava, und bei Tage heftigen eiſigen Winden ausgeſetzt, die von Weſten wehen; in der Nacht weht dagegen ein feiner durchdringender Oſtwind Terral, der von den höchſten Punkten dieſes Paramo herabkommt. Im Lauf des Tagmarſches überſchreitet man in der Regel vier, fünf und mehr Schluchten, die gewöhnlich 4—800 Fuß tief eingeſchnitten ſind und deren ſteile Schuttwände die Maulthiere ſehr ermüden, die in dieſen bedeutenden Höhen ſo gut wie der Menſch von der Puna zu leiden haben, d. h. von der ſehr verdünnten Luft, die hier herrſcht. Der Waſſerplatz Puquios, der erſte, den man nach Tilopozo antrifft, iſt etwa 17 Leguas von jenem Ort entfernt, 11,085 Fuß hoch, hat nur wenig Waſſer und ſehr wenig Weide, ſo daß ich meinen nur für außerordentliche Fälle beſtimmten Gerſtenſack öffnen mußte; der folgende Waſſerplatz Pajonal, 10,819 Fuß über dem Meer, hat einen kleinen Bach, der faſt ¼ Legua weit läuft, ehe er verſiegt, und ziemlich viel Weide. Zwiſchen dieſen beiden Waſſerplätzen überſchreitet man den Alto de Puquios, der wohl 12,600 Fuß ſeyn mag, und ſilberhaltigen Bleiglanz und Malachitadern enthält; Erze, die in dieſen holzloſen Gegenden und in ſolcher Entfernung von der Küſte keinen Werth haben.

Von Pajonal aus beſuchten wir den Ort, wo das Meteoreiſen gefunden iſt, und der nur eine Legua ſüdweſtlich von Imilao liegt, an der wir alſo auf der Hinreiſe vorbeigekommen waren. Unſer Führer Joſe Maria Chaile hatte daſſelbe vor 30 oder 40 Jahren entdeckt und zuerſt für Silber gehalten. Seit der Zeit haben die Leute in Atacama es an die Neugierigen verſendet und zum Theil verſchmiedet! Und wie man ſich leicht denken kann, alle großen Stücke waren weggeſchleppt, von denen keines mehr als einen Centner oder höchſtens 125 Pfd. gewogen hat, da größere Laſten nicht mit Maulthieren fortgeſchafft werden können; ich werde wohl ziemlich den letzten Reſt weggeholt haben. Eine ganze Stunde habe ich darnach zum Theil auf den Knieen herumgeſucht und wohl an 200 Stücke gefunden, darunter wenige ein paar Loth ſchwer, viele kaum einige Grane an Gewicht haltend; dieſe kleinen Stücke ſind aber faſt intereſſanter als die großen, denn ſie beweiſen deutlich, daß das Meteoreiſen im geſchmolzenen Zuſtand herabgefallen iſt und kleine Stücke deſſelben wie Funken herumgeſprüht ſind. Auf Pajonal folgt der Waſſerplatz Zorras, 9966 Fuß über dem Meer, in einem engen Thal, durch welches ein 3—4 Leguas langer Bach fließt, deſſen Ufer reichen Graswuchs haben, ein ſehr intereſſanter Punkt in geognoſtiſcher Beziehung. Man hatte mir geſagt: „von Zorras können Sie in einer halben Stunde an den Fuß des Llullaillaco kommen.“ Dieſen barbariſchen Namen führt der höchſte Gipfel der ganzen Cordillere zwiſchen Atacama und Copiapo; ich ſtieg das Thal 4 Leguas weit hinauf, dort oben erweiterte es ſich, ſeine Ränder wurden niedrig und ſanft geneigt, ich erklomm auch dieſe und ſah, daß ich mindeſtens noch vier andere Leguas bis zum Fuß des ſchneeigen Rieſen zurückzulegen hatte. Ich befand mich wohl 12,500—13,000 Fuß hoch, und meiner Schätzung nach muß der Gipfel des Llullaillaco zwiſchen 19 und 20,000 Fuß hoch ſeyn, alſo dem Chimborazo nicht viel nachgeben. Der Berg ſoll Schwefel enthalten, und dann und wann rauchen; der Bach von Zorras hatte oben 18° C., die Luft (um 11½ Uhr) nur 10° C.; er entſpringt daher ohne Frage mit einer heißen Quelle. Weiter abwärts hatte er um 9 Uhr Morgens nur 7° C. gezeigt, bei einer Lufttemperatur von 11,5° C. Leider mußte ich unter dieſen Umſtänden die Erforſchung des Llullaillaco aufgeben und umkehren. Ebenſo wurde nichts aus meinem Plan, den Schwefelberg, den Cerro de Azufre im Oſten von Rio-Frio (nicht mit dem Cerro de Azufre in der Cordillere von Copiapo zu verwechſeln), zu beſuchen. Mein Führer erklärte nämlich in Pajonal, er könne uns nicht weiter begleiten, denn die Abweſenheit von Hauſe dauere ihm zu lange! So ſind dieſe Leute, die freundlichſte Behandlung, der reichlichſte Lohn, nichts hilft gegen ihre Launen. — Ich weiß nicht, was uns vielleicht begegnet wäre, hätten wir die Reiſe ohne Führer weiter fortſetzen wollen, da niemand den Weg wußte. Glücklicherweiſe trafen wir in dieſer Verlegenheit einen Calcador aus Trespuntas, der zwar die Abſicht gehabt hatte, nach Atacama zu gehen, der ſich aber ſogleich entſchloß umzukehren und uns zu begleiten, als er erfuhr, daß wir ihm ein Maulthier geben konnten. An dem gleich zu erwähnenden Lagerplatz des Rio-Frio ſtießen wir auf eine ganze Geſellſchaft Calcadores aus Trespuntas, aber niemand wußte den Weg nach dem Cerro de Azufre; ich ſah ihn von der Hochebene rauchen, aber vielleicht 15—20 Leguas weit, und durfte es nicht wagen hinzureiten, ohne zu wiſſen, ob und wo ich unterwegs Waſſer und Futter finden würde. In dieſer verwünſchten Wüſte ſind alle Gegenſtände ſo weit entfernt, und wenn es ſich in Europa um Meilen handeln würde, ſo ſind es hier gleich ganze Tagereiſen.

Zehn Leguas führen von Zorras nach dem Waſſerplatz Aguas Blancas oder Barrancas Blancas, 9341 Fuß über dem Meer und in dem Becken von Punta Negra gelegen, etwas ſüdöſtlich vom Südende des Salzſumpfes. Von hier ſteigt der Weg ein von Süden ſich herabſenkendes Thal hinauf, das von Rio-Frio, welches in der Erſtreckung von etwa 2 Leguas fließendes Waſſer hat. Seinen Namen führt der Bach mit Recht; der Lagerplatz an ſeinem Ufer, 16.857′ über dem Meer, hatte den Morgen um 5 Uhr 7° C. unter Null, mitten im Sommer und unter 25° S. Br.! Der Weg ſteigt von Rio-Frio noch 5 Leguas und erreicht dann ſeine größte Höhe mit etwa 13,000 Fuß, das iſt ſo hoch wie der Gipfel des Finſteraarhorns, um ſich ſodann nach Vaquillas zu ſenken. Wir bogen aber eine Legua vorher nach Oſten ab und ſtiegen ſteil in die Schlucht von Sandon herab, eine von den wenigen romantiſchen Stellen, die ich in der ungeheuren Wüſte angetroffen habe, mit kühngezackten Felswänden. Die folgende Tagereiſe führte uns nach dem Thal Chaco, 8778 Fuß über dem Meer, deſſen Boden mit Ausblühungen von Glauberſalz und Kochſalz wie mit friſchgefallenem Schnee bedeckt war, zwiſchen welchen Binſen und Gras hervorſproßten; die Thalwände boten zahlreiche Ammoniten und Poſidonienſchiefer dar, alſo Liasformation, während der Rücken der Hochebene Trachytſtrom war. Der folgende Waſſerplatz Juncal liegt 8592 Fuß hoch, und nach einer Tagereiſe von 7 Leguas kommt man dann nach der Quebrada Honda de la Encantada, 8167 Fuß hoch. In dieſem Thal glaubt D. Diego eine reiche Silbermine entdeckt zu haben. Er hütete ſich wohl ſie uns zu zeigen; andere Perſonen aber, die behaupteten ſie gefunden zu haben, ungeachtet er ſie ſorgfältig zugeworfen hatte, verſicherten mich, die Erze ſeyen durchaus nicht reich. Der folgende Waſſerplatz Dña Ines hatte nur ſehr wenig Weide, 8100 Fuß über dem Meer, und bei dem nächſten, Paſto Cerrado, der 10 Leguas

entfernt iſt und 6414 Fuß über dem Meer liegt, beſteht der ziemlich reichliche Pflanzenwuchs nur aus Binſen, Rohr und Brea (einem Eupatorium?) Pflanzen, welche den Thieren keine Nahrung geben. Von Paſto Cerrado ſind faſt 12 Leguas bis Channaral Bajo, auch die Finca (Vorwerk) von Channaral genannt. Es iſt dieß eine liebliche Oaſe in der Wüſte, eine ſchmale Schlucht mit Feigenbäumen, Weinreben, Algarroben; Channar, der pyramidenförmig wachſenden Salix Humboldtiana, mit grünem Gemüſe, Melonen und Luzerne, endlich mit einem Haus für den Verwalter und die Knechte. Meine Abſicht war, hier ein paar Tage zu verweilen, damit die Thiere wieder zu Kräften kämen und ein paar Seitenexcurſionen nach Oſten und Weſten zu machen. Auf meine Frage: wie ſteht es mit dem Futter der Thiere aus, bekam ich aber zur Antwort: Herr! dieß Jahr iſt ſehr trocken geweſen, wir haben nur Ein Feld mit Luzerne beſtellen können; die habe ich vor einigen Tagen gemäht und 5 Centner Luzernenheu iſt alles was ich habe. Nur her damit. Ja, aber der Centner koſtet 5 ſpaniſche Thaler! — Einerlei, her damit. Dieſe fünf Centner Heu fraßen die Thiere in zwei Nächten und dem Tage dazwiſchen auf, und nun mußte ich — meine beabſichtigten Seitenexcurſionen aufgebend — weiter, wenn ich nicht die Thiere verhungern laſſen wollte. Von Channaral bis nach Tres puntas, dem Silberreichen, ſind noch 7½ Leguas. Tres puntas liegt 5447 Fuß über dem Meer in der traurigſten Gegend, mitten in der Wüſte, wo man keinen grünen Halm ſieht, wo kein Tropfen Waſſer iſt. Der Ort exiſtirt erſt ſeit wenigen Jahren und mag 2—3000 Einwohner haben; die Häuſer ſind faſt nur Bretterbuden, oder bei den Gruben trockne Mauern; die Dächer meiſt bloß Binſenmatten. Es werden vielleicht 80 und mehr Gruben bearbeitet, von denen vier oder fünf einen ungeheuer reichen Ertrag abwerfen, ein halbes Duzend mäßigen Gewinn geben, und die übrigen auf die Hoffnung hin bearbeitet werden, in größeren Teufen Silber zu finden; das häufigſte Erz iſt hier Rothgültigerz. Die Goldminen ſind von geringerer Bedeutung. Einige Gruben decken die Koſten durch den Verkauf des Grubenwaſſers! das meiſte Waſſer kommt aber 10 Leguas weit, von einem Ort Puquios, und koſtet die Maulthierladung einen ſpaniſchen Thaler. Jedes Maulthier ſäuft täglich für 2 Real (10 ſgr.) Waſſer und frißt für einen preußiſchen Thaler täglich Gerſte. Das Leben an dieſem reizenden Ort iſt faſt ganz ſowie es Pöppig von Cerro de Paſco ſchildert. Auf dem alten Incaweg ſoll man, wenn man ein gutes Pferd hat, in 7 Stunden nach Copiapo reiten können, der Fahrweg wird dort zu 30 Leguas berechnet, iſt aber nach unſerm Dafürhalten nur 19⅔ Leguas lang; wir legten ihn in nicht voll zwei Tagen zurück, indem wir die Nacht zu Hülfe nahmen, und langten den 27 Februar glücklich in Copiapo an, ſehr erfreut, einem civiliſirten Leben wieder gegeben zu ſeyn.

Die Lebensweiſe in der Wüſte war folgende. Sobald der Tag graute, wurde aufgeſtanden, der Theekeſſel mit Waſſer aufs Feuer geſetzt, und wenn das Waſſer ſiedet, Paraguaithee (mate), bisweilen auch Kaffee hineingeſchüttet, mit kaltem Waſſer geſchreckt, und dann das Getränk in Blechnäpfe auf Schiffszwieback gegoſſen; das war das tägliche Frühſtück. Unterdeſſen waren die Maulthiere zuſammengetrieben, geſattelt und gepackt. Jedermann bekam nun eine Handvoll getrockneter Feigen und Schiffszwieback auf den Weg, und mochte auch eine Flaſche Waſſer beiſtecken, und nun ging es fort ohne die geringſte Raſt bis zum Nachtquartier, daſſelbe mochte um Mittag oder ſpät Abends erreicht werden. Unterwegs kann man mit einer Truppe beladener Maulthiere nicht gut halten. Dieſe Geſchöpfe werfen ſich, wenn auch nur ein paar Minuten gehalten wird, auf die Erde und wälzen ſich, oder laufen davon um Futter zu ſuchen. Beim Waſſerplatz angekommen, war das erſte Geſchäft natürlich die Maulthiere abzuladen, dann Brennmaterial, Geſträuch (Ephedra americana, Atriplex, Lycium minutifolium, Adesmia frigida etc.), oder Maulthiermiſt zuſammenzuſuchen und Waſſer zum Sieden zu bringen. Mit Salz, Fett und Harina Toſtada (Mehl von geröſtetem Weizen) war dann in fünf Minuten ein Mehlbrei fertig; erlaubte es die Zeit, ſo gab es noch ein zweites Gericht, eine Suppe von Charqui, dem bekannten an der Luft gedörrten Rindfleiſch, mit Reis, Schiffszwieback oder Mehl; Paraguaithee beſchloß dann das Tagewerk. Das Zelt wurde in der Regel nur an Raſttagen aufgeſchlagen, meiſt zogen wir es vor im Freien zu ſchlafen, wenn auch die Temperatur des Nachts unter 0 ſank. Die Schabracken auf den Boden ausgebreitet vertreten die Stelle von Strohſack, Matratze und Unterbett; ein Sack mit Gerſte oder dgl. gab das Kopfkiſſen ab, als Deckbett diente mir eine Friesdecke und meine zwei Ponchos oder indianiſche Mäntel, bekanntlich ein viereckiges Stück Zeug mit einem Schlitz in der Mitte, durch welchen der Kerf geſteckt wird, ein ungemein bequemes Kleidungsſtück für ſolche Reiſen. Hätte mir übrigens irgend jemand vorhergeſagt, daß der Weg über ſo bedeutende Höhen führt und ſo kalt wäre, ſo hätte ich mich beſſer vorgeſehen: ein paarmal bin ich des Nachts der Kälte aufgewacht und habe nicht wieder einſchlafen können. Alle zwei oder drei Tage wurde ein Raſttag gemacht, damit die Thiere ſich ausruhen und ſatt freſſen konnten; für gewöhnlich bekamen ſie nichts weiter zu freſſen, als was ſie während der Nacht ſich ſuchen wollten. An dieſen Raſttagen wurde flott gelebt; mit Mehl und etwas Fett wurde Teig geknetet und in der Aſche gebacken, ſogenannte Tortillas, es wurde gejagt und ein paarmal hatten wir Turteltauben, Ratten oder wenn dieſer Name anſtößig ſeyn ſollte, Wühlmäuſe; in Tilopozo gab es Ragout von Cordillieren-Flamingo, das zwar wegen des mennigrothen Fettes, das dieſer Vogel hat, eigen ausſah, auch etwas fiſchig ſchmeckte, uns aber doch wohl mundete. Wir ſelbſt erlegten zwar keine Guanacos, hatten aber doch ein paarmal Gelegenheit, Fleiſch derſelben von Indiern und Calcadoren (Leute die Erze aufſuchen führen dieſen Namen) zu erhalten; das Fleiſch hat durchaus keinen Wildgeſchmack, ſondern ſchmeckt faſt ganz wie Kalbfleiſch. Ich hatte für den Fall daß jemand krank würde, was glücklicherweiſe nicht eintraf, ein Duzend Flaſchen guten Wein und ſechs zugelöthete Büchſen mit eingekochtem Kalbfleiſch mit. Wenn dieſes hergegeben wurde, oder wenn Chocolade gekocht wurde, war allemal großer Jubel, und mit meiner Methode Chocoladenmehlbrei zu kochen, erwarb ich mir den Beifall ſämmtlicher Reiſegefährten. Mit den Maulthieren hat man viel Scheererei. Alle Augenblick ſchiebt ſich die Ladung auf die Seite, und wenn dem Uebelſtand nicht bald abgeholfen wird, bekommt ſie auf der einen Seite das Uebergewicht; das Thier, dadurch beläſtigt, reißt aus und ruht nicht eher mit Laufen, Springen und Ausſchlagen, bis die ganze Ladung auf dem Boden zerſtreut liegt. Einige unſerer Maulthiere ſuchten ſich auch im Anfang der unwillkommenen Laſt zu entledigen, indem ſie in voller Carriere ausriſſen und beſtändig im Kreiſe herumraſeten, bis alles auf der Erde lag. Nach acht Tagen gab ſich der Uebermuth. Zahlreiche Maulthiergerippe, die überall am Wege liegen, beweiſen, was die armen Thiere auf der Reiſe durch die Wüſte auszuhalten haben. Mir fiel kein Maulthier; ich brachte ſie alle glücklich nach Copiapo. Allein ungeachtet der leichten Ladung (kein Thier trug mehr als 2 Centner, während die gewöhnliche Ladung 3, ſelbſt 3½ Centner iſt), ungeachtet der häufigen Raſttage, kamen ſie dor

in einem ſolchen Zuſtand an, daß ich froh war, 10 Peſos für die Thiere zu bekommen, die ich in Atacama für 25 und 30 eingekauft hatte.

Die Reiſe hat abgerechnet die Diäten und die Fahrt auf der Janequeo die bedeutende Summe von 1366½ ſpan. Thalern gekoſtet, ungeachtet ich alle mögliche Sparſamkeit angewendet habe; nämlich die Reiſe von Santiago nach Valparaiſo und zurück 36 Peſos; die Reiſe von Caldera nach Copiapo und zurück 19, Rückreiſe von Copiapo nach Valparaiſo auf der Eiſenbahn und dem Dampfſchiff 134; Transportkoſten für die eigentliche Reiſe in der Wüſte, Maulthiere, Futter für dieſelben, Hufbeſchlag u. dgl. m. 402 Peſos; Lohn der beiden Bedienten, Führer ꝛc. 120 Peſos; D. Diego de Almeida bekam dafür daß er uns begleitete 345 P.; der Unterhalt von D. Diego und den Leuten in den Ortſchaften, wo friſche Lebensmittel zu haben waren, betrug 46 Peſos; die trocknen Lebensmittel, Zelte und ſonſtigen Reiſeutenſilien 214 P. Hierbei iſt der Ankauf von Inſtrumenten, Chronometer, Sextant, Barometer nicht gerechnet, ſo wenig wie die Ausgaben in den Wirthshäuſern und was ſonſt von den Diäten beſtritten iſt. Hiernach kann derjenige einen ungefähren Koſtenüberſchlag machen, der etwa eine ähnliche Reiſe unternehmen will.

Unſere Reiſe hat in der Wüſte von der Ausſchiffung in Chanaral de las Animas bis zur Rückkehr nach Copiapo 81 Tage gedauert; in dieſer Zeit haben wir 400 Leguas zurückgelegt. Nehmen wir Atacama und Copiapo als die beiden Endpunkte der Wüſte an, ſo beträgt die Länge derſelben mehr als vier Breitengrade, die ſo viel wie die Entfernung von Berlin nach Königsberg oder Wien, von Paris nach Frankfurt am Main, von Madrid nach Liſſabon oder Gibraltar, oder von Venedig nach Neapel. Die Breite der Wüſte von der Küſte bis zu den bewohnten Thälern im Oſten der Cordillere beträgt 70—80 Leguas, ſo daß die Oberfläche 7—8000 Quadrat-Leguas beträgt, ein hübſcher Landſtrich! auf welchem außer Trespuntas, Chanaral und den Dörfchen im SO. von Atacama nur zerſtreute Hütten an der Küſte und zwiſchen Trespuntas und Copiapo liegen. Wenn auf einigen Karten in dieſer Wüſte Orte verzeichnet ſind, wie Juncal Alto, Juncal Bajo, Chaſo Alto u. ſ. w., ſo exiſtiren ſie nur in der Einbildung des Kartenzeichners.

Die Wüſte hat ſehr wenig ſandige Stellen, der Boden iſt mit ſeltenen Ausnahmen ſteinig und kieſig, und zwar ſind die Steine ſo ſcharfkantig, daß die Guanacojäger genöthigt ſind, ihren Hunden Schuhe (Oſotas von ungegerbtem Leder) anzuziehen, weil ſie ſich ſonſt ſchnell die Füße wund laufen. Die Anden bilden in dieſer ganzen Erſtreckung kein Kettengebirge, ſondern einen breiten, von N. nach S. in einer Höhe von etwa 10,000 Fuß faſt horizontal verlaufenden, in der Richtung nach W. (auch nach O?) ſich allmählich ſinkenden Rücken, der an der Küſte plötzlich mit einem durchſchnittlich 2—3000 Fuß hohen Sandgebirge ſteil abfällt. Auf dieſem Rücken ſind eine Menge einzelner Kegel und Berggruppen aufgeſetzt, die keinen Zuſammenhang zeigen. Wenn die Gipfel nicht kegelförmig ſind, ſo zeigen ſie ſanfte, abgerundete Formen; vergebens ſieht ſich das Auge nach kühnen maleriſchen Geſtalten, Hörnern und Nadeln um. Große anſtehende Felsmaſſen ſind ſelten, die meiſten Kuppen ſind ſo zerklüftet, daß ſie aus einem Haufen loſer Steine zu beſtehen ſcheinen. Noch habe ich nicht Zeit gehabt meine geognoſtiſche Sammlung zu unterſuchen, und kann nur im allgemeinen bemerken, daß von S. Bartolo im Norden bis nahe an Chanaral Bajo, alſo in einer Erſtreckung von vier vollen Breitengraden die Oberfläche des Rückens Trachyt iſt. Ueberhaupt ſind Schlacken und vulkaniſche Geſteine im Innern der Wüſte häufig, ohne daß es mir gelungen wäre eine Spur von einem Krater zu finden. Das herrſchende Geſtein ſcheint übrigens ein Porphyr zu ſeyn, der häufig Quarz führt, und mit Syenit und Grünſtein vielfach und auf die mannichfaltigſte Weiſe wechſelt; Granit iſt ſelten; ſowie überhaupt Glimmergeſteine. An einigen Stellen, z. B. in der Nähe von Trespuntas kommt Grünſtein unter ſolchen Geſtalten vor, daß man ſich nicht erwehren kann zu glauben, es ſey nach Art eines Lavaſtromes gefloſſen mit Schlackenbildung u. ſ. w. Daß das Secundärgebirge nicht fehlt, habe ich ſchon angedeutet; es findet ſich Lias zwiſchen Encantada und Sandon, in den Thälern ſchön aufgeſchloſſen, oft von Porphyr und Grünſtein durchſetzt, auf der Oberfläche meiſt mit Trachyt bedeckt. Welcher Formation ich die rothen Mergel von S. Bartolo mit ihrem Gyps, Steinſalz und Kupfer zutheilen ſoll, weiß ich nicht. An der Küſte finden ſich mächtige Diluvialſchichten namentlich im großen Thal von Caldera; darunter iſt aber auch Tertiärgebirge, denn ich habe bei Caldera eine große verſteinerte Perna gefunden, welche den Diluvialſchichten unmöglich angehören kann. An Mineralien im engern Sinne iſt die Wüſte erſchrecklich arm. Piſtazit iſt ſehr häufig als Ueberzug von Klüften, und in dünnen Adern, ein einzigesmal habe ich gemeine Granaten gefunden, und einige Trachyte ſcheinen Quarzkryſtalle zu führen. Sehr häufig ſind Chalcedon und Jaſpis auf der Oberfläche; zwiſchen Cachinal und Cachinal de la Sierra reitet man Stunden lang über Flächen, die mit kleinen graulichen Chalcedonkörnern, Pfefferkörnern nicht unähnlich, ſo dicht bedeckt ſind, als ob dieſe vom Himmel gehagelt wären. Von den Metallen iſt ſchon die Rede geweſen.

Die Vegetation iſt ſehr ärmlich, wie man ſich denken kann, und zeigt wenig Mannichfaltigkeit. Außer den Waſſerplätzen findet man die Gewächſe nur in den trockenen Bachbetten, in denen doch wohl immer alle Jahr einmal etwas Waſſer fließen mag. Die Gewächſe ſind ſämmtlich grau oder hell, ſehr haarig, klebrig, ungemein ſtark riechend, viel veräſtelt und haben kleine Blätter und kleine Blumen. In der ganzen Wüſte exiſtirt wie geſagt kein Baum. Die häufigſten Pflanzen ſind Synantherеen, Baccharis, Senecio, Adesmia Arten, Lycium, Verbena, Ephedra americana, Loaseen, [1] Malescherbia ꝛc. Gräſer finden ſich nur am Waſſer, mit Ausnahme einer Art, welche nicht unter 12,000 Fuß zu wachſen ſcheint.

Die Thiere ſind auch nur ſehr ſpärlich; Guanacos haben wir oft geſehen, aber nie in größerer Menge als in Rudeln von fünf Stück; ein paarmal trafen wir auch auf einzelne Vicuñas; Vizcachas ſind an den Felsabhängen häufig, Chinchillas wie es ſcheint ſehr ſelten. Wühlmäuſe ſind an manchen Stellen ſo häufig, daß der Boden von ihnen wie ein Sieb durchlöchert iſt, zur großen Beſchwerde der Maulthiere, die bei jedem Schritt beinahe einbrechen. Unter den Vögeln ſind Turteltauben und kleine Rebhühner wegen ihres Geſchreis Cojones genannt, die häufigſten Eidechſen ſind überall, aber in geringer Menge. Ebenſo ſpärlich ſind Inſecten, von Käfern findet man vorzugweiſe Heteromeren, Schnecken fehlen gänzlich.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Mangel an Regen es einzig und allein iſt, der dieſen Landſtrich zur traurі-

[1] Darunter ein neues Genus, ein Strauch von 3—4 Fuß Höhe. Ueberhaupt dürfte eine ziemliche Anzahl der geſammelten Pflanzen für die Wiſſenſchaft neu ſeyn. Uebrigens iſt auch die Flora von Chile nichts weniger als erſchöpft. In der Cordillere nahe bei Santiago habe ich noch viele Pflanzen gefunden, die — wenigſtens im Werk von Gay — nicht beſchrieben ſind, geſchweige denn in entfernteren Localitäten.

gen Wüste macht. In Atacama hatte man seit länger als anderthalb Jahren keinen Tropfen Regen gesehen, der Februar gilt für den Monat, in welchem es in der Cordillere am meisten regnet und schneit. Wirklich erlebten wir auch zwei Schneegestöber, aber sie waren so unbedeutend, daß es nicht der Mühe werth ist davon zu sprechen. Aus diesem Grunde haben die meisten Gipfel höchstens in den Schluchten am Abhang Schnee, und die Schneelinie ist gar nicht markirt, sie dürfte mindestens in 16000 Fuß Höhe anzunehmen seyn, während sie am Vulcan von Osorno in der Breite von 41° in 4500 Fuß liegt. Alle 20 bis 30 Jahre finden einmal wolkenbruchähnliche Regengüsse statt, alle Thäler füllen sich dann mit Wasser und wälzen bei ihrem starken Gefälle ungeheure Schutt- und Schlammmassen herab. Der letzte starke Regen hatte im Mai 1848 statt gefunden, und bewirkt daß das Wasser im Salado bis zum Meer geflossen war.

Man hatte mir mancherlei über die große Elektricität der Luft in der Wüste erzählt. Ich habe nichts besonderes beobachtet, als daß jede Nacht ein starkes Wetterleuchten in dem höchsten Theil der Cordillere zwischen Rio-Frio und Atacama war, oft auch Blitz mit Donner, und dann meist mit Schneefall begleitet. Um ein Wort von den optischen Erscheinungen zu sagen, bemerke ich daß die Fata-Morgana sehr häufig ist. Alle Tage kann man sehen daß die Gipfel von Bergen, die über die Kies-Steinfelder hervorragen, an den Seiten eingeschnitten sind, ganz frei in der Luft schweben, ja auch wohl sich zum zweitenmale umgekehrt, die Spitze gegen unten, darstellen; ebenso glaubt man alle Augenblicke Flüße und Seen mit Wasser erfüllt zu sehen mitten in der dürrsten Wüste, allein niemals hat uns die trügerische See Palmenwälder, Hütten und Paläste vorgezaubert, vielleicht weil unsere Phantasie und unser Glaube nicht stark genug war. Die Durchsichtigkeit der Luft ist so groß daß auch die fernsten Gegenstände noch mit den schärfsten Umrissen gesehen werden, und ganz nahe zu liegen scheinen. Wenn ein Berg so aussieht als ob man ihn in vier Stunden erreichen könnte, so wird man gewiß dazu zwei Tagreisen gebrauchen. Zum Schluß muß ich noch ein paar Worte über den Incaweg sagen. Nachdem die Peruaner die nördliche Hälfte von Chile erobert hatten, liesen sie, wie die Tradition sagt, einen Weg von Atacama bis Copiapo anlegen. Und in der That erkennt man diesen Weg noch an sehr vielen Stellen zwischen diesen beiden Punkten. Er bildet vollkommen gerade Linien und berührt deßhalb nur wenige Wasserplätze; dieß ist der Grund, weßhalb der neue Weg nur in einzelnen Strecken mit dem Incaweg zusammenfällt. Um diesen Weg zu machen, der nur für Fußgänger bestimmt war, ist weiter nichts geschehen, als daß die Steine in der Breite von 4 bis 5 Fuß weggeräumt und auf beide Seiten geworfen sind. Dieß ist alles, und es ist mir unmöglich gewesen etwas anderes zu sehen. Selbst wo der Weg steile Schluchten durchschneidet und im Zickzack herauf oder herabgeht, ist keine künstliche Arbeit zu bemerken. Außerdem findet man am Weg eine Menge Ueberreste von meist kreisförmigen Pircas, Mauern von trokkenen Steinen, 2½ bis 3 Fuß hoch aufgeführt, die einigen Schutz gegen den schneidenden Wind gewähren, und noch heutigen Tages die einzigen Vorkehrungen sind, welche Guanacojäger und Reisende getroffen haben, um zu übernachten. Bietet dieser Incaweg auch nichts so Wunderbares dar wie wohl bisweilen behauptet wird, so wird man nichts destoweniger bekennen müssen, daß er ein merkwürdiger Beweis von der Einsicht, dem Wohlwollen und der Energie der alten peruanischen Incas ist.

Die Sesostris-Denkmale in Syrien. Wir haben in Nr. 17 des laufenden Jahrganges das Schreiben abgedruckt, welches Herr Oppert von Mossul aus an A. de Longpérier richtete, und worin in Uebereinstimmung mit Herrn de Sauley behauptet wird, daß an dem Ausfluß des Nahr el Kalb (in der Nähe von Beirut) die ägyptischen Sculpturen, welche andere dort gefunden haben wollten, sich nicht vorfinden. Diese entschiedene Verneinung stand im Widerspruch mit einer Mittheilung des Herrn Bertou's, welcher in der Revue Archéologique die Existenz der ägyptischen Sculpturen zurerlässig bejaht. In der Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften vom 29 Junius machte Herr Professor Lepsius, der bekanntlich jene Gegenden in sehr umfassender Weise bereist hat, über diese Denkmale aus eigener Anschauung Mittheilungen, welche ihren ägyptischen Charakter außer Zweifel setzen. Wir theilen folgendes daraus mit. Die betreffenden Felsentafeln wurden, nebst den an ihrer Seite befindlichen assyrischen Basreliefs, soviel bekannt, zuerst vor 56 Jahren gesehen und gezeichnet, und sind seitdem von zahlreichen Nachfolgern beschrieben, wieder gezeichnet und besprochen, auch verschiedenemal nach ihren Hauptumrissen und mit einem Theile der Inschriften ohne wesentliche Abweichung publicirt worden. Die drei ägyptischen Tafeln unterscheiden sich leicht auch für ein ungeübtes Auge von den sechs assyrischen durch die gleichmäßig wiederkehrende Verzierung des Architravs mit dem geflügelten Diskus, und die bekannte ägyptische Krönung mit den Palmblättern in der Hohlkehle, während die asiatischen, zum Theil wenigstens assyrischen Tafeln entweder nur einen einfachen geradlinigen oder einen halbkreisförmigen Abschluß nach oben haben. Ein Theil der Felsentafeln ist unmittelbar neben der noch jetzt gangbaren Straße eingegraben. Gerade die wichtigeren und besser erhaltenen aber liegen etwas höher seitab an der ältesten Heerstraße, welche schon zur Zeit der Römer untauglich geworden, und daher von M. Aurelius durch die tiefere Straßenanlage ersetzt worden war. Auf den Tafeln ist der Name des Königs Ramses eingegraben, auf dessen Zeit auch die Schönheit der Ausführung und die erhabene Arbeit hinweisen würden. Die Hieroglyphentafeln zeigen noch die Löcher für die Angelhaken, an welchen schützende Flügelthore befestigt waren. Alle drei zeigen den König, wie er Kriegsgefangene der Gottheit darbringt, oder in Gegenwart der letztern nach dem Haupte der Besiegten Streiche führt. Auf dem einen ist der Gott Pthа, auf dem zweiten der Gott mit dem Sperberkopf, auf dem dritten der Gott Ammon Ra. Auf allen Tafeln finden sich hieroglyphische Inschriften in Zeilen, welche von links nach rechts gelesen werden müssen. Die Untersuchungen des Herrn de Sauley müssen sehr flüchtig gemacht worden seyn. Zwei Tafeln hat er dem oben citirten Berichte zufolge ganz übersehen; eine arabische Inschrift hat er für eine türkische genommen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 37. 15 September 1854.

Kindlich oder — Kindisch?

Federzeichnung von E. Pelz.

Gar viel ist schon herüber und hinüber gestritten worden: ob man die „Amerikaner", die Bewohner der Vereinigten Staaten Nordamerika's, kindlich oder kindisch nennen solle? Das Kindliche gestehen sie selbst zu, während von ihnen die Zumuthung des Kindischen stolz von der Hand gewiesen wird. Wollen wir zu einem Resultat gelangen, so müssen wir Kinder beobachten und sie in Vergleich zu den Amerikanern stellen. Das Kind ist bei jeder Gelegenheit mit den kindlichen Fragen bei der Hand: „Wozu ist das gut?" „Kann man es essen?" Davon ist bei den Amerikanern keine Rede mehr; sie sind längst den Rubicon der Erkenntniß passirt und wissen, was man essen kann und auch meist, wozu die Sachen gut sind. Mit der Erkenntniß des Guten und Schlimmen, nach dem Apfelbiß, ist man eben kein Kind mehr! Aus den Kinderschuhen sind die Amerikaner unbedingt heraus. Suchen wir aber in Erfahrung zu bringen, welche Fragen anstatt jener erwähnten kindlichen unter den Amerikanern an der Tagesordnung sind, so springt uns sofort und zuerst die Frage nach dem Geldwerthe eines jeden Dinges bis zum Menschen hin entgegen. Was man weiß und welche guten oder schlimmen Eigenschaften einer oder der andere hat, darnach frägt gewöhnlich niemand in der Union, sondern immer nur: „what is he worth?" (was ist er werth?) worunter nichts anderes verstanden wird als: wie viel Geld besitzt er? „He is worth nothing!" (Er ist nichts werth!) bezieht sich keineswegs auf moralische Eigenschaften, wie bei andern Nationen, sondern lediglich auf das Geldverhältniß. Der Amerikaner ist über die kindliche Einfachheit hinaus, ohne zu höherer Erkenntniß gelangt zu seyn; er hat diesen Standpunkt übersprungen und ist kindisch geworden, wie die Alten, welche gleichfalls hastig zum Gelde hinlangen, während das Kind den rothwangigen Apfel erfaßt und anbeißt. Damit widerlegt sich auch zugleich die Behauptung, daß die Amerikaner in den Flegeljahren seyen. Zu dieser Zeit ist man ein pochender, protziger Verschwender, niemals aber der Natur nach ein Gewinnsüchtiger. Gegen das Kindische und Alte der Amerikaner wird die Abwesenheit des Geizes unter ihnen angeführt; allein dieser ist durchaus nicht allgemeines Attribut des Alters, das nur habsüchtig auftritt, um sich kindische Genüsse zu erkaufen, welche durch Liebenswürdigkeit zu erringen eben das Alter hindert.

Einer meiner nähern Bekannten in der Unions-Capitale Washington, sagte mir einmal: „Wir führen hier in Amerika die Flegeljahre im Bivouak auf!" und darin liegt sehr viel Wahres, wenn nämlich der Accent auf die schauspielermäßige Aufführung gelegt wird. Die nach Amerika vorgedrungenen Europäer sind auf der Wanderung um die Erde begriffen, machen einen Halt oder Bivouak, und legen bei der oberflächlichen Nachahmung des europäischen Lebens eine gewisse Flegelhaftigkeit an den Tag, wodurch sie ihr schlechtes Spiel verdecken wollen, wie der Coulissenreißer das seine durch Poltern, Schreien und Grimaciren. Es sind von der Lebensuniversität entlaufene Studenten, die in einer Wildniß, in so einer Art Spessart, nicht eigentlich das Lager der Räuber aufführen, sondern eher die Nachahmung eines Etablissements in europäischen Badeorten, das „Spielbank" genannt wird. Die Amerikaner in der Mehrzahl gleichen ganz den unstäten Hazardspielern, denen alle Mittel zur Befriedigung der Gewinnsucht gerecht sind; die sich auch nicht desjenigen schämen, welches bei dem Sittlichen im civilisirten Sinne als entehrend betrachtet wird. Mit dem errafften Gewinn geizen sie nicht, gleich den als Volk wirklich alten Juden, sondern sie wenden denselben meist zur Erlangung neuen Gewinnes an, oder zu gelegentlicher ostensibler Verschwendung in ziemlich roher Weise; roher als dieß in der Natur des wirklich kindlichen Russen liegt, welcher zur Zeit eines hohen Festes z. B. Hunderte gefangener Vögel kauft, um sie fliegen zu lassen, der große Summen an den Loskauf von Schuldgefangenen wendet, während der Amerikaner an seinem einzigen Festtag im ganzen Jahre keine andere Freude kennt, als durch Schießen einen barbarischen Höllenlärmen zu vollführen.

Ich habe während eines mehrjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten Nordamerika's keine Gelegenheit versäumt, die sich mir darbot um Beobachtungen anzustellen, welche zur Lösung der Frage: ob kindlich oder kindisch? hinführen konnten und namentlich sammelte ich eine große Menge von offenkundigen Thatsachen, die in diese Richtung einschlugen. So ist allmählich eine Beispielsammlung entstanden, aus der ich hier Einiges anführen will.

Der Wohlerzogene im europäischen Sinne wird in Amerika vielfach zum Staunen über Mangel an Erziehung hingeleitet, der selbst an Plätzen wie New-York sich zeigt, wo noch die meiste Civi-

Asanen zu finden ist. Jede Straße bietet da Vorfälle in Menge. So ging ich einmal den Broadway entlang und begegnete vor dem „Irving Hotel" nahe bei City Hall einem höchst elegant gekleideten und sonst ganz fein aussehenden Mann von 25 bis 30 Jahren, der rasch voranschritt, vor sich hinsah und als er nur noch zwei Schritt von mir entfernt war, die Zunge lang herausstreckte, eine Grimace dabei schneidend. Ich glaubte einen Wahnsinnigen vor mir zu haben und folgte demselben, um mich zu überzeugen. Er begegnete bald einem Bekannten, bei dem er stehen blieb, „Shake hands" machte und ein durchaus unirritirtes Gespräch führte. Aehnliche Fälle sind mir mehrere auf offener Straße begegnet und zwar an verschiedenen Orten der Unien; ich überzeugte mich fast immer, daß die Leute eben nur lebhaft an etwas dachten, und alles um sich herum dabei vergaßen, weil sie nie daran gewöhnt worden, auf sich Acht zu geben und Rücksichten auf andere zu nehmen. Dieß liegt vollkommen im amerikanischen Charakter, der die vollkommenste Selbstsucht in schärfster Ausprägung zeigt, ungemildert durch anerzogene Selbstverläugnung und Selbstüberwindung, so daß die Willkür, in ungebändigtster Wildheit, alle Schranken verachtend, auf mehr als thierisch zu nennende Weise hervorbricht. Mehrfach habe ich in Gesellschaften, auf öffentlichen Straßen, in Eisenbahnwagen u. s. w. junge, heirathsfähige Ladies aus den vornehmsten Familien selbstvergessen an den Fingern saugen und sich dabei die Nägel abbeißen sehen, als einfache Folge des Mangels an Erziehung. Schlechte durch Abbeißen verdorbene Fingernägel finden sich sehr häufig demzufolge unter der amerikanischen Ladyschaft. Also sogar die Sucht zu gefallen, die liebe Eitelkeit, sonst so gewaltig beim schönen Geschlecht, vermag vielfach die kindische Willkür nicht zu bezähmen! Das Fingersaugen u. s. w. gilt nämlich auch unter den Amerikanern keineswegs zu den anständigen und guten Gewohnheiten.

Kindheit und Jugend zeigen diese Seite nicht; bei ihnen ist der Wunsch zu gefallen überwiegend! Unter allen jugendlichen Völkern sind derlei Rücksichtslosigkeiten nur etwa dem Alter eigen, das nicht mehr darnach strebt gefallen zu wollen. Wie es unter den Wilden damit steht, habe ich selbst noch nicht in Erfahrung gebracht; allein die allerdings schon von amerikanisch-moderner Cultur beleckten indianischen Squaws, welche ich häufig hier in New-York auf den Straßen zu beobachten Gelegenheit hatte, zeigten keine Spuren eines solchen Vergessens ihrer selbst; ebenso wenig kann ich es von den Indianern sagen, von denen mir sehr viele zu Gesicht kamen. Auch die jungen Negerinnen und Neger ließen sich keine Verstöße der genannten Art zu Schulden kommen, wo ich sie auch zu beobachten Gelegenheit hatte. Nur ältere Individuen unter den Negern sah ich häufig der grauenvollsten Salopperie verfallen.

Der einzige Feiertag der Amerikaner, ihr vierter Julius, ist — wie schon angedeutet — ein Tag allgemeinen Scandals zu nennen. Man erkennt das von Seite einer Minderheit auch an, und 1853 wurde anglo-amerikanischerseits demzufolge in Springfield, Staat Massachusetts, Anstalt gemacht zu einer andern Feier dieses Tages, als das gewöhnliche Geschieße. Eine Cavalcade junger Ladies und Gentlemen zog auf, angeputzt in dem alten Continentalstyl, mit aufgekrämpten Hüten, breiten Klappen, Schnürleibern, Knieschnallen, Seidenstrümpfen, kurz Taillen, gepudertem Haar, Damensätteln und was des lieblichen Rococo mehr seyn konnte; ganz würdig einer reactionären Bevölkerung, die gelegentlich eine Demonstration machen will. Darin zeigt sich meines Erachtens durchaus nichts Kindliches, wohl aber tritt Kindisches wie der Gemeinplatz sagt „mit Zwecken-stiefeln" dabei auf.

In Connecticut sind neuerdings wieder ernstliche Anstalten durch Veranstaltung von Volksversammlungen getroffen worden, um die Beförderung der Posten an den Sonntagen durch diesen Staat zu verhindern. Ein kindischeres Beginnen läßt sich kaum denken.

Die New-Yorker Polizei arretirte 1852 in einem Vierteljahre 35 Personen wegen schamloser Bloßstellung des Körpers. Dabei befindet sich nur hinter City Hall im Park eine Anstalt für Männer zum Uriniren; sonst im ganzen weiten Stadtgebiete keine Spur irgend welcher Rücksichtnahme auf unabweisbare natürliche Bedürfnisse. Unter solchen Umständen kommen mir die 35 Arretirungen eben auch nur als Satyre auf die Kindlichkeit vor; die demokratisch-republikanischen Bewohner New-Yorks könnten sich in dieser Beziehung Belehrung über das Kindliche bei den autokratisch beherrschten St. Petersburgern holen.

Vor das Polizeigericht in Boston wurde 1853 unter anderm ein Mädchen gebracht, das sich mit 11 Jahren der Prostitution überlieferte, im 12ten Jahre die Maitresse eines Negers wurde, im 13ten Jahre als öffentliches Freudenmädchen erschien und im 14ten eine vollkommene Trunkenboldin war, die man 15 Jahre alt als ausschweifende gefährliche Person ins Correctionshaus verurtheilte. Fürwahr nicht eben ein Beweis kindlicher Zustände!

Dagegen gab man im Jahre 1852 zu New-York officiell an, daß in der 11ten Ward (Stadtbezirk) von 12,000 Kindern, die zwischen 5—16 Jahr alt waren, nur 7000 Schulen besuchten und daß es in andern Wards noch weit ärger aussehe hinsichtlich der Vernachlässigung des Schulbesuchs. Von häuslicher Erziehung ist darneben meist gar keine Rede. Ueber 100,000 Kinder wachsen in Amerika's erster Hauptstadt noch weit schlimmer als in völliger Wildheit auf; denn was in einer solchen Stadt auf den Straßen gelernt wird, wirkt viel verderblicher auf die Jugend als wilde Natur. Kann bornirte Selbstsucht weiter getrieben werden und ist dieselbe kindlich, oder kindisch zu nennen?

Eine Zeitung der südlichen Unionsstaaten enthielt die Anzeige einer am 27 April 1853 stattfindenden öffentlichen Versteigerung von 130 Negern, 85 Mauleseln, 3 Pferden u. s. w. unter der Ueberschrift: „Wichtiger Verkauf von Negern, Mauleseln, Pferden und anderem Vieh." Hierbei ist von keinem Scherz, von keiner Ironie, sondern von nackter, geschäfts-prosaischer Ausdrucksweise die Rede, und eine kindliche Periode gesellschaftlicher Entwicklung liegt doch ganz sicher hinter solcher Sprache.

Springfield im Staate Massachusetts hatte am 6 April 1853 in seinen Mauern eine Versammlung von Geisterklopfern unter dem Vorsitz eines Dr. Gardner, worin ein „Medium" Namens Gibjen Smith sich über den Zustand der Bewohner von Planeten folgendermaßen ausließ: „Das Volk, das den Merkur bewohnt, hat nur wenig oder gar keine religiösen Begriffe und steht ungemein tief in seiner Entwicklung. Auf der Venus ist die Verwirrung über alle Maßen. Auf dem Mars sieht es bei weitem anders, zwar ist das Volk dort auch noch nicht auf dem Gipfel der Entwicklung, aber doch weit mehr vorgeschritten als wir auf der Erde. Noch entwickelter und spiritualer sind die Menschen auf dem Jupiter und

Saturn. Wenn die gegenwärtig hier Verſammelten in den Saturn verſetzt würden, ſie würden ſich im Himmel fühlen. Der Uranus iſt nur dünn bevölkert, alle darüber hinaus liegenden Planeten ſind gar nicht bewohnt. Daran iſt die Kälte und ihre Entfernung von der Sonne ſchuld."

Bei ſo ſehr vorgeſchrittener Erkenntniß in kosmiſchen Dingen iſt man nicht mehr kindlich! Ein kindlicher Menſch hätte das Lachen über dieſe Eröffnung nicht verbeißen können, während Mr. Gibſon Smith dieſes und anderes ebenſo auffallende vor einer mehr als 300 Köpfe ſtarken höchſt ernſthaft bleibenden Zuhörerſchaft vortrug. Was ſind dagegen die in der bekannten Fabel lächerlich gemachten kindiſchen alten Kartenſpieler? Vor einiger Zeit brachten die Zeitungen unter der Aufſchrift „eine ſeltſame geheime Geſellſchaft" folgendes: „Die Polizei von Perrysville, Aſhland Co., Ohio, hat ſo eben eine geheime Geſellſchaft unter der Jugend jener Stadt entdeckt, die in der That erſchreckend iſt. Die Geſellſchaft beſtand aus 15 jungen Männern und Knaben, und war gebildet, um Raub und Diebſtahl zu begehen. Ein Capitän war erwählt und eine förmliche Conſtitution, deren Verletzung den Tod zur Strafe hatte, angenommen. Einer von der Bande ſtahl ſeinem Vater 10 Dollars, die er für eine arme Wittwe geſammelt, deren Sohn ebenfalls zur Bande gehört. Nachdem die Räuber erfahren, daß das Geld für die Wittwe beſtimmt geweſen, ſtahlen ſie einer andern Frau 10 D. um dieſelben der erſteren zuzuſtellen; der eine, welcher die Note wechſelte um mit ſeinem Cameraden zu theilen, rechnete demſelben für das Wechſeln eine Kleinigkeit an. Da dieß eine Verletzung der Nebengeſetze war, hielt die Bande ohne ſein Wiſſen eine Sitzung, und beſchloß ſeinen Tod. Es wurde beſchloſſen, daß alle auf den mit Eis bedeckten Fluß gehen ſollten um Schlittſchuh zu laufen. Ein Loch ſollte vorher in das Eis gemacht werden, um welches ſich alle zu ſammeln und zu ſtellen hätten, als ob ſie etwas Beſonderes im Waſſer erblickten. Das Opfer ſollte ſodann in das Loch geſtoßen werden. Einer von der Bande, der nicht ſo verdorben war wie die übrigen, verrieth das Geheimniß. Ein Theil der jungen Verbrecher ſitzt jetzt im Aſhland-Gefängniß. In Deutſchland wenigſtens, wo man unbeſtritten aus den Kinderſchuhen getreten iſt und mithin über das hinter ſich gelaſſene Kindliche zu urtheilen vermag, wird ein ſolches Geſellſchaftsſpiel der amerikaniſchen Jugend kaum als kindlich anerkannt werden. Ebenſo wenig folgende, einen ganzen Staat und mittelbar die ganze Union betreffende Thatſache.

Im Hafen von New-York werden alljährlich Hunderttauſende von Einwanderern gelandet. Wenn der Geldwerth zu Grunde gelegt wird, den die Negerſklaven in der Union haben, ſo läßt ſich durchſchnittlich jeder Kopf dieſer Einwanderer als tauſend Dollars werth annehmen. Wenn alſo in der letztern Zeit jährlich ungefähr 300,000 Einwanderer nur allein im Hafen von New-York landeten, ſo ergab dieß auf dieſem Platze einen Gewinn von 300,000,000 D. für die Unionsſtaaten, ohne zu rechnen, was die Einwanderer an Geld und Geldeswerth mitbringen. Ein ſo anſehnliches Geſchenk erſcheint in den Augen Gewinnſüchtiger doch gewiß hoch; allein die Geſetzgebung des Staates New-York legte gleichwohl einen Einfuhrzoll von mindeſtens anderthalb Dollars auf den Kopf jedes Einwanderers. Im Jahre 1853 wurde dieſer Betrag ſogar auf zwei Doll. geſetzlich erhöht. Die auf dieſem Wege zuſammenfließende Summe, wird einer Commiſſion zur Verwaltung übertragen, da eine Verpflichtung zur Verpflegung kranker und hülfloſer Einwanderer damit verbunden ſeyn ſoll. Es iſt aber dieſer Verwaltungs-Commiſſion nachgewieſen worden,[1] daß ihre Hoſpitäler dermaßen ſchlecht ſind, um als Mordanſtalten im Großen von Unterrichteten erklärt werden zu können Man geht mit werthvollen Menſchen um, als ſeyen es läſtige Dinge, deren man ſich auf jede Weiſe raſch zu entledigen ſuchen müſſe. Der Union wird demnach ein großer Theil der aus der alten Welt durch die Einwanderung empfangenen Geſchenke geſchmälert durch dieſe Staatseinrichtung. Ferner ſind die Anſtalten erwähnter Commiſſion zum Schutz und zur Hülfeleiſtung bedrängter Einwanderer von ſolcher Art, daß dadurch geradezu Belaſtungen aus der Einwanderung entſpringen müſſen, anſtatt des Vortheils der bei beſſerer Verwaltung unausbleiblich wäre. Es exiſtiren z. B. — und das iſt öffentliches Geheimniß in New-York — förmliche Geſchäfts-Aſſociationen zur Beraubung und Ausplünderung der Einwanderer, woran die Agenten von Eiſenbahn- und Dampfboot-Linien thatſächlich und direct betheiligt ſind.[2] Ganze Schaaren von ſogenannten Fighters (Schlägern, Raufern von Profeſſion) ſtehen im Solde derſelben und treiben, wenn es nicht anders geht, die Einwanderer mit Beihülfe einer Maſſe von Runners (einer Art von Einwanderer-Makler) dem Locale dieſer Gauner-Verbindung zu. Hier nimmt man den armen, verdutzten Leuten demnächſt ſo viel als möglich ab; dann wird ihnen bei Berechnung des Uebergewichts oft das zehnfache von dem abgeſchwindelt, was ſie eigentlich zu bezahlen hätten, und zuletzt werden ſie noch, unter dem Titel der Weiterbeförderung ins Innere, an Leute z. B. in Albany und Buffalo adreſſirt, die zum ganzen Complott gehören und das Auspreſſungsgeſchäft von neuem unter allerlei Vorwänden beginnen; Einwanderer, die eigene Mittel genug hatten, um ſich hier zu Lande forthelfen zu können, fallen der Bevölkerung zur Laſt, verderben anſtatt zu gedeihen und gehen vielfach ganz zu Grunde. Dieß alles könnte die Einwanderungs-Commiſſion ſo gut wiſſen, wie tauſend Unterrichtete in New-York, ja ſie ſollten, mußten es eigentlich zufolge ihrer Stellungen wiſſen, wenn ſie nicht bloße Repräſentationspuppen vorſtellen wollten; aber ihr Thun und Laſſen iſt von ſolcher Art, daß beſten Falls nur das letztere angenommen werden kann. Die gewählten Volksvertreter in der Aſſembly zu Albany ſollten, müßten Notiz von derlei Uebelſtänden nehmen; allein ihre Erlaſſe, welche leider Geſetzeskraft haben ſollen bis ſie wieder aufgehoben ſind, erſcheinen von ſolcher Art, daß man keineswegs zu weit geht, wenn behauptet wird: ſie ſeyen beſtochene Subjecte, oder Leichtſinnige und Unwiſſende. Dafür nur ein Beiſpiel: zu Anfange des Jahres 1853 paſſirte die Legislatur in Albany ein Geſetz, welches jedermann verſtattet, Paſſagebilletts zur Reiſe ins Innere an Einwanderer zu verkaufen, nur ſoll für die Meile nicht mehr als 1¼ Cents gefordert und genommen werden. Dadurch wurde der ſeitherige Betrug geradezu in geſetzlichen Schutz genommen und wenn z. B. einem Einwanderer, der nach Chicago gehen will, 19 Doll. und 6¼ Cents abgepreßt werden, ſo findet derſelbe keinen geſetz-

[1] Siehe die Kritik eines Jahresberichts der Emigranten-Commiſſion von New-York im erſten Bande der „transatlantiſchen Federzeichnungen" von Eduard Pelz.

[2] In der Rudolſtädter Auswanderungszeitung ſind darüber ausführliche Berichte enthalten.

lichen Beistand, denn der Weg beträgt 1525 Meilen. Gleichwohl kann jeder Einwanderer, der nach Chicago will und sich an das bestrenommirteste Passagegeschäft in New-York wendet, das von den Herren Rischmüller und Löschu gehalten wird, durchweg auf Eisenbahn für sieben Doll. befördert werden. Wollte irgend einer der vielen Lobhudler amerikanischer Zustände diese Verhältnisse auf Rechnung einer bestehenden Kindlichkeit setzen, so würde derselbe mit vollem Rechte als Satyriker anzusehen seyn.

Wenn irgendwo unter Menschen das Kindliche zum Vorschein kömmt, so geschieht dieß bei Gelegenheit von Scherzen und Vergnügungen. Aus hunderterlei amerikanischen Späßen, bei denen es meist auf abgefeimte Betrügereien, auf sogenannten Humbug hinausläuft, will ich hier nur das allgemeine Schneeballwerfen des Winters, als harmloseste Art und Weise sich zu amüsiren in Erwähnung bringen. Bei solchen Gelegenheiten ist alle Welt z. B. in der großen Metropolis New-York einer Todesgefahr mehr als gewöhnlich ausgesetzt auf den Straßen. Die Werferei ist allgemein und man sieht die anständigst gekleideten Personen daran Theil nehmen. Es kommen da sehr häufig Klumpen von der Größe eines Kinderkopfes angeflogen, und niemals bleiben schwere Beschädigungen aus. Wenn eine Bombe der angedeuteten Art in einen vorbeifahrenden, mit Personen beladenen Schlitten gebracht wird, können sich die Werfenden und Zuschauenden vor Lust und Vergnügen kaum lassen, ja es fällt dabei sogar die sonst ziemlich consequent vor den rohen Gesichtern gehaltene Maske der Achtung gegen das schöne Geschlecht herab. Wird der Anzug einer Lady bei solcher Gelegenheit gründlich ruinirt und bekommt sie selbst Eins derb ab, so ist der Jubel wenn möglich noch größer. Der Esel in der Fabel, welcher seinen Herrn umarmen wollte, weil er das von Personen gesehen, die denselben lieb hatten, war kindlicher als die schneeballenden Amerikaner!

Untersuchen wir die Bedeutung des Wortes „Kindlichkeit" genauer, so findet sich, daß dieselbe den Hauptsachen nach in Anspruchslosigkeit, Natürlichkeit und Offenheit, in Harmlosigkeit, hingebender Zuneigung zu andern und Neigung zum Vertrauen besteht. Dabei wird das kindische Wesen als Fehler der Erwachsenen namentlich darin erkannt, daß diese Mangel an Verstandes- und Vernunftgebrauch sowie an Rücksichtnahme auf Erfahrungen und auf das, was unter Civilisirten und Gebildeten für sittlich und schicklich gilt, an den Tag legen. Kurz man nennt es kindisch, wenn Menschen bei vorgeschrittenem Alter sich Dinge zu schulden kommen lassen, die nur allenfalls mit jugendlicher Unerfahrenheit entschuldigt werden können. Der Amerikaner aber tritt in einer charakteristischen Mehrzahl von Fällen höchst anmaßend und anspruchsvoll auf, er hält die amerikanische Bevölkerung für die vorzüglichste der Welt, wobei natürlich die eigene Person keineswegs in den Hintergrund gestellt wird. Auf alle andern Nationen der Erde wird mit Geringschätzung herabgesehen, und dieser Nationalstolz, der aus einer gewissen Geistesträgheit entspringt, hat — wie aller Stolz — naturgemäß verflimpelnde Wirkung, neben und bei aller Anlage zur Verschmitztheit. Natürlich ist der Amerikaner nur insofern, als er seiner Willkür ungezügelt folgt, sonst aber läßt sich nachweisen, daß ihm Verstellung, Heuchelei und Versteckheit eigen sey. Er besitzt mithin gerade das Gegentheil von kindlicher Offenheit. Das Harmlose findet sich unter den Amerikanern noch am meisten vor, doch hat es da ein etwas knabenhaft neckendes Gepräge, und wenn sich Widerstand entgegenstellt, wird sehr gern unterdrückt. Ich möchte den Vergleich mit einem zur Herrschaft hinneigenden Knaben in dieser Beziehung am passendsten erkennen, der alle Welt gern neckt, ohne geradezu stets böswillig zu seyn, von dem aber Schwache allezeit despotisirt werden, und der leicht bösartig wird, sobald sich seiner Willkür Hemmungen entgegen stellen. Der Amerikaner brutalisirt selbst gelegentlich gern, wo sich ihm Schwäche zeigt, allein er geräth in schrankenlose Bosheit und Wuth, wenn ihm Brutalität entgegengestellt wird. — Hingebende Zuneigung zu andern habe ich nur in kameradschaftlichen Verhältnissen heraustreten sehen, wo immer eine Art Zurschautragung damit verbunden erscheint, und Neigung zum Vertrauen ist nirgendwo in der Union zu finden. Man sagt: sie sey früher dagewesen, ehe das schöne Verhältniß durch dichter werdende Bevölkerung gestört worden wäre. Ich halte dafür, daß dieselbe stets eine nur sporadisch vorgekommene, importirte Pflanze gewesen ist, von der man sich jetzt Wunderdinge erzählt, wie in Europa auch von der „guten alten Zeit," vom „biderben Mittelalter" und dergleichen „süßen Erinnerungen aus der Jugendzeit." Schon eine im Klima liegende, ganz eigene Veranlassung zur Nervosität widerspricht dem Vorhandengewesenseyn, selbst wenn nicht von den natürlichen Wirkungen des Umstandes gesprochen werden soll, daß England Nordamerika längere Zeit als Verbrechercolonie mißbrauchte. Jedenfalls traut keiner dem andern gegenwärtig über den Weg, bis irgendwelche Prüfungen vorgenommen und Garantien geleistet sind. Das im Geschäftsleben durch das ausgedehnte Kreditwesen sich darstellende Vertrauen, ist theils auf Versicherungen hinsichtlich der Solidität, theils aber auf die Leidenschaft der Gewinnsucht begründet.

Es treten demnach bei den Amerikanern hauptsächlich nur die Fehler und Schattenseiten einer Art von Unerzogenheit in Ungezogenheiten an den Tag, welche nicht als eigentliche Attribute der Kindheit oder Kindlichkeit gelten können; ihnen geht höhere Lebensauffassung völlig ab, indem sie die Materie durchweg über den Geist stellen, was bei der Kindlichkeit durchaus nicht der Fall ist. Man thut ihnen also keineswegs Unrecht, wenn von ihrem kindischen Wesen geredet wird, dem sie so offenkundig anheimgefallen erscheinen, wenn nämlich der Maßstab einer ältern Cultur und Civilisation des Menschengeschlechts angelegt wird. Nur wenn die ganze alte Welt mit ihren offenbaren schönen Errungenschaften verspottet und gering geschätzt werden soll, wie das von den Amerikanern geschieht, die gleichwohl bei jeder Gelegenheit auf dieselbe zurückgewiesen erscheinen, nur dann läßt sich allenfalls von einer ganz eigenthümlichen Kindlichkeit reden, die es sich zur Aufgabe stellt: in allen Dingen verkehrte Welt zu spielen.

Bei dieser Gelegenheit will ich eines nur mehrfach in amerikanischen Blättern gemachten Vorwurfs gedenken, dahin lautend, daß ich nur Schattenseiten ohne Lichtpartien im hiesigen Leben zu finden wisse und hervorhebe. Dieß ist einmal unbegründet, denn ich habe bei Gelegenheit allerdings auch auf einzelne sich zeigende Lichtpunkte hingedeutet; zum andern aber strebe ich darnach: Zeichner nach dem Leben zu seyn, und solche Leute dürfen keine Idealisten, Lobhudler und Jäger auf Verschönerungen seyn. Der Genrezeichner und Daguerreotypist darf nicht darnach streben, Ansprüche

zu befriedigen, die nur der Maler im ideellen Sinne zu befriedigen vermag. Ueberdem strotzt ja die deutsche Literatur schon von idealisirenden Schilderungen Amerika's!

Das Burzenland in Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Die weiter östlich gelegene wie bereits erwähnt beträchtlich niedrigeren Gebirge können nur mit wenigen Worten angeführt werden. Das Schullergebirg, in gerader Richtung — nämlich der Gipfel — nur 1 Meile von Kronstadt entfernt, ist 5570 F. hoch, stürzt gegen N. und O. in kühnen Klippen und Wänden ab, und bietet wie der etwas höhere und ähnlich malerisch gestaltete Piatra Mare dicht über den „sieben Dörfern" schöne Aussichten über das weite Thal und das mit demselben verbundene tiefere Becken des Haremßeck. In etwas geringerer Höhe und weiter gegen S. gebogen setzt sich die Hauptgebirgskette fort und erreicht im kühn emporstrebenden Teßla 5011, im Tschukasch 6040 F. (in benachbarten Rücken fast ebenso viel), und tritt da noch zum Theil mit prächtigen Umrissen auf. Oestlich von diesen schönen, wenn auch nur hie und da wilden Gebirgsstrichen, hört — bei vorherrschend geringerer Höhe — das Burzenland auf.

Unser schöner Gau ist reich an sehr vorzüglichem Wasser. An den Gebirgen schlägt sich viele Feuchtigkeit nieder und dieselbe tritt (wie auch sonst in kalkreichen Gegenden) vorzugsweise in einiger Tiefe in häufig sehr starken Quellen zu Tag. Dergleichen finden sich bei Zeiden (woher die vielen Röhrenbrunnen ihr köstliches Wasser erhalten), bei Sernescht, Rosenau und an andern Orten. Bei Kronstadt bricht eine ähnliche, sofort einen nicht geringen Bach bildende Quelle aus dem Fels („das Gespräng"), welche Jahre lang in fast gleicher Stärke und mit für eine so hohe Gegend großer Wärme fortfließt und bisweilen einige Jahre ausbleibt. In und bei Tartlau und Honigberg, 1—2 Meilen von den letzten Ausläufern der Gebirge in der ganz freien Ebene, dringen an zahlreichen Orten ähnliche, zum Theil fast ebenso starke Quellen hervor, trefflich von Ansehen und Geschmack, und erinnern hier, so weit von allen Bergen, lebhaft an die großen Süßwasserquellen, welche Humboldt südlich von Cuba mitten im Meer aufsprudeln und mit Manatis und andern solches Wasser liebenden Thieren belebt sah. [1] Aus den Schluchten der Gebirge bringen, genährt von den dort häufigen Regen und dem sehr spät erst schmelzenden Schnee, die Bäche viel Wasser und eilen, größtentheils vereinigt im Tatrang, Weidenbach und der Burzen — von denen die letztere der ansehnlichste und schönste Bach, ja ein kleiner Fluß ist — in raschem, doch gegen den Alt mälig gemindertem Fall diesem so reizende Gegenden durchströmenden und aus so schönen Thälern Wasser aufnehmenden schnellen Fluß zu. Von Dienstbarkeit der Gewässer zum Tragen von Lasten ist hier keine Rede; selbst der kräftige Alt ist in dieser Beziehung noch nicht unter die Botmäßigkeit der Menschen gebracht. Aber die wegen der Nähe der nährenden Gebirge fast nie gleich hiesigen binnenländischen zur Dürftigkeit einschrumpfenden Bäche sind eine fort und fort sich erneuende, dazu auch überaus wohlfeile Fülle von treibender Kraft, die auch ziemlich fleißig benutzt wird. Fast in allen Richtungen strömen solche meist wenigstens in irgend einer Beziehung sehr brauchbare Bäche, mit deren Hülfe viel Gutes zu Stande gebracht, so z. B. Kronstadt fort und fort gesäubert wird u. s. w.; ja es ist ein eigenthümlicher Anblick, dicht über ihr (am „Burghals") von einem wohl 300 F. über das Thal erhöhten Bergsattel an schönen Felsklippen hin einen Bach in rascher Beugung herabeilen zu sehen, der da oben auf dem Berg allerlei Werke treibt und noch manches „andere" leistete, bevor er seinen weiteren Weg in angeborner Ungebundenheit in der Ebene weiter fortsetzen kann. Heilquellen sind bis jetzt nur in dem (magyarischen) Dorf Zaizon im SO. bekannt und dieselben werden auch öfter besucht. Indessen stehen sie an Wirksamkeit bedeutend hinter den sehr zahlreichen Gesundbrunnen des ehemaligen Szeklerlandes, von welchen nicht Rühmens genug zu machen (bei denen aber freilich die Einrichtungen noch viel zu wünschen übrig lassen u. s. w.).

Die Luft ist, entsprechend der vorherrschend hohen Lage und der durch die großen Gebirge bewirkten Abhaltung ihrer warmen südlichen und südwestlichen (und westlichen) Strömungen, kühl und frisch. [1] Indessen erstreckt sich dieser Einfluß der Gebirge (und ihrer noch zahlreichen Wälder u. s. w.) mehr auf ihre nächste Umgebung und auf den Winter. Die tieferen und zugleich von den westlichen Bergriesen am weitesten entfernten, dazu auch sehr fleißig angebauten Flächen haben ziemlich warme Sommer, ja oft recht heiße Tage, freilich größeren Theils unterbrochen von kühlen Nächten, in denen von den dann in herrlicher Gestalt erscheinenden Gebirgen auffallend frische Luft herabkommt. So gedeihen fast überall in dem offenen Thal Weizen und andere Fruchtarten, gutes Obst (darunter auch Wälschnüsse und selbst Mandeln) [2] auf zufriedenstellende

---

[1] Humboldt's Reise, deutsche Uebersetzung 6, 43. 263 F. (Kürzer angeführt auch in dessen Ansichten der Natur). (Anm. d. Eins.)

[1] Bis jetzt sind wohl nur in Kronstadt Messungen der Luftwärme gemacht worden. Nach denselben — die aber noch nicht alle verarbeitet, noch weniger aber alle veröffentlicht sind — dürfte die Mittelwärme des Jahres für diesen Ort und wohl auch andere Orte der Landschaft von gleicher Höhe auf 8, 0° C. (6,4 R.) zu setzen seyn. Ueber die Wärme im Jahr in Burzenland kann ich nichts Zuverlässiges sagen. In Klausenburg aber, das weit nördlicher und nur 1068 Fuß hoch liegt, beträgt nach 13 Jahre umfassenden Beobachtungen die Wärme des Jahres 8,96, des Winters 3,3, des Sommers 19,35°; Unterschied dieser beiden Jahreszeiten also 22,65°, d. h. so viel, daß von allen 28 Orten, welche in Dove's Temperaturtafeln aufgeführt sind, kein einziger solche Abweichung zeigt. Da hier von diesem Gegenstand die Rede (und gute Bestimmungen aus unserem Lande für deutsche und andere Forscher nicht unwichtig seyn dürften), erwähne ich noch, daß die meisten der a. a. O. S. 38 Fuß für Klausenburg, Karlsburg und selbst Ofen, zumal aber Bukarest mitgetheilten Größen sehr wenig Zuverlässigkeit haben. Umständlicheres darüber ein andermal.

[2] Die letzteren führt ein tüchtiger Gewährsmann, Marienburg, in dem weiter oben (Anmerkung 1) bereits genannten Werk ausdrücklich an; ich habe, da mir eigene Erfahrung in dieser Hinsicht abgeht, dafür auch noch ein anderes eben so glaubwürdiges Zeugniß, und so läßt sich an der Thatsache, daß die Mandeln in den schönen Obstgärten des sogen Kronstädter Thales gedeihen, nicht wohl zweifeln. Sonst aber werden sie, wie auch die nützlichen Kastanien, selbst in den so milden Weingebieten des Landes bis jetzt kaum irgend gezogen. (Anm. d. Eins.)

Weiſe, ja in den beſſeren Strichen geräth ſelbſt der doch nicht wenig empfindliche türkiſche Weizen in den meiſten Jahren mittelmäßig, ja dieſes Lieblingsgetreide eines großen Theiles der Bevölkerung wird ſelbſt in höheren Gegenden (bei Serneſcht und Törzburg) durchaus nicht ohne Erfolg gebaut, obwohl da zu ſeinem Reifwerden gute und trockene Sommer erforderlich ſind. Die unternehmenden deutſchen Ritter, welche einſt den trefflichen Gau inne hatten, ſollen daſelbſt auch — wohl verleitet von deſſen ſüdlicher Lage, denn Höhenbeſtimmungen gab es damals nicht — Verſuche mit der Zucht von Weinreben gemacht haben; vom Erfolg derſelben wird nichts berichtet, indeſſen iſt mit Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß die wackeren Männer es hier trotz der erhabenen Lage der Landſchaft bei längerem Verbleiben wenigſtens bis dahin würden gebracht haben, wozu ſie ſpäter in der Gegend von Thorn und Rieſenburg gelangten, daß „ſie in guten Jahren ſelbſt etwas Wein haben keltern können. [1] So viel iſt, ohne dieſen Gegenſtand weiter zu verfolgen, unbedingt zu behaupten, daß Burzenlands Himmelsſtrich, ungeachtet er — wie der Siebenbürgens überhaupt — nach mittel- und weſteuropäiſchem Maß beträchtlich ausſchreitend iſt, noch immer zu den guten und wohl erträglichen gehört, und wer es etwa bezweifelt, nun der komme einmal hin und ſehe, was für Gedeihen dort auf den Aeckern und Wieſen, in den Obſtgärten und in den Wäldern herrſcht, ſehe wie ſtark und ſtattlich, wie lebenskräftig und dauerhaft dort die Hausthiere und die — Menſchen ſind. Das ſind gewiß annehmbare Zeugniſſe für das eben behauptete, und wenn an der Burzen oft auch rauhere Luft herrſcht als in Holland, in den franzöſiſchen Heiden und in Irland, ſo wiſſen die Leute mit ihrem trefflichen Holz und mit ihren derben Schafpelzen, und allenfalls mit einem Glas Kockler [2] oder gar walachiſchen Weines, ja heutiges Tages leider auch mit zahlreichen Schlucken des „Feuerwaſſers“ ſich dagegen mit Erfolg zu wappnen.

Wegen der ſo ſehr verſchiedenen Höhenlage des überaus mannichfaltigen Bodens, vom fruchtbaren lockern Erdreich und den Schuttflächen der Thäler bis zu dem kalten Thon der Gebirge, und hier wieder den ausgebreiteten Geröllmengen und vortrefflichen Kalkrücken, iſt das Wachsthum der Pflanzen ein erfreuliches und ſehr mannichfaltiges. Wie zum Theil ſchon angeführt, gedeihen in dem großen Thal Weizen, [1] Roggen, Hanf, Flachs, Hirſe, Kartoffeln u. a. durchſchnittlich recht gut, an vorzüglicheren Stellen lohnt ſelbſt das Wälſchkorn Saat und Beſtellung. In den Dörfern und ſelbſt an Bergen und in engeren Thälern geräth das Obſt häufig und erlangt oft eine Vollkommenheit, welche den „Weinländer“ in Verwunderung ſetzt. Die Bergabhänge werden noch faſt nirgend angebaut und liefern, auch wo Verſuche darin gemacht wurden, kaum nothdürftige Frucht. Sehr vorzüglich aber kommt da Gras und Holz fort. In geringeren wie bedeutenderen Höhen, ſelbſt bis gegen und über 7000 F. finden ſich ausgedehnte Wieſen oder Weiden mit den beſten Arten von Gras und häufig wächst dasſelbe, auch bis in große Höhen hinauf, mit wahrer Ueppigkeit. Wie hoch der Anbau von höheren Früchten möglich, iſt nicht zu ſagen, da die Bevölkerung noch kaum die äußerſten Säume der Gebirge mit Pflug oder Hau zu bearbeiten verſucht hat; höchſt wahrſcheinlich aber liegen die Gränzen erfolgreichen Fruchtbaues nur um ein Geringes tiefer als (unter gleicher Breite) in Tyrol und der Schweiz. Einen ſehr beträchtlichen Theil der Gebirgabhänge bedecken Wälder, ja ſie reichen — wo die Sorge der Menſchen nicht unterblieb — an gar manchen Orten bis an das weite Thal hinab. Unten ſind es zumal in beſſeren Lagen, Steineichen bis 3000 F. und wenig darüber; bei weitem vorherrſchend iſt aber von den Laubbäumen die Rothbuche, vom Thal bis zu durchſchnittlich 4500 F. Sie bildet noch häufig große theilweiſe ſogar noch wenig benutzte Wälder, und an Stellen, wohin noch ſelten Aexte gedrungen, ſtehen noch Hunderte und Tauſende von Buchen von 2 bis gegen 4 F. Durchmeſſer, und dabei ſolcher Höhe, Geradheit und Schlankheit, daß man nicht ſelten in Verſuchung geräth, die dann ganz äſtefreien Stämme für Tannen oder Fichten zu halten, und nicht ohne Mühe mit den Blicken die ſtolzen Wipfel erreicht. Der Beſucher ſo herrlicher Waldflecke hat oft die ſchwere Wahl, welchem von jenen Rieſen er den Preis der Größe und ſtattlichen Schönheit zuerkennen ſoll, und denkt ſich ungefähr, mit welchem Entzücken manch deutſcher Forſtmann ſolche „Buchenhallen“ betreten und jene Hünen des Waldes betrachten würde. Und doch gibt es noch beträchtliche Buchenbeſtände, welche wegen Unzugänglichkeit und anderer Umſtände von dem Menſchen noch faſt gar nicht benutzt werden, und wo jene Prachtſtücke pflanzlicher Zeugung bei hohem Alter oder durch mächtige Windſtöße niederbrechen und in wilder Verwirrung übereinander liegen, bis ſie den nachwachſenden Geſchlechtern zu üppiger Nahrung verweſen, oder auch von tollen Hirten angezündet werden, damit ſie größeren Raum zur Viehweide erhalten. Zwiſchen den Buchen finden ſich, obwohl mehr vereinzelt, Eſpen, Schwarzpappeln, Birnen- und noch höher hinauf Aepfelbäume, Birken, Haſelſträuche u. a. Gehölz und von 3000 F. aufwärts

---

[1] Wenn nicht zu mehr. In guten Lagen, ſelbſt nicht vor wärmeſtrahlenden Mauern, werden die Trauben wohl zur Hälfte der Sommer ziemlich genießbar. Doch ſind Weinſtöcke ſeltener als der Fall ſeyn könnte. Indeſſen hilft dem Bedürfniß der leckeren Bewohner ſo ziemlich ab die Zufuhr (auf Saumpferden) recht guter Trauben aus der Walachei. Das ſiebenbürgiſche „Weinland“, das kaum ferner liegt, aber weit beſſere Wege hat (zumal gegen das Burzenland hin), betheiligt ſich an dieſer Art von Erwerb noch gar nicht. Wer aber von den Kronſtädtern nur Zeit und einige Mittel hat, macht ſich — ſobald von erwünſchter Beſchaffenheit berichtet wird — im Oktober auf und durchzieht in langſamer Fahrt einen Theil des ſächſiſchen Rebengebietes um die große Kockel oder um Mühlenbach und labt ſich dort an dem köſtlichen Gewächs, das bei ſolchen Gelegenheiten oft in großer Menge und nicht immer mit der kennerhafteſten Wahl gekauft und genoſſen wird. In Kronſtadt und den Nachbarorten wird nicht wenig Wein aus den erwähnten beiden Gegenden getrunken; früher aber faſt mehr noch „walachiſcher“ (aus der Walachei), der aber wegen ſeiner häufigen Herbheit den meiſten Siebenbürgern minder mundet, auch bei weitem weniger haltbar iſt, als beſſerer (und gewöhnlich auch beſſer behandelter) hieſiger Wein. Man vergl. das von dem Weinbau in Weſtpreußen Geſagte (nach älteren Quellen) in Hoffmann's ſchöner phyſikaliſcher Geographie 1836, 353. (Anm. d. Einſ.)

[2] Der um die beiden Kockeln, von dem Mieresch bis gegen Schäßburg hin gewonnene Wein gehört im Durchſchnitt zu den vorzüglichſten des Landes, ja mehrere von den Orten zwiſchen den Kockeln und in ihrer Nähe bringen an ihren vortrefflich geſchützten und wohl belegenen Bergen Wein hervor, welcher — alles in Anſchlag gebracht — ſelbſt den meiſten der um Karlsburg und Broos (Szászváros) gezogenen Weinen voranzuſtellen iſt. Ausgezeichnete Weinjahre waren z. B. 1757, 1797, 1811, 1823, 27, 30, 34, 41, 46; durch große Menge des Moſtes zeichneten ſich aus die Jahre 1797, 1840 und an manchen Orten 1853. (Anm. d. Einſ.)

[1] Weizen iſt das vorherrſchende Erzeugniß der Aecker. Dieſelben ſind faſt alle eben, verlieren unvergleichlich viel weniger Dungſtoffe als die meiſt abſchüſſigen Felder des (ſiebenbürg.) Berglandes u. ſ. w., und es ſcheint, daß ihre ſandige und ſteinige Beſchaffenheit vortheilhaft wirkt. Daher iſt das burzenländer Korn und Mehl gegen das übrigens auch nichts weniger als ſchlechte der meiſten anderen Landestheile wahrhaft ausgezeichnet. (Anm. d. Einſ.)

ziemlich häufig der ſchöne Bergahorn, eine wahre Zierde vieler Wälder bis an ja auch über die Gränze der Buchen. In gleicher Höhe mit demſelben halten ſich die Tannen (Weißtannen, Abies pectinata Dec.), ſelten in Menge auftretend, aber faſt überall ſehr ſchöne, oft wirklich prächtige Bäume. [1]

Von 2500 und 2800 F. an miſchen ſich, beſonders an kühlen Stellen, dem Laubholz mehr und mehr Fichten (Pinus vulgaris Link) bei, und werden gegen und über 4500 F. allgemein herrſchend als breiter und durch das ganze Land reichender düſterer Gürtel an den Gebirgen. Derſelbe geht im Durchſchnitt bis 5800 F. und enthält an vor Stürmen und (unordentlich fällenden oder wild abbrennenden) Menſchen etwas geſchützten Stellen ebenfalls noch rieſenhafte Bäume, welche trotz manchen nordamerikaniſchen zu den gewaltigſten Maſten ſich eignen würden — aber fort und fort faulen hier Tauſende von großen Bäumen und bilden, bis es dazu kommt, für die ſeltenen Beſucher ſolcher Gegenden widerwärtige Hinderniſſe. Wo die Fichten verkrüppeln und in ihrem kühnen Sturmlauf gegen die höheren Rücken zurückbleiben müſſen, tritt in noch etwas breiterem doch viel weniger dicht geſchloſſenem Streif die merkwürdige Kiefer (Pinus Magho Scop.) auf; ſie findet ſich auf allen höheren Gebirgen der Gegend und bildet oft weit ausgedehnte Flecke von ſehr eigenthümlichem Anſehen, durch deren vielverſchlungene und oft beträchtlich in die Ferne reichende Aeſte der dazu Genöthigte meiſt nur mit Mühe ſich drängen kann. Bei 6700 (und gegen 7000) F. Höhe ſchwindet auch dieſe ſeltſame Holzart, und von da an bedecken bis zu den Gipfeln Gräſer und verſchiedene Kräuter vorzugsweiſe in dichten Teppichen einen großen Theil des auf den Rücken der Gebirge meiſt nicht ſehr abſchüſſigen, reichgenäßten Bodens. Man findet da im (kurzen) Sommer und zum Theil bis in den September und October einen trefflichen Blüthenſchmuck der bunteſten Art, und ſchon desſelben wegen ſteigt der Freund dieſer Seite der belebten Schöpfung gern auf jene Höhen, da ſie zwar ſehr wenige Gewächſe der Thäler, aber deſto mehr ſolche nähren, welche man in den Tiefen vergebens ſucht; dergleichen ſind, damit ich einige wenige nenne, Potentilla grandiflora Gmel., Dryas octopetata, Viola biflora, alpestris u. a. verſchiedene Arten von Gentiana bis zur acaulis, saxifraga in zahlreichen zum Theil ſchönen Arten, Soldanella montana Schmidt, orchis globosa u. a., Anthemis alpina Jacqu., Myosotis suaveolens, nana Vill. u. a., Primula mehrere Arten, darunter auch minima L., Delphinium fissum Kit., Aronicum scropioides Koch, Hesperis nivea Baumg., Atragene alpina L., Telekia speciosa Baumg., mehrere Arten von Weiden, Rhododendron zwei oder drei Arten, Vaunium ebenſo, Sambucus racemosa L., Aconitum Napellus Dod. u. a. [1] Auch abwärts von 4 und 3000 F. bis zum Alt findet der Forſcher viele ſchöne, zum Theil ſeltenere Gewächſe, zumal an ſonnigen Berggehängen: ſo Aconitum mehrere Arten mit gelben Blumen, Linum flavum L., Verbascum phœniceum L., Dictamnus albus L., Cytisus nigricuans L., Hepatica eine neue Art u. a.; ja man kann ſagen, daß aufmerkſames Suchen noch manches wenig Bekannte, ja ſelbſt Neue darbieten würde. Der auswärtige Reiſende hat dazu faſt nie die Zeit.

Ueber die Thiere des an mannichfaltigem Schönen ſo reichen Hochländchens muß ich aus naheliegenden Gründen mich kurz faſſen. Von zahmen Thieren werden zumal ſtattliche Pferde gezogen, deren Beſitz aber auch andere zu unerlaubtem „Begehren" reizt und ſo den fleißigen Züchtern manchen Schaden zuzieht. Auf den ausgedehnten Gebirgweiden werden große Heerden von Roſſen und Rindern gehalten, meiſt in nicht viel zahmerem Zuſtand als die verwilderten Millionen von Stammgenoſſen in Südamerika. Alljährlich kommen Käufer aus Ungarn und erhandeln zumal große Mengen jener allgemein ſogenannten „wilden" Pferde, welche zwar nicht eben hoch von Knochenbau, aber ſehr ausdauernd und leichtfüßig ſind; es iſt gewöhnlich ein tüchtiges Stück Arbeit, bis ſo ein Wildfang an den Halfter gebracht wird, und es gehören dazu Muth und Kraft in nicht viel geringerem Maß als ſie der ſeinen Laſſo mit ſo großer Sicherheit führende Gaucho [2] der Plataſteppen aufwendet, und gar manches von dieſen abgehärteten Thieren wird nie ganz zahm, faſt alle aber leiſten ſie wegen ihrer Stärke und Unverwüſtlichkeit ſehr viel. Die Gebirge nähren außer dieſen Heerden von ſchlanken (grauen) Rindern [3] mit mächtigen Hörnern und den

---

[1] Wälder, wie hier noch an nicht wenigen Stellen und auch ſonſt an gar manchen Abhängen und in vielen Schluchten faſt aller unſerer Gebirge ſich finden, ſind in dem weſtlichen Europa — mit Ausnahme etwa weniger Striche von Ungarn, Norwegen ꝛc. — ſehr ſelten; ſo ausgedehnt, ſo tüchtig beſtanden, ja zum Theil ſo prächtig ſind ſie. Gewiß mehrere unſerer Waldgebiete, welche von der fällenden Art noch ſelten oder nie erröhnten, dürften den mächtigen Wäldern ſich nicht ſehr unwürdig anreihen laſſen, welche nach den Schilderungen neuerer Reiſenden ſich als gewaltiger Gürtel um die weſtlichen Abfälle des Kaukaſus legen. Leider aber ſind ſchon ſehr viele unſerer, ehedem wohl meiſt ſtattlichen Wälder entweder verſchwunden, oder doch kläglich verwüſtet und bleiben gerade die (erwähnten) ausgezeichnetſten wegen fortwährenden Mangels an Wegen u. a. Anſtalten mehr oder weniger unbenutzt! (Anm. d. Einſ.)

[1] Es bedarf für Freunde der Gewächskunde kaum der Andeutung, daß die hier angeführten Arten von Pflanzen in verſchiedenen Höhen, Lagen u. dgl. vorkommen. (Anm. d. Einſ.)

[2] Bei ſolchen Gelegenheiten werden geeignete ſtarke Stricke (von Hanf) angewandt. Dieſelben ſind, da Fälle dieſer Art häufig vorkommen, in Siebenbürgen, der Walachei und Ungarn gar nicht ſelten im Gebrauch und die in neueren Zeiten zu einer gewiſſen Berühmtheit gelangten, freilich in ihrer Art auch ſehr tüchtigen, Pferdehirten der Ebenen des letzteren Landes benutzen ſie faſt eben ſo geſchickt und zumal auch als Waffe wie die roſſebefreundeten Südamerikaner, ein Beweis dafür, daß dieſes ſchon von Herodotos erwähnte Geräth — der Laſſo der letzteren — nach Bedürfniß in den verſchiedenſten Ländern erfunden und in Anwendung gebracht worden. (Anm. d. Einſ.)

[3] Außer denſelben ſind in den meiſten Theilen von Siebenbürgen ziemlich häufig (im Ganzen wohl ein Siebentheil des bei unſeren Sachſen ſogenannten „weißen" Viehes) die Büffel, ſonderbar von Geſtalt und Gewohnheiten und weſtlich von unſerem Land, ſelbſt in Ungarn und Mittel-Italien, faſt unbekannt. Allein dieſe Thiere verdienen wegen ihrer leichten Ernährung ſelbſt mit dem ſchlechten Futter, ihrer Stärke im Joch (die Ochſen), ihrer derben Felle und ſtarken Hörner und zumal wegen ihrer vielen und dazu vortrefflichen Milch die Vorliebe, mit der viele Siebenbürger ſie halten und pflegen und die Zucht ſelbſt in Deutſchland, wo ſie gewiß überall ausdauern würden, da ſie — freilich dann bis an die Naſe in Futterüberbleibſel verſteckt — nach Erforderniß ſogar außer dem Stall meiſt ſtrengen Winter ertragen. Hier zu Land vermögen wenige etwas begüterte Frauen und — Männer ihre Häuſer und Tiſche ſich denken ohne die ſchöne und überaus fette Milch und köſtliche (eben ſo weiße) Butter dieſer für Ungewohnte beinahe furchtbaren Kühe, deren ſchwarze und gewaltig brüllende Heerden ſchon ſo manchen Wanderer aus dem fernen deutſchen Lande zu raſchem (freilich meiſt vorzeitigem) Reißaus genöthigt haben. Paget macht in dieſer Beziehung (2,176) folgende — in dem Mund eines Sohnes von England, wo die Rinderzucht und Milchwirthſchaft bekanntlich in hoher Blüthe ſtehen, nicht wenig bedeutende — Bemerkung: „Hier (im lieblichen Thal von Haazag, im SW. des Landes) ſo wie in andern Theilen Siebenbürgens erfreuten wir uns der Wolluſt, Büffelſahne zum Kaffee zu trinken. Paris muß ſich vor Scham verſtecken; es hat keinen Begriff von dem Luxus eines ächten Café à la Crême. Erſtens iſt die Büffelmilch viel dicker als die der Kühe, und dann iſt die Zubereitungsart hier von der höchſten Vollkommenheit u. ſ. w." Uebrigens darf ich zur Steuer

trotzigen Pferden noch zahlreiche Tausende von Schafen, von welchen viele schon recht feine Wolle liefern. Mit denselben hausen die Hirten Monate hindurch in der bekannten Weise auf den Gebirgen, großentheils selbst den walachischen (welchen ihnen von den Klöstern u. a. Eignern in Pacht überlassen werden). Hier, oft mehr als eine Tagreise weit von ihren heimathlichen Dörfern, leben die Männer gleich den Bergamasken auf mehreren Gebirgen der Schweiz, in meist ziemlich unsicheren Hütten bei gutem Wetter bis Ende September, auch in den October hinein, gewinnen von den Schafen Wolle und verschiedene Arten von Käse, und dadurch auf nicht eben sehr anstrengende Weise einen schönen Erlös, und wenn dann und wann ein Reisender bei so einer Hütte einspricht, so erhält er von den bei aller ihrer Nichtbildung doch treuherzigen Menschen unentgeldlich Milch und Käse, dazu gutes Wasser und die Vergünstigung, sich mit ihnen von dem flackernden Feuer mehr beräuchern als erwärmen zu lassen. So unvollständig wird der Segen des Nachbarlandes benutzt, daß schon seit vielen Jahrzehnten siebenbürgische Walachen viele Heerden von Rindern, vorzüglich aber von Schafen nach Ablauf der Almenzeit auf den Winter in die dortigen Ebenen treiben, wo sie gegen geringen Entgelt theils das Feld beweiden, theils bei strengerer Kälte wohlfeil erkaufte Heuschober verzehren. [1] Findet sich nicht genügende Weide, reicht das Heu nicht mehr zu, oder ist der Winter sehr reich an Schnee (was selbst auf dem linken Ufer der Donau nicht eben selten), so werden die Heerden oft weit nach Bulgarien hineingetrieben; doch geschieht es bei großer Kälte und gleichzeitigem Futtermangel bisweilen, daß viele Tausende von Schafen dort umkommen. Auf solche Weise gewinnen die Burzenländer Heerdenbesitzer (meist Walachen, deren mancher viele Hunderte von Schafen besitzt und dabei doch sehr einfach lebt), fort und fort ein schönes Geld, ungeachtet — wie wohl zugegeben werden darf — die ganze Wirthschaftsart noch bedeutend besser geordnet werden könnte. Feinwollige (spanische) Schafe werden bis jetzt nicht gehalten. Von wilden Thieren finden sich u. a. Gemsen, Eber, Bären, Luchse, Wölfe, Adler u. s. w., in den Gewässern Forellen, Krebse u. dgl. Ein Theil der Bewohner zieht viele Bienen, welche auf den ausgedehnten Haidekomädern des Honigs die Fülle sammeln; indessen sollen sie in Folge davon zum Halten nicht tauglich seyn, weßhalb die dortigen Bienenwirthe zur Weiterzucht dann aus dem Binnenland Stöcke nachkaufen. Ueber die andere Thiere des Gebietes fehlt es theils noch an Zusammenstellungen, theils aber würde die Namhaftmachung mehrerer für den gegenwärtigen Zweck zu weit führen.

Von den Gesteinen auch nur sehr wenig. Der Geisterwald besteht aus meist grünlichem Sandstein (Quadersandstein), welcher wegen der Feinheit seines Kornes, seiner nicht sehr schwierigen Bearbeitung und dabei zugleich großen Dauer zu allerlei Kunstgegenständen, Werkstücken u. a. sich trefflich eignet. Indessen wird jetzt auf der dem Burzenland zugekehrten Seite nichts von diesem vorzüglichen Stein gewonnen und verarbeitet, [1] obwohl schon die Alten vor 400 Jahren daraus die ansehnliche Kronstädter Hauptkirche erbauten. Unter dem Sandstein liegt schöner weißlicher Kalk, und derselbe bildet, von unten gehoben, meist auch die höchsten Theile dieses Bergrückens, so den steilen Kamm bei Zeiden. Der Königstein und ein großer Theil des Butschetsch, dann das Schullergebirg, der Piatra mare, der Teßla und ihnen benachbarte Striche werden von demselben schönen Kalkstein zusammengesetzt, und Kronstadt selbst steckt in einer von solchen Bergen gebildeten malerischen Thalbucht. Daher fehlt es den Bewohnern, zumal den näheren Nachbarn der südlichen Gebirge, viel weniger als einem großen Theil der andern Söhne des Landes an diesem so wichtigen Stoff. Aber sie benutzen ihn auch mit rechtem Fleiß; die vielen fest gemauerten Häuser, seit den vielen Bränden der letzteren Jahre auch Ställe und Scheunen, und hie und da selbst Einfriedigungen von Gärten und dgl. legen davon das rühmlichste Zeugniß ab. An die sehr häufig in steilen Mauern und thurmähnlichen Klippen emporstarrenden Kalkgebilde (welche an mehreren Orten, zumal bei Zaizon merkwürdige Ueberbleibsel von Meerthieren umschließen) lehnen sich in mehr oder weniger steilen Aufrichtungen ungeheure Lagen von Nagelflue, bestehend meist aus mäßig großen Rollstücken von Kalkstein, sehr oft auch Grauwacke, dazwischen Quarz u. a. m. im O., doch in viel kleinerer Ausdehnung, von quarzreichem Thonschiefer, welcher ebenfalls zu allerlei Zwecken sehr brauchbar ist. In der weiten Thalebene herrschen unter der oft sehr dünnen Ackerschicht ganz allgemein Geschiebe, theils älteren Ursprungs (aus den erwähnten Nagelfluebergen), theils in dem jetzigen Zeitraum der Erdentwicklung gebildet. — Sonach fehlt es nirgend an Steinen, weßhalb es in dieser Gegend unvergleichbar viel leichter ist tüchtige Straßen zu bauen; wohl aber haben die von den Gebirgen entfernten Orte, z. B. Tartlau, Honigberg u. a. Mangel an guten Bausteinen, was auch an den dortigen Häusern sogleich zu erkennen. Andere schöne oder sonstwie nützliche Steine sind wenige zu erwähnen. Bei Zaizon findet man schöne Säulen und Zwölfflächner vom hellsten Quarz, häufig schönen Kalkspath, Tropfstein

der Wahrheit hinzufügen, daß die durchschnittliche große Festigkeit dieser Milch jede andere „Zubereitung“ als etwa das Aufkochen und Stehenlassen überflüssig macht; es fällt keinem, der gesund bleiben will, ein, die starke nach einiger Zeit gebildete Decke von Rahm allein zu genießen.
(Anm. d. Eins.)

[1] Ziemlich dasselbe geschieht mit den weitläufigen Gränzgebirgen im Osten. Auch hier weiden im Sommer meist Schafe von Walachen aus der Gegend von Kronstadt und zumal Hermannstadt — sonst gibt es fast keine in dieser Beziehung so unternehmende Menschen — und gegen den Winter ziehn Hirten und Heerden hinab in die milden Tiefebenen und selbst bis über die Donau, und gegen den Sommer geht es wieder hinauf und so fort und fort. An vielen Stellen der erwähnten beiden Hauptgebirgszüge stehen hölzerne Hütten, zum Theil erträglich, häufig aber schlechter gebaut als die auf den Alpen, weil hier die Benutzer nicht auch die Eigner der Gebirge sind, öfter wechseln u. s. w. In größern Entfernungen und Höhen bringt man — abweichend von der Schweiz und Tyrol — fast durchaus nur Schafe, da hierzuland die Verfertigung von Kuhkäse noch so gut als unbekannt ist. Uebrigens hausen in und bei Sennhütten auch hier nur Männer, von den Ihren da drunten und in der Ferne oft Monate und Jahre lang getrennt. Noch aber ist hier fast nirgend solche Beschränktheit der Weide als in den eigentlichen „Alpen“, da in unserem Land durchschnittlich die Hochweiden noch nur mittelmäßig benutzt werden und unsere Sennen noch sehr weit davon entfernt sind, von rauhen Stellen mit Mühe und Gefahr Wildheu zu holen u. dgl., ja der Besucher unserer Gebirge findet schon auf den inneren, noch mehr auf den äußeren Gehängen derselben nicht wenige ausgedehnte Strecken, wo fußhohes treffliches Gras bis gegen den Herbst unberührt blieb, ja also noch von dem Winterschnee begraben wird.
(Anmerk. d. Eins.)

[1] An der Hauptstraße wird nicht weit vom Burzenland, bei Perschan, dann unweit derselben bei Ujschinka dieser Stein in nicht unbeträchtlichen Tagebauen gewonnen und zu verschiedenen Gegenständen gemeißelt; leider noch nicht in großem Umfang. Derselbe ist sehr fein von Korn, etwas grün von Farbe und zeichnet sich vor den meisten andern mir bekannten Sandsteinen dieser Gruppe durch Festigkeit, Tauglichkeit selbst zu zarten Darstellungen und zumal auch Dauer selbst im Freien (in unseren regenreichen Sommern ꝛc.) vortheilhaft aus. (Anm. d. Eins.)

u. a., an mehreren Orten feinen Thon, ſchönen Kalktuff; Kohlen ſind noch nirgend in einiger Menge nachgewieſen worden, Erze hat man bis jetzt auch noch nicht gefunden, wahrſcheinlich aber auch nicht mit Fleiß geſucht — da nordweſtlich vom mittlern Burzenthal (an den dortigen Abhängen des Geiſterwaldes) mächtige Lager von Pechkohle anſtehen und große Menge ſilberreichen Bleies getroffen werden, welche letztere auch in Bearbeitung ſind.

Aus dem Allem geht zur Genüge hervor, daß unſer Burzenland nicht nur ein anſprechender, ja ſchöner Winkel des Siebenbürger Landes iſt, ſondern außer erfreuenden Umriſſen auch vieles darbietet, was zur Nothdurft und Nahrung von Menſchen und Vieh dient und dadurch im Stand iſt, ſeine ſtumme und redende Bevölkerung gebührend zu ernähren. Und wenn die Natur dem Gau einiges verſagte, ſo ward ihm dafür manche Entſchädigung, und die nicht ſehr ferne Umgegend gewährt den Bewohnern unſchwer, was ihnen zu menſchlichem Genuß noch fehlt: Wein, Obſt, Trauben, Melonen und dgl. holen die Eingebornen oft ſelbſt aus den beiderſeitigen milderen Strichen, ſchöne Balken und Bretter, erquickendes oder heilkräftiges Sauerwaſſer und nach Bedürfniß ſelbſt Früchte, Tabak u. ſ. w. bringen bereitwillig die nordöſtlichen Nachbarn (Sſekler) herzu und ſo fehlt hier nicht eben viel, weſſen das leibliche Leben in unſeren Breiten bedarf und ſelbſt das geiſtige geht nicht gerade leer aus.

Nun noch etwas über die Menſchen, ihr Leben und ihre Wohnorte.

Das Ländchen an der Burzen tritt in die beglaubigte und ununterbrochen fortlaufende Geſchichte ein erſt mit dem zweiten Jahrzehent des 13ten Jahrhunderts. Dazumal (1211) rief der ungariſche König Andreas II, als er ſah, daß die deutſchen Niederlaſſungen etwas weiter gegen das Innere des Landes ſo wohl gediehen und für dasſelbe ſehr wichtig zu werden verſprachen, den tapferen „deutſchen Orden“ in jenes Gebiet und übergab ihm dieſes zu faſt unbeſchränkter Verwaltung und zur Verpflichtung, jenen Gau und mittelbar das ganze noch ſo wenig geſicherte Siebenbürgen vor den Einfällen räuberiſcher Volksſtämme zu bewahren. Mit Entſchloſſenheit und kühn vorahnendem Geiſt begannen die bewährten Streiter für das Fürſtenthum das ſchwierige Werk, beriefen — wie das damals gewöhnlich war — zahlreiche deutſche Anſiedler, lichteten die Wälder, bauten einige Burgen auf den das ſchöne Thal einſchließenden Höhen, [1] ſchlugen die wilden Kumanen weit zurück und dehnten ihre Macht in kurzem beträchtlich über die Gränzgebirge aus. Aber ſie wollten ſich von dem Könige ſchon in den erſten Jahren ihres dortigen Aufenthaltes unabhängig machen und reizten dadurch ſeinen Stolz ſo, daß derſelbe ſchon 1225 die ſo begünſtigende Schenkung widerrief und die Ritter zwang, das angefangene Werk zu verlaſſen. Sie gingen von da an die Oſtſee (Weichſel u. ſ. w.) und gründeten nach langen Kämpfen endlich dort ein deutſches Reich, das ſpäter einer der wichtigſten Anfänge des heutigen Preußens geworden iſt. Was hätten ſie hier und in den ſüdlichen Nachbarländern bei ohne Zweifel gleicher Thatkraft und Beharrlichkeit für Fürſtenthum, Geſittung und Deutſchheit leiſten können und gewiß auch geleiſtet, hier unter faſt durchaus weit günſtigeren Naturverhältniſſen! Gewiß, die daraus ſich ergebenden Ausſichten und Möglichkeiten ſind ein ſchöner, leider ſo völlig vereiteler Traum. Die Ritter zogen ab. Ihr unmittelbares Wirken im Burzenthal verlor ſich bald und heute ſind nur noch wenige Trümmer von ihren Burgen zu finden, aber die Erinnerung an ihr ſo ächtdeutſches, ſogleich auf ferne Zeiten abzielendes Thun und dazu die von „Schauern der Vergangenheit“ umwehten Bilder davon, was die kampfbewährten Mannen, von dem Alt und der Burzen ausgehend, wohl hätten ſchaffen können, bildet einen der ſchönſten Züge in den geſchichtlichen Anfängen des geſammten Vaterlandes. Die berufenen Anſiedler blieben da und vereinigten ſich ſpäter, unter gleich ehrenvollen und förderlichen Gerechtſamen, mit den deutſchen Brüdern des „Hermannſtädter Gaues“ und ſo hat das Burzenland mit dieſen ſtets gleiches Schickſal getheilt. Unter oft ernſten Kämpfen gedieh das bürgerliche, auf Freiheit und Gleichheit gegründete Gemeinweſen zu ſchöner Blüthe, die dortigen Deutſchen bauten fleißig das Feld, trieben Gewerbe und Handel bis weit in die Umgegend hinaus, doch immer bereit, für Beſtand und Freiheit zu ſtreiten, wozu es kaum in einem Jahrzehent an Gelegenheit fehlte, wie ſchon aus älteren Zeiten berichtet wird, „mit einer Hand thaten ſie die Arbeit, mit der andern hielten ſie die Waffen“ (Nehem. 4, 17). In kurzem erhoben ſich ſtattliche Dörfer und Märkte und ward „Kronen“ ein wichtiger Ort, alle wenigſtens mit ſtarken Kirchenburgen zu Schutz und Trutz verſehen. Als aber (im 15ten bis 17ten Jahrhundert) die Türken oft und viel in das Land fielen, es verheerten und entvölkerten — wozu noch häufige Seuchen kamen — ſank die ſchön begonnene Blüthe, denn die Deutſchen litten bei allen ſolchen Verwüſtungen in ganz Siebenbürgen am meiſten, da ſie mehr als ſeine übrigen Bewohner etwas an Gut und Gebäuden beſaßen, das nicht in Torniſter und auf Pferde zu packen und in die Wälder zu retten war. Und ſie haben ſich auch, ſeit unter öſterreichiſcher Herrſchaft allmählich ſicherere und beſſere Zeiten kamen, nie wieder zur vorigen Höhe erhoben. Denn inzwiſchen hatte der große europäiſche Verkehr andere Bahnen erhalten, hatten ſich — wegen bedeutenden Menſchenmangels — viele Menſchen nichtdeutſchen Stammes an den Säumen der Thäler, ja zum Theil in den deutſchen Orten ſeines Herzens angeſiedelt und haben noch viele andere Umſtände zuſammengewirkt, die Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes zu hindern, die zu erörtern für dieſen Umriß zu weit führen würde. Deſſen ungeachtet iſt das Burzenland auch heute noch, ungeachtet nur der kleinere Theil ſeiner Volksmenge in Arminius Zunge „Gott im Himmel Lieder ſingt,“ ein Gebiet, wie der Kaiſerſtaat nicht viele, der Erdtheil aber in ſo öſtlicher Lage kaum eines aufzuweiſen hat. Man erkennt bei den meiſten der dortigen Walachen und im Ganzen mehr noch der Magyaren in größerem wie kleinerem tauſendfach den ſittigenden Einfluß der Deutſchen, ja derſelbe hat ſich in Folge der langen tagtäglichen Berührung auch weit gegen Oſten (ins Sſeklerland) ausgebreitet. Und wenn der auswärtige Reiſende, nachdem er vielleicht aus den von Klephten oder Schpetaren bewohnten gottgeliebten Landſchaften oder aus den jämmerlichen Dörfern an der untern Donau herübergekommen in die hohe Fläche an der Burzen, hier einen deutſchen Ort betritt, ſey es Roſenau, ſey es Neuſtadt, Zei-

[1] Sie waren die Burg auf dem Kapellenberg (über Kronſtadt), die Kreuzburg bei Nyéc, die Marienburg am Alt, die Heldenburg auf einer Höhe des Geiſterwaldes nahe demſelben Fluß, die Schwarzburg auf einem Vorſprung des Zeidner-Berges und die Törzburg (auch Dietrichſtein) am gleichnamigen Paß. (Anm. d. Einſ.)

den, Honigberg u. ſ. w., oder endlich Kronſtadt, ſo wird — verſteht ſich immer für ſolche Nachbarſchaft — ihm gewiß eines und das andere dort freundlich auffallen und er wird das kalte „nil admirari“ wenigſtens auf Stunden vergeſſen. Denn an ſehr vielem da ſieht er, daß der Stamm, der hier wohnt, dem Wanderleben entſagt und feſten Fuß gefaßt hat, die Häuſer, die Burgtrümmer und ihre noch trotzenden Mauern, die von der Zeit geſchwärzten Gotteshäuſer und vieles andere ſagen ihm, daß dieß Volk „eine Geſchichte“ hat, daß hier der Geiſt den Stoff ſchon zu beherrſchen angefangen, daß nur günſtigere Bedingungen (verſchiedener Art) fehlen, um bald einen glänzenden Aufſchwung hervorzurufen. Das haben denn auch manche Denkende und bei ihren Urtheilen auch der jammervollen Vergangenheit und der in ſo vielen Stücken beengenden Lage Rechnung tragende und ſie mit erwägende Reiſende und Darſteller [1] erkannt, und das Burzenland und was die Sachſen in demſelben gethan und noch ſind, ihre Orte, ihre Haltung u. ſ. w. anerkennend geprieſen; und in der That hat die Frage einige Berechtigung, wo — wenigſtens öſtlich von der Leitha — noch ſolche Dörfer zu finden, wie die zuvor angeführten in der Burzenebene, wo ſo tüchtiges Gedeihen, als in manchen benachbarten magyariſch-walachiſchen und andere mehr? Ja wohl, das Burzenland iſt ſchön und anziehend ſeiner Natur und nicht viel weniger auch ſeiner Bewohner, ihrer Orte und ihrer Geſchichte wegen.

Das Burzenland — vor einigen Jahren auch unter dem Namen Kronſtädter Bezirk bekannt; das Volk indeſſen brauchte den erſteren — umfaßte Jahrhunderte hindurch einen zwiſchen dem Seſſlerland und dem Fogaraſcher Diſtrict inne liegenden, größtentheils ſehr natürlich abgegränzten Landwinkel vom ſüdlichen Gränzgebirg und dem Geiſter-Waldrücken bis zu dem Altfluß und im Südoſten dem Tſchukaſch. In der Mitte des Gaues liegt, wenn man von ſeinen vorgeſtreckteſten Ecken abſieht, beiläufig Kronſtadt. In dieſer Ausdehnung hat derſelbe, nach ziemlich wahrſcheinlichen Berechnungen früherer Jahre, 32,5 deutſche Flächenmeilen. Von dieſem für unſere Verhältniſſe nicht eben großen Raum iſt beiläufig etwas über die Hälfte (ungefähr 0,6) Berg- ja faſt ganz wahres Gebirgland. Wenn man, wie ſich gebührt, in Betrachtung zieht, daß die Gebirge zum Anbau ſich wenig, zur Anlage von Ortſchaften faſt gar nicht eignen, und von den ſonach faſt allein bewohnbaren Strichen noch abzieht den Raum, welchen Gewäſſer, Straßen, hie und da auch Sümpfe, der Petersberg, mehrere ganz unfruchtbare Strecken u. ſ. w. einnehmen, ſo bleiben höchſtens etwas über 10 Fl. M. übrig, welche unmittelbar von Menſchen benutzt werden können. Nach der zuverläſſigen Aufnahme des Jahres 185 wurden aber in dem bezeichneten Gebiet (d. i. den 37 Ortſchaften des einſtigen Kronſtädter Diſtrictes mit den zugehörigen militariſirten) gezählt 90,837 Menſchen (Einheimiſche).

Angenommen, daß — nach Abzug der rauheſten Striche der Gebirge — etwa 20 Fl. M. an Raum vorhanden ſind, welcher mehr oder weniger dazu dienen kann, Menſchen zu ernähren, ſo kommen auf jede dieſer Meilen 4544 Köpfe, ein Maß der Bevölkerung, das für unſer Land und die Beſchränktheit des hieſigen Erwerbs für die mäßige Fruchtbarkeit der in Rede ſtehenden Gegend als bezeichnet groß genannt werden darf und von der Rührigkeit der dortigen Volksmenge ein ſprechendes Zeugniß ablegt. [1]

Es iſt bemerkenswerth, daß die Orte unſers Gebietes meiſt ziemlich, zum Theil ſehr volkreich ſind. Dieſelben ſind — etwa einige den Namen Märkte führen — mit Ausnahme von Kronſtadt nichts anderes als Dörfer, und ihre Bewohner beſchäftigen ſich mit ganz unbedeutenden Ausnahmen mit Feldbau, Viehzucht und Baumwollem. Deſſenungeachtet kommen, ſelbſt wenn die Stadt ausgeſchieden wird, auf einen Ort im Durchſchnitt faſt 2000 Menſchen, ja wenn Törzburg d. i. die oft unter dieſem Namen angeführten einander ziemlich nahen in Gebirgsthälern (um den nördlichen Fuß des Butſchetſch und den gleichnamigen Paß) verſteckten 10 Dörfer auch noch weggelaſſen werden, ſo kommen auf eines der übrigen (26) Dörfer gar 2323 Menſchen. So weitläufig und ſtattlich ſind die — größeren Theils auf mäßigem Raum liegenden — Orte, und es muß zugegeben werden, daß dieſes die ſchon an ſich bedeutende landſchaftliche Schönheit der einſt von den Rüſtungen und Schwertern altdeutſcher Kämpen erklingenden Gegend weſentlich erhöht. Einige jener Dörfer zeichnen ſich durch Volkszahl verzüglich aus: am meiſten Tartlau (in der Ebene) mit 3363, Zeiden (am Z. Berg) 3829, Türkös (eines der vier aneinander ſtoßenden „ſieben Dörfer“) 3837, Roſenau (unter dem Butſchetſch) 4119, Hoſſufalu (auch zu den ſieben Dörfern gehörig) 8215 Einwohner. Gewiß, ſo zahlreiche anſehnliche Orte finden ſich kaum irgend auf gleichem Raum (von höchſtens 13 Fl. M.) zuſammen, und man kann

---

[1] Ich nenne unter denſelben Sulzer, Geſchichte des transalpiniſchen Daciens, Wien 1781 f. 3 Bände; Rohrer, die teutſchen Bewohner der öſterreichiſchen Monarchie, Wien 1804, 2 Bde.; Mendelsſohn das germaniſche Europa, Berlin 1836; Paget Ungarn und Siebenbürgen, aus dem Engl., Leipzig 1842, 2 Bde. (viel Gutes — im Ganzen von dem Sachſen und dem Burzenland nur beifällig); Degerando Siebenbürgen und ſeine Bewohner, aus dem Franzöſiſchen, Leipzig 1845, 2 Bde. (gute Reiſedarſtellungen, doch — gegen die Sachſen — einſeitiger und weniger gerecht als Mendelsſohn und Paget. Burzenland iſt von dieſem ziemlich ausführlich geſchildert). Manche richtige Beobachtungen über Siebenbürgen enthält ein etwa in den zwanziger Jahren erſchienenes Werk von Guillaume (das ich aber nicht zu Geſicht bekommen habe); einige auch Boué's Turquie, Paris 1840 3 Bde. Die Verfaſſer mancher andern, ſelbſt neuen, Bücher wiederholen — wo ſie von Siebenbürgen handeln — nur was ſie in andern gefunden und darunter gar oft nicht den beſten, höchſtens mit Zuthat einiger nicht gar ſelten abenteuerlichen Angaben.

Es iſt wohl nicht ganz überflüſſig, einige Zeilen von Paget hierherzuſetzen. Es heißt da u. a. „die Sachſen (verſteht ſich in unſerem Land) ſind die fleißigſten, beſtändigſten und mäßigſten aller Bewohner Siebenbürgens und daher auch die am beſten wohnenden, am beſten gekleideten und unterrichteten (2,335).“ „. . Wir hatten Grund, die Gebräuche und den Charakter dieſes Volkes (des eben erwähnten) zu bewundern, ſoviel ſich dieß durch das Aeußere kund gab. In meinem Leben ſah ich nie blühendere Dörfer als hier, und ſelbſt die Walachen, die ſich unter ihnen niedergelaſſen, haben dieſen Geiſt in etwas angenommen und ſehen faſt behaglich und glücklich aus (2, 364).“ „Haromßek iſt beſſer angebaut als das übrige Seſſlerland (wovon es ein Theil); allein das Burzenland ſchien ſelbſt im Vergleich zu jenem ein Garten zu ſeyn . . die Ebene glich mehr einer Landſchaft im beſten Theil Belgiens als dem, was man ſo nahe an den Gränzen der Türkei vermuthet hätte (2, 331).“ (Anm. d. Einſ.)

[1] Bedenkt man freilich, daß — wie erwähnt — ein nicht eben geringer Theil der Bevölkerung mehr oder weniger von dem Boden des Nachbargebietes ſich ernährt, ſo müßte man, um ganz genau zu ſeyn und dem in Rede ſtehenden Gebiet nicht übermäßige Ehre anzuthun, das Maaß dieſer Volksdichtigkeit eigentlich um etwas herabſetzen. Allein dieſer Abzug iſt nicht wohl zu ermitteln und wird kaum irgend beachtet, obſchon ähnliche Verhältniſſe nicht eben ſelten ſind. So wird von Malta, der Schweiz, der Gegend von Elberfeld, Kemnitz und Rumburg (Sommer Böhmen 1. S. XXXI. und 279) häufig erwähnt, daß ſie ſo und ſo viele Menſchen auf dem Raum einer Flächenmeile enthalten, obgleich da wie in allen ſtark bevölkerten Gebieten immer ein Theil der Bewohner ſich auswärts nährt. (Anm. d. Einſ.)

ſagen, daß das Burzenland in dieſer Beziehung wenigſtens im Kaiſerſtaat faſt einzig daſteht und an manche ſüdeuropäiſche Länder erinnert, wo (wegen der häufigen Kriege u. ſ. w.) die Leute genöthigt waren, nach Möglichkeit ſich in ſtarken Wohnplätzen zu vereinigen. Hier iſt, außer jener auch nicht unwichtigen Rückſicht, die natürliche Lage der Ortsgebiete, meiſt nur theilweiſe in der Fläche des Thales mit dem ausgedehnten „Hinterland" des anſtoßenden Gebirges, davon die Urſache geworden; indeſſen hat — ſo manches Schöne für die Gegend, ja auch Gute für die Menſchen damit auch verbunden ſeyn mag — dieſer Umſtand auch wieder ſeine großen Nachtheile (beträchtliche Entfernung vieler Theile der Ortsgebiete, Wälder und anderes). [1]

(Schluß folgt.)

Ruſſiſches Unterrichtsweſen.

Rußland iſt das Land des Scheins, daher die ſo verſchieden lautenden Urtheile über die Zuſtände des koloſſalen Reiches; wer mit guten Empfehlungen verſehen das Land durchfliegt, überall gut aufgenommen und officiell herumgeführt wird, meint gewiß ein vortrefflich organiſirtes Ganze vor ſich zu haben; die Maſchine ſcheint ausgezeichnet zu arbeiten und es hat das Anſehen, man ſey hinter dem Weſten nicht zurückgeblieben, das Unterrichtsweſen namentlich ſcheint wenigſtens ſo gut zu ſeyn wie das Franzöſiſche, das Engliſche in manchen Punkten zu übertreffen, und mit dem Deutſchen ſich faſt meſſen zu können. Indeſſen das iſt eben der Schein: wer ſich aber länger im Lande aufhält, der Sprache vollkommen kundig iſt und Gelegenheit hat, hinter die Couliſſen zu blicken, der findet vieles anders, als die papiernen Berichte, die man jährlich druckt, es darſtellen. Nehmen wir einmal zur Grundlage die ſtatiſtiſchen Daten, welche nach den Berichten der Miniſterien im Petersburger Kalender von 1852 gedruckt ſind; ſie beziehen ſich auf das Jahr 1850 und ſind ſoweit zurück, weil die einzelnen Miniſterien ihre Berichte eben zu verſchiedenen Zeiten einſchicken, das Jahr 1851 daher am Anfange des Jahres 1852 noch nicht abgeſchloſſen ſeyn konnte; wir finden hier folgende Daten:

Lehranſtalten waren im Jahre 1850:

Im Lehrbez. St. Petersburg	388	(wor. 1	Univ.	13	Gymn.)		
„ „ Moskau	381	„ 1	„	12	„	u. 1	Lyc
„ „ Charkow	220	„ 1	„	7	„		
„ „ Kaſan	277	„ 1	„	12	„		
„ „ Kiew	179	„ 1	„	11	„	u. 1	Lyc.
„ „ Dörpt	293	„ 1	„	4	„		
„ „ Wilna	190	„ —	„	8	„		
„ „ Odeſſa	147	„ —	„	7	„	u. 1	Lyc.
„ Verwaltung Sibiriens	73	„ —	„	3	„		
„ Polen	1561	„ —	„	10	„ [1]		
„ kaukaſiſchen Lehrbezirke	50	„ —	„	5	„		
Der Militäranſtalten waren	27	„ —	„	—	„		
„ Marineſchulen	10	„ —	„	—	„		
„ techniſche Schulen	92	„ —	„	—	„	ꝛc.	

Die letzteren Anſtalten ſtehen ſchon nicht mehr unter der Verwaltung des Miniſteriums der Volksaufklärung (wie das Unterrichtsweſen ſonderbarerweiſe heißt), und ſolcher gibt es dann noch eine ziemliche Zahl; ſo gehört das pädagogiſche Centralinſtitut erſt ſeit kurzem ganz zu dieſem Miniſterium; getrennt davon iſt die Rechtsſchule, die nebſt ihrer Vorſchule und einer Schreiberſchule zum Miniſterium der Juſtiz gerechnet wird; ebendahin gehörte auch noch das Conſtantiniſche Feldmeſſercorps, welches man jetzt ganz zu einer Militärſchule gemacht hat; das Bergingenieurcorps mit ſeiner techniſchen Schule ſteht unter dem Stabe der Bergingenieure, von dem noch 9 Kreisſchulen und 65 Elementarſchulen abhängen, meiſt in den größeren Hütten und Grubenwerken, die die Ruſſen Fabriken nennen, gelegen; ferner exiſtirt ein Inſtitut für die Ingenieure des Wegbaues nebſt einer Bauſchule; 3 Poſtſchulen die von der Poſtverwaltung abhängen, Elementarunterricht bezweckend; 6 Schulen unter der Verwaltung des Staatsſecretärs Longinov; eine große Anzahl zum Theil von der Kaiſerin Maria begründet ſtehen unmittelbar unter den jetzt lebenden Kaiſerin, namentlich 10 höhere, 8 mittlere und 6 niedere Mädchenſchulen neben den 3 großen Anſtalten des Findelhauſes, einer Taubſtummenanſtalt und 2 Hebammenſchulen; außerdem noch 11 Knabenſchulen, nämlich Waiſenhäuſer und Abtheilungen der Findelhausanſtalten, alſo 41 Anſtalten; 19 Schulen des Armeniſch-Gregorianiſchen Bekenntniſſes und 1 Schule für Kirgiſenkinder unter der Verwaltung der Orenburgiſchen Gränzcommiſſion. Man kann mithin die Zahl der im Reiche beſtehenden Schulen anſchlagen auf 3,988, wobei 6 Univerſitäten, 3 Lyceen, 92 Gymnaſien, [2] 4 höhere Militäranſtalten, 23 Cadettencorps, 1 Marinecadettencorps nebſt 9 anderen Schulen, die Rechtsſchule (eine Art juriſtiſcher Facultät, wenn man das ſo nennen kann) und das pädagogiſche Centralinſtitut (ein verfehltes Schullehrerſeminar vornehmerer Art), 1 technologiſches Inſtitut (das eine polytechniſche Schule ſeyn ſoll) nebſt einer Menge Zei-

[1] Die oben gegebene Zahl (90,837) umfaßt alle Einheimiſchen und dazu auch 3813 Fremde, welche als Dienſtboten, Lehrlinge u. dgl. zeitweilig hier leben, natürlich zumeiſt (nämlich faſt 0.9) in Kronſtadt. Ich war — nach den mir zu Gebote ſtehenden Hilfsmitteln — nicht im Stand, dieſe Fremden auszuſcheiden und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß durch ihre Einrechnung die Verhältnißzahlen der Sprachgenoſſen etwas verändert werden; zumal wird ſo die Zahl der Magyaren über Gebühr erhöht, weil gewiß mehr als die Hälfte jener Auswärtigen dieſem Stamm (aus dem Seklerland) angehört. Die geringe Zahl der oben nicht geſonderten Volksmitglieder ſind 207 Griechen, 104 Böhmen, 81 Juden u. ſ. w. (Anm. d. Einſ.)

[1] Dieſe Zahl ließe ſich leicht um ein bedeutendes vermehren, denn es ſind noch eine Menge höherer Schulen im Königreiche, namentlich aber außer einem adelichen Inſtitute und einem Schullehrerſeminar 18 ſogenannte philologiſche Kreisſchulen nebſt 6 Realkreisſchulen, welche wahrſcheinlich beſſer ſind als ruſſiſche Gymnaſien; auch ſind 6 höhere Privatanſtalten für Knaben und 48 für Mädchen in Polen außer 113 Elementarſchulen der Art, während in Rußland im Ganzen nur 567 Privatanſtalten ſind, faſt alle der niedrigſten Art.

[2] Es käme als 7te Univerſität die finniſche, Helſingfors hinzu, und einige Gymnaſien, über welche die genaueren Nachrichten zu fehlen ſcheinen.

chen- und Sonntagsſchulen, 3 armeniſche Seminarien ꝛc., endlich 485 Kreisſchulen und 2,413 Gemeinde- oder Elementarſchulen nebſt 743 Privatanſtalten, die letzteren faſt alle Elementarſchulen. An dieſen Anſtalten arbeiteten etwa 9,385 Lehrer, die Zahl der Schüler betrug 234,594. Hiebei fehlen die armeniſchen (1848 beſaßen dieſe 29 Lehrer und 718 Schüler) Schulen, die Kirgiſenſchule (1848: 3 Lehrer und 30 Schüler) und die ſämmtlichen finniſchen Anſtalten, über die von 1850 keine Nachrichten vorlagen. Ferner ſind nicht aufgeführt die zahlreichen Prieſterſeminarien nebſt den geiſtlichen Academien, die ſich eines großen Beſuches erfreuen und den geiſtlichen Stand allein verſorgen, unmittelbar vom Synod abhängend.

Für unſer Bedürfniß hier reichen indeſſen die gegebenen Zahlen vollkommen aus: ſchlagen wir in runden Zahlen die Schulen zu 4000, die Schüler zu 240,000 an, ſo bekommen wir das Verhältniß zur Bevölkerung, die ja bekanntlich etwa 65 Millionen beträgt im ganzen Reiche. Wir können dann zur Beleuchtung deſſen, was dieſe Schulen leiſten übergehen, wobei wir von unten anfangen wollen. Die Elementarſchulen beſchränken ſich auf Schreiben und Leſen, beſtehen aber meiſt nur in den kleinen Städten, da ſie in den Dörfern zum großen Theile von der Willkür der Adligen abhängen, welche nur ausnahmsweiſe Schulen auf ihren Beſitzungen einrichten, ſo daß z. B. die Mehrzahl der Domeſtiken ſelbſt in den großen Städten weder leſen noch ſchreiben kann, obgleich die Luſt dazu den meiſten nicht eben fehlt, denn häufig genug ſieht man Beiſpiele, daß ſelbſt Erwachſene ſich noch bemühen, Leſen und Schreiben von denjenigen ihrer Cameraden, die es verſtehen, zu erlernen. Bedeutend beſſer ſteht es hier um die Apanagendörfer, wo man überall Schulen errichtet hat, die äußerlich wenigſtens ganz gut ausgeſtattet ſind, obgleich im allgemeinen nur auf das Bedürfniß berechnet, Schreiber zu bilden für die Unmaſſe unnöthiger Papiere, die aus den Behörden bei jeder Gelegenheit eingeſchickt werden müſſen. Einzelne Grundherren haben denn auch wohl das Beiſpiel der Regierung nachgeahmt und Elementarſchulen eingerichtet. Die Prieſter werden überall verpflichtet, an dieſen Anſtalten den ſogenannten Religionsunterricht zu ertheilen, der dann freilich abenteuerlich genug ausfällt. In den Städten haben einige vornehme Herren ſogar recht gute Schulen für ihre früher ins Unglaubliche gehende Bedientenzahl eingerichtet; ſo z. B. Graf Scheremetiew in Petersburg, [1] deſſen Bedienten zum Theil eine Schulbildung haben, deren ſich ein ruſſiſcher General nicht zu ſchämen brauchte. Indeſſen das ſind nur ſehr einzelne ehrenvolle Ausnahmen; die, welche es nicht thun, beſchönigen die Unterlaſſung mit der leider wahren Behauptung, daß das Schreiben von den gemeinen Ruſſen meiſt nur zu unredlichen Zwecken mißbraucht werde, um allerlei Betrug auszuführen, namentlich aber falſche Papiere anzufertigen, als da ſind Päſſe u. ſ. w., die bei ihrer primitiven Geſtalt allerdings leicht nachzumachen ſind. Etwas beſſer ſind die Kreisſchulen beſtellt, die ihre Lehrkräfte zum Theil ſchon von den Univerſitäten erhalten; freilich ſind die Lehrer meiſt zur Strafe da, d. h. ſolche Kronſtudenten, welche, zu Dienſten verpflichtet, dieſe nicht leiſten konnten in ihrer eigentlichen Fache und dann im Lehrfache zur Strafe verbraucht werden, damit die Krone ihre Auslagen für die gewährte Erziehung nicht ganz verliere.

In den Kreisſchulen kommen noch einige Unterrichtsgegenſtände hinzu, als Elemente der Geographie, etwas ruſſiſche Geſchichte, Arithmetik u. dgl. m., indeſſen alles nur ſehr beſchränkt, denn die Lehrer ſelbſt ſind ſehr unwiſſend, da ſie meiſt in Fächern unterrichten, die ſie ſelbſt kaum kennen und bei dem ihnen aufgedrungenen Fache ſelten bleiben, wenn nicht die äußerſte Noth ſie dazu zwingt. Vornehmer ſehen ſchon die Gymnaſien aus; von dieſen hat jede Gouvernementsſtadt wenigſtens 1, manche größere, ſelbſt im Innern, Kaſan z. B. 2, Moskau dermalen 3 und ein Realgymnaſium u. ſ. w. Wollten wir dem von Univerſitätslehrern angefertigten Programm Glauben ſchenken, ſo würden wir hier die Schulwiſſenſchaften im größten Umfange abſolvirt finden. Die Claſſen werden von unten gezählt, die erſte iſt die unterſte, die ſiebente die höchſte; ſchon in der vierten, einer Mittelclaſſe werden ſehr bedeutende Kenntniſſe verlangt, aber die Leiſtungen bleiben hier hinter dem Papier weit zurück. Das Hauptübel iſt eben das Zuviellehren; es ſind der Gegenſtände zu viele und das vorgeſchriebene zu ausführlich erwähnt, die Lehrer zu unbrauchbar, oder wenn dieß einmal ausnahmsweiſe nicht der Fall wäre, die Methode zu unausgebildet, als daß etwas geleiſtet werden könnte. Auf die Ausbildung des Gedächtniſſes wird allein geſehen. Der Lehrer gibt nun einen Abſchnitt aus dem vorgeſchriebenen Lehrbuche auf, und da die Lehrzeit für jeden Gegenſtand 1½ Stunden iſt, füllt er dieſe damit aus, jeden einzelnen Schüler abzuhören, und jeder ſagt wörtlich ſeine Lection auf und bekommt hienach ſeine Nummer in dem großen Anſchreibebuche; bleibt von den 1½ Stunden bei einer weniger zahlreichen Claſſe noch Zeit übrig, ſo wird dieſe mit der neuen Aufgabe gefüllt, die dann auch vielleicht ausnahmsweiſe einmal hie und da etwas erklärt wird, wenn dem Lehrer gerade der Kopf danach ſteht; ſo geht der Schlendrian durch alle Claſſen bis oben hinauf; kommt ein Lehrer in den Verdacht dieſen Kreis überſchreiten zu wollen, ſo wird er zur Strafe an eine Kreisſchule verſetzt, wo er dann in einem ſchmutzigen Städtchen bei etwa 100 R. Jahrgehalt über ſeinen Fehler nachdenken darf. Gewöhnlich übrigens iſt der Lehrer auch gar nicht zu ſolchen beſonderen Leiſtungen geneigt, ſondern ſucht die Zeit auf irgend eine Weiſe todtzuſchlagen und von dem Handwerkskrame loszukommen; den Abend ſchlägt er dann am Spieltiſche todt, denn von Studium iſt bei ihm nicht die Rede; was ihm eingetrichtert wurde, trichtert er wieder ein; warum ſollte er etwas neues vorbringen; das wäre wohl eigentlich Sache des Univerſitätslehrers; ſeine Laufbahn iſt entweder abgeſchloſſen, oder er tritt nach Erreichung eines Ranges oder zweier, in den Civilſtand über, wo er weiter avanciren kann, eine einträgliche Stelle erhält, wenn ihm ſeine Frau oder deren Familie eine verſchaffen oder kaufen kann, und er ſo viel zuſammenraffen darf, daß er ſich einige hundert Seelen kauft, oder durch Beſtechung und Wucher Capitalien zuſammenſchlägt, die am Ende noch angenehmer ſind als großer Grundbeſitz, der ſich nicht immer ſo verheimlichen läßt.

Es gab wohl eine Zeit, wo es beinahe ſchien, als wollten ſich dieſe verſumpften Zuſtände beſſern: 1838/48 etwa regte ſich allerlei unter der Jugend; es erſchienen in den Zeitſchriften manche gar

[1] Wir ſprechen hier von einer früheren Zeit, etwa um 1840, denn ſeit Jahren lebt der Graf meiſt in Moskau, und es mag daher mit der Schule in Petersburg aus ſeyn, da er ſchwerlich dort noch ſo viel Geſinde halten wird in leeren Paläſten. Der Adel wird immer ärmer, daher kann er ſich dergleichen Luxus nicht mehr erlauben, weil er den für ſeine Perſon nothwendigen nicht aufgeben zu dürfen meint.

nicht ſo übel geſchriebenen Aufſätze, auch von Gymnaſiallehrern, deren Geſichtskreis ſich zu erweitern ſchien. Aber das Jahr 1848, während deſſen ſich die Jugend des Weſtens ſo ungebürlich ſtellte, machte die Machthaber beſorgt. Der Beſuch der Gymnaſien wurde erſchwert, namentlich den Bürgern faſt unmöglich gemacht, ſo ſchwer er ihnen auch ſchon vorher zu erringen geweſen war, die Lehrer wurden gewarnt, und die nicht gleich witterten, wie das gemeint ſey, in die Kreisſtädte geſchickt; das Latein wurde auf die 3—4 oberen Claſſen beſchränkt, das Griechiſche meiſt aufgehoben, nämlich nur in den paar Univerſitätsſtädten durften die Gymnaſien oder vielmehr, wo mehrere waren, nur eins es unter den Lehrgegenſtänden mit aufführen; die Geſchichtshandbücher wurden unterdrückt und vorgeſchlagen zu dem von 1820 zurückzukehren, dem berüchtigten Kaidarow, welcher von Unwiſſenheit ſtrotzt, und was dieſer Art Maßregeln mehr waren. In den Claſſikern ſteckte ja die Republik ganz fertig, und Uwarow hatte alſo durch ſeine angelegentliche Beſchützung des Griechiſchen (er hatte den Schülern, die es trieben, Vorrechte bei ihrer Laufbahn bewilligt, gleich zum Anfang einen Rang mehr!) im ruſſiſchen Reiche einen ſehr „gefährlichen“ Samen ausgeſät, was er mit ſeinem endlichen Sturze büßen mußte. Schirinsky-Schichmatov, ein armer Fürſt tatariſchen Urſprungs, folgte auf dem Poſten des Miniſters der Volksaufklärung, zunächſt der Anciennetät wegen, da er ſchon lange Viceminiſter (jeder Miniſter hat in Rußland einen Genoſſen, Tovariſchtſch, der ihn in vorkommenden Fällen erſetzt) geweſen war; dann aber weil er ein leidenſchaftlicher Theolog und ein eifriger Chriſt im ruſſiſchen Sinne des Worts war. Dieſer Mann mußte umfaſſende Reformen im Gymnaſialweſen einführen; ihn perſönlich intereſſirte eigentlich nur der Religionsunterricht, denn Geſchichte, Naturwiſſenſchaft u. dgl. m. hielt er für gefährlich; und wenn Louis Napoleon die Claſſiker doch nur beſchneiden ließ, ſo wurden ſie in Rußland gänzlich beſeitigt. Verdächtige Gymnaſialdirectoren wurden entfernt, und durch ungefährliche Nachfolger erſetzt. Hiefür ein Beiſpiel ſtatt vieler. Graf Stroganov, unter deſſen Curatorium die Univerſität Moskau ſich bedeutend gehoben hatte, hatte namentlich die moskauiſchen Gymnaſien mit leidlichen Directoren zu verſehen verſucht; bei dem erſten Gymnaſium war es ihm nicht gelungen (ſo wenig wie ſeinen Nachfolgern, da an dieſem ein Kammerherr Okulov als Sinecuriſt angeſtellt iſt, der in Petersburg zu feſt ſtand), aber am zweiten hatte er wenigſtens einen Inſpector angeſtellt, einen Deutſchen, Namens Klöpfer, der ſich für das Schulweſen lebhaft intereſſirte, und da er ſonſt ſich ziemlich ruſſificirte, endlich auch Director wurde, nachdem man ihn mehrmal übergangen hatte. Der Mann hob das Gymnaſium auf einen für ruſſiſche Begriffe glänzenden Punkt durch wirklich unermüdlichen Eifer. Es gelang ihm ſich zu behaupten unter dem Nachfolger Stroganovs Golochvaſtow, den man wohl als Nullität bezeichnen kann. Nun kam aber ein Militär auf den Curatorpoſten, Naſimow, ein gänzlich unbedeutender Menſch, nur durch ſeine Armuth und als Adjutant des Thronfolgers empfohlen; dieſer wollte alle Gymnaſien wo möglich mit Militärperſonen beſetzen, und es gelang ihm, Vacanzen zu ſchaffen; zuerſt natürlich mußte der wirkliche Schulmann weichen, der Director Klöpfer; Naſimow chicanirte den ſonſt hinreichend ſervilen Mann auf das allerunanſtändigſte, gab ihm Verweiſe vor allen Schülern, ſo daß ſelbſt dieſe von dem Verfahren indignirt waren, und trieb es ſo weit, daß er ſeinen Abſchied einreichen mußte und nicht wieder angeſtellt wurde, obgleich ihm im Dienſte nichts vorzuwerfen war. An ſeine Stelle kam nun ein gänzlich roher zum Militärdienſte nicht mehr brauchbarer Oberſt, der ſich um das Gymnaſium gar nicht bekümmerte, die Lehrer gewähren ließ, wenn nur die von oben einlaufenden Vorſchriften buchſtäblich befolgt wurden, brav exerciren ließ u. dgl. m. Die Folge war, daß die Frequenz des zweiten Gymnaſiums im Laufe eines Jahres ſich etwa um die Hälfte verminderte; man konnte nicht anders denken, als dieß ſey Naſimows Abſicht geweſen. Das dritte Gymnaſium, ein Realgymnaſium, welches einen gewandten Mann an der Spitze hatte, erhielt gleichfalls einen Militär zum Director; dieſer ſtand mit ſeinen Lehrern ungefähr in folgendem Verhältniſſe: eine Dame, welche ihren Sohn auf das Gymnaſium bringt, fragte den Director, ob er ihn nicht für ein beſtimmtes Fach einen Lehrer empfehlen könne, da der Knabe in demſelben noch zurück ſey; der Director antwortet: „ich kann ihnen wirklich keinen empfehlen, meine Lehrer ſind alle Spitzbuben.“ (Moſcheiniki war das Wort, eigentlich nur ein roher Ausdruck, aber doch auch im Scherz zu ſtark). Das mag zur Charakteriſtik der Gymnaſial-Directoren hinreichen; es war auch früher nicht weit her damit, denn die Stellen wurden häufig genug auch in der beſten Zeit an unbedeutende Menſchen gegeben; die beſten waren noch die ausgedienten Marineofficiere, die dann und wann ſolche Poſten erhielten, oder von ihren Stellen verdrängte Univerſitätsprofeſſoren, wie das hin und wieder vorkam. Als z. B. der Orientaliſt Erdmann in Kaſan abgeſetzt wurde (d. h. im ruſſiſchen Geſchäftsſtyle, krankheitshalber ſeinen Abſchied nehmen mußte, obgleich er nur noch ein Jahr bis zu doppeltem Gehalte zu dienen hatte), ſo gelang es ihm durch Bitten in Petersburg ſpäter eine Gymnaſialdirectorſtelle in Nowgorod zu erlangen. Solche nun, die Gelehrte waren, ſind jetzt meiſt durch Militärperſonen erſetzt worden; nur die zweite Stelle am Gymnaſium, die Inſpectorſtelle, ließ man noch hie und da in den Händen von Gelehrten, obgleich die meiſten Geſchäfte des Inſpectors mehr polizeilicher Art ſind, und man alſo hier eher eine Militärperſon brauchen könnte. Die Lehrer in den einzelnen Fächern werden meiſt von der Univerſität beſtellt, wenigſtens müſſen ſie ihr Examen bei derſelben machen, und der Curator ſtellt dann die Candidaten an, wobei freilich komiſche Umſattelungen vorkommen. In Kaſan wurden die Candidaten der mongoliſchen Sprache in der Regel hernach Geſchichts- oder Geographielehrer und dergleichen mehr.

Die höchſten Lehranſtalten ſind die Univerſitäten; dieſe ſind eigenthümlich organiſirt, eigentlich aber auch nur Schulen, wie ſich im Verlaufe unſerer Auseinanderſetzung zeigen wird. An der Spitze der Univerſität und des Lehrbezirkes ſteht ein Curator, im ruſſiſchen Popetſchitel' genannt. [1] Dieſen nimmt man in der Neuzeit faſt nur aus dem Militär; in Kiew war der Poſten z. B. ſchon längere Zeit in den Händen des Generalgouverneurs; in Dörpt ſelbſt, was

[1] Es wäre zu wünſchen, daß man ſich über ein Syſtem einigte, nichtdeutſche Laute verſtändiger auszudrücken als durch ſch, tſch u. ſ. w. Wir bemerken hier nur, daß der Apoſtroph (') das ruſſiſche Jer ausdrückt, ein ſehr leiſes j am Ende und in der Mitte der Wörter; s bedeutet das ſcharfe ruſſiſche ſ, welches auch ç geſchrieben wird, ſ dagegen das weiche (franzöſiſche z); ſh das weiche j, eigentlich erweichtes g, ge der Franzoſen oder je); die drei Laute ſch, tſch und ſchtſch behalten wir einſtweilen in ihrer lächerlichen Zuſammenſetzung bei, denn die entſprechenden ruſſiſchen Bezeichnungen ſind doch nur dem Kenner verſtändlich; das unnütze Jer ſchreiben wir ebenſo wenig als Dobrowski. (Anm. d. Einſ.)

sonst noch so ziemlich einer deutschen Universität ähnlich sieht, da man es noch nicht ganz auf den russischen Standpunkt hat niederschrauben können, war es der seiner Ignoranz wegen zum Sprüchwort gewordene General Kraftström; in Kasan ist es ein ausgedienter Kosakenhetman, Meloſtwow, übrigens ein humaner, deutsch gebildeter Mann, der sich um die Universität nicht viel bekümmert, und eigentlich seiner Fachkenntnisse wegen Oberforstmeister oder dergleichen seyn sollte; in Moskau der schon erwähnte Nasimow, der den ihm geläufigen Gamaschendienst, einzuführen bemüht ist, obgleich er nach einigen Jahren des Dienstes schon humaner geworden ist, wenn auch noch der Rohheiten viele mitunterlaufen u. s. w. Dem Curator zur Seite steht der Vicecurator (eigentlich nur richtig, wenn der Chef abwesend oder krank ist). Die dritte Stelle ist in administrativer Hinsicht die des Inspectors, der hauptsächlich die Polizeiangelegenheiten regelt, über die Aufführung und den Collegienbesuch der Studenten wachen soll u. s. w., wobei er von Unterinspectoren, meist gewesenen Studenten, unterstützt wird. An der Spitze der Universität als gelehrte Körperschaft betrachtet steht der Rector, früher von den Professoren gewählt, jetzt ein ausgedienter Professor, der seine Collegien aufgeben muß, um sich gänzlich diesem Geschäfte zu widmen und von der Regierung eingesetzt. Er hat, wenn er anders der Mann darnach ist, so viel Macht, daß er dem Curator, namentlich in gelehrten Angelegenheiten, das Gleichgewicht zu halten vermag. Der Curator hat eine Canzlei, welche von einem Secretär geleitet wird; außerdem hat die Universität noch eine besondere Canzlei, da die Masse der Actenstücke, die wegen der geringsten Anstellung und Ausfertigung gewechselt werden, ans Unglaubliche gränzt. Es folgen dann die Professoren in mehreren Graden: der höchste ist der Ordinarius, nächst ihm der Extraordinarius und der dritte ist der Professoradjunct. In neuerer Zeit hat man auch hier noch einen Untergrad gewonnen durch den stellvertretenden Adjunct, da man überhaupt die unsicheren Anstellungen vorzog, und überall nur stellvertretende Beamten anstellte. Den vierten Grad nehmen ungefähr die Lectoren ein, nicht bloß Lehrer der neueren Sprachen, denn an der Universität Moskau z. B. gibt es auch Lectoren der lateinischen Sprache. Diese Grade sind an academische Würden geknüpft, es kann niemand ohne Doctor zu seyn Ordinarius werden, übrigens hilft ihm auch nicht das Dienstalter dazu, selbst wenn er Doctor (versteht sich einer russischen Universität) ist, denn da Universitätsconseil wählt seine Ordinarien bei vorkommenden Vacanzen, und wer Feinde unter seinen Collegen hat, bekommt bei der Ballotage oft Jahre lang schwarze Bälle, bis sich deren Zorn gelegt hat.

(Schluß folgt.)

Die Finanzen der kriegführenden Staaten.

„Man darf die Stimmen nicht bloß zählen, man muß sie auch wägen" sagt man, wenn es sich um Wahlformen handelt, dem nivellirenden Kopfzahlsystem gegenüber, und das mit Recht, wenn man bei dem Gewicht nicht bloß an das Geld, sondern mindestens ebenso sehr an den Charakter, den Geist, die Erfahrung und Geschäftstüchtigkeit denkt. Das gleiche Wort gilt auch für ganze Staaten. Die Masse taxirt so gern einen Staat nur nach der Zahl der Quadratmeilen, der Einwohner, der Truppen, aber auch die Kräfte der Staaten und Völker wollen nicht bloß gezählt sondern eben so sehr gewogen seyn, und wer z. B. bei tief eingreifenden kriegerischen Conflicten die Erfolge nur nach jenen landläufigen weltkundigen Zahlen vorausberechnen wollte, würde sicher völlig in der Irre gehen. Der erste Schritt, um die Kräfte verschiedener Staaten zu wägen, ist eine einläßliche Beurtheilung ihrer volkswirthschaftlichen Lage, und diese Beurtheilung gibt keineswegs bloß einen Maßstab für ihre Finanzkräfte, also für die materiellen Mittel, die man etwa in einem kriegerischen Spiel einzusetzen hat, sondern sie erlaubt uns wenigstens theilweise auch Schlüsse auf den moralischen Rückhalt der Kriegführenden, weil die innere Tüchtigkeit eines Volks die Quelle ist, aus der sein Nationalreichthum stammt.

Einen sehr dankenswerthen Beitrag zu dieser wahren Schätzung der Kräfte der verschiedenen kriegführenden Staaten geben zwei Artikel in den beiden letzten Heften der Revue des deux mondes aus der Feder Leon Fauchers. Er gibt seiner Betrachtung die Ueberschrift: „die Finanzmittel zum Krieg." Aber von einer Bedeutung weit über das augenblickliche Interesse hinaus, welches die Frage hat: „wie lange können die Staaten den Krieg aushalten?" ist der Einblick, der uns durch diese Schilderung in das innere Getriebe der betreffenden Völker und Staaten, Englands, Rußlands und Frankreichs gegeben wird. Wir beschränken uns dießmal auf die Resultate, welche Leon Faucher aus seinen Betrachtungen auf die Kriegsfähigkeit der drei Staaten zieht, er werden in spätern Nummern auf die Details seiner Analyse ihrer staatswirthschaftlichen Verhältnisse zurückkommen.

Bezüglich der Finanzkräfte Englands kommt Leon Faucher zu folgendem Ergebniß: „der Steuerkraft des englischen Volks kann die englische Regierung außerordentlich viel zumuthen. Bekäme der Kampf auch riesenhafte Ausdehnungen, sollte aus der Besetzung der Donaufürstenthümer, die jetzt rückgängig gemacht wird, noch ein weiterer Krieg entspringen, so würde die englische Regierung, wenn er auch 30 Jahre dauerte, demselben gewachsen seyn, weil sie sich auf den Nationalgeist stützen und mit vollen Händen aus dem Reichthum ihres Landes schöpfen kann. Wie stark auch die Ausgaben seyn mögen, die Steigerung des Nationalreichthums ist noch stärker. In seiner stets wachsenden und in allen Classen sich verbreitenden industriellen Energie, und den hiedurch sich anhäufenden Capitalien hat England die beiden Hauptquellen seiner materiellen Stärke. Von 1815 bis 1843 ist die Bodenrente von 62 auf 100 gestiegen; die Einkünfte der besitzenden Classe, welche die Einkommensteuer zu entrichten hat, wird dermalen auf 6 Milliarden Franken geschätzt, und wenn man in Rechnung nimmt, daß die Steuer

erſt von 30 Pf. St. beginnt, muß man mit Herrn Porter das Einkommen auf 8 Milliarden Franken ſetzen. Der Ausfuhrhandel iſt von 1830 bis 1854 von 100 auf 150 geſtiegen, die Tonnenzahl der Handelsſchiffe hat ſich ſeit dem Anfang des Jahrhunderts verdoppelt. Die Eiſenproduction, die Grundlage aller andern Induſtriezweige, welche in dem Durchſchnitt der 10 Jahre von 1801 bis 1810 258,000 Tonnen betrug, iſt, wenn man den Durchſchnitt der Jahre 1840 bis 50 nimmt, auf 1,700,000 Tonnen geſtiegen. Die engliſchen Eiſenbahncompagnien haben ſeit 20 Jahren auf brittiſchem Boden 3,000 Wegſtunden Eiſenbahnen geſchaffen; in denſelben ſteckt ein Capital von 9 Milliarden Franken, von welchen 2 Drittheile abbezahlt ſind und ihren Actionären ein Einkommen abwerfen, das die Einkünfte eines Staats zweiten Rangs überſteigt. Herr Porter berechnet die jährlichen Erſparniſſe, alſo die regelmäßige Anhäufung weiterer Capitalien in England auf je zwei Milliarden Franken, welche dem Staat oder den induſtriellen Bedürfniſſen zur Verfügung geſtellt werden können."

Wenn Leon Faucher im obigen einen kurzen aber in der That imponirenden Blick auf die Steuerkraft des engliſchen Volks geworfen hat, ſo geht ſeine Meinung keineswegs dahin, daß England der Weg der Anlehen verſchloſſen ſey. Doch findet er es in Rückſicht auf die gemachten Erfahrungen und die bereits beſtehende Nationalſchuld ſehr erklärlich, wenn die engliſche Regierung ſich zweimal beſinnt, ehe ſie dieſen Weg betritt. „Nach dem letzten Krieg, ſagt er, betrug die Nationalſchuld 15 Milliarden Franken und ihre Zinſen 600 Millionen Franken, und jetzt betragen die Ausgaben für die Verzinſung, abgeſehen von dem Tilgungsgeſchäft, 700 Millionen Franken, d. h. die Hälfte des Bruttoeinkommens. Das Miniſterium hat alſo ganz Recht, wenn es dieſe Laſt, welche die Gegenwart für die Vergangenheit trägt, nicht noch ſchwerer machen will; aber man würde ſehr irren, wenn man in dieſer Zurückhaltung ein Geſtändniß der Schwäche ſehen würde. Die dreiprocentigen Conſols ſtehen trotz des Drucks, welchen die Umſtände auf die Curſe ausüben müſſen, auf 92, alſo 20 Procent höher, als die franzöſiſchen dreiprocentigen und 70 Procent höher als die ruſſiſche 4½ procentige Anleihe. Das beweißt, daß die engliſchen Capitaliſten ein viel größeres Vertrauen auf den Beſtand ihrer Regierung haben, als dieß in andern Staaten der Fall iſt, und daß ſie im Nothfall ganz bereit wären, der Regierung ihre Mittel zu Gebot zu ſtellen. Ueberdieß könnte jetzt England neue Anlehen machen ohne ſeinem Budget neue Laſten aufzuladen. Denn durch Löſchung der langen Annuitäten wird ſich im Jahr 1860 die Staatsſchuld um etwa 900 Millionen Franken, alſo der jährliche Aufwand um 32 Millionen Franken vermindern. So könnte die Regierung bei dem jetzigen Stand der Conſols als Capital, das 32 Millionen Franken Rente entſpricht, in den Jahren von 1855 bis 60 leicht 900 Millionen Franken aufnehmen, ohne die Intereſſen der Staatsſchuld zu vermehren. Die ſchwebende Schuld, welche ſich im Jahr 1815 auf 1,450,000,000 Franken belief, iſt auf ein Maß von 450—500 Millionen heruntergebracht, und hat als ſolche nur noch eine untergeordnete finanzielle Bedeutung. Ein großer Theil der Schatzſcheine iſt in der Bank von England; der Reſt iſt faſt ganz in den Händen der City-Capitaliſten. Wollte die engliſche Regierung nicht zu einem Anlehen ſchreiten, ſo könnte ſie, ohne England irgend zu beunruhigen, die ſchwebende Schuld leicht durch Ausgabe von Schatzſcheinen auf 7—800 Millionen Franken erhöhen

„Wie England während des Feldzugs von 1854 ohne Mühe 250—300 Millionen Franken aufbrachte, ſo hat ſich Frankreich zu dem gleichen Zweck ein gleich ſtarkes Opfer auferlegt. Die über den Betrag des jährlichen Budgets eröffneten außerordentlichen Credite für Vermehrung der Land- und Seemacht betragen bis jetzt 276 Millionen Franken. Frankreich wird, wenn es die Umſtände erfordern, noch mehr thun. Abgeſehen von ſeinem wohl fundirten Credit, der nur dem des engliſchen Schatzes nachſteht, iſt Frankreich kraft ſeiner Bodencultur wie ſeiner Induſtrie ein reiches Land; ... dennoch aber kann es in finanzieller Beziehung dem Krieg nicht ſo feſten Blicks ins Auge ſehen, wie England. Zwar laſtet trotz der Koſten, welche eine feindliche Beſetzung und eine Reihe von Revolutionen dem Land gemacht haben, eine weit geringere Laſt von der Vergangenheit her auf Frankreich als auf England. Der Capitalbetrag der franzöſiſchen Staatsſchuld iſt vielleicht nur ein Drittheil von dem der engliſchen, und die Verzinſung, die ſiebzen Summen des Tilgungsgeſchäfts und die Intereſſen der ſchwebenden Schuld mit eingerechnet, betragen 350—360 Millionen, alſo beinahe die Hälfte weniger als in England. Die Steuern ſind vielleicht beſſer umgelegt, die Abtheilung der directen und indirecten Auflagen richtiger bemeſſen; die Abgaben ſind nie pünktlicher eingegangen als gegenwärtig, und das Geſammtbudget drückt nicht allzu ſchwer auf dem Einzelnen. Dennoch aber ſind die Finanzen des Staats wie der Gemeinden und der induſtriellen Geſellſchaften übermäßig angeſpannt. Man läßt dem Erwerbsleben der Nation keine Zeit ſich zu entwickeln, weil man es in ſchwindelhafte Geldgeſchäfte hineinzieht. Die Summen, die in den Arbeitserſparniſſen liegen, ſtechen ſo in die Augen, daß ſie die Begierde reizen, alle Welt Jagd darauf macht, und Staat wie Departements, Gemeinden und Compagnien ſich mit Auflagen und Anlehen darum reißen. Dieſe aufgeſammelten Früchte verſprachen den Ertrag von 500 Millionen, aber man läßt ſich in Unternehmungen ein, die eine Milliarde betragen. Schon vor dem Krieg waren vorſchauende Männer nicht ohne Beſorgniß über einen öffentlichen Credit, der ſo ganz am Schlepptau der Courſe geht. Der Krieg iſt da, und gab uns eine erſtmalige Verwarnung. Wenn wir auch die zweite herankommen laſſen, ſo könnte der böſe Fall eintreten, daß bei dem beſten Muthe der Nation der Regierung die Mittel zur Fortführung des Kampfes fehlen." Herr Leon Faucher mahnt daher ſehr ernſtlich zur Verſchiebung neuer Unternehmungen, zur Mäßigung in ſchon begonnenen; die Induſtrie habe an der Tafel des Credits Appetit für zwei gezeigt, unter dem Donner der Kanonen müſſe ſie ſich mit den Broſamen begnügen, die von des Herrn Tiſche fallen.

In Betreff der Kriegsfähigkeit der ruſſiſchen Finanzen endlich kommt Herr Leon Faucher zu folgendem Schlußergebniß. „Wenn Rußland den Krieg fortſetzt, ſo wird es nicht nur am Schluß des Jahres 1854 die Summe von zwei Budgets verbraucht haben, ſondern es wird über den Ertrag ſeiner gewöhnlichen Hülfsquellen hinaus noch eine Summe von 5 bis 600 Millionen Franken für den Feldzug des Jahres 1855 auftreiben müſſen. Dieſe Summen, ohne welche Rußland einen Theil der Armee beurlauben und ſich ganz hinter ſeine Gränzen zurückziehen müßte, könnte die Regierung nur aus den Geldgewölben der Peter-Paulsfeſte oder durch

eine abermalige Emittirung von Schatzbilleten, und am Ende nur auf beiden Wegen zugleich ſich verſchaffen. Vermindert ſie aber ihren Reſervefonds an edlen Metallen, auf dem allein der Werth der Schatzbillete ruht, ſo erſchüttert ſie das Vertrauen; vermehrt ſie die Maſſe des circulirenden Papiergeldes, ſo entwerthet ſie dasſelbe, und je größere Maſſen ſie davon ausgibt, deſto weniger wird ſie dafür bekommen. Unter allen Umſtänden wird ſie ihre Hülfsquellen nur wenig ſteigern, aber zu gleicher Zeit den Staatsſchatz und das Volk arm machen. Die geſteigerte Thätigkeit ſeiner Notenpreſſe wird wohl Maſſen von Aſſignaten aber kein Silber von ſich geben." Aus dieſen Prämiſſen zieht Herr Leon Faucher die Folgerung, daß bloße Hartnäckigkeit nicht hinreiche, Finanzen zu ſchaffen oder Armeen in Bewegung zu ſetzen, daß die ruſſiſche Regierung nicht die Mittel für zwei Feldzüge habe, und daß es eine letzte äußerſte Anſtrengung wäre, wenn ſie mit den größten Opfern und den einſchneidendſten Maßregeln, d. h. durch Zwangscours der Schatzbillete und Bankerotterklärung der Kreditanſtalten dieſe Schwierigkeit löſte. In einem dritten Feldzug, meint Herr Leon Faucher, würde das ruſſiſche Reich, gedemüthigt nach außen, zerrüttet im Innern, einem Aufſtand ebenſo wenig die Spitze bieten können, als einem feindlichen Einbruch.

Die ſpeciellen Nachweiſe, auf welche Herr Leon Faucher dieſe Schlußfolgen ſtützt, können richtig ſeyn, und dennoch kann man an dieſen Schlußfolgen zweifeln. Daß außer den Finanzen noch ganz andere Verhältniſſe bei dieſem Kriege mitwirken, das geben die Engländer trotz ihrem financiellen Selbſtgefühl unverholen zu, wenn ſie, wie wir in den letzten Zeitbetrachtungen citirten, einerſeits die Nothwendigkeit weiterer Bundesgenoſſen, andererſeits die Unmöglichkeit, ſolche durch Subſidien zu erlangen und feſtzuhalten, eingeſtehen. Ueberdieß iſt die Vorherſagung, daß die Finanzzerrüttung die Kraft Rußlands zum Krieg brechen werde, zu ſehr nach dem Standpunkt civiliſirter Nationen bemeſſen, bei welchen der ſtets wache individuelle Egoismus ein andauerndes durchgreifendes Verfahren des Staats unmöglich macht. Frankreich hat ſich ſeiner Zeit mit Aſſignaten der innern und äußern Feinde erwehrt. Wenn aber dort die patriotiſche Hingebung durch Schrecken erzwungen werden konnte, ſo muß man wohl annehmen, daß die Hebel, die in Rußland unläugbar da ſind — ein großer Grad ſtummer Ergebung und religiöſer Fanatismus — noch größere und andauerndere Wirkungen haben können.

Handel und Fabrikweſen in Dänemark.

(Nach A. C. Meinert. Deutſch mitgetheilt von Dr. Edmund Zoller.)

Kopenhagen liegt am offenen Meere; der große Seeweg führt täglich Tauſende und abermals Tauſende von Menſchen an ſeinem Hafen vorüber und doch wie wenige von dieſen können ſich rühmen, einen Fuß in ſein Weichbild geſetzt zu haben. Aber ſchon mit einem Blick aus der Ferne kann man ſich eine Vorſtellung von dem Ausſehen der Stadt machen; denn wie dieſe ſich vom Meere aus freundlich und friedlich vor dem Auge ausbreitet, ſo bietet auch ihr Inneres ein Bild behaglicher Ruhe; man ſieht hübſche, oft ſogar geſchmackvolle Bauten, helle, breite Straſſen, aber nichts Großes und Hohes; die Stadt iſt nicht an Bergabhängen oder an Höhen erbaut, ſondern auf den niedern flachen Inſeln und Küſten, die nach und nach bei Amager aus dem Sunde auftauchen; man findet keines jener prachtvollen alterthümlichen Bauwerke, die an eine verſchwundene Vorzeit mahnen; die Prachtbauten des Mittelalters ſind mit den dunkeln engen Gaſſen und baufälligen Häuſern bei den großen Feuersbrünſten, von denen die Stadt ſo oft heimgeſucht wurde, untergegangen und haben dem Neumodiſchen in Geſchmack und Bequemlichkeit Platz gemacht. Dennoch trägt die Stadt ein eigenthümliches Gepräge; da ſie zum größten Theile auf Küſteninſeln erbaut iſt, die nach und nach aus dem Meere aufſteigen, ſo wird ſie von zahlreichen Kanälen durchſchnitten, und hat deßhalb große Aehnlichkeit mit Amſterdam und Antwerpen; namentlich iſt dieß der Fall, wenn man vom Höibroplatz nach dem Amagertorv zieht, wo die Gemüſehändlerinnen in holländiſcher Tracht die Aehnlichkeit noch auffallender machen. Eines jedoch unterſcheidet Kopenhagen von den meiſten andern Hauptſtädten in Europa; es iſt dies ſeine Befeſtigung mit Wällen und Gräben. Als Schmuck betrachtet, ſind dieſe weitläufigen Werke gewiß aller Ehre werth und tragen nicht wenig zur Verſchönerung der Stadt bei, aber als Vertheidigungsmittel ſind ſie durchaus unzulänglich. Und abgeſehen von dem, was die Stadt bei vielen Gelegenheiten dadurch gelitten, daß ſie für eine Feſtung galt, hat dieſer Umſtand auch unvortheilhaft auf ihre Vergrößerungen und Zunahmen gewirkt. Ueberall gewahrt man Beweiſe von Mangel an Platz; die meiſten Gärten ſind nach und nach verſchwunden und die öffentlichen Gebäude liegen ſelten ſo, daß ſie ſich fürs Auge präſentiren; dieß iſt namentlich mit allen neueren der Fall, das Caſino und die hübſche katholiſche Kirche wenden nur die Giebelſeite nach der Straße und ſind im übrigen gleichſam in ein Gewebe von hohen Häuſern eingehüllt; Thorwaldſens Muſeum liegt hart an Chriſtiansborg Schloß und ebenſo iſt das Rathhaus in eine Umgebung gezwängt, wo es durchaus nicht hingehörte. Die Straßen ſind freundlich, zum größten Theile ziemlich breit, aber dieſer Vortheil iſt nur ſcheinbar, denn die Hofräume ſind gewöhnlich mit Hinterhäuſern angefüllt, die, feſt aufeinander geſchoben, an den

meiſten Orten weder Luft, noch Licht eindringen laſſen. Dieſe Hinterhäuſer werden zum größten Theil von armen Familien bewohnt. Die oft ein halbes Hundert Reichsthaler Miethe für eine dunkle feuchte Höhle bezahlen müſſen, welche von allerlei Ungeziefer, wie Schnecken, Wanzen und Schaben wimmelt, eine Höhle, wo es durch Dach und Thüre zieht, und das Waſſer an den Wänden herabläuft, während die Hausgeräthe in Roſt und Fäulniß zu Grunde gehen. In der jüngſten Zeit hat man indeß begonnen, die Vorſtädte zu erweitern, und bald wird ſicher der ganze Umkreis der Stadt jenſeits der Süßwaſſerſeen, die ſie umgeben, mit Häuſern und Höfen bedeckt ſeyn; ſchon jetzt bildet die Bevölkerung dieſer Vorſtädte ein Zehntel der Einwohner der Hauptſtadt.

Kopenhagen iſt nicht, was man im eigentlichen Sinn des Worts unter einer Handelsſtadt verſteht, eine jener großmächtigen Städte wie London und Amſterdam, deren Kaufleute von ihrer Börſe aus den Gang des Welthandels regieren, und man ſieht deßhalb nichts von dem bewegten Leben und der geſchäftigen Thätigkeit, die man an jenen Orten zu beobachten Gelegenheit hat. Natürlicherweiſe kommen große Sendungen nach der Stadt, die über 130,000 Menſchen umfaßt; aber das macht eine Stadt noch nicht zur Handelsſtadt. Man hört deßhalb auch oft Klagen darüber, daß Kopenhagens Glanz vorbei ſey; und man deutet dabei auf die ungeheuren Packhäuſer, die jetzt als Erinnerung an die verſchwundene Herrlichkeit auf beiden Seiten des Meeres leer ſtehen. Wir machen dagegen geltend, daß man in alten Tagen weit größere Packhäuſer brauchte, als heutzutage; damals brachte man aus den kleinen Handelsſtädten das Korn nach Kopenhagen und von hier aus wurde es nach fremden Städten verſchifft; nun geht die Frucht gewöhnlich direkt an den Beſtimmungsort, ohne erſt nach Kopenhagen gebracht zu werden; aber die Stadt iſt deſſenungeachtet immer noch der Hauptplatz für den däniſchen Kornhandel, da die Geſchäfte auf Rechnung von Kopenhagener Kaufleuten und auf ihren Schiffen gemacht werden. In alten Tagen hatten die Großhändler große Niederlagen von ausländiſchen Waaren, welche an die Detailhändler verkauft wurden; nun verſchreiben dieſe ſelbſt, was ſie brauchen. Kopenhagen iſt aber doch nicht ohne Wichtigkeit für den Handel, ja ſein Handel iſt vielleicht bedeutender als je zuvor; die Stadt iſt zugleich im Beſitz des größten und beſten Hafens an der ganzen Oſtſee und deßhalb für die Durchfahrt durch das enge, ſchwierige Fahrwaſſer des Oreſund wichtig. Aber es iſt doch unrichtig, wenn man meint, daß es durch die bloße Lage am Eingang der Oſtſee zu einer Bedeutung als Handelsſtadt kommen könnte; in unſern Tagen gehört ganz anderes dazu, um in dieſer Hinſicht eine Stadt zu heben. Die dortigen Kaufleute ſchaden ſich oft auch ſelbſt ſehr viel durch Mangel an Thätigkeit. Es iſt bequemer, nach Hamburg zu reiſen, um Einkäufe zu machen, als nach London und Paris; Kopenhagen war deßhalb gewöhnlich aus den großen hamburgiſchen Niederlagen mit Tüchern und Modewaaren verſehen und geräth dadurch in eine unnatürliche Abhängigkeit von dieſer Stadt. Es wird im übrigen eine große Maſſe ausländiſcher Waaren eingeführt und von Kopenhagen zum Theil wieder nach den Provinzen verſandt. Dieß iſt ganz natürlich, da das kleine Land nicht Waaren hervorbringen kann, zu deren Produzirung es verſchiedener Himmelsſtriche bedarf; die däniſchen Naturprodukte ſind ſehr einförmig, ſchon darum weil das Land keine Metalle in ſeinem Schooße birgt. Das Fabrikweſen überhaupt iſt in Dänemark erſt in ſeiner Kindheit. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Hauptſtädte gewöhnlich ein Bild des Lebens und des Geiſtes geben, die ſich in den verſchiedenen Ländern regen; ſo iſt Amſterdam eine Handelsſtadt, Brüſſel eine Fabrikſtadt, Petersburg eine Soldatenſtadt, Neapel eine Lazaroniſtadt; in Kopenhagen ſehen wir eine ſtille, friedliche Thätigkeit; nur ſelten begegnet das Auge einem Bettler oder Müßiggänger, aber auf der andern Seite finden wir wenige Spuren lebendigen Treibens, weder am Hafen noch in den Straßen und ſchon das Ausſehen der Stadt erinnert die Vorbeigehenden, daß Dänemark kein Fabrikland, wie ſeine Hauptſtadt keine Fabrikſtadt iſt; kein Kohlendampf zieht darüber hin und man ſieht beinahe keinen jener thurmhohen Schornſteine, welche ſchon aus der Ferne von der Thätigkeit erzählen, die ſich in einer ſolchen Stadt entwickelt. Es ſcheint überhaupt ein merkwürdiges Unglück auf den meiſten großen Unternehmungen der Art geruht zu haben, — von den Seidenfabriken zu Chriſtians Zeit bis herab zu der Maſchinenſpinnerei in unſern Tagen. Dennoch kann man ſich eine große Stadt, wie Kopenhagen in einer Zeit wie die unſerige, kaum ganz ohne Fabriken denken, und unter denen, welche am meiſten proſperiren, müſſen wir namentlich die Eiſengießereien nennen. In alten Zeiten bezogen die Dänen ihre Eiſenſachen von Norwegen, das dafür ihr Korn erhielt; nach der Trennung konnte es ſich nicht mehr lohnen, norwegiſche Eiſenwaaren anzuſchaffen, und deßhalb wurde eine Gießerei nach der andern angelegt. — Der Unternehmungsgeiſt im Großen iſt beim däniſchen Volke noch nicht zum Durchbruche gekommen; dagegen muß man die Ordnung und Zuverläſſigkeit rühmen, mit der die Arbeit, die man unternommen, gewöhnlich ausgeführt wird. Dieſe Betriebſamkeit im Kleinen, tritt nirgends ſchärfer hervor, als wenn wir den Aufſchwung ins Auge faſſen, den das däniſche und namentlich das kopenhagener Handwerk in den letzten achtzig Jahren genommen; heutigentags braucht niemand, wie ehedem, ſeine Zuflucht zum Ausland zu nehmen, um eine Arbeit ordentlich ausgeführt zu bekommen und man darf ſogar behaupten, daß däniſche Arbeiter in den meiſten Zweigen des Handwerks mit denen anderer Länder auf gleicher Stufe ſtehen. Junge Leute, die außer der allgemeinen praktiſchen Tüchtigkeit, die ſie ſich in ihrem Fache erwarben, zugleich in der polytechniſchen Anſtalt und auf der Kunſtakademie ausgebildet worden, beſuchen dann das Ausland mit der ernſtlichen Abſicht zu lernen, was in ihrem Handwerk zu lernen war; nach ihrer Heimkehr laſſen ſie ſich als Meiſter nieder, indem ſie es ſich ſtets zur Aufgabe machten, es den Wünſchen des Publikums zuvorthun. Gar mancherlei legt ſich dem jungen Anfänger in den Weg. Er iſt ſelten im Beſitz von Vermögen und muß gar klein anfangen. Noch ſchwieriger iſt es für den Geſellen, Meiſter zu werden. Deßhalb bleiben die Meiſten auch ihr ganzes Leben Geſellen. Die Zahl der Geſellen iſt kaum ſo bedeutend, als man auf Grund der Klagen, welche über dieſen Gegenſtand geführt werden, vermuthen könnte; in der Maurer- und Zimmerzunft ſollen ſich die meiſten fremden Geſellen finden; im Uebrigen meinen däniſche Meiſter im allgemeinen, daß ſie mit den Landsleuten ebenſogut bedient ſeyen; in den meiſten Fächern ſtehen ſie auch über den Schweden; die Deutſchen ſind raſchere und fleißigere Arbeiter, beſitzen jedoch nicht die Sorgfältigkeit der Dänen, und verderben manches durch ihren Eigenſinn. Ein kopenhagener Handwerksgeſelle hält im Ganzen feſt an ſeiner Ehre als Zunftgenoſſe; er hält gar mancherlei Arbeiten unter ſeiner Würde; ich möchte Niemanden rathen, einem ſolchen zuzumuthen, etwas auf die Straße zu tragen; er müßte noch froh ſeyn, wenn ihm der Geſelle den Rücken kehrte, oder ihm zu verſtehen gäbe, daß er kein Laſtträger ſey. Man ſieht

ihn gewöhnlich früh Morgens gesetzt durch die Straßen einherwandeln, um seine Arbeit in Empfang zu nehmen; stets trägt er einen Frack, und wenn auch der Staat nicht groß dabei ist, so muß es doch ein Frack seyn. Die Würde, die er sich gerne gibt, wird gewöhnlich durch seine drückende Armuth etwas alterirt. Die Ursache der letztern muß in den allermeisten Fällen in zu frühzeitigen Heirathen gesucht werden. In frühern Zeiten wartete ein Geselle gewöhnlich bis er etwas bei Jahren war und sich ein kleines Kapital angelegt hatte; seine Frau hatte dann gewöhnlich auch längst die Kinderschuhe ausgetreten und sich zu einer frommen verständigen Hausmutter ausgebildet, die sich überdies in ihrer langen Dienstzeit auch etwas zu ersparen Gelegenheit gehabt. Nun ist es aber anders. Es wird immer mehr Sitte, daß minder vermögliche Leute kein festes Dienstmädchen halten, sondern das Essen in den Speisehäusern nehmen und im Uebrigen sich mit einer Frau behelfen, welche die gröbere Arbeit verrichtet, für junge Mädchen wird es deßhalb schwer, Dienste zu erhalten; sie lernen nichts, und wenn sie heirathen, verstehen sie selten eine ordentliche Mahlzeit zu bereiten, und dieß soll auch einer der Gründe seyn, weßhalb das Kaffeetrinken die gute und gesunde Mittagsmahlzeit verdrängt. Was hier von den Gesellen gesagt ist, gilt auch von einer andern Hauptklasse des kopenhagener Volks, nämlich den Arbeitsleuten; diese bestehen zum größten Theile aus armen Bauernburschen, die in der Hauptstadt als Handlanger, Brauer, Fabrikarbeiter und dergleichen Arbeit gefunden; merkwürdig ist bei diesem Volk, daß der Aufhalt in der Hauptstadt sie sehr bald ihr Jugendleben auf dem Lande vergessen läßt; so stehen ihre Kinder als kopenhagener Mädchen und Knaben in ihrer Ansicht nicht wenig über den Bauernkindern ihrer Heimath. — Was die Lebensweise in Kopenhagen betrifft, so ist es im Allgemeinen nicht Sitte, mehr als einmal am Tage, nämlich Mittags, warm zu zu essen; je ärmer die Familie, desto schmaler wird dieser Mittagstisch und desto größere Bedeutung bekommt Kaffee und Butterbrod. Bisweilen fällt das Mittagsessen ganz weg, da man den Kaffee seinetwegen nicht missen will; dieser wird mehreremal des Tages mit Weißbrod oder mit Butterbrod genossen und das Butterbrod hat in Kopenhagen, wo man eigentlich ganz davon lebt, etwas anderes zu bedeuten als auf dem Lande, wo die Grützenschüssel die Hauptnahrung enthält; man kann sagen, in Kopenhagen wird von jedem Menschen doppelt so viel Butter verzehrt, als auf dem Lande. Im übrigen ist es schwer, Züge zu nennen, die als Eigenthümlichkeiten bei der kopenhagener Bevölkerung angesehen werden können; dazu ist diese zu sehr aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt und selbst das Leben in den „Nyboder" hat nicht mehr das besondere Gepräge, wie in alten Tagen. Die Matrosen der Flotte und die Arbeiter auf den königlichen Werften bewohnen die genannten kleinen Häuser. Diese Leute zeichneten sich ehedem durch ein eigenthümliches Wesen, durch eine Art Großschnäuzigkeit und possirlicher Derbheit aus; sie waren nie um eine kurze körnige und treffende Antwort auf jede naseweise Frage verlegen; ja, oft waren sie sogar selbst die Angreifenden, wenn sie jemanden trafen, der sie ärgerte. „Ach treten Sie mir aus dem Wege, guter Herr," sagte ein solcher Matrose zu einem jungen Laffen mit einer Brille auf der Nase und Sporen an den Stiefeln, der ihm draußen an der Zollbude in den Weg kam. Das kopenhagener Volk ist im Ganzen genommen ein abgesagter Feind alles Stutzerhaften. Wo es einen solchen „feinen Herrn" findet, macht sich der Aerger gewöhnlich in allerhand Stichelreden Luft. Im übrigen haben die Nyboder noch immer ein ganz eigenthümliches Aussehen; die Häuser bilden eine gerade und feste Linie die ganze Straße hinunter und sind zum größten Theil so niedrig, daß man mit Leichtigkeit Strümpfe und dergleichen auf das Dach zum Trocknen legen kann; hinter den kleinen Fenstern sieht man gewöhnlich einige Blumentöpfe mit Balsaminen und Goldlack; die Nachbarn sprechen aus den offenen Fenstern mit einander über die Straße hinüber und Hühner und Enten treiben sich auf den Gassen umher.

Dänemark besitzt außer Kopenhagen eine große Menge Handelsstädte; aber nur wenige von denselben entsprechen in Wirklichkeit dem Namen; die meisten sind eigentlich mehr Landstädte als Handelsplätze, denn an manchen Orten sind es die Felder, die auf der Stadtmarkung liegen, welche zum großen Theil die Bevölkerung ernähren und die Bürger sind zugleich Landleute. Außerdem sind diese Städte im Allgemeinen Sitz der Obrigkeit und die Zünfte sind durch das Gesetz meist auf die Handelsstädte beschränkt. Daneben bemerkt man jedoch mit Vergnügen, daß die kleinen Städte sich durch den Handel immer mehr heben; thätige Kaufleute lassen sich an den verschiedenen Plätzen nieder, und im Ganzen genommen, können auch weit mehr jetzt vom Handel leben, als in alten Tagen, wo es als wahre Sparsamkeit galt, so wenig als möglich zu kaufen. Aalborg war in alten Tagen beinahe die einzige Stadt im „Königreich", die außer Kopenhagen ausländischen Handel namentlich mit England und Norwegen hatte. Es verlor jedoch sehr viel durch Norwegens Trennung von Dänemark und ebenso durch den Durchbruch bei Agger, welcher einen neuen Ausschiffungsweg für die Produkte von den westlichen Limfjordsgegenden öffnete und dadurch Thisted und Nykjöbing kob. Dennoch ist es auch heute noch die erste Handelsstadt in Jütland, obwohl Aarhuus, das in den letzten Jahren so bedeutende Fortschritte gemacht, ihm kaum viel nachgibt. Jütland drängt in hohem Grad nach einer großen Stadt mit lebendigem Handelsmarkt, wo der Landmann sicher seyn kann für seine Waaren Absatz zu finden, der den Zeitumständen und den allgemeinen Verhältnissen entspricht und eine solche Stadt wird Aarhuus sicher früher oder später werden. Dann folgt Odense, als die vierte unter den Handelsstädten des Königreichs, darauf Randers, Nakskov, Svendborg und Horsens. Auch Helsingör müssen wir nennen, obgleich es weit nicht die Bedeutung hat, die man nach seiner günstigen Lage erwarten könnte. Unter den Städten im Herzogthum Schleswig steht Flensburg obenan, das überhaupt als die wichtigste Handelsstadt im Reich nächst Kopenhagen angesehen wird. Die thätigen Kaufleute wußten zu jeder Zeit die Vortheile zu benützen, welche die Zeitumstände darboten, während des nordamerikanischen und später während des französisch-englischen Kriegs, als die friedliche dänische Flagge auf allen Meeren gesehen und in allen Häfen geachtet wurde, legte man den Grund zum Wohlstand der Stadt, die später bedeutenden Handel mit Norwegen trieb; als dieses Reich abgetreten wurde, sah es einen Augenblick aus, als ob Flensburg zu Grunde gehen sollte, aber es fand sich bald eine neue Hülfsquelle im westindischen Handel und in dieser Hinsicht hat die Stadt auch Kopenhagen den Rang abgelaufen. Ihre Schiffe führen Bier, Branntwein, Essig und namentlich Korn und Fettwaaren aus und kehren mit Ladungen von Zucker, Rum, Kaffee und Tabak zurück; in Folge dessen blühen auch ihre Zuckerraffinerien und Tabakfabriken. Außerdem beschäftigt es zehn Schiffe mit Robben- und Wallfischfang in der Südsee, weßhalb sie auch Thranbrennereien haben: ebenso treiben sie Handel mit Island, und ihre Ziegelbrennereien am

Fiord verſehen die meiſten Gegenden des Reiches mit Ziegeln. Die Wohlfahrt der Stadt iſt deßhalb aufs engſte an die Verbindung mit Dänemark geknüpft und ihre Bürger ſind auch zumeiſt däniſch geſinnt. Indeſſen iſt der größere Theil der wohlhabenden Kaufleute deutſchen Urſprungs und dadurch hat ſich nach und nach eine eigenthümliche Sprache gebildet, die man Flensburger Deutſch genannt, und die nur der verſtehen kann, der hinlänglich Däniſch kennt. Auch in den andern Handelsſtädten des Herzogthums haben die Deutſchen Eingang gefunden und haben dort überall das Uebergewicht über die zahlreichere, aber ärmere und minder angeſehene däniſche Bevölkerung. Deutſcher Fleiß und Unternehmungsgeiſt haben über däniſche Bequemlichkeit die Oberhand bekommen. Unter den Städten Holſteins iſt Altona eigentlich als eine Art Vorſtadt von Hamburg anzuſehen, ſtatt daß es ſeiner Beſtimmung nach mit dieſer Stadt um die Herrſchaft auf der Elbe kämpfen ſollte. Kiel mit ſeinem ausgezeichneten Hafen iſt dagegen der Hauptplatz für den Oſtſeehandel; ſeine Hauptausfuhr iſt Butter; durch die Eiſenbahn nach Altona, welche eine Verbindung mit der Nordſee herſtellt, hat Kiel überdies ganz bedeutend gewonnen und zum Theil Lübeck den Vorrang abgelaufen. — Im Augenblick iſt Dänemarks Aufmerkſamkeit namentlich auf eine direkte Verbindung mit England gerichtet, Eiſenbahnen quer durch Schleswig und Jütland, und die Anlage von ſichern geräumigen Häfen an der Weſtküſte ſind deßhalb das Loſungswort der Jetztzeit, ohne daß man ſich jedoch im Stande ſieht, ſich ganz von dem Abhängigkeitsverhältniß zu Hamburg loszureißen. Der augenblickliche Vortheil ſpricht doch ſtets mit der lauteſten Stimme. Die däniſchen Handelsverhältniſſe ſcheinen im Ganzen genommen ſich auf einem Uebergangspunkte zu befinden. Jedoch muß ſchon die nächſte Zukunft eine Entſcheidung bringen.

In den bedeutenderen unter den Handelsſtädten prägt ſich der zunehmende Wohlſtand auch im Aeußern aus: es erhebt ſich dort ein großer, ſtattlicher Bau nach dem andern, Rathhäuſer, Zollbuden und Gaſthöfe ſind meiſt recht hübſch und ökonomiſche Gartenanlagen verſchönern die Umgegend, die ärmern haben dagegen noch immer daſſelbe einfache, gewöhnlich jedoch freundliche und behagliche Ausſehen, wie in frühern Tagen. Die Häuſer ſind zum größten Theile ganz klein und außerordentlich nieder, ſie haben ſelten mehr als ein Stockwerk, aber doch gewöhnlich zugleich ein nettes reinliches Ausſehen, die Straßen ſind breit und hell — das heißt bei Tage; die Nachtbeleuchtung iſt ſelten gut beſchaffen, ebenſo auch die Pflaſterung im allgemeinen höchſt kümmerlich. Es iſt noch nicht ſo gar lange her, daß man in dieſen Handelsſtädten wenig anderes als Strohdächer ſah; nun ſind in Folge einer königlichen Verordnung alle Häuſer mit Ziegeln gedeckt, deren Anſchaffung dem armen Bürger oft ſchwer wurde. Im übrigen iſt es ein mühſeliges und wenig anziehendes Leben, das die Bürger dieſer kleinen Handelsſtädte führen; den ganzen Tag kann man ſie durch die kleinen Fenſter emſig beſchäftigt ſehen und erſt gegen Abend kommt eine Geſtalt nach der andern mit Nachtmütze und Schurzfell auf die Straße heraus, um friſche Luft zu ſchöpfen oder man ſieht ſie in dem kleinen Garten, der gewöhnlich zum Haus gehört, gleichgültig umhergehen; der Zerſtreuungen gibt es gar wenige in einer ſolchen Handelsſtadt. Einmal im Jahre hält man gewöhnlich Vogelſchießen, woran ſich dann verſchiedene Luſtbarkeiten knüpfen und im übrigen ſind die Markttage nicht bloß für die Bevölkerung der Stadt, ſondern auch für die Bewohner der Umgegend Feſttage; dorthin kommen die Handwerker und Handelsleute der Nachbarſtädte. Man ſchlägt Zelte auf dem Markte und in den Straßen auf, überall ſieht man Tiſche mit Honigkuchen und Zuckerherzen; Muſikanten und Bärenführer, Seiltänzer und Taſchenſpieler finden ſich ein, und es iſt allgemeine Sitte, daß man bei dieſer Gelegenheit ſeinen guten Freunden und Bekannten eine „Marktgabe“ bringt. — Es iſt im übrigen ganz unmöglich, in einer ſolchen Stadt unbeachtet von Menſchen zu leben; alle Leute kennen ſich und man weiß oft an einem Ende der Stadt, was man am andern zu Mittag ſpeiſte. Selbſt von den geheimſten Familienangelegenheiten ſpricht man in der ganzen Stadt und hat ſich nun ein ſchlechter Ton in einer ſolchen Handelsſtadt eingeniſtet, ſo entſteht ein beinahe unerträglicher Zuſtand, indem Mißgunſt und Rachſucht die Oberhand gewinnen; im allgemeinen findet man jedoch ein herzliches wohlwollendes Entgegenkommen und der Aufenthalt in einer dieſer kleinen Städte iſt recht behaglich für den, der keinen großen Wechſel an Zerſtreung braucht, um das Leben anziehend und vergnüglich zu finden.

Es gibt, ſoweit mir bekannt, keine einzige Handelsſtadt in Dänemark, die in ihrem Ausſehen das geringſte Alterthümliche hätte: nur die herrlichen Domkirchen von Roeskilde, Odenſe, Aarhuus, Ribe und Schleswig erinnern an das Mittelalter. Obgleich jedoch unſere Städte in Hinſicht ihres Ausſehens im Einzelnen oder Ganzen das helle und einfache Gepräge der Jetztzeit tragen, muß ihr Urſprung doch oft im grauen Alterthum geſucht werden; ſo erhoben ſich in Zeiten des Heidenthums unſere erſten Städte rings um die alten Opferplätze, namentlich Odenſe und Viborg. Dann ſehen wir im Mittelalter die Bürger der Handelsſtädte Schutz in dieſen feſten Burgen ſuchen; ſo entſtanden unter andern Kopenhagen, Kallundborg und Skanderborg; oder ſie ſchlugen ihre Wohnungen vor den Kloſtermauern auf, wo die reichen Mönche den Handwerkern manches zu verdienen gaben, ſo entſtanden Præſtö, Sorö, Neſtved, Maribo und manche andere Städte; und endlich, als die Zeiten ſich änderten, riefen die königlichen Luſtſchlöſſer Handelsſtädte hervor: ſo iſt, um nur Ein Beiſpiel zu nehmen, die Handelsſtadt Frederiksborg aus dem geringen Landſtädtchen Hilleröd mitten in der großen nordſeeländiſchen Waldſtrecke entſtanden. Frederiksborgſchloß haben mehrere weitgereiſte Männer für die ſchönſte Königsburg erklärt, die ſie je geſehen. Es iſt zwar nicht unſere Abſicht, eine Beſchreibung der Meiſterwerke der Kunſt in Dänemark zu liefern, aber wir müſſen doch einen Augenblick bei dem Gedanken verweilen, der ſich uns hier aufdrängt, wie nämlich dieſe alten Namen durch Erinnerungen, die ſich an ſie knüpfen, und die Geſchichte des Vaterlandes in vergangenen Zeiten erzählen. Und keine Gegend in Dänemark iſt ſo reich an Zeugniſſen der Zeitwandelungen als der nordöſtliche Theil von Seeland mit ſeinen zahlreichen königlichen Schlöſſern, von denen ein Theil ſchon ſchon ſeit langer Zeit in Schutt geſunken. So lag hier dicht vor den Wogen des Kattegat die alte Königsburg Söborg, von der die Chronik ſo viel zu erzählen weiß; mitten in einem großen Binnenſee waren eine Menge Inſeln, von einer derſelben ſpiegelte ſich das Schloß in den Waſſern, während unüberſehbare Wälder Burg und See umgaben. Nun ſind die Wälder ausgerottet und in Ackerland verwandelt, die Inſeln ſind zu landfeſten Hügeln geworden und der See ſelbſt iſt theils Wieſe, theils mit Schilfrohr bewachſener Sumpf, aus dem ſich das Geſchrei der Wildenten erhebt; aber die Burg, die alte felſenfeſte Burg iſt verſchwunden und es ſind nicht einmal mehr Ruinen als Erinnerungszeichen früherer Herrlichkeit übrig geblieben. Ueberhaupt iſt es eine Merkwürdigkeit bei Dänemark, daß es ſo gut, wie keine Ruinen hat; ſank ein Meiſterwerk in Staub, ſo beeilte man ſich

gewöhnlich, die Steine zu andern Bauten zu verwenden und eines der wenigen Grabmäler der verſchiedenen Zeit des Mittelalters iſt dieß kleine Stück Mauerwerk, das noch von Gurreslot, jenem wunderlichen Fleck in unſerm Vaterland übrig iſt, deſſen alte Buchenwälder uns die Sage von König Waldemars wilder Jagd von Torelil und Königin Helvig erzählen. Und während nun Söborg und Gurre längſt verſchwunden waren, erhob ſich hier aufs neue ein Königsſchloß, das prächtige Hirſchholm der Königin Sophie Magdalene; wie ein Bild der Eitelkeit lag es mit ſeinem halbdeutſchen Namen mitten in einem Sumpf, ſcheinbar ſtark und für Jahrtauſende gebaut; aber es verfiel nach und nach, und 50 Jahre nach ſeiner Erbauung ſtand es verlaſſen und leer; Schafe und Kühe weideten im Schloßgarten, die Decke des Opernhauſes war eingebrochen, die Springbrunnen waren verſiegt, und wanderte man durch die öden Zimmer, ſo hörte man nur das Sauſen der Winde und das Klirren der Fenſter, während die Fröſche ihren Siegsgeſang ertönen ließen, als freuten ſie ſich darüber, daß ihnen der alte Platz wieder gegeben war.

Nach dieſer Epiſode wollen wir mit ein paar Worten des Fabrikweſens im däniſchen Reiche gedenken. Dänemark iſt kein Fabrikland, ſagt man, es kann ein ſolches nicht ſeyn, weil unſer Markt zu gering iſt, als daß ſich eines jener weitläufigen Werke bilden könnte, wo ein Glied in das andere greift, um ein Ganzes zu bilden und deſſen Einrichtung vom erſten bis zum letzten reichte, daß man bei der Anlage desſelben bedacht war, die verſchiedenen Forderungen von Millionen zu befriedigen. Es braucht auch kein Fabrikland zu ſeyn, ſo lange der Ackerbau und was dazu gehört, der Bevölkerung genug zu thun gibt, oder ſo lange man unmäßige Abgaben auf die Einführung gewiſſer Gegenſtände bezahlen ſoll, um auf künſtliche Weiſe eine Fabrik in Flor zu bringen. Dieß iſt zum Theil wahr; man will nicht wie England die rohen Produkte fremder Länder einführen, um ſie zu verarbeiten und dann wieder in die weite Welt zu verſchicken, aber man kann wollen ſoviel möglich die eigenen Produkte veredeln, ehe man ſie fortſchickt, und namentlich ſoll man die Kräfte im eigenen Lande benützen, die ſonſt verloren gehen, und von dieſer Seite können mehrere von den Fabriken, die in letzter Zeit in Dänemark entſtanden ſind, gerühmt werden. Wir wollen ein paar Beiſpiele anführen. In der Nähe von Suusaa breiteten ſich Holmegards, große Torfmooſe aus; ſie verſahen die Gegend mit Torf; war die Torfzeit jedoch vorbei, ſo war die ganze Gegend öde und verlaſſen; kein Gebäude unterbrach die ermüdende Einförmigkeit; nicht ein Menſch oder ein Thier belebte die ſtumme Natur; jetzt dagegen iſt an der Gränze des Mooſes eine kleine Stadt entſtanden. Die ziegelbedeckten Häuſer ſehen freundlich aus und alles zeugt von Leben und Thätigkeit. Die Anlage der Glashütte von Kolmegaard iſt an dieſer Veränderung ſchuld; bisher war der große Torfſchatz nur in ſehr geringem Grade benützt worden; da machte man den Verſuch, ein paar Glasbläſer aus Böhmen kommen zu laſſen, um grüne Flaſchen zu blaſen; als jedoch die Verbindung mit dieſem Lande zerriſſen war, war der rechte Augenblick gekommen, den Verſuch zu machen, ſelbſt etwas ähnliches zu Stande zu bringen und Holmegaards Glashütte wurde von Jahr zu Jahr erweitert, ſo daß die Fabrikhäuſer im Augenblick von ungefähr 200 Menſchen bewohnt werden, während 300 Arbeiter ihren Unterhalt beim Torfſtich finden. Außer grünen Flaſchen werden nun auch weiße Glaswaaren, namentlich Apothekerkolben geliefert und ſelbſt feinere Sachen gelingen jedes Jahr beſſer. Kalk, Sand und Kieſel findet man bei der Glashütte ſelbſt, und außerdem wird eine große Maſſe Glasſcherben von den armen Leuten in Kopenhagen geſammelt, während man die Eichenaſche in Menge von Holland einführt. In ähnlicher Weiſe verhält es ſich mit dem großen Glaswerk von Gudumlund, wo man die großen Torfmooſe ſüdlich von Lümfjord beſſer als bisher zu benützen ſuchte, und wenn wir von dem großen Eiſenwerk Karlshütte bei Rendsburg hören, wo man aus den großen Maſſen von Eiſen, Myremalm (Eiſenſtein), den die Haidemoore enthalten, Nutzen zu ziehen ſtrebt, ſo ſehen wir mit Vergnügen die Beſtrebungen der Gegenwart, die Schätze der Natur nicht unbenützt liegen zu laſſen. Die älteſte und großartigſte unſerer Fabrikanlagen iſt übrigens Frederikswärck beim Ausfluß des Arreſees in den Roeskildefjord. Dieß Eiſenwerk benützt namentlich den feinen Sand, der in der Nähe gefunden wird, zu den Formen für die Gießerei. Unſere Tuchwaaren laſſen an Güte und Schönheit nichts zu wünſchen übrig. Das Königreich hat fünf bedeutende Tuchfabriken; die größten Fabriken dieſes Induſtriezweiges ſind jedoch in Neumünſter in Holſtein, und im Ganzen genommen haben die Holſteiner eine weit bedeutendere Fabrikthätigkeit entwickelt, als die Dänen, während ihre Handwerker ſehr hinter den däniſchen zurückſtehen. Das öſtliche Seeland und die verſchiedenen Gegenden im Oſten von Jütland haben die bedeutendſten Fabriken. In Holſtein findet man ſie dagegen in den magern Diſtrikten in der Mitte des Landes.

Zum Schluſſe haben wir noch mit ein paar Worten der Stellung der Fabrikarbeiter in Dänemark zu erwähnen. Eine eigentliche Fabrikbevölkerung, wie ſie England und Irland kennt, hat dort noch nicht Fuß gefaßt. Die Anzahl der Arbeiter iſt zu gering, um eine eigene Klaſſe der Bevölkerung zu bilden; an vielen Orten beſtehen ſie aus jungen Bauernmädchen, die nach einigen Jahren Arbeit wieder in ihre Heimath zurückkehren. Man hat im allgemeinen Grund mit ihrer Aufführung zufrieden zu ſeyn; ſie ſind gewöhnlich fleißig und brav, weder geiſtig noch körperlich gedrückt und Zuſammenrottungen wie in England wären ſchon der geringen Zahl wegen unmöglich.

Aus der frühern Geſchichte Archangels.

(Nach dem Athenäum français.)

Das Gouvernement Archangel war urſprünglich, wie man vermuthen muß, von einem finniſchen Volksſtamm bewohnt, und war ein Theil von Biarmien oder Permien, deſſen vielfache Handelsbeziehungen zu Aſien bekannt ſind. Die perſiſchen und engliſchen Kaufleute kamen über das kaſpiſche Meer, gingen die Wolga aufwärts, und von dieſem Fluß aus über Kama nach Biarmien, wo ſie ihre koſtbaren Ladungen gegen Pelzwaaren vertauſchten. Noch ſieht man im Gouvernement Perm den Weg, der von Kama zum weißen Meere führt. Die von Süden kommenden Waaren dienten noch einem weiter nach Norden gehenden Handelsverkehr, den die Einwohner von Biarmien mit nördlich woh-

nenden Slaven und mit den Skandinaviern hatten. Auch müssen sie keineswegs blos Handelsleute gewesen seyn, sondern auch den Bergbau und die Bearbeitung edler Metalle verstanden haben. Solche Schätze lockten die Skandinavier nicht blos zum Tausch, sondern auch zu kriegerischen Einfällen. Der erste geschichtlich verbürgte derartige Einfall fand im neunten Jahrhundert statt; er wurde von Other, einem reichen Bewohner von Halogaland oder der nördlichen Spitze Norwegens, unternommen. Die Urkunde, welche das Datum derselben feststellt, ist ein Bericht des Königs Alfred von England, in dessen Dienste Other später trat. Zum letztenmale wandten sich skandinavische Abenteurer im Frühling des Jahres 1222 in feindlicher Absicht gegen die Küsten Vermiens. Ihre Anführer waren Ivar Olvik und Anders Skialdarband, Vasallen des Königs Hakan Hakanson. Rache allein trieb sie, diese gefahrvolle Ueberfahrt zu unternehmen; die Biarmier hatten nämlich die Mannschaft eines Halogaland'schen Fahrzeuges, das an ihren Küsten überwinterte, niedergemetzelt. Zu eben der Zeit, als die Eingebornen diese barbarische That ausübten, hatte gerade, erzählen uns die Chronikschreiber, ein Eigenthümer des Schiffes dasselbe mit einem Theil seiner Leute verlassen, um im Innern des Landes Geschäfte zu machen. Als dieser Führer den Tod seiner Genossen erfuhr, ersann er einen Plan, der ihm Ehre macht. Anstatt auf demselben Wege zurückzukehren, suchte er Holmgard [1] zu erreichen; durchreiste ganz Rußland von Norden nach Süden, kam bis ans schwarze Meer, begab sich von da nach Jerusalem und kehrte ruhmbedeckt hierauf in sein Vaterland zurück. Dort erfuhr er zu seiner Genugthuung, daß die Treulosigkeit der Biarmier nicht ungestraft geblieben war; denn unter der Anführung Ivar Ulvil's und Anders Skialdarband's hatten seine wilden Landsleute das ganze Land mit Feuer und Schwert verwüstet. Die norwegischen und isländischen Chronikschreiber erwähnen nun nichts mehr von Biarmien, und alles führt auf die Vermuthung, daß die Skandinavier diese Küsten nicht mehr besuchten. Zu dieser Annahme ist man noch um so mehr berechtigt, als eben der Mangel an Nachrichten mit dem Verfall des Landes zusammentrifft. Im 13ten Jahrhundert wanderten die betriebsamen Biarmier zum großen Theil in die Staaten ihres mächtigen Nachbars, des Königs Hakan Hakanson aus; wohl aus Furcht, daß der Einfall der Tartaren, die überdieß schon ihren Handel mit Asien, die Hauptquelle ihres langjährigen glücklichen Zustandes völlig untergraben hatten, sich bis in ihre Marken ausdehnen möchte.

Von den russischen Chroniken reicht keine über das 11te Jahrhundert zurück; und wir suchen also vergebens in ihnen Angaben über Biarmien zur Zeit seiner Blüthe. Seine Einwohner sollen im 12ten Jahrhundert Nowgorod tributpflichtig geworden seyn und im Jahre 1181 drang eine Schaar Slaven aus diesem Fürstenthume in das Innere Biarmiens, bemächtigte sich der Stadt Wiätka, und ließ sich dort nieder. Da die Mongolenherrschaft in keiner Beziehung Nowgorod berührte, so ist wohl anzunehmen, daß sich die Slaven immer mehr und mehr in den Ebenen festsetzten, welche die Biarmier verlassen hatten. Wiewohl viel weniger bevölkert als im vorigen Jahrhundert, so unterhielt doch Biarmien noch hinlängliche commercielle Beziehungen mit den Kaufleuten von Nowgorod; sie tauschten deutsche Tücher gegen Rauchwerk und Silber ein. Im Jahre 1372 brachte ein russischer Bischof, der heilige Stephan, die Lehre des Heils nach Biarmien, und die Historiker berichten, daß die im Lande zurückgebliebenen Einwohner von der Zeit an schnell ihre Nationalität zu verlieren anfingen. Nichtsdestoweniger bildete Biarmien noch eine eigene Provinz unter der Leitung eines Eingebornen. Erst hundert Jahre darnach, im Jahre 1472 sandte der damalige russische Czar Ivan III., in der Absicht, Nowgorods Macht zu vernichten, einen Heerhaufen nach Biarmien, um es seinem Scepter zu unterwerfen. Das Unternehmen gelang vollständig und der christliche Fürst Michael, der damals das Land im Namen Nowgorods verwaltete, gerieth selbst in russische Gefangenschaft. Indeß gaben sie ihm ohne Zweifel seine Freiheit wieder, denn sein Sohn regierte seitdem in Biarmien als russischer Vasall. Später, als unter dem Czar Ivan IV. im Jahre 1543 die Russen dort einen Gouverneur einsetzten, wurden ihm Abgeordnete des Landes an die Seite gegeben, bis 1613 die Eingebornen auch das Repräsentationsrecht verloren; damit ward diese Provinz, nachdem sie schon seit einigen Jahren als Leibgedinge gegolten hatte, förmlich dem Reiche einverleibt. Die Erwerbung Biarmiens hatte für Rußland keinen andern Vortheil als die Schwächung Nowgorods; denn als es in ihre Gewalt fiel, war diese weite Landschaft, deren Reichthümer einst die Gier der Skandinavier gestachelt, und in deren Schooß die Kaufleute von Nowgorod so manche Hülfsmittel gefunden hatten, im wahren Sinne des Wortes eine Wüste. Indeß ein unvermutheter Umstand sollte es alsbald seine frühere Wichtigkeit wieder erlangen lassen.

Nachdem das Cap der guten Hoffnung entdeckt worden war und Spanien und Portugal einen unermeßlichen Nutzen aus dem Handel mit Indien zu ziehen anfingen, beschloß die englische Regierung im Jahre 1553 drei Schiffe in das Eismeer zu schicken, um von Norden her einen Weg nach Indien aufzufinden; die Leiter dieser Seeexpedition waren Chanceller und Hugh Willoughby. Schon bei Beginn dieser gefährlichen Reise wurden die Schiffe durch Stürme getrennt; zwei von ihnen litten an Lapplands Küsten Schiffbruch und Willoughby ging dabei mit seiner Mannschaft zu Grunde. Lappländische Fischer fanden ihn todt in einer Schiffskoje, wo er vor seinem Tagebuche saß, mit dem er sich, wie es scheint, bis zum letzten Momente beschäftigt hatte. Chanceller war glücklicher: er gelangte in das weiße Meer und landete am 24. August 1553 in der Dwinabai, nahe am Kloster St. Nicolas und nicht weit von der Stelle, wo jetzt Archangel steht. Die Ankunft des englischen Schiffes erregte ungemeines Erstaunen in diesen Küstengegenden; hatte man doch seit Jahrhunderten an diesen Orten, die ehedem durch skandinavische Abenteurer und Kaufleute so bekannt waren, nur mehr kleine oder fremde Fahrzeuge, für den Fischfang bestimmt, gesehen. Denn die Handelsleute des westlichen Europa's wagten nicht ihre Waaren durch das weiße Meer nach Rußland zu senden, sondern hielten sich vielmehr an die Häfen der Ostsee und Nowgorod, wo die Hansa seit 1275 ein Comptoir errichtet hatte. Sobald die Engländer erfuhren, daß sie in Rußland seyen, erklärten sie, der Grund ihrer Landung sey, hier Handelsverbindungen anzuknüpfen und stellten dem Gouverneur ein Schreiben an den Czar zu; ein Courier brachte es Ivan IV., der damals regierte. Chanceller's Botschaft konnte nicht verfehlen, bei diesem Fürsten den günstigsten Eindruck zu machen. Rußland hatte am baltischen Meere gar keine Häfen; es verkehrte daher nur durch Vermittlung der Hansestädte mit dem übrigen Europa. Indeß seit der vollständigen Unterwerfung Nowgorods im Jahre 1475 hatten sich dieselben, da sie mit der Regierung in verschiedene Conflikte gerathen waren, von dem Verkehr mit Rußland fast gänzlich zurückgezogen. Dessen-

[1] So ward von den Skandinaviern die nördliche Hälfte Rußlands genannt, und dieser Name wohl auch auf dessen Hauptstadt Nowgorod übertragen.

ungeachtet lag mehr als je daran, das Land mit den übrigen Völkern Europa's in Berührung zu bringen, damit es von dem Zustande der Erstarrung, in den es die Tartarenherrschaft versetzt hatte, befreit würde. Dieser Umstand mußte Ivan IV., einen Fürsten, der den ihn umgebenden Verhältnissen vollkommen gewachsen war, gleich von vornherein dafür gewinnen; und so beeilte er sich Chanceller nach Moskau einzuladen und suchte ihm selbst diese Reise zu erleichtern.

Nachdem man den Reisenden, den der Zufall so zu rechter Zeit an Rußlands Küsten gebracht hatte, mit Gefälligkeiten überschüttet hatte, übergab ihm der Czar einen Brief an Eduard VI. Die Berichte, welche Chanceller erstattete, fanden in London lebhafte Aufnahme. Man sprach dort von Rußland, wie von einem erst jüngst entdeckten Lande und die Kaufleute vereinigten sich zu Handelsunternehmungen dorthin. Der Czar gestand ihnen bedeutende Privilegien zu: unter Andern durften sie keinen Eingangszoll bezahlen und ungehindert im ganzen Reiche ihre Geschäfte betreiben. [1] Kaum hatten die Engländer ihre Unternehmungen gegen die Dwina gerichtet, als die Mündung dieses Flusses bald schon ein neues Ansehen bekam. Zur Zeit der Landung Chancellers war sie wenig besucht, und von Bauten sah man dort nichts als eine kleine Verschanzung, Fort St. Nikolas genannt, ein armseliges Kloster und einige elende Häuser von Holz, da und dort am Ufer gestreut. Die Engländer besannen sich nicht lange an dieser Stelle Gebäude aufzuführen; so bauten sie große Schuppen bei Kolmogory, wo ihnen die Regierung ein Stück Landes zur völligen Verfügung geschenkt hatte. Da aber diese Stadt zu entfernt vom Meere lag, so entschloß sich die Regierung eine neue näher an der Mündung des Flusses zu gründen, die ausschließlich, wie eine Urkunde aus dieser Zeit bezeugt, für Fremde bestimmt seyn sollte. Diese Stadt, am rechten Ufer der Dwina und 60 Werste von der Küste des weißen Meeres gelegen, ist keine andere als Archangel; 1584 wurde mit ihr Anfangs der Name Novokolmogorsky — Neu-Kolmogory — gegeben. Unfern der Küste stand damals das Kloster des heiligen Erzengels Michael, und diesem Umstande verdankt wahrscheinlich Novokolmogorsky seinen jetzigen Namen.

Wenige Reisende erzählen uns von Archangel. Der erste Franzose, der einiges über diese Stadt berichtet hat, ist Jehan Sauvage [2] aus Dieppe. Das Schiff, auf dem er fuhr, ging im Monat Juni 1586 nahe an einer der Inseln, die an der Dwinamündung sind, vor Anker; über der Küste erhob sich ein Fort. „Unser Kaufmann — sagt Sauvage — stieg an das Land, um mit dem Commandanten des Forts zu sprechen und sich von ihm die Erlaubniß zum Durchzug nach St. Nikolas zu erbitten. Er antwortete, daß er nie Franzosen auf dem Wege nach St. Nikolas hier durchziehen gesehen habe, er auch ohne Befugniß sey, uns durchpassiren zu lassen. Unter solchen Umständen mußten wir einigen Herrn, die für uns das Wort ergriffen hatten, sehr ansehnliche Geschenke machen. Als wir ausgesogen waren und unsern Zoll bezahlt hatten, brachten die Diener des Gouverneurs Herrn Colas einen großen Topf von rothem Holze, der mehr als zwölf Kannen hielt, und ganz voll mit Bier von schwarzer Farbe und stärker als Wein; dies mußte alles getrunken werden. Die HH. Colas und Du Venel waren ärgerlicher über das viele Trinken, als über das Geld, welches sie eben ausgegeben hatten; doch um herauszukommen, mußte dieser Krug geleert werden, das ist einmal dort das Herkommen." Die Reisenden fuhren hierauf längs der Insel Gilledin (vermuthlich Liazomime, das der König von Dänemark mit Güte oder Gewalt haben wollte) und der kleinen Insel St. Nicolas hin, auf der sie einen von Soldaten bewachten Thurm und einige Häuser sahen. Hier legten die großen Schiffe an, da der Wasserstand des Flußes zu nieder ist, als daß er sie tragen konnte. Nachdem sie ihre Fahrt noch einige Stunden inmitten einer großen Inselgruppe fortgesetzt hatten, legte sich das französische Schiff am Fuße des Forts von Archangel vor Anker; dies besteht aus kunstvoll gekreuztem Balkenwerk, hat schöne Bastionen und mehr als zwanzig Geschützstücke von starkem Kugelmaß. Die Stadt zählte noch wenige Häuser von ganz erbärmlichem Aussehen; doch hatten die Franzosen durchaus keinen Grund über die dort gewordene Aufnahme sich zu beklagen.

Wir haben nun Archangel in seiner Entstehung gesehen. Ein holländischer Reisender, der es mehr als hundert Jahre darnach, im Jahre 1701 besuchte, hat eine mehr ins Einzelne gehende Beschreibung davon geliefert. Damals, sagte er, fand man dort eine Citadelle, ein Arsenal, große Schuppen für die russischen und fremden Waaren und eine große Anzahl Kirchen wie in den andern Städten des Reiches, aber all dieses war von Holz erbaut. Man ließ den Leuten ihre alten Gebräuche, die Gewalt der Regierung beschränkte sich auf die Garnison, indeß vier Bürgermeister die Civil- und Polizeigeschäfte besorgten.

Einige Tage vor der Ankunft des genannten Reisenden waren unvermuthet die Schweden mit drei Kriegsschiffen, einem Transportschiffe, zwei Galioten und einer Barke an der Dwina-Mündung erschienen. Die kleine Escadre ankerte hier, indeß die beiden Galioten unter englischer Flagge in die Dwina einliefen. Diese kleinen Fahrzeuge, welche Archangel überrumpeln sollten hatten sich mit zwei russischen Lootsen versehen, auf deren Treue sich der commandirende Officier verließ: eine Unklugheit, die ihn theuer zu stehen kam. Als die Schweden gegen 7 Uhr Abends auf zwölf Werste an die Stadt gekommen waren, wurden sie mit Kanonenschüssen aus einem Fort empfangen, von dessen Vorhandenseyn sie rein gar nichts gewußt hatten. Dieses Vertheidigungswerk, Novo-Dwinko, war wenige Monate zuvor auf Befehl Peters I aufgeführt worden. Mit Verlust der einen ihrer Galioten und der Barke gewannen die Schweden in aller Eile das Gros ihrer Escadre wieder, verbrannten aber aus Rache im Vorüberfahren einen Leuchtthurm und zwei am Flusse gelegene Dörfer. In der Voraussicht, daß sie wiederkehrten, führten die Russen nun unter den Mauern von Archangel Verschanzungen auf, und legten drei Brander und eine Kette von der Dicke eines Armes davor, um den Fluß abzusperren. — Die schwedischen Kriege waren für Archangel günstig; denn während eines jeden dieser Feldzüge nahm dort der Handel beständig zu, was indeß nicht unerklärlich ist. Die Schifffahrt auf der Ostsee bot damals den Handelsschiffen Gefahren dar, denen man auf dem Wege nach Rußland durch das weiße Meer auswich. Das ist es, warum der Wohlstand von Archangel bis in die ersten Jahre des 18ten Jahrhunderts im Wachsen begriffen war. Die Gründung von Petersburg, die

[1] Die Privilegien des englischen Handels in Rußland wurden noch mehr ausgedehnt durch Ivan IV., den Grausamen im Jahre 1567, wodurch derselbe auch den Beinamen des „englischen Czar's" erhielt. Beim Tode Karls I. von England durch den Czar Alexis Michaelowitsch, der über diesen Königsmord aufgebracht war, unterdrückt, wurden sie zum Theil durch die Kaiserinnen Anna und Catharina wieder erneut und dauerten bis zum Anfange dieses Jahrhunderts.

[2] Es ist bekannt, daß im Laufe des Jahres 1586 Heinrich III. von Frankreich an den russischen Czar Feder I., den Nachfolgers Iwan's IV. schrieb, um von ihm die Erlaubniß zu erlangen, daß die französischen Kaufleute frei in den Städten und Häfen Rußlands Handel treiben dürften; der Czar gab seine Einwilligung und seine Antwort ist vom Monat Oktober desselben Jahres datirt.

1703 ſtattfand, und hauptſächlich die Eroberung der deutſchen Provinzen mußte natürlich dieſen Aufſchwung hemmen. Hat auch die Einfuhr ausländiſcher Producte in Rußland über Archangel bedeutend an ihrer frühern Wichtigkeit durch dieſe Territorialvergrößerung verloren, ſo iſt dieß doch keineswegs mit der Ausfuhr der Fall, dieſe vermehrt ſich vielmehr von Jahr zu Jahr in bemerkenswerther Weiſe.

Zur Geſchichte des engliſchen Steuerweſens.

In dem Werke von John Francis: „Die Londoner Börſe“ iſt eine Menge komiſcher wie ernſter Notizen über alle möglichen Gegenſtände der engliſchen Volks- und Staatswirthſchaft zuſammengeſtellt. Wir heben nach einem Auszug im Athenäum Français einige Züge über das altengliſche Steuerweſen aus: „Bis zu den Zeiten Wilhelms III. war die Kunſt Steuern zu erheben noch in ihrer Kindheit, obwohl man annehmen darf, daß der gute Wille dazu nicht fehlte, nur wußte man es nicht anzugreifen. Man war ſo wenig damit vertraut, daß Heinrich III. als er nothwendig 5000 Pf. Sterling (1,250,009 Frcs.) brauchte, auf den Gedanken kam, von jeder Pfarrei in England eine Abgabe von 1 Pf. St. 2 Sh. 4 D. zu fordern. Bei dieſer Berechnung hatte er aber einen Umſtand überſehen: es waren im ganzen Königreiche nur 8500 Pfarreien; er war alſo ganz erſtaunt, als er ſah, daß ihm dieſe Steuer nur 9500 Pf. St. eintrug. Aus Mangel an Erfahrung nahm man denn zu den unverantwortlichſten Mitteln ſeine Zuflucht. Man war ſo naiv in der alten guten Zeit! Man verkaufte magiſtratiſche Aemter; man verkaufte die Urtheile des Gerichts; Heinrich I. ließ ſich bezahlen, damit er den Handel von Norfolk nicht ſtöre, den Freiheitsbrief von Yarmouth nicht verletze; die Frau des Hugh von Neville gab ihm 200 junge Hühner, damit ſie 12 Stunden lang bei ihrem Gemahl im Gefängniſſe ſeyn könne; ein Abt bezahlte ihm eine beträchtliche Summe, daß ihm ſein Holz nicht geſtohlen würde.

Auf welch magere Auskunftmittel ließen ſich jene Regierungen ein! Richard I gibt ſich den Schein, ſein Inſiegel verloren zu haben, damit er Gelegenheit hat, neue Steueranſprüche zu machen, und bei ſeiner Rückkehr vom Kreuzzuge nimmt er mit Gewalt das zurück, was er bei ſeiner Abreiſe verkauft hatte, vorſchützend, er habe kein Recht zur Veräußerung gehabt. König Johann läßt die Concubinen der Prieſter verhaften, um Löſegeld zu bekommen. Heinrich II läßt alle Waaren in ſeinem Königreich in Beſchlag nehmen, entlehnt darauf eine beträchtliche Summe zu bedeutenden Zinſen, und läßt ſich dann durch das Parlament von allen Verbindlichkeiten frei ſprechen. Eduard I bemächtigt ſich unter dem Vorwande einer Reiſe ins gelobte Land des Geldes und des Silberſchmucks der Kirchen und Klöſter: die Reiſe hat er aber nie gemacht. Eduard III ſchafft Monopole, legt Geldſtrafen auf, führt willkürliche Abgaben ein — alles mit Hintanſetzung der Rechte und Einſprache der Kammer der Gemeinen.

Wegen Erpreſſungen wurde Richard II abgeſetzt. Heinrich VII bringt für ſich allein alle bis zu ſeiner Zeit bekannten Mittel, ſich Geld zu verſchaffen, in Anwendung: er fordert Geld von denen, welche ökonomiſch leben, weil ſie Erſparniſſe haben müſſen, und von denen, welche ein großes Gefolge haben, weil ſie reich ſeyn müſſen. Heinrich den Achten zwingt der Widerſtand Englands und hauptſächlich Suffolk's, das ſich empört, nachzugeben: da wirft er ſein Augenmerk auf die durch die Kloſterverordnungen aufgehäuften Schätze und eignet ſich dieſe an. Eliſabeth geht, nachdem ſie in allen Punkten dem Beiſpiel ihres Vaters gefolgt war, noch weiter; denn ſie kommt darauf, gewiſſe Geſellſchaften zu zwingen, ihr mehr Geld, als ſie nöthig hat zu leihen und dann bei ihr ſelbſt wieder dieſen Ueberſchuß zu 7 Procent zu entlehnen gegen Verpfändung von ſilbernem und goldenem Tafelgeſchirr. Karl I belegt das Silber ſeiner ſämmtlichen Lieferanten mit Arreſt und Karl II begibt ſich in den Sold Ludwigs XIV.

Endlich kommt Wilhelm III und nun macht die Gewalt der Beſtechung Platz. In die Regierung Wilhelms von Oranien fällt der Anfang des Geldwuchers, der Anlehen unter allen Formen: Annuitäten auf lange Friſt und auf kurze Verfallzeit, lebenslängliche Leibrenten, Leibrentengeſellſchaften, Lotterien. Wilhelm war es, der durch die Gründung der engliſchen Bank auch den erſten Grund zur engliſchen Nationalſchuld legte, jener Schuld von 28 Milliarden, von der ein Publiciſt im Jahre 1803, wo ſie erſt 17 oder 18 Milliarden betrug, ſagte; „Wie viel wird die Welt dulden müſſen, damit ſich England aus dieſer Lage zieht, deſſen eigentliche Hypothek darauf ruht, daß es den Handel der ganzen Welt an ſich reißt!“ Unter der Regierung dieſes Oraniers wurde die Beſtechung ſo weit getrieben, daß bei den in 15 Jahren erhobenen 46 Millionen von 25 keine Rechenſchaft gegeben werden kann. Man erkaufte die Stimme der Parlamentsmitglieder durch Stellen, Contracte, Titel, Verſprechen, Anlehenstheile und Lotteriebillets.

Die Nachfolger Wilhelms zögerten nicht, einem ſo vortheilhaften Beiſpiel zu folgen, wie folgende Proben zeigen: Im Jahre 1742 hatte der Graf von Orford für die geheimen Fonds eine Summe von 1,384,600 Pfd. St. 3 Sh. 3 D. zu ſeiner Verfügung: davon gab er in den letzten ſechs Wochen vor ſeinem Rücktritt allein den Journalen 50,077 Pfd. St. 8 Sh. Den Frieden vom J. 1763 brachte nur Geld zu Stande. John Roß Mackay, Privatſecretär des Grafen von Bute und ſpäter Ordonanzſchatzmeiſter, ſagt: „Ich ſelbſt habe 120 Stimmen für dieſe wichtige Frage geworben; auf den Erfolg dieſer Angelegenheit verwendete man 80,000 Pfd. St. Vierzig Mitglieder des Unterhauſes erhielten jedes 1000 Pfd. Acht andere davon kaufte ich, den Kopf um 500 Pfd. Walpole trieb das Unweſen noch weiter: bei dem Diner, das er ſeiner Partei gelegentlich des Antritts ſeines Miniſteriums gab, fand jeder Gaſt unter ſeiner Serviette ein Bankbillet von 500 Pfd. St.

Die Staats-Lotterie wird im Jahr 1563 zum erſtenmal genannt. Sie wurde zu dem plauſibeln Zweck eingeführt, die Seehäfen durch ihre Einkünfte wieder in guten Stand zu ſetzen. Als ſie aber einmal beſtand, machte man keine Umſtände mehr, und jeder Vorwand, ſie fortzuführen, war vollkommen. Der Scandal war jedoch ſo arg, daß ſie im Jahr 1620 durch Staatsrathsbeſchluß aufgehoben wurde. Aber ſolche Entdeckungen läßt man nicht gern fahren. Karl I ſtellte ſie wieder her und ſeitdem wurde ſie zu einer wahren Sucht, die von Tag zu Tag wuchs. Im J. 1772 wurde England förmlich damit überſchwemmt; da gab es eine Lotterie der Magazinbeſitzer, der Schneider, der Corſettmacher, der Handſchuhmacher, der Hutmacher, eine Lotterie der Theehändler, der Verkäufer von Rauch- und Schnupftabak; in einer Lotterie der Barbiere wurde man gegen 3 Pence raſirt und konnte, wenn das Glück wollte, 10 Pfd. St. gewinnen; es gab eine Lotterie der Stiefelwichſer, der Traiteure, wo man um 6 Pence eine Portion Fleiſch und ein Billet mit der Anweiſung auf ein Loos von 60 Pfd. St. erhielt; eine Lotterie der Auſternhändler, wo man eine Partie Auſtern und die allenfallſige Ausſicht auf ein Loos von 5 Guineen gewann. Am Ende einer ſchmalen Allee ſah man über einer Wurſtboutique angeſchrieben: „Wer hier für einen Farthing (9 Liards)

Wurst kauft, der kann, wenn ihn das Glück begünstigt, ein Capital von 5 Shilling (6 Fr. 25 Cent.) gewinnen."

Folgende Anekdote zeigt, bis auf welchen Grad der Tollheit die Hoffnungen der Spieler gestiegen waren. Ein Ausgeber glaubte sich seines Gewinns schon so sicher, daß er bereits, wie man in seinem Felleisen fand, den Plan sein Geld zu verwenden entworfen hatte. „Sobald ich mein Geld empfangen haben werde, heirathe ich die Grace Towers; sobald sie sich aber gegen meine Person widerwärtig und geziert zeigt, so hat sie bei mir die Dienste einer Magd zu versehen. Jeden Morgen muß sie mir ein Glas starkes Bier mit einer gerösteten Brodschnitte, einen Muscat mit Zucker zubereiten. Bis 10 Uhr werde ich schlafen, und dann eine gute Kanne Milch mit Wein genießen. Um 1 Uhr wird das Diner an einer Tafel eingenommen, wobei es nie an einem guten Pudding sowie reichlichem Vorrath von Wein und Branntwein fehlen darf. Um 5 Uhr Nachmittags sollen Torten, Gelees und eine Bowle Punsch — eine Gallone haltend — servirt werden. Um 10 Uhr will ich ein warmes Souper mit zwei Platten. Bin ich gut aufgelegt und erweist sich Grace liebenswürdig, so darf sie sich an meinen Tisch setzen. Mit dem Glockenschlag 12 lege ich mich zu Bette." Dieses schöne Project kam aber nicht zur Ausführung; der es entworfen, gewann nichts in der Lotterie und entleibte sich aus Verzweiflung.

Kaum je ist auf eine Institution ein so ununterbrochener Sturm der öffentlichen Meinung so lange vergeblich gemacht worden, wie auf die englische Staats-Lotterie: Staatsmänner, Moralisten, Gemeindebehörden, die berühmtesten Namen wie Adam Smith brandmarkten sie. Aber erst am Abend des 18 October 1826 endigte sie durch einen Parlamentsbeschluß.

Die Einführung der Kamele in Nordamerika.

(Von G.)

Immer mehr gewinnt in Nordamerika die Ueberzeugung Raum, daß das Kamel namentlich bei Reisen durch die dürren, wasserlosen Gegenden zwischen dem Colorado und der Sierra Nevada einen unschätzbaren Nutzen gewähren wird. Deßhalb hat denn auch der Kriegssecretär in einem Bericht an den Congreß vorgeschlagen, daß man eine Summe zur Einführung dieser Thiere bewilligen möge, um zunächst ihre Brauchbarkeit zu erproben.

Heap, ein Nordamerikaner, der sich viele Jahre in Asien und Afrika aufgehalten hat, theilt folgendes über das Kamel mit: 1) wie lange können Kamele und Dromedare Hunger und Durst ertragen? Der bekannte Reisende im Orient Tavernier berichtet, daß seine Kamele auf der Reise durch die große Wüste von Aleppo nach Ispahan neun Tage lang nichts getrunken haben. Der französische Missionär Huc, welcher in den Jahren 1844 bis 46 die Tartarei, Tibet u. s. w. bereiste, gibt manchen interessanten Aufschluß über dieß Thier. Unter andern erzählt er von der Ortos-Wüste an der nördlichen Gränze von China: hier war das Wasser überall Brackwasser, der Boden dürr und mit salzigen Krystallisationen bedeckt. Alles übrige Vieh leidet bei dieser Unfruchtbarkeit, das Kamel dagegen ist seiner starken Natur wegen für die dürrsten Gegenden geeignet und dient dem Tartaren statt aller übrigen Thiere. Sie nennen das Kamel mit Recht den Schatz der Wüste, es kann Nahrung und Trinken 14 Tage oft selbst einen Monat lang entbehren. Mag die Gegend noch so ärmlich seyn, es findet überall hinlängliche Nahrung, um seinen Hunger zu stillen. In den unfruchtbarsten Ebenen finden sich Gräser, die kein anderes Thier berührt, diese sowie Büsche und dürres Holz dienen dem Kamel zum Futter." In der Berberei können sie während der unerträglichsten Sommerhitze fünf Tage lang ohne zu trinken existiren, wenn sie nur sehr wenig oder gar kein Gras finden; gibt es Gras, so entbehren sie des Trinkens namentlich während des Frühlings drei Wochen hindurch.

2) Ihre Stärke, Schnelligkeit und Ausdauer. Kein Thier kann sich mit dem Kamel in Stärke und Ausdauer messen. Shaw, welcher Arabien bereiste, erzählt, daß auf seinem Wege nach dem Berge Sinai durch eine sehr heiße und steinige Gegend jedes Kamel eine Last von 734 Pfund zu tragen und dabei bisweilen an einem Tage fünfzehn Stunden zu marschiren hatte, drei (englische) Meilen auf die Stunde gerechnet. Ein andern Reisender (F. A. Neale, acht Jahre in Syrien) berichtet: „das turkomannische Kamel, das bei weitem schöner ist als das syrische, trägt, wenn es auf beiden Seiten gleichmäßig beladen wird, zwei Ballen, die zusammen eine halbe Tonne wiegen können." Huc bemerkt: „obschon die Nahrung des Kamels so wenig kostet, so kann es doch erst in den Gegenden vollständig gewürdigt werden, wo es fortwährend im Gebrauch ist. Gewöhnlich beladet man dasselbe mit sieben- bis achthundert Pfund, und mit dieser Last kann es täglich ungefähr zehn (französische) Meilen machen." In der Berberei tragen sie 550 bis 600 Pfund und gehen damit täglich vierzig (engl.) Meilen.

3) Die lange Lebensdauer des Kamels. Buffon behauptet, daß die Kamele 40—50 Jahre leben. In Tunis leben sie volle 50 Jahre. Huc sagt, daß sie viele Jahre hindurch kräftig bleiben und wenn man sie im Frühjahr eine kurze Zeit ruhig weiden läßt, 50 Jahre lang dienstauglich sind.

Das Kamel besitzt also mehr nützliche Eigenschaften als irgend ein anderes der dem Menschen beigegebenen Hausthiere. Es kann mehr als drei Maulthierladungen tragen, und begnügt sich mit so wenig Nahrung wie der Esel. In Asien und Afrika machen die Karawanen oft Reisen von 2—3000 (engl.) Meilen, und zwar 30—35 Meilen täglich. Das weibliche Kamel gibt ausgezeichnete Milch, und zwar länger wie die Kuh; oft ist diese Milch das einzige Nahrungsmittel der Araber auf ihren langen Reisen. Ihr Haar erneuert sich alljährlich, und es wird mehr gesucht als die beste Wolle.

Das Dromedar ist noch rascher, und hält noch länger aus als das Kamel. Eine Gesellschaft Araber machte auf Dromedaren die Reise von Tripolis nach Tunis, also eine Entfernung von 600 (engl.) Meilen, in vier Tagen. Auf solchen Reisen tragen sie keine schweren Lasten, sondern den Reiter mit seinen Waffen und Vorräthen, also ungefähr ein Gewicht von 250 Pfund. Dromedare, welche Depeschendienst thun, und nur einen Reiter tragen, machen 80 (franz.) Meilen täglich.

Wenn Naturforscher behaupten, daß die Kamele in kalten Klimaten nicht leben können, so hatten sie dabei wahrscheinlich die arabischen im Sinne. In der europäischen Türkei, wo die Winter sehr streng sind, bedient man sich der Kamele in allen Jahreszeiten. Dasselbe geschieht im Winter wie im Sommer in den hohen Steppen der Tartarei, 50 Grad nördlicher Breite.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 38. 22 September 1854.

Eine vorderasiatische Religionsform.

Herr Victor Langlois gibt im Athenaeum français nach arabischen Manuscripten, die in Syrien und Armenien aufgefunden worden seyn sollen, eine kurze Skizze über eine in Syrien heimische Religionsform, die bisher noch wenig gekannt war und welche manches Merkwürdige bietet. Der Abriß sagt im Wesentlichen folgendes: „die Nussaries, die man allgemein für Abkömmlinge der Perser hält, bewohnen die Berge von El-Kelbie, die sich von Tripolis in Syrien bis Adana hinziehen. In dieser letztern Stadt wie in Antiochien sind sie sehr zahlreich, wenn sich auch schon ein Theil von ihnen für Bekenner des Islam ausgibt, um Einfluß zu gewinnen: ein Mittel, das wirklich schon einige zu hohen Würden geführt hat. Ihre Religion ist ein dunkles Gemenge von Götzendienst, Judenthum, Christenthum und Islam; sie glauben an die prophetische Natur Jesu Christi, citiren in ihren gewöhnlichen Unterredungen mit den Christen die Namen der Apostel, für die sie eine große Verehrung zu haben scheinen, sowie auch verschiedene Stellen aus dem Evangelium und den Psalmen Davids; sie ehren, wie die Muselmänner, den Namen Maria, und halten das Weihnachtsfest und Neujahr nach dem julianischen Kalender. Vom Islam haben sie die Benennungen mit Ausnahme der Namen Omar und Abu-Bekr, die sie verabscheuen, angenommen. Auch ihnen ist der Koran göttlichen Ursprungs: er wurde nach ihrer Aussage einem Mohammed, einem Propheten ihrer Secte, offenbart, und nicht dem Mohammed der Araber, den sie des Betrugs beschuldigen und Akrah „räudig" nennen.

Ueber ihre eigentlichen Religionsgrundsätze konnte Folgendes in Erfahrung gebracht werden. Sie theilen sich in vier Ritus: chamsi, camari, kelleizi und chémaili. Der chamsi verehrt die Sonne, der camari den Mond, und beide bezeichnen jedes dieser Gestirne mit Ali-el-Ola d. i. Oberstes des Firmaments, oder émir-el-nahl d. i. Fürst der Bienen; darunter verstehen sie nämlich die Sterne, welche sich um Sonne und Mond drehen, wie der Bienenschwarm den Steck umschwärmt. Der Himmelsraum ist ihr Paradies und jeder Stern gilt ihnen als die Seele eines Auserwählten. Ferner glauben sie an die Seelenwanderung und zwar in der Weise, daß die Seelen der Guten nach einer festgesetzten Reihe die Körper von Thieren durchwandern müssen, besonders die von geflügelten Thieren und dann als Sterne an den Himmel versetzt werden, während die Seelen der Bösen sich vor ihrer Versetzung in den Himmels in den Körpern der unreinen und Lastthiere aufhalten.

Die Religion der Nussaries ist eine durchaus mystische, der Mann allein ist darin eingeweiht, der Knabe wird es erst wenn er zum Manne reift, nachdem er von den Scheiks dazu vorbereitet wurde, die ihm enthüllt werdenden Mysterien gehörig zu bewahren. Die Ceremonie der Einweihung (teznir) geschieht in Gegenwart von zwei Zeugen, Pathen genannt. Die Geheimlehre, welche die Grundlage dieses Bekenntnisses bildet, ist in keinem ihrer Bücher aufgezeichnet, sondern pflanzt sich durch mündliche Tradition an die Eingeweihten fort und heißt serr-el-teintein „das Geheimniß der Zwei." Was die chémaili und kelleizi betrifft, so weiß man nicht wie sich diese beiden Seiten zu denen der chamsi und camari verhalten.

Die Nussarie's geben sich bei einer Begegnung durch bestimmte Zeichen gegenseitig zu erkennen; den Turban tragen sie erst nachdem sie die Weihe empfangen. Die Frauen sind von aller Religionsausübung ausgeschlossen, ja sie haben nicht einmal einen Begriff von der Religion, und dieß aus dem Grunde, damit ihre Mysterien, wie die Nussaries sagen, nie verbreitet würden. Darauf halten sie so viel, daß man Glieder dieser Secte schon den Märtyrertod erleiden und auf der Folter sterben sah, weil sie von ihren Mysterien nichts verrathen wollten.

In Betreff des äußern Cultus ist zu bemerken, daß sie Priester haben, welche dreimal des Tags unter freiem Himmel predigen, während die mehr auf die Sacramente bezüglichen Gottesdienste bei Sonnenaufgang gehalten werden. Sie kehren sich dabei gegen Osten; bemerken sie aber in dem Augenblick einen Christen, einen Moslem, einen Juden oder ein unreines Thier vorübergehend so ist ihr Gebet nicht gültig. Gleich den Mohammedanern haben auch sie die Reinigungen und die Beschneidung. Der größte Theil von ihnen fastet, wie sie sagen, während des Ramadan und an den Vorabenden gewisser Feste, wie sie überhaupt zu verschiedenen Zeiten des Jahres Fasten halten. Der Genuß des Schweinefleisches und des Fleisches von Thieren weiblichen Geschlechts ist ihnen verboten, ebenso auch das Fleisch aller einäugigen, hinkenden, verstümmelten oder von einem Christen getödteten Thiere; hingegen dürfen

ſie geiſtige Getränke genießen. An den Hauptfeſttagen verſammeln ſich die Nuſſaries und die Scheiks ſegnen den Wein, den ſie an die Anweſenden vertheilen. Dieſe Feſte heißen (Aïd-Goddhâs) (Feſte der Meſſe). Derartige Zuſammenkünfte finden auch ſtatt, wenn ein Privatmann zur Abwendung einer Krankheit Gelübde thut, ein Gläubiger abreist oder wiederkehrt ꝛc. Gewöhnlich ſtrömt da eine Maſſe Menſchen zuſammen, denn jeder hat an dem reichen Mahle Theil, welches die das Gelübde erfüllende Perſon hält; die Scheiks, die bei dieſen Ceremonien ſehr zahlreich erſcheinen, erhalten außerdem noch von dem Gelobenden Geld.

Mit Unrecht glaubt man, daß es bei den Nuſſaries auch nächtliche Zuſammenkünfte der Männer und Frauen gäbe; dieſe Ceremonie kommt bloß bei den Ismaeliten vor. Was ihre Sitten betrifft, ſo ſind ſie, ihren Religionsgrundſätzen gemäß, außerordentlich gaſtfreundlich. So gilt ein Nuſſarie, der zu ſeinen Lebzeiten viele Mahle gegeben hat, in den Augen ſeiner Glaubensgenoſſen für einen Heiligen (santon); es wird deßhalb über ſeinem Grab eine Art Kuppel errichtet und dort Weihrauch verbrannt: das iſt der Grund, warum man in den von den Nuſſaries bewohnten Gegenden ſo viele Kuppeln ſieht.

Auf Gaſtfreundſchaft wird bei ihnen ſo ſtreng geſehen, daß ſie ſelbſt den letzten Biſſen Brod dem Gaſte geben müſſen. Bei vielen Grabmälern von Heiligen findet man Feldgüter, deren Erträgniſſe man zum Ankaufe von Lebensmitteln verwendet, die dann zubereitet und am Feſttage des Ortes bei verſchiedenen Zuſammenkünften vertheilt werden. Bei ſolchen Gelegenheiten ſtrömen oft mehrere Tauſende zuſammen.

In Schreiben und Leſen beſteht bei den Nuſſaries alles höhere Wiſſen (?). Wer dieſe beiden Bedingungen erfüllt, kann Scheik werden, welche Würde ſich in der Familie forterbt. Polygamie wie Eheſcheidung ſind bei ihnen erlaubt. Die Heirathen geſchehen durch die Vermittlung des Scheik und die Zuſtimmung des mögaddam, des oberſten Civilbeamten des Bezirks: dieſelbe erfolgt durch ein Schreiben, wofür je nach den Mitteln der Contrahirenden mehr oder weniger bezahlt werden muß. Wie bei den Mohammedanern gibt auch hier der Bräutigam ſeinen zukünftigen Schwiegereltern eine verabredete Summe, die zum Theil die Ausſteuerkoſten decken ſoll.

Allenfallſige Familien-Streitigkeiten werden durch die Scheiks geſchlichtet. Im Allgemeinen ſind die Nuſſaries indolent, abergläubiſch, unwiſſend, zu Mord und Diebſtahl geneigt, trotz der ſtrengſten Verwarnungen davor von Seiten der Scheiks, die überhaupt vor allem Unerlaubten zurückſchrecken und darum — außer bei ihren Feſten und Zuſammenkünften, wo alles was aufgewendet wird auf ehrlichem Wege erworben ſeyn muß — nur im eigenen Haus eſſen, aus Furcht ſie möchten bei dem gebotenen Mahle auf unrechte Weiſe Erworbenes genießen.

Zwiſchen den Bewohnern zweier angränzenden Bezirke gibt es gewöhnlich Mißhelligkeiten, denn die Nouſſaries ſind rachſüchtig, ihr Groll erbt ſich in der Familie, ja ſelbſt im Bezirke fort und wird nur vergeſſen wenn die Schmach gerächt, und, wofern nicht Blutgeld bezahlt würde, Mord mit Mord vergolten wird.

Seit mehr als einem halben Jahrhundert ſind die Nuſſaries in das Paſchalik Adana ausgewandert, in Folge der Plackereien, die in Syrien gegen ſie verübt wurden. Auch der Diſtrict von Latakie verliert täglich von ſeiner Bevölkerung zum Schaden des Schatzes und des Wohlſtandes der Bevölkerung.

Ein Manuſcript aus der Bibliothek des Mufti-Effendi von Adana enthält noch folgende Notizen über dieſes ſeltſame Religionsgemenge. Der Stifter der Religion der Nuſſaries iſt Abu-Hamden-el-Schuſaibi, der im 3ten Jahrhundert der Hedſchrah gelebt zu haben ſcheint; es ſind alſo dieſe und die der Druſen von gleichem Alter. Die Dogmen ſind: 1) „die Göttlichkeit Ali's, Mohammeds Eidam und Sohnes des Ibn-Abu-Thaleb, der ſiebenmal Menſch geworden; 2) eine Dreieinigkeit, welche ſich während ſieben verſchiedener Epochen unter verſchiedenen Namen offenbart; dieſe Dreieinigkeit heißt Mohanâ (Sinn), Sûn (Name) und Bâb (Pforte) und wird durch die arabiſchen Buchſtaben ain, mim und sin bezeichnet, die Anfangsbuchſtaben der Namen Ali, Mohammed und Seliman; Jeſus Chriſtus und Mohammed gelten ihnen als Eine Perſon, die ſich zu zwei verſchiedenen Epochen offenbart hat; ferner haben ſie mehrere Meſſen, die Bakour-, die Aſan-, die Tib-Meſſe von verſchiedenem liturgiſchem Ceremoniell, in welchen das Weihrauchopfer eine große Rolle zu ſpielen ſcheint. Die Muſelmänner und Druſen werden von ihnen verabſcheut, und es finden ſich bei ihnen mehrere Bücher polemiſchen Inhalts, die gegen dieſe gerichtet ſind. Durch Miſſionäre machen die Nuſſaries viele Proſelyten."

Soweit Herr Langlois. Dieſe Religionsform iſt aus mehrfachen Gründen von Intereſſe. Zunächſt verräth ſie einen Eclecticismus, der einigermaßen die Religionsmengerei erinnert, welche beim Zerfall der antiken Religionen in den Zeiten des ſinkenden Römerreichs als ein ſo auffallendes Zeichen des Todes und der Verweſung jener Völker ſich kund gab. In dieſer Nuſſariſchen „Religion" ſind Spuren des allerälteſten Sterndienſtes, welchen ſchon die Bibel erwähnt, indiſche Reminiscenzen (in dem Artikel von der Seelenwanderung), Anklänge an den Islamismus, von dem aber ſehr ketzeriſche Abweichungen gelehrt werden — ſo daß man faſt glauben möchte, das islamitiſche Element dieſer Religion ſey mehr eine kluge Accommodation an das herrſchende Regiment — endlich gar Elemente des Chriſtenthums. Die Behauptung, daß Mohammed und Chriſtus Eine Perſon ſeyen, die ſich nur zu verſchiedenen Zeiten geoffenbart, iſt — abgeſehen von der ſpeciellen Anwendung auf Mohammed — eine Lehre, welche auch gewiſſen chriſtlichen Secten nicht fremd iſt, wie z. B. die Montaniſten in ihrem Secten-haupt die Offenbarung des heiligen Geiſtes ſahen, wodurch das Chriſtenthum ſeine nothwendige Ergänzung bekomme. Der andere Punkt, durch welchen dieſe Religionsform auffällt, iſt die Feſthaltung der Form eines Ordens mit einer Geheimlehre. Die Gebräuche haben vieles was an die Freimaurerei erinnert, z. B. die Grade, die Ausſchließung der Frauen. Auch von Schamyl und ſeinen Müriden weiß man, daß ſie über der allgemeinen Lehre des Islam ein Syſtem von Graden haben, in denen man nach dem Maß beſonderer Erleuchtung aufſteigt. Das Umſichgreifen ſolcher Religionsformen würde unſere obige Andeutung beſtätigen, daß ſie ein Zeichen vom Zerfall des eigentlichen Islam ſind, gegen deſſen Erſtarrung ſolche Neuerungen als belebende Reformverſuche anzuſehen wären. Die Fehler, welche von der Maſſe der Secte erwähnt werden, wäre hiergegen kein genügender Einwand: denn keine Religion darf man kurzab nach ihren Erfolgen bei der Maſſe beur-

theilen. Die Sittenstrenge der Scheiks und ihre Bemühungen, die Menge im Geist eines guten Wandels zu erhalten, sprechen für sie. Die obige Skizze des Herrn Langlois bietet zu wenig Anhaltspunkte, um entscheiden zu können ob die abergläubischen Elemente der fraglichen Religionsform nicht Verunreinigungen sind, welche gegen die Tendenz der Ordensobern gehen, wie ja auch die Israeliten immer Rückfälle in die Abgötterei sich zu Schulden kommen ließen.

Das Burzenland in Siebenbürgen.

Von Georg Binder.

(Schluß.)

Die Bevölkerung des in Rede stehenden Gebietes ist bunt und vielzungig, wie das in Siebenbürgen — man muß in einigen Beziehungen wohl sagen — leider so sehr häufig der Fall. Von der früher angeführten Zahl weist jene Aufnahme, wenn dieselbe gleich 100 gesetzt wird,

Sachsen und andere Deutsche	29
Walachen (fast)	48
Magyaren	18⅓
Zigeuner	4⅓
Andere Stämme (fast)	0½.

Seit den Zeiten der „Ritter" sind die Sachsen lange die einzigen oder doch fast ganz vorherrschenden Bewohner der Landschaft gewesen. Erst ziemlich spät, als sie das Bedürfniß empfanden, die weitläufigen Gebirge einigermaßen zu benutzen und der (durch Kriege, Seuchen und dergl. so häufig gezehntete ja noch stärker herabgesetzte) deutsche Stamm dazu bei weitem nicht ausreichte, zogen sich Magyaren und Walachen an die Säume des Thales, vorzüglich gegen Süden hin, letztere zumal seit dem 17ten Jahrhundert. So finden wir gegenwärtig eine beträchtliche Zahl von Magyaren (aus dem Szellerland eingewandert) im SO. in den „sieben Dörfern," über 3000 auch im Norden an den Abfällen des Geisterwaldes und ebenso viele in Kronstadt. Die, was Zunahme (von innen und außen) anbelangt, die Magyaren, mehr noch aber die Sachsen übertreffenden Walachen leben in schon überwiegender Menge in den, zuerst wohl hauptsächlich magyarischen, „sieben Dörfern," dann in fast ähnlichem Verhältniß in Kronstadt und Rosenau, ausschließlich in mehreren Dörfern am Törzburger Paß und an der obern Burzen und in nicht kleiner Zahl auch in fast allen übrigen (vor hundert und fünfzig Jahren noch rein) sächsischen Orten. So wird den ursprünglichen Bewohnern der letztern ohne und mit ihrer Schuld durch jenen Volksstamm von zweifelhaftem Ursprung [1] der Raum allmählich immer mehr beengt, und der Beobachter der menschlichen Zustände findet hier — ganz abweichend von den Vorgängen in andern Gegenden — den Fall, daß das rohere und bis jetzt auch für abendländische Entwicklung weit weniger empfängliche Volk das sonst doch zu dauernden Ansiedlungen so geeignete deutsche einschränkt und überwuchert. Es gibt keinen Ort in unserm Gau, in welchem nicht wenigstens einige Hausstände von dieser Zunge zu finden wären, und wo sie — wenn auch Anfangs immer nur als besitzlose Hirten und Taglöhner — auftreten und sich niederlassen, da sind schon ihre nahen Nachkommen, gleich denen der Schwaben im Banat (und in andern Theilen von Ungarn), der Deutschen in mehreren Strichen von Böhmen und a. O., Eigenthümer von Gründen und zumal von Vieh, das sie auf beliebte bequeme Weise mit ernährt. [1]

Man besucht die sächsischen Orte mit Vergnügen, ja zumal wenn man auch ein Deutscher, dazu vielleicht ein aus der Ferne herzugereister, nicht ohne herzerhebende Gefühle. Denn man sieht es dort an und in sehr vielem, daß die Menschen seit lange rührig, dabei freilich auch sehr haushälterisch gewesen. Sie haben durchschnittlich schöne gerade Gassen angelegt, ihre Häuser, Kirchen, Schulen, Wirthshäuser und dergl. tüchtig von Steinen aufgeführt und so gebaut, daß in ihnen auch die Enkel gut wohnen können. Nicht selten sind hier auch die Wirthschaftsgebäude von feuerfester Beschaffenheit — kurz diese Dörfer haben fast ohne Ausnahme ein überaus stattliches Ansehen. Rosenau, Neustadt, Honigberg, und vor allen Zeiden sind in allen diesen Beziehungen mit dem vollsten Recht zu rühmen und machen auf den Fremden gewiß einen unauslöschlichen Eindruck, zumal auch die Umgebungen so schön und die „Gränzen der Türkei" hier so nahe sind. Ich will des Raumes schonen und einiges auch der Einbildungskraft der Leser überlassen, versichere aber daß vor mehreren dieser Orte, mit ihren starken Wohn-, ihren oft fast ausgezeichneten öffentlichen Häusern, ihren köstlichen Röhrenbrunnen u. s. w. nicht wenige norddeutsche Städtchen, ja Städte die Segel streichen müssen, wenigstens was die äußere Erscheinung betrifft, und daß die großartige Gestaltung der Landschaft sich auch in den sie schmückenden Orten sehr treu abspiegelt. Von den Sachsen haben (bis jetzt fast allein) auch die Magyaren und mehrere Walachen der Mehrzahl der sieben Dörfer den Werth von Gebäuden schätzen gelernt, welche den Feuersbrünsten nicht so ganz erliegen, daß davon, wie hier zu Land und in Ungarn häufig geschieht, kaum ein Rauchfang übrig bleibt, ja fast zu neuen Festsetzungen der Hofgränzen geschritten werden muß, und bauen zum Theil recht ansehnlich, ja geziert, richten auch ihre Wohnungen

---

[1] Wie ich weiß, behaupten Grimm u. a., die Walachen seyen deutschen Stammes, und in der That scheint Einiges dafür zu sprechen. Allein die Annahme hat dessen ungeachtet weit mehr für sich, daß die Vorältern dieses Volkes — gleich den früheren Bewohnern des ganzen östl. Europa — Slaven gewesen, die von den Römern in der kurzen Zeit ihrer Herrschaft in diesen Gegenden nur äußerlich einigermaßen lateinisch gemacht wurden. Diese Frage zu einiger Befriedigung zu lösen ist noch immer eine und zwar nicht wenig lohnende Aufgabe für Geschichts- und fast noch mehr für Sprachforscher. (Anm. d. Eins.)

[1] Schott in seinem nicht wenig anziehenden Werk „walachische Märchen" (aus dem Banat), Stuttgart 1850, sagt, übereinstimmend mit andern glaubwürdigen Zeugen, daß die Deutschen in der erwähnten vortrefflichen Landschaft wegen ihrer Rührigkeit, Wirthschaftlichkeit und allgemein höheren Bildung ihre Umwohner (die Raizen und Walachen) auf die friedlichste Weise in fast allen Beziehungen fort und fort überholten. Ganz Aehnliches, ja noch Bedeutenderes wird von den Deutschen anderer Gegenden, zumal an den nördlichen Gränzen von Böhmen berichtet.
(Anm. d. Eins.)

innen ſo ziemlich nach ſächſiſchen Vorbildern ein u. ſ. w. — aber das ſo bürgerlich gleiche Anſehen, das nicht wenige lange Gaſſen ſächſiſcher Orte auf ſo anſprechende Weiſe zeichnet, findet man hier faſt noch nirgend. Fern im Weſten ſind die walachiſchen Dörfer nur ausgedehnte Gruppen oder Gaſſen ganz hölzerner Häuſer, und die oft durch Viehzucht nichts weniger als armen Menſchen haben wohl Holz im Ueberfluß, brennen aber Ziegeln, höchſtens zum Bau und zum Decken von Kirchen, haben wohl Steine die Hülle und Fülle ſelbſt vor den Häuſern und in den Gärten und den ſie zunächſt begränzenden Grasſtücken, aber ſie machen ſich nicht die Mühe ſie zuſammenzubringen und daraus ſich tüchtige Wohnungen zu bauen, das Aufblocken aus Buchen-, bisweilen auch Fichtenſtämmen und Decken mit Schindeln aus dem letzteren Holz oder noch häufiger Stroh verträgt ſich beſſer mit ihrer ſchwer zu verläugnenden Liebe zum „ſüßen Nichtsthun."

Von Kronſtadt noch etwas insbeſondere. Eine gleiche Lage hat wohl kaum eine andere Stadt von ſolcher Volksmenge [1] und ſonſtiger Bedeutung in Europa. In ſo beſchränktem, engem und hinter ſo rauhen Bergen verſtecktem Thal ſucht man höchſtens ein Dorf, zumal eines, das ſich — wie vor Jahrhunderten im Abendin neueren Zeiten noch in Griechenland, im Kaukaſus u. ſ. w. — vor feindlichen Angriffen auch durch Unzugänglichkeit ſeiner Lage ſicher ſtellen muß. Ehedem lag die Stadt außen an den Anfängen der Ebene, aber die Noth der Zeit drängte ſie in das kleine Thal eines elenden Bächleins, und man ſieht außer einer alten ſchönen Kirche, welche die Fliehenden eben da draußen laſſen mußten, und dem frei emporragenden Schloß nichts von der Stadt bis man nicht ſchon drinnen iſt, wie von Bamberg, von Genua bei dem Hinaufſteigen von dem Rücken der Boſchetta und von einigen andern Städten. Das Thal hat zwei Oeffnungen in die große Fläche und zwiſchen denſelben ſteht der ſtattliche Schloßberg mit ſeiner alten, in neueren Zeiten beſſer eingerichteten Befeſtigung. In beide Thalausgänge erſtrecken ſich anſehnliche aber viel mehr lange als breite Vorſtädte, von denen beſonders die (bezeichnend ſogenannte) „Altſtadt" gegen die ſchon erwähnte Bartholomäuskirche die Geduld des oft ermüdeten Reiſenden wegen ihrer beträchtlichen Länge auf das höchſte ſpannt. Vielleicht noch länger iſt die „obere Vorſtadt," weiter im Thal hinauf bis dahin, wo es ſich im SW. faſt ſchließt. Zwiſchen beiden, an ihren Enden wohl ¾ Meilen von einander entfernten Vorſtädten liegt die innere Stadt, angelegt und ſtattlich befeſtigt etwa zu Anfang des 15ten Jahrhunderts (und natürlich auch ſpäter noch verſtärkt). Sie bildet ein nicht großes Viereck, wird von Gräben, Mauern und (mit den Baſteien) früher 39 Thürmen eingeſchloſſen und iſt innen ſchön eben.

Was aber der Stadt außer dieſen leider verfallenden Denkmälern einer rüſtigen Zeit zu ganz vorzüglicher Zierde gereicht, iſt der dicht an ihrer Seite mit ſehr großer Steilheit ſich erhebende Capellenberg, deſſen Abhang mit einem prächtigen Buchenwald bekleidet iſt und deſſen Gipfel (die Zinne genannt und noch altes Burggemäuer tragend) als ſchroffe Zinke von Kalkfels drohend emporragt und weit in das in günſtigem Licht wahrhaft entzückende Land hinausſchaut. Auf dieſen, von der Fläche an der evangeliſchen Hauptkirche um 1265 F. erhobenen, maleriſchen Berggrat führt ein bequemer Schneckenweg, und wenn du da droben ſteheſt, in einer Höhe von 3054 F. d. i. nicht viel niedriger als der (3508 F. hohe, aber ungemein rauhe) Brocken, aber noch umgeben von ſchönem Laubgehölz und mehreren ſchmucken Blumen, überſiehſt du die Stadt wie von einem ungeheuern Wartthurm, kannſt die zahlloſen umſchließenden Gärten, faſt alle ihre langen und kürzeren Gaſſen über- ja in ſie hineinſehen, die ſtarken Befeſtigungen des innern Theiles im Ganzen betrachten, in dieſem wie in einem in Vogelanſicht vor dir ausgebreiteten Raum jedes Haus, ja einen großen Theil der Thore und Fenſter zählen, das drunten wogende Gewühl auf Einemmal überſehen, kurz du wirſt nicht müde, das köſtliche Bild zu betrachten, ſo oft du auch zu ſeinem Genuſſe gelangen magſt. Sonnenhelles Wetter insbeſondere hebt es ungemein und gießt über dasſelbe einen wonnigen Glanz, aber auch bei dem milden Schein des Mondes hat es einen ganz eigenen Reiz, der noch erhöht wird durch die feierliche Stille, die dann über die Tiefe des Stadtthales und über die ganze herrliche Gegend ausgegoſſen iſt. Und zu dem allem noch der weite Geſichtskreis gegen Norden und Oſten in die reich bewohnten Thäler an der Burzen, dem Alt, dem Tatrang und dem Fekelnügy bis weit hinaus zur tiefen Einſattelung des Gebirges, hinter welcher die ſtürmiſchen Wogen des hellen Oitosflüßchens auf kürzerem Weg (als durch den Alt) zur Donau und *mit zum nahen* Meer hinabeilen. Ja, das Ganze der Ausſicht, wie ſie die Zinne des prächtigen Capellenberges dem Erſteiger darbietet, findet ſich nicht an ſehr vielen Orten, und ich wüßte mindeſtens kaum Eine etwas größere Stadt zu nennen, die in ſolcher Nähe eine ſo überraſchende, dazu ſo mannichfaltige, ja herzerhebende Um- und Rundſicht darböte, und jener merkwürdige Berg ſteht dazu ſo geeignet neben den Gräben und Mauern der alten Stadt, daß man ihr kaum eine herrlichere Höhe für dieſen Zweck hätte wünſchen können.

Die Stadt ſelbſt hat ein ſehr verſchiedenartiges Anſehen. Die Altſtadt und die gegen SO. ſich erſtreckende Vorſtadt („die Blumenau") gleicht einer behäbigen Mittelſtadt, und wer ſie durchſchreitet erkennt an faſt nichts von dem hier Einheimiſchen die große Nähe des Morgenlandes; ähnlich iſt auch noch ein Theil der weſtlichen (obern) Vorſtadt; das übrige der Außenſeite bis hinauf an die Felswände am Schneckenberg und in die rauhen Schluchten unter dem Fuß des Schullergebirges iſt meiſt Dörfern mittlern Anſehens ähnlich. Und „die Stadt" ſelbſt? Die trägt in allem und allem, in ſächſiſchen wie in den griechiſchen und walachiſchen Eignern zuſtändigen Häuſern trotz der ächteſten Stadt des ehemaligen „Reiches" das Gepräge der Gleichheit und des Bürgerthums; da iſt (im Durchſchnitt) alles gleich, ſtattlich, tüchtig und mit Behagen kann ſelbſt der abendländiſche Reiſende in dieſen geraden und gleichlaufenden Gaſſen, auf ihrem ſchönen Pflaſter, an ihren rauſchenden Reinigungsbächen, an den anſtändigen Zeilen des Marktplatzes, an den langen Flügeln des (alten) Kaufhauſes, um die ehrwürdige ſächſiſche (evangeliſche) Kirche u. ſ. w. und um die Stadt, auf ſchönen Baumgängen, an den ſtarken Mauern und Thürmen auf- und abgehen, und er wird

[1] Man zählte 1830 in der Stadt und einigen äußeren Anhängſeln derſelben (mit den 3403 Fremden) 25,270 Menſchen; vor dem Jahre 1849 gab es wahrſcheinlich mehr. Sachſen und Deutſche, dann Walachen — dieſe an der Zahl jenen beiden ſo ziemlich gleich — bilden zuſammen 0,7 der ganzen Bevölkerung und wenn die entlegenen faſt ausſchließlich walachiſchen Beſtandtheile (mit 1356 Menſchen, darunter 1097 Walachen) abgeſondert werden, ſo bilden die Sachſen und Deutſchen, ſelbſt wenn bloß die Köpfe gezählt werden, noch immer den Kern von Kronſtadt. (Anm. d. Einſ.)

fehlen irgend die Merkmale der Entwilderung vermiſſen. Wenn er freilich dem, häufig ſehr regen Treiben des Verkehres, dem Durcheinanderwogen der Menſchen [1] zuſieht, da erkennt er ſchnell, daß er hier in einer Gegend ſich befindet, wo das Abendländiſche allmählich in das Gebiet des Morgens übergeht, und wo einiges von dieſem ſchon in jenes herüberſtreift. Der Kern der kronſtädter Bevölkerung wird gebildet von gewerbfleißigen Sachſen, von Städtebewohnern mitten in Deutſchland wenig verſchieden. Neben ihnen aber hauſen zahlreiche ſtädtiſch gekleidete Magyaren, Walachen und Griechen, alle von denſelben merkbar abweichend, zumeiſt die letzteren durch ſüdliches Gepräge; die obere Vorſtadt und die vielen (trefflich belegenen und ſelbſt von Gebildeten oft beſuchten) Maierhöfe werden größtentheils bewohnt von Walachen, welche überhaupt in Kronſtadt, zumal an Märkten, deren manche ſehr bedeutend ſind, am häufigſten erſcheinen; dann mengen ſich die Menſchen in für Deutſche, Franzoſen, Italiener u. ſ. w. ziemlich auffallender Weiſe. Neben dem ehrenfeſten ſächſiſchen Handwerker ſchreitet da durch die Gaſſen ein ſächſiſcher Kaufmann oder Beamter, ganz nach Wiener Art gekleidet und auftretend. Mehr braun von Farbe, doch dem deutſchen Stamm noch nicht gerade ferne ſtehend ſind die Walachen, abweichender die vorzugsweiſe ernſten Magyaren, ganz ſüdliches ſlawiſch-griechiſches Weſen zeigen die Griechen, rührig, lebendig, genußſüchtig und vielleicht auch nicht eben am meiſten zuverläſſig, wie ihre Brüder im weiten türkiſchen Reich und in dem armen Stammland auch. Unter den auswärtigen Beſuchern ragen die Sachſen aus den großen Oertern der Thalebene hoch empor mit ihren prachtvollen Geſtalten, mit ihren feſten der ſtrengen Arbeit gewohnten Händen, gekleidet in meiſt weiße obwohl grobe Tücher, hohe Stiefel u. ſ. w., ein Geſchlecht das nicht wenig an die kühnen Männer erinnert, welche vor ſechs Jahrhunderten hierher das Kreuz, den Speer und den Pflug brachten, und in dem ſchönen Thal den ſiegreichen Kampf begannen gegen die Ungläubigen, gegen Bären und anderes Wild, wie gegen die natürliche Rauhheit des Bodens. Biegſamer in ihrem ganzen Weſen und einerſeits an ſlawiſche, wie andererſeits vielleicht ſelbſt wälſche Vorfahren erinnernd, erſcheinen die Walachen von nah und fern, meiſt Bauern und Hirten, häufig auch ſehr ſtämmig von Gliedern und trefflich genährt, doch allem Anſchein nach weit mehr Freunde des Behagens und ſtumpfer Ruhe als die von ihnen umſchloſſenen Sachſen, dazu auch weit mehr als dieſe aufgelegt, auf bequemere Weiſe (durch Knechtsdienſte, Hirtenweſen, Handel — ſey es auch ganz geringen) das tägliche Brod zu verdienen; die Tracht unterſcheidet ſich nicht ſehr von der der ſächſiſchen Dorfbewohner, nur lieben jene weit mehr als dieſe breite Hüte, ſehr farbige Kleidungs- und Putzſtücke (z. B. umgehängte Münzen, gelbe und rothe Stiefeln bei den Weibern u. ſ. w.), Bundſchuhe (Sandalen mit derben wollenen und von langen Lederſtreifen feſtgehaltenen Fußlappen, die Männer an den Schläfen tüchtig abgeſchorenes, ſonſt langes Haar, gewaltige Knittel u. ſ. w. Zu dieſen allen doch noch ſo ziemlich abendländiſch ausſehenden und gekleideten Menſchenkindern kommen oft und oft noch Walachen aus dem nahen Nachbarfürſtenthum, ihren Brüdern dieſſeits der Karpatenſcheide zwar ſehr ähnlich, aber dunkler von Farbe, roher in ihrem ganzen Weſen, und mit noch weit fremdartigerer (noch mehr morgenländiſcher) Tracht u. dgl. Dazwiſchen walachiſche Geiſtliche mit langen ſchwarzen Röcken, breiten Hüten, wallenden Bärten und hohen Stöcken, oder auch Mönche aus Klöſtern der Walachei mit braunen Röcken, Bundſchuhen, weißen Beinkleidern, langen Haaren und Bärten, und mächtigen oben viel breiteren und an die der Derwiſche erinnernden Mützen, und endlich nicht ganz ſelten Griechen jenſeits der Donau her, und gar auch Moslimen von Stambul oder aus andern Gegenden des ſchönen Reiches. Beide letzteren tragen lange meiſt ſchwarze Mäntel, Schuhe, Stöcke, verſchiedenartige Kopfbedeckungen und ſtechen grell ab gegen die eng und bequem gekleideten Franken; ähnlich, nur meiſt in hellere, theilweiſe oft rothe Farben gekleidet ſind die in ihrem Betragen ſo gemeſſenen Türken, auf dem mehr oder weniger geſchorenen Kopf tragen ſie das Feß oder den hochgehaltenen Turban, in ihren Gürteln (wenigſtens früher) nicht ſelten Meſſer und Piſtolen. Außer dieſen allen, ſo verſchiedenartige Zungen redenden Menſchen treffen wir in den Gaſſen der Stadt noch ſchleichende Juden, wie ſie eben überall ſind, gewandte und nach Vortheil ſpähende hier aber noch ganz abendländiſch gekleidete Armenier und zahlreiche meiſt ſtädtiſch, doch gewöhnlich etwas zerlumpt dahergehende Zigeuner, deren Miene, Haltung, Geſchwätzigkeit, Sprache u. ſ. w. zeigen, daß dieſer Stamm — ungeachtet ſeit Jahrhunderten hier — noch immer ein Fremdling iſt, welchen unbekannte Völkerwogen, wie die atlantiſchen Strömungen das Holz der braſiliſchen Urwälder nach Island, von dem Stufenland des Dekkan hieher in das rauhere Karpathengebiet verſchlagen haben. [1] So bunt, ſo mannichfaltig iſt das Menſchengemiſch auf den Gaſſen und Plätzen von Kronſtadt, und der aufmerkſame Beſucher, zumal der ſolcher Verſchiedenartigkeit von Hauſe her nicht gewohnte, kann dieſem Treiben nicht ohne Unterhaltung, ja ſelbſt Belehrung zuſehen und mag zu jenem Zweck bei verſchiedenen Gelegenheiten, insbeſondere an Märkten, Sonntagen, Kirchgängen u. ſ. w. Stunden auf den Straßen der Stadt zubringen und wird nicht müde, die dort ihm begegnenden Hunderte und Tauſende von einander ſo abweichend in leiblichem Anſehen, Sprache,

[1] Daſſelbe iſt in der That oft bedeutend und zwar zumal an Wochen- und Jahrmärkten, aber wer auch ſonſt der die Straßen der Stadt füllenden Menſchenzahl zuſieht, kommt leicht auf die Vermuthung, daß ihre Bevölkerung größer ſey, als die Zählungen ſie ausweiſen, wie u. a. auch Degerando (2,74.). Das macht begreiflicher Weiſe der Handel, der freilich heuer (1833) auch hier zu Land an der Schwindſucht zu leiden ſcheint.
(Anm. d. Einſ.)

[1] In Siebenbürgen ſind die Zigeuner — gleich dem, wie behauptet wird, durch ſie im Abendland verbreiteten Stechapfel, der in manchen Beziehungen als ihr Sinnbild gelten könnte — ſehr zahlreich, denn die Aufnahme des Jahres 1850 ergab 78,902, d. i. 3,8 Hundertel der ganzen Volksmenge und, was merkwürdig iſt, dieſe „Landplage“, wie ſie der treffliche Schwartner nennt, hält ſich in ganz vorzüglicher Häufigkeit auf in den von Sachſen bewohnten Orten und ſcheint da ähnlich den ſogenannten Schmarotzergewächſen beſonders zu gedeihen. Im Ganzen ſind die ſiebenbürgiſchen Zigeuner nicht viel weniger ausgeartet als die in dem weiten türkiſchen Reich, im Kaukaſus und ſonſt in Aſien hauſenden und umherſtreifenden, und verdienen von dem Erd- und Menſchenkenner mit Aufmerkſamkeit beobachtet zu werden. Für Sittigung und Erziehung im wahren Sinn dieſer Worte oder in einem beliebten Ausdruck der Gegenwart für „innere Miſſion“ iſt unter dieſen Tauſenden noch ein weites und reiches Feld, aber ſie wird ungeachtet der ſchönen Begabung dieſes Volksſtammes mit großen Schwierigkeiten zu ringen haben, bis dieſe Menſchen zu Menſchen gemacht werden. Denn noch hangen ſie mit kaum zu berückſichtigenden Ausnahmen faſt eben ſo feſt an ihren ererbten Gewohnheiten, ihrer Freiheitsliebe, Trägheit, Verſchlagenheit u. ſ. w., als — nach den Schilderungen von Humboldt, Martius, M. v. Neuwied u. a. — die Rothen in Amerika, von denen gar manche ſelbſt nach längerem Verharren bei der Geſittung der „Weißen“ — „al monte“ laufen.
(Anm. d. Einſ.)

Kleidung und Sitten, zu beobachten und ſolche Bilder verdienten mit künſtleriſchem Pinſel, oder mit gewandter Feder umſtändlich ausgeführt zu werden. Für unſern Zweck dürfte ſchon das Bisherige — vielleicht ſelbſt mehr als — genügen.

So verſchieden faſt als die Sprachen und Volksſtämme, ſind auch die Religionsgeſellſchaften, denen die Bewohner des Burzenlandes zugehören. Die Sachſen und die meiſten Magyaren ſind evangeliſch (auch lutheriſch), wenige von den letzteren, und der größte Theil der aus andern Ländern ſtammenden Deutſchen, Tſchechen u. ſ. w. ſind römiſch-katholiſch, die Walachen und Zigeuner ſind griechiſch nicht-unirt. Ueberall andere Bau- und Einrichtungsart der Kirchen, Abweichendes in den gottesdienſtlichen Handlungen u. ſ. w.; das meiſte Gepränge in dieſen und in den Kirchen oft eine wahre Ueberladung mit größeren theils geſchmackloſen Schildereien finden wir bei den Walachen, welche eben darin, in ihren vielen und von der Mehrheit des Volkes noch ziemlich ſtreng gehaltenen Faſten, im alten Kalender den ſie beibehalten und noch manchem andern den untergeordneten Stand der von ihnen bis jetzt erreichten Bildungsſtufe verrathen.

Die meiſte geiſtige Aufklärung herrſcht bei den Sachſen, nicht viel wenigere bei den Magyaren und man kann ſagen, daß — immer mit Rückſicht auf den Einfluß der umgebenden Verhältniſſe, der öſtlichen Lage, welche wie den Himmelsſtrich ſo auch die menſchlichen Zuſtände weſentlich zu beherrſchen ſcheint, und darauf, daß wegen der großen Entfernung von den Stammſitzen abendländiſcher Bildung hier alle Fortſchritte etwas ſpät und langſam geſchehen, endlich auf die kleine Zahl und Abgeſchiedenheit der hieſigen Sachſen u. ſ. w. — hier ſchon ein ziemlich zufriedenſtellender Stand des Wiſſens und der Geſittung erreicht iſt. Dieſelben gehen beſonders in den letzten Jahren auf erfreuliche, freilich der Natur der Sache nach nicht eben in ſehr raſcher Weiſe über auf die bis daher noch ziemlich zurückgebliebenen Walachen und ihre guten natürlichen Gaben, ihre große Zahl, der Eifer vieler von ihren beſſern Köpfen werden für Erleuchtung und Zähmung der Sitten viel wirken. Möge nur der ſeit einiger Zeit eingeſchlagene Weg (fleißiger Beſuch deutſcher Schulen auch von Walachen, Bekanntwerden derſelben mit dem deutſchen Schriftenthum u. ſ. f.) mit dauerndem Fleiß verfolgt werden! Denn noch iſt viel zu thun übrig und muß viel gethan werden, damit unſer Vaterland den abendländiſchen Völkern ſich würdig anſchließen und ihnen, wenn auch erſt in zweiter und dritter Reihe, nachfolge. Für die Erhaltung und Mehrung des geiſtigen Lichtes ſorgen zahlreiche Schulen auf den Dörfern und in den Städten, von denen die erſteren in den Wintermonaten nicht unfleißig beſucht werden; doch mag es, zumal in den kleineren walachiſchen Orten nicht wenige Menſchen geben, welche nicht ſonderlich wiſſen, was eine Schule iſt, und was man darin mit der Jugend macht oder doch machen kann. Auch ſind die Schulen bei dieſem Volk, wenigſtens wenn man ſtrengere Maßſtäbe anlegt, jetzt erſt recht im Entſtehen; beträchtlich mehr haben ſchon geleiſtet die Dorfſchulen bei den Magyaren und zumal bei den Sachſen. Unter dieſen herrſcht weſentlich in Folge ihres im Ganzen ſchon recht löblichen Schulweſens eine nicht geringe Bildung und es ſpricht ſelbſt den auswärtigen Reiſenden an, wenn er da meiſt recht ſtattliche Schulgebäude und in denſelben häufig eine anſehnliche Schaar von Mädchen und Knaben um meiſt recht brauchbare und auch ſonſt für den geiſtigen Fortſchritt ihres Volkes thätige Lehrer verſammelt ſieht. Noch etwas beſſer ſteht es mit den Schulen der Stadt, wie natürlich auch mit den angeführten Ungleichheiten nach den Zungen der Beſuchenden. Ein katholiſches Gymnaſium nimmt in neueren Zeiten einen rühmlichen Aufſchwung; das evangeliſche (ſächſiſche) iſt eine alte tüchtige Anſtalt mit einigen zweckmäßigen Gebäuden neben der ehrwürdigen Hauptkirche der Stadt, und hat ſeit Jahrhunderten unter der Leitung mehrerer braven Vorſtände und mit oft recht tüchtigen Lehrern viel geleiſtet für die Erhaltung des Lichtes der Bildung und Wiſſenſchaft in dieſem fernen Winkel des Erdtheils und für Verbreitung ihrer heiligen Flamme auch unter die anſtoßenden nichtdeutſchen Volksſtämme. In Verbindung mit dieſen Anſtalten beſtehen noch eine Gewerb- und eine Handelsſchule, Turnanſtalt, verſchiedene Hülfsmittel zur Hebung der Tonkunſt u. ſ. w.; [illegible] die Mehrheit der Bewohner befleißigt ſich — und in neueren Zeiten noch mehr als früher — alles deſſen, was den Geiſt erleuchtet, die Sitten entwildert und menſchlicht, und ſie ſelbſt in allem was ſchön und gut, den Hauptträgern abendländiſch-chriſtlicher Bildung nähr bringt. Wenn aber, trotz dieſes nicht mehr vereinzelten Strebens, Beſucher dieſer Gegend, welche den weſtlichen Gebieten des Erdtheiles entſproſſen ſind, hier noch manche Züge der Geiſtes-Armuth, ja Trägheit und Rohheit antreffen, ſo wird ſie das bei unſerer Lage, bei den vorausgegangenen geſchichtlichen Entwicklungen u. ſ. w. nicht Wunder nehmen dürfen, und einige Blicke jenſeits der Karpatenumwallung und der Donau, und Vergleichung der dortigen Volks- und Bildungszuſtände mit denen im Burzenland und hier ſelbſt ſeinen minder fortgeſchrittenen Menſchenſchichten dürfte ihn bald beruhigen und zu einiger Anerkennung des hier zumal von den Deutſchen (für ſich und die andern) Geleiſteten veranlaſſen. [1]

Die Beſchäftigungen der Bewohner ſind nicht eben ſehr vielartig. Landbau und Viehzucht meiſt in Verbindung nähren die Mehrzahl derſelben. An den Thalſäumen beſonders des Südens iſt die letztere die überwiegende, ja für einen nicht ganz geringen Theil der dortigen Menſchen (zumal um Törzburg) die mehr oder weniger ausſchließliche Erwerbsart. Hier gibt es Hunderte von Menſchen, welche wohl kaum den Gebrauch des Pfluges kennen, dafür aber zahlreiche Pferde, Rinder und beſonders Schafe haben und durch dieſen Beſitz — bei ſehr wenigen Bedürfniſſen — ziemlich, ja zum Theil recht wohlhabend ſind. Sie bringen mit ihren Genoſſen und Knechten, doch immer nur die Männer, mehrere Monate des Jahres in den Gebirgen zu, und wie ſchon geſagt oft in großen Entfernungen von Hauſe. Das Leben in den zum Theil erträglichen, oft aber auch recht armſeligen Sennhütten, meiſt in Thaltobeln und nahe bei friſchen Quellen, das Umherſchlendern mit den Heerden an den trefflich begraſten Abhängen, welche ſich weithin ausdehnen, macht oft nicht gerade viele Mühe, häufig aber auch ermüdendes Steigen u. dgl. nöthig; und wenn ſolche Menſchen und darunter auch Eigner von Heerden kaum kleiner als ſie der erfindungsreiche

---

[1] Vergleiche über die (nur von Befangenen oder Neidern zu läugnenden großen) Verdienſte der Deutſchen um man darf wohl ſagen ganz Siebenbürgen unter andern Schlözer's kritiſche Sammlungen zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen, Göttingen 1795 folg. (ein in Deutſchland, wie es ſcheint, zu wenig gekanntes Werk eines ſeiner tüchtigſten Männer); Mendelsſohn, zum Theil auch Paget und Guillaume (a. a. O.) und die Augsb. A. Z. 1844, Oktober (in etlichen Stücken der Beilage).
(Anm. d. Einſ.)

Odyſſeus ſein nannte, oder wie ſie von vermögenderen Kirgiſen beſeſſen werden, ihre Thiere weiden und inſonderheit mit den kräftigen Schafen im Julius und Auguſt bis auf die höchſten Rücken des Butſchetſch emporſteigen, ſo umbrauſen ſie da oft und oft Stürme, welche zwar nicht die Thiere toll machen und in die Abgründe ſtürzen, wie den ſüdruſſiſchen Tſchabanen und ihren Heerden bisweilen geſchieht, aber das Leben auch dieſer Hirten hat ſeine Mühſeligkeiten, und die Winde, die auf unſeren Hochgebirgen (alſo von mehreren Seiten her aus weiten Ebenen) ſelbſt in den Sommern wüthen, ſind wenigſtens Halbbrüder der Wjugen oder Burans, welche jene ſchauerlichen Steppen durchfegen. [1] Dabei ſind dieſe Hirten ganz erträgliche Menſchen und behandeln den dann und wann zu ihnen kommenden Reiſenden recht dienſtfertig und freundlich, und er kann, zumal wenn er auch „aus ihrem Land“ iſt, getroſt ſein Haupt in ihren Schooß legen. Da wird Käſe von einer gewiſſen Art gemacht, daneben gewöhnlich doch in viel geringerer Menge auch eine Art von ſüßem; jener iſt mäßig geräuchert, oder, was hier zu Land noch viel häufiger, nach einiger Gährung mit Salz durchkneten, eine ſehr gute Speiſe, welche Einheimiſche wie Fremde gern genießen, und auch die letzteren können es getroſt, denn es geht — wie mich eigene Erfahrungen überzeugt haben — in den ſiebenbürgiſchen Sennhütten kaum mehr „unappetitlich“ u. ſ. w. zu, als in denen der Alpen. Solcher Käſe wird in großer Menge bereitet, meiſt in Rindermagen geſtampft, und größeren Theils in Siebenbürgen ſelbſt weit ab von den Gebirgen verſpricht und bildet er für viele ſeiner Bewohner eine treffliche Zuthat, inſonderheit zu dem ſo gewöhnlichen (noch warmen) Wälſchkornbrei. In Kronſtadt gibt es in dem altergeſchwärzten ſtattlichen Kaufhaus lange Reihen von Käſebuden, wo ſtets eine große Fülle ſolcher mächtigen Kugeln zu haben iſt; doch darf es zum Ruhm unſerer Käſearten geſagt werden, daß um jene Stelle ein viel erträglicherer Geruch die Luft durchzieht, als ſo manche ähnliche Läden der Alpen und ihres ſüdlichen Vorlandes umſchwebt. Die Gebirgsweide hat alſo auch hier große Aehnlichkeit mit der in der Schweiz und Tyrol, und auch hier fehlt es dieſem Treiben nicht an ſeinen ſchönen, gemüthlichen und herzſtärkenden Beigaben, obwohl ich anzunehmen einigermaßen geneigt bin, daß die dortigen Alpenhirten geiſtig erregter und empfänglicher ſind für das ihren Beruf erhebende Schöne und Große als die hieſigen, welche in ihren langzottigen Wollmänteln und mächtigen Pelzmützen und mit ihren gewaltigen Eichenſtöcken u. ſ. w. auf abendländiſche Beſucher freilich einen eigenthümlichen Eindruck machen dürften; allein ſie mögen nur in die beräucherten Hütten dieſer Menſchen treten, und erfahren wie bereitwillig ſie ihnen von ihren verſchiedenen Erzeugniſſen mittheilen, Waſſer bringen, erzählen u. ſ. w., und bald wird in Vertrauen umgewandelt werden der Schauder, den ſie vielleicht Anfangs vor dieſen ſcheinbaren Halbwilden empfanden. Noch werden die Burzenländer-Gebirge bei weitem nicht ſo fleißig abgeweidet als die Alpen (gemäht höchſtens in den näheren Thälern), und doch ziehen die dortigen Viehbeſitzer von der Haltung der Heerden auf ihnen beträchtliche Vortheile, und es kommt dazu noch das trotz der in neueren Zeiten beträchtlich geſteigerten Pachten nicht Wenige, was ſie von der Weide auf walachiſchen Gebirgen erübrigen. Die Ortſchaften ſind in dem Nachbarland ſo weit entlegen, der Menſchen in der Nähe der Gebirge ſo wenige, dieſer aber ſo viele, daß wohl noch Jahrhunderte nach uns das gegenwärtige Verhältniß fortdauern wird, daß Siebenbürger dortige Weiden von Adeligen und zumal auch den vielen und oft reichen Klöſtern gegen mäßige Zahlungen auf einige Jahre zur Benutzung übernehmen. Wie es noch ſteht, haben beide Länder dadurch ihren Vortheil, und das erhält auch dieſen eigenthümlichen Wechſelverkehr, welcher eben auch beweiſt daß die hieſigen Walachen — denn faſt nur ſolche liegen jenem Geſchäft ob — rühriger und betriebſamer ſind als die hinter dem Gebirg. Uebrigens iſt bei Beurtheilung der Burzenländer-Bevölkerung nicht außer Acht zu laſſen, daß auf die eben beſchriebene Weiſe ein nicht geringer Theil derſelben manchen Zwanziger zum täglichen Unterhalt aus dem geſegneten Nachbarland zieht; ja nicht eben wenige in den Liſten der hieſigen Einwohner fortwährend nachgeführte Walachen (als Knechte, Hirten u. dgl.) bringen eine anſehnliche Zahl von Jahren in dem Fürſtenthum zu. [1] Gewerbe ſind faſt nur in Kronſtadt zu finden. Sie werden vorzugsweiſe von Sachſen, dann auch von Magyaren, Deutſchen (darunter auch auswärtigen Geſellen), eines oder zwei ſelbſt von Zigeunern betrieben. Die Walachen und Griechen zeigen bis jetzt dazu wenig Neigung. In neueren Zeiten erzeugen die hieländiſchen Gewerbe meiſt nur Gegenſtände des gewöhnlichen Bedürfniſſes; feinere Waaren bringen die allzugeſchäftigen Kaufleute in faſt überflüſſiger Fülle aus Oeſterreich. In ähnlicher Weiſe hat ſeit etwa einem Menſchenalter auch der früher große Abſatz von „Kronſtädter“ Gewerbegegenſtänden in der Walachei durch die bequeme Zufuhr der Engländer beträchtlich Abbruch gelitten. Mehrere Angehörige der verſchiedenen Volksſtämme treiben auch einigen Handel.

Vor Menſchenaltern war der Handel von Kronſtadt mit der Walachei ja ſelbſt weiterhin beträchtlich, und wurde trotz der wie

---

[1] Wir leſen in Kohls Südrußland, Humboldt's Centralaſien (2, 39, 64 Polyg. 370) und ſonſt mit Verwunderung und Theilnahme, was für furchtbare Stürme in den Steppen der Wolga und öſtlich vom kaſpiſchen See oft herrſchen, wie dort Menſchen und Thiere umkommen, wie in der letzteren Gegend der vielgereiſte Tſchihatſcheff (im Winter 1839 auf 40) noch die Behartlichkeit hatte, auf einem ſchauerlichen Heereszug ſchreckhafte Stände des Wärmemeſſers treu aufzuzeichnen u. ſ. w. Allein in den weiten Flächen Ungarns und der Walachei erlangt der Oſt nicht ſelten auch der Süd- und Nordoſtwind faſt jedes Jahr, hauptſächlich zu Winterszeit, eine Gewalt und Spalten und Bein durchdringende Feinheit, daß, wer dort recht bekannt iſt, die Wahrheit der angeführten Schilderungen in nicht geringem Maaß ſchon ſelbſt hat erfahren können. Ja ſelbſt über unſere in jenen Richtungen großentheils hohen, breiten und üppig bewaldeten Gebirge bringen jene Luftſtrömungen aus einem weithin höhenarmen, trockenen und im Winter überaus kalten Binnenland mit einer Gewalt, daß Häuſer und ſo zu ſagen Berge davon erbeben und der gebildetere Bewohner hinter ſeinen zweifachen Fenſtern ſchmerzlich des armen Zigeuners gedenkt, der auch zu ſolcher Zeit nur ein altes Stück Leinwand vor der glücklicherweiſe nicht großen Oeffnung ſeiner erdbedeckten Hütte hängen hat oder gar noch unter einem jämmerlichen Zelt auch den Winter zubringt, und da die reichſte Gelegenheit hat, die Wahrheit des Spruches ſeiner Väter von Timurs Zeiten her zu erfahren, daß die Kälte ſchon noch zu ertragen ſey, wenn nur nicht auch Wind dabei blaſe. (Anm. d. Einſ.)

[1] Faſt merkwürdig iſt es, daß, außer andern oft lange dort lebenden Siebenbürgern, inſonderheit Burſche von 18 bis 30 Jahren in großer Menge dort weilen, um dem hieſigen, von ihnen ganz außerordentlich gemiedenen — Kriegsdienſt zu entgehn. Fort und fort nähren ſich in dem geſegneten Südkarpathenland viele hunderte ſolcher jungen Leute aus den meiſten Theilen von Siebenbürgen, doch mit faſt unerhörten Ausnahmen nur Walachen und erreichten bis jetzt als Knechte, Hirten u. ſ. w. (und ſelbſt in den zahlreichen dortigen Klöſtern) faſt alle ihren Zweck, und erſt ſeit etwa zwei Jahren iſt es ſtrengerer Ueberwachung ꝛc. möglich geworden, einen Theil dieſer Flintenſcheuen in die Heimath zu weiſen.
(Anm. d. Einſ.)

auch sonst schlechten Wege, in einem ansehnlichen Umfang betrieben. Damals bezogen Burzenländer Kaufleute in nicht geringer Zahl große Landstrecken und die „Kronstädter-Waaren" wurden besonders jenseits des Gebirges sehr gesucht. Zu denselben gehörten Wollstoffe (darunter die tüchtigen langhaarigen Kotzen), Leder, Stiefel, Schuhe, Stricke, Leinwand, hölzerne Flaschen, Truhen, Schlösser und andere Gegenstände von Holz, Eisen, gebrannter Erde u. s. w. Ferner führte Kronstadt einige rohe Häute, Wolle, Baumwolle, Talg, Zucker und ähnliches, Wein und manche andere Rohwaaren aus dem reichen südlichen Fürstenthum und davon nicht wenig wieder nach andern Landestheilen aus. Dazu kam der beträchtliche Durchgang von österreichischen und „leipziger" Waaren in die Walachei, und selbst die Moldau und endlich noch der Verkehr mit den großentheils schon an manche feinere Bedürfnisse gewohnten Menschen in den umgebenden Dörfern. Das alles zusammen setzte Jahr aus Jahr ein viele Menschen in Bewegung und gab vielen Burzenländern genug Nahrung. So waren zumal in Kronstadt viele Menschen mit Handel, kleinerem wie größerem beschäftigt und selbst die Menge der dabei thätigen Fuhrleute war wieder ein Hebel für die Pferdezucht u. s. w. Allein es erging unserem Kronstadt im Lauf der Zeiten nicht anders als den einst so wichtigen deutschen Handelsorten des Binnenlandes Augsburg, Nürnberg, Ulm u. s. w., der Verkehr gewann andere Bahnen und so verfiel der dortige Handel. Die Wiener beziehen jetzt ihre morgenländischen Waaren mehr über Triest, Wolle und dgl. auf der Donau und aus Ungarn, die walachischen Gewerbgegenstände theils auf demselben Fluß und dann (billiger u. s. w.) über das Meer; ja selbst die Siebenbürger erhalten gegenwärtig die Erzeugnisse wärmerer Gebiete meist über den adriatischen Busen, kaufen jetzt sehr wenige makedonische Baumwolle, sondern gleich fertiges Garn aus den Spinnereien u. s. w. So ist der jetzige Verkehr der Stadt, welche einst — und nicht nur in dieser einen Beziehung — eine Zierde des ganzen siebenbürger Landes und ein nicht unwürdiges Nachbild so manches tüchtigen Gliedes der starken Hansa hier in „weiter Ferne" war, nur ein Schatten gegen ehemals, gegen die Zeiten des 14ten und 15ten und selbst noch des 18ten Jahrhunderts, in welchen es ein Handelsort von europäischer Bedeutung zu nennen war. Noch einmal, doch auf kurze Zeit, erhielt dieser Handel einigen Anstoß als der große Corse den halben Erdtheil sperrte; da kamen täglich ansehnliche Ladungen von Zucker, Kaffee und Aehnlichem nach Kronstadt, und wurden von da mit unermüdlichem Fleiß weiter geschafft bis nach Polen und Deutschland, denn in das rauhe Thal der Prawa und an die Eingänge der Burzenländer-Gebirge reichte auch jener eiserne Arm nicht, ja der himmelstürmende Eroberer ahnte es nicht, daß damals so manche Deutsche (freilich etwas theuer) von der Burzen her den vorzüglichsten, ächt morgenländischen Kaffee erhielten. Das war indessen nur ein schnell vorübergehender Nachschein und nicht einmal so dauernd als die Spätjahrwitterung, welche die armen Rothhäute „des Westens" „ihren Sommer" nennen.

Indessen ist auch jetzt noch, ungeachtet viel weniger Gegenstände über das Gebirg geschafft werden u. s. w., Kronstadt der weit rührigste Handelsort des Landes. Noch immer kommen viele von den schon genannten rohen Stoffen herein und werden von da weiter ins Land abgesetzt oder auch nach Wien und Pest geführt, und da finden die inländischen Gewerbleute fortwährend reiche Niederlagen von Dingen, welche sie verarbeiten u. dgl., noch immer hat der Absatz von den erwähnten „Kronstädter-Waaren" (das ist ihr Name dort) in der Walachei nicht aufgehört, beschäftigt viele Hände und es kommen nicht nur für das Bedürfniß der Stadt und der Umgegend (mit Inbegriff vieler Tausende im Szeklerland, welche sich in solchen Stücken ganz an Kronstadt halten) große Ladungen von Waaren aus Oesterreich und wohl auch Triest nach Kronstadt, ja gehen dergleichen auch noch hier durch nach der Walachei. Dieser Verkehr setzt viele Menschen und Wägen in Bewegung, und insonderheit verdienen die letzteren, von Ausländern betrachtet zu werden. Denke dir, lieber Leser, einen großen nicht sehr feingebauten Wagen (von weiter Spur) mit einem rohen, aus gebogenen Stäben und Rohrmatten gebildeten Dach und davor acht sehr häufig aber auch zehn und zwölf starken obwohl nicht sehr hochgewachsenen und üppig genährten Pferden. Unter das Dach werden die Waaren geladen oder wenn sie da nicht gut Raum haben, wird dieses zuletzt drüber gehängt. So bildet ein derartiges Fuhrwerk einen Anblick, wie man ihn „draußen" (in Deutschland) nicht leicht hat. Aber nun davor die große Zahl der Zugthiere! Sie werden in drei, häufig auch in vier Gliedern angeschirrt und oft gehen vier Pferde nebeneinander; das ist nun freilich eine Sache, die bei Ungewohnten Aufsehen erregen muß, und so ein Pferdeschwarm mit dem Wagengethüm dahinter erinnert eher an die Karawanen des Ostens als an die fein ordentlichen, selten mehr als vierspännigen Lastfuhren des Abendlandes. Wenn dann ein solcher Wagen, oder wie sehr häufig (und wegen der unsicheren Steppen Ungarns fast nothwendig) vier bis sechs derselben dicht hintereinander daherfahren, was theilweise in ziemlich starkem Trab geschieht, so ist das ein Getümmel, ein Rufen, ein Schlagen, ein Schellengeläut, oft auch ein Staubwehen u. s. w., daß man davon wie betäubt wird. Hinten und vorn sitzt ein Treiber, angethan mit mächtigen Stiefeln, weitflatternden und oft nicht sehr weißen Hemden, fast fußbreiten Gürteln, gewaltig schattenden schwarzen Hüten u. dgl., und beide haben alle Kraft ihrer starken Arme und abgehärteten Lungen nöthig, um das ihren Befehlen untergebene Gestüt in Ordnung und in gleichmäßigem Zug zu erhalten u. s. w. und beim Ausweichen, bei etwas rascheren Biegungen haben diese Menschen allen Fleiß anzuwenden, damit kein Unheil geschieht. Und wenn dann solche Züge irgend anhalten oder übernachten (zu welchem Zweck auf dem ganzen Weg von Kronstadt bis Wien bei sehr vielen Wirthshäusern gewaltige Schopfen errichtet sind), so ist da eine Unruhe und Arbeit, welche den mit solchem nicht Bekannten wahrhaft in Verwunderung setzen kann. Noch mehr aber wird diese steigen, wenn er erfährt, daß solche Wägen trotz der vielen Pferde, welche sie erfordern, nur sehr mäßige Lasten tragen; zwölf Pferde zogen nämlich früher nur 40, selten gegen 50 (Wiener) Centner. Der bis dahin theilweise unvollkommene Zustand der siebenbürgischen Straßen, noch mehr aber die völlig natürliche Beschaffenheit der Wege in der Ebene Ungarns (mürber Lehm, hie und da gar loser Sand) nöthigten zu solcher Kraftverschwendung und wegen einzelner schlechter Stellen nahm der Frachtfuhrmann gleich doppelt so viele Pferde als er eigentlich nöthig gehabt hätte, ja noch mehr. Wahrscheinlich wird aber nun, bei den allmählich besser eingerichteten Straßen, solche Unwirthschaftlichkeit überflüssig seyn und nach und nach auch den siebenbürgischen Lastfuhren das eben beschriebene Un-

ländliche und Auffallende abgeſtreift werden, ſo daß auch hierin unſer Land dem Weſten ſich mehr und mehr nähert und anſchließt. Eine andere Eigenthümlichkeit des Burzenländer-Handels mag noch kurz erwähnt werden. In den Gebirgen kann man meiſt nicht fahren; da werden alſo viele Gegenſtände von kräftigen Saumpferden (auf walachiſch Mokans) getragen, zum Theil ſelbſt aus der Walachei bis Kronſtadt. So kommen Welle, Obſt, Trauben und ſehr vieles andere dahin. Aber die Leute ſind wie ihre Pferde an dieſe Weiſe ſo gewöhnt, daß ſie dieſelben auch da beibehalten, wo erträgliche Straßen ſind; und ſo ſieht man nicht nur in ganz Burzenland, ſondern ſelbſt bis in das entlegene Herz von Siebenbürgen Menſchen mit ſolchen Pferden umherziehen, welche in großen Säcken tüchtige Laſten tragen, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, da und ſelbſt auf oft wohl fahrbaren Wegen Menſchen daherkommen zu ſehen, welche ſo bepackte Pferde wie Uhlands „ſchwäbiſcher Ritter“ „am Zaume nachziehen“; ja manchmal hängen dieſe Leute mehrere von ihren Thieren mit Ketten zuſammen, oder ſetzen ſich auch — angethan mit Pelzen und rauhen Fellmützen u. ſ. w. — hoch auf die mächtigen Säcke, welche die Flanken dieſer geduldigen Träger bearbeiten und laſſen ſich große Strecken weit mittragen.

Den Verkehr betreiben in und außer Kronſtadt Griechen, Sachſen, Armenier und Walachen, und man muß ſagen, daß die erſten wie die Söhne des Ararat-Hochlandes dazu ſonderliches Geſchick haben; ja auch die Walachen meiden gern das „harte Werk“ des Feldbaues und greifen zum „Handel“. Und mit ihrem meiſt kleinlichen Kram durchziehen ſie außer dem heimathlichen Gau (wie erwähnt vorzugsweiſe mit Laſtpferden) große Theile des Landes wie der Walachei, und finden daß dieſe Art von Erwerb bequemer iſt und weniger Handſchwielen verurſacht, als wenn man im Schweiß ſeines Angeſichtes ſein Brod ißt. Die Märkte in Kronſtadt (jährlich zwei) und die Wochenmärkte (zwei in jeder Woche) ſind wegen der ſchon früher angeführten Urſachen meiſt ſehr lebendig, und wer zu ſolchen Zeiten in dieſe Gebirgsſtadt kommt, braucht wie Schenkendorf ſingt „nicht des Führers“, denn da ſtrömt der Wagen, der Reiter und Fußgänger eine große Fülle in das enge Thal, und iſt dann auf den geräumigen Plätzen der Stadt ein Gewoge und ein Treiben, das auf noch jetzt nicht geringen Handel ſchließen läßt, und zugleich ſind dieſe Menſchenvereinigungen vortreffliche Gelegenheiten allerlei Völker, Sprachen und Sitten kennen zu lernen. Ja auch ſonſt iſt Kronſtadt ziemlich lebhaft, ſeine Bevölkerung oft auf den Beinen und ſo geſchieht es leicht, daß, wie ſchon manche Reiſende gethan haben, dieſelbe weit höher geſchätzt wird, als ſie eigentlich der Zahl nach iſt.

Im Hauptthal hier gibt es mehrere gute oder doch erträgliche Straßen, die herzuſtellen da übrigens nicht ſchwer war. Schlechter ſah es bis vor kurzem aus mit der Verbindung des Burzenlandes mit Hermannſtadt. Dort war — gegen Fogaraſch hin — die „hohe Scheide“ bis zum Jahre 1838 beſonders auf der Nichtburzenländerſeite ein wahrer Schreckensweg, der vielen Laſtthieren das Leben gekoſtet hat; ſeither aber iſt der ſchöne Bezirk hier durch eine ſehr gute Straße eigentlich erſt eröffnet worden. Mit dem Verkehr ins Nachbarland ſieht es in dieſer Hinſicht noch immer elend genug aus. [1] Es gibt zwar vier Wege, die aus dem Burzenland über das Gebirg und in dasſelbe führen und alle zur Noth mit Wägen befahren werden können. Allein um dieſe, auf der entgegengeſetzten Seite 4—6 Meilen immer in Gebirgthälern hinziehenden Wege ohne zu große Gefährde zurückzulegen, braucht es eben ſiebenbürgiſcher oder walachiſcher Wägen, welche an Stöße und lebensgefährliche Renkungen vollkommen gewöhnt, und gegen dieſelben abgehärtet und zähe genug ſind um ſolche Pein zu überdauern. Dazu erfordern dieſelben, um die hie und da ſehr ſteilen Abhänge hinauf oder durch die reißenden Flüſſe (mit ihrem vielen Geſchieb) gebracht zu werden, große Zugkraft, und trotzdem gehen Fahrten dieſer Art ſehr langſam von ſtatten, ja es iſt gar nicht unerhört daß Wägen und Vieh in Abgründe hinunterſtürzen, daß Thiere und Menſchen in den angeſchwollenen Flüſſen ihr Leben verlieren u. dgl. Doch auch bei dieſen großen Schwierigkeiten macht ſich doch das Wechſelbedürfniß beider Länder geltend, und es beſteht ſeit alten Zeiten, wie über die vor kurzem noch ſo ſchlechten Päſſe der Alpen, zwiſchen ihnen ein nicht geringer Verkehr, theils mit Laſtpferden, gutentheils aber auch mit Wägen, welche freilich ſehr ſtark beſpannt werden müſſen. Jene Straßen — von denen die Temeſcher auf der andern Seite hinab, an der ſtarken Prawa vorbei, an dem öſtlichen Abhang des Butſchetſch und dem bereits erwähnten Kloſter Sinaja, die bequemſte und daher auch beſuchteſte — ſind, mit einziger Ausnahme der ſo eben angeführten, von beiden Regierungen bereits tüchtig in Angriff genommenen aber nur erſt, auf unſerer Seite beendigten, noch ganz roh und kunſtlos und erſchweren das Fahren ungemein; aber doch werden fort und fort über dieſelben große Laſten herein- und hinausgeführt, ſo z. B. mächtige Fäſſer des ſtarken walachiſchen Weines und vieles andere; aber die armen Thiere wiſſen wohl am beſten, wie theuer ſolche Fuhren zu ſtehen kommen und ſpüren die Fahrt noch lange nachher. Hoffentlich aber wird in vielleicht zwei bis vier Jahren wenigſtens der eine jener wichtigen Wege ganz kunſtgerecht hergeſtellt, und dann das Gebirge mit Leichtigkeit zu überſteigen ſeyn; ja man denkt in beiden Ländern ſchon mit Ernſt daran, irgend öſtlich vom Butſchetſch eine Schienenbahn zu legen und die ſchnaubenden Dampfroſſe aus unſerem friſchen Hoch- in das jenſeitige milde Tiefland hinabeilen zu machen. Das wäre ohne Frage eine Wohlthat wie für Siebenbürgen ſo für die Walachei, und inſonderheit würde unſer Burzenland und ſein rühriger Hauptort dadurch nur gewinnen. Allein auch für die weitere Ferne wird jenes Band wohl einige Vortheile bringen. Ich rechne dazu, daß dann die Abendländer bequemer und ſchneller als bisher auch die Stellen werden beſuchen können wo die Römer (im NO. ihres großen Reiches) einſt auf ſo nachhaltige Weiſe walteten; ferner die wohl noch lange merkwürdigen Orte Konſtantinopel, Trebiſonde und andere, oder die Krim und die Abfälle des Kaukaſus, ja wer kann ſagen ob nicht vielleicht ſchon in wenigen Jahren die raſcheſte Verbindung zwiſchen dem indiſch- und europäiſch-brittiſchen Reich ſtattfinden wird auf der Bahn, welche

[1] Die Gebirge des Burzenlandes (und auch noch weithin gegen NO.) beſtehen öſtlich vom Butſchetſch meiſt aus Karpathenſtein und ſind, zumal da gar manche ihrer Sättel tief eingeſchnitten ſind, im Vergleich gegen unſer fogaraſcher Gebirg, die Pyrenäen und Alpen, ziemlich leicht zu überſteigen; doch geht des ſo ganz ohne Nachhülfe von Spaten und Meißel — wie es hier noch faſt durchaus üblich — für Wägen nicht anders als ſehr ſchlecht. Das höchſte Joch der temeſcher Straße erhebt ſich nur zu 3415 Fuß, und nicht viel höher ſind die andern dem Verkehr der Burzenländer dienenden Gebirgsübergänge. (Anm. d. Einſ.)

den kronstädter Capellenberg und die Wände des Butschetsch umgeht? Dann wird vielleicht mancher „Franke“ auch in unser Burzenland kommen, wird es wenigstens in schneller Durchreise in Augenschein nehmen und ich täusche mich kaum, wenn ich vorhersage, daß die Mehrzahl von ihnen diesen Winkel Europa's zu den schöneren des Erdtheiles zählen wird. Möge Beides nur recht bald zur Wirklichkeit werden!

Henndorf bei Schäßburg (in Siebenbürgen), Herbst 1853.

Das Municipalwesen in West-Canada.

Zwei Hauptzweige des Gesellschaftslebens sind es namentlich, die der genauere Beobachter überall scharf ins Auge zu fassen hat, dem darum zu thun ist, den Ursachen von fast allen Erscheinungen im Leben der Bewohner eines Landes nachzuspüren, um sich in seinen Auffassungen nicht beirren zu lassen und Oberflächlichkeiten sowohl als auch groben Irrthümern und Trugschlüssen zu entgehen. Das Unterrichts- und Erziehungswesen einerseits, wie das Municipalwesen andererseits haben unstreitig den weittragendsten Einfluß auf die Zustände jeder Gesellschaft. Die speciellere Kenntnißnahme von beiden Lebensrichtungen und Lebensäußerungen vermag gute Dienste bei Auffassung bestehender Verhältnisse zu leisten. Darum war bei einem Besuche in West-Canada mein Augenmerk vorzugsweise darauf gerichtet, zuverlässige Nachrichten über die Wirkungen dort bestehender Municipal-Einrichtungen zu erhalten. Das Glück begünstigte mich hierbei und ich kann folgende Nachrichten als aus zuverlässigster Quelle geflossen mittheilen:

Bis zum Jahre 1849 war West-Canada in bestimmte Districte eingetheilt, die wieder in Counties oder Kreise, zerfielen, welche aus Townships (Stadtbezirke), mit den verschiedenen Städten und Flecken oder Ortschaften besetzt, bestanden. Die Einwohner jeder dieser Townships erwählten jährlich zwei Rathsherren, sobald die Zahl der Einwohner höher als dreihundert stieg, sonst nur einen.

Jeder Rathsherr mußte im Township selbst, für welchen er erwählt war, wohnhaft seyn, einen freien Grundbesitz von mindestens 1200 Dollars an Werth besitzen und Bürger seyn.

Sämmtliche im District befindliche Rathsherren bildeten den Districts-Rath und der Gouverneur ernannte den Präsidenten unter denselben, welcher Warden (Vorsteher, Amtmann) genannt war. Alljährlich schied ein Drittheil dieser Rathsherren aus und andere traten neugewählt an deren Stelle, doch waren alle wieder wählbar.

Dieser Districts-Rath, dessen Sitzungen vierteljährlich waren, ernannte Schreiber, Schatzmeister und Auditoren; seine Gewalt aber bestand in folgendem: er konnte Nebengesetze für Wegeverbesserungen erlassen, neue Wege mit Brücken u. dgl. anlegen und Gelder für diesen Zweck bewilligen oder erheben, sowie ferner für Administration der Gerichte, Aufrechterhaltung der Schulen und für sonstige Localangelegenheiten; auch hatte derselbe die Schuldirectionen im Township zu bestimmen.

Dem Gouverneur stand das Recht zu, mit Einwilligung des Executiv-Rathes den Districts-Rath aufzulösen und Neuwahlen anzuordnen.

Wie hoch willkommen auch anfänglich dieß 1841 angeordnete Municipalgesetz war, man fühlte doch sehr bald dessen Unvollkommenheiten und Mängel; die Districte waren zu groß und die Interessen der Einwohner deßhalb zu verschieden und zerspalten; etliche Districte hatten eine Länge von beiläufig 80—90 (engl.) Meilen, so daß den Rathsherren des südlichen Theiles die Localität der nördlichen völlig fremd war oder umgekehrt. Es konnte aus dieser Ursache nicht an Mißgriffen fehlen in Betreff der Townships-Eintheilungen in Schulsectionen, sowie hinsichtlich der Wegeverbesserungen, Brückenbauten, Geldbewilligungen u. dgl. m., obschon im allgemeinen genommen, die Einrichtung ein großer Fortschritt in der Selbständigkeit und Cultur zu nennen war, der zur Selbstregierung der Bevölkerung hinleitete.

Unter den Nachtheilen der zu großen Districts-Ausdehnung stach deren Kostspieligkeit ganz besonders hervor. Die Einzelnen, welche den Municipalversammlungen beizuwohnen hatten, um entweder Bittschriften einzureichen oder aus andern Ursachen, zogen es sehr oft vor daheim zu bleiben, um den Reisekosten sowie dem Zeitverluste zu entgehen, abgesehen von den Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten des Weges. Die Wohlthat der Einrichtung ging daher in vielen Fällen verloren.

Sodann ließ sich nicht läugnen, daß die Geschäfte keineswegs immer gründlich und zum Besten des Gemeinwohles betrieben wurden, weil diese Selbstregierung etwas Neues war und man nicht immer in jeder Hinsicht fähige Männer finden, oder wählen konnte, die dem wichtigen Amte eines Rathsherren vorzustehen im Stande waren.

Nach Verlauf von acht Jahren, die als eine Lehrperiode zu betrachten sind, erschien 1849 ein neues Municipalgesetz, das den Unvollkommenheiten und Mängeln des vorherigen bedeutend abhalf und wodurch der Name District mit seiner Bedeutung gänzlich aufgehoben wurde, indem die County-Einrichtung allein in Geltung blieb. Im Jahre 1851 trat endlich die dermalige Eintheilung der ganzen Provinz in entsprechendere kleine Counties ins Leben, wodurch offenbar den eigentlichen Bedürfnissen des Volkes entsprochen ward. Jedes County erhielt eigene Gerichtsbarkeit und Municipalität, so daß an die Stelle der früheren 20 Districte Ober- oder West-Canada 42 County-Einrichtungen bekam und nebenbei noch 15 Städte und 4 Hauptstädte ihre besondern Municipalitäten haben.

Das 1849 gegründete Municipal-Gesetz, dem in den folgenden Jahren noch mancherlei Verbesserungen und entsprechende Abänderungen zu Theil wurden, hat folgende Grundzüge:

Jeder steuerzahlende Bürger ist stimmfähig; [1] die steuerzahlenden Bürger eines jeden Townships, der über 100 Steuerzahler enthält, erwählen unter sich jährlich fünf Rathsherren, Townships; die unter 100 Steuerzahler enthalten, werden bis dahin, wo sie diese Zahlen erreichen, anstoßenden Townships beigesellt. Ein

[1] Natürlich ist hier nur von Zahlung directer Taxen oder Steuern die Rede. C. B.

Rathsherr muß wenigſtens für 400 Dollars Werth liegendes Eigenthum beſitzen. Die incorporirten Flecken-, Stadt- und Hauptſtadtgebiete, ſind nicht mit ins Townſhipsgebiet eingeſchloſſen.

Die erwähnten fünf Rathsherren eines Townſhip erwählen unter ſich einen Vorſitzer (Reeve) und diejenigen Townſhips, welche über 500 Einwohner zählen, noch einen ſtellvertretenden Vorſitzer (Deputy Reeve), der während einer Abweſenheit des erſteren den Vorſitz führt. Beide ſind amtsausführend oder executiv — ex officio, wie man ſich in Canada ausdrückt.

Dieſe Reeves und Deputy-Reeves bilden den County-Rath und wählen unter ſich ihren Vorſitzer „Warden" genannt.

Der Ort und die Zeit der Zuſammenkünfte des Townſhip-Rathes wird von ihm ſelbſt beſtimmt und er ernennt auch den Secretär, den Schatzmeiſter, die Aſſeſſoren und Calculatoren, Wegmeiſter u. dgl. niedere Municipalbeamte.

Die Pflichten und Amtsgewalt des Townſhip-Rathes beſtehen hauptſächlich in folgendem: Land zum Nutzen des Townſhips anzukaufen und daſſelbe wieder zu verkaufen; die Rathhäuſer zu errichten, Schulhäuſer zu erbauen; die Pflichten der Townſhip-Beamten zu beſtimmen; Aufſicht, Anordnung und Verbeſſerung der Straßen, Wege, Brücken u. ſ. w. zu leiten und zu beſorgen, Hinderniſſe hinwegzuräumen u. ſ. w.; Wirthshaus-Licenzen zu bewilligen und Wirthshausregeln zu entwerfen; den Verkauf ſpirituoſer Getränke zu ſchmälern, oder gänzlich zu unterſagen; Gelder für öffentliche Verbeſſerungen zu bewilligen; Actien bei Wege- und Brücken-Compagnien zu nehmen; das Umherlaufen des Rindviehes, der Pferde, Schweine u. ſ. w. zu regeln; Hundetaxen aufzuerlegen; Verordnungen zu machen, um ſchädliche Kräuter, Thiere u. ſ. w. zu zerſtören und zu vernichten; Abgaben oder Verbote auf Schauſpieler, Taſchenſpieler u. ſ. w. zu legen; den Schaden zu beſtimmen, der durch Einbruch in die Gehege, Felder u. ſ. w. von Pferden, Rindvieh u. ſ. w. angerichtet wurde; die Höhe der Einzäunungen zu beſtimmen, ſowie die Gränzen der Townſhips; Geſetze in Betreff der Wegearbeit zu erlaſſen; Gelder für das Townſhip zu borgen, Steuern aufzuerlegen u. ſ. w.

Die incorporirten Flecken erwählen auf dieſelbe Art fünf Rathsherren, unter denen einer zum Reeve ernannt wird durch Stimmenmehrheit.

Ein Flecken, der über 1000 Einwohner zählt, kann durch die Regierung incorporirt werden; der Rath eines incorporirten Fleckens hat ähnliche Gewalt und Pflichten wie der in den Townſhips; außerdem aber ſoll er noch für den Geſundheitszuſtand der Einwohner durch Aufſicht über die Reinlichkeit des Ortes u. ſ. w. Sorge tragen, gegen Feuersgefahr Verordnungen erlaſſen u. ſ. w.

Die Städte werden in drei bis ſechs Wahldiſtricte (Wards) eingetheilt, deren jeder drei Rathsherren erwählt und dieſe wählen unter ſich einen Vorſitzer, Mayor (Bürgermeiſter); ferner noch einen Town Reeve, und falls die Stadt mehr als 500 ſteuerzahlende Einwohner zählt, noch einen Deputy Town Reeve um die Stadt im County-Rathe zu repräſentiren.

Außer den Gewalten und Pflichten, welche in Townſhips und incorporirten Flecken den Rathsherrn ertheilt ſind, haben die Rathsherren der Städte noch beſondere Gewalten und Pflichten, die erforderlich erſcheinen bei einer enger zuſammenwohnenden Volkszahl.

Die Hauptſtädte ſind gleich den Städten in Wahldiſtricte eingetheilt, worin je zwei Aldermen und zwei Rathsherren erwählt werden. Dieſe zuſammen wählen aus der Zahl der Aldermen den Mayor. Die Gewalten und Pflichten derſelben ſind ähnlich denen der Städte mit einigen erforderlichen Beiſätzen.

Der County-Rath beſteht aus den Reeves und Deputy Reeves der Townſhips, Flecken und Städte im County.

Dieſer Rath erwählt ſeinen Vorſitzer (Warden), und ernennt ſeine Schreiber, Schatzmeiſter, Auditoren u. ſ. w., deren Beſoldungen er auch beſtimmt. Von ihm werden die County-Gebäude, Rathhaus, Gefängniß u. ſ. w. errichtet und deren Erhaltung angeordnet; er hat im County die Straßen, Brücken u. ſ. w. zu unterhalten, Gymnaſien und Schulen herzuſtellen; Gelder für ſolche Zwecke zu beſtimmen, die eben durch die Collectoren der reſpectiven Townſhips, Flecken und Städte unverweigerlich eingetrieben werden. Er kann Actien für Wege, Brücken u. dgl. zeichnen, Gelder borgen, liegendes Eigenthum als Gemeingut ankaufen und wieder verkaufen; Nebengeſetze zum Schutze der Waldungen oder Straßen, Brücken u. ſ. w. machen; Strafen für verſchiedene Uebertretungen auferlegen, und was der Gewalten und Pflichten mehr ſeyn mögen.

Hieraus erhellet zur vollen Genüge der Gang, den das engliſche Gouvernement in Weſt-Canada genommen hat, wenn nicht freiwillig, ſo durch die Concurrenz der angränzenden Vereinigten Staaten dazu gedrängt. So weit meine eingezogenen Erkundigungen reichen, hat England dadurch nichts weniger als dankbare Anhänglichkeit an ſich, das Mutterland, erzielt; wie könnte dieß auch bei dem zur Undankbarkeit hinneigenden Menſchengeſchlecht irgendwo der Fall ſeyn? Die Canadier — ſo verſicherte man faſt allgemein — hätten nichts dagegen, ſich als Republik zu geſtalten, wozu es ſo gut als keiner weſentlichen Aenderungen im Lande bedürfte; allein von Anſchluß an die Vereinigten Staaten will die Menge wenigſtens durchaus nichts hören! Das wäre demnach die einzige politiſche Errungenſchaft des engliſchen Gouvernements nach politiſcher Seite hin, und es ergeht ihm alſo auch mit dieſer Colonie, wie den beſten Vormündern, die ihre Mündel ſorgſam für die Selbſtherrſchaft erziehen: ſie müſſen froh ſeyn, wenn ihnen nicht bitterer Haß und Undank zum Lohne wird!

Hinſichtlich des thatſächlichen Erfolgs der oben erwähnten neuern Municipalgeſetze in Canada erhielt ich von anſcheinend ziemlich unparteiiſcher, jedenfalls trefflich unterrichteter Seite folgende Bemerkungen niedergeſchrieben:

„Wer ſeit dem erſten Entſtehen der Municipal-Behörden, alſo ſeit etwa dreizehn Jahren, ein Beobachter des ganzen Syſtems mit ſeinen Abänderungen, Wirkungen und Folgen, ſowie ſeines Einfluſſes auf das Volk geweſen iſt, dem kann es nicht entgangen ſeyn, daß gerade durch dieſes Municipalgeſetz, trotz ſeiner — ſelbſt jetzt noch ſtattfindenden — Mängel und Fehler, das Volk bedeutend an Selbſtändigkeit gewonnen. Eben durch dieſes Geſetz iſt der Keim zur Selbſtregierung gelegt worden; was früher entweder gar nicht durchgeführt werden oder nur durchs Parlament in Kraft geſetzt werden konnte, ward durch das Geſetz von 1841 in die Gewalt des Volkes ſelbſt gelegt, vermittelſt ſeines Diſtricts-Rathes. Straßen wurden verbeſſert, Schulen gegründet, der Willkür immer mehr Einhalt gethan; es erwachte die Aufklärung und Selbſtwürde! Das Geſetz von 1849 brachte die Verwaltung der Localangelegenheiten in die unmittelbare Nähe und Gewalt des Volkes ſelbſt, und

das Geſetz von 1851 vermehrte die Juſtizbehörden und machte die Gerichtskreiſe kleiner, und ſomit auch die mit den Gerichten verbundenen Unkoſten geringer. Ein anderes Geſetz erleichterte noch ferner die Gerichtsgebühr und verurſachte eine totale Reform im Gerichtsweſen."

„Wo man vor zehen bis fünfzehn Jahren nur mit Mühe einen Mann im ganzen Diſtricte finden konnte, der die Fähigkeiten eines Volksrepräſentanten im Parlamente beſaß, findet man jetzt eine Auswahl, denn eben aus dieſen Municipal-Räthen (die man mit Recht ein kleines Parlament nennen kann, denn ſie ſind nicht nur berathend, ſondern beſchließend und geſetzgebend) bilden ſich Männer fürs öffentliche Leben; ſie gewöhnen ſich allmählich an den Gang der Geſchäfte, und ſind nach etlichen Jahren fähig ins Parlament einzutreten und die Rechte ihrer Conſtituenten zu vertreten.

Obgleich noch einige Mängel im gegenwärtigen Municipalgeſetze beſtehen, ſo ſind dieſelben doch größtentheils von keiner Wichtigkeit. Was mitunter gegen das Municipalgeſetz geſagt wird, ſollte richtiger gegen den Mißbrauch oder die unrichtige Anwendung der darin ertheilten Gewalt gerichtet ſeyn; doch iſt es erfreulich hier bemerken zu können, daß dieſe Mißbräuche, oder unrichtige Anwendung dieſer Gewalten, in der Regel aus dem Mangel an hinlänglicher Intelligenz entſtehen, nicht aber der Corruption zuzuſchreiben ſind, und da die Intelligenz ſich immer mehr Bahn bricht, ſo darf man mit größerem Vertrauen der Zukunft entgegen ſehen."

Daß dieß ein ſchonendes, mildes und keineswegs ſcharf kritiſirendes Urtheil genannt werden könne, glaube ich annehmen zu dürfen; daher iſt es mir überaus willkommen geweſen, Gelegenheit zur Anknüpfung von Bekanntſchaften in Canada bekommen zu haben, durch die ich Hoffnung bekam mehr Specialitäten in Erfahrung zu bringen, aus denen ſich vielleicht auch beſtimmter bezeichnete Schattenſeiten eines jedenfalls gutgemeinten Municipalgeſetzes erkennen laſſen möchten. Rußlands Inſtitutionen, von ihren Lichtſeiten aus betrachtet und geſchildert, laſſen ebenfalls nur wenig zu wünſchen übrig!

E. Pelz.

Ruſſiſches Unterrichtsweſen.

(Fortſetzung.)

Die Studenten ſind entweder Kronſtudenten d. h. Stipendiaten der Regierung, die Wohnung und Nahrung, auch Kleider und Bücher vom Staate umſonſt erhalten, wofür ſie zehn Jahre zu dienen verpflichtet ſind, wenn ſie nicht beim Austritte dem Staate die Koſten erſetzen können (ich glaube 200 Silberrubel jährlich, für für vier Jahre) oder einen Stellvertreter kaufen; oder ſolche, die der Regierung eine mäßige Summe zahlen, um Unterhalt und Wohnung gleich den Kronſtudenten zu haben, oder endlich freie Externen. In der neueſten Zeit ſind die ſogenannten freien Zuhörer erlaubt, die, ohne des Eintrittsexamen zu bedürfen, die Collegien beſuchen und ſich dann zum Examen melden, um einen Grad zu erlangen. Die Zahl der Facultäten iſt mit Ausſchuß der theologiſchen, die natürlich nicht exiſtirt, faſt die der unſrigen, nur ſind mehr Unterabtheilungen und man kann den Doktorgrad in jeder erwerben; die mathematiſche hängt zunächſt mit der naturwiſſenſchaftlichen zuſammen; dann beſteht eine mediciniſche; ferner die Unterabtheilungen der Philoſophie, Geſchichte, Staatswiſſenſchaften (Statiſtik und Nationalökonomie getrennt), Philologie (klaſſiſche, orientaliſche, ruſſiſche, alles wieder abgetheilt) aber keine eigentliche Philoſophie, da dieſe neuerdings, ſelbſt die Logik, nur von Geiſtlichen vorgetragen wird, gleichſam als Hülfswiſſenſchaft des Religionsunterrichtes. Wie abenteuerlich dieſe Vorträge ſind, kann man ſich leicht denken; oft genug werden, ſtatt zu lehren, mit den Zuhörern Witze geriſſen, gewöhnlich müſſen übrigens bei der Rohheit der andern Prieſter die für Gelehrte geltenden Archimandriten, d. h. Kloſtergeiſtliche, ſolche Fächer übernehmen. Früher laſen wohl nicht Profeſſoren Geſchichte der Philoſophie; allein das gilt jetzt als gefährlich, und ſo läßt man namentlich an größeren Univerſitäten, wie Moskau, die Profeſſur unbeſetzt. Die Studenten müſſen die ſtreng vorgeſchriebene Collegia in jedem Curſe hören, und werden am Ende des Jahres ein Examen ablegen. Schon lange hat man eben dieſem Unweſen und dem Zeitverluſte dabei ein Ende machen wollen, allein die Profeſſoren haben ſich dagegen geſträubt, weil ſie bei einer freieren Einrichtung, bei einem Examen am Ende des vierjährigen Curſus, alle Gewalt über die Studenten zu verlieren befürchten. Aber dieſe jährlichen Examina geben zu ſtarken Mißbräuchen Anlaß; gewöhnlich ſind die unteren Curſe die gefüllteſten, mithin haben die Profeſſoren eine viel zu große Zahl zu examiniren, als daß ſie ſich mit jedem einzelnen recht befaſſen könnten. Daraus hat ſich nun das Syſtem entwickelt, was man jetzt befolgt: eine gewiſſe Anzahl ſchriftliche Fragen werden von dem Profeſſor aufgeſetzt, und aus dieſen zieht der Student eine, nach Umſtänden zwei, die er beantworten muß. Früher ging es hiebei nun oft ſehr gemüthlich zu: der Profeſſor hatte ſich die Fragen und die Antworten ausgearbeitet; die Studenten, welche in ſeinem Hauſe wohnten, konnten ſie ſich leicht verſchaffen, und ſo kamen dieſe Hefte meiſt in Circulation und die übrigen Examinanden lernten die Fragen buchſtäblich auswendig; wer ſich mehr Mühe gab, arbeitete die Antworten ſelbſt aus nach den Heften oder Handbüchern, und dann haſpelte er ſo ſeine Antworten ab; der Profeſſor hörte nach den erſten zwanzig Examinanden nur halb zu, wenn er nicht ganz dabei einſchlief und die Schnelligkeit des Sprechenden imponirt am meiſten den Zuhörenden; Zwiſchenfragen kamen ſelten vor. Der Beiſitzer des Profeſſors [1] ſchlief gewöhnlich, da ihn der Gegenſtand nicht intereſſirte. Der Student bekommt nun nach ſeiner Geläufigkeit eine Nummer, 1 bis 5; wer einige 1 oder gar Nullen in Hauptfächern hat, bekommt natürlich beim Addiren der einzelnen Zahlen eine zu ſchlechte Nummer, und kann nicht in den nächſten Curſus übergeführt werden; er hat das Recht, am Anfange des nächſten Curſes ſich mit den eintretenden Studenten

[1] Der Unparteilichkeit wegen gibt man den Examinatoren immer einen Beiſitzer hinzu, der die Zahlen protokollirt, die der Student erhält.

zuſammen noch einmal in den verunglückten Fächern examiniren zu laſſen, dann aber iſt es vorbei. Nun iſt aber der Uebelſtand, daß die Profeſſoren die Kronſtudenten nie ganz durchfallen laſſen dürfen; bleibt der Kronſtudent ſitzen, ſo muß die Krone fünf Jahre für ihn zahlen, ſtatt vier; fällt er im letzten Curſus durch, ſo kann er gar nicht in ſeinem Fache angeſtellt werden, und die Krone hätte ihr Geld verloren, denn die einzige Rache, die ſie an dem Unglücklichen nehmen kann, iſt, ihn zum Feldſcher oder Kreislehrer zu machen; die Profeſſoren erhalten daher von oben Verweiſe, wenn zu viele durchfallen, und da das unangenehme Folgen haben kann, wenn ſich die Verweiſe wiederholen, ſo läßt man ſie lieber durchſchlüpfen, wenn es nicht allzu arg iſt. Das ſchlimmſte bei dieſem Syſteme iſt aber das, daß der Student die Studienjahre eigentlich alle verliert; dieſen Gedächtnißkram vergißt er gänzlich, und wenn er daher am Ende ſeiner Studentenlaufbahn angekommen iſt, weiß er von den vorbereitenden Wiſſenſchaften in der Regel gar nichts mehr. Es ſind freilich der vorgeſchriebenen Fächer überhaupt viel zu viele, indeſſen bei einem endlichen Staatsexamen könnte ſich der Examinator doch wenigſtens überzeugen, ob der Examinand das Nöthige aus den Hülfswiſſenſchaften inne habe, während jetzt davon bei der Ertheilung des Grades gar nicht die Rede iſt, außer in dem Falle etwa, wo ſich jemand ohne den Beſuch einer Univerſität zur Erlangung eines gelehrten Grades meldet.

Der Grade beim Austritt ſind nun zunächſt zwei; der untere iſt ſonderbar genug bezeichnet durch: „wirklicher Student", der höhere iſt der eines Candidaten, nämlich in dem Fache, das er ſpeciell erwählt hatte. Dieſer letztere Grad gewährte bis jetzt dem jungen Menſchen bedeutende Vorzüge; bei Anſtellungen wurde der Candidat immer zuerſt berückſichtigt und avancirte ſchneller zum Range; jeder nämlich, der ſeine Studien beendigt hat, zählt ſchon in einer Rangklaſſe und erhält freilich nach einigen Dienſtjahren einen wirklichen Rang, den er auch mit einer Monatsgage bezahlen muß, die Regierung thut nichts ganz umſonſt. Man wollte in der letzteren Zeit (1852) wiſſen, es ſey im Werke, den Gelehrten dieſe Vorrechte zu nehmen; das heiße die Univerſitäten factiſch aufheben, denn der junge Ruſſe ſtudirt vor allem des Ranges halber. Es wird daher auch ſchwerlich dazu kommen. Nach einem Jahre kann der Gelehrte, der einen Univerſitätscurſus durchgemacht hat, ſich mit Einreichung einer ſchriftlichen Abhandlung zum nächſten Gelehrtengrad melden: der wirkliche Student zum Candidaten, der Candidat zum Magiſter. Der Magiſter muß alsdann, nach Ablegung eines ziemlich ſchwierigen Facheramens, ſeine Diſſertation in einer Diſputation öffentlich vertheidigen, wobei ein jeder ex corona als Opponent auftreten kann außer den geſetzlichen Facultätsopponenten; der höchſte Grad iſt der des Doktors, den man dann wieder nach einem Jahre erreichen kann und wozu wiederum eine Abhandlung nöthig iſt, oft nur die Fortſetzung der früheren Arbeit, z. B. im philologiſchen Fache. Man kann in allen möglichen Specialitäten die Doktorwürde erlangen, z. B. im Sanscrit, im Mongoliſchen, in er ruſſiſchen Geſchichte, der Statiſtik, der Nationalökonomie u. ſ. w. Will man aber von der Nationalökonomie zur Geſchichte übergehen, ſo muß man wenigſtens eine Magiſterabhandlung nachliefern, eigentlich das ganze Magiſtereramen von neuem machen, obgleich die Hülfswiſſenſchaften faſt in in beiden Fächern dieſelben ſind. Daß es mit dem Examen häufig nach Gunſt und Gaben geht, läßt ſich wohl denken, indeſſen ſind die gröbſten Mißbräuche abgethan; früher nämlich wurden nur diejenigen Candidaten, die bei einem Profeſſor gewohnt hatten, der ſich gleichſam verpflichtete ſie durchzubringen, damit iſt es jetzt aus; denn es erſchien eine Vorſchrift, daß kein Profeſſor Studenten ſeines Faches bei ſich aufnehmen ſolle. Eben ſo hat eine andere höchſt einträgliche Speculation ihr Ende erreicht: ein Profeſſor nahm eine Anzahl junger Leute gegen eine anſtändige Summe ins Haus und übernahm es, ſie per fas et nefas in die Univerſität einzuſchmuggeln, da er ſelbſt ſie vorbereitete, d. h. ihnen von Studenten die nöthigſten Antworten zum Eintrittsexamen einpauken ließ. Beim Examen alsdann wurden die ſo eingeführten immer ſicher aufgenommen, ſchon der Reciprocität wegen, denn der Examinator ſah durch die Finger, weil er faſt immer auch in dem Falle war, einige einbringen oder doch beim Examen zum nächſten Curſus durchbringen zu wollen. Dieß wurde in Kaſan lebhaft betrieben; in Moskau hatte der frühere Profeſſor der ruſſiſchen Geſchichte Pagodin eine große Anſtalt der Art; 1852 wurden dieſe Privatunternehmungen gänzlich unterdrückt, dafür aber hatte der Inſpektor in Moskau, ein geweſener Marineofficier und Gymnaſialdirektor, Namens Speierer, eine ſolche etablirt, die ſehr einträglich war, da ſie den Vorzug des Monopols beſaß. Freilich war die Nachfrage nicht mehr ſo groß, da durch kaiſerlichen Befehl vom Jahre 1848 an die Zahl der Studirenden an allen Univerſitäten namhaft verringert wurde. In Moskau befanden ſich damals nahe an 1200 Studenten und der Schreck der Eltern, die ihre Kinder mit großen Unkoſten hatten vorbereiten laſſen zur Aufnahme, läßt ſich denken; durch den Austritt der letzten Curſe reducirte ſich die Zahl etwas, viele wurden durch verſchärfte Examina entfernt, dann und wann einer relegirt und diejenigen, welche eintreten wollten, mußten ſich einer offengelaſſenen Hinterthüre bedienen. Es hieß nämlich in der nicht recht klaren Verordnung, daß nur Mediciner, als dem Staate nothwendige Subjecte, in unbeſchränkter Zahl aufgenommen werden durften; wer ſich nun durchaus in die Univerſität aufnehmen laſſen wollte, wurde Mediciner, in der Hoffnung umſatteln zu können; das ging anfangs nicht, aber 1852 ſchlieſen die ſtrengen Verordnungen allmählig wieder ein, und die Aufnahme wurde wieder ziemlich unbeſchränkt.

Trotz aller Unſicherheit, welche die oben erwähnte Verordnung in die Familien gebracht hatte, ſo daß manche in Verzweiflung ihre Kinder den ſchlechten Militäranſtalten übergaben, hat ſich die Frequenz der Univerſitäten doch nicht ſehr auffallend verringert; ſie ſtellte ſich 1850 etwa folgendermaßen:

In Petersburg waren	387	Studenten,
„ Moskau	821	„
„ Charkow	349	„
„ Kaſan	309	„
„ Kiew	553	„
„ Dörpt (Dorpat)	554	„
Im pädagogiſchen Centralinſtitut	95	„
„ Richelieu'ſchen Lyceum (Oreſſa)	232	„
„ Demidow'ſchen „ (Jareslav)	81	„
„ Beſborodko'ſchen „	95	„

mithin 3521 in den höchſten gelehrten Schulen, ausſchließlich Helſingfors, was die Zahl nahe an 4000 bringen würde. Die Zahl

300 iſt alſo faſt überall überſchritten; Moskau und Kiew ſind am ſtärkſten beſucht, weil hier jetzt die Polen (namentlich in Moskau die aus dem Norden Polens ſeit der Aufhebung Wilna's) allein eine Univerſitätsbildung erhalten können; Dorpat hat wohl ſpäter noch abgenommen, weil man es ſo ſehr zu ruſſificiren wünſcht, was nur durch ſehr gelinden paſſiven Widerſtand gehemmt werden kann, wofür der Deutſche nicht ſo viel Talent hat als der Ruſſe.

Um nun einiges von den Profeſſoren zu ſagen, ſo ſind dieſe jetzt in der Mehrzahl ſchon Ruſſen; von Deutſchen ſind wohl noch viele da, aber keine eigentlich bedeutende, da ſie zum Theil gewaltig verruſſt ſind, zum Theil grenzenlos faul dahinleben, und nur ſelten wiſſenſchaftliche Thätigkeit beibehalten. Die quantitativ unbedeutendſte Univerſität iſt offenkundig Petersburg, ſie iſt auch geiſtig die wenigſt regſame. Der Adel ſcheut ſich wohl, ſeine Kinder in die ſittengefährliche Reſidenz zu ſenden. Kiew erfreut ſich einiger ziemlich bedeutender Profeſſoren, namentlich im Fache der Naturwiſſenſchaften, die überhaupt bis jetzt überall am beſten bedacht waren; auch iſt das Leben hier etwas regerer Art, da die ſtarke Beimiſchung des polniſchen Elements ſchon einen leiſen Hauch des Weſtens ſpüren läßt; Charkow ſoll ſehr unbedeutend ſeyn; Moskau iſt jedenfalls die wichtigſte; es fragt ſich nur, wie die Univerſität die jetzige Periode überſtehen wird. Nicht gerade als ob Moskau jetzt beſondere Sommitäten unter den Profeſſoren beſäße, aber es hatte einige ſchöne Talente aufzuweiſen; der verſtorbene Philolog Krjukow z. B. hat ſich auch in Deutſchland durch ſeine erſten und leider auch letzten Arbeiten einen Namen gemacht. Die jüngeren Ruſſen, die ihn erſetzt haben, ſind ſehr unbedeutend. Unter den ſlaviſchen Philologen der Univerſität iſt vielleicht der fleißigſte der Profeſſoren Bodjanskij, der vergleichende Sprachkunde vorträgt und jedes Jahr wenigſtens eine ſlaviſche Sprache ſpeciell. Unter den Medicinern ſind noch die meiſten Deutſchen, freilich ſehr verruſſt; das Studium der Theorie wird wenig gefördert und die von den ruſſiſchen Univerſitäten ausgehenden Aerzte ſind meiſt rohe Praktiker, jedenfalls hat aber die Neuzeit hier manches gebeſſert, und da dieſe Facultät allein nicht von der Cenſur geplagt iſt, ſo ſind die Betreffenden ſelbſt ſchuld, wenn ſie nicht au courant ſind. Den meiſten Ruſſen fehlen dazu die Sprachkenntniſſe, denn wer nur auf den Gymnaſien deutſch und franzöſiſch gelernt hat, der weiß in der Regel nicht ſonderlich viel davon nach beendigter Univerſitätslaufbahn; die Lectoren an den Univerſitäten ſind nur ausnahmsweiſe Gelehrte, obgleich man in der neueren Zeit einzelne Beiſpiele hat (Moskau beſitzt einen ſolchen); es wäre nur zu wünſchen, daß ſie wenigſtens gebildete Menſchen mit einigen Schulkenntniſſen wären, aber auch das iſt nicht immer der Fall; an Auswahl würde es nicht fehlen, wenn die Curatoren ſich nur darum bekümmern wollten. Für bedeutend gilt in Moskau für Geſchichte Granowskij, indeſſen, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſehr unter Cenſur.

Kaſan hat eine Bedeutung für Rußland, da es ein Mittelpunkt der orientaliſchen Studien geworden war durch ſeinen vorigen Curator, Muſin-Puſchkin (eine tatariſche Familie, nicht zu verwechſeln mit der gräflichen gleiches Namens, auch nicht mit der Familie des Dichters); dieſer nämlich hatte die Univerſität in einem bedauernswerthen Zuſtand gefunden, in den ſie unter dem frömmelnden Magnitsky gekommen war; und nachdem er die gänzlich unbrauchbaren Profeſſoren entfernt hatte, ſchuf er in 17 Jahren die orientaliſche Facultät, die er mit den vorgefundenen ökonomiſchen Summen wirklich luxuriös ausſtattete, die ſich aber ebendeßhalb auch jetzt faſt in der Luft baſirt findet, denn der neue Curator Moloſtrov fand eben keine außerordentlichen Summen mehr vor, um die Sache in gleichem Styl fortführen zu können. Die Zahl der Profeſſuren iſt großß; es werden gelehrt: Sanskrit, Arabiſch, Perſiſch, Türkiſch und Tartariſch, Mongoliſch, Tibetaniſch, Mantſchu, Chineſiſch, nur die alten ſemitiſchen Sprachen nicht. Die einzelnen Fächer ſind übertrieben vertreten; das Mongoliſche hatte eine lange Zeit zwei ordentliche Profeſſoren, den Polen Kowalewski, einen Zögling der wilna'ſchen Univerſität und claſſiſchgebildeten Mann, der die Schriftſprache gründlich kennt, ebenſo das Altmongoliſche und das Neumongoliſche in Peking ſtudirt hat, und den Ruſſen Popov, der das weſtlichere Mongoliſch, das Kalmückiſche, vortragen ſoll. Das Perſiſche trug lange Erdmann vor; nach ihm übernahm es Kaſimbek, ein von ſchottiſchen Miſſionären erzogener kaukaſiſcher Tatar, der perſiſch ſprach, und durch ſeine Kenntniß des Engliſchen mit europäiſchem Geiſte zuſammenhängt; er, wie Kowalewsky ſind jetzt in Petersburg. Uebrigens gab es für die praktiſche Uebung im Türkiſchen und Tatariſchen noch Lectoren, zum Theil eingeborne Tatare, freilich keine Schiraſer, ſo daß man nur den unangenehm klingenden nördlichen Dialekt hört. Das Sanskrit trug ein junger Ruſſe vor, Petrov, der zu ſeinen großen im orientaliſchen Inſtitut zu Petersburg erworbenen Kenntniſſen im Arabiſchen, Perſiſchen und Türkiſchen eifrige Studien das Sanskrit in Berlin, London und Paris hinzugefügt hatte, aber lange unberückſichtigt blieb; er lebt jetzt in Moskau, wo er allein die orientaliſchen Sprachen vertritt, deren Lehrſtuhl nach dem Tode des alten Boldyrev eingegangen war, und iſt in Kaſan durch einen Petersburger erſetzt worden; das Tibetaniſche iſt erſt neuerlich eingeführt worden (beide, Sanskrit und Tibetaniſch, ſind eigentlich hier nur Hülfsfächer des Mongoliſchen, da die Bücher der Buddhiſten ohne die Kenntniß dieſer beiden unverſtändlich bleiben müſſen) und ſoll tüchtig vertreten ſeyn durch den jungen Ruſſen Baſiljev, der faſt zehn Jahre in Peking dieſe Sprache ſtudirte, und Mantſchu ſo wie Chineſiſch fertig ſpricht; das Türkiſch-Tatariſche lehrt jetzt ebenfalls ein junger Ruſſe, Berjoſin, den die Univerſität Kaſan mehrere Jahre im Orient hat reiſen laßen, auch er wird als tüchtig bezeichnet; außerdem beſitzt Kaſan an dem Bibliothekar Gottſchalk einen guten Orientaliſten fürs Arabiſche. Um nun für dieſe Fächer einige Schüler zu gewinnen, führte Puſchkin die orientaliſchen Sprachen auch am erſten Gymnaſium ein, wo man die Kronſchüler in die einzelnen Fächer zwang, um ſpäter Studenten zu haben. Hier war natürlich der Unterricht mehr praktiſcher Art; fürs Mongoliſche waren meiſt einige Lamen da, fürs Türkiſche und Perſiſche Lectoren, Eingeborne; das Arabiſche lehrte der Profeſſor der allgemeinen Literaturgeſchichte, Vogt, dem Puſchkin überhaupt eine Maſſe von Stellen zuwies, da er ihm zu allem brauchbar ſchien, und ſo kamen denn Gymnaſiaſten heraus, die ſich ſchon etwas umgeſehen hatten, aber leider für ihr Fach in der Regel keine wirkliche Liebe mitbrachten. Die praktiſchen Vortheile die man ſich von dem Inſtitut verſprach, erwieſen ſich als Null, denn die jungen Leute, die man den Generalgouverneuren von Sibirien als Kenner zuſandte, kamen mit Proteſt als gänzlich unbrauchbar zurück, da die Mongolen ihre Bücherſprache nicht ſprechen und die Gelehrten keine Kenntniß von den Bureau-

formen der Beamtenwelt beſaßen. Wer eine Diplomatencarriere machen wollte, mußte noch erſt nach St. Petersburg in das praktiſche orientaliſche Inſtitut, um Türkiſch und Perſiſch recht ſprechen und ſchreiben zu lernen. Puſchkin hatte einen hübſchen Bericht in die Welt geſchickt über das im orientaliſchen Fache durch ihn Erzielte, und war dann ſelbſt Curator der Petersburger Univerſität geworden; es dauerte über ein Jahr, bis er in Moloſtrov einen Nachfolger erhielt. Die Summen waren erſchöpft; ſchon lange hielt ſich die koſtſpielige Univerſität nur durch künſtliche Vertheilung derſelben; manche der Profeſſoren mußten Erſparungen an ihren Anſtalten machen.

Die Univerſitätsbibliothek in Kaſan war unter Puſchkins Verwaltung bedeutend geworden, namentlich für Orientalia aufs beſte geſorgt worden, ſo daß die Handſchriftenſammlung gar nicht unbedeutend war; Kowalewsky hatte vortreffliche mongoliſche Bücherſammlungen zuſammengebracht, die meiſt in den Beſitz der Bibliothek übergingen und zum Theil für ſie angeſchafft waren; als Baſiljev in Peking ſtudirte und eine Bittſchrift beim Kaiſer von China einreichte, ob er ſich ein Exemplar des Gändſchur abdrucken laſſen dürfe, hatte der Kaiſer, ſehr erfreut über den Eifer des jungen Ruſſen, befohlen, ein Prachtexemplar des ganzen Gändſchur und Dändſchur für die Univerſität Kaſan unentgeldlich abzuziehen (bekanntlich ſind die mongoliſchen und chineſiſchen Bücher meiſt auf Holzplatten geſchnitten und werden ſo aufbewahrt; wer ein Exemplar braucht, läßt ſich dann eines auf ſein Papier abdrucken gegen Erſtattung der Koſten). Ob dieſe bedeutende Sammlung, die ganze heilige und profane Literatur der Mongolen umfaſſend, wirklich nach Kaſan gekommen, oder ob Petersburg ſie an ſich gezogen, iſt nicht bekannt geworden, jedenfalls ſind aber die mongoliſchen, tibetaniſchen, Mantſchu- und chineſiſchen Werke während des langen Aufenthaltes Baſiljev's in Peking vermehrt worden. Die perſiſchen Handſchriften ſind an Zahl bedeutend; ihren inneren Werth anlangend ſind die meiſten freilich ziemlich neu; eine große Menge kam durch Vermittlung des verſtorbenen Lectors der perſiſchen Sprache, der alljährlich nach Perſien ging, und mit Handſchriften handelte, an die Bibliothek; viele ſind durch den letzten Ankauf von Kaſimbeks Handſchriften hinzugekommen; dieſe, meiſt in Kaſan ſelbſt abgeſchrieben von Kalligraphen unter den Tataren, die Kaſimbek beſoldete und beaufſichtigte, da er ſelbſt einen lebhaften Handel mit Manuſcripten trieb, ſind von der ohnehin verſchuldeten Bibliothek wohl etwas theuer bezahlt worden. Freilich ſind im Allgemeinen in Kaſan die Handſchriften theuer, oft zehnfach ſo theuer, als die in England feilgebotenen und wenigſtens nicht älter. Die Tataren beſitzen in ſeltenen Fällen auch wohl ältere werthvolle Werke, verkaufen ſie aber nicht gerne außer in Nothfällen, obgleich ſie meiſt nicht einmal den Inhalt der Handſchriften kennen. Ein ſolcher Fall z. B. war der mit dem werthvollen Fragmente des Raſchiduddin, welches jetzt Profeſſor Erdmann beſitzt. Jedenfalls wäre es der Mühe werth, den Kataleg der Handſchriften der Kaſaner Univerſitätsbibliothek in weiteren Kreiſen bekannt zu machen, ſo wie einen beſſeren von der Münzſammlung zu geben, als der jetzt vorhandene. Die Sammlungen ſind jedenfalls in einer glücklichen Periode angelegt, wo noch manches aufzutreiben war, was jetzt von Tag zu Tag ſchwieriger wird bei der zunehmenden Rohheit der Perſer. Manches möchte noch in Perſien bei längerem Aufenthalte zu finden ſeyn, wenn man die Bazare der einzelnen Städte beſuchte und Bekanntſchaften anknüpfte, ehe die traurigen Zuſtände vielleicht die letzten Ueberbleibſel alter Bildung vertilgen. Was mit der orientaliſchen Facultät der Univerſität Kaſan werden wird, kann man augenblicklich nicht ſagen; der ſchon erwähnte Geldmangel und das gänzlich Unpraktiſche dieſer Anſtalt (denn für eigentlich wiſſenſchaftliche Zwecke reicht die Petersburger Akademie aus) haben das Project in Anregung gebracht, die ſämmtlichen orientaliſchen Anſtalten in Eine zuſammenzuziehen. — Puſchkin, jetzt Curator der Univerſität Petersburg, Kowalewsky und Kaſimbek, die früheren Profeſſoren des Mongoliſchen und Türkiſch-Tatariſchen in Kaſan, waren zu einem Berathungscomité berufen, um den Plan zu einem ſolchen concentrirten orientaliſchen Inſtitute zu entwerfen; es hat aber noch nichts verlautet über die Ergebniſſe ihrer Arbeiten. Die übrigen Facultäten ſind in Kaſan ganz gut beſetzt, zum großen Theil mit jüngeren Ruſſen noch aus der Zeit der Reiſeſtipendien, die alſo ihre Studien im Weſten vollendet haben — was jetzt wohl ein Ende haben wird, da das Bedürfniß einſtweilen reichlich befriedigt iſt, und die Einſchleppung revolutionärer Ideen doch immer noch gefürchtet wird. Viel übrigens hat die Regierung von den jungen Leuten nicht zu fürchten; ſie accommodiren ſich ſehr ſchnell wieder, und gehen in das Syſtem der Regierung ein, wenn ſie ehrgeizig ſind. Ein Beiſpiel hiefür iſt Davydow, ein früherer moskauiſcher Profeſſor, der jetzt das Haupt des Cenſurcomité für gelehrte Dinge iſt. Der wirklich talentvolle Mann wurde zuerſt ſeiner freien Geſchichtsvorleſungen wegen ſuspendirt; als er ſich aber in der Literaturgeſchichte fixirte und in reiferen Jahren ſich zu mäßigen wußte, wurde er nach und nach ſo brauchbar, daß er jetzt ganz feſt auf ſeinem Poſten iſt. Ihm verdankt man die Maßregel über den Bücherzoll, der bedeutend erhöht worden iſt (von 5 Kopeken Silber für das Buch auf 5—15 für das Pfd., was ſchon einen hübſchen Aufſchlag macht, ſo daß die Buchhändler jetzt für den Rthlr. 1½ Silberrubel rechnen), und nur ihm rechnet man die Verfolgung der lateiniſchen Claſſiker auf; auch ſagt man ihm nach, er laſſe die Profeſſoren in ihren Vorleſungen durch jüngere Docenten und Studenten überwachen.

Was die Zeit der Vorleſungen anlangt, ſo ſollen dieſe geſetzlich eigentlich vom 1 Auguſt bis letzten Mai dauern; indeſſen wußten es die Profeſſoren bis jetzt noch immer ſo einzurichten, daß ſie, ſtatt zwei, viel über drei Monate Ferien hatten. Den Hauptvorwand hiezu müſſen die ſchon erwähnten Examina hergeben; um Oſtern wurden z. B. in Moskau die eigentlichen Vorleſungen immer geſchloſſen, und der Reſt des April nebſt dem Mai durch die Studentenexamina ausgefüllt; im Auguſt fing man dann mit dem Eintrittsexamen und den nachzuholenden Prüfungen in einzelnen Fächern an, ſo daß vor Mitte des September die eigentlichen Vorleſungen nicht wieder beginnen konnten; überdieß dehnten ſich die geſetzlichen Weihnachtsferien vom 24 December bis 6 Januar in Moskau, wo das Jahr mit dem Stiftungsfeſte der Univerſität dem Tage der heiligen Tatiana anfing (12 Januar), auf drei Wochen aus; man nahm aber in der Regel noch eine Faſtnachtswoche hinzu und eine Woche in den Faſten zur Beendigung der geſetzlich vorgeſchriebenen Communion (bekanntlich muß jeder Beamte — und der Student wird ſchon als dienender betrachtet — jährlich einmal das Abendmahl nehmen, und ſich in vorkommenden Fällen hierüber ſchriftlich ausweiſen).

Vielleicht war dieß nur in Moskau so arg, und man kann es Nasimow nicht verdenken, daß er ein Ende zu machen wünschte; gelingen wollte es ihm bis jetzt noch nicht, denn als er 1851 bei Gelegenheit eines in den August fallenden hohen Besuches Vorlesungen zu halten befahl, dauerten diese eben nur so lange als jener Besuch, und man mußte die Studenten dazu von der Straße holen, um nur ein ordentliches Auditorium zusammenzubringen; hernach las man nicht weiter.

Große Ostentation wird bei solchen Besuchen der Prinzen oder des Ministers u. s. w. in den öffentlichen Anstalten gemacht. Tritt der Besucher ein, so fährt sehr häufig der Professor zur Verwunderung der Studenten keineswegs in seinem Gegenstande fort, sondern reitet plötzlich ein Paradepferd vor, das entweder schon da gewesen ist oder eigentlich erst noch hätte kommen sollen; mitunter werden die Besuche auch vorher angesagt. Bei solchen Gelegenheiten muß dann auch alles in Paradeuniform erscheinen (alle Uniformen sind bekanntlich wenigstens zweifacher Art, wozu mitunter noch eine eigentliche Hofgallauniform hinzukommt; für gewöhnlich gilt die sogenannte Vicemontur, beim Studenten eine Art zugeknöpfter Oberrock, für den Professor ein blauer Frack mit Wappenknöpfen, die sie eigentlich immer tragen sollen), und in den untergeordneteren Anstalten warten Lehrer wie Lernende in diesem Costüme oft Tage lang auf den Besuch, den der Kaiser selten vorher ankündet. Czaar Nikolaus übrigens unterläßt schon seit lange diese Universitätsbesuche, wie er denn auch aus seiner Geringschätzung der gelehrten Anstalten keinen Hehl macht. Der Curator spricht natürlich öfter in seinen Anstalten vor, was denn manche komische Scene bringt, wenn er in Vorlesungen erscheint von denen er gar nichts versteht, und nicht den Takt hat zu schweigen. Nicht viele von den Professoren schreiten mit ihrer Wissenschaft fort, da sie in den meisten Fächern in einer zu bedenklichen Stellung und überall Denunciationen ausgesetzt sind; das wird auch die jüngeren, in denen durch die Berührung mit Europa ein regerer Trieb geweckt war, meist niederdrücken, und das ein für allemal ausgearbeitete Heft wird dem Bedürfnisse der Jugend genügen müssen; von den älteren ist wenig zu sagen, ein großer Theil ist verdumpft. Das ist aber Schuld des Systems, und man kann daher nicht sofort den ersten Stein auf sie werfen; nur die sind zu tadeln, welche damals, als ihnen noch eine freiere Bewegung nicht benommen war, schon in den traurigen Schlendrian versanken, und sich entschuldigten, man lasse sie ja doch nichts lehren. Das war am Anfange der 40er Jahre nicht richtig; denn wenn man liest, was die größeren russischen Zeitschriften, die vaterländischen Memoiren (Otetschestwennije Sapiski) und andere Blätter an Artikeln lieferten, und sieht was man damals, freilich bisweilen etwas verblümt, sagen durfte, so begreift man daß der Katheder in einer solchen Periode noch vielmehr hätte leisten können.

Das wäre nun etwa das hauptsächlichste über die höheren Anstalten; die Lyceen sind nicht viel besser als die Gymnasien, und lehren nie das was die glänzenden Programme vorgeben zu leisten. Die Rechtsschule in Petersburg leistete früher bedeutendes, allein sie ist jetzt sehr eingeschränkt, und da der Kaiser mit dem etwas beweglicheren Geiste der Schüler nicht recht zufrieden ist, so heißt es fast alle Jahr, sie sey aufgehoben. Das orientalische Institut ist gleichfalls eingeschränkt worden, und dient jetzt nur praktischen Zwecken, weßhalb auch hauptsächlich wirkliche Orientalen und keine Orientalisten mehr daran unterrichten. Das Lazarev'sche Institut der orientalischen Sprachen, ursprünglich von einem reichen Armenier für seine Landsleute gestiftet, steht nicht mehr unter der alleinigen Direction der Familie Lazarev, sondern unter einem Obersten, den die Regierung eingesetzt hat; es ist eine Art Gymnasium daraus geworden, und die orientalischen Sprachen sind nur noch sehr schwach vertreten. Das pädagogische Centralinstitut, wenn es jemals etwas geleistet hat, kann jetzt unter Davydov's Leitung nicht viel gutes in die Welt schicken, und hat eigentlich für die Hebung des Lehrerstandes nicht viel gethan, außer etwa da es noch Schüler ins Ausland und nach Dorpat zum Studiren sandte. Es sollte eine Art großangelegten Seminars seyn, allein der Nutzen der Schullehrerseminare ist überhaupt auch im Westen sehr problematisch; meist lieferten ja diese Anstalten nur vornehmthuende Halbgebildete, an denen so schon kein Mangel ist.

Die Militärschulen treten seit einiger Zeit sehr stolz auf, zu thun als ob sie in der Wahl der Lehrer sehr vorsichtig seyen; es jeder, der an einem Cadettencorps angestellt seyn will, muß schriftliche Arbeiten über ein von Petersburg gesandtes Thema einsenden, und in der Hauptstadt selbst ein mündliches Examen bestehen. Die Fragen sind gewöhnlich sehr weitumfassend und die Themata noch mehr, die Examinatoren aber sehr unwissend. Die Aufsicht und ein großer Theil des Unterrichts sind in Händen von Officieren, die Sittlichkeit aber dieser Anstalten mehr als bedenklich, so daß meist nur arme Adelige es wagen ihre Kinder diesen Schulen anzuvertrauen. Uebrigens gehen auch meist nur Armeeofficiere aus den Cadettencorps hervor.

Die Petersburger Anstalten, das Pagencorps, wo man nur Kinder von Generalen aufnimmt (was freilich noch nicht viel für ihre frühere Erziehung beweist), das Ingenieurcorps, wo man sich zur Aufnahme in der Regel erst von einem Officier, Lehrer der Anstalt für schweres Geld vorbereiten lassen muß u. s. w., sind etwas vornehmerer Art, leisten aber schon deßhalb wenig, weil der Unterrichtsgegenstände zu viele sind. Solch ein Jüngling aus dem Ingenieurcorps, wenn er fertig ist mit seinem Curse, weiß von Allem, aber nichts gründlich; er ist Baumeister fürs Civil- und Militärfach, aber gar oft ist sein Hauptgeschäft dann nur, die Staatsgelder mit den Bauunternehmern zu theilen, wovon mannichfache kriegsgerichtliche Untersuchungen über die Bauten in Nischnei-Novgorod, namentlich auch die Chaussee von da nach Moskau u. s. w. Zeugniß ablegen können. Solange Rußland auf diese Weise baut, werden ihm die Landstraßen unglaubliche Summen kosten, und die schweren Abgaben, welche Adel und Kaufmannschaft für den Wegbau seit Jahren zahlen, mit wenig Nutzen in den Staatsschatz fließen, wenn er sie in die Hände der jungen Ingenieure ausgießt, die das lecke Faß der Danaiden sind. Der Grundsatz, welchen die vom Staate so streng bewachte Erziehung in den öffentlichen Anstalten einprägt, ist Subordination, ob ein kleine redliche Gesinnung; der äußere Schein, Uniform und Knöpfe in der gehörigen Ordnung, aber Ehrgefühl und Rechtlichkeit werden hintangesetzt. Natürlich gibt es Ausnahmen, allein solche Leute „dienen gewöhnlich schlecht," d. h. sie bleiben blutarm und werden bei erster Gelegenheit noch, da ihnen die Unredlichen nur zu gerne ein Bein stellen, entfernt oder gar vor Gericht gezogen, weil sie die Kniffe nicht kennen die kleinen Versehen zu verdecken, oder von ihren Untergebenen sich hintergehen

laſſen. Dieſe Immoralität und ſyſtematiſche Unredlichkeit zieht ſich durch das ganze ruſſiſche Leben hindurch, und das wird ſich nicht ändern, ſo lange man die Heuchelei von Jugend an predigt und keine Geſinnung ſich ausbilden darf, nicht einmal in der Familie. Es geht den ruſſiſchen Angeſtellten wie den römiſchen Auguren und den europäiſchen Diplomaten; es wird ihnen herzlich ſchwer, einander anzuſehen und zuzuhören, ohne zu lachen.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Sumatra.

Von Oskar v. Keſſel.

Alle mit Spleen Behafteten, alle mit Alpen- und Apenninenſchönheit überſättigten Engländer und Nichtengländer möchte ich nach der Weſtküſte von Sumatra ſchicken. Hier können alle natur- und wildnißdurſtigen Seelen in langen Zügen trinken nach Herzensluſt, hin und wieder eine kleine vulkaniſche Erderſchütterung zur Abwechſelung, nicht zu oft, etwa alle 4 bis 6 Wochen, daß Menſchen und Bambushütten durcheinandertaumeln, und die Malayen lindu lindu rufen. — Wild und romantiſch ſind ſie, jene hohen Gebirge mit ihren Bergſtrömen und Seen, Waſſerfällen und Felſen und 10,000 Fuß hohen Bergen und Vulkanen; — maleriſch ſchön die angebauten Thäler der padangſchen Oberländer, Agam, Limapulu, Tanadatar, die 13 Katta's, wild und ſchweigſam mit Urwald bedeckt die noch unbebauten hohen Gebirgszüge, deren Fuß ſich hinabzieht bis an die Meeresküſte. Hier iſt auch der Malaye noch in ſeiner Originalität zu finden, noch unverfälſcht in Sitten und Tracht.

Und durch dieſe noch vor 25 Jahren unzugänglichen Gebirgsländer zieht jetzt eine über hundert Meilen lange ſchöne Landſtraße hin, an welcher von Tagreiſe zu Tagreiſe ein freundliches Stationshaus errichtet iſt, um den müden Reiter oder die in einer von acht Malayen getragenen Sänfte eingeſchlummerte Reiſende gaſtlich aufzunehmen. Rheinwein und Champagner, engliſches Bier und Selter-Waſſer, weſtphäliſche Schinken und Sardines ſind hier zu haben, wenn der Reiſende nicht lieber die malayiſche Küche, beſtehend in Reis mit Kerri, Geflügel und Fiſche vorzieht. Genug ich empfehle Sumatra allen Reiſenden, es iſt ſchöner als es ſich ſagen läßt, weniger gefährlich und bequemer zu reiſen, als man glauben könnte.

In der am Fuß des Vulkans Merapi reizend gelegenen Landſchaft Agam liegt ein kleines holländiſches Etabliſſement mit einem Erdwerk und 60 bis 70 Mann Beſatzung, Fort de Kock durch die Holländer genannt, und durch die Malayen Bukkittingi. An einem Nachmittage des Monats September 1840 ſchritt ich durch die wenigen malayiſchen und europäiſchen Häuſer hin; ich hatte mich bei dem niederländiſchen Reſidenten Herrn Steinmetz gemeldet, daß ich beauftragt wäre die 10 bis 12 Quadratmeilen umfaſſende Landſchaft Agam topographiſch aufzunehmen, und dieſer Herr hatte dem malayiſchen Schreiber Befehle gegeben mir die nöthigen Recommandationsbriefe an die 12 malayiſchen Fürſten in dieſem Diſtrikt auszufertigen. Ich richtete meine Schritte nach dem kleinen Fort, an deſſen Eingang ich eine afrikaniſche Schildwache bemerkte; an ihr vorübergehend frug ich auf malayiſch: bukkul brapa (wie ſpät iſt es)? wer beſchreibt aber mein Verwundern, als ich nicht allein im ſchönſten Deutſch, ſondern auch im reinſten Berliniſch die Antwort bekam: „es iſt eben fünf Uhr geweſen; es freut mir recht ſehr, daß ich einen Landsmann ſehe, ich habe von Sie gehört, Sie ſind doch der Herr NN.“ Ich blieb erſtaunt ſtehen, und traute meinen Augen nicht, ob es wirklich ein Schwarzer, oder ein blauangelaufener Berliner wäre, Müller oder Schultze? — doch die lebten damals noch nicht! endlich löste ſich das Räthſel. Der arme Junge war lange Zeit in Dienſten eines unſerer Prinzen in Berlin geweſen, und war endlich wegen Liederlichkeit entlaſſen worden. In der Hoffnung durch die in Berlin erlangte Bildung es bei einem der Afrikaner-Bataillone in niederländiſch Oſtindien zum Officier zu bringen, war er in dieſe Dienſte getreten; und man hatte auch leider ſeinen Wunſch erfüllt, und ihn in eine Afrikaner-Compagnie geſteckt; unter Larven die einzig fühlende Bruſt. Er fühlte ſich bald ſehr unglücklich, denn ſeine Cameraden haßten ihn herzlich und er verſtand weder ihre Sprache noch Sitten. Es war der Bär aus der Fabel, der, nachdem er tanzen gelernt hatte, in den Wald zu ſeinen Cameraden zurückkehrte. Einige Jahre ſpäter bei Gelegenheit eines Scharmützels mit aufſtändiſchen Malayen traf den guten Berliner eine Kugel, welche, wie man ſagte, nicht vom Feinde kam, ſondern aus der Reihe ſeiner ſchwarzen Landsleute.

Ich trat in das Fort und beſuchte den Commandanten, welcher mich freundlich aufnahm; jedoch es war der Tag des Erſtaunens; ich hatte mich mit dem Commandanten vor deſſen Thüre geſetzt und eine Manilla-Cigarre angezündet, da hörte ich aus der dicht danebenſtehenden Bambus-Caſerne, durch deren dünne Wände man Wort für Wort verſtehen konnte, wirkliche deutſche Jägerworte. „Ich ſage euch, ihr dummen Kerls, daß ihr das nicht verſteht; der Keuler war beidewund geſchoſſen, anſtatt aufs Blatt, und daran iſt nur Euer infamer ſchlechter Kümmel ſchuld! ſo was iſt mir noch nie paſſirt! — Maar Kassner, weez doch niet zoo quad, hy is doch nu doad; — zoo of zoo geschooten! Das verſteht Ihr nicht, Ihr Lumpenkerls, auf dreißig Schritt ein Keuler und eine Sau mit fünf Friſchlingen, und ſchieße beidewund! maar Kassner jy bint een gekke vent etc.“ und ſo ging es weiter. Sie verwundern ſich wohl über das, was Sie hören, ſagte der Commandant; das iſt unſer alter Kaſſner, ein alter gelernter württembergiſcher Jäger, der das Unglück hatte, ſich hierher als Soldat zu verlaufen; glück-

lich für uns, denn er verſteht unſere Küche mit hinlänglichem Wildpret; er hat heute ein Schwein geſchoſſen und iſt ſehr ärgerlich, daß der Schuß nicht gut ſitzt. Ich wollte die Bekanntſchaft Kaſſners machen. „Laſſen Sie das lieber auf einen andern Tag, ich vermuthe, daß der Genever ihn heute zu redſelig gemacht hat; das iſt des alten Kaſſners Schwäche, der ich manchmal durch die Finger ſehen muß, und die Schweine und Hirſche, die er in unſere Küche liefert, helfen ihn nach Kräften entſchuldigen.“

Ich ſollte die Bekanntſchaft Kaſſners auf andere Weiſe machen. Den andern Tag reiste ich von Fort de Kock ab, um die Aufnahme zu beginnen, und quartierte mich in einem zwei Meilen davon entfernten malayiſchen Dorfe ein. Auch ich erlangte bald unter den Malayen das Renommé eines guten Schützen, und von allen Seiten kamen mir Einladungen zu um die den Feldern läſtigen Schweine todtzuſchießen. Das Thal von Agam iſt zwar durchgängig bebaut, aber von vielen großen und kleinen Ravins durchſchnitten, welche mit Dſungeln und dem langen indiſchen Graſe Allang-Allang bewachſen den Schweinen einen ſichern Zufluchtsort gewähren. Ohne Mühe erlegte ich mehrere, durfte jedoch, ohne die Gaſtfreundſchaft zu verletzen, von dem erlegten Wildpret keinen Gebrauch machen. Als Muhamedaner war den Malayen Schweinefleiſch ein Gräuel, und da ich in malayiſchen Häuſern logirte, heulte ich mit den Wölfen, und hielt es für das klügſte, ſtets eine große Verachtung vor Schweine-Fleiſch zu zeigen. Im Anfang war man mißtrauiſch, jedoch allmählich gewann ich Zutrauen, als ich mich einigemal bei dem Anblick der erlegten Schweine vor Grauen derb ſchüttelte, und dieſelben vergraben ließ; — trada makkan babi, trada makkan babi [1] ging es flüſternd von Mund zu Mund; meine malayiſche Sprachfertigkeit und der Umſtand, daß ich alle Gebräuche und Sitten vollkommen verſtand und mitmachte, gewannen mir bald alle Herzen. Auch Kaſſner war ein alter Bekannter der Malayen auf Meilen weit in die Runde, aber weil er jedes erlegte Schwein ausweidete und durch ſeine Cameraden nach der Soldatenküche von Fort de Kock tragen ließ, auch ſelten ohne die Geneverflaſche auf die Jagd ging, waren ihm die malayiſchen Häuſer verſchloſſen. Man kann ſagen, daß der Islam unter den Malayen von Sumatra, und überhaupt im Archipelagus, ſich auf zwei Punkte beſchränkt, kein Schweinefleiſch eſſen und keine ſtarken Getränke trinken; — außerdem weiß man wenig vom Koran, und die vorgeſchriebenen Gebete werden nur von einzelnen Prieſtern verrichtet. — Hin und wieder bringt ein von Mekka zurückkehrender Prieſter einige in arabiſcher Sprache geſchriebene Blätter, Auszüge des Korans, mit.

Es waren ungefähr 14 Tage vergangen, hin und wieder hatte ich gegen Abend bald in der bald in jener Gegend den Knall von Kaſſners wohlbekannter Büchſe gehört, und die Malayen machten mich auch jedesmal aufmerkſam; — Tuwan Kassner suda badil babi. [2]

Eines Tages, als ich dicht hinter meinem Dorf den wohlbekannten Knall hörte, beſuchte ich ihn im Wald. Ich fand ihn mit ſeinem Puff. Dieſer war ein gewöhnlicher malayiſcher Hund, von der Größe eines europäiſchen Fuchſes, auch ſeinem Aeußern nach ein Mittelding zwiſchen Spitz, Fuchs und Schakal, ſchwarz von Farbe. Europäiſche Hunde findet man in Indien nicht; ſie verlieren im dortigen Clima bald den Geruch, und werden unbrauchbar und träg. Dieſer Puff hatte Kaſſner einmal auf einer Keulerjagd das Leben gerettet und war unzertrennlich von ihm. Nach einem Jahr erhielt ich in Padang die Nachricht, daß Kaſſner am Fieber geſtorben und ſein treuer Puff das Grab ſeines Herrn nicht verlaſſen wollte, ſo daß man ihn eines Morgens mit wehmüthigen Zügen todt liegen fand.

Ich hatte ungefähr drei Monate in Agam zu thun und wechſelte mein Standquartier von acht zu acht Tagen, ſo daß ich gegen Ende des dritten Monats mich an deſſen nördlicher Grenze im Bazar-Lama befand. Es war hier alle Wochen ein großer Markt, wo tauſende von Menſchen zuſammenkamen, und ich hatte Gelegenheit das Leben der ſumatraniſchen Gebirgsmalayen vielfach zu beobachten. Das Hauptvergnügen der Malayen ſind die Hahnenkämpfe, und es iſt wohl kein malayiſches Haus zu finden, in deſſen Innern nicht ein oder mehrere Hähne an einer ein bis zwei Fuß langen Leine angebunden ſind, denn der Kampfhahn darf nicht frei herumlaufen. Dem Malayen von Sumatra iſt der Hahn, was dem Araber ſein Pferd iſt, er macht Beſuche den Hahn unter dem linken Arm, er unterſucht Kopf, Füße, Bruſt und Farbe, erkundigt ſich genau nach der Abſtammung eines jeden Hahns der anderen Beſucher. Er raucht Opium und bläst ſeinem Hahn jedesmal einige Züge in den Hals, ſo daß Hahn und Herr gleich aufgeregt werden, beide angenehme Träume haben, und etwas abgeſpannt wieder aufwachen. Dieſe Hähne, welche an Opium gewöhnt ſind, erhalten einige regelmäßige Opiumeinblaſungen mehreremal täglich, nicht mehr und weniger; ſie ſind ſchlapp und unbrauchbar, wenn ſie nichts erhalten; dagegen im Augenblick vor dem Gefecht mit einer Doſis verſehen, beſonders muthig, und dieß iſt denn auch der eigentliche Zweck, weßhalb ſein Herr die Opiumpfeife mit ihm theilt. Die europäiſchen Spieler, welche im Pharo oder Landsknecht ihr Geld verloren haben, können in Indien viele Leidensgefährten finden. Mancher Javane und Malaye hat Haus und Hof mit ſeinem theuer bezahlten Hahn verloren, auf welchen er ganz feſt baute, daß er batuha wäre. (Ba-tuha iſt ein eigener malayiſcher Ausdruck, und er bezeichnet dasſelbe was unſer Wort: ſtichfeſt, kugelfeſt u. ſ. w.). In den malayiſchen Kriegen kommt es oft vor, daß ein oder der andere Malaye für ba-tuha gilt. Er iſt ba-tuha heißt es, und das iſt genug, um jedem die Luſt zu nehmen, ſich in den Kampf mit ihm einzulaſſen. So gibt es denn nun auch Hähne die dieſen Ruf haben; hat ein Hahn durch ganz beſonderes Glück mehreremale geſiegt, hat er alle Abzeichen an Farbe und noch ein oder das andere beſondere Kennzeichen, dann wird er gewiß für batuha angeſehen und bisweilen mit 30 bis 60 Gulden bezahlt, nachdem ſein Ruf begründet iſt. Die Hahnenkämpfe ſind übrigens weniger grauſam als die engliſchen; mit 3 bis 4 Sprüngen, oft mit dem erſten, liegt einer von beiden oder beide im Blute. Auf dem Wochenmarkt, welcher vor meiner Thüre ſtattfand, waren wohl einige hundert Hähne bisweilen gegenwärtig, welche nach und nach auf einander losgelaſſen wurden, bis nach 6 bis 8 Stunden die Hälfte auf dem Kampfplatz geblieben war, und von den übrigen der größte Theil mit ſchweren Wunden nach Hauſe getragen wurde. Die anweſende zahlreiche Verſammlung bildete, ſitzend auf Matten oder auf dem Erdboden niedergekauert, einen weiten Kreis. Den zum Gefecht beſtimmten Hähnen wurde ein 3 bis 4 Zoll langes haarſcharfes Meſſer in Form einer Federmeſſerklinge an das rechte Bein gebunden, die Schneide nach oben und zwar an der Stelle wo die Sporen ſich befinden, welche die meiſten Hähne von Natur haben. Die beiden ſo ausgerüſteten Kämpfer werden in die Mitte des Kreiſes gebracht, und

[1] Er ißt kein Schweinefleiſch (Anm. d. Einſ.)

[2] Herr Kaſſner hat ein Schwein geſchoſſen.

nachdem man ſie gegenſeitig gereizt und erbittert hatte, auf einander losgelaſſen. Die anweſenden Malayen wetteten nun auf einen der beiden Hähne in hohen und niedrigen Sätzen von zehn Cents (eine kleine niederländiſche Kupfermünze) bis 100 Dollars und darüber, je nachdem die Wettenden reich oder arm, leichtſinnig oder bedachtſam waren.

Die auf Sumatra vorkommenden Waldhühner ſind die nahen Stammverwandten ſowohl der malayiſchen als unſerer Haushühner. An Geſtalt und Farbe unterſcheiden ſie ſich nicht, nur ſind ſie kleiner als das zahme Huhn. Um gute Kampfhähne zu erhalten, binden die Malayen eine Haushenne im Walde an. Hier macht die bereits Cultivirte Bekanntſchaft mit dem wilden Sohn des Waldes, bis der hartherzige Malaye die Verbindung wieder aufhebt. Die Malayen laſſen die von der Henne gelegten Eier ausbrüten, und halten die aus dieſer Kreuzung hervorgegangenen jungen Hähne für beſonders muthig und gewandt.

Während meines Aufenthalts in Bazar-Lama lernte ich einen ſchönen jungen Malayen kennen, deſſen Geſchichte hier einen Platz verdient; er hieß allgemein der ſchwarze Gindo mit den goldenen Zähnen.

Geſchichte des ſchwarzen Gindo mit den goldenen Zähnen und ſeines weißen Hahnes.

Gindo machte Anſprüche auf den Namen eines malayiſchen Stutzers, eines Pelham von Sumatra. Gindo war ein Burſche von 20 bis 22 Jahren, von mittelmäßigem aber ſchlankem Wuchs. Seine Geſichtszüge zeigten eine Schönheit, wie ſie unter den Gebirgsmalayen von Sumatra nicht ſelten iſt; Gindo hatte ein beinahe rein griechiſches Profil mit braunen ſchönen Augen, deren glühender Ausdruck für Frauenherzen ſehr gefährlich war. Seiner Hautfarbe wegen, welche etwas dunkel war, hatte er den Namen ſchwarzer Gindo erhalten; die Frauen aber ſetzten noch das Wort ſüß hinzu, welches zwar im Deutſchen ſchlecht klingt, im Malayiſchen hört es ſich beſſer an: itam manis. — Gindo hatte lange dunkle Haare, die ihm bis auf die Knöchel herabfielen, wenn er ſich friſirte; dieſe waren jedoch für gewöhnlich in einem großen Knoten auf ſeinem Scheitel zuſammengeſteckt. Als Kopfbedeckung trug Gindo die gebräuchliche malayiſche Däta oder Kopftuch, welches bei den Malayen den Turban der Türken erſetzt. Niemand aber trug das Kopftuch wie Gindo, der linke Zipfel hing unnachahmlich kokettirend herab, und alle Verſuche der malayiſchen Stutzer wollten nicht glücken. Gindo trug ferner ein paar malayiſche Beinkleider, welche bis an die Kniee reichten, von rother Seide mit Goldfäden durchwirkt; an den Füßen hatte er keine glanzledernen Schuhe, auch keine Strümpfe, ſondern als ächter Malaye ging er mit bloßen Füßen und bis an das Knie nackten Beinen; eine kurze blauſeidene Jacke, eng anſchließend und vorn dicht, ein ſeidener Leibgürtel, in welchem auf der rechten Seite ein Kris, auf der linken ein anderes dolchähnliches Meſſer Sewa genannt ſteckte, beendete ſeinen Anzug. Wäſche trug Gindo nicht; er hatte wirklich kein Hemd an, und trug ſeine blauſeidene Jacke auf dem bloßen Leibe, hierin allein weicht er etwas von Pelham ab. Seine Fingernägel waren roth gemalt und drei derſelben hatten einen Zoll Länge und wurden mit beſonderer Aufmerkſamkeit gepflegt. Gindo mit den goldenen Zähnen hieß er, weil er ſich vier ſeiner Zähne hatte ausreißen, und dafür goldene einſetzen laſſen. Ach wie hinreißend ſah er aus, wenn er lächelte der ſüß-ſchwarze goldmundige Gindo.

Der weiße Hahn des Gindo war unter den Hähnen das, was Gindo unter den Männern war; der Hahn hieß Batuha-putti, oder der unſterbliche weiße, und hatte neunmal geſiegt, ein allerdings unerhörter Fall bei allen Hahnenkämpfen von Agam.

Uebrigens war der ſüß-ſchwarze Gindo nicht in Agam zu Hauſe, ſondern zwei Tagreiſen weiter aus Sincara her. Es war ungefähr Anfang November als ich nach Bazar-Lama kam, und ich geſtehe, ich war geſpannt, die beiden Haupthähne, den ſchwarzen und den weißen zu ſehen, denn ſeit vier Wochen hatte ich viel von beiden ſprechen gehört.

Es waren zwei Urſachen, warum Gindo in Bazar-Lama oft erſchien, ja auch bisweilen 14 Tage blieb, zur Verzweiflung aller jungen Malayen und zum Entzücken aller jungen Mädchen. Einestheils kam Gindo wegen der Hahnenkämpfe; die Haupturſache aber war die, daß in Bazar-Lama Dato-Tingi wohnte, deſſen Töchterlein entzückend ſchön war. Si-Edda hatte ſchönes kaſtanienbraunes Haar; ihre Hautfarbe wäre in Italien nicht aufgefallen, in Agam aber hatte ſie den Namen die weiße Edda erhalten. Der Wuchs von Si-Edda war ſchlank und voll Grazie, ihr Geſichtchen hatte einen lieblichen, etwas ſchwermüthigen Ausdruck. Si-Edda war als Malayin unvergleichlich ſchön, Füße und Hände waren ſo klein und voll Ebenmaaß, daß man ſie in China gekäßt hätte. Der Mund aber, welcher wohl einer kleinen Roſenknoſpe glich, zeigte Zähne wie ſchwarze Perlen; denn Si-Edda hatte in Folge des Bethelkauens ſcharfgebeizte Zähne, und das gefiel dem Gindo mit den goldenen Zähnen vorzüglich.

Si-Edda trug als Dato-Tingi's des reichen Patriciers Tochter an Feſttagen einen blauſeidenen Rock, mit Gold durchwirkt, welcher an beiden Seiten offen war, ſo daß bei einem etwas ſtarken Tritt Kniee und Schenkel ſichtbar wurden; hierüber eine enganſchließende Jacke, welche bis auf die Hüften herunterreichte von derſelben Farbe und Stoff, und einen rothſeidenen Shawl, turbanähnlich um den Kopf gewunden, deſſen Enden an beiden Seiten handbreit bis an die Ohren herunterhingen; ferner goldene große Ohrenringe, und zwei ſtarke goldene Armbänder 400 Dollar werth. Der Umſtand, daß bei etwas lebhaftem Gang Knie und Schenkel ſichtbar wurden, läßt ſchließen, daß ſie die Gewohnheit, Wäſche zu tragen, nicht hatte.

Dato-Tingi war ein reicher ſtolzer Herr und hätte ſeine Tochter Edda unter keiner Bedingung an Gindo gegeben, welcher zwar auch von Adel war, aber nichts beſaß als ſeinen Hahn und ſeine vier goldenen Zähne und ſeine drei Fingernägel, an welchen er manchmal kaute, wenn er an Dato-Tingi's Felder dachte. Indeſſen wurde das Geſichtchen von Si-Edda tagtäglich trauriger und magerer, namentlich ſeit der goldmundige Gindo nicht mehr des Nachts unter dem Fenſter in leiſen Tönen ſang, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte.

Bulan ada di langit, bunga kluwar derri tana,
Si-Edda punje mukka lebbi bagus.
Bintang ada di langit, intenn didalem tana,
Si-Edda punje matta lebi trang.
Metarie ada di langit, Metarie saya Si-Edda,
Kluwar la atie manis, jangan la saya matti.

Die Ueberſetzung hievon lautet ungefähr folgenderweiſe:

Der Mond am Himmel und die Blumen auf Erden
Sind nicht ſo ſchön als Edda's Angeſicht.
Die Sterne am Himmel und die Diamanten der Erde
Sind nicht ſo hell als Edda's Augen.
Die Sonne ſcheint am Himmel, meine Sonne iſt Si-Edda;
O zeige Dich, holdes Liebchen, damit ich nicht ſterbe.

Als Gindo das letztemal dieſe Strophen geſungen hatte, ſteckte Si-Edda ihre kleine Hand aus der einen halben Fuß breiten Fenſteröffnung in der Bretterwand und ließ eine ſchöne ſeidene Schärpe (ikat pingang), in welche ein Blumenſtrauß eingebunden war, auf den Sänger fallen, während aus dem nicht weit entfernten größern Fenſter von Dato-Tingi eine Lanze ziſchend durch Si-Gindo's Kopftuch fuhr und daſſelbe an die Erde heftete. Si-Gindo nahm Lanze und Schärpe, und ſprang wie ein junger Hirſch über den vier Fuß hohen Zaun, ſo daß eine zweite Lanze zu ſpät kam und zwei Fuß hinter ihm in den Boden fuhr. Ueber dieſer Geſchichte waren 14 Tage vergangen, und Dato-Tingi hatte alle Anſtalten gemacht, die zarte Edda an den feiſten Tuwan-Ko von Sepau zu verheirathen.

Indeſſen hatte Gindo den Blumenſtrauß gefunden und geleſen, und da ſtand deutlich: „ich liebe Dich bis in den Tod, — morgen erhältſt Du eine Botſchaft!“ Die Blumenſprache ſpielt in Indien immer noch eine große Rolle bei allen Liebenden. Die Botſchaft blieb nicht aus; Si-Edda überſandte an Gindo ein Päckchen Goldſtaub, 300 Dollars werth, und befahl ihm, ihren Vater den nächſten Markttag zu einem Hahnengefecht aufzufordern. Der wichtige Tag erſchien und Dato-Tingi nahm ſeine gewöhnliche Morgen-Opium-Pfeife, welche ihm Si-Edda in dreifacher Stärke darreichte! die acht Hähne von Dato-Tingi, welche an dieſem Tage Geſchicklichkeit und Muth beweiſen ſollten, wurden auf Anordnung von Si-Edda ebenfalls ſo reichlich mit Opiumeinblaſungen verſehen, daß ſie taumelig und redſelig wurden, wie ihr Herr. Die Verſammlung auf dem Markt war ſehr zahlreich und Dato-Tingi, welcher heute beſonders muthig in Folge ſeines Frühſtücks war, ſetzte ſogleich 250 Dollars auf den den erſten Hahn. Der ſchwarz-ſüße Gindo ſtreichelte ſeinen Hahn Batuha-putti, blickte verlangend nach Si-Edda's Fenſter und ſetzte 250 Doll. ein. Wäre die Doſis Opium, welche Dato-Tingi genommen hatte, nicht ſo ſtark geweſen, ſo hätte er es vielleicht ausgeſchlagen, ſo aber nahm er es an, und mit dem erſten Sprung ſtand der weiße Hahn als Sieger da, während es von allen Seiten erſcholl, menang Batuha putti (der weiße Unſterbliche geſiegt). Dato-Tingi lächelte verächtlich, und befahl ſeinen ſchwarzen Lieblingshahn zu bringen, es ſtanden 500 Doll. 1000 oder nichts; manuw? (willſt Du?), fragte der Dato, manuw! (ich will!) antwortete Gindo, doch mit wenigen Sprüngen lag auch ſchon der ſchwarze Hahn im Blute. Den Baſtard bringt mir, befahl Dato-Tingi; der Baſtard wurde gebracht, das war auch ein vorzüglicher Kämpfer, welcher auch den Ruhm eines Batuha hatte. 2000 Doll. oder nichts, rief Dato-Tingi. Bai Dato (gut Dato), antwortete Gindo; doch Si-Edda hatte dafür geſorgt, daß auch dieſer heute untauglich war. Menang Batuha putti (der weiße Unſterbliche hat geſiegt), erſcholl es zum drittenmale. Dato-Tingi fing an nüchtern zu werden, es war hohe Zeit für Gindo. Der Dato ließ ſich jetzt einen andern Hahn bringen, ſchalt auf ſein Geſinde, daß ſie die Meſſer nicht gut gebunden hätten, unterſuchte ſelbſt den Hahn ſorgfältig, goß ihm eine Handvoll kalten Waſſers über den Kopf und befahl ihm noch eine Opium-Einblaſung zu geben; leider aber hatte der gute Hahn ſchon zu viel. 4000 oder nichts, frug Dato; bai (gut), antwortete Gindo, und ſtreichelte ſeinen Hahn vor Entzücken, denn er hatte keine Ahnung von Si-Edda's Liſt und ſchrieb das Verdienſt ſeinem unſterblichen weißen Hahne allein zu. Menang, menang, erſcholl es wieder, Batuha putti menang ampat-blas kali (der weiße Unſterbliche hat 14mal geſiegt). Jetzt wurde dem allmählig nüchtern werdenden Dato die Sache doch zu gefährlich, vier ſeiner beſten Hähne waren todt, das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen; ſie ſind alle behext, ſchrie er, holt mir meine zwei andern Hähne. Der Dato hatte noch zwei vorzügliche Hähne zu Hauſe, welche er nur für beſonders wichtige Fälle aufſparte; ein ſolcher war nun eingetreten, und Gindo's Glück ſchwebte in Gefahr, da dieſe durch Edda's Liſt nicht berauſcht waren. Hier mußte der weiße Hahn vom ſchwarzen Gindo zeigen, welcher Abſtammung er war. Die Meſſer wurden ſorgfältig gebunden, und der Dato ſelbſt nahm einen ſchönen rothen Hahn, redete ihm Muth zu und blies ihm die nöthige Doſis Opium ein. Si-Gindo hatte ſeinen Hahn etwas mit kaltem Waſſer überſprengt, hatte das Meſſer noch einmal gebunden. 8000 oder nichts! rief der Dato. Gindo ſetzte ſtillſchweigend dagegen. Dießmal dauerte der Kampf etwas länger, doch auch dießmal blieb der weiße Hahn Sieger. Jetzt kam der entſcheidende Augenblick für Gindo; dieß ſollte der letzte Verſuch ſeyn, und dann keiner mehr. Der Dato hatte ein Viertel von ſeinem Vermögen verloren; jedoch war er zu weit gegangen, um ſich zurückzuziehen. Der letzte Hahn wurde ausgerüſtet, und Gindo blickte faſt mit Thränen in den Augen ſeinen Batuha-putti an, und am kleinen Fenſter von Dato-Tingi's Hauſe wurde eine kleine Hand ſichtbar, welche Hoffnung und Muth winkte. 1000 oder nichts rief der Dato; Trada Dato (nein Dato), Geld hab' ich genug, darum ſpiel' ich nicht mehr, verſetzte Si-Gindo, indem er ſich bei Dato-Tingi niederließ; aber um Si-Edda will ich ſpielen; Si-Edda oder nichts! Der Dato rechnete einen Augenblick, wiſchte ſich den Mund, und nahm eine Doſis Zirie (Bethel); bai (gut) Si-Gindo, ſagte er endlich: Si-Edda oder nichts. Jetzt dauerte der Kampf noch länger als der vorletzte; der weiße Unſterbliche hatte beim dritten Sprunge eine Wunde empfangen, er war auch ſchon etwas abgemattet durch die außerordentlichen Anſtrengungen. Gindo blickte traurig nach Si-Edda's Fenſter, da erſcholl es noch einmal menang menang Batuha-putti, anamblas Kali (der weiße Unſterbliche hat 16 mal geſiegt); Dato's Hahn lag todt da, aber auch dem braven Batuha-putti hing der linke Flügel herab und in der Bruſt hatte er eine tiefklaffende Wunde. Indeſſen umarmte und küßte ihn Gindo vor Entzücken, und verband ihm ſeine Wunden. Dato-Tingi hatte 8000 Doll. und ſeine Tochter verſpielt, ſteckte bedächtig noch eine Doſis Zirie (Bethel) in den Mund und brach für dieſen Tag das Hahnengefecht ab.

Acht Tage ſpäter ging ein langer Zug von Bazar-Lama nach Sincara; voraus gingen dreißig Frauen mit kupfernen Schüſſeln und Becken, welche die Hochzeitsgeſchenke enthielten. Ein malayiſcher Knabe leitete ein ſchön geputztes und mit 20 bis 30 Schellen behangenes weißes Pferd, auf welchem die ſchöne Edda ſaß, gefolgt von ihrem Gemahl, dem ſchwarz-ſüßen Gindo, welcher an dem heutigen Tage mit ganz beſonderer Sorgfalt ſeine rothſeidene mit Goldfäden durchwirkte Däta gebunden hatte. Zwanzig Malayen mit verſchiedenen Hausgeräthſchaften des neuen Ehepaars beſchloſſen den Zug. Batuha-putti, der weiße Unſterbliche wurde in einem Bauer von ſpaniſchem Rohr hinter ſeinem Herrn getragen; noch war er von ſeiner Wunde nicht ganz geneſen, welches ihn jedoch nicht hinderte, hin und wieder muthige Herausforderungen zu krähen, ſobald unterwegs ein anderer Hahn ſeine Stimme erſchallen ließ.

Die Goldgewinnung in den nordamerikaniſchen Unionsſtaaten.

Ueber dieſen intereſſanten Gegenſtand bringt ein New-Yorker Blatt nachſtehenden, erſichtlich aus unterrichteter Quelle gefloſſenen Aufſatz:

„Der Reichthum der ſüdlichen Staaten an edlen Metallen, namentlich an Gold hat in der neueſten Zeit die Aufmerkſamkeit engliſcher Capitaliſten erregt, welche bedeutende Summen verwenden, um die Mineralſchätze zu heben. Oeſtlich von den Alleghanies, alſo auf der atlantiſchen Abdachung läuft von Maine bis Georgien, von Nordoſt nach Südweſt, ein etwa 1000 Schritt breiter goldhaltiger Gürtel, der im allgemeinen nicht ſo reich an edlen Metallen iſt, daß er die Bearbeitung lohnen könnte; dagegen ſind an einzelnen Stellen die Adern ſehr reich, z. B. in Spotsſylvania, Fluvanna und Buckingham Counties in Virginien, Charlotte in Nord-Carolina und Dahlonega in Georgien. Als goldhaltig bezeichnet man den Strich vom Rappanhaock und Virginien bis an den Cooſa River in Alabama, er iſt auf einigen Stellen nur einige Fuß, auf andern mehrere Meilen breit. Nachdem er den Staat Georgien erreicht hat, läuft er mehr aufwärts und verliert ſich dann im Staate Alabama. Indeß wird nicht ohne Grund angenommen, daß der Gürtel auch in der nördlichen Richtung goldhaltig iſt, da man auch in Canaan (Staat) New-Hampſhire, zu Middle-Haddam am Connecticutfluſſe und im Staate Maine Gold gefunden hat. Aber nur in Virginien, Nord- und Süd-Carolina und Georgien ſind bisher Goldminen bearbeitet worden.

Die eigentlichen goldhaltigen Felſen ſind die kalkartigen Schieferlager, welche im Alter auf den Granit folgen, ſich geſchmeidig anfühlen und in allen Graden von Härte und Farben vorkommen. Die größte Maſſe dieſes jemals in den Goldgruben des Südens gefundenen Goldes ward in Cabarrus County, Nord-Carolina, gefunden, und wog 37 Pfund. Die Entdeckung dieſes Klumpens iſt nicht unintereſſant. Ein armer unwiſſender Farmer erblickte eines Tages beim Fiſchen eine glänzende Maſſe im Bette des Fluſſes. Er nahm ſie heraus und mit nach Hauſe, wo er ſie mehrere Jahre lang als eine Curioſität aufbewahrte, ohne daß weder er noch ſeine Nachbarn die geringſte Ahnung von ihrem Werthe hatten. Zuletzt beredete ihn ſeine Frau an einem Werktage, das Erz mitzunehmen und wo möglich zu verkaufen. Er that es und ein Juwelier gab ihm 15 Dollars dafür, obgleich er einen Werth von 8000 Dollars hatte. Es iſt merkwürdig, daß ſeitdem in dieſer Localität keine Maſſe gefunden worden, die mehr als das Gewicht eines Pfennigs hatte. [1]

Die goldhaltigen Gruben der ſüdlichen Staaten ſind meiſtens Quarzminen und laufen in der Richtung von Nordoſten nach Südweſten. Das Syſtem ihrer Bearbeitung liegt noch in der Kindheit. Die Gruben ſind meiſtens nur große Gräben, die oben geöffnet ſind und jeden Augenblick einfallen können, was auch oft geſchieht. Man pflegt Theile einer Ader oft nicht mehr als zwölf Fuß Quadrat an Perſonen zu verpachten, die total unbekannt ſind mit dem Bergwerksweſen. Die Folge daron iſt, daß das bereits zur Bearbeitung der Gruben verwendete Capital faſt ebenſo ſo groß iſt, wie das gewonnene Gold. In vielen Fällen hat ein Abenteurer ſein ganzes Vermögen daran verwendet, eine Grube zu öffnen, und gerade dann aufhören müſſen, wenn das Glück nicht mehr ferne lag.

Viele dieſer verlaſſenen Minen ſind ſpäter von Capitaliſten angekauft worden, und werden ſeitdem mit Vortheil bearbeitet. Von den einträglichen Gruben Virginiens erwähnen wir die Marſchallmine in Spotsſylvania County, am Rappanhaock, 12 Meilen von Friedrichsburg. Aus dieſer Mine iſt bis dahin für 300,000 Dollars Gold gezogen worden. Es ſind 20 Bergleute darin beſchäftigt, die täglich von 150—200 Doll. erzielen. Die Minen liegen in einer Tiefe von 100 Fuß. In Fluvanna County hat der bekannte Ex-Commodore, jetzt Senator Stockton ſchon ſeit längerer Zeit Gruben bearbeiten laſſen. Der Ertrag derſelben iſt nicht unbedeutend, und es ſind bereits beträchtliche Summen zur Anſchaffung von Maſchinerien verausgabt worden, die man aber ſpäter als untauglich fand. Die Garnett- und Moſelyminen in Buckingham County ſind im vorigen Jahre von einer engliſchen Compagnie angekauft worden, die ſie jetzt bearbeiten läßt. Dieſe Compagnie hat ein Gelände von 1300 Acres angekauft, worauf mehrere Adern ſind. Die London- und Virginia-Gold- und Kupfergruben-Geſellſchaft hat neuerdings ein anderes Gelände für 150,000 Doll. angekauft, welches unter dem Namen Eldridgemine bekannt iſt und an das obengenannte gränzt. Die Gruben Garnett und Moſely ſind von dem engliſchen Mineralogen Anſted unterſucht und ſehr reich befunden worden, und auf ſeinen Rath haben die engliſchen Capitaliſten dieſelben erworben. Beide Minen liegen in der Nähe des Willisberges, einer eigenthümlichen geologiſchen Erſcheinung, inſofern er nämlich in dem County Piedmont eine mühſam ſich erhebende Felsmaſſe bildet. Die Hauptader liegt in einer Tiefe von 110 Fuß und iſt 15 Fuß breit. Wenn man den Quarz zu Tage bringt, iſt das in demſelben enthaltene Gold nicht ſichtbar; iſt es aber zerſtampft und bearbeitet, ſo ergibt die Tonne (2000 Pfd.), an Gold von 15 bis 20 Doll. auch wohl 25 Doll. In manchen Theilen der Ader iſt das Gold aber in Klumpen vorhanden und gleich gediegen. Dieſe Klumpen werden „Specimens“ genannt und ſollen manchmal 1000 Doll. auf die Tonne ausgeben. Die Compagnie hat gegenwärtig fünf Schachte getrieben; unter Anleitung der Ingenieure arbeiten etwa 70 gemiethete Negerſklaven und ſeit Auguſt v. J. eine Anzahl aus England verſchriebener Bergleute.

Die Goldgruben im Staate Nord-Carolina werden ſchon ſeit einer Reihe von Jahren bearbeitet. Eine der wichtigſten, die aber erſt in neueſter Zeit allgemein bekannt geworden, iſt die Mc. Cullockmine in Guilford County, 12 Meilen ſüdöſtlich von Greens Boro. Dieſe Grube iſt ſowohl wegen ihres Reichthums an Kupfer als auch an Gold werthvoll. Sie iſt im vorigen Jahre von dem Geologen Dr. Charles, P. Jackſon unterſucht und ſehr günſtig beurtheilt worden. Die Ader iſt unterſchiedlich von 5—12 Fuß dick. Die Bücher des früheren Eigners zeigen folgendes Reſultat:

Gold nach der Münze geſchickt vom 1 Januar 1852 bis 1 Januar 1853	31,304-10 Doll.
Ausgaben aller Art	3,730-15 „
Netto-Gewinn	27,573-85 Doll.

Dieſe Grube wird bereits ſeit 2 Jahren bearbeitet und hat ihrem Beſitzer ſchon ein hübſches Vermögen gebracht. Das Kupfererz, welches in großer Menge vorhanden iſt, enthält durchſchnittlich 28 Procent Metall; das Golderz trägt etwa 2 Doll. 25 Cent per Buſtel (Scheffel) aus. Die Bearbeitung der Mine wird jetzt ziemlich ſyſtematiſch betrieben.

Die Gold-Hill-Gruben in Nord-Carolina werden ſchon ſeit lange bearbeitet und ſind ohne Zweifel bekannter als irgend eine

[1] Es verſteht ſich, daß hier von einem amerikaniſchen Penny oder Kupfercent die Rede iſt, der ungefähr die Größe eines Silbergulden hat. C. P.

andere in jenem Staate. Unmittelbar daran hat ſich ein Dörfchen erhoben von 800 Einwohnern, welche ſämmtlich entweder direct oder indirect durch die Minen ihren Unterhalt finden. Es ſind fünf Gruben, die zuſammen ſchon über drei Millionen Doll. Werth an Gold geliefert haben. Im vergangenen Jahr ſind dieſe Gruben in den Beſitz einer einzigen Compagnie gelangt, welche jetzt die Bearbeitung derſelben in ziemlich ausgedehntem Maßſtabe betreibt. Das Erz iſt meiſtens Eiſenkies, welcher bei dem Zerſtampfen nicht alles Gold abliefert. Unter dem Namen „Telos Gold-Hill-Compagnie“ hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, welche den erſten Abfall des Metalls bearbeitet, das ſich auf beinahe drei Millionen Schäffel belaufen ſoll. Die Gruben ſind ſo ausgedehnt, daß die Gold-Hill-Mining-Compagnie wahrſcheinlich noch auf zwei Generationen lang einträgliche Arbeit finden wird.

Die Cappsmine in demſelben Staate iſt eine andere, welche reichlichen Ertrag liefert. Sie wird ſeit 15 Jahren von Capitaliſten aus den nördlichen Staaten bearbeitet und hat auf einem weit beſchränkteren Raum als die Gold-Hill-Grube beinahe ebenſo viel geliefert wie dieſe. Die Grube liegt in einer Formation von Granit und iſt bis in eine Tiefe von 160 Fuß bearbeitet worden, und zwar 100 Fuß tief ohne merkliche Abnahme an Reichthum des Metalls. Auch ſie verſpricht ein einträgliches und dauerndes Eigenthum zu bleiben. In der unmittelbaren Nähe der Eingangs dieſes Artikels erwähnten Stelle, wo der Farmer den merkwürdigen Klumpen fand, liegt die bekannte vor 20 Jahren entdeckte Reedmine. In dieſer Grube ſind laut Wheeler's Geſchichte von Nord-Carolina von Zeit zu Zeit Goldklumpen gefunden worden von 2, 3, 7, 8, 9½, 13¾ und 16 Pfd. Avoirdupoids. [1] Dieſe Grube hat mehr Gold geliefert als irgend eine andere in den Vereinigten Staaten und iſt ohne Zweifel noch jetzt eine der reichſten, wenn nicht die reichſte in Nord-Carolina, da ſie außer einzelnen Klumpen und den gut abgegränzten Adern eine bedeutende Menge ſogenannten „Korn-Goldes“ liefert.

Süd-Carolina beſitzt ſchon ſeit lange bekannte Goldminen, aber bis vor drei Jahren hatte es keine von Bedeutung. Jetzt aber darf es behaupten, innerhalb ſeiner Gränzen eine der reichſten Goldgruben der Erde aufweiſen zu können. Dieſe liegt in dem ſüdlichen Winkel vom Abbeville-Diſtrict, unweit der Edgefield-Linie, 80 Meilen vom Savannah, und gehört einem gewiſſen Wm. B. Dorn, der 4000 Acre Land in einem Stück beſitzt.

Hr. Dorn hat 11 Jahre lang ſein Gebiet durchſucht und vor dem Jahre 1852 nur für einige tauſend Doll. Werth Gold gefunden, bis er im Februar genannten Jahres auf eine bedeutende Ader ſtieß. Der Felſen iſt ein röthlicher kalkartiger Schiefer, welcher Luft und Wetter ausgeſetzt leicht verwittert und dann einen ſteifen röthlichen Mergel bildet. Die Ader läuft beinahe gerade von Oſten nach Weſten. Sie ward etwa drei Fuß unter der Erdoberfläche gefunden; der Gang beſteht aus mehreren Stockwerken, und bildet eine Collection von kleinen Adern mit dazwiſchenliegenden gehaltloſen Schichten. Auf mehreren Stellen iſt er nur einige Zoll, auf andern bedeutend breiter. Im Monat Julius vorigen Jahres ſtieß man auf eine Stelle, wo er 14 Fuß breit war.

Bis dahin waren aus einem kleinen 300 Fuß langen, 12 Fuß hohen und 15 Fuß breiten Schachte 300,000 Doll. gewonnen worden. Ein bedeutender Theil dieſes Raumes war natürlich von der Felswand geſchlagen worden, welche man fortſchaffen mußte, um Platz zu gewinnen. Die Koſten des Gewinnes von 202,000 Doll., mit Anwendung von zehn Perſonen Arbeitskraft, betrug nur 1200 Doll. Dieſe 202,000 Doll. wurden mittelſt einer einzigen von zwei Maulthieren gezogenen chileniſchen Stampfmaſchine, die täglich 15 Scheffel Erz verarbeitete, im Jahre 1852 erzeugt. Seitdem iſt die Ader 300 Fuß von dem Orte der erſten Oeffnung angegraben und auch dort ſehr einträglich gefunden worden. Es ſind jetzt zwei chileniſche Stampfmaſchinen in Operation, und nicht ſelten ſtößt man auf eine Collection von Stücken reinen Metalles, von denen einige 50—60 Doll. werth ſind.

Eine New-Yorker Compagnie, welche den Namen „Dorn-Mining-Compagnie“ führt, hat einen Theil von Dorn's Gelände gepachtet. Als dieſer Theil im Sommer vorigen Jahres explorirt wurde, ſtieß man 8 Fuß unter der Oberfläche auf eine Ader, von der einiges Erz 500 Doll. per Scheffel werth war. Die Ader iſt in der That ſo reich, daß oft mit Hülfe einer guten Stampfmaſchine in einem Tage für 4000 Doll. Gold gewonnen wird. Dieß iſt keine Uebertreibung, ſondern eine auf officiellen Berichten beruhende Angabe.

Erſt in neueſter Zeit haben die Wiſſenſchaft und die Erfindung von Maſchinerien u. ſ. w. etwas gethan für die Ausbeutung der großen Kupfer- und Goldregionen in den Staaten Virginien, Nord- und Süd-Carolina und Georgien. Noch aber iſt erſt der Anfang gemacht zur Benutzung dieſer wichtigen Quelle unſeres Nationalreichthums. Die große Ausdehnung der ſüdlichen Goldformation, einer Region, die nicht weniger als 500 Meilen lang und 11 bis 50 Meilen breit iſt, mit einer Ader von vermuthlich wenigſtens 2000 Fuß Tiefe, darf ſicherlich als ein werthvoller Schatz für die Zukunft betrachtet werden. Aber wie ſo manches in dieſem jugendlichen Lande ſich erſt in den Anfängen der Entwicklung befindet, ſo auch der Bergbau. Zur Ausbeutung dieſes Materials gebrauchen wir vor allem zwei Dinge — Wiſſenſchaft und Capital.

Die Bemerkung, daß der goldhaltige Gürtel öſtlich der Alleghanies im allgemeinen nicht ſo reich an edlen Metallen ſey um die Bearbeitung zu lohnen, muß als vag und oberflächlich betrachtet werden. „Man weiß noch ſehr wenig im allgemeinen“, kömmt der Wahrheit viel näher. Capital hat man genug; aber wenn Wiſſenſchaft nicht — von europäiſchem Capital engagirt — eingeführt wird, ſieht es ſchlimm aus. Wir achten die Wiſſenſchaft zu gering, als daß ſie ſich bei uns zu entwickeln vermöchte! Unſer Golddurſt bleibt beim rohen Raubbau ſtehen!

Die Goldgrubenverhältniſſe in Californien ſind bereits ſo häufig beſprochen worden, daß ſie eher als die obigen für bekannt gelten können. E. P.

[1] So viel wie: engliſches ſchweres Handelsgewicht. E. P.

Nachrichten von der Entdeckungs-Expedition nach Centralafrika unter Dr. H. Barth.

Das Publicum weiß bereits die Ankunft Dr. Barths in Timbuktu, ſowie daß derſelbe ſo glücklich war, den Schutz des Scheik El Bakay zu erlangen, daß aber trotzdem ſein Aufenthalt in Timbuktu ſehr gefährlich und ſeine Geſundheit ſehr erſchüttert war. Dieſe Nachrichten reichten bis zur Mitte October vor. J. Es liegen

nun neuere Briefe vor, welche bis zum 15 December gehen. Sie enthalten die Nachricht, daß der Reisende seine volle Gesundheit und Stärke wieder habe. Er schreibt, er wäre längst von Timbuktu weiter gereist, dessen Klima seiner Gesundheit eben so nachtheilig, als seinem Leben die allen Christen feindliche Stimmung der dortigen Bevölkerung gefährlich war, der keine andere in Nordafrika an islamitischem Fanatismus gleichkommt, — wenn er nicht hätte fürchten müssen, dem sichern Tod entgegenzugehen und das Loos des unglücklichen Major Laing zu theilen, falls er ohne genügende Bedeckung weiter gereist wäre. Es stellt sich heraus, daß der Mord des letztern von den Fullans (Fellaha's) von Hamd-Allahi angestiftet war, einem südwestlich von Timbuktu wohnenden Stamm, der auch Dr. Barth so feindlich ist. Diese Hamd-Allahi Fullans hatten von ihrem Häuptling den bestimmtesten Befehl bekommen, den Reisenden in ihre Gewalt zu bekommen und lebendig oder todt in sein Hauptquartier zu liefern. Denn sie glaubten nicht, daß Dr. Barth ein Gesandter aus Stambul sey und sie verlangten alle seine Papiere, um sich zu vergewissern ob es wahr sey, was der Scheich el Bakay die Masse der Bevölkerung habe glauben machen. Dank dem Schutze des Scheiks sowie seinem eigenen muthigen Benehmen und ununterbrochener Wachsamkeit, hatten die genannten Feinde ihm noch kein Uebel zufügen können. Leider hat der genannte Scheik gar keine bewaffnete Macht, und sein Ansehen stützt sich allein auf die geistliche Gewalt, die er im westlichen Sudan ausübt. Dr. Barth und seine kleine Begleitung sind deßhalb immer wohl bewaffnet, um jedem plötzlichen Angriff die Spitze bieten zu können. Es ist sehr zu bedauern, daß Dr. Barth nicht ein Schreiben vom „Sultan in Stambul" hat; er ist überzeugt, daß er alsdann ohne alle Gefährde seitens der mohammedanischen Bevölkerung seine Reise machen könnte. Er hoffte mit dem Schluß des Jahres Timbuktu verlassen zu können, und so aus einer Lage zu kommen, welche für Körper und Geist gleich drückend und schädlich ist.

Während er diesen Brief schrieb, kam zu seiner großen Freude Anab, der mächtige Häuptling von Tingeregif, einem Tuaricksstamme, an, welcher östlich von Timbuktu wohnt. Dr. Barth hatte diesen Häuptling längst erwartet, weil der Scheik el Bakay denselben um Hülfe für den Reisenden gebeten hatte. Er kam in Begleitung von 100 Berittenen, um den Reisenden sicher durch sein Gebiet auf seinen Weg über Sakatu hinaus zu geleiten. Die Nachricht, daß Dr. Vogel von Europa abgereist sey, um mit ihm zusammenzutreffen, hatte Timbuktu erreicht und ihm eine große Freude gemacht. Dr. Barth beschreibt sodann das Resultat seiner neuesten Forschungen, welche in zwei umfangreichen Kartenblättern graphisch dargestellt sind. Herr August Petermann, von welchem auch obige dem englischen Athenäum entnommene Notizen sind, sagt in der Gothaischen Zeitung über genannte Blätter nachstehendes: „das eine umfaßt einen großen Theil der westlichen Sahara, die sogenannte Wüste von Kahayde und Sansandi, und reicht vom atlantischen Ocean im Westen bis zum Meridian von Timbuktu im Osten, und von dem Niger im Süden bis zur marokkanischen Gränze im Norden, und stellt, wenn man den nördlichsten wüstern Theil von etwa 20° nördlicher Breite theilweise abzieht, ungefähr den Bereich des berühmten Ghanata dar, des geschichtlich ältesten central-afrikanischen Reiches. Das andere Kartenblatt umfaßt den bisher gänzlich unbekannten mittlern Theil des Stromsystems des Kowara (gewöhnlich, aber irrthümlich Niger genannt), von Timbuktu abwärts, mit seinen vielen Verzweigungen und die an seinen Ufern ansässigen mächtigen und historisch merkwürdigen Staaten. Beide Kartenblätter und die dazu gehörigen Abhandlungen sind zweifelsohne als die wichtigsten Beiträge für die geographische und geschichtliche Kenntniß der nördlichen Hälfte Afrika's anzusehen, da sie zwei bisher fast gänzlich unbekannte bedeutend ausgedehnte Länderstrecken und, wie es scheint, durch einen höchst interessanten Nationalitäten-Complex charakterisirte Landschaften mit mannichfaltiger Naturbeschaffenheit, — zum erstenmale mit der dem unermüdlichen Forscher eigenthümlichen Vollständigkeit vor unsern Blicken entfalten."

Aus Anlaß des Datums (Mitte December) macht Herr Petermann folgende interessante Bemerkungen über die Zeit, welche Nachrichten aus verschiedenen Theilen von Afrika zu uns brauchen. „Obwohl die Strecke von London nach Timbuktu nicht weiter ist als von London nach Kairo, so gebraucht ein Brief zur Reise zwischen jenen beiden Orten — wie in diesem Falle — gegen neun Monate, während die Post zwischen beiden letzteren Orten dieselbe Strecke etwa in zwei Wochen zurücklegt. In jenen Gegenden Inner-Afrika's, wo die Verbindungen mit dem übrigen Theile der Welt die verhältnißmäßig höchste Stufe der Entwickelung erreicht haben, nämlich vom Tsadsee durch die große Wüste nach Tripoli am mittelländischen Meere, kann ein Brief durch die Kamel-Post bis an die Küste und von da auf dem gewöhnlichen Wege über Malta wohl in zwei Monaten London erreichen. Dazu muß aber alsdann ein wohlberittener Tuarick als Courier gewonnen werden, der auf seinem Maherry (einer besondern Art schnellfüßiger Kamele, den Rennpferden unter dem genus equus gleich) mit dem Strauß um die Wette die furchtbaren Wüstenstrecken in öder Einsamkeit und nicht geringer Lebensgefahr rasch durchfliegt. Aber da, wo die Verbindungen, durch Unsicherheit der zu durchziehenden Strecken oder andere Umstände veranlaßt, bloß durch Karawanen bewerkstelligt werden, wie von Timbuktu nach dem Mittelmeere, da werden die Briefe und Depeschen der deutschen Forscher, welche die wissenschaftliche Welt in den letztern Jahren mit so viel Interesse und Theilnahme gelesen, mühsam von einer Station zur andern mitgeschleppt, um endlich in einer oder der andern der Küstenstädte in europäische Hände zu gelangen. Das Wunder dabei ist, daß die Briefe überhaupt eine solche prekäre Reise aushalten können, und fast ohne Ausnahme richtig einlaufen, Reisen, deren Wege durch eine kaum unterbrochene Linie weißgebleichter Gebeine und Knochen umgekommener Menschen und gefallener Kamele bezeichnet ist, und wo natürlicherweise nicht diese allein, sondern auch Güter gefährdet sind. Der Umstand indeß, daß bei den Bewohnern von Nord- und eines Theils von Inner-Afrika alles Geschriebene mit einer Art von Heiligkeit betrachtet und mit großer Sorgfalt bewahrt wird, dürfte die ungemeine Sicherheit der Briefbeförderung in jenen Ländern einigermaßen erklären."

Die griechische Handelsmarine.

Im J. 1816, also wenige Jahre vor dem Ausbruche des griechischen Freiheitskampfes, der alle griechischen Handelsschiffe in Kriegsfahrzeuge verwandelte, betrug die Zahl aller der Handels-

schiffe der Türkei, welche Griechen gehörten, gegen 600 mit ungefähr 17,000 Matrosen; im J. 1847 dagegen zählte man allein im kleinen Königreiche Griechenland 3500 Handelsschiffe zu 180,000 Tonnen Gehalt und mit ungefähr 30,000 Matrosen. Im J. 1832 waren unter den 9220 Schiffen, welche in den Hafen von Konstantinopel einliefen, 2844 griechische, 1697 englische, 1280 österreichische, 1041 sardinische, 632 russische. Zu Anfang des Jahres 1853 betrug die Handelsmarine des Königreichs Griechenland 4327 Fahrzeuge, worunter 1053 von mehr als hundert Tonnen Gehalt, die sich unter 22 Häfen oder Handelsplätze vertheilen. Die Tonnenzahl betrug 247,663. Allein der Hafenstadt Piräos gehören 365 Schiffe von verschiedener Größe, worunter 52 Briggs, im Ganzen mit einem Tonnengehalt von 11,743 Tonnen und mit 1728 Matrosen. Die Insel Syra, welche vor dem Freiheitskriege 19 Fahrzeuge von kleinerem Umfange zu 700 Tonnen besaß, hat gegenwärtig 568 Fahrzeuge (darunter 6 Galeeren, 336 Briggs, 51 Goeletten) zu 83,501 Tonnengehalt und mit 4650 Matrosen, und im J. 1852 liefen dort 49 neugebaute Fahrzeuge zu 3675 Tonnengehalt und zu einem Werthe von 550,000 Franken vom Stapel, während im J. 1853 daselbst wiederum 25 Schiffe im Bau begriffen waren. Amaliopolis, eine erst seit 15 Jahren angelegte Stadt an der nordöstlichen Gränze des Königreichs Griechenland, besitzt 78 Schiffe zu 4847 Tonnengehalt und mit 461 Matrosen. Navarin, Kalamata, Kyllene, Skopelos, Nauplia, Piräos und Koron besaßen vor der Revolution keine Fahrzeuge, und mit Ausnahme von Piräos und Amaliopolis geben die ebengedachten sechs kleineren Hafenstädte gegenwärtig 665 Schiffe zu 14,578 Tonnengehalt und mit 3456 Matrosen. Außerdem muß man zu den obgedachten 327 Schiffen, woraus die Handelsmarine des Königreichs Griechenland zu Anfang des J. 1853 bestand, noch diejenigen Fahrzeuge zählen, welche griechischen Capitänen gehören und unter der Flagge der jonischen Inseln, der von Samos und der Walachei, sowie unter türkischer Flagge segeln, und die man auf tausend Fahrzeuge zu einem Gehalt von mindestens 100,000 T. rechnen kann, so daß der Bestand der griechischen Marine zu 5327 Schiffen mit einem Gehalt von 357,000 Tonnen anzunehmen wäre. Demzufolge betrüge die griechische Marine mehr als das Drittheil der französischen, was die Anzahl der Schiffe anlangt, und nach der Tonnenzahl mehr als die Hälfte, indem nach der Angabe des Journal des Débats vom 31 März 1850 die französische Marine nur 14,353 Schiffe zu 683,298 Tonnen zählte. Und gleichwohl nimmt Frankreich unter den handeltreibenden Seemächten den zweiten Rang ein und hat eine Einwohnerzahl von 36 Millionen! Aber auch dieß ist noch nicht alles. Es gibt griechische Schiffseigenthümer, die unter einer auswärtigen Flagge fahren, und so gehört z. B. mehr als das Zehntel der österreichischen Marine Griechen. Einer von diesen letzteren C. A. Rallis in Triest besitzt mehr als zwanzig Schiffe, von denen zwölf mehr als 200 Tonnen, sechs aber mehr als 500 Tonnen ein jedes halten und eines über 700 Tonnen hat. Auch ist es dieser Rallis, dem das größte Schiff der österreichischen Marine mit einem Gehalt von 955 Tonnen gehört. Die griechische Marine nimmt also den vierten Rang nach England, Frankreich und den nordamerikanischen Freistaaten ein, und die Zahl der Matrosen, die Griechenland zu liefern im Stande ist, und mit denen in Folge der Eigenthümlichkeiten seiner Marine und der hier einschlagenden Verhältnisse keine andere Macht zu wetteifern vermag, kann bis zu 60,000 ansteigen. Bereits fahren die griechischen Schiffe bis nach Falmouth, Cork und Liverpool (in den ersten beiden Häfen liefen im J. 1852 mehr als 500 Schiffe unter griechischer Flagge ein), und von der Insel Santorin gehen alljährlich griechische Handelsbriggs mit Weinladungen nach Nordamerika.

Miscellen.

Ueber die Niger-Chadda-Expedition hat man dem Athenäum zufolge einige neuere Nachrichten erhalten. Die Plejade, unter Leitung des Capitän Taylor, erreichte Fernando Po am 28 Junius und sollte in weniger als einer Woche ihre Tour den Niger und Chadda aufwärts antreten. Der Tod des Generals Bekroft, der von der Regierung als der officielle Leiter der Expedition bestellt war, veranlaßte Hrn. Miller, den ältesten Officier in den Buchten von Benin Dr. W. B. Baikie vorläufig an die Spitze der Expedition zu stellen. Derselbe war anfänglich der Expedition als Naturforscher beigegeben, und von seinem Charakter und seiner Befähigung soll Gutes zu hoffen seyn. Diese Wahl wurde von dem Ministerium und der Admiralität bestätigt.

*

Vergleichung der Längenbestimmungen zwischen den Sternwarten von Greenwich und Paris. Im vorigen Jahrhundert, etwa um das Jahr 1787, wurden bekanntlich von Staatswegen die ersten Versuche gemacht, das Verhältniß der Längen von Paris und Greenwich genau zu bestimmen. Das erste Mittel waren geodätische Messungen. Vom Jahr 1825 an suchte man den gleichen Zweck durch optische Signale zu erreichen, welche aber nicht recht gelingen wollten. Später bediente man sich möglichst genauer Chronometer zu der Vergleichung der Längen. Nachdem nun die beiden Länder durch den unterseeischen elektrischen Telegraphen verbunden waren, lag der Gedanke nahe, daß man dieses Mittel zur Vergleichung der Längen benütze. Dieß geschah denn auch. Mittelst einer Menge von Signalen hat man berechnet, daß der frühere Fehler etwa eine Secunde betrug, und das Verhältniß wurde jetzt so bestimmt, daß der Fehler höchstens noch den hundertsten Theil einer Secunde betragen kann.

*

Auswanderung aus Schottland. Die Gesammtzahl derer, welche dieses Jahr von dem nördlichen Schottland nach Amerika auswanderten, beträgt über 2000 Personen. Folgende sind die Zahlen derer, die in den letzten 6 Jahren allein aus der Grafschaft Aberdeen auswanderten: im J. 1849, 182; im Jahr 1850, 293; im J. 1851, 546; im J. 1852, 599; im J. 1853, 695; im J. 1854, 1550; zusammen 3855. Die Auswandernden waren meist Landtaglöhner und kleine Pachtbauern.

*

Goldgräberei in Schottland. Vor einiger Zeit wurde bei Kirkmichael im Norden von Glenbrerachan, auf den Gütern des Herzogs von Athole Gold gefunden, ebenso im Norden von Cairnwell. Es fand sich in losgerissenen Felsstücken, wie sie dort sehr häufig sind. Es war zufolge einer vorgenommenen Analyse so rein, wie das australische Gold. Ein Herr Lowden, welcher sich viele Jahre in Australien in unmittelbarer Nachbarschaft der Goldgruben aufgehalten hatte, machte die erwähnte Entdeckung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 39. 29 September 1854.

Die geiſtige Lage Frankreichs.

Unter der Ueberſchrift: „Perſpectiven über die Gegenwart; — die aufgeklärten Männer“ [1] gibt Herr Emil Montégut in der Revue des deux Mondes unter anderem eine Schilderung der gegenwärtigen geiſtigen und moraliſchen Lage Frankreichs, welche gleich bemerkenswerth iſt durch das Treffende der Zeichnung, wie durch die Strenge der Selbſterkenntniß und die ungeſchminkte Ehrlichkeit des Geſtändniſſes. Wir übergehen denjenigen Theil der Bemerkungen Herrn Montégut's, welcher auf die geiſtige Entwicklung des geſammten Europa Bezug hat, und beſchränken uns auf das was er über Frankreich ſagt.

„An Aerzten und Syſtemen, ſagt Herr Montégut, hat es in Frankreich nicht gefehlt. Man hat der Nation eine Reihe von Principien, das der Autorität wie das der Freiheit, der Anarchie wie des Communismus, jedes zu ausſchließlicher Anwendung angerathen, und ſie hat dieſelben eines nach dem andern durchprobirt, ohne daß man ſich ihrer Wirkungen eben ſonderlich erfreuen dürfte. Ohne Zweifel lag der Fehler eben in der ausſchließlichen Anwendung der Mittel, deren ſtarke Doſen, ſtatt das alte Leiden zu heilen, immer wieder neue erzeugen mußten; und ſtatt den Deſpotismus und die Anarchie zu bewältigen, ſteht Frankreich bedroht von beiden und hülflos zwiſchen ihnen.“

Nachdem nun Herr Montégut das halt- und zielloſe Herumirren der Geiſter im jetzigen Frankreich, nicht etwa bloß von Seiten der Maſſe, ſondern auch an hervorragenden Männern unter dem gebildetſten Theil der Nation geſchildert, ſtellt er ſich die Frage, ob man nicht dieß „moraliſche Chaos“ theilweiſe dem Verſchwinden einer Claſſe von Menſchen zuſchreiben müſſe, die ſeit drei Jahrhunderten in Europa und in Frankreich eine ſo bedeutende Rolle geſpielt, und die man ſonſt die „aufgeklärten“ Männer genannt habe. Er vermuthet das aus dem charakteriſtiſchen Anblick, welchen gerade die geiſtige Verwirrung des jetzigen Frankreichs gebe. „Die Menſchen in Frankreich, ſagt er, fangen an ſich nur noch durch die Kleidung zu unterſcheiden. In moraliſcher Beziehung iſt jener, der aufs Feinſte nach der Mode gekleidet iſt und ſeine Cravate untadelhaft angelegt hat, nicht verſchieden von dieſem ärmlichſt Gekleideten, den man neben ihm ſieht. Der eine wie der andere gehört zum großen Haufen. Weder die Einſichten noch die Erziehung machen einen Unterſchied. Die Intereſſen allein bilden eine Scheidewand zwiſchen ihnen. Jener iſt conſervativ um jeden Preis, weil er viel zu verlieren hat, dieſer iſt durchſchnittlich gleichgültig gegen die Aufrechthaltung der Ordnung, weil er ſo viel wie nichts dabei zu gewinnen hat. Es wäre völlig unnütz, den einen oder den andern über irgend ein politiſches und moraliſches Intereſſe zu fragen. Die Meinung des einen hat ſo wenig zu bedeuten wie die Meinung des andern. Auch die Meinung der Mehrzahl hat darum keine Wichtigkeit, und man würde nicht wenig fehlen, wenn man ſie bei ſeinen Urtheilen in Rechnung nehmen wollte.“

Aus dieſer Abweſenheit alles höheren Intereſſes und Urtheils alſo glaubt Herr Montégut auf die Abweſenheit von Repräſentanten wahrer Aufklärung im heutigen Frankreich ſchließen zu müſſen. Er verſteht darunter jene Claſſe von Geiſtern, die erſt von der Zeit an hervortreten, wo es Parteien im Sinn ausgeſprochener geiſtiger Gegenſätze gegeben habe, d. h. von der Reformation an. Er unterſcheidet jene Männer von den Genies, mit denen ſie nicht die Gabe großer Entdeckungen noch den Muth weitgreifender Initiativen, aber dafür auch nicht den brennenden Ehrgeiz, die Leidenſchaft und die überſtrömende einſeitige Heftigkeit des Charakters theilen. Er findet ſie z. B. in jenen Naturen, welche in der Zeit der Reformation, wo ganz Europa vom Fürſten bis zum Bauer herunter in zwei Parteien geſpalten war, eine neutrale Mittelſtellung einnahmen, wie Erasmus; welche, ſtatt an dem wilden Kampf der Geiſter theilzunehmen, ſich lieber in das griechiſche und römiſche Alterthum zurückzogen, deſſen Studium zu erneuern ſie ſich angelegen ſeyn ließen; welche, wenn ſie für die Reformation oder für den Katholicismus Partei nahmen, dieß nicht aus religiöſer Ueberzeugung thaten, ſondern weil ſie — die Einen durch die Liberalität ihres Charakters zu jener, die andern durch ihre Liebe zur beſtehenden Ordnung mehr zu dieſem ſich hingetrieben fühlten. Herr Montégut weiſt dieſen Naturen eine ſehr bedeutende Stellung in einer Zeit an: „ihnen verdankt das 16te Jahrhundert“, daß den beiderſeitigen Parteiwaffen die

[1] De l'homme éclairé, ſagt Herr Montégut. Dieß Wort iſt nahezu unüberſetzbar. Das Wort hat im Franzöſiſchen durchaus nicht den fatalen Beigeſchmack, der uns Deutſche gleich an Abklärung denken läßt. „Helle Köpfe“ wäre beſſer, aber das ſchließt nicht die moraliſche Bedeutung in ſich, welche die franzöſiſche Sprache in das Wort legt — den Charakter der Beſonnenheit und Mäßigung, welcher gerade von unſerem franzöſiſchen Autor ganz beſonders gemeint iſt.

giftigsten Spitzen abgebrochen worden ſind; ihre nach außen unſcheinbare Thätigkeit hatte für die Intereſſen der niedern Claſſen Sorge getragen, um deren Wohl und Wehe ſich die tobenden Parteien und die Führer des geiſtigen wie des Waffenkampfs nichts bekümmerten. Neben der Herrſcherweisheit Heinrichs IV verdankt man dem verſöhnlichen ordnenden Walten dieſer Männer die Frankreich ſo wohl anſtehende Regierungsweiſe im Geiſt billiger Compromiſſe und wahrer richtiger Mitte, und die Erhebung Frankreichs auf eine Höhe, von der es erſt wieder herabſtieg als wiederauflebende finſtere religiöſe Leidenſchaften mit der Widerrufung des Edicts von Nantes jene geſunde Tradition des franzöſiſchen Königthums brachen." Im 17ten Jahrhundert findet Herr Montégut dieſe Claſſe von Geiſtern in den Männern wieder, welche ſich den beſtehenden Gewalten entſchieden untergeordnet haben, ohne doch durch Serviliſmus ihrem innern Adel und ihrer perſönlichen Würde etwas zu vergeben. Das 18te Jahrhundert, zumal in ſeiner zweiten auf Neuerung und Umſturz drängenden Hälfte laſſen uns dieſe Männer zum letztenmale wirkſam erſcheinen, aber ſchon in eine zweite Linie zurückgedrängt gegenüber den leidenſchaftlichen Wortführern des Tags, nüchterne und beſchränkte Anſichten vertretend und von ſchüchterner faſt gebrochener Haltung. Von da an verlieren ſie ſich, wie Herr Montégut ſagt, in der durch das geiſtige Nivellement unſerer Zeit zum Mitſprechen emporgehobenen Maſſe, gegen deren ſich lautmachende Mittelmäßigkeit kaum Menſchen von ſehr großem innern Gehalt ſich einigermaßen geltend machen können.

Wir haben im bisherigen die Anſicht Herrn Montégut's über die Stellung ſeiner „aufgeklärten" Männer in der großen Zeitentwicklung in kurzen Zügen wieder gegeben, und geſehen wie er es ſchon in dem Geſammtcharakter unſerer Zeit begründet findet, daß bei dem widerſpruchsvollen Gewirre von undurchgebildeten oberflächlichen Anſichten dem Publicum am Ende Hören, Sehen und Urtheilen vergeht. Nach dieſer allgemeinen Prämiſſe wird uns nun ganz verſtändlich ſeyn, was er über die geiſtige Lage Frankreichs und von Paris insbeſondere klagt. „Die Februarrevolution, ſagt er, hat die hervorragendſten Geiſter unſerer Zeit um ihre innere Sicherheit gebracht. Die Einen verläugnen, was ſie ſonſt hoch gehalten haben, die andern geben ſich große Mühe, an Dinge zu glauben die ihnen ſonſt unglaublich ſchienen. Man ſieht entſchiedene Proteſtanten als halbe Katholiken, und Liberale hört man auf das Princip der Autorität ſchwören. Dieſe Unſicherheit macht ihnen Ehre, denn ſie zeigt wie ernſt es ihnen mit ihren bisherigen Ueberzeugungen war, welche an den Thatſachen einen ſo unerwarteten Schiffbruch litten, und man kann darauf rechnen, daß die welche trotz allem was geſchehen an ihren alten Anſichten feſthalten, zwar ſehr ehrenwerthe und geradſinnige Männer, aber auch Männer von einer engen und einſeitigen geiſtigen Auffaſſung ſind. Die Jugend unſerer Epoche vollends hat ſich in irgend einen Winkel der Vergangenheit geflüchtet, wo ſie iſolirt von der Zeit ihr Leben vielleicht angenehm aber unnütz verbrütet.

„Die Februarrevolution hat aber noch eine weitere Wirkung gehabt: ſie hat alles was Geiſt und Talent heißt, in Mißcredit gebracht. Gar manche haben geglaubt, die Februarrevolution ſey das Ergebniß einer geiſtigen Ueberfülle, welche in Frankreich in der guten conſtitutionellen Zeit geherrſcht habe; das iſt aber durchaus irrig, ſie entſprang aus Mangel an Einſicht bei dem Publicum ſowohl als bei denen, welche den Beruf haben es geiſtig zu führen. Die Februarrevolution iſt ein ſchlagendes Beiſpiel für das Schickſal, mit welchem jeder geſellſchaftliche Zuſtand bedroht iſt, wenn man ihn ohne nachhaltig einwirkende geiſtige und moraliſche Leitung läßt. Mit dieſer Revolution iſt der Glaube an Ideen, ja die Achtung vor dem Geiſte geſchwunden. Wer an die Macht der öffentlichen Meinung glaubte, glaubt jetzt nur noch an den Zufall und das Recht des Stärkern. Natürlich werden in einer ſolchen Geſellſchaft alle, welche einiges Talent und Einſicht beſitzen, von allen Seiten mißachtet und auf die Seite gedrängt werden. Weil das Publicum ſeine Meinung ſo oft gewechſelt, will es jetzt gar keine mehr haben. Weil es ſich nicht mehr weder von ſeinen eigenen Gedanken, noch von denen die ſich ihm ſonſt als Führer aufdrängten, an der Naſe herumführen laſſen will, flüchtet es ſich in die Ruhe eines moraliſchen Indifferentismus. Unbedeutende wie hervorragende Geiſter gehen gleichermaßen in der Irre — ja die Unſicherheit, die man überall findet, wo nicht abſolute Stumpfheit und Geiſtloſigkeit regiert, iſt noch ein gutes Zeichen, eine letzte ſchwache Regung von Seele. Würde auch noch dieſe letzte Stimme unſeres Gewiſſens verſtummen, ſo wäre die letzte übrige Schranke niedergeworfen, welche jetzt noch die blinde Gewalt ſelbſtſüchtiger Intereſſen und Leidenſchaften aufhält, und wären alle Lichter erloſchen, und es wäre nichts mehr da, als eine nach Genuß dürſtende, ſinnliche und anarchiſche Maſſe, die nur durch phyſiſche Gewalt gezügelt werden kann."

Herr Montégut räumt ſelbſt ein, daß das Zurückweichen der „hommes éclairés" nicht Urſache, ſondern das Symptom einer ſolchen geiſtigen Lage der Geſellſchaft iſt; denn er bemerkt: „dieſe Männer reichen nicht aus, um uns aus einem ſolchen *Zuſtand* zu reißen. Dazu ſind geniale Menſchen nöthig, wie ſie in andern Zeiten ſchon vorgekommen ſind; Männer von großer Kraft der Initiative, deren geiſtiger und moraliſcher Drang ſtärker iſt als die materiellen Leidenſchaften der Menge, und welche die Kraft haben, dieſe unter den Zügel zu nehmen und die Quellen des geiſtigen Lebens wieder ſpringen zu machen. Das iſt keine Aufgabe für gemäßigte, beſonnene Menſchen von gewöhnlichem Zuſchnitt, ſondern es ſetzt die Kraft von mehr als Einem geiſtigen Herkules voraus. Solange aber dieſes Mittel fehlt, bleibt kein anderer Ausweg als der Deſpotiſmus, um die moraliſche Anarchie als geordneten Zuſtand, um die Barbarei als Civiliſation erſcheinen zu laſſen. Geiſt freilich kann der Deſpotiſmus nicht ſchaffen, und das geiſtige Leben der Nation wieder zu organiſiren und dadurch den Deſpotiſmus überflüſſig zu machen, iſt ein Ziel, das man ſich ſtecken muß, wie ſpät es auch erreicht werden mag."

Herr Montégut iſt durchaus nicht der Meinung, daß man die Hände in den Schooß legen, und in ſtumpfer Erwartung großer Menſchen ſich dem Deſpotiſmus der Gegenwart blindlings in die Arme werfen ſoll. Er mahnt vor allem die, welche ſich berufen fühlen auf die öffentliche Meinung zu wirken, an ihre Pflicht, da ja kaum irgendwo ſo wie in Frankreich das Publicum ſich ſeine geiſtige Richtung von der Publiciſtik geben laſſe. Er wirft einen Blick auf die gangbaren Begriffe, und ſagt ein ſtrenges aber gerechtes Wort über die bisherigen Leiſtungen der franzöſiſchen Preſſe in der oben erwähnten Beziehung: „Gibt es, fragt er, dermalen in Paris, der gebildetſten Stadt der Welt, hundert Menſchen, die nur z. B.

einen Begriff davon haben, daß die zwei Principien der Autorität und der Freiheit nur scheinbar und in der Abstraction einander entgegengesetzt, in der Wirklichkeit aber für den Bestand der Gesellschaft beide gleich unentbehrlich sind. Wie wenige, fragt er ferner, haben einen Begriff vom Unterschied zwischen Erziehung und Unterricht und von der überwiegenden Wichtigkeit der ersten. Die wenigsten sehen jene Zusamengehörigkeit ein, und bilden sich ein, die Gesellschaft könne sich ganz füglich in der Richtung eines einzigen der beiden Principien bewegen. Eine sehr bequeme Ansicht freilich, und durch ihre Bequemlichkeit die Ursache warum sich die meisten blind in ihrer Einseitigkeit geben lassen und unfähig sind, das Richtige am Gegner und den Fehler an der eigenen Partei unbefangen zu erkennen; die Ursache ferner von den zahlreichen Meinungswechseln, weil das Scheitern eines ausschließlichen vertretenen Princips nothwendig dahin führt, sich einem andern anzuvertrauen."

Diese freiwillige Verstümmelung der Wahrheit ist aber nicht das einzige, was Herr Montégut der französischen Publicistik vorwirft. „Die meisten unserer Schriftsteller haben durchaus nicht das Bestreben, über ihrem Publicum zu stehen, sondern sie steigen zu ihm herunter, und statt ihm Dinge zu sagen, die ihm zu hören nöthig sind, sagen sie ihm nur was es gern hört; statt ihm Grundsätze zu geben, schmeicheln sie seinen Leidenschaften; und alles das geschieht, weil das Haschen nach äußerem Erfolg alles andere überwiegt."

Man kitzelt sich in Deutschland so gern mit Seitenblicken auf das frivole Wesen der Franzosen, und mancher in Deutschland hat sich vielleicht bei der Durchlesung des Artikels des Hrn. Montégut recht pharisäisch gratulirt, daß man in Deutschland nicht ist wie dort drüben. Man hüte sich doch ja vor einer solchen Täuschung. Das Uebel ist bei uns um nichts geringer als in Frankreich, nur wegen der Zersplitterung unseres politischen und geistigen Lebens vielleicht weniger in die Augen fallend; und wer die ehrliche Erkenntniß des Uebels nicht scheut, wie dem Obigen zufolge die französische Publicistik, ist der Heilung sicher näher als wer sich trügerischer Weise für gesund hält.

Wie viel Nordamerikaner sind angelsächsischer Herkunft?

Vor ein paar Jahren sagte Franz Löher in seinem in Cincinnati erschienenen Werke, „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" folgendes:

„Die englischen Amerikaner wissen sich nicht groß genug damit, daß sie von angelsächsischem Blut entsprossen seyen, und sie rühmen sich, daß dieses ihr Blut deßhalb ganz besonders fein, feurig und eisenhaltig sey. Es ist das eine vielbeliebte, aber falsche Sage, und sie schreien sie so laut aus, als fürchten sie sich, es möchte einer an das Wälsche und Irische denken."

Zur Begründung der Behauptung, daß der englisch-redende Volkstheil in den Vereinigten Staaten aus einer Mischung hervorgegangen sey, welche nur zum kleinern Theile germanisches Blut enthielt, wird auf den Charakterunterschied der jetzigen Amerikaner von den Engländern und auf die statistischen Nachrichten Bezug genommen.

Was zuvörderst den Unterschied im Charakter betrifft, so wird angeführt: im englischen Charakter liegt besonders die zähe Ausdauer und das ruhige Kraftgefühl. Die Amerikaner haben zwar mehr Feuer als die Engländer, aber nicht deren eiserne Ausdauer; sie sind ungestüm und waghalsig, sie gewinnen im ersten Anlauf, aber läßt sich das erste Hinderniß nicht besiegen, fährt ihnen ein neuer Plan durch den Kopf, so springen sie sofort zu einer neuen Unternehmung über. Dieß ist aber ein hervorstechender Charakterzug des feurigen, jedoch haltlosen Irländers.

Der Handelsgeist, das Rechnungstalent, der immer fort aufbrausende Trieb nach persönlicher Willkür und Unabhängigkeit, und auf der andern Seite die Neigung sich lustig zusammenzuschaaren, sind recht eigentlich Charakterzüge des Wälschen, und sie finden sich in ähnlicher Art bei dem Amerikaner.

Das frostige und zurückhaltende Wesen der Amerikaner aber, eben so wie ihr kaltes rein praktisches nicht herzerwärmendes Christenthum verdankt seinen Ursprung weit eher als den Engländern der finstern Herrschaft der Puritaner und ihren strengen bürgerlichen Einrichtungen.

Die Engländer haben in dem was sie thun und denken, einen innern Gehalt, und schaffen fort und fort in Wissenschaft und Literatur Werke von tiefem Geist und festen, wohlgezogenen Formen. Die Amerikaner sind leicht, keck, fröhlich, voll Geist und Leben, wie Irländer oder Franzosen, aber ihrer Literatur ist nicht, wie der englischen, eigenthümlich der Schwergehalt, der originale Gedanke, der tiefe H

Wohl aber waren die Engländer früher in den Vereinigten Staaten die Herrschenden und Vernehmen, gaben dem Staats- und Kirchenwesen das englische Gepräge, und drückten dem häuslichen Leben und der Sitte vieles von ihrem eigenen Charakter auf. Die von Großbrittanien kommenden Irländer, Walliser und schottischen Irländer waren es nun einmal gewohnt, als Unterthanen von den Engländern manches anzunehmen und sich nach ihnen zu richten.

Die Freiheitsliebe aber, das vorzügliche Handelstalent und der unternehmende Geist der Amerikaner mußten sich nothwendig und natürlich stärker entwickeln in der neuen Welt, welche dem Unabhängigkeitssinn und dem Unternehmungsgeiste so freien und weiten Spielraum gewährte.

Auf diese Weise lassen sich die vorzüglichsten Charaktereigenthümlichkeiten der Amerikaner wohl erklären und herleiten. Die statistischen Nachrichten unterstützen aber entschieden den Schluß, den man vom Charakter der Amerikaner auf die bedeutende Einwirkung irländischen und wälschen Blutes machen muß. Der Engländer verläßt ungern seine Heimath, und wenn er in fremde Länder geht, so gibt er selten den Vorsatz auf, mit dem in der Fremde gewonnenen Vermögen nach Altengland zurückzukehren. Noch jetzt befinden sich in den weiten und reichen überseeischen Besitzungen Englands verhältnißmäßig sehr wenige Engländer. Irland dagegen erlitt während der ganzen Zeit, in welcher die Nordostküsten Ame-

rika's von Europa aus allmählich bevölkert wurden, die furchtbarste Bedrückung von Seiten des protestantischen Englands. Selten hat wohl eine Staatsgesetzgebung ein so wohldurchdachtes und grausames System der Plünderung und Aussaugung aufgestellt, wie auf Irland seit Elisabeths und Cromwells Zeiten in der erklärten Absicht angewandt wurde, die Irländer um Haus und Hof zu bringen, sie zu unwissenden Heloten herabzuwürdigen und zu decimiren. Diesem Beginnen konnte unglücklicherweise die lotterige, leichtsinnige, der Ausdauer unfähige Natur der Irländer nur zu wenig Widerstand entgegensetzen.

So hörte für Irland eben so wenig das Ausströmen von Menschen als das Landeselend jemals auf. Die Rhederei für die Auswanderung nach Amerika war in den irländischen Seestädten seit den Anfängen der amerikanischen Colonien fortwährend im blühenden Zustande. So wanderten bloß in dem Zeitraum von 1690 bis 1745 nach den Vereinigten Staaten 263,000 Irländer (Thomas Newenham statist. and histor. inquiries into the progress and magnitude of Ireland. London 1805). Von 1745 bis 1775 ist die Zahl der einwandernden Irländer wahrscheinlich noch gestiegen. In dem Einen Jahre 1773 wanderten z. B. 3500 Irländer in Pennsylvanien ein und 500 in Nordkarolina, und kamen noch mehr als 6000 nach. Das ergab also bloß für ein Jahr einen Zuwachs von mehr als 10,000 einwandernden Irländern. Im Jahre 1783 wanderten aus Irland und dem gleichfalls wälschen Nordschottland 13,000 Menschen nach Amerika (Holmes Annals of America. Cambridge 1829. Bd. II. S. 183 Note 4. Politisches Journal 1783. Hamburg. S. 601. 622. Gentlemans Magazine. 1774 London S. 232). Erwägt man nun, daß im Jahre 1775 die ganze Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten nur erst etwa 2,000,000 betrug (Holmes a. a. O. Bd. II. S. 117., Grahame History of the U. St., Phila. 1846. Bd. II. S. 338), und darf man annehmen, daß reichlich ein Drittheil von jenen zwei Millionen deutscher, holländischer oder schwedischer Abkunft gewesen (Löher, Gesch. und Zustände der Deutschen in Amer. S. 83): so ergibt sich, wie schwer die großen Zahlen der in so früher Zeit einwandernden Irländer ins Gewicht fallen. Aus dem Jahre 1729 läßt eine Nachricht auf das Verhältniß der Irländer und Engländer unter den Einwandernden schließen. Es kamen nämlich in jenem Jahre 267 Engländer und Wälsche, 43 Schotten, 1155 Irländer an, und nach diesen im selben Jahre noch 4500 Einwanderer, welche ebenfalls meist aus Irländern bestanden (Anderson Histor. and chronolog. Deduction of the Origine of Commerce Bd. III. S. 155).

Die Bevölkerung von wirklich englischer Abkunft aber, welche im Jahre 1775 in den Vereinigten Staaten vorhanden war, erlitt während des Unabhängigkeitskrieges und bald nach demselben eine bedeutende Minderung. Es gab während der amerikanischen Revolution in den Vereinigten Staaten eine starke Partei, welche es mit den Engländern hielt, und es ist ein Irrthum, wenn man meint, die englische Bevölkerung in Amerika habe sich damals eben so einhellig für die Unabhängigkeit erhoben, als die dortige deutsche und schottische Bevölkerung es that, welcher ohnehin der englische König ferner stand. Jene sogenannten Königsgetreuen waren aber damals ein Gegenstand des Aergernisses und der Verfolgung, einige verließen das Land schon während des Krieges, und als der Sieg der Revolution entschieden war, wanderten viele nach England zurück, und ganze Schaaren traten nach Canada über, um sich dort niederzulassen.

Nachdem sich aber die Staaten von England losgerissen hatten, dieses aber anderwärts so viele und reiche Colonien bekam, fanden sich verhältnißmäßig nur noch wenige Engländer veranlaßt nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Desto lebhafter aber strömten jetzt dorthin die Irländer. Buchanan berechnet, daß in den 46 Jahren von 1783 bis 1829 anderthalb Millionen Menschen aus Großbritannien nach Nordamerika wanderten, und zwar eine Million Irländer, eine Viertelmillion Schottländer und eine Viertelmillion Wälsche und Engländer (Buchanan Emigration practically considered. London 1828 S. 36.)

Daß nun von 1730 an bis jetzt jährlich so außerordentlich große Anzahlen von Irländern, schottischen Irländern und Wälschen aus allen Häfen Großbritanniens nach den Vereinigten Staaten wandern, daß die eben dorthin ziehenden wirklichen Engländer dagegen nur einen sehr geringen Theil ausmachen, ist bekannt. In unsern Tagen ist bekanntlich in Irland eine solche Auswanderungsfluth, daß ganze Striche Landes dort entvölkert werden, daß man ernstlich vom großen Exodus Irlands nach Amerika spricht.

Es erklärt sich nun auch, weßhalb die deutschen Bauern im Innern Pennsylvaniens ihre englisch redenden Nachbarn früher nie anders als „die Eirischen" (Irisch) nannten, und weßhalb der Nordengländer noch jetzt bei allem Aerger, den ihm die steigende Größe der Vereinigten Staaten verursacht, dennoch des Gefühls der Verachtung, welches er gegen die Amerikaner hegt, sich noch nicht entledigen kann; es ist dasselbe Gefühl, welches er gegen die Irländer und Wälschen hat.

Die Amerikaner dagegen betrachten jeden Zweifel daran daß sie nicht vorzugsweise englischer Abkunft seyen, als einen Frevel gegen ihr Volk, und sie nehmen jede Belehrung dieser Art mit mehr Hohn und Erbitterung auf, als die Neugriechen gegen Fallmerayer aussprachen, als dieser ihnen ihre slavische Herkunft nachwies. Nun fängt man aber in Amerika selbst an, die Abstammungsfrage ans Tageslicht zu ziehen. William E. Robinson wies jüngst in einem Vortrage, den er bei Eröffnung des Hamilton College zu Clinton im Staate Newyork hielt, nach, daß unter den 23 Millionen Bewohnern der Vereinigten Staaten nur viertehalb Millionen angelsächsischer Abstammung seyen. Die bekannte englische Zeitschrift, die Quarterly Review, berief sich darauf im Januarheft dieses Jahres, und setzte hinzu daß diese Berechnung mit großer Sorgfalt angestellt scheine, und vor einer gelehrten und mit der Statistik vertrauten Versammlung vorgetragen sey.

Nach Robinson vertheilt sich die Bevölkerung folgendermaaßen:

Irländer von Geburt sind	3,000,000
Irländer durch Abstammung	4,500,000
Deutsche durch Geburt oder Abstammung . .	5,500,000
Angelsachsen durch Geburt oder Abstammung .	3,500,000
Franzosen oder von andern celtischen Völkern .	3,000,000
Schwarze oder Farbige (Freie und Sklaven) .	3,500,000
	23,000,000

Quarterly Review knüpft daran die folgende Betrachtung:

„Nach dieser Berechnung ist mehr als die Hälfte der weißen

Bevölkerung der Vereinigten Staaten celtiſch, mehr als ein Drittel irländiſch-celtiſch, mehr als ein Siebentel thatſächlich in Irland geboren. Dieſes wachſende Uebergewicht einer Race von einem ſo ſcharfbezeichneten Charakter und deren Eigenſchaften denen der Angelſachſen ſo entgegengeſetzt ſind, mag an der andern Seite des atlantiſchen Oceans wohl zu beträchtlicher Angſt und hier zu intereſſanten Berechnungen Anlaß geben. Wenn die Irländer durch ihre Maſſen befähigt werden, ſich dort wie in der Heimath zuſammenzuſchaaren, und ſo ſich zu einem großen Theile den Einwirkungen der neuen Umgebung und einer höhern Race zu entziehen, und dann dabei ihre Nationalzüge unverändert oder nur leichthin modificirt beibehalten, ſo mögen ſie den Geſammtcharakter und die politiſchen und ſocialen Fortſchritte der Union bedeutend afficiren. Die harte und unwiderſtehliche Energie des Angelſachſen mag ihn noch befähigen ſeine Oberherrſchaft zu behalten, und wird es wahrſcheinlich auch, aber eben die Zukunft und die Natur des amerikaniſchen Volkes als eines Ganzen muß afficirt werden durch dieß ausſchweifende Einſtrömen der irländiſchen Race."

Gegen dieſe Erwägungen in einer ſo geachteten Zeitſchrift, welche im Rufe der Wiſſenſchaftlichkeit ſteht und auch in Amerika geleſen wird, erhebt ſich nun ein Amerikaner in den Times vom 24 Auguſt dieſes Jahres.

Er fängt damit an, daß es bisher eine ausgemachte Sache geweſen, die angelſächſiſche Race habe numeriſch und geiſtig das Uebergewicht in den Vereinigten Staaten. Erſt in der neueſten Zeit ſchienen es politiſche Volksführer für wichtig zu halten, das irländiſche und neudeutſche Element in den Vereinigten Staaten zu übertreiben, um durch die Menge der irländiſchen und deutſchen Einwanderer ſich ſelbſt ein Gewicht zu verſchaffen. Ein ſolcher ſey auch der irländiſche Schriftſteller, welchen die Quarterly Review als Autorität anführe, und die Geſellſchaft, vor welcher er ſeinen Vortrag gehalten, habe hauptſächlich aus jüngern Leuten und ſchlichtem Landvolk beſtanden bei Gelegenheit der Eröffnung einer gelehrten Schule von minderer Bedeutung im Innern des Staates Newyork.

„Wenn ich aber, fährt er fort, die von ihm conſtatirten Thatſachen zugeſtehen könnte, ſo iſt doch mein Vertrauen in das Vorherrſchen der angelſächſiſchen Intelligenz und regierenden Macht und Einwirkung auf die andern Racen, mit welchen das Volk dieſes kräftigen Stammes in Berührung kommt, derartig, daß ich auch dann noch glaube, die Inſtitutionen, Regierung und ſociale Ueberlegenheit der Angelſachſen werden in Amerika ebenſo fortdauern als in Großbritannien. Jede Erfahrung von beiden Seiten des atlantiſchen Meeres bekräftigt die Richtigkeit dieſer Anſicht. In den Vereinigten Staaten iſt es wohlbekannt, daß der einzige Einfluß, den die celtiſche Race, wenn ſie ſich zuſammenſchaarte, auf unſere Politik ausgeübt hat, darin beſtand, daß Demagogen (gewöhnlich aus andern Racen und am häufigſten Angelſachſen) ſie brauchten, das Gleichgewicht zwiſchen ſtreitenden Parteien zu halten und ſo aufſtrebende Einzelne zu Amt und Macht zu erhöhen. Ein Ueberſiedeln der ganzen celtiſchen Bevölkerung von Irland nach dem amerikaniſchen Continent braucht deßhalb gar keine Aengſtlichkeit bei denen zu erregen, welche für die Fortdauer angelſächſiſcher Ordnung und Vorherrſchaft beſorgt ſind. In der That, die meiſten irländiſchen und andern Einwanderer, welche ſich zwiſchen uns anſiedeln, ſcheinen dieß Ergebniß als eine nothwendige Folge zu betrachten und ſich dabei mit einer Schnelligkeit zu beruhigen, welche darthut, daß ſie anglo-amerikaniſche Inſtitutionen, Sitten und Gebräuche hochſchätzen als die beſtausgedachten für die Annahme und den Gebrauch eines freien und republikaniſchen Volkes." So weit der Amerikaner.

Auch wir glauben, daß die Irländer, wie ſie es von jeher gethan, ſich dem einmal beſtehenden in Amerika willig fügen und anſchmiegen, und es iſt gar nicht zu befürchten, daß ſie ſich dort einmal zuſammenſchaaren würden, wie Quarterly Review für möglich hält. Sie verlaufen ſich eben und wandeln ſich allmählich um. Das iſt in einem ſo hohen Grade der Fall, daß die irländiſchen Einwanderer oder doch ihre Nachkömmlinge zu andern Confeſſionen übergehen, ſobald ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind. Offenbar ſind in den letzten 25 Jahren mehr irländiſche als deutſche Katholiken eingewandert, und dennoch ſcheinen die letztern die bedeutendſte Anzahl unter den Katholiken der mittlern Staaten zu bilden. Auch in früheren Zeiten müſſen die Nachkommen der irländiſchen Einwanderer nach und nach ihre katholiſche Religion verloren haben, als ſie ſo ſelten mehr Kirchen und Prieſter derſelben fanden. Auch hat der Amerikaner darin ganz Recht, daß bis jetzt in der Politik ein ſpeciell irländiſcher Einfluß wenig zu merken, wobei jedoch nicht ganz zu vergeſſen iſt, daß ihn die irländiſchen Biſchöfe in der Stille handhaben. Aber die Frage iſt nunmehr, ob es möglich iſt, daß ſolche Maſſen von einigen Hunderttauſenden jährlich, wie ſie jetzt von Irland nach Amerika gehen, nicht auch ihre Sinnesart dorthin mitverpflanzen und dadurch auf Charakter und Nationalität der Amerikaner einwirken? Es läßt ſich überhaupt im Einzelnen noch gar nicht vorherſagen, was aus dieſer Völkermiſchung in Amerika entſteht. Würden die Spanier in Mexico und Südamerika es ſich wohl jemals haben denken können, daß die Bevölkerung dieſer Länder einſt aus der Nachkommenſchaft eines Gemiſches von europäiſchem, indianiſchem und afrikaniſchem Blute beſtehen werde?

Doch nun zu den Thatſachen, welche der Amerikaner in den Times der Quarterly Review entgegenſtellt.

Er bezeichnet die Berechnung von Robinſon als irrig. Der Beweis? Er läugnet zuerſt einfach, daß bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts celtiſch-irländiſche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten ſtatt gehabt, und berechnet dann zweitens den Geſammtbelauf der Einwanderung der letzten 60 Jahre und deren Nachkommenſchaft auf noch nicht fünftehalb Millionen.

Die dreizehn Staaten, als ſie ſich für unabhängig erklärt hätten, ſeyen ſämmtlich hauptſächlich von Engländern beſiedelt geweſen. Nur in Newyork ſeyen 1673 etwa 6000 Holländer vorhanden geweſen, in Pennſylvanien hätten ſich die Deutſchen bis zu einem Drittel der Bevölkerung vermehrt, in den beiden Carolinas und Georgien hätten ſich einige wenige Hochſchottländer, und dann überall zerſtreut einige irländiſche Herrenfamilien und Bedienten niedergelaſſen. Was ſonſt aus Irland oder Schottland herübergekommen, ſey proteſtantiſch und nicht celtiſch geweſen. Merkwürdig, daß gerade die Proteſtanten aus Irland weggewandert ſeyn ſollen, während gerade ſie damals die katholiſchen Irländer aus deren Beſitzthümern in Irland verdrängten und nun ſelbſt den Norden von Irland bevölkerten. Dann erwähnt er eine kleine polniſche Colonie in Newjerſey, die uns etwas myſtiſch ſcheint, und ſagt: „außer dieſer

war ein anderer Zweig der ſlaviſchen Race vertreten durch eine Colonie von wenigen Mähren und Böhmen in Pennſylvanien.“ Der gute Mann hält nämlich die deutſchen Herrnhuter, welche auch mähriſche oder böhmiſche Brüder genannt wurden, für Slaven. Wälſche (Walliſer) ſeyen zwar mehrere herübergekommen, aber dieſe wären keine Celten, ſondern in Wahrheit nur die Nachkommen der Cymrier, und hätten ſich damals ſchon mit den Engländern vielfach vermiſcht gehabt. Mit ſolchen Vorkenntniſſen löst der Herr ethnographiſche Aufgaben. Auf die Erwähnung der oben mitgetheilten ſtatiſtiſchen Nachrichten läßt er ſich nicht ein.

Alſo bis 1790 ſey die celtiſche Race gar nicht vertreten geweſen. Nun komme die Einwanderung in den 60 Jahren bis 1850. Dieſe betrage nach einer Berechnung, welche nach den Angaben im Cenſusamt zu Waſhington gemacht ſey, zuſammen bis 1850 nur 2,760,329 Köpfe; dazu müſſe man für die 60 Jahre eine natürliche Vermehrung von 1,590,605 Köpfen rechnen, und betrage demnach die Geſammtzahl der Einwanderer aus den 60 Jahren bis 1850 und ihrer Nachkommen nur 4,350,934.

Die Geſammtzahl der Weißen aber ſey nach dem Cenſus von 1850 geweſen 19,631,799. Rechne man davon 500,000 als Zuwachs für Louiſiana, Florida, Texas, Californien und Neumexico ab, und noch etwas weniges für die Einwanderung vor 1790, ſo ergebe ſich, daß ungefähr drei Viertheile der weißen Bevölkerung oder mehr als 14,000,000 Nachkommen derer ſeyen, welche bereits vor der Revolution in den Vereinigten Staaten anſäſſig geweſen. Alſo ſeyen mehr als 13 Millionen gegenwärtig angelſächſiſch. Was endlich die Irländer insbeſondere betreffe, ſo müſſe man noch bemerken, daß ſie eine kurzlebige Race und die Sterblichkeit unter dieſen neuen Einwanderern viel größer ſey, als unter der übrigen Bevölkerung.

Die Berechnung, welche der Times-Amerikaner nun anſtellt, iſt folgende:

Angelſachſen	11,000,000
Niederſchotten (proteſtantiſch)	700,000
Schottiſche und angelſächſiſche Irländer (proteſtantiſch)	1,500,000
Celtiſche Irländer	2,000,000
Wälſche (Walliſer)	300,000
Deutſche	2,000,000
Holländer	800,000
Franzoſen und Hugenotten	1,000,000
Dänen und Norweger	100,000
Schweden	100,000
Schweizer	50,000
Spanier, Italiener, Juden u. ſ. w.	100,000
Weiße	19,650,000
Farbige (Sklaven und Freie)	3,600,000
Geſammtbevölkerung	23,250,000

Bei dieſer Berechnung können ſich die Amerikaner nun vollſtändig darüber beruhigen, daß ſie zuviel vom celtiſchen Elemente hätten. Denn die Angelſachſen betragen mit den Niederſchotten und angelſächſiſchen Irländern 13,100,000; dazu kommen noch 300,000 Wälſche, welche ja ebenfalls keine Celten ſind. Was wollen gegen dieſe faſt dreizehn und eine halbe Million die armen zwei Millionen celtiſcher Irländer, d. h. ſolche welche man gewöhnlich unter Irländern verſteht, bedeuten? Und dann kommt noch die Reſerve der Angelſachen, die drei Millionen Deutſche, Holländer, Schweden, Dänen und Norweger.

Wie willkürlich dieſe ganze Berechnung iſt, liegt am Tage. Die gäliſchen Nordſchotten ſind ganz darin ausgelaſſen; die wenigen Holländer müſſen ſich merkwürdig ſtark im Verhältniß zu den Deutſchen vermehrt haben. Wo die vielen Dänen, Norweger und Schweden hergekommen ſind, iſt nicht ganz erſichtlich. Die Schweizer, deren Auswanderung nach Amerika ſo ſtark iſt, haben mit einem äußerſt geringen Anſchlag vorlieb nehmen müſſen. Selbſt wenn man nur auf den Cenſus von 1830 zurückginge, wo die weiße Bevölkerung 10,537,378 Köpfe betrug und die Zahlen der Einwanderer aus den verſchiedenen Racen in den letzten 20 Jahren damit zuſammen hielte, ſo müßte man in Bezug auf die Irländer wie auf die Deutſchen zu einem andern Ergebniß gelangen.

Sollten nun aber auch die Amerikaner wirklich mehr celtiſches als angelſächſiſches Blut in ihren Adern haben, ſo würde ihnen das doch nichts ſchaden. Sie bleiben ja was ſie ſind, ein tätiges, raſtlos aufſtrebendes, unangreifbares Volk auf einem unſerer reichen Landgebiete mit einer unendlichen Zukunft. Die Miſchung verſchiedener Volksarten untereinander gibt ja bekanntlich einen wenigen und lebhaften Schlag Leute. Amerika iſt aber einmal der große Schmelztiegel der Nationen, und man kann es ebenſo wenig verhindern als verluſchen, daß je mehr ein Volk bedrückt und belaſtet iſt, es deſto zahlreicher den Küſten der neuen Welt zuſtrömt.

Ruſſiſches Unterrichtsweſen.

(Schluß.)

Was die Privatanſtalten betrifft, ſo ſind dieſe ſchon lange unter Aufſicht der Regierung gerathen, da überall Inſpectoren beſtellt ſind, welche die evangeliſchen Kirchenſchulen ſowie die Mädchen- und Knabenanſtalten, die unter Leitung von Privatperſonen ſtehen, zu überwachen haben. Von den evangeliſchen Kirchenſchulen ſind übrigens nur die Petersburger von Bedeutung, und auch die früher ſo berühmte Petriſchule daſelbſt ſoll ſehr rückwärts gegangen ſeyn. In Moskau wird die zweigetheilte Gemeinde mit ihrer zweigetheilten Schule nie zu etwas kommen, weil ſelten Schulmänner zur Berathung über Schulangelegenheiten ernſtlich zugezogen werden; die Gemeinden thäten vernünftiger, ihre Mittel zu vereinigen, allein wo ſind Deutſche je einig? Im übrigen Reiche ſind nur Anfänge von Kirchenſchulen, obgleich man den Gemeinden eigentlich keine Hinderniſſe in den Weg legt, und die Regierungsinſpectoren überall leidlich human auftreten. Die meiſten Deutſchen verruſſen eben überall, und ſchicken ihre Kinder in die ruſſiſchen Gymnaſien. Höhere Privatanſtalten von Deutſchen oder Franzoſen geleitet, kommen ſonderbarerweiſe auch nirgends recht auf; die früher berühmte Muralt'

ſche Penſionsanſtalt in Petersburg ging noch bei Lebzeiten des Gründers ein, und an ihre Stelle iſt nichts eigentlich empfehlenswerthes getreten; in Moskau war bis 1852 nur Eine nennenswerthe Anſtalt der Art, zu der dann im genannten Jahre noch eine hinzukam, die aber eigentlich nur reformirte Kirchenſchule war. Die neue Anſtalt muß natürlich noch erſt ihren Weg machen, hat aber einen tüchtigen Director, einen Deutſchen, der auch mit den ruſſiſchen Verhältniſſen vertraut iſt; die ältere leiſtete nach Umſtänden was man von ihr verlangen konnte und erfreute ſich auch immer des Schutzes der Regierungsinſpectoren, ſo daß ihr Fortbeſtehen geſichert ſcheint. Von den Mädchenanſtalten war nur eine bedeutend, die übrigen alle unter der Kritik, trotz des großen Bedürfniſſes und zahlreichen Beſuches, der prangenden öffentlichen Examina und Acte, ohne die es einmal nicht abgehen kann, und zu denen die Lehrer die Arbeiten der Schülerinnen zum Theil ſelbſt machen; das ſoll freilich auch anderswo vorkommen. Der Mangel an tüchtigen Lehrern iſt überall noch zu fühlbar in Rußland; nur einer unter zehen leiſtet wirklich etwas, und der iſt dann vielleicht noch nicht einmal der geſuchteſte, weil er ſich eben nicht in das abgeſchmackte Examenſyſtem finden will, wonach er nur Paradepferde reiten darf, anſtatt zu zeigen, was die Schülerinnen wirklich leiſten. Indeſſen, das Publicum iſt meiſt zufrieden, und mehr bedarf es bei dieſen Geldſpeculationen nicht. Als verderbliches Muſter der Scheinerziehung ſchweben allen dieſen Mädchenanſtalten die ſehr wenig tauglichen öffentlichen Inſtitute der Art, die unter der Kaiſerin ſtehen, vor; dieſe fabriciren eine Unzahl von weltlich erzogenen Gouvernanten für den Hausbedarf, die etwas franzöſiſch und deutſch, ſelten engliſch, plappern, und den Anſtand einer „Dame von Welt“ zu beſitzen meinen, während ſie auf den Unbefangenen mit ihrem „ungezwungenen“ Benehmen einen ganz andern Eindruck machen. Dieſe emancipirte Erziehungsmanier wirkt übel auf die Familie; da indeſſen die Mode überall um ſich greift, und Niemand etwas dagegen thut, hilft auch kein Predigen in der Wüſte. Das Wiſſen der jungen Mädchen wird gewöhnlich durch ein Lehrerinnendiplom geſtempelt, da es Mode iſt, daß ſelbſt in Familien, wo die äußeren Verhältniſſe es nicht zu verlangen ſcheinen, ein Examen bei der Univerſität denſelben das Recht verbrieſen muß, Hauslehrerinnen ſeyn zu dürfen. Das iſt nun an und für ſich nichts Schlimmes, nur beweiſt dieſe Prüfung, die höchſt oberflächlich iſt, eigentlich nichts und vermehrt nur die Zahl der ſchlechten Lehrerinnen, die ſie eigentlich vermindern ſollte. Das Geſetz nämlich verlangt ſchon ſeit über 20 Jahren daß jeder Hauslehrer und jede Hauslehrerin examinirt ſeyn muß; die kaiſerlichen Anſtalten haben zum Theil das Recht, die Schülerinnen nach beendetem Curſus mit einem Diplome zu entlaſſen; diejenigen dagegen, die zu Hauſe oder in Privatanſtalten erzogen ſind, oder gar von dem Auslande kommen, müſſen ſich einer Prüfung unterziehen, die bei einem Gymnaſium oder bei der Univerſität beſtanden wird; in einer Bittſchrift geben ſie ihre Specialfächer an, dazu verlangt man von ihnen als Beweiſe allgemeiner Bildung noch Geographie, Geſchichte und Arithmetik; allein die ganze Prüfung iſt meiſt nur Erfüllung einer Formalität, denn wenn die Kenntniſſe auch noch ſo unbedeutend ſind, ſo läßt das falſche Mitleiden der Examinatoren es ſelten bis zum eigentlichen Durchfallen kommen, und wenn das Diplom auch nur die Elemente zu lehren erlaubt, ſo kümmert ſich natürlich Niemand darum, ſondern ſie lehren, was man von ihnen verlangt, wenn es die Eltern nicht beſſer haben wollen. Die Zahl der auf dieſe Weiſe jährlich ins Publicum geworfenen Lehrerinnen iſt groß, und doch finden ſie immer Stellen, denn ſie ſind billiger als die gelehrten Genferinnen, die eingeführt werden, und deren Verbrauch im Innern ungeheuer iſt, um ſo mehr, da die meiſten von ihnen ſo ſchnell wie möglich heirathen. Dieſe ſogenannten Gouvernanten alſo befriedigen den Hausbedarf.

Für die Knaben nehmen die wohlhabenderen gewöhnlich immer Hauslehrer oder Gouverneure. Auch dieſe unterliegen dem Geſetz wegen der Prüfungen, allein der eigentliche Sinn des Geſetzes wird bei weitem nicht erfüllt, da das Mitleid hier noch viel mehr Böſes wirkt, beſonders in Bezug auf die Einheimiſchen. Ein ſolches Examen nämlich befreit von der Kopfſteuerpflichtigkeit, mit der man in Rußland in dem Bereich der körperlichen Strafe ſteht. Hat ein armer Teufel aus dem ruſſiſchen Bürgerſtande von ſeiner Gemeinde die Entlaſſung aus dem Verbande erwirkt (die Kopfſteuer iſt für die Gemeinde feſtgeſetzt, jeder Einzelne alſo dieſer verpflichtet, da ſie ſolidariſch haftet), ſo findet der Examinator es zu grauſam den Menſchen durchfallen zu laſſen, mag es mit ſeinem Deutſch und den übrigen Schulkenntniſſen auch noch ſo ſchlecht beſtellt ſeyn. An den Gymnaſien ſind die Examinatoren ſelbſt in der Regel ſehr unwiſſend, und ſo werden alljährlich noch eine Menge namentlich deutſcher Lehrer geſtempelt, die kaum die nöthigen Vorkenntniſſe haben. An den Univerſitäten geht es ſchon etwas ſtrenger zu, und man weiſt die Leute oft das erſtemal zurück. Die Zahl der examinirten Hauslehrer belief ſich vor einigen Jahren auf 1100, man kann jetzt vielleicht 1200 annehmen, denn das Hereinkommen aus dem Auslande iſt ſeit 1849 ſehr beſchränkt, da die Paßſchwierigkeiten den meiſten unüberwindlich geweſen ſind. Im Ganzen iſt es auch keinem Menſchen, der wirklich etwas leiſtet, zu rathen, unter den jetzigen Verhältniſſen nach Rußland zu gehen; als Hauslehrer kann der Gelehrte ſein Glück nicht machen, denn der glänzend bezahlten Stellen, wo der Gehalt über 3000 R. beträgt, ſind keine 20 mehr im Reiche, da weder der Adel noch der reiche Kaufmann ſo viel zahlt; wer eine ſolche Stelle beanſprucht, muß auch die neueren Sprachen, namentlich das Franzöſiſche geläufig ſprechen und in dieſer Sprache vortragen können. 1200 R. bei freier Station iſt jetzt ſchon ein ſehr hoher Gehalt; die Schwierigkeit iſt eben nur, lange genug auf einer ſolchen Stelle bleiben zu können, um eine namhafte Summe zurücklegen zu können; in Petersburg verlangt man von dem Hofmeiſter eine glänzende Ausſtattung, und die Ausgaben für Kleidung ꝛc. beſchneiden den Gehalt noch bedeutend. Am geſuchteſten ſind Hauslehrer zu billigen Preiſen, etwa 3 bis 400 R. jährlich, und dieſe liefern die deutſchen Oſtſeeprovinzen Rußlands in großer Zahl. Der junge Gelehrte, der außer ſeiner Mutterſprache nur Latein und Griechiſch kennt, findet jetzt ſchwer eine Stelle, und daß man ihn nicht ohne weiteres an einem Gymnaſium oder gar einer Univerſität anſtellt, iſt klar. Eine ſolche Stellung iſt auch nicht einträglich, denn der Gehalt eines Lehrers der deutſchen oder lateiniſchen Sprache iſt etwa 500 R., ebenſo eines Lectors an der Univerſität (in den Hauptſtädten etwas mehr, im Inneren etwas weniger) und auf Privatſtunden, die jetzt höchſtens mit $1\frac{1}{2}$ R. bezahlt werden (die Zeiten, wo der Lehrer 3 bis 4 R. bekam, ſind längſt vorüber), darf keiner rechnen, denn dazu

sind immer einige Modelehrer vorhanden. Mit dem erwähnten Gehalte kann ein einzelner Mensch kaum leben; hat er das unerhörte Glück, zwei Stellen zu erhalten, was durch besondere Protection gelingen kann, so hat er für 40 bis 50 Stunden Arbeit etwa 1000 R. und vermag dann in einer Gouvernementsstadt gemächlicher zu leben, während er in Moskau seine Noth hat und in Petersburg mit Familie sich kaum durchschlagen kann. Bei den Anstellungen in Privathäusern ist es ferner oft mißlich, ob der Lehrer überhaupt zu seinem Gelde kommt, denn einen Adeligen kann man wohl verklagen; die Kunst ist nur, auf gute Manier das Geld von ihm herauszubringen. Das Gesetz verlangt, der Hauslehrer solle sich immer (wie bei den Miethen in Rußland) ein Tertial (4 Monate) vorausbezahlen lassen; wer aus Zartgefühl dieses nicht im Auge behält, läuft in vielen Fällen Gefahr, sein sauer verdientes Geld im Stiche lassen zu müssen.

Uebrigens kann sich ein fügsamer Mensch leicht in den russischen Familien einleben; das Materielle ist fast überall, wenn man von dem eigentlichen Comfort absieht, dessen Feinheiten der Russe nicht begreift, auf eine ziemliche Höhe getrieben; der Lehrer bekommt, namentlich auf dem Lande, ohne weiteres sein Zimmer und seinen Bedienten u. s. w., und wird in allen anständigen Häusern als Glied der Familie behandelt; bleibt er mehrere Jahre und vollendet die Erziehung der Kinder, so bekommt er gewöhnlich eine Summe ausbezahlt oder ein Jahrgehalt: dieß wird bei dem Contracte vorher ausgemacht, indessen meist halten nur Schweizer die ganze Zeit aus, denn die Launen des Herrn oder der Frau vom Hause sind nicht in allen Stimmungen zu ertragen. Peinlich ist die fortwährende Aufsicht, die von dem Hofmeister verlangt wird; von Morgens 7 bis Abends 10 Uhr nicht von dem Zöglinge getrennt seyn zu dürfen, ist etwas ganz gewöhnliches, und nur noch in sehr einzelnen Fällen entschließt sich der reichere Adel die Arbeit zu theilen; dann wird die Stellung des Lehrers leidlicher, indem ihm ein sogenannter Gouverneur die Verantwortlichkeit für das Moralische und die äußere Aufsicht abnimmt. Am schlechtesten geht es übrigens in Rußland jedenfalls Männern von wirklich umfassender Bildung, da der Adel noch viel zu roh und unwissend ist (namentlich aber der neue Adel, der sich zu einer einträglichen Stelle heraufgearbeitet hat und nun den Herrn spielen möchte), um einigermaßen beurtheilen zu können, mit wem er es zu thun habe; täglich kommen da Fälle vor, wo ein gediegener Lehrer durch einen mit Diplom versehenen Bäckergesellen oder Wurstmacher ersetzt wird, und ein gewandter französischer Commis oder Friseur läuft nun vollends jedem Deutschen ohne weiteres den Rang ab. Ueberhaupt was alles unter diesen 1200 Individuen, die das russische Reich als seine examinirten Hauslehrer besitzt, steckt, welche wunderliche und abenteuerliche Lebensläufe man hier mitunter entdeckt, das kann nur der übersehen, der eine längere Zeit in einer größeren Stadt eine Stellung eingenommen hat, die ihn mit den Subjecten der Art bekannt machte; gewöhnlich wendet sich der Adel nämlich an evangelische Prediger oder Universitätsprofessoren, um sich Hauslehrer empfehlen oder früher gar verschreiben zu lassen, und solchen Männern gehen dann die Einzelnen durch die Hände; sie hörten die Klagen der Adeligen, wie es ihnen mit ihrem letzten Gouverneur (manche haben in 10 Jahren an 20 gewechselt) gegangen sey, und umgekehrt, die Lehrer tragen ihnen ihre Leiden vor. In einer solchen Stellung kann man in einigen Jahren eine Sammlung von gar mancherlei zusammenbringen, wie man sie kaum für möglich gehalten hatte. Die wenigen ehrenvollen Ausnahmen abgerechnet, nehmen diese Hauslehrer nach einigen Jahren des Umhertreibens (anders kann man die ewigen und schnellen Wechsel kaum bezeichnen) einen handwerkerartigen Anstrich an, und der Ton ihrer Unterhaltungen erinnert ganz an den der Bedienten im Gilblas, die über ihre Herren sprechen. Trotz aller schönen Redensarten der Adeligen sollen sie auch nur etwas wie höhere Bedienten seyn, und das Verhältniß ist nicht viel besser, als das des Sklaven Pädagogus bei den Römern, wenn man ausnimmt, daß der Deutsche oder Franzose seinem russischen Herrn nur für einige Zeit gegen ein bestimmtes Geld angehört: ist das Geld vorausbezahlt auf längere Zeit, was häufig der Fall ist, wenn Schulden des Lehrers zu bezahlen waren, so wird das Eigenthumsverhältniß noch ähnlicher. Daß mit solchen Lehrern nicht viel zu erreichen seyn müsse, wird jeder leicht begreifen; auch hier finden wir wieder den leidigen Schein, denn der Russe will doch wenigstens sagen können, daß seine Kinder einen Hofmeister haben, und wenn seine beschränkten oder durch den Luxus zerrütteten Vermögensumstände ihm keinen theuren Lehrer zu besolden erlauben, so muß er mit dem ersten besten vorlieb nehmen; bei dem Mangel an eigener Urtheilsbefähigung bezahlt er oft doch noch viel zu theuer, um nur nicht seine Kinder unter die Kategorie derer fallen zu lassen, die nach dem russischen Sprüchworte „für Kupfergeld unterrichtet" worden sind.

Die Nothwendigkeit, in welcher die Russen sich befinden Ausländer, namentlich Deutsche, zu Erziehern zu wählen, beruht auf der Unzuverlässigkeit der Russen hoch wie nieder. Es gibt wohl noch jetzt, trotz der so sehr gegen früher gehobenen Universitäten und trotz der Anfänge eines Gelehrtenstandes, keine 30 russischen Erzieher; höchstens nimmt der Adel einen Studenten oder jungen Gelehrten mit aufs Land, um den russischen Unterricht zu leiten und einige Fächer einzuüben. Die gepriesene Moralität der Ausländer ist nun freilich nur relativ, und man hat der traurigen Beispiele genug, die sehr entschieden das Gegentheil beweisen; allein der Russe verlangt gewöhnlich nicht mehr, als daß man den äußeren Schein beobachte, im übrigen denkt er sehr freisinnig, namentlich was die geschlechtlichen Beziehungen anbelang! Es ist vorgekommen, daß ein Adeliger seinem französischen Gouverneur (der auf einer früheren Stufe schon ein Mädchen mit einigen Kindern hatte sitzen lassen) für sein Gehalt, den er ihm schuldete, eine Leibeigene überließ; und dieser Fall war nicht etwa in dem Hause eines Parvenu, sondern der Mann, der es that hatte lange in Sachsen gelebt, war nicht unbemittelt, sondern im Gouvernement Nischnei-Nowgorod begütert, sprach vollkommen deutsch, und hat sich sogar als Schriftsteller bekannt gemacht. Der Franzose freilich war ein fatales Sujet, vielleicht ein Ueberbleibsel der großen Armee oder ein Fabrikarbeiter, der, wie viele, umgesattelt hatte. Die Regierung hat die Absicht gehabt, etwas für die Hebung des Hauslehrerstandes zu thun, aber der Adel mag nicht gerne seine Kinder der Controle unterwerfen lassen, und so ist diese Maßregel nirgend zur Anwendung gekommen. Es besteht nämlich ein Gesetz, daß jeder Hauslehrer über die ihm anvertrauten Zöglinge einen Bericht einreichen soll bei dem Director des in dem betreffenden Lehrbezirke mit der Aufsicht betrauten Gymnasiums, wo der Lehrer sein Diplom hat einschreiben

laſſen, was ſtrenge verlangt wird; indeſſen die Gymnaſialdirectoren ſind froh, wenn ſie von dieſen läſtigen Papieren ſo wenig als möglich bekommen, da ſie ſchon ohnehin Ueberflüſſiges genug bei ihren eigenen Anſtalten durchzuleſen und zu unterſchreiben haben. Der Lehrer übrigens, der dieſen Formalitäten genau nachkommt, ſeine Zeugniſſe (eine Sache, die auch Niemand verlangt in Privathäuſern) von jeder Stelle, die er bekleidet, vorlegt und eintragen läßt, und ſo immer mit der Regierung in Beziehung bleibt, darf eine gewiſſe Uniform tragen, zählt entfernt zum Staatsdienſte, bekommt nach vielen Jahren einen freilich untergeordneten Rang, und ich glaube ſelbſt eine kleine Penſion; wenigſtens behauptet man, die Unkoſten für das Diplom (es wird mit etwa 15 R. bezahlt) ſeyen zum Theil zu dieſem Zwecke beſtimmt. Uebrigens iſt dieſe Maßregel durchaus noch nicht durchgeführt worden, und findet mehr bei den Privatlehrern, die lieber in den Staatsdienſt eintreten (wozu freilich die Ausländer jetzt ruſſiſche Unterthanen werden müſſen), wenn ſie mit der Regierung zu thun haben mögen, noch bei dem Adel Anklang. Der Privatmann iſt in Rußland mit Recht gegen jede ſolche Maßregel mißtrauiſch, da man nicht weiß, wie weit ſolche Anfänge ſpäter ausgedehnt werden können, wenn man ſich einmal darauf eingelaſſen hat; alſo wird der paſſive Widerſtand in Anwendung gebracht, das Lieblingsmittel der Hohen wie der Niedern.

So ungefähr ſteht es augenblicklich um das ruſſiſche Unterrichtsweſen. Wenn nicht bald wieder eine tüchtige Perſönlichkeit an die Spitze des Miniſteriums der Volksaufklärung kommt, ſo werden die kleinen Anfänge der Bildung, die hie und da bemerklich wurden, bald erſtickt ſeyn. So viel läßt ſich ſchon aus der flüchtigen Skizze erſehen, daß die hochtrabenden Artikel der ruſſiſchen Monatsſchriften nicht viel ſagen wollen. Dieſe Bildung kann auch Aſien nicht civiliſiren; ob die Ruſſen einmal an die Spitze der Slaven treten werden, wie es Jungrußland (die Panſlaviſten, denen der Thronfolger geneigter ſeyn ſoll als der Kaiſer) im Sinne hat, das iſt eine andre Frage. Auf alle Fälle iſt es wünſchenswerth, daß man ſich in Deutſchland über dieſe Verhältniſſe wie über die herrſchende Stimmung immer unterrichte. Die ruſſiſchen Monatsſchriften enthalten mancherlei Bemerkenswerthes; auch die Journale der einzelnen Miniſterien, die viel Intereſſantes enthalten für den, der zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, und ſie von dem officiellen Wortſchwall zu entkleiden weiß.

Der mit Obenſtehendem abgeſchloſſene Artikel über ruſſiſches Unterrichtsweſen läßt über dieſen beſondern Zweig hinaus Schlüſſe thun auf den Geiſt des Ganzen. Man hat von gewiſſer Seite her wie nachſtehender Artikel beſagt, die Slaven für berufen zur Weltherrſchaft und für fähig erklärt, den jetzt ſie beherrſchenden Deſpotismus zu brechen und Europa zur Freiheit zu führen. Wie ſehr beides lediglich eine zu gewiſſen Zwecken erſonnene Phantasmagorie iſt, beweiſt die obige Schilderung. Umgekehrt aber liegt in dem Grundzug, welcher ſich durch ſie hindurchzieht — in der Oberherrſchaft des Scheins — die Erklärung, wie leicht es der ruſſiſchen Politik werden mag, wo es nöthig iſt, den Schein für ihre Zwecke zu handhaben. Wie ſchön gemalte Dörfer ſie den leichtgläubigen Blicken eines leicht zu täuſchenden Volkes vorzaubert, das zeigt ſich in dem nachſtehenden von unſerem Newyorker Correſpondenten (E. P.) beurtheilten

„Rußland wie es iſt.“

So hat, ſagt E. P., der auch in Deutſchland ſchriftſtelleriſch nicht unbekannte Graf Adam Gurowski ein engliſch geſchriebenes, und hier in Newyork bei Appleton u. Comp. verlegtes Buch betitelt. Faſt die geſammte angloamerikaniſche Preſſe beurtheilte daſſelbe überaus günſtig, und namentlich ſind es die angeſehenſten Blätter, welche am meiſten zu loben haben.

Das finde ich ganz natürlich, denn ſie verſtehen reinweg nichts von der Sache, und der gräfliche Sophismus, in recht gutem Engliſch vorgetragen, beſticht ſie daher um ſo gewiſſer.

Vor vier Jahren, als ich nach Amerika kam, fragten mich ziemlich einflußreiche Leute um meine Meinung über den Hrn. Grafen A. Gurowski, und als man mir ſein Thun und Treiben genau ſchilderte, konnte ich getroſt behaupten er ſey ein ruſſiſcher Agent. Dieſes mein damaliges Urtheil wird durch dieſes Buch vollkommen beſtätigt, deſſen eigentlicher rother Faden klar herausleuchtet. Derſelbe läßt ſich in den Satz zuſammendrängen: „das Slaventhum iſt zur Weltherrſchaft beſtimmt!“

Um wirklich an eine ſolche Verſtellung zu glauben, muß man durchaus der ungeheuerſte Schwärmer, der kritikloſeſte, erfahrungs- und beobachtungsärmſte Menſch ſeyn. Dieß iſt aber Graf A. Gurowski durchaus nicht, wie aus ſeiner verſchmitzten Schreib- und Darſtellungsweiſe ſo wie auch aus ſeinem ſonſtigen perſönlichen Verhalten hervorgeht. Wer mit der feinſten Fechtergewandtheit eine Sache ſo zu verfechten verſteht, wie es in dieſem Buche der Fall iſt, der kann kein befangener Schwärmer ſeyn, man hat einen geübten Schauſpieler oder Diplomaten vor ſich. Seite für Seite der Gurowskiſchen Schrift liefert Beweiſe für des Verfaſſers volles Bewußtſeyn, für ſeine ſchlaue Berechnung und Ueberlegung. Ich erkläre das Buch mit aller Beſtimmtheit für im Intereſſe des Petersburger Cabinets verfaßt, ſo wie ich das ganze Auftreten dieſes Herrn vollkommen als das eines geheimen Agenten unter der genannten Direction erkannte, was ſich gleichfalls durch Belege beweiſen läßt.

Doch ich halte mich lediglich an das Buch, und will darthun, daß damit direct auf Hervorrufung einer günſtigen Meinung für Rußland bei den Amerikanern hingearbeitet iſt.

Wie ſehr man in St. Petersburg hierauf ſpeculirt, hat ſchon der dortige Empfang des Vereinigten Staaten-Senators Douglas gezeigt. Kaiſer Nikolaus iſt kein Mann, der ſeine Artigkeiten ohne tieferliegende Abſichten verſchwendet.

Die Speculation auf unſere Amerikaner iſt aber folgende: wer dem Slaventhum eine ſo große Wichtigkeit beilegt, wie Graf Gurowski in ſeinem Buche dieß thut, kann ziemlich ſicher darauf rechnen, daß er daſſelbe unter den Amerikanern in Achtung oder wenigſtens Beachtung bringt, denn ſie kennen es nicht und deuten ſeine Weltherrſchaft jedenfalls nur auf die „alte“ Welt; auch Amerika darunter zu begreifen, fällt ihnen nicht ein. Rußland ſteht aber an der Spitze des Slaventhums, das leuchtet ſchon eher ein,

und ſo hat man es immer mit einer Weltmacht zu thun. Graf Gurowski braucht aber noch ein nettes Mittelchen, um ſogar Sympathie für Rußland bei den Amerikanern zu erregen, indem er das ruſſiſche Volk als zu einer großartigen Revolution vollkommen reif erklärt, wodurch es ſich die Freiheit erringen wird, wovon die Freiheit des übrigen Europa's abhängen ſoll.

Dieſe Finte ſichert dem Verfaſſer ſein Incognito, und macht es bei Kurzſichtigen glaubhaft, daß er ſogar ein von der ruſſiſchen Regierung Verfolgter ſey. Mich wundert faſt, daß Graf Gurowski nicht auf geſchickte Weiſe den Kaiſer Nikolaus als dieſen Freiheitsbeſtrebungen insgeheim zugethan aufgeſtellt hat und ihn als eine Art zukünftigen Präſidenten einer europäiſchen Univerſalrepublik durchſchimmern läßt! In Petersburg würde man höhern Orts einen ſolchen Witz gewiß nicht übel finden. Man braucht die Sympathien der Amerikaner für den Augenblick, und in den Mitteln war ja die ruſſiſche Politik nie ſehr bedenklich! Hat man erſt die Zuneigung im allgemeinen bei einer Bevölkerung gewonnen, ſo laſſen ſich etwaige einzelne bedenkliche Erſcheinungen unſchwer zu Gunſten des Beliebten deuten!

Nur in der deutſch-amerikaniſchen Tagespreſſe hat ſich eine warnende Stimme über die Tendenz des Gurowskiſchen Buches vernehmen laſſen, die aber kaum im Stande ſeyn dürfte Einfluß auf die in engliſcher Sprache erſcheinenden Blätter, geſchweige auf die Angloamerikaner auszuüben. Denn um den Humbug zu begreifen, dazu ſind durchaus eine Menge Vorkenntniſſe erforderlich, die unter den Angloamerikanern nicht exiſtiren können.

Ein polniſcher Flüchtling, Hr. Saniewski, ſagt in einer unumwundenen Entlarvung Gurowski's, daß derſelbe Rußland nie gekannt, und ſeine Angaben von der Größe der ruſſiſchen Macht ſeyen ſämmtlich ruſſiſchen officiellen Quellen entnommen, die er wahrſcheinlich auf Befehl des Zaren bearbeitet habe."

E. P.

Das Gemeinſchulweſen in Weſtcanada.

Mittheilung von Eduard Pelz.

Auf einem Ausfluge, den ich im Junius 1854 nach Canada machte, um der Sommerhitze Newyorks zu entfliehen, die mir ſtets Gallenbeſchwerden erregte, ward mir eine Bekanntſchaft zu Theil, der ich nachfolgende Mittheilungen verdanke, von denen anzunehmen iſt, daß ſie gewiß Intereſſe bei den Leſern dieſer Blätter finden werden. Mein Gewährsmann lebt ſeit faſt zwanzig Jahren im weſtlichen Canada als geachteter Bürger, und widmete ſich mit großer Vorliebe der Verbeſſerung des Schulweſens im Lande; ſein Urtheil ſo wie ſeine Angaben haben um ſo mehr Werth, als er die Stellung eines Schulvorſtehers bereits eine Reihe von zehn Jahren mit allgemeiner Anerkennung begleitet, und ſomit vielfache Gelegenheiten hatte, das Schulweſen im Ganzen und Allgemeinen genauer kennen zu lernen. Den Angaben dieſes trefflichen Mannes folgend führe ich an:

Das Schulweſen in Weſtcanada iſt hauptſächlich nach dem preußiſchen Schulſyſtem entworfen. Die canadiſche Regierung ſandte vor einigen Jahren den Oberſchulſuperintendent Ryerſon, einen in jeder Beziehung fähigen Mann, nach Europa, um dort ſich mit den beſten Einrichtungen in Bezug auf Schulen bekannt zu machen, und nach ſeiner Rückkehr empfahl derſelbe das jetzt zum Geſetz erhobene Lehr- und Schulſyſtem, deſſen Grundzüge die folgenden ſind.

Ein jedes Townſhip [1] iſt in eine angemeſſene Zahl von Schulſectionen eingetheilt durch die unmittelbaren Repräſentanten der Bevölkerung, nämlich durch den Municipalrath des Townſhip. Für eine jede dieſer Sectionen erwählen die in derſelben wohnenden Taxzahler, gleichviel ob ſie Bürger ſind oder nicht, unter ſich drei Männer als Schulvorſteher, welche dieſes Amt immer auf drei Jahre verwalten. Jedes Jahr wird immer nur einer dieſer Vorſteher neu gewählt, ſo daß keine Störung in deren Thätigkeit entſtehen kann. Die Pflichten dieſer Vorſteher ſind: die Aufſicht über ſämmtliches Schuleigenthum in der Section zu führen, den Neubau oder die Verbeſſerung des Schulhauſes anzuordnen und zu leiten, den Lehrer anzuſtellen, deſſen Beſoldung zu beſtimmen und die dazu erforderlichen Gelder zu erheben; die Schule zu beſuchen, den Gebrauch nicht erlaubter Bücher in derſelben zu unterſagen [2] und halbjährlich einen Bericht an den Local-Superintendenten zu liefern, worin unter andern Mittheilungen hauptſächlich die Zahl der in der Section wohnenden Kinder anzugeben, die *Zeit wie lange* die Schule gehalten, die verſchiedenen Zweige des Unterrichts und überhaupt alles dasjenige anzuführen iſt, was mit dem Schulweſen in Verbindung ſteht. Aus dieſen verſchiedenen Sectionsberichten entwirft der Localſuperintendent ſeinen jährlichen Bericht an den Oberſuperintendenten und derſelbe aus dieſen Documenten den allgemeinen jährlichen Schulbericht fürs ganze Land.

Die Regierung bewilligt jährlich für Beſoldung der Lehrer eine gewiſſe Summe, die 1852 75,100 Dollars und 1853 91,000 Dollars für die Provinz Weſtcanada betrug, und ſteigert dieſe Beträge nach Verhältniß des Wachsthums der Bevölkerung. [3] Dieſes Geld wird durch den Oberſuperintendenten auf die verſchiedenen Counties (Diſtricte) vertheilt, und dabei liegt als Maaßſtab die Zahl der Schulen beſuchenden Kinder zum Grunde. Der County-Rath iſt verpflichtet, ehe derſelbe dieſe Gelder ziehen kann, eine mindeſtens eben ſo große Summe als die demſelben aus dem Regierungs-Schulfonds bewilligte durch directe Beſteuerung ſämmtlichen taxbaren Eigenthums im County zu erheben; dieſe beiden Summen bilden dann den Fonds, der lediglich zur Lehrerbeſoldung beſtimmt iſt. Das für den geſammten Schulbedarf noch Fehlende

[1] Die Landbezirke, Townſhips genannt, pflegen in Weſtcanada durchſchnittlich 10 bis 12 Geviertmeilen groß zu ſeyn. E. P.

[2] Ein Collegium des öffentlichen Unterrichts in der Provinzialhauptſtadt Toronto ſorgt für Herſtellung des nöthigen Schulbücherbedarfs, und es dürfen keine andern als dieſe Schriften in den Schulen eingeführt werden. E. P.

[3] Bedingung des Regierungszuſchuſſes iſt, daß mindeſtens ſechs Monate im Jahre Schule gehalten werden muß. E. P.

muß ſodann durch den Schulvorſtand erhoben werden, und es ſind demſelben zu dieſem Zwecke folgende Wege erlaubt: entweder eine Taxe auf jedes die Schule beſuchende Kind zu legen, in welchem Falle jedoch niemals mehr als 75 Cent auf ein Kind für das Vierteljahr gerechnet werden darf, folglich ungefähr ein Thaler preußiſch [1], oder, indem die Vorſteher mit Zuſtimmung der Taxzahler in der Section die Schule als Freiſchule erklären und beſchließen, das Fehlende der Beſoldung durch directe Beſteuerung des ſteuerpflichtigen Eigenthums zu erheben, in welchem Falle es die Pflicht des Townſhip-Rathes iſt, ſolche Summen und auf ſolche Weiſe zu erheben, wie es von den Vorſtehern gewünſcht und kundgegeben worden iſt. Auf ähnliche Weiſe erhebt der Schulvorſtand die Mittel zur Erbauung der Schulgebäude und Beſtreitung ſonſtiger Unkoſten. [2]

Ferner bewilligt die Regierung alljährlich etwa 12,000 Dollars zum Ankauf und zur Vermehrung von Schulbibliotheken. Paſſende Schulbücher, ſowohl in engliſcher als auch in deutſcher Sprache, ſind bereits in bedeutender Anzahl angeſchafft und zum Schülerbedarf vertheilt worden. [3] Die Vertheilung geſchieht auf folgende Art. Eine Schulſection oder mehrere zuſammen, welche eine gewiſſe Summe für eine Bibliothek aufbringen und dieſelbe an den Oberſuperintendenten einſenden, nebſt einer Liſte derjenigen Bücher, die ſie zu erhalten wünſchen, erhalten für dieſe Summen Bücher, und ferner noch 75 Procent mehr als ſie bezahlt haben. Die Regierung hat es öffentlich ausgeſprochen: „denen helfen zu wollen, die zeigen, daß ſie die Neigung haben ſich ſelbſt zu helfen.“ [4]

Die Lehrer müſſen, ehe ſie vom Schulvorſtande angeſtellt werden dürfen, ein Fähigkeitszeugniß haben, welches ſie vom County-Collegium des öffentlichen Unterrichts erlangen können. Letzteres beſteht aus den Vorſtehern der höhern Schule und den Localſuperintendenten, welche letztere vom County-Rath ernannt und beſoldet werden. Dieſes Collegium hält vierteljährlich eine öffentliche Prüfung der Candidaten. Jedem, der über 18 Jahre alt iſt und genügende Zeugniſſe in Betreff ſeines moraliſchen Charakters aufweiſt und der entweder eingeboren oder naturaliſirt, oder der wenigſtens den Eid der Treue vor einem Magiſtrat abgelegt, wird der Zutritt zum Examen geſtattet. Das Examen wird nach einem Programm geführt, welches der Provinzialrath entwirft. Letztern ernennt der Gouverneur, doch muß der Oberſuperintendent ein Mitglied dieſes Rathes ſeyn.

Für diejenigen Townſhips, in denen eine bedeutende Anzahl Deutſche wohnen, werden auch deutſche Lehrer examinirt, indem z. B. in Waterloo-, Wilmot-, Welleſley-, Woolwich- und andern Townſhips faſt eine eben ſo große Anzahl Schulen ſind, in denen deutſch gelehrt wird, als in denen der Unterricht ausſchließlich engliſch iſt; in etlichen Schulen wird auch zugleich in beiden Sprachen Unterricht ertheilt. Bei den deutſchen Lehrern wird jedoch auf das Bedingniß der Naturaliſations-Qualification ſelten oder nie gedrungen, hauptſächlich aus dem Grunde, weil der Mangel an Lehrern noch zu groß iſt.

Die Lehrer werden, ihren Fähigkeiten nach, in drei Claſſen getheilt, und es muß bei dieſer Gelegenheit bemerkt werden, daß gar mancher Candidat angenommen wird, der abgewieſen werden müßte, wenn beim Examen ſtreng nach der beſtehenden Vorſchrift verfahren würde. Indeſſen läßt ſich der ſeit den letzten drei bis vier Jahren eingetretene ermuthigende und ſehr bedeutende Fortſchritt ſowohl in intelligenter als auch moraliſcher Beziehung beim Lehrerperſonale Canada's nicht verkennen. Auf der andern Seite aber treten noch immer ſehr viele Mängel des Schulweſens heraus, die hauptſächlich der Beſchaffenheit des Lehrer- und Lehrerinnenperſonals zuzuſchreiben ſind.

Vor Einführung des gegenwärtigen Schulgeſetzes war der Kinderunterricht — wenigſtens in den ländlichen Diſtricten — faſt ausſchließlich in Händen ſolcher Menſchen, die entweder als Abenteurer nach Canada gekommen, oder als Taugenichtſe von Europa ausgewandert, hier gelandet, zu träge zur Arbeit waren, kein ehrliches Handwerk gelernt hatten, und von allen Mitteln entblößt nichts anzufangen wußten. Durch die Noth gepeitſcht, waren ſie zur Lebensfriſtung endlich gezwungen etwas zu ergreifen, und theils durch eigene Suada, oder vermittelſt der Unterſtützung gewonnener Freunde, wurden ſie der urtheilsunfähigen Einwohnerſchaft als Schullehrer aufgeredet. Dieß geſchah um ſo leichter, als die Menſchen ja im allgemeinen nur zu geneigt ſind, das Erziehungsgeſchäft auf die leichte Achſel zu nehmen, wegen ſeiner Schwierigkeit und der damit verbundenen Nothwendigkeit großer Selbſtverläugnung.

---

[1] Dieß die aus dem Vorſchlage des Oberſuperintendenten hervorgegangene neueſte Geſetzbeſtimmung. Früher durfte Schulgeld bis zu beliebiger Höhe für die ſchulbeſuchenden Kinder erhoben werden; allein die Abſicht des Oberſuperintendenten geht auf Einführung des Freiſchulenſyſtems hin, das er jedoch bei der Bevölkerung nur allmählich durch Zuſetzen für angemeſſen erachtet. In der That werden auf dem eingeſchlagenen Wege bald genug die Bewohner dahin gebracht ſeyn, ſich die allgemeine Beſteuerung zu Gunſten von Freiſchulen gefallen zu laſſen; wenigſtens hat dieß gegenwärtig ſchon ganz den Anſchein darnach. E. P.

[2] Bemerkenswerth iſt, daß die Beſchlüſſe der Mehrheiten in den erwähnten Verſammlungen der Taxzahler geſetzliche Bindekraft für alle haben und Minderheiten keine Berechtigung zu Verweigerungen verſtattet wird. Hierin liegt eine der Volksſouveränetät von Seite der Regierung gemachte Conceſſion, die von dem preußiſchen Schulſyſtem abweicht. Eben ſo verdient hervorgehoben zu werden, daß den vom Taxzahler gewählten Schulvorſtehern gewiſſe Souveränetätsrechte, namentlich in Bezug auf zu machenden Schulausgaben, eingeräumt ſind, gegen die kein Rechtsmittel zuſteht. Somit ſcheint die Regierung einer vom Volke erkannten Regſamkeit fürs Gemeinwohl auch entſprechenden Spielraum gewähren und zugleich nachtheiliger Zerſpaltung vorbeugen zu wollen. E. P.

[3] Es ſind dieß die bekannten „Irish national school books“, welche denen in Preußen eingeführten beſſern Schulbüchern jedenfalls ſehr nachſtehen. Nicht nur daß ſie faſt insgeſammt ein orthodox-frömmelnder, benebelnder Ton durchzieht, ſondern es iſt ihnen nebenbei noch ein Stempel aufgedrückt, der etwas mechaniſches und fabrikmäßiges andeutet, das allem engliſchen Erziehungs- und Unterrichtsweſen anklebt. Ein recht anregender Geiſt wird durchweg vermißt, wie derſelbe aus den beſſern Unterrichtsbüchern der Schulen Preußens hervorleuchtet. Nur die Rechenbücher erſcheinen mir als recht praktiſch, ſo wie denn dieſer Zweig des Unterrichts mit am beſten durchſchnittlich bearbeitet ſeyn dürfte, ähnlich wie in den Schulen der Unionsſtaaten, wo indeſſen das Schulbücher-Departement vielfach noch weit minder gut beſchaffen iſt. E. P.

[4] Der Katalog über den Vorrath an Büchern, Karten u. ſ. w., welcher vom Departement des öffentlichen Unterrichts erſchienen iſt, weiſt übrigens die wohlfeilſten Preiſe nach. So koſtet z. B. ein gebundenes Exemplar des erſten Leſebuches nicht mehr als 3 Cent (etwa 1¼ Sgr. preuß.), das zweite Leſebuch 10 Cent, das dritte Leſebuch 20 Cent, ein viertes 27 C., ein fünftes und ſechstes je 38 C. u. ſ. w. Hinſichtlich des Umfanges dieſer Leſebücher möge erwähnt ſeyn, daß z. B. das zweite Buch 173 Seiten 12mo. enthält, und ſo die andern im Verhältniß. Andere Unterrichtsmittel anlangend, ſo will ich anführen, daß z. B. 150 naturhiſtoriſche Abbildungen in mittlerem Folioformat, colorirt, auf Rahmen gezogen und lackirt, die recht brauchbar genannt werden dürfen, für 26 Dollars abgelaſſen werden, was als ſehr billig erkannt werden muß. Im Bogen iſt der Preis nur 7 Dollars. Die Preiſe der Karten u. ſ. w. ſind in gleichem Verhältniß wohlfeil geſtellt. E. P.

Die angedeuteten After-Schullehrer hatten weder Sinn für die Schule noch Fähigkeit zum Unterrichte; sie sehnten sich nur nach dem Ende ihres Vierteljahrs, wo ihnen der Lohn ausgezahlt wurde, den sie dann häufig in vorwurfsvoller Weise durchbrachten.

Eine andere Classe von Menschen, denen damals der Unterricht des heranwachsenden Geschlechts anvertraut wurde, bestand in solchen Leuten, die nur während des Winters Schule hielten, wozu sie kaum die allernothwendigsten Kenntnisse besaßen und von denen im Sommer irgend ein Handwerk betrieben ward. Auch sie hatte der Herr im Zorn zu Schullehrern gemacht!

Eine dritte und letzte Classe bestand endlich in wirklich gut gebildeten Jugendlehrern, deren Zahl indessen so überaus gering war, daß man große Striche Landes durchwandern konnte, ohne auf einen von ihnen zu stoßen.

Obgleich dieser vormalige Stand der Dinge sich ungemein gebessert hat, so findet man leider noch in allzu großer Anzahl Personen vor, die wohl Schule halten, aber noch sehr weit davon entfernt sind, Lehrer zu seyn!

Zur Beförderung und Ausbildung der Lehrer hat die Regierung nach besten Kräften gesorgt. Die in Toronto gegründete Normalschule, eine Anstalt ersten Ranges, bildet alljährlich eine bedeutende Anzahl Lehrer aus. Das Lehrerpersonal daselbst läßt fast nichts zu wünschen übrig, und es darf gesagt werden, daß tüchtige, begabte und erfahrene Männer die Leitung führen, trefflichen Einrichtungen vermittelst guter Durchführung segensreichen Erfolg verschaffend. Die Früchte solcher Wirksamkeit werden bereits in allen Gegenden des Landes genossen, und Lehrer, von der Normalschule ausgebildet, haben überall den Vorzug, und wäre ihre Zahl nur ausreichend, so würde fast jede Schule einen tüchtigen Lehrer besitzen. Das Wachsthum der Bevölkerung und mit demselben die Vermehrung der Schulen ist bislang aber immer größer gewesen als die Zunahme der Lehrerzahl, welche von der Normalschule gebildet wurden. [1]

Die Regierung bewilligt alljährlich 6000 Doll. für Besoldung der Normalschullehrer, außer der Besoldung des Obersuperintendenten, und ferner 4000 Doll., um den Besuch der Normalschule auch denjenigen zu ermöglichen, die ohne Geldmittel sind. Jeder Candidat, dem der Zutritt zum Unterricht in der Normalschule gestattet worden ist, erhält nämlich während seines Aufenthaltes daselbst allwöchentlich einen Doll. nebst freiem Gebrauch der Bücher und sonstigen Apparat. Der Geldzuschuß dient zur Beschaffung des zum Lebensbedürfniß am dringendsten Nöthigen, so daß Candidaten ihrerseits nur das etwa noch Fehlende aus eigenen Mitteln zu ergänzen haben. Auch hierbei wird die Anwendung des schon oben erwähnten Regierungsgrundsatzes erkennbar, demgemäß die eigene Strebsamkeit unterstützt werden soll; offenbar ein schönerer Grundsatz als das in der nordamerikanischen Union adoptirte, eiskalte und allerdings radicale „help yourself.“

Sowie sich die Intelligenz des Lehrerpersonals in Canada bedeutend erhöht hat, ist auch dessen Besoldung gestiegen. In den sogenannten guten Zeiten, wo man für etwa 10 bis 12 Doll. auf den Monat einen Mann zum Schulhalten miethen konnte, der sich von diesem Lohne obendrein selbst zu beköstigen hatte, da versteht man sich selten höher als: die Kinder nothdürftig lesen, mitunter etwas schreiben und rechnen zu lehren. Die Mädchen — so dachte man — brauchen ja nicht schreiben zu lernen. Von Grammatik, Geographie, Geschichte und dergleichen war natürlich gar keine Rede. Dahingegen stehen jetzt die Sachen schon ganz anders; jetzt ist es durchaus nichts Seltenes, sondern es gehört zum Gewöhnlichen, daß außer Lesen, Schreiben und Rechnen, auch Grammatik, Geographie, Naturgeschichte, Weltgeschichte, Geometrie, Algebra und Astronomie gelehrt wird. Die Besoldung solcher Lehrer, die fähig sind in diesen Zweigen gründlichen Unterricht zu ertheilen, beträgt jetzt 400 bis 600 Doll. jährlich.

In incorporirten Flecken und Städten mit eigener Municipalität besteht der Schulvorstand aus sechs Mitgliedern, die außer den Rechten der Sectionsvorsteher noch verschiedene andere Rechte besitzen, wie z. B. daß dieselben, ohne die Zustimmung der Stadt erst besonders erlangen zu müssen, das Frei-Schulsystem einführen und Neubauten für Schulzwecke einführen und die dazu erforderlichen Mittel nach Gutdünken entweder selbst erheben, oder durch den Municipalrath erheben lassen können. Da kein Religionsunterricht in der Schule ertheilt werden darf, weil die Bevölkerung so gemischt und der Secten so viele sind, erlaubt eine Clausel im Gesetz, daß, im Fall eine Anzahl (nicht unter zwölf) Taxzahler einer Secte, die zu einer besondern Secte gehören, darauf antragen, eine Separatschule zu halten, ihnen diese bewilligt werden soll. Solche Separatschulen sind jedoch dem allgemeinen Schulgesetz durchaus unterworfen.

Außer dem Local-Superintendanten haben das Recht zur berathenden Schulvisitation sämmtliche Geistliche, Richter, Parlaments-Mitglieder, Magistrate und Rathsherren.

Die Regierung bewilligt ferner für höhere Unterrichts- und Bildungszwecke jährlich ungefähr 75,000 Doll. den Collegien oder Hochschulen, und etwa 20,000 D. den Gymnasien; zur Gründung eines Lehrer-Instituts für jedes County aber die Summe von 100 D. und hat verordnet daß das Erziehungs-Journal, eine monatliche Zeitschrift, die unter der Aufsicht des Ober-Superintendenten erscheint, an alle Schulsectionen, sowie auch an die verschiedenen Vorstände der Stadt- und Flecken-Schulen auf Kosten der Regierung kostenfrei gesendet werde.

So weit die Mittheilungen meines Gewährsmannes, der mich die Güte hatte, mir nachstehende statistische Uebersicht des Schulwesens in Ober- oder West-Canada zuzustellen: —

---

[1] Mein Gewährsmann theilte mir mit, daß die Normalschule in Toronto ihr treffliches Gedeihen hauptsächlich ihrem Begründer, dem Ober-Superintendenten Herrn E. Ryerson verdankt, der mit unermüdlichem Eifer für das Beste der Anstalt sorgt. Er lernte — so wird versichert — das Schullehrer-Seminarwesen in Preußen gründlich kennen und machte darnach seine Vorschläge für Errichtung einer Normalschule in Toronto.

E. P.

Statistische Uebersicht des Schulwesens in Ober- oder West-Canada	1842	1843	1844	1845	1846	1847	1848	1849	1850	1851	1852
Bevölkerung des Landes	486,055	„	„	622,357	„	„	725,879	„	813,155	930,551	951,239
Zahl der Kinder von 5 bis 16 Jahren	141 143	„	163,519	202,913	208,558	210,975	211,192	251,361	259,258	259,607	262,755
Schülerzahl der Gemeinschulen nach eingelieferten Berichten	65 976	„	94,756	110,402	104,912	125,827	13 ,739	137,-35	151,891	170 591	170,557
Schulenzahl, die Berichte geliefert	1,721	„	2,610	2,736	2,889	2,727	2,900	3,036	3 007	3,330	3,317
Regierungsgelder für Lehrerbesoldung							Doll.	75,292	76,067	76 108	71,596
Municipalgelder für dergleichen								91,158	93 785	103,345	106,121
Erhobene Gelder von den Schülern für dergleichen	144,000 D.	„	206,865					205,502	156,173	155,310	146,734
Erhobene Gelder durch Local-Taxen für dergleichen	NB. von 1842 bis 1848 sind die Summen zusammen angegeben.							17,960	27,224	79,551	101 511
Erhobene Gelder für Schulgebäude	—	—	—	—	—	—	—	—	5-,759	77,110	100,378
Gelder, die aus andern Quellen für Schulen geflossen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	131,338	147,960
Gesammtzahl der angestellten Lehrer in den Gemeinschulen	—	—	—	2,860	2,925	3,028	3,177	3 299	3,374	3 277	3,333
Darunter waren a) männliche	—	—	—	—	—	2,365	2,507	2,598	2,697	2,551	2,337
b) weibliche	—	—	—	—	—	663	670	701	779	726	817
Zahl der Schuldistricte	—	—	—	—	—	—	—	805	870	870	1,045
Bändezahl in denselben	—	—	—	—	—	—	—	67,571	96,165	130,933	164,117
Zahl der Wandkarten im Gebrauch der Schulen	—	—	—	—	—	—	—	1,055	1,313	2,795	3,809
Durchschnittsberechnung der Lehrerbesoldung jährlich: a) männliche	—	—	—	—	—	—	— Doll.	240	209	316	333
b) weibliche	—	—	—	—	—	—	—	173	124	206	211
Zahl der Colleg en und Studenten auf denselben	V (Coll.)	—	—	—	—	VI.	—	VII,656	VII,773	VIII,632	VIII,731
Akademien und Gymnasien	—	—	—	—	—	—	—	39	57	70	98
Anzahl der Schüler in denselben	—	—	—	—	—	—	—	1,120	2,070	2,609	3,165
Privatschulen	—	—	—	—	—	—	—	157	224	159	167
Anzahl der Schüler in denselben	—	—	—	—	—	—	—	3,658	4,663	3,918	5,135
Separatschulen für Protestanten	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	3
„ „ Katholiken	—	—	—	—	—	—	—	—	—	15	18
„ „ Neger	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	4
		1842/43	1843/44	1844/45	1845/46	1846/47	1847/48				
Zahl der in der Normalschule ausgebildeten Lehrer: a) männliche		63	76	98			74				
b) weibliche		24	32	43							

So weit ich mich seither in Betreff der Statistik Canada's zu unterrichten im Stande war, steht die Zuverlässigkeit in ihren Angaben anlangend der Statistik Deutschlands näher, als die der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Ohne ungerecht zu seyn, läßt sich sagen: man gehe in Canada mit viel mehr Wahrheitsliebe und mit bedeutend weniger Leichtfertigkeit, Aufschneiderei und offenbarer Willkür zu Werke, als dieß bei den Nachbar-Republikanern unläugbar der Fall ist. Dennoch würden bei verschiedenen Positionen vorstehender Uebersicht runde Zahlen gewiß angemessener gewesen seyn, weil Einerziffern auf zu schwachen Füßen stehend erscheinen.

Der denkende Leser wird im Stande seyn, die interessantesten Betrachtungen über die verschiedenen Angaben der Uebersicht anzustellen, wobei es auf eine ganz genaue Prüfung und Vergleichung der Zahlen mit der Wirklichkeit gar nicht ankömmt, da anzunehmen ist, daß zur richtigen Charakteristik der wirklich bestehenden Verhältnisse die genügenden Anhaltspunkte gegeben sind. Ich will mir nur erlauben auf einige schöne Resultate hinzudeuten, die sich aus dem finanziellen Theile der Uebersicht entnehmen lassen und wobei auf große Zuverlässigkeit zu rechnen ist, da die betreffenden Verwaltungen keinerlei Interesse, ja keine Möglichkeit für Verbreitung von Unwahrheiten haben konnten.

Demnächst deutet die Verminderung des Regierungszuschusses zur Lehrerbesoldung bei Verdoppelung der Schülerzahl und ansehnlicher Vermehrung des Lehrpersonals, sowie dessen Gehaltvermehrung auf eine sehr günstige Wirksamkeit des Regierungsgrundsatzes hin, die Bevölkerung so viel als möglich zur Selbstregsamkeit in der wichtigsten Gesellschaftsfrage, im Erziehungs- und Unterrichtswesen anzuleiten. Eine so weise Regierung, die sich an die Spitze der geistigen Bewegung zu stellen weiß, verdient immer regierend an der Spitze zu bleiben! Denn die Massen werden es nirgendwo bis zur Weisheit von Minderheiten bringen und stets nur den zweifelhaften Instinct in die Waagschale zu werfen haben. Jede Schule ist wohlbestellt, in welcher die Lehrer auf ihre eigene Entbehrlichmachung hinarbeiten, von der schon wegen des fortwährenden Nachwuchses an Schülern nie die Rede seyn kann. Ebenso habe ich von jeher die Regierungen betrachtet und bin in meiner Ansicht umsomehr bestärkt, je länger ich in der nordamerikanischen Unionen lebe. Darum erfreute mich das Bestreben der Regierung Canada's, das an jenes der bessern Zeiten des Gouvernements in Preußen erinnert, wo auch mit Recht gesagt werden durfte: es stehe an der Spitze des „Vorwärts!" — Möge für Canada die Zeit fern bleiben, wo Regierung und Bevölkerung das weise Maßhalten beiderseits außer Acht lassen; wo Ueberschreitungen auf der einen, oder auf der andern Seite gemeinschaftliche Krisen herbeiführen.

Wenn die freilich nur sehr partiell von mir eingezogenen Nachrichten nicht trügen, so fand die von der Regierung ergriffene Initiative hinsichtlich des Schulwesens anfänglich nur Anklang und Unterstützung bei einer gering zu nennenden Minderheit der Bevölkerung, die namentlich vor vermehrten Geldausgaben zurückschrack. Daß Kenntnisse und Bildung zur Macht führen, die vermehrten Besitz nach sich zieht, ist ein weiter hinausliegender Begriff, als daß ihn Massen sogleich erfassen sollten. Man gab mir von unterrichteter Seite die Versicherung, daß der Erfolg einer Gemeinde, in welcher ich mich etwas specieller umsah, maßgebend und charakterisirend fürs Allgemeine genannt werden könne. Als nämlich an diesem Orte von etwa 1200 Seelen ein nothwendiges neues Schulhaus errichtet werden sollte und der Schulvorstand von seiner Machtvollkommenheit einen sehr verständigen Gebrauch machte, schrien die Wähler Zeter über denselben, weil nach ihrer kurzsichtigen Meinung der Hausbau viel zu großartig angelegt sey. Allein nach Verlauf weniger Jahre schon zeigten sich einerseits die guten Früchte des bessern Unterrichts, andererseits stieg die Bevölkerung so rasch, daß jetzt schon einige der heftigsten Tadler des Schulvorstandes fast tadeln wollen, daß ihr Schulhaus — nicht noch größer gebaut worden sey!

Es würde unverzeihliche Anmaßung von mir genannt werden müssen, wollte ich ein specielleres Urtheil in der Schulangelegenheit West-Canada's aussprechen; deßhalb freut es mich einen weit competenteren Kritiker im ehemaligen Rector zu Zwickau in Sachsen, Herrn Ed. Lindemann, anführen zu können, der jetzt als Redacteur eines deutschen Blattes in West-Canada lebt und sich wie folgt in demselben ausläßt:

„Im Allgemeinen scheint das „common schoolsystem", das Institut der öffentlichen Schulen, günstigen Erfolg zu haben, und das Land ist deßhalb dem Leiter des ganzen Unterrichtswesens, Dr. Ryerson, wenigstens die Anerkennung schuldig, daß er mit großer Pünktlichkeit das Geschäft des öffentlichen Unterrichts leitet. Wir enthalten uns gestissentlich des Wortes „Erziehung", da von

dieſer Sache, wie wir ſchon oftmals zu bemerken Gelegenheit hatten, in den canadiſchen Schulen vor dem Ablauf eines Zeitraumes von zehen Jahren wohl noch nicht wird die Rede ſeyn können. Erziehung unſerer Jugend zum guten Staatsbürger nicht nur, ſondern zum tüchtigen Menſchen, iſt eben ein ſchwieriges Ding und vor der Hand in ganz Amerika, nicht bloß in Canada, unthunlich. Erſt müſſen die gehörigen Anſtalten zur Bildung tüchtiger Lehrer, für unſere Provinz insbeſondere, vorhanden ſeyn; erſt muß eine Univerſität, nach Art der deutſchen, doch ohne deren Mängel, ein Aſyl für die Wiſſenſchaft, ein Emporium der ausgezeichnetſten Männer für die verſchiedenen Fächer des Wiſſens, eine Pflanzſchule der tüchtigſten Forſcher für Wahrheit in Nordamerika gegründet ſeyn, bevor wir an eine wirkliche Erziehung des Volkes zur Humanität — der ächten unverfälſchten — denken können. Bis dahin laßt uns alſo mit dem zufrieden ſeyn, was beſſer geworden iſt durch das öffentliche Schulſyſtem. Ein Unterricht iſt immer beſſer, wie keiner. Alſo zu den ſtatiſtiſchen Angaben des betreffenden Berichts: [1]

Im Jahre 1842 gab es in Ober-Canada bei 141,143 ſchulfähigen Kindern nur 65,978, welche Unterricht genoſſen, im Jahre 1847 beſuchten von einer Anzahl von 230,975 ſchulfähigen Kindern 124,829 die Schule; und im Jahre 1852 von 262,755 Kindern waren — 179,587 die in den common schools Unterricht erhielten, wobei über 9000 nicht gerechnet ſind, die andere Unterrichtsanſtalten beſuchten. Aus dieſen kurzen aber bündigen Angaben erſieht man, welch' eine Maſſe von Unwiſſenden in unſerer Mitte aufwächſt — die obige Zahl Unterricht genießender Kinder zuſammengenommen und von der ganzen Zahl ſchulfähigen abgezogen, bleiben nicht weniger als: 74,168 übrig, die gar keinen Unterricht genießen. Wie viel iſt daher noch in Ober-Canada zu thun — für das Schulweſen!

Die ſtatiſtiſchen Tabellen des Berichtes weiſen nach, daß 3317 Schulſectionen während des Jahres 1852/53 weniger als im vorhergehenden Jahr in Wirkſamkeit waren. Dieſe Abnahme entſtand jedoch aus der Zuſammenlegung mehrerer kleinerer Sectionen, ein Syſtem das man auch jetzt noch häufig befolgt, wir wollen dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob zum Nutzen oder zum Nachtheil. Die Zahl der Schulen, die wirklich gehalten wurden, betrug 3010, alſo 9 mehr als im Jahre 1851. Von dieſen waren 901 Freiſchulen, die ganz von den Abgaben in den Orten erhalten wurden, in denen ſie ſich befanden, wozu die Provinzial- und Municipal-Unterſtützungen ebenfalls gerechnet werden müſſen; 429 wurden theils durch eben ſolche Auflagen, theils bloß durch Provinzial- und Municipal-Bewilligungen unterhalten, der Reſt von 1680 Schulen wurde durch Auflagen und Provinzial- und Municipal-Bewilligungen unterhalten.

Die durchſchnittliche Zeit, in welcher wirklich Unterricht gegeben wurde, iſt 10 Monate und 21 Tage. Angeſtellte Lehrer waren 3388, oder 111 mehr als im Jahre 1851. Darunter waren 2541 Lehrer und 847 Lehrerinnen. Von dieſen gehörten 733 ihrem religiöſen Bekenntniß gemäß der engliſchen Kirche an, 380 der katholiſchen, 921 der methodiſtiſchen, 200 der baptiſtiſchen, 69 waren Congregationaliſten, 45 Quäker und der Reſt von 138 gehörten zu den übrigen in Canada beſtehenden Kirchenſecten. 455 gehörten zur erſten, 1444 zur zweiten und 1460 zur dritten Lehrerclaſſe. [1]

Die durchſchnittliche jährliche Beſoldung für einen Lehrer betrug 83 Pf. 6 Sch. ohne Beköſtigung und 62 Pf. 17 Sch. mit Beköſtigung; für Lehrerinnen 52 Pf. 12 Sch. ohne Koſt und 32 Pf. mit Koſt. Dieſe Zahlen zeigen eine geringe Erhöhung gegen frühere Jahre — aber auch ſo iſt die Beſoldung noch eine klägliche.

Der Handlanger, der dem Maurer den Lehm zuträgt, iſt kaum zufrieden, wenn er täglich einen Dollar hat, oder 90 Pf. jährlich; der Profeſſioniſt verlangt zwei Dollars des Tags und iſt noch nicht einmal damit befriedigt, aber der Lehrer, der ſeine Geiſtes- und Körperkraft anſtrengen muß, der gut unterrichtet, intelligent ſeyn und bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſt feinere Lebensart haben ſoll, hat weniger als ein Tagelöhner, der mit dem Schubkarren fährt. Wenn Eltern nur darauf Bedacht nehmen einen wohlfeilen Lehrer zu haben, ſo können ſie allerdings nicht erwarten etwas Beſſeres zu bekommen als einen, der das ganze Schulen als Buſineß (materielles Geſchäft) betreibt; denn wer für wenig Geld Unterricht gibt als ein Steinbrecher gewinnt, der an der Eiſenbahn oder an der Straße arbeitet, mit dem muß es entweder in irgend einer Beziehung nicht weit her ſeyn, oder er wird ſich durch die Ungerechtigkeit, die ihm die Geſellſchaft thut, ſo hintangeſetzt, und durch ſeine niedrige Stellung ſo unterdrückt fühlen, daß er nicht die Thätigkeit in ſeinem Amte entwickeln wird, die er unter glücklicheren Umſtänden gezeigt haben würde.

Man kann nicht erwarten daß, ſo lange dieſe erbärmliche Beſoldung für die mühevolle Arbeit des Lehrers gegeben wird, talentvolle und gebildete Männer und Frauen ſich finden ſollen um Schullehrer zu ſeyn, das ehrenvollſte Amt, wenn tüchtige Leute ſich dazu hergeben, das aber auch ſehr ſchnell alle Achtung verliert, wenn Miethlinge und beſchränkte Menſchen demſelben vorſtehen. Wir können dabei nicht umhin, noch einmal darauf hinzudeuten, daß gerade der Lehrerſtand der beſtbeſoldetſte ſeyn ſollte; dann aber muß man auch darauf beſtehen, daß er der gebildetſte und vorurtheilsfreieſte iſt. Leider können wir das nicht von unſern canadiſchen Lehrern ſagen.

Das große Mißverhältniß zwiſchen den täglich am Unterricht theilnehmenden und den jährlich in den Tabellen verzeichneten Kindern macht es ſehr wünſchenswerth, das Verhältniß zwiſchen den Kindern, die nur gelegentlich, und denen, die unregelmäßig die Schule beſuchen, feſtzuſtellen.

Dr. Ryerſon iſt zwar ganz für das Freiſchulenſyſtem, hat aber doch die Meinung, daß nur dem Princip nach die Secten- oder Separatſchulen zu verwerfen ſeyen. In der Praxis ſcheinen ſie ihm nicht verwerflich. Es geht ihm da wie den Sklavenhaltern und den Begünſtigern derſelben in den nördlichen Staaten (der Union) — ſie verdammen die Sklaverei im Princip, aber wo ſie einmal beſteht, können ſie kein Mittel finden ihrer loszuwerden."

---

[1] Damit iſt der jüngſte annual report of the normal model and common schools in Upper Canada for the year 1852 gemeint, welche nicht weniger als 310 Seiten Lexikon-Octav enthält. C. P.

[1] Die Claſſenbeſtimmung richtet ſich nach dem Beſtehen im Examen und hat ſonſt keinen beſondern Einfluß. C. P.

Hr. Lindemann berührt in ſeiner Beſprechung nur ſehr kurz eine der ſchwächſten Seiten des amerikaniſchen Schulweſens im allgemeinen und des canadiſchen insbeſondere; es iſt dieß der mit dem Mangel an Schulzwang zuſammenhängende, unregelmäßige Schulbeſuch, welcher beſonders auch die beſtwilligen Lehrer endlich mißmuthig und nachläſſig macht, andrer Nachtheile nicht zu gedenken. Die Aufgabe, durch verbeſſerten Unterricht zur verbeſſerten Erziehung zu gelangen, wird vermöge mangelhafter Schuldisciplin, deren Grundlage der Schulzwang hauptſächlich bildet, beinahe zur Unmöglichkeit gemacht, und das Dreſchen leeren Strohes, die Spiegelfechterei, tritt in allen übrigen Schuleinrichtungen mehr als billig zu Tage. Ich hatte Gelegenheit, über dieſen wichtigen Punkt einen der fähigſten und beſtwilligen Schullehrer ſich ausſprechen zu hören, deſſen einſichtsvollen Bemerkungen nur der vollſte Beifall gezollt werden konnte. Allerdings bildet der Ernährungspunkt der Kinder ein ſehr zu beachtendes Dilemma in der Sache, indeſſen dürfte aufrichtiger guter Wille bei einer Bevölkerung den billigen Vermittelungsweg ſicher leicht auszufinden und einzuſchlagen vermögen. Mein am Eingange dieſer Beſprechung erwähnter Gewährsmann äußerte in dieſer Beziehung, daß an ſeinem Orte ſich der Schulzwang ohne ſonderliche Schwierigkeit werde durchführen laſſen, und daß auch bereits daran gedacht worden wäre. Wo die Menſchen das Gute und Erſprießliche nur ernſtlich wollen, da fehlt es ſelten am endlichen Gelingen des Vollbringens.

Unmöglich kann ich dieſe Betrachtung des Schulweſens in Canada ſchließen, ohne noch ſpeciell auf das weiſe Benehmen der canadiſchen Regierung hinſichtlich des Schulunterrichts für die deutſche Bevölkerung in Hinſicht auf deutſche Lehrer hinzuweiſen, das gegen die Brutalität der Angloamerikaner in der „Union“ unter gleichen Verhältniſſen ſo überaus vortheilhaft abſticht. Wenn in Weſtcanada die Deutſchen in den Schulen ihre Mutterſprache vernachläſſigt ſehen, ſo können ſie ſich faſt nur allein deßhalb Vorwürfe machen. Nicht ſo in der „Muſterrepublik“, wo auch in dieſer Hinſicht eine engliſchredende Mehrheit mit wahrem Barbarismus die deutſchredende Minderheit ohne Scheu und Scham unterdrückt. Es liegt in der größern Mächtigkeit und Schwierigkeit der deutſchen Sprache — dem Engliſchen gegenüber — ohnehin ſtarke Verſuchung für die menſchliche Trägheitsneigung, ſich dem Leichtern in die Arme zu werfen, ſo daß der Luxus, ſich von Gouvernementswegen dem Leichtern zuzuwenden, nicht anders als für ein Armuthszeugniß an Verſtand und Edelmuth betrachtet werden kann.

Tracht, Sitten und Gebräuche der Wahabiten.

(Nach dem Franzöſiſchen [1] von Dr. Ed. Z....n.)

Die Wahabiten, ſo genannt nach Abd el Wahhab, dem Stifter dieſer reformatoriſchen Secte, haben eine dunkelbraune Hautfarbe, ſind von mittlerer Größe und hagerer, kräftiger Leibesbeſchaffenheit. Ihre Geſichtszüge ſind ſchön, ihre Augen lebhaft und ihre Gebärden ausdrucksvoll. Ihr Haar iſt kraus, aber nicht wollig, ein Theil deſſelben fällt in Flechten herab, der andere bildet auf der Höhe des Scheitels einen Schopf. Ihre Sinne ſind noch durch nichts abgeſtumpft und ſtehen denen wilder Völker an Kraft und Feinheit nicht nach: Geſicht, Geruch und Gehör ſind bei ihnen außerordentlich ſcharf.

Man kann die Wahabiten in vier Claſſen theilen: in Krieger, Ackerbauer, Handwerker und Hirten. Im allgemeinen ziehen ſie das unſtäte, gefahrvolle Leben in der Wüſte dem Glück eines friedlichen Daſeyns vor, obwohl ſich viele gern mit Ackerbau beſchäftigen und der größte Theil der Städtebewohner Künſte und Handwerke treibt. Ihre wollenen und baumwollenen Gewebe, ihre Arbeiten in Leder, Baſt, Eiſen, Kupfer und Silber ſtehen denen der übrigen Araber durchaus nicht nach.

Die Wohnungen der Nomaden oder Hirten beſtehen aus elenden von grobem Wollenſtoff gemachten Zelten. Die Frauen nehmen gewöhnlich den Hintergrund derſelben ein und ſind von den Männern nur durch einen einfachen Vorhang getrennt, welcher ihnen geſtattet alles zu hören ohne ſelbſt geſehen zu werden. Kamele, Pferde, Schafe, Ziegen — kurz alles was den Viehſtand dieſer Nomaden bildet, lagert rings um die Zelte. Die Häuſer der übrigen Claſſen beſtehen gewöhnlich aus Flechtwerk, deſſen Wände mit Lehm beworfen ſind, in den größern Städten ſind dieſelben aus Backſteinen oder Steinen erbaut. Thönerne oder halbporzellanene Gefäße, Kiſten, Matten, Teppiche und Gurtenbetten bilden das ganze Hausgeräth. Der letztern bedient man ſich deßhalb, um gegen die Beläſtigungen der Inſecten geſichert zu ſeyn.

Im allgemeinen leben die Wahabiten äußerſt frugal; ſie nähren ſich nur von Datteln, Milch und Brod, welches häufig ſtatt des Roggenmehles aus Gerſtenmehl bereitet wird. Schaffleiſch, Geflügel und Reis erſcheinen ſelten bei ihrem Mahle; Fiſche und Heuſchrecken werden häufiger genoſſen, je nachdem die Wohnſitze der Wahabiten ſich mehr im Innern des Landes oder näher an der Küſte befinden. Obgleich der Gebrauch des Kaffees und des Tabaks ihnen von ihrem Reformator verboten worden iſt, ſo ſieht man ſie beides dennoch mitunter ohne Bedenken genießen.

Ihre Körperkraft, Ausdauer und Mäßigkeit offenbaren ſich vorzüglich auf ihren Wanderungen und Kriegszügen, wo ſie häufig nur zwei volle Schläuche mit ſich führen; der eine iſt mit Waſſer und der andere mit Mehl gefüllt. Wenn der Hunger ſie dann quält, ſo ſchütten ſie etwas von dem Mehl in ein Gefäß mit Waſſer und verſchlingen dieſe Miſchung ohne weitere Zubereitung, ſobald ihnen Zeit und Mittel fehlen, kleine Kugeln zu kneten und dieſelben in der Aſche zu backen.

Die Kleidung der Wahabiten iſt ſehr einfach, und derjenigen welche die übrigen Araber tragen, der Hauptſache nach gleich. Ein weites Hemd von ungebleichter Leinwand bedeckt faſt den ganzen Körper; über daſſelbe wird ein Rock gezogen, der bis unter das Knie hinabreicht, und den die Armen oft auf dem bloßen Leibe tragen. Ein Aba von Wolle dient am Tage als Mantel und bei Nacht als Bettdecke. Hemd und Rock werden oberhalb der Hüfte

[1] Illustration de Paris, Mai 1852.

mit einem ledernen Gürtel zuſammengeſchnürt, in welchem ein Dolch ſteckt. Ihr geſchorener oder umlockter Kopf iſt mit einem Kuffieh oder Tuch bedeckt, welches grüne, rothe und gelbe Streifen hat und mit einer wollenen Schnur zuſammengebunden wird. Auf Kriegszügen, wo ſie nicht erkannt ſeyn wollen, ziehen ſie einen der Flügel des Tuches über das Geſicht, ſo daß nur die Augen frei bleiben. Ihre Fußbekleidung beſteht in Sandalen, welche mehr oder minder koſtbar ſind. Die Emire und Häuptlinge entfalten etwas mehr Luxus in ihrer Kleidung; ſie tragen unter dem Aba einen Dubé von hellfarbigem Tuch; Gold und Seide, welche der Koran den Männern zur Kleidung zu verwenden verbietet, ſieht man nur ſehr ſelten bei denſelben.

Die Tracht der Frauen iſt von der der Männer nur wenig verſchieden. Hemd, Rock und Mantel ſind nur mit andern Zierrathen geſchmückt. Das Kopftuch, weiter als der Kuffieh, dient ihnen dazu, den Hals und den untern Theil des Geſichts zu verhüllen. Als Schmuckſachen tragen ſie Armbänder, Ohrgehänge, ſilberne Reifen an den Füßen und goldene Ringe in der Naſe. Der Reformator hat ihnen verboten, ſich wie die übrigen Beduinen zu tättowiren, jedoch dürfen ſie ſich die Hände mit Henna [1] orangengelb färben und die Augenlieder mit Kenhl malen — Gebräuche, welche in Arabien und Aegypten ſchon im grauеſten Alterthum geherrſcht zu haben ſcheinen.

Der Hauptſatz der wahabitiſchen Glaubenslehre beſteht darin, jeden andern Cultus als den des Schöpfers zu verwerfen. Sie ſprechen Mohammed die Eigenſchaft eines Propheten ab und formuliren ihr Glaubensbekenntniß folgendermaaßen: „Es gibt keinen andern Gott als Gott, er iſt allein und hat keinen Genoſſen.“ Nichtsdeſtoweniger haben ſie den größten Theil der bei den Mohammedanern üblichen religiöſen Gebräuche beibehalten. Sie ſind beſchnitten wie jene, ſprechen dieſelben Gebete, verrichten dieſelbe Zahl von Waſchungen, enthalten ſich derſelben Genüſſe, faſten im Monat Ramadan und betrachten die Wallfahrt nach Mecca als ein verdienſtliches Werk und beobachten alle dabei vorkommenden Ceremonien.

Ihre Moſcheen haben weder Minarets noch Kuppeln und entbehren jeglichen Schmuckes. In den Gebetsſtunden lieſt ein Imam einige Seiten des Koran aus demſelben vor, und jeder entledigt ſich dort ſeiner Religionspflichten, ohne daß der Name Mohammeds jemals genannt wird. Die Wahabiten nehmen für ſich allein den Titel „Muſelmänner“ in Anſpruch und nennen die Anhänger des Propheten Muchrikin, welches Wort bedeutet: „diejenigen, welche Gott einen Genoſſen geben.“ Ihre Unduldſamkeit gegen die Mohammedaner iſt größer als die welche ſie gegen Juden und Chriſten zeigen. Die Verehrung verſtorbener Imams und Walys halten ſie für eine Gotteslästerung; ſie betrachten es ſogar als eine Pflicht, alle Capellen welche die Mohammedaner dieſen heiligen Perſonen geweiht haben, zu zerſtören.

Die Sitten und Gebräuche der Wahabiten ſind eben ſo einfach als ihr Cultus. Jeder Mann oder jede Familie erkennt den angeſehenſten Mann als das Oberhaupt an, und erwählt zu dieſem Poſten gewöhnlich den älteſten Sohn oder den Bruder des letzten Sayid oder Häuptlings. Die Wahabiten beſitzen alle Vorzüge und Fehler der Araber. Wie dieſe letztern ſind ſie ſehr gaſtfrei. Die Blutrache herrſcht bei ihnen in ihrer vollen urſprünglichen Strenge. Ernſt, ſtolz, energiſch und abſtoßend, zeigen ſie eben ſo viel Hochmuth in ihren Handlungen als in ihren Geſinnungen.

Die drei Hauptepochen des Lebens, Geburt, Heurath und Tod ſind mit keinen bemerkenswerthen Gebräuchen verknüpft. Die Heurathen werden ohne Luſtbarkeit und Pomp vollzogen; der Ehemann kauft die Frau, ſo wie es in allen muſelmänniſchen Staaten zu geſchehen pflegt. Der Mahr (Kaufpreis) beſteht theils in Kamelen und theils in baarem Gelde. Ein Khatib ſetzt die Urkunde auf, welche dieſe Verbindung ſanctionirt.

In Betreff der Beerdigungen iſt Folgendes eigenthümlich. Sobald der Todte in das Grab gelegt worden, fordert der Imam die Anweſenden auf, ſich zu erklären was ſie von dem Lebenswandel des Abgeſchiedenen halten und ob derſelbe immer rechtſchaffen und unſträflich geweſen ſey. Jeder ſpricht ſeine Meinung aus, und der Imam faßt wie ein ägyptiſcher Oberprieſter das Urtheil der Menſchen gleichſam in Gegenwart Gottes und als eine Art Gottesurtheil zuſammen; nachdem dieß geſchehen iſt, begibt ſich das Trauergeleit ſchweigend hinweg.

Wenn die Befehle des Emirs die Wahabiten nicht zu den Fahnen rufen, ſo beſchäftigen ſich dieſe mit Handel und Handwerken; nur wenige machen ein Gewerbe aus dem Kriege, aber viele leben von Räubereien. Ihre Erholungen und Luſtbarkeiten beſtehen in dem Anſchauen von Schauſpielen, welche herumziehende Jongleurs aufführen, und in dem Anhören der Geſänge der Rawi, welche letztere die geſchichtlichen Ueberlieferungen der Wüſte in ihrem Gedächtniſſe aufbewahren, und ſo das einförmige Leben ihrer Stammgenoſſen durch Dichtungen und wunderbare Geſchichten erheitern.

In Kriegszeiten tragen die Wahabiten an ihrem Ledergürtel eine Djenbieh, eine Art von gekrümmtem Dolch, den ſie ſehr häufig gebrauchen, da er in ihren Händen eine furchtbare Waffe geworden iſt; ſie wiſſen denſelben ſehr weit und ſicher zu ſchleudern. Die Reiter ſind gewöhnlich mit einer langen Lanze bewaffnet, deren Spitze mit einem Buſch Straußfedern geziert iſt. Auf dem Marſche tragen ſie dieſe Waffe ſenkrecht, die Spitze emporgekehrt, wenn ſie aber angreifen, ſetzen ſie ihren Renner in Galopp, ſchwingen die Lanze lange horizontal über ihrem Haupte und ſchleudern ſie endlich aus einer ſehr bedeutenden Entfernung auf den Feind. Dann ſprengen ſie hinterdrein und heben dieſelbe, wenn ſie das Ziel verfehlt hat, wieder auf, ohne dabei das Pferd aus dem Galopp kommen zu laſſen.

Die Wahabiten kämpfen gewöhnlich zu Fuß oder auf Kamelen ſitzend. Die Mäßigkeit der Kamele und ihr ſchneller Schritt machen ſie zu langwierigen Kriegszügen geeigneter als die Pferde. Auf ihrem Rücken liegt ein Sattel mit doppeltem Sitz, den in der Regel zwei Männer einnehmen und zwar ſo, daß ſie ſich den Rücken zukehren. Jeder iſt mit einer Luntenflinte, mit kleinen Wurfſpießen und mit ſeiner Djenbieh bewaffnet. Während des Gefechtes macht der zweite Reiter Front gegen den Feind und ſchießt; der erſte ladet die Gewehre und lenkt das Thier, wenn es Flucht oder Verfolgung gilt.

Ihre Cavallerie iſt gering an Zahl, ſie ſchonen dieſelbe außerordentlich und laſſen ſie nur beim Beginn und am Ende des Kampfes angreifen, um den Feind zur Annahme des Gefechtes zu nö-

[1] Ein Färbekraut.

thigen und denſelben zu zerſtreuen. Das Geſchirr der Pferde iſt mit Straußfedern, mit Glasperlen und Korallen geſchmückt. Die Sättel beſtehen aus einfachen Kiſſen, welche mit Gurten auf dem Rücken befeſtigt werden; dieſelben haben keinen Schwanzriemen und nur einen kleinen Wulſt ſtatt der hohen Polſter, welche auf den Sätteln der übrigen Araber angebracht ſind, dieſe faſt bis zur Hüfte bedecken und ihnen einen ſo feſten Sitz gewähren, daß es ſcheint als ob Reiter und Roß zuſammengewachſen ſeyen.

Die Emirs und Häuptlinge tragen einen Helm, einen Pallaſch oder ein zweiſchneidiges Schwert einheimiſcher Fabrik, eine kleine Tartſche am Arm und am Gürtel einen reichen Djenbieh. Zwei rautenförmige ungeheure Schilde, welche auf beiden Seiten an den Flanken des Pferdes befeſtigt ſind, ſchützen ſie vor Lanzen- und Djenbiehſtichen. Dieſe leichten Schilde, die aus Dattelpalmzweigen verfertigt und mit Filz, Leder und Kattun bekleidet ſind, geben der Kriegsrüſtung der Wahabiten-Häuptlinge ein ſehr maleriſches Anſehen.

Jeder Djema oder Stamm hat ſeinen Fahnenträger, ſeinen Paukenſchläger und ſeine Troßknechte. Bei ſchnellen Märſchen folgen dieſe dem Heer, indem ſie den Schwanz der Kamele ergreifen und ſich auf dieſe Weiſe mit fortſchleppen laſſen. Die Reiter liefern das Vorſpiel zu dem Gefecht, indem ſie ſich gegenſeitig herausfordern und Mann gegen Mann kämpfen; die Schlacht wird aus der Ferne mit Gewehrfeuer begonnen, und wenn die Munition verſchoſſen iſt, hebt ein Gemetzel mit blanker Waffe an, erbitterter und blutiger, als es jemals bei einem Kampf mit Feuerwaffen zu ſeyn pflegt. Sobald die Verwirrung des Feindes offenbar wird, rückt die Cavallerie zum Angriff vor und verfolgt die Fliehenden, während die Infanterie die Beute ſammelt und die Verwundeten verbindet.

Die militäriſchen Eigenſchaften der Wahabiten laſſen ſich nur im Hinblick auf ihre einfache Lebensweiſe und ihre Unempfindlichkeit gegen Strapazen und Entbehrungen vollkommen würdigen. Um ſich ganz Arabien zu unterwerfen, fehlt ihnen nichts weiter, als daß ſie zu ihren phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften einige Kenntniſſe in der Tactik und Disciplin hinzufügen. In Betreff der letztern befinden ſie ſich noch in der Heldenzeit; nur mit der furchtbaren Macht europäiſch organiſirter Heere vermochte der Paſcha von Aegypten nach einem Kriege von dreißig Jahren ſie endlich in ihrer Wüſte zu bezwingen, wo ſie alles beſaßen was die Unabhängigkeit ſichern kann: einen von der Natur geſchaffenen Wall und den Haß gegen den Ausländer.

Montevideo und Buenos Ayres.

Bruchſtück aus der Uebungsfahrt der Geſion in den Jahren 1852—54.

(Von Marine-Lieutenant W....r.)

.... Nach einer ziemlich günſtigen Reiſe von Rio de Janeiro, die nur fünf Tage dauerte, auf der wir jedoch wieder den Verluſt eines Mannes, ein Opfer des gelben Fiebers, zu beklagen hatten, liefen wir am 12 Febr. 1853 in den la Plata-Strom ein und ankerten am folgenden Tage auf der Rhede von Montevideo. Beim Einſegeln in die faſt meerbuſenartige Mündung des mächtigen Stromes, deſſen gelblich ſchmutziges Waſſer ſich oft 40 bis 50 Meilen weit in den Ocean ergießt, ehe es ſich mit dem letzteren vermiſcht und deſſen Farbe annimmt, ſahen wir als erſtes Land die Lobos- oder Seehunds-Inſeln, eine Gruppe kahler nur von Fiſchern beſuchter Felſen, auf denen ſich ſehr viel Seehunde aufhalten ſollen. Obwohl wir ziemlich nahe an derſelben vorbeiſegelten, bemerkten wir keines dieſer Thiere, wohl aber tauchten ſehr häufig Seelöwen von graugelber Farbe und ziemlich beträchtlicher Größe aus dem Waſſer auf und ſchienen verwundert auf unſer Schiff zu ſchauen, und verſchwanden dann wieder in dem ſchlammigen Fluſſe. Bei unſerer Ankunft in Montevideo machten wir die Entdeckung, daß die Regierung von Uruguay den gewiſſenloſen braſilianiſchen Behörden, die trotz des in Rio de Janeiro wüthenden gelben Fiebers in unſerm Geſundheitspaß die letztere Stadt als völlig frei von Epidemie bezeichnet hatten, nicht mehr Vertrauen ſchenkte als ſie verdiente, wenn auch dießmal zu unſerm Nachtheil. Trotz des ſogenannten reinen Paſſes wurden wir zu einer achttägigen Quarantaine verurtheilt, weil auf dem erſteren das Viſum des Conſuls von Uraguay fehlte. Die gelbe Flagge wurde am Vortop gehißt und dadurch alle Communication mit irgend Jemand abgeſchnitten. Niemand darf ſich dem Schiffe nähern, keiner der Beſatzung das Schiff verlaſſen, wenn die unheimliche Flagge weht. Man würde vor ihm wie vor einem tollen Thiere fliehen, und ihn erſchießen. Nimmt Jemand auch nur das Geringſte aus einem ſolchen verpönten Schiffe an, iſt er ſofort denſelben ſtrengen Geſetzen unterworfen, die ihn wie einen Paria von der menſchlichen Geſellſchaft ausſchließen. Wir ſaßen daher auf unſerer Geſion, wie in einem Gefängniſſe, und hatten Muße, Montevideo aus der Entfernung von einer kleinen halben Stunde anzuſchauen, machten jedoch bald die einſtimmige Bemerkung, daß unſere Erwartungen in etwas getäuſcht werden würden, wenn das Innere der Stadt dem äußern unſcheinbaren Anſehen entſpräche. Die Stadt Montevideo oder St. Felipe liegt an dem flachen felſigen Ufer des Rio de la Plata, eine eintönige Häuſermaſſe, die ſich weder durch hervorſtechende ſchöne Gebäude noch durch die Umgebung auszeichnet. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts wodurch es gefeſſelt werden könnte, oder auf dem es mit Wohlgefallen ruhte. Nur an der weſtlichen Seite der Stadt erhebt ſich ein faſt kahler vier Fuß hoher Hügel, der Monte Cerro, jetzt

mit einem Feuerthurme gekrönt, gewiſſermaßen der Taufpathe der Stadt, die durch ihn ihren Namen erhielt. Als 1515 der ſpaniſche Seefahrer Diaz an der Küſte von Südamerika Entdeckungsreiſen machte, kam er auch in die Mündung des Plata-Stromes und ſegelte mehrere Tage weſtwärts, da er an der Farbe, ſo wie an der geringen Tiefe des Waſſers die Nähe von Land zu erkennen glaubte. Die erſehnte Küſte wollte jedoch trotz dieſer ſichern Anzeichen noch immer nicht erſcheinen und man war bereits ſehr in Noth, da Mangel an Lebensmitteln drohte, als ein an Bord befindlicher Mönch eines Morgens den obigen Hügel erblickte und ausrief: montem video. Die Spanier landeten nun dort und gründeten hier eine Niederlaſſung und gaben ihr den Namen Montevideo, wahrſcheinlich wegen der bequemern Ausſprache das m fortlaſſend. Der kühne Diaz drang noch weiter vor bis zur Mündung des Parana, der ſich in den la Plata ergießt, bezahlte aber ſeine Kühnheit mit dem Tode. Er landete auf einer kleinen Inſel, die er bewohnt ſah, und wurde dort durch die eingebornen Indianer mit einem großen Theile ſeiner Gefährten ermordet.

Am 6ten Tage unſerer Quarantaine begab ich mich im Gefolge des Commodore an Bord der Corvette Amazone; wir lichteten die Anker und ſegelten nach Buenos Ayres, das etwa 34 Meilen weſtlicher als Montevideo ebenfalls am la Plata liegt. Schon in Rio de Janeiro hatten wir von den dort wieder ausgebrochenen Unruhen gehört, und beeilten uns deßhalb unſere Kriegsflagge dort zu zeigen und den dort anſäſſigen Deutſchen im Nothfalle Schutz angedeihen zu laſſen. Leider konnte die Geſion wegen ihres größeren Tiefganges den ziemlich ſeichten Fluß nicht hinaufgehen, und der Commodore mußte deßhalb mit der Amazone allein die Reiſe unternehmen, deren Beſatzung noch durch ein Detachement Seeſoldaten vom Bord der Geſion verſtärkt war. Die Fahrt ſelbſt bot nichts Intereſſantes dar, da der Fluß, in deſſen ungefährer Mitte man den größten Theil des Weges ſich halten muß, zu breit (10—14 Meilen) iſt, um etwas von ſeinen flachen Ufern zu ſehen, und außerdem das Wetter zu ſchlecht war, um auf dem Verdeck länger zu verweilen als der Dienſt nothwendig erheiſchte. Am 20 Februar, Morgens, mit Ablauf unſerer Quarantaine, wodurch wir wieder in die menſchliche Geſellſchaft aufgenommen wurden, kamen wir auf der Rhede von Buenos Ayres an, waren jedoch wegen des flachen Waſſers genöthigt, 1¼ Meile weit von der Stadt vor Anker zu gehen, und konnten auch wegen anhaltenden heftigen Windes während der beiden nächſtfolgenden Tage nicht ans Land kommen. Danach trat jedoch wieder das dieſen Landen eigenthümlich ſchöne Sommerwetter ein, der Commodore zog an Land, und ich erhielt Gelegenheit die Stadt und ihre jetzigen Verhältniſſe genauer kennen zu lernen. Wir fanden hier 15 Kriegsſchiffe verſchiedener Nationen vor, die zu demſelben Zwecke wie wir zum Schutze ihrer Landsleute ſich verſammelt hatten, und da unſer Commodore ſechs verſchiedene Flaggſchiffe und außerdem die Stadt nach üblicher Weiſe ſalutirte und von ihnen ſalutirt wurde, ſo nahm der Kanonendonner am Tage unſerer Ankunft faſt gar kein Ende, und unſere kleine Amazone war faſt immer in einen dichten Schleier von Pulverdampf gehüllt. Das Landen bei der Stadt iſt hier nicht ſo bequem wie faſt an allen andern Hafenplätzen. Der niedrige Waſſerſtand erlaubt das Annähern der Boote nur auf ungefähr 1000 Schritt vom Ufer; den übrigen Theil des Weges iſt man genöthigt auf einer Carreta, einem hohen ſchwerfälligen zweirädrigen Karren, der die Paſſagiere abholt, zu fahren. Buenos Ayres liegt ähnlich wie Montevideo, iſt aber größer und beſitzt eine Menge ſchöner mit mächtigen Kuppeln geſchmückter Kirchen, die der Stadt ein großartiges Anſehen geben. Auch bietet die Umgebung mehr Abwechslung; hier und dort erheben ſich grün bewachſene oder mit Gebäuden geſchmückte Hügel, welche dem Ganzen den Eindruck der Monotonie nehmen, die ſich in der Umgegend der Hauptſtadt Uruguay's ausſpricht. Die Stadt hat ungefähr — denn ein Cenſus exiſtirt hier ebenſo wenig wie in Rio de Janeiro — 100,000 Einw. und darunter etwa 60,000 Fremde aller Nationen, unter denen jedoch ſpaniſche und franzöſiſche Basken und nach ihnen die Italiener am meiſten vertreten zu ſeyn ſcheinen. Sie iſt ungemein regelmäßig gebaut, und beſitzt nur gerade ſchöne Straßen. Dieſe letzteren durchſchneiden ſich alle rechtwinkelig und zwar ſtets in einer Entfernung von 150 Schritten, oder, wie man es hier nennt, einer Quadra. Die Häuſer ſind faſt alle einſtockig, in mauriſchem Style aufgeführt und meiſtens von ungemeiner Tiefe, die ſich häufig über 250 Fuß erſtreckt. Gewöhnlich bilden ſie ein aus vier Fronten beſtehendes Oblongum mit zwei oder drei innern Hofräumen, die durch Zwiſchenfronten von einander getrennt ſind. Dieſe Hofräume ſind zum Schutze gegen die Sonne mit einem Zelte verſehen oder auch mit Latten überlegt, an denen Schlinggewächſe und beſonders Wein gezogen werden, der mit ſeinem üppigen Laube ein den Sonnenſtrahlen undurchdringliches Dach bildet und ihn ſo zu einem anmuthig ſchattigen Platze macht, an dem die Hausbewohner während der Morgen- und Abendſtunden verweilen. Nicht ſelten wird auch noch eine Menge Kübel mit aromatiſch blühenden Gewächſen und Bäumen hier aufgeſtellt, und ſo ein künſtlicher Garten geſchaffen, da der felſige Boden das unmittelbare Pflanzen nicht geſtattet. Ueberhaupt macht das Innere der Häuſer einen viel freundlichern Eindruck, als das Aeußere, das gewöhnlich ſehr vernachläſſigt iſt, und eher einem Gefängniſſe gleicht, da alle Fenſter mit ſchweren eiſernen Gittern verſehen ſind und die feſten eiſenbeſchlagenen Thüren Feſtungsthoren nicht unähnlich ſind. Beſonders merkwürdige Gebäude beſitzt die Stadt nicht; nur die Kirchen, unter denen ſich durch Größe und architektoniſche Schönheit beſonders die Kathedrale auszeichnet, ſind nennenswerth. Handel und Wandel liegen in der Stadt augenblicklich darnieder, da ſie von der Landſeite durch General Lagos eingeſchloſſen iſt und ſomit alle Handelsverbindungen nach dem Innern abgeſchnitten ſind.

Die Belagerer, deren Zahl durch Deſertion nach der Stadt hinein ſich ſchon wieder um ein paar Hunderte vermindert hat, ſind die Gauchos, die Landbewohner der argentiniſchen Länder, eine eigenthümliche Menſchenrace und Abkömmlinge der erſten ſpaniſchen Anſiedler in Vermiſchung mit den eingebornen Indianerſtämmen. Es ſind uncultivirte halbwilde Herden, faſt nur dem Namen nach ihren betreffenden Regierungen unterthan, bald dieß Gebiet, bald jenes zum temporären Aufenthalte wählend, ohne ſich viel um die Geſetze zu kümmern. Das Pferd iſt ihre Heimath, das Meſſer, der Lazo und die Bola ihre Waffe und die Pampas, die Steppen Südamerikas, ihr Aufenthalt, in denen ſie den wilden Büffel, das Pferd und den Strauß jagen. Sie ſind die beſten Reiter die ich je geſehen; wie die Centaurен ſcheinen ſie mit den Pferden verwachſen, und faſt nie ſieht man ſie zu Fuß gehn. Ihre Geſichtsfarbe iſt dunkel; aber faſt durchgängig ſind es hübſche ſchlanke Geſtalten mit ſtolzer Haltung, edlen, wenn auch wilden Geſichtszügen, feurigen ſchwarzen Augen und langen ſchwarzen Haaren, die in Locken ihnen oft bis auf die Schultern herabhängen, und ihre eigenthümliche Nationalkleidung gibt ihnen ein phantaſtiſches Ausſehen. Ein viereckiges farbiges Stück Tuch, der Poncho, mit einer

Oeffnung für den Kopf und zwei deßgleichen für die Arme, dient ihnen am Tage als Rock und Mantel, und in der Nacht als Decke wenn ſie auf ihrem Sattel unter dem Pferde ihr Lager aufſchlagen. Ueber ihren weißen, am Fuße ſehr weiten und mit Franzen beſetzten Beinkleidern tragen ſie ein ähnliches Tuch wie einen Schurz. Ein hoher ſpitziger Hut oder ein buntes in Turbanform gewundenes Tuch bildet ihre Kopfbedeckung und die Füße ſtecken in den Beinfellen junger Pferde, wie in Stiefeln, nur daß aus der Oeffnung des Hufes die Zehen hervorſehen. Ein langes Meſſer ſteckt in dem meiſt ledernen Gürtel, der ihren Leib umſchließt und gewöhnlich mit großen Silbermünzen, ſpaniſchen Thalern, verziert iſt. Am Sattel hängt der Lazo, eine von ungegerbter Büffelhaut geflochtene, etwa 30—40 Fuß lange Leine, deren eines Ende am Sattel befeſtigt und deren anderes mit einer Schlinge verſehen iſt, die ſie den wilden Büffeln beim Einfangen um die Hörner werfen. Oder es endigt die Leine ſtatt der Schlinge in drei oder vier Stränge, an denen bleierne Kugeln ſitzen, und dann heißt das Inſtrument die Bola. Dieſe gebrauchen ſie beim Einfangen der wilden Pferde und Strauße, indem ſie die Kugeln um die Beine der Thiere werfen und ſie dadurch zum Falle bringen. Jetzt, wo die Gauchos zu Kriegern umgewandelt ſind, bilden auch noch ein roſtiger Säbel, eine Lanze oder ein Carabiner mit Steinſchloß ihre Bewaffnung, allein der Lazo oder die Bola ſind nicht von ihnen getrennt, und auch im Gefechte bedienen ſie ſich derſelben lieber als der Waffen, mit deren Gebrauch ſie nicht ſo vertraut ſind. Obgleich Lagos, wenn auch ſelbſt früher ein gewöhnlicher Gaucho, ſich beſtrebt dieſe wilden Söhne der Steppen zu disciplíniren, ſo genügt ein einziger Blick, um die Fruchtloſigkeit dieſer Bemühungen einzuſehen; und wenn es auch ſcheint als ob beim Exerciren einige Regelmäßigkeit hineinkommt, verſchwindet dieſelbe ſogleich beim Anfange des Gefechtes, und nach dem was ich von ihnen geſehen, glaube ich, trägt hiervon ihre Feigheit die Hauptſchuld, die ſie nicht wagen läßt, ihrem Feinde näher als zwanzig Schritte, den Bereich ihres Lazos, zu kommen oder deſſen weiteres Vorrücken abzuwarten. Sie haben zwar Officiere, allein dieſe ſcheinen nur den Namen zu tragen. Im Gefecht iſt jeder ſein eigener Herr, Commandos werden nicht gegeben, jeder kämpft wie und wann es ihm gut dünkt. Da die Gauchos alle beritten ſind, hat Lagos nur wenig Fußvolk, vielleicht nur 400 Mann, und dieß ſind nur Ausländer, größtentheils Neger, ehemalige Sklaven, die jedoch muthiger ſeyn ſollen als die Gauchos. Die Infanterie iſt mit alten Steinſchloßmuskeken bewaffnet, die weiß Gott aus welcher Zeit ſtammen, und trägt als Hauptuniformſtück einen brennendrothen Ueberwurf, in Form eines Hemdes. Roth iſt nämlich die Feldfarbe der Belagerer, während die ſtädtiſchen dunkelblau tragen. In der Stadt ſind an allen Ausgängen nach der Landſeite hin Barricaden, deren einige zwar ſehr improviſirt, andere aber nach ziemlich richtigen fortificatoriſchen Grundſätzen erbaut ſind; auf jeder ſtehen ein oder zwei Geſchütze. Außerdem ſind auf den platten Dächern aller Häuſer in der Peripherie der Stadt Verſchanzungen von Sandſäcken und mit Sandſäcken gefüllte Fäſſer angelegt, um von dort herab auf den eindringenden Feind zu ſchießen. Die Hauptſtärke der Stadt, wenn ſie eigentlich auch nur negativ iſt, beſteht jedoch darin, daß der Feind keine Belagerungsgeſchütze beſitzt und ſie nicht beſchießen kann, ſonſt würde die Sache bald eine andere Wendung nehmen. Die Beſatzung der Stadt beſteht größtentheils aus Fremden und zwar beſonders aus Italiänern, Flüchtlingen aus dem öſterreichiſchen Kriege. Auch viele Deutſche ſind darunter, und faſt alle Officiersſtellen ſind mit Italienern oder Deutſchen beſetzt. Die Disciplin iſt nach hieſigen Begriffen ſehr gut und ſelbſt die 600 Mann Cavallerie, treugebliebene Gauchos, zeigen in ihren Evolutionen etwas Militäriſches, ſind gut und gleichmäßig bewaffnet und uniformirt. Wie ich ſpäter ſah, ſcheinen aber auch dieſe im Gefechte die neue Ordnung ganz zu vergeſſen und ſind auch nicht um ein Haar beſſer als ihre Brüder draußen. Die Artillerie wird am beſten bedient und auch vom Feinde am meiſten reſpectirt. Außerdem hat ſich noch eine Nationalgarde gebildet, ein getreues Conterfei der Bürgerwehr von Kuhſchnappel, die einige tauſend Mann ſtark ſeyn mag. Es iſt allerdings wunderbar, daß eine Stadt von 100,000 Einwohnern ſich durch 3000 Mann undisciplinirter Banden ſo lange belagern läßt; allein einmal verhalten ſich die 60,000 Fremden vollſtändig neutral, und andererſeits fehlt es an Cavallerie, um durch einen bedeutenden Ausfall den Feind gänzlich zu vernichten, denn die Infanterie vermag nichts gegen dieſe flüchtigen Reiter, die wie Spreu nach allen Richtungen auseinanderfliegen, und weder Lager noch Verſchanzungen noch Belagerungstrain oder Vorräthe hinterlaſſen, die zerſtört oder genommen werden könnten. Schließlich aber fehlt es den Städtiſchen auch an Muth, und ſie ſind faſt ebenſo feige wie ihre Feinde. Nur ſelten wird von ihnen ein kleiner Ausfall gemacht und dann immer nur von Cavallerie, die ſich auf Tirailleurgefecht beſchränkt und faſt ſtets ohne weſentliches Reſultat bleibt. Kommt man aus einem Militärſtaate wie Preußen hierher und ſieht dieſes Kriegſpielen — denn mehr iſt es kaum zu nennen, wenn man die gegenſeitigen grauſamen Halsabſchneidereien Einzelner abrechnet — ſo muß man oft wirklich lachen. Morgens und Abends finden regelmäßig kleine Scharmützel ſt Die Feinde kommen in kleinen Abtheilungen oder einzeln angejagt, plänkeln um die Eingänge und Straßen der Stadt, halten einen Augenblick vor einer derſelben ihr Pferd, ſchießen ihren Carabiner ab, deſſen Kolben ſie jedoch merkwürdigerweiſe ſtatt an die Backe, an die Hüfte legen und ſo zielen, werfen ihr Pferd herum — und dahin ſauſen ſie wieder einige tauſend Schritte nach außen, um wieder zu laden und das Manöver von neuem zu wiederholen. Ganz ähnlich machen es die ſtädtiſchen Vorpoſten, die hinter einem Hauſe oder einer Straßenecke verborgen plötzlich eine Strecke weit auf die ſich nähernden feindlichen Reiter hinſprengen, ihre Carabiner abfeuern und dann ventre à terre ſich wieder hinter die ſchützenden Häuſer zurückziehen. Das Treffen bei dieſer Handhabung der Schießwaffen gehört allerdings zu den größten Seltenheiten, und wir haben oft mit vielem Vergnügen ſtundenlang von den Barrikaden aus dieſer nutzloſen Munitionsverſchwendung zugeſehen, unſere Cigarren gemüthlich dabei geraucht, und oft die Kühnheit der Streiter belächelt, die ſie bisweilen auf 2000 Schritte einander nahe führte. Auch in der Stadt iſt man ſo ſorglos dabei, daß die Kinder ruhig auf der Straße bei den Barrikaden ſpielen, und jeder ohne weiteres ſeinen Geſchäften nachgeht. Wagt ſich dann und wann ein Trupp Feinde zu weit vor, ſo wird ihnen ein Kartätſchenſchuß entgegengeſandt, der ſie allerdings nicht erreicht, aber doch ihre ſchleunige Umkehr bewirkt. Gegen 10 Uhr Morgens hört das Fechten auf, die Feinde ziehen ſich nach ihrem Lager, d. h. einer Vorſtadt zurück, eſſen, halten ihre Sieſta und um 4 Uhr beginnt die Sache aufs neue, und dauert dann bis es dunkel wird. Zwiſchen 10 und 4 Uhr ſcheint ein ſtillſchweigender Waffenſtillſtand einzutreten — und dieß iſt das gemüthliche bei der Sache. Beide Parteien verkehren freundſchaftlich mit einander, als ſey nichts vorgefallen. Die Belagerer fangen oder ſtehlen Vieh und verkaufen es an die Belagerten; die außerhalb

der Stadt wohnenden Bauern, von denen viele Deutsche sind, bringen ihre Erzeugnisse zum Verkauf herein und einzelne Bewohner der Stadt, besonders aber die Fremden, gegen die man sehr höflich ist, gehen ungehindert ins feindliche Lager und zurück. Am vorigen Sonntage fuhr ich in Begleitung des Commodore und unseres Consuls nach dem etwa eine Stunde vor der Stadt gelegenen, früher dem Dictator Rosas zugehörigen Palaste Palermo. Wir hatten vom Gouverneur der Stadt, Pintos, einen Paß erhalten, um bei den Barrikaden vorbeigelassen zu werden. Allein wir fuhren hinaus, ohne daß man ihn uns abgefordert hätte, wahrscheinlich, wie ich mir denke, weil man an unserer Uniform die fremden Seeofficiere erkannte, die wie überhaupt alle Fremden ungemein hier respectirt werden. Es schreibt sich dieser Respect wohl noch von der Schlacht bei Obligado am Paranaflusse im Jahre 1845 her, wo englische und französische Schiffe in Folge eines Insults gegen ihre Angehörigen fünf argentinische Batterien von Grund aus zerstörten und über 1000 Feinde über die Klinge springen mußten; denn seit der Zeit ist nie wieder ein Fremder belästigt; im Gegentheile werden sie, wie ich später erzählen werde, auch noch aus andern Gründen sehr bevorzugt. Ungefähr 3000 Schritte jenseits der Barrikaden trafen wir schon die feindlichen Vorpostenlinien, und ein Gaucho-Officier, die sich übrigens von ihren Untergebenen nur durch ein rothes am Hute befestigtes Band unterscheiden, kam an unsern Wagen gesprengt und fragte nach unserm Begehr. Sobald ihm durch den Consul notificirt war, daß el Commodore de Su Majestade el Rey de Prusie eine Spazierfahrt nach Palermo unternehmen wolle, zog er unter tiefer Verbeugung seinen Hut, bat uns einen Augenblick zu halten und sprengte im größten Galopp nach einer Anhöhe, auf der wir einen größern Trupp Reiter bemerkten, der sich kurz nach seiner Ankunft in Bewegung setzte und an unsern Wagen kam. Ein junger schöner Mann, in braunem Poncho, auf einem mit vielen silbernen Zierrathen geschmückten Pferde, der sich sonst jedoch nur durch Reiterstiefel vor seiner Umgebung auszeichnete, gab sich als Colonel Bennites und Anführer der vor diesem Stadttheile stationirten feindlichen Truppen zu erkennen, und erlaubte uns nicht allein mit großer Bereitwilligkeit unsere Fahrt fortzusetzen, sondern gab uns sogar noch einen Officier zur Begleitung mit, um uns vor allen etwaigen Belästigungen zu schützen. Unter der Aegide dieses Herrn, eines früheren italienischen Seeofficiers, der ganz geläufig Französisch sprach, fuhren wir dann weiter und gelangten bald nach Palermo, einem ungemein großen Gebäude, dessen vier Fronten einen Hofraum umschlossen, auf dem bequem einige Regimenter manövriren konnten. Wie fast alle Gebäude in Buenos Ayres war der sogenannte Palast einstöckig, zur Abhaltung der Sonnenhitze weiß angestrichen und außerdem von einer Veranda umgeben, die, in Form unserer Kirchengewölbe erbaut, ihm ein klösterliches Ansehen gibt. In seinem Umkreise befanden sich sehr schöne, jetzt aber sehr vernachlässigte Anlagen; Tausende von Kübeln mit schönen aus- und inländischen Gewächsen waren terrassenförmig an der Ringmauer aufgestellt; allein keine wartende Hand hatte sie seit langer Zeit gepflegt, das Unkraut wucherte über sie hin, und hier und dort sah man verdorrte Stämme, die nicht entfernt und durch frische ersetzt waren. In den zahllosen großen Räumlichkeiten des Hauses, die aufs prächtigste ausgestattet, jedoch ebenfalls von langer Vernachlässigung zeugten, herrschte eine unheimliche Stille, da das kolossale Gebäude nur von sechs oder acht Personen bewohnt wurde. Das Ganze machte einen kalten trüben Eindruck; man sah daß der Schöpfer alles dieses die wüste Einöde unfruchtbaren Ufersandes mit ungemeiner Energie und Willenskraft in einen lieblichen Landsitz umgewandelt hatte; aber seitdem seine Hand fehlte, sank alles allmählich in seinen ehemaligen Zustand zurück; und wenn nicht ein anderer Machthaber dem Verfalle entgegentritt, werden in einigen Jahren nur noch die kahlen Mauern des Palastes Zeugniß davon geben, daß hier einst der Landsitz des mächtigen und gefürchteten Dictators Rosas war.

Ein großer Park führte nach der Seeseite oder vielmehr Wasserseite, und mitten in ihm, ungefähr eine halbe Stunde weit von den gewöhnlichen Ufern des Rio de la Plata stand ein Schiff, das in einem schweren südlichen Sturme, der die Gewässer des Stromes meilenweit über das flache Land getrieben hatte, bis hierher verschlagen und gestrandet war. Rosas hatte es aufrichten, aufstackeln und einen reichen Salon darin anlegen lassen, wo er sich oft mit seinen Freunden aufhielt und Mateh trank. Nicht weit von Palermo standen in paralleler Richtung von je drei 72 große Häuser, deren jedes über hundert Menschen fassen konnte. Dies war früher das feste Lager von Rosas und hier casernirten seine Truppen, die er aus Furcht vor einer Revolution in Buenos Ayres dort nicht lassen wollte. Diese Vorsicht half ihm doch nicht viel; denn als das von ihm Gefürchtete losbrach und Buenos Ayres sich im Jahre 1851 gegen ihn empörte, konnten ihn seine Truppen nicht vor seinem Sturze schützen, hauptsächlich weil sie so schlecht angeführt wurden. In der entscheidenden Schlacht gegen die von den brasilianischen Hülfstruppen unterstützte Gegenpartei stellte es sich heraus, daß er ein eben so schlechter Feldherr als grausamer Tyrann war. Der Kampf war nur kurz, da er durchaus falsche Manövers machte, und wie es bei dem hiesigen Gefechte, fast immer stattfindet, gingen seine Truppen bataillonsweise zu dem siegenden Feinde über. Sehr bald sah Rosas ein, was er übrigens schon geahnt haben mußte, daß seine Herrschaft sich ihrem Ende nahe; er ergriff die Flucht und begab sich, um der Rache der Stadtbewohner zu entgehen, in Matrosentracht an Bord eines im Hafen von Buenos Ayres liegenden englischen Kriegsschiffes, auf das er schon einige Tage vor der Schlacht seine Tochter Manuelita und alle Schätze hatte schaffen lassen. Es war sein Glück, daß die englische Flagge ihn schützte; denn die Volkswuth und der Haß waren so groß, daß man ihn lebendig zerrissen hätte, wäre man seiner habhaft geworden. Man nannte ihn nicht anders und nennt ihn auch noch nur den blutdürstigen Henker, und nach all dem was man hier verdiente er diesen Namen mit Recht. Im Anfange seiner Regierung ließ er allen mißliebigen Personen durch seine Schergen die Hälse abschneiden, und in Buenos Ayres war ein beständiges Blutbad. Jeder, der nicht buchstäblich seine oft sehr bizarren Befehle befolgte, wurde erschossen ohne Ansehen der Person, des Alters oder des Geschlechts: oder man brach Nachts in seine Wohnung und schnitt ihm den Hals ab. Einmal ließ er eine ganze Compagnie Soldaten, die sich gegen ihren Oberst vergangen hatte, bis auf den letzten Mann erschießen. Dergleichen Thaten befleckten fast jeden Tag seiner Regierung, und es war daher nicht zu verwundern wenn der Haß gegen ihn so groß war. Trotz dieser blutigen Grausamkeit hat er jedoch andererseits auch wieder Gutes geschaffen. Vor seiner Zeit waren die Verhältnisse in anderer Weise nicht viel besser; es herrschte fast Anarchie und Niemand, der Geld oder Kostbarkeiten bei sich trug, durfte sich unbewaffnet auf die Straße wagen, wenn er nicht angefallen und beraubt seyn wollte. Unter Rosas hätte man Säcke mit Geld auf offener Straße liegen lassen können, und sie wären nicht ange-

taſtet worden. Alles gemeinnützige Gute, was in Buenos Ayres iſt, hat er geſchaffen. Er hat den Hafen verbeſſert, die Stadt verſchönert und vor allen Dingen die Sicherheit des Eigenthums befeſtigt. Beſonders aber fühlten ſich die Fremden wohl unter ihm, da es in ſeiner Politik lag dieſelben für ſich zu gewinnen, und er ſchützte und bevorzugte ſie bei jeder Gelegenheit. Dieſe Politik wurde auch von ſeinem Nachfolger Urquiza adoptirt und von der jetzigen Regierung aufrecht erhalten, ſo daß die Fremden, die ungefähr $^5/_8$ der Bevölkerung von Buenos Ayres ausmachen, ſich über kein ihnen von den Machthabern zugefügtes Unrecht beklagen können. In einer Beziehung war die Strenge von Roſas ganz an ihrem Platze, wenn er ſie auch oft durch unnöthige und empörende Grauſamkeit befleckte; die Eingebornen müſſen eine ſie ſehr einſchränkende Behandlung haben und ihnen der Fuß beſtändig auf dem Nacken ſtehen, wenn Ruhe und Frieden im Lande herrſchen ſoll. Das Land iſt zu früh von der ſpaniſchen Herrſchaft befreit; das Volk noch nicht zur Republik reif und nicht fähig, ſich ſelbſt zu beherrſchen. Dieß zeigte ſich deutlich nach Roſas Sturz, wo alles wieder in die früheren traurigen Zuſtände zurückſank, bis Urquiza es ebenſo wie ſein Vorgänger machen wollte. Er konnte ſich jedoch nicht halten, und unter der jetzigen Regierung, die es gewiß ſehr gut meint, aber noch zu ſchwach iſt um gehörig durchgreifen zu können, herrſcht wieder Verrath, Betrügerei und Unſicherheit.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Bericht von der Nordpolerpedition unter Capitän Inglefield.

(Nach der Shipping and Mercantile Gazette.)

Bekanntlich ſoll Capitän Inglefield mit dem Regierungs-Dampfſchiff Phönix zwiſchen Grönland und dem Feſtland von Amerika einen Eingang in die Polarſee ſuchen. Derſelbe hat nun unter dem 8 Juli von Four Island Point aus einen Bericht an die Admiralität gehen laſſen, dem wir folgendes entheben. „Wir erreichten am 6 Julius Mittags 3 Uhr Skandſen und fanden bald den Platz, auf welchem ſich die Dänen früher ſchon feſtgeſetzt hatten. Wir fanden hier in einer nur von leichtem lehmichten Sande bedeckten Schichte des Uferdammes Kohlen. Die Ader variirte von 1 bis 4 Fuß 6 Zoll; ich füge noch bei, daß in der Nähe dieſes Kohlenlagers ein guter Ankergrund von 8 bis 10 Klaftern gefunden wurde, der aber freilich den Südwinden ausgeſetzt iſt, bei denen die See heftig gegen das Ufer heranſtürmt. Vor einigen Jahren wurde ein hölzernes Haus hier aufgeführt, das aber jetzt unbewohnt iſt. Gleichwohl wäre es ein guter Schutz für die Kohlenſammlergeſellſchaft, die bei ſchönem Wetter zur Zeit der Nordwinde, wo die See vollkommen iſt, herkäme. Wir verließen Skandſen um halb 6 Uhr Nachmittags und fuhren dann nach Ritenbenk, um mit einer däniſchen Barke zu verkehren, die Tags zuvor angekommen war und uns europäiſche Nachrichten mittheilte, welche aber zwölf Tage hinter den unſrigen waren.

Der Schiffscapitän, welchen Herr Obrie mit den Zweck der Expedition bekannt machte, gab mir 78 Pfund Kartoffeln, die ich zu unſerm Lebensmittelvorrath für das Nordpolgeſchwader legte. Wir fuhren an den kleinen Inſeln, wie ſie in der beiliegenden Fahrwaſſerkarte zu ſehen ſind, vorbei und ſahen hier eine Maſſe Seeenten und eine Art von Krähen niſten, daß man leicht Tauſende von Vögeln und Eiern bekommen könnte. Ich habe mir ſagen laſſen, daß noch viel mehr ſolcher Thiere in Niakornat Näs, einer etwas nördlich gelegenen Inſel, zu finden ſeyen. Ich ſtattete dem Gouverneur von Ritenbenk, den ich früher als Gouverneur von Lievely gekannt hatte, meinen Beſuch ab. Die Schiffe wurden inzwiſchen unter Segel gehalten und am 7. Morgens 8 Uhr fuhren wir an den kleinen Inſeln vorüber, die in der Nähe der Niederlaſſung liegen.

Ein ſtarker Nordwind ließ uns Atanekerdluk erſt 5 Uhr Abends erreichen. Hier fanden wir vortreffliche geſchützte Häfen, woron der nördlichſte für Schiffe während der Südwinde taugt, und ein anderer vollkommen guten Schutz gegen die Nordwinde nebſt einem trefflichen Ankerplatz von zähem Thon gewährt. Wir kamen bis auf 23 Klafter heran und hielten vor Anker einen Sturm aus, welcher ohne Zweifel die von mir fortgeſchickte „Diligence" durch die Davismeerenge trieb. Bald nach dem Ankern landete ich mit einer Abtheilung von Officieren beider Schiffe, um einen verſteinerten Wald zu beſuchen, von welchem der auf meinem Schiff anweſende Eskimo erzählt, den aber mit Ausnahme von Herrn Rink bis jetzt noch kein Europäer beſucht hatte.

Hier, auf einer Anhöhe von 1084 Fuß über der Meeresfläche, fanden wir große Ueberreſte von verſteinerten Bäumen, obſchon ſie beinahe gänzlich in Sandſteinthon gelagert waren. Die Proben, die wir ſammelten, befanden ſich in allen Stadien der Verſteinerung und einige waren verkohlt. Daß dieß ein Wald von bedeutender Ausdehnung geweſen, und daß die Baumart ohne Zweifel eine ſolche war, die jetzt bloß in einem weit gemäßigteren Klima fortkommt, erhellt zur Genüge aus den weithin zerſtreuten Muſtern von verſteinerten Blättern, welche deutlich auf Linden, Buchen, Föhren und einige Arten von Farrenkräutern hinweiſt. Für den Geologen iſt die Sache von höchſtem Intereſſe und weiterer Nachforſchung werth. Ein kleines Stück Bernſtein wurde aufgefunden, und es gelang mir, obſchon mit großen Schwierigkeiten, einen Platz an der Ecke der Klippe zu erreichen, wo ein Theil eines halb verſteinerten Baumes noch immer in einem Winkel von ungefähr 45 Grad gegen Norden geneigt daſtand, während der Hügel, auf welchem der Wald ſich befand, ſeine Fronte nach Süden bot.

Dieſer Baum war ungefähr mannsdick, und vier Fuß von ihm ragten über den Boden hervor. Ich verzichte auf einen detaillirteren Bericht über die geologiſche Formation des Landes an dieſem Ort, der mehr für ein wiſſenſchaftliches Fachjournal als für ein officielles Schreiben paßt. Ich will deßhalb bloß hinzufügen, daß Anfänge von Grünſtein, Sandſtein, Schieferthon und Baſaltbildung an einem Platz in kurzer Entfernung von unſerm Ankergrund deutlich zu Tage kamen, und daß man dort auch Gneis vorfand.

Am folgenden Morgen um 7 Uhr lichteten wir den Anker und fuhren durch Waigattet hindurch nach Ritenbenk Rullrud. Beim Landen fand ich bald ein Kohlenlager, das ſich, ſoweit meine eigene Beobachtung ging, mehr als eine Meile an der

Küſte entlang erſtreckte. Es iſt 3 bis 6 Fuß tief und enthält Anthracit. In Anbetracht, daß man keinen beſſern Beweis für ihre Ausbeutungsfähigkeit bekommen kann, ſchickte ich alle Seitenboote beider Schiffe ans Ufer um eine Ladung einzunehmen, und obſchon man das Geſtein vom Ufer ausbrechen und in die Boote legen mußte, welche an das Schiff zu fahren hatten, welches Dreiviertelmeilen vom Ufer entfernt ankerte, ſo bekamen wir nichts deſto weniger zwölf Tonnen in vier Stunden, wobei bloß die Mannſchaft der Boote an verſchiedenen Plätzen des Lagers arbeitete, alsdann ſelbſt die Laſten forttrug, und ſo mit jedem der Boote drei- bis viermal die Fahrt machte. Die Kohle iſt ſeitdem gebraucht und als gut befunden worden; einige von unſern Leuten, die im Kohlenhandel Erfahrung haben, ſprechen davon, daß die Tonne 35 Schillinge werth ſey.

Es ſcheint, daß man hier ein unerſchöpfliches Lager hat, und bei Hochwaſſer könnte man die Kohlen von ihrem Lager aus (eine Entfernung von vier Fuß) ins Boot herabwerfen. Der Ufergrund ſteigt in der Ausdehnung von einer Meile allmählich von drei Klaftern bis zwanzig an, und ein Schiff kann bei ſchönem Wetter 200 Yards vom Ufer ankern. Die aufliegende Schichte beſteht aus einer Art von ſchwarzer Erde, derjenigen ähnlich, die wir in Schottland haben, und über dieſer Erde liegt ein thoniger ſchwarzer Sand, dieſer iſt vollkommen locker und kann mit der größten Leichtigkeit weggeſchafft werden, worauf eine Kohlenſchichte zurückbleibt, die mit dem Ufer parallel geht und vielleicht 5 Fuß über dem Hochwaſſerzeichen hervorragt. Es wurden große Blöcke ausgebrochen, ſo daß drei Mann ſie nicht emporheben konnten. Das Kohlenlager macht eine ganz ſchwache Biegung gegen Nordoſt. Es iſt nicht anzunehmen, daß wir gleich anfangs auf die Species geſtoßen ſind, die ſich für die Dampfmaſchine am beſten eignet, aber ſie hat ſich vermiſcht mit unſerm ſchnellbrennenden Patentfeuerungsmaterial als ſehr brauchbar erwieſen, und wenn ein Dampfſtrahl darauf geleitet wird, wie dieß jetzt bei vielen Dampfern im Mittelmeere der Brauch iſt, welche den ganz ähnlichen Anthracit brennen, ſo wird dadurch eine große Hitze und ſchnellere Verbrennung erzielt.

Die zwei Häfen am nördlichen Ufer des Waigattet liegen auf der Höhe von Atanekerduk und würden in einer Entfernung von 15 Meilen einem Schiff, das hier Kohlen einnehmen wollte, immer nützlich ſeyn, da es hier Schutz ſowohl gegen Nord-, als gegen Südwind fände, was die einzigen Winde ſind, die in dieſer Meerenge in ziemlicher Heftigkeit wehen. Sonntag den 9. Morgens 10 Uhr ankerten wir bei Four Island Point, um zu warten, bis der Nebel und ein ſtarker Südwind aufhörte, der unſere Annäherung an die ſüdöſtliche Küſte von Hareten oder Hare Island verhinderte — einem Ort, wo ſich viel Kohlen vorfinden ſoll."

Widrige Winde hatten bis zum Abgang des Schreibens einen Verſuch nach Hare Island zu kommen verhindert.

Nachrichten über Singapur.

Herr Wallace, welcher ſchon durch Reiſen im Gebiete des Amazonenſtromes bekannt iſt, hält ſich neuerdings in Aſien auf und ſandte der Literary Gazette nachſtehende Schilderung über die Inſel Singapur. „Ich hatte mich einige Wochen an einem Platze, Namens Bukit Tima, aufgehalten; derſelbe liegt nahezu in der Mitte der Inſel und iſt nur noch von einzelnen Strichen von Dſchungeln und Jungholz umgeben, ſoweit ſolche die ſchnell zunehmende Cultivirung übrig ließ. Ich wohnte bei einem franzöſiſchen Miſſionär der katholiſchen Kirche, welcher im Laufe einiger Jahre etliche hundert Chineſen bekehrt und für ſie eine hübſche Kirche gebaut hat. Die Gegend um uns her iſt gleichmäßig zwiſchen urbar gemachtem Land und Jungholz vertheilt. Letzteres bedeckt die Hügelſpitzen, während die Thäler entweder mit Muskatnuß-, Pfeffer- und Gambierpflanzungen ausgefüllt ſind. Die einzigen Bebauer ſind Chineſen; manche von ihnen ſind ſehr wohlhabend und im Beſitze großer und werthvoller Grundſtücke. In der Umgegend liegen nur wenige Dörfer mit meiſt elenden und ſchmutzigen Hütten, welche die Krämer und Handwerker bewohnen, während die Häuſer der Landbeſitzer von anſtändender Größe ſind.

Die Chineſen (in Singapur wenigſtens) ſind ein ganz erſtaunlich arbeitſames Volk. Es iſt beinahe peinlich zu ſehen, wie die Leute arbeiten und ſich kaum Zeit zum Eſſen gönnen. Ihre Kleidung beſteht einzig aus einem kurzen Beinkleid, das von den Hüften bis zur Hälfte der Schenkel herabreicht; und ſo beinahe nackt tragen ſie ſchwere Laſten von Gambier-Blättern und Pfeffer, oder gehen den ſtaubigen Weg in die Ebene von Singapur, eine Strecke von 10—12 Meilen mit einem Centner Piſang auf den Markt. Als ich ſie ſo nackt bei ihrer Arbeit ſah, war ich ſehr überraſcht durch die große Aehnlichkeit, die ſie mit einigen der kräftigeren Indianerſtämme Südamerika's haben. Die Hautfarbe iſt beinahe dieſelbe; die Färbung der Haare, die Bartloſigkeit, Muskelkraft der Glieder findet ſich bei beiden gleich; iſt das Geſicht auch ein wenig verſchieden, ſo macht die eigenthümliche Sitte des Niederkauerns beim Eſſen die Aehnlichkeit wirklich bemerkenswerth.

Mein Freund, der Miſſionär, ſagte vor wenigen Tagen zu mir: „Singapur iſt ein eigenthümliches Land; nirgend noch habe ich ähnliches geſehen. Es gehört den Engländern, die es von den Malayen kauften, aber jetzt haben es die Chineſen völlig für ſich. Sie nehmen ein Grundſtück, wie es ihnen beliebt, legen ihre Plantagen an, verkaufen ſie dann für eine bedeutende Summe und niemand ſagt etwas zu ihnen." Ohne Zweifel haben ſich das die Chineſen gemerkt und ſammeln ſich deßhalb in ſo großer Ueberzahl, denn Plätze, wo ſie umſonſt Land haben, vollkommen frei kommen, gehen und thun können was ſie wollen, ſind nicht überall zu finden. Die Folgen dieſer allzu liberalen Politik haben ſich neulich an der ſchwierigen Unterdrückung des jüngſten Aufſtandes herausgeſtellt. Die Chineſen hatten ſich ſo zerſtreut angeſiedelt an Plätzen, welche nur auf Fußpfaden erreicht werden können, die außer ihnen ſelbſt Niemand bekannt ſind, daß ſie beinahe außer dem Bereiche aller Geſetze und Polizei waren und faſt ganz ungeſtraft, wenn ſie wollten, Morde begehen konnten. Dieß hätte nicht geſchehen können, wenn die Ländereien regelmäßig angeſiedelt worden wären, nachdem ſie der Regierung wenn auch nur nominell abgekauft worden, und man dieſe ſtellenweiſen Niederlaſſungen in entfernten und unzugänglichen Strichen gehindert hätte. Der Aufſtand war rein nationaler Natur und beſchränkte

ſich völlig auf die Chineſen zweier rivaliſirender Provinzen: es hatte ſich dort ein ſolcher Haß gegen einander fortgeerbt, daß derſelbe ſich alle zwei oder drei Jahre im offenen Kampfe mit Meſſern Luft machte, wobei dann die fürchterlichſten Grauſamkeiten verübt, Männer, Weiber und Kinder mit kaltem Blute gemordet, Häuſer niedergebrannt und viel Eigenthum zerſtört wurde. Man hätte ſie ihre Sache wohl allein auskämpfen laſſen, wären nicht alle dieſe Landdiſtricte in Bezug auf das Reis ganz auf die Stadt Singapur angewieſen. Einzelne oder kleine Parteien trauten ſich nicht während der Zeit des Aufſtandes in die Stadt; es drangen alſo Hunderte und Tauſende von Bewaffneten in die Stadt und alle Ordnung hatte ein Ende. Eines Morgens kamen 600 Chineſen in einzelnen Rotten an unſerm Hauſe vorüber; ſie waren mit allem Möglichen, was eben gerade der Augenblick bot, bewaffnet, mit Muskeken, Luntenſchloßflinten, Piken, Schwertern, ungeheuren dreizackigen Fiſcherſpeeren, Meſſern, Beilen und langen zugeſpitzten Stangen von hartem Holz. Wie ſie ſagten, wollten ſie Reis kaufen, waren aber unterwegs von etwa einem Dutzend malayiſcher Polizeiſoldaten aufgehalten worden; fünf von ihnen wurden erſchoſſen, die andern ergriffen die Flucht. Der Aufſtand dauerte eine Woche, und auch jetzt werden gelegentlich noch Leute getödtet, ohne daß man wüßte von wem. Gereizt ſind dieſe Chineſen ſehr blutdürſtig und grauſam; ſonſt ab erſehr feig, und hundert gegen einen ſcheinen nahezu das richtige Verhältniß für einen gleichen Kampf zwiſchen ihnen und Europäern oder Malayen.

Einen ſonderbaren Anblick bietet ein chineſiſches Dorf. Eine Reihe von Hütten, baufälligen Schweinſtällen ähnlich, mit einem Behältniß für alle Art von Kehricht, eine Miſtpfütze vor der Hausthüre, Ferkel, deren übermäßige Fettigkeit wir vergeblich in England nachzuahmen ſuchten, überall mit Enten und Geflügel in Maſſen umherſtreifend; Vegetabilien, Obſt, ein Allerlei von Verkaufsartikeln, worunter Haufen von ſtinkenden Fiſchen, die ſich ihnen ſelbſt auf unangenehme Weiſe bemerkbar machen; halb nackte, langbezopfte chineſiſche Männer — aber keine Weiber — die einen Reis und obenerwähnte Fiſche eſſend, andere mit Erbſenſuppe ſich begnügend, die ſie mit grobem braunem Zucker verſüßen — denn ſie zuckern beinahe alles außer ihrem Thee; manche ſpielend, auf Matten in den Gängen gelagert, einige Opium rauchend, die übrigen mit dem ihnen eigenthümlichen komiſchen Ausdruck auf die weißen Eindringlinge ſtarrend — das iſt der Anblick, den ein chineſiſches Dorf in Singapur gewährt. Sie ſind ein zudringliches Volk, und wo ſie ſich anſiedeln, da vertreiben ſie bald die weniger thätigen Malayen. Auf der Halbinſel von Malacca ſind einzelne Plätze von den Chineſen coloniſirt: die Eingebornen zogen ſich vor ihnen zurück, da ſie die Nachbarſchaft mit einem ſo um ſich greifenden Volk nicht lieben.

Singapur iſt in Betreff ſeiner Lebensmittel völlig abhängig von der Nachbarinſel. Es wächst dort weder Reis, noch Kaffee oder Zucker, Fleiſch und Vegetabilien müſſen von Malacca oder andern Plätzen gekauft werden. Obſt iſt ſpärlich und nicht beſonders gut. Die Orangen ſind ſelten eßbar, Piſang nicht viel beſſer und die berühmte Mangofrucht, wenn ſchon ſehr delicat, iſt eine Rarität. Aus dieſem Grunde kann man hier nicht angenehm wohnen." Herr Wallace ſagt auch am Schluß des Briefs, daß ihn nur die Inſecten, da ſolche zahlreich und in intereſſanten Exemplaren auf der Inſel vorkommen, noch einige Wochen auf derſelben zurckhalten werden.

Amerikaniſche Notizen.

Die Know-Nothings. Bisher hat ſich kein Nichtamerikaner, d. h. kein Nichtanglo Amerikaner, angemaßt, anders als nur nach Verlauf von gewiſſen Probejahren unter angloamerikaniſcher Oberleitung am Stimmkaſten nach der Pfeife nativiſtiſcher Politiker zu tanzen. Wer nach Amerika wanderte, wollte eben nur „ſeine materielle Lage verbeſſern" und dachte nicht daran ſelbſtſtändig Landespolitik mitſpielen zu wollen. Den eingewanderten Gebildeten klebte überdem meiſt einiger „Makel" aus der europäiſchen Vergangenheit an, den ſie bei Wahlumtrieben nicht aufgerührt zu ſehen wünſchen, und man blieb ſchon darum jeglicher Bewerbung fern, oder fügte ſich durchweg den Yankee-Anordnungen. Das hat in den letzten Jahren eine etwas andere Wendung genommen. Irländer und Deutſche fangen an ſich politiſch „mauſig" zu machen; das politiſche „Buſineß" iſt dadurch bedroht und man ſieht namentlich mit Beſorgniß auf eine bald ſtimmfähig werdende Schaar politiſcher Flüchtlinge, die ſich in Europa an der Politik noch nicht ſattgegeſſen, und ſtarke Miene machen hier lebhaft mitſpielen zu wollen. Die politiſchen Spielanführer und Anordner fühlen ſich in ihrer Autorität bedroht, ſo daß von ihnen beſondere Gegenanſtrengungen gemacht werden.

Gewiſſen im Solde unſerer politiſchen Wettermacher oder „Wirepuller" (Drathzieher bei Marionetten), wie man ſie nennt, haben ſtets eine Art politiſcher Mameluken zu ihrer Verfügung gehabt, die man gewöhnlich Loafer und Rowdies (Herumtreiber und Händelmacher) zu nennen beliebt. Ein gewiſſer Ned Buntline, der auch ſchriftſtellert, war hier in New-York als Oberhaupt dieſer Mameluken bekannt und galt überdem durch die ganze Union; denn dieſe Mamelukenſchaar unterhält — gleich den weitverbreiteten Spitzbubenbanden — überallhin Verbindungen. Beſagter Ned Buntline hat jetzt — wie das „Delta" von New-Orleans ausführlich berichtet — unter dem Namen Know-Nothing eine förmliche wohl organiſirte Verbindung geſtiftet, über die das erwähnte Blatt folgendes ſagt:

„Die Zwecke der Know-Nothings ſind zwiefach, einestheils religiös, anderntheils politiſch. Sie beabſichtigen: daß den eingewanderten Bürgern ſowohl das Wahlrecht als die Wählbarkeit genommen werde, und führen außerdem einen unverſöhnlichen Krieg gegen den Katholicismus; hiernach laſſen ſich die Erforderniſſe der Mitgliedſchaft leicht beſtimmen.

1) Wer ſich um Aufnahme in ein „Wigwam" meldet, muß ein eingeborner Bürger, Sohn eingeborner Eltern und darf kein Katholik ſeyn.

2) Er muß auf alle frühern politiſchen Verbindungen verzichten und ſich ausſchließlich der Förderung der Ordenszwecke widmen.

3) Er darf weder in politiſcher noch in geſchäftlicher, religiöſer oder geſelliger Beziehung mit Katholiken in Verbindung treten, ſondern im Gegentheil alle zu Gebote ſtehenden Mittel anwenden, um die politiſchen oder religiöſen Rechte, welche dieſelben genießen, abzuſchaffen.

4) Er darf bei keiner Wahl für irgend ein Amt Jemanden ſeine Stimme geben, der nicht ein eingeborner Bürger der Vereinigten Staaten iſt, oder der wenn erwählt geneigt ſeyn würde, einem Fremden oder Katholiken ein Amt oder ſonſtige Vortheile zu verſchaffen.

Die Paßworte und geheimen Zeichen bei der Zulaſſung in ein „Wigwam" der Nichtswiſſer ſind wie folgt:

Der Applikant pocht mehreremale an die äußere Thür und fragt sodann leise: What meets here to-day? oder to night, je nachdem. (Was versammelt sich heute hier?) Der Gefragte antwortet: „I don't know" (Ich weiß nicht). Darauf sagt der erste wieder: „I am one" (Ich bin einer) und wird sofort nach der zweiten Thür geführt. An diese pocht er einmal; sie öffnet sich und er raunt dem Oeffnenden zu: „dreizehn", worauf er in die Loge selbst eintritt. Wenn er dieselbe vor dem Schlusse verlassen will, so begrüßt er den Präsidenten und dann den Vicepräsidenten, indem er seine Hand auf das Herz legt, sie dann zur Seite herabfallen läßt und im Abgehen dem Thürwächter wieder das Wort „dreizehn" zuraunt.

Wenn ein Mitglied bei irgend einer öffentlichen Gelegenheit des Beistandes eines „Bruders" bedarf, so legt er den rechten Zeigefinger an die linke Augenbraue, als ob er sich kratze und sieht dabei demjenigen, dessen Aufmerksamkeit er auf sich ziehen will, starr ins Gesicht. Ist derselbe ein Mitglied, so muß er ihm sofort mit einem ähnlichen Zeichen antworten. Wenn man von einem Fremden erfahren will ob er ein Eingeweihter ist, so drückt man, indem man ihm die Hand schüttelt, mit dem Mittelfinger an das unterste Gelenk seines kleinen Fingers nahe an der Wurzel. Ist er ein Mitglied, so wird er fragen: „Where did you get that?" (Wo bekamen Sie das?); darauf muß der erste sagen: „I don't know!" und der andere fügt hinzu: „I don't know either" (Ich weiß es auch nicht!).

Nichts was sich auf den Orden bezieht, darf geschrieben oder gedruckt werden und jeder Know-Nothing muß das tiefste Stillschweigen gegen Nichtmitglieder darüber beobachten; im Wigwam aber selbst wird allen Mitgliedern alles mitgetheilt.

Jedes Mitglied muß bei seiner Aufnahme mit erhobener Rechten schwören, daß er alles thun will was in seinen Kräften steht, um den Einfluß der Fremden und besonders der Katholiken niederzubrechen, auch in keinem Falle Jemanden für ein Amt seine Stimme geben, der nicht ein eingeborner Amerikaner ist. Jedes Mitglied hat drei Grade durchzumachen; in jedem Grade muß es mindestens drei Wochen gewesen seyn.

Da keine gedruckte Bekanntmachung in Bezug auf den Orden erfolgen darf, so werden die Mitglieder, im Falle eine außerordentliche Versammlung stattfinden soll, dadurch berufen, daß kleine viereckige Stückchen weißen Papiers an bestimmten Plätzen, Straßenecken, Laternenpfählen ꝛc. befestigt werden."

Das Philadelphier „Register" und andere Blätter der Union theilen ähnliche Enthüllungen über diesen Nativistenorden mit, über dessen wirkliches Bestehen kein Zweifel gehegt wird, obschon hinsichtlich der Ceremonien sicher nur gelten dürfte: Se non è vero, è ben trovato!

Meines Erachtens sind es nur die Irländer, bei denen solcher Verbindungströdel allenfalls und vielleicht einigermaßen angemessen erscheinen könnte; denn unter ihnen herrscht Zusammenhalt und Disciplin, wogegen die guten Deutschen am besten nicht zusammenhalten, wenn man sie ungehudelt läßt; kaum Fußtritte, mit derben Zweckenstiefeln versetzt, vermögen sie etwas zusammen zu bringen; aber immer nur die Getretenen und ihre Gevattern und nur bis zum ersten Vorwande, um wieder in die alte lethargische Isolirtheits-Duselei zu verfallen. Ist schon in der Heimath von jeher nichts mit ihnen anzufangen gewesen, außer wenn sie gut commandirt wurden, so taugen sie nun vollends in der Fremde gar nicht, wo ihnen aller nationaler Untergrund mangelt. E. P.

*

Eine nördliche Eisenbahnroute ans stille Meer. Während man schon fast an der Ausführbarkeit einer Eisenbahn vom Mississippithale aus nach dem stillen Meere verzweifelte, lieferte der Gouverneur des Washington-Territoriums, Mr. Stevens, in einer zu San Francisco gehaltenen Vorlesung kürzlich den Beweis, daß gerade die beste Route — die der beiden Hauptströme, des Missouri und Columbia, welche den nördlichen Continent quer durchschneiden — fast keine Schwierigkeiten darbiete.

Die Gebirgskette, welche beide Ströme scheidet, ist durch Ausläufer und Thäler unterbrochen, bietet also ebensowenig Hindernisse dar als der Schnee. Mr. Stevens erklärt sie zufolge vorgenommener genauer Untersuchungen völlig ausführbar. Die höchste Steigung wird nicht mehr als 50 Fuß auf eine Meile betragen, ja vielleicht gar nur 40 Fuß. Der höchste Punkt, der die Bahn zu überschreiten hat, wird etwa 5000 Fuß über der Meeresfläche liegen, und nur ein einziger Tunnel soll erforderlich seyn. Die Schneetiefe ist geringer als in den Neu-England-Staaten.

Nach genauer Untersuchung des Missourifluſſes hat man denselben bis zu den Fällen für Dampfer fahrbar gefunden, etwa 700 M. vom Puget Sund, und 500 M. von dem Punkte, wo der Hauptarm des Columbiafluſſes zuerst von einer aus Osten kommenden Eisenbahn erreicht werden wird. Diese 500 Meilen liegen zum Theil längs dem Clarkesarme, der 100 M. Fahrwasser für Dampfboote bietet.

Eine ausführbare Route für die Bahn über das Cascadegebirge zieht durch den Sno-qual-me Paß. Der Lieblingsplan einer nordwestlichen Eisenbahnverbindung nach dem stillen Meere scheint also doch zur Durchführung geeignet zu seyn. E. P.

Miscellen.

Inschrift auf einem ägyptischen Grabmal. In der königlichen literarischen Gesellschaft von London gab Herr Birch eine Notiz über eine der von Hrn. Professor Lepsius in der zweiten Abtheilung seines Werkes über die Denkmäler u. s. w. veröffentlichten Inschriften. Die Inschrift, welche er bespricht, finde sich auf dem Grabmal des Nunhefi, Sohns von Nahar bei Beni-Hassan (in Aegypten). Sie zeigte, daß der, welchem das Grabmal errichtet wurde, 25 Jahre lange die Stelle eines Statthalters in der Ziegenregion inne gehabt habe. Auch findet man mehrere interessante Hindeutungen auf die äthiopischen Goldminen, welche das immerwährende Ziel der Pharaonen waren. Die auf der Inschrift bezeichneten Könige sind Amenemhe I und Osirtasen I, welche 9 Jahre lang mit einander auf dem Throne waren.

*

Eine Flußkarte von Dr. Livingston. Hr. Frédoux, französischer Missionär, welcher seinen Sitz in Motito im südlichen Afrika hat, sandte der geographischen Gesellschaft von Paris einen Bericht Dr. Livingstons über seine neueren Forschungen nebst einer von ihm verzeichneten Karte über den Lauf des Flusses Sesheke (sonst auch Leeambye genannt).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 40. 6 October 1854.

Aus einer Schilderung des Volks und Volkslebens im nordwestlichen Theil von Frankreich.

(Selbst beobachtet an Ort und Stelle von Dr. K. J. Clement.)

Erster Abschnitt.

Von Osten nach Westen zwischen Calais und der brettonischen Insel Ouessant dehnt sich die Küste Frankreichs etwa 80 deutsche Meilen aus und in Buchten ungefähr 140, und dieses Seeküstengebiet besteht aus den drei Ländern Picardie, Normandie und Bretagne. Alle drei haben von einander sehr verschiedene Bewohner. Die merkwürdigsten sind unstreitig die Normandie und die Bretagne. Beide wurden von vertriebenen Flüchtlingen gegründet und bevölkert, die Bretagne zwischen der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts und dem Jahre 689, die Normandie zwischen den Jahren 876 und 924. Die Normandie erstreckt sich von der Bresle bis zum Weltmeer. Von der Zeit der Gründung an waren die Flüsse Bresle und Epte Gränzflüsse gegen Osten. Die Landgränzen der Normandie sind ostwärts die Picardie und das alte Francien (Isle de France), oder das ursprüngliche Frankreich, von welcher Landschaft aus der Gründer Frankreichs das ganze Gallien bezwang, gegen Süden die Provinz Maine und gegen Westen die Bretagne. Die ursprüngliche Eroberung des Gründers der Normandie war die Landstrecke nördlich von der Seine zwischen dem Fluß Andele und dem Canal. Die schönste Bevölkerung der Normandie ist auf der Westseite westlich von der Orne bis an das Meer. Die Bewohner der Picardie sind dem Aussehen nach keine Normannen, obwohl die hohen Backenknochen dort sehr häufig sind. Ich möchte sie für Pichten halten. Sie sind im allgemeinen gar nicht schön. In der Osthälfte der Normandie scheinen mehr eigentliche Normannen zu seyn als in der Westhälfte, wo das fränkische Volkselement stärker hervortritt, denn in der ganzen Normandie ist natürlich ein solches Element geblieben. Nach Erzählungen des normannischen Geschichtschreibers Dudo, welcher seine Nachrichten von dem Enkel des Gründers der Normandie selbst hatte, ist es überdieß mehr als wahrscheinlich, daß sich eine Menge Einwanderer von den Westküsten der jetzigen Herzogthümer Schleswig und Holstein in der Westhälfte des Landes angesiedelt hat.

Wenigstens dem Gründer der Normandie, vor welchem ganz Frankreich zitterte, wie einst ganz Gallien vor dem Gründer Frankreichs, war die Bretagne mit ihren keltischen Bewohnern unterthan. Sie beginnt bei St. Malo und endet am Ausfluß der Loire. Das ist die Bretagne im weitern und ursprünglichen Sinn. Weit über die Hälfte derselben hat ihre Muttersprache verloren und spricht, wie die Normandie und Picardie ein sehr verdorbenes Französisch. Schon im 6ten Jahrhundert hieß sie Britannia. Auch ward sie Lhitaw (Letavia) genannt, das heißt das Seeküstenland, und die Ecke oder das Horn, welches dem englischen Galen-Horn (Cornwall), von dem aus die letzten Flüchtlinge in Bretagne landeten, gerade gegenüber liegt, ebenfalls das Galen-Horn (Cornu Galliae) oder Cornuaille. Die Dänen und Normänner nannten die Bretagne Balland, das ist das Land der Walen oder Galen, oder der Wälschen, welcher letztere Name nur ein Beiwort ist. Der Gründer Frankreichs, dessen Leben so kurz war, hatte die Bretagne nicht unterjocht — höchstens die Ostseite — aber die jetzige Normandie gewiß. In der Urzeit hieß das Seeküstengebiet der Bretagne und eines Theils der Normandie, nämlich der Westhälfte, das armoricanische Land, oder das am Meer liegende Land Galliens. Der Hauptstoff der brettonischen Bevölkerung ist keltisch, die stärkste Beimischung französisch, in Volk und Sprache, diese aber ist entsetzlich entstellt. Ich glaube fast die Hälfte ist entstelltes Französisch, mit andern germanischen Sprachbestandtheilen untermischt. An mehrern Küstenstrecken trifft man Spuren germanischer Volksart an, vorzugsweise skandinavischer, sogar mongolische Spuren; denn es finden sich viele Rothhaarige und selbst mit schiefen Augenwinkeln, was beides nicht keltisch ist, sondern nur von norwegischen Finnen herrühren kann, auf der Westseite und Nordwestecke aber häufig blonde Menschen, die jedoch Brettonisch sprechen. Die Bewohner der Bretagne sind im allgemeinen unter Mittelgröße und haben auch hierin ihre keltische Urart bewahrt. Die Bauart der Häuser ist nicht rein keltisch, aber der Schnitt der Fischerfahrzeuge ist skandinavisch, auch der der Luggers, und Fischgeräth und die Art des Fischens ebenfalls, wahrscheinlich normannisch.

Die Normandie ist ein ungeheuer stark bevölkertes Land, wo Milch und Cider fleußt, das Land der Viehzucht und des Ackerbaues, und hat den schönsten Boden Frankreichs, die schönsten Menschen Frankreichs, die malerischsten Berg- und Thalstrecken, und die

reizendſten Landſchaftsgebilde. Die ſchluchtige Bretagne iſt, mit der Normandie verglichen, wenig mehr als das öde metallene Cornwall verglichen mit dem eigentlichen England. Jetzt iſt die Normandie die Speiſekammer für einen großen Theil von Frankreich und für Tauſende der Hauptſtadt; einſt war es anders. Denn als der König von Frankreich im Jahre 912 im Frieden zu St. Clair an der Epte dem Gründer der Normandie alle ſeine Eroberungen überließ, da verlangte und erhielt der Sieger die Bretagne zur Speiſekammer und lehnte die Marſch von Flandern ab. Denn, verſchlagen wie er war und wie die Normannen ſind bis auf dieſen Tag, wollte er der Nachbar der Frieſen nicht werden, deren Ueberlegenheit er bei ſeiner Strandung auf Walcheren erfahren hatte. Der Normannen Charakter erkennt man oder mindeſtens ſpürt man an ihren ausweichenden Antworten, und das noch heutigen Tages. Schon zur Gründungszeit der Normandie offenbart ſich derſelbe in gleicher Weiſe. „Was wollet ihr denn thun?“ fragten die fränkiſchen Geſandten den eben zu Pont de l'Arche an der Seine angekommenen Gründer der Normandie und ſeine Gefährten. Und die Antwort war: „Was wir thun wollen, ſagen wir euch nicht.“ Und dieſe Antwort ſteht am Volk und ſeiner Geſchichte abgeprägt. Es hat weniger geſagt als gethan, mehr gewollt als geſagt. Aber die Brettonen haben viel geſagt und nichts gethan. Das iſt im Allgemeinen der große Unterſchied zwiſchen den beiden Nationen. Die Brettonen haben laut gedichtet und gefabelt, die Normannen ſchweigſam gedacht und gehandelt. An der Spitze der Normannen ſteht der Gründer der Normandie, an der Spitze der Brettonen oder Wälſchen Merlin und Arthur, ihre größten Helden, und wie ſie iſt ihr Volk.

Als die brittiſchen Herren gefallen ſind im Kampf gegen Hengſt und Hors, da ſorgt der Zauberer Merlin für ein Grabmal der Todten. In Erin ſtand ein Steinkreis, den die Rieſen einſt von den äußerſten Gränzen Afrika's gebracht. Der Fürſt der Vorfahren der Brettonen fuhr mit Merlin nach Irland, um die Gigantenſteine zu holen, und als die Steine Merlin ſahen, da bewegten ſie ſich und kamen über die iriſche See mit ihm, und ſtellten ſich im Kreiſe hin bei Amesbury in Wilts zum Grabmal für die Todten. Und Merlin iſt ſelbſt an der Geburt des Scheinhelden Arthur ſchuld, und zwar auf die folgende Weiſe, wie die brettoniſche Sage verkündet. Der König von Britannien hielt ein Gaſtmahl und verliebte ſich dabei in Ingerna, die Gemahlin eines Herzogs Gorlois von Cornwall, und führte ſich in Gegenwart des Ehemannes unlöblich auf. Das war zur Zeit als England gegründet war. Erbittert und ohne Begleitung verläßt Gorlois den Hof. Der König befiehlt ihm zurückzukehren, aber Gorlois verweigert dieß. Der König ſchwört Cornwall zu verwüſten, und durchzieht es brennend an der Spitze eines großen Heeres Gorlois wagte keinen Widerſtand, ſondern hielt ſich in ſeinen Burgen, ſo lange Hülfe von Irland kam, ſeine Gemahlin aber verwahrte er im Schloß der Seeklippe Tingagol, die jetzt St. Michaels Mount heißt. Der König fragt ſeinen Vertrauten Ulfin um Rath in ſeiner Brunſt für Ingerna. Er rieth ihm, ſich an Merlin zu wenden, der auch bei der Belagerung der Stadt, worinnen Gorlois eingeſchloſſen ſaß, zugegen war. Merlin verſpricht durch ſeine Künſte den König ſo zu machen, daß er immer wie Gorlois ausſehe, den Ulfin aber wie Gorlois Vertrauten Jordan von Tingagol; „dann werde auch ich meine Geſtalt ändern, und ſelbſt als dritter euch begleiten zu Ingerna.“ Sie machen ſich alſo auf den Weg und erreichen den Ort in der Abenddämmerung. Der König blieb die Nacht bei Ingerna, die ihn für ihren Mann hielt. In dieſer ſelben Nacht empfing Ingerna den berühmten Helden Arthur. So lautet die ſaubere Sage, und wie die Sage, ſo iſt das Volk. Und was war Arthur? Was ſein Volk war. Er ſitzt in der Tafelrunde mit Gepräng ohne Macht, ſeit ſein Volk von den Gründern Englands von Herd und Heimath verjagt iſt. Und nachdem er geworden wie ein Johann ohne Land, iſt er bald im Weſten der Inſel, bald im Norden am ſchottiſchen See. Jetzt wird die Sage wild und reißt den Landhelden in ein fremdes Element hinaus, auf das Weltmeer, das um die Erde woget, wo ſie ſich ſicherer glaubt vor Entdeckung der Lüge. Er macht Schritte auf magiſchen Sohlen, fährt durch die Meere, wie die Götter Olymps durch die Lüfte, er dringt in Island, wo noch keine Menſchen ſind — ſo iſt er ſicher vor Verläumdung; auch nach Norwegen und nach Dänemark, Kelten und Lappern unbekannten Ländern, darauf nach Bretagne und Gallien, weil er in Brittanien nicht beſtehen kann, weil England ihn gegründet iſt. Er kommt zurück und läßt ſich krönen in Caer Leon ar Uſk, der gwyddheliſchen Stadt am wälſchen Uſk, weil ihn in England keine Krone für ihn hat. Die ſcharlachrothen Mündern ſüdwälſchen Schönen habe ich oft fernher von den Bergen herab ſchimmern ſehen, aber die Tafelrunde da jenſeits vom Severn hat Europa in klägliche Verwunderung gebracht. Und als die Sage mit dieſer Tafelrunde fertig iſt, erſchrickt ſie vor ſich ſelbſt, denn dem keltiſchen Helden iſt nun Britannien zu eng, weil die Helden von Oſten ihn in die Schluchten der Siluren einpreſſen. Die Sage verzweifelt, der Britte Brenn hatte weiland Rom erobert, die Stadt des unehelichen Waldmenſchen, deſſen Säugamme eine Wölfin war, das iſt der größte irdiſche Ruhm, Arthur muß Rom erobern, und wenn es auch erobert iſt, thut nichts; wie wahnſinnig, mit fliegenden Haaren rafft die Sage den Bergkönig fort über das Meer von Briſtol hinaus, über das Meer ſelbſt hinaus, und weckt mit Merlinszauber die römiſchen Todten zum Kampfe auf, die lange ſchon vermodert ſind. Aber in Roms Nähe wird Roms Eroberung vergeſſen, nach blutigen Schlachten (im Traume) kehrt der Held nach der Heimath zurück. Doch wo landet er? Denn an Britanniens Südküſten kann er nicht mehr landen, weil Wales gegründet iſt und Suſſex; darum landet er in der alten Römerſtätte, in Rutupi Portu, wo jetzt die Bucht von Sandwich iſt. Da germaniſchen Schwerter hieben furchtbar auf die Schaaren der Gelandeten ein; indeß der Held dringt durch, weil ein Held nicht weichen darf, er erreicht im fernen Weſten einen Fluß, wo Cheltric ihm, und der Tod beiden entgegen; tritt das Gemetzel wird blutig, denn zwei erbitterte Helden ſtreiten, der eine fällt für Germanien unbewußt, auch Arthurs Wunde reicht tiefer als ihre Heilung; er wird nach Glaſtonbury gebracht, das jetzt ein ohnmächtiges Städtchen iſt, wo ihm ſein Grab bereitet wird, nach einem kurzen ſtürmiſchen Leben, dem Orte ſeiner Krönung gegenüber.

Das iſt ein Beiſpiel von Volksgeſchichte, wie ein in dürre Berge und einſame Landzungen verjagtes Volk im Wahn ſeiner Eitelkeit und phantaſtiſchem Irrthum befangen, ſein eigenes Leben ſich gedacht, mit dem ſchmählichſten Leichtſinn und Flattergeiſt ſein Schickſal erduldet und verſchmerzt, ſeine Leiden für Thaten, ſeine

Schmach für Ehre, ſeine ohnmächtigen Führer für Helden gehalten hat. Und wie romantiſch hat der keltiſche Hang zur Unwahrheit ſelbſt die Flucht aus der Heimath ausgemalt, und wie verliebt iſt die Nation in ſich ſelbſt, wenn ſie ihre abenteuerlichen Fahrten nach der Bretagne ſich ſelbſt und der Nachwelt erzählt. Die verirrte Einbildung gab ihr Troſt in dem allgemeinen Unglück, das vom 5ten Jahrhundert an über den Weſtrand Europa's hereinbrach. Fürſt Conan in Bretagne, ſo fabelt die brettoniſche Sage weiter, lag die Verheirathung ſeiner Landsleute am Herzen, und um die Vermiſchung mit Galinnen des Feſtlandes zu verhindern, beſchloß er, Frauenzimmer von der alten Heimath Britannien einzuladen. Fürſt Dinot von Cornwall, Caradecs Bruder und Nachfolger, übernahm für ihn das angenehme Geſchäft und ſammelte ein Heer von 71000 Schönen, an deren Spitze ſeine wunderſchöne Tochter Urſala ſtand, in welche Conan ſterblich verliebt war, unter dieſen Schönen aber waren 11000 Adelstöchter. Die ganze hoffnungsvolle Schaar mit allen ihren Ausſichten verſammelte ſich zu London, wo eine Flotte zu ihrem Empfang in Bereitſchaft lag. Voll von Schmerz und Freude gingen ſie an Bord, und die Taue wurden losgemacht, und das große Geſchwader glitt die Thames hinab und ging in See. Doch eben hatten ſie ihren Curs ſüdweſtlich, da lief der Wind conträr, und das Wetter ward ſtürmiſch. Die ganze ſchöne Geſellſchaft ward auseinandergeriſſen, die Schiffe litten große Noth, die meiſten gingen unter, die übrigen ſtrandeten auf Barbareninſeln, und ihre Reiſenden wurden theils getödtet, und theils in Gefangenſchaft gebracht. So erging es in jener Gegend den Jungfrauen von Britannia. Die wüthenden Barbaren der See blickten ſie an und ſahen daß ſie ſchön waren, und wollten ihre Luſt mit ihnen treiben. Als aber die brittiſchen Mädchen ſich deſſen gänzlich weigerten, da fielen die Ambronen, das heißt die alten Saxen, über ſie her und würgten ſie faſt alle nieder.

In dieſen Sagen ſpiegelt ſich der ganze keltiſche Menſch ab, und an dem brettoniſchen Menſchen, wenn man ihn angeblickt und durchſchaut hat, ſtehen dieſe Sagen unauslöſchlich abgeprägt. So iſt nach dem vorſtehenden allgemeinen Umriß der brettoniſche Menſch in ſeinem großen Gegenſatz zu dem normanniſchen. Und es möchte nicht überflüſſig ſeyn, daß eine ſolche Charakteriſtik den Schilderungen und Darſtellungen des brettoniſchen und normanniſchen Volkslebens im einzelnen und beſonderen vorausgeſchickt worden iſt.

Wären die Nord- und Südküſtenſtrecken des Canals, dieſer Aus- und Eingangspforte des Weltmeers, von jeher von einem weſtgermaniſchen Volk bewohnt geweſen, ſo wäre Frankreich jetzt gewiß eine noch größere Seemacht als Landmacht, denn die geographiſche Belegenheit und die Beſchaffenheit des franzöſiſchen Landes iſt eine der beſten, die es geben kann. Es ſtößt an die Nordſee, das Weltmeer und das Mittelmeer, hat die tiefſten Waſſerſtraßen in ſein Inneres hinein, auf ſeiner Nordſeite die tiefſten Fahrwaſſer und die beſten Buchten und Häfen. Die Hauptſtationen der franzöſiſchen Marine ſind in der Bretagne und Normandie, zu Breſt und zu Cherbourg. Der Gründer Frankreichs und ſeine Gefährten ſiedelten ſich im Innern an, in Francien oder Isle de France, und wurden Landmenſchen und ließen die See in Stich, und darum wäre Frankreich ohne die Gründung der Normandie wohl nie ein Seeſtaat geworden. Die Normandie gab Frankreich ſeine Seemacht. Der erſte Hafen Frankreichs in mercantiliſcher Hinſicht liegt in der Normandie, es iſt der Hafen ausnahmsweiſe, wie bereits der Name zeigt: denn Le Havre, am offnen Meer und an der äußerſten Mündung der Seine, außerhalb der gefährlichen Strombar zu Quilleboeuf, welche den nach Rouen beſtimmten Schiffen ein Schrecken iſt, heißt der Hafen. Alſo der Hafen Frankreichs iſt Le Havre. Erſt recht ward er dieß, als die Revolution die Handelsvorrechte, welche Rouen ſeit ſeiner Unterjochung durch die Franzoſen genoſſen, zerſtört hatte.

Der Gründer der Normandie, dieſer Held zu Waſſer und zu Lande, machte es eben ſo wie der Gründer Frankreichs, und ſiedelte ſich mitten im Lande an, in Rouen, das ihm ſo wohl gefiel. Solange dieſe Stadt die Hauptſtadt eines eigenen Reichs, und ſolange ſie mit Handelsfreiheiten ausgeſtattet war, konnte Havre, ungeachtet ſeiner natürlichen Beſtimmung die erſte Handelsſtadt der Normandie zu ſeyn, nur eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen. Als aber Rouens ausſchließliches Stapelrecht vernichtet war, da ward auch die Bar von Quilleboeuf noch viel gefährlicher in der Meinung der Menſchen, als ſie bisher geweſen war. Was hätte der Gründer der Normandie aus dem Fiſcherdörfchen Le Havre, welches ohne Zweifel eine ſkandinaviſche Siedelung war, machen können, wenn er weniger ſelbſtſüchtig geweſen! Erſt im 16ten Jahrhundert ward Havre eine Stadt. Die Normandie iſt eine große Küſtenſtrecke, iſt ſtark bevölkert, und Seeleute haben es gegründet; und dennoch hat die Normandie, mit andern germaniſchen Küſten verglichen, verhältnißmäßig nicht viele Seeleute. Die meiſten däniſchen und ſkandinaviſchen Anſiedler an der normanniſchen Küſte ſind wohl Fiſcher geworden. Es gibt noch ſehr viele Fiſcherorte an dieſer Küſte, und ſie ſcheinen noch eben ſo auszuſehen wie zur Gründungszeit und haben einen ſehr ſtarken ſkandinaviſchen Anſtrich. In den Fiſcherhütten zu Bukhaven in Fife am Firth of Forth, zu Staiths auf der Nordoſtſeite von Yorkſhire, zu Beddom in Buchan auf der Nordoſtſeite Mittelſchottlands, und ſelbſt auf den Hebriden könnte man ſich nach der Normandie verſetzt denken, wenn nicht die Normanninnen im allgemeinen viel ſchöner wären als die ſchottiſchen Fiſcherinnen. Die normanniſchen Weiber helfen ihren Männern, wie in Blankenes an der Elbe, zu Scheveningen in Holland und anderwärts mehr, bei ihrem Fiſchen und Fiſchgeräth und ihren Fahrzeugen, ſpinnen das Garn, ſtricken die Netze, flicken die alten, verkaufen die Fiſche, reinigen und ſalzen ſie, legen die rüſtigen Hände an, wenn die Männer von der See kommen und die Jollen aufſchleppen, oder wenn ſie zum Fang wieder auf die See ſollen und die Jollen auf Ruderſtangen hinunterſchleppen, wie auch an den nordfriſiſchen Inſelküſten geſchieht. Die normanniſchen Fiſcher gehen gekleidet wie auf unſern frieſiſchen Inſeln die Fiſcherleute und Seeleute, ſie tragen bei ihrem Geſchäft den gewöhnlichen dicken wollenen Ueberrock, der bis zum Knie oder etwas weiter reicht, und den die Frieſen Pijelet nennen; ferner lange Seeſtiefeln, die ungefähr ſo lang ſind als die Beine, und darüber eine weite leinene Ueberhoſe, die bis eben unterhalb des Knies geht.

In den Hütten vieler normanniſchen Fiſcherplätze ſieht es nicht viel ſauberer und ordentlicher aus als in Nordſchottland, Orkney und den Hebriden, und die Hütten ſelbſt ſind oft eben ſo ärmlich. Man tritt dann, was durchaus nicht weſtgermaniſch iſt, von dem Schmutz der Gaſſe ſogleich in das ſchmutzige Zimmer,

welches häufig nur der einzige Raum für alle Bewohner des Hauſes iſt, und die vielen Betten oder Krippen über einander an der Wand die man ſo häufig ſieht, ſind durchaus nicht frieſiſche Sitte. Eben ſo kann die üble Gewohnheit, die geſalzenen Fiſche, die Netze, die naſſen Kleidungsſtücke und andere Dinge mehr zum Trocknen und Lüften vor den Gaſſenfenſtern auszuhängen, nur aus ſkandinaviſchen Ländern ſtammen, wenn es nicht ſchon vor der Gründungszeit der Normandie keltiſche Weiſe hier geweſen iſt. Unter den Küſtenſtädten der Normandie gibt es mehrere, deren Bewohner ſich vorzugsweiſe mit Fiſchfang beſchäftigen.

Die Mehrzahl der normanniſchen Städte aus alter und uralter Zeit ſehen häßlich aus und haben enge, dunkle Straßen oder lieber Gaſſen mit dem ſchlechteſten Pflaſter und erſchrecklichem Schmutz. In Rouen und Caen iſt es in dieſer Hinſicht ſo arg wie irgendwo. Wie ſchön könnten die normanniſchen Städte bei ihrer reizenden Lage ſeyn. Rouen iſt die frühere Hauptſtadt der Normandie, Caen die jetzige Univerſitätsſtadt, deren Gelehrte aber in Folge der gewöhnlichen Launen der Mode, die natürlich alles was pariſiſch heißt für das beſte hält, durch Paris ſo völlig verdunkelt werden, als wenn ſie gar nicht lebten, als wenn ſie im Grabe lägen, und ſolche Verdunkelung hat keinen guten Einfluß auf die Gelehrten ſelbſt. Die Talente, die gar nicht beachtet werden, gehen unter. Die ſchönſten Dinge in der reichen Umgegend von Caen wandern nach Paris, alles feinſte Fett des Landes, auch das geiſtige, das einen Werth erhalten will, ſtrebt nach Paris hinauf, und alles Magere bleibt zurück. Die Fabrikſtadt Rouen kämpft, mit Paris liebäugelnd, um ihre vorige Blüthe mit Havre, welches ihr den reichſten Handel zum Theil entzogen und ſeine eigenen kaufmänniſchen Speculationen bis an die Enden der Erde ausgedehnt hat. Caen hat kein Fahrwaſſer wie Havre, und daher wird es ſeinen alten, bedeutenden Handel, den es verloren, nicht wieder herſtellen können, zumal da das unternehmende Havre ſo nahe liegt, dem die Natur alle großen Vortheile umſonſt beſchieden hat. Caen ſucht neben ſeiner Hochſchule durch Ackerbau und Viehzucht ſeinen Verluſt zu ergänzen, und ſeine Verdienſte um dieſe beiden Erwerbzweige in der Weſthälfte der Normandie, namentlich die umſichtsvollen Bemühungen des Vereins für Landwirthſchaft und Verkehr ſind im Ganzen höchſt lobenswerth. Ich halte dieſe Stadt für eine Gründung der Franken.

Das biſchöfliche Städtchen Bayeux, von meilenweiten Strecken des fruchtbarſten Acker- und Wieſenlandes umgeben, ein uralter Ort und einſt eine bedeutende Stadt, welche bald nach ſeiner Ankunft auf der Seine von dem Gründer der Normandie, der ſich hier mit Berengars Tochter, der friſiſch genannten Poppe, Mutter des Herzogs Wilhelm vermählte, mit Sturm genommen ward, lebt jetzt vorzugsweiſe von Landbau und Meierei. Eine unglaubliche Menge Butter geht alljährlich von dieſer Stadt und ihren Nachbarſchaften nach der Hauptſtadt des Kaiſerreichs. In der Weſthälfte der Normandie ſind unſtreitig die ſchönſten Wieſen Frankreichs. Die Normandie hat ungeheuern Ueberfluß an Milch, Butter, Käſe, Vieh, Korn und Obſt, und kann das franzöſiſche Apfel- und Ciderland genannt werden, wie die Landſchaft Glouceſter das engliſche Ciderland iſt. Wohl Millionen Aepfelbäume wachſen in der Normandie in den ſchönen Ebenen zwiſchen den Bergen von Rouen bis zum Weltmeer.

Auf dem Wege von Rouen nach Caen kommt man durch eines der fruchtbarſten Thäler Europa's, und der Blick in dieſes Thal weſtwärts von den Bergen Rouens hinab iſt vielleicht das reizendſte in der Norderhälfte Frankreichs. Das Städtchen Vire an der Vire liegt 14 Lieues weſtlich von Caen, und von hier geht die Landſtraße über St. Sever nach Ville Dieu, deſſen Lage unter Anhöhen außerordentlich reizend iſt. Hier iſt man nicht mehr weit von der Bretagne. Dieſen ganzen Weg von Caen her iſt die Gegend wunderſchön, und wie lieblich ſind die Ebenen alle, wenn überall der Apfelbaum blühet und wie geſchäftig die Menſchenhände, wenn Apfelernte iſt. Bei den oſtgermaniſchen oder ſkandinaviſchen Völkern beſorgen Männer die Landwirthſchaft, bei den weſtgermaniſchen, und namentlich den Frieſen und Franken, auch die Weiber. Auch in der Normandie iſt der Ackerbau vorzugsweiſe das Geſchäft der Männer. Dieſe heimathliche Sitte der Normannen hat ſich alſo bereits zehnthalbhundert Jahre in der Fremde erhalten. Auch die Liebe der Frauenzimmer auf der Weſtſeite der Normandie, welche unſtreitig die ſchönſten in Frankreich ſind, zu Leinen und Leinenzeug darf man nicht für ſkandinaviſch halten, ſondern ſie kann nur eine fränkiſche und frieſiſche ſeyn. Und gerade da, wo Frieſen und Franken urheimiſch ſind und wo ſie ſich angeſiedelt haben, trifft man allgemein die weibliche Sucht nach ſchönem Leinen und Leinenzeug, und die beſten und feinſten Leinenſtoffe an. Die Leinernte iſt die Weinernte in der Normandie. Weſtwärts erſtrecken ſich die Weinäcker bis in die Gegend von Blois an der Loire, ihre Frucht aber war ſchon ab, als ich dieſes Weges kam; weiter nach Weſten habe ich keine Weinäcker geſehen. Ungeachtet des reichen Bodens der Normandie und des ungeheuern Ueberfluſſes ſeiner Erzeugniſſe wandern doch alljährlich, wie die Irländer nach England und Schottland in die Ernte und zu Chauſſeearbeit und wie die deutſchen Mäher nach Friesland und Nordholland, ganze Schaaren von Normannen nach den nächſten großen Städten Frankreichs um Arbeit für den Sommer, und kehren gegen den Herbſt in die Heimath zurück. Dieſe Wanderungen ſind gewiß in moraliſcher Hinſicht unheilvoll. In Holſtein dienen ſogar ſehr viele junge Frauen Jahre lang als Ammen fern von ihren Männern.

Tracht und Haarputz des weiblichen Geſchlechts ſind untrügliche Kennzeichen der Herkunft eines Volks, ſie ſind kaum zu vertilgen ſelbſt in unſrer wandelbaren Modezeit; noch jetzt ſind ſie ſichere Wegweiſer zu unſerer dunkeln Urgeſchichte. Tracht und Haarputz ſchieden einſt die germaniſchen Völker in zwei große Hälften. Das Kleid aus Einem Stück und die herabhängenden Haare und Haarflechten waren den Frieſen und Franken oder den Weſtgermanen eigen, das Kleid aus zwei Hälften und das aufwärts gekämmte und am Scheitel befeſtigte Haar den Oſtgermanen oder ſkandinaviſchen Völkern. Die jetzige weibliche Modetracht iſt ihrem Weſen nach weſtgermaniſch oder fränkiſch und aus Frankreich entſtammt. Die alte weſtgermaniſche Frauentracht findet ſich noch in ganz Friesland und in der Weſthälfte der Schweiz, auch gemiſcht mit der oſtgermaniſchen bei den piemonteſiſchen Deutſchen vom Monte Roſa, und in unvermiſchterer Geſtalt an mehrern Stellen in der Weſthälfte Deutſchlands, aber auch noch, und zwar ziemlich rein, in der ſogenannten Propſtei in Holſtein. In der Oſthälfte der Schweiz oder in der alemanniſchen Schweiz, ferner in Schwaben und im allgemeinen in der ganzen Oſthälfte Deutſchlands, endlich

auf der Geeſt der Herzogthümer Schleswig und Holſtein, in Jütland, Dänemark und Skandinavien iſt die oſtgermaniſche Frauentracht bei den Landleuten bei weitem vorherrſchend. Den Ausſpruch des Verfaſſers der Germania, welcher im 38ſten Capitel die Oſtgermanen oder Swewen durch ihre Haartracht von den Weſtgermanen oder den ausnahmsweiſe ſogenannten Germanen unterſcheidet, und von dieſen Swewen ganz richtig bemerkt, daß ſie ihr Haar aufwärts kämmen und oben in einen Knoten ſchürzen, hat man nur wenig beachtet. In der neuern Zeit ſeit der erſten Revolution Frankreichs, während die Moden abwechſelnd tauſendmal die Welt durchlaufen ſind, iſt mitunter auch der alte ſwewiſche oder oſtgermaniſche Haarputz wieder modern geworden, aber in der Normandie iſt derſelbe keine wiederauferſtandene Sitte, ſondern unter dem Landvolk ſeit der Gründung herrſchend geweſen. Noch jetzt tragen die Normanninnen aufgekämmtes Haar, wie die Blankeneſerinnen an der Elbe, die noch ihre alte Tracht tragen. An vielen Stellen auf dem Lande in der Normandie habe ich den normanniſchen Haarputz geſehen, dieſe Erinnerung an den oſtgermaniſchen oder ſkandinaviſchen Urſprung der Normannen. Auf das lang herabhängende Haar der Franken wird in alten Schriften häufig als etwas Charakteriſtiſches hingewieſen. Jetzt haben auch ſchon viele Schönen in der Normandie angefangen, Furienhaar zu tragen.

Obwohl auf der ganzen Weſtſeite der Normandie weſtlich von der Stadt Bayeux und dem Flecken la Feronniere, wo ich einen auffallenden Wechſel in der körperlichen Phyſiognomie (habitus corporum) der normanniſchen Bevölkerung wahrgenommen, die weſtgermaniſche Schönheit und Geſichtsbildung — die frieſiſche und fränkiſche — dem Beobachter weit häufiger entgegentritt als die oſtgermaniſche oder ſkandinaviſche, während in dieſem Theil des Landes, weſtwärts und nordwärts bis zum Meer, Wuchs, Haltung, Gang, Züge, Farbe, Blick, Mund und Naſe beſonders des weiblichen Geſchlechts im Durchſchnitt faſt ſo ſchön wie in Weſtfriesland und die Landmädchen im allgemeinen reizend ſind, ſo hat doch das herrſchende normanniſche Volk, deſſen Art mehr in der Oſthälfte der Normandie zu finden iſt, in den Sitten des Landes die Uebermacht gehabt. Durch die Eroberung ward auch nach und nach die Tracht normanniſch. Das frieſiſche und fränkiſche Kopftuch, durchaus kein oſtgermaniſches oder ſkandinaviſches Kleidungsſtück, und welches noch die Frieſinnen nördlich von der Elbe ſowohl als die Frauenzimmer in Franken und in Francien oder Isle de France tragen, das ſogar im ganzen nördlichen Frankreich, von Paris bis tief in Belgien hinein in den uralten Sitzen der Franken die übliche Kopftracht auf dem Lande iſt, was ich mit eigenen Augen bemerkt, findet ſich nicht in der Normandie. Dagegen trägt das weibliche Geſchlecht allerwärts auf dem Lande zwiſchen Rouen und Avranches, alſo zwiſchen der Seine und der Bretagne, weiße Mützen oder Hauben von verſchiedener Art und Form, die ungefähr eine Elle hoch auf dem Kopf ſtehen. Und viele Normanninnen aus der geringern Claſſe tragen andere weiße Mützen, die ſie ſelbſt ſtricken, und die ſich von den weißen Schlafmützen der Männer in unſern Ländern auch nicht im mindeſten unterſcheiden. Sie ſitzen ganz ſo wie die männlichen Schlafmützen bei uns zu Lande, und die Oberfläche mit der Quaſte hängt eben ſo nach der Seite oder nach hinten herunter. Die Bretagnerinnen tragen weder die Schlafmützen noch die ellenlangen Hauben der Normanninnen, haben aber im übrigen eine ähnliche Tracht. In Breſt in der Bretagne tragen viele Mannsleute ſchwarze wollene Schlafmützen.

Die Thatſache, daß die Holzſchuhe, das ſind wirklich Schuhe ganz von Holz, von welchen auch die Ferſen mit Holz bekleidet werden, alſo keine hölzernen Pantoffeln, in allen Seeküſtenländern von der Elbe an bis zur Loire, alſo im Hannöveriſchen, Bremiſchen, Oldenburgiſchen, in Oſtfriesland, Groningerland, Weſtfriesland, Nordholland, Holland, Belgien, der Picardie, Normandie und Bretagne mehr und weniger eine gewöhnliche Fußbedeckung ſind, iſt vielfach unbekannt, obgleich dieſelbe in geſchichtlicher Hinſicht ſehr merkwürdig iſt. Ganz Dänemark, das heißt alles Land, welches däniſch ſpricht, geht ebenfalls in Holzſchuhen, die Nordfrieſen und Holſteiner aber nicht. Dieſe beiden Völker haben ſtatt der Holzſchuhe Holzpantoffeln, welche auch in Northumberland getragen werden, wo die Holzſchuhe ungeachtet der einſtigen ſtarken däniſchen Anſiedelungen unbekannt ſind. Die däniſchen Holzſchuhe, auch die mit einem meſſingenen Ring verſehenen weiblichen — denn auch die däniſchen Weiber und Mädchen gehen ſammt und ſonders von Kindesbeinen an bis zum Grabe in Holzſchuhen — ſind die ſchwerfälligſten und klotzigſten von allen, die franzöſiſchen die leichteſten und civiliſirteſten. Die Holländer nennen ihre Holzſchuhe Klompen, bei Düſſeldorf am Rhein heißen ſie, wahrſcheinlich den Holländern nachgeahmt, Klumpen, und im Wupperthal Blotſchen. Die Holzſchuhe ſind eine warme und der Geſundheit zuträgliche Kleidung, allein welchen hölzernen Anſtrich und welchen plumpen und ſteifen Gang geben ſie dem Menſchen. Am plumpſten geht der Däne in ſeinen ſchweren Holzſchuhen, welche oben und unten mit Eiſen beſchlagen ſind, und in Dänemark iſt der Holzſchuh ſo allgemein eingeriſſen, daß faſt jeder darin geht, in den andern Ländern nicht. Sonſt wird der Holzſchuh faſt nur in Ländern getragen, wo der Boden fett und marſchig iſt, und die Urſache ſcheint ſeltener die ärmliche Lage der Bewohner, ſondern häufiger eine klimatiſche Nothwendigkeit zu ſeyn, in Dänemark aber iſt dieſe Nothwendigkeit nicht vorhanden, weil hier meiſtens die Bewohner eines ſandigen Bodens Holzſchuhe tragen, und die Urſache muß hier alſo eine andere ſeyn, und das Volk ſelbſt ſagt, daß der Holzſchuh die wohlfeilſte Fußbedeckung ſey. Die unförmlichen Blöcke zerſtören und verkümmern die Füße, verderben Gang und Beine, und machen den ganzen Menſchen plump, ſteif und unbeholfen, und dennoch iſt man in Dänemark weit davon entfernt, an Abwerfung einer alten Barbarei zu denken, welche einen ſo ſchädlichen Einfluß auf das ganze Volk übt. Welch ein Holzſchuhgeklapper früh morgens, wenn die Mehrzahl des Volks noch in Federn liegt, in den ſtillen Straßen der Hauptſtadt und aller Städte, wo man däniſch ſpricht. Holzſchuhe ſind ein bedeutender Handelsartikel in Dänemark, man ſieht ganze Schiffsladungen davon, und vor den Thüren der Krämer hochbeladene Fuder Holzſchuhe. In der Hauptſtadt Frankreichs haben die Holzſchuhe, welche hier den höchſten Grad der Cultur erreicht, und wegen ihrer Leichtigkeit und Zierlichkeit im auffallendſten Contraſt mit den däniſchen ſtehen, das große Verdienſt erworben, der modernen weiblichen Welt zu einem feſten, wohlgefälligen Gang und einer graciöſen Haltung zu verhelfen. In der Normandie ſind die Holzſchuhe lange nicht ſo häufig als in der Bretagne. Ob die Dänen die Stammväter der normanniſchen Holzſchuhe ſind, kann ich nicht entſcheiden. In der Bretagne geht

das gesammte kleine keltische Geschlecht, die Männer, wie die Weiber, in Holzschuhen.

Das normannische Volk ist seiner Abstammung gemäß nie demokratisch gewesen. Die vorzugsweise demokratischen Völker sind unter den Germanen nur die Friesen und Franken. Als der Gründer Frankreichs in den Rheinlanden die Beute theilte, sagte ein gemeiner Soldat zu ihm: „Du erhältst nichts weiter als deinen Antheil"; als er aber mit Remigius von Rheims Hände geschüttelt und einmal den Purpurmantel gefühlt hatte, da war das vorbei. Als die fränkischen Gesandten zu Pont de l'Arche den Gründer der Normandie und seine Gefährten fragten: „Welcherlei Art Rechtstitel besitzt euer Admiral"? antworteten sie: „keinerlei, denn unsere Macht ist gleich." Das war die aristokratische Macht, die Macht der Führer, von Volksfreiheit konnte nicht die Rede seyn. Und als der Gründer der Normandie mit dem Erzbischof von Rouen Hände geschüttelt hatte, da war auch diese Gleichheit vorbei. Aber die Gefährten wurden mit dem Hab und Gut andrer zufrieden gestellt, und sie besahen sich die schönen Orte und Güter in der neuen lieblichern Heimath und setzten sich als Herren auf fremder Menschen Eigenthum. Und die ganze Normandie von einem Ende bis zum andern ward voll von Villen wie ein Erdbeerenbeet von Erdbeeren, wenn ein gutes Jahr ist, und wie eine lächelnde Wiese von Blumen aller Art, und die Villen waren nicht zu zählen, und sie waren wie Tausende von edlen Perlen an dem Staatskörper der Normannen, und jede Perle gehörte einem Edlen zu, und jeder Edle schrieb seinen Namen an seine Perle. Aber als die normannischen Edlen aus der Welt gingen, da blieben ihre Perlen nach und verloren ihren Glanz; doch ihre Köstlichkeit, welche ihnen die Natur verliehen, verloren sie nicht, und ihren Namen auch nicht. Wie schön könnten die normannischen Perlen werden am Volkskörper, wenn die Normannen Franken wären. Aber die Normannen sind keine Franken, und Freiheit und Menschenwürde hat ihnen nie so viel gegolten als Leben und Eigenthum. Als Franken würden sie die Segnungen einer Volksregierung durch und durch an allen ihren Villen erfahren.

Die Villen der Eroberer sind Dörfer und Städte geworden. Bei jedem Schritt stieß ich auf eine Ville, bei jedem Blick fiel mir eine Ville ins Auge. Außerhalb der Normandie sind die Ortsnamen auf ville nur spärlich, in vielen Strecken gibt es keine. Im Lande selbst sind sie fast unzählig, am häufigsten in den Küstengebieten von Eu an der Bresle an bis ungefähr nach Avranches in der Nachbarschaft der Brettonen. In der Bretagne kommen die normannischen Ortsnamensendungen nicht vor, auch kaum in Avranchin, aber auf der Westseite der Normandie gibt es manche brettonische Ortsnamen. Ich weiß, daß es in der größern Nordhälfte des kleinen Landstrichs westlich von der Vire, das ist auf der äußersten Westseite der Normandie, über anderthalbhundert Ortsnamen auf Ville gibt. In dem Theil des Landes, welcher Le Houlme heißt, und wo die Quellen der Dive und Orne sind, trifft man sehr wenige an, fast gar keine in der Südwestecke der Normandie, aber ungemein viele zwischen der Seine und der Bresle, vornehmlich in der Nachbarschaft der See. An sehr vielen Ortsnamen auf Ville spürt man ungeachtet aller Verderbniß ihren normannischen Ursprung, und nicht wenige sind nach Personen friesischen Geschlechts genannt, z. B. Herqueville, Hameville, Dqueville, Baaneville, Baqueville, Gonneville, Betheville, Senneville, Ricarville, Eteville und viele andere mehr. Schon vonedieſen friesischen Eigennamen läßt sich auf friesische Ansiedelung vorzugsweise in der Westhälfte der Normandie schließen. Die normannischen Ortsnamensendungen houlm, wic, bou, bie und boeuf oder beuf, welche alle vier aus dem dänischen bü entstanden, und londe sind wohl alle dänisch, vielleicht auch die auf ai, ie und i (dänisch ö), aber die vielen auf igni, bec, toft (zusammengezogen in tot) halte ich für westgermanisch, und die auf hou (Höhe), bosc, broc, tal und dal, tourp und torp ebenfalls. Die einzelnen Ortsnamen auf ham oder hem (heim), ausschließlich friesischen und fränkischen Ursprunges, sind fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt. So ward aus Cadham oder Cadhem Caen, aus Quistreham, was auch noch so geschrieben wird, Etreham, aus Fiskham Fecamp, aus Esterham (Osterham) Etran u. s. w. Auch ist von den Normannen — wo man die Besitznahme fränkischer Güter recht deutlich in dem Dunkel der Geschichte spürt — an die frühere Endung ham die Endung ville angehängt worden, z. B. Ofranville, Angranville, Ecranville, Romanville u. a. So wie die Villen in der Normandie bei weitem vorherrschen, so war auch von der Eroberung an der normannische Volksstamm, der diesen Namen schuf, der herrschende, denn das ostgermanische Geschlecht ist von jeher aristokratischer Natur gewesen, und überall wo es hingewandert ist, hat es sehr bald in der Fremde seine heimathliche Sprache eingebüßt. Am ersten verlor sich die dänische Sprache in den Seine-Gegenden, länger dauerte sie in der Westhälfte der Normandie, und zwar etwas länger als ein Jahrhundert nach der Gründung. Und noch heutiges Tages ist das normannische Sprachgemisch von der Art, daß man es anfangs kaum verstehen kann. So weit die Villen reichen, so weit ist die Normandie am stärksten bevölkert, und im Bereich der Villen liegen die vielen nach Kirchenheiligen benannten normannischen Orte ebenfalls. Denn auch in Irland waren die Dänen, nach ihrer Bekehrung im 10ten Jahrhundert, sehr eifrige Kirchen- und Klostergründer. Aber außerhalb Skandinaviens und Dänemarks ist kein Land mit Erinnerungen und Ueberresten ostgermanischer Aristokratie so übersäet als die Normandie.

Der normannische Bauer und überhaupt der Normann ist ziemlich verschmitzt und gar nicht offen — kein westgermanischer, am wenigsten fränkischer Charakterzug — er ist proceßsüchtig und besteht eigensinnig auf seinem Recht, ist abergläubisch und altgläubig, was seine Abkunft verräth, weniger geschwätzig als die andern Franzosen im Süden und Norden, arbeitsam und sparsam, nicht sehr reinlich, wenig poetisch, wenig musikalisch, hat Verstand, aber wenig Genie, nicht viel Schönheitssinn, zieht das Nützliche dem Angenehmen vor und zeigt wenig Hang zu Begeisterung. Er ist im Durchschnitt nicht hoch gewachsen doch stark und untersetzt, hat sehr oft ein markirtes und regelmäßig gebildetes Gesicht, meistens braunes aber auch häufig blondes Haar, manchmal rothes, einen scharfen durchdringenden Blick, häufiger dunkle als blaue Augen, bald eine helle und kerngesunde, bald eine gelbliche und keltische Farbe, zuweilen hohe, zuweilen auch gehobene, öfter nur wenig hervortretende Backenknochen. Die Schönheit des Geschlechts ist vor allen in der Westhälfte der Normandie zu finden, auch die größere Reinlichkeit, doch gibt es schon zwischen Rouen und Caen unter dem weiblichen Geschlecht viele Schönen, wie in den beiden Städten

ſelbſt und nördlich von der Seine zwiſchen Havre und Eu. Aber zwiſchen der Seine und der Orne iſt die keltiſche Haut-, Haar- und Augenfarbe vorherrſchend, obwohl man ſehr viele nordiſche Backenknochen antrifft. Im Allgemeinen genommen ſind die Backenknochen der Bewohner der Weſthälfte der Normandie nur leiſe gehoben und das Angeſicht mehr fränkiſch und frieſiſch, als däniſch und ſkandinaviſch. In der Normandie ſind viel ſchönere Menſchen als in der Picardie, und zwiſchen Calais und Abbeville ſind! ſie meiſtens recht häßlich, haben dunkles, oft ſchwarzes Haar, durchgehends eine gelbliche Geſichtsfarbe und hohe oder gehobene Backenknochen. Die Züge der Frauenzimmer in dieſem nördlichſten Theil von Frankreich ſchienen mir auffallend grob zu ſeyn. In dem Städtchen Villers, weſtlich von Caen und der Orne, war gerade Markt. Alle Marktleute waren ſehr häßlich, was um deſto merkwürdiger iſt, da eine Strecke weſtlicher bei dem Dorf oder Flecken La Feronnière das friſche, hübſche, helle, kräftige und freundliche Geſchlecht beginnt, welches an dem Meerbuſen, der zwiſchen Avranches und St. Malo liegt, wieder aufhört. Alle Landleute, die durch dieſes Dorf kamen, waren auffallend ſchön, das eine Frauenzimmer noch hübſcher als das andere. In der nördlichen Hälfte der zwiſchen Avranches, La Feronnière, Bayeux und Cherbourg gelegenen Halbinſel und beſonders in den Nachbarſchaften von Cherbourg ſind viele blauäugige und blonde Menſchen, in der ſüdlichen aber bemerkte ich neben einer friſchen Hautfarbe mehr dunkle Augen, die aber voll Feuer und Schönheit und von den keltiſchen Augen im Ausdruck eben ſo ſehr verſchieden ſind als dieß kümriſchen.

(Schluß des erſten Abſchnitts folgt.)

Sitten und Gebräuche auf den Alandsinſeln.

(Auszug aus dem Werke: Les îles d'Aland von M. Léouzon le Duc. aus dem Athenaeum français.)

Wenn auch die jetzigen Bewohner der Alandsinſeln ſchwediſcher Abſtammung ſind, ſo iſt doch anzunehmen, daß in den älteſten Zeiten Finnen und Lappländer dort die Bevölkerung ausmachten. Wie könnten ſonſt jene Localbenennungen, wie Lappo, Lapbola, Lapwas, Lappveſi, Jomala, Finby, Finſtröm, Finno, Finko, Finholm ꝛc., die wir dort ſo häufig treffen, erklärt werden? Unfehlbar laſſen derartige Namen auf andere Völker als auf die Skandinavier ſchließen, und ſind dieſe letztern nun auch die ausſchließlichen Herren des Landes geblieben, ſo geſchah dieß ohne Zweifel nur in Folge der Kriege, welche die Stämme unter ſich führten, und deren geheimnißvolle Geſchichte uns die isländiſchen Sagen und finniſchen Runen erzählen.

Die Schweden, welche ſich der Alandsinſeln bemächtigten, kamen größtentheils von Roslagen; einige laſſen ſie von Upland oder Helſingland ausgegangen ſeyn. Sey dem indeß wie ihm wolle, die Sprache, welche bei den Aländern in Gebrauch, iſt mit Ausnahme der Inſeln Föglö, Kökar und einiger anderen, wo man einen ziemlich verdorbenen Dialekt ſpricht, das reine Schwediſche. Faſt nur in Eckerö trifft man eine Art von Jargon, der ſich indeß nur auf die Orthographie bezieht: dort läßt man nämlich bei faſt allen Wörtern, die gewöhnlich ein h haben, dasſelbe weg, ſetzt es dafür aber an ſolche, die mit einem Vocale anfangen, z. B. ſchreiben ſie härlig für ärlig (ehrbar) und ärlig für härlig oder herrlig (prächtig).

In den Sitten und dem Charakter wollte man die Aländer mit den Bewohnern von Upland vergleichen: eine Zuſammenſtellung, die ſtreng genommen nicht ſehr ſchmeichelhaft iſt, denn von der ganzen Bevölkerung Schwedens iſt die von Upland gerade diejenige, von welcher die Beſchreibungen eben nicht das vortheilhafteſte Bild geben. Die Upländer ſind nach ihnen ſehr leichtſinnig, ſtarke Trinker und ungemein träge. So ſind aber die Aländer gewiß nicht.

Um dieſes Volk richtig zu beurtheilen, muß man auf die verſchiedenen Phaſen ſeines Geſchicks zurückgehen. Wo war ein Volk wohl je durch die Natur oder durch die Menſchen mehr geprüft als dieſes? Es lebt in einem wunderlichen Klima, das ſich nur in ſtarken Extremen gefällt: einmal brennend heiß, das andere-mal eiſig kalt, faſt nie gemäßigt. Der Boden, auf dem es wandelt, gibt nichts freiwillig her. Und das Meer läßt das Volk bald in ſeinen Armen erſtarren, bald wirft es dasſelbe wie einen Ball hin und her. So die Natur; getrübter noch und an Unglück reicher iſt ſeine politiſche Exiſtenz. Aland erſcheint kaum auf der Weltbühne, ſo wird es zwiſchen zwei rivaliſirenden Mächten ein Opfer nie befriedigter Beuteluſt. Genommen von der einen, wieder erobert von der andern Macht, verwüſtet, wechſelweiſe beſchützt, weiß es nie wer eigentlich ſein Herr, auf welche Zukunft es rechnen kann. Und wie ſteht es heutzutage damit?

Solche Wechſel haben einen tiefen Eindruck auf den Charakter und den Geiſt der Bewohner Alands gemacht. Dazu kommt überdieß, daß ſie nicht die Ureinwohner des Landes ſind; bei ihrer Ankunft fanden ſie dort die Finnen und Lappen, mit denen ſie unglücklicherweiſe in Berührung kommen mußten, bevor ſie dieſelben verdrängen oder in ſich aufgehen ließen. So wurde der Aländer ein Gemiſch von Eigenſchaften und Mängeln; umſonſt ſucht man in ſeinem moraliſchen Leben jene Harmonie und Vernunft, welche Lebensbedingungen ruhiger Völker ſind.

Man ſchreibt den Bewohnern Alands großen Muth zu; ſie haben ihn nöthig beim Kampfe gegen ihr unerfreuliches Klima, gegen ihren unfruchtbaren Boden, gegen die Eisflächen und Stürme der Meerengen, von denen ſie eingeſchloſſen ſind. Allein in ſolchen Umſtänden iſt Muth doch mehr nur geduldige Reſignation. Ich wüßte nicht, daß man von ihnen viele Züge freiwilliger Tapferkeit erzählte; im Gegentheil beugen ſie ſich im eintretenden Falle, erheben aber, ſobald die Gefahr vorüber, einen großen Lärm über ihre Tapferkeit. Jedes kleine Volk prahlt gern, um ſo mehr aber, wenn es unter einem unbeugſamen Joche ſich krümmt. Da es ſeine Kraft nicht nützlich anwenden kann, ſo verbirgt es ſeinen Groll darüber, indem es nach Außen die gute Seite zeigt.

Im Uebrigen ſind die Aländer höflich, dienſtfertig, voll Zuvorkommenheit; aber ſo leicht ſie ſich einſchüchtern laſſen, eben ſo

übel käme ein Fremder an, der ſich's einfallen ließe mit ihnen herriſch zu ſprechen. Sie gleichen in dem Punkte gewiſſermaßen den ruſſiſchen Leibeigenen, welche in ihrer Unterthänigkeit dem Herrn die Füße küſſen; gegen den aber, der auf ſie kein Recht hat, ſtolz das Haupt erheben. Es iſt dieß eine pſychologiſche Erſcheinung, welche auf der einen Seite das unauslöſchliche Gefühl der menſchlichen Würde, auf der andern aber auch die unwillkommene Ueberzeugung kundgibt, daß das Recht bei der Gewalt iſt, und dieſer zu widerſtehen unnütz wäre.

Einige Schriftſteller nennen ſie uneigennützig. Sie kennen aber den Werth des Geldes nur zu gut, als daß ſie leicht auf einen rechtmäßigen Gewinn verzichteten. Wer in eine Hütte tritt, der mag die Gaſtfreundſchaft, die er dort findet, nur in ſo weit genießen als er dieſelbe gut zu vergelten ſich im Stande fühlt. Dieß vergeſſen zu haben, würde unfehlbar vorgehalten werden, und im Falle zu wenig gegeben worden wäre, wüßten ſie recht gut Mittel und Wege, die Freigebigkeit weiter auszudehnen; auch wird man nie von ihnen hören, daß ihnen zu viel gegeben worden ſey. Wenn einer eingeführt wurde in einer Familie, ſo hängt es von ihm ab, daß er als Familienglied behandelt werde. Im erſten Anfang finſter, verſchloſſen, wird der Aländer bald vom ſchüchternen Lächeln zur ausgelaſſenſten Fröhlichkeit übergehen. Er wird dann außerordentlich geſprächig und fragt in den Tag hinein, antwortet was ihm gerade einfällt, bringt aber dabei doch drollige Einfälle und manche Verſchmitztheit an. In allen Cirkeln von guten aländiſchen Familien geht es immer luſtig zu. Ein und derſelbe Gegenſtand kann aber auch während der ganzen Saiſon das Thema der Unterhaltungen in der ganzen Ausdehnung der Inſeln bilden, man ſchmückt es bis ins Unendliche mit Variationen aus. Während meiner letzten Reiſe im Jahre 1852 hörte ich von Eckerö bis Brandö von nichts reden, als von einer kurz vorher geſchehenen Exploſion einer Pulvermühle in Stockholm, wodurch ein Theil der Oſtſee wie des bothniſchen Meerbuſens erſchüttert worden war. Indeß geht dieſe Fröhlichkeit nie ſo weit, daß ſie das Mißtrauen, das den Grundzug im Charakter des Aländers bildet, vollkommen aufhören macht. Er iſt ein Menſch, der gelitten hat, unterdrückt, getäuſcht wurde; darum iſt er immer auf ſeiner Hut, denn wer ſteht ihm dafür, ob ſich hinter dem Lächeln nicht ein Verrath birgt? Erſt durch die Länge der Zeit kann man zu ſeinem Herzen gelangen, und dann gibt er ſich aber auch offen ohne Rückhalt eines Gedankens.

Im Uebrigen zeigt ſich dieſes Mißtrauen in ſeinen Beziehungen zu ſeinen Nachbarn, Freunden, Brüdern täglich. Es gibt kein unverträglicheres Volk als die Aländer; bei der geringſten Veranlaſſung fangen ſie Streit an, Proceſſiren iſt ihr Element. Alles ſtimmt in Abo darin überein, daß im ganzen Gouvernement kein Kronofogde und kein Lagman mehr zu thun hat, als der Kronofogde und der Lagman des Alanddiſtrictes.

Ehemals waren die Aländer ſehr abergläubiſch: ohne Zweifel eine Folge des häufigen Verkehrs, in welchen ſie bei ihrer Ankunft im Lande und auch lange nachher noch mit den Finnen und Lappländern kamen; iſt ja kein Volk der Erde ſo ſehr der Magie und den cabbaliſtiſchen Wiſſenſchaften hold, als eben dieſe beiden. Man weiß, daß ſie ſich bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts mit Zauberei abgaben, und, will man einigen Urkunden aus den Conſiſtorialarchiven von Abo Glauben ſchenken, bei ihrem eigenen Clerus Aufmunterung dazu fanden.

Die Bewohner Alands ſind nicht reich, aber der größte Theil derſelben erfreut ſich eines gewiſſen Wohlſtandes und lebt gut. Ihre Häuſer ſind gemeiniglich aus Tannenholz gebaut, die Zimmer welche ſie bewohnen ziemlich geräumig, aber ſchlecht beleuchtet; ihre Betten liegen beinahe ſämmtlich auf einem Verſchlag, der ſich längs des Zimmers in der Höhe von 7 bis 9 Fuß hinzieht, durch Bretterzwiſchenwände wird er je nach dem Stand der Familie in die nöthige Anzahl Fächer getheilt. Dieſen Verſchlag zu erreichen bedient man ſich einer Leiter. Während des Winters liegen die alten Leute auf einer Art flachem Dach von Ziegelſteinen, das über dem großen Ofen in der Mitte des Hauptzimmers im Hauſe angebracht iſt. Dieſes Dach, immer warm, bietet ſeinen Bewohnern einen eigenen, unwiderſtehlichen Reiz, die alten Leute verlaſſen es kaum während der ganzen Jahreszeit; ausgeſtreckt ſchlafen ſie da in der Nacht, und kauern oder ſitzen darauf mit herabhängenden Beinen bei Tage; ſie eſſen dort, rauchen und empfangen von der Höhe dieſes ſonderbaren Thrones die Beſuche der Landsleute und Fremden. Neben den bedeutendern Wohnungen ſind immer noch drei oder vier kleinere Gebäude ohne Zuſammenhang mit dem Hauptgebäude, welche als Schuppen, Magazine und Badhaus dienen. Alles zuſammen nennt man Gard.

Das Badhaus iſt unumgänglich nothwendig, und man rechnet auf ein Gard oder doch auf ein kleines Dorf oder Weiler wenigſtens Ein ſolches. Dorthin begeben ſich die Leute jeden Sonntag oder Vorabend eines Feſtes; das iſt das Vorſpiel der Ruhe und des Vergnügens, zugleich aber auch ein Univerſalmittel. Die Frauen von Aland, wie die finniſchen Frauen laſſen ſich zur Entbindung oft in dieſelben bringen. Die Bäder ſind Dampfbäder, ganz ähnlich den ruſſiſchen.

Der Aländer iſt ſehr religiös, jeden Sonntag geht er in die Kirche, im Sommer theils zu Fuß, theils auf Karren oder Kähnen, im Winter auf Schlitten. Im häuslichen Kreiſe wird die Bibel geleſen. Demſelben Bekenntniſſe, wie die Schweden und Finnländer angehörig, feiern ſie wie dieſe die großen Feſte Weihnachten und Oſtern. Sie ſind dem Excentriſchen nichts weniger als hold, und daher fand der Pietismus bei ihnen ſo wenig Anhänger, als die Lehre der ſogenannten Läſeriet (Leſer), wozu ſich in Schweden ſo viele bekennen.

Die Kleidung auf den Alandsinſeln hat nichts beſonderes an ſich, außer höchſtens die ſchwerfällige Mütze von Wolfsfell; ſonſt kleidet man ſich dort wie man will, und es iſt in dieſer Beziehung kaum ein Unterſchied zwiſchen dem Aländer und dem bemittelten Landmann in unſerer Heimath. Im Sommer tragen ſie grobes Tuch von Wolle oder Baumwolle, im Winter dickes graues Tuch oder Pelzröcke von Hammelfell.

Die Feierlichkeiten bei Verlobungen oder Hochzeiten ſind beinahe dieſelben wie in Upland. Man iſt luſtig unter Lärmen, gibt ſich gegenſeitig Geſchenke aller Art, man trinkt, ißt, tanzt. So eine aländiſche Hochzeit dauert mehrere Tage und kommt ſehr theuer zu ſtehen, dabei haben ſie das Eigene, daß ſie zur Trauung die Mitte des Sommers wählen, um zu beweiſen daß ſie zur Deckung der Hochzeitskoſten eben nicht die Ernte abzuwarten brauchen. In manchen Dorfſchaften wird am Hochzeitsabend ein ſeltſamer Tanz

aufgeführt, der Bruddans, Brauttanz, genannt wird. Er beginnt mit einem Reigen, in deſſen Mitte die Braut im Brautſchmucke mit verbundenen Augen ſteht, der Reigen dreht ſich und dreht ſich, die Braut ſtreckt die Arme aus, um eine der Tänzerinnen zu erhaſchen; ſobald ſie eine berührt hat, ſetzt ſie derſelben ihren Brautkranz auf und bezeichnet ſie dadurch als die nächſte Braut nach ihr. Das bekränzte Mädchen tritt dann an die Stelle und nun beginnt daſſelbe Spiel. Sind drei Mädchen ſo bekränzt worden, ſo entſpinnt ſich ein großer Kampf, an dem die Frauen Theil nehmen, ſie ſuchen unter dem Widerſtande der Mädchen die Neuvermählte wegzuführen. Die Männer ihrerſeits bemächtigen ſich des Bräutigams, den die Junggeſellen vertheidigen. Endlich bleibt der Sieg auf Seiten der Männer und der Frauen und der Tanz beginnt aufs Neue.

Die Begräbnißfeierlichkeiten auf Aland ſtimmen mit denen von Schweden und Finnland überein. Sobald ein Aländer geſtorben iſt, wickelt man den Leichnam in ein weißes Leichentuch, nach Verlauf von 24 Stunden legt man ihn in eine kalte Kammer, wo er bis zur Beerdigung, die erſt viel ſpäter ſtattfindet, liegen bleibt. Dieſe Maßregel beugt zwar einem zu frühen Begräbniß vor, gibt aber dadurch, daß man den Todten oder todt Geglaubten allein läßt, Veranlaſſung zu traurigen Vorfällen. So hielt man während meines Aufenthaltes in Finnland im Jahre 1842 ſeine Frau, welche nach einer höchſt ſchmerzvollen Entbindung 24 Stunden ohne Lebenszeichen dalag, für todt und brachte ſie in die Kammer; des andern Tags wurde ſie von einem zweiten Kinde entbunden, ſtarb aber dießmal wirklich. Zur ſelben Zeit verfiel ein junges Mädchen in Schlafſucht; da der Körper ohne Bewegung blieb, das Athmen aufgehört hatte, hielt man ſie für verſchieden, brachte ſie aber durch irgend einen glücklichen Zufall anſtatt in die kalte Kammer in ein noch etwas verwärmtes Badezimmer. Nach einigen Stunden kam das Mädchen wieder zu ſich, und gewann ihre Kräfte wieder, wagte jedoch nicht vor dem Tage zu ihrer Familie zu gehen aus Furcht, man möchte ſie für ein Geſpenſt halten und ihr Uebles zufügen.

Iſt der Begräbnißtag da, ſo legt man den Leichnam in einen hölzernen Sarg, der ſchwarz angeſtrichen, bei Reichen oder Wohlhabenden aber künſtlich gearbeitet und hie und da mit Blech oder Silberplatten belegt iſt; Kinder haben weiß angeſtrichene, mit Blumen und Spitzen verzierte Särge. Hierauf begibt ſich der Zug, der aus den Verwandten und Freunden gebildet iſt, nach der Kirche, wo der Geiſtliche die Gebete nach lutheriſchem Ritus ſpricht. Von da zieht man auf den Kirchhof, dort erhält am Rand des Grabes der Entſchlafene den letzten Segen vom Geiſtlichen, die Seinigen rufen ihm das letzte Lebewohl zu. Nach dem Leichenbegängniß kehren die Eingeladenen in das Trauerhaus zurück, wo ihrer ein Mahl wartet, zu welchem, wie es das Herkommen wenigſtens in Finnland will, Jeder eine Brezel oder einen Butterſtollen bringt. Vom Trauerhauſe bis zur Kirche und von da auf den Kirchhof iſt der Weg mit kleinen Tannenzweigen beſtreut. Faſt über jedem Grab erheben ſich Kreuze und Grabſteine, mit Grabſchriften größtentheils tiefen und heiligen Sinnes.

In Schweden, wo dieſelben Gebräuche herrſchen, lieſt man folgende Aufſchrift am Giebel des Kirchhofthurms von Gothenburg: „Tänk pa döden!“ „Denk an den Tod!“ Auf der Route am Canal von Gothland fand ich nicht weit von der alten Kirche des Wreta-Kloſters folgende Grabſchrift auf dem Leichenſtein des Lieutenants Broms (geſt. 1829):

Kung se ditt öde,
Träll se din hvila.
Du sköna skada dessa ben,
Du lärde dessa tomma hufvudskalar,
Du rike detta stoftet,
Du usle denna verld.

König, ſieh hier dein Geſchick,
Sklave, ſieh hier deine Ruh'
Du Schönheit dieß Gebeine,
Du Weiſer dieſes leere Hirn,
Du Reicher dieſen Staub,
Du Armer dieſe Welt!

Ich ſprach weiter oben davon, daß die Aländer gut leben: das iſt natürlich relativ, denn ich glaube, daß weder der Bauer in England noch der in Frankreich ſich gern in ihre Lebensweiſe fügten. Die Nahrungsmittel der Aländer ſind Roggenbrod, friſche oder geſalzene Fiſche, Butter, Käſe und Fleiſch: letzteres überdieß ziemlich ſelten, iſt mager und wenig anziehend. Das Brod iſt dünn wie Schiffszwieback, man backt es nur zwei- oder dreimal des Jahres und zwar in Form eines Kranzes, um die Laibe an langen Stangen, die an der Decke des Wohnzimmers aufgehängt ſind, anzureihen. Durch die Länge der Zeit bekommt es eine ſolche Härte, daß, wenn man davon genießen will, man ſich ein Stück mit einem Beil herunterhauen muß. Indeß iſt dieſes Brod ausgezeichnet, und ich aß mehr als einmal mit wahrem Vergnügen davon. Die Aländer trinken eine Art Dünnbier „Svagdrika“ (ſchwaches Getränke), das jedes Gard ſelbſt in großer Quantität bereitet, und Kornbranntwein. Dieſer Branntwein, den ein fremder Gaumen im erſten Augenblick beſonders ekelhaft findet, wird von den Bewohnern des Landes ſehr hoch geſchätzt, ſie ermangeln nie, wenn ſie in großer Anzahl ihre Ausflüge im Winter machten, ſich ein Faß davon mitzunehmen. Wie oft habe ich während meiner Reiſe im Jahre 1852 meine Zuflucht dazu genommen, und gewiß hätte mir ſo mitten in Schnee und Eis ein Glas vom feinſten Cognac nicht beſſer geſchmeckt. Ein anderes Getränke noch, das die Aländer bei Gelegenheit eben nicht verſchmähen, ja ſogar ſuchen, iſt das ſalzige Waſſer des Meeres. Oft ſah ich unſere Rotkarlar mit dem Bauch auf dem Eiſe liegend ein Loch in die Eiskruſte bohren, um einige Schluck davon einzuſchlürfen. Es bekam ihnen gut, wie ſie ſagten. Ich glaube, daß an der kräftigen Leibesbeſchaffenheit, deren ſich die Aländer erfreuen, die Maſſe Salz, welche ſie genießen, Schuld iſt. Dieß iſt auch in Finnland und in allen baltiſchen Provinzen der Fall. Die Eſthländer zum Beiſpiel, die gewiß ſo ſtark wie die Aländer ſind, werden, ſeit ſie im Genuß des Salzes beſchränkt ſind, ſchwächer.

Mit Ausnahme der Sprengel von Kumlinge, Föglö und einiger anderer Oertlichkeiten von geringer Bedeutung, die iſolirt ſtehen, und wo das öde Land nur verkrüppelte Tannen und niederes Geſtrüpp hervorbringt, ſind die Alandsinſeln reichlich mit Holz verſehen, ja es bildet das Holz einen wichtigen Ausfuhrartikel. Außer den in den nordiſchen Ländern heimiſchen Bäumen, wie Fichte, Tanne, Erle, Birke finden ſich dort noch Eichen-, Ahorn-,

Eſchen-, Linden-, Elsbeer-, Nuß- und Eibenbäume. Freilich wachſen dieſe Holzarten außer dem Nußbaum, welcher als eine Art Erſatz in dem an allen übrigen Gattungen ſo armen Sprengel von Kumlinge reichlich vorhanden iſt, nicht in großer Quantität, ſind dafür aber von ausgezeichneter Qualität und vielleicht den in begünſtigteren Gegenden gewachſenen vorzuziehen.

Was die Cerealien und Vegetabilien betrifft, ſo rechnet man dahin mehr als 1200 Arten, denen der Boden von Aland mehr oder weniger günſtig iſt. So baut man dort mit großem Erfolg und in großem Maßſtabe Roggen und Kartoffeln, der Roggen trägt hier ſiebenfältig. Hingegen ſtehen Weizen, Gerſte, Haber und Gemüſe in ganz geringem Verhältniß und reichen eben nur für den Hausbedarf. Seit den letzten Jahren hat der Ackerbau merkliche Fortſchritte auf den Alandsinſeln gemacht; fruchtbare Felder und grüne Wieſen breiten ſich da vor unſern Augen aus, wo wir unlängſt noch ſchlammige Moräſte und wilde Wälder trafen. Indeſſen gibt es noch gewiſſe Striche auf den Inſeln, wo der Boden allen Bemühungen trotzt, und es wahrſcheinlich auch nie glücken wird ihn fruchtbar zu machen. Darum ſind die Alandsinſeln im Ganzen genommen wenig von der Natur begünſtigt; wäre es aber da nicht nothwendig, daß die bevorzugtern Orte zu Gunſten der zurückgeſetzten ein Opfer brächten? Das gäbe ein Gleichgewicht, welches dem Lande das Nothwendige gibt und ſeinen Ueberfluß für es ſelbſt verwendet.

Der Feldbau der Aländer gleicht dem der Schweden und Finnländer. Obwohl es ihnen an Dünger nicht fehlt, ſo bedienen ſie ſich doch an gewiſſen Orten des Feuers zur Urbarmachung (svedja) und ſäen in die Aſche. Das Korn wird mit der Sichel geſchnitten und kommt dann zum Dürrwerden in Trockenkäſten, bevor es gedroſchen wird. Im allgemeinen machen ſie gute Ernten, zum wenigſten Mittelernten; doch trifft es ſich auch zuweilen, daß ſchädliche Inſecten oder ein zu früher Froſt die Ernte im Keime ſchon zerſtören. Fruchtbäume ſind auf den Alandsinſeln keine aufzufinden.

Die Wieſen ſind dort völlig der Natur überlaſſen, was jedoch einem ziemlichen Gedeihen derſelben keinen Eintrag thut: ſie brauchen nur die Futtervorräthe für den Winter zu liefern, denn im Sommer laſſen die Aländer ihre Heerden in den Wäldern weiden. Wenn man an den Küſten der kleinern unbewohnten Inſeln des Aland-Archipels hinfährt, ſo überraſcht es, da und dort kleine Heerden blöcken, hüpfen und bei einer Annäherung die Flucht ergreifen zu ſehen, wie ſcheues Wild. Die Aländer bringen nämlich auf dieſelben ihre Ziegen, Schafe und Hämmel, und laſſen ſie dort, ſo lange die ſchöne Jahreszeit dauert. Auf dieſe Weiſe erſparen ſie ſich die Mühe ſie zu hüten, und ſind ſicher ſie wieder zu bekommen ſobald ſie wollen, da ſie wiſſen, daß ſie ihnen nicht durchkommen können, noch ſie ihnen jemand ſtiehlt.

Indeſſen kann dieſe ſonderbare Betreibung der Rindviehzucht wohl nicht zu ſehr glänzenden Reſultaten führen. Die Schafe und Kühe in Aland ſind klein und ſehen elend aus, was auch bei ihren Ziegen und bis auf einen gewiſſen Punkt bei ihren Pferden der Fall iſt, letztere haben jedoch eine ſeltene Stärke. Deßhalb iſt das Fleiſch, was auf Aland gegeſſen wird, ſo mager und ſo trocken. Dagegen gibt es dort ausgezeichnet ſchmackhaften Käſe; der von Föglö hauptſächlich iſt weit berühmt und wird in großer Quantität ausgeführt.

Außer den vorhin angeführten Naturproducten dienen den Aländern theils zur Nahrung theils als Handelsartikel die Jagd und Fiſcherei. Die Jagd geht auf die Robbe oder Seekalb und einige Arten von Seevögeln, während ihnen die Fiſcherei den Salm, den Barſch und eine Menge anderer Fiſche liefert, unter denen der „Strömming" den erſten Platz einnimmt. Dieſer kleine Fiſch hat einige Aehnlichkeit mit unſern Sardellen, iſt aber feiner, zarter; man genießt ihn friſch oder geſalzen. Ein ſchwediſcher König ſoll einmal verboten haben, die Gräten desſelben wegzuwerfen, da er hierin ein Unrecht gegen die Natur ſah; und in der That, ſo außerordentlich dünn ſie ſind, enthalten die Gräten des Strömming die ſaftigſten Theile.

Die Strömmingfiſcherei, die ſonſt ſo reichlichen Ertrag lieferte, läßt ſeit einigen Jahren nach, bildet aber deſſen ungeachtet noch den Hauptgegenſtand der Ausfuhr von den Alandsinſeln. Allein in Folge der neueſten Maaßregeln der ſchwediſchen Regierung gegen die finniſchen Producte mußte dieſe Ausfuhr, welche bisher noch zwiſchen den Inſeln und Stockholm fortwährend für beide Theile gleich vortheilhafte Beziehungen unterhielt, eine andere Richtung nehmen. Die Aländer bringen nun ihre Strömming und andere Lebensmittel nach den öſtlichen Küſten des finniſchen Meerbuſens, nach Abo, nach Helſingfors, ja ſie gehen ſogar bis Reval und St. Petersburg; allein da auf dieſen Märkten viel weniger Nachfrage nach aländiſchen Producten iſt als auf den ſchwediſchen, ſo wird ihnen ihr Verluſt im Abſatz der Waaren kaum erſetzt.

Der Vorzug des Holzes auf den Alandsinſeln vor dem des Continents hat ihnen das Privilegium verſchafft, beinahe ausſchließlich den Bedarf an Balken, Dielen, Maſten ꝛc. für die Werften von Abo zu liefern. Ja es laſſen ſogar Rheder von Abo ihre Arbeiter in Aland ſelbſt Schiffe bauen, da die Bearbeitung an Ort und Stelle ſelbſt doch wohlfeiler kommt. Die Aländer ihrerſeits haben nun auch angefangen kleine Schiffe zu bauen, in der Abſicht mit denſelben Handel zu treiben.

So viel über den wirthſchaftlichen Zuſtand der Alandsinſeln. Alles in allem kann er ein befriedigender genannt werden; gibt er auch nicht Gelegenheit zum Luxus, ſo hält er doch wenigſtens das Elend unterdrückt und nähert ſich dem Wohlſtand. Erinnern wir uns außerdem, daß dieſe drei Abſtufungen des materiellen Lebens der Menſchheit nichts Abſolutes, und nur nach einem gegebenen Grade der Civiliſation und dem relativen Auftauchen der Bedürfniſſe zu würdigen ſind. Der Aländer, ein einfacher und natürlicher Menſch, an ein hartes Leben und unaufhörliche Kämpfe gewöhnt, ſtrebt nicht nach raffinirten Genüſſen, er iſt mit dem Nothwendigen zufrieden. Mehr will er nicht, wenn er auch noch ſo gewinnſüchtig iſt, oder er ſich manchmal zu Schritten vergißt, welche ſeine Ehrlichkeit und ſeine moraliſche Tüchtigkeit zweifelhaft erſcheinen laſſen könnten. Dem Aländer iſt der Beſitz des Nothwendigen Wohlſtand. Ich hatte während meiner Reiſe im Jahre 1852 unter meinen Führern prächtige Leute; aber wie lebten dieſe während der acht oder zehn Tage, wo ich ſie bei mir hatte? Roggenbrod, ſo hart wie Holz, geſalzene Butter und Kornbranntwein, das war ihre Nahrung. Ihr Brod trugen ſie in Säcken von Rennthierfellen, ihre Butter in kleinen Büchſen von Tannenholz, die ſie wie Tabaks-

doſen in ihre Weſtentaſche ſchoben. Auf dem Rande eines Schlittens oder auf einer Eisſcholle ſitzend ließen ſie ſich's trefflich ſchmecken; ſie zeigten einen unverwüſtlichen Frohſinn und unterzogen ſich mit einem ununterbrochenen Gleichmuthe den unangenehmſten Arbeiten, den ſchwerſten Strapazen.....

Amerikaniſche Original-Literatur.

Dr. Benj. G. Ferris' Geſchichte der Regierung, der Lehrſätze, Gebräuche u. ſ. w. der Heiligen des jüngſten Tages, iſt eines von denjenigen literariſchen Wundern unſeres wunderlichen Landes, das wirklich neun Tage auszuhalten ſcheint. Länger als dieſe neuntägige Friſt hält bekanntlich bei uns kein Wunder Stich!

Ferris war ehedem Secretär des Territoriums Utah und hatte demnach gewiß Gelegenheit genommen, Nachrichten einzuziehen über die Mormonen in dieſer Gegend; — denn niemand als dieſe wunderlichen Heiligen ſind auf obengenanntem Buchtitel gemeint. Indem ich nun einige kurze Auszüge aus der ſehr intereſſanten Schrift folgen laſſe, als zweckmäßigſte Art der Berichterſtattung, bedarf es dabei kaum noch des Fingerzeigs auf die erſichtlich feindſelige Stellung des Verfaſſers zu den Mormonen. Dennoch ſcheint Wahres und Beachtenswerthes beſonders in der angeführten Behauptung zu liegen, daß bei dem Vielweiberſyſtem ſich eine merklich große Sterblichkeit der Kinder herausſtelle. Was Ferris über Vernachläſſigung der Erziehung ſagt, hat darum im Unionsgebiet weniger Schwergewicht, als dieſe Vernachläſſigung leider allgemein zu nennen iſt und zwar in Folge der Götzendienerei des goldenen Kalbes. Die Mormonen können jedem Amerikaner faſt mit vollem Rechte in dieſer Hinſicht zurufen: nosce te ipsum! Ich beſchränke mich darum auf die Mittheilung einiger Stellen über die Vielweiberei aus Ferris Schrift, weil dieß ein Cardinalpunkt iſt, und eine Notiz über die Mormonen in Californien angehängt werden ſoll, die im übrigen ergänzend ſeyn dürfte.

Von der häuslichen Oekonomie der Salzſee-Mormonen ſagt Ferris: „die Vielweiberei hat einen ganz neuen Bauſtyl in der Salzſeeſtadt begründet. Ein Mann mit einem halben Duzend Weiber baut, wenn er kann, ein langes, niedriges Wohnhaus mit ſechs Eingängen von außen her, und wenn er noch eine Frau zu ſich nimmt, ſo fügt er, wenn er das im Stande, noch ein neues Gemach hinzu. Der Grund dazu iſt der, die Frauen und kleinen Kinder ſo viel wie möglich abgeſondert zu halten und jene ſchrecklichen Katzengefechte zu verhindern, welche zuweilen vorfallen, mit zerriſſenen Mützen und zerbrochenen Beſenſtielen im Gefolge. Mit der Ausdehnung der „göttlichen Inſtitution" der Vielweiberei dehnen ſich auch die Gebäude aus, und in wenigen Jahren wird die Stadt wie ein Haufen von für Soldaten eingerichteten Barracken ausſehen. — Manche haben beſondere Gebäude in verſchiedenen Theilen der Stadt, andere beſitzen Landhäuſer, ſo daß die Frauen völlig von einander getrennt ſind, und der Ehemann theilt ſeine Zeit zwiſchen ihnen allen."

Die Wirkung der Vielweiberei auf die Bevölkerung ſchildert Ferris entſchieden als eine verderbliche und führt als Beiſpiele an: „der Prophet Joſeph hatte über vierzig Weiber in Nauvoo, und die übrigen Prieſter eine ihrem Range und ihren Neigungen entſprechende verſchiedene Anzahl, und faſt alle Kinder dieſer Vielehen ſtarben an jenem Platze; ja Mormonen ſelbſt behaupten, daß nicht eines nach Utah gebracht ward. Brigham Young, der Gouverneur, hat dreißig Kinder, von denen acht von ſeiner erſten und zweiten geſetzmäßigen Frau ſind, die übrigen zweiundzwanzig ſind von ſeinen Kebsweibern. Er hat fünfzig Weiber, von denen mehrere Wittwen von Joſeph Smith und wahrſcheinlich über das Alter des Gebärens hinaus ſind; aber angenommen er habe nur dreißig nachkommenſchaftsfähige, ſo würden die zweiundzwanzig Kinder weniger als eins auf eine Concubine ergeben. Wenn jede dieſer entwürdigten Frauensperſonen das geachtete Weib eines Ehemannes wäre, ſo würde nach der gewöhnlichen Durchſchnittszahl von vier Kindern für eine Familie, die Geſammtzahl der Kinder einhundert und zwanzig betragen, was ſomit einen Bevölkerungsverluſt von achtundneunzig ausmacht.

Die Kinder ſind in furchtbarem Grade Krankheiten und dem Tode unterworfen. Dieß iſt das Reſultat der groben Sinnlichkeit der Eltern und ihres Mangels an Fürſorge für ihre Nachkommen.[1] Im Allgemeinen bekümmern ſich dieſe angeblichen Heiligen eben ſo wenig um ihre Weiber wie um ihre Kinder, weniger als ein umſichtiger Farmer in den Staaten um ſein Vieh; und außerhalb der „Five Points" in New-York kann keine ſchmutzigere, elendere, vernachläſſigtere und unordentlichere Brut von Kindern gefunden werden, als in den Straßen der großen Salzſeeſtadt. Der Gouverneur, von dem anzunehmen daß er ſeiner vielfachen Familie mehr Aufmerkſamkeit ſchenkt als im Durchſchnitt geſchieht, liefert eine treffliche Illuſtration dazu. Er war zweimal geſetzmäßig verheirathet und hat acht legitime Kinder die alle am Leben ſind. Er hatte eine große Zahl Kinder von ſeinen Concubinen — Niemand weiß wie viel — es iſt bloß bekannt, daß nur zweiundzwanzig am Leben. Dieſe Frauenzimmer wohnen nicht im ſogenannten Gouverneurshaus, ſondern in verſchiedenen Wohnungen, von einer bis zu einem Duzend an einem Platze."

Ferris behauptet eine Zunahme der Sittenloſigkeit unter den Mormonen und ſagt: „Ihr Syſtem der Mehrheit hat faſt alles Schamgefühl zerſtört, und wird aller Wahrſcheinlichkeit nach bald ein Zuſammen- und Durcheinanderleben der Geſchlechter herbeiführen, wie beim Vieh auf den Feldern. Ein Mann, der in Gemeinſchaft mit dreißig ſchmutzigen Weibsbildern lebt, kann keinen beſondern Sinn für Sittlichkeit haben. Es hält ſchwer eine getreue Schilderung über die Wirkung dieſer Urſache zu geben, ohne unanſtändig zu werden. Die Heiligen ſchreiten raſch fort. Voriges Jahr (1852) beriethen ſie allen Ernſtes über die Einführung einer neuen Kirchenordnung, wonach die Frauen abweſender Miſſionäre den Daheimbleibenden zugetheilt werden ſollten. In zahlloſen

---

[1] Hierbei dürften gewiß auch noch klimatiſche und dergleichen Bedingungen bedeutend mitſprechen. E. P.

Fällen nimmt ein Mann eine Wittwe und deren Tochter zugleich zur Frau. [1] Einer hat eine Wittwe und deren beide Töchter geheirathet. Es gibt also Fälle, wo die Nichte dem Onkel zufällt, und das erregt nicht den geringsten Anstoß. Wie weit das noch ausgedehnt wird, wird die Folge lehren. Brigham Young erklärte 1852 von der Kanzel, daß die Zeit kommen werde, wo, um den Stamm der Priesterschaft unterbrochen zu erhalten, Ehen auf dieselben Familien beschränkt werden müßten, so daß zum Beispiel der Sohn einer Mutter die Tochter einer andern vom selben Vater heirathen würde. Es war sogar die Rede davon, noch weiter zu gehen und dem Vater zu gestatten, sich seine eigene Tochter zuzulegen." (?)

Die hohen Würdenträger der Kirche sind ausnehmend geschickt darin, sich junge Mädchen zu Weibern zu verschaffen. Sie behaupten, daß ältere Mitglieder, die erprobt und treu befunden wurden, bessere Werkzeuge zur Seligmachung seyen, als die jüngern, die noch abfallen könnten. Der älteste Wilford Woodruff, einer der zwölf Apostel, hat ein geregeltes System im Wechseln seines Harems. Er nimmt ein oder mehrere junge Mädchen zu sich, und wenn er ihrer müde geworden, behandelte er sie so, daß sie mit Freuden auf eine Ehescheidung eingehen, und alsdann geht die Recrutirung von neuem los. Im März 1853 nahm er ein frisches vierzehnjähriges Mädchen, dessen er sich schon im nächsten Sommer wieder entledigte. Diese Manöver werden mehr oder minder von der ganzen Bande beobachtet, die abgedankten Mädchen des einen werden von andern angenommen, bis sie die Runde gemacht haben. In den meisten Fällen werden die Mormonenweiber vor der Zeit alt und welk. [2] Ein Mann, der sich entschließen kann, mehrere Frauen zu nehmen, vernachlässigt stets sein Weib und in den meisten Fällen wird er es sogar mißhandeln."

Unparteiischer lautet ein Bericht im „Star," der zu Los Angelos in Californien erscheint, über die dortigen Mormonen, worin gesagt wird: „Es ist noch keine drei Jahre her, seit die Mormonen sich in San Bernardino niederließen. Damals war es eine bloße Viehweide, doch seitdem ist es durch wohlangewendete Arbeit zu einem der wichtigsten und fruchtbarsten Bezirke unseres Staates geworden. Das unter den Mormonen herrschende System, bei allen politischen Wahlen in Corpore wie Ein Mann zu stimmen, wird ihnen sogar bei weiterer Vermehrung ihrer Kopfzahl eine sehr große Bedeutung geben. Sie sind weder Whigs noch Demokraten, ihre Praxis ist einfach: für ihre speciellen Freunde zu stimmen, gleichviel welcher Partei sie angehören. Durch ihre Einigkeit in dieser Beziehung werden sie nicht selten bei hart angefochtenen Wahlen den Ausschlag geben können.

Bei einem ersten Besuche unter ihnen wird man von der großen Stille und Ruhe betroffen, findet aber bald, daß diese eine Folge der stetigen Arbeit ist, welche ihr System ihnen auferlegt. Es gibt dort keine Müßiggänger, jeder muß im Verhältniß zu seinen Fähigkeiten arbeiten und alle Arbeiten gehen auf ganz systematische Weise vor sich. Jeder, dem man begegnet, geht wie einer, der in Geschäften ist. Die einen legen Gräben an zur Bewässerung des Landes, andere fällen Holz in den Bergen, wieder andere schaffen es herunter, bestellen die Felder, besorgen die Heerden, bauen Häuser, oder sorgen für den Umsatz der Erzeugnisse. Jeder thut etwas für den dauernden Vortheil der Gesammtheit. Ihr Eigenthum wird nicht gemeinschaftlich verwaltet, doch gewinnt natürlich jeder durch die Thätigkeit der übrigen mit. Was den unermüdlichen Fleiß in der Entwickelung der Hülfsquellen ihres Landes betrifft, kann keine Commune im Staate sich mit ihnen messen.

Der Mormonenbezirk liegt an der Ausmündung des Cajonpasses und der Weg von hier nach dem Salzsee führt direct durch die Stadt. In Cajon ist hinlänglich Wasser für Mühlen und zum Zwecke der Berieselung. — Es wird nach allen Richtungen hin über die Niederungen geleitet und soll demnächst auch durch die Straßen der neuen Stadt geführt werden. Das alte ungeschickte Fort wird bald verlassen werden. Die neue Stadt, die ein wenig östlich davon liegt, ist vermessen, und die Bauplätze darin werden zu einem Durchschnittspreise von 150 Dollars zum Verkaufe ausgeboten. Einige hübsche Gebäude sind schon errichtet und mehrere andere im Bau begriffen. Der Bischof Crosby errichtet ein großes Hôtel, das eine Zierde der Stadt werden soll. Die Mormonen gehen niemals vor Gericht und haben eine ganz specielle Abneigung gegen Advocaten, in denen sie nur Anstifter von Processen sehen. Noch kein einziger Rechtsstreit ist von unsern Staatsgerichten verhandelt worden, wobei Mormonen betheiligt waren. [1] Alle ihre Streitigkeiten werden in dem „Bischofsgerichte" verhandelt, wo jede der beiden Parteien einen Schiedsrichter wählt, dessen Entscheidung endgültig ist. Sie haben kein Gefängniß; findet sich ein Verbrecher unter ihnen, so wird er in Ketten gelegt und muß bei Grabenanlagen oder Wegebauten arbeiten. „Niemand wird durch Einsperrung gebessert", sagen sie, „außerdem würde das nur der Gemeinde Kosten machen, und wir haben nicht die Mittel dazu, Müßiggänger zu füttern." — „Es sind viele recht gebildete Männer und Frauen unter den Mormonen, und wenn man ihren eigenen Versicherungen glauben darf, so wären sie die glücklichsten Leute auf der Welt. Keine Diebe, keine Gefängnisse, keine Händelmacher (Rowdies), keine Branntweinschenken sind da zu finden, sie „dienen dem Herrn in all' ihrer Arbeit." Mit großer Zähigkeit halten sie an ihren Glaubenssätzen und an den Offenbarungen ihres Propheten Joseph fest, und zeigen die größte Bereitwilligkeit um ihres Glaubens willen zu leiden. — Wir halten sie für Polytheisten, die indessen an eine „erste Ursache" glauben. Hinsichtlich des zukünftigen Lebens glauben sie, daß sie dort durch getreuliche Erfüllung aller vom Propheten vorgeschriebenen Pflichten auf dieser Welt zum „Stande der Erhöhung" gelangen, oder mit ihren eigenen Worten zu reden, „Könige und Herrscher über große und gewaltige Reiche werden." Diese Reiche würden aus den ihnen auf Erden angetrauten („versiegelten") Weibern und deren Kindern und Kindes-

---

[1] Die böse Welt will in andern Unionsstaaten wissen, daß es fast Gebot des St. Custom ist, wenn der Mann einer Tochter erst Liebhaber der Mutter war. Da ließe sich mit Bezug auf die Mormonen sagen:

„Der Kessel schilt den Ofentopf,
Schwarz sind sie alle beide!"

[2] Dasselbe läßt sich so ziemlich allgemein von den Frauen Amerika's behaupten. — Offenbar sagt dieser ganze Bericht mehr, in welchem Licht man die Mormonen erscheinen lassen möchte, als wie sie wirklich sind. A. d. R.

[1] Die Mormonen sind viel gescheidter als die Deutschamerikaner, welche sich fortwährend vor Gericht ziehen lassen, die von Englischen besetzt sind, und wo dann stets die Maus bei der Katze den Rechtsspruch empfängt. C. P.

kindern bis zur letzten Generation bestehen. Die Strafe für Versäumung der Pflichten und Nichtausübung der Cardinaltugenden besteht darin, daß sie die „Erhöhung" ihrer frühern Genossen mit ansehen müssen, während sie selbst in einer untergeordneten Stellung bleiben. Sie glauben daß sie in „jener Welt" wieder mit ihren Familien vereint und dieselbe Beschäftigung haben werden wie in diesem Leben. Die Vielweiberei begründen sie durch die Nothwendigkeit, ihre Bevölkerung so rasch wie möglich zu vermehren, und in dieser Beziehung findet die Lehre selbst unter gebildeten Damen bei ihnen sehr warme Vertheidigerinnen."

Abgesehen von der interessanten Erscheinung in socialer Hinsicht, daß hier angelsächsische Zähigkeit im Festhalten an gewissen Glaubensartikeln und herkömmlichen Sitten einander direct gegenüber auftritt, ist ein anderer wichtiger Punkt der, daß beide Parteien bei Verfolgung ihrer Willkür hart zusammenstoßen. Das Vorgeben der Mormonen zur Beschönigung ihrer Vielweiberei beruht lediglich auf der Neigung zur ungezügelten Willkür; umgekehrt tritt bei den nichtmormonischen Angloamerikanern dieselbe Neigung, nur unter andern Formen, der Heuchelei u. s. w. an den Tag. Es werden herüber und hinüber nichts als taube Nüsse geknackt, wobei der Kern — ich meine die Erziehung zur Selbstbeherrschung — so gut wie völlig außer Acht gelassen wird. Die Schwierigkeit des Erziehungsgeschäfts nebst damit verbundener Aufopferungsfähigkeit und Selbstüberwindung wird von beiden Seiten unter fast gleichem Entschuldigungsgrunde umgangen. Der Mormone verabsäumt die Bildung und Erziehung seiner Kinder, weil er angeblich wegen der Theilnahme an gemeinschaftlicher Arbeit nicht Zeit dazu hat, und seine nicht-mormonischen Gegner haben auch nur ihre Dollarjägerei, den Dienst des St. Business, zur Bemäntelung ihrer Trägheit und daraus entspringenden Willkür anzuführen.

Die Menschen folgen überall gern weit eher ihren Trieben als vernunftgemäßen Grundsätzen, und thun auf diese Weise sehr häufig recht harte Arbeit, härtere als sie zu thun haben würden, wenn sie nach festen Grundsätzen der Vernunft handelten und dabei ihre Triebe beherrschten.

Meiner Ansicht nach müssen bei jedem Zusammenrücken der Mormonen und Nichtmormonen die entscheidenden Gewaltäußerungen der Majorität zum Vorschein kommen, wie das schon in Nauvoo (Illinois) der Fall war. An ein friedliches Zusammenwohnen sich so schroff entgegenstehender socialer Verbindungen bei gleich zähem Festhalten jeder Partei an ihren Gewohnheiten und Glaubensartikeln scheint mir durchaus nicht gedacht werden zu dürfen.

E. P.

•

Dreißig Jahre im Staatsdienst, von Colonel Benton. Die Berichterstattung über den ersten Band dieses in der That höchst interessanten und bemerkenswerthen Werkes wird mir überaus leicht gemacht durch einen Vorgänger, Hrn. L. Alberti, hier in New-York, dessen Besprechung in einem hiesigen deutschen Blatte von mir benutzt werden darf, da sie nicht nach Deutschland kömmt, gleichwohl Entsprechenderes durch mich kaum geliefert werden könnte. Hr. Alberti berichtet Folgendes:

„Der Colonel Benton, politischer Repräsentant des Staates Missouri (in Washington), ist einer jener Männer, die, wie man zu sagen pflegt, durch sich selbst bekannt sind. Er ist ein öffentlicher Charakter seines Landes; eine lange politische Laufbahn hat ihn stets auf den hervorragenden Höhen staatsmännischer Situationen gezeigt, und nur Eigenthümlichkeiten, die seinem Geiste und seiner Gesinnung keineswegs zum Nachtheil gereichen, haben es verhindert, daß er in die Reihe der Präsidenten dieser Union eintrat. Benton besitzt eine Unabhängigkeit des Charakters, eine Freiheit, Geradheit und sarkastische Schärfe des Urtheils, die sprüchwörtlich sind; seine gelegentlichen Aeußerungen bilden meistens die Stich-Termen, worunter man bedeutende politische Vorgänge und ditto Persönlichkeiten zu begreifen pflegt.

Allerdings ist das eine Seite, die ihn weniger zum Parteicandidaten als zum Volksmann qualificirt, und man thut wohl immer am richtigsten, ihn auch unter dem letztern Gesichtspunkte aufzufassen. Mag Benton mit seinen politischen Ansichten und Meinungen stehen wo er will — und ohne Zweifel ist er nach diesen ein Demokrat der alten Schule — in der Tüchtigkeit und Resolutheit seines Charakters ragt er über die Parteiverknöcherung hinaus, und das eigentliche Motiv seines Wesens führt ihn stets auf das Volk und Leben im Allgemeinen hin. Er ist noch eine der antiken Gestalten unserer lebenskräftigen republikanischen Vergangenheit, und der Weg, welcher ihm noch durch die Gegenwart hin verliehen ist, wird umschwebt von den Manen unserer besten Männer und Zeiten. So erscheint er uns, und es ist selbstredend, daß wir unter dieser Beziehung sein im ersten Bande erschienenes Werk, „dreißig Jahre im Staatsleben", von vornherein sehr hoch stellen. Es ist eine Geschichte seiner eigenen politischen Laufbahn, die sich über diesen langen Zeitraum erstreckt, und die bei ihrer beziehungsreichen Bedeutung zugleich ein Commentar der Zeit selbst werden mußte — die pragmatische Darstellung einer Epoche, welche fast die Hälfte von dem Bestehen der Republik umfaßt.

Bis jetzt hat es, vielleicht mit Ausnahme von Franklin und den beiden Adams, noch keine bedeutenden Staatsmänner in den Vereinigten Staaten gegeben, welche die höhere Memoirenliteratur ihres Landes mit einer zusammenhängenden Darstellung ihrer Zeit und ihres Wirkens bereichert hätten. Gleichwohl ist eine solche Memoirenliteratur äußerst wichtig, ja fast nothwendig. Sie bietet der allgemeinen Geschichtsschreibung wie der politischen Kenntniß des Volkes überhaupt erst die Hülfsmittel, aus denen beide entstehen. Der Geschichtsschreibung werden durch sie — die Memoirenliteratur — erst die tiefern Quellen historischer Darstellung aufgethan; das Volk aber gewinnt seine eigentliche politische Kenntniß nur durch sie, da es einem sonstigen Quellenstudium ferne steht und allgemeine Geschichtsschreibung oder Zeitungsartikel nie den Mangel zu ersetzen vermögen.

Es gibt freilich viele politische Literatur in den Vereinigten Staaten. Man hat die Lebensgeschichten der Präsidenten, Documenten-Sammlungen, Staaten- und Föderationsgeschichten u. s. w. Sie reichen aber alle nicht zu der Bedeutung hinauf, welche die größern Darstellungen wirkender Staatsmänner über ihre Zeit und Situation haben. Was in dieser Beziehung — sagt der „Newyork Atlas" — die beiden Adams geschrieben haben, bietet des Bedeutenden viel, dem tiefern politischen Bedürfniß wird aber doch nicht hinreichend entsprochen. Der jüngere Adams, John Quincy, soll freilich eine ungeheure Masse Manuscripte hinterlassen

haben, das theils in ſeinem Stammſitze, theils in Boſton aufgelagert iſt und von dem Verſtorbenen ſelbſt noch für den Druck aufs ſorgfältigſte vorbereitet wurde; es hat ſich aber bis jetzt kein Verleger dazu gefunden.

Calhoun hinterließ eine eigenhändige Sammlung ſeiner Reden und zerſtreuten Aufſätze. Letztere haben aber faſt nur philoſophiſche Bedeutung, und das Ganze, voluminös wie es iſt, blieb dem Volke ſo fern, daß es — nach der Behauptung des „Atlas“ — vielleicht kaum 50 Leſer in den Staaten außerhalb Südcarolina gefunden hat. In letzterem war der Abgang ſo gering, daß die Legislatur desſelben ein Jahr nach dem Erſcheinen des Werkes um Schadenerſatz für den Herausgeber angegangen werden mußte.

Von Webſter und Clay ſind ſchätzenswerthe Sammlungen ihres literariſchen Nachlaſſes durch die zweite Hand ausgegeben, namentlich was erſtern betrifft durch Everett, der nach Webſters Tode bekanntlich das Staatsſecretariat unter Fillmore eine Weile bekleidete und auch ſonſt literariſchen Namen hat. Der Charakter beider Sammlungen bleibt aber ein fragmentariſcher und entſpricht nicht dem Verlangen nach etwas Großem und Ganzem, das klare und unterrichtende Befriedigung gewährt. Darum bleiben ſie auch nur auf ein halbes Publicum beſchränkt und ſind für das Volk vergeſſene Sachen.

Bei Clay kommt beſonders noch der Umſtand in Betracht, daß er eigentlich nicht zu jenen Schriftſtellern von „Eleganz“ gehört, bei denen die Form ein eigenes Studium ausmacht, und die, wie z. B. der britiſche Staatsmann Burke, den innern Werth ihrer Schriften durch Mittel gefällig zu machen wiſſen, die mehr einer freien und ausgebildeten Geſchmacksrichtung angehören. Clay war ſich dieſes Mangels ſelbſt hinreichend bewußt, und ſprach ſich im öffentlichen Leben wie privatim zuweilen darüber aus. So unbeſtreitbar ſeine geiſtige Größe beſteht, ſo ewig ruhmwürdig die unmittelbare Wirkung ſeiner Gedanken und ſeiner Beredſamkeit verbleibt, ſo ſind ſie doch, durch die Schrift feſtgehalten, für ſpätere Geſchlechter nur Monumente, deren Betrachtung durch Pietät oder irgend einen beſtimmten Zweck vermittelt werden muß. In der Erwartung eines ausnahmsweiſen literariſchen Nachlaſſes, den man ſich von Clay verſprach, iſt die öffentliche Meinung entſchieden getäuſcht worden. Zwar fand ſich eine ausgebreitete politiſche Correſpondenz, aber ohne jenen Charakter, der zu ihrer Veröffentlichung reizen könnte.

Am größten und eigenthümlichſten ſteht in Bezug auf einen literariſchen Fragmenten-Nachlaß noch immer Jefferſon da, deſſen geſammelte Schriften gerade jetzt bei den Appletons (in Newyork) erſchienen ſind. Jeffersons Styl iſt ein Muſter engliſcher Sprache; die liebenswürdige Heiterkeit, moraliſche Würde und glänzende Diction, wodurch ſich namentlich ſeine Briefe auszeichnen, ſind in der amerikaniſchen Literatur vielleicht ohne Gleichen, und erheben den „großen Verfaſſer der Unabhängigkeitserklärung“ auch zu dem vornehmſten claſſiſchen Schriftſteller ſeines Volkes. Dennoch bleibt auch Jefferſon vielfach ungeleſen, denn es fehlt ſeinen Werken jene unerläßliche Bedingung für unſere nach Zuſammenfaſſung und Reſultat ſtrebende Zeit: ſie bilden kein einiges, beſtimmt zweckliches Ganze und üben für die klare Bildung der Maſſen keine unmittelbaren Wirkungen aus. Die Zeit des literariſchen Müßigganges und Bummelthums iſt vorüber; man will auch die Literatur als eine — That.

In dieſe Bahn tritt nun gerade Benton ein mit einem Werk, das eine gerundete und beſtimmt zweckliche Darſtellung einer langen politiſchen Periode dieſes Landes bildet, und in aufklärender Beziehung zu faſt all den Staatsmännern ſteht, deren wir oben erwähnten. Unbedingt wird es zu deren ſchriftlichen Nachlaß vielfach den Schlüſſel abgeben, und während es zum Verſtändniß desſelben führt, ihm auch die bisher mangelnde Popularität bereiten. Namentlich dürfte der Calhouniſche Nachlaß keine Urſache finden ſich zu beklagen. Benton wendet dieſem Staatsmann, wie naturgemäß überhaupt den Verhältniſſen des Südens zum Norden der Conföderation, vorzugsweiſe Aufmerkſamkeit zu. Die Bezüge zwiſchen Calhoun und Benton ſind ſpecifiſcher Art, wovon ſich jeder einen Begriff machen kann, der die 1848 erſchienene Schrift des letztern gegen den Careliner geleſen hat, eine Schrift, die der damalige Herausgeber des „Weſtl. Anzeigers“, Olshauſen, gleichzeitig ins Deutſche überſetzte.

Auch dem gegenwärtigen Buche Bentons wird ohne Zweifel dieſe Ueberſetzung zu Theil werden.[1] Es bildet vier Bände in groß Octav, wovon der erſte, der 750 Seiten ſtark iſt und ungefähr bis zum Schluſſe der Jackſon'ſchen Adminiſtration reicht, bereits in 50,000 Subſcriptions-Exemplaren bei dem Volke Eingang gefunden hat.

Es erſcheint wie durch eine Art höherer Vorherbeſtimmung, zu einer Zeit, wo ein beſtimmtes und ſcharfes Schlaglicht auf die unmittelbar vorhergehende und ſich urſächlich zu der gegenwärtigen verhaltende Periode unbedingt noth thut. Und Benton gibt dasſelbe — ſo weit wir nach einer freilich nur noch ſporadiſchen Lectüre ſeines Werkes urtheilen dürfen — in vollem Maße. Wir ſtehen, wie es ſcheint, an einem Entſcheidungspunkte in den Geſchicken der Republik, wo die politiſche Kenntniß und die daraus reſultirende politiſche Meinungs- und Handlungsfähigkeit für jeden Bürger eine gebietende Pflicht wird. Das Alte ſtirbt an Corruption ab, das Neue aber, was ihm gegenüberſteht, und namentlich auch aus der deutſchen Emigration ſeine Recruten gewinnt, irrt noch vielfach an politiſcher Unkenntniß oder Oberflächlichkeit und an den demagogiſchen Extravaganzen und Abſurditäten, die daraus ſich entwickeln. Das gibt der Corruption und ihren verderblichen Zwecken Macht. Wohl uns, wenn politiſche Bildung dazwiſchen tritt und den Kampfreihen des Fortſchrittes die Garantien des Sieges verleiht!

Es iſt jene Zeit, die Alexander Hamilton als den Untergangsmoment der Republik vorherſagt, wenn er dem General Lewis ſchreibt: „Sie, mein Freund, und ich werden den Tag nicht erleben, wo man die Wahl des höchſten Executiv-Beamten unſerer Föderation nach reinen Parteizwecken und den Rückſichten auf politiſche Patronen vornimmt. Es wird aber der Tag unſeres Unterganges ſeyn, wenn alle organiſchen und allgemeinen Intereſſen des Landes von der Frage abſorbirt werden: „Wer ſoll Präſident ſeyn?“

Dieſe Zeit iſt gewiß genug da, und zählen wir überhaupt zuſammen, was an Geiſt und Zuſtänden hüben und drüben im Lande

---

[1] Hr. Börnſtein, Herausgeber des Anzeigers des Weſtens in St. Louis, hat bereits eine deutſche Uebertragung der Benton'ſchen Memoiren angekündigt, die ſicher den Weg nach Deutſchland findet. E. P.

Platz greift, ſo meinen wir nicht anders, als bereits in den Anfang jenes Jahrtauſends eingetreten zu ſeyn, das, wie Thomas Paine im erſten Anfange der Republik gegen Waſhington äußerte, uns auf die Zuſtände Englands zurückführen würde. Seine Hamiltons Andeutung gewiſſermaßen ergänzende Worte ſind folgende:

„Nach tauſend Jahren iſt Amerika vielleicht daſſelbe wieder was England. Die Unſchuld und Wahrheit des Charakters, welche uns nun die Herzen aller Nationen gewinnen, werden wie eine Sage klingen; republikaniſche Tugend iſt hin als ob ſie nimmer geweſen wäre. Der Untergang jener Freiheit, für welche Tauſende geblutet haben, ſie gibt vielleicht noch Steff zu einem altfränkiſchen, nur auf den Dörfern geleſenen Roman; die faſhionable Welt der Städte, vergraben in Luxus und eitler Zerſtreuung, wird all' ſolche Principien verſpotten und die Facta läugnen. Indem wir zurückblicken auf die untergegangenen Reiche der alten Welt, ſo ſehen wir als Ueberbleibſel derſelben wenig mehr als die Trümmer einſt prächtiger Paläſte, prahlender Monumente, ſtolzer Mauern ꝛc. Fällt Amerika, ſo werden die Ruinen welche ſich alsdann der Betrachtung bieten, tiefere Gefühle in Anſpruch nehmen, als ſie durch bloße Steintrümmer erweckt werden können. Es wird nicht heißen, hier ſtand ein Tempel des oder jenes Aberglaubens — ein luxuriöſer Palaſt des oder jenes Deſpoten — ein Babel extravaganter Laſter: — nein, und o Stunde des Fluchs, wo ſolches geſagt werden muß! heißen wird es: „Hier ſtand das edelſte Werk menſchlicher Weisheit — der triumphirendſte Bau geiſtiger Größe: „die Freiheit thronte hier und iſt gefallen!"

Wollen wir ſie bannen die traurigen Geſichte unſerer beſten Männer — wollen wir die Viſion beſchwören, welche in friſcheſter Gegenwart die an das Volk gerichtete Adreſſe der Anti-Nebraska-Mitglieder des Congreßhauſes ausſpricht, und wollen wir nicht Amerika zu Gunſten eines großen Sklavenſtaates erobert und in ſeinen Lebensbedingungen ſchmachvoll zerriſſen ſehen, ſo muß ein geſammelter ernſter Geiſt uns nach gediegener politiſcher Kenntniß ſtreben heißen. Nur dann ſchlagen wir den Feind aus ſeiner letzten Burg und machen das Land frei! Wir glauben, daß Bentons Werk dafür ein geeignetes Mittel iſt."

Mit dieſer Schlußfolgerung des Herrn Alberti kann ich mich nicht einverſtanden erklären, indem mit bloßer politiſcher Kenntniß keineswegs eine nothwendige ſittliche Erhebung der Bevölkerung zu bewirken ſeyn dürfte, ohne welche der unausbleibliche Verfall des Geſellſchaftsverbandes nicht vermieden werden kann. Was faul iſt in der Natur, muß nach deren ewigem Geſetz untergehen, um Neuem Platz zu machen! Wo es am Ganzen liegt, da können überall die Beſtrebungen Einzelner in Republiken am allerwenigſten ſbeſſern, Bentons Buch erſcheint aber jedenfalls als ein ausgezeichneter Schlüſſel zur Kenntniß des Getriebes in der „Muſter-Republik" und kann Leſern in Deutſchland nicht dringend genug empfohlen werden.

E. P.

Das Leben in Auſtralien.

(Aus der Shipping and mercantile Gazette.)

Folgende Auszüge aus der Correſpondenz eines Mannes, der einen guten Platz von 300 Pfund jährlich aufgab, um in die Gruben zu gehen, liefert ein anſchauliches Gemälde von den Leiden und Freuden des Lebens in Auſtralien.

Melbourne, den 13 April.

„Ich bin abermals in dieſer Stadt, wohin mich mein beſtändiges Mißgeſchick in den Gruben getrieben hat. In den letzten 6 Monaten war ich am Rande der Verzweiflung, arbeitete wie ein Pferd, exiſtirte Gott weiß wie — und noch peinlicher iſt der Gedanke, wie ich künftig exiſtiren ſoll. Ich bin überall im Lande umhergeſtrichen, aber ein unerbittliches Mißgeſchick hat mich unter ſeinen beſondern Schutz genommen, ſich ſo feſt an meine Sohlen gehängt, daß ich ſeit meiner Ankunft dahier auch nicht die mindeſte Beſchäftigung finden konnte. Jetzt, am Vorabend des Charfreitags, bin ich genöthigt mich ins „Gebüſche" zurückzuziehen und daſelbſt über die Feiertage mein Daſeyn zu friſten ſo gut ich kann, denn meine Mittel ſind gänzlich erſchöpft, und ich ſehe mich außer Standes, auch nur für etliche Tage etwas aufzutreiben. Aber ich werd's überſtehen, wie ich ſchon früher manches andere Malheur überſtanden habe, und ich will Ihnen ein kurzes Briefchen ſchreiben, ſobald ich mich wieder etwas comfortabler befinde. Ich habe nicht das Herz an Hrn.... zu ſchreiben, aber wenn man nach mir fragt, können Sie einfach ſagen, ich ſey ganz wohl und ſey wegen meines Mißgeſchicks in den Gruben hieher gekommen."

„19 Mai. Ich ſchrieb Ihnen am 13ten vorigen Monats. Damals war in meiner Börſe eine ſolche Ebbe, daß ich mich, wie ich Ihnen gemeldet habe, genöthigt ſah die Oſterfeiertage im Gebüſch zuzubringen. Seit dieſer Zeit hat mir das Schickſal ſo manchen boshaften Streich geſpielt, daß ich ſeine vielfachen und ſchnell auf einander folgenden Neckereien kaum als Wirklichkeit nehmen konnte. Ich will Ihnen indeß eine flüchtige Skizze von dem entwerfen was mir während dieſer kurzen, aber ereignißreichen Periode zugeſtoßen iſt. Nachdem ich meinen Brief an Sie vom 13ten vorigen Monats beendigt hatte, ſchaffte ich meinen Koffer zu einem alten Bekannten, mit der Bitte ihn aufzubewahren, bis ich mich nach einer Beſchäftigung umſehen könnte. Ich hatte ihn in den letzten zwölf Monaten nicht mehr geſehen, und ſo hatten wir einander natürlich ſehr viel auszufragen. Ich bekannte offen, daß meine Actien ſehr ſchlecht ſtanden, und ſagte, daß ich bereitwillig nach jeder Gelegenheit greifen würde, um mich wieder flott zu machen. Vom Stand meiner Börſe erwähnte ich nichts, und erzählte auch nicht, daß ich über die Feiertage gezwungen geweſen, „mein ſchamhaft Haupt im Gebüſche zu verbergen", aber ich ſagte ihm, daß ich im Land umhergehen wolle, um eine Beſchäftigung zu ſuchen. So kam das Geſpräch auf die Stellung, die ich früher in meiner Heimath innegehabt. Nachdem ich ihm darüber Aufſchlüſſe ertheilt, ſagte er: „Ei, unſere Principale ſuchen gerade einen Schreiber, wenn Sie wollen, ſo gehe ich hin und ſpreche mit Herrn — über die Sache." — „Aber, meinte ich, ſehen Sie nur meinen Aufzug an (ich war im Gräberhabit), ich kann in dieſen Kleidern nicht

vor ihn treten." — „Die Kleider brauchen ihnen keinen Kummer zu machen, verſetzte er, Herr — mußte, als er in die Colonie kam, anfangs die Schafe hüten und kann deßhalb Ihren Fall um ſo leichter begreifen." — „Ganz gut", ſagte ich, „leiten Sie es ein, daß ich zu ihm kommen kann." Er ging, und nach wenigen Minuten ſtand ich vor Herrn —. Die Beſprechung war ganz kurz. Er betrachtete mich von Kopf zu Fuß ſehr ſcharf mit einem Blick des Erſtaunens, wie mir ſchien, denn es lag auch wirklich eine Unverſchämtheit darin, mich in einem ſolchen Aufzug um den Platz zu bewerben. Er fragte, was ich ſeit meiner Ankunft in der Colonie gethan, mit was ich mich zu Hauſe beſchäftigt habe u. ſ. w., und dann ſagte er mir, ſie wollten die Sache überlegen und mir in einigen Tagen Antwort geben. Aus dem Ganzen ſchien mir, daß mein Gräberhabit einen unvortheilhaften Eindruck gemacht hatte, doch beſchloß ich noch kurze Zeit in der Stadt zu bleiben, um das Reſultat zu vernehmen. Ich wartete beinahe eine Woche, aber es kam nichts. Ich brach alſo auf und verbrachte die folgende Nacht im Gebüſch, einige Meilen von der Stadt, hatte aber da ſehr wenig, um das Sehnen des „innern" Menſchen zu ſtillen.

„Am folgenden Tag, als mir der Hungertod ins Geſicht ſtarrte, verkaufte ich mei en getreuen alten Hund Raßler, der ſeit meiner Ankunft in der Colonie mein beſtändiger Gefährte geweſen, um drei Sovereigns, und machte mich dann ins Innere des Landes, um Arbeit zu ſuchen, konnte aber keine finden. Drei Tage ſpäter befand ich mich in Caſtlemaine, und nun beſchloß ich in die Avocagruben zu gehen, um meinen Bruder zu beſuchen und ihm meine Noth zu klagen. In zwei Tagen erreichte ich dieſen Ort und hatte nur noch wenige Schillinge in der Taſche, als ich ankam. Er empfing mich ganz brüderlich und bot mir einen Schein für 25 Unzen Gold an, die er bei dem Commiſſionär in Bendigo liegen hatte, dann gab er mir noch zwei Pfund, um an dieſen Platz zu kommen. Ich brauchte nicht ſo viel, aber er beſtand darauf, alſo nahm ichs und reiste noch am ſelben Abend nach Bendigo ab. Ich machte in dieſer Nacht 6 engliſche Meilen und am folgenden Tag ungefähr 30, bis ich an den Ueberfahrtsort über den Loddon-River, ungefähr 12 Meilen von Caſtlemaine, gelangte. Jetzt aber zog ein ſchweres Gewitter heran und nöthigte mich in eine Pfuderherberge zu treten, um zu übernachten, was ganz gegen meinen gewöhnlichen Brauch war, wenn ich bei halbwegs ordentlichem Wetter in dieſem Land reiſe. In der Regel zünde ich ein Feuer im Gebüſch an, bette mich in einem Lager von Baumzweigen und bleibe dieſen Herbergen an der Straße fern, denn ſie ſtehen mit ſehr wenigen Ausnahmen überall in den Gruben im ſchlechteſten Rufe. Hier ſtieß mir nun ein Abenteuer auf, das mich beinahe das Leben koſtete. Ich kann jetzt nicht auf ausführliche Details eingehen, — dieß muß einem Winterabend an traulichem Herd vorbehalten bleiben, wenn mir je noch einmal dieſe Freude zu Theil werden ſoll. Die Herberge war eine Buſchklepper- und Räuberhöhle. Man practicirte mir etwas in ein Glas Sodawaſſer hinein, aber Gott ſey Dank, die Doſis war von einer ungeübten Hand gemiſcht, und dieſer Thatſache allein habe ich meine Rettung und mein glückliches Entkommen aus den Händen der Halunken zu verdanken. Statt mich zu betäuben, wie ſie ohne Zweifel beabſichtigten, regte das Getränke nur mein Hirn auf. Sobald ich ſeine Wirkungen verſpürte, ſtürzte ich zwiſchen 10 und 11 Uhr in der Nacht, ohne etwas anderes als Hemd und Hoſen auf dem Leib, hinaus und rannte, ſo ſchnell meine Beine mich tragen wollten, ins Gebüſch, um mein Leben zu retten; die Schurken verfolgten mich zu Pferd, aber die Schnelligkeit meiner Flucht, die Dunkelheit der Nacht und etwas anderes noch, worin ich eine beſondere Fügung der Vorſehung erblicken muß, die mir den Weg zeigen wollte, nämlich die Stimme eines Vogels, des Maw-paw oder auſtraliſcher Kukuks, rettete mich.

Die Wirkungen, welche der Trank auf meine Einbildungskraft hervorbrachte, waren der außerordentlichſten Art; ich befand mich noch ſechs Stunden ſpäter unter dem Einfluß eines höchſt ſeltſamen Gefühls — es hatte keine Aehnlichkeit mit Trunkenheit, aber ich kann es nicht beſchreiben. Ich war mir aller Dinge vollkommen bewußt, doch konnte ich nichts feſt im Auge halten, alles ſchien mir wie durch einen Spiegel reflectirt, und ich ſchwebte, wenn Sie mich begreifen können, ſo leicht und luftig über den Boden hin, daß es mir, obſchon mein Körper die kalte Morgenluft ſcharf empfand und ich mir an den Steinen und Gebüſchen meine Füße empfindlichſte wund riß, dennoch immer ſchien, als würde ich von etwas Uebernatürlichem gehalten, was mich über die Fläche der Erde emporhob und keine Mattigkeit an mich kommen ließ — ich kann ſelbſt nicht ſagen, wie es zuging. Mein Gehirn muß ſich in Folge des Tranks in einem höchſt ſeltſamen Zuſtande befunden haben, denn obſchon dieſer Vogel, der Maw-paw, mich unzweifelhaft meilenweit begleitete, ſo war doch das Merkwürdigſte dabei das, daß ich ſein Geſchrei als Anweiſung, wohin ich zu gehen hätte, deutete: z. B. du gehſt irr, folge dieſem Stern, halt, ruhe aus, ſchau auf, folge wieder dieſem Stern u. ſ. w. Dieß alles meinte ich ſo klar und deutlich zu hören, als ich je etwas in meinem Leben gehört habe, und ich folgte daher unbedingt und ſtellte mich gänzlich unter den Schutz und die Leitung dieſer Stimme. Am nächſten Morgen fand ich, daß der Vogel mich durch das Gebüſch über Dick und Dünn 7 bis 8 Meilen weit geführt hatte, und zwar in einer geraderen Linie als ich am hellen Tage in dieſem unbekannten Lande hätte finden können. Mit Tagesanbruch befand ich mich in der Stadt Muckleford, ungefähr 5 Meilen von Caſtlemaine; ich erzählte da mein Abenteuer und verlangte Schutz gegen die Schurken, die mir ſicherlich auf der Straße auflauern würden, der ihr Glaubensbekenntniß heißt: „Die Todten können nichts verrathen." Man ſagte mir, daß die nächſte Polizei erſt in Caſtlemaine ſey, und daß man in der letzten Zeit von vielen Räubereien gerade an dieſem Ort gehört habe. Man ſchenkte mir ein Paar alte Schuhe und regalirte mich mit einem Frühſtück. Während ich mir dieſes zu Gemüth führte, kam juſt einer von der Räuberbande auf ſeinem Weg von Caſtlemaine an der Hausthür vorbei, und aus der Richtung, die er einſchlug, ſah ich klar, daß er die ganze Nacht auf der Straße gelauert haben mußte. Ich war feſt überzeugt, daß er nach mir ſehen wollte, und daß er mich umgebracht haben würde, wenn er mich unterwegs getroffen hätte.

„Ich hatte, als ich aus der Räuberhöhle entſprang, meine ſieben Sachen da zurückgelaſſen und wünſchte ſehr ſie wieder zu bekommen. Als ich daher nach Caſtlemaine kam, wandte ich mich an den Polizeibeamten und bat ihn, er möchte mir helfen und einige Reiter abſenden, um die Vagabunden zu verhaften; aber er ertheilte mir den höflichen Beſcheid, daß er zwar ſchon viel von den

Schandthaten dieſer Hallunken gehört habe, jedoch mir nicht helfen könne. Als ich ſah daß nichts zu hoffen war, ging ich nach Bendigo, gab ſdort den Auftrag, mir das Gold in die Stadt zu ſchicken, und kehrte in aller Eile dahin zurück. Ich erfuhr jetzt, daß Herr — bei meinem alten Bekannten nach mir gefragt hatte, und daß er mir die Führung des Capitalienbuchs übertragen wollte, wobei ich die weitere Ausſicht hatte, im Fall ich mich gut anließ, als Schiffsſchreiber angeſtellt zu werden und meine Talente bei dieſer Schulknabenarbeit zu entwickeln. Ich hatte an demſelben Tag bemerkt, daß Herr — ſich nach einem Buchhalter umſah, und da ich es für wahrſcheinlich hielt, daß dieß eine gute Stelle ſey, ſo ſagte ich zu meinem Bekannten, ich wolle mich darum melden. Er verſchaffte mir Dinte, Feder und Papier, und nun ſetzte ich mich und verfaßte meine Schrift. Am folgenden Morgen erhielt ich meinen Koffer, putzte mich wie ein civiliſirter Menſch heraus und gab in eigener Perſon mein Schreiben ab. Herr — las es, ſah mich an und lächelte, verlangte meine Zeugniſſe zu ſehen, fragte mich einiges in Betreff derſelben und machte mir dann ſogleich den Antrag mich für den Anfang mit 300 Pfd. jährlich anzuſtellen, mit dem Verſprechen einer baldigen Aufbeſſerung, wenn ich in ſeinem Dienſt bleibe und ſeine Zufriedenheit erwerbe. Ich ſagte zu und nahm ſogleich meine Stelle im Comptoir ein, denn ich ſchätzte mich ſehr glücklich ſo leicht und ſo unerwartet einen Platz zu erhalten. Nach wenigen Monaten wird er mir 400 Pfd. jährlich eintragen. Ich könnte dieſe Summe ſchon jetzt bekommen, aber ich will, bevor ich ſie verlange, noch einige Zeit warten, bis ich mich in den Geſchäftsverhältniſſen der Stadt etwas umgeſehen habe.

Ich habe Ihnen jetzt eine Geſchichte meiner Leiden und Freuden in Victoria im Zeitraum von bloß drei Wochen gegeben. Wer weder Kopf noch Geld mitbringt, bleibt beſſer zu Hauſe. Hätte ich nur ein Paar hundert Pfund übrig, ſo wollte ich niemandens Diener machen, denn obſchon die Verhältniſſe ſich in der letzten Zeit hier ſehr verändert haben, ſo wollte ich mich doch bald auf der Hochſtraße zum Glück befinden. Bisher habe ich das Goldgraben mit dem Grundſatz „Etwas oder Nichts“ betrieben, in der Hoffnung es werde mir doch etwas zufallen, aber es iſt mir nichts zu Theil geworden. Eine mehr als ſechswöchige Krankheit war Schuld, daß ich aus Campbells Creek weg mußte, wo ich ganz allein arbeitete.“

Kaſan.

Das Auguſtheft der Revue Britannique enthält aus Charles Dicken's Journal eine Schilderung der Stadt Kaſan aus der Feder des Hrn. Edward Tracy Turnerelli, der wir das wichtigſte entheben: „Kaſan iſt die dritte Hauptſtadt des Reichs und nach Moskau die größte Stadt Rußlands. Sie liegt nahe an den Gränzen Aſiens, nicht weit von der Wolga und iſt der Stapelplatz des Handels zwiſchen Sibirien, der Bucharei und dem europäiſchen Rußland. Kaſan heißt „Keſſel“. Vor langen Zeiten, vor 600 Jahren, hielt Batu Khan von der goldenen Horde, nachdem er den Tag hindurch gejagt hatte, mit ſeinem Gefolge am Ufer eines Fluſſes an, um ſich ein warmes Mahl bereiten zu laſſen; der Topf rollte ſammt ſeinem Inhalt ins Waſſer, und die Jäger mußten faſten. Zur Erinnerung an dieſen Umſtand nannten ſie den Fluß, der nicht bloß ihr Mahl, ſondern auch ihr Küchengeräthe verſchlungen hatte, den „Keſſelfluß“. In der Folge gründete Batu Khan eine Stadt am Orte des Ereigniſſes ſelbſt, und dieſe Stadt war Kaſan am Fluſſe Kaſanka; die Kaſanka ergießt ſich fünf Meilen ſüdlich von Kaſan in die Wolga. Später wurde Kaſan die Hauptſtadt der Tartaren und blieb im Beſitz dieſes Vorrechtes bis zur Zeit, wo Czar Iwan der Schreckliche ſich nach einer mörderiſchen Belagerung der Stadt bemächtigte. Seitdem iſt Kaſan eine ruſſiſche Stadt geblieben, hat aber ſtets die Spur ihrer urſprünglichen Nationalität in Geſtalt einer großen tartariſchen Vorſtadt beibehalten.

Der Keſſel — wenn wir uns auf dieſe Synonymie einlaſſen wollen — enthält eine Menge verſchiedener Ingredienzien. Vor allem eine ſchöne Univerſität, die ſich vom Anfang des Jahrhunderts datirt. Er hat ſeine Cirkel, welche vier verſchiedene Geſellſchaftsſchattirungen in ſich begreifen. Um mit den Gelehrten anzufangen, ſo ſind es die Univerſitätsprofeſſoren, größtentheils Deutſche, die einen ziemlich excluſiven Verein bilden und am letzten Samstag jedes Monats im deutſchen Club ein gemeinſchaftliches Mahl halten. In dieſem Club wird die Unterhaltung in acht Sprachen zugleich geführt: man hört da lateiniſch, ruſſiſch, deutſch, franzöſiſch, italieniſch, perſiſch, türkiſch und tartariſch; denn unter den Profeſſoren zählt man große Orientaliſten, und Kaſan iſt die beſte Schule Europa's für die orientaliſchen Sprachen.

Die Kaſaniten gruppiren ſich in drei Kategorien, welche ſcharf von einander verſchieden ſind; es ſind die Adeligen, die Kaufleute und der große Haufe; aber um die eigentliche Lebensart jeder Claſſe recht zu begreifen, muß man eine gewiſſe Anſchauung von der Localität haben.

Mitten in der Stadt in einem gewiſſen faſhionablen Bezirk liegt die Lieblingspromenade, die in Kaſan daſſelbe iſt, was in London die Gärten am Ufer der Serpentine. Es iſt dieß eine Promenade unter einigen zerſtreuten Bäumen, welche den ſchwarzen See umgeben. Dieſer ſchwarze See iſt ein ſtagnirender Sumpf im Mittelpunkt der Stadt; ſein ſchlammiges, ſtehendes Waſſer

dünſtet im Sommer einen ſolchen Geſtank aus, daß die Bewohner der anliegenden Straßen manchmal genöthigt ſind ihre Wohnungen zu räumen. Während der „Saiſon", d. h. während der kälteſten Monate, beleidigen dieſe Waſſer den Geruchsſinn nicht ſo ſehr, daß die Verwegenheit der Spaziergänger ſich durch die Unſauberkeit Einhalt thun ließe, und die Ufer des ſchwarzen Sees bilden den Lieblingsaufenthalt der Ariſtokratie von Kaſan, wenn ſie ſich im Freien ergehen will. Schon der Name „ſchwarzer See" iſt viel zu geſucht für ein ſolches Sumpfmoor. Außerhalb der Stadt liegt ein armſeliges Gärtchen, das von kleinen Hügeln und Gräben durchſchnitten iſt; die Kaſaniten haben es die „ruſſiſche Schweiz" getauft.

Kaſan iſt auf kleine Hügel gebaut, und wie in ſolchen Fällen gewöhnlich hat ſich die Ariſtokratie des Terrains bemächtigt, welches die Gegend beherrſcht, und bewohnt die obere Stadt. Die armen Leute leben in dem unteren Theil derſelben, an den ſtinkenden Waſſern des Sees. Die ganze Stadt iſt ſehr ſchmutzig. Viele Straßen haben keine Abflüſſe, und die Gaſſen ſind voll von Schmutz und Unflath aller Art, welchen man bei Tag und Nacht dahin ſchafft, und deſſen Würdigung der Naſe der Einwohner überlaſſen bleibt. In den unſauberſten Stadttheilen iſt die Sterblichkeit ſchrecklich; aber die Unſauberkeit iſt nicht der einzige Grund, warum der Tod ſich hier ſo viel zu ſchaffen macht.

Kaſan hat kein Trinkwaſſer. In der Nähe exiſtirt ein zweiter See, genannt Kaban, welcher die ruſſiſche Stadt von der tartariſchen trennt. Dieſer See hatte früher Quellen, die ihn mit Waſſer verſahen, nebſt einem Abzug, der ſeinen Ueberfluß in den Kaſankaſtrom führte und dadurch die Geſundheit ſeines Waſſers unterhielt; aber der Abzugscanal verſperrte ſich zuletzt, und auf der andern Seite ſind die Quellen unter der dichten Schichte von Unrath, den der See aufzunehmen hat, verſchwunden. Das Waſſer, das ſonſt fließend geweſen, iſt ſtagnirend geworden. Alle Goſſen von Kaſan entladen ſich in dasſelbe. Gleichwohl iſt dieſes Waſſer das beſte, das man ſich in der Stadt verſchaffen kann. Das Brunnenwaſſer iſt gänzlich untauglich zum häuslichen Gebrauch, und das Waſſer der Kaſanka enthält eine ſolche Menge von Schwefelcalcium, daß man krank wird, wenn man nur darin badet. Die Wolga iſt nicht mehr als fünf Meilen entfernt, und es gäbe noch andere Mittel, um den Kabanſee zu reinigen. Inzwiſchen werden die Bewohner dieſer dritten Hauptſtadt Rußlands, die ſich fortwährend eines ſtehenden und ſtinkenden Waſſers bedienen, vielleicht eher den See erſchöpfen — ſie haben ſein Niveau bereits um 9 Fuß niedriger gemacht — als daß ſie in ihren Klatſcheirkeln darauf zu ſprechen kommen, daß man ein ſo exotiſches Ding wie ein ruſſiſcher Geſundheitsrath wäre einführen ſolle. Fügen wir noch hinzu, daß man, ſo ſchmutzig das Waſſer des Sees iſt, ſich auch noch die Mühe nehmen muß es zu holen. Es ſind weder Röhren noch Waſſerleitungen da. Ein Familienvater muß ein Pferd und einen Kärrner unterhalten, um ſich mit Waſſer aus dem Kaban zu verſehen, und wenn ſeine Mittel ihm dieſe Ausgaben nicht geſtatten, ſo iſt er genöthigt mit einem Bauern ein Abkommen zu treffen, daß er ihm gegen eine beſtimmte jährliche Summe täglich Waſſer liefert.

Während der Saiſon geht es in der Stadt immer hoch her. Da ſind Concerte und Bankette an der Tagesordnung; die Männer ſind ſinnlich, die Weiber kokett. Die Adeligen von Kaſan, die den Sommer auf ihren Landgütern zubringen, kehren in den erſten Tagen des Octobers maſſenweiſe nach der Stadt zurück und machen ſich alsbald daran ein recht vergnügte Saiſon zu organiſiren. Man ſieht und hört von nichts als Maskeraden, Bällen, Schmauſereien und Schlittenpartien.

In Rußland vergeht eine ziemliche Zeit des Jahrs mit Feiertagen, die von der Kirche und der Krone eingeführt worden ſind. An jedem bedeutenden Feſt drängen ſich die Kaſaniten durch die Stadt und machen einander Beſuche. Außer den öffentlichen Feſten gibt es eine Menge Privatfeſte, die feierlich begangen werden, wie z. B. die Geburts-, die Hochzeits-, die Taufſage u. ſ. w.

In Kaſan ſpeiſen die Unverheiratheten niemals zu Hauſe; die verheiratheten Adeligen halten offenes Haus, und es iſt allgemeine Regel, daß ihr Tiſch für alle Freunde gedeckt iſt. Bloß bei gewiſſen beſondern Gelegenheiten läßt man ausdrückliche Einladungen ergehen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß jeder, der Luſt hat bei einem Freunde zu ſpeiſen, unaufgefordert kommt; der Wirth iſt der Theil, welcher zu danken hat. So gibt es 30 oder 40 offene Tafeln in Kaſan.

Männer, Frauen, Kinder, kurz Leute von allen Altern und Lebensverhältniſſen, ſpielen mit der größten Leidenſchaft Karten. Während der Hausherr und ſeine Gäſte im Salon Karten ſpielen, ſpielen die Bedienten im Vorzimmer um Kupfermünzen. Es gibt verhärtete Spieler, die 48 Stunden lang am Tiſche bleiben, und ihn bloß verlaſſen um zu eſſen. Die jungen Schönen von Kaſan nehmen, ſtatt im Schlaf Erholung zu ſuchen und dadurch den Glanz ihrer Augen zu wahren, häufig unmittelbar nach dem Diner die Karten zur Hand und ſpielen bis zu dem Augenblick, wo ſie ihre Toilette zum Ball machen. Kurze Zeit hatte ein verderbliches Spiel, genannt „Bank", eingeriſſen; aber der Kaiſer, in ſeiner Eigenſchaft als Vater ſeines Volks, ſchaffte Ordnung, indem er es verbot.

Während des Carnevals iſt die Stadt Schauplatz unaufgeſetzter Vergnügungen. Die Tartaren kommen zu Tauſenden in plumpen Schlitten, die mit drei Pferden neben einander beſpannt ſind, und laſſen den gemeinen Mann die Stunde um einen Sou herumfahren. Die Fußgänger mögen ſich da wohl in Acht nehmen, denn die tartariſchen Fuhrwerke erfüllen alle Straßen und durchſtrömen ſie von einem Ende zum andern, ſo daß derjenige, der nicht zu Hauſe bleiben will, keine andere Sicherheit hat, als daß er ſich ſelbſt eines ſolchen Transportmittels bedient. Schon ein paarmal haben die Behörden einzuſchreiten verſucht, aber ſie mußten darauf verzichten, einen durch Jahrhunderte geheiligten Gebrauch abzuſchaffen.

An Oſtern oder unmittelbar nachher, im Monat April, tritt die Wolga aus, und die ganze Gegend um Kaſan iſt nur mehr ein ungeheurer See. Die untern Theile der Stadt werden unter Waſſer geſetzt, der Reſt wird eine Inſel. Die Kaufleute freuen ſich auf dieſen Moment, weil ſie dadurch in den Stand geſetzt werden ihre Waaren wohlfeil und leicht herbeizuſchaffen. Im Mai wird am Rand des Waſſers ein Jahrmarkt gehalten, und die Frauen und Töchter der kaſaniſchen Kaufleute ſchminken ſich und legen ihre Diamanten an, um auf den Wällen der Feſtung ſpazieren zu gehen, wo ſie ſich am Anblick der Schiffe erfreuen, den Umfang der Ueberſchwemmung bewundern und die friſche Frühlingsluft einathmen können. Auf eine gewiſſe Zeit beſſert ſich der Geſundheitszuſtand, aber wenn das Waſſer zurücktritt, wird die Temperatur niedriger, und es fällt häufig Schnee, der den jungen Trieben Einhalt thut. Die Armen aus der unteren Stadt, die während der Ueberſchwemmung ihre Wohnungen verlaſſen hatten, kehren jetzt zurück, ſo lange dieſelben noch feucht und die Keller voll von Schlamm ſind. Die Waſſerpfützen die

nach dem Aufhören der Ueberſchwemmung zurückbleiben, werden bald faul; der mit Koth und Schlamm bedeckte Boden gibt peſtilenzialiſche Ausdünſtungen von ſich, und die Sterblichkeit iſt ſchrecklich. Das Schmelzen des Schnees und der geſättigte Zuſtand des Bodens verwandeln die meiſten Straßen Kaſans in Sümpfe. Da die ſtarke Winterkälte raſch entweicht, um bald der heftigen Hitze eines kurzen Sommers Platz zu machen, ſo trocknet all dieſer Koth und verwandelt ſich in Staubwolken, welche die Kleider weiß machen und die Vorübergehenden blenden. Wer kann, entflieht vor der Hitze, und der Staub macht die Stadt zu einer Einöde; alle Beſitzer von Landhäuſern flüchten ſich jetzt dahin, und wer Freunde außerhalb der Stadt hat, macht ſich auf, um ſie zu beſuchen.

Die Periode der großen Hitze währt bloß zwei oder drei Monate. Während dieſer Zeit verdorrt die friſche Vegetation, welche ſich auf dem von dem Waſſer zurückgelaſſenen Schlamm gezeigt hatte, gänzlich; die Flüſſe, die Seen und das Grün verſchwinden beinahe, das Pflaſter brennt durch die Schuhſohlen hindurch, und kein Lufthauch gibt ſich zu fühlen. Nur nach Sonnenuntergang, anderthalb Stunden lang, kommt einige Friſche in die Atmoſphäre. Nach dieſem Augenblick beginnt ein reichlicher Thau zu fallen, ein kalter Nebel ſteigt auf, und der Spaziergänger, der beim Ausgehen die Sonnenhitze beinahe unerträglich gefunden hatte, kommt häufig durchnäßt und zitternd vor Kälte nach Hauſe zurück. Während dieſer Saiſon graſſiren die Fieber, die Diarrhöen und die Entzündungskrankheiten mit größter Heftigkeit in der Stadt.

Der Herbſt exiſtirt bloß dem Namen nach. In Wahrheit gibt es keine Uebergangsſaiſon zwiſchen der Sonnenhitze und dem Froſt. Der Schnee iſt häufig ſchon im September ſehr hoch. Graupenhagel fällt beinahe beſtändig, Schnee und Regen ſind das einzige, was die Zwiſchenzeiten ausfüllt. Bei Tag windet es gewöhnlich ſehr ſtark und bei Nacht gefriert es. Orkane erheben ſich plötzlich, zertrümmern die Fenſter, reißen Bäume aus, verſenken die Barken, heben Dächer ab und führen ſie, wie man ſchon Beiſpiele gehabt hat, mehr als 100 Metres weit fort. Die Sterblichkeit iſt im Herbſt noch furchtbarer als im Sommer.

Der Winter führt die vornehmen Leute in die Stadt zurück. Sie ſtellen ſich im October wieder ein. Gegen Ende Novembers gefriert die Wolga. Im December ſind die Flüſſe, die Seen und Canäle alle zugefroren; der Schnee fällt 7—8 Fuß hoch; das Theater wird für den Augenblick geſchloſſen. Es kommt manchmal vor, daß Reiſende und Pferde erfrieren; die armen Raben ſieht man ſtarr und ſteif zur Erde fallen. Die müßigen Leute machen ſichs dann bei der Ofenhitze in Wohnungen bequem, wo die Luft ſich nicht erneuert; aber dafür tröſten ſie ſich durch gegenſeitige Beſuche, und die Bälle nehmen kein Ende. Im März beginnt die Sonne ſich fühlbar zu machen und bringt ſogleich eine ſehr ſchätzenswerthe Wärme mit. Ein Fußgänger, der ſich auf der Sonnenſeite der Straße durch die Hitze beläſtigt fühlt, braucht bloß auf die Schattenſeite zu gehen, ſo wird er bald vor Kälte und dem eiſigen Wind mit den Zähnen klappern.

Dieß iſt die Epoche der Ueberſchwemmung, und mit ihr kommen die Tauſende von Barken, welche den Magazinen Kaſans die Waaren des Urals, Aſtrachans, Sibiriens, Perſiens, China's und der orientaliſchen Welt zuführen. Dieſer Handel iſt äußerſt gewinnreich, und die Kaufleute Kaſans — bis jetzt haben wir bloß von den Adeligen geſprochen — werden ſehr wohlhabend. Man nennt einen Handelsmann, der ſich vermöge ſeiner Thätigkeit in kurzer Zeit von einem armſeligen tſchuwaſſiſchen Bauer zum Beſitzer von mehreren Millionen Rubel emporgeſchwungen hat. Die Stadt Kaſan ſelbſt producirt Leder, Seife, Talg und eine eigenthümliche Art von Tüchern. Ihre Seife beſaß ſonſt einen allgemein verbreiteten guten Ruf; aber kaufmänniſcher Betrug hat den Artikel verderbt und ſeinem Credit gewaltigen Abbruch gethan. Der Lederhandel beſchäftigt in Kaſan eine große Anzahl von Gerbereien, unter denen etwa 50 ſehr bedeutend ſind. Es werden da jährlich gegen 400.000 Felle gegerbt. Es ſind ſieben oder acht Lichterfabriken da; eine von ihnen fabricirt Lichter mit hohlen Dochten, die Erfindung eines tartariſchen Kaufmanns. Die Kerzen dieſer Art geben, da ſie einen beſtändigen Luftzug nach oben haben, ein ſtetes und ſtrahlendes Licht.

Die kaſaniſchen Kaufleute führen in der Regel ein zurückgezogenes, friedſames Leben und betrachten die Vergnügungen der Adeligen als tadelnswerthe Schwachheiten des Fleiſches. Natürlich gibt es unter ihnen auch ſolche, die ihren Kindern die Erziehung der Adeligen geben und einen großen Theil ihrer Habe in Vergnügungen vergeuden; aber die allgemeine Regel iſt, daß ſie ſich durch eifrige Erfüllung ihrer religiöſen Pflichten bemerklich machen. Sie ſind es, die alle durch Feuer zerſtörten Kirchen wieder aufbauen, und Kaſan verdankt ihnen den größten Theil ſeiner gegenwärtigen Kirchen. Der Glockenſtuhl der Himmelfahrtskirche iſt das Geſchenk eines einzigen Kaufmanns, der 80.000 Rubel dafür verwendete. Ein anderer Bürger derſelben Claſſe hat eine ganze Kirche in der Vorſtadt „Admiralität“ auf eigene Koſten erbaut. Verlangt man von den Kaufleuten Kaſans ihre Unterſchriften für ein Spital oder eine wohlthätige Anſtalt, ſo werden ſie ſich wahrſcheinlich alle mit Mangel an Geld entſchuldigen. Verlangt man von ihnen Geld zur Erbauung einer Kirche, zur Ausſchmückung eines Reliquienkäſtchens, zur Einfaſſung einer Reliquie, zur Organiſation einer großen Proceſſion, ſo wird man ſie vollkommen bereit finden die nöthige Summe zu liefern. Auf der andern Seite bekümmern ſich die Adeligen bei ihrem vergnügungsſüchtigen Treiben (ſie ſind größtentheils Regierungsbeamte) weniger um religiöſe Gebäude; dagegen zeigen ſie ſich ſehr ſplendid, wenn man ihren Wohlthätigkeitsſinn anſpricht. Iſt auf irgend einem Punkt des ruſſiſchen Reichs Hungersnoth oder ein notoriſches Unglück eingetreten, ſo beeilen ſie ſich dem Uebel abzuhelfen, beſonders durch die anziehende Mode organiſirter Maskeraden. Bei einer Hungersnoth, die in neuerer Zeit einen Theil Rußlands verheerte, brachten ſie durch Privattheatervorſtellungen mehrere tauſend Rubel zuſammen, wofür den Armen des benöthigten Bezirks Korn geſchickt wurde.

Die Kaſaniten der dritten Claſſe, Handwerker und armſelige Krämer, bewohnen ungeſunde Straßen und Häuſer und ſchleppen da ein äußerſt elendes Daſeyn hin. Sie leben von ſchwarzem Brod und Kohlſuppe. Sie trinken viel Thee und auch ein ſtärkeres Getränke, das Wodky genannt wird; denn wie beinahe alle unwiſſenden und herabgewürdigten Claſſen des Menſchengeſchlechts, ſind ſie nur dann glücklich, wenn ſie ſich betrinken können. Dieſe Leute halten noch ſtrenger als die Kaufleute an den äußern Formen des Cultus. Sie beobachten die vorgeſchriebenen Faſten buchſtäblich, und in der Faſtenzeit eſſen ſie nur getrocknete Schwämme, Salat, Gurken, Kohl und andere Gemüſe. Es gibt ſolche, die bei dieſer Koſt nur ein einziges Mahl täglich halten. Dieſe ſtrenge Uebung hat bekanntlich eine Secte ins Leben gerufen, die, wie wir glauben, auch anderwärts ihr Seitenſtück hat, die Secte der Raskolniki oder der Altgläubigen. Sie halten an den alten Gebräuchen der ruſſiſchen Kirche feſt. Sie ſind große Liebhaber von Reliquien und alten Gebetbüchern. Sie halten es für einen ſehr wichtigen Punkt das

Halleluja nur zweimal auszusprechen, statt dreimal, wie die gewöhnliche, in Rußland angenommene Form gebietet. Sie verehren nur das Doppelkreuz und lehren, daß der Priester den Segen mit den zwei Mittelfingern geben müsse, und nicht mit dem Daumen und den zwei ersten Fingern, wie es der ketzerische Brauch der Jetztzeit mit sich bringt. Die armen, unwissenden Leute dieser sehr alten Secte bleiben mitten unter grausamen Verfolgungen ihrem Glauben getreu."

Kasan hat im Verlauf von 260 Jahren neunmal das Unglück gehabt ein Raub der Flammen zu werden. Die letzte Feuersbrunst fand während des Aufenthaltes des Hrn. Turnerelli statt, von welchem diese ganze Schilderung herrührt. „Die brennende Sonnenhitze hatte alles ausgetrocknet, und beinahe überall, wohin der heftige Wind irgend ein brennendes Stück führte, zündete dieses von neuem. Man sah bis auf eine Entfernung von sechs Meilen Feuer sich entzünden, welche von Holzstücken kamen, die der Orkan von den Dächern der Häuser wegriß und entführte. Die Straßen, die Kirchen, die Märkte, die Brücken, die Spitäler, die Casernen, die Fabriken, alles brannte zugleich. Männer, Weiber, Kinder stürzten mit Heiligenbildern in den Händen aus ihren Wohnungen und warfen sich vor ihrer Schwelle nieder, aber vergebens. Das entfesselte Element zwang sie zu fliehen und ihren Herd ihm zu überlassen. Die Flamme schlug an den Mauern der Universität empor, eines prächtigen Gebäudes, das auf einem Hügel stand und seltene Schätze enthielt, unter andern eine kostbare orientalische Bibliothek. Die Sternwarte fing Feuer und die Studenten stürzten sich mit Lebensgefahr hin, um die Instrumente zu retten. Der große Refractor wurde unversehrt von acht jungen Leuten über eine beinahe senkrechte Leiter herabgebracht. Das Haus des Rectors brannte ab, und die Bibliothek war nahe daran ergriffen zu werden, als der Wind auf einmal sich legte und das Unglück abwehrte.

Die Festung von Kasan liegt auf einer in der Nähe befindlichen Anhöhe; hier suchte alles Zuflucht, und man brachte auf Wägen oder meistens auf dem Rücken alles hin, was man hatte retten können. Das Feuer wurde erst nach mehreren Tagen bewältigt. Ein Theil der Bevölkerung war genöthigt unter Zelten zu leben, und eine Zeitlang mußten viele Hunger leiden."

Der Kaiser und die kaiserliche Familie haben ungeheure Summen zur Wiederaufbauung der Kesselstadt unterzeichnet, und ihr Beispiel fand auf allen Punkten Rußlands Nachahmung. Die Adeligen und die reichen Kaufleute der Stadt hatten bald Häuser, Fabriken und Kirchen wieder erbaut. Kasan ist jetzt prachtvoller als je; nur fehlt es noch immer an reinem Wasser und an Wasserbehältern für den Fall einer Feuersbrunst, auch vermißt man fortwährend eine Menge anderer kleiner Details, die zu einem civilisirten Leben wenigstens ebenso wesentlich sind als Champagner und seidene Strümpfe. Die Umgegend war früher wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt: jetzt ist sie eine Wüste. Ein kleiner Canal und Wasserleitungen würden der Stadt ein ganz anderes Aussehen geben; aber Kasan ist behaglich in seinem Wohlstand, und was kann man weiter verlangen?

Montevideo und Buenos Ayres.

Bruchstück aus der Uebungsfahrt der Geflon in den Jahren 1852—54.

(Von Marine-Lieutenant W....r.)

(Fortsetzung.)

Als wir gegen Sonnenuntergang nach der Stadt zurückkehren wollten, sahen wir beim Umbiegen um eine Ecke unsern Weg plötzlich auf eine höchst unangenehme Weise durch ein lebhaftes Cavalleriegefecht gesperrt, das sich während unserer Abwesenheit auf der Ebene, wo die feindlichen Vorposten gestanden, entsponnen hatte. Die städtische Partei, die bei unserer Ausfahrt gerade vor dem Regierungspräsidenten Vintos Revue passirte, hatte mit etwa 400 Mann Cavallerie einen Ausfall gemacht und gegen alle Gewohnheit den ungefähr gleich starken Feind angegriffen. Wir hielten mit unseren Wagen hinter einem einzeln stehenden Hause, da die nahe bei uns niederschlagenden Kugeln diesen Schutz nöthig machten, und waren von hier aus Zuschauer des Kampfes, der noch etwa eine Stunde bis zum völligen Dunkelwerden dauerte und in dem wenigstens 5—6000 Schüsse abgefeuert wurden. Wir waren etwa 2000 Schritte von dem Kampfplatze entfernt, befanden uns auf einer kleinen Erhöhung und konnten daher alles mit großer Genauigkeit betrachten. Aus dieser Entfernung bot das Gefecht ganz das Aussehen eines Bienenschwarms; man konnte die beiden Parteien nicht unterscheiden und sah nur, wie die einzelnen Reiter in stetem Galopp durch und um einander kreuzten, ihre Carabiner abfeuerten und dann wieder davon jagten. Bald näherte sich uns der verworrene Knäuel, bald zog er sich mehr nach der Stadt hin; dann und wann wurde ein Verwundeter bei uns vorbei transportirt, der auf einem Pferde sitzend von zwei anderen Reitern gestützt wurde und mit Windeseile, was die Pferde laufen wollten, vorüberflog. Mit der Nacht wurden die Schüsse vereinzelt, die innere Partei zog sich und zwar, wunderbar genug, plötzlich in Linie zurück, und der in unregelmäßigen Haufen nachdrängende Feind wurde durch einige Kanonenkugeln von den Barrikaden ebenfalls zum Rückzuge bewogen. Colonel Bennites kam jetzt mit seinem Gefolge an unsere Wagen und theilte uns mit, daß zwar das Gefecht beendigt, unsere Rückkehr nach der Stadt heute Abend jedoch nicht räthlich sey, da nach dem eben Geschehenen bei der Dunkelheit leicht von den Barrikaden auf uns geschossen werden könne, wobei er uns zugleich mit großer Zuvorkommenheit die Räumlichkeiten von Palermo als Nachtquartier anbot. Der Commodore lehnte dieß freundliche Anerbieten jedoch dankend ab, da einestheils die Familie des Consuls durch unser Außenbleiben zu sehr geängstigt worden wäre, und andererseits wir wegen des Treffens der etwa auf uns abgefeuerten Kugeln, nachdem, was wir bis jetzt vom Schießen gesehen, nicht sehr für unser Leben besorgt waren. Der Oberst begleitete uns nun mit seinem ganzen Officiercorps noch eine Strecke weit bis zu dem Schlachtfelde, und nahm hier unter herzlichen Händedrücken und Freundschafts-Versicherungen Abschied. Wir sahen mehrere Todte auf dem Anger liegen, die nach Aussage des Obersten der Innenpartei angehören sollten. In völliger Dunkelheit passirten wir die Barrikaden und kamen ungefährdet in die Stadt, ohne daß wir angerufen worden wären, oder auch nur eine Schildwache gesehen hätten. Dieß war eine halbe Stunde nach Beendigung eines Gefechts unmittelbar vor der Stadt, und man kann sich daher von der Art der Kriegführung hier einen Begriff machen. Zwei Abende vorher war an dieser selben Stelle ein Trupp Gauchos in die Stadt gedrungen, hatte den schlafenden Schildwachen die Hälse abgeschnitten und sich dann unbemerkt

wieder zurückgezogen. In der Stadt erfuhren wir am andern Morgen, daß ſechs Todte das Reſultat des zweiſtündigen Kampfes geweſen waren, und zwar gehörten ſie ſämmtlich der Außenpartei, während die ſtädtiſchen etwa 20 leichter oder ſchwerer Verwundete zählten. Gefangene waren von beiden Seiten nicht gemacht.

Am andern Tage machte ich mit einem bewaffneten Boote vom Bord der Amazone aus eine Tour in das Lager von General Lagos, wo wir für unſere Mannſchaften friſches Fleiſch kaufen wollten, das jetzt in der Stadt wegen der Belagerung dreimal ſo theuer als früher war. Die Boote einer hier liegenden franzöſiſchen und amerikaniſchen Corvette begleiteten uns zu demſelben Zwecke. Links vor der Stadt, d. h. weſtlich von ihr mündet in den Plata-Strom ein kleiner Fluß, der Chuelo, und in dieſem mußten wir ungefähr eine Stunde weit hinaufrudern, um zu unſerem Beſtimmungsorte zu gelangen. Schon an der Mündung des Fluſſes ſahen wir einige Gauchos, die ſich gegen eine Vergütung von fünf Papierthalern (13 Sgr.) erboten, unſere Boote durch ihre Pferde hinaufzuziehen. Wir nahmen natürlich keinen Anſtand, ſogleich von dieſer billigen Beförderungsart Gebrauch zu machen, warfen den Reitern eine Leine zu, die ſie an dem Lazohaken ihres Sattels befeſtigten und in ſtetem Galopp ſprengten die Pferde mit unſern Booten fort, die wie ein Blitz durchs Waſſer ſchoſſen; der Fluß iſt an beiden Seiten größtentheils mit Häuſern beſetzt. Schiffswerfte, Saladeras (Schlächtereien), Speicher wechſelten in ununterbrochener Reihefolge mit einander ab und eine Menge kleiner Fahrzeuge lagen am Ufer. Hier wurde geladen, dort gelöſcht und alles ging in ſolcher Ruhe vor ſich, daß man hier auch nicht das geringſte Anzeichen der herrſchenden Zuſtände gemerkt haben würde, hätte man nicht in der Entfernung die Schüſſe der vor der Stadt kämpfenden Parteien knallen hören. Nach einer Viertelſtunde kamen wir zu einer Brücke, die den Eingang zum feindlichen Hauptquartier zu bilden ſchien. Hier ſtanden ein Paar kleine Feldgeſchütze und eine Abtheilung Lanciers bivouakirte dabei. Zugleich mußte ſich hier jeder Ein- und Auspaſſirende legitimiren, während uns jedoch unſere Uniformen ſowie unſere bewaffneten Boote freien Paß verſchafften. Wenigſtens nahmen wir nicht die geringſte Notiz von der Wache und man ließ uns auch ungehindert die Brücke überſchreiten. Um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, mußten wir uns jedoch einer Förmlichkeit unterwerfen und uns von dem Polizeichef, deſſen etwas ſehr dunkelgefärbte Gemahlin als expedirender Secretär fungirte, einen Schein holen, auf dem die Quantität der von uns einzukaufenden Gegenſtände verzeichnet wurden, und den wir bei der Douane am Ausgange des Fluſſes wieder vorzeigen ſollten. Das Bureau des Polizeichefs war in einer Saladera aufgeſchlagen und ſah eher einer Räuberhöhle, als einem Geſchäftslocale ähnlich. Im Hofe lagerten einige 60 Gauchos, abenteuerliche Geſtalten mit wilden Geſichtern, um ein Feuer, an dem die ganze Seite eines Büffels mit der Haut, die an drei pyramidenförmig zuſammengeſtellten Stäben hing, briet; dann und wann kam ein Officier angeſprengt und brachte oder empfing Befehle, und beſtändig war der Vorraum des Bureau's gedrängt voll von Menſchen; das Klirren unſerer Säbel, das wir abſichtlich hören ließen, bahnte uns bald einen Weg durch die Menge und wir wurden ſchnell abgefertigt.

Unterdeſſen war es 10 Uhr geworden und die Gauchos kamen von ihren Morgengefechten zurück. Wir ließen dieſe banditenähnliche Horde an uns vorbeipaſſiren und ein ſcheußliches Schauſpiel bot ſich jetzt unſern Augen dar. Man brachte einen Gefangenen, einen Hauptmann der innern Partei, angeſchleppt, der ſich zu weit vorgewagt und einen Schuß in die Schultern erhalten hatte, und ſchnitt ihm in unſerer Gegenwart auf offener Straße den Hals ab, warf ihn auf einen Karren und ließ ihn dann, den Augen der Neugierigen ausgeſetzt, dort liegen. Es machte dieſe kalte, feige Grauſamkeit, einen wehrloſen Gefangenen zu ermorden, einen peinlichen Eindruck auf unſere Gemüther und erfüllte uns mit Abſcheu nicht allein gegen die Gauchos, ſondern gegen alle Eingebornen des Landes, als wir hörten, daß die ſtädtiſchen es nicht beſſer machten, und es überhaupt hier zu Lande Sitte ſey, die Gefangenen oder Verwundeten der Gegenpartei ſtets auf dieſe Weiſe zu ermorden. Es iſt bei den Gauchos dieſe unmenſchliche Sitte jedoch wohl mehr eine Folge ihrer Lebensart und geringen Cultur, als berechnete Grauſamkeit, und darf ihnen deßhalb nicht zu hoch angerechnet werden, da dieſe Menſchen in halbwildem Zuſtande ohne Religion oder ſonſtige Bildung aufwachſen, und von Jugend auf ſozuſagen im Blute baden, da das Schlachten des eingefangenen wilden Rindviehs faſt ihre einzige Beſchäftigung, und die Art und Weiſe deſſelben wohl geeignet iſt, ihre Gefühle gegen alle milderen Regungen abzuſtumpfen. Eine ſolche Schlächterei folgt auch unmittelbar nach der Rückkehr der Soldaten, und wenn ſie in mancher Beziehung auch einen gräßlichen Anblick gewährte, der dem eben gehabten Auftritte wenig nachgab, ſo war ſie in anderer Hinſicht doch wieder ſo intereſſant, daß ich die Beſchreibung hier folgen laſſen will.

Etwa eine halbe Stunde weit entfernt vom Hauptquartier lag ein eingezäuntes Stück Feld, ein Coral, wie es hier heißt, auf dem etwa 4—500 Büffel weideten, die aus den Pampas hierhergetrieben waren, und dorthin ſprengten ungefähr 40 Gauchos, um das für die Mittagsmahlzeit der Soldaten erforderliche Vieh einzufangen. Ich lieh mir das Pferd eines Lanciers, um dieß Schauſpiel mit anzuſehen, und da man dieſen Thieren nur loſe Zügel zu geben braucht, um ſie in Carriere zu bringen, ſo war ich bald an Ort und Stelle, wobei ich jedoch die Unannehmlichkeit hatte, ohne Steigbügel reiten zu müſſen, denn da die Gauchos nur den großen Zehen in dieſelben ſtecken, ſo waren ſie ſo klein, daß ich mit meinen Stiefeln nicht hineinkommen konnte, ein Umſtand, der mir einige Stunden ſpäter einen unangenehmen wenn auch in ſeinen Folgen für mich glücklichen Streich ſpielte. Als die Gauchos in dem Coral angekommen waren, vertheilten ſie ſich und ritten in einem weiten Kreiſe auf das Vieh zu, das, die Nähe ſeiner Feinde ahnend, ſich immer enger nach dem Mittelpunkte der Einzäunung zuſammendrängte. Als die Reiter ſich ſo von allen Seiten bis auf ungefähr 200 Schritte den Thieren, die jetzt ſehr unruhig zu werden anfingen, genähert hatten, hielten ſie einige Minuten an, und jeder nahm den am Sattel hängenden Lazo wurfgerecht in die rechte Hand, während er mit der Linken den Zügel erfaßte; dann den Lazo über dem Kopfe ſchwingend machte plötzlich die Hälfte von ihnen, d. h. immer der zweite, einen gewaltſamen Choc auf das Vieh, das jetzt in wilder Flucht nach allen Seiten auseinander ſtob, während die andere Hälfte der Gauchos, mit dem Lazo fertig zum Wurfe, ihr Pferd anhielten. Mit ungemeiner Geſchicklichkeit wichen die angreifenden Reiter den blind auf die Pferde ſtürzenden Büffeln aus, aber in dem Momente, wo die letzteren ſeitwärts an ihnen vorbeiſtürmten, flog auch der Lazo ihnen um die Hörner. Mit ungeheurer Kraftanſtrengung, die man an den weit hervortretenden Muskeln abnehmen konnte, parirte das dreſſirte Pferd im ſelben Augenblicke, als der Lazo ſtraff wurde, und ich habe die Stärke dieſer ziemlich kleinen Thiere bewundert, welche die großen im Galopp vorwärtsſtürzenden Büffel faſt jedesmal zum Falle brachten. Nur drei

Pferde bielten den gewaltigen Ruck nicht aus und ſtürzten; jedoch ebenſo ſchnell wurde nun der Büffel von einem der zuſchauenden Gauchos, die für dieſe Fälle fertig ſtanden, gelazot; im Nu richteten ſich die Pferde wieder auf, und ihre Reiter, die während des Sturzes mit erſtaunlicher Behendigkeit aus dem Sattel geſprungen waren, ſaßen unverletzt wieder auf ihnen. In weniger als fünf Minuten waren auf dieſe Weiſe 17—18 Büffel eingefangen, mit denen nun der Rückweg nach dem Lager angetreten wurde. Bis hierher war das Schauſpiel intereſſant geweſen, jetzt aber wurde es grauſam und ſchrecklich. Da die Büffel natürlich nicht gutwillig gingen, ſo wandte man verſchiedene Mittel an, ſie vorwärts zu bringen. Blieben ſie liegen, ſo wurde von dem einen Reiter der Lazo ſtraff gehalten, während der andere abſaß, ſich dem Thiere von hinten näherte und ihm ſein langes Meſſer einige Zoll tief in den Schenkel ſtach. Gewöhnlich ſprang dadurch der Büffel wieder auf und lief unter ſchmerzhaft wüthendem Brüllen fort; der erſtere Reiter ſetzte ſich dann zugleich in Galopp und zwang durch beſtändiges Straffhalten des Lazo den Büffel, unwillkürlich den rechten Weg einzuſchlagen. Bisweilen blieben die letzteren aber trotz der Meſſerſtiche dennoch liegen, und dann ſchnitt man ihnen, um ſie durch größeren Schmerz zum Aufſpringen zu vermögen, den Schwanz ab. Oft auch hielten ſie, wenn ſie ein Paar hundert Schritte weit gelaufen waren, plötzlich inne, ſtemmten ſich mit allen vier Füßen gegen die Erde und waren nicht aus der Stelle zu bringen; dann nahte ſich der zweite Reiter von der Seite, ſprengte in vollem Galopp auf den Büffel los und warf denſelben durch dieſen Stoß zu Boden, worauf der letztere entweder ſelbſt wieder aufſprang und fortlief oder durch Meſſerſchnitte und Stiche dazu gezwungen wurde. So kam man endlich nach Verlauf von 1½ Stunden in die Nähe des Hauptquartiers und in die äußerſten Straßen der Vorſtadt. Da ich während des ganzen Zuges demſelben mich ſtets ziemlich nahe hielt, um mir alles genau anzuſehen, hatte ich oft genug zu thun den wüthenden Thieren auszuweichen, und als ich hier in der Vorſtadt um ein Haus ſprengte, um mich vor einem Büffel zu wahren, ſtürzte beim Umbiegen um die Ecke auf der andern Seite ein zweiter gerade auf mich zu. Mein Pferd parirte vor dem Thiere aus vollem Galopp, machte einen kleinen Seitenſprung, und da ich in den Steigbügeln keinen Halt hatte, flog ich über ſeinen Hals ſo weit auf eine Straße, daß ich nur die Bucht des Zügels gerade in der Hand behielt; der Büffel ſtreifte mit ſeinen Hörnern den Sattel, ohne jedoch dem Pferde ſelbſt Schaden zuzufügen, obwohl es mir, wenn ich darauf ſitzen geblieben wäre, hätte das Bein koſten können, und da ich ohne allen Schaden davongekommen war, ſaß ich bald wieder auf meinem Pferdchen, das, noch zitternd, regungslos ſtehen geblieben war.

Ich folgte nun wieder dem Trupp, der noch ungefähr 1000 Schritte weit zog, wo dann mitten auf der Straße, oder wo es ſich ſonſt gerade traf, das Schlachten begann; dieß Schlachten oder vielmehr das langſame Morden — denn oft dauerte es über eine Viertelſtunde — nahm ſeinen Anfang damit, daß ſich ein mit einem langen ſchweren Meſſer bewaffneter Gaucho dem Büffel von hinten zu Fuße näherte und ihm erſt die eine und dann die andere Achillesſehne der Hinterfüße durchhieb; dadurch ſtürzten die Thiere gewöhnlich; der Gaucho ſchlich ſich dann abermals heran und verſuchte die Gurgel abzuſchneiden. In einigen Fällen gelangen beide Operationen ſchnell; oft aber auch ſprang das gequälte Thier mit einer oder beiden durchſchnittenen Hackſehnen noch auf und galoppirte trotz dieſer Verſtümmelung unter markdurchdringendem Brüllen mit weit aus dem Halſe hängender Zunge und ſchäumendem Maule wieder fort; oft mußten drei bis vier Stiche in den Hals gemacht werden, ehe es gelang die Kehle zu durchſchneiden und das Thier wurde auf eine elende Weiſe langſam zu Tode gemartert.

So ekelerregend aber auch der Eindruck iſt, den dieſe Tödtungsart auf den gebildeten Europäer machen muß, ſo erregt andererſeits die ungemeine Gewandtheit und Geſchicklichkeit der dabei betheiligten Gauchos die größte Bewunderung. Es kommt faſt nie vor, daß einer derſelben von dem wüthenden Thiere verletzt wird, wenn auch anderweitig oft Unglück geſchieht, da die Schlächtereien auf den Straßen vorgenommen werden, und die Büffel oft mitten zwiſchen einen Haufen gaffender Zuſchauer hineinſtürzen, ehe es die Gauchos durch Anziehen des Lazo hindern können; darauf ſcheint man hier jedoch wenig zu geben. In den Saladeras, d. h. in den wirklichen Schlachthäuſern, wo man der Felle halber täglich Hunderte der Thiere ſchlachtet, iſt die Tödtungsart allerdings dieſelbe; jedoch geht hier das Schlachten viel ſchneller von ſtatten, da die Büffel hier zwiſchen Pfählen getrieben werden, die ſo eng geſtellt ſind, daß ſie ſich nicht umdrehen und fortlaufen können. Sind die Thiere getödtet, ſo werden ſie auf der Stelle abgezogen und in die paſſenden Stücke zerſchnitten; dieß iſt ein Werk von kaum fünf Minuten; jede Corporalſchaft holt ſich ihr halbes oder ganzes Viertel, und einen Augenblick darnach hängt es noch warm und vom Blute dampfend an den oben erwähnten drei Stöcken zum Braten am Feuer. Der größte Leckerbiſſen iſt dann für den Gaucho das Rippenſtück, das mit der Haut herausgeſchnitten, nach außen zuſammengeſchlagen und ſo gebraten wird. Es ſoll ſehr zart und ſaftig ſchmecken, wenn es auf dieſe Weiſe zubereitet wird; allein nach dem, wovon ich Zeuge geweſen, konnte ich mich nicht überwinden davon zu koſten.

Nachdem wir uns dieß alles angeſehen, *kauften wir einen* ganzen Büffel von 680 Pfd. für ungefähr 10 Thlr. preußiſch. Es iſt dieß noch ziemlich theuer in Folge der Kriegszeiten, ſonſt kauft man ſtets für 6 Thlr. Die Pferde haben aber noch viel weniger Werth als das Rindvieh, das ſeiner Haut wegen mehr geſchätzt wird, die den vorzüglichſten Ausfuhrartikel von Buenos Ayres bildet, und im Lager bot man uns ſchöne wilde Pferde zu 15 Papierthaler (ungefähr 1 Rthlr. 10 ſgr.) an. Für die Zähmung, die in acht Tagen von einem Gaucho vollſtändig beendigt wird, gibt man einen ſpaniſchen Thaler, und ſo hat man für 3 Rthlr. das ſchönſte junge Pferd, das man bei uns mit 20 Louisdor bezahlen würde. Für das Pferd, welches ich mir für den Tag geliehen hatte, gab ich 5 Papierthaler und der Gaucho ſagte nur: „Wenn das Pferd fallen ſollte, müſſen Sie mir aber den Sattel wieder bringen.“ Ich brachte ihm jedoch beides unverſehrt zurück. Will man hier eine Reiſe ins Innere machen, ſo bedarf man nur eines Sattels, Pferde erhält man hier überall gegen eine ſehr geringe Vergütigung.

Gegen Abend hatten wir unſere übrigen Einkäufe, unter denen ſich auch zwei Säcke mit Pfirſichen, die ½ Rthlr. gekoſtet, befanden, beendet und traten unſern Rückweg an Bord an. Als wir bei der Douane ankamen, wurden wir durch eine Schildwache zum Anhalten behufs Vorzeigung unſeres vom Polizeichef ausgeſtellten Scheins angerufen. Wir thaten dieß; da jedoch der betreffende Beamte nicht gegenwärtig war und man uns eine Viertelſtunde warten ließ, wurde ich ungeduldig, und da man bei dieſem Volke nicht ſehr rückſichtsvoll ſeyn muß, ſo zog ich meine Uhr hervor, und gab einem der Unterbeamten fünf Minuten Zeit, um den Inſpector herbeizurufen, widrigenfalls ich mit dem Boote abfahren würde. Zugleich machten wir unſere Waffen fertig, um

anzudeuten, daß etwaige Versuche uns zurückzuhalten, gebührend würden zurückgewiesen werden. Es schienen diese Vorbereitungen auch den gewünschten Zweck nicht zu verfehlen, da sogleich Boten nach verschiedenen Richtungen ausgesandt wurden, den Hrn. Inspector zu citiren; derselbe war jedoch entweder zu weit entfernt oder zu beschäftigt — genug, er kam nicht, und nach Ablauf der fünf Minuten ließ ich mit Gewehr im Arm abstoßen, und „stolz dem Gegner den Rücken zukehrend" hatten wir mit Hülfe unserer Segel bald die Mündung des Flusses erreicht, ohne daß man gewagt hätte, unserer Abfahrt irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen.

Den 13 März. Seit dem 3ten d. M. sind wir wieder auf der Rhede von Montevideo angelangt, da nach dem was wir über die Verhältnisse in Buenos Ayres erfahren, für die königl. Unterthanen, selbst im Falle einer Einnahme der Stadt durch Urquiza, nichts zu fürchten war, und wir nach unserer Reiseroute bis Ende August noch so viele Plätze zu besuchen hatten, daß wir nicht länger ohne Grund auf dem Rio de la Plata verweilen durften, sondern nach Ankunft des Mercur und Einnahme unserer Provisionen aus demselben unsere Reise fortsetzen mußten. Der letztere ist jedoch erst vorgestern hier eingelaufen, und wurde, da er ebenfalls Rio de Janeiro berührte, auch einer achttägigen Quarantäne unterworfen, die unsern Aufenthalt hier wahrscheinlich noch bis Anfang nächsten Monats verzögern wird. Ich habe seitdem Gelegenheit gehabt Montevideo genauer kennen zu lernen, und über seine Bewohner sowie über die Republik Uruguay im Allgemeinen etwas näheres in Erfahrung zu bringen. Bevor ich jedoch dieß niederschreibe, will ich noch einmal auf Buenos Ayres und die argentinischen Länder zurückkommen, um noch einiges zu ergänzen und einige für uns Europäer interessante Data zu berühren.

Die argentinische Republik umfaßt einen Ländercomplex von ungemeiner Größe und besteht aus einer Conföderation von 14 Provinzen, unter denen Buenos Ayres die größte, bevölkertste und cultivirteste ist. Die Gränzen und den Flächeninhalt der ganzen Republik auch nur einigermaßen genau angeben zu wollen, würde eine schwer zu lösende Aufgabe seyn, da die ersteren noch gar nicht gesetzlich bestimmt sind, sondern nur als ungefähr angenommen betrachtet werden können. Aus diesem Grunde hat deßhalb, abgesehen von den ewigen politischen Wirren, noch gar keine Vermessung vorgenommen werden können. Der Flächeninhalt variirt nach den verschiedenen Angaben um nicht weniger als 20,000 Quadratmeilen und als Mittelzahl dürfte man 45,000 Quadratmeilen annehmen. Die richtige Zahl der Bevölkerung ist aus obigen Gründen ebenfalls nur problematisch; jedoch dürfte sie wohl eine Million Köpfe nicht übersteigen. Hiervon kommt ungefähr der vierte Theil auf die Provinz Buenos Ayres, dessen Hälfte wiederum die Stadt und ihre nächsten Umgebungen bewohnen. Der größte Theil der Landesbewohner besteht aus den Abkömmlingen der ersten spanischen und portugiesischen Ansiedler; den Rest machen Einwanderer aller Nationen, besonders spanische und französische Basken aus, sowie ein kleiner Theil afrikanischer Abkunft, der bis zum letzten Kriege mit Montevideo in Sklaverei, während desselben frei gelassen und zu Soldaten verwendet wurde. Außerdem gibt es im Innern aber noch Indianer, unter denen besonders die Sangueles und Patagonen zu merken sind. Ihre Kopfzahl ist jedoch unmöglich anzugeben. Die Hauptbeschäftigung der Landesbewohner ist, wie schon oben bemerkt, Viehzucht, und der Ackerbau wird nur in sehr geringem Maßstabe und dann nur von den in den letzten zwei Decennien eingewanderten Fremden betrieben, obwohl es für diese Cultur wohl nicht leicht einen Erdstrich geben dürfte, der die darauf verwendete Mühe reichlicher lohnte, als fast alle Länder der argentinischen Republik. Die Ausdehnung der letzteren über so viele Breitenparallele gibt ihr eine so glückliche Lage, daß fast alle Erzeugnisse der tropischen und gemäßigten Zone in dem ungemein ergiebigen Boden gedeihen, der keines Düngers und nur sehr geringer Bearbeitung bedarf. Die üppigsten Weizen- und Maisfelder wogen neben Anpflanzungen von Apfelsinen und Citronenbäumen; etwas weiter nördlich gedeihen Zucker, Kaffee und Gewürze vortrefflich, und im Uebermaße findet man überall Früchte, besonders aber Wein, Birnen und Pfirsiche, von deren unglaublicher Menge man in Europa sich gar keinen Begriff würde machen können. Das Land ist größtentheils flach, und bietet deßhalb der Bebauung wenig Hindernisse dar. Die reichsten Viehweiden liefern die Pampas (Steppen), und das zahllos darin lebende Rindvieh und die Pferde bedürfen nur des Einfangens und Zähmens. Die Masse des Viehs in der argentinischen Republik wird auf 150 Mill. Stück geschätzt, und das Land besitzt schon darin einen unerschöpflichen Reichthum. Dieser Umstand und der darauf gegründete leichte Erwerb des Lebensunterhaltes ist auch die Ursache, weßwegen die von Natur nicht fleißigen Spanier und die Gauchos sich so schwer von der herkömmlichen nomadisirenden Lebensweise trennen, und den Ackerbau, der etwas mehr Mühe macht, so ganz und gar vernachlässigen. Und da ihre geringen Lebensbedürfnisse durch das Fangen und Schlachten des Viehs vollständig befriedigt sind, und sie nirgend, wohin sie auch ziehen, vom Nahrungsmangel heimgesucht werden, so leiden sie durch Kriegführung nicht, sondern betrachten dieselbe im Gegentheil nur als eine angenehme Abwechslung in ihrer täglichen Beschäftigung. Darin liegt denn auch ein Hauptgrund der immerwährend wiederkehrenden anhaltenden Revolutionen und Kämpfe, da es den Parteiführern nur das Versprechen auf Beute oder eine geringe Belohnung kostet, um die Gauchos auf ihre Seite zu bringen und sie zum Kriege zu verleiten. So z. B. hat der jetzt Buenos Ayres belagernde General Lagos noch keinen Sold seit dem Beginn der Feindseligkeiten (December v. J.) ausgezahlt, und seine Truppen nur auf die Einnahme von Buenos Ayres und die dort zu erwartende Beute vertröstet.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Notizen.

Die Dampfschifffahrtsverhältnisse der Vereinigten Staaten Nordamerika's geben amerikanische Blätter wie folgt an:

Fahrzeuge an der Küste	Zahl	Tonnen	Mannschaft
Oceandampfer	96	91,475,60	4,548
Gewöhnliche Dampfer	382	90,738,40	6,311
Propellers	67	10,245,73	544
Dampffähren	80	20,041,18	369
Total:	625	212,500,91	11,772

Im Innern:			
Gewöhnliche Dampfer	663	184,262,32	16,576
Propellers	52	15,729,12	816
Dampffähren	50	4,733,68	214
Total:	765	204,725,12	17,606
Insgesammt:	1390	417,226,03	29,378

Bis 1849 waren 1656 Dampfschiffe auf den westlichen Gewässern gebaut worden, wovon 736 verloren gingen, was an 16 Millionen Dollars zu schätzen ist. Auf den großen Seen stieg die Tonnenzahl der Dampfer von 1843 bis 1851 von 14,381 auf 58,711 Tonnen.

Man rechnet mit Gewißheit darauf, daß bis zum Jahre 1865 sich die vorher angegebenen Totalzahlen verdoppelt haben werden. E. P.

*

Die Deutschen in Sonora. Wir erfahren hier in New-York, daß sich Santa Anna alle Mühe gibt, besonders Deutsche aus Californien nach Sonora zu locken, und es werden die glänzendsten Versprechungen gemacht. Aus Briefen verleiteter Landsleute ist zu ersehen, daß demnächst tief im Innern befindliche ersäufte Gruben, die man Bergwerke nennt, durch Auspumpen vom Wasser befreit werden sollen; außerdem aber sollen die Deutschen das Land gegen die Indianer schützen. Der Gouverneur Gandara von Sonora bedient sich als Mittelspersonen zweier Deutschen, deren Namen Müller und Clauffen sind.

Aus Guaymes schreibt ein Landsmann: „Von uns Deutschen wird keiner nach dem Innern gehen und jeder sucht sein Unterkommen so gut er kann. Weder Apotheker noch Doctoren noch Handwerker noch Bauern können hier etwas machen. Täglich kommen von den paar Deutschen die noch an der Gränze als Farmer leben, neue ¡Flüchtlinge an. „Man verspricht den Leuten die nicht zum Wasserpumpen in die Bergwerke mögen, Land zum Bebauen, an der Gränze gelegen, wo sie ihre Kartoffeln mit der Flinte in der Hand gegen die Indianer vertheidigen müssen."

Nachdem sich schon so viele unten im Süden und Südwesten theuern Witz gekauft, wäre es zum Verwundern, daß sich noch immer wieder Leichtgläubige zum Verführen finden, wenn man nicht wüßte, der Mensch stehe vielfach hinter denen Thiergattungen zurück, die durch den Schaden anderer ihres Geschlechts klug werden, und bei denen sich das auf diese Art herbeigeführte Klügerwerden instinctartig fortpflanzt? E. P.

*

Statistische Notizen aus Amerika. „Irrthum vorbehalten," pflegen Kaufleute auf ihren Rechnungsauszügen zu vermerken; ich setze das meinen Notizen voran, weil sie von amerikanischen Angaben herrühren.

Im vorigen Jahre belief sich die amerikanische Handelsmarine auf 4138 Millionen Tonnen, und es wird behauptet, daß England binnen fünf Jahren überflügelt seyn werde, wenn die Steigerung so fortgehe wie bisher. Vor einem Menschenalter betrug die amerikanische Handelsmarine nur erst 1297 Mill. Tonnen. 625 Küstendampfer hatten 212,500 Tonnen Gehalt und 765 Flußdampfer 204,725 Tonnen. Zusammen besteht die Dampfermarine aus 1390 Fahrzeugen, die durchschnittlich im Jahre 40 Mill. Passagiere befördern.

Eingangszölle wurden im vorigen Jahre erhoben:

in New-York	28,772,558 Doll.
in Philadelphia . . .	3,715,126 „
in Boston	6,250,588 „
in Baltimore	1,063,530 „

Eisenbahnen waren 12,808 Meilen bereits fertig und dem Verkehr übergeben; 12,612 Meilen befanden sich noch im Bau.

Von den Producten der Unionsstaaten wurden nur für 117 Mill. Doll. exportirt, während mehr als für 3000 Mill. erzeugt wurde. Den Umsatz im Binnenhandel schätzte man auf 600 Mill. Doll.

Die Einfuhren überstiegen die Ausfuhren noch um ein Bedeutendes. E. P.

*

Metzelei im Westen Amerika's. In den Staaten Ohio, Kentucky und Illinois sind im Jahre 1853 auf 1854 nicht weniger als 1,265,555 Schweine geschlachtet worden; nebenbei aber wurden aus dem Westen beständig sehr starke Transporte lebender Schweine auf den Eisenbahnen besonders nach New-York verfrachtet.

Folgendes sind die Angaben der in den zwei vorhergegangenen Jahren geschlachteten Schweine aus sieben der mittleren Staaten

	1851—52	1852—53.
Ohio	536,308	564,962
Indiana . . .	329,087	464,832
Illinois . . .	32,085	106,708
Kentucky . . .	205,600	338,300
Iowa	15,000	22,500
Missouri . . .	52,000	67,000
Tennessee . . .	10,000	32,000
	1,180,080	1,596,302.

Die Schweinezucht bildet bei Summirung des Productenwerthes der Vereinigten Staaten, welcher im vorigen Jahre auf mehr als 3000 Mill. Doll. abgeschätzt wurde, einen ganz ansehnlichen Posten. Die Musterrepublik zeichnet sich so sehr in der Schweinezucht, wie Deutschland in der Schafzucht aus. E. P.

*

Eine chinesische Zeitung in Amerika. Unter dem Titel „Neues von den goldenen Hügeln" erscheint jeden Sonnabend in San Francisco eine Zeitung in chinesischer Sprache, herausgegeben von den HH. Howard und Lernoer. Die Lithographie ist zur Herstellung benutzt, und angeblich wird lediglich auf sittliche Verbesserung der Chinesen auf amerikanischen Boden damit speculirt. Man will ihrer Vielweiberei entgegenwirken, ein besseres Familienleben unter ihnen heimisch machen, sie zur besseren Erziehung ihrer Kinder hinleiten (nosce te ipsum, ließe sich da anmerken), die chinesischen Dirnen, respective Freudenmädchen sollen zu Tugendspiegeln nach Yankeemanier umgeformt werden; kurz man will diese guten Chinesen yankeelisiren!

Ich habe dabei so eine „Notion", als sey es außerdem noch darauf abgesehen: einiges von dieser Zeitungs-Maculatur mit „Retouren" nach China selbst einzuschmuggeln. John Bull knobbert an der einen Seite; der russische Steppenwolf nagt an einer andern, warum soll Bruder Jonathan nicht auch vom chinesischen „Candy" etwas naschen? E. P.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 41. 13 October 1854.

Der Hudsonkai in New-York. [1]

Federzeichnung von E. Pelz.

So reich! und immer ist mit seinem Geist kein Friede!
Und ewig ohne Ruh', als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit!

Der Hafen von New-York und was mit demselben zunächst in Berührung steht, bildet ohne allen Zweifel das Hauptinteresse dieses nach London und Liverpool bedeutendsten Hafenplatzes der Welt, dessen Perspectiven fast ins Unabsehbare hineinragen. Wir mögen über das menschliche Geschäftstreiben und über riesige Städte denken wie wir wollen; das eine mag uns eitel und vergänglich erscheinen, und die andern können wir sogar als krankhafte Erscheinungen im Leben der Erdenkinder halten; die nähere Betrachtung eines solchen Platzes bleibt — selbst nur von außen aufgefaßt — stets in hohem Grade anziehend. Man braucht nicht gerade zu dem Unkraut zu gehören, das am besten zwischen den Pflastersteinen der Metropolen gedeiht, um dieß zu empfinden, und es gehört dazu eben nur keine Sonderlingsnatur; kein Diogenes in der Tonne und kein Geschmack indischer Säulenheiliger. Deßhalb darf ich getrost dazu einladen, mir im Geiste auf einem Betrachtungsgange zu folgen, der den Hudsonkai New-Yorks zum Zielpunkt hat, und ein geneigter Leser braucht sich um so weniger von der Begleitung zurückzuziehen, als er eben nicht zu persönlicher Theilnahme genöthigt ist. Denn wir haben allerdings keinen polizirten Kai vor uns, wie etwa den englischen und Hof-Kai zu St. Petersburg, auf welchem Promenaden in Gesellschaft der elegantesten Damen angestellt werden können, weil da von Seite einer allgegenwärtigen und doch fast unsichtbaren Polizei die möglichsten Rücksichten auf vornehme Spaziergänger zur Anwendung kommen und das Geschäftstreiben dem Vergnügen derselben untergeordnet wird, wo das Dulce hoch über das Utile gestellt erscheint. — Im Gegentheil herrscht am Hudsonkai, einer der bedeutendsten Hafenpartien New-Yorks, „St. Business" [1] — der heilige oder geheiligte Geschäftsbetrieb — eben so autokratisch nach umgekehrter Richtung, als in St. Petersburg „St. Ljen," das geheiligte Nichtsthun, die sanctionirte Faullenzerei, das fashionable Flaniren, die vornehme Bummelei.

Bever wir jedoch unsern Betrachtungs- und Beobachtungsgang beginnen, wollen wir nicht verfehlen, die „angeborene deutsche Gründlichkeit" walten zu lassen, indem von uns der historische Entwicklungsgang, den der Hudsonkai bislang durchlaufen, in Erwähnung gebracht wird.

Nach einem Stadtplane vom Jahre 1695 schnitten damals die Befestigungen des Ortes, bestehend aus nach innen mit Erde beworfenen Pallisadirungen, ungefähr da ab, wo dermalen Churchstreet läuft und das Terrain, worauf gegenwärtig Greenwich-, Washington- und Weststreets stehen, wurde zum Flußgebiet gerechnet, das in seinen äußersten Ausläufern — zur Fluthzeit wenigstens — vom Wasser überströmt wurde und weiter nach vorn ganz zum Hudsonstrom gehörte, indem es Theil desselben war. Oben nach Norden, und außerhalb der Befestigungen gelegen, machte Lombardstreet, jetzt Churchstreet, die Kaistraße aus, nicht weiter als bis nach Maidenlane sich ausdehnend. 1763 bildete die jetzt von Greenwichstreet beschriebene Linie bis hinauf nach Warrenstreet, einzelne Vorsprünge unterhalb Trinity Church ausgenommen, den namenlosen Kai, weil damals letztgenannte Straße noch nicht benannt war. Erst nach dieser Zeit nahm die Frequenz des Hafens von New-York stark zu, und da sich der Geschäftsverkehr im südlichen Stadttheile festhielt, seinen Schwerpunkt in Wallstreet bis heut

[1] Nachfolgende Schilderung bildet eine Fortsetzung des Aufsatzes „Panorama von New-York," der zuerst in Nr. 509 der Leipziger illustrirten Zeitung von dem vorigen Jahrgang erschienen ist und mit Beifall aufgenommen wurde, so daß ich nicht Anstand nehmen durfte, denselben dem ersten Bändchen meiner „transatlantischen Federzeichnungen" einzuverleiben. Die gütige Nachsicht des Leserpublicums in Deutschland mit meinen bisherigen schriftstellerischen Versuchen hat mich so dreist gemacht, dieß schwierige Unternehmen zu beginnen. Möchte es mir wenigstens gelingen, den regen „guten Willen" einigen Nutzen zu stiften, damit an den Tag zu legen. In New-York spiegelt sich so viel vom amerikanischen Leben, daß Bilder desselben, die nicht ganz verfehlt sind, gewiß nützlich genannt werden müssen.

[1] Die scherzhafte Benennung des allmächtig auftretenden Geschäftemachens der Amerikaner durch St. Business hat sich sogar des Beifalls in Amerika zu erfreuen gehabt, weßhalb ich keinen Anstand nehme, sie hier wieder in Anwendung zu bringen, nachdem dieselbe schon in einem Aufsatze: „die drei Hauptheiligen der Vereinigten Staaten" überschrieben, gebraucht wurde. A. d. V.

behaltend, so zeigte sich bald Mangel an Raum zum Anlegen und Ausladen der Schiffe. Man wußte sich auf eine sehr einfache, aber sinnreiche Art durch Anlegung sogenannter „Piers“ [1] zu helfen. Es sind dieß die noch heut gebräuchlichen Eindämmungen in das Stromgebiet, gewöhnlich etwa 16 Schritte breit und an 200 Schritt lang. Man rammt behufs ihrer Errichtung an den Außenseiten Doppelreihen starker Stämme in den Grund und füllt zwischen denselben den Raum mit starken Balken aus. Der so dem Wasser abgewonnene Platz wird dann durch Ausfüllung mittelst großer Steine und Schutt zur festen Straße oder Brücke gemacht, die eine Lage Bohlen als Dielung erhält. Diese Piers liegen durchschnittlich 50 bis 60 Schritte weit von einander entfernt, zwischen sich von drei Seiten geschlossene Häfen bildend, und gewähren natürlich einer mindestens sechsfach vergrößerten Anzahl von Schiffen die Möglichkeit des unmittelbaren Anlandens und Ausladens ihrer Passagiere und Güter, während zugleich einer mehr als zwölfmal größern Menge von Fahrzeugen Sicherung gegen Strömung und Fluth gewährt ist.

Nun legte sich aber sehr bald der Schlamm in die von den Piers gebildeten Zwischenräume, dessen Hinwegräumung früher noch weit kostspieliger war als es jetzt der Fall ist, wo die bekannten Baggermaschinen durch Dampf getrieben werden, andere Kräfte ersetzend. Daher wurde immer kurzer Proceß gemacht durch Verlängerung der Piers um abermals 200 Schritt. Indessen stieg der Bodenwerth für Häuserbauten in dieser Inselgegend fortwährend sehr, so daß es rentirte, die verschlammten Plätze dafür herzurichten. Wo die seitherigen Piers im Strome geendet hatten, wurde das Wasser durch Ziehung von Querdämmen völlig abgesperrt und der so gewonnene Raum durch Aufschüttungen von Steinen und Erdreich für Häuserbauten in Stand gesetzt. Das hügelige und steinreiche Inselgebiet lieferte jederzeit hinlängliches Material zu diesen Ausfüllungen, wozu nebenbei auch allerlei Schutt und Schmutz mithalf. Auf diese Weise entstand, nachdem lange Zeit die östliche Häuserreihe der Greenwichstraße den Hudsonkai gebildet hatte, deren westliche Häusereinfassung und zugleich weiter hinaus nach dem Strom hin eine Reihe Gebäude am neuen Kai als Washingtonstreet und bei abermaliger Hinausrückung der Piers in das Hudsongebiet, die dermalige Weststreet. Gegenwärtig ist aufs neue die Rede von einer nochmaligen Hinausrückung der Piers, wodurch Weststreet den Kai-Rang auch wieder verlieren müsse; indessen sollen sich lebhafte Stimmen gegen dieses Unternehmen erhoben haben, von denen wesentliche Nachtheile einer solchen Verengung der Strommündung als Befürchtungen vorgebracht wurden. Erweisen sich dieselben als nicht haltbar, so wird bald genug eine neue Kaistraße dem North-River oder Hudson entlang gehen, denn die Gewinnsucht drängt nach dem vermehrten Hazardspiel mit Bauplätzen. —

Nach dieser reifrockartigen Einleitung und Vorbereitung folgen wir nun der Häuserreihe, welche den Battery-Platz vom Broadway herab in westlicher Richtung besetzt hält und stoßen dabei direct am Kai, hinter dem straßenbreiten Fahrweg vor den Häusern von Weststreet, auf den Pier Nr. 1, der als Straßenausläufer betrachtet werden kann. Derselbe ist mit einer Ueberdachung versehen und von einer Gesellschaft in Beschlag genommen, die eine [illegible] den Hauptstraßen besitzt, welche nach dem Süden und Südwesten der Union führen. Aufschriften des Einganges in schreiend großen Buchstaben sagen uns, daß hier namentlich Gelegenheit zur Reise nach Philadelphia und weiter via Amboy und Camden sey; es können da Billets zu Fahrten bis in die fernen Gegenden gelöset werden, an welche jene großen Länderstrecken der Vereinigten Staaten gränzen, die den Namen „Territorien“ tragen. Man wird durch Dampfboote bis Amboy an der Raritan-Bay befördert, um dann auf Eisenbahn bis Camden am Delaware zu gehen, wo eine Dampffähre zum Uebersetzen nach Philadelphia sich befindet. Von letzterem Platze aus ziehen sich Eisenbahnen in südlichen und westlichen Richtungen weiter.

Dieser Pier Nr. 1 allein liefert Stoff zu einer ganzen Reihenfolge von Betrachtungen, besonders wenn ein vergleichender Maßstab dabei angelegt wird, den europäisch Gebildete nicht anzulegen fast außer Stande sind, denn es drängen sich ihnen zu viele Gegensätze und Verschiedenheiten dabei auf, welche Berücksichtigung [illegible] terisch heischen. Fassen wir die ganze Erscheinung ins Auge, so bietet dieselbe vor allem gewissermaßen eine Frontseite zu dem hervortretenden Bestreben nach Gewinn für die Unternehmer dieser Reisebeförderung. Im Gegensatz zum Grundsatze der alten Welt: das Gemeinwohl über den Privatgewinn bei Herstellung öffentlicher Straßenverbindungen zu stellen, steht hier der Privatvortheil kreibeinig obenan, und das salus rei publicae, die gemeinsame Wohlfahrt, ist ihm gewissermaßen als Domaine zur Ausbeutung überlassen. Wir fühlen uns in der Atmosphäre einer entgegengesetzten Polhöhe, und unter Gegenfüßlern welche aus der alten Welt hin in eine neue gesprungen sind, um sich dem Extrem der widersprechenden Richtung hinzugeben. Die jenseit des atlantischen Oceans hart ins Gedränge gerathene Selbstsucht hat diesseit ihre Tempel und Altäre dreist oder frech errichtet, vielleicht um der Menschheit recht anschaulich die Lehre zu geben, daß eine gerechte Mitte eben bei keinem Extrem zu suchen sey.

Unter solchen Umständen der Speculation auf die Taschen anderer pflegt man sich fast überall in der alten Welt, besonders aber in den dienstfertigen deutschen Ländern, so zuvorkommend und kosmopolitisch als nur möglich zu zeigen. Selbst im autokratisch beherrschten Rußland, und unter einem Zaren dem die Neigung zur Russificirung stark nachgesagt wird, zeigt sich allerlei dahin zielende Rücksichtnahme in sprachlichen Beziehungen. Die bei einem gebildeten Reisepublicum als bekannt vorauszusetzenden Hauptsprachen: Deutsch und Französisch, finden sich in Aufschriften wahrgenommen, welche die erforderlichen Zurechtweisungen der Passagiere in Hinsicht auf Localitäten und dergleichen enthalten. Ebenso sind sie gewiß bei der Billetur an der Casse u. s. w. vertreten. Wo immer in Deutschland Reisende englischer Zunge zu gewärtigen sind, können diese bestimmt auf sprachliche Berücksichtigung zählen. — Von alle dem zeigt sich hier am Pier Nr. 1 keine Spur, obgleich sogar die Vereinigten Staaten eine bedeutende Bevölkerung besitzen, welche Deutsch und Französisch als Muttersprachen reden; ein Verhältniß das weder in Rußland noch aber in Deutschland stattfindet. Am Pier Nr. 1 wird nichts als Englisch geboten, und wer das nicht versteht, mag zusehen wie er fertig werde! Es hat den Anschein, als seyen die Manieren der alten Indianerstämme angenommen

[1] Der Kürze halber möge mir verstattet seyn, diesen Ausdruck beizubehalten; Schiffsanlagedämme, die richtige deutsche Benennung, klingt doch ein wenig zu deutsch-schwerfällig, und das „Pier“ verdient wohl als technischer Name die Adoption. A. d. V.

worden, denn in der Neuzeit könnte man ſich ſogar dieſe rohen Naturkinder nicht zum Muſter genommen haben, weil ſie im Verkehr mit andern Nationen Notiz von deren Sprachen nahmen.

Welch ein rauher Contraſt zur bekannten Leidenſchaft der Gewinnſucht, welche die Amerikaner beherrſcht, zeigt ſich in dieſer Erſcheinung! Ihr Mangel an Lerntrieb, ihre Geiſtesträgheit in gewiſſen Beziehungen erſcheinen ſogar durch dieſe mächtige Begierde nicht überwindbar; wir finden ſie vielmehr hinter einem Nationaldummſtolz und hinter andern, wenn auch noch ſo vagen Ausreden verſchanzt. Uebrigens wird der Hinwegfall angemeſſener Sprachrückſichten hier am Pier Nr. 1 motivirt durch die neuerliche Uebernahme von Geſandtſchaftspoſten in europäiſchen Staaten von Amerikanern, die nichts als Engliſch verſtehen, und wenn unſere „plattdütſchen“ Bauern einmal drüben ſo ans Ruder kommen ſollten, wie hier die Engliſchen, dürften ähnliche Reſultate zum Vorſchein kommen. — Wir durften eine ſolche Motivirung nicht unterlaſſen, weil uns ſonſt die Beſchuldigung ſicher geweſen wäre: es ſey von uns gebührende Rückſicht auf hiſtoriſch Gewordenes außer Acht gelaſſen.

Gleich beim Eintritt auf den Pier fällt uns eine Tafel mit der Aufſchrift: „No Smoking!“ (hier wird nicht geraucht) in die Augen. Allein wir rauchen ruhig unſere Cigarre weiter, indem von uns der Abgang eines Dampfers nach Amboy beobachtet werden ſoll. Es iſt ſo ernſtlich nicht gemeint mit dieſem Verbote, denn niemand iſt eigentlich dazu angeſtellt, um dasſelbe aufrecht zu erhalten, wie dieß denn gar manchmal hier zu Lande der Fall zu ſeyn pflegt in Hinſicht auf Geſetze und Verbote, woran es ſo wenig fehlt als anderswo; die herrſchenden Engliſchen dürfen ſie auch nicht alle handhaben, weil ſonſt niemand mehr einwandern, vielmehr Schaaren auswandern würden und die Herrſcher nichts mehr zu beherrſchen hätten, was gleichfalls Menſch zu ſeyn prätendirt. Indeſſen trifft gerade das Tabakrauchen unter den Yankees durchſchnittlich eine härtere Verfolgung als anderes Verbotene, weil die hochmüthigen Ladies dabei im Spiele ſind, und St. Cuſtom eine ſtricte Unterordnung in allen Fällen gebietet, wo ſelbſt nur „Fancies“ (Grillen, Launen) dieſer Oberhofmeiſterinnen der Union Befriedigung verlangen. Jeder national-dreſſirte Amerikaner wird in ſolchen Fällen zum Polizeier, und ſogar Lola Montez, die Kühne, erfuhr die Zurechtweiſung: „Here can't be smoked!“ (hier kann nicht geraucht werden), aus dem Munde eines Wohldreſſirten, als ſie irgendwo ihre Cigarre ſchmauchte, wo auch nicht geraucht werden ſollte. Da ſie ſelbſt der Ladyſchaft, wenn auch einer unächten — weil nicht amerikaniſchen — angehörte, ließ man ihre kecke Entgegnung lachend dahin gehen: „But you see I can!“ (aber Sie ſehen ich kann!) Der Ausländerin konnte das gelingen, den Ausländer hätte Richter Lynch bedroht. Es iſt ein Glück für die Amerikaner, daß der witzige Le Sage ſeinen Gil Blas früher ſchrieb, ehe Amerika zum Augenpunkt der Europäer wurde; er hätte ſeinen Helden leicht unter die amerikaniſche Geſellſchaft in die Lehre ſchicken können, ſtatt ihn unter die Höhlen-Disciplin einer ſpaniſchen Spitzbubenbande zu ſtellen. Dem ſpöttiſchen Böſewicht wäre ſo etwas ganz wohl zuzutrauen geweſen.

Es iſt noch über eine Viertelſtunde Zeit bis zur Abfahrt des Dampfers, und erſt wenige Paſſagiere haben ſich bereits eingefunden, darunter kaum etliche, denen Freunde oder Angehörige das Abſchiedsgeleit gaben. Das Reiſen iſt hier ſo überaus gewöhnlich, daß — trotz der Gefahren deſſelben, die weit größer ſind als in Europa — alle Welt ſich an das Kommen und Gehen Anderer gewöhnt. Die an den Tag tretende Gleichgültigkeit der Menſchen gegen einander hat nebenbei freilich auch noch ihren Grund in der charakteriſtiſchen Selbſtſucht, welche ſich im Leben der Amerikaner ausprägt. Demzufolge iſt alles „Gehen“, mit Einſchluß des Gehens für immer in das dunkle Jenſeits, nur ausnahmsweiſe vom Intereſſe Anderer begleitet, während bei dem „Kommen“ wenigſtens noch die egoiſtiſche Neugier mitſpricht. Darin liegt viel Lebensphiloſophie; allein die europäiſch-deutſche Natur ſträubt ſich dagegen.

Erſt während der letzten zehn Minuten vor dem Abgange des Dampfers ſtürzen nun die Paſſagiere herbei; die Bahn des haſtigen Getriebes, welche in allen Lebensbeziehungen, mit alleiniger Ausnahme der ſteifleinenen Sonntage, herrſcht, wird auch beim Reiſen nicht verlaſſen. Gewiß ſaß gar mancher bis kurz vor dieſen letzten Minuten — auch völlig nichtsthuend — auf irgend einem Flecke, gedankenlos vor ſich hinſtarrend in vollkommener Lethargie, höchſtens ſeinen „Chew“ (Mund voll Kautabak) zwiſchen den Backen umwälzend und allenfalls Spukkünſte dabei treibend, wenn er nicht zu denen gehörte, die allezeit darauf ſinnen wie ſie im Nichtsthun andern das Geld abſchwindeln. Jetzt haſtet er, einmal in Gang gekommen, wie andere, die niemals Zeit zum vernunftgemäßen Eſſen finden — denn ſo iſt nun einmal die von Extrem zu Extrem ſpringende und ſich nur in dieſer Weiſe gefallende Yankeenatur. Wo dem bedächtigen Deutſch-Europäer die Sinne vergehen im Gewirr und in raſender Eil, da iſt der Amerikaner gewiſſermaßen erſt recht in ſeinem Element, und man muß es ihm laſſen; er macht da ſeine Sache leidlich genug, es wird von ihm mancher Moment erfaßt, der dem Bedachtſamen entſchlüpft, den der Deutſche verduſelt!

Die Schiffsglocke gibt das letzte Zeichen zur Abfahrt; wir müſſen eilen vom Bord zu kommen, ſonſt nimmt man uns mit. Der Zugang zu den Dampfern dieſer Art iſt nämlich in der Regel an kein Vorzeigen von Billets geknüpft, und wer das Fahrzeug nicht zur rechten Zeit verläßt, muß eben mit und iſt genöthigt ein Billet an der auf dem Schiffe befindlichen Caſſe zu löſen. Alles in dieſem Lande iſt faſt wie abſichtlich darauf eingerichtet, jedermann zu zwingen ſich allzeit vorzuſehen, ſtets auf der Hut zu ſeyn, ſich niemals auf andere zu verlaſſen. Es iſt dieß wieder eine jener vielen Extremſeiten des hieſigen Lebens, die zur Behauptung Anlaß geben, Amerika ſey durchweg das auf den Kopf geſtellte Europa! Wir bemerken unſchwer, daß ein ſolches Drängen und Treiben Beſchaulichkeit nicht begünſtigt, und ſomit in geiſtiger Beziehung das amerikaniſche Leben conſumptiv genannt werden darf; man verzehrt gewiſſermaßen als lachender Erbe leichtfertig die Verlaſſenſchaft Europa's! Uns fallen dabei wie noch bei vielen andern Gelegenheiten die Worte des Plautus ein:

„Modus omnibus in rebus est optimum habitu.“
(Maß in allen Dingen iſt der beſte Gebrauch.)

Dieſer Sinnſpruch möchte auch über dem „Drink-Store“ (Schenkladen) angebracht ſeyn, der im Parterrelocal des Eckhauſes von Weſtſtreet und Battery Place eingerichtet iſt, wenn eine ſolche Ermahnung bei hieſiger Bevölkerung Eindruck machen könnte, und leider nicht zu viel Wahrheit in der Behauptung der Anhänger des

Maine-Liquor-Law (Geſetzverbot des Branntweinſchenkens) läge, daß nur durch ſtrenges Verbot und draconiſche Handhabung desſelben gegen den Mißbrauch des öffentlichen Verkaufs ſpirituöſer Getränke zu kämpfen ſey, wenn gleich von einer gänzlichen Ausrottung der fehlerhaften Neigung kaum die Rede ſeyn dürfe. Denn die Bevölkerung iſt eben keine durchaus deutſche, welche ſich — vermöge ihrer Natur, Sitten und Gewohnheiten — immer auf einer Mittelbahn zu erhalten vermag, ſondern ſie ſchwankt immer zwiſchen Extremen, wie ſchon angedeutet. Dem ſchlecht oder gar nicht erzogenen Angloamerikaner fällt es weit leichter ganz zu entſagen, als im Genuſſe Maß zu halten. Allerdings kömmt noch die durch Verbote entſtehende Heuchelei in Anſchlag, wovon ſich die verſchlagenſten Beiſpiele anführen ließen; indeſſen regieren wir Menſchen einmal lieber durch Geſetze als durch weiſe Erziehung, weil jenes immer leichter iſt als dieſes!

Der nächſte Pier Nr. 2 iſt abermals von einer Paſſagelinie in Beſchlag genommen, und zwar für die Dampfboot- und Eiſenbahnverbindung zwiſchen Newyork und Boſton, via Stonington und Providence. Wir machten die Fahrt von Boſton her einmal mit dieſer Gelegenheit, und fanden die Einrichtung beſonders angenehm, daß die Waſſerfahrt von Stonington bis Newyork während der Nacht zurückgelegt wurde. Man bekam ein bequemes Nachtlager, und hatte wenig Urſache zu beklagen, den ſchon einmal am Tage zurückgelegten Weg verſchlafen zu haben. Die Küſtenfahrt, mit Einſchluß der Paſſage des Long-Island-Sundes, bietet nur einzelne hübſche Punkte dar.

Fein brüderlich nimmt eine Concurrenzgeſellſchaft den folgenden Pier Nr. 3 in Anſpruch, ebenfalls für die Dampfboot- und Eiſenbahnbeförderung nach und von Boſton, über Newport in der Narraganſetbay und über Fall-River. Das iſt eine der bemerkenswerthen Seiten der Amerikaner, daß ſie zwar jede Concurrenz zu unterdrücken ſtreben, aber wenn dieß nicht gehen will, ſich mit derſelben vertragen.

Die freie Concurrenz in dieſem Lande iſt ſchon von ſo vielen hochgeprieſen worden, daß wir derſelben hier kein abermaliges Loblied anzuſtimmen nöthig haben, ſondern anführen wollen, daß derſelben gar manche liefdunkle Schattenſeiten eigen zu ſeyn pflegen. Wir taumeln auch in dieſer Hinſicht immer nur von Extrem zu Extrem, wobei jedoch wieder manch erfreuliches Reſultat dieſer Bewegung zum Vorſchein kömmt, die ein bewundernswerthes Naturgeſetz kundgibt. Ohne dieſe unbehinderte von der Gewinnſucht oder Spielgier aufgeſtachelte Strebſamkeit würde die Durchführung des großen Experiments der Entwicklung in materieller Richtung, das offenbar von den Vereinigten Staaten Nordamerika's getragen wird, ſicherlich nicht mit ſo raſchen Schritten in der Menſchheit vorwärts gehen.

Unter gegenwärtigen Umſtänden ſtachelt gewiſſermaßen ein Welttheil — nach materieller Richtung hin — auf zum Voranſchreiten, und bei einem überſichtlichen Rückblick in ſpäterer Zeit werden unſere Nachkommen ohne Zweifel Urſache haben, mit Dankbarkeit auf dieſe Entwicklungsperiode zu ſchauen. Faſt dürfen wir ſchon ſagen, es fehle nur noch an gerechter Regelung der Preisbeſtimmungen für Arbeitsproducte, an guter Regelung des Ausgleichungsmittels „Geld“ in der Geſellſchaft, um einen befriedigenden Zuſtand für alle Glieder derſelben zu erzeugen. Gelingt es, die Benutzung ſo großer Naturkräfte, wie der Rieſen „Dampf“ und „Gas“ möglichſt zum Gemeingut zu machen, dann wird in Amerika hoffentlich auch eine Zeit nicht ausbleiben, wo man ſich entſchließt, da der Minerva und dem Apoll Tempel zu errichten wo gegenwärtig nur die Altäre des goldenen Kalbes ſtehen und Plutus die Herrſchaft in autokratiſcher Weiſe führt. Niemand darf ſich wundern, wenn es bei ſolchen Concurrenzgelegenheiten, wo die Gewinnſüchtigen um Früchte des Fleißes, um das Geld des Volks werben, Scenen gibt, wie unter neidiſchen Fiſchweibern. Das Publicum hat da öfter einen Vortheil, wenn auch nur kurze Zeit hindurch, denn zuletzt bringt gleiches Beſtreben aus Gewinnſucht unter den Concurrenten doch das gleiche Reſultat, Ausbeutung des Publicums, hervor.

Die Schaar der an dieſem Pier auf die Ankunft eines Boots harrenden Lohnkutſcher, Karrenfuhrleute, Karrenſchieber, Packträger u. dgl. liefert ein ziemlich charakteriſtiſches Bild unſerer Concurrenzzuſtände, wobei Nichtachtung anderer neben heißer Gewinnſucht bemerkbar wird. Kaum verlaſſen die Ankommenden das Schiff, ſo werden ſie mit Anerbietungen wahrhaft beſtürmt. Wer dieſelben annimmt, ohne vorher zu accordiren, darf faſt in allen Fällen verſichert ſeyn, eben ſo geprellt zu werden, als wenn er in St. Petersburg von einem Iswoſchtſchik ſich fahren läßt ohne den Preis bedungen zu haben. Hier am Hudſon wie dort an der Newa iſt namentlich der Fremde beſondere Zielſcheibe der Uebervortheilungsluſt, man ſcheint da wie dort eifrig bemüht, jeden Menſchen dafür ſofort zu beſtrafen, der eine gute Meinung von der Bevölkerung mitbringt. Nur wird der Ruſſe bei Abweiſungen nicht leicht ſo impertinent wie der Amerikaner, weil ihm die *Polizei* auf dem Nacken ſitzt, und nicht geſtattet daß er ſeiner Neigung zur *gemeinen* Flegelei die Zügel ähnlich ſchießen laſſe. Der Poſitionsvortheil iſt in dieſer Richtung völlig umgekehrt: denn während an der Newa die vornehme Brutalität ſich ziemlich ungeſtraft geltend machen darf, iſt dieß hier auf Seite der plebejen der Fall. Während die allgegenwärtige Polizei St. Petersburgs ſtets zur Hand iſt, um Vornehmere gegen Geringere in Schutz zu nehmen, wird hier der Geringere in allen ſeinen Ungezogenheiten gegen Gebildetere durch ſtete Abweſenheit der Polizei unterſtützt. Keine Polizei Rußlands oder Deutſchlands würde dem Volke erlauben, ſich ſo gemein-laſterhaft und roh zu beweiſen, als dieß eben hier geſchieht. Wir hören hinter einigen anſtändig gekleideten Perſonen her die höhnendſten und beleidigendſten Reden erſchallen aus einer Schaar von Taugenichtsen, die keine Neigung zu geregelter Beſchäftigung haben, und daher angeblich die Bedienung der Reiſenden machen wollen, eigentlich aber nichts als deren Betrug im Sinne haben. Gewiß iſt dieß zu tadeln, ohne daß dadurch der ruſſiſche Gegenſatz Sanction erhalten kann. Das Erſprießliche liegt zwiſchen beiden Extremen, und wird ohne Zweifel nur durch beſſere Erziehung in Haus, Schule und Geſellſchaft oder Staat herausgefunden werden können.

Zwei Pier höher, alſo Nro. 4, finden wir demnächſt das Depot für die Baltimore-Pittsburg-Eiſenbahn- und Dampfbootverbindung, zugleich aber legen da die Ocean-Dampfer an, welche zwiſchen Newyork und Havre gehen, den beſchleunigten, directen Verkehr mit Frankreich herſtellend und unterhaltend. Welch ungeheure Strecke der Erde zeigt ſich uns hier durch ſchnelle Beförderung in einer Straße verbunden! Aus dem alten unruhigen Kopfe

der Dame Europa's, aus Frankreich, rudert die Dampfkraft Fahrzeuge mit Windeseile in die „neue Welt"; hier wird noch eine kurze Küſtenſtrecke zu Waſſer zurückgelegt und dann von Baltimore aus mit vorgeſpannter Locomotive ein weiter Landſtrich bis über die Mitte des mächtigen Miſſiſippithales hinaus an die Gränzen der Territorien durchlaufen, wenn nicht Eile zu noch ſchnellerer Fahrt ſogleich von Newyork aus mit Eiſenbahnen zu verfolgen antreibt. Mit gleicher Geſchwindigkeit wie der atlantiſche Ocean durchfurcht wurde, fliegen die Länderſtrecken der Staaten New-Yerſey, Pennſylvanien, Ohio, Indiana, Illinois und Miſſouri an dem Reiſenden vorüber, der jetzt allein ohne ſonderliche Vorbereitungen in Friſt von Wochen Gegenden der Erde beſuchen kann, die er vor nicht gar langer Zeit kaum in doppelt und dreifach ſo vielen Monaten und nur bei ſehr koſtſpieligen Vorkehrungen zu erreichen vermochte. Die Pulſation der „Gedanken der Erde", wie ein deutſcher Philoſoph die Menſchen ſinnreich nannte, hat ſchon unendlich an Schnelligkeit zugenommen. Welche Reſultate wird dieſe kochende Vermiſchung erzeugen? Weisheit oder — Raſerei? Gewiß im Einzelnen beides und im Ganzen keines von beiden, ſondern etwas amphibienartiges zwiſcheninne.

Eben jetzt ſetzt ſich ein Dampfer in Bewegung, der dicht mit Paſſagieren angefüllt erſcheint. Werden ſie an die verſchiedenen Zielpunkte ihrer Reiſen gelangen, ohne daß eines der hier zu Lande ſo ſehr gewöhnlichen „accidents" auf Dampfern, Eiſenbahnen ꝛc. ſie trifft? Wird man nicht vielmehr ihre Namen als die von Perſonen, welche bei einer Exploſion u. dgl. „by mistake" umkamen, in den öffentlichen Blättern leſen? Dieſe Fragen drängen ſich uns hier bei jeder abgehenden Reiſegelegenheit auf; denn die Unternehmer und ihre Angeſtellten haben immer nur ſich und ihren Geldgewinn im Auge, ſo daß man ſich am Ende noch darüber zu wundern hat, wie wenig Unglücksfälle unter ſolchen Umſtänden vorkommen, trotz deren erſchreckenden Menge!

Vom Pier Nr. 5 bis Nr. 14 und 15, wo ſich abermals eine Boſton-Steamer-Line als dritte Bewerberin und eine zweite nach Philadelphia vorfinden, wird ein buntes Schiffsgedränge bemerkbar, deſſen Mannichfaltigkeit die Möglichkeit des Beſchreibens faſt ausſchließt. Hier landen Fahrzeuge aller Gattungen und Größen aus den verſchiedenſten Erdgegenden kommend und dahin abgehend, mit einer ſo großen Verſchiedenheit der Ladungen, daß vollſtändige Verzeichniſſe davon das Anſehen der Porträtſammlung gewinnen würden, die Leporello im Don Juan vor der Donna Elwira aufzurollen pflegt, um ſeines verliebten Herrn Liederlichkeit zu documentiren. Bei Aufzählung der hier zum Vorſchein kommenden importirten Dinge würde von uns ſicher nicht ſelten die naive Frage aufgeworfen werden können: „wozu dergleichen für Republikaner, deren oberſte Strebepunkte: Einfachheit und andere Tugenden ſeyn müſſen, in deren Regiſter der Luxus keineswegs enthalten iſt?"

Die Beantwortung dieſer Frage würde uns jedoch mit der Politik hier und in der andern Welt ſehr ſtark verwickeln, wobei allerdings die hieſigen Zuſtände derbe Fingerklapſe bekommen dürften. Das müßte man ſich hier und würde man ſich gern anderswo gefallen laſſen; aber, aber, die Vergleichung könnte billigerweiſe nicht unterlaſſen werden und — hier liegt der Has im Pfeffer! auch die Einrichtungen anderwärts gefallen uns nicht durchweg! — So allgemein ausgedrückt, mag dieß hingehen; indeſſen dürfte doch leicht Specielleres unterlaufen, das mißliebig gefunden würde, und dann wäre es mit unſerm Spaß des Beſchreibens vorbei. Die Klugheit räth unter ſo kitzlichen Umſtänden, entweder mit der Wahrheit ums Ränchen herum zu gehen, gleich der Katze um den heißen Brei, und ſich allenfalls in Raumerſcher Manier mit officiellen Angaben genügen zu laſſen, oder — in der Manier des alten Komikers Wurm zu verfahren, der als Thadeus im „Hausgeſinde" über eine lateiniſche Zeile realiter hinwegſprang, das Buch zur Erde legend, worin dieſe ſtand. Letzteres iſt offenbar die bequemſte Manier über Verfängliches hinwegzukommen, und wir gingen gern an dieſer Gegend vorüber, gäbe es nicht dort am Pier Nr. 8 oder 9 eben einen auffallenden Hauptkrebel und Krawall, der ſich abſolut nicht ſo übers Knie brechen laſſen will, weil er zu baumſtark und umfangreich erſcheint. Die Fighter (Raufer) und Runner (Zutreiber, Lohndiener), welche eine bekannte Verbindung berüchtigter Einwanderungs-Paſſage-Agenten im Solde hat, um die Einwandernden zu nöthigen, ihre Paſſagebillets in gewiſſen Expeditionslocalen zu entnehmen, wo ſie auf alle mögliche Weiſe übertheuert und beſchwindelt werden, alſo dieſe ziemlich offenkundige Spitzbubenbande — wir nennen das Kind beim rechten Namen — hält, über hundert Köpfe ſtark, einen Pier beſetzt, an dem eben zwei Auswandererſchiffe ihre Ladungen landen. Es wird niemand von den Einwanderern nach der Stadt gelaſſen, und einige die es verſuchen, unterliegen den gröbſten Mißhandlungen von Seite der erwähnten Bande. Ebenſowenig läßt dieſe letztere Perſonen aus der Stadt durch das auf dem Pier gezogene Spalier an die Schiffe kommen, die Prügelei findet auch nach dieſer Seite hin ſtatt, denn eines dieſer Schiffe iſt mit ſeiner Ladung von Menſchen und Gütern beſonders an ein beſtimmtes Geſchäftshaus addreſſirt, deſſen Abgeſandte vergeblich beſtrebt ſind durch die Lungererſchaar zu dringen.

Erſt nachdem die Einwanderer ſich haben „buchen" laſſen, wie der Kunſtausdruck des Anwerbens für ein gewiſſes Paſſagegeſchäft lautet, erſt nachdem den armen eingeſchüchterten Menſchen von ihrer geringen Habe wenigſtens ein Daraufgeld auf die Paſſage abgepreßt iſt, werden ſie von den Runners und Fighters — gleich Heerden Schlachtvieh — truppweiſe nach der Stadt getrieben. Dort weiſt man ihnen Wirthshäuſer an, deren Beſitzer im Complott der Bande ſind und die ihrerſeits ſo viel an den Einwanderern zu „machen" ſuchen, als immer möglich. Denn gewöhnlich erſt nach mehrern Tagen Aufenthalt, während ſie doch ihre Reiſe meiſt ſogleich fortſetzen könnten, transportirt man die Leute entweder nach einem Eiſenbahndepot, mit dem die Bande in Verbindung ſteht, oder nach Pier Nr. 16, wo die Ueberſchriften „Peoples-Line" und „Albany" mit beſonders großer Schrift hervorſtehen. Dieſe Eiſenbahn- und Dampfbootverbindungen tragen einen gewiſſen Antheil der Speſen, welche die Herſtellung derartiger Lungerer-Armeen wie die der Fighter und Runner veranlaßt, außerdem aber helfen ſie die Geſetzgeber des Staates beſtechen, damit dieſe ſolche Beſtimmungen geſetzlich unterſtützen, die das Ausplünderungsgeſchäft der Einwanderer begünſtigen. Theils zahlt man dem Lungererchef, einem gewiſſen Paſſageagenten, gewiſſe Kopfgelder oder Procente, theils wird ihm geſtattet das Gepäck der Einwanderer zu wiegen und die Fracht dafür einzucaſſiren. Dabei gilt natürlich als Regel, ſich für Ueberfracht ſo viel als immer möglich über die Gebühr zahlen zu laſſen. Kommen die Einwanderer dann nach Albany, ſo ſind

ſie da ſchon wieder wegen Weiterbeförderung an andere Gauner gewieſen, die mit den hieſigen von Newyork in engſter Verbindung ſtehen und ihnen für dieſes „Zuweiſen“ beſtimmte Kopfgelder ꝛc. entrichten müſſen. Derſelbe Fall iſt es auch in Buffalo und weiter, ſo daß geſagt werden darf, die Einwanderer kommen aus einer Spitzbubenkette nicht heraus, bis ſie nichts mehr zu verlieren haben und ſich wohl ſelbſt der Bande anſchließen. Wohl ließe ſich anmerken, daß auf dieſe Art den Einwanderern die Mittel genommen werden zur Forthülfe aus eigenen Kräften, daß ſie dadurch leicht auf Irrwege gerathen und theils verderben oder untergehen, theils den Gemeinden in Hoſpitälern zur Laſt fallen müſſen. Ferner wäre zu bedenken, daß Neger, die man als Arbeiter importiren möchte, wenn keine weißen Einwanderer freiwillig kämen, ſchon darum beſſere Behandlung genießen würden, weil man ſie theuer zu kaufen hatte. Ohne das Zuſtrömen der Arbeiter von auswärts würden aber die Unternehmungen ins Stecken gerathen. Die Arbeitslöhne ſtiegen ſchon bei einer kurzen Stockung, durch widrige Winde verurſacht, leichthin faſt auf das Doppelte, und hörte die Einwanderung nur ein Jahr langLauf, ſo müßten wir unſere erfolgreichſten Unternehmungen mit großem Schaden ſtillſtehen laſſen!

Demungeachtet erſcheint das angeführte heilloſe Getriebe, welches ſich vor unſern Augen entſpinnt, ganz naturgemäß, und eben ſo iſt das polizeiliche Gewährenlaſſen keineswegs auffallend für Unterrichtete. Die Paſſageagenten und was mit ihnen zuſammenhängt ſind amerikaniſche Bürger, und man erklärte einem frühern Mayor von Newyork, der vier Polizeimänner beſonders zum Schutz der Einwanderer anſtellte, ohne Umſchweiſe öffentlich: „dazu ſey er nicht da, die Polizei habe die Bürger, nicht die „„Fremden““ zu beſchützen!“ Der Mayor und andere öffentliche Beamte Newyorks ſind Leute, die von den Bürgern gewählt werden, und bei den Wahlen ſpielen Fighter und Runner ſtets die bedeutendſten Rollen. Kann man ſie bei nur einiger Rückſicht auf die Vergangenheit und im Hinblick auf die Zukunft als Hauptwähler vor die Köpfe ſtoßen? Das allgemeine Wahlrecht gehört zu den trefflichen Inſtitutionen des Landes; allein wenn ein verdorbenes Gebräu auch in die ſchönſten Gefäße gegoſſen wird, ſo bleibt es doch verdorben und zeigt — demgemäße Wirkungen! Man iſt mit dem Beſſern — wie anderswo unter Menſchen — auf den Glauben an einen babyloniſchen Thurmbau der Zukunft verwieſen. — Ferner muß in Betracht gezogen werden, daß die Polizeibeamten häufig, ja meiſt, aus den Reihen der Fighter und Runner gewählt werden, in Folge billiger Anerkennung für geleiſtete Hülfe bei den Wahlen. Stellte mithin auch ein Mayor abermals Beamte zum Schutze der Einwanderer an, ſo würden dieſe ſchwerlich ihren ehemaligen Spießgeſellen das Handwerk ernſtlich zu verderben beſtrebt ſeyn. Endlich würden die ausgeplünderten Einwanderer ſich ſchwerlich ſo gutwillig zu den für ſie am ungeeignetſten erſcheinenden ſchwerſten Arbeiten in den ungeſundeſten Gegenden hergeben als die „Ausgeplünderten“, denen außerdem das landesübliche „helpyourself“ nichts als Verhungern in Ausſicht ſtellt. Die Rückſicht auf fortſchreitende Cultur der Unionsſtaaten durch Anlegung von Eiſenbahnen, Austrocknen der Sümpfe u. ſ. w., kurz gerade das, worauf man ſich der alten Welt gegenüber ſo viel zu gute thut, verbietet alſo direct das Einſchreiten zu Gunſten der Einwanderer im humanen Sinne; es hätte ebenſowohl Napoleon und andern Feldherren zugemuthet werden können, auf ihre Hauptſchlachten und Triumphe zu verzichten aus Schonung von Menſchenleben. Jede derartige Anforderung verräth alſo nur die größte Unkenntniß der Dinge und des „Großen“ im Charakter der Amerikaner. Die Einwanderer treten in eine neue Gilde oder Zunft, bei welcher Uebervortheilung Anderer oberſter Grundſatz iſt, und empfangen gewiſſermaßen in ihrer Ausplünderung die erſte Lection zur eigenen ſchnell möglichſten Erlernung dieſes Fundamentalgeſetzes; es iſt ihr „Einkauf“ in die neue Gemeinſchaft, ohne den ſie nur um ſo länger in unpraktiſchem Weſen verharren und zum Begriff des „helpyourself“ um ſo ſpäter gelangen würden.

Dieß iſt allerdings eine Auffaſſungsweiſe der Dinge, welche ſich nicht mit den in der alten Heimath eingeſogenen Grundſätzen der Humanität verträgt, und es muß um ſo mehr auffallen, daß die in und um Newyork wohnenden 100,000 Deutſche, welche großentheils ſelbſt durch die harte Schule der Ausplünderung gegangen ſind, ſeither gar keine Zeichen wirklichen Mitgefühls bei der fortgeſetzten Mißhandlungen ihrer herzuſtrömenden Landsleute an den Tag legten. Es verletzt unſer Gefühl um ſo mehr, wenn wir erfahren, daß jene Bande von Plünderern, welche dort eben in vollſter Thätigkeit iſt, zum großen Theil aus Deutſchen beſteht. Möge als Erläuterung einer ſo auffallenden Erſcheinung nachſtehende folgende Thatſache in Erwähnung kommen:

Dort drüben am andern Ufer des Hudſon, rechts von Jerſey City, liegen auf der Südſpitze des Ortes Hoboken die drei vereinigten Piers der vom Fuße der Barclay-, Canal- und Chriſtopher-Straßen nach letztgenanntem Platze abgehenden Dampffähren. Wir werden dieſe Ueberfahrtsgelegenheiten ſpäter noch näher kennen lernen. An einem Sonntage, wo — wie gewöhnlich — beſonders viele Deutſche den Spazier- und Vergnügungsort Hoboken beſucht hatten, befand ſich unter der Zahl ein Deutſcher, der Kaufmann in New-York iſt, mit ſeiner Schweſter und deren Bräutigam. Das junge Mädchen war erſt kürzlich nach Amerika gekommen, und ihre Eltern hatten ſie nur auf dringenden Wunſch des Bruders höchſt ungern ziehen laſſen. Als dieſe drei die Dampffähre zur Rückkehr nach New-York am erwähnten Sonntage beſteigen wollten, war es finſter auf dem verdeckten Pier; — aus Knickerei und Sorgloſigkeit des Millionärs, dem dieſe Dampffähren allein eine fürſtliche Revenüe einbringen, war keine Laterne angebracht. Man mußte ſich förmlich bis zur Fähre hintappen. Plötzlich wich der Boden unter den drei Perſonen, man zog nämlich — ohne Warnungszeichen — eine Art Verbindungsſteg zwiſchen dem Pier und der Fähre hinweg, die im Abgehen begriffen war, und unſere drei Landsleute ſtürzten hinunter ins tiefe Waſſer. Es befand ſich nicht das geringſte Rettungswerkzeug zur Hand, und die unbeſonnene Entſchloſſenheit der Amerikaner, welche die Bedienung des Pier beſorgten, warf bärenhaft den ſchweren Verbindungsſteg den Hinabgeſtürzten nach, dieſer traf vermuthlich das eben wieder im Auftauchen begriffene Brautpaar, welches ſpäter als beſchädigte Leichen herausgefiſcht wurde. Der Bruder kam ſpäter empor und ward gerettet, er berichtete in meiner Gegenwart den traurigen Vorfall und äußerte in Bezug auf die geringe Theilnahme des landsmannſchaftlichen Publicums an dieſem Vorfall: „Ich fühle jetzt tief, wie ſehr wir alle darin fehlen, daß von uns gar kein Mitgefühl für andere an den Tag gelegt wird, ſondern ein jeder nur ſich im Auge hat!“

(Fortſetzung folgt.)

Aus einer Schilderung des Volks und Volkslebens im nordweſtlichen Theil von Frankreich. [1]

(Selbſt beobachtet an Ort und Stelle von Dr. K. J. Clement)

Erſter Abſchnitt.

(Schluß.)

Von Dover nach Calais fahren engliſche und franzöſiſche Dampfer. Mit den letzteren iſt es wohlfeiler und langſamer. Wer England lieb gewonnen, wird beim letzten Blick auf das Ufer von Dover zu Thränen gerührt, wenn er in Calais landet. Soldaten ſind das erſte, was er ſieht. Er iſt im Continent angekommen. Soldaten begleiten ihn auf den Zoll und hier wird er ſtreng unterſucht, mir ſelbſt ging man bis auf den bloßen Leib, ja bis an die Seele, weil ich in Calais für einen Engländer galt. Ein Soldat faßte ſchon den oberſten Knopf meines Ueberrocks an. Halt! Reſpect vor der Perſönlichkeit des Menſchen! Er ſchalt auf franzöſiſch, ich abſichtlich auf engliſch. Damn! — Passeport, Monsieur! In zwei Jahren nicht vorgezeigt. Damn!

Die Wirthshäuſer in Calais ſind noch halb engliſch, die Rechnung engliſch, Preis engliſch, Dinner 2 Sch. engliſch. In Boulogne ſur la Mer deßgleichen. Sie leben von Engländern, bequemen ſich nach den Engländern. So muß man auch engliſch zahlen; man erhält ſogar ein engliſches Reiſebillet; weiter als Boulogne geht dieſes Engliſche nicht. In Boulogne ſchwärmt es von Engländern, die nicht umhin können, ſich Bonaparte's Monument zur Unterjochung Englands ſtark eine viertel deutſche Meile nördlicher auf einer Anhöhe anzuſehen, und ein beſonderes Vergnügen daran finden, den Thurm zu beſteigen. Alles andere in Calais und Boulogne iſt franzöſiſch.

Die Zeit der Abfahrt iſt da. Von der einen Stadt zur andern ſind 24 Miles. Die Kutſche ein ungeheures Fahrzeug und hoch wie ein Berg. Ringsherum unſägliche Verwirrung, entſetzlich viel Commando ohne Erfolg, grämliches Schreien, großes Gepolter und Durcheinanderlaufen, und heulende Töne hwi! hwi! von allen Seiten. Die Menſchen mit wenigen Ausnahmen alle häßlich. Wir ſchauen von oben hoch herab und betrachten mit Ungeduld das ungewohnte Schauſpiel. Unendliche Zögerung. Damn! Kutſche, Pferde und Geſchirr gleich alt, grau und ſchmutzig. Das alles iſt nicht engliſch. Wir ſpüren Bewegung. Nein noch nicht. Bless me! Nun gehts doch endlich!

Der Kutſcher heult widerlich und handhabt auf die wildeſte Weiſe die knallende Peitſche, aber die Pferde kommen darum doch nicht weiter, denn ſie wiſſen wohl, daß der Kutſcher ein Franzoſe iſt. Die Gegend wird öde, die Landſtraße iſt keine engliſche, häufig begegnet uns ein kleines zuſammengefaltetes Ding von Menſch mit vielen Runzeln gefurcht und einem Stück von Pfeife im Munde. Das Geſchwätz in unſerm Fahrzeug iſt unendlich und der Mund ſteht nimmer ſtill, weder Tag, noch Nacht. Alles Kleinliche wird beplaudert und bewundert, und läuft ein Haſe über den Weg, ſo kommen alle in erſchütternde Bewegung, heulen, pfeifen, ſchreien, und zielen ohne Flinte nach dem Haſen. Das alles iſt nicht engliſch. Doch Boulogne in ſeiner Schlucht am Meer iſt bald erreicht. Das Reiſegeld iſt 3 Francs. Die Kutſche macht Halt, wir werden umzingelt wie in Irland, aufs neue ungeheure Verwirrung, ein wüſter Haufe von Garçons ſteht zum Angriff bereit auf uns Herabkömmlinge des hohen Himmels, der franzöſiſchen Imperiale, und ruft und reißt und ſchreit und heult und ſpringt umher, ſie können den Augenblick unſerer Niederkunft kaum erwarten, um uns nach dem und jenem und dem Wirthshaus zu ſchleppen. Damn! You rascals!

Die unzähligen Muſeen in England und Schottland, ſelbſt an den kleinſten Orten, ſind ein großer Fortſchritt der öffentlichen Bildung. Auch in Frankreich ſind ſolche Muſeen ſehr häufig, ſelbſt in den kleinſten Städten. Bei uns in Deutſchland iſt es damit nur ärmlich beſtellt. Eine gewiſſe deutſche Univerſitätsſtadt hat erſt neuerlich einen kleinen Anfang mit einem Muſeum gemacht. Auf großen Reiſen thut man immer wohl, erſt die Muſeen aufzuſuchen. Das kleine Boulogne hat ein recht anſtändiges Muſeum, welches eine große Menge von römiſchen Münzen beſitzt. Von Carauſius iſt nur eine einzige da. Eine Rarität will ich zur Berichtigung eines dortigen Irrthums nicht unerwähnt laſſen, nämlich zwei weibliche Figuren in angeblich isländiſcher Tracht, ungefähr in Lebensgröße. Dieſe Tracht iſt keine isländiſche, ſondern die friesländiſche, und zwar die nordfrieſiſche Frauentracht. Es gehörte viel dazu, die Franzoſen davon zu überzeugen, daß das keine Isländerinnen ſind.

Von Boulogne über Montreuil und Abbeville nach Amiens ſind 30 Lieues. Das Reiſen in dieſen Theilen Frankreichs iſt ſehr wenig wohlfeiler, als in Großbritannien. Aber welch eine andere Welt als in England. Alles anders. Ueberall an den Wegen Chriſtus und Marienbilder. Die erſten Stationen ging es ziemlich raſch, doch die übrigen kümmerlich. Die Pferde ſind kletzig und ſchwerfällig gebaut, wie die Mehrzahl der franzöſiſchen Menſchen und wie die franzöſiſchen Kutſcher, obwohl dieſe, ſo groß und plump ſie auch ſeyn mögen, den Reiſenden beſſer vor Wind und Wetter ſchützen als die engliſchen, und das Geſchirr iſt erbärmlich. Wenigſtens ſcheint es dem ſo, der in England verzogen worden. Ich habe vergleichungsweiſe wenig in Frankreich geſehen, worauf das engliſche neat, tasteful, beautiful angewendet werden könnte, und ſelbſt in der geprieſenen Hauptſtadt, die mir wie ein ſchmutziges Städtchen erſchien, nachdem ich London ſo oft durchwandert. Auch die franzöſiſchen Dome ſtehen an Schönheit weit hinter den engliſchen zurück. Etwas ſehr Widerliches ſind die Kutſcher nördlich von der Seine, die ohne Aufhören ihr Hi und andere häßliche Töne heulen. Am ärgſten ſind in dieſer Hinſicht die wilden Picarden. Ihr Maul ſchweigt nimmer, und ihre Peitſche knallt unaufhörlich. Ein ſehr leidenſchaftliches Element, das keine Ruhe kennt, hat alle Völkerſchaften Frankreichs durchdrungen. Eine allgemeine Revolution in dieſem Lande muß grauenhaft ſeyn. Großbritanniſcher Geſchmack und engliſche Reinlichkeit ſind nicht häufig in Frankreich zu finden. Auch in Belgien iſt es reinlicher als in Frankreich, aber in Holland reinlicher als in Belgien, und wiederum in Friesland reinlicher als in Holland.

Die Nordhälfte Frankreichs hat viele Dome, unter welchen die zu Amiens an der Somme und zu Tours an der Loire mir am

[1] Frankreich im weitern Sinn des Worts. „Soweit die franzöſiſche Zunge klingt,“ dehnt der Herr Einſender im Nachfolgenden den Begriff Frankreich aus. A. d. R.

beſten gefallen, aber die franzöſiſchen Dome ſtehen an Pracht und Herrlichkeit und marmornem Reichthum weit hinter den belgiſchen Kirchen zurück. Der Dom zu Amiens, den engliſchen Domen am ähnlichſten, iſt ſehr groß und angeblich 1200 Jahre alt, das heißt ſeit ſeiner erſten Gründung, aber innen und außen nicht ſo geſchmackvoll gebaut wie die engliſchen Dome. Die innern ſowohl als äußeren Bogen zeugen nicht von dem vermeinten Alter, denn ſie ſind alle die ſpäteren gothiſchen. Die Pfeiler im Innern ſind außerordentlich hoch und zeigen mehr Geſchmack als ihre kurzen Bogen. Das Verhältniß der Theile des Ganzen iſt mangelhaft. Der Dom iſt voll von Bildern und Statuen mittelalterlicher Heiligen. Was thut der Prieſter da am Altar? fragte ich einen Mann, der mit gefalteten Händen und in tiefer Andacht ſtand. Er betet für die Seelen im Fegefeuer, antwortete er. Und über dem Eingang dieſes Theils der Kirche las ich die Worte Autel Privilégé . . . pour les Ames du Purgatoire. Und in vielen Ecken und Winkeln umher lag das Volk auf den Knien und betete.

Der große Dom zu Rouen hat von außen weit mehr Zierrath als der zu Amiens, iſt aber dieſem im Innern an Schönheit nicht gleich. Der Dom war voll von Andächtigen, wie die Egliſe du St. Antoine, wo mehr als ein Dutzend Prieſter nach der Meſſe ſangen. Der Ton ihres Geſanges war entſetzlich ſtark und verwegen, hat aber etwas Aehnlichkeit mit dem was man in der biſchöflichen Kirche in England hört. Jedoch die engliſchen Geiſtlichen ſingen etwas demüthiger. Ein ältliches Frauenzimmer kam in franzöſiſchen Holzſchuhen und einer ellelangen weißen Kappe auf dem Kopf heran und kniete vor einem der vielen kleinen Altäre nieder, über welchem ein Crucifix und ein Marienbild angebracht iſt. Sie betete mit gefalteten Händen, was auch die Lutheraner thun, und was die Schotten für Sünde halten, und ſah Maria an. Sie hatte einen Roſenkranz in der Hand, den ſie oft bewegte und umſchob mit ihren Fingerſpitzen, und während dieſer heiligen Handlung gähnte ſie manchmal mit dem ganzen Munde. Endlich ſtand ſie wieder auf, berührte mit zwei Fingern ihre Stirn, machte das Zeichen des Kreuzes über ihre Bruſt, beſprengte und bekreuzte ſich mit Weihwaſſer aus dem ſteinernen Gefäß und ging dann nach Hauſe.

Tours iſt unter den franzöſiſchen Städten eine hübſche Stadt zu nennen, und der Dom zeichnet ſich unter den franzöſiſchen aus. Der ſchönſte Theil ſeines Innern iſt ſein Chor. Er iſt gewiß einer der ſchönſten Dome in Frankreich, wenn er auch mit den viel prächtigern und geſchmackvolleren engliſchen Domen und Kirchen nicht verglichen werden kann. Seine Bogen ſind lange nicht ſo plump wie in dem häßlichen Dom zu Angers. Sonntag morgens den 7 Oct. zwiſchen 6 und 7½ Uhr beſuchte ich den Dom zu Tours. Es waren viele Leute verſammelt, meiſt alle aus der niedrigſten Volksclaſſe. An und in dem Dom zu Angers iſt kein einziger Bogen geſchmackvoll. In einer Abtheilung dieſes Doms ſind drei Altäre, deren mittlerer eine Statue Ludwigs des Heiligen hat. Unter derſelben ſteht: St. Louis roi de France. An. 1270. An einem Pfeiler dieſer Abtheilung iſt ein Schrein, worin Chriſtus und Maria gekrönt ſitzen. Ueber dem Schrein iſt ein Kreuz, und über dem Ganzen lieſt man die Worte: virgo de monte Carmelo die ac nocte protege nos. In der Nähe an der Wand ſind beide von feinem Silber und in einem Glasſchrank eingeſchloſſen, über welchem die Worte ſtehen: mater Christi intercede pro nobis. Der Thüre dieſer Abtheilung gerade gegenüber hängt ein großes Gemälde an der Wand, welches die Taufe Chriſti vorſtellt — ein wunderliches Kunſtwerk. Gott Vater kommt in einer feurigen Wolke vom Himmel herab, von acht Köpfen begleitet, die am Hals Flügel haben; er iſt mit einem großen grauen Bart verſehen. Unter dieſer großen Gruppe ſenkt ſich eine Taube herab, und in der Nähe von Chriſtus ſieht man wieder von den kleinen geflügelten Köpfen. Sie lächeln ſanft und glänzen von Speck. Dem Haupteingang gegenüber iſt ein wunderſchöner marmorner Altar mit 6 marmornen Pfeilern, die einen vergoldeten Aufſatz tragen. Hinter dem Altar die prächtige weiße feine marmorne Statue der heiligen Cäcilia, ein vollendetes Kunſtwerk. Der Marmor des Fußgeſtells iſt polirt, und mit vergoldetem Zierrath verſehen. An demſelben ſtehen die Worte: Sta Cecilia Virgo et martyr Saeculo tertio, und auf der Rückſeite der Statue: Haec una ex 4 celeberrimis ecclesiae occidentalis virginibus martyris coronatis quarum nomen antiquitus insertum est in canone missae. Dieſer Altar mit der Statue iſt wohl das Schönſte in Angers. Es geht dem Notre Dame in Paris wie Weſtminſter unter den viel ſchönern engliſchen Domen. Ich kann den Pariſer Dom nicht ſchön finden, viel weniger bewundern; nur wundere ich mich darüber, daß er ſo gemein ausſieht, da die Franzoſen ſo viel Werth auf Schein und Schimmer legen. Er ſoll von Childebert im Jahre 556 gegründet worden ſeyn. Freilich ſteht er gerade in dem älteſten Theile der Stadt, wo es außerordentlich ſchmutzig iſt, auf dem Eiland der Seine, allein ich habe keine Spur von einem ſo hohen Alter daran finden können.

Der Dom zu Lüttich iſt von ganz alltäglicher Bauart, die dortige St. Jacobskirche aber iſt viel geſchmackvoller und geräumiger im Innern, und die Pfeiler ſind der Weite der Kirche ganz entſprechend, während Pfeiler und Bogen des Doms plump ſind. Man kann von Pracht der Kirchen jener Gegend wenig oder gar nichts ſagen, weil ſie von eigentlicher Pracht wenig oder gar nichts haben, doch die Jacobskirche iſt prächtiger als der Dom, und ihr Schmuck iſt von geſundem Geſchmack, wie ihre Altäre. Eine andere St. Jacobskirche in Belgien, die Egliſe de St. Jaques in Antwerpen, gegen welche die Lütticher wie eine Kirche in unſern unäſthetiſchen Ländern iſt, darf wohl Anſpruch machen auf den Namen der allerprächtigſten Kirche Belgiens. Sie enthält mehrere Meiſterſtücke von Rubens, und darunter das unvergleichliche Gemälde, welches den todten Chriſtus darſtellt, wie er daliegt und von ſeiner Mutter und Maria Magdalena betrachtet wird. Ich habe nie in einer Kirche ſolche Pracht geſehen. Von den fünf marmornen Altären derſelben ſind die drei ſchönſten ſowohl an Form und Größe als an Köſtlichkeit ſich faſt gleich, und haben marmorne Aufſätze und marmorne Pfeiler, an denen die kunſtvollſten Windungen angebracht ſind. Der eine dieſer drei Altäre hat ein herrlich gearbeitetes marmornes Geländer, und rings umher in der Kirche prangen die koſtbarſten Marmorgeländer. Hinter einem Theil derſelben links befinden ſich drei kleinere Altäre mit drei Gemälden von Rubens. Andere von den Gemälden dieſes Meiſters waren verdeckt. Die drei Orgeln in der St. Jacobskirche zu Antwerpen ruhen alle auf prächtigem, marmornem Boden und langen Marmorpfeilern. Die ſehr zahlreichen in Holz ge-

wirkten Kunſtbilder, die unzähligen andern Gemälde, dann die Form des ganzen Innern der Kirche, ihre Weite und Höhe und die kunſtreiche Zuſammenfügung ihrer Theile zu dem prachtvollen Ganzen, alles dieß zieht die größte Aufmerkſamkeit des kunſtſinnigen Menſchen auf ſich. Ja die belgiſchen Kirchen ſind vielleicht die prächtigſten Europa's.

Der Dom zu Antwerpen iſt ſchöner als der Dom zu Brüſſel. Das merkwürdigſte Gemälde darin iſt die Herabnahme Chriſti vom Kreuz von Rubens. Es iſt wunderſchön. Die Wunden an Chriſtus, der Leichnam ſelbſt, ſeine Geſichtszüge, die Trauer in den Zügen des Weibes, die ihren linken Arm aufhebt, um den herabſinkenden rechten Arm Chriſti zu ſtützen, die Sorgfalt des jungen Frauenzimmers, die mit beiden Händen das linke Bein des Gekreuzigten umfaßt, und ſeinen linken Fuß auf ihrer rechten Schulter ſich ſtützen läßt, dieß alles iſt der Natur ſo nahe als irgend möglich. Die Säulen und Bogen dieſes Doms haben viel mehr Leichtigkeit, Natürlichkeit, Verhältniß und Geſchmack, als alle in den franzöſiſchen Kirchen. Der der Orgel gegenüberſtehende Altar iſt ein vortreffliches Kunſtwerk und voller Harmonie, man muß ihm aber nicht zu nahe ſtehen, wenn man ſeine Schönheit betrachtet. Dieſes Kunſtwerk ward von Rubens entworfen, und hat auch vorn ein Gemälde von dieſem großen Meiſter, die Himmelfahrt Maria's, welches in 16 Tagen ſoll gemacht worden ſeyn. Die Kanzel iſt ein Meiſterſtück von Verbrüggen. Ich habe nie eine ſo kunſtvolle, aus Holz geſchnitzelte Kanzel geſehen. Auch iſt das merkwürdige Gemälde auf Holz auf der Rückſeite des ſchönen Altars im Antwerpener Dom, welches wie ein Werk von Marmor ausſieht und die Verkündigung Maria's darſtellt, eines der Meiſterwerke, die in dieſem Dom enthalten ſind. Ferner iſt hier das ganz vortrefflich und kunſtreich gearbeitete Marmorbild des Biſchofs von Antwerpen, Maria's Ambroſius, in liegender Stellung zu merken, welcher im Jahre 1676 ſtarb.

Der Bemerkung werth iſt eine Statue im Dom zu Brüſſel mit der Inſchrift: Frederico Comiti de Merode inter liberatores Belgii propugnatori strenuo qui catholicae fidei patriaeque jura tuendo percussus ad Berchem Mechliniae pie occubuit Ao. Dom. Er ward ins Bein geſchoſſen, welches abgeſetzt ward, und nach dem Abſetzen ſtarb er, ein Vierziger von Jahren. Er war einer der Reichſten in Brüſſel, war ſeßhaft in Frankreich, und kam, ſo wie er von der Revolution in Belgien hörte, ſofort nach Brüſſel. Das Standbild der Maria im Dom zu Brüſſel iſt ein wahres Prachtwerk. Sie hat Chriſtus in ihrem linken Arm, der die Weltkugel mit dem Kreuz darauf in ſeiner Hand hält. Beide ſind mit ſilbernen Kronen gekrönt. Sie iſt in ſeidene Gewänder mit ſilbernen Säumen gehüllt. Ueber ihr halten vier Engel einen Kranz, und an jeder Ecke ihres Fußgeſtells iſt ein eiſerner Stab, woran oben die lieblichſten Kunſtblumen prangen. Vor ihr brennen Lichter, ſie hat ein Büſchlein Kunſtblumen in der rechten Hand, und an ihrer Bruſt hängt ein goldenes Herz. Und eben hatte ich mich mitten im Dom vor dieſe Maria hingeſtellt, um meine Bemerkungen über ſie niederzuſchreiben, da kam ein Kirchendiener und befahl mir wegzugehen, und als ich das nicht wollte, ergriff er mich beim Arm und jagte mich aus dem Gotteshauſe, denn ſo was müſſe ich während des Gottesdienſtes nimmer thun. Was er Gottesdienſt nannte weiß ich nicht, denn von Gottesdienſt war nichts zu ſehen. Ja die Belgier ſind beſſere Katholiken als die Franzoſen. Man findet die von Sonnenſtrahlen umgebene Krone mit Ave darüber und MR darunter überall in den belgiſchen und franzöſiſchen Kirchen.

In allen franzöſiſchen Kirchen die ich geſehen — die belgiſchen gehören auch dazu — gibt es eine Menge Gemälde und Bildſäulen, wovon manche vortreffliche Kunſtwerke ſind. Sie ſtellen entweder den Erlöſer der Welt oder die Jungfrau Maria, oder die ſogenannten Heiligen vor. Deßgleichen in allen franzöſiſchen Muſeen findet ſich eine Ueberfülle von ſolcherlei Gemälden, beſonders im Louvre und vorzugsweiſe in der Sammlung ſpaniſcher Gemälde. Es iſt eine katholiſche Kirche in Brüſſel, die Chapelle heißt, ein Theil davon mit kreisförmigen Bogen ſcheint ſehr alt zu ſeyn; ihm gegenüber iſt ein Laden mit lauter Heiligenbildern. Hier ſah ich am Fenſter einen großen Stammbaum prunken. Es iſt ein kirchlicher Stammbaum der vornehmſten katholiſchen Heiligen von Chriſtus an bis auf die Reformation. Gott Vater, Chriſtus und Maria ſitzen im Himmel hoch oben und ſind von Päpſten und Mönchen umringt. Unter ihnen zu beiden Seiten wühlen die Seelen, oder lieber die menſchlichen Körper im Fegefeuer herum; unter dem Baum aber iſt die Hölle gezeichnet mit ihren gräßlichen Geſchöpfen. Da ſchwimmt es voll von Menſchen in einem wogenden Feuermeer, da ragen Felſen heraus, an welchen Flammen aufſchlagen, auf einem dieſer Felſen ſteht ein Teufel mit Hörnern, Drachenflügeln, einem gräulichen Geſicht, Eſelsohren, Faunfüßen, Adlerskrallen und geſchwänzt, und unter ihm wirbelt und wimmelt es wie ein Aas voll Maden. Außer ihm ſind noch andere Teufel da, die furchtbar im Feuer herumfahren und fliegen und die gottloſen Menſchen martern. An dem Stammbaum ſelbſt ſind auch die Ketzer und Schismatiker bemerkt, deren Zweige aber alle von den Aeſten des katholiſchen Baums abgeſchnitten ſind.

Das wunderlichſte Gebäude in Antwerpen iſt der Calvarienberg oder der Berg Golgatha, der mit ſehr feſtem Mörtel aus Feldſteinen, Kieſelſteinen und verbrannten Steinkohlen erbaut, nicht völlig ſo hoch als die daran ſtoßende Peterskirche, und an ſeiner Außenſeite mit einer Menge Steinbildern, als Chriſtus am Kreuz, Maria, Engeln, Evangeliſten und Apoſteln beſetzt iſt. Der unterſte Theil des Berges iſt hohl, und ſeitwärts in demſelben iſt ein Gemach, wo der gekreuzigte Chriſtus liegt, in köſtlichen Gewändern von weißer Seide gekleidet. Es iſt kein Zutritt zu dem Innern dieſes Gemachs, man hat aber Gitter vor ſich, wo man durchſehen kann. Vor dem Hauptgitter ſteht eine Bank, wo Frauensleute mit dem Roſenkranz in den Händen knieten, ihre Lippen rührten und ſich bekreuzten. An der andern Seite des Gemachs iſt an der Mauer das Fegefeuer gräßlich dargeſtellt, wo Menſchen ſich herumwälzen in auflodernden Flammen. Die Kirche am Calvarienberg iſt inwendig prächtig und voll von Kunſtwerken der Malerei und Bildhauerei. Mein Führer oder ſogenannter Commiſſionär in Antwerpen ſchien kein ſo guter Katholik zu ſeyn als der in Brüſſel, obwohl er meinte, in Antwerpen gäbe es viel mehr gute Katholiken als in Brüſſel. Goede Catholijken, ſagte er, denn er ſprach vlämiſch. Er beſprengte ſich nicht mit Weihwaſſer beim Eintreten in eine Kirche, wie der in Brüſſel that. — In der Gegend von Antwerpen iſt das Ende des franzöſiſchen Sprachgebiets und des franzöſiſchen Geiſtes gegen Norden. Und wie vielerlei Großartiges vereinigt

ſich hier auf der nördlichſten Gränze des franzöſiſchen Lebens an einem einzigen Orte: die prächtigſten Kirchen, die meiſten Gemälde des erſten Meiſters, der wichtigſte Seehandel, der unvergleichliche Calvarienberg, die geſchichtlich merkwürdige Citadelle und die berühmten Docks von Bonaparte, le Bassin, genannt. Eine ſolche Stadt wie Antwerpen iſt in der Welt nicht mehr.

Wenden wir uns wieder zum Weſten zurück. Zu Caen in der St. Sauveurs-Kirche gibt es mehrere gekrönte Marien. Die Kirche iſt finſter. Die St. Peterskirche zu Caen hat ein Chor mit hübſchem Zierrath und wohlgeformten Bogen; ſie gefielen mir beſſer als alle die ich bisher in Frankreich geſehen. Die St. Etiennes-Abtei zu Caen iſt ein großes Gebäude. Die Kirche derſelben hat inwendig großentheils einfache runde Bogen, d. h. die beiden Säulenreihen in der Mitte. Der Thurm iſt auf normanniſche Art gebaut und hat die ſogenannten ſäziſchen Bogen, und dieſe ſind theils einfach, theils geziert. Es iſt wohl kein Land vorhanden, wo es ſo unzählige viele nach Heiligen und Geiſtlichen benannte Orte — meiſtens Dörfer — gibt, als die Nordweſtſeite Frankreichs, die Bretagne und Normandie, wo noch heutiges Tages der wahre Sitz des franzöſiſchen Katholicismus iſt. Jeder zweite Ort führt den Vornamen Sanct. Die Normandie hat fünf biſchöfliche Städte, nämlich Rouen, Bayeux, Liſieux, Avranches und Coutances, und die Kirchthürme des Landes ſind reich an Zahl. O wie ſchön iſt das Land, aber die Kirchen nicht, auch der alte Dom zu Bayeux iſt kein engliſcher. Die Geiſtlichkeit hat von jeher bis auf dieſen Tag eine große Macht in der Normandie gehabt, und das Volk der Normannen hat nie die angeborene franzöſiſche Freiheitsliebe getheilt. Auch dießmal haben es die Normannen ſchwerlich gut mit der République Française gemeint.

Der Ackerbau im nördlichen Theil von Frankreich iſt recht wohl betrieben, und der Boden in der Normandie und den Landſchaften nördlicher iſt gut. Und dennoch trifft man ſelbſt in der Normandie bettelnde Menſchen genug an den Landſtraßen an; mir fiel gar zu oft Irland dabei ein. Der zweiſterzige Pflug mit zwei Rädern, den man nirgends in Schottland ſieht, iſt überall in Gebrauch, aber in Belgien ſind allenthalben zweirädrige Pflüge mit Einem Sterz. Die Gradheit der Furchen und die Reinheit der Aecker in Belgien erinnerte mich an Schottland. Die Landhäuſer zwiſchen Calais und der Somme ſind den engliſchen und wälſchen in der Bauart ähnlich, wo die Küche das gewöhnliche Wohnzimmer iſt. In den Gegenden der Somme, zwiſchen Abbeville und Amiens, ſchienen mir die Landhäuſer reinlicher zu ſeyn als zwiſchen Calais und Abbeville, in welchem Diſtrict die Bewohner ſo wenig ſchön ſind und ſo häßliche Backenknochen haben. Man muß mir als geborenen Frieſen, und weil ich gerade lange in England geweſen war, etwas zu gute halten, wenn ich nicht günſtig über franzöſiſche Reinlichkeit urtheile. Daß die Kelten überall ſchmutzig ſind, weiß wohl ein jeder. Daß es in der Bretagne ſehr unreinlich iſt wie in Irland, iſt gewiß. In St. Malo z. B. iſt ſchrecklicher Unflath, in den Häuſern wie in den Gaſſen. In gewiſſen Gemächern ſitzt die Unſauberkeit in Fingerform an den Wänden abgeprägt, und unten und an den Seiten iſt ein großes Gekreuch von Fliegen und weißen Maden. Das wird man nirgends in England und Friesland finden. In Rotterdam werden die ſaubern Straßen alle Morgen gefegt und geſpült. Das ſollten ſich auch unſere Norddeutſchen zu Herzen nehmen. Und doch iſt in dem ſchönen Rotterdam eben ſo viel Straßenverkehr als z. B. in Hamburg. Ich kann die Weſthälfte der Normandie eben ſo wenig als Muſter der Reinlichkeit aufſtellen, denn auch hier gibt es Schmutz genug.

Im Ganzen kennt Frankreich keine eigentliche Reinlichkeit. Ich muß geſtehen, daß ich nirgends, wo ich in Frankreich geweſen bin, ein recht reines Fenſter geſehen, ſelbſt in Paris nicht. Auch in dieſem Stück ſteht Frankreich weit hinter England zurück, noch weiter als Norddeutſchland hinter Süddeutſchland. Aber die größte Reinlichkeit auf der Welt iſt die Frieſiſche, nicht die holländiſche. Wie reizend iſt die Natur um Rouen herum, und der Blick von den hohen Bergen auf die durch lächelnde Ebenen ſich ſchlängelnde Seine hinab, und wie lieblich erſcheint die Stadt des Gründers der Normandie von der hohen Ferne, und dennoch iſt Rouen ſo eng und häßlich gebaut und hat unendlich viel Schmutz in ſeinem Innern, unſäglich ſchmutzige Straßen. Und gehe man ſo weit als man will, nach Caen, nach Avranches, nach Breſt, nach Nantes, nach Paris, reinlicher wird es ſchwerlich. In der Univerſitätsſtadt Caen iſt alles eng, klein, finſter und mittelalterlich, alt und zum verfallen, ſtinkend, ſchmutzig. Die Gaſſen, welche den ganzen Tag von Soldaten ohne Muſik durchtrommelt wurden, ſind an den Seiten ſo kothig wie in der Mitte, ohne Trotteir und von einem und demſelben Pflaſter. Auf den Namen von Straßen darf die Stadt wohl keinen Anſpruch machen. Auch in Breſt an der See iſt Schmutz und Geſtank in großem Ueberfluß, und ſogar in Angers, wo es viele Schönen gibt, iſt die Unreinlichkeit arg, und es wird einem übel in den engen Straßen dieſer Stadt vor unaufhörlichem Geſtank. Faſt kein Haus, keine Scheibe, keine Treppe, keinen Fußboden, keine Gaſſe, kein Meſſer am Tiſch *kannte ich rein finden* in franzöſiſchen Landen, und war doch meiſtens in den erſten Gaſthäuſern. In meinem Hotel in Angers warf der Koch eines Morgens eine Schaufel voll Ratzen auf die Straße. In allen Straßen und Gaſſen von Paris, ſo weit ich in der Stadt herumgekommen, ſah es ungeheuer kothig aus, und allenthalben war ein Geſtank, der dem reinlichen Menſchen ſelbſt das Schöne in dem franzöſiſchen Ninive verleiden muß. Es iſt weit mehr Straßenſchmutz und ſchädlicher Dunſt in Paris, als in London, doch im Aeußern ſind beide gar nicht zu vergleichen: denn das große London mit ſeiner prachtreichen Weſthälfte hat tauſendmal mehr Schönheit und Geſchmack aufzuweiſen, als Paris. Es iſt zwar wahr, Paris hat den Palais Royal mit ſeinem Garten und das Louvre mit ſeinen Muſeen und ſeine Caſés, aber keine Thames mit ihren wunderſchönen Brücken, keine engliſchen Straßen, die alle andern in der Welt übertreffen, keine engliſchen Kirchen und Dome, kein brittiſches Muſeum, keine engliſchen Läden mit unermeßlichem Reichthum, wie im Weſttheil der alten City, keine Wälder von Maſten, keine London-Squares, keine engliſche Reinlichkeit, Nettigkeit, Zartheit und Gediegenheit, keine engliſchen Schönen, nichts von allem dieſen hat die viel bewunderte Lutetia Pariſiorum.

Von Gaſtfreundſchaft habe ich in Frankreich, Belgien und Holland, d. i. im eigentlichen Holland, nichts erfahren. Das war hart nach einem langen Aufenthalt in Schottland. Eine der beſten Landſtraßen, die ich je geſehen, iſt die Landſtraße von Paris nach Brüſſel, und das wohlfeilſte Reiſegeld auf allen meinen Reiſen war 2 Franks für 14 deutſche Meilen auf dem Dampfboot von Nantes

nach Angers; und die Fahrt iſt auch wohl nicht mehr werth, denn die Loire-Ufer ſind ohne alle Schönheit und Mannichfaltigkeit; alles ſieht wüſt und altmodiſch aus, die Ufer ſelbſt ſind ſehr häßlich, und es gehört viel Geduld dazu, die 14 Meilen ſtromaufwärts und gegen den Strom zu machen. Ich habe kein einziges hübſches Haus den ganzen Weg geſehen. Wie verſchieden ſind die Loireufer von den Ufern der Seine in der Normandie. Von Angers über Tours, Blois und Orleans nach Paris ſind ſtark 90 Lieues, welche man in 36 Stunden zurücklegt. Die Landſtraße zwiſchen Angers und Orleans geht meiſtens an der Loire hin. Die Ausſichten auf dieſem ganzen Wege ſind wie überall im nördlichen Frankreich, ausgenommen in der ſchönen Normandie; mir wenigſtens kam alles kleinlich, öde und häßlich vor. Der franzöſiſche Menſch prägt ſich an den Werken ſeiner Hände ab, woran man eine gewiſſe Plumpheit, wie am Körper des Franzoſen, nicht verkennen kann. Was ich ſah, Mühlen, Wagen, Häuſer, Gärten, Brücken, Kirchen u. dgl. m., es iſt etwas Plumpes daran, was den reineren Geſchmack verletzt. Man vermißt ein Element des Schönen.

Es ſind mehr Hellhaarige in Belgien als im nördlichen Frankreich, und die Bevölkerung Belgiens iſt im Durchſchnitt weit ſchöner als in Frankreich, ausgenommen in der Weſthälfte der Normandie; doch es gibt mehr hellfarbige und ſchöne Menſchen in Flandern als in Brabant. Meiſt alle Ortsnamen in Brabant und Flandern, ſowie im nördlichen Theil der an die Südſeite Flanderns gränzenden Landſchaft bis an den Fluß Lys ſind germaniſch. Alles aber, was ſüdlich von dieſen Ländern liegt, hat franzöſiſche Ortsnamen und die franzöſiſche Sprache ausſchließlich, in Brabant aber iſt die franzöſiſche Sprache weit allgemeiner als in Flandern, wo meiſt Franzöſiſch geſprochen wird, eine Art Plattdeutſch, welches nicht viel von dem holländiſchen Platt verſchieden iſt; dieſes Platt rührt nicht von Franken, ſondern von Sachſen her. Auf beiden Seiten des Fluſſes Lys gibt es viele Ortsnamen auf hem, welches von Frieſen, kann auch ſeyn von Franken ſtammt. In beträchtlichen Theilen der Landſchaften Lüttich und Namur wird ein höchſt verdorbenes Walſch geſprochen, welches in der Gegend von Lüttich Patois heißt, bei den Deutſchen aber Walloniſch. Es beginnt in der Nähe von Namur und endet in den Nachbarſchaften von Aachen. In Verviers, Spaa, Stablo, Huy und Lüttich iſt es noch in vollem Gebrauch. Aus dem was ich von dieſer Sprache geſammelt und gelernt habe, ergibt ſich keineswegs daß dieſes Patois ein keltiſches Ueberbleibſel wäre. Ungefähr anderthalb Meilen weſtlich von Aachen beginnt das Deutſche, ein Gemiſch von Platt und Hoch. Beſonders das plattdeutſche t und das hochdeutſche ch iſt vorwaltend. Auch die Menſchen ſind ſchon gleich anders, ruhiger, phlegmatiſcher, langſamer. Das heißere Blut iſt nicht mehr darin. Selbſt die Sprache worin die Kutſcher mit ihren Pferden ſprechen, iſt ſogleich verſchieden. Man hört hier anſtatt der wilden und heulenden franzöſiſchen und belgiſchen Töne jetzt auf einmal Hop und Trrrr. Die Wallonen nennen Aachen Aels, welches aus dem römiſchen Aquis entſtanden iſt. Im ſogenannten Walloniſchen iſt ſehr viel bis zur Unkenntlichkeit verſtümmeltes Franzöſiſch, auch ſind einzelne frieſiſche Elemente darin.

Was die Tafel in Frankreich betrifft, ſo iſt dieſe beſſer als in Belgien, Mittagsmahl ſowohl als Frühſtück, beſonders das letztere, welches gewöhnlich um 10 Uhr iſt und durch Mannichfaltigkeit der Speiſen ſich auszeichnet. Dieſe ſind in Belgien lange nicht ſo gut zubereitet als in Frankreich, und der Wein iſt noch einmal ſo theuer. Mein beſter Mittagstiſch in Wirthshäuſern auf allen meinen Reiſen war zu Caen in der Normandie; Preis 3 Francs oder ungefähr ¾ Thaler preußiſch. Das Wirthshaus heißt Hôtel d'Angleterre. In Frankreich und Belgien iſt es nicht umſonſt ſo voll von Wirthshäuſern dieſes Namens. Auch in Brüſſel iſt eins, in Antwerpen eins, und in Lüttich ſogar ein Pavillon Anglais. Die Engländer, deren Zahl auf dem Continent unzählig iſt, gehen gern ſolchen Namen nach. In Belgien und den andern Ländern des Feſtlandes iſt Kaffee mit Butter und Brod das gewöhnliche Frühſtück, in Frankreich gemeiniglich warmes Eſſen aller Art mit Wein. In Belgien habe ich nur einmal guten Kaffee getrunken, nämlich im Wirthshauſe zu Waterloo am Schlachtfeld. In Großbritannien trinkt man viel Thee, der gut und ſtark iſt, aber ſehr wenig Kaffee. In Frankreich iſt es umgekehrt: der Kaffee iſt gut und ſtark, und der Thee, der ſelten getrunken wird, ſchwach und ſchlecht. Der Kaffee in Frankreich iſt beſſer und ſtärker als in allen andern Ländern. Man erhält in der Regel nur eine kleine Portion, aber eine größere gekochten Rahms oder Milch, die ſo heiß auf den Tiſch gebracht wird, als ſie vom Feuer kommt. Die kleine Portion Kaffee iſt von mehrern großen Stücken Zucker begleitet. Der franzöſiſche Kaffee aber iſt ſehr theuer, denn man zahlt für eine große Taſſe ohne Butterbrod 1 Franc. Hie und da in Irland iſt er freilich noch theurer, und ich zahlte z. B. in Limerik für dieſelbe Portion 1 Schilling engliſch; und das war kein franzöſiſcher Kaffee. Das Brod iſt in Frankreich beſſer als in Großbritannien, auch beſſer als in Belgien und Holland; in Belgien erhält man auch eine Art Roggenbrod, das aber für einen Norddeutſchen kaum genießbar iſt.

Die Preiſe in den franzöſiſchen Wirthshäuſern ſind durchgehends nicht viel niedriger als in England, man bekommt aber in Frankreich mehr für ſein Geld als in England. Um 5 Uhr iſt die gewöhnliche Zeit der allgemeinen Tafel. Da gibt es denn eine Mannichfaltigkeit von wohlſchmeckenden Gerichten, von der Suppe bis zum Pfirſich, und vor jedem Teller ſteht eine Flaſche Wein. Ein ſolches franzöſiſches Mahl koſtet gewöhnlich 2½ bis 3 Franken. In England geht es ſpärlicher, viel ſpärlicher zu; wenig Auswahl, an Suppe kaum zu denken, Stakes und Kartoffeln oder Hammelsrippen und Kartoffeln, viel ſeltener Ochſen- oder Hammelbraten, und wenn man in London iſt, ein London Plum-Pudding, das iſt für den wenig geachteten Reiſenden zu Fuß die Summa Summarum der engliſchen Wirthshaustafel. Aber ein Pfirſich — o weh! nicht einmal ein Apfel. In Brabant iſt die Tafel ſchlechter als in Flandern. In vielen Gegenden Frankreichs wird man bei Ankunft der Kutſche eben ſo empfangen als in Irland. Die verrufenen Garçons machen einem die Wahl des Wirthshauſes dann ſo ſchwer als möglich. An manchen Orten in der Normandie iſt dieſe Wahl leichter, denn da ſind es Mädchen, die den ausſteigenden Fremdlich freundlich begrüßen und zu Tafel in dem und dem Wirthshauſe einladen. Sobald als unſer Wagen in Vire Halt machte, traten zwei ſehr ſchöne Normanninnen aus zwei verſchiedenen Hôtels herzu und luden auf eine ſehr beſcheidene und unbefangene Weiſe die neuen Ankömmlinge zum Mittagseſſen ein. Die eine hieß Pau-

loin Poline und war berühmt als eine der größten Schönheiten in der Normandie. Man kann ſich verſtellen, welchen Eindruck eine ſolche normanniſche Einladung machen muß. In dem maſſiven Belgien iſt ſo etwas unbekannt, und am allerwenigſten findet es ſich in den Ländern ſächſiſcher Art und Zunge. Die belgiſchen Wirthshäuſer haben außer ihren unbeliebten Garçons noch die Race von Dolmetſchern, denn in den belgiſchen Städten, beſonders auch in Brüſſel und Antwerpen, iſt die Sprachverwirrung beinahe eine babyloniſche, und die Dolmetſcher ſind ſo nothwendig wie das vierte Rad am Wagen.

Obwohl von Boulogne für la Mer direct nach Rouen eingeſchrieben, ward ich doch einen ganzen Tag unter den Picarden zu Amiens aufgehalten, aus dem einfachen Grunde, weil vor Nachmittags um 5 Uhr keine Kutſche ging. So trieb ich mich denn in Amiens umher und beſah mir den Dom, die nicht ſchönen Menſchen, das ſehr kleine und ſchlechte Muſeum, und dicht am Markt den Saal, wo der Friede geſchloſſen ward im Jahre 1802. In dieſem Saal ſind 18 Gemälde, unter welchen auch das Bildniß des Entdeckers Chriſtopher Columbus in Teppich zu ſehen iſt; er hat dunkle und ſcharfe Augen und eine krumme Naſe, iſt mager und trägt einen Pelzmantel, eine Pelzmütze und einen langen Bart. Muſeen trifft man überall in Frankreich, woron viele ſehr unbedeutend ſind, aber es gibt wohl noch mehr Feſtungen, zu meinem größten Aerger. Auch Amiens hat ſein Muſeum, oder doch den Namen eines ſolchen. Aber in der großen Stadt Rouen ſollte man ein beſſeres Muſeum der Alterthümer erwarten als man vorfindet, und wenn nicht hier, ſo doch in der Univerſitätsſtadt der Normandie. Allein das Alterthumsmuſeum zu Caen, ein kleines Kämmerlein, mit einigen alten Steinen darin, iſt nicht einmal ſo gut als das Rouener. Der Aufwärter des Muſeums zu Caen verlangte für Zutritt 1 Franc, nachdem ich ihm bereits 8 Sous angeboten hatte. Eine kleine Drehung aber, ihn vers Publicum zu bringen, machte ſolchen Eindruck auf ihn, daß er ſchnell nach dem Schlüſſel griff und die Thür öffnete mit der Bitte ich möge hineintreten, es ſolle nichts koſten. Die Naturalienſammlung in Nantes hat einige ſeltene Sachen, obwohl ſie ſonſt nicht bedeutend iſt. Im Naturaliencabinet (Cabinet d'Histoire naturelle) zu Angers iſt ein Meteorolith oder Aerolith zu ſehen, der im Junius 1822 zu Angers niederfiel. Dieſer Luftſtein iſt über 20 Unzen ſchwer. Die Einwohner von Angers halten ihr Städtchen für die zweite Stadt Frankreichs und ſagen nicht ganz ohne Grund von ihrem Bildermuſeum: Le Musée de peintures est peut-être de tous ceux qui existent dans la France le plus riche en tableaux précieux, après celui de Paris. Das naturhiſtoriſche Muſeum in Angers iſt ſehr mittelmäßig. Der Aufſeher des Muſeums der Gemälde ſchien daſſelbe für das ſeinige zu halten, und forderte mir in einem häßlichen Ton meinen Paß ab, ſonſt könne ich es nicht ſehen. Die Gemäldeſammlung in Brüſſel, in welcher fünf Originalſtücke von Rubens bei einander zu ſehen ſind, iſt beſſer als die zu Antwerpen und beſitzt eines der großartigſten Stücke von Rubens. Wenigſtens ſchien mir darin der ſchaffende Geiſt des größten Malers außergewöhnlich thätig geweſen zu ſeyn. Chriſtus nämlich, ergrimmt über die Gottloſigkeit der Menſchen, will die Welt in Flammen ſetzen und fährt mit feurigen Pfeilen vom Himmel herab. Unten auf der Erde ſieht man ſchon den Brand aufſteigen, und Nacht und Schrecken breitet ſich über dieſelbe hin. St. Franciscus lehnt ſich über die Erde, um welche ſich eine Schlange ſchlingt, und ſucht die Gefahr abzuwenden. Aber am meiſten vermag die Mutter Chriſti, die mit bekümmerten Augen ihrem Sohne wehrt. Selbſt die Engel erſchrecken vor ſeiner Rache. Die Kreuzigung Chriſti zwiſchen den beiden Schächern von Rubens im Muſeum zu Antwerpen iſt wohl eines der beſten Gemälde in der Welt. Der Styl von Rubens iſt unvergleichlich; vielleicht mögen ſeine Glieder zu athletiſch ſeyn. Auch in der großen Gemäldeſammlung im Louvre, die eben, weil die beſten Stücke von ausländiſchen Malern ſtammen, nicht von franzöſiſchem Malertalent zeugt, iſt Rubens der erſte Meiſter.

Die lange mittelalterliche Deſpotie der Kirche hat ſicherlich einen unheilvollen Einfluß auf die europäiſche Malerei gehabt, nicht minder der Geiſt des Lebens der modernen Zeit. Der Styl der neuern Maler iſt oft ſehr gekünſtelt und mit Mode beſtrichen, die immer geiſtlos iſt, obwohl er glänzt in den Augen der Menge. Eine Art von Kleinigkeitskrämerei haftet dem Talent faſt aller neuern Maler an; ihr Geiſt iſt nicht groß genug, um über die Vorurtheile der Welt ganz hinwegzukommen. Wie wenig große Hiſtorienmaler gebiert unſere Zeit, und wie viele unſägliche Landſchaftsmaler! denn wie wenig Phantaſie und Schöpfungsgeiſt hat unſere Zeit. Die Phantaſie der neuern Malerwelt iſt im Ganzen klein und arm, und ſie beſitzt wenig Kraft zum Schaffen des Mannichfaltigen; der Geiſt des Schönen in der heutigen Menſchheit iſt zuſammengeſchrumpft und kann ſich kaum über Einzelweſen hinausmühen. Unſere Maler haben die Tiefe der Erkenntniß nicht, die ſie von der Mannichfaltigkeit der menſchlichen Natur haben ſollten, darum werden ſie Thier- und Landſchaftsmaler, darum ſieht man jetzt die meiſten Maler copiren; denn in wie weit unſere moderne Welt unnatürlich geworden iſt, in ſo weit auch iſt ihr Kunſtſinn gelähmt. Unſere Malerwelt hat indeß eine Fertigkeit, wilde und wüthende Blicke darzuſtellen. In der Sammlung ſpaniſcher Gemälde im Louvre ſieht man faſt nichts als Geiſtliche aller Art, Könige und Königinnen, Chriſtus- und Marienbilder, knieende und händefaltende Sünder, Todtenköpfe und viele andere gräuliche Dinge, überdieß häufig Gott Vater mit kahlem Kopf und grauem Bart, geflügelte Köpfe, geſchorene Köpfe, Mitraköpfe, Kreuze und Kronen. Faſt alles trägt den Charakter des Andächtigen, Gebeugten, Zerknirſchten und Weinerlichen, und dabei des Vornehmen und Hochmüthigen. Unſere Welt ſcheint die natürlichen Gefühle des Menſchen nicht mehr recht zu kennen, die wahre Darſtellung derſelben alſo ſcheint unmöglich geworden zu ſeyn. Durch den Leichtſinn und Flattergeiſt dieſer modernen Welt und ihrer Abgötterei mit den Scheingütern dieſes Lebens iſt die edelſte Schöpferkraft des Geiſtes gelähmt worden. In der letzten Abtheilung des mit geflügelten Körpern, Heiligen und andern bibliſchen Weſen bevölkerten Gemäldeſaals im Louvre ſaßen die meiſten der copirenden Maler und Malerinnen. Die Nro. 1023, Jungfrau Maria's Himmelfahrt und Krönung, während ſechs Heilige unten auf Erden knieen, oben im Himmel aber Engel, welche Chriſtus von beiden Seiten umſchweben, als Trompetenbläſer, Trommelſchläger und Guitarreſpieler erſcheinen, gab mir den Beweis davon wie geſchmacklos häufig bei der Wahl der Stücke verfahren wird, welche einer Gemäldegalerie, wie die des franzöſiſchen Palaſtes, wo Neugierige aus allen Welttheilen

zuſammenſtrömen, zur Pracht und Ehre zu gereichen beſtimmt ſind. Rubens und Shakſpeare, ſolche Meiſter kennen wir nicht mehr, und dennoch wollen ihre niedrigſten Jünger in unſerer überſpannten Zeit noch genialer ſeyn. O unſere modernen Menſchen ſind geworden wie die Parade-Schifflein im Muſeum der Marine im Louvre! Das naturhiſtoriſche und das Alterthums-Muſeum zu Brüſſel können mit den vortrefflichen holländiſchen Muſeen zu Leiden und im Haag nicht verglichen werden.

Frankreich hat ungeheuer viele Feſtungen, aber auch ſehr viele Fabriken. Im nordweſtlichen Theil bis zur Loire gibt es noch mehr als 39 Fabrikſtädte, unter welchen 14 allein in der Normandie ſind, nämlich: Lille, Douay, Cambray, Arras, Abbeville, St. Omer, Amiens, St. Quentin, Laon, Soiſſons, Beauvais, Yvetot, Havre, Rouen, Elbeuf, Caen, Coutances, Liſieux, Argentau, Alençon, Falaiſe, L'Aigle, Louviers, Rugle, Evreux, Dinan, Loudeac, Guingamp, Rennes, Laval, Chateau Gontier, Nantes, Saumur, Angers, Tours, Blois, Orleans, Paris, Chartres. Wie viel läßt ſich aus dieſer Erſcheinung folgern!

Alſo Nachmittags um 5 Uhr — es war im September — flogen wir unter entſetzlichem Geraſſel und unendlichem Maul- und Peitſchengeklatſch aus Amiens auf den 25 Lieues langen Weg nach Rouen hinaus, man konnte ſein eigenes Wort nicht hören. Sechs dicke und ſchwerfällige Pferde mit unförmlichen Hufen zogen das hohe, breite, plumpe, ungeheure Fahrzeug, und erſt nach 13½ Stunden langten wir in der Hauptſtadt der Normandie an. Die Nacht war ſehr kalt im Cabriolet bei dem wilden und rohen Conducteur. Die franzöſiſchen Schaffner in dieſen Theilen des Landes ſind nicht ſo freundlich als die großbritanniſchen und lange nicht ſo gebildet. Man kann ſich meinen Unmuth denken, da ich von England kam. Die Pferde in Frankreich ſind durchgehends von Hals und Ohren kürzer als die engliſchen, und dieſe laufen noch einmal ſo ſchnell; aber die engliſchen Wagen ſind auch viel leichter und zweckmäßiger, und die engliſchen Landſtraßen beſſer. Die ganze Kutſche war oben und unten vollgeſtopft mit Menſchen allerlei Art und alle waren Franzoſen und ſchienen ihr Fuhrwerk für das beſte in der Welt zu halten. So fragte mich einige Zeit hernach ein Franzoſe im Arſenal zu Breſt, ob ich je etwas Aehnliches geſehen hätte; denn Breſt iſt der Haupthafen der Marine Frankreichs. Allerdings! etwas noch viel Großartigeres, zu Plymouth in Devon. Da verſtummte er und ließ kein Wort mehr hören. Hinter unſerm Rücken, der an einen ledernen Ueberzug ſich lehnte, lagen mehr als fünf Menſchen zwiſchen dem Gepäck, ſie waren alle höchſt unruhiger Natur, vielleicht Picarden, und beläſtigten durch ihre Unreinlichkeit, die ſich ſogar durch das Leder hindurch bemerklich machte, die Naſe noch mehr als die Ohren. Es war ein unaufhörliches Schieben und Schaben, Scheuren und Stoßen, Schnarchen und Kindergeſchrei da hinten, Kutſcher und Schaffner ſchwiegen die ganze Nacht nicht ſtill, und wenn bei jeder Station ein anderer Kutſcher kam, brachte er Stoff zu neuer Rede und Redſeligkeit mit. Alle dieſe Kutſcher zwiſchen Amiens und Rouen heulen ungefähr wie nächtlich die Hunde, und ſie ſind eben ſo daran gewohnt wie ihre Pferde, auf die das Heulen keinen Eindruck macht. Solche heulende Töne, ſolch ein ewiges Gewäſch, untermiſcht mit noch häßlicheren Lauten und mit Kindergeſchrei eine ganze Nacht hindurch brächten einen Engländer in Verzweiflung. O wie ſchön lag am Morgen die Hauptſtadt der Normandie mit ihren zahlreichen Thürmen, und die blinkende Seine und die maleriſchen Berge vor unſern Augen. Das war ein reicher Erſatz nach einer ſolchen Nacht.

(Ende des erſten Abſchnitts.)

Eigenthümlichkeiten von Siebenbürgen.

(Von J. G. Eisner.)

An der Gränzſcheide der Civiliſation des Weſtens und Oſtens von Europa gelegen, hat Siebenbürgen von beiden viele Elemente in ſich. In Herrmannſtadt, der Hauptſtadt im Lande der Sachſen (Deutſchen), wähnt man in der daſigen gebildeten Geſellſchaft in einer Stadt mitten in Deutſchland zu ſeyn, und nicht allzuweit davon kommt man unter die in geiſtiger Bildung noch weit zurückſtehenden, Walachen. In Clauſenburg, der Hauptſtadt des Nordens, ſind die Elemente gemiſcht, aber das Magyariſche iſt dominirend und man iſt dem Deutſchen abhold. Und wie mit der Bevölkerung, ſo iſt es auch mit der Lage und dem Klima des Landes. In den Thälern der Flüſſe (Marosch, Aranyösch und Körösch) iſt der Boden fruchtbar und das Klima ſo mild, daß der Wein und Mais gedeiht; dagegen hört in den hohen Gebirgen, welche das ganze Land, wie eine Mauer umſchließen, faſt aller Anbau auf und der Sommer währt nur wenige Monate. Dort hauſen Bären und Wölfe und die Bevölkerung führt ein mühſeliges Leben. — Dieß Land ſpielte bei der letzten Inſurrection eine wichtige Rolle, auch ſcheint es wegen ſeiner Lage und Eigenthümlichkeit in der Zukunft zu einer noch wichtigeren berufen zu ſeyn.

1. Die Lage und das Klima des Landes.

Ringsum von den beiden Armen der Karpathen, wie ſie ſich im Oſten theilen, umgeben, iſt das Klima des Landes ein rauhes. Auf den Gebirgen — deren höchſte Gipfel den Schnee bis tief in den Sommer hinein behalten — tritt der Winter ſchon im October ein und währt bis zum Anfange des Mai. Dort haust eine armſelige Bevölkerung, die mehr von den Producten der Wälder, als der Felder lebt. Sie ſteht in ihrer Geſittung weit zurück und iſt den Wilden ähnlicher, als civiliſirten Völkern. Der Fuß des Fremden betritt nur ſelten die unwirthlichen Gegenden. Von induſtriellen Unternehmungen iſt da faſt keine Spur. Dieſes rohe Volk iſt aber ein ſehr abgehärtetes und dabei kräftiges. Der Mangel an Civiliſation iſt auf einer höchſten Stufe im Norden zu finden, wo die Gebirge am rauheſten und unzugänglichſten ſind. Im Oſten, wo die Szekler wohnen, iſt es ſchon beſſer, und es zeichnet ſich dieſer Volksſtamm nicht allein durch Körperkraft, ſondern auch durch Fleiß und mancherlei Induſtrie aus. Schroff und faſt unzugäng-

lich sind die Gebirge im Süden, wo die Sachsen bis an den Fuß derselben wohnen. Mit ihnen gemischt leben hier viele Walachen. — Im Westen wird das Gebirge durch den Betrieb der Bergwerke belebt, die wie bekannt Gold liefern, und noch weit mehr als bisher gewähren könnten, wenn sie mit mehr Fleiß und Intelligenz betrieben würden. Bereits wird ihnen von Seiten der Regierung mehr Aufmerksamkeit bewiesen, was sehr glänzende Erfolge erwarten läßt. Wie ringsum, so ist auch da Boden und Klima ungünstig, obgleich hier mehrere Thäler durchziehen, welche einen recht lohnenden Anbau haben.

Der fruchtbarste Theil des Landes ist die Ebene bei Thorda (Thorenburg), der den Namen „die goldene Aue" führt, und wovon die Mezö-Seg (Mesöscheg oder Fruchtland) den Kern bildet. Hier liegt auf hügeligem Terrain die fruchtbare Ackerkrume mehrere Fuß tief, und es wuchern alle Früchte, die man auf ihr anbaut, ungemein, so saumselig und schlecht auch die Cultur ist. Eine der reichhaltigsten und reizendsten Floren breitet ihren Zauber über die unangebauten, bloß zu Grase benutzten Strecken, und hier haben die Bienen eine Weide, wie sie dieselbe wohl selten so im Ueberflusse finden. Ihre Zucht könnte da ins Große getrieben werden. Wohl betreibt man sie, wie die vielen, an den Berglehnen und in den Vertiefungen stehenden Hütten der Bienenwärter zeigen, aber immer nicht in der Ausdehnung wie es seyn könnte und mit gerade nicht allzugroßem Gewinne für den Grundeigenthümer, der dem Wärter eine Quote überläßt, aber zufrieden seyn muß mit dem, was dieser ihm abzuliefern für gut findet. — Der Botaniker findet hier eine sehr reiche Ausbeute, auch werden zuweilen ganz neue noch unbekannte Pflanzen hier entdeckt. Daß in den Flußthälern der Wein und Mais gedeihe, das berührte ich schon. Ersterer gibt meistentheils ein sehr gutes Gewächs, was aber nur bei vorzüglichen Jahrgängen der Fall ist. Sein Geschmack ist eigenthümlich, und er ist im Bouquet und Aroma ausgezeichnet vor vielen Sorten. Das ahnet man freilich nicht, wenn man die schlechten Jahrgänge zu kosten kriegt, die zuweilen fast ungenießbar sind.

Da nun aber die fruchtbaren Strecken im Vergleich zu den rauhen und unfruchtbaren in diesem Lande nur klein sind, so folgt von selbst, daß dasselbe nur in gesegneter Jahren für seinen Bedarf gedeckt ist, sonst aber Zuschuß aus der Nachbarschaft nöthig hat. Diesen bekommt es meist aus Ungarn, einen Theil aber auch aus der Walachei. Wegen dieser benöthigten Zufuhr sind dann auch die Fruchtpreise hier fast immer namhaft höher, wie in Ungarn, folglich auch der Lebensunterhalt für die Bevölkerung theurer.

Noch besonders hervorzuheben ist bei der Lage und dem Gehalte des Landes der Reichthum an Steinsalz, den es besitzt. Bei Thorda wird seine Ausbeutung bergmännisch betrieben, auch wird daselbst viel Siedesalz gewonnen. Weiter gegen Osten hin stehen an demselben Gebirgszuge die Stöcke von Steinsalz zu Tage und zwar in mächtigen Blöcken und Wänden. Sie werden von Seiten des Aerars bewacht, damit das Volk sie nicht benutze und die Ausbeute zum Schaden desselben verkaufe. Aus den sehr reichen an vielen Orten hervorsprudelnden Soolenquellen dürfen sich die Umwohner nur so viel holen, wie sie zu ihrem häuslichen Bedarf nöthig haben, und es werden daher diese Quellen ebenfalls überwacht.

Siebenbürgen könnte, vermöge seiner natürlichen Lage, zu einer großen Festung gemacht werden: auch lehrt die Geschichte, daß es oft die Zufluchtsstätte ganzer Völkerstämme wurde. Ringsum von ungeheuren Gebirgen eingeschlossen, durch welche nur wenige Engpässe führen, dürften nur diese gegen den von außen andringenden Feind vertheidigt werden, was ihrer Beschaffenheit nach mit einer geringen Anzahl von Truppen möglich wäre. Es kann daher dieses Land als ein sehr wichtiger strategischer Punkt bei einem europäischen Kriege gelten und gleichsam als ein großes Außenwerk von Ungarn angesehen werden. In seiner äußern Gestaltung hat es viel Aehnlichkeit mit der zu Schlesien gehörigen Grafschaft Glatz, die ebenfalls von Bergen eingeschlossen im Innern hügelig und fruchtbar ist, und auch als eine Festung für eine große Armee dienen könnte, wozu es auch in dem Kriege von 1813 beinahe gekommen wäre.

2. Die Bevölkerung.

Aus drei Nationen ist dieselbe zusammengesetzt, nämlich aus Ungarn (Magyaren), Sachsen (Deutschen) und Walachen, zwischendurch leben auch viele Armenier. Zu ersteren sind die Szekler zu zählen, obgleich sie viele Eigenthümlichkeiten haben, durch welche sie sich von ihnen unterscheiden, wie unter andern eine sehr große Rührigkeit und Betriebsamkeit, die gerade den Magyaren abgeht. Letztere bewohnen die Mitte des Landes, welche sie sich als Herren in der Vorzeit gewählt haben, gerade so, wie sie auch in Ungarn die fruchtbaren Ebenen in der Mitte für sich behielten und das übrige den andern Volksstämmen überließen. Die Liebe zur Gemächlichkeit und die Scheu vor zu großer Anstrengung bestimmte sie hier wie dort zu dieser Wahl. In Siebenbürgen waren ihre Freiheiten und Privilegien noch größer und ausgedehnter als in Ungarn, und sie blickten auf diese Nachbarn wie gleichsam auf minder Freie herab. Ihnen hierin etwas nachzuahmen haben die Sachsen von jeher gestrebt, auch waren ihre Besitzthümer, die ihre Vorfahren schon seit dem neunten Jahrhundert inne haben, nur sehr wenig belastet. Ich spreche hier von beiden Volksstämmen in der vergangenen Zeit, weil bei der neuen Ordnung der Dinge sich hierin gar manches ändern wird. Die Walachen sind der physisch und geistig zurückstehende Stamm, dessen Kreis immer enger gezogen wird. Käme diesen nicht an vielen Orten die numerische Ueberlegenheit zu statten, so würden sie allmählich allenthalben verdrängt werden, wie das ganz besonders in den Districten der Deutschen der Fall ist, wo ihre Besitzthümer immer eines nach dem andern in die Hände von diesen übergehen. Käme ihnen ferner in den Districten der Ungarn nicht der Umstand zu gute, daß diese sich weniger stark als sie vermehren, so würde es ihnen auch hier nicht besser gehen. Trägheit und Mangel an Industrie ist es, was dieses Volk so sehr zurücksetzt, wozu denn noch die Abhängigkeit und Armuth kommt, worin es von jeher gelebt hat.

Von den Szeklern muß ich noch besonders sprechen. Obgleich dieselben die ungarische (magyarische) Sprache als ihre Muttersprache sprechen, so unterscheiden sie sich doch, wie ich schon angab, in vielen Stücken von den eigentlichen Ungarn. Das gilt schon von ihrem Körperbau, denn sie sind etwas kleiner, aber ungemein stramm und sehnig; der Ungar ist größer und corpulenter in seinen

Formen. Alsdann iſt der Szekler viel rühriger und induſtriöſer. Ferner der Umſtand, daß ſie in der rauhen Gebirgsgegend des Oſtens wohnen, wohin freiwillig ſo leicht kein Ungar gehen würde, unterſcheidet ſie ebenfalls von dieſen. Auch in der Landesverfaſſung ſind ſie geſchieden, denn es ſind die Comitate (Bezirke) der Szekler getrennt von denen der Ungarn. Von ihrer Tapferkeit brauche ich nicht zu ſprechen, da ſie weltberühmt iſt.

Nicht allein phyſiſch und moraliſch, ſondern auch politiſch zurückgeſetzt waren bisher die Walachen, was ſo weit ging, daß es faſt wunderbar erſchien wenn einer aus dieſer Nation zu einer hohen Stellung im Lande und beim Reichstage gelangte; auch kam ein ſolcher ſicher nur durch beſonders hohe Geiſtesbegabung dazu. Das wird nun in der Folge wohl auch anders werden. In der frühern Zurückſetzung und Unterdrückung welche die Walachen erfahren haben, liegt auch der Grund der Rohheit und Grauſamkeit, welche ſie beim letzten Aufſtande überall wohin ſie kamen zeigten. „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Manne erzittert nicht.“

Natürlich iſt die Bevölkerung Siebenbürgens in ihren Sitten und Gebräuchen ſehr verſchieden, wozu auch Wohnung und Kleidertracht gehören. Der Magyar behält, beſonders in den mittlern und untern Claſſen, ſeine von den Urahnen überkommenen Gebräuche ſowohl in ſeinem Hausweſen als auch bei öffentlichen Feſten und Feierlichkeiten bei, und auch ſeine Kleidung bleibt ziemlich unverändert. Alles hat bei ihm noch einen orientaliſchen Anſtrich, und über alles iſt eine unverkennbare Grandezza gehaucht. Der Deutſche (Sachſe) erſcheint hier wie ſeine Stammbrüder in Deutſchland, nur iſt er in Sitten, Gebräuchen, Wohnung und Kleidung gegen dieſe um einige Jahrzehnte zurück. Man möchte ſich das ſo erklären, als dränge jede Veränderung darin ſpäter zu ihm. Im Hausweſen des Magyaren herrſcht kein Luxus, aber eine überall hervorleuchtende Opulenz. Man trifft alles aufgeräumt und reinlich in Zimmern, Böden und Ställen. In erſtern iſt der große, aus Backſteinen aufgeführte koniſche Ofen ein charakteriſtiſches Stück, welches faſt nie fehlt. Außen an der Vorderſeite läuft ein Corridor längs dem ganzen Hauſe fort, unter welchem man vor Regen geſchützt gehen und reiten kann. Der Deutſche baut ſchon luxuriöſer, aber auch ſchwerfälliger. In der Nähe von Hermannſtadt ſind die Dörfer ſchön gebaut, meiſt maſſiv, mit rothen Ziegeldächern und Inſchriften von Bibel- und Sinnſprüchen auf den Giebeln der Häuſer, ganz gleich, wie man dieß faſt allenthalben in den Gebirgsgegenden Altbayerns findet. Wie die Häuſer, ſo verräth die Kleidertracht Wohlhabenheit und Neigung zum Luxus. In der perſönlichen äußern Erſcheinung ſteht an Würde der Deutſche dem Magyaren nicht nach, denn er iſt wie dieſer kräftig, und es leuchtet aus allen ſeinen Mienen und Bewegungen ein gewiſſer Stolz und das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit.

Dagegen ſteht der Walache weit zurück; ſchon ſeine Bekleidung verräth Dürftigkeit und in ſeinem ganzen Weſen zeigt er Unterwürfigkeit; ſelbſt ſeine Körpergeſtalt — obgleich ſie nicht häßlich iſt — zeigt nicht das Imponirende des Magyaren und Deutſchen. Seine Wohnung iſt meiſtentheils elend und in ſehr vielen Fällen zuſammenhängend und in einem Flur mit der ſeines Viehes; dabei iſt ſie niedrig, ſo daß man nur gebückt durch die Eingangsthüre kommen kann, was dann zur Folge hat daß die Männer zum größten Theile nicht ganz gerade gehen, und, zum Militär ausgehoben, bei dieſem erſt gerade gerichtet werden müſſen. Von Wohlhabenheit iſt da wenig die Rede, und es gab ſelbſt vor der letzten Kataſtrophe Fälle, wo ein Walache in ſeinem Leben kaum je einen Silberzwanziger in Händen gehabt hatte. Wie mag das erſt jetzt ſeyn?

Was ich hier mitgetheilt, das gilt vom eigentlichen Volke, d. h. von ſeinen mittlern und untern Claſſen, die höhern weichen im Laufe der Zeit immer mehr von den Sitten ihrer Altvordern ab. In ihren Häuſern herrſcht Luxus, in den Kleidern franzöſiſche und Wiener Mode, was auch vom Mobiliar gilt, für welches ungeheure Summen nach Wien und Paris wandern. Die Erziehung ihrer Kinder wird faſt durchgehends von Deutſchen oder Franzoſen geleitet, die weibliche zumeiſt von Franzöſinnen. Nicht überall decken die Einkünfte den gemachten Aufwand, und es müſſen Anleihen aushelfen, die aber ſchwer und bei dem Geldmangel nur gegen hohe Zinſen zu bewerkſtelligen ſind. So nimmt denn der Wohlſtand ab, was namentlich bei vielen alten Familien der Fall iſt. Die jüngern, meiſt von fremden Einwanderern, haben einen feſtern Grund und erſetzen durch den Glanz des Goldes den des ältern Adels.

Am einfachſten ſind die Sitten noch bei den Szeklern, wo noch wenig Luxus zu finden, den ihnen aber auch meiſtentheils die Dürftigkeit verbietet, weil der von ihnen bewohnte Landſtrich ein undankbarer iſt. Nur da wo ſich derſelbe tiefer in die Mitte des Landes hineinzieht, wie z. B. bei Maros-Vazarhely, trifft man Wohlhabenheit, zu welcher ſich dann immer ſchnell der Luxus geſellt.

(Ein zweiter Abſchnitt folgt.)

Zeitbetrachtungen. XII.

Von den taumelerregenden Nachrichten der letzten Tage iſt vorerſt nur die Thatſache ſtehen geblieben, daß in der Krim zwar ein glücklicher erſter Angriff gemacht iſt, aber auch noch ein ſehr blutiges Spiel bevorſteht. Da wir nach unſerer Anſicht von dem Kampfe im Oſten ſelbſt bei einem Gelingen des Schlags gegen Sebaſtopol die Sachlage nicht für weſentlich verändert anſehen, ſo können wir — ungeſtört durch den Zweifel über die Entſcheidung, welche die nächſten Tage bringen müſſen — unſere Betrachtungen über den Verlauf des europäiſchen Conflicts fortſetzen.

Der Jubel, mit dem nicht nur in den weſtlichen Reichen, ſondern eben ſo ſehr von deutſchen Bevölkerungen die erſte falſche Nachricht von dem Siege über Sebaſtopol aufgenommen wurde, iſt eine Thatſache welche manches zu denken gibt. Man ſieht daraus zunächſt die tiefe Abneigung von Weſt- und Mitteleuropa gegen die ruſſiſche Regierung, und — wie ſehr auch einzelne Cabinette Rußland zugeneigt ſind — auf Dauer werden ſie ſich dem Einfluß der anderſtrömenden öffentlichen Meinung nicht entziehen können. Andererſeits aber zeigt auch dieſer Jubel, wie weit man noch davon

iſt, über die vollen Dimenſionen des Kampfs und die Bedingungen ſeines endlichen Abſchluſſes klar zu ſeyn.

Man darf ſich über dieſe Unklarheit der öffentlichen Meinung nicht allzuhoch verwundern, iſt doch von Anfang durch mannichfache Illuſionen auch derer, welche mit der Leitung der Dinge betraut ſind, der Knoten ſo feſt gezogen worden. Alle die Hoffnungen einer nahen gütlichen Beilegung im vorigen Jahr, einer Localiſirung des Kampfes noch im Anfang von dieſem Jahr, endlich im Laufe des Sommers die Hoffnung, durch raſche Schläge dem Krieg ein baldiges Ende machen zu können, ruhten auf den verderblichen Täuſchungen, denen man ſich am einen Ort über die Verſöhnlichkeit der beiderſeitigen Anſprüche, an andern Orten über das Maß der eigenen Macht und die Geſinnungen vermeintlicher und wirklicher Freunde hingegeben hatte. Im Vertrauen auf die Unmöglichkeit einer ſelbſtſtändigen Stellung der deutſchen Mächte und eines Zuſammenwirkens der beiden Weſtmächte begann Rußland in dem Gefühl europäiſcher Suprematie, worein es ſich allmählich eingewiegt hatte, den Kampf mit hochgeſpannten Forderungen, von denen herunterzuſteigen ihm ſeine Würde nicht erlaubt. In der Erwartung, daß einem Krieg der verbündeten Weſtmächte Deutſchland ſich werde anſchließen müſſen, haben andererſeits dieſe den Weg der Gewalt betreten, und damit dem Gegner das Nachgeben erſchwert, ohne ſelbſt die Bürgſchaft eines vollen Erfolgs zu haben, falls Deutſchland ihren Erwartungen nicht entſpräche.

Dieſe Erwartungen, die man ſich auf beiden Seiten von Deutſchland machte, ſind von demſelben nach beiden Seiten hin getäuſcht, und dadurch der Kampf, in den der Oſten und Weſten durch jene Hoffnungen ſich verlocken ließen, vorerſt ein *zielloſer* geworden. Deutſchland oder vielmehr Preußen — wie man nach der neueſten Note des Grafen Buol vom 30 September ohne Anſtand ſagen darf — hat die von ihm gehegten Erwartungen unter dem Einfluß eines Gefühls getäuſcht, dem man eine gewiſſe Wahrheit nicht abſprechen kann. Man ſcheute eine ſolidariſche Verbindung mit den Weſtmächten und mit allen Hintergedanken, von welchen dieſe vielleicht geleitet ſind, und das mit Recht; — es kam nur darauf an, *wie* man die Beziehung zu den Weſtmächten abgrenzte. War man ſich klar was man wollte, nämlich eine Wegdrängung Rußlands von ſeinen ſüdlichen Zielen, ohne die Abſicht, ſeiner Stellung als europäiſchen Großmacht irgend Abbruch thun zu wollen, hatte man den Entſchluß ſolche Abſichten ſogar eventuell verhindern zu wollen, ſo war durch dieſe Formulirung des *Zwecks* der Unterſchied gegen die Weſtmächte mit aller Schärfe markirt, man hatte ſeine *eigene* Politik und konnte ohne Furcht vor falſchen Allianzen zu erkennen geben, daß man für dieſe ſelbſtſtändige Politik zu *allen* durch die Umſtände gebotenen Mitteln entſchloſſen ſey. Eine ſolche Sprache hätte müſſen in St. Petersburg bei einigem Beſinnen als unparteiiſche Entſchiedenheit, nicht als Affront verſtanden werden, und Europa wäre vielleicht der Krieg erſpart worden. Das Verlangen, die vier Garantiepunkte genauer zu formuliren, das Oeſterreich neuerdings ſich gleichfalls angeeignet hat, liegt auf dem Weg des angedeuteten Verfahrens. Man hat aber dieſen Weg, deutliche Bezeichnung eines mäßigen Zwecks, nicht mit Entſchiedenheit verfolgt, beſonders hat die norddeutſche Großmacht, um ſich von den Weſtmächten abzugränzen, den Accent vorzugsweiſe auf die *Mittel* gelegt, ſie hat die Beſtrebungen des Weſtens für das europäiſche Recht moraliſch *unterſtützt*, mit dem Wink für die andere Seite, dieſe Unterſtützung nie bis zur ultima ratio treiben zu wollen, ſie hat dadurch beide Theile auf ihren Wegen beſtärkt, und es hat darum einen richtigen Sinn, wenn man geſagt hat, daß eine Friedensliebe, die auf ſolche Art zu Werke ging, den Krieg unvermeidlich machen mußte.

Wenn die *entſchiedene* Unterſtützung Deutſchlands zu Gunſten eines *gemäßigten* politiſchen Programms dieſes hätte zur Geltung bringen können, ſo wurde der Mangel einer ſolchen Unterſtützung Urſache, daß die Weſtmächte, wenn nicht ihre Rüſtungen vergeblich ſeyn ſollten, den gefährlichen Weg der *materiellen* Garantien betreten mußten, d. h. der Schwächung der ruſſiſchen Macht, um beſſer als durch bloßen Vertrag der Haltung der vier bekannten Garantiepunkte ſicher zu werden. Wir nennen den Weg der „materiellen" Garantien einen gefährlichen, und den beſten Beweis dafür liefert die engliſche Politik ſelbſt, welche bekanntlich am eifrigſten auf die „materiellen" Garantien dringt. Colbourns United service Magazine enthält in ſeinem Septemberheft einen Artikel mit der Ueberſchrift: „Was fangen wir mit der Krim an?" Capitän Spencer, aus deſſen Feder der Artikel iſt, entſchuldigt ſich, daß er dieſe Frage aufwerfe, ehe man die Krim habe. Dieſe Entſchuldigung braucht es gar nicht; man muß vielmehr ein Volk ſeltſam finden, welche auf die Krim losgeht, ehe ſie weiß, was damit anzufangen iſt, wenn die Eroberung gelingt. Daß man es aber nicht weiß, beweiſt eben die Art, wie Hr. Spencer die an ihn aufgeworfene Frage zu beantworten ſucht. Daß Frankreich und England erklärt haben, nicht ſelbſt eine Gebietsvergrößerung zu ſuchen, wirft er nur als ſcheinbar ſich von *ſelbſt verſtehenden* Vorderſatz gleichgültig hin, obgleich eben in *dieſem Verzicht* das klare Bekenntniß liegt, wie ſchwer es den Weſtmächten iſt, bei ihrem Vorgehen im Oſten an die Stelle deſſen, was ſie einreißen, etwas Haltbares zu ſetzen. England fühlte, daß ſeine phyſiſche Macht nicht ausreicht, und weil es, was es ſelbſt nicht feſthalten kann, auch andern nicht gönnt, ſo mußte dem Krieg jene uneigennützige Erklärung vorangeſchickt werden. Hören wir aber nun die Vorſchläge Hrn. Spencers, nachdem die Krim nun einmal von England und Frankreich nicht behalten werden kann. Den Rath, die Krim den Türken und Tataren, d. h. alſo dem Islam zu überlaſſen, findet er in unſerem „Zeitalter des Fortſchritts und der Aufklärung" doch unthunlich. Eben ſo wenig räthlich findet er ein andere Auskunft, Oeſterreich zum Erſatz für die Lombardei, Venedig und Polen die Donaufürſtenthümer, Beſſarabien und die Krim zu geben. Abgeſehen von dem ſehr natürlichen Zweifel, ob ſich Oeſterreich zur Abtretung jener Beſitztheile nur ſo ohne weiteres verſtehen werde, iſt er dieſem Ausweg darum gram, weil die Ausbreitung des öſterreichiſchen Regierungsſyſtems, das er in lächerlichem Haſſe noch ſchwärzer als das ruſſiſche malt, niemand zum Segen gereichen könne. In dieſer Noth weiß er keinen Ausweg, als die Koſaken und ihre Brüder, die Malo-Roſſen, die Urbevölkerung Beſſarabiens, der Ukraine und Kleinrußlands zu den Waffen zu rufen. „Sie haben ihre eigene Sprache, ihre abgeſonderte Literatur, und vermeiden es ängſtlich, durch Heirathen oder auf andere Art mit den Ruſſen ſich zu vermiſchen", und Hr. Spencer findet dort den ausreichenden Stoff zu einem unabhängigen Staat von zwölf Millionen. So ſteht es mit der Reife der Plane für Neu-

bauten in dem Moment, wo man ſich ſchon für den Boden ſchlägt, auf dem ſie aufgeführt werden ſollen.

Der praktiſche Engländer glaubt wohl ſelbſt nicht an dergleichen Plane, ſie dienen ihm nur um die Verlegenheit zu verdecken, in welcher die Weſtmächte augenſcheinlich um ihre „materiellen" Garantien ſind. Solche laſſen ſich ohne Zerſtücklung von einer Macht wie Rußland auf Dauer gar nicht erlangen, weil es, wie ſchwere Wunden ihm auch für den Augenblick geſchlagen werden, ſie immer wieder zu heilen vermag, und die kriegeriſchen Anſtrengungen ſich alſo immer erneuern müßten. Zu ſolchen kann aber England am wenigſten geneigt ſeyn, weil es für einen Landkrieg immer auf die Unterſtützung einer Landmacht angewieſen iſt, aber eben damit in eine peinliche Abhängigkeitsſtellung tritt. Mit aufmerkſamen Blicken verfolgt man in England die vermehrten Armeerüſtungen in Frankreich. Ein Artikel über die franzöſiſchen Militärſchulen in dem gleichen Heft des United service Magazine ſchließt mit den Worten: „Noch fügen wir bei, daß Napoleon III ſich auf ſehr blutige Kämpfe gefaßt zu halten ſcheint, denn in einem Decret vom 24 Jun. d. J. beſtimmt er die Zahl der Officierszöglinge in der Militärſchule von St. Cyr von 300 auf 600. Die Zeit wird lehren was dieſe Maßregel nothwendig machte."

So ſehr auch das ruſſiſche Cabinet mit Recht darauf gerechnet haben mag, daß das engliſch-franzöſiſche Bündniß nicht von Dauer iſt, ſo iſt doch für die nächſte Zeit ein Auseinanderfallen desſelben nicht zu fürchten. Der franzöſiſche Kaiſer iſt zu klug als daß er einen populären Krieg mitten in ſeinem Zug unterbräche, und der politiſchen Tradition Frankreichs, welche ihm eine eiferſüchtige Bewachung Englands vorſchreibt, kommt er vorläufig ganz vollſtändig nach, indem er England auf allen ſeinen Schritten an der Seite bleibt. Mit dem Berliner Cabinet iſt es bis jetzt Rußland allein gelungen eine gemeinſame Action Europa's zu hindern; und es hat dadurch in der That ziemlich viel erreicht. Durch die Mittelſtellung Preußens war Schweden — was ihm kein vernünftiger Menſch verübeln wird — in die gleiche paſſive Haltung gebannt; ohne Schweden konnte man Finnland nicht erobern wollen, weil es ohne Schweden nicht zu behaupten war, und die Unternehmung der Oſtſeeflotten iſt an der politiſchen Stellung der Mächte des Oſtſeeufers, nicht an eigenen ſtrategiſchen Fehlern geſcheitert. Der Gang der Dinge in der Oſtſee ſollte in der That die Politiker der Times überzeugen wie unbillig ihre Vorwürfe gegen Oeſterreich ſind, daß es nichts gethan und daß man auch ohne dasſelbe den Krieg weiter führen könne. Während vielleicht die Oſtſeeflotten in Folge der Haltung Preußens ruhmlos zurückkehren müſſen, hat das was Oeſterreich gethan hat, den Verbündeten freie Hand gemacht für ihren jetzigen Zug.

Ein deutſches Blatt hat geſagt: nicht in der Stärke Rußlands, ſondern in ſeiner Schwäche ruhe die Gefahr für Europa. Dieß Paradoxon hat einen Sinn. Wenn Rußlands Kraft nicht ausreicht, um den augenblicklichen Andrang abzuwehren, ſo iſt es genöthigt, durch Theilung der Gegner und durch Diverſionen ſich Luft zu machen. Wir haben vom Erſtern vorhin ein Beiſpiel geſehen, und auch am zweiten läßt es die kluge ruſſiſche Politik nicht fehlen. Der Neutralitätsvertrag mit der nordamerikaniſchen Union, den es ſchon vor Monaten eingeleitet, wird bald auch Preußen zum Genoſſen haben, und dadurch iſt der Union die Handhabe gegeben, ſich durch ihre Seemacht in den Streit zu miſchen und das zur See machtloſe Preußen gegen Bedrohungen Seitens der engliſch-franzöſiſchen Flotten zu decken. Der Hauptpunkt für Diverſionen aber für Rußland iſt immer noch die ſlaviſche Bevölkerung der Türkei. Schon iſt von Montenegro aus der Krieg angezettelt, und man darf wenigſtens an der Abſicht nicht zweifeln, den Brand über den nördlichen Theil der Türkei zu verbreiten, und dadurch alle Actionen öſterreichiſcher und türkiſcher Waffen gegen Beſſarabien ꝛc. zu verhindern.

Das Eindringen franzöſiſcher Miſſionäre in Tibet.

Die Nouvelles Annales des Voyages ſprechen von drei Verſuchen, welche franzöſiſche Miſſionäre gleichzeitig machten, um ſich den Weg nach Tibet zu öffnen: im Südoſt über Se-tſchuen und über Yun-nan, im Süden über Aſſam. Das letzte Heft der Annales de la Propogation de la Foi enthält in dieſer Beziehung einige Notizen, die wir unſern Leſern nicht vorenthalten möchten. Vor allem wollen wir einen Auszug aus einem Brief des Hrn. Krick mittheilen, der ſich zu den Abor, einem Gebirgsſtamm im Norden Aſſams, begeben hatte, in der Hoffnung ſich daſelbſt den ſo erſehnten Zutritt ins Königreich des Dalai Lama zu verſchaffen.

„Die ſorgſame Pflege, welche ich vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend den zahlreichen Kranken und Gebrechlichen angedeihen ließ, die von allen Seiten her nach mir riefen, hatte mir, ſagt Hr. Krick, die Herzen dieſer Wilden gewonnen; ſelbſt die ihnen angeborne Furcht machte augenſcheinlich dem vollſtändigſten Vertrauen Platz, als zu einer Zeit wo alles auf dem Feld oder auf der Jagd war, eine Feuersbrunſt in der Nähe losbrach und zwei Häuſer zerſtörte. Zwei Tage ſpäter verlor mein nächſter Nachbar zwei Schafe: das eine wurde von den Tigern gefreſſen, das andere fiel von einem Felſen herab. Mehr bedurfte es nicht, um alle Gemüther in Unruhe zu verſetzen und im ganzen Dorf

Schrecken zu verbreiten. Der Aberglaube wurzelt bei diesen Wilden so tief, daß er der Vernunft keinen Raum gönnt. Sie liebten mich, sie hätten mich gerne bei sich behalten, weil ich ihnen Gutes that; aber die Furcht beherrschte sie. Es wurde also beschlossen mich gehen zu heißen. Das ganze Dorf kam, die Häuptlinge an der Spitze: „Vater, du mußt morgen abreisen," sagte der große Häuptling (es war dieß bereits die zweite Aufforderung dieser Art, die man an mich ergehen ließ). Als sie sahen daß ich mein Gepäck in Ordnung brachte, baten sie mich dringend noch einige Tage zu bleiben; aber ich hielt es für gerathen auf meiner Abreise zu bestehen, denn wenn ein Todesfall eingetreten wäre, so war alle Arbeit hier vergeblich, während ich jetzt noch hoffen kann, daß sie eines Tags mit Vergnügen einen katholischen Missionär wieder in ihrer Mitte begrüßen werden. Ich bin überzeugt, daß sie sich nach mir zurücksehnen werden, denn ich habe mich allen gewidmet und zu allem hergegeben; der Eindruck den ich hinterlasse, ist ganz zu meinen Gunsten, und wenn einmal die Furcht vorüber ist, so wird man nur noch von dem Guten sprechen, das ich ihnen und zudem unentgeltlich gethan habe."

Bei seiner Rückkehr aus dem Lande der Abor wurde Hr. Krick von einem so heftigen Fieber befallen, daß er in weniger als 12 Stunden am Rande des Todes schwebte. Mehrere Monate später schrieb er: „Werde ich dieser Krankheit erliegen oder werde ich davonkommen? Dieß ist eine Frage, die ich nicht entscheiden kann. Ich möchte mir meine Gesundheit zurückwünschen, um mit Hrn. Bourÿ, meinem theuern Collegen, wieder auf die Reise gehen zu können. Jedermann, selbst der Doctor, sagt mir, daß ich nur dann vollkommen meine Genesung hoffen könne, wenn ich Assam auf einige Zeit verlasse. Aber ich antworte ihnen, daß ich, wenn ich weggehe, nach Tibet und nicht nach Bengalen gehen wolle: wenn ich sterbe, wird ein anderer an meine Stelle treten. Trotz der zahlreichen Schwierigkeiten des Unternehmens glaube ich, daß mit der Zeit große Hoffnung vorhanden ist . . . ."

In einem andern Brief vom 16 Januar sagt Hr. Krick:

„Meine Gesundheit stellt sich, Gott sey Dank, wieder ein, und ich glaube, daß ich bereits kräftig genug bin, um einen dritten Versuch zu wagen. Ich darf hoffen, daß ich dießmal zu einem befriedigenden Resultat gelangen werde. Schon allzulange ziehen sich die Dinge hin; ich sehne mich Ihnen unsre Ankunft und unser Verbleiben in Tibet melden zu können. Obschon ich erst kurze Zeit mit Hrn. Bourÿ beisammen bin, so kann ich ihn doch bereits für einen vortrefflichen Bundesgenossen bei unserem Unternehmen halten. Seine kräftige Constitution hat etwas gelitten, aber wir werden in den Himalayabergen wieder zu gesunden suchen. Hr. Bernard, der in Sai-kwoh bei uns ist, um uns mit allem zu versehen was wir bedürfen, erfreut sich ebenfalls guter Gesundheit. Heute früh ist ein wilder Stammeshäuptling gekommen, der mich nach Tibet führen will; aber wir würden abermals nach Sommeu kommen. Wir wollen es jetzt mit zwei andern Punkten versuchen. Täuschen sie unsere Erwartung, so werden wir das Anerbieten dieses Häuptlings annehmen."

Hr. Renou, welcher die Expedition nach Yun-nan zu leiten hat, arbeitet mit großem Eifer an der Verwirklichung des Planes, den er entworfen. Er besteht darin, in den dazwischen liegenden Fürstenthümern christliche Gemeinden zu errichten, die er als Mittelstationen benützen kann, um in das eigentliche Tibet zu gelangen. Man hat seit einem Jahr nur einen einzigen Brief von ihm erhalten. Er ist vom 3 December 1852. Wir entnehmen ihm folgende Details: „Nach einer eilftägigen glücklichen Reise überschritten wir die Gränzen, die Yun-nan von den tibetanischen Fürstenthümern trennen und von einer auf einem Berg errichteten Mauer gebildet werden. Das erste Dorf, in das wir auf dem andern Abhang kamen, war ausschließlich von Tibetanern bevölkert; hier wohnt der tibetanische Chef des Regierungsbezirks La-pon, der 18 Bezirke in sich begreift. Von La-pon bis A-ten-tse zählt man neun Reisetage. Wir hatten bereits sechs zurückgelegt, als wir vor eine große Lamasiedelei kamen, wo 500 Lamas wohnten. Wir besuchten sie. Mitten unter ihnen stand ein Mann von hübschem Wuchs und ausdrucksvollem Gesicht. Er war der lebendige Buddha der Gemeinde, der sich, wie man sagt, bereits in seiner siebenten Incarnation befindet. Er grüßte mich sehr höflich, redete mich auf chinesisch an und lud mich in sein Haus ein. So waren wir denn auf den ersten Blick gute Freunde. Ich zeigte ihm einige Gegenstände, die ihm sehr gefielen; aber was ihn entzückte, das war ein Fernrohr, das ich mitgebracht hatte. Er verlangte durchaus, ich solle es ihm abtreten. Ich antwortete ihm, wenn er sich dazu verstehe mich Tibetanisch zu lehren, so wolle ich's ihm schenken; sonst aber werde ich's nicht verkaufen, so viel Geld er mir auch bieten möge. Er berieth sich mit den Häuptlingen der Ansiedlung; mein Vorschlag wurde angenommen: man machte bei einem Lama, einem Vetter des lebendigen Buddha, eine Wohnung für mich zurecht, und eine Stunde später zog ich mit Waffen und Gepäck in der Ansiedlung ein, wo ich einen meiner Katecheten bei mir behielt, während die zwei andern ihre Reise nach Set-len-tse fortsetzten, um daselbst ihre Waaren zu verkaufen und die nöthigen Notizen über das Land zu sammeln.

Bis dahin hatte ich noch keinen eigentlichen Sprachlehrer gefunden, denn diejenigen, die mir vorher Unterricht ertheilt hatten, kannten die geschriebenen Sprachen entweder gar nicht oder so schlecht, daß die Worte, die sie mir aufschrieben, voll von Fehlern sind. Dießmal bekam ich einen fähigen Professor, der seine tibetanische Grammatik vollkommen inne hat und mit den verschiedenen classischen Büchern ganz auf dem Laufenden ist, eine große Seltenheit in diesem Lande. In der That gibt es in diesem Lamadorfe Teun-tschu-lin-in unter den 500 Lamas, aus denen seine Bevölkerung besteht, nur sehr wenige, welche die Gebetbücher verstehen, die sie indeß alle lesen und auswendig hersagen; und nur vier gelten dafür, daß sie die Sprache grammatikalisch inne haben und correct schreiben können; an ihrer Spitze steht der Buddha, der mich unterrichtet. Eine sechswöchige Erfahrung hat mir seine Wissenschaft und seinen Eifer bewiesen. Wir verbringen alle Zeit zusammen. Seine Beschäftigung besteht lediglich darin daß er ißt, trinkt und zuweilen wahrsagt, was ihm übrigens sehr viel einträgt. Sein Unterricht hat mich die tibetanische Sprache in einem ganz andern Licht erblicken lassen als vorher. Ich beginne die grammatikalischen Regeln zu entdecken, von denen ich ganz und gar nichts wußte, und ich hoffe diese Sprache gut genug erlernen zu können, um unsere wichtigsten Gebete und die Elemente der christlichen Lehre zu übersetzen, was für den Augenblick hauptsächlich nöthig ist. Gleichwohl werde ich jetzt in diesem Studium ein wenig aufgehalten werden, da mein Lama verreisen muß. Ich werde indeß meine Zeit nicht ganz verlieren; ich habe über das bereits Erlernte Bemerkungen abzufassen und ein sehr gutes Wörterbuch abzuschreiben, das wir bei seiner Rückkehr gemeinschaftlich übersetzen werden.

Da haben Sie in wenigen Worten meine gegenwärtige Stellung. Wie die Zukunft sich gestalten wird, das weiß nur Gott. Werde ich lang genug hier bleiben können, um meine linguistische Arbeit zu Ende zu bringen? Ich hoffe es, kann jedoch für nichts gutstehen. Ich lebe mit sämmtlichen Häuptern der

Lamaſiedlung im beſten Einverſtändniß, aber keiner weiß, wer ich bin; keiner ahnt, daß ich auf ihrem Ambos Waffen ſchmiede, um ihr Reich der Unwiſſenheit und des Aberglaubens zu zerſtören.

Eben kommen meine zwei Leute aus A-ten-tſe zurück. Man hat ſie für Kaufleute gehalten; die Mandarinen haben erklärt, daß ſie Soldaten, die zu mir kamen, abgeſchickt haben, um eine Unterſuchung mit mir anzuſtellen; es iſt ihnen, glaube ich, nicht eingefallen einen Europäer in mir zu erblicken; ſie haben mich Anfangs für einen Mandarin genommen, den der Gouverneur von Yun-nan mit einer geheimen Sendung beauftragt habe. Der kleine Handel, den meine Leute in A-ten-tſe trieben, hat zur Folge gehabt, daß man mich für einen Kaufmann hielt, der ſich in Tibet niederlaſſen wolle. Nach Ueberſtehung dieſer erſten Prüfung wird es mir und meinen Leuten leichter werden das Land zu durchſtreifen. Allein bevor wir das thun, müßten wir einen feſten Sitz in A-ten-tſe haben. Aber wo die nöthigen Gelder dazu hernehmen? Nach einer ſo langen Reiſe, wie die von Canton hieher, werden Sie ſich nicht wundern, wenn meine Börſe ſich zu Ende neigt. Wenn die Gelder zur rechten Zeit eintreffen, ſo werden wir etwas leiſten können; wo nicht, ſo müſſen wir in Erwartung beſſerer Umſtände den Rückzug antreten."

Folgt jetzt ein Brief des Hrn. Papin in Betreff der Verſuche, die über Sſe-tſchen gemacht worden ſind. Der Brief iſt vom 30 Auguſt 1853.

„Im letzten Jahr und um dieſelbe Zeit, ſagt Hr. Papin, ſchrieb ich Ihnen von dem günſtigen Empfang, deſſen ſich meine Abgeſandten bei der Königin von So-Mo und bei den einflußreichen Perſonen dieſes kleinen Königreichs zu erfreuen hatten. Dieſe freundliche Stimmung währte über die ganze Dauer des Aufenthaltes meiner beiden Chineſen in dieſen Gebirgen; all dieſe Leute verlangten den europäiſchen Lama unter ſich zu ſehen, von dem man ihnen Wunder erzählte, und verſprachen ihm bis an die Gränze entgegenzureiſen, ſobald man ihnen ſeine bevorſtehende Ankunft anzeige. Die Königin hat meine Abgeſandten nicht vor ſich gelaſſen, aber ſie hat ihre Geſchenke angenommen und Gegengeſchenke gemacht. Mein franzöſiſch geſchriebener Brief machte ihr viel Kopfzerbrechen; ſie fürchtete, er möchte von irgend einem Spion ſeyn, der aus Peking gekommen ſey, um ihr Hinterhalte zu ſtellen. Deßhalb entſchuldigte ſie ſich auch, daß ſie keine geſchriebene Antwort geben könne, weil ſie die Etikette nicht wiſſe, die man gegen dieſen Mann aus dem Abendland anzuwenden habe; indeß antwortete ſie, da er ein rechtſchaffener Mann ſey, ſo könne er ohne Furcht kommen, ſie werde ihn mit Vergnügen ſehen. Sie hat eine große Lamaſiedlung in der Nähe ihres Palaſtes als Wohnung für ihn bezeichnet, wo er die Sprache erlernen könne. Unter die kleinen Geſchenke für dieſe Fürſtin hatte ich eine große wunderthätige Medaille gelegt; die Königin war darüber ſo entzückt, daß ſie dieſelbe von Stund an als Schmuck an ihrem Halſe trägt . . . ."

Im Anfang des chineſiſchen Jahres ſchickte die Königin von So-Mo eine Karawane in eine Gränzſtadt der Barbarenländer, Namens Konan-Hien, um daſelbſt verſchiedene Aufkäufe zu machen. Alle angehörigen Karawanen hatten von der geheimnißvollen Perſon gehört, deren nahe Ankunft man verkündete. Sie beeilten ſich Erkundigungen einzuziehen, und ohne Zweifel geſchah es durch eine beſondere Fügung der Vorſehung, daß man ſie an die Chriſten adreſſirte, die in dieſer Stadt wohnen. Dieſe führten zwei von ihnen zu Hrn. Lamy, der damals eben eine benachbarte Station viſitirte. Wir laſſen den letztern ſelbſt die Einzelnheiten dieſer Zuſammenkunft erzählen: „Ich befand mich damals in einem ſchönen und großen Haus; der Empfangsſaal, der als Capelle dient, war wie an den größten Feſttagen geſchmückt. Ich nahm mein ſchönſtes Chorhemd, meine ſchönſte Stola, meine ſchönſte Mütze, und ſetzte mich auf einen mit rothem Tuch überzogenen Lehnſtuhl, der auf dem Auftritt des Altares ſtand. Etwa zwanzig neubekehrte Chineſen in ſehr eleganter Kleidung umſtanden mich im Halbkreis. Hierauf führte man meine zwei Gäſte herein. Sobald ſie mich bemerkten, begannen ſie ſich zu Boden zu werfen und Ausrufungen der Bewunderung zu erheben, was ſie bis zu meinen Füßen fortſetzten, wo ich ihnen ein Zeichen gab aufzuſtehen. Ich redete ſie auf chineſiſch an, was ſie ſehr wenig verſtanden, dann verabſchiedete ich ſie. Sie traten ab, indem ſie zu wiederholtenmalen ſagten: „Ja, es iſt wahr; alles, was man uns geſagt hatte, iſt vollkommen wahr." Bei der Rückkehr in ihr Vaterland werden dieſe Leute nicht ermangelt haben die Pracht, die ſie hier geſehen, und die ihnen wahrſcheinlich am Hofe ihrer Königin nie vorgekommen iſt, mit den lebhafteſten Farben zu ſchildern. Der Augenblick, ſagen die Annales de la Propagation de la Foi, wäre alſo gekommen, unter dieſen armen Ungläubigen zu erſcheinen, um ſie mit der wahren Religion Jeſu Chriſti bekannt zu machen.

Montevideo und Buenos Ayres.

Bruchſtück aus der Uebungsfahrt der Geſion in den Jahren 1852—54.

(Von Marine-Lieutenant W....r.)

(Fortſetzung.)

Die Provinz Buenos Ayres, die von ihrem geſunden Klima und mit Recht ihren Namen trägt, hat einen Flächeninhalt von 14,000 Quadratleguas (die Legua zu $^3/_4$ deutſchen Meilen) und iſt, wie bereits erwähnt, die bevölkertſte und cultivirteſte der argentiniſchen Provinzen, aber auch diejenige, welche ſeit Abſchüttelung der ſpaniſchen Herrſchaft im Anfange dieſes Jahrhunderts am meiſten von Kriegswirren heimgeſucht wurde. Wird es Ruhe in dieſem Lande, ſo kann es wohl keine beſſere Wahl einer neuen Heimath für deutſche Auswanderer geben, als dieſe Provinz und die übrigen la Plataländer; denn ſie haben in jeder Beziehung ſo viel vor Nordamerika voraus, daß das letztere in Bezug auf Fruchtbarkeit, Leichtigkeit der Bodencultur, Wohlfeilheit des nöthigen Viehs u. ſ. w. ganz in den Hintergrund tritt; und wenn den deutſchen Regierungen noch etwas an dem zukünftigen materiellen Wohle ihrer auswandernden Unterthanen gelegen iſt, oder ſie ſelbſt noch Nutzen von den emigrirten Kräften ziehen wollen, ſo ſollten ſie mit allen Kräften dahin wirken, den Strom der Emigration, beſonders aber der Landleute von Nordamerika ab und hierher zu leiten. Es würde dadurch nicht allein den Auswanderern, wenn ſie nur irgend arbeiten mögen, eine ſorgenloſe und in jeder Beziehung beſſere Zukunft (ich ſpreche hier von der unbemittelten arbeitenden Claſſe) als in ihrem Vaterlande geſichert, ſondern das deutſche Element würde auch bei der geringen Einwohnerzahl

ſich mit den Eingebornen nicht amalgamiren, ſondern dieſelben, wenn die Auswanderung hierher zwei Jahre lang in demſelben Maße, wie jetzt nach Nordamerika ſtattfände, ſehr bald vordrängen, alleinherrſchend werden und, wenn auch die Eiferſucht Nordamerika's oder anderer Länder die Gründung von wirklichen Colonien nicht geſtattete, der deutſchen Politik einen Einfluß im Auslande verſchaffen, wie ſie ihn nie beſeſſen und der für alle Verhältniſſe Deutſchlands von großer Wichtigkeit werden würde; den deutſchen Erzeugniſſen würde eine neue Abſatzquelle eröffnet und Handel und Schifffahrt dadurch befördert werden.

Es iſt dieß nicht etwa eine bloße auf den Schein oder Hörenſagen gegründete Anſicht, ſondern eine nach eigener Anſchauung der hieſigen Verhältniſſe gewonnene und auf Thatſachen beruhende Ueberzeugung, nicht allein von mir, ſondern von allen hier anſäſſigen Deutſchen, denen man ein competentes Urtheil zutrauen darf, und die lange genug hier ſind um ſich nicht durch temporäre Verhältniſſe und einzelne Facta zu einer irrigen oder einſeitigen Meinung verleiten zu laſſen. Als ich im Lager von Lagos war, erſtaunte ich nicht wenig, mich von einigen Männern im Poncho, der übrigens für dieß Land ſehr bequem iſt, in meiner Mutterſprache angeredet zu hören, und ſie außer an der Sprache auch noch an ihrer Geſichtsbildung als Landsleute zu erkennen. Es waren Einwanderer, frühere preußiſche Landleute, die ungefähr ſeit einem Jahre hier waren und ſich in der Nähe von Buenos Ayres angeſiedelt hatten. Ich erkundigte mich nach ihren Verhältniſſen; aber alle ſprachen ſich dahin aus, daß es hier doch beſſer ſey, wie im Vaterlande. Wollten ſie dieſelbe Mühe hier auf den Boden verwenden, wie in der Heimath, ſo gewännen ſie den vier- und fünffachen Ertrag; das Klima ſagte ihnen außerordentlich gut zu und durch die Feindſeligkeiten würden ſie nicht im geringſten berührt, da Lagos ihnen ſogar geſtattet habe, jeden Morgen in die Stadt zu gehen und dort ihre Producte zu Markte zu bringen. Sie beſchäftigten ſich hauptſächlich mit Gemüſe-, Korn- und Pfirſichbaumbau, ſowie mit Butter- und Käſeproduction, Viehzucht u. ſ. w., die Koſten der Gewinnung ſetzen für ſie, die an Arbeit gewöhnt, gering, während dafür ſehr gute Preiſe bezahlt würden, ſo daß ſie in keiner Beziehung etwas mehr zu wünſchen hätten. Einige von ihnen beſaßen bereits 20—30 Milchkühe, ebenſoviel und mehr Pferde und Ochſen, wilde und gezähmte, und ein bebautes Areal von 3—400 Morgen. Ja von den früher Eingewanderten ſollten nach ihrer Verſicherung Einige Landgüter (Eſtancias) beſitzen, die einen Flächenraum von 5—15 Quadratleguas umfaßten und wo die Viehzucht in unglaublich großem Maßſtabe getrieben wurde.

So erfuhr ich auch noch ſpäter, daß unſer Conſul, Hr. Hallbach, in deſſen liebenswürdiger Familie ich ſo manche angenehme Stunde verbrachte, Beſitzer einer Eſtancia von drei Quadratleguas war, auf der er 20,000 Schafe, 1500 Stück Rindvieh nebſt 500 Pferden hielt; dergleichen zählt hier jedoch noch nicht viel und Hr. Hallbach, der außerdem Chef eines bedeutenden Handlungshauſes iſt, heißt nur ein wohlhabender Mann. Die Deutſchen, welche ich ſprach, erinnerten ſich nicht, daß es einem ihrer Landsleute ſchlecht ginge, obwohl ich am ſelben Tage noch einen traf, der auf der Straße Gemüſe feil hielt und deſſen Aeußeres eben keine Wohlhabenheit verkündete. Ich fragte ob es ihm gut ginge, erhielt aber die Antwort: „Nein gerade nicht beſonders“ — und als ich darüber meine Verwunderung zu erkennen gab, da doch alle ſeine Landsleute wohlhabend geworden ſeyen, erwiederte er ganz treuherzig: „Ja, das ſind ſie auch, aber die haben auch alle deutſchen Frauen, welche den Verdienſt zuſammenhalten; ich bin jedoch mit einer Spanierin verheirathet, und dabei muß man wohl arm werden.“ Ich mußte über ſeine Offenheit lächeln, bedauerte aber den armen Teufel, der ſich von den ſchwarzen Augen einer Spanierin hatte bethören laſſen, und nicht bedacht hatte daß dieſe nicht vor Morgens 10 Uhr aufſtehen und eher verhungern, als eine Hand zur Arbeit rühren.

Der deutſche Prediger in Buenos Ayres, Hr. Siegel, deſſen freundliche Zuvorkommenheit ich bei dieſer Gelegenheit hervorzuheben nicht unterlaſſen kann, und dem ich viele intereſſante Aufſchlüſſe über die argentiniſchen Länder verdanke, ſagte mir ſpäter, daß die um Buenos Ayres wohnenden Deutſchen, trotz ihrer verſchiedenen Confeſſionen, ſich alle der proteſtantiſchen Gemeinde in der Stadt nicht nur angeſchloſſen, ſondern einige derſelben, Katholiken, ſogar ſehr bedeutend zum Bau der ſeit vier Wochen vollendeten und eingeweihten deutſchen Kirche und Schule beigeſteuert hätten; gewiß ein Zeichen daß hier der ächte Chriſtenſinn zu Hauſe iſt, den man bei uns in Deutſchland ſo oft vermißt. Iſt es Frieden, ſo ſchicken die Umwohnenden ihre Kinder zur Schule in die Stadt, und ich war recht überraſcht, in der letztern einer Prüfung beizuwohnen, wo einige 70 deutſche Kinder, alles aus der Stadt, verſammelt waren, die wenig oder gar kein Spaniſch verſtanden, was als theilweiſer Beweis für die oben aufgeſtellte Anſicht dienen mag, daß die deutſche Nationalität ſich hier bewahrt. Die Kirche iſt nicht ſehr groß, ſehr einfach, aber in rein gothiſchem Style und ſo geſchmackvoll erbaut, daß man ſie, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, das ſchönſte Gebäude der Stadt nennen darf, und ſie ſelbſt von den Spaniern als ſolches anerkannt wird. Sie iſt faſt nur aus Beiträgen der hier wohnenden Deutſchen erbaut; jedoch hat Se. Maj. unſer König ebenfalls einige tauſend Thaler beigeſteuert. Eine ſehr voll und ſchön tönende Orgel, die Hr. Organiſt Wernicke muſterhaft ſpielte, erfüllt mit ihren Accorden gleichmäßig das ſehr acuſtiſch erbaute Schiff der Kirche, und man kann den Unternehmern, ſowie dem Baumeiſter zum Gelingen ihres Werkes nur Glück wünſchen.

Eine freundliche Erinnerung an die Heimath riefen einige Exemplare des von meinem Vetter Nathuſius in Neinſtedt redigirten Volksblattes in mir wach, das nach Verſicherung des Predigers Siegel hier vielfach geleſen wird.

Einige Zeit darauf beſuchte ich auch die Kathedrale, jedenfalls das großartigſte Gebäude der Stadt und innen auch recht ſchön ausgeſtattet. Wie die Kirchen in allen katholiſchen Ländern, iſt dieſelbe während des ganzen Tages für Andächtige und Nichtandächtige geöffnet, und täglich wird darin vier bis ſechsmal Meſſe gehalten. Die Frühmeſſe wird ſehr fleißig von alten Frauen, die nicht mehr ſchlafen können, die Abendmeſſe dagegen noch fleißiger von jungen Mädchen und Frauen beſucht, die hier ihre Freundinnen und beſonders ihre Freunde treffen und ſich mit ihnen ein knieendes Rendezvous geben. Zuerſt wohnte ich einer Meſſe bei, welche die Garniſon der Stadt beſuchte. Etwa 500 Mann regulärer (wenigſtens gleich uniformirter) Truppen marſchirten mit klingendem Spiele unter den Tönen einer heitern Volksſectionsweiſe in die Kirche, die dadurch bis auf einen ſchmalen Gang an jeder Seite faſt ganz aufgefüllt wurde. Während der ganzen Meſſe ſpielte die Muſik mit oder ohne Trommelbegleitung fort und die Soldaten behielten ihre Gewehre in Arm. Nur bisweilen, wahrſcheinlich bei Nennung des Namens Chriſti durch den meſſeleſenden Prieſter präſentirten ſie dieſelben auf lautes Commando ihrer Officiere. Die freigelaſſenen Gänge füllten ſich ebenfalls, aber mit jungen Mädchen und Frauen, und ich war zuerſt ganz erſtaunt über die große Andacht des weiblichen Geſchlechts

hier, bis ich bei etwas genauerer Betrachtung mich plötzlich eines andern belehrt und faſt alle hinter ihren Geſangbüchern, Fächern oder Taſchentüchern kichern, ſchwatzen oder mit den Officieren und andern jungen Männern liebäugeln ſah. Da in den hieſigen Kirchen nicht wie bei uns Stühle oder Bänke zum Sitzen ſind, ſo kniet jeder, der nicht ſtehen will, und die Damen haben bei ihrem Kirchgange ſtets einen Diener oder eine Dienerin mit einem Teppich oder Decke hinter ſich, die auf dem ſchon ohnehin ganz mit Teppichen belegten Fußboden der Kirche ausgebreitet werden, und auf welche ſie ſich knieen oder auch oft in recht verführeriſcher Stellung coquettirend ſich hinſetzen. Ich bin ſpäter noch öfter in verſchiedenen Kirchen ſowohl hier als in Montevideo geweſen, allein dieſen Leichtſinn des ſchönen Geſchlechts fand ich jedesmal ſehr auffallend und anſtößig zur Schau getragen und beſonders am Charfreitag Abend in der Kathedrale von Montevideo, wo jede Dame oder überhaupt jedes weibliche Individuum in Schwarz und im reichſten Schmucke, den ſie beſitzt, erſcheint, und wo bei der Unmaſſe weiblicher Perſonen, unter denen ſich ſo viele Schönheiten befanden, wie ich nie geſehen, alles noch im größeren Maßſtabe ſtattfand, ſo daß ein beſtändiges Summen menſchlicher Laute die weiten Räume der Kirche erfüllte. Eine nicht geringe Senſation und eine der Feier des Tages höchſt unangemeſſene Störung brachte bei dieſer Gelegenheit die plötzliche Erſcheinung eines Pferdes in der Kirche hervor, das durch die ſtets offenſtehende Kirchtür herein und in dem Hauptgange ungefähr einige 20 Schritte weit zwiſchen allen Damen vorſchritt. Wie es hier ſtets geſchieht, koppelt man nämlich die Pferde ſtatt ſie anzubinden, mit einem Riemen an den Füßen zuſammen und läßt ſie ſo auf der Straße ſtehen; dasſelbe hatte ein Kirchbeſucher gethan. Wahrſcheinlich mußte ſich jedoch der Riemen gelöst und das befreite Pferd Sehnſucht nach ſeinem Herrn empfunden haben. Es ſtillte dieſe Sehnſucht auch bald, da es zufällig gerade auf denſelben losging und von ihm wieder hinausgeführt wurde; eine Scene die dem genus femininum während einer halben Stunde Stoff zum unaufhörlichen Schwatzen und Kichern gab.

Eine andere Auffälligkeit ſind in Buenos Ayres die Bettler, wenn es deren auch gerade nicht viele gibt. Erſtens ſind ſie, wie wohl in keinem andern Lande der Welt, beritten, ſo komiſch dieß auch klingen mag, und ſo alt und abgetrieben ihre Roſinanten auch ſind, und andererſeits überſteigt ihre Unverſchämtheit nach unſern Anſichten alle Gränzen, obwohl die Bewohner von Buenos Ayres dieſe Meinung nicht zu theilen ſcheinen. Ich ritt mit einem der letzteren ſpazieren, als wir von einem ſolchen Bettler zu Roß um eine Gabe angeſprochen wurden. Mein Begleiter ſuchte in ſeiner Börſe nach kleinem Gelde, konnte jedoch nicht gleich dasſelbe finden, als der Kerl plötzlich zu ihm ſagte: „Wenn Sie mir überhaupt etwas geben wollen, ſo brauchen Sie nicht ſo lange zu ſuchen.“ Anſtatt, wie ich glaubte, nach dieſer impertinenten Aeußerung ſogleich fortzureiten und nichts zu geben, hörte ich zu meinem großen Erſtaunen die höfliche Erwiederung meines Begleiters: „Vergib, Freund, ich habe kein kleines Geld bei mir.“ Mein Erſtaunen ſteigerte ſich aber zu großem Aerger, als der Bettler mürriſch antwortete: Si Dios le pardona, yo no (Mag Gott Euch vergeben, ich nicht), und ſich umdrehend fortritt. Ich ſprach gegen meinen Freund meine Verwunderung über dieß Benehmen aus; es ſchien jedoch als ob derſelbe das ganz natürlich fände und er mit dem Bettler nur reine Höflichkeitsformeln gewechſelt hätte.

Das Geld in Buenos Ayres iſt gleichfalls einer Bemerkung werth. Silber iſt ſehr rar, obwohl man nach dem Namen des Fluſſes ſowohl an dem die Stadt liegt (la Plata heißt das Silber), als nach der Maſſe Silbergeſchirr, das man faſt in allen Häuſern antrifft, zu urtheilen, gerade das Gegentheil erwarten ſollte. Dagegen Gold, Unzen mit ihren Theilen, und im Mißverhältniſſe Papiergeld ſind deſto häufiger. Eine Unze hält nach dem Durchſchnittscurſe etwa 250 Papierthaler oder etwa 22 Rthlr. 15 Sgr. preußiſch. Der Curs verändert ſich jedoch hier nicht allein täglich, ſondern ſtündlich, und wir haben Fälle gehabt, wo wir Morgens die Unze mit 220 und Nachmittags mit 250 Papierthalern verausgabten, mithin der Werth derſelben ſich um etwa 10 Proc. verändert hatte. Es iſt dieß nicht ſowohl Folge der kriegeriſchen Zuſtände, als hauptſächlich der Manipulationen einzelner Börſenſpeculanten, die dieſe merkwürdigen Schwankungen verurſachen, je nachdem ſie größere oder kleinere Geldmaſſen der einen oder andern Seite in Händen haben. Von Papiergeld circuliren ungefähr 210 Mill. Thaler oder wie ſie hier heißen, Peſos Corrientes zum Unterſchiede von den Peſos Duros oder Fuertes, den harten Silberthalern oder Patacons, von denen 16 auf eine Unze gehen. Dieſe unverhältnißmäßige Maſſe Papiergeld, deren Quelle hauptſächlich die letzten Kriege waren, hat natürlicherweiſe eine Entwerthung desſelben nach ſich gezogen, ſo daß nachgerade der Courant Peſo bis auf 2 Sgr. 3 Pf. heruntergegangen iſt. Komiſch ſind die Deviſen, welche unter den verſchiedenen wechſelnden Regierungen auf das von ihnen verausgabte Papiergeld geſetzt ſind. So z. B. wurden früher im Anfange von Roſas Regierung einige Millionen gedruckt, welche die Aufſchrift trugen: Viva la Confederacion Argentina, mueran los Salvages Unitarios. „Es lebe der argentiniſche Bund, Tod den wilden Unitariern.“ Die jetzige Regierung beſteht nun aus Unitariern; das Geld bleibt jedoch ruhig in Circulation. Auf den verſchiedenen Papierthalern ſtehen je nach ihrer Größe, ob 1, 10 oder 25 Rthlr. entweder zwei Büffel, zwei Pferde oder zwei Strauße. Was dieſe Embleme bedeuten ſollen, habe ich nicht recht erfahren können; jedoch glaube ich, ſollen ſie wohl einen Hinweis auf den natürlichen Reichthum des Landes vorſtellen und in Bezug darauf eine Garantie für die mögliche Einlöſung des Papiers andeuten.

Ueber die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ſowie über den Charakter und die Sitten der Bewohner von Buenos Ayres werde ich weiter unten bei der Schilderung Montevideo's ſprechen, da in beiden Städten dieſelben faſt identiſch ſind. Zum Schluſſe will ich jedoch noch hinzufügen, wie in Bezug auf Auswanderung und Coloniſation Buenos Ayres bei allen ſeinen Vortheilen, ſeinem paradieſiſchen Klima und ſeinem reichen Boden auch eine Schattenſeite beſitzt, die ich hier nicht übergehen kann und deren Beachtung ich Auswanderern hierher wohl empfehlen möchte. Es ſind dieß die im Innern der Provinz Buenos Ayres, wo es keine größeren Flüſſe gibt, während der heißen Sommermonate eintretenden Dürren, von denen die Coloniſten, die ſich aus Unkenntniß des Landes, oder, weil das letztere hier ſo ungemein billig iſt, dort angeſiedelt haben, oft ſchwer betroffen werden, da dieſe Dürren nicht allein Mißernten, ſondern auch noch Viehſeuchen in Folge des Waſſermangels nach ſich ziehen, die verheerend das Vermögen und den Wohlſtand der Anſiedler vernichten. Da dieß ſchwerlich in Europa bekannt ſeyn dürfte, ſo habe ich im Intereſſe derer, die vielleicht hierher zu gehen die Abſicht haben und denen dieß zu Ohren kommen ſollte, nicht unterlaſſen wollen darauf aufmerkſam zu machen, und vor dem voreiligen Ankaufe billiger Ländereien im Innern der Provinz Buenos Ayres zu warnen, ehe ſich der Käufer überzeugt hat, daß das Haupterforderniß für eine

prosperirende Zukunft in diesen Ländern, das Wasser, in solchem Maße vorhanden ist, daß kein Mangel daran eintreten kann.

Die Republik Uruguay, deren Hauptstadt Montevideo ist, wird im Norden durch die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul, im Osten durch den südatlantischen Ocean, im Süden durch den Rio de la Plata und im Westen durch die Republik Paraguay begränzt; jedoch sind auch hier, wenigstens im Norden die Gränzen noch nicht so festgestellt, daß man einen genauen Flächeninhalt des Landes angeben könnte. Erst in einem oder zwei Jahren wird dieß möglich seyn, da die von den Regierungen von Brasilien und Uruguay zur Regulirung dieser Angelegenheiten niedergesetzte Gränzscheidungs-Commission ihre Vermessungsgeschäfte erst kürzlich begonnen hat, und vor Ablauf der genannten Zeit wohl nicht vollendet haben dürfte. Bis jetzt schätzt man den Flächeninhalt annähernd auf 8000 Quadratleguas, welche ungeheure Strecke nur höchst spärlich von 150,000 Menschen bewohnt ist, so daß also nur 25 Seelen auf die deutsche Quadratmeile kommen. Uruguay steht den argentinischen Ländern in keiner Beziehung nach, hat im Gegentheil noch bedeutende Vortheile vor jenen, die es zur Einwanderung noch geschickter machen; dahin gehört zuerst die bequemere geographische Lage, da es zur Hälfte von Wasser umgeben ist und außer Maldonado in Montevideo einen schönen sichern Hafen besitzt, zu dem Schiffe jeder Größe gelangen können und wo sie nicht, wie in Buenos Ayres, bei einigem Tiefgange eine Meile weit von der Stadt liegen müssen. Andrerseits ist das Land hügelig und überall von Flüssen durchschnitten, so daß hier nie Wassermangel eintritt und die oben erwähnten Buenos Ayres oft schwer heimsuchenden Dürren kaum dem Namen nach bekannt sind. Klima, Bodenbeschaffenheit u. s. w. ist dasselbe, wie in der argentinischen Republik. Ansteckende Krankheiten kennt man gar nicht. Was in Bezug auf die Racen der Bevölkerung von Buenos Ayres gesagt ist, gilt auch hier; nur gibt es keine Indianer, welche gänzlich aus der Republik und weiter nach Westen gedrängt sind. Spanische und französische Basken, in letzterer Zeit auch einige Italiener, sind auch hier die bisherigen Einwanderer. Die Beschäftigung der Landesbewohner ist jetzt weniger Viehzucht als Ackerbau, zu dessen Cultur sie von der Nothwendigkeit getrieben werden, da während der letzten neunjährigen Belagerung Montevideo's durch Oribe, General von Rosas, der früher auf acht Mill. Stück geschätzte Viehstand dermaßen abgenommen hat und ruinirt ist, daß er vorläufig keinen allgemeinen Erwerbszweig abgeben kann und erst ein paar Jahre vergehen müssen, um ihn wieder in Aufschwung zu bringen. Trotzdem ist die Zahl des Rindviehs immer noch so groß, daß das letztere in Vergleich mit Deutschland nur etwa ⅛ so viel als dort kostet und bieten sich deßhalb in dieser Beziehung für den Einwanderer keine Schwierigkeiten dar.

Der Preis für die Quadratlegua Land ist, je nachdem dasselbe diesseits oder jenseits des Rio Negro, näher oder entfernter von der Hauptstadt gelegen ist, verschieden und variirt von 800 bis 1200 spanischen Thalern, und ist um nur etwa 2—300 Thaler theurer als in Buenos Ayres. Die Regierung von Montevideo bietet, wie ich selbst aus dem Munde des Ministers des Innern, Castellanos, sowie auch vom Präsidenten der Republik gehört habe, alles auf, das Land durch Einwanderer zu colonisiren und zu heben, und ist geneigt, besonders deutschen Landleuten in dieser Beziehung Avancen zu machen und ihnen in jeder Hinsicht entgegenzukommen, da sie durch Herbeiziehung zahlreicher deutscher Colonisten dem unstäten Charakter der jetzigen Bewohner die Spitze bieten zu können und in dem ruhigen arbeitsamen Charakter der erstern eine Garantie für längere Dauer und Aufrechterhaltung des Friedens zu erblicken glaubt. Die Wirkung des langentbehrten Friedens hat sich in der kurzen Zeit (seit Rosas Sturz) in Montevideo sehr geltend gemacht. Man sieht, wie das Land aufblüht, wenn dieß auch bei der äußerst spärlichen Bevölkerung langsamer von statten geht als unter gleichen Umständen vielleicht bei uns. Montevideo zählt ungefähr 25,000 Einwohner und ist ähnlich wie Buenos Ayres erbaut. Ausgezeichnete Gebäude sieht man nicht außer der Kathedrale, die mit ihren beiden Thürmen sich aus der monotonen Häusermasse der Stadt erhebt und wenigstens eine Abwechslung hineinbringt. Die Bauart der Häuser ist dieselbe wie in Buenos Ayres; maurisch in Viereck, mit zwei bis drei Höfen im innern Raume, platten Dächern und vergitterten Fenstern. Ein Paar öffentliche Plätze, Plazas, zieren die Stadt, und um die letztere liegen in verschiedenen Entfernungen die Quintas (Landhäuser) der wohlhabenden Stadtbewohner, die gewöhnlich auf kleinen Hügeln erbaut und öfter von recht hübschen und ausgedehnten Parks oder Gärten umgeben sind. Das Gehölz in diesen letzteren bilden meistens Pfirsichbäume, so überladen mit Blüthen oder Früchten, daß sie fast keine Blätter zu haben scheinen. Außerdem sieht man viele Apfelsinen- und Citronenbäume, wie auch Birnen und Wein. Die Einfriedungen der Gärten u. s. w. bestehen gewöhnlich aus Aloë, deren fleischige Blätter und Stämme mit ihren stachelreichen Ranken eine undurchdringliche Hecke bilden und allein schon die Fruchtbarkeit des Bodens verkünden.

Die vergitterten Fenster der Häuser sind während des Tages durch Läden oder hölzerne Jalousien verschlossen. Nur Abends, wenn die Sonne verschwindet, öffnen sie sich und man erblickt dann in den beinahe bis auf die Erde reichenden Fenstern sitzend oder stehend die reizenden Gestalten der Damen von Montevideo, die in feinster Kleidung und im Dolce Farniente die Abendluft einathmen, über die Vorbeigehenden ihre Glossen machen oder auch mit passirenden Bekannten durch die Gitter Zwiegespräche halten und dabei ihren Mateh schlürfen. Dieser Mateh ist eine Art Thee, aus einem Kraute bereitet, das in allen argentinischen Ländern, in bester Qualität aber in Paraguay wächst und als solches unter dem Namen Yerba Paraguay bekannt ist. Die originelle Art, den Mateh zu genießen, ist aus einer Calebasse, d. h. einem ausgehöhlten und mit einer runden Oeffnung versehenen Kürbisse, in den das Kraut gethan, mit heißem Wasser begossen und nach dem Geschmacke mit Zucker gesüßt wird. Vermittelst eines dünnen Schilfrohrs, das am untern Ende einen kleinen geflochtenen Korb oder eine durchlöcherte blecherne Kugel hat, wird das bereitete Decoct aus der Calebasse aufgesogen und dieß bildet neben dem Fächerspiel die Hauptbeschäftigung der hiesigen Damen während des Tages. Es ist dieß eine Gewohnheit, die man von den Urbewohnern des Landes, den Indianern, angenommen hat und die sowohl bei Männern als Frauen und Kindern allgemein geworden ist. Die Hauptsache dabei ist, den Mateh so heiß wie möglich zu schlürfen, und eine stehende Belustigung bei den jungen Damen, Fremden die Probe desselben aufzuschwatzen, ihnen einen Topf zu präsentiren und die nichtsahnenden Unglücklichen sich den Mund verbrennen zu lassen. Auch mich traf dieß Schicksal; ich vergab aber dem kleinen Scheim diesen Scherz gern, weil sie gar zu hübsch war, und ließ mich herzlich auslachen, um den lieblichen Mund mit seinen beiden Perlenreihen zu bewundern. Abgesehen davon konnte ich mich später aber dennoch nicht mit dem Geschmacke befreunden. In

jetziger Zeit macht man die Matehtöpfe, ſowie die Röhren ſehr luxuriös, und nicht ſelten ſieht man beide ſehr künſtlich aus Silber gearbeitet.

(Schluß folgt.)

Ein Beſuch auf Formoſa.

(Nach dem Athenäum.)

Als die chineſiſche Regierung in dem April dieſes Jahrs ein Schiff ausrüſtete, um für einen Krieg mit Rebellen auf der Inſel Formoſa eine Geldſendung dahin zu machen, benützte ein Engländer, der ſich gerade an dem Abfahrtsort Fu-ſchu-fu befand, dieſe Gelegenheit, um dieſe Inſel zu beſuchen:

„Nachdem wir die Geldkiſten und ein Detaſchement von Mandarinen und Soldaten an Bord genommen hatten, lichteten wir die Anker und dampften nach der Mündung des Min ab. Unſere Verdecke waren mit chineſiſchen Soldaten und ihrem Gepäck bedeckt, das aus Körben und Kiſten mit Kleidern, Waffen verſchiedener Art, als Bogen, Pfeilen, kurzen Schwertern, Luntenflinten und Bambusſchilden beſtand, in buntem Gemenge mit Betten, Mandarinenhüten mit Kryſtall- und weißen Knöpfen, Zuckerrohr und verſchiedenen Lebensmitteln für die Soldaten während der Reiſe. Dieſe an ſich ſchon curioſe Zuſammenſtellung gab zugleich auch einen Begriff vom chineſiſchen Kriegerleben.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch verließen wir die Mündung des Fluſſes und ſteuerten ſeewärts quer durch die Meerenge in der Richtung nach dem Nordweſtende von Formoſa, dem Ziele unſrer Beſtimmung. Die Entfernung quer durch die Meerenge beträgt hier mehr als 100 Meilen. Als ſich ein ziemlich ſtarker Wind erhob und dazu noch die Sturzwellen kamen, mußten unſere tapfern Helden viel von der Seekrankheit leiden. Bald da, bald dorthin auf dem Verdeck geworfen, unfähig zu gehen oder zu eſſen, und vollkommen gleichgültig gegen alles zeigten ſie ſich recht kleinmüthig und erbärmlich. Am meiſten unter ihnen hatte ein alter Mandarine damit zu ſchaffen, ein ſtarker wohlgenährter Mann, ziemlich roth im Geſicht und offenbar an ein gutes Leben auf dem Feſtlande gewöhnt. Bei unſrer Abfahrt lachte und ſcherzte er unten in der Cajüte mit den andern, und war in herrlicher Laune. Doch kaum hatten wir den Sperrbaum hinter uns und war eine kleine Bewegung des Schiffes fühlbar geworden, als er eine gar ernſte Miene annahm und es ihm offenbar in hohem Grade unbehaglich wurde. Zuletzt konnte er es nicht länger mehr aushalten und ſtürzte die Cajütentreppe hinauf auf das Verdeck. Hie und da ließ ſich ein lautes Seufzen vernehmen, was hinlänglich das Leiden des armen Mannes zu erkennen gab — indeß keiner von uns ſchien dafür Mitleid zu haben. Die nächſte Zeit ſah ich ihn, wie er einen ſchwachen Verſuch zu lächeln machte, der indeß mit einer Art Schauder endete, als er an mir vorbei auf die Schiffsſeite ſtürzte. Ich geſtehe, der Arme dauerte mich: ich rieth ihm ſich auf dem Verdeck aufs Bett zu legen. Er folgte meinem Rath und legte ſich mitten unter ſeinem Gefolge nieder, von dem mancher wohl noch elender daran war als er. Wie ſie ſo da lagen auf dem feuchten Verdeck des Schiffes, das die Wellen, die über ihnen zuſammenſpritzten, nicht wenig hin und her warfen, hatte aller Unterſchied ein Ende.

Nachmittags, kurz nachdem wir die chineſiſche Küſte aus den Augen verloren hatten, zeigten ſich die hohen Berge von Formoſa unſerm Blicke. Von hier aus zur See geſehen, ſcheinen die Berge höher als die in der Nähe von Fu-tſchu-fu zu ſeyn. Ich ſchätze nach andern bekannten Höhen, daß die eben vor unſern Augen ſich erhebenden Berge nicht viel weniger als etwa 3000—4000 Fuß haben, doch konnte ich keinen davon ſehen. Bis wir uns dem Lande näherten, wurde es Nacht; unſer Lootſe rieth uns bis zum Tagesanbruch vor Anker liegen zu bleiben, da wir während der Dunkelheit keine Landung unternehmen könnten. Der Wind hatte nun nachgelaſſen, die See war ruhig geworden und meine chineſiſchen Freunde, den alten Mandarinen mit eingeſchloſſen waren, wieder auf den Beinen und in der beſten Laune; ſchienen aber auch nicht wenig erſtaunt über die Schnelligkeit, mit der wir die Ueberfahrt gemacht hatten.

Den nächſten Morgen bei Tagesanbruch liefen wir in einen Fluß ein, der weiter aufwärts zu einer bedeutenden Stadt mit Namen Tam-ſchuy führt, und gingen nahe der Mündung einer kleinen Stadt gegenüber vor Anker, mitten unter vielen Dſchonken und kleinen Barken, die zum Handel zwiſchen China und Formoſa beſtimmt ſchienen. Gleich darauf ſandten die Mandarinen ihre Legitimationen an die Küſte, an die ſie ſich ſelbſt bald begaben mit dem Verſprechen ihrer Wiederkehr auf das Schiff, um die Caſſe an das Land zu bringen. Da unſer Aufenthalt hier nur von ſehr kurzer Dauer ſeyn ſollte, ſo verlor ich keine Zeit und miethete mir ein Boot, um an die Küſte zu fahren. Ich landete in der Nähe eines alten Forts, das wie viele in China in einem ganz ruinöſen Zuſtand war, doch aber eine ziemlich alte verroſtete Kanone, wohl mehr zur Schau als zum Gebrauche dienlich, aufwies. Die Häuſer der Soldaten im Innern des Forts waren, eines oder zwei ausgenommen, in Trümmern; ſie ſelbſt aber ſagten mir, daß ſie ſeit lange Zeit keinen Sold mehr bekommen hätten. Dieſes iſt ohne Zweifel auf der ganzen Inſel der Fall und wohl der Grund des Aufſtandes, der nunmehr auf verſchiedenen Theilen derſelben ausgebrochen war, und durch das Geld, das wir herübergebracht hatten, unterdrückt werden ſollte.

Nachdem ich das Fort und ſeine armſelige Beſatzung verlaſſen hatte, wandte ich mich gegen die Stadt oder beſſer das große Dorf, welches der Seehafen von Tam-ſchuy zu ſeyn ſcheint. Hier fand ich die Honoratioren im Begriff, unſere Reiſegefährten, die Mandarinen zu empfangen, indem jeder, ſowie er ans Land trat, zum Gruße drei Musketen abſchoß. Einige Arbeiter waren eifrig mit Errichtung eines Theaters beſchäftigt, in welchem den nächſten Tag eine Vorſtellung ebenfalls zu Ehren der neuen Ankömmlinge ſtattfinden ſollte, und wozu auch wir eingeladen wurden. Die Häuſer in der Stadt hatten im allgemeinen ein armſeliges, ſchlechtes Ausſehen, und in den Kaufläden waren nur die einfachſten Artikel von Victualien, Fiſche, Schweinefleiſch, ſüße Kartoffeln und andere Vegetabilien zum täglichen Gebrauch für die Bevölkerung zur Schau geſtellt. Indeſſen iſt, wie ich bereits bemerkt, dieß nur ein unbedeutender Seehafen, von dem aus man auf die reichern Städte, die bekanntlich im Innern ſind, nicht ſchließen darf.

Da die Mannſchaft einzelner Schiffe, welche zu verſchiedenen Zeiten an der Küſte von Formoſa ſcheiterten, auf barbariſche Weiſe von den Eingebornen behandelt wurde, ſo hat man auswärts die Anſicht, daß es nicht rathſam ſey, an irgend einem Theile der

Inſel zu landen. Jedoch nach der kurzen Bekanntſchaft, die ich mit der Bevölkerung machte, bin ich geneigt zu glauben, daß dieſe Anſicht ungegründet ſey; außer im Falle eines Schiffbruchs, wenn ſie gerade den ans Land Geworfenen vielleicht eben nicht recht trauen. Dieſes findet ſich aber in China ebenſo — und vielleicht noch an manchem andern Platze. Allenthalben in der Stadt, wie vor derſelben wurde ich höflich und bereitwillig von der Bevölkerung aufgenommen. Sie luden mich ein in ihre Häuſer zu treten, boten mir Platz an, ſetzten mir überall Thee vor, kurz ſie theilten mir mit was ſie gerade ſelbſt hatten, und ich hörte während meines eintägigen Ausflugs nicht ein unhöfliches Wort von irgend einem unter den vielen, mit denen ich in Berührung kam.

Die Eingebornen von Formoſa ſind Chineſen und ſtehen unter dem Gouverneur von Fokien, deſſen Hauptquartier in der Stadt Fu-tſchu-fu am Fluſſe Min iſt. Im Innern der Inſel indeſſen und an ihren öſtlichen Küſten wohnt ein wilder Stamm, der dieſe Regierung nicht anerkennt und wenig bekannt zu ſeyn ſcheint. Die Chineſen erzählten uns, daß dieſes ſonderbare Volk wie Affen auf Bäumen lebe; ob dieß wahr oder Uebertreibung, darüber erhielt ich keine beſtimmte Auskunft.

Die Hauptproducte und Exportartikel der Inſel ſind Reis und Kampher; Kohlen gibt es ebenfalls in Ueberfluß an verſchiedenen Stellen, was ſpäter für unſere Dampfſchiffe, die dieſe Meere in allen Richtungen durchfahren, von großer Wichtigkeit werden dürfte. Der Stoff, den man „Reis"-Papier nennt und der ſo viel zu künſtlichen Blumen, wie zum Malen darauf von den Chineſen gebraucht wird, wird ebenfalls auf dieſer Inſel erzeugt und in großen Quantitäten nach dem Feſtlande verſendet. Die Hügel und Thäler nahe am Meere ſcheinen beſonders reich und fruchtbar zu ſeyn, und es iſt hohe Zeit daß wir das herrliche Eiland beſſer kennen lernen, von dem man weiß daß es außer ſeiner Fruchtbarkeit noch einen ſolchen Ueberfluß an Kohlen habe, die nur ausgegraben werden dürfen.

Während des Tags, da unſer Schiff im Hafen lag, kamen die Eingebornen ſchaarenweiſe herbei, um die Dampfer zu ſehen. Sie wurden freundlich von den Officieren aufgenommen und ihre Neugierde ſo viel als möglich befriedigt. Nachmittags kamen die Mandarinen auf das Schiff und holten ihre Silberkiſten. Sie wurden mit Thee und Wein bewirthet und verließen uns als die beſten Freunde. Gerade vor Eintritt der Nacht fuhren wir ab und überließen die Herren ihrem Kampfe gegen die Rebellen."

Amerikaniſche Notizen.

Kentucky, der blutige Grund. Faſt jedes Zeitungsblatt, das hier in New-York aus Kentucky anlangt, enthält einen oder etliche Nachrichten von Mordthaten oder Mordanfällen. Das Land verdient ſeinen Beinamen „der blutige Grund" vollkommen. Thatſachen reden am deutlichſten, daher will ich hier eine erſt neulich vom Gouverneur des Staates Kentucky veröffentlichte Liſte entflohener Mörder folgen laſſen, auf deren Einfangung Preiſe geſetzt wurden:

300 Doll. für die Feſtnahme John Ths. Meſford's, der den Fr. Chowning in Scott County am 2 Januar 1854 ermordete. Meſford iſt 28 Jahre alt.

500 Doll. für die Feſtnahme Argyle McClarin's, der des Mordes, verübt an James Walden in Monroe County, ſchuldig befunden wurde und der County Jail entſprang. McClarin iſt 22 Jahre alt.

1125 Doll. für die Feſtnahme Andrew Wagoner's, zum Tode verurtheilt wegen der Ermordung von James Elliot und der Jail entſprungen am 11 October 1853. Wagoner iſt 38 Jahre alt.

300 Doll. für die Feſtnahme des 19jährigen Lewis Hedrick's, der Ermordung des Jakob Hart in Fleming County angeklagt, verübt am 27 November 1853.

500 Doll. für die Feſtnahme Frank Burns', der den Patrick Heffermann in Lexington am 27 November 1853 erſchlagen. Burns' iſt 30 Jahre alt.

200 Doll. für die Feſtnahme von James Coats'. Er hat eine Sklavin, Namens Louiſa, am 10 Februar 1853 in Trigg County ermordet.

200 Doll. für die Feſtnahme von G. Lawſon, der Ermordung des James Veſt am 4 October 1853 angeklagt.

Das ſind nur die Entſprungenen, von denen ſich auf die Menge derer ſchließen läßt, welche in den ſtets überfüllten Gefängniſſen feſtgehalten werden. E. B.

*

Diebſtahl durch Anwendung von Chloroform. Die Zeitungen von San Francisco enthalten in jüngerer Zeit mehrfache Nachrichten über die Diebſtähle, die durch Anwendung von Chloroform ausgeführt wurden. Bei einem deutſchen Arbeiter, der um mehr als 1000 Doll. an Werth beſtohlen wurde, waren die Diebe nach Anwendung des Chloroforms ſo ſicher und dreiſt geworden, daß ſie ein Licht bei ihrer Beſchäftigung anzündeten und Geräuſch zu machen nicht im entfernteſten vermieden. Gerade dadurch blieben ſie vor Störungen und Ueberraſchungen bei Ausübung ihres Handwerks bewahrt. Ueber die Art und Weiſe der Chloroform-Anwendung verlautet noch nichts näheres. E. B.

*

Die Geiſtlichkeit in Neu-England bot kürzlich ein ganz eigenes Schauſpiel dar. Es verſammelte ſich zu Boſton eine große Anzahl von Geiſtlichen der Unitarier, um — über den Preis für Abhaltung des Gottesdienſtes in Kirchen zu berathen, die keine Pfarrer haben. Man kam überein, dieſe Verrichtung nicht unter 12 bis 25 Doll. jedesmal nebſt Vergütung ſonſtiger Auslagen vorzunehmen. Während darüber deutſche Blätter ſchreien: „Ein guter Hirt läßt ſein Leben für ſeine Heerde!" und „das iſt Chriſtenthum nach amerikaniſchem Muſter!", wundert ſich kein Anglo-Amerikaner, ſondern alle finden es ganz in der Ordnung, daß dieſe „Geſchäftsangelegenheit" feſtgeſtellt werde. Meinem Verſtande nach iſt das Verfahren ganz praktiſch, allein dem Gefühl widerſtrebt daſſelbe dennoch. E. B.

*

Lynchgericht an einem Bildniſſe. Am 10 Junius 1854 fand man in Charleſton (Staat Maſſachuſetts) an einem Baume auf der Mainestreet einen ausgeſtopften Mann aufgehängt, welcher ſchwarze Beinkleider, einen braunen Rock mit Epauletts auf beiden Achſeln, eine Glanzkappe auf und Stiefel anhatte. An der Bruſt war ein Zettel mit der Aufſchrift befeſtigt: „Frank Pierce, der Verräther des Nordens." In der Hand hielt die Figur eine Peitſche, auf deren Stiel „Nebraska" ſtand. Die Polizei nahm einfach die Figur herunter, beſeitigte ſie, und es fiel ihr nicht ein Criminaluntersuchungen wegen Hochverraths deßhalb zu veranlaſſen. So weichen hier die Sitten oder Unſitten von denen anderer Länder ab; ſo verſchieden werden gar viele thörichte oder verwerfliche und verbrecheriſche Unternehmungen von Menſchen behandelt! E. B.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Proviſoriſche Redaction von Dr. Guſtav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 42. 20 October 1854.

Die Kosaken der Ukräne.

Herr Merimée hat in dem französischen Moniteur nachstehende Geschichte und Schilderung von den ukränischen Kosaken gegeben: „Durch polnische Schriftsteller ist dem westlichen Europa die Existenz und der Name der Kosaken bekannt geworden. Heutzutage, wo die etymologischen Studien so große Fortschritte gemacht haben, ist man so ziemlich darin einig, daß das Wort Kosak als aus dem Türkischen entlehnt zu betrachten sey. Im Türkischen bedeutet Kàzak einen Parteigänger, einen Fouragesammler, einen Soldaten, der auf eigene Faust Krieg führt. Dieß thaten auch in der That die ersten Kosaken, die sich am Dniepr und seinen Nebenflüssen, zwischen dem polnischen, moskowitischen und tatarischen Gebiet niedergelassen hatten. In ihren Sitten hatten sie die größte Aehnlichkeit mit den Bewohnern des Border oder der schottischen Gränzen, und der Name des Landes, wo sie zuerst zum Vorschein kamen, Ukräne, bedeutet in alten slavischen Dialekten so viel als Gränze.

Die Kosaken waren also kein besonderes Volk, sondern eine Zusammenschaarung von Slaven, Polen oder Russen, die in einem Gebiet, welches periodisch durch die Einfälle der Tataren verwüstet wurde, eine Colonie bildeten. Sie befestigten sich in Kleinrußland, einem Land das niemand zu bebauen wagte, und das man tagtäglich mit den Waffen in der Faust vertheidigen mußte. Auf diese Art wurden sie die Vorposten der orientalischen Christen gegen die Muselmänner, welche damals heranzudringen anfingen. Mir scheint es, daß die ersten Kosaken, die Musterkosaken, die Zaporogen [1] waren, d. h. Leute, die sich auf den Dnieprinseln jenseits der Wasserfälle oder der Stromschnellen dieses Flusses festsetzten. Eine Art von Archipel, mit dickem Gerölbricht bedeckt und von einer Menge leicht schiffbarer Canäle durchschnitten, bot eine sichere Zufluchtsstätte für entschlossene Männer, welche leichte Barken besaßen und sie mit unglaublicher Gewandtheit handhabten. Fügen wir noch hinzu, daß ihre gewöhnlichen Feinde, die Tataren der Krim, bei ihren Kriegszügen nur Reiterei besaßen.

Die frühern Kosaken glichen den jetzigen nicht; sie waren Schiffsleute. Der Capitän Margeret, der unter Boris Godunoff und unter dem ersten falschen Demetrius in Rußland diente, schrieb im Jahre 1609: „Die beste (russische) Infanterie besteht aus Strelitzen und Kosaken.“ Ein halbes Jahrhundert später sagte ein anderer französischer Officier, Hr. Beauplan, der in der polnischen Armee oft gegen die Kosaken gekämpft hatte, von ihnen: „Die größte Gewandtheit und Tapferkeit zeigen sie, wenn sie im Tabord (einer aus Wagen gebildeten Nomadenverschanzung) fechten, denn sie schießen vortrefflich mit Flinten, die ihre gewöhnlichen Waffen sind. Sie sind auch nicht übel zur See, aber zu Pferd taugen sie nicht viel. Was Beauplan von ihrer Fertigkeit und Kraft im Rudern erzählt, wäre unglaublich, wenn seine Aussage nicht von allen gleichzeitigen russischen und polnischen Schriftstellern bestätigt würde. „Ich habe“, sagt er, alle dreizehn Fälle des Dniepr gesehen und besucht, und bin sie alle in einem und demselben Kahn hinaufgefahren, was auf den ersten Blick unmöglich scheint, da sich unter den Fällen, die wir passirt haben, solche befinden, die 7 bis 8 Fuß hoch sind. Man kann sich also denken wie nothwendig es war, daß das Ruder gut gehandhabt wurde. Unter diesen Kosaken kann niemand als Kosak aufgenommen werden, wenn er nicht sämmtliche Porouys (poroghi, Querfelsenwände) besteigt, so daß ich nach ihrem Brauch wohl ein Kosake seyn kann, und diesen Ruhm habe ich mir auch auf dieser Reise erworben. Porouy ist ein russisches Wort und bedeutet Fels. Die Porouys sind gleichsam eine Kette von Steinen, die ganz quer im Flusse liegen, und wovon einige unter dem Wasser stecken, andere bis an die Fläche gehen, wieder andere mehr als 8 oder 10 Fuß über das Wasser hervorragen; sie sind so groß wie Häuser und stehen ganz nahe neben einander, so daß es aussieht wie ein Damm, der den Lauf des Flusses hemmt; nachher fällt die Höhe um 5 bis 6 Fuß, und an andern Orten um 6 bis 7, je nachdem der Dniepr angeschwollen ist.“

Der Zweck der Institution der Zaporogen war der Krieg gegen die Ungläubigen, d. h. gegen die Tataren, welche die Gränzen Moskowiens und Polens verwüsteten. Unaufhörlich gezwungen auf ihrer Hut zu seyn, verbrachten die Einwohner der Dnieprinseln ihre Zeit, wie man sie auf den Vorposten verbringt; heute konnten sie eine Abtheilung tatarischer Fourageurs überfallen, morgen wurden sie

[1] Ihr Name ist aus zwei russischen Worten zusammengesetzt: Za (jenseits) und porog (Querfelsenbank.)

von einem numeriſch überlegenen Feind hitzig verfolgt. Ihr Hauptdorf, welches ſie Sietcha [1] nannten, war ein von der Natur und durch Kunſt befeſtigtes Lager. Hier wurde kein Weib zugelaſſen, hier beſaßen ſie nichts als ihre Waffen und ihre Schiffe. Was ſie bei ihren Einfällen erbeuteten, verkauften ſie ſchnell, und das Geld und Silber, das ſie dem Feinde abnahmen, verſteckten ſie ſorgfältig. Gewöhnlich vertrauten ſie die Verwahrung ihrer Schätze dem Dniepr an; ſie warfen ſie in den Fluß, wo jeder Koſak ein Loch hatte, von dem ſeine Cameraden nichts wußten, und das nur er allein kannte. Wenn ſie Kanonen hatten, ſo verſenkten ſie dieſelbe auf die gleiche Art, im Fall eine dringende Gefahr ſie nöthigte ihren Zufluchtsort auf einige Zeit zu verlaſſen.

Die politiſche und adminiſtrative Organiſation dieſer Horde war dieſelbe wie bei allen ſlaviſchen Völkerſchaften um ſie her; der Land- und Viehbeſitz war gemeinſchaftlich, der Ertrag der gemeinſamen Arbeit wurde getheilt; die Hauptarbeit der Zaporegen war Plünderung zu Land und Seeräuberei. In der Sietcha herrſchte abſolute Gleichheit unter allen Koſaken; nur den Alten bewilligte man einige Ehrenauszeichnungen, zuweilen auch die Befugniß über Streitigkeiten zu entſcheiden, was ſie dann nach den alten Bräuchen und Traditionen der Horde thaten. Alle wichtigen Angelegenheiten wurden mit Stimmenmehrheit entſchieden. Im Augenblick, wo ſie ins Feld rückten, erwählten ſie einen Häuptling, den ſie Ataman Kotchevoi, d. h. Feldhauptmann nannten, und der eine unbeſchränkte deſpotiſche Gewalt hatte, wie ein militäriſcher Befehlshaber ſie haben muß; aber wenn er zurückkam, wurde er ſeinen Soldaten wieder gleich und war überdieß für ſeine Fehler als Chef, ſehr oft auch für den ſchlechten Erfolg ſeiner Unternehmungen verantwortlich. Gleich dem alten Rom wurde die Sietcha der Zaporegen mit allen Freiwilligen recrutirt, die ihre Arme anboten; aber es wurde nicht jeder zugelaſſen, und ſelbſt die Zugelaſſenen mußten ſich einem Noviziat unterwerfen. Man verlangte zwar freilich kein Sittenzeugniß von ihnen, aber ſie mußten Proben von Muth, Geſchicklichkeit und Kraft ablegen. Die Lehrzeit war ſehr hart, wie es ihr Loos ſpäter bei dieſen Flibuſtiern war. Sonſt bekümmerte ſich niemand um die Antecedentien eines Candidaten; er mochte Pole oder Ruſſe, Leibeigener oder Freier ſeyn, ſo war er willkommen, wenn er ſich würdig zeigte Mitglied der furchtbaren Gemeinſchaft zu werden. Einmal in die Sietcha aufgenommen, wurde er ein bevorrechtetes Weſen, und alle Zaporogen waren bereit mit bewaffneter Fauſt ihren Adoptivbruder zu vertheidigen, ſelbſt wenn die Juſtiz alles Recht hatte ihm an den Leib zu wollen. Die meiſten dieſer Koſaken bekannten ſich zur griechiſchen Religion. Als ihre kleine Republik anwuchs und ihre Inſtitutionen Regelmäßigkeit gewannen, erhielten ſie eine Geiſtlichkeit, welche ſie dafür bezahlten, daß ſie ihre Schiffe, wenn ſie auf eine Expedition ausfuhren, ſegneten und ſie ſelbſt in articulo mortis abſolvirten. Ihre Prieſter ſtanden auf der Höhe ihrer Functionen, und waren der Lämmer die ſie weideten würdig. Sie waren noch unwiſſender als die andern Mitglieder der orthodoxen ruſſiſchen Geiſtlichkeit, und miſchten eine Menge muſelmänniſchen oder heidniſchen Aberglaubens in die Ausübung ihres Cultus. Sie glaubten an das zweite Geſicht, an Orakel und Zauberkünſte; dabei hielten ſie mit großer Zähigkeit an ihrem Glauben feſt, und waren bereit das Märtyrthum für die orthodoxe Lehre zu erleiden, ohne jedoch zu wiſſen oder nachzuforſchen, worin ſie ſich von dem Glauben anderer Kirchengemeinden unterſchied. In Kiew beſtand eine theologiſche Schule, aus welcher die meiſten Koſakenprieſter hervorgingen. Für ſie war Kiew die heilige Stadt, und in allen ihren Streitigkeiten mit Polen verlangten ſie, daß die griechiſche Geiſtlichkeit und ihre Schulen daſelbſt die Oberherrſchaft oder wenigſtens vollſtändige Freiheit behalten müſſen.

Hinter den Zaporegen, in den fruchtbaren, aber oft verwüſteten Ebenen der Ukräne, wohnten andere Koſaken von weniger wilden Sitten; ſie lebten in Familien und beſchäftigten ſich mit dem Landbau. Sie ſtanden in gutem Einverſtändniß mit den Zaporegen, in welchen ſie ihre Vorhut ehrten, und unter denen ſie ſtets Verwandte und Freunde hatten. Das Lager der Zaporegen hatte auch wirklich keine feſte Bevölkerung. Man ging dahin, um die Kriegskunſt zu erlernen, ſich zur Seeräuberei heranzubilden und irgend einen guten Streich auszuführen; ſodann verließ man es, um ſeine Beute in Sicherheit zu bringen und ruhig zu leben. Die Zaporegen hatten ihre Weiber oder ihre Güter in den Städten der Ukräne, und die meiſten Kleinruſſen machten in ihrer Jugend einige Feldzüge unter den Zaporegen mit.

Stephan Bathory erkannte den Nutzen, welchen die kriegeriſche Bevölkerung der Ukräne für Polen haben konnte, und bemühte ſich ihr eine regelmäßige Organiſation zu geben. Im Anfang waren die Beziehungen zwiſchen den Koſaken und der Republik Polen für beide gleich vortheilhaft. Die Republik Polen erkannte die Exiſtenz der Koſaken als freier Männer an und geſtattete ihnen unter dem Titel von Vorrechten alle Freiheiten, welche ſie factiſch *genoſſen*. In der Folge bewilligte ſie jedem Koſaken einen jährlichen Sold, *verlangte* aber, daß er in ein beſonderes Verzeichniß als Soldat eingetragen werde. Die Zahl der Regimenter wurde feſtgeſetzt, und es wurde ihnen verboten einen gewiſſen Effectivſtand zu überſchreiten. So wurde der erſte Unterſchied unter den Kleinruſſen eingeführt: die einen waren Koſaken, d. h. Soldaten, und beſaßen als ſolche Freiheiten, die andern blieben Bauern. Aber der Unterſchied war nicht leicht feſtzuhalten. Die Koſakenoberſten, die ihr Intereſſe dabei fanden eine furchtbare Truppe unter ihren Befehlen zu haben, nahmen in ihre Reihen Bauern auf, welche den Säbel des Soldaten der Pflugſchaar des Leibeigenen vorzogen, und zu allen Zeiten zählten die Polks oder Regimenter der Koſaken mehr Soldaten, als ihre officiellen Verzeichniſſe geſtatteten. Die Könige von Polen verlangten oft das Recht, das Oberhaupt oder den Hetmann der ukräniſchen Regimenter zu ernennen, aber ſie mußten ſich damit begnügen durch Intriguenſpiel einen Mann nach ihrem Herzen zu bekommen, und ſie mußten denjenigen beſtätigen, welchen die Koſaken erwählt hatten. Zu dieſem Behuf ſchickten ſie ihm mit großem Pomp einen mit Silber plattirten Streitkolben, ein Siegel und eine Fahne, ähnlich den Türkenfahnen und aus einem an einer Lanze hängenden Roßſchweif gebildet.

Lange Zeit befaßte ſich die polniſche Regierung, ob nun aus Zurückhaltung oder abſichtlicher Vergeſſenheit, nicht mit den Zaporegen, die ſie gleichwohl als ihre Unterthanen und als einen Theil der unter den Befehlen des Hetmanns ſtehenden Koſakenarmee betrachtete. Nun erkannten die Zaporogen factiſch kein Oberhaupt an, das nicht ihrer Horde angehörte. Ich habe bereits geſagt, daß ſie in ihrer

[1] Sietcha iſt Ruſſiſch und heißt „Schlächterei."

kleinen Republik nur für gewiſſe Zeiten, beinahe immer für die Dauer eines Feldzugs, einen Chef erwählten. Sie hielten mit leidenſchaftlichem Eifer an ihrer Unabhängigkeit feſt, und ließen ſie für jedermann eben darin beſtehen, bloß ſeinen Launen zu folgen. Die bei den Zaporogen geltende Verfaſſung ſtand alſo in offenbarem Widerſpruch mit der geſetzlichen und officiellen Organiſation der Ukränearmee; aber zufrieden mit ihrer wirklichen Freiheit, kümmerten ſie ſich wenig um eine öffentliche Anerkennung derſelben, und die polniſche Regierung ihrerſeits, die wohl wußte mit welchen Männern ſie zu thun hatte, drückte zu den Vorgängen jenſeits der Stromſchnellen die Augen zu.

Nach dem Beiſpiel der Zaporogen und der ukräniſchen Koſaken ließen ſich auch andere Slaven, die größtentheils aus Großrußland ſtammten, an den Ufern des Don nieder und organiſirten ſich nach denſelben Grundſätzen. Geborne Unterthanen der Großfürſten von Moskovien, aber ſo ziemlich außerhalb ihrer Geſetze lebend, erkannten ſie die nominelle Gewalt derſelben an, und dienten ihnen ſogar häufig in ihren Kriegen gegen die Türken und die Tataren, ihre gemeinſamen Feinde. Bald rivaliſirten die doniſchen Koſaken an Ruhm mit denen vom Dniepr, und übertrafen ſie ſogar als Piraten. Der Don und ſeine Nebenflüſſe mit ihren zahlloſen Inſelchen und Canälen waren herrliche Zufluchtsſtätten für ihre leichten Barken, welche lange Zeit das aſowſche Meer und die Geſtade des ſchwarzen Meers in Schrecken erhielten. Das koſakiſche Syſtem der Militärcoloniſation entſprach den Sitten und dem Geiſt des ruſſiſchen Volkes ſo wohl, daß es bald nachgeahmt wurde, zuerſt an den Ufern der Wolga, ſodann an den Ufern des Jaik. Ein großer Fluß und Steppen in der Nähe eines Feindes, deſſen Ausplünderung eine lobenswerthe und gewinnreiche Unternehmung iſt, dieß waren die Lebensbedingungen dieſer Horden von Abenteurern, welche mit der Zeit eine Nation wurden.

Die Ukräne war, wie man geſehen hat, nicht bloß von Koſaken bewohnt. Es waren Bauern und Edelleute da, die ſich unter dem Schutz der Dnieprarmee hier niedergelaſſen, oder denen die Könige von Polen Ländereien gegeben hatten in der früher unbewohnten Steppe, die ſich jetzt, da die Einfälle der Tataren weniger häufig vorkamen oder ſchneller und kräftiger zurückgewieſen wurden, immer mehr eignete ſtark bevölkert zu werden. Die güterbeſitzenden Edelleute in der Ukräne waren Khane oder polniſche Adelige, die als ſolche ihren Antheil an der Souverainetät und ihr freies Veto bei den Reichstagen hatten.

In der Ukräne waren die Bauern weit härter daran als in irgend einem andern ſlaviſchen Lande. Den Einfällen der Tataren, zuweilen auch den Raubzügen der Zaporogen ausgeſetzt, hatten ſie die erbärmlichſte Exiſtenz. Nach Aufzählung der Frohndienſte, Gülten, der quäleriſchen und willkürlichen Steuern aller Art, die ihnen von den polniſchen Edelleuten in der Ukräne auferlegt wurden, fährt Beauplan, den ich ſchon einmal citirt habe, alſo fort: „Kurz, ſie ſind gezwungen ihren Herren alles zu geben, was dieſe zu fordern belieben, ſo daß es kein Wunder iſt, wenn dieſe Unglücklichen, die ſo harten Bedingungen unterworfen ſind, nie etwas zuſammenbringen können. Aber dieß iſt noch nichts, denn ihre Herren beſitzen unbedingte Gewalt, nicht bloß über ihre Güter, ſondern auch über ihr Leben, ſo groß iſt die Freiheit der polniſchen Edelleute (die wie im Paradies leben, während die Bauern ein Fegfeuer auf Erden haben), ſo daß dieſe armen Bauern, wenn ſie unter die Herrſchaft böſer Herren gerathen, ſich in einem beklagenswerthern Zuſtand befinden als die Galerenſklaven."

Das Unglück der ukräniſchen Bauern wurde wo möglich noch größer, wenn ſie ihr Schickſal mit dem Loos der Zaporogen, ihrer Nachbarn, und der eingeſchriebenen Koſaken verglichen. Deßhalb kamen auch unter den Leibeigenen Kleinrußlands zahlreiche Ausreißereien vor; die Koſakenregimenter und beſonders die Sietcha am Dniepr boten allen Leibeigenen, die zur Verzweiflung getrieben waren, eine Zufluchtsſtätte. Wehe demjenigen, der ſich's hätte einfallen laſſen ſie aus dieſem bevorrechteten Lande zurückzufordern. Aber die offenſtehende Freiheit auf den Dnieprinſeln war nicht das einzige Attentat der Koſaken gegen das, was Beauplan die „Freiheit" des polniſchen Adels nennt. Nicht bloß nahmen die Hetmänner und die Oberſten der eingeſchriebenen Regimenter die Flüchtigen auf, ſondern auch viele ſimple Koſaken, Bauern oder flüchtige Leibeigene verlangten in ihrer Eigenſchaft als bevorrechtete Soldaten Ländereien zu beſitzen und Vorrechte zu haben, ſo gut wie die Edelleute. Dieß erſchien den polniſchen Panen als eine unerträgliche Vermeſſenheit. Noch weit ſchlimmer wurde es, als die Koſaken Vertretung auf den Reichstagen der Republik verlangten.

Stephan Bathory, welcher ſo viel für den Ruhm und die Wohlfahrt Polens that, hatte nichts verſäumt, um die Bewohner Kleinrußlands zu gewinnen, wo er eine unerſchöpfliche Pflanzſchule von Soldaten ſah, aber die Nachfolger dieſes großen Mannes ahmten ſein weiſes Beiſpiel nicht nach. Sie behandelten die Ukräne als erobertes Land, ſie vertheilten den Landbeſitz unter ihre Günſtlinge und Fürſten, und fügten zu allem andern Ungemach, das die Kleinruſſen zu erleiden hatten, noch Religionsverfolgung. Die Koſaken, welche zelotiſch an dem griechiſchen Cultus feſthielten, verloren die Geduld und empörten ſich zu wiederholtenmalen, aber tumultuariſch und ohne einen gemeinſamen Plan. Jeder Aufruhr zog eine polniſche Armee in ihr Land, und die furchtbaren Huſaren in ihren eiſernen Harniſchen hatten beinahe immer ein leichtes Spiel mit der Maſſe ſchlecht bewaffneter und undisciplinirter Bauern. Die Zaporogen, die gewöhnlich den Anſtoß zur Empörung gaben, kehrten auf ihre unzugänglichen Inſeln zurück und gaben ihre Cameraden der Rache der polniſchen Edelleute Preis. Da gab es kein Mitleid für Leibeigene, die ſich gegen ihre Herren erhoben hatten: die Hetmänner der Koſaken wurden aufgeknüpft, geviertheilt, lebendig verbrannt, man ſchlug einigen Hundert die Köpfe ab, und ſo wurde die Ruhe auf einige Zeit wieder hergeſtellt. Dieſe grauſamen Maaßregeln konnten die leidenſchaftliche Liebe der Koſaken zu ihrer Unabhängigkeit nicht bändigen, hatten aber für Polen zwei ſehr unglückſelige Reſultate: das unterdrückte Volk warf ſeine Blicke auf das orthodoxe Rußland, und gewöhnte ſich den Souverän dieſes Reichs als ſeinen natürlichen Beſchützer zu betrachten. Auf der andern Seite nahm der veraltete Haß, welchen die Koſaken den Tataren geweiht hatten, in merkwürdigem Grade ab. Der Khan der Krim war der Feind der polniſchen Pane, ihrer Unterdrücker, und die Koſaken kamen bald auf den Gedanken, ihn zum Bundesgenoſſen zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Eigenthümlichkeiten von Siebenbürgen.

(Von J. G. Eisner.)

3. Der Gewerbfleiß.

Zwei hierher gehörige Gegenstände erwähnte ich schon, nämlich die Berg- und Hütten- und dann die Salzwerke. Auch das berührte ich im Vorübergehen, daß die ersteren bei einem fleißigeren und verständigerem Betriebe eine weit größere Ausbeute bringen könnten. Man findet sehr reichhaltige Golderze, und ebenso Silber und Blei. Der Betrieb wird mit Menschen aus der dasigen Bevölkerung, meist Walachen, geführt. Unter den Beamten sind viele Deutsche, die meistentheils von der Bergakademie zu Schemnitz dahin kommen. Es sind hier eine ziemliche Anzahl von Menschen beschäftigt, obgleich zum nothwendigen kräftigeren Betriebe noch weit mehr nöthig wären. Man muß zu diesem Zweige auch die Goldwäsche in den Flüssen Körösch, Aranyösch und Marosch zählen, die eine nicht zu verachtende Ausbeute gewährt und einer Menge von Menschen, besonders auch Kindern, Erwerb gibt.

Fabriken und Manufacturen sind fast keine da, und was auch als solche in Hermannstadt gelten kann, ist doch von keiner sonderlichen Bedeutung. Daher werden denn auch eine Menge von Gegenständen des Kunstfleißes aus Deutschland, meistentheils von Wien, eingeführt. Das gilt unter andern auch von Luxuswagen. Jedoch hatte ich Gelegenheit in Thorda einen deutschen Wagenbauer kennen zu lernen (er war ein Holsteiner), der ebenso tüchtige als geschmackvolle Arbeit lieferte. Er hatte sich damit zu Wohlstand aufgeschwungen. — Auch die Handwerker liegen in Siebenbürgen noch in den Windeln, deßhalb ist auch alles was sie liefern theurer obgleich schlechter, als in Deutschland.

Vor der Hand ist das Land noch auf die Landwirthschaft, als das erste Gewerbe, verwiesen, was zwar ein wenig sonderbar klingt, wenn man es bei einer Durchreisung in der Cultur noch so sehr zurück sieht. Die Viehzucht und eine an sie geknüpfte Nomadenwirthschaft ist noch das dominirende, und bei ihr steht die Pferdezucht oben an. Daß die siebenbürgischen Pferde berühmt sind, weiß jeder, der jemals mit dieser Thierart zu thun gehabt hat. Ihre Vorzüge beruhen auf einem regelmäßigen schönen Baue, straffen Sehnen, ebenmäßigen Muskeln und gesunden Lungen. Das alles gibt ihnen eine ungewöhnliche Ausdauer und es ist unglaublich, was sie darin leisten. Es werden aus den vielen Privat-Gestüten des Landes alljährlich eine große Anzahl für die Armee gekauft, und die dafür gezahlten Preise bewegen sich zwischen 90 und 120 Gulden Conv. Münze. Das original-siebenbürgische Pferd hat viele Aehnlichkeit mit dem arabischen, mag auch wohl in entfernter Linie von demselben abstammen. Im allgemeinen ist letzteres um etwas weniges größer als das original-ungarische, übertrifft auch dieses noch an Behendigkeit und Ausdauer. In neuerer Zeit haben mehrere Eigenthümer von Gestüten ihre Stämme mit englischen Vollblut-Hengsten gekreuzt und damit sind dieselben nur noch vollkommener geworden; denn es haben die Nachkömmlinge alle Tugenden ihrer Mütter, Sehnen, Muskeln, schöne Gestalt u. s. w. behalten, und noch das Edle des Vaters, nämlich Vervollkommnung aller jener Tugenden dazu bekommen. So hat sich der Ruf der Pferdezucht Siebenbürgens noch gesteigert und hat die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregt. Die Bojaren aus der Moldau und Walachei kommen fleißig herüber, um Thiere zur Veredlung ihrer Race zu kaufen, die sie dann auch ziemlich theuer bezahlen.

Auch die Rindviehzucht Siebenbürgens hat Ruf, was bei der noch so nomadenartig betriebenen Landwirthschaft wohl leicht ist, zumal dort, wie ich schon sagte, ein ungemein üppiger Wuchs des besten Grases ist. Diese Art von Viehzucht florirt auf eine eigenthümliche Art in folgender Form. Viehhändler (Armenier) kaufen große Heerden Rinder im Lande und in der benachbarten Moldau zusammen, und miethen sodann Triften für sie in Siebenbürgen, die sie spottwohlfeil bekommen. Hier werden sie Monate lang in Heerden zu mehreren Hunderten auf den üppigen Triften geweidet und nehmen da fast zusehends zu. Sobald sie nun feist sind, werden die besten herausgenommen und in großen Trupps auf die Märkte nach Ungarn getrieben. Debreczin, Gyula, Szegedin und Arad sind die nächstliegenden. Die Großhändler beschränken sich jedoch nicht auf diese, sondern ziehen mit ihren Heerden weiter hinauf auf die Märkte von Pesth, und wohl auch nach Wien. Von dieser Hauptstadt kommen ihnen jedoch in der Regel dasige Fleischhauer, welche Einkäufe im Großen machen, entgegen, und durch diese kommt dann das Schlachtvieh nach Wien. Bei diesem Geschäft sind bis jetzt fast alle, die sich damit befaßt haben, reich geworden. Nur sind die ersten Ankäufe in der Moldau etwas gefährlich, weil dort bei der Unsicherheit des Landes diejenigen, so im Rufe stehen viel Geld bei sich zu führen — was bei diesen Viehhändlern der Fall ist — in Gefahr gerathen beraubt zu werden, ja dabei auch das Leben zu verlieren. Ich hatte mehrfach Gelegenheit mit Leuten dieser Art zu verkehren, und es erzählten mir dieselben viele Fälle, wo Cameraden von ihnen ermordet worden waren. — Außer dieser Mastviehwirthschaft trägt die Rindviehzucht in Siebenbürgen nicht gerade namhaft viel ein, wenigstens was die Grundherren betrifft. Ihren Beamten, die gewöhnlich eine ganze Heerde als Deputat-Benutzung haben, bringt sie freilich mehr, und eben so auch den kleinern Landwirthen. Die Milch und Butter von vorzüglicher Qualität sind, das entnimmt man leicht aus dem vortrefflichen Futter, welches das Vieh genießt. — Man hält hier die weißblaue podolische Art mit kurzem Horne, indeß trifft man in der Nähe der Gränze von Ungarn auch häufig die langgehörnte orientalische, wie sie in ganz Ungarn zu Hause ist. Wenn nun auf dem hügelichten Terrain, auf den üppigen grünen Triften so große Heerden solcher blauweißen Rinder weiden, von denen man einzelnen Glocken angehangen hat, die weit in die Ferne tönen, so gibt dieß eines der schönsten Landschaftgemälde, das man nur sehen kann.

Für die Schafzucht sind die vielen gesunden Triften ganz besonders günstig, und weil man dieß einsah, so machte man auch Versuche mit der Einführung der Merinos, die aber nicht günstig ausfielen und daher wieder eingestellt wurden. Die Ursache des Mißlingens lag aber weder in den Thieren noch in den Triften, sondern lediglich in der Behandlung. Es fehlte an dem geschickten und eingeübten Personale, und wenn auch deutsche Schäfer mit den Merinos zugleich hinkamen, so standen sie allein da und hatten weder von ihren Vorgesetzten, noch von dem ihnen beigegebenen Personale die nöthige Unterstützung. Noch sind freilich Reste solcher Heerden dort, aber sie sinken von Jahr zu Jahr in ihrer

Qualität und ihre Wolle ist bereits so ausgeartet, daß sie mit der Deutschen keinen Vergleich mehr aushält. Das einheimische Zakelschaf mit weißer und schwarzer langhaariger Wolle, und daneben auch das walachische Schaf, welches eine ordinäre sogenannte Landwolle trägt, behaupten nunmehr dort das Feld und rentiren auch unter den obwaltenden Verhältnissen. Zöge auf einmal in Siebenbürgen für diesen landwirthschaftlichen Zweig eine Intelligenz und Industrie ein wie die ist womit er in Schlesien behandelt wird, so könnte dieses Land, was ohne Unterstellung gegen zwei Millionen Schafe zu ernähren im Stande ist, für deren Wolle allein so viel Geld einnehmen, als ihm jetzt seine ganze Viehzucht einträgt.

Auch die Schweinezucht florirt hier nicht so wie im benachbarten Ungarn, der Moldau und Walachei, und es wird mehr Borstenvieh ein- als ausgeführt. Ein Zweig des Gewerbfleißes in Siebenbürgen ist das Fuhrwesen, vermittelst dessen die Masse der Rohproducte des Landes in weite Ferne geschafft wird. Die gewöhnlichste Art der Anspannung sind fünf Pferde, wovon drei vorn am Leitseile und zwei hinten an der Deichsel gehen. Man kann an dieser Art die Fuhrleute dieses Landes schon von weitem erkennen. Sie scheuen keine Entfernung und kommen mitunter bis tief herein nach Deutschland. In Wien trifft man sie sehr häufig.

Weiter, d. h. von andern Zweigen des Gewerbfleißes, läßt sich in Siebenbürgen nicht viel sagen. Nur die Holzarbeiten, welche in dem bewaldeten Gebirge angefertigt werden, verdienen noch angeführt zu werden. Diese werden am häufigsten im Bistrizer-, von Sachsen bewohnten Bezirke fabricirt und gehen von da nach allen Richtungen, vornehmlich aber nach der Moldau und nach der Bukowina. Aber auch diese Waaren werden nicht fabrikmäßig und in großen Massen verfertigt, gewähren aber dennoch denen welche sie machen, einen nothdürftigen Erwerb.

4. Die Gränzverhältnisse.

Da, wie im vorhergehenden Abschnitte besprochen worden, in Siebenbürgen kein sonderlicher Gewerbfleiß herrscht, so fehlen auch der Verbindung dieses Landes mit seinen Nachbarn die Hauptgegenstände. Zudem ist, wie schon angegeben wurde, das ganze Land mit hohen Bergen, wie mit einem festen Bollwerke umgeben, welches die Communication mit den angränzenden Ländern erschwert. Rechnet man hiezu noch den Umstand, daß die meisten benachbarten Länder unter fremdherrlicher (türkischer) Botmäßigkeit stehen, und daß auch in diesen wenig Cultur ist, so kann man sich den geringen Verkehr, welcher zwischen Siebenbürgen und ihnen stattfindet, erklären. Und dennoch ist er gegenwärtig noch bedeutender und lebhafter als ehemals, wo die Gränzen durch den Pestcordon fast verschlossen waren. Jetzt, wo man auch in den Fürstenthümern, der Moldau und Walachei Verkehrungen und Absperrungen gegen diese Landplage trifft, hat man an den Quarantänen nur 5 Tage anstatt sonstiger 25 auszuhalten.

Was indeß die Bevölkerung der benachbarten Länder betrifft, so ist sie vom Mehrtheile der in Siebenbürgen vorhandenen, nämlich von den Walachen, wenig unterschieden. Nur die Magyaren und die Deutschen haben einen andern Habitus und andere Sitten, und namentlich sind die letztern hier in ein ihnen ganz fremdes Element hineingezwängt. Geht man aus ihren Districten nach Süden und Osten, so ist es als wäre man mit Ueberschreitung der Gränze in einen andern Welttheil gekommen. Denn während sie getreu den civilisirten Occident darstellen, ist man hier auf einmal in den Orient versetzt. — Die Ueberschreitung der Gränze nach jenseit ist übrigens gar nicht schwierig, besonders wenn man mit Legitimation versehen ist. Die Wege sind, so lange man noch auf siebenbürgischem Grund und Boden ist, erträglich gut, was besonders von dem gilt, welcher von Hermannstadt aus geht und nach Bukarest führt, der meistentheils kunstmäßig gebaut ist. Etwas schwieriger wie der Austritt ist der Eintritt nach Siebenbürgen. Wie schon gesagt, hat man da, wenn gleich nur eine fünftägige Quarantäne zu halten, auch muß man seinen Paß in guter Ordnung haben. Uebrigens sind die Quarantäne-Anstalten ziemlich gut, und bleibt gleich noch mancher Wunsch in Hinsicht auf mehr Bequemlichkeit, so ist auch für diese gesorgt, und vornehmlich hat man sich auch über die Küche nicht gerade zu beklagen. Im Ganzen aber kommen der Reisenden hinüber und herüber nur wenige an, und sie belaufen sich nicht auf den zehnten Theil derer, wie sie im westlichen Europa die Gränzen passiren.

Oede und traurig aber sind die Gebirgsketten, durch welche diese Gränzen sich hinziehen, und sie werden, außer den vier Hauptpässen, nur von wenig Menschen, meistentheils nur von Schmugglern betreten. Die vier Hauptpässe aber gehen von Hermannstadt, Kronstadt, Csik-Szereda und Bistriz aus. Urwälder bedecken die Gebirge, die von schroffen Schluchten durchschnitten werden, durch welche sich die Schmuggler ihre Pfade suchen. Indeß sind auch deren wenig, weil es im Ganzen nicht viele Producte gibt, die man herüber bringen kann. Spricht man aber Menschen, welche diese Pfade kommen, so rühmen dieselben die wild romantischen Schönheiten, die man auf denselben trifft, und die in einem mehr bevölkerten und mehr civilisirten Lande sicher aufgesucht und zugänglich gemacht werden würden.

•

Um einen Begriff von dem Verkehr zu geben, wie er auf den Gränzen Siebenbürgens stattfindet, will ich erzählen was man beobachtet, wenn man durch den Rothenthurmpaß von Hermannstadt aus nach Bukarest reist.

Nachdem man die Gebirgsschlucht, an welcher die Gränzmauth liegt, und die von der reißenden und rauschenden Alutha (Alth) durchströmt wird, passirt, und diese eine gute halbe Meile lange Strecke zurückgelegt hat, öffnet sich das Thal und es leuchten uns ziemlich stattliche Gebäude entgegen, wovon das eine ein Gasthof ist, in den wir eintraten. In der Regel fehlt es hier nicht an Gästen meistentheils aus den niedern Ständen und von verschiedenen Nationalitäten. Wirth und Wirthin sind mehrerer Sprachen, unter denselben auch der deutschen mächtig. In den Zimmern sieht es zwar, im Vergleich zu Deutschland, etwas wüst aus, aber dennoch ist es auszuhalten. Ein nicht ganz schlechter Wein erhöht allmählich die gute Stimmung, in welche man schon durch die romantisch schöne Gegend versetzt worden. Das Mahl, welches wir einnahmen, ist gut zu nennen und vorzügliches Rindfleisch ist ein Haupttheil desselben. Wirth und Wirthin sind gesprächig und wissen viel zu erzählen. Es scheint ihnen wohl zu thun, wenn sie Gäste aus dem Occident bei sich sehen. Die Küche ist vornehmlich deßhalb hier gut bestellt, weil die Speisen aus dem Gasthofe für

die nahe dabei liegende Contumaz geholt werden. Dieſe zu ſehen brachen wir bald nach eingenommenem Mahle auf. Mehrere Gebäude mit weiten Höfen enthalten theils die Wohnungen der Beamten, theils die Zimmer der Contumazirenden, die nach dem verſchiedenen Range beſſer oder ſchlechter ſind. Viele Wagen mit Waaren — meiſtentheils rohen Landesproducten — ſtehen aufgefahren und die Fuhrleute lagern im Freien um dieſelben, ſo lange bis der völlige Reinigungsmodus vollzogen iſt und ſie weiter fahren dürfen. Allem dieſem aber dürfen wir uns nicht allzuſehr nahen, weil wir ſonſt vermiſcht werden und das Vergnügen haben könnten Contumaz halten zu müſſen. In und vor ihren Gemächern ſahen wir die, welche zu derſelben verurtheilt ſind. Kommen neue an, ſo werden ſie vor der Anſtalt aufgehalten und nach vorgenommener Juſticirung in jenen Gemächern untergebracht, die eine gewiſſe Reihefolge haben, in welcher ſie allmählich in die letzten rücken, in denen die Stunde ihrer Erlöſchung nahe iſt. Das alles zu ſehen und beſonders die ankommenden Bojaren mit ihrem Troß gewährt eine intereſſante Unterhaltung.

Daß aber Siebenbürgen als ſtrategiſcher Punkt von hoher Wichtigkeit ſey, indem es gleichſam in eine große Feſtung umgewandelt werden könnte, das erwähnte ich ſchon. Mit geringen Streitkräften könnte man einen Feind abhalten, indem man ringsum die Engpäſſe beſetzte.

Der Hudſonkai in New-York.

Federzeichnung von E. Pelz.

(Fortſetzung.)

Im deutſchen Mutterlande zeigen leider nur zu Viele thatenunkräftige und höchſtens wortreiche Theilnahme, während hier die Mitgefühlsſeite dermaßen erſtickt und erſtirbt, daß im Moraſte der Selbſtſucht nicht einmal mehr jene phraſeologiſchen Luftblaſen einer Gefühlſelei zum Vorſchein kommen. Alle Welt wird vom Schlammſtrudel des Materialismus gewaltſam ergriffen und in die mechaniſche Drehung eines abſtumpfenden Tagesgetriebes geriſſen. Wie zum Hohne und als ironiſche Salzſäulen aus einer Erhebungsperiode einzelner Hochherzigen in die abgeplattete Gegenwart hineinragend, beleuchten genial gedachte Sterne politiſcher Inſtitutionen nichts als die mechaniſch zu nennenden Strömungen eines Metallſees; ſie rufen dem von der Kraft des Strudels erfaßten Individuum zu: „Du haſt volle Freiheit dich nach allen Richtungen hin frei zu bewegen!“ aber Titanenkraft nur und nicht die Pygmäenſchwäche unſerer gealterten Zeitgenoſſenſchaft gehörte dazu, um die Bewegung zu vollbringen. Optimiſtiſche Naturen ranken ſich am Phantaſiegebild einer erhabenen Zukunft empor, während Peſſimiſten der Menſchheit Untergang nahe fühlen. Wir wollen zwiſchen beiden hindurchzuſegeln verſuchen, indem wir aus der Hoſpitalſuppe einer leidigen Gegenwart ſo viel Schmackhaftes als immer möglich herauszufiſchen verſuchen. Dabei brauchen wir die Manier des Vogels Strauß nicht nachzuahmen, indem wir unſere Augen fern vom Sande der Selbſttäuſchung zu halten uns beſtreben wollen, denn das feſt angeſchaute Uebel hat bei weitem nicht die Macht des verheimlichten!

Allerdings thut es dem Humaniſten weh, zu ſehen wie dort zwei deutſche Mädchen — ſchöne jugendliche Geſchöpfe, ganz geſchaffen um gute, tüchtige Mütter ſeyn zu können, an denen es hier zu Lande ſo ſehr fehlt — von einem Runner vom Schiffe nach der Stadt gebracht werden. Der Kerl iſt berüchtigt als Lieferant für liederliche Häuſer, in denen auch dieſe armen, leichtſinnigen Dinger ſicher zu Grunde gerichtet werden, wie vor ihnen ſchon viele andere. Mögen dieſe Mädchen hinter ſich in der alten Welt jugendliche Fehltritte gelaſſen haben, ſie könnten hier ein neues, gebeſſertes Leben beginnen, wenn ſie nicht gleich in ſolche Hände geriethen! So läßt ſich mit vielem Rechte anmerken und abermals mehr — Unfreiheit in einem freien Lande herbeiwünſchen, und vermehrte Polizeigewalt! Allein iſt nicht eben das hieſige Leben ein verkehrter Abklatſch in ſeinen Zuſtänden von der europäiſchen Type? Sind wir Amerikaner nicht der europäiſchen Schule entlaufene Leute? Beſſer erzogen drüben jenſeits des Weltmeers, in Familie und Geſellſchaft, würden dieſe ſchönen Mädchen kaum ausgewandert ſeyn, oder doch mehr Neigung zur nützlichen Arbeit mitgebracht haben, in welchem Falle ſie nicht auf die Lockſpeiſe des Runners gehört hätten, der ihnen eben hohen Verdienſt beim Nichtsthun vorſpiegelte, und ſie eben damit fing. Anſtatt alſo den Stab über Amerika oder Europa zu brechen, wollen wir lieber an das hübſche Sätzlein denken:

„Der Keſſel ſchilt den Ofentopf.
Schwarz ſind ſie alle beide!“

Wir ſind unter dieſen Betrachtungen bis Cortlandſtreet heraufgerückt, wo ein Pier für die Dampffähren nach und von Jerſey City in Anſpruch genommen iſt, welche mehrfach unſere Aufmerkſamkeit erregen. Durch dieſe ſchwimmenden Brücken wird nicht bloß eine beſtändige Verbindung zwiſchen der merkantilen Metropolis Amerika's und dem vorgenannten Orte unterhalten, welcher an und für ſich ſchon mancherlei intereſſante Beziehungen hat, ſondern es ſind dieſe „Ferries“ auch noch als erſte, kleine Strecken von Weltſtraßen anzuſehen. Man bedient ſich namentlich dieſer Fähren, um die im Hafen vor Jerſey City vor Anker liegenden Liverpool-Dampfer der Cunard-Linie zu beſteigen, mit denen die Ueberfahrt nach England durchſchnittlich in 10 bis 12 Tagen gemacht wird, und eben ſo gehen von Jerſey City aus Züge auf Eiſenbahnen, die nach dem Süden und Weſten der Union führen. Welche Veränderungen auch hinſichtlich der Verbindungswege des atlantiſchen Oceans mit dem ſtillen Meere durch die Zeit herbeigeführt werden dürften, immer muß die überaus günſtige Lage des Hafens von Newyork von hoher Wichtigkeit dabei bleiben, und ſo nach auch ein ſolcher Abgangspunkt für Beſchreitung der Tour durch das weite Innere der Vereinigten Staaten. Mag eine geregeltere Paſſage über den Iſthmus von Panama früher zu Stande kommen als die projectirte Central-Eiſenbahn nach den Pacific und in die Goldregion, mag ſie einen Theil des Transportes an Men-

ſchen und Gütern an ſich reißen, immer wird das Schwergewicht des mehr und mehr bevölkerten Unionsgebietes den größten Theil des Geſchäftsverkehrs nach und über New-York ziehen.

In der Nähe von Pier Nr. 19 bietet ſich uns ein ganz ſonderbarer Anblick dar; es iſt dieß ein altes Schiff, worauf eine Art Kirchlein oder Capelle, mit der Aufſchrift „Free Church for Seamen“ errichtet worden. Gewiß entſtehen Fragen nach den Urſachen und Veranlaſſungen dieſer Erſcheinung bei jedem Unbewanderten; denn in dieſem Lande hat zwar der Wuchergeiſt die Bodenpreiſe für Errichtung von allerlei Bauten mehrfach ſchon bis zu enormer Höhe emporgeſchraubt; allein an Plätzen zum Daraufbau von Kirchen, Capellen und Bethäuſern fehlte es doch niemals. Es muß demnach eine ſolche ſchwimmende Kirchenanſtalt ſchon aus dieſem Grunde auffallen, und zwar um ſo mehr, als ſie „Free“ zur Aufſchrift trägt.

Wir wollen unſere Erklärung mit der Verſicherung beginnen, daß die hier in Beziehung kommende Idee vom „Freedom“ durchaus keine ſpiritualiſtiſche Richtung hat, ſondern nur auf den Geldpunkt zu deuten iſt. Freie Kirchen und Gemeinden, wie ſie in Deutſchland vielfach angefochten werden, können hier zu Lande ganz unbehindert beſtehen und deren Leiter mögen ganz ohne Hemmniß ihr Weſen treiben. Wenn dieß nun verhältnißmäßig wenig wahr genommen wird, ſo liegt ſicher kein geringer Theil der Urſachen eben an der Freiheit, am Mangel an Verbot und Druck, deren anregende Wirkungen viel zu wenig bekannt und berückſichtigt werden. Es bildet ſich hier kein Gegendruck, die Neigung der Menſchen zur Negation bekommt nicht Nahrung und der Spiritus verpufft auf dieſe Art, während er comprimirt große Wirkungen macht. Die in der ſich uns darſtellenden Ueberſchrift gemeinte Koſten-Freiheit einer Kirche iſt natürlich nirgendwo zu finden, denn überall bitten ja die Herren Geiſtlichen mehr oder weniger von Rechts- und Naturwegen auch ums tägliche Brod und möglichſt viel gutes andere dazu, gerade wie andere Menſchen! Sollten wir eine derartige Kirchenfreiheits-Unregelmäßigkeit etwa hier vor uns haben, ſo eine Art Avis rara? — Allem Vermuthen nach iſt dieß nicht der Fall, denn in der Regel bildet die amerikaniſche Geiſtlichkeit keinen ſolchen Gegenpol zur allgemeinen Dollarſucht; ſie hütet ſich in ein ſolches Extrem zu verfallen, und trägt weit lieber durch liebevolle Hingebung und Schmiegſamkeit der Geſammtneigung treulich Rechnung. Zehn Fälle, wenn nicht Hundert gegen einen ſind anzunehmen, daß ſich die Sache folgendermaßen verhält: irgend ein gemeindeloſes und gemeindeſüchtiges Mitglied der Geiſtlichkeit entſchloß ſich, „freiwillige“ Gaben zur Herſtellung dieſer ſchwimmenden „Free Church“ unter dem Hauptvorwande zu ſammeln, daß die Seeleute meiſt eine Abneigung gegen alles feſte Land hätten und nicht vom Waſſer herunter zu bringen ſeyen, ſelbſt nicht behufs des heiligen Kirchenbeſuchs; ihr Seelenheil werde dadurch gefährdet, ſie verwilderten, begingen Exceſſe und was der üblen Folgen mehr wären. Kurz man winkt den Beſitzenden deutlich genug, daß hier „Zügelung“ ſehr noth thue. Es heißt dabei: man müſſe dieſes Vorurtheil der verwöhnten Menſchen gegen das Land in chriſtlicher Liebe auffaſſen und den Leuten das Heil ihrer Seelen aufs Waſſer bringen. Fromme Einfalt, frömmelnde Heuchelei, Betbruder- und Betſchweſterſchaft, ſo wie ſchlaue Berechnung, öffnet auf ſolche Vorſtellungen hin ſchon die Beutel; manche andere thun es auch, um nur wortreiche Bittſteller vom Halſe loszuwerden, überdem bedroht die eng genug zuſammenhaltende Geiſtlichkeit Widerhaarige mit ihrem ganzen Einfluſſe, und nicht alle ſind unabhängig genug, um demſelben Trotz bieten zu können. Als a black sheep von den Geiſtlichen ausgeſchrieen zu werden, hat meiſtens recht ernſte Folgen. Das angedeutete moderne Bettelmönchthum mit und ohne Cölibatanerkennung füllt ſich dann fortgeſetzt auf dieſe Art die Taſchen, um — ſelbſt nicht harte Arbeit thun zu müſſen, denn eine lahme Rede in orthodoxer Weiſe iſt unſchwer zuſammengeſtoppelt, und ſolch leere Strohdreſcherei hat ihre Vorzüge für die Dreſcher gegen das Dreſchen in den Farmer-Scheunen gehalten!

Gewiſſe Politiker Amerika's betrachten die orthodoxe Geiſtlichkeit als eine Art Landespolizei, welche das Volk gläubig erhält, und damit zu mancher harten Arbeit noch anwendbar, die von Wiſſenden nicht unter gleichen Bedingungen geleiſtet werden würde. Ein Gläubiger iſt z. B. eher an den Stimmkaſten für manche Aemterjägerei zu bringen, als ein Wiſſender, denn letzterer weiß, daß er unter allen Umſtänden gehumbugt wird, während ſich dem Gläubigen weiß machen läßt, der zur Whigpartie Gehörende werde ſich ganz dem Gemeinwohl hingeben, indem ein Demokrat nur dem Eigennutz fröhne und ſo auch umgekehrt; denn beide politiſche Hauptparteien der Union pflegen gleich liebevolle Vorausſetzungen gegen einander zu hegen und auszuſprechen, wozu ihnen beiderſeitige Erfahrungen die Beweismittel liefern. Hieraus erklärt ſich die gelegentliche Theilnahme ſogar von Politikern an derlei Free-Church-Angelegenheiten.

In dieſer Gegend des Hudſonkais, zwiſchen Fulton- und Barclay-Streets, finden wir ein Ausſehen vorwalten, das — im Großen natürlich — an die niederländiſchen Küchenſtücke der Gemäldeſammlungen erinnert. Es zeigen ſich da weit mehr als anderswo ausgeſchiffte Maſſen von Lebensmitteln aller Art auf und neben den Piers, theils am Rande der Straße zunächſt dem Waſſer, theils auf verſchiedene Art gegenüber und in der Nachbarſchaft zum Verkauf ausgelegt. Der Magnet, welcher dieſe Erſcheinung herbeizieht, iſt Waſhington-Market, eine überbaute Markthalle, die ein ganzes Straßenviertel zwiſchen Fulton- und Beſeyſtreets einnimmt. Es iſt dieß einer der Hauptmärkte Newyorks für Ein- und Verkauf von allerlei Marktwaaren für den Küchenbedarf, das Departement der Gewürze und Getränke ausgenommen. Man hat eine der großen Speiſekammern dieſer Weltſtadt vor ſich! Hier zeigen ſich Maſſen von Fleiſch, Gemüſen, Obſt u. dgl., die faſt insgeſammt zu Waſſer herbeigebracht werden; ganz entfernte Gegenden der Union ſenden hieher ihre Erſparniſſe, zahlen damit ihren Tribut der Metropolis. Auf dieſem Markte findet ſich auch ſchon, obgleich erſt ſporadiſch, jene mit vollem Rechte als originell anerkannte Gattung von Perſonen männlichen Geſchlechts, jedenfalls Männerkleidung tragend, denen das Merkmal weibiſcher Dreſſur eigen iſt und die unbeſtritten amerikaniſche Originale genannt zu werden verdienen; Vettern der Esquimaux, die bekanntlich nach Entbindung ihrer Weiber ſich in deren Betten legen, um die von Freunden herbeigeſandten „Wochenſuppen“ zu verzehren; Verläugner aber in dieſem Punkte der ſonſt gewöhnlichen Selbſtſucht und „Smartneß.“ Denn dieſen Perſonen unmaßgeblich das Tragen eines Ordens vom Hauskreuz anzurathen oder aufzuerlegen, wie etwa eines eiſernen, kupfernen, ſilbernen, goldenen Pantoffels verſchiedener Claſſen, wäre vollkommen

überflüſſig, es iſt ihnen ſchon ein ſprechendes Zeichen ihrer Leiſtungen und Stellungen — wie durch Zauber an den Arm gehext — eigenthümlich, im Tragen eines Handkorbes, und wird von ihnen mit gewiſſer liebenswürdiger Verſchämtheit producirt. Ihre ganze Erſcheinung drückt, ſelbſt für den Einfältigſten leſerlich aus: „dieſer Menſch fühlt die Eh' in jedem Gliede!“ Solche Korbträger haben indeſſen ihre „liebe Noth“ mit dem angehexten Korbe nur ſo lange, als ſie denſelben nach Waſhington-Market oder in eine andere Verkaufshalle gebracht; man ſieht ſie — Geiſtern gleich — geräuſchlos auf den Straßen hinſchlüpfen, ohne wie ſonſt gewöhnlich bei Bekannten ſtehen zu bleiben, mit ihnen unter dem banalen „how do you do“ „shake hands“ zu machen und übers „Buſineß“ zu ſchwatzen. Einzelne ſah ich ſchon, auch hier in Newyork, in glänzenden, zweiſpännigen Equipagen bis vor Waſhington-Market fahren, um ſich daſelbſt nebſt dem Wunderkorbe raſchmöglichſt vom Wagen gebären und ins Marktlocal abſetzen zu laſſen. Einmal in dieß Aſyl gelangt, hat alle Qual ein Ende, denn man befindet ſich im bekannten Kreiſe und unter — Leidensgefährten. Die Einkäufe werden beſorgt zunächſt bei den Grünzeughändlerinnen und Händlern, zuletzt aber beim Fleiſcher. Dieſe „Butcher“ ſind die menſchenfreundlichſten Leute! Wer bei ihnen nur ein tüchtig Stück Fleiſch kauft, dem bringen ſie dann, ohne beſondere Bezahlung dafür zu verlangen, den ganzen gefüllten Korb ins Haus! Ich brauche nicht beſonders zu erwähnen, daß die korbdreſſirten Gentlemen ſtets viel Fleiſch kaufen, woraus eben wieder jene angenehme Erſcheinung in angloamerikaniſchen Haushaltungen hervorgeht, die ganze Woche hindurch, mit Ausnahme eines einzigen Tages, aufgewärmtes oder kaltes Fleiſch auf dem Tiſche zu haben und in unveränderlicher Fortdauer ſtatt des friſchgekochten oder gebratenen genießen zu können. Die gewöhnliche Pie-Koſt an den Sonntagen hindert dann nicht das Aufkommen des Appetits nach „Candy“ und andern Näſchereien, woraus dann zuſammengenommen die Erhaltung einer angeſtammten Haushalt-Obſervanz entſpringt, mit welcher Amerika erſt das ſeyn kann, was es iſt. [1] Wir entrichten unter Gaumen- und Magenpönitenz dem „Butcher“ eine indirecte Steuer, wie wir deren außerdem in zahlreicher Menge entrichten, während jede directe wenn auch durch den politiſchen Moloch „angebliche Majoritätsbeſtimmung“ ſelbſt auferlegt uns in argen Zorn und Harniſch zu ſetzen pflegt.

New-York iſt nicht Amerika! entgegnen die Amerikaverliebten ſtets, wenn daſige ſchwache Seiten aufgedeckt werden. Ich ſage das auch, obſchon feſtſteht, daß es doch ſicher „amerikaniſch“ ſey. Man findet daſelbſt die Gentlemen mit den angehexten Körben nicht ſo allgemein wie im Innern, und es gibt ſogar einzelne deutſche Hausfrauen aus den gebildeten und wohlhabenden Kreiſen New-Yorks, die ſo „dutch“ geblieben ſind, keinen Torfgucker zum Mann haben zu wollen und die deßhalb ihre Markteinkäufe auch ſelbſt zu beſorgen pflegen, was z. B. in der Unions-Capitale Waſhington, ſowie anderwärts in der Union zu den Unmöglichkeiten gehört. Am letztgenannten Orte waren die mit angehexten Körben in eleganten Equipagen fahrenden Gentlemen faſt als Regel zu betrachten.

Wenn ich gefragt werde: welche beſondere Verſchiedenheiten die Märkte New-Yorks und anderer Großſtädte Nordamerika's denen in Deutſchland gegenüber zeigen? ſo muß ich den anſtändigern Ton ganz beſonders hervorheben, der ſich unter den amerikaniſchen Verkaufenden bemerklich macht, wozu gewiß das Hinwegfallen des Handelns und Feilſchens ſehr viel beiträgt. Die amerikaniſchen „Damen der Halle“ keifen viel viel ſeltener als in Deutſchland; kein Verkäufer, keine Verkäuferin zeigt jene Kleinlichkeit, jenen grobkörnigen, gemeinen Brodneid, der den meiſten Handeltreibenden Deutſchlands anklebt, ja faſt angeboren zu ſeyn ſcheint, und es darf geſagt werden, daß durchweg ein recht anſtändiges Benehmen auf allen amerikaniſchen Märkten zu finden iſt. Kein geſitteter Menſch braucht Anſtand zu nehmen, dieſe Verkaufsplätze zu beſuchen, und jede Beleidigung einer Dame würde namentlich von den „Butchers“ nachdrücklichſt gerügt werden. Am hervorſtechendſten an der ganzen amerikaniſchen Markterſcheinung iſt eine durchgehende Behäbigkeit. Man wird veranlaßt zu der Annahme, ein jeder habe da die Mittel zum „Huhn im Topf“, nach welchem Ideal einſt Heinrich IV von Frankreich ſtrebte. Wer die Gelegenheit nimmt, den Verkehr in den „Groceries“ zu betrachten, die Krämerei durch Wiederverkauf von Lebensmitteln treiben, wird in die Myſterien des auch hier zu Lande nicht fehlenden Miſer in dieſer Richtung zu blicken Gelegenheit finden.

Waſhington Market iſt Haupteinkaufsplatz für die meiſten „Grocer“ (Gewürzkrämer und Victualienhändler), welche durch die ganze Stadt zu Tauſenden zerſtreut wohnen und gewöhnlich die Parterrelocale der Häuſer an den Straßenecken innehaben. Dieſe Leute, zum großen Theil deutſcher Abkunft, halten in der Regel Pferd und Wagen, ſowohl wegen ihrer Einkäufe als auch um Verkauftes durch die Stadt abzufahren. Des Pferdebeſitzes halber bilden die „Grocer“ hauptſächlich unſere Miliz-Cavallerie, und ſo begab ſichs denn bei einer großen Parade, daß die Pferde einer ſolchen Grocer-Schwadron, gewöhnt den Weg nach Waſhington Market vom Broadway herunter durch eine gelegene Querſtraße zu machen, urplötzlich aus dem Zuge brachen und — dem Willen ihrer mercantilen Reiter trotzend — den Alltagspfad eigenſinnig verfolgten, worüber natürlich das ſouveräne Volk, der ſüße „Mob“, in den endloſeſten Jubel auszubrechen geruhte.

Werfen wir bei Waſhington Market einen Blick hinter uns auf die Gebäudereihe, mit welcher Weſtſtreet beſetzt iſt, ſo findet ſich, daß der allgemeine Zweck derſelben nebſt dem was in den Häuſern getrieben wird, lediglich auf den Schiffsverkehr Bezug hat. Demnächſt ſehen wir eine Menge Verkaufslocale von Lebensmitteln für den augenblicklichen Bedarf der Perſonen ſowohl, die am Kai verkehren, als auch für Verproviantirung auf langen Seereiſen; ferner von allerhand ſonſtigen Bedürfniſſen an Kleidern u. ſ. w. Dann gibt es Niederlagen für den Verkauf von Schiffsbedarf an Segelwerk, Holz, Eiſen und dergleichen; auch winken Schilder mit der Ueberſchrift „Boarding“ für Empfang von Koſt und Wohnung, wobei auch wohl noch andere Bedürfniſſe Befriedigung finden, und endlich zeigen ſich mehrere hohe Gebäude als bloße Lagerhäuſer für allerlei Waaren, die auf Schiffen herbeigeführt werden und in deren zweiten Geſchoſſen ſich meiſtens Comptoire für das ſogenannte

[1] In ächt kirchlichen, oder wie es heißt „religiöſen“ Familien, darf am Sabbath keine Arbeit verrichtet werden, alſo auch keine Kocherei, was den arbeitſcheuen Ladies ganz wohl paßt. Man ſendet zu einem Pie-Baker (Paſtetenbäcker), um ſich eine kalte Schüſſel austubitten; der Mann iſt in keinem Falle faſhionable und mag ſein Seelenheil immerhin durch Arbeit gefährden! Er kömmt dadurch um ſo ſicherer nicht in unſern Excluſis-Himmel. A. d. V.

Schiffsgeschäft befinden. Das an der Häuserreihe hinlaufende Trottoir ist vielfach mit Ueberdachungen von Leinwand, Holz oder auch gelegentlich mit Metall versehen, und unter denselben stehen öfter nach dem Fahrweg hin, sowie an den Häusermauern ambulante Kramtische und Buden, mitunter auch Eß- und Trinkwirthschaften auf Tischen etablirt. Da zeigen sich Tellerchen, angefüllt mit ausgeschalten Austern in ihrem Wasser, damit die Hast der Amerikaner im Essen wie im andern Thun Befriedigung finde; dort stehen Portionen gekochten Hummers und dergleichen, darneben aber Flaschen mit allerlei Getränk und besonders auch mit dem allmächtigen „Catchup" gefüllt, mittelst dessen Beihülfe — wie ich mir steif und fest einbilde — die guten Amerikaner allein im Stande sind, ihre entsetzliche Kieselsteinkost und Barbarengerichte hinunter in den Magen zu bringen und dort einigermaßen zu verarbeiten. Dieser „Catchup", den ich mit dem Sande vergleiche, welchen Hühner zur Verdauung zu sich nehmen — ist eine aus verschiedenen Vegetabilien bereitete, kalte Sauce, verpfeffert und verwürzt, wie fast alles in der amerikanischen Küche und hat einen hervorstechenden Zusatz von „Tomatos" (Liebesäpfeln), die nach meinem Geschmack völlig in gleichem Range stehen mit der „Ipecacuanha" und dem „Rhubarb" (Rhabarber). Dadurch will ich jedoch der Catchup-Allmacht bei den Amerikanern nicht im Entferntesten zu nahe treten, weil das eine „Geschmackssache" ist und meine Havanahcigarre sonst auch leicht ins Gedränge gerathen könnte, ja ich lasse geduldig das Uebel über mich ergehen, wegen mangelnder Liebhaberei für die Liebesäpfel nicht als amerikanisirt betrachtet werden zu können. Ich gedenke dabei meiner lieben Freunde, der Altenburger Bauern, die sich ja auch eines originellen Mittels bedienen, nicht um bei ihren respektablen Schmausen Genossenes im Magen zu verarbeiten, sondern im Gegentheil aus demselben zu entfernen, damit der Spaß von Neuem beginnen könne. Die Getränke der Tisch-Tratterien auf Weststreet schmecken sicher auch nach Delirium tremens, wie fast alle geistigen Getränke in der Musterrepublik, wo unter andern Freiheiten auch die große herrscht, seine Mitmenschen auf verschiedene Weise vergiften zu können, ohne daß eine naseweise Kriminaljustiz oder Polizeiobhut sich nachdrücklich einmischt. Das Beste bei der Sache ist: die Dollarjäger haben es bislang noch nicht dahin gebracht, daß Jedermann von ihren Delirium-tremens-Tincturen ein gewisses Quantum zu kaufen und zu sich zu nehmen gesetzlich verpflichtet wird. Die Repräsentation des Staates New-York hat aber jüngst durch gesetzliche Inschutznahme vorerwähnter Einwanderer-Plünderung sich viel zu sehr hervorgethan, als daß von ihr nicht auch in Bezug auf Förderung des Delirium tremens durch Getränke Maßregelungen zu gewärtigen wären. Schon hat sich eine „respectable" Minorität der Repräsentanten in Albany für Einführung des Maine-Liquor-Law erklärt und sie kann sich leicht zur Majorität gestalten. Dann beschließt die unfehlbare Majoritäten-Weisheit, wie in andern Unionsstaaten bereits geschah, die Schließung der öffentlichen Trinklocale, damit zu andern Reizen auch noch der Verbotreiz trete und völlig uncontrollirte heimliche an deren Stelle treten, was ein großer Schritt weiter nach der Delirium-tremens-Seite hin seyn wird. In Illinois lassen sich die Leutchen z. B. bei eingeführtem Maine-Liquor-Law den Brandy aus hohlen Wassermelonen noch besser schmecken als vorher, und man wird in New-York dann um so bestimmter besonders mit den „damn'd Dutchmen" fertig, die durch ihr Lagerbiertrinken der Yankee-Fuchtel zu entschlüpfen drohten.

Mehrfache Barbierstuben durften auf Weststreet um so weniger fehlen, als deren Vorhandenseyn schon durch wünschenswerthe Symbolik bedingt erscheint; denn sie erinnern an das gewerbsmäßig betriebene Geschäft, die Leute über den Löffel zu barbieren, und könnten ein Bild abgeben für die alleinherrschende und alleinseligmachende Dollarschnapperei, welche aus der ganzen Union eine Barbierstube macht, die ihr Geschäft sogar bis nach Europa auszudehnen versteht.

Für Spaziergänger erscheint Weststreet durchaus nicht bestimmt, und alle Betrachtungen oder Beobachtungen müssen stets wie im Fluge gemacht werden, denn wer im beständigen Gedränge der geschäftigen Menschenmenge nicht bei jedem Schritte zerstoßen und beschädigt seyn will, muß sich fortwährend auf der Hut befinden, namentlich auch vor quer über das Trottoir gelegte Bohlen, auf denen schwere Fässer auf bereitstehende Karren, ohne alle Rücksicht auf Darübergehende gerollt werden. Die Beladung dieser Karren geschieht nicht — wie in Deutschland — von der Seite, sondern von hinten, und es werden die Fuhrwerke allzeit mit dem Hintertheil an das Trotteir, nicht selten auch sogar auf dasselbe an eine Treppe gefahren. Dadurch sind dann die Passagen auf dem Trottoir für Fußgänger völlig unterbrochen, und diese werden oft genöthigt durch den tiefen Straßenkoth um das bis in die Mitte der Straße hineinstehende Pferd herum ihren Weg zu nehmen. Daß durch diese Beladungsweise der Karren und Wagen besonders auch der Verkehr für Fuhrwerke sehr behindert wird, hat bis jetzt noch nicht zum Verlassen einer allgemeinen Gewohnheit hingeführt, obschon man sich die bessern Einrichtungen der Fuhrwerke in verschiedenen Theilen Europa's längst hätte aneignen können. Man soll auf ein Pferd mehr laden können bei der herkömmlichen Karreneinrichtung! So lautet der einzige allenfalls plausible Grund zur Vertheidigung dieses alten Herkommens, an dem die Scharfrichter in Deutschland auch lange festhielten. Als ob die Wohlfahrt einer unendlich überwiegenden Menge der Bevölkerung einem solchen nur Einzelnen zu Gute kommenden Schlendrian nachstehen müsse! Als ob todte Waaren werthvoller seyen als lebende Menschen! — In St. Petersburg verfährt man wirklich demokratischer als in New-York! — St. Custom (das geheiligte Herkommen) ist einer der eigensinnigsten und wunderlichsten Heiligen der „großen" Union! Selbst die Pferde sind nicht zufrieden mit erwähnter Methode, von hinten die Wagen auf- und abzuladen, weil ihnen dabei der „Rückschritt" zugemuthet wird, dem sie von Natur abgeneigt zu seyn scheinen. Allein der karrenführerliche Autokratenwille klebt einmal eigensinnig am Herkommen, und so setzt es denn bei solchen Rückschritt-Gelegenheiten endlich Hiebe, wenn der vom Führer wiederholte Schrei „Back! Back!" nicht gehörige Beachtung bei dem ziemlich eben so eigensinnigen Rosse findet. Im Allgemeinen hat man sich als Europäer zu freuen und zu wundern über die gute Behandlung der Pferde von Seite der Menschen in Amerika, namentlich tritt dieselbe bei der Mehrheit von New-Yorks Karrenführern heraus, die aber auch nicht selten sogenannten „guten" Familien angehören und fast immer selbst Besitzer ihrer Pferde sind. Hier sehen wir also auch bestätigt, daß die Knechtschaft unter einem Knechte meist am härtesten lastet. — Ganz besonders fällt es auf,

daß bei dem großen Gewirr von Wagen und Menſchen auf Weſtſtreet neben der Polizeiloſigkeit doch verhältnißmäßig nur ſelten Unglücksfälle vorkommen. Auch Schlägereien ereignen ſich unter den Fuhrleuten faſt niemals. Mit großer Geduld warten die ſonſt ſo Haſtigen und Eilenden, bei häufigen Stockungen der feſt- und vollgefahrenen Gefährte, das Entwirren und allmähliche Weiterrücken ab. Bisweilen ſieht man einen harrenden Karrenreiter bei ſolchen Gelegenheiten ein Zeitungsblatt aus der Taſche holen, um einſtweilen darin zu leſen. Das gellende, für den Ungewöhnten ſinnverwirrende und betäubende Geſchrei gilt meiſt dem Pferde, wenn es ſich erhebt, oder iſt ſo bös nicht gemeint. Wird einer ärgerlich, ſo macht der andere einen Witz, und beide lachen dann ſicher. Bei den Zugängen auf die Piers, beſonders wo die Ferries (Fähren) landen, herrſcht faſt immer ein Wagengewühl, welches die Paſſage namentlich für die Damenwelt vielfach gefährlich erſcheinen läßt. Es ſtehen auf dem Trottoir an den Straßen ganze Reihen dem ſchönen Geſchlecht Angehöriger, harrend des Augenblickes, wo eine Lücke im Wagengedränge entſteht. Nun gibt bisweilen eine Glocke das Zeichen der nahen Abfahrt eines Fahrzeugs und dann zappeln natürlich die Schönen und Nichtſchönen insgeſammt vor Ungeduld. In ſolchen Momenten habe ich ſchon ſehr hübſche Züge amerikaniſcher Galanterie bemerkt, von ganz ordinär gekleideten Männern, offenbar der Claſſe angehörend, die vorzugsweiſe „Arbeiter“ genannt werden, weil ſie härtere Handarbeit verrichten: ſie boten Damen im höchſten Putze artig die eine Hand, griffen mit der andern den Pferden in die Zügel, geboten den Fuhrleuten Halt, und geleiteten ſo eine oder mehrere Ladies über die Straße zum Eingang des Pier. Es werden in der That treffliche Anlagen bei den Amerikanern bemerkbar, und der Mangel an beſſerer Erziehung in Haus, Schule und Geſellſchaft iſt um ſo tiefer zu beklagen. Dieſer gibt ſich namentlich leider nur allzu oft bei den vornehmer ſeyn wollenden Frauen und Mädchen kund. Ich habe ſchon die Anerbietungen der dringendſten Dienſtleiſtungen, wie z. B. der eben erwähnten, mit hochmüthigſtem Naſenrümpfen zurückweiſen ſehen, weil ſie nicht von albernen Dandies gemacht wurden, die den Gänſen auf faſhionable Weiſe vorher vorgeſtellt waren. Dieß ſage ich gerade heraus, auf die Gefahr hin von der faſhionablen Welt für „no Gentleman“ erklärt zu werden!

Die öffentliche Sicherheit iſt, mit Ausnahme mehrerwähnter Einwanderer-Plünderung, weil polizeiliche Aufſicht ſo gut wie ganz fehlt, im Allgemeinen genommen auf Weſtſtreet am Tage über Erwarten ſelten geſtört. Dagegen ſagte eine Zeitung New-Yorks über den Zuſtand der Kais bei Nacht nicht zu viel, wenn von ihr angeführt wurde: „daß Importers, Schiffer, die Bewohner der Tauſende von Cajüten auf den im Hafen liegenden Fahrzeugen allnächtlich geplündert, daß das Leben braver Seeleute gefährdet wird, iſt ſo gewöhnlich, daß man deſſen kaum mehr achtet.“ Ich wohnte eine Zeit lang auf Waſhingtonſtreet, und bin ſehr häufig des Nachts durch das Geſchrei „Watch“ und „Murder“ aus dem Schlafe geweckt worden. Tages darauf ſtand gewöhnlich wieder eine Mordthat, in dieſer Stadtgegend verübt, auf dem Polizeibericht; allein zur Verhinderung der That vermochte das anhaltendſte Mordgeſchrei niemals zu führen, denn die Polizei-Wachtleute waren — wie ſo häufig — auch in dieſen Fällen, wenn ſie zu ſpät kamen, nur moutarde après dîner. In ein paar Fällen, die ich durch das Ungefähr näher kennen lernte, bekamen Deutſche, die von Engliſchen angefallen worden waren, ſich aber mit „deutſchen Hieben“ tapfer gewehrt hatten, Gelegenheit, Bekanntſchaft mit hieſiger Gerechtigkeitspflege und Gefängnißbehandlung zu machen. Die Polizei kam endlich herbei, ließ die engliſchen Angreifer fein ſäuberlich entſpringen, packte die Deutſchen als Ruheſtörer und brachte ſie vor den Richter, der ihre Vertheidigung weder verſtand noch verſtehen wollte, ſondern ſie auf etliche Monate nach Blackwells Island dirigirte.

Was ſich im Allgemeinen über den Charakter der am Tage auf Weſtſtreet verkehrenden Menſchenmenge ſagen läßt, läuft — wie überall in der Union — auf eine hervorſtechende Neigung zum Frohſinn hinaus. Ein freundliches Wort, ein Scherz, fröhliches Lachen und nebenbei Beanſpruchung des Ehrgefühls, finden faſt ausnahmslos günſtige Aufnahme und haben guten Erfolg, wogegen jede Aeußerung von Barſchheit immer wie ein Blitz in die Pulvertonne fährt. Dieſer Zuſtand überraſcht öfter Leute, die lange in Amerika leben, ohne New-York näher zu kennen, und die daſſelbe wegen Nacht- und anderer Scandale, welche immer die Zeitungen füllen, für ein ächtes Sodom halten. Einmal hatte ich meine Freude am Erſtaunen eines Freundes, der Profeſſor an einem College außerhalb New-York iſt. Er beſuchte mich und wurde von mir zur Abfahrt mit einem Hudſondampfer nach Weſtſtreet begleitet. Es war keine Zeit zu verlieren, und ich ging alſo raſch vor ihm her, die Menge auf dem Trottoir nicht ſelten mit beiden Armen zertheilend unter dem Rufe: „Please Gentlemen, let me pass!“ Mein Freund bat mich anfänglich um Gottes willen doch nicht ſolchen Anlaß zu Händeln zu geben; als er aber ſah, daß alle Welt meinem freundlichen Geſicht Nachſicht ſchenkte, geſchah von ihm das Geſtändniß: ſolches nimmermehr geglaubt zu haben! Ich behaupte, daß die Menſchen überall der beſten Erziehung würdig ſeyen und verächtliche Behandlung nur den vorſätzlich Schlechten ohne Anſehen ſeiner Stellung treffen ſollte.

Eines noch mußte uns auf unſerm bisherigen Spaziergange am Kai auffallen, nämlich die ausnahmsloſe Einförmigkeit der Schilder und Aufſchriften, welche ſämmtlich mit lateiniſchen Druckſchriftlettern, ohne alle kalligraphiſche Verzierungen, hergeſtellt ſind. Es iſt als ob der Verſchönerungsſinn ganz fehle, auf den man in Europa ſo häufig ſtößt, als ob ſelbſt das Schreiben nur fabrikmäßig betrieben würde. St. Cuſtom herrſcht auch in dieſer Beziehung mit proſaiſcher Herkömmlichkeit autokratiſch. — Von der äſthetiſchen Schreibkunſt iſt ſchon darum keine Rede, weil ſie ein Beſtreben nach Mannichfaltigkeit in ſich faßt, man liebt Veränderung nur in ſo weit, als ſie der Individualität keine beſchwerliche Veränderung zumuthet.

Am Fuße von Barclayſtreet leuchtet uns die erſte oder unterſte „Hoboken-Ferry“ entgegen, einen geſchmackvoll überbauten Pier zum Anlegen allein einnehmend. Wenn in Erwähnung kommt, daß noch an zwei andern Orten am Hudſonkai, weiter oben gegen Norden, Dampffähren die Verbindung zwiſchen Newyork und Hoboken unterhalten, ſo läßt dieß auf ein beſonders lebhaftes Bedürfniß ſchließen. Leider feſſelt mich gegenwärtig die Verpflichtung bei der Stange, d. h. am Kai auf der Newyorkſeite zu bleiben, und ich darf meine Blicke darüber hinaus nur im allgemeinen ſchweifen laſſen. Deßhalb muß eine ſpeciellere Beſprechung des Wunderlandes „Hobo-

lien“ [1] für eine andere Gelegenheit vorbehalten bleiben und es ein Bewenden haben mit der Bemerkung, daß hier eben auch von einem eigentlich zum Stadtcomplex von Newyork gehörigen Orte die Rede ſey, obgleich derſelbe — wie Jerſey City — zum Staate New-Jerſey gehört. Schon jetzt hat ſich eine ziemlich zahlreiche, geſchäftlich an Newyork gefeſſelte Bevölkerung dort niedergelaſſen, die in raſchem Anwachſen begriffen iſt, darunter namentlich nicht wenige Deutſche, welche auch — wie erwähnt — beſonders an Sonntagen in ſehr großer Anzahl als Spaziergänger hieher ſtrömen. Recht intereſſant erſcheint die Preisbeſtimmung für die Ueberfahrt. Vor nicht gar langer Zeit zahlte die Perſon noch 6 Cents bei weniger guten Einrichtungen der Fähren und Piers, als gegenwärtig bei nur 3 Cents Fährgeld geboten ſind. Man war ziemlich aufgebracht über den hohen Preis, allein es ſchienen keine Mittel vorhanden, dem Monopol des Beſitzers jenes Theiles vom rechten Hudſonufer, worauf Hoboken liegt, beizukommen. Dennoch lag ein ſolches ſehr nahe, in der Unerläßlichkeit, auf der Newyorkerſeite Landungsplätze haben zu müſſen. Aus dieſem Umſtande ſoll hauptſächlich eine erfolgte Preißermäßigung hervorgegangen ſeyn, bei der noch immer ſehr anſehnlich gewonnen wird. Wenn man behauptete: Hoboken ſey ſo viel werth an Einkünften als manches deutſche Fürſtenthum, dann kann wirklich kaum von ſtarker Uebertreibung geſprochen werden. Ueber den glücklichen Beſitzer dieſes einträglichen Landſtriches, deſſen Schooner den Preis in England gewann, Mr. Stevens, hat Julius Fröbel in ſeinen 1850 an Zeitungen in Deutſchland geſandten Berichten wunderbare Dinge erzählt, wobei viel Erfindungsgabe und nicht weniger Gläubigkeit heraustrat. So viel zur allgemeinen Notiz, bis ſich Gelegenheit zu weiterem darbietet. — Den Pier Nr. 27 finden wir von der „Merchantsline for Albany“ in Anſpruch genommen, welche Dampfbootverbindung entfernt nicht in „Smartneß“ der Verwaltung mit jener der vorerwähnten „Peoples line“ am Pier Nr. 16 concurriren kann. Wer wollte auch ſich mit einem kaufmänniſchen Garrick meſſen, der — im Beſitze großer Reichthümer — ſichs nicht verdrießen läßt, tagtäglich die ſchwierige Rolle einer Art von Tartüffe in Geſchäften zu ſpielen; der faſt unter Thränen einem rechts ſtehenden Humaniſten klagen hilft über die heilloſen Betrügereien, welche an den armen Einwanderern verübt werden, während er einen Contract mit dem links ſtehenden Paſſageagenten ſchließt, worin demſelben von ihm die Macht eingeräumt wird, den Einwanderern im Geſchäftslocal der „Peoples line“ ſelbſt durch Betrug am Uebergewicht und durch andere Schwindeleien ſo derb als immer möglich das Fell über die Ohren zu ziehen. Amerika zeigt ſeine großen ſchauſpielernden Talente im öffentlichen Leben, kein Wunder daher, daß bei ſolcher Concurrenz nichts fürs Theater übrig bleibt.

Einen gewiſſermaßen magiſchen Zauber übt auf uns der ausnahmsweiſe verſchloſſene Pier Nr. 28 aus, den wir nur vermittelſt eines vom Expeditionscomptoir ausgeſtellten Erlaubnißſcheines beſuchen können. „U. S. Steamer Line“ lautet die lakoniſche Aufſchrift über dem myſteriöſen Eingange, der an die Decorationen der Theater bei Aufführungen von Mozarts Zauberflöte erinnert. Nun, wir wiſſen, daß es hier einer Dampfſchiff-Verbindung mit dem „Pacific“, reſpective mit San Francisco gilt, und daß man auf dieſer Tour auch die gebrechlichſten Dampfer gut verſichert laufen läßt unter den Auſpicien eines Geldfürſten. Da kömmt es bekanntlich nur auf den großen Zweck des „Geldmachens“ an, ſo wie einſt Xerxes und andere Kriegsfürſten auch nur ihre Zielpunkte im Auge hielten, nicht aber die dabei zu Grunde gehenden Menſchenleben. Wir wiſſen nicht, wie es um die hier laufenden Dampfer ſteht, finden es aber im allgemeinen angemeſſen, daß dergleichen Myſterien in einer demokratiſch genannten Republik und Muſter-Union hinter verſchloſſenen Thüren abgemacht werden, und es verſtößt gewiſſermaßen gegen das Decorum, daß der Nachbar auf Pier Nr. 30, die „New York and Erie Rail Road“ nicht gleiche Schamhaftigkeit darlegt, ſondern die Geſchäfte nur hinter durchſichtigem Gitterwerk treibt. Wenn der hohe Souverän, die ſüße Volksmaſſe, gelegentlich einmal zur Erkenntniß der Brutalität gebracht werden könnte, die in der abſcheulichen Mißhandlung einer überaus werthvollen Einwanderung liegt, dann dürfte dieſes Gitter übel vermerkt werden. Es wurde mehrfach geſchloſſen, ſobald ein Trupp angekommener Einwanderer „gepreßt“ werden ſollte zur Paſſage mit dieſer Erie-Eiſenbahn, wobei im Solde der Bahnverwaltung ſtehende Polizeibeamte die Rollen von Treibern auf großen Jagden ſpielten. Ein ſolches Gitterſchließen erinnert recht lebhaft an das Frauenzimmer, welches ſich für Geld küſſen läßt mit dermaßen vor das Geſicht gehaltenen Händen, daß man die Schelmenaugen deutlich durch die Finger ſehen kann. In Deutſchland bleibt eine ſo ſchmachvoll verwaltete Bahn nichtsdeſtoweniger im vorzüglichſten Rufe, weil die meiſten Actien oder Antheile derſelben „gewichtigen“ Leuten dort in die Hände geſpielt wurden. Dieſe Actien ſtanden hier in Amerika nicht ſonderlich, hauptſächlich wegen der in jeder Hinſicht ſchlechten und gewiſſenloſen Verwaltung, ſo daß die liebevollen Yankees ſie auf europäiſche Märkte warfen, um namentlich die einfachen „Dutchmen“ damit glücklich zu machen. Und wirklich glaubten die „gewichtigen“ Leute, der Haſe habe ſie geleckt bei ſolchem Angebote; ſie griffen derb zu und — ſind nun mit der Verwaltung ihrer Gelder recht nett in — Yankeehänden. Man wird bald genug bemerken, daß es eben ſo wenig gerathen iſt, den Amerikanern „Candy“ als „Money“ zum Aufbewahren und Verwalten zu geben, ſie naſchen und lecken an beiden ſo lange herum bis nichts mehr übrig bleibt. [1] Bis dahin müſſen obendrein die armen Einwanderer die Suppe bezahlen helfen, zufolge des leidigen Erfahrungsſatzes, daß ſchwache Theile eines Körpers immer am meiſten von Krankheitsſchlägen betroffen und angegriffen werden. Trotz aller Enthüllungen des heilloſen Getriebes an der Eriebahn beharren nämlich die „Gewichtigen“ in Europa auf dem Satze: ‚Aber es iſt doch der kürzeſte Weg nach dem Weſten!“ und man bietet alles auf, die Auswanderung demnächſt nach dem Weſten zu dirigiren und ſie dann zur Fahrt auf der Eriebahn zu bringen, wobei ſich gelegentlich der Spaß herausſtellt, daß die Bahnverwaltung nicht einmal die gepreßten Paſſagiere insgeſammt auf der eigenen Bahn befördert, ſondern an andere Emigranten-Plünderer, mit denen ſie unter einer Decke ſteckt, förmlich verſchachert, damit

[1] Unter den Newyorker-Deutſchen eingebürgerter Scherzname für den Ort Hoboken. A. d. V.

[1] Seit ich obiges niedergeſchrieben, iſt bereits die Befürchtung zum Theil in Erfüllung gegangen; eine pfiffig herbeigeführte Geldkriſis hat auch den erwähnten Actien ſchon einen derben Ruck gegeben. A. d. V.

ihnen auf dem Wege über Albany und Buffalo der letzte Heller abgenommen, das letzte Hemd ausgezogen werde.

Die angeführte Stereotypphraſe der „Gewichtigen", der geiſtvolle Muſterſatz: „Aber es iſt doch der kürzeſte Weg nach dem Weſten!" erinnert allerdings ungemein an das ironiſche: „Doch Brutus iſt ein Ehrenmann!" in der Rede des Antonius von Shakſpeare's Julius Cäſar; denn die Weiſung auf den Weſten hat ſo „faule" Seiten, wie die des Transportes mit der Eriebahn, doch

Der Schlammſtrom hat die Schiffer erfaßt,
Und reißt ſie hinab mit grimmiger Haſt!

Weit rathſamer als ſich Eriebahn-Actien aufſchwatzen zu laſſen finden wir es, Kleider auf einer Auction zu kaufen, die eben im nahe gelegenen Local auf Weſtſtreet abgehalten wird, obſchon es thatſächlich nur eine „Mock-Auction" iſt. Das Wort „Mock" bedeutet nach meines verehrten Freundes Flügel Wörterbuche: „nachgemacht", „falſch", „unächt", „nur ſcheinbar", „Spott", „Hohn", „(bitterer) Scherz", „Geſpött", „Nachäffung", „Poſſen." Die „gewichtigen" Leute in Deutſchland mögen ſich als Käufer der Mock-Actiens, Mock-Stocks oder Mock-Shares zur Eriebahn aus dieſer Suite von Erklärungen nach Belieben wählen; ich glaube faſt, es wirds irgend eine thun!

(Schluß folgt.)

Brittiſche Naturforſchung.

Aus den Verhandlungen der kürzlich verſammelt geweſenen Brittiſchen Aſſociation für Naturforſchung heben wir einige für die Stellung der Wiſſenſchaft in England charakteriſtiſche Punkte aus. Vor allem die durchaus praktiſche Richtung der engliſchen Wiſſenſchaft, welche zwar längſt bekannt iſt, an welche aber in Deutſchland bei jeder Gelegenheit wieder erinnert werden mag. Um an einem Beiſpiele zu zeigen, wie in England die Wiſſenſchaft mit den praktiſchen Intereſſen Hand in Hand gehen, laſſen wir den auf die derzeit in England angeordneten meteorologiſchen Forſchungen bezüglichen Theil der Antrittsrede Lord Harrowby's folgen:

„Vielleicht, ſagte er, gibt es keinen beſſern Beweis, von welchem Werthe die Anſammlung vereinzelter Thatſachen ſeyn kann, wie ſehr ſie auch an und für ſich geringfügig und in keinem ſonderlichen Zuſammenhang zu ſtehen ſcheinen, als die Wiſſenſchaft der Meteorologie. — Was könnte, ſagt ſchon das Sprüchwort, Regeln und Geſetzen weniger unterworfen ſeyn, als der veränderliche Wind und die falſche Woge? Dennoch haben Beobachtung und Vergleichung auch hier für die Wiſſenſchaft und das Leben vieles geleiſtet und ſtehen weitere Leiſtungen in naher Ausſicht. Es iſt bekannt, daß die amerikaniſche Regierung vor einigen Jahren, und auf das Anbringen wie unter der Leitung des Lieutenant Maury über gewiſſe Erſcheinungen auf der See, als da ſind Winde, Ebbe und Fluth, Strömungen und Temperatur des Oceans, die Beobachtungen amerikaniſcher Handelsſchiffe geſammelt hat, und daß die in Karten und Büchern niedergelegten Ergebniſſe dieſer Arbeit zur größeren Schnelligkeit und Sicherheit der Seereiſen bereits in außerordentlichem Maße beigetragen haben. Bekanntlich erging auch an die engliſche Regierung die Aufforderung, ſich an dieſem großen für jede handeltreibende Nation gemeinnützigen Werke zu betheiligen, und einer unſerer Vicepräſidenten, Lord Wrattesley, brachte die Sache vor das Parlament. Minder bekannt dürfte es ſeyn, daß die Regierung auf den Vorſchlag eingegangen iſt und zu dem Ende ein beſonderes, in Verbindung mit dem Handelsamte ſtehendes Departement errichtet, und dieſes unter die Leitung des Capitäns Fitz Roy geſtellt hat, vielleicht desjenigen Mannes, der zur energiſchen und glücklichen Durchführung der geeignetſte iſt. Weil ich nun glaube, daß der Gegenſtand die Stadt, in welcher wir unſere gegenwärtige Verſammlung halten, beſonders intereſſire, erſuchte ich den Capitän Fitz Roy, mir über den gegenwärtigen Stand der Frage Mittheilung zu machen, und der Capitän ſtellte mir, wenn auch nicht in officieller Weiſe, folgende Memoranda zur Verfügung.

„Memorandum I. Nachdem der maritime Völkerverkehr ſich in einer bisher beiſpielloſen Ausdehnung über die Welt verbreitet, und die Concurrenz einen ſolchen Grad erreicht hat, daß der Werth der Ladungen und der Nutzen des Unternehmens mehr denn je von der Dauer und Beſchaffenheit der Reiſe abhängt, iſt es zu einer Frage von der höchſten Wichtigkeit geworden, die beſten Routen in dem Sinne feſtzuſtellen, daß die Schiffe ihre Fahrten zugleich am ſchnellſten und am ſicherſten zurücklegen können. Die ſo maſſenhafte Verwendung von Dampfern, das allgemeine Streben, ſich der geraden Linie zwiſchen zwei Plätzen ſo nahe zu halten als dazwiſchenliegendes Land oder Strömungen und Winde es geſtatten mögen; dann die in unſerer Zeit ſo viel ausmachenden Verbeſſerungen in der Schifffahrt haben das Bedürfniß einer genaueren und im vorkommenden Fall ſofort anwendbaren Kenntniß aller beſuchten Seeſtriche in Anregung gebracht. Es handelt ſich dabei nicht bloß um eine größere Genauigkeit in den Detailangaben, ſondern vielmehr darum, ſehr werthvolle aber zur Zeit noch zerſtreute Notizen zuſammenzubringen und ſie in ein geordnetes Ganze zu bringen. Außerdem hat durch die Mangelhaftigkeit der dabei benutzten Inſtrumente die Genauigkeit vieler Reſultate Noth gelitten, ſo daß den meiſten, bisher auf der See angeſtellten meteorologiſchen Beobachtungen nur eine annähernde Gültigkeit beigelegt werden kann. Bei den zur Zeit zugänglichen Mitteln kann die Kenntniß von Winden und Meeresſtrömungen dieſer Dinge nur durch jahrelange Anſtrengung in perſönlicher Erfahrung erworben werden, ausgenommen die größeren Seerouten, die allerdings hinreichend bekannt ſind. Vor einigen Jahren nun ſind, hauptſächlich unter Zugrundelegung des von der Vereinigten-Staaten-Regierung geſammelten Materials, auf Anregung und unter der Oberaufſicht des Lieutenants Maury, Wind- und Strömungskarten herausgegeben worden, und das Studium dieſer Karten und Anweiſungen hat die Seefahrer in den Stand geſetzt, ihre Reiſen gegen früher bedeutend abzukürzen, in vielen Fällen um etwa ein Viertel, in einigen um ein Drittel der Entfernung oder der Zeit. Schon Rennell, Capper, Reid, Redfield, Thom, Piddington und andere hatten über die Winde und Strömungen viel geſammelt und geſchrieben, aber erſt nach der Veröffentlichung der trefflichen Beobachtungen des Lieutenants Maury

hat ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit dem für ein Seefahrt treibendes Land ſo hochwichtigen Gegenſtande zugewendet. Durch die erzielten praktiſchen Reſultate ermuthigt, durch die richtigen Schlußfolgerungen jenes Officiers angeregt, haben ſodann die bedeutendſten Seemächte die Conferenz, welche im vorigen Jahre in Sachen der See-Meteorologie zu Brüſſel abgehalten wurde, durch Männer beſchickt, welche mit den nöthigen Kenntniſſen ausgerüſtet waren.

Der Bericht dieſer Conferenz wurde dem Parlament vorgelegt, und das erſte directe Reſultat derſelben war eine Bewilligung zum Ankauf von Inſtrumenten und zur wiſſenſchaftlichen Unterſuchung der Beobachtungen. Was immer an werthvollen meteorologiſchen Notizen auf der Admiralität angeſammelt worden, alles was anderswoher aufzutreiben iſt, ſammt Allem was künftig an genauern Angaben noch geliefert werden wird, ſoll in dieſem neuen Departement des Handelsamtes tabellariſch geordnet und der Prüfung unterzogen werden. In Folge der Aufforderung der Vereinigten-Staaten-Regierung, und von dieſer, auf die Verwendung des unermüdlich thätigen Lieutenants Maury hin, mit den entſprechenden Schriftſtücken auf die liberalſte Weiſe verſehen, iſt jetzt eine ſehr große Zahl namentlich amerikaniſcher Schiffe mit Beobachtungen beſchäftigt. Unter gewiſſen leicht zu erfüllenden und billigen Bedingungen ſtellt dieſe Regierung nicht bloß amerikaniſchen, ſondern auch engliſchen Schiffen Routen und Karten unentgeltlich zur Verfügung. In England ſelbſt wird die Regierung durch das Handelsamt eine gewiſſe Zahl auf weite Reiſen ausgehender Schiffe mit meteorologiſchen Tabellen, „abstract logs“ und Inſtrumenten, gleichfalls unentgeltlich, verſehen, und ſo zur Ausführung dieſes wichtigen nationalen Unternehmens beitragen. In der Vorrede zu einer neuern, vergangenen Junius in Edinburg erſchienenen Ausgabe von Dr. Johnſtons „Wind- und Strömungskarten“ ſagt Dr. Buiſt: „nachweislich haben Lieutenant Maury's Karten und Schifffahrts-Anweiſungen die Fahrten amerikaniſcher Schiffe um etwa ein Drittel abgekürzt. Würden nun die Fahrten dieſer Schiffe nach und von Indien nur um ein Zehntel abgekürzt, ſo würde das an Frachtgebühr allein eine jährliche Erſparniß von 220,000 Pfd. ausmachen. Schätzt man ferner die Frachten der von Europa nach fernen Häfen fahrenden Kauffahrteiſchiffe auf jährlich 20 Mill. Pfd., ſo würde ſich die Erſparniß eines Zehntels auf 2 Millionen belaufen, und ſohin jetzt — ganz abgeſehen von der Kriegsmarine aller Länder — jeder für die praktiſche Geltendmachung und Ausführung jener einleitenden Vorbereitungen verlorene Tag dem Schifffahrtsintereſſe ein Opfer von ungefähr 6000 Pfd. auf.“ Offenbar tritt dann auch, wenn eine Fahrt in kürzerer Zeit gemacht wird, nicht bloß eine Koſtenerſparniß für den Kaufmann, Schiffseigner und Aſſecuranten, ſondern auch eine bedeutende Verminderung des Riſikos durch verderbliche Krankheiten ein, da ein gehörig geführtes Schiff, anſtatt in ungeſunden Gegenden, ſchweren Regen oder drückend heißen windſtillen Zeiten, vielleicht Menſchenleben zu verlieren, ſeinen Weg unter günſtigen Umſtänden und raſch fortſetzen kann. Es gibt auch gar keinen ſtichhaltigen Grund, weßhalb man die See nicht ſo gut oder vielmehr, weil viel zugänglicher und weniger mannichfaltig, nicht beſſer ſollte kennen lernen als das Land.

Die Veränderungen in der Atmoſphäre ſowohl auf der See als auf dem Lande ſtehen mit der Elektricität und dem Magnetismus in ſo engem Zuſammenhang, daß bei dieſen Dingen nicht bloß alle Seeleute intereſſirt ſind, ſondern daß die Thatſachen, welche von letztern aufgezeichnet werden, auch den Gelehrten zu Gute kommen. Die auf dem Handelsamte geſammelten meteorologiſchen Erfahrungen werden daher unter dem doppelten Geſichtspunkte geprüft werden: ſowohl den Seefahrern behülflich zu ſeyn, d. h. vielmehr die Seefahrt zugleich leichter und ſicherer zu machen, als auch zum künftigen Gebrauch der Gelehrten eine Sammlung genauer und wohlüberdachter Beobachtungen anzulegen.

„Memorandum II. Sobald der Voranſchlag für meteorologiſche Zwecke im Parlamente durchgegangen war, wurde auch zur Organiſation eines neuen Zweig-Departements beim Handelsamte geſchritten. Am 1 Auguſt wurde Capitän Fitz Roy mit der Leitung dieſes neuen Amtes beauftragt, wobei er zugleich in Betreff der Beihülfe, die ſie zu leiſten im Stande ſeyn möchten, auf Dr. Lyon Playfair vom Departement für Kunſt und Wiſſenſchaft, und auf Admiral Beechey, vom Marine-Departement, angewieſen wurde Sobald die Tabellen und die Inſtrumente in Bereitſchaft und ein Bureau eingerichtet iſt, werden vier oder fünf unter ſeiner Leitung ſtehende Perſonen den Capitän Fitz Roy unterſtützen. Es ſteht zu erwarten, daß im October d. J. mehrere Schiffe mit meteorologiſchen Tafeln „abstract logs“ verſehen, und daß im November d. J. das Amt ſelbſt in voller Thätigkeit ſeyn werde. Die Admiralität hat angeordnet, daß das geſammte Archiv des hydrographiſchen Bureau's dem Handelsamte auf eine genügende Zeit zur Verfügung geſtellt werde. Alle andern Documente, zu welchen die Regierung Zugang hat, werden gleichfalls nutzbar gemacht, und die Archive des India-Hauſes werden nicht minder durchforſcht werden. An Materialien wird ſohin kein Mangel ſeyn, wenn ſie auch nicht der Art ſind, wie ſie beim ſyſtematiſchen Gebrauche und bei beſſeren Inſtrumenten hätten erzielt werden können. Capitän Fitz Roy neigt zu der Anſicht, daß die Schriftſtücke, welche Lieutenant Maury bis jetzt veröffentlicht hat, für den Geſichtspunkt des Seemanns zu ſehr ins Detail gehen, daß ihnen die geeignete überſichtliche Darſtellung abgeht, und daß ſie deßhalb praktiſch nicht ſo nützlich ſind als man gewöhnlich vorausſetzt. Seinen Anleitungen oder Schifffahrts-Weiſungen dagegen, den praktiſchen überſichtlich gehaltenen Reſultaten, ſeinen fleißigen und unermüdlichen Forſchungen verdankt man die thatſächlichen Vortheile, welche die Seefahrer erzielt haben. In Betreff jenes Uebelſtandes, welcher die Vermehrung des Materials nur erhöhen würde, macht Capitän Fitz Roy den Vorſchlag, alle einzelne Daten reducirt und gleichſam im Durchſchnitt genommen in entſprechend geordneten Tabellenheften unter einer Nummer zuſammenzuſtellen, nach welchen dann ſpäter Verzeichnungen, Karten und „meteorologiſche Wörterbücher“ oder Verzeichniſſe angefertigt werden würden, ſo daß unter Bezugnahme auf Länge und Breite alle Information über eine betreffende Localität ſofort und mit Beſtimmtheit erholt werden könnte.“

Wie an dem obigen Beiſpiel die praktiſche Richtung der engliſchen Wiſſenſchaft ſich kundgibt, ſo ſind bei der dießjährigen Verſammlung noch andere ſehr nützliche Dinge zur Sprache gekommen. Beſondere Erwähnung verdient der menſchenfreundliche Plan eines Hrn. Cunningham, der abſcheulichen Stickluft in den Auswandererſchiffen abzuhelfen, wogegen er eine in Gebäulichkeiten bereits erprobte Maſchine vorſchlägt, welche einerſeits Luft durch einen das Schiff durchziehenden Röhrenapparat in die Schlafſtätten führt,

andrerſeits in die eingeſperrten Räume chemiſche Flüſſigkeiten ſpritzt, welche die ſchlechte Luft desinficiren ſollen. Auch die Einwendungen, welche in öffentlichen Blättern wegen des Koſtenpunkts gegen Hrn. Cunninghams Vorſchläge gemacht worden ſind, weiſt er zurück.

Man darf nicht glauben, daß dieſe praktiſche Richtung zur Verſeichtung der brittiſchen Naturforſchung führe. In den oben angeführten Memoranden des Capitäns Fitz Roy iſt bemerkt, daß eine bloße Anhäufung von empiriſchem Detail nicht ausreiche, ſondern daß wenn ein praktiſcher Nutzen erzielt werden ſolle, allgemeine Geſetze gefunden werden müſſen, in denen ſich die vereinzelten Thatſachen zuſammenfaſſen laſſen. Ganz richtig! Nur wenn man ſolche allgemeine Geſetze z. B. in der Geologie hat, wird man mit Sicherheit neue Orte für die Auffindung nutzbarer Mineralien ſuchen können; nur wenn man die Geſetze der Winde und Meeresſtrömungen kennt, wird man für die Schifffahrt ſichere Verhaltungsregeln aufſtellen können. Ob das Streben nach praktiſcher Anwendung zur Entdeckung allgemeiner Geſetze führt, oder wie in Deutſchland ein Erkenntnißtrieb, dem das Auffinden allgemeiner Geſetze Selbſtzweck geworden iſt, das iſt im Reſultat gleichgültig.

Bekanntlich geſchieht für den Unterricht des engliſchen Volks theils in Folge der Gleichgültigkeit der höhern Claſſen, theils wegen der landesüblichen Scheu von jeder Art von geſetzlichem Eingreifen in die individuelle Freiheit ausnehmend wenig von Seiten des Staates. Wenn demungeachtet das Volk durch ſeine Selbſtthätigkeit dieſen Mangel in aller Weiſe zu erſetzen ſucht, ſo erklärt ſich das bloß daraus, daß es die Wichtigkeit erkennt, welche ein ſolides Wiſſen fürs praktiſche Leben hat. Es iſt nicht ohne Intereſſe zu hören, wie die Stellung von Staat und Volk namentlich zum naturwiſſenſchaftlichen Unterrichtsweſen bei der Verſammlung der brittiſchen Naturforſcher zur Sprache kam. Der Vorſitzende berührte dieſen Gegenſtand mit folgendem Paſſus:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß bis vor kurzem noch die Unterſtützung, welche von Seiten der Erziehungs-Anſtalten oder von Seiten des Staates der wiſſenſchaftlichen Ausbildung in England zu Theil wurde, ſehr unbedeutend und des Gegenſtandes wie der Nation gänzlich unwürdig war. Nehmen Sie die Elementarſchulen! Bis noch vor ganz kurzem wurde den arbeitenden Claſſen niemals mehr als Leſen und Schreiben und kaum dieſes geboten. Nehmen Sie die mittleren Schulen! Sie waren auf die Erlernung von etwas wenigem Griechiſch und Latein, oft nicht einmal der Arithmetik, beſchränkt. Die Mittelclaſſen der Geſellſchaft, die Claſſen, welche ihre Kinder nicht auf die Univerſitäten ſchickten, hatten keine Gelegenheit, von den nicht geprüften wenig geachteten Lehrern der Privathandelsſchulen oder bei dem gelegentlichen Verweilen eines fahrenden Profeſſors mit ſeinem Wander-Apparate in den praktiſchen wie in den abſtracten Wiſſenſchaften irgend welche auch nur annähernd genügende Kenntniſſe zu erwerben.

„Aber was thaten die Univerſitäten? Meine eigene Univerſität, Oxford, der ich in anderer Hinſicht den größten Dank ſchulde, hat für die Naturkunde wenig gethan. Allerdings wurden hier dem Studium der Mathematik, als einer Uebung und Ausbildung des Verſtandes, eigene Ehrenpreiſe zu Theil, wenn gleich der Ort dem Streben darnach noch niemals günſtig geweſen iſt. Allerdings waren bis noch vor kurzem die Ehrenpreiſe der Schweſter-Univerſität ganz oder beinahe ausſchließlich auf dieſelbe Wiſſenſchaft beſchränkt, und iſt Newtons Schule ſelten ohne eines ſolchen Gründers würdige Namen geweſen. Aber auch hier wurde die Mathematik noch immer zu einſeitig als eine bloße Zuchtſchule des Verſtandes und nicht als ein Mittel zur Erforſchung neuer Wahrheiten angeſehen, und geſund und kräftig, wie der ſchöne Baum der Wiſſenſchaft in den akademiſchen Vorhöfen ſtand, war er doch etwas arm an friſchen Früchten. Wie er zu Newtons Zeiten geweſen war, ſo blieb er großentheils mindeſtens anderthalb Jahrhunderte. Außer der Mathematik aber wurde, wie ich behaupten zu dürfen glaube, den exacten Wiſſenſchaften an beiden Univerſitäten wenig oder keine Aufmunterung zu Theil. Fand ſich hie und da ein Profeſſor, deſſen Titel etwas der Art verſprach, ſo ergab ſich bei näherer Bekanntſchaft, daß er kaum dem Namen nach bekannt, daß ſeine Vorleſungen, ſelbſt wenn dem Publicum angeboten, überhaupt nicht, oder nur von ſolchen beſucht waren, die man gewiſſermaßen zu den Faullenzern zählt, weil ein Erfolg in dieſen Fächern für die Univerſitäts-Laufbahn nicht nur keinen Gewinn brachte, ſondern ſogar ſchädlich war, weil dadurch den bevorzugten Studien Zeit entzogen wurde. Man kann alſo wohl ſagen, daß, wenn in ſolchen Wiſſenſchaften irgend Fortſchritte gemacht wurden, dieſes, wenigſtens was die engliſchen Univerſitäten betrifft, eher trotz als kraft des an dieſen Anſtalten eingehaltenen Syſtemes geſchah.

„In Schottland allerdings führte das ausgedehnte Studium der Medicin — wie dieſe eben mit ſo vielen anderen Zweigen der Wiſſenſchaft zuſammenhängt — und zugleich das geringere Maß künſtlichen Zwanges zu anderen Studien von ſelbſt zur Pflege der Naturwiſſenſchaften, und ein Black und Gregory, ein Leslie und Playfair hatten zu Oxford und Cambridge unter den Zeitgenoſſen keine Nebenbuhler. Die Namen Whewel und Herſchel, Airy, Challis und Sedgwick, Powell, Daubeny und Buckland würden zwar für ſpätere Zeiten eine ſolche Behauptung nicht zulaſſen.

„Aber was hat mittlerweile der Staat gethan? derſelbe Staat, welcher bei ſeiner begränzten Bevölkerung und ſeinem begränzten Gebiet nicht auf ſeine Seelenzahl, ſondern auf den individuellen Werth ſeiner Bürger ſich ſtützen muß, eben ſo nicht auf die Morgenzahl ſeines Ackerlandes, ſondern auf den verſtändigen Anbau desſelben, und wieder nicht auf die wenn auch gut ausgebeuteten Hülfsquellen ſeiner Oberfläche, ſondern auch auf die darunter gelagerten Bergwerke, auch wieder nicht bloß auf ſeine Bergwerke, ſondern eben ſo ſehr auf die Fabriken, deren Betrieb durch jene Bergwerke ſo außerordentlich erleichtert iſt, und wieder nicht bloß auf dieſe Fabriken, ſondern nicht minder auf eine Ausdehnung des Handels und der Schifffahrt, wie ſolche vonnöthen ſind, um die Rohſtoffe von den fernſten Winkeln des Erdballs herbeizuſchaffen und in anderer Form und Verbindung mit Schnelligkeit, Sicherheit und Erſparniß oft an dieſelben Orte zurückzuſenden? Was, fragen wir, thut der Staat für die weite Verbreitung und die vollſte Pflege der Chemie, Naturgeſchichte, Mineralogie, Geologie, Aſtronomie, Meteorologie und Mechanik? Durchaus nichts. Eine Zeitlang beſtand ein Längen-Bureau, und anſtatt es zu erweitern und zu verbeſſern, hob er es auf; es beſtand ein Ackerbau-Amt und er ließ es eingehen; es beſtand eine Schule für See-Baukunſt, und auf das Gebot einer engherzigen Sparſamkeit und das Andringen einſeitiger Praktiker hob er ſie auf, als gerade ihre Früchte zur Reife kommen ſollten; es beſtand eine Schule für Schifffahrtskunde in Ports-

menth, und er ließ ſie eingehen. Da und dort gibt es noch von Alters her und durch die Freigebigkeit eines einzelnen Monarchen eine vom Staate nur widerwillig übernommene Dotation — von 10 Pfd. für einen Profeſſor der Naturwiſſenſchaft zu Aberdeen, oder von 50 Guineen für einen deßgleichen zu St. Andrews, oder von 150 Pfd. für einen zu Glasgow, oder von 30 Pfd. für einen zu Edinburg, und neuerer Zeit Dotationen von je 100 Pfd. das Jahr für vier oder fünf Profeſſoren an jeder von den alten engliſchen Univerſitäten.

„Das iſt meines Wiſſens Alles, was noch neueſtens der glorreiche Staat Britannien für die Wiſſenſchaft gethan hat, von welcher ſein Reichthum und mit ihm ſeine Macht und ſeine Exiſtenz ſelbſt abhängt, und nur in Folge der anderweitigen Größe der engliſchen Inſtitutionen und der Tüchtigkeit des engliſchen Nationalcharakters können wir trotz der ſchweren Unterlaſſungsſünden des Staats eine ſtattliche Schaar, wenn auch nicht von Lehrern doch von Gelehrten, gewerblichen Praktikern und Erfindern aufweiſen, deren ſich kein Land ſchämen dürfte, wo die Regierung alles Erdenkliche zur Ermunterung des wiſſenſchaftlichen Fortſchritts thut.“

Die Wiſſenſchaft der alten Gräber

innerhalb der reingermaniſchen Welt, wozu ich die ſkandinaviſche nicht rechnen kann, hat ſchwerlich irgend einen Grund, ſich neben den andern Wiſſenſchaften geltend machen zu dürfen, da ſie ſich in Folge ſeltenen Mangels an Studien geſchriebener Zeugniſſe, Mangels an hinreichenden Erfahrungskenntniſſen und Mangels an gehörigem Urtheil bisher in einem ſehr ärmlichen Zuſtande befindet. Die Syſtemſucht, welche allzuoft etwas ſucht und findet, wo nichts vorhanden iſt, hat auch dieſer Wiſſenſchaft einen falſchen Schein von Vollendung oder mindeſtens von einer gewiſſen Vollſtändigkeit gegeben. Man glaubt genau zu wiſſen, wie die alten Römer, Germanen, Kelten, Slaven und Mongolen zur Erde beſtattet worden ſind, und mittelſt dieſer Gewißheit, dieſes falſchen Vertrauens, und in Folge der unerſchütterlichen Autorität eines einzelnen oder einzelner, auf deren Wort man geſchworen, iſt die Wiſſenſchaft der Gräber ſelbſt unſerer eigenen Vorzeit ſo mit Irrthum beladen und in Irrthum ſo befeſtigt oder feſtgebannt worden, daß ſie fürs erſte ſchwerlich auf ächten Fortſchritt wird rechnen dürfen. Steinalter, Brennalter, Bronzealter, Eiſenalter und wer weiß was für Alter; ſo hat man eingetheilt, ſo das eine durch das andere und alles in einander geworfen. Und ſeitdem das Gräberöffnen Mode geworden, hat man zehnmal mehr Irrthum in willkürlich geſchaffene Syſteme hineingelegt als man Wahrheit aus der Erde herausgeſehen hat. Deutſche Forſcher haben es nicht einmal verſchmäht, unhaltbare Hypotheſen manchen Oldgranſkers das Beſtatten der Todten in der Urzeit betreffend auf deutſchen oder überhaupt germaniſchen Boden zu verpflanzen und das ſkandinaviſche Begraben (anſtatt unſeres Leichenbrandes) ſowie insbeſondere das ſkandinaviſche Begraben mit Thieren für germaniſche Sitte im Heidenthum auszugeben.

In der „Deutſchen Vierteljahrs-Schrift“ 1854, Nr. 67, p. 138 kommt in dem Aufſatze über die älteſte Bevölkerung der ſchwäbiſchen Alb die folgende Stelle vor: „. . . die hieſigen Gräber der eingebornen Germanen (der Verfaſſer will hier ſogar die Körperüberreſte von Etruskern „dieſes Rieſenvolks,“ wahrgenommen haben) . . . Ihre Gräber ſind große Hügel von 12 bis 25 Fuß im Durchmeſſer und in der Regel 3 bis 6 Fuß hoch. Sie liefern uns den Leichnam gewöhnlich im vollen Schmuck ſeiner Waffen, mit ſchweren Steinen zugedeckt. Der Krieger ruht nicht ſelten mit ſeinem Pferde im Grabe, auf einem Brandplatze liegen die Reſte, ſind aber nie angebrannt. Ueberbleibſel von Ochſen und Schweinen, von Hirſchen, Rehen, Haſen und Hühnern, eine Menge Scherben, Schüſſeln und Töpfe zeugen von den Mahlzeiten, die bei der Beſtattung gehalten wurden. Die Menſchenſchädel zeigen die breite Stirn und das große Geſicht, das ganze Skelett jenen Typus, den Tacitus vom Germanenvolk beſchreibt. Verhältnißmäßig iſt auf dieſe zweite Periode nur wenig Humus vertheilt, und oft reißt der Pflug des Landmannes ein Denkmal der Römerzeit auf oder ſtößt die Haue eines Wurzelgräbers im Walde auf das Gerippe eines Germanen.“ Eines Germanen! Wenn es ein ſolcher geweſen. Ob das Gräber „eingeborner Germanen“ ſind, kann der Verfaſſer jener Zeilen nicht beweiſen. Es iſt hier zu bedenken, daß die große Völkerwanderung über Württemberg gegangen iſt. Auch ging damals der Weg vieler ſkandinaviſcher Schaaren durch Schwabenland, und wer weiß denn, wie viele Skandinavier dieſen Boden ſchon zu den Zeiten des Arioviſts (frieſiſch Arfeſt d. i. Ehrenfeſt) und Marobodnus betreten haben! Aus Kennzeichen phyſiſcher und geiſtiger Phyſiognomie und aus manchen Zügen der Sitten und Gebräuche möchte mancher ſchließen, daß die Schwaben urſprünglich der ſkandinaviſchen Race angehörten, und wäre dieß der Fall, ſo fänden die beſprochenen ſchwäbiſchen Gräber in dem Volke ſelbſt ihre Erklärung. Germaniſche Gräber des Heidenthums ſind dieſe Gräber nicht, es ſind ſkandinaviſche, ganz dieſelben, wie man ſie noch im 10ten und 11ten Jahrhundert bei Snorro Sturleſon in der Heimskringla beſchrieben findet, und von welcher Gattung man noch heut zu Tage in den ſkandinaviſchen Ländern entdeckt, z. B. das dieſen Sommer auf Hof, Dönö auf der Nordſeite Norwegens gegenüber, geöffnete Hügelgrab, ferner das auf der Südſeite Norwegens unweit Chriſtiania, 1852 geöffnete und mehrere andere in andern ſkandinaviſchen Ländern, wo Menſchen unverbrannt auf Brandtrümmern entweder in Fahrzeugen liegend oder in ſitzender Stellung oder ohne Fahrzeug, oder zugleich mit Pferden, Hunden und andern Thieren unter einem Erd- oder Steinhügel beigeſetzt worden. Von gehaltenen Mahlzeiten zeugen aber dieſe Thiere nicht. Das große Geſicht und die breite Stirn (bei häßlich hohen Backenknochen — ein mongoliſch-ſkandinaviſches Kennzeichen —) gehört nicht zum ächtgermaniſchen habitus corporum, ſondern zum ſkandinaviſchen. Der Verfaſſer der Germania hat die reinen Germanen und die Beſtattungsweiſe ihrer Todten ganz anders beſchrieben. Der Todtenbrand war die einzige Sitte derſelben, das Begraben unverbrannter Leichname nicht. Der Todtenbrand kam mit den Gründern Englands nach Britan-

nien. Die Form unſerer Todtenhügel habe ich dort allenthalben gefunden und genau unterſcheiden können. In allen dieſen ächtgermaniſchen Todtenhügeln, ſey es auf unſerer Erde oder auf der engliſchen, finden ſich keine Skelette, ſondern Urnen und verbrannte Knochen, keine Thiere. Die Todtenhügel dieſer Gattung in England ſind alſo mindeſtens 1000 bis 1100 Jahre alt. In den frieſiſchen Strecken finden ſich noch viel jüngere, und auch dieſe alle ſind ohne Skelette, ohne ſkandinaviſche Merkmale, und enthalten Urnen, Aſche, Waffen, Schmuckſachen, Münzen und Geräthſchaften, keine Pferde, keine Schiffe, keine Hunde. Die reinen Germanen — die reinſten wohnten ohne Zweifel am Meer, d. h. an der Nordſee, zwiſchen den Belgiern und den mit Dänen vermiſchten Jüten — waren viel civiliſirter und edler als die Skandinavier. Auf zwei Hauptzüge will ich zum Beweiſe hinzeigen. Sie fühlten viel zu tief ihre Menſchenwürde, um ſich neben einem Thiere in der Erde beiſetzen zu laſſen; das fühlten die Skandinavier nicht. Sie waren viel zu edel und rein, um Vielweiberei unter ſich zu dulden. Sie waren mit Einer Frau zufrieden, und dieſe hielten ſie in Ehren und achteten ſie hoch. Die Frauen ſtillten ihre Kinder ſelbſt. Nicht ſo die Skandinavier. Sie lebten in Polygamie, hielten ihre Weiber wie Sklavinnen und ließen ihre Kinder an fremden Brüſten ſaugen. Darin waren ſie den heutigen Mormonen und der jetzigen Generation der Ammenzeit ähnlich.

In den Hebriden, vorzugsweiſe in den eigentlichen oder äußerſten Hebriden (Long Island oder die lange Inſel genannt), einer zu Lande 150 engl. Meilen langen, aus fünf Hauptinſeln beſtehenden Inſelkette, welche ich von einem Ende bis zum andern zu Fuß bereist, habe ich eine Entdeckung gemacht, die für die Wiſſenſchaft nicht unwichtig iſt. Aus einzelnen hier vorkommenden Perſonennamen, Ortsnamen, Sprachbeſtandtheilen des Galiſchen, Sitten, Gebräuchen, Superſtitionen und heidniſchen Gräbern, welche durchaus nicht insgeſammt ſkandinaviſche (obwohl dieſe vorherrſchend ſind) ſondern auch germaniſche und zwar frieſiſche ſind, geht hervor, daß zu den Zeiten als die keltiſchen Hebriden von dem Volk aus Lochlin zuerſt heimgeſucht, erobert und zum Theil neu bevölkert wurden, auch Frieſen dorthin gekommen ſeyn müſſen. Ein wenig weſtlich von dem Predigerhauſe in Barra in Long Island habe ich auf einer ſandigen Strecke nahe am Strande mehrere alte Gräber geſehen, gerade wie auf unſern nordfrieſiſchen Inſeln häufig in den Sanddünen zu finden ſind. Jedes einzelne Grab iſt mit einem Steinzirkel umgeben, und im Innern desſelben ſteht die Urne, oder iſt auch nur allein der ſchwarze Fleck mit Menſchenaſche und Kohlen da, wo der Scheiterhaufen brannte. Ferner findet man in den Hebriden dieſe germaniſchen Begräbnißplätze nicht allein in der flachen Ebene, ſondern auch in Todtenhügeln, die keine ſkandinaviſchen ſind. Dieſe Todtenhügel heißen in Nord Uiſt schieus, d. h. Feenhügel (fairy hills). Bei Balranald in Nord Uiſt ward vor einigen Jahren ein ſolcher Hügel geöffnet, der nichts anderes als eine bedeutende Maſſe verbrannter Menſchenknochen enthielt, von Steinen eingeſchloſſen, die im Feuer geweſen. Ein Grab ganz derſelben Art habe ich ſelbſt auf der nordfrieſiſchen Inſel Amrum geöffnet. Unweit jenes Hügels bei Balranald iſt ein anderer Namens sien (Schien) thuach d. h. der Nord-Feenhügel, und eine kleine Strecke ſüdlich davon noch einer, genannt sien a teach (ſprich Tes), d. h. der Süd-Feenhügel. Dagegen ward unlängſt zu Bernis (ſprich Berniſch) in Nord Uiſt ein Fleck entdeckt mit einer ſkandinaviſchen Grabſtätte, wo Menſchen- und Pferdeknochen und ein großes Stück von einem Hirſchgeweih gefunden wurden. Auf der großen Sandſtrecke Machair Mianich auf der Nordſeite von Nord Uiſt iſt ein ſkandinaviſch-heidniſcher Kirchhof, wo Menſchenſchädel und Menſchenknochen in großen Maſſen nebſt Hirſchhörnern und Hirſchhornſpitzen zu ſehen ſind. Auch hat man hier einzelne alte Münzen, Sachen und Zierrathen von Meſſing gefunden.

Dr. K. J. Clement.

Cape May.

(Von Ed. Pelz.)

Die angelſächſiſche Race erfülle eine großartige weltgeſchichtliche Sendung, wird behauptet und von der Revue des deux Mondes beſtätigt, trotz franzöſiſcher Selbſtliebhaberei. Wer könnte alſo dagegen aufkommen? Mir kann kein Verſuch dieß zu thun einfallen, und ich erlaube mir nur das kleine Amendement zu machen: „Dieſe Race vollzieht eine ſolche Sendung, aber jedenfalls auf ſchauerlich langweilige Art.“ Wer ſo glücklich oder ſo klug iſt ſeine Erfahrungen in dieſer Beziehung nur aus der Entfernung und auf literariſchem Wege machen zu können, der darf — was die Anglo-Amerikaner anbetrifft — nur den „Potiphar Papers“ des abſcheulichen Verräthers Curtis nachleſen, um namentlich das Leben während der Zeit, wo man ſich in Städten aufhält, näher kennen zu lernen. Etwas anders ſtellt ſich die Sache hinſichtlich der Sommerſaiſon, weil da mehr Natur mit in Anſchlag zu bringen ſeyn könnte, die bekanntlich aller Federfertigkeit ſpottet, ſowie ſie den geſchickteſten Pinſel in Schatten bringt. Wir haben da Urſache, nicht bloß bei den zahlreichen, meiſt romantiſirten Berichten ſtehen zu bleiben, ſondern die Wirklichkeit zu Rathe zu ziehen. So dachte wenigſtens einer meiner Geſinnungsgenoſſen, der dieſen Sommer 1854 einen Ausflug nach Cape May von Philadelphia aus machte und mir darüber folgendes ſchrieb:

„Endlich waren meine Angelegenheiten ſo weit geordnet, daß

ich der erſtickenden Hitze Philadelphia's und ſeinen Myriaden blutdürſtiger Muskitos auf einem Dampfer entfliehen konnte, der mich in ziemlich zahlreicher Geſellſchaft auf dem breiten Rücken des Delamare hinab nach Cape May brachte. Wie wohl that eine erfriſchende Seekühle oder „Breeze", wie es hier zu Lande heißt, auf der ſchönen, weiten Delaware-Bay!

Bei der Ankunft am Landungsplatze auf Cape Island, gegen vier Uhr Nachmittags, war es demnächſt keine leichte Aufgabe eine Wohnung zu bekommen. Zwar befinden ſich hier gewiß ein Duzend mächtiger Hôtels, wahre Rieſen-Etabliſſements, und außerdem fehlt es nicht an kleineren Dettis, ſo wenig wie an den unvermeidlichen Boardinghäuſern unſrer angenehmen „Amerikaner"; allein ſeit mehreren Wochen ſchon waren — wie am Tage meiner Ankunft — täglich gegen 200 Gäſte und Beſucher dem faſhionablen „Watering Place" zugeſtrömt, ſo daß ein Ueberfluß an Räumen zur Unterbringung von Perſonen ſich bereits in dringenden Mangel zu verwandeln begann.

Du kennſt die unter ſolchen Umſtänden zuträglichſte Politik; es iſt die: den koſtſpieligſten Ort zu wählen! Ich zog daher nach dem „Congreß-Hall", wo ich mitten unter der faſhionabelſten Welt für 14 Dollars wöchentliches Unterkommen fand, während ſonſt gewöhnlich nur 12 Doll. mit „full board" (volle Beköſtigung) gezahlt werden.

Willſt du wiſſen, welche Ingredienzen die hieſige faſhionable Geſellſchaft bilden? Ei, es ſind die allgemein amerikaniſchen, nur etwas pennſylvaniſch gefärbt. Die Leute, welche ſich von den Geſchäften zurückgezogen nachdem ſie „Geld gemacht", bilden bei weitem eine „respectable" Mehrheit. Da finden ſich ehemalige Schneider, Schuhmacher, Grocer (Gewürzkrämer), Bierbrauer, Friſeure, Quackſalber u. dgl. Kaufleute oder Handwerker mehr. Es wimmelt da von Capitäns, Colonels u. ſ. w., die insgeſammt im hieſigen Schlammſtrome des Lebens fett wurden, gemäſtet aber vor jeder Berührung mit dem „profanum vulgus" (unheiligen Pöbel), welchen der Ariſtokrat Horaz ſo herzinnig haßte, zurückſchaudern. Brauche ich dir noch die Verſicherung zu geben, daß mir Altmeiſter Goethe's Chorus im Fauſt, während der Scene in Auerbachs Keller,

„Uns iſt ganz cannibaliſch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!"

recht häufig ins Gedächtniß kömmt?

Wir wollen jetzt zu einer Betrachtung des eigentlichen „Buſineß" (Geſchäfts) von Cape May ſchreiten, das natürlich im Baden beſteht.

Wer nicht geneigt iſt, ſich mit wollenem Hemd und ditto Beinkleidern verſehen ins ſalzige Seewaſſer zu begeben, ſondern in puris naturalibus zu baden, der muß des Morgens vor 6 Uhr am Seeufer ſeyn, wo kleinere und größere Badehäuſer dicht am Rande des atlantiſchen Oceans errichtet ſind: letztere für den allgemeinen, erſtere für den Gebrauch einzelner Perſonen, die ſich ſolche abgeſonderte Locale miethen. Erſt um 11 Uhr des Vormittags beginnt die allgemeine Badezeit, weil man zu ſehr am Hergebrachten klebt, um ſelbſt zu Gunſten der Geſundheit die ſtädtiſche Unnatur abzuſtreifen. Ueberhaupt wird das geſammte Stadt-Milieu namentlich auch in die „Watering Places" nachgeſchleppt, gerade wie das von den thörichten Europäern auch geſchieht.

Den meiſten Spaß gewähren zur allgemeinen Badezeit die Ladies, welche faſt insgeſammt weite Beinkleider, kurze Blouſen, die von einem Gürtel zuſammengehalten werden, und breitgekrämpte Strohhüte tragen. Es wird dieß Bloomer- oder Polka-Tracht genannt. Mehrere tragen Larven, damit ihnen das Seewaſſer nicht irgend welchen Schaden thue oder unbequem werde. Dieſe dieſes Völkchen nicht ſo ſteifleinen-ernſthaft unter einander herum, man würde verſucht ſich auf eine luſtige Maskerade verſetzt zu denken. „Ledern" iſt aber der treffendſte Ausdruck zur Bezeichnung des Tones, der unter dieſer Geſellſchaft graſſirt.

Bei weitem die Mehrzahl der Gäſte während einer Saiſon in Cape May beſteht aus Perſonen männlichen Geſchlechts, die ſich wirklich amüſiren oder wenigſtens die Zeit vertreiben wollen, und was das ſchöne Geſchlecht anbetrifft, ſo verſteht ſich's von ſelbſt, daß der impulsgebende Theil ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigung nachgeht, die darin beſteht: „to catch a husband!" (einen Ehemann zu erwiſchen). In attendance, d. h. in Begleitung, im Gefolge und als Bedienung dieſer Fiſcherinnen befinden ſich natürlich Mütter, Väter, Brüder, Vettern u. ſ. w., die ihrerſeits ſehr häufig nur Troſt in der Ausſicht finden, welche dem armen Sindbad im Märchen der 1001 Nacht innewohnte, dem ſich ein Kobold auf die Schultern gehockt, nämlich eine Gelegenheit zu finden den Quälgeiſt los zu werden.

Wer ſchon ſo lange in der „Muſterrepublik" lebt wie Du, dem darf nicht erſt verſichert werden, daß die oberſte Beſchäftigung der Ladies im Anputzen beſteht, worauf dann secundum ordinem das Schwatzen über den Köder-„Dreß" (Putz) genannt — folgt. Verlange nicht von mir die Beſchreibung der drei, vier auch fünf verſchiedenen Anzüge, worin dieſe Mode-Ladies täglich zu erſcheinen pflegen; Du weißt, wie wenig ich Gedächtniß für dergleichen beſitze. Gehe auf den Broadway New-Yorks und betrachte die Modepuppen hinter den Schaufenſtern der Modewaaren-Handlungen, und Du kannſt dir vortreffliche Vorſtellungen von den hieſigen Erſcheinungen machen. Ganz ſo ſteif wie jene Puppen und nur automatenartig mit etlichen Geſellſchaftsphraſen angefüllt ſind die hieſigen Bade-Ladies durch die Bank.

Nun und die Gentlemen? Eine Mehrzahl von ihnen iſt offenbar nur hieher gekommen, um ihre gewöhnlichen Beſchäftigungen fortzuſetzen, beſtehend in Piſtolen- und Büchſenſchießen, im Kegel- und Billiardſpiel, im Eſſen, Trinken, Tanzen und Faullenzen, welches letztere erfolgt, wenn das Daraufloswirthſchaften gar nicht mehr geht; denn unſere liebenswürdigen „jungen Rieſen" lernen nie kennen, was man unter Maßhalten verſteht, weil ſie zu keiner Selbſtbeherrſchung erzogen werden. Dieſer Männerwelt zum Schießen und Kegelſpiel nachzufolgen genirt ſich nicht eine Anzahl der „Fiſcherinnen", in Sammet und Seide „gedreßt", wie unſre Pennſylvanier-Deutſchen ſagen; nur vom Billard bleiben dieſe „Mannstollen" fern, weil — es Geſchicklichkeit erfordert, die ſich nicht durch Romanleſerei auf Schaukelſtühlen erlernen läßt.

Eine Minderheit der Gäſte von Cape May beſteht aber aus Anglo-Amerikanern, die ſteif und feſt daran glauben, was gar viele Yankee-Aerzte verſichern, daß dieſer Ort einer Univerſalmedicin gleichkomme, welche alle innern und äußern Krankheiten zu heilen im Stande ſey. Unter dieſer Claſſe gibt es namentlich Perſonen, die — wie Verrückte — bei der kälteſten Witterung in leichten Anzügen umherlaufen, weil ſie dadurch ihr durch Ausſchweifungen aller Art und klimatiſche Einflüſſe geſchwächtes Nervenſyſtem zu ſtärken vermeinen, der närriſchen Behauptung Glauben ſchenkend, daß beim Seewinde ſich niemand erkälten könne. Trotz der Bemühungen mehrerer Muſikbanden, [1] die von den Hôtelbeſitzern engagirt ſind, iſt in die hieſige Geſellſchaft ſelbſt momentan kein geſelliger Ton zu bringen; man dreht ſich hölzern nach dem Tacte bei Gelegenheit, aber bis zu einer gemüthlichen Fröhlichkeit im deutſchen Sinne kommt es nie und nimmer."

[1] Man braucht den Ausdruck „Bande" für alle ſogenannten Orcheſter und Muſikchöre in Amerika, die unter beſtimmter Leitung ſtehen. C. P.

Aehnliche Berichte wie den vorstehenden bekam ich schon von Landsleuten aus Saratoga und New-York; genau dieselben Klagen über entsetzliche Langweiligkeit und Ungemüthlichkeit! In den Badeorten Virginiens soll ein etwas belebterer Ton vorhanden seyn, und Personen, die einige von den weniger bekannten Brunnenorden der südlichern Staaten besucht hatten, gaben die Versicherung, daß dort die Menschen wirklich mehr unter einander in Gesellschaften aufthauten. Dagegen hege ich aber immer noch einiges Mißtrauen, weil mir die alljährlich nach dem Osten heraufkommenden Südländer diese Behauptungen keineswegs bestätigen, denn sie ziehen sich gern ebenfalls schneckenartig in ihre Individualitäten zurück und werden somit ungenießbar. Ueberhaupt will mich bedünken, daß bei dem auf Selbstsucht zugespitzten Leben der „Musterrepublikaner" niemals jene Rücksichtnahme auf Andere entstehen könne, ohne die an wahre Geselligkeit nicht zu denken ist.

Von meinem pennsylvanischen Freunde erhielt ich noch ein zweites Schreiben aus Cape May, worin er den panischen Schrecken schildert, verbunden mit vielfacher Flucht über Hals und Kopf bei Verbreitung des Gerüchts vom Ausbruche der asiatischen Cholera am Orte. Es ging daselbst wie an einem andern fashionablen Sommeraufenthalte, den zu Niagara Falls. Die Reichen wollen selbst nicht an den fashionabelsten Orten sterben!

Sobald die ernste Frage des Todes aufgeworfen wird, gehen alle fashionablen Beziehungen entzwei, und die „modernen Römer" zeigen sich weit minder charakterfest als die des Alterthums. Männer von edler Gesinnung verabscheuen das hiesige Leben, wenn sie es näher kennen gelernt; es ekelte sie an, und sie hängen nichts weniger als an demselben; allein es sind eben „Fremde", die sich nicht an das „Geldmachen" unter allen Umständen gewöhnt haben. Wer dieß gelernt, der wird freilich auch unter allen Umständen leben wollen! E. P.

Montevideo und Buenos Ayres.

Bruchstück aus der Uebungsfahrt der Gefion in den Jahren 1852—54.

(Von Marine-Lieutenant W....r.)

(Schluß.)

Die Damen machen öfter einen Spaziergang durch die Stadt und dann ist die Calle de 25 Mayo, die 25ten Mai-Straße, der allgemeine Sammelplatz der Beau Monde, die langsam auf den Trottoirs einherwandelt, sich bewundern läßt und ein gefährliches Spiel mit den Augen für jedermann treibt, dessen Herz nicht mit einem Steinpanzer gegen diese glühenden Strahlen der Blicke gewappnet ist. Oder sie stehen oben auf den Dächern, schauen auf das Treiben in den Straßen hinab, lassen sich wohlgefällig anblicken, wenn man, ihre Schönheit betrachtend, stille steht und hören gar zu gern, wenn man vor Bewunderung ausruft: Que hermosa muchacha, que bonnito cuarto! Welch ein schönes Mädchen, was für eine liebliche Erscheinung! — Damit verbringen sie den Abend, bis die Dunkelheit das Erkennen der Züge verhindert und ihrer Eitelkeit nicht mehr gehuldigt werden kann. Dann werden Besuche gemacht und fast in jedem Hause trifft man bis 12 Uhr Gesellschaft. Auf diese Weise vergeht ein Tag wie der andere, und es ist nur zu verwundern wie Frauen dieß nichtsthuende Leben so lange aushalten können. Um 10 Uhr erheben sie sich des Morgens von ihrem Lager, setzen sich ans Fenster und schauen stundenlang, selbst ungesehen, durch die Jalousien auf die Straße, ohne auch nur eine Hand zur Arbeit, und wäre es auch nur eine Stickerei, zu rühren; nur der Fächer ist in steter Bewegung. Mittags wird wieder Siesta gehalten, um 3 oder 4 Uhr gegessen und darnach geht das Ausschauen, jetzt aber bei geöffneten Fenstern, wieder vor sich.

Wie ich von vielen Fremden gehört habe, verbinden sie jedoch auch einen Zweck damit; sie schauen nach einem Manne aus und suchen besonders Fremde zu kapern, da die jüngere männliche Generation der Montevideer durch die immerwährenden Kriege fast ganz aufgerieben ist, und es im Verhältniß zu den vorhandenen heirathslustigen Mädchen nur sehr wenig heirathsfähige Männer gibt. Gar manche Fremde lassen sich, wenn auch nicht durch den Gesang, so doch durch die Blicke dieser Sirenen berücken, und bereuen nach der Hochzeit zu spät ihre Blindheit. Die Geselligkeit ist hier sehr groß, und dem Fremden wird es durchaus nicht schwer Zutritt in Familien zu erlangen, besonders aber dort wo Töchter zu verheirathen sind. Ueberall wird man jedoch herzlich aufgenommen und sehr bald bekannt, und hauptsächlich liegt der Grund dafür in den geringen Umständen, die man wegen der Gäste macht. Bei Besuchen wird gewöhnlich nichts vorgesetzt, höchstens Abends eine Tasse Thee, oder es müßte seyn daß man besonders zu Mittag oder Abend eingeladen wäre. In Buenos Ayres kann man sich mit den Damen meistens englisch oder französisch verständigen, da sehr viele eine dieser Sprachen oder beide verstehen; in Montevideo scheint man jedoch außer in den höchsten Kreisen nicht ganz so weit in der Cultur fortgeschritten zu seyn, und der Fremde ist, wenn er sich nicht allein auf die Zeichensprache beschränken will, gezwungen Spanisch zu sprechen. Die Erlernung dieser Sprache fällt jedoch nicht schwer, und nach drei Wochen unseres Aufenthaltes in la Plata unterhielten wir uns schon stundenlang, wenn auch bisweilen Constructionen zum Vorschein kamen, die vor den Augen der spanischen Akademie wahrscheinlich keine Gnade gefunden hätten. Hat das Benehmen der Männer etwas Steifes und ich möchte fast sagen Ungraciöses, so bewegen die Frauen sich dagegen desto ungenirter und mit so viel mehr Anmuth; und wenn auch für Deutsche, die nicht über die Schranken ihres theuren Vaterlandes hinausgekommen, das Wesen der schönen Bewohnerinnen des Plata-Stromes etwas zu verrathen scheint, das sich im ersten Augenblicke mit den engherzigen Begriffen vom Anstand nicht verträgt, so würde sogar ein deutscher Kleinstädter bald seine Ansichten ändern, und sich von der Art und Weise im Betragen der liebenswürdigen Spanierinnen angezogen und angenehm berührt finden, geschweige denn ein Seemann oder Reisender von Profession, der bei seinen Touren durch die verschiedenen Länder unserer Erde gar bald gelernt hat, die Etikette, diese lästige Fessel gemüthlichen Zusammenseyns überall, nur nicht in unserm schönen Vaterlande, abzustreifen. Wie oft habe ich an das liebe Deutschland gedacht, wenn ich oder einer meiner Cameraden in England mit einem jungen Mädchen allein stundenlange Spaziergänge machten, in Nordamerika aufgefordert wurden eine Schöne, die wir auf einem Balle eben kennen gelernt, nach Hause zu geleiten, oder in der Levante sich uns eine junge Dame vorstellen ließ und uns um einen Tanz bat. Wie würden die deutschen Kaffeeschwesterzungen ein solches armes unglückliches Geschöpf zerfleischen, wie

die Welt mit Fingern auf ſie zeigen, als eine Laſterhafte und moraliſch Verderbte. Und wie viel mehr würden dieſe Zungen läſtern, wenn wie hier der Fremde ſchon beim erſten Kommen die Hand zum Willkommen von den jungen Mädchen erhält, von ihnen ſchon am erſten Tage ihrer Bekanntſchaft Blumen oder Nippſachen zum Geſchenk empfängt und ſeinen Dank dafür durch einen Handkuß ausdrückt; wenn er am Ballabende nur mit Einer Dame tanzt, in den Pauſen Arm in Arm mit ihr den Saal verläßt und einen Spaziergang durch den Garten macht, um ſich oder ſeine Dame in der kühlen Abendluft zu erfriſchen. Dankt Eurem Schöpfer, ihr außerdeutſchen Frauen und Jungfrauen, daß Ihr nicht von meinen Landsmänninnen geſehen werdet, die großentheils den innern Werth nach beſchränkten oder verkehrten Begriffen von Aeußerlichkeiten abmeſſen, oder auch nicht Kraft genug haben, ſich von Vorurtheilen los zu machen, mit denen ſie aufgewachſen, obwohl ſie bisweilen mit ihrer wirklichen Ueberzeugung, ihrer Weiblichkeit und ihrem richtigen Gefühle in Widerſtreit ſeyn mögen.

Nimmt man Abſchied von ſeinen Gaſtfreunden, ſo hört man ſtets die wo die ſpaniſche Zunge klingt ſtereotype Redensart: Esta casa es a la disposicion de Usted, „dieß Haus ſteht Ihnen gänzlich zur Verfügung!“ Ich glaube, daß dieß jedoch mehr als Höflichkeitsformel und nicht buchſtäblich genommen werden ſoll, und zweifle, ob jene Familie, die beim Worte genommen wurde, ſo gänzlich damit einverſtanden war. Der Flaggliеutenant des hier liegenden amerikaniſchen Geſchwaders machte nämlich bei ſeiner erſten Ankunft hier ebenfalls Viſite bei einer Familie und nahm in Folge der obigen gegen ihn ausgeſprochenen Phraſe ſofort unter vielen Dankſagungen zwei Zimmer in Beſchlag, die er nun ſchon ſeit einem Vierteljahre bewohnt. Allerdings mag eine ſchöne Tochter hinreichend Grund für ihn geweſen ſeyn, die Worte abſichtlich ſo mißzuverſtehen, und ich glaube, daß auch die Eltern jetzt ganz zufrieden damit ſind, da es nicht lange mehr dauern wird, bis der Hr. Flaggliеutenant ihr Kind als Frau heimführt. Als Revanche für unſere freundliche Aufnahme in einigen Familien fühlten wir uns veranlaßt, öfter Geſellſchaften an Bord zu geben und mit großem Vergnügen wurden von Damen aller Kreiſe Einladungen zu Bällen angenommen, obwohl wir weder bei vielen von ihnen Viſite gemacht, noch ſie überhaupt früher geſehen hatten. Es ſchien ihnen auch recht bei uns gefallen zu haben; denn obwohl wir ziemlich weit von der Stadt entfernt lagen, konnte ſie weder der friſche Wind, noch Seekrankheit, noch die Schwierigkeit des Anbordkommens abhalten, einer zweiten und dritten Einladung Folge zu leiſten, para oir la linda musica, um die ſchöne Muſik zu hören, und auf dem mit Flaggen und allen andern uns zu Gebote ſtehenden Mitteln decorirten Verdecke eine Quadrille zu tanzen.

Doch bei der ſonſtigen Befreiung aller läſtigen Etiquette zeigen die Spanier hier doch in einer Beziehung eine Engherzigkeit, die ſie wieder in unſern Augen lächerlich machen muß, da ſie ebenfalls das Reſultat angeerbter Vorurtheile iſt, und dieß iſt die ängſtliche, peinliche Scheidung des Bluts. Wer nur das geringſte Neger- und Indianerblut, und wäre es im 10ten Grade, in ſeinen Adern fließen hat, darf keine Anſprüche auf Umgang mit feinerer Geſellſchaft machen, ſey er ſo reich wie er will, und es iſt bisweilen verächtlich, wie weit dieß getrieben wird. Wir haben uns öfter den Spaß gemacht, dergleichen Blutsverſchiedenheiten einander unbewußt zuſammen an Bord einzuladen; aber ſtolz wandten ſich die Rein-Caſtilianer von den Miſchlingen und würdigten ſie keines Blickes, geſchweige denn eines Wortes. Dieſe verloren jedoch nicht dabei; denn da ſie gewöhnlich am hübſcheſten ſind, wurden ihnen theils deßwegen theils auch aus einer kleinen Rachſucht am meiſten Aufmerkſamkeit durch die Herren gezollt. Eine andere Sitte, gegen die zu fehlen ein ſehr grober Verſtoß ſeyn würde, iſt die, den Damen auf dem Trottoir die Mauerſeite zu laſſen, und es geht dieß ſo weit, daß ſogar die ſchwarzen Dienſtmädchen dieß als eine ihrem Geſchlechte gebührende Achtungsbezeugung fordern und ſich ſtets an der Mauerſeite halten. Viele Fremde fehlen natürlich aus Unkenntniß gegen dieſe Sitte und werden dann nicht ſelten von den paſſirenden Damen ganz ſchnippiſch auf ihr Vergehen aufmerkſam gemacht. Auffällig war mir ebenfalls, als bei Tiſche uns einige Damen Früchte hinreichten, um ſie ihnen abzuſchälen, nach dem Wiederempfange ein Stück davon aßen und dann den nächſten Biſſen auf ihrer Gabel uns anboten. Obwohl ich im erſten Augenblicke ein wenig damit in Verlegenheit war, aß ich das Stück unmittelbar auf gut Glück von der Gabel und gab die letztere dann an die Dame zurück. Einige meiner Cameraden legten den ihnen offerirten Biſſen aus Delicateſſe jedoch erſt auf den Teller, erhielten dafür aber einen ſo ſtrafenden Blick aus den dunkeln Augen der ſchönen Geberinnen, daß ich daraus abnehmen konnte, wie ich das Richtige getroffen und der Sitte gemäß gehandelt hatte. Das Reiten iſt hier ebenſo allgemein wie in Buenos Ayres und faſt alle Damen verſtehen es; wie bei uns Spaziergänge macht man hier Spazierritte in die Umgegend der Stadt, und es iſt zu bewundern, mit welcher Geſchicklichkeit die Damen die Pferde zu behandeln wiſſen und im geſtreckten Galopp mit den Herren in die Wette reiten.

Wie ich ſchon oben bemerkt, ſieht man in den Häuſern ſehr viel Silbergeſchirr, Blumenvaſen, Präſentirteller, Service, Meſſer und Gabeln, alles iſt von ſchwerem Silber, wenn auch der veraltete Geſchmack derſelben zeigt, daß es Erbſtücke aus einer früheren und vielleicht beſſern Zeit ſind. Jedoch ſtechen ſie merkwürdig gegen das ſonſtige Ameublement der Zimmer ab, das man nur ſehr einfach, ja nicht ſelten ärmlich nennen könnte, wenn man ebenſo wie auf Teneriffa vier kahle Wände, einige Stühle und einen einſamen Spiegel oder ein Fortepiano erblickt, gewöhnlich nicht ſehr neu und das letztere in fünf Jahren nicht geſtimmt. Ebenſo wenig paßt das reiche Silbergeſchirr zu den Mahlzeiten; dieſe ſind wirklich äußerſt einfach, und man kann daraus abnehmen, wie anſpruchslos die Spanier in Bezug auf leibliche Genüſſe ſind. Marryat hat gar nicht ſo ganz unrecht, wenn er in ſeinem Peter Simpel ſagt, ein Spanier bedürfe zu ſeinem Lebensunterhalte nur einer Papiercigarre und eines Stücks Melone. Hätte er noch einen Mateh-Topf hinzugefügt, ſo würde dieſe Bemerkung hier ganz treffend ſeyn. Deſto mehr gibt man und beſonders das weibliche Geſchlecht auf die äußere Erſcheinung, und man ſieht die Damen täglich in feinſter Kleidung und ſchönſtem Schmucke, ſtets fertig Geſellſchaften zu geben oder zu empfangen. Man beſitzt auch ein Theater hier, es iſt jedoch unbedeutend und wird meiſtentheils, ebenſo wie in unſerm guten Halberſtadt, ſo wenig beſucht, daß die Schauſpieler ſich nicht halten können. Nur jetzt war es ziemlich en vogue, da eine ganz paſſende Sängerin aus Buenos Ayres hier gaſtirte und in der Mode war.

Muſik wird dem Anſcheine nach ſehr viel getrieben; faſt in jedem Hauſe findet man ein Fortepiano; nach den verſchiedenen Inſtrumental- und Vocalleiſtungen jedoch, die wir Gelegenheit hatten zu hören, zu urtheilen, bringt man es nicht ſehr weit. Im allgemeinen wird ſchlecht und gefühllos geſpielt und die Stimmen erinnern ſehr an die der Monrooaner-Damen. Ernſte Muſik kennt man wenig; hauptſächlich hört man leichte italieniſche Sachen,

deutſche und öſterreichiſche Tänze u. ſ. w., die hier für beſonders ſchön und anziehend gehalten werden müſſen, da, wie ſchon geſagt, in Buenos Ayres beim Einmarſch der Soldaten in die Kirche eine Polka, und hier in Montevideo am Charfreitage von der Militärmuſik in der Kirche Variationen über: „Von der Alpe tönt das Horn“, vorgetragen wurden.

Deutſche gibt es in Uruguay weniger als in Buenos Ayres, beſonders keine Landleute. Die Eingewanderten ſind alle in der Stadt geblieben, wo ſie größtentheils ſehr gute Geſchäfte machen, wenn ſie nur nicht einſeitig ſind und ſich in die Verhältniſſe zu finden wiſſen. Meiſtens ſind die Deutſchen jedoch Kaufleute, Mäkler u. ſ. w. und einige auch Profeſſioniſten, unter denen beſonders Tiſchler, Zimmerleute und Maurer geſucht ſind. Weniger Schuhmacher und Schneider, da deren Menge hier ſehr bedeutend iſt und man auf der Straße keine zehn Schritte gehen kann, ohne auf einem Schilde Boteria oder Sastreria zu leſen. Das Schilderweſen ſteht hier überhaupt ſehr in Flor und meiſtens ſind die Beſchäftigung der Inhaber darauf bildlich dargeſtellt. Barbiere laſſen zur Ader oder ziehen einen Zahn aus, bei Speiſewirthen iſt eine Tabled'hôte abgemalt und ſelbſt die Hebammen ſind mit einem neugebornen Kinde auf dem Arme zu ſehen, während im Hintergrunde die Wöchnerin im Bette liegt.

Die Aerzte haben in Montevideo nicht viel zu thun, oder es erſtrecken ſich ihre Curen vielmehr nur auf einfache Erkältungen und äußerliche Schäden. Die Honorare ſind jedoch deſto höher und nach unſern Begriffen enorm. Ich ſah die Rechnung eines hieſigen deutſchen Arztes für die achttägige Behandlung einiger Kranken an Bord eines Bremerſchiffs, die überdem in ſein Haus gekommen waren, die nicht weniger als 100 Patacons betrug. Tiefer mediciniſcher Kenntniſſe bedarf ein Arzt nicht; iſt er nur Chirurg, ſo reicht dieß bei dem geſunden Klima, wo man, wie geſagt keine bedeutenden Krankheiten kennt, vollkommen aus. Denn wenn auch das rohe Verfahren des Viehſchlachtens, ſowie die ſchlecht oder vielmehr gar nicht gehandhabte Geſundheitspolizei, welche geſtattet, daß das gefallene Vieh überall liegen bleibt wo es ſtarb, und die unbenutzten Fleiſch- und Knochentheile des geſchlachteten Viehs ebenfalls nicht verſcharrt werden, ſondern durch ihre baldige Fäulniß einen peſtartigen Geſtank verbreiten, die reine Luft öfter mit miasmatiſchen Dünſten zu erfüllen und die Geſundheit des Klima's zu beeinträchtigen droht, ſo iſt dieß in Wirklichkeit nicht zu fürchten. Einer der faſt in regelmäßigen Zwiſchenräumen von 14 Tagen bis drei Wochen wiederkehrenden Sturmwinde, der Pampero, der mit furchtbarer Kraft aus dem Innern des Landes nach der See hin weht, entfernt alle ſchädlichen Dünſte auf einmal und ſtellt die urſprüngliche geſunde Luft wieder her.

Die Pamperos tragen ihren Namen von den Pampas, den ungeheuren Wüſten-Steppen im Innern des ſüdweſtlichen Amerika's, aus deren Richtung ſie kommen. Wenn ſie aber auch mit ſehr großer Heftigkeit und gewöhnlich zwei bis drei Tage anhaltend wehen, ſo ſind ſie doch den Schiffen auf der Rhede nicht ſehr gefährlich, da ſie einestheils vom Lande kommen und ſomit auf dem vom letztern nicht ſehr weit entfernten Ankerplatze keinen ſchweren Seegang verurſachen, und außerdem der lehmige Boden einen guten haltbaren Ankergrund abgibt. Gewöhnlich weiß man auch deren Eintreten ſchon einige Tage voraus und kann daher frühzeitig genug Sicherheitsmaßregeln treffen. Die erſten Vorläufer des Pampero ſind ein Heer von Inſecten, die zwei oder drei Tage vor dem Ausbruche an Bord geflogen kommen, beſonders eine Art Nachtſchwärmer, Libellen, eine Sorte rothbrauner Schmetterlinge und Myriaden von Muskitos; drückende Schwüle und ſehr niedriger Barometerſtand begleiten dieß Phänomen und anhaltend heftiges Wetterleuchten bekundet die baldige Ankunft des Sturmes.

Der erſte Pampero, den wir in Montevideo erlebten, überraſchte uns durch die furchtbare Wuth ſeines Auftretens, die ihn einem Orkane ähnlich machte, und wir hatten dabei Gelegenheit, eines der ſchrecklich ſchönſten Naturſchauſpiele zu bewundern. Gegen Abend zogen ſich ſchwere Gewitterwolken am Horizonte zuſammen, die allmählich bis zum Zenith hinaufſtiegen und den ganzen Himmel mit einem dunkeln faſt ſchwarzen Grau erfüllten. Der bis dahin wehende friſche Oſtwind erſtarb nach und nach, und eine unheimliche Windſtille erfolgte, die in Verband mit dem drohenden Ausſehen der Luft und dem Grollen des fernen Donners den baldigen Wechſel der Witterung vorausſagte. Nach Sonnenuntergang trat ſehr ſchnell gänzliche Dunkelheit ein; jedoch Wetterleuchten und Blitze von nie geſehener Dauer und Stärke erhellten ſie mit ihrem grellen Lichte faſt immerwährend, und unſere Augen wurden durch dieſe Lichtcontraſte ſo geblendet, daß wir keinen Schritt weit vor uns ſehen konnten. Das Wetterleuchten entſtand in SW., lief dann am ganzen Horizonte umher und erleuchtete das Land ſo hell, daß auch die kleinſten Gegenſtände deutlich zu unterſcheiden waren. Die Blitze zuckten ebenfalls von dem Horizonte bis zum Zenith hinauf, begleitet von einem unaufhörlichen Rollen des Donners, eine Erſcheinung, die höchſt ſelten vorkommt und die auch ich hier zum erſtenmale ſah. Immer dichter wurde die ſchwarze über unſern Häuptern hängende Decke, immer heftiger das Flammen der Blitze und immer näher tönte der Donner durch die lautloſe Stille. Da brach um 7 Uhr mit einmal der Pampero los. Ein wolkenbruchartiger Regenguß ſtrömte herab und der Sturm heulte durch die Takelage, daß er faſt den Donner übertäubte. Das Waſſer des Plata-Stromes kochte in grünlich ſchimmerndem Giſchte und unſere Geſion wurde durch die Gewalt des Windes ganz auf die Seite gelegt. Mit einem gewaltigen Rucke wurden unſere Ankerketten ſtraff und ein klirrender Ton verkündete den ungeheuren Grad ihrer Anſpannung; allein ſie hielten den furchtbaren Stoß aus und nun hatten wir keine weitere Furcht vor ihrem Brechen. Etwa eine Stunde hielt das Wetter mit gleicher Wuth an; darauf legte ſich der Regen, der Himmel wurde etwas lichter und die größte Kraft des Windes ſchien gebrochen; doch es war nur ein Athemholen, wie die Seeleute ſagen, und nach kurzer Zeit heulte er wieder wie zuvor durch Luft und Takelage. Nur der Regen hatte nachgelaſſen, und hier und dort trat ein Stern zwiſchen dem dunkeln Gewölk hervor. Bisweilen zuckte noch ein ſchwacher Blitz am Horizonte empor; aber der Donner erreichte nicht mehr unſer Ohr oder verhallte im Brauſen des Sturmes. Die Gewitter waren weiter gezogen, um an andern Orten den Ueberreſt ihrer Gewalt austoben zu laſſen. Mit allmählich abnehmender Stärke hielt der Pampero noch während der nächſten zwei Tage an und wir hatten in der erſten Nacht den Tod eines unſerer Matroſen zu beklagen, der beim Aufſteigen aus unſerer hinter dem Schiffe liegenden Barkaſſe über Bord fiel und nicht gerettet werden konnte. Dann machte der Südweſt dem gleichmäßigen Oſtwinde und dem damit in Verbindung ſtehenden ſchönen Wetter Platz, um in drei Wochen abermals ſich einzuſtellen. Dieß warteten wir jedoch nicht ab, ſondern verließen am 5 April mit unſerm Geſchwader den Plata-Strom, nordwärts ſteuernd und mit heitern und ſchönen Erinnerungen an die intereſſanten und angenehmen Zeiten, die wir im Laufe der beiden letzten Monate an ſeinen Ufern verlebt hatten.

Sechs Tage an der Save.

(Von Dr. Klunzinger in Stuttgart.)

Da, wo die San in die Save einmündet, iſt der Eiſenbahnknoten, welcher in naher Zukunft die entfernten Theile des großen Kaiſerſtaates zur Bildung und Geſittung herbeiziehen ſoll, und je weniger dieſe Gegend jetzt noch den Reiſenden bekannt iſt, indem die große Strömung derſelben raſch der Hauptbahn von Wien nach Laibach folgt, deſto mehr feſſelte ſie meine Aufmerkſamkeit.

Die Station Steinbrücken liegt romantiſch theils an dem linken Ufer der Save, theils an dem Abhange eines Berges. Unmittelbar hinter den ſtattlichen Bahnhofgebäuden ſteigen hohe und ſchroffe Felſenwände von Alpenkalk empor, deren nächſte 180′ hoch abgeſprengt werden mußte, um hiefür Raum zu gewinnen.

Nicht ſehr heimlich war mir zu Muthe, als ich an der Herberge die Inſchrift las: Gostivnika pri Slovenen, denn obgleich gutdeutſch darunter ſtand: Gaſthaus zum Slovenen, ſo klangen doch dieſe Worte nicht erbaulich an mein Ohr, zumal da auch das Orakel des Touriſten „das rothe Buch“ hier verſtummte. Ich fand aber eine beſſere Bewirthung als ich erwartet hatte, ſelbſt eine Auswahl von Zeitungen und ein Billard, und wurde was mir das wichtigſte war überall verſtanden. So ſympathiſirte ich denn bald nicht mehr mit Ovid, da er unter die Scythen verſetzt das Klaglied anſtimmte:

Als ein Wilder erſchein ich hier, denn niemand verſteht mich;

auch war ich ſelbſt nicht mehr geſtimmt Klaglieder zu ſchreiben, was jedenfalls hier ein ſehr undankbares Geſchäft geweſen wäre.

Bei meinem Spaziergange, wozu mich die freundlichen Strahlen der Abendſonne einluden, ſah ich mir zuerſt die Save näher an. Dieſer Fluß, welcher jetzt Krain, wo er entſpringt, von Steiermark trennt, wie er früher die Gränze von Pannonien und Illyrien bildete, vereinigt hier ſeine hellgrünen Fluthen mit den dunkelgrünen der San, die aber noch einige Zeit die ſpröde ſpielt, und ihre Farbe beibehält. Die Save iſt bei Steinbrücken bereits ſchiffbar, und muß für die Zwiſchenbahn, welche von hier nach Agram gebaut wird und für deren Richtung ihr linkes Ufer maßgebend iſt, manchen hüſchſchweren Steinblock tragen. Eine eigenthümliche Form haben noch jetzt ſowohl die Schnäbel als die Ruder der Schiffe, und mahnen an die Zeiten der Römer. Der Name des Orts wird von einer ſteinernen Brücke abgeleitet, welche in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts über ſie gebaut, aber in der Mitte des 15ten wieder abgebrochen wurde, um die Verbindung mit Krain abzuſchneiden. Gegenwärtig ſind zwei gleichfalls ſteinerne Brücken vorhanden, die über die San kurz vor ihrem Einfluſſe in die Save gehen. Die ältere derſelben wurde in den Jahren 1825 und 1826 erbaut, und da Erzherzog Johann hiefür beſonders thätig war, ſetzte ihm die Pietät der Bewohner der Umgegend an der Seite derſelben ein Denkmal. Nimmt ſchon dieſer Bau durch ſeine gefällige Leichtigkeit der Solidität unbeſchadet die Aufmerkſamkeit in Anſpruch, wie denn auch Seydl in ſeinen Wanderungen durch Tyrol und Steiermark eine ausführliche Beſchreibung und eine Anſicht derſelben gibt, ſo verdient die zweite erſt in der neueſten Zeit bloß für die Eiſenbahn gefertigte noch mehr Beachtung, indem ſie in ſtarkem Bogen geführt iſt und ihre Pfeiler nicht radial ſind.

Am andern Morgen fuhr ich mit dem Stellwagen nach dem vier Meilen von hier entfernten Markt Reichenburg. Die Hauptſtraße führt von dem rechten Ufer der Save der Krainergränze entlang hin und bietet viel Abwechslung in einzelnen Partien der Landſchaft. Strohdach und Rebe finden ſich hier traulich beiſammen, und zu ihnen geſellt ſich die zahme Kaſtanie mit manch andern feinduftenden Obſtarten. Vor Reichenburg mußte ich wieder auf das linke Ufer der Save überſetzen. Merkur mit ſeiner Bude, Bacchus mit dem ausgeſtreckten Nadelholzzweig und Gambrinus mit dem herabhängenden Hobelſpan vereinigen ſich hier den Fremden zur Herberge einzuladen, und ein heiterer Humor der Gäſte würzt das über das Frugale weit hinausgehende Mahl. Nur Eines war, was mir hiebei nicht ganz zuſagen wollte, die Verweiſung „des edlen Sauerkrautes“ an die Tafel des gemeinen Volks, das in dem Gelaſſe zu ebener Erde ſpeist, und hier je und je nicht durch magiſches, ſondern ganz natürliches Tiſchklopfen und Tiſchrücken ſeinen Gefühlen Ausdruck gibt.

Von dem Gipfel des Berges, an deſſen Fuße Reichenburg liegt, ſchaut die Hermagoraskapelle feierlich herab und der liebliche Kranz ſolcher Wallfahrtskirchen, welcher die Anhöhen der Umgegend ſchmückt, erinnerte mich an die Worte des am Neckar gebornen großen Dichters:

Reich iſt die Chriſtenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz kann Ruhe finden.

Sofort wandte ich mich zur profaiſchen, aber gleichfalls anziehenden Betrachtung der Werkſtätte der Natur. Die Grundlage des Gebirgs iſt die Grauwacke in allen ihren Untergliedern, als da ſind Sandſtein, Kalk und Schiefer. Nachdem ſie ſich tief eingeſenkt hat, ſteigt ſie wieder zu der gegen 480′ über der Meeresfläche liegenden das Savethal bildenden Hügelreihe auf, wo ſie als ſogenannter Alpen- oder Uebergangskalk die abenteuerlichſten Felſenhörner und Thalverengungen bildet, die nun nach und nach dem alles cultivirenden Zeitgeiſt zum Opfer fallen. Als tertiäre Formation tritt die der Braunkohlen auf, welche ſeit einigen Jahren aus dieſer Gegend zum Dienſt der Donauſchifffahrt nach Sisseg in Croatien geführt werden, bald aber ihre Verwendung bei der Eiſenbahn in der Nähe erhalten ſollen. Begleiter der Braunkohle ſind die Korallen- und ſogenannten Muſchelkalkbänke, denn den eigentlichen Muſchelkalk des Neckars würde man hier ebenſo vorgeblich ſuchen als Keuper, Jura oder Lias. Erze finden ſich in der Grauwacke, und es werden in der neueſten Zeit darin abgebaut Blei, Zink, Eiſen und Kupfer.

Die Vegetation iſt üppig und erfordert viel weniger menſchliche Beihülfe als dieß in Deutſchland der Fall iſt. Der Weinſtock z. B. wächst faſt wild und ſein Erzeugniß, das eine ſchillernde Farbe hat, macht ſich, ganz ungünſtige Jahre ausgenommen, mit der Zeit immer beſſer. Von Croatien wird vorzugsweiſe Weizen, Mais und Heidekorn gepflanzt. Unſere gewöhnlichen Arten von Vieh finden ſich auch dort, das Schaf jedoch iſt ſelten, obgleich im Winter ſehr viele Schaffelle von beiden Geſchlechtern getragen werden. Eine natürliche Folge des Klima's iſt es, daß der Landmann dort nicht in dem Grade ſich zum Schanzen und Arbeiten herbeiläßt, wie die Bewohner mancher deutſchen Gegenden. Ueberhaupt bewegt er ſich als Slave viel leichter, und obwohl in der Bildung noch nicht hoch ſtehend, iſt er doch ſehr empfänglich dafür. Ohne große Mühe lernt das Kind neben ſeiner Mutterſprache in der Schule auch die deutſche, ſo verſchieden dieſe von jener iſt. Der Aufmerkſamkeit des um die Alterthumskunde ſo verdienten hiſtoriſchen Vereins für Steiermark entging ein römiſcher Denkſtein nicht, welcher auf dem obern Schloſſe zu Reichenburg ſich befindet, und von einem gewiſſen Speratus, Sohn des Silvanus und der Verecunda, ihrem Sohne Juſtus geſetzt wurde. Er iſt abgebildet in dem zweiten Heft ſeiner Mittheilungen Taf. 3. Das Schloß ſelbſt iſt in gutem baulichem Stande und gewährt eine treffliche

Aussicht in das hier schon sehr erweiterte Savethal, auch stört von den feindlichen Brüdern, welche sich 1434 hier ermordeten, keiner die Ruhe der Bewohner. Sie sollen bei einem Ausbruche des längst gehegten Hasses aus den Fenstern dieses und des untern im Markt selbst liegenden jetzt nur noch wenig bewohnten Schlosses mit Feuerröhren aufeinander geschossen und sich so gleichzeitig getödtet haben. Diese Mordthat der Brüder von Reichenburg wurde von dem Ritter von Kalchberg zum Gegenstand einer Ballade gemacht. Reinbrecht von Reichenburg war Landeshauptmann in Steiermark und zeichnete sich als tapferer Kämpe aus. Der letzte seines Geschlechts Hans Reinbrecht starb 1540, und wurde in der theilweise gothischen Ortskirche beigesetzt.

Die Eisenbahnarbeiter sind aus verschiedenen Ländern zusammengewürfelt; man sieht hier Deutsche, Italiener, Böhmen, Krainer und Croaten. Letztere, die man sich gern als Wilde vorstellt, sind hier ganz fügsam, wozu sie schon ihr patriarchalisches Zusammenleben in ihrer Heimath gewöhnt, und dem schönen Geschlecht wohl nicht so gefährlich, wie es vordem nach Ottilie Wildermuth der Croatenhauptmann der einzigen blühenden Tochter des regierenden Bürgermeisters Brenner war. In warmen Sommernächten wird die Eisenbahnarbeit auch fortgesetzt, und einen wirklichen Genuß gewährt es alsdann, bald die raschen und heiteren Melodien der Italiener, bald die kräftigen und ernsten Stimmen der Deutschen, bald die mit ihrem Inhalt oft schwer zu vereinigenden melancholischen Weisen der Slaven zu hören.

Eine meiner Wanderungen von Reichenburg aus geschah nach Lichtenwald. Auf dem Wege dahin bei der Kirche St. Kanzian kamen in neuester Zeit aus Veranlassung des Baues der Eisenbahn Spuren einer römischen Niederlassung zum Vorschein, und bei dieser Tour hatte ich auch Gelegenheit zu sehen, welche Schwierigkeit das den Ueberschwemmungen sehr ausgesetzte und oft aus Schuttergestein bestehende Terrain solchem Geschäft in den Weg legt. Es muß im Durchschnitt 30 bis 36′ hoch gebaut und eine Menge kleiner Brücken aufgeführt werden. Da entwickelt sich aber auch eine seltene Rührigkeit der Arbeiter ohne in den Fehler der Uebereilung und Unordnung zu fallen, und das schönste dabei ist, daß alles nicht mit pharaonischem Zwange zur Befriedigung des Ehrgeizes eines Einzigen geschieht, sondern durch das Wort eines weisen Fürsten zum Nutz und Frommen seiner verschiedenen Völkerstämme ins Leben gerufen ist.

Die Landstadt Lichtenwald ist mit einem ähnlichen Schlosse, wie der Markt Reichenburg gekrönt, und auch an diesem befindet sich ein römischer Stein; derselbe hat die Inschrift: Viator adie (adi) Stadium, und trägt das Bild eines männlichen und eines weiblichen Kopfes. Jetzt ist er am Portal eingemauert, war aber wohl ursprünglich in der Ebene. Als weitere Merkwürdigkeit zeigt man im Innern des Schlosses die Ueberreste einer lutherischen Kirche, welche nunmehr zu einem Keller dienen, und noch theils mit Wandgemälden, theils mit biblischen Sprüchen versehen sind. Nur wenige der Herren von Lichtenwald sind bekannt, nämlich Hans, welcher um 1400 Pfarrer zu Rottendorf und Küchenmeister der Grafen von Cilly war, und Blasius, Chorherr zu Rudolphwerth in Krain um 1533.

Einen besonders schönen Anblick bietet die Feier des Rochusfestes dar, welche gerade damals statt hatte. Es versammeln sich hier von nah und fern gegen 6000 Wallfahrer beiderlei Geschlechts, und jede pilgernde Person trägt Abends einen angezündeten Span in der Hand. Die Böhminnen sind kenntlich durch bunten Kopfputz, die Krainerinnen und Steierinnen tragen ein weißes Kopftuch, und zwar die Krainerinnen oben mit einer Schleife, diese ohne eine solche. Da man in dieser Gegend sonst überall von Bettlern verschont ist, so reicht man den hiesigen gern eine Gabe; dieselben dürfen aber nur in brauner Kleidung sich einfinden. Ihre monotonen Bittformeln aber sprechen sie ohne Unterbrechung fort, so lang der Zug währt, ob sie viel oder weniger halten.

Einen zweiten Ausflug machte ich abwärts der Save nach Videm, das nur ¾ Stunden von Reichenburg entfernt ist. Vor der Pfarrhofsmauer daselbst ist ein römischer Stein eingemauert, der die Inschrift trägt: Invicto Deo Charto (dem unbesiegten Gott Chartus) Neviodum. Er wurde jenseits der Save bei Gurkfeld gefunden, und das letzte Wort wird auf das in der Nähe vorhanden gewesene Neviodunum, heutzutage Darnovo (Neudorn) gedeutet. Einen auffallenden Contrast zu der in Videm im Bau begriffenen Eisenbahn bildet das gegenüber liegende Capuzinerkloster zu Gurkfeld. Dort Leben und Bewegung, hier stereotypes Festhalten der alten Ordensregel, und doch liegt beiden dieselbe Strebsamkeit des Menschengeistes nur in verschiedener Richtung zu Grunde. Der fromme Bruder will durch Entsagung und Gebet die Kluft zwischen Himmel und Erde überbrücken, der Erbauer der Eisenbahn benützt die Kraft des Dampfes, um Länder mit Ländern, Völker mit Völkern zu verbinden. Von Videm aus wird die Gegend noch weiter, und man erfreut sich hier einer großartigen Aussicht auf das endlose Save- und das freundliche Gurkthal, auf das Oskoken- und Agramergebirge und auf die Höhen von Krain, welche sich bis Belgrad fortsetzen. Von letzterm tritt ein Bergrücken hervor, hinter denen das Schloß Thurn am Hart liegt. Bald wird der Inhaber desselben, der gefeierte Dichter des letzten Ritters, auch hier die Vorsie des Dampfes verwirklicht sehen und Veranlassung haben, sich einen Punkt auszuwählen, von wo aus er betrachten kann

> Der schwarzen Schlöte Rüssel hoch erhoben,
> Dampfschnaubend, rollend, wie die Wetterwolke.

Manche meiner mitgebrachten Vorurtheile verschwanden, aber auch nicht wenige der dort noch gegen die vom Reich herrschenden vorgefaßten Meinungen werden richtigeren Ansichten Platz machen, wenn der allgemeine Verkehr, zu welchem der daselbst mit einigem Mißtrauen aufgenommene Zollverein schon ein wichtiger Schritt ist, hergestellt seyn wird. Mögen die vielen Keime besserer Zustände, die sich hier vorfinden, bald zu blüthenreicher Entwicklung kommen und nicht durch den Krieg, dessen blutigem Schauplatz die Wellen der Save zufließen, niedergedrückt werden!

Amerikanisches Sprüchwort.

(Von Fr. Gerstäcker.)

Besonders in den westlichen Staaten der Union hört der Neueinwandernde eine Masse englische, oder vielmehr ächt amerikanische Redensarten und Sprüchwörter, die er wohl vergeblich in einem Dictionär suchen möchte, ja über die ihm viele Amerikaner selber keine Auskunft geben können.

Am räthselhaftesten war mir immer die Rede — „he never said turkey to me!“ oder im Deutschen „er hat zu mir nicht ein

einzigesmal Truthahn gesagt", worunter sie etwa verstehen, daß jemand ihnen irgend etwas nicht angeboten oder gegeben habe, was sie ihrer Meinung nach verdient hätten.

In Arkansas sagte ich längere Zeit mit einem alten Backwoodsman, Namens Meiers (ich habe ihn in meinen „Streif- und Jagdzügen" Slowtrap genannt und der alte Mann ist leider, wie ich gehört habe, im vorigen Jahre gestorben). Dieser, im Wald geboren und erzogen, kannte jeden Fußbreit Jagdgrund in Ost und West vom „Vater der Wasser", dem Missisippi; niemand wußte auch ein besseres und behaglicheres Lager mit den wenigsten Mitteln aufzuschlagen, oder besser Hirschhäute zu gerben oder Wildpret am Feuer zu braten — ich habe damals viel von ihm gelernt, und wie der Seemann unwillkürlich die technischen Ausdrücke seines Gewerbes auch in seine alltägliche Sprache mit überführt und ihr dadurch gewissermaßen einen soliden Theeranstrich gibt, der sie besser conservirt, so war bei Meiers der Waldmann nicht zu verkennen, sobald er den Mund aufthat, und er hat sich auch bei mir, als das würdige Exemplar eines ächten und wahren amerikanischen Backwoodsmans, einen festen und lieben Platz in meinem Herzen gewahrt.

Den frug ich, schon in den ersten Tagen als ich mit ihm zusammenkam, nach der Bedeutung des Worts, und er lachte — natürlich wußte er's.

Wir lagen draußen im freien Wald, mit den rauschenden Wipfeln und hellblinkenden Sternen über uns; vor uns loderte ein munteres stattliches Feuer hoch hinauf in die stille Nachtluft, mit den Zweigen über sich raschelnd, die der heiße Strahl erreichen und dörren konnte, und unten um die Gluth staken saftige Stücke Wildpret und ein Truthahn, die Beute unseres dießmaligen Fleißes, während mein Hund neben mir lag und seinen Kopf, mich mit den treuen Augen anschauend, auf meinem Knie ruht.

Der Alte erzählte.

„Oben im Missouri, wo die Kikaputs ihr Territorium von Onkel Sam bekommen haben, jagten auch dann und wann Weiße mit den Eingebornen, und wenn diese sich auch eben nicht viel aus den Bleichgesichtern machten, duldeten sie dieselben doch zwischen sich. Durch diesen Umgang lernten die Rothhäute aber auch ein wenig Englisch, wenn sie es auch noch gebrochen sprechen, und konnten sich doch wenigstens einem anderen Christenmenschen verständlich machen."

„Dort jagte auch einmal ein Weißer und ein Eingeborner mit einander, und da die letzteren den weißen Eindringlingen schon nichts Gutes zutrauen, und die Weißen ebenfalls von den Indianern behaupten daß es diebisches, nichtsnutziges Gesindel wäre, so machten sie vorher einen festen Contract mit einander, daß sie, was sie heute auf der Jagd erlegten, redlich und gleichmäßig mit einander theilen wollten. Als sie am Abend wieder zusammenkamen, hatte der Indianer einen Truthahn, der Weiße aber nur ein Rebhuhn geschossen, und wie sie ihre Beute abgeworfen und sie betrachtend danebenstanden, sagte der Eingeborne endlich kopfschüttelnd.

„„Hm — böse Sache — schlecht theilen — wie machen?""

„„Wie machen?"" sagte der Weiße, „„ei das ist verdammt einfach, mein braver Junge; die beiden Stücke lassen sich nur auf zwei verschiedene Arten theilen, entweder bekomm ich den Truthahn und Du nimmst das Rebhuhn, oder Du nimmst das Rebhuhn und ich nehme den Truthahn.""

„Der Indianer sah den Weißen erst eine ganze Zeit lang starr an, und überlegte sich vorsichtig wie jener gesagt; der sah so ernsthaft dabei aus, daß er selber irre wurde.

„„Wie war das?"" frug er endlich, nach langer Pause — und wollte es noch einmal hören.

„„Wie das war,"" erwiederte der weiße Jäger, die Stirn kraus ziehend und mit ernsthaftem Gesicht — „nun Du bekommst das Rebhuhn und ich den Truthahn, oder ich nehme den Truthahn und Du das Rebhuhn.

„Weh?" rief da der Wilde erstaunt aus — „Du hast ja nicht ein einzigesmal Truthahn zu mir gesagt."

„Und wie theilten sie nachher?" frug ich in eigentlich unverzeihlicher Neugier, denn ich hatte ja nur wissen wollen, woher das Sprüchwort kam.

„Hm," sagte Meiers, und langte sich einen Truthahnknochen herüber, an dem er an zu kauen fing — „wie theilten sie?" — wie Weiße bis jetzt immer mit den Rothhäuten getheilt haben. Da sich die beiden Stücke wirklich nicht gut theilen ließen, nahm sie der Weiße zuletzt beide, und versprach dem Indianer es das nächstemal mit ihm auszugleichen.

Die Inseln Lieu-Kieu.

(Aus den Nouvelles Annales des Voyages).

Ein Chinese entwirft von den Inseln Lieu-Kieu folgende Schilderung, welche an die Beschreibung jener glücklichen Inseln Polynesiens durch die ersten europäischen Reisenden erinnert:

„Die Bewohner von Lieu-Kieu sind friedsame Leutchen; Processe kommen bei ihnen selten vor, und die Juristen finden da kaum eine Beschäftigung. Man weiß da nichts von einem Steuereinnehmer. Die Steuerpflichtigen tragen ihr Geld oder vielmehr die Erzeugnisse des Bodens — denn man kennt hier das Geld nicht, und sein Gebrauch ist gesetzlich verboten — selbst zu den Behörden. Alle Geschäfte werden auf die höflichste und galanteste Art abgemacht. Man sieht in den Städten keine ungezogenen Straßenjungen. Nicht bloß die erwachsenen Personen, sondern selbst die Kinder begrüßen sich, wenn sie einander auf der Straße begegnen, mit der ceremoniösesten Höflichkeit, so daß sie die ganze Breite der Straße einnehmen und den Fußgängern den Weg versperren. Diese Begrüßungen bestehen darin, daß man Reverenzen macht und einander nach chinesischer Art auf die Köpfe tätschelt. Die Männer und die Frauen gehen auf den Straßen nebeneinander, aber die Etikette verbietet ihnen zu sprechen und sich die Hand zu reichen.

„Man weiß im Lande nichts von befestigten Städten; man sieht hier weder Lanzen, noch Flinten, noch andere Waffen. Von Gewaltthätigkeiten hat man niemals reden gehört. Diese Insulaner sind ein sanfter und harmloser Schlag Menschen. Aber seit einigen Jahren sind viele Drachen (Dampfschiffe) in den Hafen gekommen und haben aus ihren Nüstern Feuer gespieen (mit Kanonen geschossen). Im Anfang erschraken die Eingebornen von Lieu-Kieu, aber allmählich gewöhnten sie sich an dieses Gekrache und trafen durchaus keine Vorbereitungen zur Abwehr. Wird diese ruhige und glückliche Existenz ewig währen? Ach! das Herz

blutet mir, wenn ich an das zukünftige Schickſal dieſer armen Leute denke.

Lieu-Kieu ſteht unter einer doppelten Herrſchaft: unter China und unter Japan. Alle drei Jahre ſchicken ſie einen Tribut, beſtehend aus Schwefel, Neuſilber, Eiſen und Zinn, nach Peking. Die Geſandtſchaft wird jedesmal von einigen Zöglingen der Dolmetſcherſchule begleitet, die über Fo-Kieu nach der Hauptſtadt reiſen und zuweilen mehrere Jahre dort bleiben, um ſich mit der chineſiſchen Sprache vertraut zu machen. Daher kommt es daß ſie den Dialekt von Peking ſo geläufig ſprechen. Die Waaren, welche dieſe Geſandtſchaften mitnehmen, werden nicht alle in Japan abgeſetzt, da die Eingebornen zu arm ſind um ſie zu kaufen.

Dieſe Inſelgruppe, wie ſie in einer chineſiſchen Geographie aufgeführt wird, iſt unter der Dynaſtie Tſin, ums Jahr 600 unſrer Zeitrechnung, entdeckt worden und hat ihren Namen wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem krummgebogenen Rücken eines beflügelten Drachen (Kieu) erhalten. Aber dieſe Bedeutung findet ſich im gegenwärtigen Namen, der ganz anders geſchrieben wird, nicht mehr vor.

Miscellen.

Engliſcher Handel. Der Morning Advertiſer enthält eine kurze Ueberſicht über die brittiſchen Handelsoperationen; dieſelbe iſt der jährlich durch das Handelsbureau veröffentlichten Tabelle entnommen. Nach derſelben wurden im Jahr 1853 Waaren im Werthe von 98,933,781 Pfd. St. ausgeführt, während im vorhergehenden Jahre nur 78,076,854 Pfd. St. waren. Zu dieſer außerordentlichen Zunahme trug die Ausfuhr nach Auſtralien mehr als 10 Mill. Pfd. St. bei. Indien, Canada, Mauritanien und die brittiſchen Colonien in Südafrika ließen ſich auch mehr zuführen als in den frühern Jahren. Die Vereinigten Staaten und Californien erhöhten den Betrag der Ausfuhr um 23,658,427 Pfd. St. — eine Zunahme alſo gegen das vorausgehende Jahr um 7,090,690 Pfd. St. Dieſe Ziffern geben den ſichern Beweis daß, trotz des überaus ſchnellen Aufblühens der Fabriken in den Vereinigten Staaten, dieſes Land doch immer noch der beſte Abnehmer für die Haupterzeugniſſe der engliſchen Fabriken bleibt. Was die Ausfuhr nach den andern Ländern betrifft, ſo blieb ſie im bisherigen Stande. Die Colonien in Weſtindien ſcheinen trotz Landplagen, Auswanderung u. ſ. w. für die gewöhnliche Summe erhalten zu haben. Der Aufſtand in China hat offenbar dem Handel des Landes einen Stoß gegeben. Von Braſilien, Frankreich, Aegypten, Toscana, Neapel, den La-Plata-Staaten, Neugranada, Venezuela und Hayti liefen minder zahlreiche Beſtellungen ein. Der Handel nach der Levante hat außer in Griechenland durch den Krieg nicht gelitten. Eine beträchtliche Beſſerung zeigt ſich in den Handelsbeziehungen zu Mexico; ein kleines Steigen war auch in der Ausfuhr nach Holland, Belgien, Spanien, Portugal, Chili, Peru, Dänemark, Schweden und Norwegen bemerkbar. Die ruſſiſche Handelswelt endlich ſcheint ſich für den Krieg vorbereitet zu haben; denn die Einfuhr engliſcher Producte im Jahr 1853 nach Rußland übertrifft die der früheren Jahre.

*

Schwediſche Urkunden. Das Aftonbladet enthält in ſeiner Nummer vom 7 September intereſſante Einzelnheiten über die durch Hrn. Geffroy, Mitarbeiter am Athenäum Français, auf Befehl des Miniſters des öffentlichen Unterrichts angeſtellten Forſchungen in den Archiven und Bibliotheken Schwedens. Hr. Geffroy hat einen Katalog über die zahlreichen auf Frankreich bezüglichen Manuſcripte, welche im Beſitze der öffentlichen Anſtalten Schwedens ſind, zuſammengeſtellt und viele Auszüge aus dieſen Documenten gemacht. Unter ihnen finden ſich z. B. eine Correſpondenz zwiſchen den franzöſiſchen Generalen und dem Feldmarſchall Wrangel während des dreißigjährigen Kriegs, zahlreiche Originalbriefe von Anna von Oeſterreich, Ludwig XIV und Mazarin, militäriſche und diplomatiſche Inſtructionen u. ſ. w. Die Sammlung, welche unter dem Namen „Guſtaviſche Papiere" in der Bibliothek zu Upſala aufbewahrt wird und aus Memoiren und vielen Correſpondenzen Guſtav des III beſteht, hat Hr. Geffroy einer ſorgfältigen Prüfung unterworfen und fand darunter den Briefwechſel zwiſchen Frau von Staël und dieſem Fürſten von J. 1786—87, ſowie den zweier berühmten Frauen, der Gräfinnen Lamark und Egmont.

*

Der Rauch in London. Im Widerſpruch mit der Theorie, daß der Rauch von London für die Geſundheit der Einwohner höchſt verderblich ſey, findet man in einem engliſchen Journal folgende Einſendung, welche die guten Eigenſchaften des Rauches ans Licht ſtellt. „Vom artiſtiſchen Geſichtspunkt aus, heißt es, iſt der Rauch allerdings ein großes Uebel; aber vom *ſanitätiſchen* und chemiſchen Standpunkt aus betrachtet iſt er ſehr wohlthätig, denn er reinigt die Luft von den Giften ſchlechter Luft. Der Rauch iſt in Wahrheit nichts anderes als feiner Staub von Kohle. Die Kohle in dieſem Zuſtand gleicht ebenſo vielen Atomen von Schwamm und iſt bereit jedes der verderblichen Gaſe zu abſorbiren, mit denen ſie in Berührung kommen kann. In allen ſtark bevölkerten Werkſtätten, oder überall wo viele Menſchen zuſammenkommen, wird die umgebende Luft bis auf einen gewiſſen Grad durch deren Ausdünſtungen verdorben, aus denen unſichtbare gasförmige Stoffe aufſteigen, wie z. B. Phosphor- und Schwefelwaſſerſtoff, Cyan und ammoniakaliſche Gemiſche, welche durch ihren unerträglichen Geruch wohl bekannt ſind. Nun aber abſorbirt die Schwärze des Rauchs, d. h. die Kohle, dieſe Stoffe in einem merkwürdigen Grad und hält ſie zurück. Jeder Centner Rauch abſorbirt wahrſcheinlich 20 Centner der giftigen Gaſe, welche aus den Abzügen und aus den verſchiedenen Gewerbanlagen ausdünſten, wo animaliſche Subſtanzen verarbeitet werden, z. B. bei Fellhändlern und in den Gebäuden von Fettſchmelzern, Leimſiedern, Beinſchwarz-, Berlinerblau-Fabrikanten u. ſ. w. Dieß erklärt die unläugbare Thatſache, daß London, wenn auch die rauchigſte, dennoch die geſundeſte (?) Hauptſtadt der Welt iſt. Wenn alſo der Rauch immerhin ein artiſtiſches Uebel ſeyn mag, ſo kann man ihn doch wegen ſeines ſanitätiſchen Werthes nicht entbehren. Sowie London gegenwärtig beſchaffen iſt, dient der Rauch als eigentliche Schutzwehr für die Geſundheit der Bevölkerung. Er iſt unſtreitig der mechaniſche Reiniger einer chemiſch verdorbenen Atmoſphäre."

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Proviſoriſche Redaction von Dr. Guſtav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 43. 27 October 1854.

Aus einer Schilderung des Volks und Volkslebens im nordwestlichen Theil von Frankreich.

(Selbst beobachtet an Ort und Stelle von Dr. K. J. Clement.)

Zweiter Abschnitt.

Unsere Friesen, Rheinländer und Süddeutschen sind doch tausendmal germanischer als die Belgier in Brabant, und selbst das englische und schottische Volk der Ebene schien es mir in einem höheren Grade als die Flamschen zu seyn. Es ist zu viel Romanisches in das belgische Volk gekommen. Nach einem langen Aufenthalt im englischen Reich hatte keine belgische und französische Stadt etwas Reizendes für mich, und die Belgier kamen mir so wunderlich und ungermanisch als die Franzosen vor, im Aeußeren wie im Innern, in Körperbau und Zügen, wie in Worten und Benehmen. Fast alles spricht in Belgien französisch, und die meisten Bewohner ziehen alles Französische vor. Dieselben Volksclassen in Großbritannien sind in Frankreich und Belgien bei weitem nicht so gebildet, und die Franzosen und Belgier sind durchgehends in der Geschichte ihrer Vorzeit sehr unwissend; und dennoch gibt es unter den vielen Engländern, die in Frankreich leben, gar viele, die das Französische dem Englischen vorziehen. Daran ist wahrscheinlich auch das wohlfeilere Leben schuld. Aber das Französische hat von jeher einen unbegreiflichen Reiz gehabt. Lord Chesterfield's Briefe an seinen Sohn zeigen die Macht des französischen Geistes über den Engländer. Tugend hat in Frankreich eine ganz eigene Bedeutung, es sey unter der absoluten Monarchie oder unter der Republik; sie muß der Wohlanständigkeit weichen. Wer als öffentliche Person in Frankreich lächerlich wird, ist verloren. Tugend ist hier mehr etwas Aeußeres als etwas Inneres, Frömmigkeit jedenfalls ebenso; selbst die Liebe, die hauptsächlich in les Amours besteht. Das Schamgefühl ist in London noch viel zarter als in Paris, und in England ist das Sittenverderbniß lange nicht so groß als in Frankreich. Der Sonntag ist sowohl in den Ländern katholischen als lutherischen Glaubens ein Haupttag für Lustbarkeiten aller Art. In Frankreich muß man selbst wissen wann es Sonntag ist, sehen kann man es nicht. Lustbarkeiten sind das unverkennbarste Zeichen, woran man im europäischen Festland den Sonntag erkennt.

Die katholische Religion hat in Belgien viel stärkere Wurzel gefaßt als man dieß im Allgemeinen von Frankreich sagen kann. Von der Nordhälfte Frankreichs ist die Nordwestseite, das alte Francien ausgenommen, die katholischste. Aber dennoch ruht in der ersten Handels- und Seestadt der Normandie an den heiligsten Festtagen im Jahr das Geschäftsleben nicht. Merkwürdig ist, daß in der ganzen katholischen Normandie, wie im lutherischen Dänemark, das Fest der heiligen drei Könige gefeiert wird. Bei der Picardie hört, so viel ich weiß, diese Sitte auf, und in den Herzogthümern die an Dänemark gränzen, ist das Fest ebenfalls unbekannt. Es ist eine sehr alte Sitte, die in unsern Ländern in die heidnische Zeit zurückgeht, die Leichen der Gestorbenen auf der Bahre zum Begräbnißort zu tragen. Das Fahren ist eine neuere Sitte. Hamburg z. B. hält noch fest an dieser alten Ueberlieferung. In der Normandie trägt man die Todten nach katholischer Weise in der Regel auf der Bahre zu Grabe. Im Volk der Normandie sowohl als der Bretagne behauptet der Aberglaube noch immer seine große Herrschaft, doch bei weitem nicht mehr so wie früher; aber die meisten noch lebenden Volkssagen in der Normandie stammen nicht aus der heidnischen Zeit der Normannen, sondern sind gewiß aus katholischer Zeit und legendenartig. Die normannischen Sagen oder Mährchen von Zwergen scheinen skandinavischen Ursprunges zu seyn. Der Glaube an Wehrwölfe in der Normandie ist dänisch. Auch der nordfriesische Lechterman (das Irrlicht), der die Menschen irre führt, in gefährliche Oerter lockt, findet sich unverändert in der Normandie. Die Zauberkunst, die Vieh und Menschen verderblich wird, ist gleichfalls von nordischer Herkunft. Nicht minder ist der Volksglaube an die dürren Ringelchen im Grase, wovon das Schaf nicht beißt, wie Shakespeare sagt, und welche von den Reigentänzen der Elfen herrühren sollen, mit den Gründern der Normandie herübergekommen, obwohl das französische fée mit dem römischen fat-um ebenso zusammenhängt, wie das englische fairy mit dem römischen fari. Der Name Elf, aus Alph entstanden, heißt ursprünglich Alpengeist. Bei Tisch Messer und Gabel kreuzweise legen, ist nach normannischem Glauben, der aus unserm Norden stammt, nicht gut. Verschüttung des Salzes bei Tisch bedeutet in der Normandie wie in Süddeutschland Unglück. Den Freitag nehmen die Normannen nicht gern zum Hochzeitstag. In der Pfalz ist es der Mittwoch, und man reist nicht gern am Freitag. In

Norddeutſchland unternimmt man ungern etwas Wichtiges am Montage, heirathet aber in Nordfriesland gern am Mittwoch.

Obgleich der Freitag von heirathenden Normannen ängſtlich gemieden wird, ſo iſt doch das Heirathen unter dem Volk in der Normandie häufig genug ein bloßes Handelsgeſchäft wie in Jütland, in Holſtein und in der Landſchaft Wexford in Irland, welche einſt der Hauptſitz der iriſchen Dänen war. Nun bald ein Jahrtauſend hat ſich dieſer Geiſt in der Normandie erhalten. Die Landdörfer der Normandie verſehen die Städte eben ſo mit Ammen, wie die Wilſtermarſch und andere Gegenden Holſteins die größeren holſteiniſchen Städte und Landgüter, und beſonders Hamburg. Die hübſchen Normanninnen waren ſchon längſt ein ſehr gefährdetes Geſchlecht, und ſelbſt die Seeküſten der Normandie werden wie die Seeküſten der Nordſee im Sommer häufig aus mancherlei Urſachen von Inländern aufgeſucht. Die normanniſchen Küſten am Canal haben eben ſo ihre Badeplätze, wie die Nordſeeküſten zu Oſtende, Scheveningen, Norderney, Cuxhaven, Helgoland und Föhr. Nur Schade, daß die Badezeit nicht mit der Auſterzeit zuſammenfällt, denn die Normandie hat ihre reichſten Auſterbänke unweit Granville, am äußerſten Weſtrande des Landes. Die Miethſitte der normanniſchen Dienſtboten auf dem Marktplatze alle Halbjahr iſt anſcheinlich uralt und däniſchen Urſprunges. Es iſt ein Jammer, die hübſchen jungen Landleute, Knechte ſowohl als Mägde, im ſchönſten Putz und alle mit einem Blumenſtrauß geſchmückt, auf dem Markt in Reihen aufgeſtellt zu ſehen, wie Waaren zum Verkauf. So bietet man noch, und bieten ſich ſelbſt die Menſchen feil nach der Weiſe der Zeiten, als Menſchen verhandelt wurden wie Sachen. Die Sklaverei ſcheint von jeher unter der ſkandinaviſchen Menſchheit beſtanden zu haben. Auf den Miethstag folgt eine Nacht der ausgelaſſenſten Luſtbarkeit, und die armen Geſchöpfe freuen ſich ihres neuen Dienſtes. In Northumberland iſt dieſelbe Sitte. Die Knechte und Mägde ſtehen beide für ſich getrennt in Reihen auf dem Marktplatz. Jene haben einen grünen Zweig am Hut, dieſe ein grünes Zweiglein oder eine Blume in der Hand. Nach dem Markt gehts zum ländlichen Tanz, und die jungen Burſchen bewirthen die Mädchen mit Bier, Punſch und Küſſen. Die beſtimmte Anzahl der Lootſen in einigen Lootſenplätzen der Normandie kann nur von den Oſtküſten der Nordſee ſtammen und iſt eine ſehr alte Sitte. Von dem normanniſchen Hang zum Aberglauben, dieſem däniſchen und norwegiſchen Erbſtück, habe ich geſprochen. Die Isländer, Faröer, Shetländer und Orkneyleute haben denſelben eigenthümlich ſkandinaviſchen Hang, und die Art wie ſich dieſer Aberglaube äußert, iſt in allen genannten Ländern auffallend ähnlich. In der Normandie ſieht man ſehr häufig bei öffentlichen Feſtlichkeiten die ländlichen Reigentänze. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob das germaniſch oder keltiſch ſey, denn auch in der Bretagne allenthalben ſind die Reigentänze volksthümlich. Auf einem freien Platz am Ende des Städtchens Landernau, in der Landſchaft Finiſtere, fünf Lieues öſtlich von Breſt habe ich ſo an einem Markttage das Landvolk tanzen ſehen. Man tanzte nach einer Art Sackpfeife, und die Bewegungen waren wie in den eigentlich ſchottiſchen oder hochländiſchen Tänzen. Auch bei Auray in der Südweſtecke der Bretagne am Weltmeer tanzen die Bauern und Bäuerinnen an Markttagen im Reigen nach der Sackpfeife.

Wenn Engländer nach Rouen kommen, ſuchen ſie wie gewöhnlich den Dom, das Muſeum und ſolcherlei Orte auf, um das Franzöſiſche zu bewundern; aber den ſchändlichſten Platz in Rouen ſuchen ſie gewiß nicht auf oder ignoriren ihn auf die ſchweigſamſte Weiſe. In den häßlichen Straßen dieſer Stadt herumirrend, gerieth ich von ungefähr auf ein abgelegenes Plätzchen, wo ein Springbrunnen mit einem unſcheinbaren weiblichen Standbild ſteht. Unwillkürlich fiel mein Auge auf den Brunnen und das Monument von Stein, und ein plötzlicher Gedanke an die Jungfrau von Lothringen, oder wie ſie gewöhnlich heißt, die Jungfrau von Orleans, die 1431 zu Rouen verbrannt worden, flog mir durch die Seele. Ich fragte ein Mädchen am Brunnen nach dem Namen dieſes Platzes, und ſie antwortete: c'est la place de la Pucelle, Monsieur! Und das war der ſtärkſte Eindruck, den Rouen auf mich gemacht hat. Alſo hier ward die begeiſterte Heldin Jeanne d'Arc, die Orleans befreite, einen König befreite, ein Land befreite, rein und unſchuldig wie ihr Name, die reine Jungfrau, nachdem ſie durch einen doppelten Juſtizmord zweier Nationen zum Scheiterhaufen verdammt worden, von den Flammen verzehrt. Die größten Wohlthäter der Völker werden von dieſen am ſchlechteſten belohnt. Die Welt will das Uebergroße nicht, verſteht es nicht, ſie haßt die Rüſtzeuge des Allmächtigen. Die Mehrzahl der Mörder im Gericht, die die Jungfrau von Orleans verdammten, waren Franzoſen; ſie ſollte ſterben, als ſie Frankreich erlöst, denn eine Pucelle kommt ſertan neben dem hergeſtellten franzöſiſchen Thron und deſſen Knechten nicht beſtehen, und der engliſchen Unbarmherzigkeit und Rache that man gerne dieſen Liebesdienſt. Und als man die Urſache ihres Todes zu finden verlegen war, da wußten die Pfaffen Rath und fanden ſie in der Finſterniß der Zeiten und ſtempelten die unvergleichliche Heldin mit dem Namen einer Hexe oder Zauberin — denn als ſolche hatte ſie nach dem Volksglauben den Tod verdient. Frankreich billigte ſtillſchweigend die Gräuelthat, welche England forderte, und drückte politiſch ein Auge zu, und Franzoſen und Engländer wuſchen ſich gegenſeitig als Feinde die Hände.

Der denkende Menſch kann ſich nicht ſatt ſehen an dem Brunnen und ſeinem Bilde, und das iſt die bittere Ironie des Schickſals, daß das Bild der Jungfrau auf dieſem ſchändlichen Platze zu ſtehen kam. Das Volk zu Rouen hat ſich ſelbſt dieſen Schandpfahl errichtet. Aber meiſtens iſt es ja nur die geringſte Volksclaſſe, die auf dieſem Platz erſcheint, ohne zu wiſſen was hier geſchah. Die Vornehmen kommen ſelten dahin, und kümmern ſich auch wenig darum daß hier ein folgenreiches Menſchenleben gemordet ward. Ich fragte ſo viele die am Brunnen ſtanden und vorübergingen, ob ſie mir etwas ſagen könnten von der Jungfrau von Orleans, aber ſie konnten's alle nicht. Es wandert ewiglich ab und zu wo dieſer Brunnen ſteht, und Generationen der Menſchen auf Generationen gehen nach einander zu Grabe, aber der Brunnen bleibt ſtehen und wandert nicht und ſinkt nicht in die Erde, und das Bild der Jungfrau blickt unverwandt und immerdar die gedankenloſen Menſchen an, die kommen und gehen, während der Platz, wo die gräßliche That geſchah, unaufhörlich den Namen „de la Pucelle" tragen muß, den kein Machtgebot auf Erden vertilgen kann — und das gerade iſt der Fluch der göttlichen Vergeltung. Auch ein Fluch für die Stadt Orleans, deren Name das Verhängniß unauslöſchlich auf den Richtplatz der Jungfrau ſchrieb, welche Orleans rettete und von Orleans verlaſſen ward. Und davon zeugt noch jeden Augenblick die Statue

der Jungfrau zu Orleans. Ich ſah dieſe Statue an einem Sonntage in der Abenddämmerung, als die Stadt, wie gewöhnlich an ſolchen Tagen, von Luſtbarkeiten rauſchte, und ein ſchreckliches Trommeln auf dem Markt, und alles voll von Militär und Menſchen war. Die heutige Welt weiß nichts mehr von dem Jahre 1431. Aber die Statuen, die Statuen! Das ſind die Schandſäulen, die noch erinnern, wenn alles andere vergeſſen iſt, Frankreich!

Der letzte Aufzug in Schillers Jungfrau von Orleans iſt ein ganz verfehltes Product, ein Kunſtproduct für ein überſpanntes Publicum, der Schluß einer romantiſchen Tragödie, die der Natur den Hals umdreht. Er läßt die Heldin ſterben in den Armen zweier Fürſten, die ſie aus Eitelkeit und Feigheit dem Tode preisgaben. Er läßt ſie in Wolken zum Himmel ſteigen, und ſie fuhr in Flammen auf. Er wiſcht die Züge aus, welche die Geſchichte mit Feuer und Blut geſchrieben, und vertuſcht ſo die Höllenthat der Mörder der Jungfrau von Orleans. Wie viel romantiſcher wäre die Tragödie geworden, wenn das Heldenweib nicht einem ſentimentalen Publicum zu Liebe eines ſo ſentimentalen Todes geſtorben wäre, ſondern ihres wirklichen Todes. Jeanette war mehr als eine witch of Lancashire. ſie bezauberte ganz Europa ein ganzes Jahr, aber die Schilleriſche Johanna iſt nicht die Jungfrau von Orleans.

Jeanne d'Arc war eine Zauberin, die einen Welttheil bezauberte. Aber die erſtaunten Menſchen wurden ſcheu vor ſolcher ungewohnten Größe und Begeiſterung, und die Furcht ging in Haß über. Darum ward die Retterin Frankreichs eine Märtyrin. Man iſt ängſtlich bemüht geweſen, alle ihre Fußſtapfen von der Wiege bis zum Holzſtoß auszutilgen. Ihre Geburtsſtätte zu St. Remy in Lothringen iſt eine entweihte und verachtete Oertlichkeit, und der Kerker, wo ſie in Ketten gepeinigt ward, weil ſie ein großes Werk gethan, iſt verſchwunden, weil man ſeine eigene Schande nicht ſehen wollte. Und als der Körper von den Flammen verzehrt und die Seele zu Gott gegangen war, da war das Plätzchen bald geſäubert und das Bißchen Aſche leicht hinweggeſchafft. Aber hier an der Seine, wo ſie die letzte Qual gelitten, ſtieg ſie verſteinert aus der Aſche hervor; und dort an der Loire, wo ſie den Engländern den größten Schrecken eingejagt, wofür ihre Landsleute ſie im Tode verließen, trat ſie lang hernach ebenfalls als Steinbild auf. Solche ſind die Denkmale, welche zu errichten der Geiſt der Vergeltung die Völker treibt, und niemand kann es hindern. Wie wirſt du der Rache-Denkmale zu Rouen und Orleans los, Frankreich? Denn du kannſt nicht hadern mit ihm, der die Sünden der Väter heimſuchet an den Kindern.

Von Rouen bis Caen, 33 Lieues, fährt man von 7 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends. Auf dem Reiſebillet ſtand à 6 heures ¼ du matin, und wir fuhren erſt ¼ nach 7 Uhr ab. Das iſt nicht engliſch, aber in Frankreich gewöhnlich. Für den erſten Platz im Wagen (la première place dans l'intérieur) werden 14⅗ Fr. gezahlt. Wieder das ungeheure Fahrzeug und die plumpen Pferde, aber Kutſcher und Schaffner ſind nicht völlig ſo wild mehr und etwas ſchweigſamer. Mit demſelbigen gräßlichen Geraſſel flogen wir durch die ſadeligen Straßen der Hauptſtadt der Normandie, daß der Unflath bis an die Fenſter der Häuſer und bis zur Impériale hinaufzuſpritzen ſchien. O berget euch, ihr armen Sünder in den Gaſſen, und eilet zur Seite durch den Koth, ſonſt werret ihr von unſern Rädern zermalmt. Denn auch wir eilen aus dem Koth heraus, mit Ungeſtüm, und wer uns nicht ausweicht, den überfahren wir. Wie ſchön iſt das Landſchaftsgemälde, das an der Seine-Brücke hervorſpringt, wo die Statue des großen Dichters Corneille ſteht, deſſen Name Krähe heißt. Jetzt ſind wir im Freien, aus dem Schmutz heraus auf dem Wege nach der Univerſitätsſtadt der Normandie, wo eine andere Statue ſteht, die Statue Ludwigs XIV, und wo die Menſchen von Kindesbeinchen an conſervativ geweſen ſind. Die Landſtraße geht bergan, und links auf den Bergen liegen die Ruinen des Schloſſes der alten Herzoge der Normandie, deſſen Urſprung man auf den Gründer Rollo zurückführt. Faſt das ganze Seine-Gebiet von der Eure an bis in die Nähe von Quilleboeuf iſt ein zuſammenhängender Gebirgswald. Die Ausſicht iſt weit und prächtig weſtwärts das fruchtbare Thal hinab, wo ſich die Seine durchwindet, leuchtend wie ein Spiegel. Auf ihren Fluthen erſcheinen die Schiffe aus den hohen Fernen noch einmal ſo ſchön als auf der Niederelbe an den ſchönſten Tagen. Die nächſte Waldung von Rouen auf dem Wege nach Caen heißt Foret de Rouvrai, und von hier an wird das Angeſicht der Normandie nach und nach immer reizender, je weiter von der Seine abendwärts.

In der Weſthälfte der Normandie iſt die Natur am ſchönſten und die Menſchen auch, beſonders das weibliche Geſchlecht. Auch ſchon zwiſchen Rouen und Caen gibt es manche menſchliche Schönheiten, aber ſehr viele nordiſche Backenknochen und die vorherrſchende keltiſche Geſichtsfarbe. Unzählige Frauensleute, worunter viele junge waren, begegneten uns am Morgen auf ihren Wegen nach den Städten und Flecken. Einige trugen die zwei Fuß hohe weiße Haube, die meiſten die weiße männliche Schlafmütze. Von Rouen weſtwärts hörte ich das Heulen der Kutſcher nur ſelten mehr. Von den Höhen der Gebirgskette, welche an den Ufern des Fluſſes Touque von ſeinem Urſprung bis zum Meer nordwärts läuft, hat man die weiteſten und prächtigſten Blicke in die normanniſchen Ebenen. An dieſem Fluß liegt die biſchöfliche Stadt Liſieux, durch welche eine Landſtraße von Rouen nach Caen geht. Der Tag endete ſchöner als er in den engen ſchmutzigen Straßen Rouens begonnen, denn in der Ferne über Caen ſtand die ſchönſte und ſeltenſte Abendröthe. Die rothen Streifen des Himmels, die bläulichweiße Luft dazwiſchen, die ſchwarzblauen Wolken am Kimming, deren Wirbel ſtarken Rauchmaſſen glichen, wenn die Flamme noch mit ihrem Brennſtoff kämpft — o! alles dort in der freien Ferne lag unbeſchreiblich ruhig über dem vergangenen Tage. Es kam mir vor, daß man nur in der glücklichen Kindheit ſolche ſchöne Abendröthen ſieht. Sie ſollen in der weſtlichen Normandie vor allen andern prächtig ſeyn; die Urſache iſt wohl unbekannt. Die Abendröthe über Caen erinnerte mich wehmüthig an die Aurora Borealis in Orkney.

In den Gaſthöfen Frankreichs wird der Wein bei Tiſch zum Diner gerechnet und auf der Rechnung nicht erwähnt; in Belgien wird er nach deutſcher Weiſe für ſich gerechnet, und doch koſtet das Mittageſſen ſo viel als in Frankreich. In Paris ſteht ſelbſt das im Zimmer gebrauchte und nicht gebrauchte Licht auf der Rechnung angeführt. Mit der Rechtſchreibung iſt es in Frankreich nicht beſſer als in Deutſchland. In einem feinen Wirthshaus in Paris ſchrieb man auf meine Rechnung chambre et boujee (ſtatt bougie, Wachslicht). In dem ſprachverwirrten Belgien iſt es damit

am ärgſten. Weil ſo viele Engländer dahin kommen, ſo hat man es hier mit drei Sprachen zugleich zu thun, und die Gaſthöfe haben eine dreifache Mühe. Auf einer meiner belgiſchen Rechnungen — ſie ſtammte ſogar aus der Hauptſtadt — las ich: French English and German is spoken, und oben bei des Gaſtwirths Namen kebt by (für kept, d. i. gehalten). Ja an einem ganz beſondern Ort im Gaſthofe einer belgiſchen Stadt ſteht folgende Inſchrift, wovon ich weder das Engliſche noch das Deutſche verſtand: „Gentlemen, it will be obliged to cover the place without that you can not go put of the Cabinet. Man iſt gebeten die Brille zuzuſtopfen, weil man ohne dem nicht aus dieſem Cabinette kommen kann.“ Das iſt weder Engliſch noch Deutſch. Nach der Einrichtung der Pariſer Meſſageries zahlt in der Normandie ein Kind unter fünf Jahren, im Fall es beſtändig während der ganzen Reiſe auf dem Schooße ſeiner Mutter oder irgend jemandes ſeiner Angehörigen ſitzt, nur das halbe Fuhrgeld. Wie grauſam gegen Kind und Mutter! In der Bretagne fühlt man ein klein wenig menſchlicher, denn die Verordnung der Messageries de l'Ouest räumt dieſen Vortheil allen Kindern unter ſieben Jahren ein, fügt aber ängſtlich hinzu: pourvu que les parents qui accompagnent l'enfant, le prennent sur leur genoux. Die armen Menſchen!

Caen iſt in einer gewiſſen Weite eine ſchöne Stadt, und hat wie Rouen ein liebliches reizendes Ausſehen, ſo lange man ihren Schmutz nicht ſehen kann. Sie iſt eine der größern Städte der Normandie, aber nur halb ſo groß als Rouen, und es kann ſich als Univerſitätsſtadt, oder deutlicher geſagt, weil ſie eine ſolche iſt, nicht des beſten Geiſtes rühmen. Auch in den Wirthshäuſern derſelben herrſchen nicht eben die beſten Sitten, und manches davon ſcheint von England entſproſſen zu ſeyn, z. B. das Verfahren gewiſſer Stallknechte, die ohne rechtmäßige Anſprüche die Kutſche die eben abfahren will, beſteigen, und dem Reiſenden mit Gewalt ſeine Effecten entreißen und dieſelben ſo lange in den Fäuſten halten, bis er die unrechtmäßige Forderung gezahlt. Solche Angriffe ſind eigentlich nicht franzöſiſch; und es iſt möglich daß reiſende Engländer, die Caen ſehr häufig beſuchen — denn wo iſt eine Stadt und ein Städtchen ohne Engländer zu finden? — normanniſchen Stallknechten dieſe unzarte Sitte gelehrt. Und zu einem Handwerk dieſer Sorte gebricht es nicht an Zeit, denn überall in der Nordhälfte Frankreichs iſt es hergebracht, am Ort der Abfahrt lange zu zögern. Die Univerſitätsſtadt Caen hat den Ruhm, gerade in demſelben Jahre von Engländern gegründet zu ſeyn, als die Jungfrau von Orleans in Rouen von den Engländern verbrannt ward. Das geſchah vor 422 Jahren.

Caen und ſein katholiſches Weſen iſt uralt, und aus ſeinen vielen Kirchen und Thürmen iſt zu ſchließen, wie bedeutend einſt der Ort geweſen. Seine Straßen, oder eigentlich Gaſſen, zeugen von ſeinem Alter, und an ihrem Schmutz, der noch ärger und tiefer iſt als in Paris, erinnert man ſich daß man in Frankreich iſt. Ich wußte in den Gaſſen Caens nicht wo ich meinen Fuß hinſetzen ſollte, und wer beim Gehen nach oben ſtatt nach unten blickt, der kann ſicher ſeyn, daß er die Spuren ſeiner Wanderungen durch Caen bis zum Rücken hinauf mit nach Hauſe bringt. Mir ging es ſo aus Neugier in einer jener Gaſſen; denn da war etwas zu ſehen und zu hören was nicht alltäglich iſt, nämlich eine fahrende Proceſſion vom Lande. Ich denke ſie fuhr aus Furcht vor dem Schmutz der Univerſitätsſtadt, denn auf dem Lande ſieht's doch ſauberer aus. Es kamen nämlich zwei mit Leinen überzogene Karren dicht hinter einander langſam durch die Gaſſe gefahren, und es war gut daß ſie langſam fuhren, denn ſonſt würde ihr Leinverdeck an Farbe der Gaſſe gleich geworden ſeyn. Die beiden Karren waren inwendig mit Frauensleuten ſo beladen, daß für keine einzige Menſchenſeele neben ihnen noch ein Plätzchen offen war, und als die Karren ſo ihres Weges ſinnig und gemächlich fortwandelten, erſcholl aus ihnen abwechſelnd ein lauter Geſang, und wenn es in dem einen ſchwieg, begann es in dem andern. Du lieber Gott, was iſt das? ſprach ich in meiner Unwiſſenheit, denn was weiß man in unſern Ländern und in England von ſolchen Dingen. Die Leute ſchienen Mitleid mit mir zu haben und antworteten, wie ich doch ſo fragen könne, das ſey ja eine Proceſſion; ob ich das nicht wiſſe!

Etwa 14 Lieues weſtlich von Caen liegt das Städtchen Bir mit ſeinen ſchönen Menſchen, wo ſtatt der gewöhnlichen widerwärtigen Garçonsdie reizendſten Normanninnen die Reiſenden am Wagen empfangen und begrüßen, nicht ſtürmiſch wie die rohen Burſchen, ſondern mit der lieblichſten Beſcheidenheit. Der Weg durch den ganzen ſüdlichen Theil vom Coutantin (an der Vire) an über St. Sever und Ville Dieu, welches außerordentlich reizend unter Höhen liegt, iſt einer der ſchönſten in der Normandie. Hier zu Ville Dieu erhielten wir einen verwegenen Kutſcher, vor deſſen Peitſche die Pferde ſchon beim Anblick zitterten. Sobald er knallte und ſein „jüh“ heulte, fuhr das alte ſchwere Fahrzeug wie ein Dampfwagen davon, und ſo wild und wüthig ging es bergauf und bergab, daß es ein Wunder war, daß das Vehikel ſich aufrecht hielt. Ich wünſchte mich hundertmal lieber auf einen Dreimaſter, der im Sturme beilegt. Die ſicherſten Kutſcher ſind die engliſchen; ſo geſchickt ſind ſie wohl nirgends in der Welt. Zwiſchen Newroß und Waterford in Irland ging es drei Monate früher ungefähr eben ſo ſchlimm; das wilde Element in Irländern und Franzoſen iſt nicht germaniſch. Von Ville Dieu über Avranches, Pontorſon, wo die Bretagne beginnt, und von Dol nach St. Malo iſt die zweite Hälfte des Weges von Caen, der 40 Lieues beträgt. Die Strecke zwiſchen Avranches und Pontorſon längs der See iſt der zwiſchen Penſance und Helſton in Cornwall ähnlich. Man blickt auf beiden auf einen aus dem Meer ragenden Felſen St. Michels, und beide ſind bewohnt. Der St. Michaels Mount in Cornwall liegt in der Bucht von Penſance und der Mont St. Michel in der St. Michels-Bay. Vermuthlich haben aus Cornwall geflüchtete Britten zu den Zeiten der Gründung Weſtſachſens der franzöſiſchen St. Michels-Klippe gemäß der Aehnlichkeit mit der cornwäliſchen dieſen Namen gegeben.

Hier in der Nähe der Bretagne wird es immer ſchmutziger, je weiter nach Weſten und je näher der brettoniſchen Gränze, bis man endlich in das keltiſche Schmutzloch St. Malo hineinfällt, und wenn auch noch nicht an der Sprache, die erſt viel weiter weſtwärts keltiſch wird, ſo doch an der unbeſchreiblichen Unreinlichkeit, wobei ich mißmuthig ward, und in den Geſichtern der Menſchen ſieht man, daß man nicht mehr in der Normandie iſt. Die Phyſiognomien der Menſchen, ihr Charakter, ihre Sitten, ihr Wuchs, ihre Haarfarbe und ihr franzöſiſcher Dialekt, alles verändert ſich, die Sprache aber erſt in der Gegend von Mouconteur und Chatelau-

dren, wo das Brettonische beginnt. Die kleine See- und Handelsstadt St. Malo liegt mehr als halb im Wasser, hängt durch einen Damm mit dem Festland zusammen, und ist mit sehr dicken, oben mit platten Steinen belegten Mauern umgeben, worauf man rings um die Stadt gehen kann. Sie liegt hart an der See und an Felsenufern. Außen zu ragen diese Klippen aus der See heraus, wovon einige mit festen Batterien versehen sind; auf den Mauern dieser Stadt herum ist ein großartiger Spaziergang. Ich habe nie eine so eigenthümlich belegene und gebaute Stadt gesehen. Oestlich von St. Malo, etwa 4 deutsche Meilen, beginnt wie gesagt die Bretagne, deren Bewohner fast alle häßlich und unreinlich sind. Alles Keltische waltet in der Bretagne vor. Ich habe in St. Malo weder einen hübschen noch hellen Menschen gesehen.

(Schluß folgt.)

Der Hudsonkai in New-York.

Federzeichnung von E. Pelz.

(Schluß.)

Zur Winterszeit, wo die Einwanderung keine Menschenheerden für das Herbeitreiben zur Passage mit der Eriebahn liefert, sind hauptsächlich Schweineheerden da, die dann in grunzenden Trupps zu Tausenden hier vor dem Depot versammelt und den Schlachthäusern zugetrieben werden mit schlagendster Symbolik, auch Heerden von Ochsen und Schafen treffen ein, wiewohl minder zahlreich als Schweine. Die Thiere sind insgesammt besser daran als einwandernde Menschen, einmal sind sie ihres Zustandes sich nicht bewußt, sodann werden sie rascher befördert, weil ihre Fütterung kostspielig wäre und sie leicht an Fett abnehmen könnten. Man strebt darnach bei Thieren zu conserviren, was bei Menschen vernichtet wird! Endlich aber geht es mit den Thieren schnell zur Schlachtbank, bei fabrikmäßig abgekürztem Verfahren des Tödtens, wogegen Einwanderer am langsamen Feuer gebraten werden, indem man sie nur allmählich ausplündert, allmählich um ihre Gesundheit bringt, allmählich verschlechtert u. s. w. Es klingt barock und inhuman, den Wunsch auszusprechen, die alte Welt möchte sich von der neuen für die Auswanderer bezahlen lassen, so gut wie für andere werthvolle Dinge; allein es zeigt sich fast kein besseres Auskunftsmittel, um mehr Werthschätzung und bessere Behandlung der Menschen herbeizuführen unter den Amerikanern, denn diese haben nun einmal keinen andern Maßstab für die Achtung als das leidige Geld!

Am Pier Nr. 33 lagen eine Menge Boote des Delaware- und Hudson-Canals an, die hauptsächlich Holz und Steinkohlen herbeiführen, sowie denn überhaupt in dieser Gegend das Anlegen der Delaware- und Hudson-Canalfahrzeuge stattfindet. Von hier an zieht sich nordwärts den Kai hinauf ein Großhandel mit Steinkohlen, Brettern und anderem Holzwerk, mit gebrannten Ziegeln und Steinen, mit Gyps, Heu, Stroh u. s. w. Die massenhaftesten Vorräthe dieser Artikel kommen auf Fahrzeugen — oder das Stammholz in Flößen — den Strom herabgeschwommen, landen an bestimmten Plätzen, werden da sogleich aufgestapelt oder verlieren sich durch Abfahren auf Ablagerungsplätze und in Vorrathshäuser zur Vertheilung im Einzelnen und Ganzen. Die Häuserreihe von Weststreet gewinnt dadurch ein etwas verändertes Aussehen; es zeigen sich Schmieden und große Eisenwerkstätten, besonders für den Schiffsbedarf mit Gießereien und sonstigem Zubehör, sowie dann noch andere Fabriketablissements hieher verlegt sind, um die Zufuhr an Rohmaterial zur Verarbeitung oder auch Brennstoffe leicht bei der Hand zu haben.

Werfen wir in dieser Kaigegend unsere Blicke auf das Hauptsächlichste und Hervorragendste, so fallen auf den Piers Nr. 35 und 38 die Schilder der Depots des „Knickerbocker-Ice from Rockland-Lake“ und das „Rockland-Lake-Ice“ ins Auge, welche ein ausgedehntes Eisgeschäft andeuten, das sich auf die Erzeugung am Rockland-See gründet, dessen krystallhelles Wasser besonders geeignet dazu ist. — Der Name Knickerbocker begegnet uns hier beim Eishandel sowie bei einer Menge anderer Gelegenheiten in Geschäftsbeziehungen und hat keine andere Bedeutung, als daß eine holländische Solidität des betreffenden Geschäfts — andern ähnlichen gegenüber — an den Tag gelegt und zur Schau getragen werden soll, ob mit Begründung, das steht freilich allzeit auf einem andern Blatte, da die Neigung der Amerikaner zum Schwindel und zur Uebervortheilung sich aller Umhüllungen zu bedienen versteht. Es ist hier mit der Knickerbockerei ungefähr wie mit der „njemetzki Robod“ (der deutschen Arbeit), die der Russe auch oft als vorhanden versichert, wo er nur sein „kak no bud'j“ (die ungefähre Nachahmung) bietet. — Aerzte und Dentisten, Quacksalber und Apotheker, welche so reichlich von der „Dyspepsia“ und von andern Krankheiten zu profitiren wissen, die zum großen Theil dem Eismißbrauch zuzuschreiben sind, hätten alle Ursache den Rockland-See wegen seiner Eisproduction zu illustriren! —

Sehr charakteristisch liegen den Eisdepots gegenüber auf Weststreet „Brandy shops“, d. h. Schnappskneipen, die Extreme bezeichnend, in denen sich das amerikanische Leben bewegt, ein Hauptresultat zeigend in knabenhafter Consumtion.[1] Glühend oder eiskalt, starr entsagend oder im ungezügelten Genusse sich wälzend, orthodox gläubig und festgerannt oder alles verwerfend, was sich nicht betasten läßt; thierisch-roh oder verschmitzt und raffinirt-lackirt, wie die Temperatur, deren Sprünge von 90° Wärme herab auf 40° in plötzlichen Umsätzen charakteristisch sind, die nur Sommer und Winter kennt, dem deutschen Maßhalten bis zur Unverständlichkeit fern stehend, so zeigt sich hier die Gesellschaft der Menschen zum Extremen hingeneigt. Wir wissen eben noch beschämend wenig von dem Zusammenhange unseres Wesens mit dem der Natur!

---

[1] Ich brauche dieses nichtdeutsche Wort absichtlich, um die darin liegende Bedeutung von Schwindsucht, Verzehrung und Verwüstung zugleich in Anspruch zu nehmen. Die Neigung in den Menschen, welche die Gegend von Teheran — einst der blühendste Garten — in eine unfruchtbare Sandwüste umwandelte, ist noch immer nicht erloschen. A. d. R.

In der Gegend vom Pier Nro. 39, wo die „Philadelphia and Newyork Tow Boat Line“ (Schleppdampfer-Linie) anlegt, erhebt sich das zehn Stockwerk hohe Gebäude einer 1852 niedergebrannten Zuckerraffinerie, gleichfalls recht charakteristisch in der Eisnähe, aufs neue und deutet die Neigung zum Naschen unter Amerikanern in anderer Richtung und zugleich mit Eis verbunden an. Ich kann mich nicht von dem demüthigenden Gedanken trennen, daß hier doch vielleicht ein Staatsschulmeister wie Friedrich II von Preußen gewünscht werden möchte, der bekanntlich erklärte, „er habe in seiner Jugend Bierſuppe gegessen, das sollten die armen Leute auch thun!“

Bis in die Gegend des Pier Nr. 40 bei Vestry Street zieht sich ein allgemein und gemischt zu nennender Schiffsverkehr, während weiter hinauf nach Norden nur gewisse Branchen herrschen; besonders macht sich das Holz an den Piers am Wasserrande und auch auf der Straßenseite breit, wo die „Lumber Yards“, d. h. Höfe der Händler mit Brettern und sonstigem Bauholz den dichten Häuserbau unterbrechen. Bei Deßbrosses Street fällt durch seine Isolirtheit ein Etablissement für „Salt Water Baths“ in die Augen, welchem gegenüber in diesem Augenblicke ein Neger seine Grimassen schneidet nnd zur Begleitung der Negerzitter heult, oder eigentlich brüllt, seine Zuhörer damit höchlichst ergötzend.

Wir bemerken das Anlegen von Seeschiffen bis hieher reichend, während noch vor etwa zehn Jahren nur etwa bis zum Pier Nr. 8 der große Schiffsverkehr reichte, so rasch und bedeutend hat sich die Hafenfrequenz Newyorks gehoben!

An den Pier Nr. 40 gehörte als Beobachter Eugène Sue, der sich in Betrachtung und Schilderung von allerlei Schmutz gelegentlich so besonders gefällt; denn hier werden die Karren, welche das Kehricht aus den Häusern, mit Küchenabfall und dergleichen untermischt, abfahren, in bereitstehende Kähne ausgeladen, die immer von Menschen beiderlei Geschlechts und jedes Alters wimmeln. Sie durchstöbern das ausgeschüttete Chaos mit Begierde, um sich gewisse Dinge herauszuscharren. Die sucht nach Knochen, der nach Lumpen, jene wieder nach gewissem Küchenabfalle, während dort ein Knabe sich in den übelriechenden Haufen völlig vergräbt auf Maulwurfsweise, um Metallstückchen zu erwischen; keines scheint dem andern übrigens ins Handwerk zu pfuschen.

Ein der interessantesten Stellen am Hudsonkai ist jedenfalls der Fuß von Canalstreet. Hier zeigt sich zuerst die zweite „Hoboken Ferry“ mit ihren Mysterien und Offenkundigkeiten, gleich den übrigen Hoboken-Fähren vollkommen angethan, um Stoff für Füllung von mindestens neun Octavbände zu liefern, die an Interesse den modernen Romanbandwürmern in keinem Falle etwas nachgeben würden. Das ganze innere Gesellschaftsleben der Newyorker ließe sich in einer Betrachtung dieser Fährenfrequenz entwickeln. Sodann nehmen den anstoßenden Pier Nr. 42 die „Newyork and Liverpool U. S. Marine Steamers“ ein; also die bekannte „Collins Line“ hat hier ihren Anlegeplatz. Die amerikanischerseits über den atlantischen Ocean errichtete fliegende Brücke zur Herstellung der schnellsten Verbindung demnächst mit dem „Mutterstaat“ England und dann mit der alten Welt im allgemeinen; also eine der großen Europa-Fähren legt hier an bei der Abfahrt und Ankunft. Bekanntlich hat Mr. Collins für seine Linie einen enormen Zuschuß aus der Unionscasse bekommen. Murrköpfe ärgern sich darüber und brummen: „Für Nothwendiges hat die Unionsverwaltung keine Gelder, sobald nicht etwa jemand die Sache in seine Hände nimmt, um diese demnächst im Unionsgelde zu waschen, und sodann möglichst viele andere mitwaschen zu lassen!“ Mögen solche Gallsüchtige brummen und sich an den Worten des Abasiden-Kalif Nuschirwan in Persien erfreuen:

„Fürwahr! dem Untergange reift
Ein Staat, wo Reichthum einzig Quelle
Der Achtung ist. Die Bürger wollen
Nur reich seyn, und nach Wissen, Ehre
Und Tugend trachtet keiner mehr.“

Uns scheint es am ersprießlichsten dem „Ride si sapis“ des Martial hierbei wie bei andern Erscheinungen des hiesigen Lebens bestens zu folgen. Der taumelnde Voranschritt des Menschengeschlechts muß als fait accompli mit gutem Humor aufgefaßt werden.

Diesem Pier Nr. 42 gegenüber befindet sich, mitten am Ende der breiten Canalstraße, ungefähr in einer Front mit Weststreet, das Abgangsdepot der „Hudson-River-Rail-Road“ für Emigranten und Frachtzüge. Hier haben wir abermals wie bei der „Erie-Rail-Road“ ein Hauptbeförderungs-Etablissement für Einwanderer ins westliche Unionsgebiet vor uns, dessen Ruf jedoch besser ist als der jener beiden andern, seitdem einem deutschen Geschäftshause, dem der HH. Rischmiller und Löscher, die General-Agentur übertragen wurde. Es thut wohl, deutsche Namen bei bessern Bestrebungen in diesem Lande öfter nennen zu hören. Uebrigens läßt sich kaum eine interessantere Erscheinung denken, als welche dieser Einwandererstrom in seiner fast mechanischen Bewegung von Osten immer weiter gen Westen darbietet. Was sind dagegen die oft beschriebenen Wanderzüge gewisser Thiergattungen! Hier tritt eine der großen Naturmysterien vor das Auge des Beschauers, deren innerstes Wesen mit dem Isisschleier des Geheimnisses bedeckt ist; denn wer hat bis jetzt noch den richtigen Hauptgrund davon herausgefunden? Was von Uebervölkerung und dergleichen gefaselt wird, verdient kaum ernster Widerlegung, das alte China mit seiner Bodenbenutzung spricht allein zur Genüge dagegen. Zuletzt bleibt dem genauen Beobachter doch nur eine Art instinctartiger Wandertrieb als festerer Anhaltpunkt übrig, der in den Völkern germanischer Abstammung mächtiger wirkt als bei andern; alles was sonst dabei zum Vorschein kommt, tritt mehr in secundärer Natur auf. Die Germanen haben eine große, anregende Mission in der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts zu erfüllen, und können dieselbe nur wandernd im Rundgange um die Erde vollziehen. Das scheint sich als unwiderlegbare Thatsache herausstellen zu wollen.

Höchst verlockend winkt uns die Ueberschrift „Bulls Ferry“ beim Pier Nr. 43, denn hier ist ja eine billige und bequeme Gelegenheit zum Besuch der wundervollen Palisaden-Gegend vorhanden. Wir müssen aber dennoch vorübergehen, weil uns heut am Kai noch mancherlei zum Beschauen übrig bleibt. Die Wagen der Hudsonflußbahn werden von Pferden auf Eisenschienen fortgezogen, die Weststreet entlang gelegt sind, und beim Pier Nr. 48 sind Schienengeleise abgezweigt, die auf den Bohlen dieses Schiffsanlagedammes hinlaufen. Es war Absicht der Verwaltung erwähnter Eisenbahn, ihre Passagiere unter den Einwandernden gleich mit ihrem Gepäck von den Schiffen abzuholen und direct an diesem,

zu dem Zwecke eigens gemietheten Pier in die Wagen der Bahn zu bringen. Dieß würde ein sehr großer Vortheil für viele besonders Aermere gewesen seyn, weil sie dadurch der Kosten des Aufenthalts und Transportes ihrer Sachen überhoben worden wären. Anstatt aber ein so nützliches Unternehmen zu unterstützen, erließ die offenbar von den Concurrenten der Hudsonflußbahn bestimmte Legislatur des Staates Newyork geradezu ein Verbot gegen derartige Landungen, weil die Verwaltung der Eriebahn diese Freiheit gemißbraucht hatte. Man untersagte nicht den Mißbrauch, sondern hinderte namentlich das Wünschenswerthe und leistete indirect der Einwanderer-Plünderung Vorschub. Ich denke dabei an die Gegenbestrebungen deutscher Spießbürger, als mit Verbesserung der Landstraßen Deutschlands vorangeschritten wurde. Die Reisenden zerbrachen nicht mehr so viele Wagen, brauchten sich nicht in elenden Kneipen aufzuhalten und rupfen zu lassen, und was der Vortheile mehr waren, die denen nicht anstanden, welche eben Gewinn aus dem Nachtheil schlechter Straßen gezogen hatten. Genau so kurzsichtig-bornirt und selbstisch zeigen sich die Amerikaner in der Einwanderungsangelegenheit, bis sie den gewinnreichen Strom von sich abgelenkt haben werden und Verbesserungen als moutarde apres dîner erscheinen, wie das auch Deutschland mit seinem Handel und mit seiner Industrie passirte, für die man gleichfalls erst bessere Wege machte, als der Flor zu sinken begann. Deutschlands Industrielle und Kaufleute beschuldigen die leitenden Regierungen der mangelhaften Unterstützung; hier wo man sich selbst regiert, verhindert kurzsichtige Selbstsucht der Kaufleute oder Geschäftsmänner eben auch das Ersprießliche. Wird man dort wie hier eine goldene Mittelstraße finden lernen? Die Bewohner eines Landes, wo sich derlei Vernachlässigung auf der Hand liegender allgemeiner Interessen kundgibt, nehmen sich heraus mit Hochmuth auf die Europäer herabzusehen. Man könnte sie, die so gern bei allen Gelegenheiten auf die Worte ihrer „Holy Bible“ pochen, mit den Stumpfnasen auf Röm. 3. 23 stoßen, wo geschrieben steht: „sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms.“

Wir sind bei Pier 48 völlig in einer Kaigegend, die fast ausschließlich von den Baugewerken beherrscht wird. Ueberall „Lumber Yards“, Ziegelhaufen, Kalktonnen u. dgl. in sehr großer Menge. Die Canalboote haben an den Piers die Oberhand, und größere Segelschiffe sind selten, so daß die Hoboken Ferry am Fuße von Christopherstreet ganz das Ansehen eines Luxusartikels zwischen Ackergeräth oder derartigen Werkzeug gewinnt. Welch ein rasches, zuversichtliches Hineingreifen in die Zukunft thut sich in dieser wahrhaft großartig auftretenden Baulust der Menschen kund, wobei kein menschlicher Einzelnwille wirksam erscheint, sondern nur das Walten der Erwerbluſt! Und wie heißt die Basis dieser Hinneigung? Aussicht auf langen Frieden! nicht anders. Die Menschheit zeigt hier deutlich, daß sie über eine rauflustige Jugendperiode hinaus ist, und in Europa wird man dieses hervorstechende Bedürfniß über kurz oder lang auch zur allgemeinen Geltung gelangen sehen. Die Liebhaber der Gewalt und des Schwertes werden vergebens sich nach Unterstützung und Gefolge umsehen; Licht- und Schattenseiten einer Friedensperiode fehlen hier schon jetzt nicht und werden immer sichtbar seyn, so wie sie einer mehr zur Gewaltanwendung geneigten Periode nicht fehlten.

Bis zum Pier Nr. 55, wo Weststreet endet, hatten wir noch immer eine ziemlich ununterbrochene Häuserreihe als Kaieinfassung zur Seite; allein von da an beginnt die zehnte Avenüe, besetzt mit doppelten Häuserreihen, zwischen denen die Schienen der Hudsonflußbahn immer in Doppelgeleisen sich fortziehen. Der Kai endet auf Weststreet in symbolischer Prosa mit einem mächtigen, durch fortwährende Aufschüttungen in Permanenz erhaltenen — Düngerhaufen, dessen Entleerung auf dem Wasserwege vor sich geht. Hinter der linken Häuserreihe erwähnter zehnter Avenüe zieht sich nun der Kai gewissermaßen in veränderter Gestalt mit Intervallen fort. Es werden da namentlich Bretter, Bauholz, Kohlen, Steine, Heu, Stroh, Sand u. dgl. in offene und verdeckte Niederlagen abgeladen, und die Abfahrten vom Wasser her geschehen auf den bis an das Flußbett durch Aufschüttungen fortgesetzten Querstraßen-Ausläufern. Diese letztern beginnen hier mit der 14ten, weil sie bis dahin sich in den mit Namen, nicht aber mit Zahlen bezeichneten westlichen Straßen verliefen, als einem erst 1821 zur Durchführung gekommenen neuen Plan zur Stadtanlage angehörend. Die Schienengeleise der Hudsonflußbahn laufen in der 10ten Avenüe oder Längenstraße bis zur 30sten (Quer) Straße fort und springen da herunter in die 11te Avenüe, wo auch die Locomotiven anstatt der bisherigen Pferdebespannung in Wirksamkeit treten. Der Kai, wenn von einem solchen die Rede seyn kann, trägt vom Ende der Weststreet an bis hinauf in die vierziger Querstraßen ganz den Charakter der übrigen Stadt in dieser Gegend. Es ist das Gährende und Werdende da verwaltend. Man darf sagen, daß der Kai sich unter unsern Augen bildet; wir sehen ihn mit jedem Augenblick heranwachsen, und vernehmen im geräuschvollen Getriebe das Knacken der Glieder einer jungen Stadt-Riesin bei deren Ausdehnung über ein langes Inselgebiet. Allenthalben gehen Aufschüttungen und Ausfüllungen vor sich, theils zur Herstellung und Erhöhung der hier unten neu angelegten Querstraßen, die hinunter bis an den Fluß rennen, theils aber um ganze Straßenviertel dem Stromgebiete abzugewinnen, indem am Ufer entlang von Querstraße zu Querstraße Dämme gezogen sind und werden, durch die man den Abschluß vom Strome bewirkt.

Dort verliert eben ein Karrenfuhrmann von seinem zweirädrigen Wagen einen weißen Marmorquader, er hält still, und noch ehe ihn ankömmt sich irgend nach Hülfe zum Wiederaufladen umzusehen, springt schon ein recht elegant gekleideter Herr hinzu, der ruhig vor der Thür seines Hauses im Schatten saß. Dieser packt ohne weiteres mit an und eins, zwei, drei! ist der schwere Stein wieder auf den Karren gebracht. Kaum daß der Kärrner ein kurzes „Thank you Sir!“ sagt, auf welches vom raschen Helfer auch nicht gerechnet wird, sondern ebenfalls auf thatkräftige Hülfe in Fällen der Noth. — So sind nun diese Yankee-Naturen! Unausstehlich auf vielen Seiten für den europäisch Gebildeten und bei Gelegenheit wieder so küssenswerth-praktisch, um aller Welt wirklich zum Muster aufgestellt werden zu können. Ich will hier nicht die Parallele ziehen, wie sich in ähnlichem Falle der Vornehmere einer Hauptstadt Europa's gegen einen armen Kärrner benommen haben würde, wenn — wie hier — die Regel gelten soll, wo das eben erwähnte Benehmen in der That Regel ist.

Je weiter wir uns von Weststreet ab in das Querstraßengebiet begaben, um so lückenhafter werden die Bauten der Häuser, um so rustikaler erscheint das Aussehen der Gegend. Fabriken von

Lichtern und dergleichen, die mit üblem Geruch verbunden ſind, ſehen wir neben großen Stallungen, welche ſchauerliche Myſterien enthalten, auf die ich am Schluſſe dieſes Ueberſichtsganges nochmals ſpeciell zurückkommen muß. Sodann dominiren eine Menge lärmender Dampfſägemühlen und andere Maſchinenwerkſtätten, von denen die Gehörnerven vermöge ihres Arbeitens ſtark angegriffen werden.

Endlich zeigt ſich die Barracke und Bretterbude des Irländers proviſoriſch auf unbenutzten Bauſtellen errichtet, bis ſie vom regulären Häuſerbau vertrieben wird, darüber hinaus kommt dann ländliches Gebiet, deſſen Beſitzer mit Sehnſucht das raſche Näherrücken der Häuſermaſſe gewärtigen, weil dann erſt der rechte Schacher um die Bauplätze beginnt. Die Hudſonfluß-Eiſenbahn bildet weiter hinaus bis an das Ende von Manahaten-Eiland völlig unbeſtritten als Alleinherrſcherin den Kai durch ihren Schienenweg.

Was von mir über die obenerwähnten Stall-Myſterien geſagt werden könnte, würde mir kaum vom kleinſten Theile der New-Yorker ſelbſt geglaubt werden, ich müßte gewärtigen, daß eine wohlgeſinnte Mehrheit mich der Uebertreibung, Schwarzſeherei und Gehäſſigkeit zu zeihen nicht Anſtand nähme. In Deutſchland vollends, wo man vielfach in Amerika nur das „gelobte Land“ erblicken will, käme ich nun vollends nicht aus. Darum möge ein angloamerikaniſcher Gewährsmann über den Gegenſtand reden, der ſich im „Sunday Dispatch“ Vol. 8. Nr. 36. vom 31 Julius 1853, wörtlich überſetzt, folgendermaßen vernehmen ließ, ohne daß derſelbe widerlegt wurde, weil von ihm eben nichts als die nackte Wahrheit geſagt ward. Unter der Ueberſchrift: „Mord im Großen. Kranke Milch. Tod in Localitäten“, heißt es:

„Unlängſt wurde der Stadtinſpector vom Gemeinderath beauftragt, die Zahl der Todesfälle in den verſchiedenen Diſtricten dieſer Stadt zu berichten. So weit die Erwiederungen dieſes Beamten, welche unvollſtändig blieben, ein Urtheil geſtatten, ergibt ſich, daß die Zahl der Geſtorbenen in den obern Stadttheilen verhältnißmäßig bei weitem größer iſt als in den untern. Die Urſache dieſer größern Zerſtörung von Menſchenleben iſt im Zuſtande der obern Stadttheile zu ſuchen, im dermaligen Geſchäftstreiben daſelbſt u. ſ. w. Der erſte Wochenbericht über die Todesfälle nach Stadtbezirken gibt folgendes Reſultat:

Stadtbezirk.	Todte.	Stadtbezirk.	Todte.
1r	10	11r	33
2r	4	12r	25
3r	2	13r	22
4r	28	14r	19
5r	21	15r	27
6r	34	16r	37
7r	26	17r	48
8r	22	18r	48
9r	21	19r	41
10r	11	20r	42
	In Summa . .		521

Von dieſer Zahl waren 372 Knaben und Mädchen, darunter 217 noch kein Jahr alt. Wer genauer unterrichtet iſt von den geſchäftlichen Verrichtungen der Menſchen in den obern Stadtbezirken und von der unreinen Atmoſphäre gewiſſer Localitäten, wird natürlich dieſe große Sterblichkeit erwähnten Umſtänden zuſchreiben. Allein jeder richtet gewiß ſeine Gedanken zuerſt auf die Milchetabliſſements als auf ſo viele Depots von Verpeſtung und Tod, durch die das Gift im Großen und Kleinen durch die Atmoſphäre wie durch den Verkauf deſſen, was Milch genannt wird, Verbreitung erhält, ſowie auch ferner in vielen Fällen durch den Verkauf des Fleiſches erkrankter Kühe. Die todten Kühe in einem einzigen Stalle beliefen ſich an einem Tage auf ſieben, welche insgeſammt contractlich von Herrn Reynolds an dieſem Toge nach Barren-Eiland geſchafft wurden.

Aber wie viele von dieſen kranken Thieren an Fleiſcher verkauft und von dieſen wieder für den Markt verkauft werden, wiſſen wir nicht. Gewiß wird kein ehrenhafter Fleiſcher dieſelben kaufen, allein daß einige es gethan, wiſſen wir. Beim Beſuche einige dieſer Ställe findet man faſt jeden Tag geſtorbene Thiere und ſolche, die zum Sterben herausgeworfen ſind. Die kranken Kühe, welche nicht mehr gewinnreich für Milchertrag und nicht fertig zum Sterben ſind, werden an Fleiſcher verkauft, für einige Cents billiger als der Preis guten Fleiſches iſt. Wenn ſie eingeſtellt ſind, werden ſie mit dem Artikel aufgemäſtet, der „Schiff-Stoff“ genannt wird, zuſammengeſetzt aus einer Hälfte Sägeſpäne und einer andern Hälfte von Außenſeiten verdorbenen Kornes, und dieſer Proceß heißt „Fettmachen.“ Obgleich die Geſetze ſtreng gegen Verkauf ungeſunden Fleiſches ſind, ſo hören wir doch ſelten von deßfallſigen Anklagen. So viel in Bezug auf das Fleiſch. Die Milch dieſer Thiere haben wir oft beſchrieben. Die kranken Kühe werden gemelken bis einen oder zwei Tage vor ihrem Tode, und oft müſſen ſie aufrecht gehalten werden bis der Proceß des Melkens vorüber iſt. Zwei Männer — einer von jeder Seite — halten ſie aufrecht, während ein dritter ſie melkt. Wenn ein ſolches Thier verlaſſen wird, fällt es nieder, um oft niemals wieder aufzuſtehen, bis das Recht des Abfall-Contractors zur Anwendung kömmt und ihr Leichnam auf Stadtunkoſten von 2½ Dollars nach Barren-Eiland geſchafft wird. Die Milch enthält die Krankheit des Thieres und wird über die Stadt verbreitet, um deren Bevölkerung zu vergiften, die für Hinwegſchaffung des Leichnams bezahlt. Ihr verhängnißvoller Einfluß auf Kinder iſt in der wöchentlichen Sterbeliſte zu erſehen. Dreißig Tauſend Quart von dieſer Milch kommen an einem einzigen Tage aus einem ſolchen Stalle auf der Inſel (Manahaten). Nicht ein Theilchen dieſer Milch iſt unvergiftet. Die Kühe, welche leidlich geſund ausſehen, leben in einer faulen Atmoſphäre, deren Einathmung vergiftend iſt. Sie verlaſſen niemals ihr Gefängniß, ihre Zähne fallen aus den Kinnladen, Geſchwüre brechen an verſchiedenen Körpertheilen aus, und wer eine geſunde Kuh auf dem Lande geſehen hat, auf grüner Wieſe graſend, oder im Gehöfte eines Landmannes wiederkäuend, den muß ſolch ein Anblick erbittern, wegen der Herzloſigkeit, die in ſo inhumaner Behandlung eines ſo edlen und nützlichen Thieres ſich kund gibt.

Wenn wir bedenken, welche ungeheure Menge Milch täglich in dieſer Stadt verbraucht wird und man uns ſagt, daß ungefähr zwei Drittheile davon aus dieſen Ställen kömmt, dürfen wir uns nicht über daher rührende Verluſte an Menſchenleben wundern. Allein das Uebel endet nicht mit den veranlaßten Todesfällen. Wie viele haben den Samen der Krankheit in ſich aufgenommen, wie viele leiden an ſchwerer Krankheit und erholen ſich nur mit zerſtörter Geſundheit aus dieſer Urſache? Es ſind an zwanzig tauſend

ſolcher Kühe in und um New-York, und gegen drei oder vier tauſend ſtarben jährlich an Krankheiten, die von ihrer Lebensweiſe herrühren.

„Ein anderes Uebel und ein ſehr ernſtes rührt von der durch dieſe Ställe verbreiteten faulen und ſchädlichen Atmoſphäre her. Der Geruch iſt der beleidigendſte welcher ſich denken läßt; er durchdringt alle Theile der Wohnungen in der Nähe und weit umher. Dieſer Geſtank iſt ſo entſetzlich, daß er Uebelkeiten erregt.

„Wenn ein einzelnes menſchliches Weſen in der Gemeinde ſein Leben durch gewaltthätige Hand verliert, iſt jedermann aufgebracht, und der Uebelthäter, wenn ſchuldig befunden, erleidet die härteſte Strafe welche das Geſetz erheiſcht. Allein hier ſehen wir Etabliſſements, die wenigen reichen Leuten gehören, verpachtet an Perſonen welche das Milchgeſchäft beſorgen, wodurch Tod und Krankheit über die ganze Stadt ausgeſtreut wird. Demnächſt ſind ſie ſchuldig der größten Grauſamkeit gegen ein edles und nützliches Thier, und ſodann vergiften ſie unbedingt Tauſende menſchlicher Weſen. In dem einen Falle wird der Mörder bis zum Tode verfolgt, und im andern wird er als einer der beſten Bürger betrachtet, und oft geben ihm die Dollars, welche er durch Verkauf des Giftes aufſammelt, den hervorragendſten Stuhl in einer Kirche und eine Vorderſtellung im geſellſchaftlichen und politiſchen Leben. Wohl, ſo iſt es, und was nützt das Geſchrei dagegen? Werden unſere Localautoritäten die Urſachen des Uebels entfernen? — Um zu zeigen wie unmächtig ſie in dieſer Beziehung ſind, brauchen wir nur eine Thatſache anzuführen. Vor wenigen Jahren hatten wir Gelegenheit im Hauſe des damaligen Mayors Herrn Havemeyer vorzuſprechen, das zufällig im Bereiche des duftenden Einfluſſes eines dieſer Ställe lag. Sein Haus war ſehr reichlich von den Ausdünſtungen durchzogen, und im Laufe des Geſprächs geſtand er ſeine Unfähigkeit — obgleich Mayor der Stadt — die Unreinlichkeit zu entfernen. Ohne Zweifel unterſchätzt er ſeine Macht, allein er war doch zu furchtſam die Oppoſition der Capitaliſten zu erregen, welche dieſe Etabliſſements beſitzen. Ein Herr, welcher in der Nähe des Ex-Mayor wohnt, der überaus verdrießlich über die Gerüche der Ställe war, hielt ein Tagebuch, um die Veränderungen ihrer Stärke und den Einfluß auf ſein Körperſyſtem einzutragen. Eine Probe dieſes Werkes lautet:

„„Wind von den Ställen heute entſetzlich — obgleich alle meine Thüren und Fenſter geſchloſſen ſind, jede Höhle und Ecke iſt dick angefüllt mit dem Parfüm kranker Kühe.““

„„Heute der Wind nördlich, Ställe riechend und beläſtigend.““

„„Heute ein gelegentlicher Puff aus der großen Parfümerie.““

„„Heut die alte Unreinlichkeit unleidlich ſchlimm, und Uebelkeit hat die meiſten von meiner Familie überfallen.““

Die letzte Bemerkung des Tagebuchs lautet:

„„Ausgezogen aus dieſer Nachbarſchaft auf den Rath meines Arztes.““

Aus dieſen wenigen Thatſachen wird der Leſer erſehen, weßhalb ſo viele Kinder von dieſer Inſel in die Ewigkeit geſendet werden und deßhalb ſo viele Todesfälle in den obern Stadtbezirken vorkommen. Wenn hieraus dem europäiſchen Leſer nicht die innigſte Ueberzeugung erwächst, daß es hier in einem Lande, wo man ſich hoch erhaben über die Bevölkerung der alten Welt dünkt, eben auch heißt: „Kleine Verbrecher an der Geſellſchaft werden gehängt und große läßt man laufen!“ ſo waſche ich meine Hände und empfehle die Lectüre der Schriften der Herren ꝛc. Räthe v. Raumer und Quentin, in denen auf mein Wort von Myſterien eben erwähnter Art nichts ſteht. Mögen die ungläubigen Gläubigen ſich aufmachen nach dem hieſigen „gelobten Lande,“ um amerikaniſchen Witz zu kaufen, der ihnen bald genug dargeboten werden wird. Solchen Unheilbaren iſt nicht anders zu helfen! — Sie mögen hier ſelbſt in Erfahrung bringen, daß Gold ein ſchweres Metall iſt, welches durch ſeinen Träger drückend auf der armen, thörichten Menſchheit laſtet; ſie mögen ſich vergewiſſern, daß dieſe Goldträger dermaßen abgebrüht ſind, um ſo ſcharfe Darſtellungen wie die vorſtehende, trotz der darin enthaltenen Wahrheit, von ſich wirkungslos abgleiten zu laſſen, gleich dem Waſſertropfen vom Gefieder eines Schwimmvogels. Dieſe Goldträger haben das Gold und damit die Macht, jedem Geſetz und jeder wohlthätigen Einrichtung Schnippchen ſchlagen zu können, denn die ſouveräne Menge wird viel zu eitel auf ihre eingebildeten Vorzüge gemacht durch Schmeichler aller Art, um geſcheidt zu werden, um ſich nicht immer wieder täuſchen laſſen zu ſollen. Durch Hindeutungen auf ſogenannte Verdummung durch pfäffiſchen und ſonſtigen Einfluß kommt man dem Hauptübel nicht auf den Leib, denn dieſes liegt tiefer im Geſellſchaftskörper, und iſt beſonders in der vorherrſchenden Selbſtſucht der Individuen zu ſuchen. Die Menſchen werden namentlich durch Folgen ihrer eigenen Mängel und Gebrechen gepeinigt! Wären ſie ſelbſt geiſtig regſamer und hingebender für's Gemeinbeſte, erzögen ſie ihre Kinder beſſer, oder erzögen ſie dieſelben überhaupt ſtatt ſie zu verziehen; ſorgten ſie für beſſere Schulen und Erziehungsanſtalten, legten ſie überhaupt das Schwergewicht im Leben auf Geiſtesbildung ſtatt auf Dollargewinn und Sinnengenuß, wo ſollten dann unter ihnen verdummungsſüchtige Pfaffen, hartherzige Reiche und ſonſtige Feinde des Gemeinwohls herkommen? Wenn ſolche Einzelne dennoch auftauchen, wo ſollte ihre Macht, ihr Einfluß ſich geltend machen? Dagegen werden Mängel, Fehler und Gebrechen der Menſchen, wenn ihnen nicht durch Erziehung zum Guten geſteuert wird, allzeit üble Wirkungen haben, die perſonificirt heraustreten, und Angriffe auf Perſönlichkeiten oder ſogar Entfernungen derſelben können die Urſachen weder aufheben noch entfernen, vielmehr wachſen, gleich den Köpfen der Hydra, die perſonificirten Wirkungen nur in vermehrter Zahl nach! Wenn Verordnungen und Geſetze, wenn politiſche Inſtitutionen trefflicher Art faule Flecke allein zu beſſern vermöchten, ſo müßten hier in den Vereinigten Staaten die Bäume wirklich bis in den Himmel wachſen, denn es fehlt durchaus nicht an erwähnten Dingen. Aber das iſt doch keineswegs der Fall, wie ich den Lobhudlern hieſiger Zuſtände gegenüber durch ſchlagende Thatſachen zu beweiſen mich fort und fort beſtreben werde. Um den Beifall, welchen verderbliche Schönmalerei bei einer leider nur zu großen Menge von Leſern findet, iſt kein Menſch zu beneiden, und die Anerkennung Unterrichteter, welche ſeither ſchon meinen nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen wahrheitsgetreu gelieferten Schilderungen zu Theil wurde, läßt mich den heftigen Tadel betroffener und befangener Perſonen leicht verſchmerzen. J. H. Voß ſagte ſehr richtig:

„Kundige nur gewinnt man ſogleich durch Worte der Wahrheit,
„Weil die Kundigen ſtets auch die Gelehrigſten ſind.“

Von einem freundlich geſinnten Kritiker wurde mir angemerkt: ich ſey doch wohl etwas dadurch befangen, daß ich hier mitten im

vielfach heillosen Getriebe stehe, und es entgehe mir vielleicht manches darneben hängende Treffliche und Gute. In dieser Hinsicht kann ich nur versichern, meine Federzeichnungen niemals prima vista auszuführen, sondern allzeit gewisse Zeiträume verfließen zu lassen, ehe ich an die Ausarbeitung erster Entwürfe gehe. Das Horazische „nonum prematur in annum“ wird von mir wenigstens nicht ganz außer Acht gelassen, obschon ich leider keine Ansprüche auf die hohe Stellung dieses Heros der literarischen Welt machen darf. Den guten Willen, das Beste zu leisten, was in meinen Kräften steht, lasse ich mir aber von niemand absprechen.

Die Kosaken der Ukräne.

(Schluß.)

„Man wird stets von seinen eigenen Leuten verrathen“, sagt ein altes Sprüchwort. Dieß geschah auch in der Ukräne. Viele polnische Edelleute, die arm oder abenteuerlustig waren, traten bei den Zaporogen oder in den eingeschriebenen Kosakenregimentern ein. Unter ihnen befand sich Bogdan Chmielnicki, ein geborner Lithauer, dessen Familie sich aber in Tschigirin unter den Kosaken niedergelassen hatte. Er sprach geläufig polnisch, russisch, lateinisch und türkisch, war ein geschmeidiger feiner Kopf, geduldig und verschlagen wie ein orientalischer Wilder, ehrgeizig als das Mitglied einer Aristokratie, deren Angehörige sammt und sonders ihren Antheil an der souveränen Gewalt auf den Reichstagen ausübten. Bis zur Verwegenheit muthig, wenn es Noth that, griff er gleichwohl zu gewaltsamen Mitteln erst nachdem er alle Künste der Intrigue erschöpft hatte. Seine Talente und seine seltene Bildung hatten ihm zur Stelle eines Generalsecretärs (Pisar) der Kosaken verholfen — einem Amt, das ungefähr dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten entsprach. Nach der Hetmanswürde gab es keinen bedeutendern Posten, und wenn der Secretär Verstand besaß, so konnte er häufig das militärische Oberhaupt bei den Kosaken verdunkeln. Nach Warschau geschickt, um die Reclamationen der Ukränebewohner vorzutragen, hatte sich Chmielnicki durch seine Kühnheit und den lebhaften Eifer, womit er die Sache seiner Committenten vertrat, ausgezeichnet. Man betrachtete ihn bei Hof als einen gewandten aber gefährlichen Mann. Schon die Republik hatte die Nothwendigkeit eingesehen, Festungen an den Ufern des Dnieprs zu erbauen, um die Kosaken im Zaume zu halten. Ein General der Krone zeigte Chmielnicki die Wälle einer dieser Citadellen und fragte ihn wer sie zerstören könnte. „Was die Hand des Menschen errichtet hat, kann die Hand des Menschen auch niederreißen“, antwortete Chmielnicki.

Als er in die Ukräne zurückkam, ließ der Unterstaroſt von Tschigirin, ein polnischer Edelmann aus sehr einflußreicher Familie, sichs beigehen ihn zur Strafe für seine Opposition gegen die Regierung zu verfolgen. Man beschuldigte ihn des unerlaubten Besitzes von Ländereien und Bauern, und der Unterstaroſt erklärte ihn derselben verlustig. Aber man kannte die Formen einer solchen Procedur in der Ukräne nicht. Der kleine Despot von Tschigirin drang unter starkem Geleite in Chmielnickis Haus, plünderte und verbrannte es, schändete und tödtete seine Frau. Dieser Beamte war allerdings etwas hitzig, und einiger Widerstand hatte seinen Zorn reizen müssen, aber im Ganzen war sein Benehmen für die Zeit und für das Land gerade nichts allzu außerordentliches. Als Bogdan Chmielnicki sein Unglück erfuhr, sagte er kalt: „Sie haben mir nicht Alles geraubt, meine Kosakenmutter ist mir geblieben.“ So nannten die Zaporogen ihren Säbel.

Man weiß was ein König von Polen in damaliger Zeit war. Ladislaus IV, unter dessen Regierung man die Kosaken auf solche Art behandelte, verabscheute die Schändlichkeiten seines Adels, war aber nicht im Stande sie abzustellen. Einige Zeit vorher hatte er eine Deputation aus der Ukräne empfangen, die sich über zahlreiche Acte der Unterdrückung beklagte. — „Was kann ich machen?“ sagte er achselzuckend.“ Seyd ihr nicht Kosaken und habt ihr nicht einen Säbel an der Seite?“ — Bogdan Chmielnicki ließ sich das gesagt seyn. Ohne seine Zeit mit Suppliken zu verlieren, eilte er ins Lager der Zaporogen, erzählte ihnen was er erlitten, und wußte sie so zu befeuern, daß sie ihn durch Zuruf zu ihrem Hetmann ernannten und als ersten Beweis ihrer Sympathie sämmtliche Polen niedermetzelten, die sich in ihrem Bereich befanden.

Bis dahin hatte man unter den Kosaken nur ungeordnete Insurrectionen gesehen, die gewaltsam waren, aber vorübergehend, wie das Austreten eines Flusses. Kein Plan, keine Verabredung unter den empörten Horden. Dießmal bemerkte man bald, daß ein gewandter Chef die Rebellen leitete, und daß ein langer, verderblicher Krieg im Anzug war. Chmielnickis erstes Geschäft war die Abschließung eines Bündnisses mit dem Khan der Krim, der schon zum voraus sehr erbittert über Polen war, weil man ihm den Tribut verweigerte, den er auf den Wortlaut alter Verträge erwarten durfte. Auf gleiche Weise unterhandelte er mit dem Czar von Rußland und versicherte sich seines Wohlwollens und seiner geheimen Mitwirkung. Chmielnicki's Armee wurde durch eine große Anzahl donischer Kosaken verstärkt, die sich stets bereit zeigten mit ihren Brüdern vom Dniepr gemeinschaftliche Sache zu machen; endlich rief er noch alle Leibeigenen der Ukräne zu den Waffen und theilte sie in seine Regimenter ein.

Schlecht berichtet über die Streitmittel der Aufrührer zog der Kronfeldherr ihm mit einigen Tausend Mann entgegen, größtentheils aus Kosaken bestehend, die für treu galten, aber beim Anblick ihrer Cameraden ihn im Stich ließen, worauf der Rest der polnischen Armee zusammengehauen wurde. Um diese Zeit zogen die polnischen Edelleute mit großer Pracht ins Feld. Auf ihren Schlössern hatten sie nicht immer Betten, aber ihre Zelte waren mit Brocat ausgeschlagen, ihre Stühle mit Gold gestickt und oft mit Perlen und Edelsteinen bedeckt. Die Beute war bedeutend und entflammte die Kosaken zu neuem Eifer. Statt der Tributgelder gab Chmielnicki seinen Bundesgenossen, den Tataren, seine Gefangenen, um sie im Orient zu verkaufen. Bescheiden inmitten seines Triumphs, nahm er sich im Anfang wohl in Acht mit hohen Ansprüchen hervorzutreten. Er schrieb an den König einen Brief,

worin er ſeine Genoſſen entſchuldigte und ihre Waffenergreifung rechtfertigte, indem er an ihre harte Unterdrückung, ihre lange Geduld und die Unmöglichkeit Recht zu erhalten erinnerte. Schlüßlich betheuerte er ſeine Ergebenheit gegen den König und die Republik und erbot ſich die Waffen niederzulegen, ſobald man der Ukräne ihre alten Freiheiten zurückgegeben hätte. Aber während er mit dieſer Maske der Demuth unterhandelte, ließ er durch ſeine Unterfeldherren Wolhynien und Podolien mit Feuer und Schwert verheeren, die Ernten zerſtören und Weiber und Kinder in Sklaverei abführen. Er ſelbſt zog im Triumph in Kiew ein, ließ da ein Tedeum ſingen und nahm den Titel Wiederherſteller des orthodoxen Glaubens und der Freiheiten von Kleinrußland an. Der Unterſtaroſt von Tſchigirin, der ihn ſo grauſam beleidigt hatte, war geſtorben, aber ſeine Wittwe befand ſich in Kiew, und Chmielnicki heirathete ſie, man ſagt zum Dank für einige Gefälligkeiten, welche ſie ihm erwieſen hatte, als er noch Secretär der Koſaken war.

Mitten unter dieſen unredlich gemeinten Unterhandlungen ſtarb Ladislaus, und hinterließ ſeinem Nachfolger, Johann Caſimir, als Erbſchaft einen furchtbaren Krieg, der National-, Kaſten- und Religionskrieg zugleich war und durch die mächtige Einſchreitung der Tataren ſowie das noch furchtbarere Einverſtändniß Rußlands gewaltig erſchwert wurde. Caſimir, der weder Truppen noch Geld beſaß, ſchätzte ſich ſehr glücklich einen Waffenſtillſtand unter der Bedingung zu erhalten, daß er Bogdan Chmielnicki als Hetmann der Ukräne anerkannte. Er ſchickte ihm die Inſignien dieſer Würde, einen Pelz, einen ſilbernen Streitkolben und den Bundſchuk oder Roßſchweif, welchen die Hetmänner als ihr Banner vor ſich hertragen ließen. Chmielnicki nahm die Geſchenke des Polenkönigs an, und zu gleicher Zeit wurde ihm ein zweiter Pelz, ein zweiter Streitkolben und ein zweiter Roßſchweif von dem Sultan überſandt, der ſich ohne Zweifel dadurch einen mächtigen Vaſallen zu erwerben glaubte. Aber der ſchlaue Hetmann griff mit beiden Händen zu, und während er Türken und Polen mit leeren Verſprechungen hinhielt, verfolgte er das einzige Ziel das er hatte, nämlich die Gründung eines unabhängigen Staates, deſſen Oberhaupt er wäre. Im Frühling des Jahres 1649 warf er ſich plötzlich mit einer Armee von 400,000 Koſaken, Tataren und aufrühreriſchen Bauern auf Podolien. Ich überlaſſe die Verantwortlichkeit für dieſe Ziffern den Geſchichtſchreibern der Zeit, die in ihrem ciceronianiſchen Latein dieſen Krieg bellum scythico-cosalcum nennen. Was wirklich an dieſe ungeheure Menge glauben laſſen kann, das iſt die Thatſache, daß die Koſaken und die Tataren jener Zeit weit leichter zu ernähren waren als unſere modernen Armeen. Mit einem Säckchen Roggenmehl machte ein Koſak einen Feldzug, und was die Tataren betrifft, ſo kann ich nach dem Beiſpiel Homers, der ſelbſt mitten unter den Kämpfen niemals eine Gelegenheit hinaus läßt von einem Mahle zu ſprechen, der Luſt nicht widerſtehen etwas von ihrer Küche zu ſagen, ſo wie Beauplan ſie beſchreibt. „Wenn ſich ein Pferd verfindet das nicht mehr gehen kann, ſo bringen ſie es um. Sie ſchneiden das Fleiſch in Scheiben, die ſie ſo groß als möglich machen, legen es auf den Rücken ihres Pferdes, das ſie darüber ſatteln, gürten das Thier ſo feſt als möglich, ſteigen dann auf und reiten auf dem Marſch zwei oder drei Stunden lang Galopp, denn die ganze Armee hält daſſelbe Tempo ein. Nachher ſteigen ſie ab, nehmen den Sattel herunter, drehen ihre Fleiſchſcheibe um, ſammeln mit dem Finger den Schaum des Pferdes und benetzen damit ihren Braten, damit er nicht zu trocken wird. Sodann ſatteln und gürten ſie ihr Pferd wie vorher wieder ſehr ſtark, jagen von neuem zwei oder drei Stunden lang fort, und dann iſt das Fleiſch nach ihrem Wunſche gekocht und gebraten. Dieß ſind ihre Leckerbiſſen und ihre Ragouts."

Dieſe 400,000 Mann, die ſich ſo geſchickt zu ernähren wußten, zeigten ſich weniger geſchickt, als es ſich um eine Belagerung handelte. Zbarras in Podolien hielt ſie zuerſt in ihrem Marſche auf, und die Vertheidiger dieſer Stadt, die unaufhörliche Angriffe abzuweiſen und gegen eine furchtbare Hungersnoth zu kämpfen hatten, ſchlugen ſich ſo tapfer, daß ſie Caſimir Zeit verſchafften mit der Armee der Republik heranzukommen. Sie war nicht ſehr zahlreich, aber befeuert durch das Beiſpiel ihres Königs und beſeelt mit dem Muthe der Verzweiflung, widerſtand ſie den regelloſen Angriffen der Koſaken und Tataren. Dieſe letzten, die keine große Luſt hatten ſich für die Freiheiten der Ukräne umbringen zu laſſen, erboten ſich zu unterhandeln. Man gab ihnen auf der Stelle 100,000 Gulden und verſprach noch 20,000. Sie erlangten und erhielten überdieß die Erlaubniß die polniſchen Provinzen, durch welche ihr Rückweg ſie führen würde, ungeſtört plündern zu dürfen. Was Chmielnicki betraf, ſo wurde er feierlich in ſeiner Hetmannswürde beſtätigt; der König ſchwur die Privilegien der Koſaken heilig zu halten und geſtattete die Vermehrung ihrer Regimenter, ein Zugeſtändniß, wodurch er alle vorhergegangenen Einſchreibungen ſanctionirte. Dieſer Vertrag wurde bei Zborow auf dem Schlachtfeld, einige Meilen von Zbarras, abgeſchloſſen.

Der Artikel, welcher den Tataren die Plünderung Podoliens geſtattete, wurde von beiden Theilen gewiſſenhaft feſtgehalten, war aber auch der einzige, von dem man dieß ſagen konnte. Auf der einen Seite nahm Chmielnicki ſtatt der 40,000 Mann, die er in ſeiner Armee haben ſollte, 60,000 in ſeine Regimenter auf; auf der andern Seite begannen die polniſchen Edelleute wieder den Koſaken das Recht auf Landbeſitz und den Bauern der Ukräne ihre Eigenſchaft als eingeſchriebene Koſaken ſtreitig zu machen. Daher endloſe Zwiſtigkeiten; ich verſtehe darunter Händel mit Flintenſchüſſen, Einfälle auf beiden Ufern des Dniepr und beſtändige Plünderungen. Inzwiſchen waren der Einfluß und die Macht des Hetmanns in ſtetem Zunehmen begriffen. Er nöthigte den Hoſpodar der Moldau ihm Tribut zu bezahlen, die ottomaniſche Pforte und der Hof von Moskau buhlten um ſeine Allianz. Die Größe der Gefahr öffnete Caſimir die Augen; er zog alle ſeine Truppen zuſammen und marſchirte ſchnell nach der Ukräne. Chmielnicki, welcher den Khan der Tataren bei ſich hatte, erſparte ihm die Hälfte des Wegs, und zog ihm mit einer Armee von 300,000 Mann entgegen (ich habe bereits geſagt, daß ich mich für dieſe furchtbaren Ziffern nicht verbürgen will). Man kann ſich von den militäriſchen Kenntniſſen beider Theile eine Idee machen, wenn man folgende zwei Thatſachen lieſt, welche die gleichzeitigen Schriftſteller erzählen: die polniſche Armee erfuhr die Exiſtenz dieſer 300,000 Mann erſt, als ſie ſich eine halbe Stunde von ihrem Lager hinweg befand; die Koſaken dagegen ließen ihr alle Zeit ſich jenſeits eines Engpaſſes, durch welchen ſie marſchiren mußte, in Schlachtordnung zu ſtellen, und dachten erſt dann daran die Waffen zu ergreifen,

als die Kugeln Caſimirs unter ihre Wagen hineinzufallen anfingen. Die Schlacht fand am Peter- und Paulstag des Jahrs 1651 in der Nähe eines Dorfes Namens Bereſtenko ſtatt. Die Koſaken, die in ihrem Tabord verſchanzt waren, kämpften tapfer und ließen ſich nicht durchbrechen; aber die Tataren unterſtützten ſie ſchlecht. Obſchon der heroiſchen Familie der Gherei angehörig, hatte der Khan große Unluſt an den Kanonenkugeln. Da der Commandant der polniſchen Artillerie ſeine Geſchütze gegen eine Reitergruppe, welche die weiße Fahne des Tatarenfürſten umgab, hatte richten laſſen, ſo warf eine Kugel einen Murza aus dem Gefolge des Khans zu Boden, und nun wartete dieſer keine zweite Salve mehr ab, ſondern nahm ſchmählich mit ſeiner ganzen Reiterei Reißaus und riß Chmielnicki in ſeiner Flucht mit fort, ſey es nun daß der Hetmann alle Hoffnung auf Sieg verloren hatte, oder daß der Khan, wie ſeine Bewunderer behauptet haben, ihn als Geiſel bei ſich behalten und gelegentlich an Caſimir überliefern wollte, um den Frieden zu erkaufen. Ihres Feldherrn beraubt, hielten die Koſaken noch mehrere Tage unter dem Feuer der polniſchen Artillerie, das ſie aus der Ferne decimirte, Stand, aber jetzt riß unter ihren Anführern Zwieſpalt ein. Ein Oberſt rückte aus dem Tabord, um eine vortheilhafte Stellung einzunehmen; die andern glaubten, er fliehe, und alsbald bemächtigte ſich ein paniſcher Schreck dieſer ganzen Menge, die ſich kaum noch ſo entſchloſſen gezeigt hatte. Im Lager befand ſich eine große Anzahl aufrühreriſcher Leibeigenen, ſchlechte Soldaten, die bloß mit Senſen oder Stöcken bewaffnet waren und nur die Vorräthe der Armee aufzehren halfen, ohne ihr einige Stärke zu verleihen. Es kam zu einer allgemeinen wilden Flucht. Die meiſten dieſer Unglücklichen wurden niedergemetzelt oder ertranken in den Seen und Moräſten, in welche ſie ſich warfen.

Der Sieg von Bereſtenko war glorreich, aber unergiebig. Die polniſchen Edelleute glaubten, nachdem ſie mehrere Meilen weit die Flüchtlinge niedergeſäbelt hatten, der Krieg ſey jetzt beendigt, und wollten auf ihre Schlöſſer zurückkehren. In einigen Tagen ſchmolz Caſimirs Armee ſehr bedeutend zuſammen, während die beſten Krieger der Koſaken ſich an ihren Zufluchtsorten und auf den Inſeln der Zaporogen wieder ſammelten. Chmielnicki hatte ſich von den Tataren losgekauft, bei ſeinen Soldaten gerechtfertigt, und erhielt als Beſiegter von den Siegern dieſelben Bedingungen, die er im Anfang des Feldzuges von ihnen verlangt hatte. Dieß war und zwar mit Nothwendigkeit das traurige Reſultat der Großthaten dieſes polniſchen Adels, der auf dem Schlachtfeld ſo heroiſch, aber immer und überall unbeſonnen und undisciplinirt war.

Im folgenden Jahr begann der Krieg von neuem. Chmielnicki wollte einen ſeiner Söhne mit der Tochter des Hoſpodars der Moldau vermählen, darüber beunruhigte ſich der König von Polen und noch mehr der Kronfeldherr, welcher die Verbindung mit dem Moldauer für ſeinen eigenen Sohn wünſchte. Dießmal waren die Polen die Angreifer, und es bekam ihnen ſchlecht, der Kronfeldherr wurde getödtet und ſeine Truppen geſchlagen. Im Jahr 1653 wagte ſich der König ſelbſt mit geringer Mannſchaft in die Ukräne, ließ ſich aber umzingeln und mußte den Frieden unter den Bedingungen erkaufen, welche Chmielnicki ihm aufzuerlegen beliebte.

Caſimir wünſchte ſich zu rächen. Seit der Schlacht von Bereſtenko hatten ſich die Beziehungen zwiſchen den Tataren und den Koſaken unfreundlich geſtaltet. Der Hof von Warſchau ſchürte die Mißhelligkeiten unter ihnen und ſchloß zuletzt mit dem Khan einen Vertrag ab, welcher darauf ausging den Hetmann und ſeine Horden auf gemeinſchaftliche Koſten zu vertilgen. Chmielnicki, der ſich auf dem Punkte ſah zwiſchen zwei Feuer zu gerathen, glaubte nur noch ein einziges Rettungsmittel zu haben. Er hatte die Sache ſchon lange angebahnt und beſchloß jetzt ſich Rußland in die Arme zu werfen. Er ließ die Oberſten und Aelteſten aller ſeiner Regimenter zuſammenkommen und ſtellte ihnen vor, daß ſie unrettbar verloren ſeyen, wenn ſie nicht von einem mächtigen Bundesgenoſſen unterſtützt würden. Polen haben deutlich genug bewieſen, wie ſehr es ihre Freiheiten und ihre Religion verabſcheue. Es habe ſich jetzt mit den Tartaren verbündet und gehe darauf aus den orthodoxen Glauben in der Ukräne zu vernichten. Ein einziger Beſchützer könne den Sturm, der über die Koſaken hereinzubrechen drohe, abwehren, und dieß ſey der Czar von Moskau, der Herr eines mächtigen Reichs, der ihre Sprache rede und ſich zu ihrer Religion bekenne. Wenn ſie ihm huldigen, ſo verpflichte er ſich ſie zu vertheidigen und ihre Freiheiten heilig zu halten.

Die meiſten Koſaken waren mit dieſer Sprache einverſtanden. Schon damals war es eine populäre Anſicht, daß man ſich dem weißen Czar, dem einzigen chriſtlichen Monarchen der Welt — ſo nannten die Großfürſten von Moskau ſich ſelbſt — ergeben müſſe. Gleich beim Anfang des Kriegs gegen Polen hatte eine gewiſſe Anzahl von Koſaken die Ukräne verlaſſen, um ruhig in den Steppen zwiſchen dem Don und dem Donetz, einem Gebiet, das damals wegen der Einfälle der Tartaren verödet war, aber als ein Theil des ruſſiſchen Reichs betrachtet wurde, zu bleiben. Aufs freundlichſte empfangen von dem Czar, deſſen Gränze ſie ſchützten, hatten dieſe Koſaken unter dem Namen ſlobodiſcher Regimenter eine Art von Militärcolonien gebildet, deren raſches Gedeihen die Aufmerkſamkeit ihrer Landsleute angezogen hatte. Der Abfall Chmielnicki's brachte dem Czar noch weit größere Vortheile, er nahm daher mit dem größten Vergnügen ſeinen Unterthaneneid entgegen und verbürgte ihm die uralten Freiheiten der Ukräne.

Der Vertrag zwiſchen Rußland und den Koſaken wurde im Jahr 1654 in Pereleslaw unterzeichnet. Ich bemerke, daß die Koſaken vor allen Dingen feſtſetzten, daß ſie in ihren geiſtlichen Angelegenheiten nicht von dem Patriarchen von Moskau abzuhängen hätten. Von dieſer Zeit an theilte ſich die ruſſiſche Kirche in mehrere Secten, und die Majorität der Kleinruſſen gehörte der Secte der Staroverſi an, welche die urſprünglichen Gebräuche des Chriſtenthums unverfälſcht erhalten zu haben behaupten. Noch heut zu Tage halten die meiſten Koſaken hartnäckig an ihrer alten Liturgie feſt.

Der Vertrag von Pereleslaw hatte einen langen Krieg zur Folge, der für die Ukräne unglücklich ausfiel. Beinahe alle ihre Städte erhielten ruſſiſche Beſatzungen, und das Land wurde ſchwer bedrückt durch Requiſitionen. Es ſcheint, daß Chmielnicki gegen das Ende ſeines Lebens ſeinen Abfall bereute. In der That hatte eine traurige Erfahrung ihm jetzt bewieſen, daß die Suzeränetät eines Czars weit drückender war, als die der polniſchen Könige. Er ſah ein, daß er, ſtatt der erträumten Unabhängigkeit, bloß eine für ſeinen Hochmuth kaum beleidigende Unterwürfigkeit gegen eine nur allzu wirkliche Knechtſchaft eingetauſcht hatte. Die Polen hatten

ſich als habgierige Deſpoten gezeigt, aber ihre Unbeſtändigkeit und ihr Leichtſinn geſtatteten ihren Vaſallen noch immer Hoffnung auf Milderung. Nicht minder habgierig, aber gewandter, ſchlauer und zäher zeigten ſich die Ruſſen als Herren, deren Forderungen ſich immer höher ſteigerten, und der Raub, den ſie einmal umfaßten, entkam nicht mehr aus ihren Armen.

Der gewöhnlichen Geſchichte zufolge ſtarb Bogdano, alt und kränklich nach einer kurzen Krankheit im J. 1657. Einige behaupten aber, er ſey auf Befehl des Sultans vergiftet worden, der ſich darüber erzürnt, daß er ſich geweigert habe die Ukräne unter ſeinen Schutz zu ſtellen. Andere neigen ſich zu einer dramatiſcheren Erfindung hin, und behaupten, er habe ſich ſelbſt vergiftet, und zwar aus Verzweiflung darüber, weil er habe ſehen müſſen, wie die Ruſſen die Herren in ſeinem Lande ſpielten. Mir ſcheint es wahrſcheinlich, daß er wie Marco, der Held der ſerbiſchen Balladen, von der Hand Gottes, des alten Tödters, ſtarb. Er ſtarb übrigens in der Fülle ſeiner Intelligenz, geliebt und verehrt von ſeinen Unterthanen, auch war er der erſte und einzige Hetmann, der ſeinen Nachfolger ernannte.

Seine Wahl fiel vielleicht nicht auf den Würdigſten. Sein Sohn Georg, welchen die Koſaken anfangs als Hetmann anerkannten, erbte weder ſeine Talente noch ſein Anſehen. Unterſtützt von den Rathſchlägen des Secretärs Wigofsky, der das ganze Vertrauen des alten Chmielnicki genoſſen, und wie man glaubte, alle politiſchen Geheimniſſe von ihm erfahren hatte, bemühte ſich Georg vergebens die Koſaken wieder unter den Schutz Polens zu bringen. Die meiſten ſeiner Officiere ließen ihn im Stich, und es entſtand daraus ein hartnäckiger Bürgerkrieg, wodurch die Streitkräfte, welche die Ukräne noch beſaß, aufs äußerſte geſchwächt wurden. Man ſah zu gleicher Zeit zwei Hetmänner, von denen der eine ſich als Vaſallen Rußlands, der andere als Vaſallen Polens bekannte, beide an der Spitze einer fremden Armee, die ſich's weit mehr angelegen ſeyn ließ ſie zu bewachen und ihre Verrätherein zu verhindern, als ſie in ihren Unternehmungen zu unterſtützen. Georg Chmielnicki, welcher dem Kampf, den er zu beſtehen hatte, mit Angſt oder vielleicht auch mit Ueberdruß entgegenſah, dankte ab und ging in ein Kloſter; aber ſeine Andacht war von kurzer Dauer, er warf ſeine Kutte ab, bemühte ſich ſeine Anhänger wieder zu ſammeln, ſah ſich jedoch, da ihm dieß nicht gelingen wollte, genöthigt nach der Türkei zu entfliehen. Dort fiel er im Jahr 1679 in einem Gefecht gegen Serko, den Hetmann der ruſſiſchen Partei.

Die kleine Republik der ukräniſchen Koſaken war beim Tode Bogdan Chmielnicki's vernichtet worden. Rußlands Anterität nahm beſtändig zu, und jeder neue Aufſtand der Koſaken hatte bloß eine neue Schmälerung ihrer Freiheiten zur Folge. Was die Zaporogen betraf, ſo bewahrten ſie factiſch ihre Unabhängigkeit noch einige Zeit, ſtellten ſich abwechſelnd in den Sold der Könige von Polen und der Souveräne Rußlands, ſchloſſen zuweilen auch Bündniſſe mit den Türken und den Tartaren.

Der letzte Hetmann der Ukräne, der einen Verſuch wagte die Unabhängigkeit ſeiner Nation wieder zu erobern, war Mazeppa, welchen Voltaire, Lord Byron und Horace Vernet im Abendland berühmt gemacht haben. Er war der Sohn eines kleinen podoliſchen Edelmanns und ſeine Anfänge hatten große Aehnlichkeit mit denen Bogdan Chmielnickis. Die Geſchichte von dem wilden Pferd, das ihn zu den Zaporogen trug, iſt eine ſehr hübſche Ueberlieferung, die aber unglücklicher Weiſe durch kein glaubwürdiges Zeugniß aus jener Zeit beſtätigt wird, und Nordberg, der, möge es mir Voltaire zu gut halten, für einen ſehr pünktlichen Chroniſten gelten muß, erzählt mit aller Wahrſcheinlichkeit, daß Mazeppa noch ſehr jung mit einer polniſchen Abtheilung von den Koſaken gefangen worden ſey. Unter dieſen Barbaren war ein Abenteurer, der einige Erziehung empfangen hatte, ein brauchbarer Rekrut, und der Poſten des Piſar oder Secretärs der Sietcha konnte ihm nicht entgehen. Vom Secretär wurde Mazeppa durch Intriguen und mittelſt der Geſchmeidigkeit, welche er nachmals bei Peter dem Großen bewies, Hetmann der Ukräne. Dieſem Monarchen zu Gefallen legte er ſein Nationalcoſtüm ab, nahm die preußiſche Uniform an und ließ ſeine Koſaken das Laden in zwölf Tempi lehren. Er hatte überdieß bei der Belagerung von Azow und bei dem Sturm auf Perekop, wo er die Operationen der ruſſiſchen Armee kräftig unterſtützte, Tapferkeit und Eifer bewieſen.

Auf einer Reiſe, die er nach Moskau machte, gewann er das vollſtändige Vertrauen Peters, welcher ihm das große Band des St. Andreasordens gab und viele prächtige Geſchenke machte. Ueberzeugt, daß er keinen fähigeren Statthalter finden könnte als ihn, vertraute ihm der Czar einige ſeiner Civiliſationsplane an, in welchen Mezeppa ohne Zweifel nichts anderes als eine Drohung gegen die Trümmer der Macht erblickte, welche den Hetmännern der Ukräne noch übrig geblieben war. Der Kampf zwiſchen Schweden und Rußland war ſo eben zum Ausbruch gekommen; der Hetmann verrechnete ſich in den Streitkräften der beiden rivaliſirenden Fürſten, und glaubte, daß er ſich mit Hülfe Karls XII die unabhängige Souveränetät ſichern könnte, von welcher Chmielnicki geträumt, und die zu erhalten er auf dem Punkte geſtanden hatte. Er ging mit der größten Vorſicht zu Werke, und ließ ſchon im J. 1705 dem Könige von Schweden einige Eröffnungen machen, die anfangs ſehr kalt aufgenommen wurden. Karl XII verachtete die Ruſſen und machte ſich in ſeinen ritterlichen Ideen wahrſcheinlich einen Scrupel daraus durch Liſt und Verrath einen Sieg zu erkaufen, den ſein Schwert ihm verſchaffen konnte. Vermuthlich führten ihn die Rathſchläge des Königs Stanislaus und die zunehmenden Schwierigkeiten, worauf er ſtieß, zu einer minder großſinnigen Politik, und nun ſchenkte er den Anerbietungen Mazeppa's Gehör. Der geheime Verkehr zwiſchen dieſem und Stanislaus wurde immer ſtärker. Sie correſpondirten durch Vermittlung eines polniſchen Jeſuiten und eines moldauiſchen Biſchofs, der ſich in die Ukräne geflüchtet hatte. Uebrigens war, wie es ſcheint, Ehrgeiz nicht die einzige Triebfeder des Hetmanns. Trotz ſeiner 58 Jahre hatte er ſich in eine Prinzeſſin Dulskala verliebt und wollte ihr einen Thron geben. In ſeinem Vertrag mit Karl XII verlangte er zuerſt die Souveränetät der Ukräne, ſodann das Herzogthum Severien, das früher zu dem Königreich Polen gehört hatte und jetzt durch die ſchwediſchen Waffen dem Czar entriſſen werden ſollte. Stanislaus Lesczinski brachte ſeinen Verbündeten leicht dazu, daß er in alle dieſe Forderungen willigte, und Karl, der ſo eben einen König von Polen gemacht hatte, hielt es für eben ſo leicht einen Fürſten von Kleinrußland zu machen.

Während dieſer Unterhandlungen trug Mazeppa fortwährend die größte Ergebenheit gegen den Czar zur Schau. Er ſchickte ihm

Truppen und Hülfsgelder, unterrichtete aber, wenn man den ruſſiſchen Hiſtorikern glauben darf, die Schweden von allen ſeinen Bewegungen und traf Maaßregeln, um ſeine eigenen Soldaten ſchlagen zu laſſen. Er ſelbſt entſchuldigte ſich mit ſeinem Alter und mit Gebrechlichkeiten, wenn er nicht zu Pferde ſteigen könne und es ſeinem Oberſten überlaſſen müſſe, ſeine Koſaken nach Polen zu führen. Ein geborner Katholik, hatte er in der Ukräne die griechiſche Religion angenommen, und erbaute ſeine Unterthanen durch die Inbrunſt ſeines religiöſen Eifers. Er führte Kirchen auf, machte fromme Stiftungen, und ſchien nur noch mit der Sorge um ſein Seelenheil beſchäftigt. So gewandt er jedoch ſeine Heuchelei betrieb, ſo entgingen ſeine Schliche mehrern Koſakenoberſten, die zu Rußland hielten, nicht. Iskra, Oberſt des Regiments Pultawa, nnd Kotſchubey, Oberkriegsrichter der Koſakenarmee, beſchuldigten ihn des Verraths. Aber Peter war ganz verliebt in Mazeppa. Er wies ihre Denunciation mit Verachtung zurück und ging in ſeiner Verblendung ſo weit, daß er beide Männer gefeſſelt zu dem Hetmann, als ihrem natürlichen Richter, zurückſchickte. Kotſchubey war mit der Familie Mazeppa's verwandt, er war ſein alter Freund und Camerad geweſen, er hatte, wie auch Iskra, ihn auf allen ſeinen Kriegszügen begleitet. Aber Mazeppa dachte nur darauf, ſich gefährlicher Rivale zu entledigen. Er ließ beide unter den grauſamſten Martern hinrichten, und ging in ſeiner raffinirten Rache ſo weit, daß er ſie, nachdem er ſie zum Tod verurtheilt hatte, vor der Vollſtreckung noch auf die Folter ſpannen ließ, um wie er ſagte, Enthüllungen von ihnen zu erhalten.

Erſt im Jahr 1708, im Augenblick, wo die Schweden ſich zum Uebergang über den Dniepr vorbereiteten, erhob Mazeppa die Fahne des Aufruhrs. Er bemerkte ſehr bald, daß er ſich in Bezug auf den Gehorſam ſeiner Unterthanen getäuſcht hatte. Sobald er die Abſicht ausgeſprochen hatte ſich mit den Polen und Schweden zu vereinigen, welche den Koſaken als Heiden galten, ſah er ſich beinahe von ſeiner ganzen Armee im Stich gelaſſen. Seine beſten Officiere wandten ſich gegen ihn, und als er bei Karl XII erſchien, führte er ihm nur eine ſchlecht bewaffnete und ſo ziemlich entmuthigte Truppe zu. Gleichwohl gelang es ihm die Zaporogen zu gewinnen und ihren Hetmann ins ſchwediſche Lager zu führen, wo er einige Dienſte leiſtete. Nordberg erzählt bei dieſer Gelegenheit eine ſittengeſchichtlich intereſſante Scene. Mazeppa hatte die Häuptlinge der Zaporogen in das Haus eines vornehmen Herrn des Landes eingeladen, trank mit ihnen auf die Geſundheit Karls XII und machte ſie nach ihrem Gebrauch betrunken. Nach aufgehobener Tafel wollten ſie, vermuthlich ebenfalls nach ihrem Nationalbrauch, das Silberzeug mitnehmen. Als der Haushofmeiſter dagegen Einwendungen erhob, beklagten ſich die Zaporogen über dieſen Verſtoß gegen die Geſetze der Gaſtfreundſchaft und verlangten, daß der getreue Diener ihnen überliefert werden ſolle. Nach den Sitten der Zeit und des Landes hatte der Kopf eines Domeſtiken zu wenig Werth, als daß man ſich ſeinetwegen mit Freunden überwerfen hätte, die ihn verlangten. Der arme Teufel wurde dieſen Unholden überantwortet, die ihn eine Stunde lang wie einen Ball mit den Füßen hin und herſtießen. Endlich erbarmte ſich einer des Gemarterten, zog ſeinen Stutzſäbel und machte ihm vollends den Garaus.

Die Schlacht von Pultawa vernichtete die Hoffnungen Mazeppa's. Auf die Kunde von ſeinem Abfall hatten ſich die Ruſſen mit großer Heeresmacht in die Ukräne ergoſſen und das Land unbarmherzig verwüſtet. Nach der Niederlage Karls XII laſtete die Rache des Czars noch ſchwerer auf den unglücklichen Koſaken, die auf türkiſchem Gebiet keine Zuflucht finden konnten. Auch die Zaporogen wurden nicht vergeſſen und mußten ſchrecklich büßen für die unkluge Schilderhebung ihrer Führer. Die Sietcha wurde zerſtört und alle ihre Schlupfwinkel durchwühlt; man verbrannte ihre Schiffe, man mordete unbarmherzig alle diejenigen, die nicht in die Türkei gelangen konnten. Wenn man den Berichten von Zeitgenoſſen glauben darf, ſo kamen mehrere Tauſende durch Galgen und Rad um. Dieß war noch nicht genug für Peter. Er quälte die Pforte lange mit ſeinen Auslieferungsbegehren, konnte jedoch nicht verhindern, daß der alte Mazeppa in Bender unter dem Schutz des Sultans, umgeben von den Trümmern ſeiner Horde und von einer ziemlich großen Anzahl von Verbannten, eines natürlichen Todes ſtarb. Der Zorn des Czars verfolgte ihn noch nach ſeinem Tod. Alljährlich ſpricht die ruſſiſche Kirche einen feierlichen Fluch über ihn aus, wie auch über Georg Chmielnicki und Gregor Otrepief, welchen die moskowitiſche Politik mit dem falſchen Demetrius hat identificiren wollen. Die orthodoxe ruſſiſche Kirche iſt die einzige unter den chriſtlichen Gemeinſchaften, welche die Leute verdammt, die das Unglück haben dem Souverän zu mißfallen. Es gehört dieß zu den politiſchen Vortheilen einer Religion, deren Papſt der Kaiſer iſt.

Der Abfall der ukräniſchen Koſaken war ein Todesſtoß für Polen; dagegen hat auch die Erniedrigung Polens den Verluſt ihrer Unabhängigkeit beſchleunigt. Heutzutage bilden einige Vorrechte ohne großen Belang die einzige Auszeichnung, welche die Koſaken von den andern Unterthanen des ruſſiſchen Reiches unterſcheidet.

Die engliſche Politik in Bezug auf Canada.

Vor einiger Zeit kam die Nachricht, daß Sir Edmund Head, der neue Generalgouverneur von Canada, im Begriff war die Zügel der Regierung in die Hände zu nehmen, ſowie daß derſelbe von Downing-Street aus mit beſonderen Vollmachten ausgerüſtet iſt um eine alsbaldige Union ſämmtlicher brittiſch-nordamerikaniſcher Provinzen herbeizuführen — ein Plan, der von mancher Seite ſtark bevorwortet wurde, und der durch neuliche fiscaliſche und legislative Maßregeln mehr denn je zu einer Nothwendigkeit geworden iſt. Die Shipping und Mercantile Gazette ſagt darüber: „Mr. Crampton, brittiſcher Geſandter zu Waſhington, iſt neulich zu Fredericton bei Sir Edmund Head geweſen, und daß die Union der Colonien einen Gegenſtand ihrer Berathſchlagungen gebildet, wiſſen wir zuverläſſig. Lord Elgin iſt ſchon lange für dieſe Maßregel geweſen,

und es wird der neue Generalgouverneur in Canada baldigſt mit ihm zuſammentreffen, um ihn zu Rathe zu ziehen. In der Legislatur von Neuſchottland war die Union der Colonien neuerlich Gegenſtand längerer Erörterungen, und es iſt dieſelbe durch Mr. Howe, Mr. Johnſton, Mr. Wilkins und noch weitere Mitglieder aufs beredteſte und ſchlagendſte als zuläſſig und nothwendig nachgewieſen worden.

„Das Sprüchwort: „Einheit macht ſtark", und das dieſes Sprüchwort ſo treffend erläuternde Gleichniß vom Pfeilbündel bilden ſo zu ſagen das Alpha und Omega der für dieſe Reform ſprechenden Gründe. Man hat zur Genüge gezeigt, daß eine Union oder Conföderation der brittiſch-nordamerikaniſchen Provinzen auf richtigen Grundlagen nicht allein deren Verbindung mit dem Mutterlande dauerhafter machen, ſondern auch ihren Fortſchritt fördern, ihre Stärke und ihren Einfluß vermehren müſſe. Die Union der Colonien Großbritanniens iſt ein Gedanke, auf welchen deren Geſchichte ſowohl vor als nach der Revolution aufs vielfachſte hinweist. Die Conföderation der Neu-England-Colonien geht bis ins Jahr 1643 zurück. Die Staaten haben ein natürliches Beſtreben ſich zu centraliſiren, um ihre Wohlfahrt gegenſeitig zu fördern und der übrigen Welt gegenüber kräftiger dazuſtehen. Das Project einer Union der nordamerikaniſchen Colonien ging ſchon vor 40 Jahren von dem Oberrichter Sewell von Unter-Canada aus, und wurde von ihm dem Herzoge von Kent, dem Vater unſerer Königin, unterbreitet, ſowie von dieſem Prinzen gebilligt. Lord Durham thut in ſeinem denkwürdigen Berichte des Briefes Seiner königl. Hoheit Erwähnung. Der eben genannte Staatsmann war nach reiflichſter Ueberlegung gleichfalls für eine Union, als eine Maßregel, welche für den Fortſchritt und das Gedeihen der Colonien höchſt wünſchenswerth ſey. Vielleicht nähert ſich dadurch der angelſächſiſche Stamm einer Föderation, welche dem Ganzen die Feſtigkeit und Kraft eines einzigen Reiches verleihen wird. In Europa haben wir das Vereinigte Königreich, im brittiſchen Amerika die Vereinigten Colonien, in Neu-Seeland die Vereinigten Provinzen, und in Neu-Holland die Vereinigten Auſtralien. In Aſien bilden, obwohl von gemiſchten Völkerſtämmen bewohnt, die vereinigten indiſchen Präſidentſchaften, in Afrika endlich die vereinigten Provinzen der Cap-Colonie und die Beſitzung von Natal gleichfalls einen Theil des Einen angelſächſiſchen Reiches. Was liegt nun näher als der Gedanke, alle dieſe großen Einheiten einem einzigen mächtigen politiſchen Syſteme zu unterwerfen, das auf Wiſſenſchaft, Freiheit, Handel gegründet wäre — einem politiſchen Syſteme, das ſich noch als ſouveräner erweiſen müßte, als das Königthum ſelbſt — einem Syſteme, das jeden Theil der großen Familie im ungeſchmälerten Genuſſe der Gewohnheiten und Inſtitutionen ließe, welche mit deſſen Antecedentien und Gefühlen am beſten im Einklange ſtünden? Zwar ſcheinen auf den erſten Blick die Hinderniſſe, die ſich einer Unien entgegenſtellen — Hinderniſſe, die ihren Grund in der Entfernung, in der Ungleichartigkeit von Herkunft und Gewohnheiten, in der ungleichen Größe ihrer öffentlichen Schuld, in entgegengeſetzten Handels- und Finanzintereſſen, ſowie in geographiſchen Schwierigkeiten haben — gar ernſter Art zu ſeyn, aber bei tieferem Eindringen in die Sache verſchwinden alle dieſe Hinderniſſe wieder. Es iſt dermalen ein ſo ausgedehntes Eiſenbahnnetz im Bau begriffen, daß es bald nur noch eine Reiſe von wenigen Tagen erfordern wird, um von den äußerſten Endpunkten der Provinziallinien — um von Halifax nach Quebec am St. Lorenzſtrom und nach Sarnia am Huronenſee zu kommen. In den Nordprovinzen wird von der faſt magiſchen Kraft des elektriſchen Telegraphen allgemein Gebrauch gemacht, um in Mittheilung von Gedanken und Nachrichten Zeit und Entfernung zu vernichten.

„Sollte eine Union der Colonien zu Stande kommen, ſo wäre es höchſt wünſchenswerth, daß die Geſetze möglichſt vollſtändig zu einem Codex vereinigt würden. Eine jede Colonie könnte wohl ihr locales Gewohnheitsrecht behalten, aber es müßte eine Commiſſion zuſammentreten, um das allgemeine Statutar-Recht für die Regierung der Vereinigten Provinzen vorläufig in einem Codex in möglichſter Vollſtändigkeit zuſammenzuſtellen; Aufgabe der Vereinigten Legislatur aber müßte es ſeyn, dieſe Arbeit eheſtens zu prüfen und derſelben die nöthige Sanction zu verleihen. Welcher Nutzen wäre es, wenn ein gleichförmiger Tarif vereinbart werden und ſich über das geſammte brittiſche Amerika von Halifax bis nach Sarnia erſtrecken könnte; wenn Güter, welche in irgend einem Hafen — ſey derſelbe nun an der atlantiſchen Küſte oder an den canadiſchen Seen gelegen — eingeführt würden, in der ganzen Conföderation frei und ungehindert zugelaſſen werden müßten, wie Güter, welche zu Boſton oder Newyork eingeführt in dem ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten frei circuliren können; wenn alle einen gemeinſamen Schatz und als eine natürliche Folge ein gleichförmiges Münz-, Maß- und Gewichtsſyſtem, ſowie eine größere Gleichheit in der Geſetzgebung haben würden! Dieſe große und ſtets wachſende Conföderation würde ſich eines freien Binnenhandels erfreuen wie die Vereinigten Staaten, zu deren Wohlfahrt derſelbe wohl das meiſte beigetragen; aber es würde ſo ohne Zweifel auch dem einheimiſchen Talente und dem Ehrgeize der Geſchickteſten ein weiterer Spielraum geöffnet, ein edleres Ziel geſteckt. Es haben die Coloniſten gewiß allen Grund, ſich darüber zu beklagen daß ſie ſich von den Auszeichnungen und Würden ausgeſchloſſen ſehen, welche in allen Ländern als der ſchönſte Lohn für öffentliche Dienſte betrachtet werden müſſen.

„Die geographiſchen Verhältniſſe der nordamerikaniſchen Colonien ſtellen einer Union kein Hinderniß entgegen. Die Linie, welche Canada und Neu-Braunſchweig von einander ſcheidet, bildet für ihren gegenſeitigen Handelsverkehr lediglich kein Hinderniß; der St. Johnsfluß aber iſt nichts anderes als ein freier Verbindungsweg. Die Bevölkerung von Neu-Braunſchweig und Neu-Schottland (die nicht zu Einer Provinz verbunden war) kennt gar keinen Unterſchied. Canada, Neu-Braunſchweig, Prinz-Edwards-Inſel, Neu-Schottland und Cap Breton liegen alle mit Neufundland um die Mündung des großen nordiſchen Fluſſes herum; im Golf des St. Lorenz aber finden ſich als in einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte die Handelsſchiffe aus allen Colonien jedes Jahr ein. In gleicher Weiſe werden ſich alle andern eingebildeten Schwierigkeiten im Sinne des allgemeinen Wohls heben laſſen. Suchen wir in den ſtatiſtiſchen Thatſachen einen Grund zu Gunſten der Union, ſo finden wir Länderſtrecken von einer Ausdehnung, wie wir ſie nur ſelten finden und worin ein großes Volk Raum hat. Die brittiſch-nordamerikaniſchen Colonien nehmen nicht weniger als den neunten Theil der geſammten Erdoberfläche ein, indem ſie ein Gebiet von 486,000 Quadratmeilen enthalten. Canada allein ſchon iſt ſo

groß wie Großbritannien, Frankreich und Preußen zuſammen; die am Ocean liegenden Provinzen aber ſind ungefähr halb ſo groß als England und Schottland, und in Beziehung auf Flächenraum ſo groß wie Holland, Griechenland, Belgien, Portugal und die Schweiz zuſammengenommen. Ihre Geſammtbevölkerung, die über 2½ Millionen Seelen beträgt, kommt derjenigen von Schottland nahezu gleich, iſt ſtärker als die Geſammtbevölkerung der Vereinigten Staaten im Jahre 1776, iſt ſtärker als die von Dänemark, Griechenland, Sachſen und vielen andern unabhängigen Staaten Europa's. Was ihre Ausfuhr betrifft, ſo berechnete ſich deren Werth im letztverfloſſenen Jahr auf 8½ Mill. Pfd. St., der Werth ihrer Einfuhr aber war auf 11½ Mill. Pfd. St. anzuſchlagen. Die Einkünfte der nordamerikaniſchen Provinzen betragen 1½ Mill. Pfd. St., die der 13 amerikaniſchen Staaten erreichten im Augenblick der Unabhängigkeitserklärung nur die Summe von 1,200,000 Pfd.

„Was die Coloniſten noch weiter verlangen, iſt eine engere Verbindung mit dem Mutterlande; ſie wollen der Rechte und Vortheile brittiſcher Bürger in vollſtem Maaße theilhaftig werden. In den Vereinigten Staaten ſchicken je 40,000 Bewohner eines Staates, wie entfernt dieſer immer ſeyn mag, ein Mtiglied in den Congreß. Das brittiſche Nordamerika hat 63mal ſo viele Einwohner, und ſendet dennoch kein einziges Mitglied in den großen Nationalrath, der ſeinen Handel regelt, ſeine Beziehungen zum Auslande beſtimmt, und in jedem Augenblick es in einen Krieg verwickeln kann. Die Anweſenheit von vier oder fünf Repräſentanten im Congreſſe zu Waſhington knüpft die noch rohe californiſche Geſellſchaft an die ältern Staaten, von denen ſie ſo viele tauſend Meilen entfernt iſt. Auſtralien iſt nicht viel weiter entfernt, beſitzt reichere Schätze und größern Flächenraum, und genießt dennoch kein ſolches Vorrecht.] Die 30 Millionen Menſchen, welche die brittiſchen Inſeln bewohnen, müſſen auf die 230 Millionen Menſchen, welche durch die weiten und nun doch wieder ſo engen Räume des Meeres von ihnen getrennt ſind, mehr Bedacht nehmen. Die barbariſchen Stämme, die ihre Sprache nicht reden oder an ihrer Civiliſation nicht Theil nehmen, mögen ſie wohl mit dem Schwerte beherrſchen; aber Provinzen wie die nordamerikaniſchen können ſie nur dadurch feſt beſitzen, daß ſie deren Sympathien einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt anweiſen, daß ſie dieſelben fernerhin nicht von der Armee, von der Flotte, von der Diplomatie, von der Verwaltung und der Legislatur des Reiches ausſchließen.

„„Wir ſind gerne bereit — ſo ſagen die Coloniſten — „uns durch die goldenen Bande einer immerwährenden Allianz an das Mutterland feſſeln zu laſſen, wenn man uns mit unſern engliſchen Mitunterthanen in jedweder Beziehung auf gleichen Fuß ſtellt; man gebe uns dieſelbe Freiheit, dieſelbe Sicherheit, dieſelbe Selbſtregierung, dasſelbe Recht, unſere Bodencultur, unſern Handel, unſer Manufacturweſen, unſere Fiſchereien und Bergbau zu regeln und auszubeuten, und wir werden für immer treue und freundſchaftlich geſinnte Verbündete des Mutterlandes bleiben. Man laſſe uns an deſſen Wohlſtand, an deſſen Freiheit, an deſſen herrlichen Inſtitutionen Theil haben, und wir werden in Zukunft ſtets bereit ſeyn auch an ſeinen Sorgen, Mühen und Nöthen Theil zu nehmen, wenn das Glück ihm einmal den Rücken kehren ſollte; und ſollten einſt ſeine Feinde es bedrängen, ſo werden wir mit Freuden zum Schwerte greifen und in der Stunde der Gefahr und am Tage der Schlacht ihm getreulich zur Seite ſtehen.““

„Mit der Zunahme der Bevölkerung und des Reichthums in den Colonien kann das Mutterland den Colonialregierungen allmählich ſeine Functionen übertragen. So wird der Uebergang von der Kindheit zum reifen Mannesalter in ganz unbemerkbarer Weiſe ſtattfinden. „„Man hat““, bemerkte Lord John Ruſſel, als er noch Premierminiſter war, „„man hat prophezeit, es werden ſich die Colonien früher oder ſpäter für unabhängig erklären. Ich nehme dieſe Prophezeiung gerne an. Bereiten wir ſie alſo auf die Ausübung neuer Functionen vor, damit wir als ihre Lehrer an ihnen keine Schande erleben, und damit, wenn die Bänder die ſie jetzt mit uns verbinden, milde gelöst werden, es als eine Wirkung der Zeit und nicht als eine Handlung des Zornes und der Rache erſcheint.““

Die Mercantile and Shipping Gazette ſchließt ihre Bemerkungen in folgender Weiſe: „Wir ſind der Anſicht, daß jetzt die Zeit gekommen iſt, wo Canada mit den übrigen amerikaniſchen Provinzen einen Föderativſtaat bilden kann, ſo wie daß die Union ſich für alle als ſegensreich erweiſen wird. Es würde eine ſolche Combination nicht nur das Band nicht lockern das dieſelben an das Mutterland knüpft, welches ihren Hauptmarkt bildet, ihnen fortwährend neue Menſchen zuſendet, und neben den Bedingungen materieller Wohlfahrt auch den nöthigen Schutz gewährt; ſondern es würde dieſelbe im Gegentheil die Union noch feſter knüpfen und den Colonien die Achtung und Theilnahme ſichern welche ſie verdienen.“

Wenn man ſich des Widerſtandes erinnert, den einſt die Unabhängigkeit der Neu-Englandſtaaten gefunden hat, ſo kann man von der engliſchen Politik nicht ſagen ſie habe nichts gelernt. Wie weitausſehend obige Auffaſſung auch theilweiſe iſt, ſo muß man doch einräumen, daß die nächſte Maaßregel, die aus ihr ſich ergibt, die Union des ganzen brittiſchen Nordamerika, eine höchſt männliche Vorbereitung einer unvermeidlichen Zukunft iſt.

Anſichten von dem kaſpiſchen Meer auf einer Fahrt von Baku nach den Mündungen der Wolga.

(Nach Spaſſki-Awtonomow. Bote der kaiſ. ruſſ. geogr. Geſellſchaft 1854. N. 2.)

Das wilde ſtürmiſche kaſpiſche Meer wogt zwiſchen öden und ſandigen Steppen; ſein ſüdweſtliches Ende ſtößt an Perſien, ſein nordweſtliches an Rußland, und ſeine Länge erſtreckt ſich von 37° bis 47° N. B. Seine Breite iſt ungleich: an den breiteſten Stellen zwiſchen den Mündungen des Kerma und dem Ufer des todten Kultuk am nördlichſten Ende, ſowie zwiſchen dem Meerbuſen von Kiſil-Agatſch und Chiwa in der ſüdlichen Hälfte, kann man auf 7° rechnen in der Mitte am engſten Theile, zwiſchen den Spitzen der Halbinſeln von Apſcheron und Chiwa, welche letztere durch die Meerbuſen von Karabugas und Krasnowod gebildet wird, beträgt die Breite nicht mehr als 2° bis 20′, an andern Stellen 3° bis 5°. Ein kleiner Theil der ſüdlichen Ufer des kaſpiſchen Meeres iſt von einer ziemlich üppigen Vegetation bedeckt, namentlich in der Provinz Maſanderan wachſen Bäume jeder Art und Pflanzen eines ſüdlichen Klimas neben den erſten Limonen, Apfelſinen, Pomeranzen u. dgl. Von allen dieſen Früchten aber, die man zu uns bringt, ſind nur die Limonen gut, die Apfelſinen ſind ſehr klein, obwohl man nicht gerade ſagen kann daß ſie geſchmacklos ſind. Eine beſondere Art Früchte von der Limonen- oder Pomeranzengattung ſind die Patawa und Padreng; ihre Farbe gleicht den Limonen, ſie ſind aber größer, und ihre Form iſt unregelmäßig, faſt mißgeſtaltet. Der Geſchmack der Padreng iſt herb, bitterlich und gleicht dem der Pomeranzen, die Patawa iſt ein Mittelding zwiſchen Apfelſinen und ſüßen Aepfeln. Die Aſiaten eſſen dieſe Früchte auch roh, doch mehr noch gekocht. Die Ufer des kaſpiſchen Meers, ſo weit ſie zu Rußland gehören, zeigen eine üppige Vegetation im Kreiſe Lenkoran, und von der Stadt Kuba angefangen, im ganzen Gouvernement Derbend. Hier wachſen jeder Art Bäume und Pflanzen des gemäßigten Klimas. Unter der Breite von Lenkoran zwiſchen 28° und 39° ſollte man eine ganz ſüdliche Vegetation erwarten, aber das von Oſten nach Weſten ſich erſtreckende, mit ſeinem Oſtende faſt das Meer berührende Gebirge von Talyſch hindert den Zugang der ſüdlichen Winde und verwandelt die zu erwartende ſüdliche Vegetation in eine rein alpiniſche, ſo daß das Oſtufer des ſchwarzen Meeres, trotz ſeiner Lage unter 42°—43°, eine ſüdlichere Vegetation hat als Talyſch. Die Ufer vom Meerbuſen von Kiſil-Agatſch bis zur Mündung des Fluſſes Sumgait, und von der Mündung des Terek rund um das Meer zeigen Sand, Steilfelſen und unfruchtbare Steppen. Nur Schilf und trübſelige ſchwarze Pappeln unterbrechen das öde Bild der einförmigen, wilden Wüſte; vorzugsweiſe traurig iſt das turkmeniſche oder nordöſtliche Ufer. Auf dieſem öden Meere hatte ich das Vergnügen im Frühjahr 1849 von Baku nach Aſtrachan auf dem Dampfboot Tarki, und von Aſtrachan nach der Halbinſel Mangiſchlak und der Mündung des Ural auf dem Dampfboot Kama herumzufahren.

Der größte Theil des kaſpiſchens Ufers gehört Rußland; unſere Flottille ſchützt die Gewäſſer gegen turkomaniſche Räuber. Es war eine Zeit, wo auch ruſſiſche unruhige Köpfe auf dem weiten Feld des kaſpiſchen Meeres ihre Späße trieben, aber den Spaß auch mit dem Leben bezahlten.

Inſeln ſind im kaſpiſchen Meere ziemlich viele, aber wegen Waſſermangel und Unfruchtbarkeit, da ſie einen ſteinigen oder ſandigen Boden haben, faſt ſämmtlich unbewohnt. Die meiſten kaſpiſchen Inſeln ſind niedrig und an den Ufern mit Schilf eingefaßt; einige beſtehen aus hohen Felſen, haben ſogar ſüßes Waſſer und werden zeitweiſe von Fiſchern bewohnt. Ich weiß nicht ob es auf der Erde ein zweites Meer gibt, das ſo reich an Fiſchen wäre wie das kaſpiſche. Es iſt ein ſtaunenswerthes Bild für den neuen Ankömmling, von dem offenen Meer aus nach den Mündungen der großen Flüſſe zu blicken! allenthalben ſieht man die Segel der Fiſcherfahrzeuge aufgeſpannt, aber die Mündungen der Wolga bieten, wie in allen andern, ſo auch in dieſer Beziehung einen wahrhaft großartigen Anblick.

Am 22 April um 6 Uhr Morgens lichtete das Dampfboot Tarki ſeine Anker, und bald fuhren wir aus der Bucht von Baku hinaus. Das Wetter war anfangs hell; die Richtung unſerer Fahrt ging längs dem ſüdlichen Ufer der Halbinſel Apſcheron gegen Oſten. Links hatten wir das gekrümmte Ufer von Apſcheron, das bald in mäßigen Steinhöhen anſtieg, bald flach und ſandig war; auf der rechten Seite ließen wir beim Ausfahren aus der Bucht in Einer Reihe drei Inſeln liegen, eine ſandige, namenloſe ſchmale Inſel, die ſteinige, unfruchtbare und flache Inſel Wulf, und die große ziemlich bergige mit Gras bewachſene Inſel Nargen. Dieſe Inſeln ſchützen den Hafen von der Südſeite, da ſie in Einer Linie mit den gegen Nordoſten ins Meer vorſpringenden Uferkämmen liegen. Die ganze Bucht von Baku bildet einen ſehr regelmäßigen Bogen; die Ufer, theils ſandig theils ſteinig, ſind im allgemeinen unfruchtbar, nackt und öde. Sobald wir aus der Bucht hinausfuhren, wurde der Wind friſch, und war uns günſtig; die Segel wurden zur Unterſtützung des Dampfes aufgezogen und das Dampfboot kam in vollen Gang. Das Meer eröffnete ſich in ſeiner vollen Pracht, namentlich da der aufſteigende Nebel, ohne die Sonne zu verhüllen, uns die Ufer barg. Da aber unſer Fahrzeug nicht geradeaus nach einem vor uns liegenden Ziele fahren ſollte, ſondern um die Halbinſel von Apſcheron herum von Süden gegen Norden, ſo trieb der friſche Wind uns etwas von dem Wege ab, erſt gegen Abend zerſtreute ſich der Nebel, die Ufer wurden ſichtbar und wir fuhren in die apſcheroniſche Rhede und die von der Biegung des Oſtufers von Apſcheron und der länglichen ſogenannten heiligen Inſel gebildete Meerenge hinein. Dieſe Inſel ſchützt die Rhede gegen die Oſt- und zum Theil auch gegen die Nordwinde, während das Vorgebirge Apſcheron und andere Ausläufer der hier hohen Halbinſel ſie gegen alle andern decken. Ein uns an der Meerenge begegnendes Poſtdampfboot, der Lenkoran, theilte uns mit, daß auf offenem Meer ein ſehr friſcher Wind und von Norden her ein ſehr ſtarker Wellenſchlag herrſche, zudem bedeckte ſich der Himmel mit Wolken, die Sonne ging unter, deßhalb ließen wir den Anker fallen. Am Abend wurde der Nordwind noch ſtärker und trieb Regenwolken herbei, und der nahezu volle Mond beleuchtete trübſelig die öden Ufer. Der Capitän gab dem wachthabenden Officier verſchiedene Befehle und dieſer den Matroſen, die Cajütenpaſſagiere verließen das Verdeck, die Deckpaſſagiere ſuchten Schutz ſo gut ſie konnten gegen Regen und Nacht, alles war in Bewegung außer den unbeweglichen wilden Ufern und dem nebeligen Himmel. Das Bild hatte ſeine intereſſante Seite.

Die kaſpiſchen Poſtdampfboote verdanken ihr Daſeyn dem

besondern Schutze des Fürst-Statthalters von Kaukasien, und begannen ihre Reisen im J. 1846. Alle Kaufleute am kaspischen Meere und die ganze Bevölkerung fühlt sich für diese wohlthätige Einrichtung der Regierung verpflichtet. Drei Dampfboote sind vom 1 April bis 1 November immer im Gang. Gewöhnlich gehen zwei Dampfboote, immer eines 15 Tage nach dem andern von Astrachan ab und besuchen alle Häfen auf ihrem Weg, namentlich Petrowsk, Derbend, Apscheron, Baku, Lenkoran, Sinfili und Astrabad. Von Astrabad aus gehen die Dampfboote auf demselben Wege zurück, und nehmen allenthalben Briefe, Passagiere und werthvolle Waaren ein. Eine solche Fahrt dauert einen Monat. Das dritte Dampfboot bleibt in Reserve, und dieses fährt ab, wenn das erste Dampfboot nicht zu rechter Zeit wieder in Astrachan eingetroffen seyn sollte.

Ein höchst interessantes Bild entfaltet sich auf den Verdecken unserer kaspischen Dampfboote. Hier russische Civil- und Militärbeamte, dort Georgier jeden Standes und Armenier, oder Muselmänner aller Stämme und Schattirungen, theils russische Unterthanen, theils eigentliche Perser. Ist es still und hell, so sind alle lustig, und geben ihre Zufriedenheit zu erkennen: man trinkt Thee, raucht, ißt und trinkt, plaudert, oder starrt schweigend aufs ferne Ufer oder das Meer, oder schläft. Hat sich aber der Himmel verdunkelt, ist der Wind frischer und stoßend geworden, knarrt Schiff und Tauwerk, beginnt das Schaukeln und damit die Seekrankheit für die Schwachnervigen, dann ziehen sich die Cajütenpassagiere in ihre Cojen zurück, die andern wälzen sich hin, wie es ihnen eben taugt, nur die Kinder sind nicht lange niedergeschlagen, und wenn die Krankheit nur ein wenig nachläßt, überlassen sie sich ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit. Das Abstoßen von Passagieren und die Aufnahme von neuen, sowie das Anhalten der Dampfboote macht immer auf die Passagiere einen neuen besondern Eindruck.

Am 23 April lichteten wir um 6 Uhr Morgens die Anker, kamen glücklich bei hellem Himmel aus der apscheronischen Meerenge hinaus, umfuhren deren nördliche Seite, und kamen da und dort an schwarzen Felsenriffen vorüber, die theils unter dem Wasser waren, theils darüber hervorragten. Der Name Apscheron kommt aus dem Persischen, ab-schirin, süßes Wasser. Am Vorgebirge Apscheron selbst findet sich nämlich eine sehr gute und ziemlich reichliche Quelle süßen Wassers, und diese hat aller Wahrscheinlichkeit nach der ganzen Halbinsel den Namen gegeben. Die Länge dieser letztern beträgt 50 bis 60, die Breite 30—35 Werst. Ihre Oberfläche ist uneben; auf der Westseite geht sie in einen ziemlich bedeutenden Kamm ansteigend in den Ausläufer des Kaukasus unter dem Namen des Berges Schibani über, erstreckt sich von Nordwest gegen Südost ans Meer und endigt mit den sogenannten Ohren von Baku, den zwei steilen Höhen Kür-gös von Karaguisch. Die tiefe und breite Einsenkung von Putal trennt den Kamm des Schibani von dem Rücken des Jassamal; sie beginnt an der Sohle der „Ohren von Baku“ an der kleinen Bucht oder Lagune Proswanie, streicht dann in entgegengesetzter Richtung von Süden nach Norden und endet in der Niederung an dem Salzsee bei dem Dorfe Hadschi-Hassan. Von hier steigt das Terrain gegen Norden wieder allmählich an und bildet eine Wölbung, auf welcher sich mehrere abgesonderte Kuppen erheben, die im Ganzen von Westen nach Osten gehen, hinter denselben senkt es sich wieder sanft bis zum flachen, sandigen Meeresufer am Nordrande der Halbinsel, an der Thalrinne des Sumgait und an seinen Mündungen. Die hügeligen Höhen der westlichen Hälfte der Halbinsel gehen bis zu dem Dorfe Balachan, wo sie ebenfalls unmerklich sich senkend an die Niederungen sich anschließen, welche sich rechts von dem Hadschi-Hassan-See um den Jassamal herum, links vom Meere aus um den Bergrücken von Kulassang herumziehen. Der Jassamal umgibt die Bucht von Baku, und fällt gegen sie in langgestreckten steilen Abstürzen ab. Der Kulassangrücken ist vom Jassamal durch das enge Thal des Sees von Emiradschan getrennt, und stößt im Norden ans Meer, indem er die Bucht von Bilga eng umsäumt. Zwischen dem Kulassang und dem Cap Apscheron dehnt sich eine weite Fläche aus, welche den ganzen übrigen Theil der Halbinsel einnimmt.

Auf der ganzen Halbinsel findet sich nur ein Fluß, der Sumgait: Salzseen aber gibt es auf ihr in Menge; den größten Theil der Oberfläche nehmen kahle Hügel und sandige Striche, steinige Hochflächen und Salzniederungen ein. Die Vegetation ist im allgemeinen nicht bedeutend. Die Ufer sind sandig oder felsig. In der Mitte der Halbinsel aber, an breiten sanft geneigten Abhängen, in vor Winden geschützterer Lage, gedeihen Weizen und Gerste, Baumwolle und Safran[1] vortrefflich. Längs der Südküste, in sandigem Boden, werden alle Jahre eine Menge Gurken, Kürbissen und namentlich ausnehmend schmackhafte Melonen gezogen. An der Nordküste finden sich ebenfalls bis in den Kiesgrund hinein angelegte Gärten, umzäunt von ziemlich hohen Einfriedungen. Da ranken sich Weinreben noch auf dem bloßen Sandboden. Wo aber besserer Boden, nur etwas Schwarzerde sich findet, gedeihen Pflaumen, Pfirsiche, Birnen sehr gut. An mehreren Orten findet man ohne Pflege wachsende Oelbäume: Feigen-, Granat- und Maulbeerbäume sind aber recht eigentlich eine Specialität Apscherons. Die Thäler und Schluchten sind voller Salzseen. Asphalt — hier Neft (Naphtha) genannt — gewinnt man an mehreren Stellen, namentlich aber auf den Höhen von Balachan. Beinahe im Mittelpunkte der Halbinsel aber finden sich jene merkwürdigen Ausströmungen von Kohlenwasserstoffgas aus dem Boden, da brennen die berühmten ewigen Feuer. Nahe bei dem Dorfe Sorachan, auf der hochgelegenen Scheitelfläche des Schibanirückens, dringen jene Schwaden von Kohlenwasserstoffgas aus dem zerklüfteten Boden, und brennen angezündet mit heller weißer kaum rußender Flamme. Gleiche Gasquellen finden sich auch auf der heiligen Insel, ja es entströmt an mehreren Stellen des Busens von Baku das Leuchtgas dem Meeresgrunde. Bei Sorachan ist auf dem Gasquellplatz seit undenklichen Zeiten ein Kloster der indischen Feueranbeter erbaut: dort sind weite unterirdische Klüfte aufgeschlossen, die als Gasreservoirs dienen. Aus ihnen wird das Gas in hohe Kamine geleitet und brennt an ihrer obern Oeffnung in großen, hellleuchtenden Flammen. Diese Feuer nennt man die großen; die auf dem Schibani zerstreuten heißen die kleinen; über ihnen befindet sich keinerlei Gebäude. Durch heftige Regengüsse, Schneefall, ja schon durch Winde werden nicht blos die kleinen sondern auch die großen Feuer ausgelöscht, und müssen erst wieder angezündet werden. Bei jenen geschieht das von Hirten, bei diesen von den Feueranbetern. Das dem Meeresgrunde entquellende Gas wurde mehrmals auf der Oberfläche des Meeres von Neugierigen entzündet, welche Versuche darüber anstellen wollten; es soll fortgebrannt haben bis zum ersten Windstoß oder stärkern Wellenschlage.

Am Abend des 23 April verließen wir die Höhe von Apscheron und nahmen unsern Curs nordwärts längs der Küste bei Dagestan. Die niedrige Küste wurde höher und höher, und zeigte

[1] Aechter Safran, crocus autumnalis, nicht Saflor, welcher südlicher an der Wolga um Sarepta gebaut wird. K. v. U.

ſich mehr mit Pflanzenwuchs bedeckt: hinter den Uferbergen blickten nun höhere Kämme hervor, und endlich erhoben ſich in der Tiefe des Horizonts die ſchneeigen Gipfel des Kaukaſus, mit dünnen Wolken umzogen oder frei in des Himmels Blau hinaufſtrebend. Auf der andern Seite des Schiffs überſah man nur die endloſe Fläche des Meeres, bald glänzend platt wie ein Spiegel, bald gekräuſelt in kleinen Wellenhügelchen wie die Steppe.

Unter den Uferbergen iſt der Beſch-Barmak oder Chüdür Sind, bei den Ruſſen St. Eliasberg, beſonders auffallend. Er ſcheint gerade aus dem Meere aufzuſteigen und bildet eine gewaltige von allen Nachbarn getrennte Maſſe, welche mit fünf Felszacken gekrönt iſt. Daher der Name Beſch-Barmak, d. h. fünf Finger.

Hinter dieſem Berge erblickte man wie durch einen bewegten Nebelſchleier ähnliche Felsberge in verſchiedenen maleriſchen Formen. Aus den Nebeln bildeten ſich nach und nach Wolken, der Himmel trübte ſich und der Uferwind wurde ſtärker. Das Schiff ſchwankte ziemlich heftig und viele Paſſagiere, auch meine Kinder wurden alsbald ſeekrank, doch das dauerte nicht lange. Mit Sonnenuntergang fiel der Wind, der Himmel klärte ſich auf, und allen wurde wohl. Bei klarem Wetter und hellem Mondſchein fuhren wir die Nacht durch und warfen Morgens um drei Uhr Anker gegenüber von der Stadt Derbend.

Die Feſtung, jetzt zugleich Gouvernementsſtadt Derbend liegt am Abhang des waldbedeckten Bergrückens von Tabaſſaran, und gewährt vom Meere aus ein wunderſchönes Landſchaftsbild. Ich kenne in der That in den Kaukaſusländern keinen Ort, der eine maleriſchere Lage hätte als Derbend. Eine Fülle von Gärten zieht ſich zu beiden Seiten der Stadt an den Berglehnen herab bis unmittelbar an den Uferrand des Meeres, die Bäume ſtanden in der Blüthe, weiterhin zeigte ſich das junge Grün an Sträuchern und Bäumen und Raſen nur erſt ſpärlich; es war noch früh im Jahre, und die Bergwälder hatten ſich noch nicht mit ihrem Laubſchmuck bekleidet. Die Stadt ſelbſt, etwa drei Werſt lang, lehnt ſich an eine Uferbucht und ſteigt an den Höhen empor, deren Gipfel von der Citadelle gekrönt iſt; ihre Breite beträgt nirgends mehr als etwa ¾ Werſt. Von allen Seiten iſt ſie mit alten, geſchwärzten Mauern umgeben, welche ſich bis in das Meer hinein erſtrecken; ſie ſind aus einem ſehr harten, dauerhaften Stein erbaut. Die Feſtung und die ihr vorliegende Stadt bilden eigentlich ein Ganzes, denn die gleichen Flankenmauern umgeben beide: übrigens iſt die Feſtung von der Stadt noch durch eine quer übergebaute Mauer getrennt. Beide mit einander bilden ein ſehr langes Parallelogramm, nach der Meeresſeite hin offen, wo ſelbſt bei ganz ſtillem Wetter die Wogen beſtändig den felſigen Strand überſtrömen und eine nicht unbedeutende Brandung erzeugen.

Weil man auf der unſichern Rhede nur kurze Zeit anhält, ſo geht man vom Dampfboot aus nur in dringenden Nothfällen in Derbend ans Land. Bei der leiſeſten Andeutung einer drohenden Gefahr lichtet der Dampfer die Anker und eilt auf die hohe See. Die Rhede von Derbend iſt namentlich für Oſt-, Nord- und Nordweſtwinde gänzlich offen, der Ankergrund beſteht aus Sandſtein und Sand. Man hat im Plan hier einen Hafen anzulegen. Die Arbeiten ſind auch begonnen, aber die Schwierigkeiten ſind groß und werden außerordentliche Anſtrengungen machen. Jedenfalls wäre die Ausführung eine große Wohlthat für die ganze Gegend.

In der Stadt und Feſtung findet ſich eine Anzahl Gebäude in europäiſchem Styl, welche durch ihre blendende Weiße in die Augen fallen; im allgemeinen ſind die Häuſer aber einförmig grau, und in der kunſt- und ſchmuckloſen Bauart der Aſiaten dieſer Länder aufgeführt: übrigens durchaus von Stein.

Derbend bildete unter der mohammedaniſchen Herrſchaft der Perſer ehemals ein beſonderes Chanat. Unter ruſſiſcher Oberherrſchaft war es anfänglich eine beſondere Provinz und ſtand unter dem Namen einer Commandantſchaft unter Kriegsrecht. Seit 1840 war Derbend eine Kreisſtadt des kaſpiſchen Gebiets und 1847 wurde es zur Gouvernements-Hauptſtadt erhoben, unter welcher mehrere Kreiſe ſtehen. An der Spitze des Gouvernements Derbend ſteht ein Kriegsgouverneur mit den beſondern Rechten, welche nur die Gouverneure der kaukaſiſchen Provinzen haben. Hinter der Veſte erſtreckt ſich weit in die Berge hinein die berühmte Mauer von Derbend, ſie geht über Bergkämme und Schluchten weg, iſt ohne Zweifel an vielen Stellen unterbrochen, doch behauptet man, daß ihre Fortſetzung noch nach Kachetien hin an vielen Stellen ſichtbar ſey, bis in der Nähe von Signach; Signach aber liegt in gerader Linie von Derbend etwa 250 Werſt entfernt.

Am 24 April um Mittag verließen wir die Rhede von Derbend und fuhren in ruhigem Waſſer einer gleichförmigen Küſte entlang hinüber nach Tarki oder der Petersveſte. Dieſe liegt Derbend ähnlich am Abhange eines Berges, ſo daß man auf der Ueberfahrt dieſe beiden Berge im Geſichtskreis hat, welche Vorſprünge zweier der Hauptkette des Kaukas parallelen Reihen von Vorbergen bilden. Die Küſte dazwiſchen, niedrig und flach, erſtreckt ſich mit einer leichten Einbiegung auf etwa 100 Werſt. Hinter Tarki entfernen ſich die Berge von der Küſte, und dieſe geht in der Gegend der Stadt Kislär und der Mündungen des Terekfluſſes in die vor dem Kaukaſus ſich ausdehnende Ebene über; hier beginnen die Sandſteppen von Aſtrachan.

Den ganzen folgenden Tag ſahen wir nichts als die uferloſe Meeresfläche, welche ohne einen ſichtbaren Küſtenrand mit dem Steppenmeere zuſammenfloß, alles war ſtill, leer, öde. Am 26 April um 8 Uhr Morgens näherten wir uns den Mündungen der Wolga, die Farbe und der Geſchmack des Meerwaſſers veränderten ſich, um 9 Uhr erblickten wir den ſogenannten Thurm der vier Hügel, eine aus Balken errichtete durchſichtige Warte auf einer hügeligen Inſel von rothem Lehm und Sand, um 11 Uhr näherten wir uns der Inſel Biriutſchja Koſa, und um 1 Uhr warfen wir Anker auf der Jamnyi-Rhede auf der andern Seite der Inſel, zwei Werſte vom Ufer, wo das Labyrinth der Flußarme und Fluß-Inſeln der Wolga beginnt. Von hier iſt noch 15 Werſt bis zum Krasnyi Bugor (rothen Hügel), und 100 bis Aſtrachan.

Streifzüge in Norwegen.

I. Drammen, Hongſund, Dunſerud.

Wir verließen an einem Sonntage die Stadt Drammen in einem Gemüthszuſtande, der ſehr an den des Junker Tobias und Chriſtoph in Shakeſpeare erinnerte. War doch der norwegiſchen

Gastfreundschaft gelungen, was bei mir nur der Commers auf der Borussenkneipe in Halle, und der dritte August meines Jahrhundertsjahres (der königl. Geburtstag) in der Caserne möglich gemacht hatten. Aber wenn nicht eine Entschuldigung, so doch eine Erklärung ist es, wenn ich sage daß wir an einem Feste theilnahmen, das nach Landessitte mit einer Vorkost beginnt und über das Mittagsmahl, die landesübliche Vesper und Abendessen hinweg zum Nachtmahl übergeht, seine Hauptverherrlichung aber im Trinken findet und mit der raffinirtesten Ueberlegung die festen Speisen so einrichtet, daß sie nur reizen und neuen Durst vorzubereiten im Stande sind; und hierbei die flüssigen Stoffe im buntesten Durcheinander, Spirituosa in den mannichfachsten Mischungen und die schwersten und feurigsten Weine des Südens, nebenher noch als aufregende Zusätze Volksgesänge mit Chorrefrains, patriotische Lieder, und Toaste, Privatgesundheiten; den letzten schwachen Damm, den ich persönlich dieser auf mich andringenden Fluth mit ihren vorausgesehenen Folgen entgegenzusetzen hatte, unterminirte der Bruder des Wirthes, ein Geistlicher, durch die Versicherung daß es jedem Fremden geschehe, daß er unter den Tisch sänke und daß Nichttrinken eine Beleidigung für den Wirth sey; was sollte ich dagegen thun, ich folgte seinem Wort und hatte nur die kleine Freude, ihn selbst auch mir folgen zu sehen.

Vor der Stadt erwarteten uns einige der in so kurzer Zeit gewonnenen Freunde, um uns zu Pferde noch eine Strecke das Geleit zu geben. Die Straße führt in westlicher Richtung auf dem linken Ufer des Drammen fort; das Thal liegt tief und ist vom Kamme der beiden Wände bis zum Wasserspiegel hinunter angebaut und mit Feldern geschmückt, die vom Boden wie von der Witterung begünstigt scheinen. Letztere wird dadurch heilsam, daß die meist herrschenden Nordwinde nicht in das Thal selbst eindringen, sondern über die Höhen hinwegstreichen; sie sollen in einem eigenthümlichen Verhältniß zur Wassermenge des Flusses stehen, die durch ihr Steigen sie voraussagt, wie das Fallen derselben mit Sicherheit auf ein Eintreten von Südwinden deutet. Dort wo der Strom in den Drammesfjord ausmündet, umfaßt die Stadt Drammen denselben auf beiden Ufern, als wäre er selbst die Hauptstraße des Ortes. Und in der That scheint er es auch: denn das Hauptleben zieht sich aus den langen engen sich schlangenartig windenden Straßen an die Ufer hinunter dem Hafen zu; dieser liegt in Tangen, der kleineren Stadt an dem südlichen Ufer — denn drei einzelne Städte wuchsen erst kürzlich in das vereinte Drammen zusammen, und Briggs und Galliassen finden Tiefe genug in ihm. Als Stadt ist Tangen der unbedeutendste Theil, da das auf demselben Ufer liegende Strömsö den Vorzug einer stehenden Brücke genießt, die es mit Bragernäs auf dem rechten Ufer verbindet. In dem letzteren sind die Kirchen, die Gymnasien und andere öffentliche Gebäude die hervorstechendsten Punkte. Dem Auge wohlthuend ist die Menge kleiner Inseln in dem silberglänzenden Strome, zumal derer, die mit Gärten und Landhäusern bedeckt sind, obschon die ungeheuren Bretterwürfel auf den anderen einen reelleren Werth haben, da sie den Haupthandel des Landes nähren.

Die nächste größere Ortschaft war die Skjutsstation Hougsund, ein der Häuserzahl nach ziemlich bedeutender Flecken. Hier ließen wir unsere Chaise stehen, da man mit dem vierrädrigen Gefährt in dem Gebirge doch nicht vorwärts kommen kann, und beschlossen die weitere Reise mit dem Tornister auf dem Rücken und auf Apostelpferden, wie man hier Schusters Rappen nennt, fortzusetzen. Hougsund durchströmt ein Arm des Drammen, speciell Stor-Elv genannt, und liefert in dem Lachsfange die Unterhaltsmittel der Bevölkerung. Am ergiebigsten ist er dort, wo die Wassermenge durch Felsen gehemmt und zu einem in andern Umgebungen immerhin bedeutenden, aber hier nicht hervorragenden Sturze, Helleföß genannt, gezwungen wird. In ihm wie in fast allen Wasserfällen sind Gerüste aufgestellt, auf welche der stromaufschwimmende Fisch, der sich an schäumenden Stellen nach vorn in die Luft schnellt, springen muß, um dann mit Haken einfach gestochen zu werden; aber auch schon unterhalb der Fälle drohen ihm Gefahren, die oberhalb derselben wiederkehren und ihn sicherem Untergang zuführen. Es werden nämlich vielfach Holzkästen durch Ketten und Anker so in die Tiefe gesenkt, daß sie nur eben von der gewöhnlichen Wasserhöhe bedeckt werden; sie sind mit einer nach innen sich öffnenden Klappe versehen, die durch den leisesten Druck von dem Fisch geöffnet wird, um sich hinter ihm zu schließen und ihn der Gefangenschaft zu überliefern. Viel interessanter als diese einfache Art des Fanges sind die verschiedenen Methoden, die dort angewendet werden, wo die Ströme in Landseen münden, ohne dabei wirkliche Wasserfälle zu bilden. Erlaubt es die felsige Beschaffenheit des Ufers, so werden durch das Gestein förmliche Irrgänge geführt, die in eine Falle oder eine Neusenstellung führen, in welche der nicht mit hoher Ueberlegungskraft ausgestattete Fisch leicht hinein aber nicht wieder herauskann. Hier und dort werden sogar die Felsen weiß bemalt um den Lachs zu täuschen; er glaubt nämlich in der blendend hellen Stelle den Gischt eines stürzenden Wassers zu sehen, schnellt sich darüber und fällt auf die dahinter liegende Felsbank. Dieser Lachsfänge, in der Landessprache Laxeblick genannt, gibt es unzählige und fast alle so ergiebig, daß man keine Oekonomie anzurathen brauchte, wenn nicht die Vorsicht doch das Fangen vor dem Laichen verböte, [1] und wenn nicht ein anderer localer Uebelstand eine Verringerung drohte und bemerkbar machte. Die Gewässer, die in so reicher Menge aus den fast unerschöpflich erscheinenden Waldungen herabströmen, werden von dem industriellen Trieb unsres Jahrhunderts unter seine Kunsträder gezwungen. Wo sich irgend eine gelegene Stelle findet, sind sie mit gierigen Sägemühlen umgeben, welche die auf ihren Wogen herbeigeführten Stämme aufsischen und in Bretter zerlegen, um sie als solche wiederum seiner Weiterbeförderung anzuvertrauen. Die Sägspäne bilden am Ufer in ihrer massenhaften Aufschüttung Hügelreihen, deren leichte Bestandtheile von den Winden verweht und in die Flüsse getrieben werden, mit deren Wasser sie in die Kiemen der Lachse gerathen, ihnen unangenehm werden und sie vermindern und vertreiben. Ein weiterer Uebelstand ist es, daß sie voll Wasser gesogen in die Tiefe sinken, sich zwischen das Steingeröll auf den Boden festsetzen und so den Fluß seichter machen, ja oft Bänke und hervorragende Inseln bilden, da dann wieder zusammenbrechend Strudel und Wirbel verursachen. Auch auf dem Lande bringen sie Nachtheil, da sie durch Regen und Sommerhitze in Gährung gerathen, faulen, die Luft mit brandigem Gestank verpesten und sich sogar entzünden, wie es bei Lille-Elv in Schweden geschah, so daß wir von einem Commando Wärmeländer bedeutende Arbeiten gegen dadurch drohende Gefahr vornehmen sahen. Wenn mit der Zeit der Bodencultur ein größeres Recht gegen die Waldnutzung eingeräumt werden wird, wird sich ohne Zweifel die Klugheit dieses Materials bemächtigen, es zum Dung verwenden und die nützliche Holzerde daraus erzeugen.

[1] Das Verbot des rheinischen Gesetzbuchs, dem Gesind nicht mehr als viermal in der Woche Lachs zu geben, beweist daß auch dort früher ein Ueberfluß stattgefunden haben muß (A. d. Eins.)

Nachdem wir auf einer Fähre den Drammen überschritten, zogen wir munter auf dem Wege nach Kongsberg fort. Reizende Aussichten und Rückblicke boten sich uns dar, durch die verschiedene Gruppirung der schönen Dreistadt Drammen, Hougsunds, der kleinen Wiesenstrecken, der schon gelblich werdenden Felder und namentlich der einzelnen in Gärten liegenden roth gefärbten Landhäuser. Nach Erreichung eines schön mit Nadelholz bewaldeten Bergrückens öffnet sich dem Auge ein herrlicher Blick auf den mehrere Meilen langen Eger Vand, einen Landsee, der berühmt ist durch den Reichthum seines Wassers, das überdieß an Durchsichtigkeit und Klarheit wohl von keinem übertroffen ist. Er friert sehr spät im Winter und ist in steter Bewegung, und wird sogar bei dem leisesten Lufthauch sehr unruhig. Ein ansehnlicher Zufluß wird ihm aus dem Fiskum-Vand, und durch den Vestfoß, einen ziemlich bedeutenden Sturz, führt er den Ueberschuß seiner Wogen in den Drammenelv, die große Straße von Nord nach Süd durchschneidend. Auf einem schön gelegenen Punkte liegen die Egerkirche und ein einladendes wohlgebautes Predigerhaus von mit Laubholz bewaldeten Anhöhen umschlossen. Auch an dem Ufer des Sees hat das Nadelholz weichen müssen und der ganze Ort erhält gerade dadurch einen ihm eigenthümlichen Charakter beschaulichen Friedens, der mich sehr an einzelne Punkte des bayerischen Alpenlandes erinnerte, nur daß hier die Weide, dort aber die Birke in den Wassern der Seen sich spiegelt. Ueberhaupt tritt in Norwegen die Birke, die oft hier zu einem der ansehnlichsten Bäume gedeiht erst in ihr Recht ein, und zeigt ihre Schönheit, indem sie sich bald keck und neugierig über unermeßliche Abgründe krümmt, bald einzeln und alleinstehend einen schaurigen Hohlweg beschattet. Ein weiterer Vorzug, den der Egersee mit seiner Laubumwallung hat, ist das Beherbergen der Buchfinken, deren Schlag lieblich an die heimathlichen Wälder erinnert, während in dem vorherrschenden Nadelholz nur der Drossel-Gesang ertönt; an seinem Felsufer brütet die Bekassine ihre Eier.

In der Nähe der Skjutsstation Dunserud, deren Gasthaus wir zu unserem Nachtquartier ersahen, wird der Charakter des Landes schon entschiedener hochgebirgig; dunkle Tannenwaldung wechselt mit kahlen und nackten Felspartien von Schiefer und Kalkstein. Nach der Aussage der Bewohner dieser Gegend enthalten dieselben außer den Metallschätzen, deren Bergung sie ihre mühvolle Existenz widmen, auch Kohlen, freilich ein hier fast noch überflüssiges Mineral. Dunseruds Gastfreundschaft erzeigte sich uns wie wir es erwartet als nordische, das Innere des Hauses und der Betten war überdieß reinlich und bequem.

II. Kongsberg.

Noch vor Sonnenaufgang traten wir unsere Wanderung nach Kongsberg an; ich hatte mich in der Nacht heftig unwohl gefühlt und litt an einer durch körperliche Schmerzen erzeugten schwermüthigen Stimmung, zu deren Vermehrung die eigenthümliche Beleuchtung der nordischen Nacht das ihre beigetragen hatte. Diese Dämmerung, welche die Schatten nur langsam verbleichen läßt, den Blumen die Kelche schließt, die Blätter an Baum und Strauch senkt, die zu dunkel ist um an die gewöhnlichen Geschäfte des Tages denken zu lassen, und zu hell um nach dem Lichte zu greifen, hat etwas Bedrückendes, wenn der Schlaf dem Menschen nicht die Augen schließt. Inmitten der allgemeinen Stille des Ausruhens der ganzen Erdnatur wach und schlaflos zu bleiben, ist ermattender als die anstrengendsten Beschäftigungen des Tages. Nach einer so durchwachten Nacht stimmt aber dann der Sonnenaufgang selbst um so erheiternder und belebender; die gemüthliche Wärme, welche gerade in der Morgenstunde lebhafter auszustrahlen scheint als in den übrigen Stunden des Tages und die frische Helle machen ihren Einfluß geltend, die trübe Laune weicht, um einem Zustande der Ruhe und bald auch einer erquickenden Heiterkeit Raum zu geben.

Mir geschah dieß umsomehr als die Sonne über einem der schönsten Thäler herrlich aufging. Wild und zornig durchtost der Loaven die Felsengruppen, vermehrt seine Wassermenge durch den abwechselnd sichtbaren Jondals- und Kobberbergs-elv, und wendet seinen Lauf gen Südost dem Christianiafjorde zu. Gebirge mit Häuptern, auf denen der Schnee noch im Junius und Julius, ja selbst im August liegt, umgeben den Horizont und setzen dem Auge eine Gränze. Besonders hervorragend zeichnen sich der Jonskeuden, das Skrimsfjeld und der Gousta aus. Interessant ist der Reichthum, den die sonst arme Sprache für die feinen Nüancen der natürlichen Formen der Gebirge besitzt; so heißen Knuden oder Kollen die höchsten überragenden Gipfel zusammenhängender Gebirge, die allerhöchsten isolirten Spitzen „Stoten", Säulen, sobald sie senkrecht stehen, „Horn". Hörner, wie in der Schweiz, wenn sich mehrere unweit von einander erheben, „Tind", Zacken, sobald sie in spitzer Form einen Abgrund überragen; „Fjeld" ist der Ausdruck für ein hohes, nacktes und wüstes Felsengebirge, „Jökul" aber die Bezeichnung desselben, sobald es die Gränze des ewigen Schnees überragt; „Fond" ist ein Schneelager, und daher „Folgefonden" eine Reihe von Erhebungen auf diesen Schneefeldern; „Bræ" endlich sind die eigentlichen Gletscher, welche sich an dem Rande der Schneeflächen bilden, wo sie abwärts in ein Thal auslaufen und ihre stockige, lockere Masse in ein blauschimmerndes, in tausend Pyramiden und Wellenformen zerschnittenes Eis verwandeln, das rund umher von Klüften und klaffenden Abgründen innerhalb der Schneemasse umgeben ist, an deren Farbe der Gebirgsbewohner das Alter der Gletscher so sicher erkennt, wie der Förster das des Baumes an den Jahresringen des Holzes.

Je mehr man sich Kongsberg nähert, je merklicher steigt der Weg auf; sich durch einige fast zerstörte Wälder windend, welche durch die leichtsinnige Verwüstung des allerwesentlichsten Erhaltungs- und Industriemittels einen traurigen Eindruck machen; sind diese durchschritten, wird der Anblick wüst und trübselig, namentlich nach Westen zu, wo sich das Hotfjeld gegen Modum ausbreitet, das seinen Reichthum aus dessen metallführenden Höhen und Kobaltgruben zieht. Von einer bedeutenden Anhöhe eröffnet sich der erste Blick auf die Stadt, die aber das Gepräge eines ehemaligen Wohlstandes gänzlich verloren hat, still, öde und melancholisch erscheint, und ganz in ihre Umgebung hineinpaßt, welche nur durch den verborgenen innern Gehalt ihres Schooßes die Einbildungskraft anziehen kann.

Das Klima, der Waldreichthum und althergebrachte Sitte ließen an der so angenehmen als nothwendigen Holzbauart festhalten, und daher sind die altersgeschwärzten Häuser meist klein und niedrig, einige auffallend große Gebäude zeugen jedoch noch von einer geschwundenen Glanzepoche, und die Umrisse eines Hochofens, einige Magazine, Hämmer und Mühlen erhalten die charakteristische Physiognomie einer betriebsamen Bergstadt. Die ganze Anlage liegt in einem engen, rauhen Thale, dessen Wände weißgraue steinige und zerspliterte Abhänge bilden, die ehemals wichtige Erzgruben enthalten. Auf der Sohle schäumt der wilde Loaven, in seinem nach Süden gerichteten Lauf durch eine Unzahl

von Felsblöcken gehemmt und mehrere liebliche Waſſerfälle bildend, ſeine Ufer ſind von gelben Sandhügeln umgeben, die hier und dort hohe Dämme bilden, bis der Anwuchs des Stromes durch außergewöhnliche herbſtliche Regengüſſe oder das Schmelzen des Schnees im Frühjahr die Waſſerhöhe um 8 bis 9 Ellen vermehrt und den früher niedergeſchlagenen Sand in ſeinem tiefen Bette weiter fortführt. Schon 15 Meilen oberhalb Kongsberg iſt der Strom flößbar und führt auf ſeinen Wogen tanzend alles nöthige Zimmerholz aus dem nahen Hochlande der Stadt zu. In ungleichen Abtheilungen breiten ſich die Häuſer auf dieſer Sandebene zu beiden Seiten des wilden Stromes aus, während die ſogenannte Oberſtadt noch am Abhange des Gebirges und zwiſchen grauen und hohen Stein- und Felsmaſſen eingeſenkt liegt. Zwei wohl unterhaltene hölzerne Brücken vermitteln die Verbindung beider Ufer, auf einer Felskuppe des rechten erhebt ſich eine geräumige und zierliche Kirche, von regelmäßig gepflanzten Bäumen umgeben, die zugleich den Kirchhof ſchmücken. Die nächſte und weitere Umgegend bietet dem Auge nichts dar, woran es ſich erfreuen könnte, man hat nicht einmal den Anblick des Getreides. Auf der Oſtſeite der Stromufer zeigen ſich iſolirte Fleckchen des Sandbodens weniger unfruchtbar und werden als Wieſenland benutzt, das durch ſtarke und anhaltende Regengüſſe getränkt Heu liefert; hier und da fängt man auch an Kartoffeln zu bauen. Aus den Spalten der nackten Felſen, von denen die Wälder längſt gewichen ſind, drängen ſich ab und zu kümmerlich genährte Fichten und Birken hervor. Auch die Gärten in unmittelbarſter Nähe der Häuſer bieten ohne Düngung, gute Pflege, Aufwand und anſtrengende Arbeit nur ein düſtres Bild, da die Temperatur dieſer nördlichen Breite und höheren Lage ſehr unfreundlich iſt und die Richtung des Thales die kalten Winde auf die Stadt leitet, und keine umgebenden Anhöhen deren Ungeſtüm brechen. Die Kälte des Klima's ſoll auch in die Herzen der Einwohner Eingang gefunden haben, denn Kongsberg ſteht in dem Rufe eines Parteigeiſtes, der Intrigue und gegenſeitigen Liebloſigkeit. Wir die Fremden haben aber nur Beweiſe der liebenswürdigſten Gaſtfreiheit erhalten.

Griechiſche Zuſtände im Archipelagus.

(Aus dem United service Magazine.)

Am Schluß einer längeren Reiſeſchilderung „Streifzüge im ägeiſchen Meer“ in oben genannter Zeitſchrift findet ſich folgende Charakterſchilderung der Griechen. „Die Griechen ſind jetzt gewiß nicht mehr unterdrückt, obgleich ſie ſich gern als unterdrückt hinſtellen, oder ſogar glauben, ſie ſeyen es. Es würde in der That an manchen Orten keine gar große Phantaſie dazu gehören, um ſie für die Eroberer, die Türken aber für die Beſiegten zu halten, die Griechen ſind reich, während die Türken arm ſind; die einen ſind unterrichtet, die anderen unwiſſend; die einen wohnen in geräumigen Häuſern, die andern in elenden Löchern; die einen ſind in feines Tuch und feine Leinwand gekleidet, die anderen in Lumpen und Schmutz. Alle Intelligenz, alle Induſtrie, aller Handel des Landes befindet ſich in den Händen der Griechen. Die Türken haben nichts, thun nichts, ſind nichts, und bilden hier nur ein Fünftheil von dem Volke, das ſie ſich unterworfen haben — von dem Volke, das ſie verachtet, meidet, höhnt, ſobald und wo nur ſich Gelegenheit dazu findet.

„Bei meiner Rückkunft ſagte ich zu unſerem Wirth einige Worte über den wahrhaft unerträglichen Schmutz in den Straßen; ich machte ihm bemerklich, daß derſelbe bei warmem Wetter nichts anderes als Fieber erzeugen könne, und daß er zu jeder Zeit als etwas Ekelhaftes und höchſt Läſtiges angeſehen werden müſſe; der Mann fing alsbald an auf die türkiſche Regierung loszuziehen. Ich fragte, warum denn die Griechen nicht aus eigenem Antriebe etwas thäten; er aber hatte darauf nichts zu erwiedern; ein ſolcher Gedanke war ihm nie gekommen. Ich ſetzte mich auf ein Geſpräch vom vorangegangenen Abende beziehend hinzu, daß die Griechen, wenn es ſie nach der Gewalt lüſtete, ſich zu deren Gebrauch erſt fähig zeigen ſollten. Bereits haben ſie das Geld in ihrer Gewalt, ohne daß jedoch die Reſultate befriedigender Art wären. Europa wäre bereit ein Urtheil über ſie zu fällen; und wenn ſie, wie ſie mit ſo vielem Lärm behaupteten, den Türken in der Regierungskunſt wirklich ſo ſehr überlegen wären, ſo hätten ſie nichts beſſeres zu thun, als es durch die That zu zeigen, ſo daß jedermann die Wahrheit ihrer Behauptungen zugeben müßte; mit der Zeit aber müßten ſie nothwendig die Früchte davon ernten. Sowie die Sachen aber ſtünden, hätten wir nichts als leere Behauptungen; von Beweiſen könnte lediglich keine Rede ſeyn. Auf Andere wenigſtens könnten ſie z. B. alles nach ihrem Gutdünken einrichten, da ſie bei weitem den größten Theil der Bevölkerung der Inſel bildeten. Die Türken miſchten ſich in keiner Weiſe in ihre — der Griechen — Angelegenheiten, und die wenigen Individuen jenes Volks, die da und dort zerſtreut lebten, gelten lediglich nichts. Gleichwohl ſchienen ſie — die Griechen — darum nicht mehr zu proſperiren. So wäre z. B. der Wein von Kalloni ſo vortrefflich, daß er in Europa zu hohen Preiſen verkauft werden könnte, wenn er gehörig bereitet würde; aber es wäre das nicht der Fall. Zu Patmos hätten ſie jede Gelegenheit, ſchwunghafte Schiffbaugeſchäfte zu machen; gleichwohl lägen nur zwei kleine Fiſcherboote auf dem Stapel. Zu Vriſſa beſäßen ſie die ſchönſten Jagdgründe, die man ſich denken könnte; aber ſie hätten die üble Gewohnheit, das liebe lange Jahr hindurch dem Wild mit Flinten und Fallen nachzuſtellen. Immer noch ließen ſie es ſich nicht nehmen die Vögel während der Begattungszeit wegzuſchießen, wodurch es ihnen glücklich gelungen wäre faſt alle Vögel auszurotten; denn ſo oft ſie im Mai oder Junius ein Rebhuhn äßen, hätten ſie eben damit vielleicht zehn vertilgt. Dieſe Thatſache läge klar am Tage; dennoch nehmen ſie ſich nicht einmal die Mühe ein locales Jagdgeſetz zu machen, welches ihnen ſeiner Zeit eine Menge Fremde zuführen und Geld in Hülle und Fülle eintragen würde. Sodann hätten ſie auch zahlloſe Olivenbäume von der beſten Gattung; aber das Oel, welches ſie aus ihren Oliven bereiteten, wäre ſo ſchlecht, daß es nur zu den allergewöhnlichſten Zwecken verkauft werden könnte, und es käme dieß einzig und allein daher, daß ſie ſich um die Sache ſo gar wenig kümmerten. In den vielen Buchten, welche die Inſel hätte, beſäßen ſie höchſt werthvolle Fiſchereien, denn es könnten bei jedem Wetter auch die kleinſten Boote ohne Gefahr dort ihre Thätigkeit entfalten; dennoch würden von ihnen alle gepökelten Fiſche von Smyrna und Konſtantinopel eingeführt, weil ſie ſich nicht die Mühe geben wollten das Einſalzen ſelbſt zu erlernen. Ferner wäre es bekannt, daß Mitylene vermöge ſeines Klima's zur Hervorbringung von Pomeranzen und Mandeln ſich vortrefflich eignete; dennoch befände ſich kaum ein Pomeranzenbaum auf der ganzen Inſel — dennoch führten ſie ihre Mandeln aus Skio ein. Sie ſchrien immer ge-

waltig über die hohen Weizenpreiſe, und doch werde von der Inſel ihr eigener Bedarf nicht einmal zum fünften Theile gedeckt, während ſo viel ſchönes und gutes Land brach und wüſt liege. Das bischen Weizen, das ſie erzeugten, wüßten ſie nicht gehörig zu ſäen; auch wollten ſie das nicht lernen. Sie begnügten ſich damit, dieſen Weizen zwiſchen Sandſteinen zu zerdrücken, weil ſie zu träge wären Mühlen zu bauen — weil jeder, zum Nachtheile aller, Müller und Bäcker wäre. In manchen Ortſchaften wollten ſie ſich nicht einmal die Mühe geben eine Kartoffel zu erzeugen, und wo ſie dieß thäten, verſtünden ſie nicht die rechte Art ſie zu pflanzen. In der Nähe von Kalloni, ſowie noch anderwärts hätten ſie ziemlich ausgedehnte Weiden von guter Beſchaffenheit; ihr Viehſchlag aber wäre einer der ſchlechteſten, ſo ich je geſehen, obgleich auch dem kleinſten Bauer die Art und Weiſe bekannt ſeyn ſollte, wie derſelbe zu verbeſſern wäre. Sie hätten Holz und Steine im Ueberfluſſe, und dennoch beſtänden ihre Häuſer einzig und allein aus Holz. Sie führten ſogar ihre Stühle und viele der gewöhnlichſten Hausgeräthſchaften ein. Sie verſtünden es nicht einmal gutes Salz zu bereiten, und hätten, eine herzlich ſchlechte Seife ausgenommen, die zu Caſtro und Patmos gemacht wurde, nicht einmal eine Fabrik auf der ganzen Inſel. Sie hätten Schafe, fabricirten aber kein Tuch; ſie hätten Häute, machten aber kein Leder; ſie hätten Holz, bauten aber keine Schiffe; ſie hätten Steine, verſchmähten aber dieſelben zu benützen; ſie hätten Minen, die ſie aber nicht bearbeiteten; ſie hätten Marmor, wären aber nicht mit der Kunſt vertraut, die demſelben Leben verliehe; ſie hätten Baumwolle, die ſie nur in höchſt roher Weiſe zu nützen verſtünden; ſie hätten Tabak, den ſie nicht ſchneiden lernen wollten. Sie hätten auf der Inſel mehr Schweine als Menſchen, auch äßen ſie Schweinfleiſch gar gern, und dennoch wüßten ſie den Speck nicht zu behandeln. All' dieß ſey nicht immer ein Ergebniß ihrer Unwiſſenheit. So oft ſie etwas thun wollten, könnten ſie es recht ordentlich machen, wie man an ihren Kirchen leicht ſehen konnte; aber ſie wollten eben nicht — wollten eben nicht einmal ein Pfeifenrohr recht machen. Sie wären zwar in der That gar wohl unterrichtet, wollten aber ihr Wiſſen zu keinem nützlichen Zweck anwenden. Sie ſchwatzten lieber von einem problematiſchen Ruhme, von einer problematiſchen Herrlichkeit, wie ſolche vor 2000 Jahren geweſen, als daß ſie einen Finger rührten, um die Gegenwart zu einer erträglichen zu machen.

Auf alles dieſes diente mir mein Grieche nur mit abermaligen Schimpfereien auf Türken und Türkenherrſchaft, ſowie mit pfiffigen Plänen, wie man ſich derſelben entledigen müſſe. Der Unterſchied zwiſchen Menſchen, die ein nützliches Leben führen und ſolchen, welche dieß nicht thun, ſcheint nicht ſowohl in beſonderer Geſchicklichkeit, als vielmehr in raſchem oder trägem Handeln zu liegen; die einen ſind thätig, während die andern ihre Zeit verträumen. Jetzt wenden die Griechen ihre ſchönen geiſtigen Kräfte zu nichts anderem an als zum Projectmachen; vor lauter Projecten kommen ſie gar nicht zum Handeln."

Chineſiſche Einwanderung in Californien.

Man ſchreibt einem engliſchen Blatt aus San Francisco: „Die ſtarke Einwanderung aus China nach Californien erweckt dort fortwährend ſtarke Beſorgniſſe und macht viel böſes Blut. Solange die Einwanderung ſich auf männliche Individuen beſchränkte, war kein triftiger Grund zu Klagen vorhanden; aber die ungeheure Anzahl von weiblichen Individuen, womit wir jetzt überſchwemmt werden, iſt gewiß nichts angenehmes. Man darf ſagen, daß von den Tauſenden, welche zu uns herübergekommen, auch nicht ein einziges weibliches Individuum ſich eines anſtändigen Lebenswandels befleißt. (?) Nachſtehende Notiz eines californiſchen Blattes zeigt wie ungern man das Anwachſen dieſer Bevölkerung ſieht.

„In den erſten ſieben Monaten dieſes Jahres belief ſich die Geſammtzahl der Einwandernden, die im Hafen von St. Francisco landeten, auf 33,000 Individuen; es gingen von hier ab 13,062, ſo daß ein reiner Ueberſchuß von 19,938 blieb; 43 Procent dieſes Ueberſchuſſes beſtanden in Chineſen und wir haben das peinliche Schauſpiel vor Augen, wie 10,655 weiße Einwohner uns verlaſſen, um nach den atlantiſchen Staaten zu gehen, und wie 9247 Chineſen ankommen, um die Lücke auszufüllen. Sie ſind unter ſich ſehr geſpalten, und ſchon haben zwiſchen denſelben einige regelmäßige Schlachten ſtattgefunden, weil von gewiſſer Seite in St. Francisco der Befehl ausgegangen war, von allen Chineſen im Staate eine gewiſſe Steuer zu erheben. Die einen ſagen, es ſeyen dieſe Gelder für die kaiſerliche Armee in China, andere dagegen behaupten, es ſeyen dieſelben zu wohlthätigen Zwecken und zur Unterſtützung ihrer armen Landsleute in Californien beſtimmt. Mehrere chineſiſche Schiffe ſind in neueſter Zeit mit Beſchlag belegt worden, weil ſie eine übermäßig große Anzahl von Paſſagieren an Bord hatten. Das Schiff Potomac wurde in vergangener Woche für 7400 Doll. verkauft, weil es ſich ein Vergehen dieſer Art hatte zu Schulden kommen laſſen; drei weitere Schiffe — die Auſtralia, Libertad und Exchange — ſind mit Beſchlag belegt, und werden confiscirt werden. Auf den beiden letzteren brach der Scorbut aus und raffte viele Menſchen weg. Etliche 80 oder 90 ſtarben an Bord der Libertad; und als das Schiff im Hafen von St. Francisco eingelaufen war, wurde es für räthlich erachtet, die Paſſagiere auf Goat Island Quarantäne halten zu laſſen. Es wurde dort zu dieſem Zweck ein temporäres Hoſpital für ſie errichtet. Auf der Inſel ſtarben noch weitere 40 oder 50 Perſonen. Die Libertad befand ſich in einem abſcheulich ſchmutzigen Zuſtande, und es waren die unglücklichen Chineſen darauf faſt zuſammengepackt wie Hühner, die man auf einem Schiffe mitführt. Das Schiff Exchange kam vor etlichen Tagen in St. Francisco in einem ziemlich ähnlichen Zuſtande an. Ein Hundert von den Paſſagieren ſtarben auf der Reiſe, und faſt alle übrigen ſind ſcorbutkrank und ſtarben überaus raſch weg. Die Ausgaben, welche der Stadt durch die Libertad erwuchſen, betrugen nahezu 12,000 D., und es wird der Stadtrath einige Polizeimaßregeln eintreten laſſen, um dieſer übermäßig großen Einwanderung von Aſiaten Schranken zu ſetzen.

Wir erhalten von dem Hrn. Verfaſſer der „Skizzen des eſthniſchen Volksſtamms in den Oſtſee-Provinzen", in dem ruſſ. Journal des Miniſteriums des Innern, welche übrigens, wie er ſelbſt ſagt, in einer trefflichen deutſchen Bearbeitung in die letzten beiden Maihefte des „Ausland" übergegangen ſeyen, nachſtehende berichtigende Bemerkungen:

„Körperbildung. Die Farbe der Haare iſt nicht eigentlich roth, was auch durch den hiefür gebrauchten Ausdruck des ruſſiſchen Originals nicht direct bezeichnet wird, da dieſer auch das gewöhnliche haarblond, und vornehmlich dieſes bedeutet. Wir würden die Ausdrücke röthlich, oder röthlich blond, röthlich braun für die Wirklichkeit am nächſten halten. Ebenſo wenig möchte die Augen-

farbe mit „schwarzgrau“ bezeichnet werden können, da ſie in der That braun oder ſchwarzbraun iſt, worauf ſchon der Vergleich mit der Rinde des Johannisbeerſtrauchs deutet.

„Kleidung. Der Hut iſt nicht „aus Lammsfellen gefertigt“, ſondern ein grober Filzhut; das bezügliche Adjectiv im ruſſiſchen Original bedeutet in Beziehung auf Hüte, „aus Schafs- oder Lammwolle gewalkt, gefilzt“. Der dreieckige Aufſchlag oder Lappen am Ende der Pelzärmel iſt charakteriſtiſch und kommt auch bei weit entfernten Stämmen der mongoliſchen Race in derſelben Form vor; [1] doch iſt er nicht „hufeiſen-“ ſondern „hufenförmig“, und dient zur Bedeckung des obern Theils der Hand. Unter dem vorn am Gürtel hängenden kleinen „Sack“ iſt die charakteriſtiſche und überall verbreitete „lederne Taſche“ zu verſtehen. Bei Beſchreibung des Frauenpelzes heißt es unter anderm: „derſelbe werde am Gürtel mit zwei Knöpfen und dem unvermeidlichen „Selg“ zugeſteckt; der „Selg“ oder die Breetze dient aber, wie einige Zeilen vorher auch geſagt iſt, nur zum Zuſammenhalten des Hemdſchlitzes und lauten die Worte des Originals, dem entſprechend, auch nur dahin, daß „der Pelz am Gürtel nur mit zwei Knöpfen zugeneſtelt werde, um der weiblichen Bruſt und dem unvermeidlichen „Selg“ (da dieſer häufig von anſehnlicher Größe) Raum zu ſchaffen. Nicht eigentlich mit einem Bande, ſondern mit einem dicken Wollenſtreif werden die Strümpfe umwickelt, auch wird dieſer ſehr häufig an den Strumpf angeſtrickt, eine Bemerkung, die in der deutſchen Bearbeitung fehlt. Unrichtig iſt ferner die Angabe, daß von den Frauen „Pantoffeln“ getragen werden; dieß geſchieht nie und es kommen nur hin und wieder „Schuhe“ vor.

„Wohnung und Lebensart. Hier ſtoßen wir auf einen weſentlichen Irrthum, daß nämlich die Eſthen ausſchließlich zum Stande der „leibeigenen Ackerbauern“ gehören. Richtig iſt nur das Gegentheil: ſie gehören ausſchließlich nicht zur leibeigenen Claſſe, welche in den ruſſiſchen Oſtſee-Provinzen ſchon ſeit dem zweiten Decennium dieſes Jahrhunderts gar nicht mehr exiſtirt. Das im Original gebrauchte Beiwort bedeutet ſo viel wie „verpflichtet“ und ſollte die Modalitäten des Abhängigkeits-Verhältniſſes zuſammenfaſſen, in welchem die perſönlich freien Bauern auf Grundlage gegenſeitiger Frohn- oder Geldpacht-Contracte zu den Grundherren ſtehen. Unter den Gebäuden des Meierhofes oder nach dem provinziellen Ausdruck des Geſindes ſteht nicht das Wirthſchaftshaus, ſondern das Haus des Wirthes, d. h. des Meiers oder Pächters obenan. Als Material, aus welchem der Ofen des Hauptzimmers beſteht, werden nur Back- und Ziegelſteine angegeben, während das Original Feldſteine erwähnt; dieſe werden aber gerade viel häufiger gebraucht. Für die in der deutſchen Bearbeitung ſogenannten armen Leute gibt es den provinziellen Ausdruck „Lostreiber“, welcher dem des Originals vollkommen entſpricht; es iſt dieß eine unter der bäuerlichen Bevölkerung überall vorkommende Claſſe von Leuten, die in keinem feſten Dienſt- oder Arbeitsverhältniſſe ſtehen und zum größten Theil der Gemeindeunterſtützung zur Laſt fallen.

„Nahrung. Nicht ſchwarzes Roggenmehl (das nicht vorkommt), ſondern das gewöhnliche Roggen-Schwarzbrod bildet die Grundlage der eſthniſchen Volksnahrung, wie dieß auch im ruſſiſchen Original geſagt iſt. Es muß ferner als ein Irrthum bezeichnet werden, wenn es in der Bearbeitung heißt: „der Herr eſſe ſtets mit ſeinen Knechten und Mägden, die armen (auf Frohnen anweſenden) Leute äßen aber beſonders.“ Hiernach könnte man annehmen, als wäre von dem Gutsbeſitzer als Herrn der Bauern und armen Leute die Rede, während nur der Meier [1] oder der Bauer-Wirth gemeint und im Original bezeichnet iſt; daran, daß die „armen Leute“ auf Frohnen anweſend ſind, ſteht im Original nichts und iſt dieß überhaupt auch ganz unmöglich, da die Frohnen nicht auf dem Pachthofe, ſondern auf dem Edelhofe geleiſtet werden, hier aber nur von dem Leben und Treiben auf dem erſteren die Rede ſeyn konnte. Unrichtig iſt ferner die Bemerkung, der Eſthe arbeite im Sommer nach kurzer Unterbrechung zur Mittagszeit bis in die ſpäte Nacht; es heißt im Original nur, er bleibe wach bis in die ſpäte Nacht.

„Sitten und Gebräuche. Es kann mißverſtanden werden, wenn S. 499 von den Frauen der beſitzenden Claſſe die Rede iſt, ſofern nämlich darunter Perſonen, die unbewegliches Eigenthum beſitzen, begriffen werden können. Solcher gibt es aber unter den Eſthen nur äußerſt wenige und bedeutet der betreffende ruſſiſche Ausdruck auch nur „wohlhabend“, „auskömmlich“. [2]

„Mythologie. Daß neuere (nicht die neueſten) Forſchungen die Unabhängigkeit der eſthniſchen von der finniſchen Myth- und Dämonologie nachgewieſen haben, klingt allerdings paradox und ſcheint das hier eingeſchobene (?) zu rechtfertigen. Allein der Verfaſſer hat eben mit Rückſicht auf die anſcheinende Gewagtheit dieſer Behauptung die Quelle, aus welcher er ſchöpfte, im Original ausdrücklich citirt; wir erlauben uns daher die Verantwortlichkeit für jene Behauptung dieſer Quelle zuzuweiſen, die wir hier nachzutragen uns geſtatten. Der leider zufrüh verſtorbene als ausgezeichneter Kenner eſthniſcher Sprache und Nationalität bekannte Dr. Fählmann in Dorpat ſagt nämlich in den Verhandlungen der dortigen eſthniſchen gelehrten Geſellſchaft Band II, Heft 2, S. 63 (vom Jahre 1848) zur Beantwortung der Frage: „wie war der heidniſche Glaube der alten Eſthen beſchaffen?“ unter anderm wörtlich folgendes: „mit der Antwort auf dieſe Frage ſind wir gewöhnlich leicht fertig, indem wir ſagen: der alte heidniſche Glaube der Finnen iſt uns ja — hinlänglich bekannt, und die alten Eſthen hatten keinen andern. Aber Völker eines Stammes und einer Sprache ſehen wir auch heutzutage oft in Religionsanſichten wie in Bildung und Cultur ſehr weit von einander abſtehen. Im Alterthum war es gewiß ebenſo mit den Eſthen und Finnen. Die Sprache beweißt es klar, daß die alten Eſthen den Finnen viel in der Cultur voranſtanden. Mit der Religion der alten Eſthen war es nicht anders. Um dieſen Beweis zu führen, iſt nichts ſo einleuchtend und ſchlagend als die Schöpfungsgeſchichte u. ſ. w.

„Schließlich bemerken wir noch, daß das in der deutſchen Bearbeitung behauptete Vorkommen mehrerer Taras ein Irrthum iſt. Nach der Volkstradition gibt es nur einen „alten Vater“, und ſo heißt es auch im Ruſſiſchen an der einen Stelle: „es ſetzen, außer Tara, auch deſſen Gehülfen oder Heroen verehrt worden (nicht wie in der Bearbeitung: „ſie verehrten außer ihm (Tara) mehrere Taras oder Helden“), an der andern: „Unter den Mitgliedern des Rathes Tara's oder des Heroenkreiſes war der älteſte Womnemuine“ (nicht: „im Rathe der Taras oder der Helden war der älteſte u. ſ. w.).“

---

[1] Vergl. die Schilderungen Stſchukins im ruſſ. Journal des Miniſt. des Innern, Märzheft 1849, S. 440, wo von der Kleidung der im Gouvernement Irkutsk wohnenden Buräten außer mehreren mit der Tracht der Eſthen merkwürdig zuſammenſtimmenden Momenten auch die hufenförmigen Lappen an den Pelzärmeln beſchrieben werden.

[1] Hier irrt der Herr Berichtiger. Unter „Herr“ wollte keineswegs Gutsherr, ſondern nur der Hausherr, der Wirth, bezeichnet werden. (A. d. Red.)

[2] Dieß wird auch im weitern Sinn unter „beſitzend“ verſtanden. (A. d. R.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Proviſoriſche Redaction von Dr. Guſtav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 44. 3 November 1845.

Das frühere Protectorat Ungarns über die Donaufürstenthümer und das Recht des heutigen Oesterreich.

Unter obiger Ueberschrift erhalten wir aus Kis-sávoly (an der türkischen Gränze) eine Einsendung, deren historische Ausführungen für die richtige Beurtheilung der gegenwärtigen Verwicklungen an der untern Donau von wesentlichem Interesse sind. Wir beginnen mit der ältesten Geschichte der Beziehungen zwischen Ungarn und den rumänischen Donaugebieten.

„Die Walachei ist schon dem ungarischen König Bela IV von 1235 bis 1270 tributpflichtig geworden. In Michael Horvaths Geschichte lesen wir, daß im Jahre 1330 der ungarische König Karl eine sehr ungerechte Invasion gegen die Walachei unternahm, welche hier schon deßhalb erwähnenswerth erscheint, weil sie für den Angreifer von denselben nachtheiligen Folgen war, wie es die gegenwärtige mit dem Verluste der Schutzherrschaft begleitete Invasion der Russen ist. Der ungarische König Karl hatte damals gegen den walachischen Fürsten gar keine gerechte Ursache zum Kriege, und war nur von dem Fürsten von Siebenbürgen, welcher ein persönlicher Feind des walachischen Wojwoden Bessarab war, zu Feindseligkeiten verleitet werden. Bessarab war dem Könige treu, hatte seinen Tribut immer pünktlich bezahlt, und selbst dann noch, als der König schon gegen ihn im Anzuge war, versprach er Treue und Entschädigung der Kriegskosten, wenn Karl seine Provinz mit dem Jammer des Krieges verschonen wolle. Aber der aufgereizte König achtete nicht der warnenden Bitte der Gesandten, und führte sein Kriegsheer in die Provinz; als er jedoch den Walachen, welche sich in die Gebirgspässe zurückzogen, unbedachtsam nachfolgte, wurde er von denselben in einer Thalschlucht angegriffen und beinahe sein ganzes Heer zusammengehauen. Bessarab regierte hierauf die Walachei unabhängig bis zum Jahre 1342. Nach Bessarabs Tode aber, welcher im erwähnten Jahre erfolgte, huldigte dessen Sohn Alexander wieder freiwillig dem ungarischen König Ludwig und leistete den Eid der Unterthanentreue. König Ludwig eroberte auch bald darauf im J. 1352 die damals von Tataren bewohnte Moldau, und drängte diese nach Bessarabien und bis in die Krim zurück. Die von den Tataren leer gelassene Moldau wurde nun durch die in der ungarischen Marmaroscher Gespanschaft wohnenden Walachen, welche im Jahre 1284 Ladislaus IV dort ansiedeln ließ, unter Anführung des Dragos Bogdan bevölkert. Diese Walachen wanderten aus Ungarn deßhalb aus, weil sie dort unter der Regierung des dem römischen Glauben bis zur Unduldsamkeit anhangenden Königs in der Ausübung der griechischen Religion gehindert waren. Bogdan versprach dem ungarischen König Treue, und zahlte ihm Tribut. Im Jahre 1365 schlugen die Ungarn im Vereine mit ihrem walachischen Lehenträger, dem Wojwoden Wlajko, in Bulgarien ein bulgarisch-türkisches Heer, und eroberten einen Theil von Bulgarien und Bessarabien. Aber wieder war es der Glaubenseifer Ludwigs, der ihn bald darauf mit dem Fürsten der Walachei entzweite, indem er zur Bekehrung der Walachen zur katholischen Religion Mineritenmönche aussandte, welche von den Walachen vertrieben und zum Theil sogar getödtet wurden. Ludwig überzog das zu gleicher Zeit von ihm abgefallene Land mit Krieg, und unterwarf die Walachei der Krone Ungarns, worauf der Wojwode Wlajko die katholische Religion annahm, und deßhalb von dem glaubensfrommen Ludwig nicht allein in seiner Wojwodschaft bestätigt, sondern auch mit der Besitzung Fogaras in Siebenbürgen beschenkt wurde.

„Im Jahre 1389 fielen die Wojwoden Mirtsche von der Walachei und Stephan von der Moldau wieder von Ungarn ab, und schlossen mit dem Könige Wladislaus von Polen einen Bund. Doch schon 1390 rächte König Sigmund von Ungarn diese Treulosigkeit, indem er mit einem Heere in die Moldau einbrach und die Wojwoden zur Treue und Tributzahlung verpflichtete. Im Vereine mit dem walachischen Fürsten Mirtsche schlug Sigmund 1395 die Türken bei Turnul, nachdem letztere bereits mehrmals die ungarischen Provinzen verwüstet hatten. Doch bald darauf wurden die Ungarn vom Sultan Bajazet I bei Nikopol aufs Haupt geschlagen, und die Walachen mußten sich zum erstenmal verpflichten dem Sultan einen jährlichen Tribut von 3000 Piastern zu zahlen. Aber diese zwischen dem Wojwoden und dem Sultan abgeschlossene Capitulation war nicht von langer Dauer, denn als im Jahre 1426 der walachische Fürst Daniel aus seiner Provinz von den Türken verjagt wurde, setzten ihn die siegreichen Ungarn im folgenden Jahre wieder in sein durch ungarische Waffen gänzlich von den Türken gesäubertes Land ein, wo er aber bald nachher von dem Sohne Mirtsche's, Wlad, besiegt und getödtet wurde. Wlad, welcher dem ungarischen König Treue gelobte, wurde von demselben in sei-

ner Fürstenwürde bestätigt und kämpfte anfangs mit Glück gegen die Türken. Doch 1432 mußte er der türkischen Macht huldigen, führte sogar selbst die türkischen Räuberhaufen mehrmals nach Siebenbürgen und verwüstete mit denselben die Wohnsitze der Sachsen und Szekler. Im Jahre 1442 aber wurden die Türken von dem fast immer siegreichen Johann von Hunyady an der siebenbürgischen Gränze auf das Haupt geschlagen, und der Wojwode Drakula mußte sich abermals dem ungarischen König Wladislaus unterwerfen. Als aber später Drakula ein Einverständniß mit den Türken unterhielt, wurde er von Hunyady aus seiner Provinz vertrieben und der Bojar Dan zum Wojwoden eingesetzt. Drakula suchte und fand bei den Türken Hülfe, und vertrieb wieder den Wojwoden Dan, den Günstling der Ungarn. Doch mit Blitzesschnelligkeit nahte der gewaltige Held Ungarns, schlug den von einem zahlreichen Türkenheere unterstützten treulosen Drakula und setzte Dan in seine rechtmäßige Würde ein, welcher auch den auf der Flucht gefangenen Drakula sammt seinem Sohne hinrichten ließ. Hunyady aber schloß mit Dan und mit Stephan, dem Wojwoden der Moldau, ein enges Bündniß gegen die Türken.

„Auf dem vom König Matthias Corvinus 1467 abgehaltenen Reichstag zu Ofen wurde von den ungarischen Ständen der Beschluß gefaßt, daß die Güter Fogaras, Radna und Omlás in Siebenbürgen von dem Könige gelegentlich solchen moldauischen und walachischen Wojwoden verliehen werden sollen, welche wegen ihrer Treue gegen die ungarische Krone durch die Türken ihrer Provinzen beraubt worden. Trotz dieses wohlwollenden Beschlusses hatte der Wojwode der Moldau, Stephan Bogdanowitsch, dem Könige Matthias nicht allein die Huldigung zu leisten unterlassen, sondern derselbe unternahm sogar mehrere Raubzüge gegen Siebenbürgen, und conspirirte mit dem gegen Ungarn rebellirenden Siebenbürgen. Nachdem aber der König von Ungarn in die Moldau eingefallen war und den Wojwoden bei der Stadt Baja geschlagen hatte, brachte Stephan, wie die ungarischen Geschichtschreiber sagen, reuevoll seine Huldigung dem Könige von Ungarn dar. Aus den Andeutungen der Historiker jener Zeit geht nicht undeutlich hervor, daß den Fürsten der Moldau und Walachei aus dem herkömmlichen Gebrauch bereits die Pflicht erwachsen war der ungarischen Krone zu huldigen, und daß diese Länder damals so ziemlich als integrirende Theile des ungarischen Reiches betrachtet wurden. Corvinus befreite auch mehrmals diese Länder von den türkischen Invasionen; als aber in einem zwischen dem König und dem Sultan Bajazet abgeschlossenen Frieden durch ein Versehen des ungarischen Kanzlers, Peter Várday, in der Friedensurkunde die Moldau nicht erwähnt wurde, nahm der Sultan zwei moldauische Festungen mit Sturm, und berief sich auf die Urkunde, in welcher die Moldau weggelassen war. Der ungarische Kanzler mußte sein Versehen lange Zeit im Kerker büßen. Die Moldau und Walachei aber war auch fernerhin den Ungarn treu und unterthan bis zum Verfalle des ungarischen Reiches, und es ist bemerkenswerth, daß die Walachei noch heutzutage das Wappen des corvinischen Geschlechts, nämlich einen Raben mit einem Ringe im Schnabel, als Wappen führt. Durch die im Jahre 1513 mit dem Sultan Selim abgeschlossenen Verträge wurden die Walachei und die Moldau an das ottomanische Reich geknüpft, aber diese Provinzen wurden nicht wie andere eroberte Provinzen behandelt, sondern behielten eine Ausnahms-Stellung und die Autonomie ihrer Verwaltung. Doch mußten die Fürstenthümer von jener Zeit ab unter ihren meist unfähigen Fürsten Frevel und Grausamkeiten aller Art, sowohl von diesen als auch von ihren Beschützern, den Türken erdulden. Nur Michael der Tapfere, Wojwode von der Walachei, machte eine Ausnahme, welcher, von 1593 bis 1601 regierend, das Joch kurze Zeit abwarf, sein Land gut regierte und, stets siegreich, sich auch die Moldau unterwarf. Nach seinem Tode begannen die Drangsale aufs neue, und reichten trotz vielfacher Verbesserungen und erreichter Begünstigungen bis in unsere Zeit.

„Alle Begünstigungen, welche die Länder in Bezug auf die Ausübung ihrer Religion seit dem Jahre 1774 vorzugsweise durch das gleichgläubige Rußland erlangt haben, konnten den Sinn zur Unabhängigkeit von der türkischen Oberherrschaft in den Bewohnern derselben nicht unterdrücken. Die eigene Verfassung und unabhängige Verwaltung dieser Provinzen datirt aber erst seit dem Frieden von Adrianopel, 12 Sept. 1829, als die Walachei und die Moldau unter russisches Protectorat gestellt wurden. Eine Hauptursache des Unglücks dieser Länder, die willkürliche Absetzbarkeit der Hospodare, wurde in diesem Frieden abgeschafft, und dafür die lebenslängliche Würde des Hospodars, der nur wegen eines Verbrechens soll abgesetzt werden können, festgestellt. Vor diesem Frieden hatte der Padischah das Recht den Fürsten auf unbestimmte Zeit zu ernennen, und konnte denselben nach Gutdünken wieder absetzen. Da derselbe außer dem jährlichen Tribut bei seinem Regierungsantritte für die Bestätigung des Fermans ansehnliche Geschenke darbringen mußte, so war die Absetzbarkeit der Hospodare eine reiche Geldquelle für den Sultan. Andrerseits konnte auch der Hospodar das Land nach seinem Belieben ausplündern und aussaugen. Gewöhnlich blieb ein Hospodar bloß drei, zwei oder ein Jahr, oft nur wenige Wochen im Besitze seiner Macht, weßhalb er sich auch beeilte seinen Beutel zu füllen. Gewöhnlich wurden die Fürsten in Folge von Verleumdungen, oder wegen eines beschuldigten oder vorgeschützten Einverständnisses mit Rußland oder Oesterreich, von der Pforte abgesetzt. Hatte ein Hospodar sich während seiner Regierung Schätze gesammelt, so war dieß zu seiner Absetzung Grund genug; er starb dann selten eines natürlichen Todes, und seine Schätze flossen in die Schatullen des Sultans. Auch die Stellen der Ober- und Unterbeamten wurden erkauft, erwuchert, erbettelt und erschlichen, und die Gesetzlosigkeit und Willkürlichkeit stürzten diese Provinzen in namenloses Elend, in Folge dessen im Jahre 1821 in der Walachei unter Wladimiresko und in der Moldau unter Alexander Ypsilanti die Empörung offen ausbrach, deren grausame Unterdrückung das Mitgefühl von ganz Europa erregte."

Der Herr Einsender macht nun gewiß mit Recht bemerklich, daß die Schwärmerei für türkische Humanität, welche in Folge der Abneigung gegen Rußland an die Stelle des frühern Türkenhasses getreten ist, nicht darüber verblenden dürfe, daß die türkischen Herrscher wie die beherrschten Christen auf gleich niedriger Stufe stehen, und ein Zurückfallen der letztern unter die Herrschaft der erstern nimmermehr ertragen würde, und darum auch nicht zugegeben werden dürfe. Nachdem Rußland sein Recht auf das Protectorat der Fürstenthümer durch seine gewaltsamen Eingriffe und Intriguen, und vor allem dadurch verwirkt hat, daß es sein Schutzverhältniß nicht zum Wohl dieser Länder, sondern nur als Mittel

für weitere Eroberungen benützte, iſt es vor allem die Pflicht Oeſterreichs jene Stämme gegen eine Wiederkehr türkiſcher Gewaltherrſchaft zu ſichern. Es iſt ſehr nöthig dieß gerade jetzt zu betonen, wo man von gewiſſer Seite her die Bemühungen Oeſterreichs zur Wiederherſtellung des von Rußland zertrümmerten Rechtszuſtandes als Eingriff in die Rechte des Sultans darſtellen, und Oeſterreich auf die Rolle beſchränken möchte ein Damm gegen die Ruſſen zu ſeyn. Der Herr Einſender verbirgt ſich aber die Schwierigkeiten nicht, welche Oeſterreich bei dieſem Beſtreben entgegenſtehen. „Mit dem von Oeſterreich übernommenen Protectorate würden wohl die Donaufürſtenthümer der Gefahr früher oder ſpäter eine Beute Rußlands zu werden zwar entronnen ſeyn, aber deßhalb glauben wir noch nicht, daß es Oeſterreich in kurzer Zeit gelingen wird die „wilde Walachei“ in ein Dorado zu verwandeln; die Zuſtände dieſer Länder werden zwar verbeſſert, aber die Uebel an welchen dieſelben von jeher kränkeln, werden auch von Oeſterreich nicht gänzlich beſeitigt werden können, wenigſtens ſo lange nicht, als die alten mangelhaften innern Inſtitutionen verbleiben. Die Parteiſucht der nach dem Hoſpodarenſtuhl trachtenden Bojaren, die Conſpirationen mit Rußland, die Umtriebe der nur vorläufig ſchlummernden daco-romaniſchen Partei, welche die Herſtellung eines ſelbſtändigen Reiches bezweckt, überhaupt Ränke und Intriguen aller Art, welche dort von jeher zu Hauſe waren, werden die Donauländer immer wieder zu einer Stätte der Unruhen und zu einem Gegenſtande diplomatiſcher Verwicklungen machen. Von ungetrübter Dauer wird alſo auch das vorausgeſetzte öſterreichiſche Protectorat nicht ſeyn, denn auch dieß iſt nur eine halbe Maßregel, und mit halben Maßregeln iſt Ländern, welche einer radicalen Heilung bedürfen, nicht *weſentlich* geholfen. Ob früher oder ſpäter — die Einverleibung dieſer Länder mit Oeſterreich, wie ſolches der Lauf der Donau und des Pruth andeutet, muß kommen, und nur dieſe Einverleibung wird dem ſchwankenden und unheilvollen Zuſtande derſelben ein Ende machen und die Molde-Walachen den Segnungen der Civiliſation näher bringen. Nicht allein natürliche Gränzen und der Lauf der Ströme weiſen dieſe Länder an Oeſterreich, ſondern letzteres hat auf dieſelben längſt ein Anrecht, welches es einſt mit Ungarn und der ungariſchen Krone übernommen und Jahrhunderte lang innegehabt hat.“

An dieß frühere Verhältniß denkt man auch in Oeſterreich und Ungarn noch recht wohl. „Kurze Zeit vor dem Jahre 1848 ſprach auf dem ungariſchen Landtage zu Preßburg ein Mitglied der Magnatentafel die damals viel Aufſehen erregenden Worte aus: „„Es iſt gewiß und die Zeit iſt nicht mehr fern, wo die Ablegaten derjenigen Länder unter uns ſitzen werden, welche einſt der ungariſchen Krone huldigten, und deren Fahnen jetzt die Krönungen unſerer Könige zieren.““ In Ungarn wurden nämlich dem frühern Herkommen gemäß bei der Krönungsfeierlichkeit der Könige noch immer die Fahnen mit den Wappen derjenigen Länder dem Krönungszuge vorangetragen, welche früher unter der Oberhoheit der ungariſchen Könige geſtanden haben, in der Periode der türkiſchen Uebermacht aber unterjocht und der ungariſchen Krone entriſſen worden waren. In Siebenbürgen und in Ungarn begegnet man noch heut vielen Reminiſcenzen, welche die einſtige Oberherrſchaft Ungarns über Bosnien, Serbien und vorzugsweiſe über die Walachei und Moldau andeuten; daher war es auch den Magyaren nicht zu verargen, wenn dieſelben mit ſo vielen hiſtoriſchen Rückerinnerungen der Hoffnung lebten, daß die Donauländer im Falle des längſt vorhergeſagten Zuſammenſturzes des türkiſchen Reiches nothwendigerweiſe wieder der ungariſchen Krone anheimfallen müſſen. Der Redner an der Magnatentafel hat daher dieſen vielfachen ſtillen Hoffnungen, welche aus den frühern Beziehungen der beiderſeitigen Länder entſtanden und von einem allgemein erkannten Anrecht genährt wurden, Worte geliehen.“

Wenn man, fügen wir bei, auch mit der Zweckmäßigkeit dieſes Vorſchlags und dem Rechte Oeſterreichs ganz einverſtanden iſt, ſo darf man ſich doch nicht verbergen, daß letzteres durch die frühere Verſäumung ſeiner Intereſſen in den Donaufürſtenthümern, durch die Ueberlaſſung des Befreiungswerks an Rußland, und die nothgedrungene Zulaſſung der engliſch-franzöſiſchen Mitwirkung eine ſehr ſchwere Stellung hat, und das vorgeſteckte Ziel nur erreichen kann, wenn es die Politik zu ergreifen verſteht, welche das ungeſchmälerte Gewicht von ganz Deutſchland in ſeine Wagſchale bringen kann.

Aus einer Schilderung des Volks und Volkslebens im nordweſtlichen Theil von Frankreich.

(Selbſt beobachtet an Ort und Stelle von Dr. K. J. Clement.)

Zweiter Abſchnitt.

(Schluß.)

Man vergleicht häufig die Bretagne mit Wales, jedoch ohne näher zu wiſſen, was das eine und was das andere Land iſt. Sie ſind im Allgemeinen wie im Beſondern ſehr verſchieden, denn in den meiſten Landſchaften von Wales, zumal in North-Wales, findet ſich ein bedeutend ſtarkes weſtgermaniſches Element in der Bevölkerung. Das Keltiſche in Wales iſt, ſo viel ich dort habe beobachten können, am reinſten in der Landſchaft Carmathen, vorherrſchend in Cardiganſhire und im Innern von Montgomery, Merionydd und Denbigh, ſehr ſtark gemiſcht mit Germaniſchem in Pembroke und Glamorgan, auch in Brecknok und Radnor, ferner in Flint und Caernarvon, an den Nordküſten von Wales aber und auf Angleſey und an den Küſten von Merionydd iſt das Germaniſche am ſtärkſten. Die Bewohner von North-Wales, beſonders von Angleſey, ſind in einem hohen Grade gutmüthig, mitleidig, gaſtfrei, ehrlich, unſchuldig, freundlich und beſcheiden, ganz anders als das rohe Bauernvolk in England. Die Landleute von North-Wales ſind durchweg ſehr reinlich. An den nördlichen Gränzen von Cardiganſhire hören die hohen Gebirge von North-Wales auf, und Süd-Wales beginnt, deſſen Bewohner lange nicht ſo hübſch und reinlich, auch nicht ſo gaſtfreundlich ſind als in North-Wales. Faſt

alle wälſchen Landmädchen, die nicht von keltiſcher Art ſind, muß man ſchön finden, ich habe nie geſundere Mädchen geſehen, ihr Wuchs iſt feſt und reizend, ihre Form gar nicht keltiſch, ihre Geſichtszüge unſchuldig, ihr Geſicht voll und rund, ihre Farbe kräftig, röthlich und friſch, Mund und Kinn lieblich, Augen meiſtens blau und hervorragend, zuweilen auch braun, aber nicht häßlich. In der Bevölkerung von Angleſey waltet das germaniſche Element vor, und ich habe gefunden, daß der größere Theil derſelben auffallende Aehnlichkeit mit den Bewohnern der nordfrieſiſchen Inſeln hat. Die Bewohner von Angleſey haben keine hohen Backenknochen, und ſind im Ganzen, beſonders das weibliche Geſchlecht, weit hübſcher als das engliſche Landvolk in Weſt-England. Ihre Geſichtsfarbe iſt friſch und rein, und die gewöhnliche Augenfarbe blau; ſie ſind ein reinliches, freundliches, gutmüthiges, offenes und beſcheidenes Völkchen, und durchweg von höherem Wuchs als in Wales und in allen keltiſchen Ländern; ſie ſprechen eine Art Wälſch, die Mehrzahl hat blondes Haar.

Aber die ſchmutzige Bretagne iſt rein keltiſch, und man ſieht aus den obigen Bemerkungen, daß ſie mit dem geſammten Wales nicht verglichen werden kann; man kann ſie aber mit den wälſchen Landſchaften Carmarthen und Cardigan, mit Skye und Roß in den ſchottiſchen Hochlanden und mit der Weſthälfte Irlands vergleichen, denn der Kelte ſieht ſich überall ähnlich. Nimmt man das ſtarke franzöſiſche Element von der Sprache der Bretagne, ſo hat der nachbleibende keltiſche Theil, wovon ich manches beim Volk geſammelt, ſehr viel Aehnlichkeit mit dem Wälſchen. Man trägt in Wales wie in Bretagne eigengemachtes, oft geſtreiftes Wollenzeug, aber die wälſchen Landleute lieben mehr die ſtarken Farben. Wie in Wales und den Weſterinſeln und Hebriden, ſieht man die Landweiber der Bretagne ſehr häufig mit dem Strickzeug oder mit der Spindel gehen. Die Frauenzimmer der Bretagne reiten eben ſo gern und viel als die wälſchen; die letzteren tragen in der Regel Mannshüte, wie in Holſtein. Die Bewohnerinnen von Carmarthenſhire tragen einen rothen wollenen Rock unter ihrem Außenkleide, welches ſie öfter aufſchürzen, wie die Blankeneſerinnen unweit Hamburg, damit man die hübſche rothe Farbe ſehe. Die vornehmeren Frauenzimmer von Südwales kommen zu Pferde in einem feinen Scharlachmantel, der das Auge außerordentlich zu ergreifen pflegt, manchmal auch zu Eſel, und ich habe einmal einer ſolchen jungen Walin, die ihr unartiger Eſel abgeworfen, wieder auf das Thier geholfen; ſolche rothe Mäntel habe ich in der Bretagne nicht geſehen.

Eine von Vannes aus über Locminé, Joſſelin, Loudeac, Uzel, Monconteur, Chatelaudren und Pleuha gezogene Linie bezeichnet die öſtliche Gränze der eigentlichen Bretagne, wo Brettoniſch geſprochen wird. Alles Land weſtlich von dieſer Linie iſt das brettoniſche Bretagne, und alles öſtlich die franzöſiſche, wo kein Brettoniſch geſprochen wird. In der eigentlichen Bretagne ſpricht alles Landvolk Brittiſch (Brettoniſch), und dieſe Landſtrecke iſt die alte Galen-Horn Cornouaille (Cornu Galliae) oder das franzöſiſche Cornwall. Zwiſchen Guingamp und Morlaix ſah ich zuerſt das ächt keltiſche Geſchlecht der Bretagne, denn ich war bei Nachtzeit den Weg von St. Brieuc (St. Brieux) über Chatelaudren nach Guingamp gekommen. Das Volk der Brettonen iſt klein, ſchmächtig und mager, hat meiſtens ſchwarzes Haar, ein ſchmales, kurzes und unmarkirtes Geſicht, meiſtens dunkle und häßliche Augen, eine ſchmale und eingefallene Bruſt und kraftloſe Beine; ihre Kleidung iſt von eigengemachtem Stoff. Die Brettoninnen tragen keine weißen Schlafmützen wie die Normanninnen, aber ihre Tracht, die Hauben ausgenommen, iſt der normanniſchen ſehr ähnlich. Weiber und Männer in der Bretagne gehen in Holzſchuhen. Das Wams der Weiber und ihre breiten vielfaltigen Röcke und Schürzen ſind meiſtens aus grauem Zeug. Die Kleidertracht der Männer iſt außerordentlich häßlich. Der kleine Kelte von Bretagne hat ein Geſicht, das ſo klein erſcheint, daß man es in die Taſche ſtecken könnte; mit dieſem Geſichtlein guckt er unter ſeinem runden Hut hervor, deſſen Rand einen Fuß breit iſt, vorn an ſeinem ſchwarzen Hut trägt er oft eine große Spange mit bunten Schleifen; außer Holzſchuhen trägt er auch zuweilen Lederſchuhe mit großen ſilbernen Schnallen; ſein Haar hängt hinten lang herab und iſt vorne geſchoren; er geht mit bloßem Hals, trägt einen großen altmodiſchen Rock ohne Kragen, eine große lange Weſte mit zwei Reihen Knöpfe, gewöhnlich kurze Hoſen, die öfter unter dem Knie wie ein zuſammengeſchnürter Sack ausſehen, Strümpfe mit einer Reihe Knöpfe an den Seiten, und ein langes Tuch um den Unterleib.

Die Fahrt durch die Bretagne begann wild und zügellos, als wären wir Barbaren, und am Ende der langen Reiſe ſtegen wir eben ſo wild in Nantes ein. Mir liefen immer und ewig wieder die wilden Irländer vor die Seele. Nun ſie ſind ja mit den Franzoſen und Brettonen ſtammverwandt. Schon am erſten Tage, noch ehe wir St. Brieuc erreichten, ward ich im Wagen mit einem Stein geworfen. Das Fenſter ward bei dieſer Gelegenheit zertrümmert, und wir ſaßen nun ſo luſtig da, wie unter freiem Himmel. Ein Herr von Rennes, der Haupt- und Univerſitätsſtadt der Bretagne, ſaß auch im Wagen, und hatte ſeine ſchöne Tochter neben ſich, die ſehr erſchrack, aber ſich hütete ihre Landsleute zu tadeln, daß ſie uns ſteinigten. Der Abend war außerordentlich ſchön, die größte Windſtille um uns her und das allerliebſte Mondlicht, und alle Brettonen, die uns begegneten, ſchrien gräulich und überhäuften uns mit Schimpfworten. Unſer Schaffner zeichnete ſich durch ſeltene Rohheit, einen großen ſchwarzen Bart und ein Paar ſo häßliche Augen aus, daß man auf den erſten Blick davor erſchrecken mußte, weil man hinter ihnen nichts Gutes ahnte, und es fiel mir immer wieder ein die Natur zu fragen, warum ſie doch ſolche Augen in die Welt hinausſchicke. Die Bretagne, meiſtens nicht gebirgig wie die Normandie, iſt an vielen Orten ſehr ſchluchtig und abſchüſſig, und das Reiſen zu Wagen hie und da nicht ohne Gefahr. Bei ſolchen gefährlichen Stellen muß man jedesmal ausſteigen, und niemand darf ſitzen bleiben. Etwa 5 Lieues weſtlich von Dinan liegt das Städtchen Jugon. Hier iſt ein ſteiler Berg mit einem böſen Abhang, den unſer Fahrzeug hinunter mußte. Es iſt traurig, daß die Landſtraßen ſo verkehrt gelegt worden. Wir kamen an die Schlucht und der Kutſcher machte Halt. Der Conducteur kam nun vom „Himmel“ herab, blickte furchtbar umher, und ließ auf die wildeſte Weiſe ſein Commando hören, wir ſollten heraus und herunter und ohne Säumen. Die Reiſegeſellſchaft war zahlreich in der ungeheuren franzöſiſchen Kutſche, und es gehörte etwas Zeit dazu, um vom hohen „Himmel“ herunter auf die Erde zu kommen, denn niemand wollte ſich gern in der Eile einen Arm oder ein Bein brechen laſſen um des Conducteurs willen, der mit immer größe-

rem Tumult commandirte; es war als wenn man Vieh aus den Ställen treibt, alles ſchrie wild durcheinander, und unſer General am ärgſten, die Stimmen erſchollen auf Franzöſiſch, Brettoniſch, Engliſch, und dazwiſchen ſchrie ein Haufen Schweine, dieſe ewigen Begleiter des keltiſchen Volks, die eben über den Weg gelaufen kamen. Und gerade hatte ich meine größte Aufmerkſamkeit auf die brettoniſchen Schweine, die eben ſo flüchtig und unſtät wie die Bretonen ſelbſt ſind, gerichtet, vornehmlich auf ihre außerordentlich langen Beine, während ihre Herren doch nur ſehr kurze haben, als unſer Reiſe-Ungeheuer ſich wieder in Bewegung ſetzte und in die Tiefe hinabkroch, der Schaffner aber mit gleicher Wildheit fluchte und allen gebot unbedingt zu folgen. So folgten wir denn wie die Hündlein nach und leiſteten unbedingten Gehorſam. Und als wir an die Stelle gekommen waren, wo es wieder bergan geht, da blieben wir plötzlich unverrückt ſtehen, denn der Berg iſt ſo ſteil, daß die Pferde die leere Kutſche nicht ziehen konnten. Der Schaffner geruhte jetzt uns alle insgeſammt hinter den Wagen zu ſpannen, um Pferdearbeit zu thun, und ſein Commando jagte den Bretonen Ehrfurcht ein. Wir legten alſo ſchnell und folgſam Hand ans Werk, und Leute aus dem Orte halfen uns die Kutſche aus dem Abgrund ſchieben. Nach langem Ungemach waren wir denn endlich oben darauf, wurden wieder hinein und hinaufgetrieben, und als der fluchende Conducteur ſich auch geſetzt hatte, heulten wir unſeres Weges weiter.

Jugen liegt 13 Lieues von St. Malo und neun öſtlich von St. Brieuc. Schon in dieſen öſtlichen Theilen der Bretagne tragen die Brettonen allenthalben langes Haar und die ungeheuern Hüte, welche ſich ſeltſam ausnehmen auf den Köpfen der kleinen Männer, und gehen auf dem Lande insgeſammt in Holzſchuhen, die nicht die zierlichſten ſind. Die Holzſchuhe ſind viel häufiger in der Bretagne als in der Normandie. Unſer Conducteur blickte mit abſoluter Verachtung auf die Land-Brettonen herab, und ſie ſahen überall ſtill und bedenklich zu ihm hinauf, und ſchienen ſeinem Bart und ſeinen Augen nicht zu trauen. Je weiter wir nach Weſten kamen, deſto größer ward die Unreinlichkeit, und deſto theurer die Birnen. In Lanballe oder Lamballe zwiſchen Jugen und St. Brieuc, koſteten die Birnen vier Sous, denn hier iſt man nicht mehr in der Normandie. St. Brieuc, in deſſen Nähe wir verhöhnt, geſchimpft und geſteinigt wurden, was vielleicht um unſeres Conducteurs willen geſchah, iſt der Hauptort im Departement des Côtes du Nord, in der Nähe einer Seebucht, und lebt von Fiſcherei und etwas Handel. In der Nachbarſchaft dieſes Orts beginnt die brettoniſche Sprache. Weſtlich davon zu Chatelaudren und Guingamp ſpricht das Volk Brettoniſch. Morlaix liegt ſchon im Departement von Finiſtere. Die Landleute, die von Weſten her nach dieſem Städtchen kamen, ſahen keltiſcher aus als die von Oſten her, nämlich häßlicher, gelblicher, finſterer, und hatten mehr den keltiſchen Ausdruck im Geſicht. Ihre Kleider waren meiſtens aus eigengemachtem Zeug. In Landernau, zwiſchen Landiviſiau und Breſt, war außerordentlich viel Landvolk zu Markt. Die Leute waren im Durchſchnitt nicht häßlich, obgleich das Keltiſche am ganzen Körper durchſchien. Die Geſichtsfarbe ſehr vieler war friſch und kräftig, manche hatten hellbraunes Haar, die meiſten ſchwarzes. Von Wuchs waren alle, Männer und Weiber, klein und winzig. Die großen Hüte, das hinten lang herabhangende Haar, die vorn geſchornen Köpfe, die langen Weſten, die unter dem Knie ringsum geſchnürten ſackähnlichen Hoſen, die Holzſchuhe der Männer und Weiber, das Wams der Weiber und ihre vielgefältelten breiten Röcke und Schürzen aus ſelbſt gearbeitetem meiſtens grünem Stoff — dieß alles war auch hier an den Landleuten zu Landernau zu ſehen. Oben auf einem hohen und ſteilen Felſen ſtarrten die Ruinen eines alten Schloſſes, und unten am Ende des Städtchens tanzten die Bauern nach einer Pfeife ihre keltiſchen Tänze, die gewiß damals nicht anders waren als jenes Schloß gegründet ward. Alles in Landernau ſpricht brettoniſch.

In Breſt war wieder Markt. Alle Plätze, Straßen, Gaſſen, Winkel und Löcher der ſchmutzigen Stadt wimmelten von Bretonen und Brettoninnen, die alle ungefähr gleich groß waren. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen an dieſen wunderlichen Geſtalten aus der Urwelt, die einen immer wieder erinnern an die ſtürmiſchen Zeiten der Gründung Englands, und darum blieb ich drei Tage in dieſem erſten Kriegshafen Frankreichs, deſſen Rhede mehr als ein halbtauſend Schiffe faßt. Breſt, obwohl noch einmal größer, iſt Boulogne ſur la Mer ähnlich; beide liegen an einer Seeſchlucht und haben abſchüſſige Straßen, beſonders Breſt. In Boulogne iſt mehr Reinlichkeit, in Breſt mehr Handel und Verkehr. Das Beſte in der Bretagne für Frankreich iſt Breſt. Ich ging auf den Markt, um die Brettonen mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern zu beſehen, und um einen auszuſuchen, der willig wäre mir einige brettoniſche Lieder vorzuſingen. Die Menge der Landleute war nicht zu zählen, und Brettoniſch war hier die vorherrſchende Sprache; es klang ungefähr wie Wälſch und Iriſch. Von den uralten Hüten mit $^3/_4$ bis 1 Fuß breitem Rand flatterten lange leichtſinnige Schleifen wie Wimpel an den Kriegsſchiffen unten im Hafen, der Hutkopf iſt rund und ſo klein wie das Köpfchen, ſehr viele, am Vorderkopf kahl, trugen ihr nie geſchorenes Haar mit ſeinem Schmutz auf dem Rücken ihrer großen, altmodiſchen Röcke, unter welchen ihre Weſten bis unter die Hüften reichten, und ganz unten präſentirten ſich die merkwürdigen Strümpfe mit einer Reihe Knöpfe an den Seiten und die unäſthetiſchen Holzſchuhe, die für die zarten Ohren der Städter nicht recht geeignet ſind. Die meiſten gingen mit einem Tuch um den Leib, alle Mannsleute mit bloßem Hals, einige in der gewöhnlichen kurzen Hoſe, andere in der kurzen Hoſe älterer Art, die unter dem Knie wie ein zuſammengeſchnürter Sack ausſieht.

Die Brettonen ſehen unbedeutend, gutmüthig und etwas leichtſinnig aus, wenigſtens die Mehrzahl, und es iſt mir vorgekommen, daß der brettoniſch ſprechende Theil der Bevölkerung der Bretagne moraliſch viel unverdorbener ſey, als der franzöſiſch ſprechende. Die brettoniſchen Bäuerlein ſcheinen eine große Scheu zu haben vor den wilden und verwegenen franzöſiſchen Kutſchern, und man ſieht es dem Volke an, daß es lange unter dem ariſtokratiſchen Einfluß gelebt hat. Die Brettonen halten ſehr zuſammen, wie die verbannten Kinder Judä, und ihre Anhänglichkeit an einander iſt noch intimer als die wälſche, und rührend wie die iriſche. Ein Brettone auf dem Markt zu Breſt hatte ſich gerade ein Paar Strümpfe gekauft und mit ſeinen Bekannten ſich vertraulich hingeſetzt um die Strümpfe anzupaſſen. Die Herumſitzenden blickten alle die neuen Strümpfe an und nahmen innigen Antheil daran; ſie ſprachen manches darüber, und freuten ſich mit dem Manne, daß er ſich ein Paar ſo wohlfeile und gute Strümpfe gekauft. Ein anderer hatte

ſich einen neuen brettoniſchen Hut im Laden gekauft, und trug denſelben mitſammt dem Papier, das noch überall um den lieben Hut umherhing. Er konnte es nicht übers Herz bringen den Hut zu entblößen, deſſen Rand ungefähr einen Fuß breit war; ſeine Cameraden blickten abwechſelnd den neuen Hut an und theilten ſeine Freude von ganzem Herzen. Die Haupturſache dieſer gegenſeitigen Anhänglichkeit der Brettonen ſind ihre erlittenen Schickſale und ihre Sprache. Die Einwohner auf dem Lande ſind dem Trunke nicht ergeben, nur bei außerordentlichen Fällen, wie auf ſolchen Märkten, ſieht man viele von den kleinen Männern aus ihrer alltäglichen Faſſung heraus. Die feurigen Geſichtlein unter den monſtröſen Hüten nehmen ſich in der That ganz eigenthümlich aus. Zwei begegneten, ſich und beider Geſicht war lauter Röthe und Freude; der eine hub ſeine Hand hoch in die Höhe, und ein Handſchlag erfolgte, daß es weit zu hören war. Ein anderer, der leider in Geſellſchaft ſeiner Ehegenoſſin war, ſchien nicht ſo heiter zu ſeyn, ſondern ſah etwas ärgerlich aus, weil er ſeinen Willen nicht haben konnte; die Frau ging voran und zeigte ihm den Weg durch die Menge, und er mußte folgen. Während er nun ſo nachtrollte, wollte er jeden Augenblick Halt machen, wenn andere luſtige Brüder ihm begegneten; aber die Frau ſah ſich öfter um, und das hatte Wirkung. Einmal war er ſchon entſchloſſen ihr den Gehorſam zu verweigern, doch ſie merkte ſolches gleich, ergriff ihn bei der Jacke und zog ihn fort.

Den 1ſten October vergeſſe ich nicht. Ich kam vom Markt in Breſt mit einem brettoniſchen Bauer, der mir umſonſt ein nationales Lied ſingen wollte, in meinem Hôtel an, und weil der Eßſaal gerade leer ſtand, ſo ſetzten wir uns beide hier ohne weiteres hin, um unſer muſikaliſches Geſchäft zu beginnen. Das Bäuerlein, dem ein ſolches Werk in einem ſolchen vornehmen Raume erſt unbequem und unheimlich war, ſtimmte endlich, nachdem er eine gute Weile gezögert, geräuſpert, gehuſtet, probirt, mich häufig angeſehen hatte u. ſ. w., ſeinen erſten Geſang, wenn auch etwas reichlich hoch an, überzeugte mich von deſſen keltiſcher Natur, erfüllte aber das ganze franzöſiſche Haus mit Angſt und Schrecken. Denn bald ſtürzte die Wirthin herein und der Wirth hintennach, als ob ſich ein Unglück ereignet, und ſchrien, ſchimpften, drehten, ich habe ihr Haus geſchändet, blamirt, und wer weiß was; die Polizei ſolle kommen und uns ungehobelten Leuten Lebensart lehren, und unter dieſem Tumult ſchlichen wir zur Thür hinaus. Der arme Bauer war verſtimmt und verſtört für den ganzen Tag, und ging traurig nach dem Markt zurück, ich aber auf mein Zimmer. Und während ich hier nachdachte über mein Verbrechen an dem modernen Geiſt der menſchlichen Geſellſchaft, und doch ſo gerne wieder mit dieſen Bauern zu thun haben mochte, fiel mir ein, daß Eigennutz doch eigentlich die Welt regiert, und daß ich, wenn auch alle Bauern auf dem Markt zu Breſt nun vielleicht geſchreckt worden wären, wohl für Geld einen Brettonen zum Singen bewegen würde. Ich nahm alſo meinen Hut und ging wieder auf den Markt. Die Scene im Wirthshaus war hier ſchon ruchbar geworden, und viele, die von dem Lärm gehört hatten, wollten unter keiner Bedingung ſingen. Endlich fand ſich doch einer bereit mir ein brettoniſches Lied vorzuſingen, er wollte es aber nur dann thun, wenn ich ihm einen halben Franken gäbe, und mit ihm nach einer Schenke ginge. Wir gingen alſo nach einer Schenke, und wurden wie ſich's denken läßt, freundlich empfangen. Die Wirthin räumte uns für einige Centimes ein Zimmerchern ein, deſſen Fenſter leider nach der Straße gingen, und wir ſetzten uns alſo nieder, um unſer Concert anzufangen. Der Bauer machte lange ängſtliche Vorbereitungen, ſeufzte, verdrehte die Augen, bewegte die Lippen, bewegte Hände und Füße, reinigte ſeinen Hals, kratzte ſich ins Haar und dergleichen mehr, ſo daß mir bange ward, das ganze Unternehmen würde auch dießmal mißglücken, während ſich draußen viele Zuhörer ſammelten, um den Geſang mitzugenießen; allein der halbe Frank behielt die Obermacht. Auf einmal brach der Strom des Geſanges aus der Seele des Brettonen hervor, und zwar mit ſolcher Gewalt, daß man es häuſerweit hören konnte. Die Leute vor den Fenſtern freuten ſich ungemein, aber die Herrin des Hauſes guckte etwas beſorgt durchs Stubenfenſter. Der Geſang endete, und ein neuer ward angeſtimmt, nachdem der Sänger ein Gläschen geleert. Auf meine Bitte ſang er von jetzt an etwas gemäßigter, und als ich vier von ſeinen Liedern gehört hatte, erhielt er ſeinen Lohn und ging. Hernach auf meiner Reiſe von Breſt nach Nantes hatte ich Gelegenheit von einem Advocaten aus Rennes einige andere ſehr alte Volkslieder der Bretagne zu hören.

Aus dem was ich von brettoniſcher Muſik auf dem Continent gehört zu ſchließen, iſt ihr Charakter derſelbe, wie der der ſchottiſch-hochländiſchen und der wälſchen; das Grundelement unſrer Seele, Trauer, waltet darin vor. Sie iſt einfach und ungekünſtelt, ausdrucksvoll und ergreifend. Bald läßt ſie die unruhigen und wilden Gefühle der menſchlichen Bruſt in oft wechſelnden Tönen mit großer Natürlichkeit hervortreten, bald hat ſie, was häufig iſt, den Anſchein von Ruhe, Einförmigkeit und Unbedeutſamkeit, und es iſt als wenn ihre Töne dann ohne Leben und Mannichfaltigkeit wären, während ſie doch aus der Tiefe des Herzens kommen. Die natürliche Leidenſchaft iſt wild und unſtät, und die Muſik, wodurch ſie dargeſtellt wird, würde wie die Leidenſchaft ſelbſt an Wahrheit und Ausdruck verlieren, wäre ſie immer laut und ſtürmiſch. In den Volkstönen der keltiſchen Völker iſt wie in allem Schönen etwas Unvergleichliches und Unausſprechliches, und es iſt zu viel für den menſchlichen Mund und eine menſchliche Feder ihr innerſtes Weſen zu beſchreiben. Aus der nahen Verwandtſchaft der brittiſchen Muſik des Continents mit der iriſchen, hochländiſchen und wälſchen iſt ihr hohes Alter zu erkennen, aber die keltiſche Muſik hat in den ſchottiſchen Hochlanden ihre höchſte Vollendung erreicht.

Es läßt ſich erwarten, daß in einer bedeutenden Seeſtadt wie Breſt iſt, das Sittenverderbniß groß iſt. Wenn auch die Straßen Breſts ſteil ſind und die Fortſchaffung der Unreinlichkeit hier leichter wäre als an andern Orten, ſo iſt es doch allenthalben voll von Schmutz und Geſtank in dieſer Stadt. Es war ein ewiges Trommeln in den Straßen, noch mehr als in den andern franzöſiſchen Städten. Die Bettler in der Bretagne begleiten den Reiſenden bis an dieſe äußerſten Weſtküſten und bis zur Mündung der Loire, in Irland iſt es aber doch viel ärger. Die Einwohner Breſts haben im allgemeinen gar nichts Schönes, die meiſten ſind häßlich, wie faſt überall in Frankreich. Die Plumpheit an den Gebäuden findet ſich auch am Bau des menſchlichen Körpers; und wie läßt ſich Reinlichkeit bei einem leichtſinnigen Volk erwarten. Neben den brettoniſchen Hüten fielen mir die ſchwarzen, wollenen Schlafmützen auf, die manche Mannsleute in Breſt tragen; in der Normandie

iſt es gerade umgekehrt, denn da tragen Frauensleute weiße Schlafmützen ganz von derſelben Form. Die Leute mit Ordensbändern waren in Breſt nicht zu zählen.

Die Fahrt von Breſt am atlantiſchen Meer entlang nach Nantes iſt eine eben ſo wilde, als gewöhnlich. Man fährt dieſe Strecke in 36 Stunden und berührt die Hauptorte Quimper, Rosporden, Quimperlé, L'Orient oder Port Louis, Auray und Vannes. In allen Oertern am Meer wimmelte es von Soldaten; überall ward der Paß abgefordert. Die Häßlichkeit der Menſchen nimmt nicht ab; wir hatten ein paar Marinematroſen bei uns im Cabriolet, deren Wildheit alles übertraf was ich bisher in Frankreich geſehen. Sie dampften unaufhörlich aus ihrer kurzen Kreidepfeife und gingen furchtbar mit dem Feuer um. Bei einer Station nahm ſich jeder ein Bund Stroh mit auf ſeinen Sitz, um die Füße zu wärmen, wie ſie ſagten, und ſie lagen von nun an ganz in Stroh begraben, nur der Kopf ſah heraus und die brennende Pfeife, aus welcher ſo oft ſie bliſen die Funken maſſenweiſe in das Stroh fielen. Niemand durfte ſich unterſtehen ein Wort zu ſagen, denn das erlaubten ſie nicht; ihr Mund ſchwieg auf der ganzen Reiſe nicht, und kein Glied an ihrem Körper war in Ruhe; vor uns aber ſaßen Kutſcher und Schaffner, die gewöhnlichen Plagegeiſter. Als wir über den Blavet kamen bei L'Orient und Port Louis, rühmten die Franzeſen von der hangenden Brücke, die noch im Bau war, ſie ſey die größte Brücke in der Welt. O nein! ich habe eine viel größere über den Menai geſehen.

Die Normandie und Bretagne ſind die wichtigſten Länder geworden für den Seeverkehr Frankreichs. Die Weſtküſten der Bretagne haben eine große Bedeutung für das franzöſiſche Volk, und ihr Nutzen iſt unberechenbar. So wie Breſt mit ſeiner unvergleichlichen Seebucht die Hauptſtation der franzöſiſchen Marine iſt, ſo gehören Nantes und L'Orient zu den allererſten Städten des Seehandels nach den fernſten Küſten der Erde. Der Name L'Orient deutet den oſtindiſchen Verkehr an, und Nantes hat ſeine Handelsfäden überall in Europa, Weſtindien und Afrika befeſtigt. Wie vortrefflich iſt die Seebucht, die nach Vannes und Auray hineingeht; ſie heißt die Bucht von Morbihan. Dieſe Bucht wäre in engliſchem Beſitz großer Leiſtungen und Vortheile fähig. Auray zeigt ſchon an ſeinem Namen daß es eine germaniſche Gründung iſt, vermuthlich eine ſkandinaviſche. Von dieſem Städtchen kommen verſchiedene franzöſiſche Luggers (Seefahrzeuge von altem Schnitt und mit drei Maſten), welche mit Brettoniſch ſprechenden Matroſen bemannt ſind und in Auray ihre Heimath haben. Die Einwohner von Auray waren zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution ſtets für die Bourbons. Dieſes Völkchen ſammt dem der Umgegend iſt von den eigentlichen Brettonen im Aeußern ſehr verſchieden, obwohl man zu Auray noch Brettoniſch ſpricht. Etwa 2 Lieues nordweſtlich von Auray liegt der Flecken Bey oder Baz an einer Seebucht, deſſen Bevölkerung ſo wie die der Nachbarſchaft, die alle Brettoniſch ſprechen, durch eigenthümliche körperliche Merkzeichen von den übrigen Kelten der Bretagne verſchieden iſt. Ihre Bruſt iſt gewölbt, ihr Haar blond oder ſchwach kaſtanienbraun, ihr Nacken breit und ſtark, und ihre Stirn ziemlich breit und hoch; ihr Dialekt iſt der niederbrettoniſche. In dieſer Gegend hört die eigentliche keltiſche Bretagne auf, und das Aeußere der Menſchen verändert ſich, obgleich noch immer das Häßliche im allgemeinen vorwaltet. In dem zwiſchen Quimperlé, Locminé und Vannes belegenen Theil der Bretagne iſt die franzöſiſche Sprache ſchon eben ſo herrſchend als die brettoniſche. Alles Landvolk um Vannes herum ſpricht Brettoniſch, ſelbſt das gemeine Volk in der Stadt. Die Gemeinde Pleren zwiſchen Vannes und Auray iſt von Sprache und Sitten keltiſch. Die Landleute bei Auray ſind ziemlich groß gewachſen, ſchwarzhaarig und ſehr oft blauäugig. Ihre ländlichen Tänze, wenn Markt iſt, geſchehen in Begleitung der Sackpfeife.

Nantes war die erſte Stadt in Frankreich, wo es einigermaßen gut und reinlich ausſah, aber die Einwohner ſind großentheils häßlich, die Gegend ſchön. Oberhalb wie unterhalb der Stadt hat die Loire viele Eiländchen. Die großen Seeſchiffe können nicht bis Nantes hinauf, ſondern müſſen bei Paimböuf, 5 deutſche Meilen weſtlicher am linken Ufer des Fluſſes, liegen bleiben und löſchen. Das Schönſte in Nantes iſt wohl das Gemälde-Muſeum, welches ausgezeichnete Meiſterſtücke beſitzt, worunter ich mir die folgenden bemerkt: 1. Nr. 381, Jeſus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emmaus, von drei fliegenden Engeln begleitet. Wunderſchönes Stück. Maler: Jacques Stella, geb. zu Lyon 1596, geſt. zu Paris 1657. Es iſt eine große Leichtigkeit, Natürlichkeit und Lebendigkeit in allen einzelnen Theilen dieſes vortrefflichen Gemäldes; das Bild des Heilandes iſt allerliebſt und könnte nicht ſüßer ſeyn. Der Abend iſt meiſterhaft aufgefaßt und dargeſtellt, ohne Künſtelei, und die Landſchaft von ferne einfach; nur nebelige Berge erſcheinen im Hintergrunde, und in der Nähe ein Felſen mit einem kreisförmigen Thurme. Es ſaß gerade ein Maler da und copirte das Stück, aber wie klein war ſein Talent gegen Stella's; ſeine Figuren waren ſchwerfällig und maſſiv, auch hatte er in der Ferne eine Capelle mit einem Kreuz gemacht, was ſehr beleidigt. 2. Nr. 332, Allegoriſches Gemälde vom Bürgerkrieg. Maler: Peter Paul Rubens, geb. zu Köln 1577, geſt. zu Antwerpen 1640. Die Franzoſen nennen das Stück un morceau capital. Es iſt eine große ſehr geſchickt geordnete Compoſition aus der beſſern Zeit des Meiſters und von ſchönſter Farbe. 3. Nr. 67, Der heilige Hieronymus, als er das Gelübde thut nicht mehr zu ſündigen. Maler: Matthias Preti Calabrois, geb. zu Taverne in Calabrien 1613, geſt. auf Malta 1699. Seine Compoſitionen ſind majeſtätiſch, ſeine Zeichnung genau, ſein Colorit kraftvoll; ſeine Bilder erſcheinen wie en relief und wirken mächtig. 4. Nr. 198, Jeſus, der ſein Kreuz trägt und von ſeinen Henkern gemißhandelt wird. Maler: Leonardo da Vinci, geb. 1445, geſt. zu Fontainebleau 1520. Das Stück iſt vortrefflich. 5. Nr. 366, Chriſtus trägt ſein Kreuz. Halbfigur auf Holz. Maler: Sebaſtian del Piombo, geb. zu Venedig 1485, geſt. zu Rom 1547. Die Wahrheit dieſes Bildes iſt bewunderswürdig. 6. Nr. 167, Johannes der Täufer, der das Lamm ohne Flecken liebkoſt. Maler: Guido Reni, geb. zu Bologna 1575, geſt. ebendaſelbſt. Was die Richtigkeit der Zeichnung und die Nobleſſe des Ausdrucks betrifft, ſagt ein franzöſiſcher Kunſtrichter, ſo können die Köpfe Guido's mit denen Raphaels verglichen werden. Sein Colorit iſt friſch und lebhaft, und ſeine Stücke erkennt man an ihren durchſichtigen Farben, dem feinen und leichten Auftrag und den lieblichen und ſchön ausgeführten Formen. 7. Nr. 238, Der Kater in Windeln, ein mit ungemeiner Laune und der muthwilligſten Genialität gefertigtes Gemälde. Maler: Michel Ange Cerecozzi, geb. zu Rom 1602, geſt. 1660. Er verſtand die Kunſt,

seinen Bildern auf eine so lustige Weise etwas Ridicüles zu geben, daß man sich nicht des Lachens enthalten kann, wenn man sie ansieht. 8. Nr. 359, Eine Köchin, die eine gelbe Rübe schabt und recht klug dabei aussieht. Maler: Jean Baptiste Santerre, geb. zu Magny bei Pontoise 1651, gest. zu Paris 1717. Es ist ein sehr gutes Porträt und zeichnet sich durch eine merkwürdige Aehnlichkeit der Fleischfarbe aus.

Frankreich hat einen unermeßlichen Reichthum an Meisterwerken der Malerkunst, aber die wenigsten dieser Werke stammen von französischen Meistern. So oft ich die Menschen in diesem Lande im Gesicht und Körperbau betrachtete, ward mir diese Erscheinung immer mehr erklärlich. Die alten Römer waren plump gebaut, und das Plumpe haben die Franzosen von den Römern und Kelten. Schon an den römischen Statuen im Louvre sieht man die Aehnlichkeit des Römers mit dem französischen Menschen im Aeußern. Der Römer hatte weder musikalisches noch Malertalent.

Bemerkungen über die Chinesen von Pinang.

(Nach dem „Journal of the Indian Archipelago.")

Das obige Journal enthält folgende Schilderung über die Sitten und Gebräuche der Chinesen in Pinang [1], welche in allen Ansiedlungen auf den Inseln des hinterindischen Meerbusens verbreitet sind. „Diese Leute hängen an den Gewohnheiten ihrer Väter so fest, daß sie, obschon sie in den letzten 60 Jahren mit Angehörigen aller Länder in Verkehr getreten sind, ihre alten Gebräuche mit unverbrüchlicher Zähigkeit beibehalten haben. Nicht so die mohammedanischen und die Hindu-Ansiedler, bei diesen haben sich die religiösen Gewohnheiten allmählich verwischt. Für eine Moschee in Georgetown, die dem Gedächtnisse eines mohammedanischen Heiligen geweiht ist, unterzeichnen beide Stämme ohne Unterschied; auch ahmen sie einander, wie auch die Chinesen, darin nach, daß sie an ihren Festtagen Raketen steigen lassen und den Gongong schlagen, während sie auf dem Festlande Indiens einander verachten und hassen und unter keinen Umständen eine Vereinigung dulden, zumal in religiösen Angelegenheiten. Hier ist der Kasten-Unterschied gänzlich beiseite gesetzt. Ich habe Muselmänner in den Häusern orthodoxer Hindu sitzen und an demselben Tisch essen sehen. Die Hindu ehelichen auch Malayinnen. In Bengalen würden sie sich durch ein solches Benehmen schmähliche Aussteßung für immer zuziehen, aber hier verliert der Hindu seine Kaste nicht. Ich habe einen Hindu und einen Moslem in einem und demselben Behälter baden sehen, so daß das Wasser vom Körper des letzteren auf den erstern abfloß und umgekehrt. Ein solcher Anblick wäre in Indien etwas unerhörtes.

Der Chinese wird bei seiner Einwanderung auf den Inseln von den Tschintschen ein Single oder neuer Mann oder neuer Freund, und von den Einwohnern Macao's Sin Hak genannt. Diese Einwanderer werden auf folgende Art herbeigezogen: chinesische Kaufleute — meist mehrere, manchmal auch nur einer — befrachten ein Schiff und fahren im April oder Mai von Pinang nach Macao oder Amoy. Im bestimmten Hafen angelangt, setzt der Frachtführer, der sich auf dem Schiff gewöhnlich als Supercargo benimmt, eine Anzahl Agenten in Thätigkeit. Diese Leute gehen im Lande umher und beschwatzen arglose Einwohner durch Versprechungen eines schnell zu erringenden Vermögens und sicherer Rückkehr ins Vaterland, daß sie ein Handgeld annehmen, das je nach dem Ansehen der Opfer wechselt, welche sodann schleunig an Bord gebracht werden. Die Agenten erhalten für den Kopf einen Teller. Die Einwanderer werden gewöhnlich auf dem Schiff eng zusammengepreßt, aber im Ganzen gut behandelt. Sie kommen in den Monaten Januar, Februar und März an. Kaum ist der Anker ausgeworfen, so strömen die ansässigen Chinesen an Bord, um Singles zu kaufen, wie sie es nennen. Der Verfrachter erhält für einen Handwerksmeister, einen Schneider, Goldschmied oder Zimmermann 10 bis 15 Dollars, für einen Kuli 6 bis 10, für einen kränklichen Mann 3 bis 4 oder noch weniger. Der Single versteht sich dann dazu 12 Monate zu dienen, wofür er Verköstigung, Kleider und einige Dollars bekommt. Ist er ein erfahrner Arbeiter und zufällig zu einem wohlwollenden Herrn gerathen, so kann er auch mehr als die verabredete Summe erhalten. Der Single kostet für Nahrung und Kleidung zwei bis vier Dollars monatlich. Wenn man für die Leute nicht bezahlt, so werden sie, wo immer thunlich, an Bord des Schiffes oder in einer Herberge zurückgehalten, bis ein Käufer kommt. Wenn die Verfrachter sich zur letzteren Alternative gezwungen sehen, so werden die Singles nicht gut behandelt. Schon zu verschiedenen Malen sind deßhalb gerichtliche Klagen anhängig gemacht worden, und die Singles wurden gegen eine schriftliche Verpflichtung, die Ueberfahrtskosten zu bezahlen, auf freien Fuß gesetzt.

Die Verträge, die man mit ihnen abschließt, werden im Allgemeinen getreu eingehalten. Nach Verfluß der zwölf Monate steht es dem Single frei gegen ein Monatsgeld aufs neue in den Dienst seines Herrn zu treten, oder seinen Unterhalt anderwärts zu suchen. Er wird dann auch in einen der Hoos (Logen) und in den Kongsi (Gemeindeverband) seines Stammes aufgenommen. Nur sehr wenige Chinesen bleiben außerhalb der Hoos, aber da wenige sich als Mitglieder bekennen, so ist es schwer über ihre Volkszahl zur Wahrheit zu gelangen. Zwei- bis dreitausend Chinesen landen jährlich in Pinang und verbreiten sich von da aus in die Provinz Wellesley, wie auch in das siamesische und malayische Gebiet.

Die Eingebornen von Quang-tung sind kräftiger und zu härteren Arbeiten fähig als die Fuh-kien oder Tschin-tschen und andere Stämme. Alle Zimmerleute, Grobschmiede, Schuster und andere sogenannte schwere Handwerker gehören den ersteren an, nur wenige sind Goldschmiede, Schneider oder Krämer; sie sind vortreffliche Ansiedler und können die Pioniere der Tschintschen genannt werden. Nach Ueberstehung der zwölf Dienstmonate als Singles bekommen

[1] Auch Pulo Pinang, Inseln im hinterindischen Meere, ihre Hauptstadt ist Georgetown.

viele von ihren Freunden einen Geldvorschuß, lichten in kurzer Zeit ein Stück Waldland, pflanzen zuerst Pisang und Indigo, je nach Umständen auch Gewürzbäume. Wenn das dichteste Gebüsch umgehauen ist, wird der Boden ausgemessen, es werden Gränzen festgesteckt, und man erwirbt von dem Land-Office eine Verwilligungsacte. Ein Ertrag wird aber so langsam erzielt, daß sie in wenigen Jahren ihre Verwilligungen verkaufen müssen, um ihre Gläubiger zu befriedigen. Leute vom Tschintschen-Stamm sind die gewöhnlichen Käufer. Die Pflanzungen, die sich gegenwärtig in den Händen von Tschintschen Kaufleuten befinden, waren von Leuten aus Quang-tung angelegt. Letztere haben eine starke Neigung zu Arak und Opium, wie auch zu hohem Spiel.

Die Leute vom Fuh-kien oder vom Tschintschen-Stamme sind Schneider, Goldschmiede, Krämer, größere Handelsleute und Besitzer von Gewürzpflanzungen, sie sind die wohlhabendsten unter den eingebornen Einwohnern, auch bei ihnen sind Spiel und Opium eine Leidenschaft.

In der letzten Zeit sind sehr viele Spieler, die mit wenigen Ausnahmen dem Fuh-kien-Stamm angehörten, verhaftet und bestraft worden. Einige der Angesehensten betheiligen sich sagt man mit Actien am Ertrag der Spielhäuser. Wenn ein Quang-tung Mann von der Spielleidenschaft erfaßt wird, so ist er der zähere von beiden, spielt höher und kann all sein Hab und Gut daran setzen, und in den Spielhöllen faßt der kalte und schlaue Fukienmann jenen nur zu gut ins Auge.

Das Heirathen. Hat der Einwanderer Glück in seiner Laufbahn, so sieht er sich natürlich nach einem Weibe um. Freiwerbung und Verheirathung gehen folgendermaßen vor sich. Zuerst muß er sich an seinen Brautwerber von Profession oder Heirathsagenten wenden, der Erkundigungen anstellt, bis er ein lediges Mädchen ausfindig gemacht hat, die ihren Eltern feil ist, er nimmt sie dann in Augenschein und bringt dem jungen Mann eine Beschreibung des Mädchens und seiner Familie. Ist dieser damit zufrieden, so werden die Präliminarien dadurch eingeleitet, daß er seiner Zukünftigen einen goldenen Ring zuschickt, sie gibt als Gegengeschenk eine goldene Haarnadel oder andere Juwelen, und dann sind sie verlobt. Ein Wahrsager wird um Rath gefragt, um den Tag festzusetzen, und man verständigt sich über eine Summe, welche an die Eltern der Braut bezahlt werden muß.

Eine gebratene Schweinskeule, etliche Dollars, zwei Flaschen Arak, zwei Enten, zwei andere Stück Geflügel, eine kleine Schachtel worin sich ein von dem Astrologen beschriebenes Papier mit der Angabe des günstigen Tages befindet, und zwei mit farbigem Papier verzierte Kerzen werden auf birmanische Teller gelegt und von dem Agenten ins Haus des Mädchens spedirt. Sie nimmt einen Vogel, eine Ente, eine Schnitte von der Schweinskeule, sämmtliches Geld und die Kerzen, die bei der Geburt des ersten Sohnes angezündet werden. Sodann wird ein Gebet an den Tokong, oder die Schutzgottheit der Familie verrichtet, welche gewöhnlich das Bild von Confucius oder einem ihrer vergötterten Landsleute männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist, und nun sagt man dem Agenten, daß die erwählte Braut bereit seyn werde, den Bräutigam am glücklichen Tag zu empfangen.

In der Zwischenzeit setzen die Eltern des Mädchens die Brautkleider und der Bräutigam sein Haus zu ihrem Empfang in Bereitschaft. Am Hochzeittag wird an ihre betreffenden Tokongs ein Gebet verrichtet, und der Mann schickt auf einer ehernen Platte so viel Geld, als er auftreiben kann, nebst vier Kerzen (dem einen Paar ist ein ausgeschnittener Vogel in farbigem Papier, dem andern ein Drache aufgeklebt), ein Stück Papier, welches den Namen des Mädchens und ihrer Eltern, sowie ihr Alter und ihre Geburtstage enthält, ein anderes Stück, worauf dieselben Details in Betreff des Bräutigams und seiner Familie verzeichnet sind, trockene Fische auf zwei oder drei birmanischen Platten, Früchte von allen Arten, einen seidenen Sarong, zwei baumwollene Sarongs, zwei weiße und zwei schwarze Kleider, fünf oder sechs Paar Mannsschuhe, fünf oder sechs Paar Weiberschuhe, zwei Enten, zwei andere Stück Geflügel, ein gebratenes Ferkel und eine gebratene Ziege, auf verschiedenen Platten. Das Mädchen nimmt zwei Sarongs, zwei Paar Schuhe, ein Stück von dem Ferkel, einen Vogel und eine Ente, etliche Früchte, das Papier, das die Mittheilungen über ihren Mann enthält, und ein Paar Kerzen an. Das übrige schickt sie nebst einem Paar Schuhe, einem Fächer, einem seidenen Hosenband, einer Börse, zwei Dollars, fünf Goldknöpfen, zwei mit Seidenfaden zusammengebundenen Granatäpfeln und zwei Flaschen Leimsaft als Geschenk von ihr selbst zurück, und sie legt dem Ferkel in jedes Ohr eine Rupie. Hierauf führt der Agent den Bräutigam und seine Freunde ins Haus der Braut. Sechs Männer in langen Röcken und mit spitzigen Hüten empfangen sie an der Thüre und führen den Bräutigam zu dem Tokong, dem er ein Gebet darbringt, sodann weisen sie ihm einen Sitz an, den er einnimmt. Ein kleiner Junge, in gleichem Aufzug wie die Männer, tritt jetzt mit einigen Tassen Thee herein und präsentirt sie den Gästen, jede Tasse wird auf ein Signal geleert, dann werden Cigarren geraucht und Siri gekaut. Hierauf führt der Junge den Bräutigam an die Zimmerthüre der Braut, und das Mädchen kommt heraus, um sie zu empfangen. Dieß ist die erste Begegnung, und wenn das Mädchen häßlich ist, so kann man sich die Gefühle des jungen Mannes leichter vorstellen als beschreiben.

Dann gehen sie zu dem Tokong hinab und beten zusammen, hierauf deutet der Mann auf die Thüre und das Mädchen geht hinaus, er deutet auf den Wagen und sie steigt ein, gefolgt von zwei jungen Mädchen. Sofort ziehen sie nach dem Haus des Bräutigams. Wenn das Mädchen von der Wohnung ihrer Eltern Abschied nimmt, läßt man als Glückwunsch eine Menge Raketen in die Luft steigen. Wenn sie vor ihrem künftigen Hause anlangt, kommt der Mann an den Wagenschlag, fährt mit dem Fächer einmal über den Handgriff und öffnet den Schlag. Hierauf deutet er auf die Thüre seines Hauses und das Mädchen geht hinein. Sodann beten sie seinen Tokong an, und der Mann deutet auf ein oberes Zimmer in welchem ein Mahl bereitet ist. In der Mitte des Tisches stehen zwei hartgesottene Eier auf einer Platte. Mann und Frau setzen sich einander gegenüber, die letztere nimmt ein Stäbchen und deutet auf eine der Schüsseln, der erstere thut dasselbe, und auf gleiche Art wird jedes Gericht bezeichnet, worauf der Mann eines der Eier nimmt und zur Gesellschaft hinabgeht, während das Mädchen das andere nimmt und ihm folgt. Der Mann zieht sodann sein Festgewand aus und die Ehe ist vollzogen. Drei Tage nachher beten sie zu ihrem Tokong und dann gehen sie ins Haus der Eltern der Braut, um den Tokong derselben anzubeten.

Sollte der Mann Eltern haben, ſo wird auf jede Seite des Tokong ein Stuhl für ſie aufgeſtellt, die Braut reicht der Mutter des Mannes eine Taſſe Thee, und der Mann gibt dem Vater eine Taſſe, dann rauchen ſie Tabak und eſſen Siri. Die Neuvermählten werfen ſich jetzt vor dem Tokong nieder und müſſen in dieſer Haltung bleiben, bis ihre Eltern ſie bei der Hand nehmen und aufrichten. Die Mutter des Mannes macht der Braut ein Geſchenk, der Vater thut daſſelbe, und dann wirft ſich die ganze Familie vor dem Tokong nieder. In den drei Tagen nach der Hochzeit ſchicken alle Freunde der Neuvermählten ihnen Geld. Am dritten Tag geben die Neuvermählten, nachdem ſie auf die oben beſchriebene Art im Hauſe der Eltern der Frau ihre Andacht verrichtet, ein Feſtmahl, welchen alle diejenigen, die Geld geſchickt haben, anzuwohnen berechtigt ſind, während diejenigen, die kein Geld geſchickt haben, nur in Folge einer ſchriftlichen Einladung kommen dürfen. Die Fuhlienleute ſchmauſen Nachmittags 7 Uhr, die Leute von Macao oder Quang-tung Nachmittags 4 Uhr. Nach der Mahlzeit nimmt der Mann ſeine Freunde mit um ſeine Frau zu beſuchen, ſie ſetzen ſich, eſſen Siri und trinken Thee mit ihr, ſodann nimmt ſie eine Schale Branntwein oder Arak in die Hand und einer der Gäſte richtet folgende Fragen an ſie: — „Aus was iſt der Arak gemacht?“ Dann fragt er nach dem Namen ihres Stammes, ihres Vaters, nach ſeinem Gewerbe, und er kann überhaupt alles fragen, was er für paſſend hält. Auf dieſe Fragen werden von den ältern Frauenzimmern der Familie die geeigneten Antworten vorgeſagt. Der fragende Freund trinkt ſeinen Arak. Ein anderer fragt jetzt die Neuvermählte aus, und ſo geht es fort, bis jeder einige Fragen über verſchiedene Gegenſtände an ſie gerichtet hat. Sodann koſtet ſie ihre Taſſe und jeder Mann iſt verpflichtet die ſeinige zu leeren. Jetzt wird Thee herumgereicht, und man examinirt die Neuvermählte über ihre Haushaltungskenntniſſe. Nachdem man geraucht und Siri gegeſſen, entfernt ſich die Geſellſchaft und hinterläßt der Braut Geſchenke an goldenen Zierrathen, an Geld oder irgend anderen Dingen.

Nach Verlauf von 12 Tagen geben die Eltern der Braut ein Mahl, zu welchem das junge Ehepaar eingeladen wird. Nachdem man ſich gütlich gethan, muß die junge Frau nach Hauſe zurückkehren, ehe die Diener oder andere Perſonen Feuer anzünden, denn wenn vor ihrer Rückkehr Rauch vom Dache aufſteigt, ſo gilt dieß für eine unglückliche Vorbedeutung. Am nächſten Tag ſpeiſen die Eltern bei ihnen. Wenn die junge Frau aus dem Hauſe ihres Vaters zurückkehrt, werden zwei Zuckerrohre auf das Dach ihres Wagens gelegt. Nach Verfluß eines Monats ſtattet ſie ihren Eltern einen Beſuch ab, mit welchem alle Ceremonien ein Ende nehmen.

Bei der Geburt des erſten Sohnes werden die zwei zuerſt von dem Bräutigam geſchickten Kerzen angezündet, und einen Monat nach der Geburt kommen die Freunde des Vaters zuſammen, trinken Arak und kauen Siri. Bei der Geburt eines Mädchens finden keine religiöſen Ceremonien ſtatt.

Häusliche Gewohnheiten. Ihre häuslichen Gewohnheiten ſind den unſrigen ähnlich. In den unteren und mittleren Claſſen kochen die Frauenzimmer der Familie und ſorgen für die Annehmlichkeiten der Männer. Die Reichen haben Geſinde, um dieſe Geſchäfte zu verrichten, aber es gibt in Pinang nur wenig wohlhabende Leute. Wenn der Tag anbricht, ſo zündet der Diener, im Fall ein ſolcher da iſt, oder irgend ein Mitglied der Familie, einige Joßſtengel an, geht vor die Front des Hauſes und verbeugt ſich gegen den Himmel; dieß geſchieht nach ihrer Behauptung zu Ehren Gottes. Es iſt die einzige Verehrung, welche ſie den Tag über dem großen Schöpfer darbringen. Der Diener wirft ſich dann vor dem Tokong nieder und ſteckt die angezündeten Stäbe auf Geſtelle, die zu dieſem Behuf vor dem Gott angebracht ſind. Einige werden auch in Niſchen an der äußern Thüre geſtellt. Der Tokong iſt gewöhnlich ein Gemälde, manchmal aber hat man auch ein anderes Bild, das denſelben Charakter darſtellt und auf einem Brett im Hauptzimmer ſeinen Platz hat. Dann wird das Haus geöffnet und gefegt, die Männer gehen an ihre betreffenden Arbeiten und die Weiber bereiten das Frühſtück. In der Stadt frühſtückt man zwiſchen 7 und 8, nimmt um 11 oder 12 einen Imbiß und dinirt zwiſchen 3 und 4; dieſe Mahlzeiten ſind nicht ſehr von einander verſchieden, das Frühſtück iſt ſo ſtark wie das Mittageſſen. Auf einer Pflanzung frühſtücken die Kulis Morgens um 6 Uhr und gehen dann an die Arbeit, ſie bekommen um 11 Uhr einen Imbiß, und nach der Arbeit Abends 6 Uhr ihr Mittageſſen. Sie werden durch ein Signal mit einem Kuhhorn zuſammengerufen, womit man auch die Nachbarn in dringenden Fällen verſammelt, z. B. bei einem Anfall von Räubern, oder wenn man der Polizei Widerſtand leiſten will, denn ein Haftbefehl kann von einem eingebornen Polizeimann nur ſelten vollzogen werden, ohne daß die Kulis Befreiungsverſuche machen. In Pflanzungen, die in der Nähe des Gebüſches liegen, werden die Hörner die ganze Nacht geblaſen, um die Schweine fern zu halten. In allen Häuſern wird Thee den ganzen Tag fertig gehalten, denn ein Chineſe trinkt ſelten kaltes Waſſer. Die Einwohner baden häufig und zu allen Stunden. Man ſagt, wenn Neuangekommene dieß verſäumen, ſo bekommen ſie unfehlbar Geſchwüre an den Beinen, die ſich zuweilen als unheilbar erweiſen.

In ihren Mußeſtunden unterhalten ſich die Frauenzimmer damit, daß ſie Börſen, Zierrathen für Bettvorhänge, Kinderhäubchen und andere Modeartikel machen. Die Männer vertreiben ſich die Zeit mit Karten, Domino, Schach- und Brettſpiel. Dieſe Spiele haben einige Aehnlichkeit mit denjenigen, die unter den Europäern üblich ſind. Beim Schach hat man keine anderen Figuren als Brettſteine, in welche chineſiſche Schriftzeichen eingeſchrieben ſind, um die Bedeutung der Figuren anzuzeigen. Die Frauenzimmer nehmen an dieſen Zeitvertreiben keinen Theil. Junge Männer haben große Freude an Papierdrachen, welche abwechſelnd Vögel, Schiffe, Thiere, Menſchen und Gewürme darſtellen, gewöhnlich iſt bei jeden ein Bogen angebracht, deſſen Saiten beim Aufſteigen in der Luft vibriren und einen eigenthümlichen Ton von ſich geben. Wenn eine große Anzahl zugleich ſteigt, ſo gibt dieß ein ſehr lebhaftes und munteres Bild.

Einige ſpielen auf rohen dreiſaitigen Guitarren und accompagniren ſich dazu mit einer gellenden Fiſtelſtimme, die einem muſikaliſchen Ohr große Qual bereitet. Zuweilen hört man eine kleine Querpfeife, die jedoch kein Lieblingsinſtrument iſt. Sie haben die Geige von ihren portugieſiſchen Nachbarn bekommen und können eine große Anzahl von Fandangos ſpielen. Sie haben ein ſehr gutes muſikaliſches Gehör und werden, wenn ſie mit europäiſchen Spielleuten in Berührung kommen, ihre Melodien vollkommen richtig in ſich aufnehmen. Die Melodien die man gewöhnlich ſpielt,

ſind dem Theater entnommen, es iſt keine große Mannichfaltigkeit darin, ſie kommen mir ganz gleich vor.

Sie haben keine beſonderen Männerſpiele. Die Jungen betheiligen ſich bei den Malayen an ihren Zeitvertreiben mit dem Fußball, und bei den Klings an einem Spiel, das mit dem engliſchen prisoners base Aehnlichkeit hat.

Verehrung der Todten. Jede Familie beſucht zweimal im Jahr die Gräber ihrer Verſtorbenen. Am Fuß jedes Grabes werden Eßwaaren verſchiedener Art aufgeſtellt. Joßſtengel werden angezündet und in den Boden geſteckt, jede Perſon nimmt einige in beide Hände und wirft ſich zweimal zur Erde nieder, heiliges Papier wird verbrannt (viereckige Stücke braunen Papiers, mit einem Stück Rauſchſilber oder Rauſchgold in der Mitte aufgeklebt); nach Verbrennung des Papiers wirft man ſich von neuem auf die Erde; während ſie das thun, ſprechen ſie: „An ſolch einem Tag kommen wir, eure Abkömmlinge oder Verwandte, um euch zu verehren, beſchützet und behütet uns," oder ähnliche Worte. Inzwiſchen thun ſich der Annahme zufolge die Geiſter der Abgeſchiedenen mit den Eßwaaren gütlich; wenn ſie ſatt ſind, kehren ihre Kinder nach Hauſe zurück und verzehren die Speiſen, welche die Geiſter übrig gelaſſen haben.

Begräbniß. Wenn ein Chineſe ſtirbt, ſo wird bloß ſein Geſicht gewaſchen und der Leichnam mit ſaubern Kleidern angethan, man verbrennt heiliges Papier, und brennende Kerzen werden zu ſeinen Füßen aufgeſtellt, auch Joßſtengel werden angezündet und um den Körper herum aufgepflanzt, ſodann wird ein Sarg gekauft und der Leichnam hineingelegt. In einigen Familien ſtehen Särge zum voraus bereit. Hat der Verſtorbene Kinder, ſo kleiden ſich dieſe, oder, wenn er unverheirathet war, die nächſten Verwandten in Sackleinwand, löſen ihre Zöpfe auf und geben ſich ein möglichſt jammervolles Ausſehen. Unmittelbar bevor der Sarg auf den Friedhof gebracht wird, werden Tiſche mit Eßwaaren bedeckt, und ein Prieſter erſcheint, um die Ceremonie zu verſehen, die folgendermaßen vor ſich geht: die Verwandten, welche die Hauptleidtragenden vorſtellen, haben Joßſtengel in den Händen und werfen ſich vor den Tiſchen nieder, während der Prieſter ein Glöckchen läutend und mit eintöniger Stimme Verſe abſingend auf der einen Seite ſteht. Nachdem das Geläute und das Daliegen ungefähr eine halbe Stunde gedauert hat, heben Kulis den Sarg in die Höhe, und nun wird er zu Grabe getragen. Dieß iſt keine leichte Aufgabe, da die Särge ſehr ſchwer ſind, und man gewöhnlich 30 bis 40 Mann braucht, um ſie aufzuheben. (Die chineſiſche Methode ſchwere Laſten zu heben, iſt, wie das Journal of Indian archip. ſagt, von einem Herrn Thomſon in einer Beſchreibung des Horsburger Leuchtthurmes ſehr ausführlich dargelegt worden).

Am Grab wiederholt ſich die Andacht, und der Sarg wird eingeſenkt, dann nimmt die Geſellſchaft ein tüchtiges Mahl zu ſich und kehrt nach Hauſe zurück. Im Trauerhauſe hängen zwei Bambuslaternen mit weißer Leinwand überzogen, auf welcher chineſiſche Schriftzeichen ſtehen, eine unbeſtimmte Zeit hindurch, von ſieben Tagen bis zu einem Monat an der Thüre. Dann werden ſie nebſt andern Papierverzierungen, die man zur Leichenfeier gebraucht hat, verbrannt; eine Woche ſpäter beſucht die Familie das Grab, ebenſo wieder in 100 Tagen und dann zweimal im Jahr.

Die männlichen Verwandten der Verſtorbenen dürfen, wenn ſie Tſchin-tſcheus ſind, zwölf Monate lang keine farbigen Kleider tragen, ſondern müſſen weiß erſcheinen. Die Frauenzimmer tragen ſchwarz.

Nach 100 Tagen verbrennen diejenigen, die es aufwenden können, das Bild des Verſtorbenen, ſowie ein aus Papier und Goldflitter errichtetes Häuschen nebſt dergl. Geräthſchaften vor der Hausthüre. Die Leute von Macao haben dieſe letztgenannten Ceremonien nicht im Brauch, ſondern beſchränken ſich auf die oben beſchriebene Andacht am Grabe.

Feſte. Unter den Feſten, welche die ganze Gemeinſchaft feiert, ſteht das Neujahr oben an; dieſes Feſt beginnt am 30. des 12ten Monats und endet am 16. des 1ſten Monats. Die Haupttage ſind der 30. und der 1. bis zum 5. incluſive, ſodann der 15. und 16., an welchen Tagen die Prieſter öffentlichen Gottesdienſt im Tempel verrichten.

Der Tempel ſteht auf einem in der Pittſtraße gelegenen Grundſtück, welches die Regierung den Chineſen zu religiöſen Zwecken verwilligt hat, er wurde vor ungefähr 60 Jahren erbaut und 30 Jahre ſpäter vergrößert. Der ältere Theil beſteht aus einer Halle von 60 Quadratfuß und hat in der Front eine gepflaſterte Terraſſe, auf welcher zwei Löwen und eine Urne, worin heiliges Papier verbrannt wird, ſtehen. Die Löwen ſind grün, roth und ſchwarz angeſtrichen. Vor dem Eingang in die Halle iſt ein feſtes Geländer aufgeführt, um an großen Feſttagen, wenn es nöthig iſt daß die Prieſter allein anbeten, die große Menge abzuhalten. Innerhalb des Geländers auf der rechten Seite ſtehen die Namen der Erbauer nebſt den Summen die jeder unterzeichnet hat, in ein Granitſtück eingehauen, das in die Wand eingefügt iſt; die Front des Gebäudes iſt mit flimmerndem Schnitzwerk geſchmückt. Es ſind drei Thüren da, die in die Halle führen, über dem Centrum befindet ſich eine ſchwarze Tafel mit den Worten: „Kong Hok Keong", welche bedeuten, daß das Gebäude von Macao- und Tſchin-tſchen-Männern gemeinſchaftlich aufgeführt worden iſt. Ueber jeder Seitenthüre ſind zwei Jungen dargeſtellt, die eine chineſiſche Mace halten (eine Kupfermünze mit einem viereckigen in der Mitte ausgeſchnittenen Loch). Das Aeußere des Eingangs hat nichts Merkwürdiges. Mehrere Kongſe-Häuſer, beſonders eines, das in der letzten Zeit von dem Sin Neng aufgeführt worden iſt, haben prachtvolle Fronten. Die Ziegel und Sparren ſind bloß gelegt, und die Säulen, welche das Dach tragen, kommen ſehr ungeſchickter Weiſe auf beiden Seiten des Altars herab. In der Mitte mit dem Rücken gegen die Wand ſteht eine Art von Haus, das ſechs Bilder enthält, das bedeutendſte wird „kwan yom hwut tſchia" genannt, die Jungfrau der Lotusblume. Die zweite Figur iſt „Ma tſcho po", die Schutzpatronin der Jungfrauen, und die übrigen vier ſtellen untergeordnete Perſonen vor. Das Haus oder die Loge, worin ſie aufgeſtellt ſind, läßt ſich von beiden Seiten verſchließen, ſo daß ein andächtiger Verehrer hineingehen und ſich den gaffenden Blicken der Menge entziehen kann. In der Front des Hauſes iſt ein Loch von ungefähr 5 Quadratfuß offen gelaſſen, von wo aus die Götter die Ausſicht auf die Urne und die Chinaſtraße genießen. Man nimmt an, daß ſie an einer ſchönen Ausſicht ein beſonderes Wohlgefallen haben, und deßhalb gaben ſich die Chineſen alle Mühe, um das in der Beachſtraße gelegene Grundſtück aufzukaufen, damit ihr Tempel von keinen Gebäuden umgeben würde. Es konnte indeß kein Handel

abgeschlossen werden, und der Eigenthümer hat seitdem ein schönes Wohnhaus aufgeführt, welches die Aussicht auf die Provinz Wellesley beinahe versperrt, aber sie trösten sich damit, daß sie das Haus als unglücklich und unter Gottes Fluch stehend erklären.

Ungefähr drei Fuß vom Hause des Tokong steht ein Altar, auf welchem eine längliche metallene Urne für Joßstengel aufgestellt ist. Auf jeder Seite des Altars ist ein hölzernes Gestell mit einem kreisförmigen Gipfel, woran Nägel eingeschlagen sind, in welche man die Kerzen steckt; ferner zwei Behälter aus Bambus, je ungefähr 1 Fuß lang, 100 Bambusstengel enthaltend und mit chinesischen Schriftzeichen versehen, welche sich auf 60 Schubladen beziehen, überdieß zwei Reihen von Bambusloosen. Ungefähr 4 Fuß vom Altar steht ein langer Tisch, auf welchem sich eine hölzerne Vase für Joßstengel befindet; vor dem Tisch ist ein längliches Gestell mit Nägeln für Kerzen; ungefähr einen Fuß vom letzteren sind zwei viereckige rothe Tische. Am rechten hängt eine große Glocke herab und am linken eine Trommel, zwei Instrumente, die man an den großen Festtagen ertönen läßt.

Vom Dach hängen 12 Laternen von verschiedenen Größen herab, Geschenke wohlhabender Kaufleute; in einer von ihnen hat mehrere Jahre lang ein Licht gebrannt.

Auf beiden Seiten der Halle stehen Gestelle in welche Stäbe eingefügt sind, umgeben von Abbildungen der Sonne, des Mondes, einer Axt, eines Schwertes und eines Drachen.

In der Nähe der Glocke ist ein Schreibtisch mit 60 Schubladen, jede Schublade enthält eine Frage über gewisse Gegenstände, welche sich auf die Bambusstengel beziehen, die auf dem Altar liegen.

Die neue Halle ist ungefähr 40 Quadratfuß groß und von der alten durch einen offenen gepflasterten Hofraum getrennt, der ebenfalls 40 Quadratfuß umfaßt. Sie enthält Bilder des Erzschutzengels des Himmels, des wohlthätigen obersten Gottes und der andern an gewissen Tagen verehrten Götter, welche später aufgeführt werden sollen. Die Halle enthält Laternen, Altäre, Urnen, Leuchter u. s. w. wie in der ersten. Auf der Rückseite der ersten Halle ist einer ihrer vergötterten Philosophen abgebildet, umgeben von 7 oder 8 Verehrern und ähnlichen Symbolen wie in dem Tempel.

Ein offener Hof trennt beide Tempel von dem Quartier der Priester, wo sie ein Schlafzimmer, eine Küche, eine Capelle und eine Rumpelkammer haben.

In dem neuen Tempel, unter dem wohlthätigen obersten Gottes ist die Figur eines Tigers, welcher durch gute Fütterung zu versöhnen gesucht wird, aber wie es scheint ohne Erfolg, wenigstens wenn man nach der großen Anzahl von Chinesen schließen will, die in der Provinz von diesen Thieren gefressen werden.

Gegenwärtig sind drei Priester beim Tempel angestellt; sie sind Eingeborne von Fuh-kien und werden durch Subscription bezahlt; sie erhalten einen Dollar für jede Leiche und jeden Wayang.

Zwei Lu-tschu's werden jährlich erwählt, um Geld für Wayangs und Festlichkeiten zu sammeln. Wenn jemand ein Unternehmen zu beginnen wünscht, so müssen die zwei Jungfrauen befragt werden, und wenn sie keine günstige Antwort ertheilen, so wird der Plan, was es auch seyn mochte, aufgegeben. Man erfährt die Meinung der Göttin auf folgende Art: der Bambus, welcher die Stengel enthält, wird so lange geschüttelt, bis einer von ihnen herausfällt; die Loose, zwei aus den Bambuswurzeln in Gestalt von Kautschukgumminüssen ausgeschnittene Stücke, die eine flache und eine convexe Seite haben, werden in die Luft geworfen, und wenn sie beim Herabfallen beide convexe oder beide flache Seiten oben haben, so werden die Stengel wieder geschüttelt und von neuem Loose geworfen, bis eine convexe und eine flache Seite oben zu liegen kommen, und dieß geschieht zuweilen ein halb Duzendmal, bevor die Frage gestellt wird. Ist das Bild der Frage günstig, so wird der Bambusstengel zu dem Priester gebracht, welcher die Schriftzeichen ansieht und die betreffende Schublade öffnet, aus der ein farbiger Papierstreif genommen wird, welcher die Frage enthält. Der Fragesteller nimmt dann das Papier und legt es in eine Büchse, die neben den Bildern steht; die Loose werden von neuem emporgeworfen, und der Fragesteller muß sich mit der ersten Antwort begnügen.

Folgende Feste werden zur Zeit des Neujahrs gefeiert: der Vorabend des Neujahrs am 30sten des 12ten Monats; der Neujahrstag am 1ten des 1sten Monats; der Tag des Himmelskaisers am 9ten des 1sten Monats; das Kinderfest oder Kuda-api am 15ten des 1ten Monats.

Am Morgen dieser Tage so wie an allen Festtagen trägt das Volk schon in der Frühe mit heiligem Papier, Kerzen und Joß-Stengeln nach dem Tempel: das Papier wird in der Urne außerhalb des Tempels verbrannt, die letztgenannten Artikel vor den Bildern. In jedem Hause werden dem Tokong drei oder vier Tage lang Speisen vorgesetzt, und man läßt von 3 oder 4 Uhr Morgens bis spät in die Nacht Raketen steigen. Große Laternen hängen vor jeder Thüre und werden bei Nacht angezündet.

Das Spiel ist überall in vollem Gang. Die nächtliche Scene im chinesischen Theil der Stadt ist sehr anregend. Tausende von transparenten Laternen aller Farben, mit Figuren und Schriftzeichen bedeckt, prangen an den Seiten der Straßen, Männer und Weiber gehen in hübschen Festkleidern auf und ab. Chinesische und malayische Musik erschallt, so oft irgend eine lustige Gesellschaft in Miethwägen herbeikommt. Gruppen von Chinesen lauschen den Wahrsagern, Kinder in phantastischen Ausstaffirungen werden in Wägelchen gezogen. Da steht eine aufgeregte Gruppe und horcht aufmerksam auf einen Straßenvorleser, welcher die Erzählung irgend eines großen Ereignisses, das sich vor Tausenden von Jahren zugetragen hat, vorträgt. Dort belustigt sich eine unermeßliche Menge an den Späßen eines Jungen in seltsamer, raupenartiger Vermummung, mit einem ungeheuern Kopf, der eine schwache Aehnlichkeit mit einem Tiger hat; er springt herum und heult, accompagnirt von der gräßlichsten Musik; man nennt dieß das Tigerspiel. Die Figur gleicht jedoch weit mehr der großen Seeschlange im Punch, als einem Tiger. Auf jeder Seite der Straße befinden sich mit farbigen Laternen beleuchtete Buden, worin ein Fuki Zuckerwaaren aller Art feilbietet und die Vorübergehenden dadurch anlockt, daß er zwei Stücke Holz an einander schlägt. Und vom Fußpfade her kann man lustige Gesellschaften in den Läden sehen, wo sie sich mit Karten, Musik, Gesängen und andern Ergötzlichkeiten vergnügen.

Der Neujahrstag ist der einzige Festtag in unserer Bedeutung des Worts, da an allen andern Festen fortgearbeitet wird. Das nächste allgemeine Fest findet im dritten Monat statt, wenn die Todten verehrt werden. Die Art, wie dieß geschieht, ist unter der

Rubrik „häusliche Gewohnheiten“ beschrieben worden. In frühern Jahren pflegten einige Ceremonien auf Booten stattzufinden, aber jetzt ist man gänzlich davon abgekommen.

Vom 1ten bis zum 30sten Tag des 7ten Monats werden böse Geister versöhnt. Während dieses Monats sollen sie umgehen, und wenn man sie nicht beschwichtigt, so suchen sie die Sünder mit verschiedenen Schmerzen und Wehen so wie mit noch ernstlichern Mißgeschicken heim.

Lange Tafeln werden mit allen Delicatessen der Jahreszeit bedeckt und in der Nähe des Tempels wie auch an andern passenden Orten, theils unter freiem Himmel, theils unter Wetterdächern ausgestellt. Diese Feste kosten schweres Geld. Die Tische sind mit künstlichen Blumen, Früchten und Fischen geschmückt, und wohl werth daß man sie anschaut.

Folgende Feste werden ausschließlich im Tempel gefeiert:

Die Jungfrau der Lotosblume am 19ten des 2ten Monats.

Der Erzschutzengel des Himmels am 3ten des 3ten Monats.

Der erste Priester am 8ten des 4ten Monats.

Der mildthätige oberste Gott am 13ten des 3ten Monats.

Ein Priester, der im Cölibat starb, am 19ten des 6ten Monats.

Am 15ten des 8ten Monats wird ein allgemeiner Festtag gehalten.

Am 19ten des 9ten Monats wird ein Priester verehrt, der im Cölibat gestorben ist.

Die drei folgenden Tage werden im Tempel gefeiert, wobei Lehrer, Gelehrte und Philosophen anwohnen.

Der Tag des Erfinders der Buchstaben am 3ten des 3ten Monats.

Der Confuciustag am 27sten des 8ten Monats.

Der Geburtstag des Confucius am 4ten des 11ten Monats.

Der Erfinder der Zimmermannskunst wird bloß von den Zimmerleuten am 4ten des 6ten Monats verehrt. Sein Bild wird in Procession von der Brüderschaft aus dem Hause des Ex-Intschu nach dem Tempel und von da in das Haus des neuen Vorstandes getragen, wo es zwölf Monate bleibt. Mehrere Abende hindurch wird das Publicum mit einem Wayang regalirt, welchen die Zimmerleute bezahlen. Beim letzten Jahrestag war eine vortreffliche Schauspielergesellschaft da, und wurde auf drei Abende für je 120 Dollars engagirt. Das chinesische Tigerspiel erinnert mich an die Art, wie der Gamin oder Jawi Pukan von Pinang (eine Mischlingsrace von einem Kling oder Bengalen und dem Malayen) dieses Thier vorstellt. Am Mohorumfest ziehen mehrere solche Burschе herum, wie Tiger angestrichen, einen Schwanz hinten eingesteckt und mit einer Kette um den Leib, welche von andern gehalten wird, die als Tigerführer figuriren. Sie sind in der Regel muskelkräftige, gutgewachsene Gesellen und ahmen die Bewegungen einer wilden Bestie vortrefflich nach. Sie treiben die Aehnlichkeit so weit, und steigern sich selbst u einer solchen Aufregung daß sie, wenn man ihnen ein lebendiges Zicklein zuwirft, das arme Thierchen in Stücke zerreißen und ihm das Blut aussaugen. Es gibt Familien, welche den Spitznamen Tiger führen. Das Kind wird, sobald es kräftig genug ist die Anstrengung auszuhalten, von seinem Vater unterwiesen das Thier vorzustellen. Diese Leute ziehen in Stadt und Land umher, bringen viel Geld zusammen und haben Erlaubniß alle Eßwaaren wegzunehmen, die auf der Straße entlang zum Verkauf ausgesetzt sind. Ich habe einen Tiger in einer ganz kurzen Straße, durch die er ging, eine große Menge von Kokosnüssen, Zuckerrohren, Kuchen und süßen Speisen zusammenraffen gesehen. Am letzten Mohorumtag entfaltete ein Tiger seine Geschicklichkeit vor der bewundernden Menge in der Nähe des Datu Gramat; er hatte bereits mehrere Artikel aus verschiedenen Buden entwendet, und stand eben im Begriff eine Kokosnuß von der Bude eines jungen Malayen zu holen, der offenbar ein ungeschliffener Bursche aus der Provinz war und den Scherz nicht verstand oder nicht verstehen wollte; Meister Tiger legte seine Tatze auf die Nuß und wollte sie eben herabrollen, als er durch ein ominöses Kopfschütteln überrascht wurde. Dieses und der Anblick eines dicken Stockes, welchen der Malaye unter dem Arm trug, machte das königliche Thier etwas verblüfft. Es versuchte das Ding mehreremale, ließ sich aber immer wieder durch dasselbe finstere Kopfschütteln abschrecken. Der Malaye sprach kein Wort, aber man konnte sein Auge nicht mißdeuten, es schien zu sagen: „versuchs einmal, mein guter Junge, dann sollst du die Wucht dieses Stockes zu fühlen bekommen.“ Am Ende schlich sich der Tiger, der keine Lust hatte seine Kraft an dem störrigen Gesellen vor ihm zu messen, wohlweislich und unter schallendem Gelächter der ganzen Menge nach der nächsten Bude, wo ein freundlicherer Verkäufer saß.

(Schluß folgt.)

Nachforschungen und Entdeckungen in Assyrien.

Der letzte Jahresbericht der Londoner asiatischen Gesellschaft enthält folgende interessante Schilderung, welche zugleich eine Uebersicht der vom Obersten Rawlinson in diesem Zweige der archäologischen Forschung gemachten Fortschritte gewährt:

„Die neueste und in historischer wie in geographischer Hinsicht wichtigste Entdeckung ist die eines zweiten Obelisken im südöstlichen Winkel des großen Nimrod-Hügels. Derselbe ist von Schamasphul, dem Sohne Schalawharas oder Schalamchara's, errichtet, von welchem der ähnliche und wohl bekannte Obelisk im brittischen Museum herrührt. Dieser Obelisk ist nach der Beschreibung 6 Fuß 9 Zoll hoch, bei 9 Fuß ins Geviert. Er besteht aus sehr schönem Kalkstein, seine Spitze ist abgerundet. Auf der einen Seite ist „innerhalb eines gewölbten Rahmens“ ein König mit den assyrischen Symbolen über dem Haupte und dem Kreuze, ähnlich dem Malteserkreuze auf der Brust, in kühnen Umrissen dargestellt. Der Form nach ist dieser Obelisk unregelmäßiger und ungeschlachter als derjenige welchen wir besitzen. Auf den drei andern Seiten desselben findet sich eine Inschrift, von welcher dem Obersten Rawlinson nach Bagdad Abgüsse gesandt wurden. Diese Inschrift ist im hieratischen assyrischen Charakter, wovon sich auf Lord Aberdeens schwarzem Stein in London ein Muster befindet. Doch weicht das Alphabet

von dem gewöhnlichen aſſyriſchen Charakter in einigen Punkten ab, und es bedurfte einiges Studiums, ehe es fließend geleſen werden konnte. Indeß iſt der Unterſchied nicht größer als etwa der zwiſchen einigen von den Zierformen, z. B. dem was wir Alt-Engliſch oder black letter (Gothiſch) nennen, und den gewöhnlichen Typen unſrer gedruckten Bücher. Der Obelisk ſtammt beiläufig aus dem Anfang des achten Jahrhunderts vor Chriſtus, die Inſchrift iſt in vier Columnen abgetheilt und enthält 225 Zeilen. Sie beginnt mit der üblichen Anrufung der Götter Aſſyriens und berichtet dann in folgenden Worten über eine von dem ältern Bruder Schamasphuls angeſtiftete Familienrevolution: „Aſchur-dar-pal erregte eine Empörung gegen ſeinen Vater, Schalamhar. Als mein älterer Bruder war er Schirmvogt des ganzen Landes (?), aber er ſtürzte es in Empörung und rüſtete zur Schlacht. Die Männer von Ober- und Unter-Aſſyrien zog er an ſich und ernannte Führer, die Städte zu befehligen und die Einwohner in die Schlacht zu führen, um für ihn zu kämpfen.“ Dann folgt ein Verzeichniß von 27 meiſtens unbekannten Städten, doch ſind die Schlußnamen wohl bekannt. Die Inſchrift fährt fort: „dieſe 27 feſten Plätze empörten ſich gegen Schalamhar, meinen Vater, und hingen Aſchur-dan-pal an. Mit Hülfe der großen Götter beugte ich ſie alle unter mein Joch.“ Dann folgt die Beſchreibung der Kriege des Königs. In ſeinem erſten Jahre fällt er in Nahiri (Naharaina) ein und ſetzt die Gränzen des eigentlichen Aſſyriens feſt. Im zweiten Jahre entſendet er ſeinen Feldherrn, Mulil-Aſchur, gegen Nahiri, und dieſer Befehlshaber dehnt ſeine Expedition bis an den See der untergehenden Sonne (entweder das ſchwarze oder das mittelländiſche Meer) aus. Sein bedeutendſter Gegner iſt Khurſina, der Sohn Miſdiano's, und in dieſem Feldzug werden viele Städte genommen, Feinde erſchlagen und Beute weggeführt. Im dritten Jahre überſchreitet der König den Zab und dringt durch Iſibar nach Nahiri. Er empfängt den Tribut Dadiya's und anderer.

Zu dieſer Stelle bemerkt der Oberſt: „ich bin jetzt der Anſicht, daß Bartſu Perſien nicht ſeyn kann. Bartſu iſt offenbar ein Theil von Armenien, da es ſowohl auf dieſem neuen als auf dem alten Obelisken mit Minni oder dem Ararat in Verbindung gebracht iſt.“ Die Inſchrift zählt ſodann den geforderten Tribut ausführlich auf, berichtet die Zerſtörung und Plünderung Miliras (?) und beſchreibt den Feldzug in dieſem gebirgigen Lande. Der König dringt auf ſeinem Triumphzuge bis Zurrupunda vor und empfängt den Tribut mehrerer Könige, deren Namen zweifelhaft ſind. Der Feldzug in Zurrupunda wird ausführlich beſchrieben. Ein König Namens Periſchat wird in die Knechtſchaft abgeführt und die gewöhnliche Plünderung erfolgt. Der Eroberer empfängt den Tribut der Stadt Iſibara und errichtet daſelbſt einen Denkſtein, auf welchem er die Geſetze und Verordnungen Aſchurs und die von ſeinen Soldaten bei der Eroberung Nahiris ausgeführten Waffenthaten inſchriftlich verzeichnet. Von da zieht er nach Mata (Medien) und beſchreibt den Feldzug in dieſem Lande. Die Hauptſtadt heißt Nabit. Hierauf greift er Schirſuarta, den Häuptling der Arazias, an, ſchildert ſeinen Sieg und die Unterwerfung, den Tribut u. ſ. f. ſeines Gegners. Dann folgt ein Verzeichniß der Tributpflichtigen, die ſich unterwarfen. Daſſelbe enthält 26 Namen von Häuptlingen und ihren Städten. Sie ſtehen ſämmtlich mit Scutira (?) und Artaziari, dem Könige von Nahiri, in näherer oder fernerer Verbindung. Alle dieſe Namen ſind neu und viele davon ſchwer zu leſen, doch werden ſie in etymologiſcher Beziehung von Nutzen ſeyn. Der königliche Bericht gibt ſodann eine Aufzählung des erhobenen Tributs und beſagt, daß der König durch die Gnade der Götter das Joch Aſſyriens allen Ländern auflegte, die ſich von dem Gebirgsbezirk Iſiba bis zum See der untergehenden Sonne erſtreckten, das heißt ganz Kleinaſien und der Tauruskette. Die Annalen fahren dann fort wie folgt: „In meinem vierten Jahre, im Monat Si (?) am 15ten Tage brach ich gegen das Land Babylonien auf. Ich überſchritt den Zab; am Saum der Berge tödtete ich drei wilde Stiere. Ich verheerte das Land Epitſch und nahm den Tempel der Stadt am Fluſſe Turnat“, welchen Oberſt Rawlinſon für den obern Nahrwann hält. „Die Furcht meiner Götter, Aſſchurs und der Sonne, kam über das Volk des Landes und ſie unterwarfen ſich meiner Gewalt. Die Männer des Landes ſchlug ich nieder und übergab ihr Eigenthum und ihre Güter meinem eigenen Volke. Ich überſchritt den Turnab auf einer Brücke (oder an einer Furth). Die Stadt Tikne und 200 Städte in der Nachbarſchaft zerſtörte ich und verwüſtete und verbrannte ſie mit Feuer. Ich verheerte das Land Yahrwann und griff die Stadt Dibhina an. Die Furcht Aſſchur's kam über das Volk und ſie unterwarfen ſich.“

Weitere Details folgen alle in demſelben Styl, bis der König wirklich in Akkidim einzieht. „Da, fügt er hinzu, fürchtete ſich das Volk vor dem Zorn meiner ſiegreichen Truppen und vor der Gewalt meines Heeres, deſſen Eroberungen unaufhaltſam waren, und ſie begaben ſich nach der Stadt —, welche ihre Hauptſtadt und an dem Fluſſe Surabbi, deſſen Waſſer für ein Heer unüberſchreitbar waren, gelegen war und um welche Stadt 447 abhängige Städte ſtanden. Dieſe Stadt nahm ich mit Sturm und erſchlug 18,000 von der Beſatzung. Ihr Blut floß wie die Waſſer der Ströme, welche ihre Stadt umgaben; 3000 von den Einwohnern nahm ich gefangen. Die Schätze oder die Waffen der Beſatzung, zahlreich wie Regentropfen, gab ich meinen Truppen Preis. Die Stadt zerſtörte ich und verwüſtete ſie und verbrannte ſie mit Feuer. Der Merodach . . . begab ſich zu ſeiner Armee; er ſammelte die Chaldäer, die Elamiten, die Minni und die Aramäer — zahlloſe Streitkräfte — und kam mir zur Schlacht entgegen. Am Fluſſe Dab, unterhalb der Stadt (wie oben), focht ich mit ſeinem Heere und ihren Bundesgenoſſen und ſchlug ſie; 5000 von den Streitern erſchlug ich, 2000 nahm ich gefangen, 1000 Wagen, 2000 Zelte, das Königszelt und die königliche Fahne und das ganze Lager machte ich zur Beute.“ Hier bricht die Inſchrift plötzlich ab.

Nach dieſer eingeſtändlich flüchtigen Skizze der Annalen Schamasphuls, geht Oberſt Rawlinſon auf einige Punkte der Geographie Aſſyriens, in jener frühen Periode ein. Die Flüſſe Surab und Dab hält er für den Sura und Zab der Araber, den linken Arm des Euphrats, der ſich bei Babylon theilt. Früher hatte er den Surab für den Kulba gehalten, aber er glaubt daß Schamasphul ohne weit mehr Widerſtand als in den Annalen aufgezählt iſt nicht ſo weit hätte vordringen können. Er bemerkt auch, daß Akkidim hier wie auf dem älteren Obelisken von Babylonien in ſeiner Ausdehnung nach Norden bis zur aſſyriſchen Gränze gebraucht iſt, während dieſer Namen in ſpäterer Zeit bloß für das Unterland gebraucht wurde.

Der Oberſt erwähnt zugleich, daß er den Fluß bis Baſſorah hinabgefahren iſt, wo er mehrere Kiſten für das britiſche Muſeum und den Kryſtallpalaſt mit der Dampffregatte Akbar einſchiffte, die zu dem Ende von Bombay heraufgeſandt worden war. Demgemäß können wir dieſe werthvollen Ueberreſte in einigen Monaten erwarten.

Die Ausgrabungen des Hrn. Taylor zu Umgheir haben den architektoniſchen Plan der babyloniſchen und chaldäiſchen Tempel zur Genüge nachgewieſen, und dargethan daß ſie Stockwerk über Stockwerk mit einem einzelnen Gemach auf der Spitze, als dem Adytum — ſohin in genauer Uebereinſtimmung mit der von Herodot gegebenen Beſchreibung des Jupiter-Belus-Tempels von 1181 — gebaut waren. Die Forſchungen des Hrn. Taylor haben auch fünf mit Inſchriften bedeckte Cylinder zu Tage gefördert, wie nicht minder eine große Zahl Backſteine mit Namen von Königen, welche auf den früher entdeckten Monumenten nicht vorkommen. Nach dieſen Ueberbleibſeln hat Oberſt Rawlinſon Verzeichniſſe von Namen heimgeſchickt, von denen einige verſchiedenen Fürſten, welche vor Gründung des aſſyriſchen Reiches über die Ebenen von Meſopotamien geherrſcht haben müſſen, und andere unter der Autorität des oberſten Herrſchers ſtehenden Gouverneuren der Provinzen des Landes angehört haben. Durch die Entdeckung eines Documentes eines der früheren Könige, deſſen Namen gleich dem des den Hebräern bekannten ſpäteren aſſyriſchen Königs Tiglath-Pileſer geleſen wird, hat die aſſyriſche Chronologie einen werthvollen Zuwachs erhalten. Tiglath-Pileſer der Erſte regierte 418 Jahre vor der Regierung Sennacheribs, wie durch eine Stelle in einer Inſchrift nachgewieſen iſt, wovon Hrn. Layard dem Dr. Hinoks eine Abſchrift mitgetheilt und welche dieſer überſetzt hatte. Derſelbe Gelehrte nun fand im britiſchen Muſeum ſpäter einen Cylinder Tiglath-Pileſers, der über den Bau eines Tempels von früherem Datum, von welchem letzteren er zur Genüge nachwies, daß es 1750 oder 1840 v. Chr. entſpreche, berichtet. Dieſe Entdeckung wurde im Julius veröffentlicht, und es gereicht zur Befriedigung, daß Oberſt Rawlinſon dieſelbe vollkommen beſtätigt, indem er ſeitdem ein Duplicat dieſes Cylinders entdeckte, welches beſſer erhalten iſt, und zeigt daß das frühere Datum — oder 1840 v. Chr. — das richtige iſt. Der Brief des Oberſten welcher dieſes mittheilt, wurde in einer Verſammlung vom 4 März d. J. verleſen.

Aus ſpäter eingetroffenen Briefen dieſes Herrn erfahren wir, daß er den Namen Semiramis auf einer in den Ruinen des Nimrod-Palaſtes ausgegrabenen Bildſäule des Gottes Nebo geleſen hat. Semiramis ſcheint, nach einer Inſchrift auf dieſer Bildſäule, wirklich die Gemahlin Puls, Königs von Aſſyrien, geweſen zu ſeyn, desſelben, der im Buch der Könige erwähnt und ein Zeitgenoſſe Menahenis, Königs von Iſrael, geweſen iſt. Hiernach würde Semiramis 150 Jahre vor Nebuchadnezzar fallen, was die von Herodot erwähnte Sage, daß dieſe Königin der Nitocris um fünf Generationen, gleich 150 Jahren vorherging, merkwürdiger Weiſe beſtätigen würde. Der Oberſt bemerkt, daß die Bauten, welche Herodot der Nitocris zuſchreibt, gewiß von Nebuchadnezzar aufgeführt wurden, wie Bereſſus richtig bezeugt und die „babyloniſchen Keilſchrift-Annalen“ angeben. Demgemäß ſtellt er auch die Vermuthung auf, daß Nitocris die Gemahlin Nebuchadnezzars war.

Amerikaniſche Original-Literatur.

Die „Types of Mankind“ von S. G. Morton.

Kaum gibt es Intereſſanteres auf dem Gebiete der Literatur, als die Zeichen einer Rückkehr zur Schule geregelter Wiſſenſchaftlichkeit von Seiten einer der Civiliſationsſchule entlaufenen und derſelben ſeither trotzig gegenüber geſtandenen Schülerſchaar; ich meine die der Angloamerikaner. Nachdem ſie ſich lange gegen Anlegung des Gewandes wiſſenſchaftlicher Disciplin geſträubt, faugen ſie immer ſichtlicher an demſelben entgegenzukommen. Und auffallenderweiſe iſt es das Streben auf dem Gebiete der Naturforſchung, welches die erſten Annäherungsverſuche veranlaßt. In Samuel George Mortons „Types of Mankind“ tritt uns ein ſchöner und lobenswerther Verſuch zur Beſchreitung der wiſſenſchaftlichen Unterſuchungsbahn entgegen. Morton war Doctor der Medicin und Präſident der Akademie der Naturwiſſenſchaften zu Philadelphia, und ein Kreis von ihm gezogener Schüler nannte ihn „Vater der Ethnologie in Amerika“ und zwei von ihnen, Dr. med. J. C. Nott und Geo. R. Glidden ſetzten ihm durch die „Types of Mankind“ ein ſchönes Denkmal der Anerkennung. Es ſind, wie der ausführlichere Titel erklärt: „ethnologiſche Unterſuchungen, begründet auf die alten Denkmäler, Gemälde, Sculpturen und Schädel von Racen, ſo wie auf deren natürliche, geographiſche, philologiſche und bibliſche Geſchichte.“ Hinzugeſetzt muß werden, daß der 738 große Octavſeiten ſtarke Band außer einer ganzen Reihenfolge von Aufſätzen Mortons, die zum Theil bereits einzeln gedruckt erſchienen, zum Theil aber im Nachlaſſe als mehrfach unvollendete gebliebene Manuſcripte vorgefunden wurden, noch Beiträge von Profeſſor L. Agaſſiz, Dr. med. W. Uſher und Profeſſor H. S. Patterſon enthält.

Das in dieſem Werke deutlich hervortretende Beſtreben von der Bahn des Dilettantismus in die wiſſenſchaftlicher Forſchung überzugehen, iſt es aber nicht allein, was deſſen Erſcheinen ſo überaus wichtig und intereſſant macht, vielmehr treten noch andere höchſt bemerkenswerthe Umſtände hinzu.

Vor allem muß die Tendenz des Werkes hervorgehoben werden, welche als eine der herrſchenden orthodoxen und wörtlichen Bibelgläubigkeit entgegenſtehende erſcheint. Morton, ſelbſt in der ſtrengſten Bibelgläubigkeit erzogen, und zu den Medicinern Amerika's gehörend, die „daheim“ gebildet wurden, der alſo nicht etwa auf irgend einer ketzeriſchen Univerſität Deutſchlands das Gift der Wiſſenſchaftlichkeit eingeſogen hatte, Morton kam auf dem Wege der „Selfmade men“, durch ſeinen Wiſſensdrang zur wiſſenſchaftlichen Forſchung und von dieſer zum Aufgeben ſeiner eigenen Bibelgläubigkeit in Bezug auf den Haupt-, Glaubens- und Streitpunkt der Einheit des Menſchengeſchlechts durch Abſtimmung von einem Menſchenpaar.

Wer einen Begriff davon hat, was es heißt ſich nur als Individuum durch eigenes Streben von den Feſſeln des unter den Engliſchredenden herrſchenden orthodoxen Kirchen- und Bibelglaubens zu befreien und dieß öffentlich der Geſellſchaft in Wort und Schrift zu bekennen, der wird demnächſt Mortons Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Es hat aber von jeher unter den Engliſchredenden einzelne Strebſame gegeben, die — trotz dem in der engliſchen Sprache liegenden Hemmniß — mehr oder minder weit durch die orthodoxe

Glaubensbarriere drangen; dagegen laſſen ſich nur wenige Spuren einer Nachfolge aus der Geſellſchaft entdecken. Der Erfolg von Mortons Werk erſcheint als überraſchendes Beiſpiel ſolcher Nachfolge obendrein unter erſchwerenden Umſtänden!

Wir haben nämlich in der gegenwärtigen Großoctavausgabe nicht das erſte Erſcheinen des Mortonſchen Werkes vor uns, ſondern ſchon ein zweites minder koſtbares Arrangement, nachdem die erſte Prachtausgabe durch vermehrtes Verlangen von Abnehmern vergriffen war, veranſtaltet. Und dieſes Verlangen des angloamerikaniſchen Publicums iſt offenbar eine der intereſſanteſten Thatſachen für jeden nicht allzu flüchtigen Beobachter der Engliſchredenten, welche dem wiſſenſchaftlichen Fortſchritt einen merkwürdig zähen Conſervatismus entgegen ſetzen.

Das Erfreulichſte hierbei iſt aber jenes ſchon erwähnte Einlenken in die Bahn wiſſenſchaftlicher Forſchung, ohne welches wir bei der vorherrſchenden Neigung unter den Engliſchen zum Excentriſchen kein gedeihliches Vorwärtskommen, ſondern nur wildes Schwanken von einem Extrem zum andern zu gewärtigen haben würden. Wenn die Engliſchen ihren Hang zur ungezügelten Willkür und zur Extrembewegung aufgeben, beſonders auf der Bahn zur Erkenntniß, ſo ſind von dieſer Seite ſchöne Errungenſchaften zu gewärtigen, denn es liegen herrliche Fähigkeiten in dieſer Nationalität vor.

An dieſem Orte kann von keiner ausführlichen Darlegung des Inhalts der „Types of mankind" die Rede ſeyn, noch von einer kritiſcher Beſprechung desſelben; es genügt auf die Titel der Abſchnitte hinzuweiſen.

Nach einem Vorworte von Gliddon und Nott folgt ein Memoir von Patterſon über das Leben und die wiſſenſchaftlichen Arbeiten Mortons. Hierauf kömmt eine Skizze von Agaſſiz über die natürlichen Gebiete der animaliſchen Welt und deren Verwandtſchaft zu den verſchiedenen Typen des Menſchen. Dann bringt Nott eine Einleitung zu den „Typen des Menſchengeſchlechts."

Der erſte Theil des eigentlichen Werkes iſt in 13 Capitel eingetheilt folgenden Inhalts: I. Geographiſche Vertheilung der Thiere und Menſchenracen; II. Allgemeine Bemerkungen über die Typen des Menſchengeſchlechts; III. Specifiſche Typen, — kaukaſiſche; IV. Phyſikaliſche Geſchichte der Juden; V. Die kaukaſiſchen Typen enthalten in den ägyptiſchen Monumenten; VI. Afrikaniſche Typen; VII. Aegypten und die Aegypter; VIII. Neger-Typen; IX. Amerikaniſche und andere Typen, urſprüngliche Racen von Amerika; X. Auszüge aus Mortons ungedruckten Manuſcripten; XI. Geologie und Paläontologie im Zuſammenhange mit menſchlichen Anfängen von Uſher; XII. Baſtarde der Thiere, betrachtet im Zuſammenhange mit der Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechts von Nott; XIII. Comparative Anatomie der Racen von Nott.

Der zweite Theil des Werkes enthält in mehrern Abſchnitten zweier Capitel Zergliederungen des zehnten Capitels der Geneſis und der bibliſchen Ethnographie.

Ein dritter Theil iſt als Supplement von Gliddon beigegeben und enthält eine archäologiſche Einleitung zu eben dieſem Capitel der Geneſis ſo wie eine Chronologie des Menſchengeſchlechts.

Das Werk enthält an 360 Holzſchnitte neben mehrern lithographirten Tafeln, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß namentlich die erſtern durchweg nur als Zuckerbrod fürs größere Publicum zu betrachten ſind. Haben nicht gar manche weit anſpruchsvoller auftretende Werke in der alten Welt eben auch nur dieſen Zuſchnitt der Bilderbücher für große Kinder?

Wenn ich mir noch erlauben darf einige Worte im Allgemeinen über das Mortonſche Werk hinzuzufügen, ſo muß deſſen etwas flüchtige Auffaſſung der Dinge — falls wiſſenſchaftliche Behandlungsweiſe des Gegenſtandes feſtgehalten werden ſoll — hervorgehoben werden. Wir begegnen keineswegs der ethnologiſchen und ethnographiſchen Meiſterſchaft, ſondern etwas Darunterſtehenden, das noch an Dilettantismus gränzt. Dafür iſt es aber auch ein erſtes Anzeichen, eine Morgenröthe, die den ſchönen Tag verſpricht und welche wir deßhalb froh zu bewillkommnen haben.

E. P.

Ein Schiffshügel geöffnet auf der Nordweſtküſte Norwegens.

(Von Dr. Clement.)

Die ſkandinaviſchen Häuptlinge und Seeräuber oder Buchtenlaurer (denn das heißt Wikinger — von Wik d. i. Bucht — in welchem Worte die Buchſtaben „king" nichts mit dem engliſchen king (König) zu thun haben, in Verbindung mit welchem man Wikinger fälſchlich Seekönige überſetzt hat) pflegten ſich nach alter heidniſcher Weiſe — ganz im Gegenſatze zu der heidniſch germaniſchen Leichenbeſtattungsart, dem Todtenbrande und der Beiſetzung der Aſche in Urnen unter einem größeren oder kleineren Erdhügel — gemeiniglich in einem Seefahrzeuge liegend oder ſitzend unter einem Hügel von Erde oder Steinen und zwar ſehr häufig in der unmittelbaren Nähe des Seeſtrandes oder einer Seebucht zu begraben. Dieſe Art Begräbniß finden wir bei der ſkandinaviſchen Menſchheit noch nach Olaf Bryggveſons Zeit, welcher Norwegen durch unerhörte Grauſamkeiten und Greuelthaten vom Heidenthum losriß. Bei Snorre Sturleſon in ſeiner Heimskringla kommen mehrere Stellen vor, wo das Begraben ohne Verbrennen der Leiche unter einem aufgeworfenen Todtenhügel, und unter dieſen Stellen auch ſolche, wo die Beiſetzung unter einem Schiffshügel erwähnt wird. Alles Volk, das bei der Beſtattung zugegen war, half Erde zum Hügel aufhäufen, und war es ein Steinhügel, den man auf Isländiſch hreyr nannte und den man noch jetzt auf Galiſch cairn nennt, ſo warf jeder Steine auf, und jeder, der hernach vorüber ging, warf einen Stein hinzu. Ich will hier einige Stellen aus der Heimskringla anführen, welche geeignet ſind, ein helles Licht auf dieſe ſkandinaviſche Sitte des Heidenthums zu werfen. Eyſtein, der Fürſt von Raumarik und Weſtfold in Norwegen, ward auf ſeinem Kriegszuge zur See nach Wärne am Ruder ſitzend über Bord geſchlagen. Seine Leute fiſchten die Leiche aus dem Waſſer, brachten ſie nach Borro hinein und warfen einen Hügel darüber auf an der See am Wadle. Der Skalde Thiedolf ſagt: „Nun liegt der gaſtfreie Mann unter den Steinen am äußerſten Geſtade, wo der eiskalte

Wadleſtrom in das Meer fällt.“ Harald Hellhaars Sohn Björn Statthalter von Weſtfold, der Kaufmann genannt und meiſtens zu Tunsberg wohnend, ward bei einem Trinkgelag zu Säheim durch ſeinen Bruder Erich Blutaxt umgebracht. Björn, ſagt Snorro, liegt in Fahrmanns Hügel auf Säm (Säheim) begraben. König Harald Hellhaar iſt im Hügel auf Hauge am Karmtſund begraben (**heygdr á Haugum**), ſagt Snorro weiter. In Haugeſund ſteht nun die Kirche. Bei dem Kirchhofe derſelben gegen Nordweſt iſt König Harald Hellhaars Todtenhügel (**haugr**). Weſtlich von der Kirche liegt König Haralds Leichenſtein, der über ſeiner Leiche im Hügel lag. In der Mitte des Hügels war König Haralds Leiche. An der Kopfſeite war nämlich ein Stein geſetzt, ein anderer zu den Füßen und flache Steine obenauf, aber zu beiden Seiten herum waren Steine aufgemauert. Die Steine ſtehen jetzt auf dem Kirchhofe, die zuvor in dem Hügel waren. Egill Wollhemd (Ullſerk), König Hakons Mann, fiel in der Schlacht bei Fradarberg gegen Erich Blutaxts Söhne. Er ward mit den andern Gefallenen von Norwegen in ein Schiff gelegt und Erde und Kieſelgeſtein ringsum darüber aufgeworfen auf dem Kampfplatze. Hohe Denkſteine ſtehen bei Egill Ullſerks Hügel (**háver bautasteinar standa hiá haugi Egils Ullserks**). — Als König Hakon an ſeiner Wunde geſtorben war, die er in dem fürchterlichen Kampf auf Stord in Hördaland erhalten hatte, wo die Pfeile und andere Geſchoſſe ſo dicht wie Schneegeſtöber flogen, da brachten ſeine Freunde ſeine Leiche nach Säheim in Nordhor-Jaland, warfen dort einen großen Hügel auf und legten den König in ſeiner ganzen Rüſtung und mit dem beſten Schmuck angethan, hinein. Darauf hielten ſie Reden an ſeinem Grabe, wie es heidniſche Männerſitte war, und wieſen ihn dann nach Walhalla (**Mällto their sva fyrir grepti hans, sem heidinna manna var sidr til, oc visodo honom til Valhallar**). — König Tryggve ward verrätheriſch ermordet. Er liegt an der Stelle begraben, die man Tryggves Steinhügel nennt. — Eiſenbart liegt in Barthügel zu Auſtratt begraben (**Jarnskeggia liggr í Skeggiahaugi á Austratt**). — Zu Horten bei Chriſtiania ward unlängſt ein Schiffshügel geöffnet, in welchem man ein großes Fahrzeug mit den Gerippen eines Mannes, eines Pferdes und eines Hundes entdeckte. Das war im Süden des norwegiſchen Landes. Ein eben ſo intereſſanter Fund iſt dieſen Sommer auf der Nordſeite Norwegens gemacht worden, nämlich auf Hof, dem Eiland Dönö in Helgeland (einſt Halogeland genannt) gerade gegenüber. Bei Ausgrabung des zuletzt erwähnten Schiffshügels auf Hof fand man ein Fahrzeug und im Hinterſtewen desſelben das Gerip eines ſitzenden Mannes mit dem Angeſicht S. W.-wärts auf das Meer hinaus gewendet. So wird aus Tromſö in Finnmarken vom 5 Auguſt d. J. gemeldet. In der Ober- und Unterkinnlade des Gerips ſaßen noch die Zähne feſt. Es fand ſich darinnen ein vollſtändiger Helm von Eiſen, welcher mit großer Vorſicht herausgenommen und der Luft ausgeſetzt ward, um Zuſammenhangsſtärke zu gewinnen, da ſolche in alten Gräbern gefundene Sachen, wenn man plötzlich hart damit umgeht, in Stücke und Bröcklein zerfallen; aber ein wilder Knabe kam von ungefähr dazu und zertrümmerte mit ſeinen Füßen das werthvolle Kleinod. Auch ward der Buckel und mehrere andere Stücke von einem runden eiſernen Schilde nebſt einem Stumpfen von einem eiſernen Schwerte gefunden. Weiter hin im Schiffsraum, merkwürdig genug, ſtand ein meſſingener Keſſel mit verbrannten Knochen darin, und dieſe Knochenaſche ruhte auf einem nach dem Boden des Keſſels rund zugeſchnittenen Stück dicken braunen Filzes. Hier iſt das Brennalter und das Hügelalter zuſammen vereint, ruft der ſkandinaviſche Alterthumsgrübler aus, denn es iſt wohl unzweifelhaft daß der Mann am Hinterſtewen der iſt, für welchen der Hügel aufgeworfen ward; und man wird kaum behaupten dürfen, daß der Aſchenkeſſel ſpäter in den Hügel mit dem eiſenbewaffneten Krieger darin eingeſetzt worden, da man das Brennalter für älter anſieht als das eiſerne Hügelalter — während bei unſern Germanen die richtige Anſicht die ſeyn wird, daß das Brenn- und Hügelalter bei den Frieſen z. B. gleich alt ſind, in die weiteſte Urzeit zurückgehen und bei den Nordfrieſen bis ins 12te und 13te chriſtliche Jahrhundert hinein gedauert haben. In den frieſiſchen Todtenhügeln finden ſich Steinwerkzeuge und eiſerne und bronzene Sachen, nebſt Urnen mit verbrannten Menſchenknochen bei einander. Gegen die Außenſeite des fraglichen Hügels hin fand ſich ein weibliches Gerip, ebenfalls in ſitzender Stellung. Von Schmuckſachen wurden 3 Fibulä von Bronze gefunden, die zum Theil mit Silberplatten belegt waren, außerdem eine von jenen bekannten Figuren aus gebranntem Thon oder Lehm, die ſo oft den zugeſchliffenen, auf einer Seite platten, oben halbgerundeten und mit einem Loch durchbohrten Steinen ganz ähnlich ſehen. Man hat dieſe Scheiben für Spindelſcheiben halten wollen, allein ihre häufig geringe Größe macht die Conjectur höchſt unwahrſcheinlich. Auch eine dünne 8 Zoll lange und ganz zugeſpitzte Spindel von Bronce mit einem Ring durch das obere Ende lag neben dem weiblichen Gerip. Ferner entdeckte man in dieſem Hügel ein kleines krummes Meſſer von Eiſen, auf deſſen Blatt ein Streifen Wollenzeug von ſehr dickem Stoff feſt geroſtet ſaß, wovon jeder einzelne Faden deutlich und ſtark mit ſeiner von Roſt gebräunten weißen Farbe da lag. Die Sachen alle ſind an das Muſeum zu Bergen eingeſandt, um beſehen und abgezeichnet zu werden, aber der Eigner von Hof will ſie wieder zurück haben, um da wo ſie gefunden worden, aufbewahrt zu werden. Eine fable Sage von einem Häuptling auf Hof, der eine Tochter hatte und im Kampfe mit dem Dönhäuptling fiel, iſt vielleicht zu mager, um an dieſen Schiffshügel geknüpft werden zu können.

Cartagena de India und die Republik Neu-Granada.

Erinnerungen aus der Reiſe des königlich preußiſchen Geſchwaders.

(Vom Marine-Lieutenant R. Werner.)

Nicht früher als am dritten Junius 1853 langten wir, nachdem uns der aus der Bucht hervordrängende Strom und abwechſelnde Windſtillen noch mehrere Tage aufgehalten hatten, auf der Rhede von Cartagena an und gingen unweit der Stadt vor Anker; die letztere liegt ziemlich niedrig, unmittelbar am Strande und an einer Bay, die in ihrer pittoresken Erſcheinung viel Aehnlichkeit mit der von Rio de Janeiro beſitzt und durch eine ſehr ſchmale Landzunge gebildet wird, die ſich vom ſüdweſtlichen Ende der Stadt ungefähr zwei Meilen weit in ſüdlicher Richtung erſtreckt und nur durch zwei Oeffnungen unterbrochen wird. Die eine derſelben Boca Grande (große Mündung) wurde im Befreiungskriege von Bolivar durch Steine und verſenkte alte Schiffe unzugänglich gemacht, und nur die kleinere (boca chica) kann von Schiffen paſſirt werden, die nicht auf der Rhede bleiben, ſondern in die den Hafen bildende Bay gehen wollen. Mit Booten macht man jedoch nur bei ſchlechtem Wetter dieſen Umweg; ſonſt landet man von der See aus wie in Madeira, indem man ſich von der Brandung auf den Strand werfen läßt und dann das Boot ſelbſt hinaufzieht. Den Hintergrund der Stadt bildet ein allmählich aufſteigender und dann faſt im rechten Winkel ſteil abfallender ſchmaler Bergrücken, der überall dicht bewachſen und deſſen höchſte Spitze mit einem Kloſter La Popa gekrönt iſt.

Dieſer Berg dient den Seeleuten als Erkennungszeichen der wegen des heftigen Stromes leicht verfehlten Bay, und wir haben ihn auf ſechs Meilen Entfernung über den Horizont emporzutauchen ſehen, wo er zuerſt täuſchende Aehnlichkeit mit einem ſegelnden Schiffe beſaß. Von La Popa aus genießt man die reizendſte Ausſicht, die man ſich denken kann, und das niedrigere Land dehnt ſich mit ſeiner romantiſchen Abwechslung in unermeßlicher Ferne vor den Blicken des Beſchauers aus. Etwas weiter unten, aber höher als die Stadt liegen zwiſchen dem Gebüſche halbverſteckt die Ruinen einer alten Veſte aus der Zeit der Entdeckung Amerika's; und auch von dort aus bietet ſich dem Auge ein köſtliches Panorama. Die Stadt ſelbſt iſt eine Feſtung mit Mauern und Wällen umgeben; jedoch gehören auch dieſe einer längſt vergangenen Zeit an und würden den jetzigen Begriffen der Fortification wenig entſprechen. Eine graue verwitterte Farbe, das Emporſchießen der Vegetation aus allen Ecken, Ritzen und Winkeln der Mauern, ſowie hier und dort eine vom Zahn der Zeit ausgenagte Breſche zeigen ohnehin ſchon an, daß man auf dieſe Vertheidigungsmittel keinen beſondern Werth mehr legt; aber im Einklang mit dem Zuſtande aller übrigen Gebäude in der Stadt bekunden ſie den Rückſchritt und Verfall der zur Zeit der ſpaniſchen Herrſchaft in vollſter Blüthe ſtehenden Hafenſtadt. Tritt man durch die Feſtungsthore, ſo durchwandert man nur ſchmutzige, ungepflaſterte, zerfallene Straßen, kein auch nur einigermaßen anſtändig ausſehendes Gebäude erfreut das Auge und die in der ganzen Stadt herrſchende Oede läßt uns glauben, wir wandelten in den ausgegrabenen Ruinen Pompei's oder in den verlaſſenen Straßen von Memphis. Seit der Revolution iſt die Stadt von 35,000 Einwohnern auf 8000 Einwohner heruntergekommen, die meiſten der großen Gebäude werden nur von einer Familie bewohnt und ſehr häufig erblickt man ganz leer ſtehende große Wohnungen; daher die unheimliche Stille, die das melancholiſche Aeußere der Stadt noch erhöht. Das regſte Leben herrſcht in den Schaaren einer großen Hühnerart, die viel Aehnlichkeit mit den Kalekuten haben und in großer Menge über die Stadt verbreitet ſind. Wie die Hunde in Konſtantinopel, ſo reinigen ſie hier die Straßen von Unrath, der bei der Hitze ſehr bald die Luft verpeſten würde und erſetzen dadurch die Sanitätspolizei, deren Handhabung faſt von allen ſüdlichen Völkern aus unverzeihlicher Nachläſſigkeit ganz außer Acht gelaſſen wird. Weiße oder Europäer ſieht man in der Stadt äußerſt wenige; Neger und die verſchiedenen Miſchlingsracen machen den größten Theil der Bevölkerung aus. Die Straßen ſind im allgemeinen enge, und die Häuſer, ähnlich einigen unſerer alten deutſchen Städte, neigen ſich mit ihren obern Etagen ſo bedeutend gegen einander, daß man öfters faſt unter einem Gewölbe von Stockwerken ſpazieren geht, das nicht ſelten zur Laube wird, da auf den Portalen, Dächern und Balconen der meiſten Gebäude eine üppige Vegetation herrſcht, die nach abermals 50 Jahren bei dem Fortgange der jetzigen traurigen Zuſtände die ganze Stadt mit einem Blätterdache beſchatten wird.

Da unſer Aufenthalt nur kurz war, brachten wir zwei Tage am Lande zu und logirten in dem erſten Gaſthofe der Stadt, Hôtel California, in deſſen Beſitzer wir einen Landsmann fanden, den weiß Gott welches Schickſal in dieſen Winkel der Erde geſchleudert hatte. Ein Seemann macht bezüglich der Gaſthäuſer in gewiſſen überſeeiſchen Ländern wenig Anſprüche und ſomit befanden wir uns auch in dieſem ziemlich wohl, deſſen Wirth wohl nicht in Frankfurt a/M. Oberkellner geweſen ſeyn mochte. Die Nacht brachten wir auf improviſirten Betten und mit Benutzung des Bettlakens als Muskitonetz erträglich zu, und verwandten den frühen Morgen zu einem Spaziergange nach den Feſtungsruinen auf dem Berge, um die friſche Morgenluft einzuathmen und unſere Augen an der ſchönen Ausſicht zu weiden. Leider nahm mir die kurze Zeit unſeres Bleibens alle Gelegenheit, etwas näheres über die Sitten, den Charakter und die geſelligen Zuſtände der Bewohner von Cartagena in Erfahrung zu bringen, jedoch erhielt ich einige intereſſante Notizen über das ganze Land, und da dieſelben einmal aus ganz authentiſcher Quelle ſtammen und andrerſeits noch wenig bekannt ſeyn dürften, ſo mögen ſie hier Platz finden. Cartagena iſt eine der bedeutenderen Städte der Republik Neu-Granada und bildet zugleich eine Provinz der Letzteren. Die Gränzen der Republik ſind, von Norden nach Oſten herum gerechnet, das karaibiſche Meer, die Republik Venezuela, der Amazonen-Strom, Braſilien, die Republiken Ecuador, Chili und Coſta-Rica. Sie hat einen Flächengehalt von 24,666 Quadratmeilen, iſt in 37 Provinzen getheilt und hat nach dem letzten Cenſus 2,243,054 Einwohner. Unter dieſen ſind 450,000 Weiße, 421,000 civiliſirte und wilde Indianer, 80,000 Negern, 1,029,051 Meſtizen und Quarteronen, und 383,000 Mulatten und Zambos. Die Hauptſtadt des Landes iſt Santa-Fé de Bogota mit etwa 80,000 Einwohnern, die etwa 100 Meilen in das Innere des Landes hineinliegt. Das Klima des Landes iſt im allgemeinen geſund und

beſonders in Cartagena, welches das Montpellier für die an der Mosquitoküſte und in Weſtindien Erkrankten ſeyn ſoll. In einigen Theilen der Republik iſt es freilich auch wegen der beſtändigen Feuchtigkeit ungeſund. Hauptſächlich iſt dieß in den Theilen der Fall, die an der Küſte des ſtillen Oceans liegen, ſowie im Innern der Provinz Choco und Darien, wo der Regen nie aufhört, im Gegenſatze zu Peru, wo es nie regnet. Die Haupturſachen dieſer merkwürdigen Naturerſcheinung ſind wohl theils die Winde, theils die hohen Bergketten der Cordilleren, die beide Länder von einander trennen. Der zur Wiederherſtellung des Gleichgewichts aus dem kältern Süden nach dem Norden ziehende trockene Luftſtrom der beſtändig in Peru weht, nimmt alle feuchten Dünſte mit ſich fort und hindert deren Anſammlung und Niederſchlag als Regen im Lande; dagegen häuft er ſie auf den Spitzen der Cordilleren an und aus ihnen reſultirt der beſtändige Regen in den obengenannten Diſtricten. Andrerſeits verhindern aber auch dieſe hohen Gebirgszüge den freien Durchzug des feuchten mit Dünſten geſchwängerten Nordwindes nach Süden und daher die ewige Dürre in Peru. Die mittlere höchſte Temperatur in Neu-Granada beträgt 86°,6 Fahr., und die niedrigſte in den bewohnten Gegenden der Cordilleren 44°,6 F. Es gibt jedoch auch einige ſehr heiße Orte in Neu-Granada, und ſo z. B. ſteigt im Hafen von Ocaña das Thermometer im Schatten bis 104° F.

Die Vegetation des Landes iſt nach der mittleren Temperatur ſeiner einzelnen Theile, ſowie nach der geologiſchen Formation ſeiner Gebirge verſchieden. Nach den angeſtellten Beobachtungen findet man Baumwerk bis zu 11,040 F. engl.; die Vegetation hört auf bei 14,217 F., und die Gränze des ewigen Schnees beginnt mit 15,557 F. Palmen findet man vom Niveau des Meeres bis zur Höhe von 8531 F. Das Land iſt reich an Nutzholz und die Eingebornen fertigen aus einem einzigen Baumſtamme Canoes, die 16,000 Pfd. Zucker laden können. Oſficinelle Bäume und Pflanzen gibt es in Ueberfluß. Beſonders werden die Chinarinde und verſchiedene Balſame gewonnen; unter den letzteren der peruaniſche Balſam (miroxylum peruiferum, pubescens und toluifera). Außerdem gibt es viele wohlriechende Gummiarten und Harze neben den tropiſchen Fruchtbäumen, der Banane, der Cocospalme u. ſ. w. Unfruchtbare Strecken findet man im ganzen Lande nicht, wenn auch wegen der geologiſchen Formation die Vegetation in Pamplona, Parama de Betas und den Minen von Baja weniger üppig als in den andern Theilen des Landes iſt. Neu-Granada iſt auch reich an Mineralen. Man findet Gold, Silber, Platina, Kupfer, Blei, Eiſen, Queckſilber und Antimon von den metalliſchen, ſowie Kalk, Pottaſche, Soda, Magneſia und Alaun von den alkaliſchen Mineralien. Reiche Smaragdminen, Schwefel, Steinkohle und Aſphalt bietet der Bergbau ebenfalls. Die verſchiedenen Menſchenracen, welche das Land bewohnen, habe ich bereits oben angeführt und will nur noch einiges über die wilden Indianer im Innern der Republik hinzufügen. Die Zahl derſelben beträgt 120,000 und ſie gehören vielen verſchiedenen Stämmen an, unter denen die hauptſächlichſten die Meſayas, Coquetas, Choquees, Mocoas, Omaguas, Guaguas, Amarizanos, Guipanabis, Macacues, Guahibos und Andaquies im öſtlichen Theile der Republik, die Goajiros, Motilones, Guainetas und Coccinas in den Provinzen Riohacha, Upar und Santa Marta, ſowie die Darienes, Cunas und Chocoes an den Ufern des Atrato-Fluſſes und der Küſte von Darien ſind. Die meiſten derſelben ſind unbedeutende Horden, aber auf einen ſocialen Zuſtand gebracht. Einige Stämme haben jedoch ihre alten Sitten und Sprachen erhalten. Die Meſayas im Diſtricte Mocoa ſind Menſchenfreſſer und außerdem pflegen noch einige andere Stämme das Fleiſch ihrer Feinde zu eſſen. Allgemein geſprochen beſitzen ſie durchaus keinen religiöſen Glauben und kennen kaum die Exiſtenz eines höchſten Weſens, das ſie alle erſchaffen; ebenſo wenig wiſſen ſie etwas von Unterſcheidung des Guten und Böſen. Das letztere ſchreiben einige der Sonne und dem Monde zu. Ihre Ideen über die Unſterblichkeit der Seele ſind ſehr unvollſtändig; ſie glauben jedoch an eine Seelenwanderung und nehmen eine Verkörperung nach dem Tode an, mit Empfindung von Schmerz und Freude, ſowie mit Bedarf von Speiſe und Trank. Andere untergeordnete Ideen, die ſich bei einigen Stämmen vorfinden, entſpringen wohl aus Fragmenten religiöſer Dogmen, die ſie vor Zeiten von Miſſionären in ſich aufgenommen und nach ihrer Art und Weiſe ausgebildet haben.

Die Stämme, welche wie die Muiscas eine Zeitlang einer regulären Herrſchaft unterworfen waren, haben den herkömmlichen Glauben behalten. Ihr Herrſcher reſidirte in Tunja und hieß Saque; der erſte Prieſter reſidirte in Iraca und theilte mit dem Saque die Herrſchaft. Außerdem gab es noch untergeordnete Fürſten, wie der Lipa de Cundinamarca, der bedeutende Reichthümer beſaß und ein üppiges wollüſtiges Leben führte. Sue die Sonne und Chia der Mond wurden von ihnen angebetet, nicht weil ſie ſie als höchſte Weſen, ſondern als Repräſentanten derſelben anſahen. Wie der größte Theil der Stämme hatten ſie ihre Traditionen, und unter dieſen auch die von einer Sündfluth. Die Pubenanos und Coconucos waren, als man ſie ſpaniſcherſeits beſiegte, durch einen Kaziken Namens Payan, und die Paeces durch einen andern Namens Calambas beherrſcht. In der Sprache der Coconucos finden ſich die Worte Manche — Geiſt; Palaib — Himmel; Panzg — Teufel; Cuai — böſer Dämon; der Geiſt iſt nach ihren Begriffen das höchſte Weſen; ſie beſaßen einen Herrſcher, den ſie Pasgüen nannten, das ungefähr mit König gleichbedeutend iſt. Die Kaziken beherrſchten einen Theil der Völkerſchaften; unter ihnen ſtanden die Caſchu, die etwa Gouverneuren entſprachen, und mit dem Worte Carabis bezeichneten ſie die untern Autoritäten, die Richter u. ſ. w. Sie hatten eine gewiſſe ſociale Organiſation, und bei dem Einfalle der Spanier kämpften dieſe Völker im Bündniſſe mit den Paſto-Völkern gegen die Incas, die bis dahin, aber ohne Erfolg, ſie zu unterwerfen verſucht hatten. Sie bauten Mais, den ſie Bura nannten, und die Kartoffel, welche Papa hieß; ebenſo ullucus tuberosus, in ihrer Sprache ulluca. Von der Kartoffel gibt es in den Gebirgsgegenden von Paletara, wo dieſe Stämme wohnen, eine große Menge Varietäten, die alle ſehr ſchmackhaft ſind und dort cultivirt werden. Außerdem bauten ſie auch Fruchtbäume und zeigten daher einen gewiſſen Grad von Civiliſation. Sie zählten nur bis ſieben; die Zahlen acht, neun und zehn haben ſie aus dem Spaniſchen entnommen und bis auf den heutigen Tag beibehalten. Zum Ackerbau benutzten ſie ſteinerne Inſtrumente; als Mörtel zum Bauen gebrauchten ſie die Faſern der Cocosnuß, die ſie mit ein wenig Kalk vermiſchten; dieſen letztern gewannen ſie aus kohlenſaurem Kalk und nannten ihn Pie oder Mambi. Ein Wort in ihrer Sprache gibt es, das mit dem engliſchen gleich bedeutenden Ausdrucke auch faſt ganz gleichlautend iſt. Es iſt dieß indé, das wie das engliſche indeed „in der That“ heißt. Man hat auch in ihrem Lande die Spuren einer alten von Erde und Steinen erbauten Befeſtigung von rechtwinkliger Form aufgefunden, ſowie einen Zickzackweg; und man darf daher annehmen daß dieſe Nation, obwohl unabhängig von der Herrſchaft des Atahualpa, dennoch in gewiſſer Beziehung an der Civiliſation Peru's zur Zeit der Entdeckung Amerika's participirten.

Sie waren jene Indianer, die, um ſich von ihren ſiegenden Feinden zu befreien, alle ihre Saaten zerſtörten, um ſowohl Sieger als Beſiegte durch Nahrungsmangel umkommen zu laſſen. Dabei hofften ſie jedoch, da ihrer ſelbſt ſo viele ſeyen, daß einige übrig blieben und das Land wieder bevölkern würden. Dieſe heroiſche Handlung, die ihre Freiheitsliebe an den Tag legte, ſchrieb der damalige ſpaniſche Geſchichtſchreiber Herrera den Rathſchlägen des Teufels zu, der ſich dieſer heidniſchen Saaten habe bemächtigen wollen; ein Gedanke, der dem ſpaniſchen Fanatismus jener Zeit angemeſſen war, und dem man zugeſchrieben hat, daß der Jetztzeit ſo wenig über die früheren Einwohner des Continents von Columbien aufbewahrt iſt.

Die Coconucos glauben noch jetzt, obwohl man ſie halb civiliſirt nennen kann und ſie zum Chriſtenthume bekehrt ſind, an einen Genius des Guten und des Böſen, ein Ueberbleibſel ihrer alten Religion. Das Böſe ſchreiben ſie dem Puil zu, welches zugleich der Name des Mondes iſt, und dem Panzig, ſeinem Dämon. Das Gute erwarten ſie von Pulchs, was zugleich Sonne bedeutet. Sie unterſcheiden in ihrer Sprache die Fixſterne und Planeten; die erſteren nennen ſie Sil und die Planeten Silg oder Süll. Das Sternbild der Plejaden kennen ſie unter dem Namen Site-Silg. Für die andern Conſtellationen haben ſie jedoch keine Namen; den Monat nennen ſie Canapuil, was „ein Mond“ bedeutet. Die bisher erwähnten uncultivirten Völkerſchaften leben im allgemeinen in Polygamie, und einige derſelben, wie die Goajiros, in Bigamie; die eine Frau iſt für das Feld und den Krieg, während die andern für das Haus beſtimmt und der erſtern untergeordnet iſt. Die Stämme der Cunas, Darienen, Chocoes, Goajiros und Cocinas, die jetzt in nähere Verbindung mit civiliſirten Menſchen kommen, beginnen allmählich cultivirt zu werden, regeln ihre Herrſchaft und machen Geſetze. Unter den übrigen Horden gibt es gewöhnlich Gruppen oder unabhängige Familien, deren ſtärkſte und intelligenteſte die übrigen beherrſchen, ihre Kriege, ihre Jagden und ſelbſt ihren Fiſchfang beſtimmen. Der Flächeninhalt, den die Stämme der verſchiedenen wilden Indianer bewohnen, beträgt in Motoa 10,466 Quadratmeilen, in San Martin 2391; in Goajira 220 und in Darien 444 Quadratmeilen. Dieſe ganze Strecke iſt kaum von 120,000 Einwohner im Maximum bevölkert und durch 6084 civiliſirte Menſchen, deren größter Theil jedoch armes unwiſſendes Volk iſt. Eine Fläche von 13,521 Quadratmeilen, größer als Spanien und etwas kleiner als Frankreich, die mit Bequemlichkeit eine Bevölkerung von 15 Millionen Einwohner faſſen und ernähren kann, zählt jetzt kaum 9¾ Köpfe pro Quadratmeile.

Die Republik Neu-Granada wurde am 2 November 1502 von Columbus auf ſeiner vierten Reiſe entdeckt, der in Chagres in der Bahia de Limones landete. Bis zum Jahre 1810 blieb Neu-Granada eine ſpaniſche Colonie; dann trennte es ſich von der ſpaniſchen Herrſchaft, konnte jedoch erſt nach 14jährigem anhaltendem Kampfe im Jahre 1824, als die Spanier durch die Republikaner vollſtändig beſiegt wurden, ſich als völlig unabhängig erklären. Bolivar, der erſte Vorkämpfer der ſpaniſch-amerikaniſchen Revolution, ſtiftete im Jahre 1818 ein Bündniß zwiſchen Venezuela und Neu-Granada, und nachdem daſſelbe im Anfange des Jahres 1819 auf dem Congreß von Angoſtura erneuert war, gab er das Grundgeſetz für Bildung von Columbien am 17 December deſſelben Jahres. Venezuela trennte ſich im November 1829 und Ecuador im Mai 1830 von Columbien, und der mittlere Theil des letzten Landes conſtituirte ſich am 21 November 1831 als die Republik Neu-Granada. Im Jahre 1832 gab ſich der neue Staat eine Conſtitution unter republikaniſch-demokratiſcher Form, welche die höchſte Gewalt in die Executive, Legislative und richterliche unter einer Centralbehörde theilte, jedoch auch den Provinzen eine municipale Körperſchaft gab. Die Republik theilte ſich in Provinzen, dieſe in Kantone und die Kantone in Parochialdiſtricte. Der Staat nahm keine Staatsreligion an, erklärte aber, die katholiſche ſchützen zu wollen. Zuerſt wurde die Republik in 18 Provinzen getheilt, die ſich aber jetzt bis zu 35 vermehrt haben. Alphabetiſch geordnet heißen ſie: Antioquia, Azuero, Barbacoas, Bogota, Buenaventura, Cartagena, Caſanare, Cauca, Cordova, Cundinamarca, Chiriqui, Choco, Mariquita, Medellin, Mompox, Neiva, Ocaña, Pamplona, Panama, Paſto, Popayan, Riohacha, Sabanilla, Santa Marta, Santander, Socorro, Soto, Tequendama, Tundama, Tunja, Tuquerres, Valle de Upar, Velez, Veraguas und Zipaquira. Dazu kommen dann noch die beiden von wilden Indianern bewohnten Territorien von Goajira und Motoa, ſo daß die Zahl auf 37 erhöht wird. Die Conſtitution wurde im Jahre 1843 verbeſſert, in der Regierungsform jedoch keine Aenderung vorgenommen. Jeder in der Republik geborne Mann, der leſen und ſchreiben kann, iſt Bürger ohne Unterſchied der Farben und Racen, wenn er das 21ſte Jahr erreicht hat, ſowie gleichfalls die Naturaliſirten. Die Naturaliſation iſt ſehr leicht zu erlangen; jeder Fremde erhält ſie, wenn er kein Verbrecher oder Vagabund iſt, ſogleich. 1821 erſchien das erſte Geſetz bezüglich der Sklavenemancipation und nach einem andern von 1851 wurden am 1 Januar 1852 ſämmtliche noch vorhandene Sklaven freigegeben. Ein Einwanderungsgeſetz, ſowie ein mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika abgeſchloſſener Friedens- und Freundſchaftstractat gewährt vollkommene Religionsfreiheit. Von den ſpaniſch-amerikaniſchen Republiken iſt nur in Neu-Granada, Venezuela, Buenos Ayres und Uruguay dieſe Religionsfreiheit geſtattet; in den übrigen herrſcht nur Toleranz, aber der öffentliche Cultus einer andern als der katholiſchen Religion, die in jenen Ländern Staatsreligion iſt, iſt unterſagt. Die Bevölkerung von Neu-Granada zählte zu Anfang der Revolution 1810 kaum 800,000 Köpfe; 1826 ſchon 1.300,000; 1835 1,685,038; 1843 1,932,279 Einwohner, und nach dem Cenſus von 1851 2,243,054 Köpfe. Das Jahr 1853 hatte ſch die Bevölkerung ſchon verdoppelt und von jener Zeit bis jetzt hat ſie um 33 Procent zugenommen.

Streifzüge in Norwegen.

3. Heubye.

Meines Unwohlſeyns wegen ſetzte ich den Weg zu Wagen fort, und hoffte die vorausgegangenen Genoſſen einzuholen. Hierin hatte ich aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Bei dem norwegiſchen Skjuts beſteht nämlich nicht die in Schweden gebräuchliche wohlthätige Einrichtung des Hall, d. h. der Haltung der dienſtbereiten Pferden auf dem Hofe des Gaſthauſes, ſo daß man genöthigt iſt, einen Boten vorauszuſenden, der, um ſelbſt den Vorſprung auf eine etwas längere Tour zu behalten, mehrere Tage

zuvor abgehen muß. Ohne dieſe Vorſicht wird man nirgends Pferde finden, da ſie ſich meiſt auf den Sennhütten aufhalten, welche die Einwohner in den höheren Gegenden beziehen, und die oft mehrere Meilen weit von dem pflichtigen Hofe entfernt ſind, welcher ebenſo wenig jederzeit in nächſter Nähe des Gaſthofes liegt. Hierzu kommen die vielen Schwierigkeiten welche ſich ſelbſt dem Eigenthümer in den Weg legen, um der Pferde habhaft zu werden, da ſie frei in den Wäldern herumlaufen, und da es nicht immer leicht iſt ſie zu fangen, wenn man ſie auch geleitet durch den Schall der ihnen angehängten Glocken auffindet. Aus dieſem Grunde bindet man ihnen an einigen Orten einen ſchweren Klotz an die Füße, der gewiß nur bewirkt, daß ſie frühzeitig unbrauchbar werden. Zuweilen ſieht man ſie auch auf der Landſtraße umher und andern Pferden nachlaufen, und man hat alsdann Mühe ihrer wieder los zu werden. Zu dieſer natürlichen Schwierigkeit des Fortkommens kömmt dann noch die kindliche Naivetät, mit der ſich der Bauer des Nachts nicht um den Skjuts bekümmert, von welcher Gewohnheit er ſich auch durch Bitten ſo wenig wie durch Drohungen abbringen läßt, da die Tagebücher zum Eintragen der Beſchwerden höchſt ſelten benutzt und revidirt werden. Wir fanden z. B. noch einzelne die in das vorige Jahrhundert reichten, und faſt keine eingetragene Strafe enthielten. Hierbei kann der Reiſende denn von Glück ſagen, daß die Skjutsbauern meiſt gut und ehrlich ſind; dann und wann zeigen ſie ſich allerdings ſtörriſch, beſonders dann, wenn man es ſich einfallen ließe ihre Pferde, für die ſie eine ganz beſondere Zärtlichkeit haben, mißhandeln zu wollen; dieß iſt aber auch ganz überflüſſig, da ſie niemals ſchlechte oder gar lahme Pferde, wie manche deutſche Poſthalter, zur Verfügung ſtellen.

Unter dieſen Umſtänden war es ein Glück für mich, daß ich in Anbetracht der im Gebirge ſehr kurzen, meiſt nur eine Meile höchſtens 1½ Meile langen Poſtſtationen, die auf die Beſchaffenheit des Weges berechnet ſind, mir ein Fuhrwerk bis zum nächſten Nachtquartier Heubye gemiethet hatte. Die Chaiſe, welche mir geſchickt wurde, hatte ein ganz ſtädtiſches Anſehen und war mit verhältnißmäßigem Luxus ausgeſtattet, denn ſie hing in eiſernen Federn und führte ein ledernes in ſeiner Polſterung allerdings ſehr eingeſeſſenes Sitzkiſſen. Der Führer, ein Knabe von noch nicht ganz 16 Jahren, zeichnete ſich ebenſo wie ſein Gefährt durch Sauberkeit aus, die ſeinen ſchönen jugendkräftigen Wuchs und die geſchmackvolle Tracht beſonders hervorhob. Letztere beſtand aus einer weiten Hoſe und Jacke aus dem ſchneeweißeſten Stoffe, mit bunten, aufgenähten Figuren geziert; auffallend war mir an dem Schnitt der letzteren ein ſtehender Wulſt auf den Schultern, ähnlich wie ein paar Epauletts, der durch die in Falten zuſammengenommenen und nach oben abgenähten Aermel gebildet war; ich entſann mich Aehnliches in der Oberlauſitz und in der Gegend von Eger bei wendiſchen Bauern geſehen zu haben, und iſt möglicherweiſe dieſer Brauch durch die deutſchen Bergleute, welche im Anfang des 17ten Jahrhunderts zum erſten Betrieb der Silberbergwerke nach Kongsberg gezogen wurden, hier eingebürgert. Auch eine Schirmmütze, die mein Führer, Johannes trug, erinnerte durch ihre barettenartige, cylinderförmige Geſtalt an Bergmannstracht; ſie vermochte durch ihre Häßlichkeit das ſchöne Geſicht des Knaben nicht zu entſtellen, das von hellen blonden Haaren umwallt war, zu denen fein gewölbte dunkle Augenbrauen und lange dunkle Wimpern, die ein Paar kaſtanienbraune große treuherzige Augen beſchatteten, einen angenehmen Contraſt bildeten. Trotz einer Lebensweiſe, die ihn der oft rauhen wechſelnden Witterung ausſetzten, hatte dieſer Sohn der Arbeit einen zarten faſt mädchenhaften Teint, und die ſchönſten rothen Lippen bedeckten eine Reihe ſchneeweißer Zähne. Er kannte die nähere und weitere Umgegend Kongsbergs und war ein geſprächiger, umſichtiger und vernünftiger Kutſcher, welcher, der Ausdauer ſeines Pferdes bewußt, auch in Bezug auf die Anſtrengung desſelben ſich gefälliger zeigte als es hier Regel iſt.

Der Weg nach Heubye wendet und dreht ſich faſt im Halbkreiſe umher, erſt nach Nordweſt, dann nach Südoſt zurückgehend. Anfangs führt er zwiſchen Sandhügeln hindurch, die mit Moraſt und Grasbeſtand wechſeln, bis ſie in Holzung übergehen. Vor ſich hat man ein weites Amphitheater, deſſen oberſte Stufen weder Baum noch Strauch zeigen. Es iſt dieß der dem Laaren auf ſeinem rechten Ufer parallel laufende Gebirgszug Store Aaſen, im Norden von dem Kobberbergelv und im Süden von dem Jondalselv begränzt; er theilt die Alpe in Unter- und Oberberg, und in ihm fanden ſich die vielen wichtigen Erzgruben, die durch Fleiß und Anſtrengung der größte Landesſegen wurden. Je höher der Weg ſteigt, je dichter wird die Waldung, je nordiſcher ihr Charakter; die Eſpen und Birken werden ſeltener, und treten endlich ganz zurück vor dem herrlichſten Nadelbeſtande, in dem ſelbſt der Wachholder zum Baume erwächst. In ſchlanken und ſchönen Stämmen drängen ſich die Tannen und Fichten aneinander, ſo daß ihr Haupt faſt ſich verflechtend, undurchdringliches Dickicht bildet, und von Alter und Sturm gebrochene todte Stämme in ſchwebender und liegender Stellung noch vor gänzlichem Sturze bewahrt. In der Sonnenwärme hauchen dieſe romantiſchen Tannen balſamiſchen Duft auf den Weg. Zwiſchendurch heben lichte Stellen die Wildheit der Waldung noch mehr hervor, und der Weg wird durch tiefe Schluchten, jähe und unebene Steinklippen unterbrochen, über welche das kleine nordiſche Pferd mit der allergrößeſten Sicherheit und Zuverläſſigkeit kletterte. Waſſerfälle ſtürzen oft Hunderte von Fußen von den rauhen und hohen Gebirgswänden herab, in die man aus dieſer Waldung eintritt, und in ihrem Falle ſcheinen ſie oft den Geſetzen der Schwerkraft Hohn zu ſprechen, denn zu immer feineren Nebel zerſtiebend, ſchweben die anfangs mit beſchleunigter Geſchwindigkeit ſtürzenden Maſſen als ſanft benetzender Thau auf die Felſen herab. Oft auch laufen bis zur Täuſchung ſtürzenden Gießbächen gleichend Regenwaſſerſchluchten als lange blendende Streifen voll weißen Geſteinſchuttes an den Gehängen herab, und erſt beim Nähertreten verräth ihre ſtumme Starrheit, daß das Auge betrogen und das Leben nur geheuchelt war. Nach allen Richtungen hin bieten ſich weite Ausſichten dar; Berge drängen und häufen ſich an einander und formen ſich zu gar ſeltſamen Figuren und geben einer regen Phantaſie mannichfache Nahrung. Schroffe und zerriſſene Spitzen ragen hinter oder neben einander empor, in abſtoßender Kahlheit; in weiterer Ferne überragt ſie aber alle der mächtige Gousta. Aus den wild gruppirten bewaldeten Kuppen ſtrebt ſeine rieſige Fels- und Eispyramide in das Gewölk, einen ſchönen Farbenwechſel darbietend, in dem dunklen Grün ſeiner unteren Partien, dem glänzenden Schwarz ſeines Geſteins und dem blendenden Weiß ſeiner Schneekuppe.

Gegen Abend hatten wir Heubye erreicht. Es iſt ein großes Gehöft in einem kurzen und fruchtbaren Thale, deſſen fette Grasflächen von einem klar und durchſichtig blauen Waſſer durchzogen werden, das ſich zwiſchen Steinen und Blöcken durchwindend in Schaum zerſtiebt, und wenige Schritte weiter in ſenkrechten Strahlen einige Fuß tief hinabſpringt, dünne Silberfäden netzartig nach allen Seiten hin ausbreitend, beſchattet von beerentragenden Geſträuchen. Die Gebäude, die wenn auch nahe bei einander, doch

alle völlig isolirt lagen, verriethen schon in ihrem Aeußeren eine gewisse Wohlhabenheit, die sich nicht nur durch das reiche Schnitzwerk, mit der das Gebälk versehen, sondern auch durch die Schindelbedeckung, zeigte, die das Wohnhaus wie die Vorrathsgebäude hatten. Die größere Nützlichkeit mag diesen Schindelbedachungen eingeräumt werden, aber die Schönheit derselben kommt keineswegs gegen die alte Sitte auf, die roth angestrichenen Gebäude mit einer Schicht Quecken zu belegen, die sehr bald in eine neue Vegetation übergeht, und das Dach mit einem dichten, weichen, grünen Teppich schmückt.

Dem äußern Eindruck entsprach das Innere des Wohnhauses; Schnitzwerk und Malerei, wenn auch letztere von roher Hand und einer gewissen Unklarheit in der Composition, waren eher vergeudet als gespart. In dem uns angewiesenen großen geräumigen Zimmer, welches den ganzen oberen Stock des Hauses, der den unteren bedeutend überragt, einnahm, zeigte alles, bis zum kleinsten Geräthe, eine zierliche gesuchte Reinlichkeit. Zwei Fenster ließen durch blanke Spiegelscheiben das Auge in die himmlische Aussicht schweifen, wenn man die bläulichen Vorhänge zurückgeschlagen hatte. Zwischen und neben den Fenstern hingen drei Spiegel, von einem zwar kleinen aber dicken und makellosen Stücke Krystall und in desto größeren Rahmen von Messing mit Stahl und Silberarbeit verziert; daneben und darüber blecherne und messingene Wandleuchter, die gleichfalls große geschliffene Metallspiegel, in Sonnen, Sterne u. s. w. geformt, als Rückenstück hatten. Viele dieser Metallspiegel trugen sogar silberne Rahmen, in welchen kleine Bilder, gedruckte und geschriebene Sprüche und Sentenzen eingefügt waren. In den der Fensterwand gegenüber liegenden Ecken befanden sich hohe Eichenschränke mit schwerem Schnitzwerk, als Rosen und andere Blumen, baubackige Engelsköpfe u. s. w.

Ein ähnliches schrankartiges Bauwerk nahm die ganze dem Eingange gegenüber liegende Wand ein; es bestand aus drei Theilen: der mittelste mit Thüren verschlossen, die zu beiden Seiten etwa 5 Fuß lang, nur durch buntkattunene Gardinen dem Blicke entzogen. Bis zur Höhe von 3½ Fuß von dem Boden gingen Schiebfächer durch den ganzen Bau; in den Seitenflügeln befanden sich Betten, deren geringe Länge durch die Tiefe von etwa 4 Fuß ersetzt werden sollte. Sie waren bedeckt mit riesigen, centnerschweren Federbetten, in weiß und blau gestreiften sauberen Bezügen, und bedeckt mit einem reinlichen Laken; hatte man diese thurmhohe Lagerstätte erklettert, so war es eine Mühe die Wucht der Deckbetten auszuhalten und die Hände über dieselben auszustrecken, denn es fehlte nicht viel, so hätten sie das durchbrochen gearbeitete Dach dieses Bettschrankes, das ebenfalls Schiebfächer enthielt, berührt. Die Thüren des zwischenliegenden Schrankes waren mit Bibelsprüchen und den Namen des Besitzers und der Besitzerin beschrieben, und unter ihnen befand sich eine Bank an den Schrank befestigt, um die Betten zu besteigen. An der noch übrigen Wand waren außer einem großen Eisenofen noch drei Holzschränke, und links und rechts von der Thür zwei kleinere mit Glasfenstern und Gardinen versehene aufgestellt; jene enthielten in größter Menge und Ordnung Wäsche, Bettüberzüge mit Franzen und Spitzen, Kleidungsstücke, Tuche und Linnen, diese massiven Silberschmuck, Schalen, Trinkgeschirre mit heiligen und profanen Bildern und Inschriften, Schaumünzen, Bernsteinzierathen u. s. w. Zwischendurch hingen an den Wänden Küchengeräthe zierlich aus Holz geschnitzt und hell polirt, und auf Brettern stand eine reiche Anzahl von irdenem Geschirr und englischem Porcelan.

Die Möbel bestanden aus einer langen und schweren Tafel, die längs den Fenstern stand, und vor der sich zwei ähnliche lange Bänke und eine kleine höhere befanden; mitten über derselben hing von der Decke herab eine ungeheure reich verzierte Laterne von Glas und Messing, und ihr zur Seite zwei große messingene Kronenleuchter zu acht Lichtern, mit Silber, Flitter und Glasperlenschmuck bedeckt. Sechs Stühle, sehr plump aus einem Stück Baumstamm so gefertigt, daß Rücken- und Seitenlehne und Sitz ausgehöhlt waren, standen im Zimmer vertheilt. Ihr Anstrich war meist hellblau und roth, und auch sie trugen Sprüche und Bilder; auf den Sitz war gepreßtes und vergoldetes Leder aufgenagelt. Um ein solches Ungethüm zu transportiren, mußte man es schräg legen und drehen. Aehnlicher Reichthum, wie er hier in dem Gastzimmer aufgethürmt war, füllte die obern Hausräume, und gern und willig zeigte man uns dieselben, ohne daß es einer unangenehmen Prahlerei glich. Es ist dieses zur Schaustellen ihres Besitzes, wie das Aufhängen eines blanken Kupferkessels für je 1000 Species baares Geld, und viele andere kleine Züge der nordischen Gebräuche starker Beweis einer vollkommen erlosen Rechtlichkeit, und diese wieder ein lobendes Zeugniß der herrschenden Sitten.

Mit meinen Genossen vereint genoß ich den wolllüstig kühlen Abend in der von den goldenen Strahlen der scheidenden Sonne mit magischem Rosenroth beleuchteten Gegend, die uns überließ ein schwelgerisches Mahl darbot, in der leicht und in Fülle zu findenden Molterbeere. Es ist dieß eine nordische Brombeere, mit niedrigem langrankendem Strauchwerk, kaum von der Höhe eines ordentlichen Busches und brandgelben oder aprikosenfarbigen Früchten von der Größe einer Maulbeere, die aus verschiedenen kleinen Beerchen zu einer größeren verbunden sind. Mit Milch und Zucker genossen sind sie eine wahre Götterkost, und die aus Nord-Schweden bekannte Ackerbeere — eine kleinere Brombeerart — ist gar nicht mit ihr zu vergleichen; überdieß soll sie antiscorbutische Kräfte haben und überall, selbst auf den Torfmooren des höchsten Norden — sich vorfinden. Eine andere Beere brachte mir mein Führer Johannes, und ersetzte durch die liebenswürdige Freundlichkeit, mit der er sie für mich gepflückt hatte, den ihr mangelnden höheren Wohlschmack. Es ist eine wildwachsende Erdbeere mit einer sehr großen weißen Frucht, die nur selten rothe Bäckchen zeigt, und bei weitem nicht so aromatisch als unsere deutschen Walderdbeeren, sondern mehr wie die Gartenerdbeere schmeckt; ihr Name ist Nackebär. Ein anderes Geschenk dieser Natur, auf welches er mich bei dem Spaziergange in der Nähe des Gehöftes aufmerksam machte, war das liebliche Veilchenmoos, das, noch stärker duftend als dieselbe Gattung auf der Schneekoppe, in großer Menge an den die einzelnen Feld- und Wiesenstücke umgebenden Steinzäunen wuchs. Solcher Einzäunungen findet man hier überall und zwar sehr hohe, damit die häufig aus den Bergen hervorbrechenden Wölfe sie nicht überspringen können; unten sind sie hierbei oft ohne den geringsten Schaden offen, denn eigenthümlicherweise geht der Wolf selbst wenn er es bequem kann, nie kriechend durch ein solches Loch, möglicherweise aus Furcht in eine Falle gerathen zu können. Ein entsprechender Brauch, gleichfalls auf die Vorsicht des Wolfes deutend, ist es, an der Chaise einen langen Strick herabhängen und nachschleppen zu lassen, der dem Thiere für eine Schlinge gilt, und es so in ehrerbietiger Ferne hält.

Der Besitzer des Hofes und die Seinen zeigten sich treuherzig und freundlich gegen uns, und kamen uns mit biederem Gruß und derbem Handschlag entgegen, doch hatten wir durch ihre Neugier und stete Fragen mancherlei Geduldsproben zu bestehen; wie in allen Gebirgsgegenden ist die stehende Anrede das trauliche Du.

und verlangen ſie jede Erwiederung auch in dieſem Tone. Unter den dienenden Mägden fanden wir hier in Stena Erdotter ein ſo blühend ſchönes Mädchen, daß der Schmutz, von dem ſie ſtarrte, nicht vermochte ihrer Schönheit Abbruch zu thun, und einer der Freunde ſich ſogleich entſchloß ſie zu zeichnen. Originell war die Art wie ſie das Anerbieten aufnahm; anfangs weigerte ſie es erſchreckt, dann von dem Bauer belehrt, ſtand ſie mit faſt frommer Andacht und geängſtet wie ein Opferlamm ſtill, und nachdem ihr das vollendete und gelungene Bild gezeigt, betaſtete und berührte ſie dasſelbe, lachte und jubelte laut auf, und anerkannte das Gelingen durch die lobende Bemerkung: „Han er en snild fyr.“ (Er iſt ein ſchlauer Junge). Das uns bereitete Abendmahl beſtand aus trefflicher kalter Küche, mit Ausnahme des Spiökekjöd, einem großen Stücke gedörrten, halbrohen, durch ſeine braune Farbe, Zähigkeit und unangenehmen Geruch an Gutta-Percha erinnernden Stück Rindfleiſches, für das aber der verſchiedenartig bereiteten Lachſe, kleine und große Forellen, Sardellen, die in der Bucht von Chriſtiania gefangen und mit ſpaniſchem Hopfen bereitet werden, der Myſu-Oſt und Myſu-Smör, friſche aus Molken bereitete Arten von Käſe und Milchzucker von bräunlicher Farbe und ſüß und angenehmem Geſchmacke, und namentlich der Gammel-Oſt entſchädigten, welcher letzterer aus ſaurer Kuhmilch bereitet wird und je älter je vorzüglicher ſchmeckt, auch in jedem Hauſe in jahrealten Vorräthen gefunden wird. Zu dem in einem ſilbernen Becher credenzten Branntwein oder dem Biere in einer hölzernen Schale greift mit der größten Unbefangenheit jeder im Zimmer Befindliche oder Eintretende, ſetzt ſie an den Mund und wiſcht dieſen erſt nach dem Trunk mit dem Handrücken ab. Bald nach dem Nachtmahle ſuchten wir die Ruhe in den Bettthürmen.

Amerikaniſche Notizen.

Kalbs Nachkommen in Amerika. Nichts iſt erklärlicher als die jammervolle Erſcheinung der Unions-Repräſentation, mit ihrer Corruption und ihrem gänzlichen Mangel an Hingebung fürs allgemeine Beſte. Die ſchwache Menſchheit bedarf zu ihrer Erhebung der Sporen und Stützen; ſtatt deſſen zeigt ſich entmuthigender Mangel an Erkenntlichkeit, neben allgemein hervortretender Selbſtſucht. Sogar gegen Verſtorbene, die ſich dem Gemeinbeſten hingegeben, zeigt ſich grobe Undankbarkeit, wie wir aus dem Benehmen der Unions-Repräſentanten gegen die Hinterlaſſenen des durch die amerikaniſchen Revolutionskriege berühmt gewordenen Generalmajors von Kalb erclatant erſehen.

Dieſer Held hatte, als er nach Amerika zog um ſich dem daſigen Befreiungskampfe anzuſchließen, eine Gattin, zwei Söhne und eine Tochter in Frankreich zurückgelaſſen. Sein älteſter Sohn wurde unter Robespierre's Schreckensherrſchaft guillotinirt, während ſein Bruder Soldat unter Napoleon war und ſich nach der Reſtauration in Dürftigkeit auf das Dörfchen Milon bei Paris zurückzog. 1819 richtete er eine Petition an den Congreß zu Waſhington, worin er um Auszahlung des rückſtändigen Gehaltes ſeines Vaters von 2434 Doll. bat, den ihm die Bücher des Schatzamtes der Vereinigten Staaten auch creditirt hatten. Der Congreß ließ den Anſpruch unberückſichtigt, deſſen Gerechtigkeit außer allen Zweifel geſtellt erſchien.

Die Enkel Kalbs, arme Landleute, petionirten darauf 31 Jahre lang vergebens. Präſidenten erinnerten in ihren Botſchaften an die Forderung, Geſandte Frankreichs empfahlen ihn in ihren Mittheilungen an das Staatsdepartement der Berückſichtigung, legislative Ausſchüſſe berichteten zu ſeinen Gunſten, erſt unter Taylors Adminiſtration wurde dieſe Schuld neben dem ſiebenjährigen Gehalte, den eine Congreßacte den Wittwen aller auf dem Schlachtfelde gebliebenen Officieren gewährleiſtet, ausbezahlt. Zu dem Monumente aber, welches der Congreß dem Andenken Kalbs im Jahre 1780 votirte, ſoll noch der erſte Stein gelegt werden.

Die Nichtbezahlung der Schuld erklärt ſich aus deren geringer Summe, die nicht hinreichte, um gehörige Beſtechungsſummen an deren Auszahlung verwenden zu können. Das Monument anlangend, ſo war Kalb ja kein Engliſcher! die Deutſchen und andere nicht engliſche Narren, welche ihr Wiſſen, ihre Kunſt, ihre Tapferkeit und gar ihr Leben der „Muſter-Republik“ widmen, müſſen gefaßt darauf ſeyn, vom „jungen Rieſen“ dafür genaſenſtübert zu werden, wie vor kurzem ein Deutſcher in Cincinnati von einem anglo-amerikaniſchen Rangen genaſenſtübert wurde, den er vor dem Ertrinken im Ohio errettet hatte. Weil der Knabe ſich an den rettenden Schwimmer geklammert hatte, gab dieſer ihm einen Tritt, um ihn los zu werden und ſeine Rettung vollbringen zu können. Auf trockenem Grunde angekommen, ſchüttelte der Junge ſeine Kleider, blickte ſeinem Retter trotzig ins Geſicht und ſchrie ärgerlich: „Warum zum Teufel gabt ihr mir einen Tritt, ihr verdammter Dutſchman?“

Wo die Diſtel der Selbſtſucht geſäet wird, da wächst keine edlere Pflanze nach! Die edleren Eigenſchaften des Menſchen wollen ſorgſam gepflegt und herangebildet ſeyn; in der ſchrankenloſen Willkür gedeihen ſie nicht. E. P.

•

Der reichſte Mann Virginiens. In einem virginiſchen Blatte wird berichtet: „Als ich Hrn. Hairſton vor ungefähr zwei Jahren in Pittſylvania beſuchte, beſaß er zwiſchen 1600 und 1700 Sklaven. Er hat ferner Ausſicht in kurzer Zeit 1300 Sklaven von ſeiner Schwiegermutter zu erben, deren einzige Tochter er geheirathet hat. Sie arbeiten ſchon jetz: auf ſeinen Beſitzungen, ſo daß er gegenwärtig an 3000 Sklaven unter ſeiner Aufſicht hat. Der jährliche Zuwachs beträgt ungefähr 100 Köpfe, ſo daß er jedes Jahr eine neue Pflanzung kaufen und mit ſeinen eigenen Sklaven beſiedeln kann. Die meiſten ſeiner Pflanzungen liegen in Patrick- und Henry County Virginiens, noch beſitzt er auch in Nord-Carolina große Strecken Landes. Sein Landbeſitz in Stokes wird allein auf 600,000 Doll. geſchätzt; ſein ganzes Vermögen wird verſchieden, bald auf drei, bald auf fünf Mill. Doll. veranſchlagt. Ich halte die letztere Schätzung für die richtige. Man ſollte glauben, ein einzelner Mann könne unmöglich einen ſolchen Grundbeſitz verwalten, allein ich habe mich überzeugt, daß Hr. Hairſton ſeine Angelegenheiten ſo regelmäßig und ſicher beſorgt als hätte er einer ganz kleinen Pflanzung vorzuſtehen. Seine Aufſeher müſſen ihm über alle Ausgaben und Einnahmen auf jeder Pflanzung genau Rechnung ablegen. Die Nahrung und Kleidung ſeiner Neger wird ſammt und ſonders auf den Pflanzungen ſelbſt erzeugt, und der Ertrag ſeiner Tabakernten wirft ein ungeheures jährliches Einkommen ab, abgeſehen von der Vermehrung der Neger, die gleichfalls ein reiner Gewinn für ihn iſt.

Was seinen eigenen Wohnsitz anbelangt, so habe ich in den 15 Staaten der Union, welche ich bereiste, nichts Aehnliches gesehen. Mit seinen Gärten halten selbst die paradiesischen Anlagen auf dem Mississippi-Delta keinen Vergleich aus. Ein Prediger, der seit vielen Jahren in der Nähe sein Amt ausübt, schließt immer seine Beschreibungen vom himmlischen Paradiese mit den Worten: „Kurz es ist dort ebenso schön als in Hrn. Hairston's Gärten;" und einer unsrer Bekannten, der zum erstenmal nach Washington reiste, schrieb in seiner ersten Begeisterung über die Schönheit der dortigen öffentlichen Anlagen: „Sie sind beinahe so schön wie der Park Samuel Hairstons." Hairston selbst ist ein schlichter, bescheidener Mann, der noch nie mit seinem Reichthum groß that; daher kennt man ihn auch kaum außerhalb des Staates, während der Reichthum viel „leichterer" Leute in der ganzen Union von sich reden macht. Wm. B. Astor, der für den reichsten Mann in der Union gilt, hat nur ungefähr 4 Mill. Doll., und der Reichthum unserer großen Kaufleute wird bedeutend überschätzt, während Hairstons Vermögen in solidem Grundbesitz besteht, der jeden Augenblick zu Geld gemacht werden kann. Hairston stammt aus Henry County in Virginien, und seine Verwandten gehören eben auch nicht zu den armen Leuten. Einer seiner Brüder Marschall Hairston besitzt 700 Neger, ein anderer Robert 1000 in Mississippi und ein dritter Harris ungefähr 600 ebendaselbst."

E. B.

*

Papierverhältnisse in Amerika. Die Papiereinfuhr hat sich in den Vereinigten Staaten Nordamerika's von Jahr zu Jahr gesteigert; sie stieg von 146,790 Doll. 1840 auf 496,563 D. 1850, während die Ausfuhr von 124,597 D. 1846 auf 99,696 D. 1850 sank. Das ist auch sehr natürlich; denn während sich die Zufuhr der Hadern nicht vermehrt, stieg namentlich der Bedarf an Druckpapier sehr ansehnlich.

Gegenwärtig haben die Vereinigten Staaten 750 Papiermühlen, und es wird angenommen daß durchschnittlich in jeder vier Maschinen im Gange seyen, die jede täglich 300 Pfd. Papier produciren, was im Jahre 270,000,000 Pfd. ausmache, zu einem Productionswerth von 27 Mill. Doll.

Durchschnittlich sind auf 1½ Pfd. Hadern 1 Pfd. Papier zu rechnen, weßhalb obige Fabrication einen Hadernbedarf von 405 Mill. Pfd. voraussetzt, was etwa 16 Mill. Doll. Kosten beträgt, wenn der Hadernpreis zu 4 Cents das Pfd. angenommen wird. Dazu treten dann noch 3,375,000 Doll. Arbeitskosten, 1¼ Cent auf das Pfund veranschlagt.

Fernere Kosten für Metalltücher, Bleichungsprocesse, Maschinerie, Feuerung, Capitalsinteressen u. s. w. sind auf etwa 4 Mill. D. anzuschlagen. Der Hadernmangel hat bereits zu allerlei Versuchen geführt, dieß Material zu ersetzen. Der „Philadelphia Ledger", ein Blatt mit fast 50,000 Auflage, wird bereits auf Papier aus Stroh gefertigt — gedruckt, wovon das Pfd. nur neun Cents kostet, während etwa 12 Cents für ähnliches Zeitungspapier gezahlt werden. Dem Strohpapier fehlt es aber an Weiße. Ferner liegen recht gelungene Versuche von Dr. Antisells Heu-Papier vor, und eine Pflanze des Südens „Okra" genannt, soll sich vortrefflich zur Papierfabrication eignen. Von Jamaica wurde hieher geschrieben, daß dort starke Bestellungen auf verschiedene vegetabilische Stoffe aus den Vereinigten Staaten eingetroffen seyen, die zur Erzeugung von grobem Umschlag- und Packpapier verwendet werden sollen, und in der That zeigt sich hier in New-York bereits eine Menge aus Hadern fabricirtes Papier, das zu Verpackungszwecken verwendet wird.

Dadurch dürfte allerdings die seitherige Steigerung des Preises der Hadern verhindert werden, auch wenn Hadernpapiere für gewöhnliche Druck- und Schreibpapiere in Gebrauch bleiben sollten.

E. B.

Fortschritte der Auswanderung aus Irland. Man glaubte in neuerer Zeit eine Abnahme der Auswanderung zu bemerken. Ballinasloe Star — eine gemäßigt conservative Zeitung — stellt, wie aus folgendem zu ersehen, eine gerade entgegengesetzte Ansicht: „wir haben noch nie von so ausgedehnten Zurüstungen gehört, wie sie jetzt von zahlreichen Personen, die eine Auswanderung beabsichtigen, gemacht werden. Es sind nicht allein mehr die Vereinigten Staaten und Canada, die von irischen Auswanderern angefüllt werden, am meisten scheint Australien diejenigen anzuziehen, welche die Reisekosten aufbringen können. Aus der Umgebung von Ballinasloe, Lawrence-Town, Kiltormer und Eyrecourt hören wir von vielen, welche Vermögen und alles was sie brauchen, besitzen und doch ihr Glück auf der südlichen Halbkugel suchen wollen, und die selbst nicht die Aussicht auf eine überaus reiche Ernte zum Verbleiben im Lande veranlassen konnte. Die ackerbautreibende Classe scheint hier ganz verblendet zu seyn, denn sie verlassen ihr Vaterland, gerade als ob sie ein über demselben schwebendes Unglück fürchteten, mit einer in den Annalen der Geschichte noch nicht vorhanden gewesenen Hast. Wohl mögen wir ausrufen: „Wie soll das enden?" So lange sich die Auswanderung bloß auf das Landvolk beschränkte, welches in großem Maße von seinen bereits über dem atlantischen Meere wohnenden Freunden unterstützt wurde, fühlten wir uns weniger beunruhigt. Nun aber, wo eine beträchtliche Anzahl junger Männer und Frauen von Stande und Vermögen sich anschickt die Heimath zu verlassen, bemächtigen sich unser ernste Bedenken, wie eine solche Bewegung für das Landwohl enden mag. Unsere Märkte sind bereits wenig besucht und in entfernteren Districten stehen die römisch-katholischen Capellen halb verlassen, während in den Straßen mancher Landstadt sich eine Kartätschenkugel ohne bedeutenden Verlust an Menschenleben zu verursachen, entladen könnte. Seit sich das Land von den Wirkungen der Hungersnoth zu erholen anfing, hat der Geist der Auswanderung unter dem Landvolk zugenommen. Es muß in der That ein solches Zeichen von Ruhelosigkeit eines Volkes, das doch in Wohlstand und nicht in zu gedrängter Masse lebt, befremden. Es kann nicht anders seyn als daß im socialen Haushalt des Landes sich ein Etwas findet, das von Grund aus unrecht ist — ein chronisches Uebel, welches die politische Erfahrung weder enthüllen noch gar ausrotten konnte." Wir denken England dürfte wohl nicht gar zu weit suchen, um an die Wurzel des Uebels zu rühren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Provisorische Redaction von Dr. Gustav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 45. 10 November 1854.

Die eingeborne Bevölkerung Ostindiens.

Von Prof. Spiegel.

Es war eine große in ihren Folgen wichtige Entdeckung der indischen Philologie, daß das sanskritredende indische Volk, dasselbe, das wir für verwandt mit uns halten, nicht vom Anbeginn her in Indien heimisch, sondern erst in Zeiten dort eingewandert ist, welche nahe dem Zeitraume liegen in welchem eine gesicherte Geschichte beginnen kann. Die Möglichkeit, das Vaterland des gesammten Sprachstammes, den wir den indogermanischen nennen, nach Indien zu setzen, fiel hinweg, und es muß ein anderes bis heute noch nicht bestimmbares Land gefunden werden, in welchem jenes Urvolk seinen Sitz hat, dem alle die zahlreichen indogermanischen Stämme ihren Ursprung verdanken. Von diesem ursprünglichen Sitze der Indogermanen hinweg muß sich die Fluth indogermanischer Auswanderung in zwei Strömen, nach Westen und nach Osten, ergossen haben. Hier wie dort traf ein gleiches Schicksal die Urbewohner der Länder, welche die neuen Ankömmlinge vorfanden und bezwangen. Einmal besiegt, beugten sie sich entweder als Knechte unter ihre höher begabten Sieger, gingen als selbständiges Volk unter, indem sie nach und nach die Sprache und Sitten ihrer Sieger annahmen, aber auch manche ihrer Eigenthümlichkeiten dem siegreichen Geschlechte mittheilten und dadurch zum Gemeingute machten. Oder sie zogen sich in Landstriche zurück, welche die Begierde der Sieger nicht anlockten, in die rauhen, kalten Gebirge des Nordens, in die sumpfigen und ungesunden Thäler am Fuße der Gebirgsketten. Dort hielten sie sich oftmals Jahrtausende hindurch verachtet aber wenig angefochten, und bewahrten im Ganzen treu die ihnen angestammte Sitte und Sprache.

Es ist natürlich und begreiflich, daß die europäische Wissenschaft bei der Erforschung Indiens ihre Aufmerksamkeit zunächst dem siegreich eingewanderten Stamme, der sanskritredenden Bevölkerung zuwandte und die Wanderungen desselben mit Interesse verfolgte. Von Westen her — so lehrte uns das Studium der ältesten Monumente des indischen Geistes — zog das sanskritredende Volk zuerst in die fruchtbaren Gefilde des Fünfstromlandes (Penschab) und von da weiter ostwärts, die Gegend zwischen dem Himalaya und dem Vindhyagebirge ausfüllend, die Eingebornen von den Ebenen in die Gebirge zurückdrängend. Die Sumpflandschaften am Fuße der beiden genannten Gebirge, die theils waldigen und unergiebigen theils kalten Gebirgslandschaften erregten den Neid der Sieger um so weniger, als die Masse ihrer Völkerschaften eben hingereicht zu haben scheint, um die Theile Nordindiens auszufüllen, die sie noch innehaben. Noch in historischer Zeit ist das Meer im Osten und Westen, der Vindhya aber im Süden die Gränze, über welche die sanskritredende Bevölkerung nicht hinausgeht. Selbst später, als die Masse des Volkes gewachsen war und Lust zu neuen Wanderungen sich regte, zog man es vor, die Eingebornen im ungestörten Besitze ihrer Waldwildnisse zu lassen und jenseits derselben in den lockenden Tropenländern Südindiens neue Colonien anzulegen. Auf diese Weise ist die sanskritische Bevölkerung und Sprache auch nach Südindien vorgedrungen, aber diese Vorposten der sanskritredenden Inder waren mächtiger durch ihre Gesittung als durch ihre Anzahl. Sie vermochten zwar bis auf die äußerste Spitze Südindiens ihre Cultur zu verbreiten, aber ihre Zahl war zu gering als daß die südindische eingeborne Bevölkerung in derselben Weise in ihr aufgegangen wäre, wie ehemals die nordindische. Die südindische Bevölkerung ist in allen Gattungen der Literatur von der nordindischen gänzlich abhängig, sie schuldet ihr eine Menge von Ausdrücken, aber der Charakter der Sprachen ist unangetastet geblieben und das fremde Element hat sich demselben fügen müssen.

Nachdem sich einmal die sanskritredende Bevölkerung in den neuen Wohnsitzen festgesetzt hatte, blieb die alte in ihrer Zurückgezogenheit ungestört und ziemlich unberührt von allen den Wechselfällen des Schicksals, welche Indien bis auf die neueste Zeit betroffen haben. Einzelne solcher Völkertheile wie die Khands haben selbst die Engländer erst neu wieder entdecken müssen, wie wir dieß früher in diesen Blättern mitgetheilt haben (vergl. Ausland 1849, Nr. 10 — 16.). Erst in neuerer Zeit fängt die Wissenschaft ernstlich an sich mit dieser eingebornen Bevölkerung zu beschäftigen, die Kenntniß ihrer Sprachen und Sitten sich zu verschaffen, und namentlich ist es erfreulich, daß Engländer mit Eifer sich dieses Studiums bemächtigt haben, da ihnen in der That die beste Gelegenheit gegeben ist, dasselbe zu fördern. Verschiedene Gründe vereinigen sich, die Lebensumstände dieser so lange ganz unbeachteten Glieder des anglo-indischen Reiches mehr in den Vordergrund treten zu lassen; der Wunsch diese Völkerschaften zum Christenthume zu

bekehren; das Verlangen, ſie endlich einmal dem Zuſtande des tiefen Elendes und der Verſunkenheit zu entreißen, in dem ſie ſo lange geſchmachtet haben; die Nothwendigkeit endlich für die Regierung, ſich um alle ihre Unterthanen gleichmäßig zu bekümmern. Unter den Wiſſenſchaften aber kann keine dieſen Forſchungen mit größerer Aufmerkſamkeit folgen, als die vornehmlich von W. v. Humboldt gegründete, immer mehr unter uns aufblühende Linguiſtik oder allgemeine Sprachwiſſenſchaft. Ohne eigenthümliche Bildung, zum Theil ohne alle Literatur würden dieſe Völkerſchaften zu keiner Zeit das Intereſſe der Philologen in hohem Grade in Anſpruch genommen haben, welche das Studium der Sprache nur als ein Mittel betrachten, um den Zuſtand der geiſtigen Cultur bei dieſem oder jenem Volke zu erforſchen. Der Linguiſt aber, deſſen Aufgabe es iſt, die Sprache um ihrer ſelbſt willen als eine Aeußerung des menſchlichen Geiſtes zu verfolgen, mußte mit Intereſſe ſein Augenmerk auf eine Claſſe von Sprachen richten, die bisher gänzlich unbekannt und deren eigenthümlicher Bau einleuchtend genug war. Dazu kommt, daß auch eine andere gleichfalls noch junge Wiſſenſchaft die Ergebniſſe der Linguiſtik mit Intereſſe verfolgt und dieſe Wiſſenſchaft als ihre treueſte Bundesgenoſſin anſieht. Dieß iſt die Ethnologie. Wie die Linguiſtik alle Sprachen, ſo umfaßt die Ethnologie alle Racen mit gleicher Liebe, und es wird daher auch ohne weitere Ausführung klar ſeyn, wie dieſe beiden Wiſſenſchaften ſich mannichfach berühren und gegenſeitig aufzuklären vermögen. — Wenn nun die Erforſchung der Sprachen der eingebornen Bevölkerung in Indien und mithin unſere Kenntniß der damit zuſammenhängenden hiſtoriſchen Fragen über die Herkunft und gegenſeitige Verwandtſchaft der einzelnen Völkerſchaften noch nicht ſo weit vorgeſchritten iſt als es wünſchenswerth und wohl auch möglich iſt, ſo liegt die Schuld theils an der geringen Anzahl der Arbeiter auf dieſem Felde, theils in der Schwierigkeit auch nur der nöthigſten Hülfsmittel habhaft zu werden. Bloße Wörterverzeichniſſe reichen nicht aus, um die Verwandtſchaft oder Verſchiedenheit der einzelnen Völkerſchaften zu erkunden, und tiefere philologiſche Forſchungen ſind nicht Jedermanns Sache. Die meiſten Nachrichten über dieſen Gegenſtand verdankt man dem unermüdlichen Eifer Hodgſons, des langjährigen brittiſchen Reſidenten in Nepal, der nicht nur ſelbſt ſammelte, wozu ihm bei ſeiner Stellung die Gelegenheit geboten war, ſondern auch durch ausgedehnte Correſpondenz von weit abliegenden Völkern und ihren Sprachen ſich Kenntniß zu verſchaffen ſuchte. [1] Die Ergebniſſe ſind immerhin ſchon intereſſant genug, um ſie auch zur Kenntniß des größeren Publicums zu bringen.

Der kalte Himalaya mit ſeinen Schneebergen iſt den indiſchen Eingebornen ebenſo unerwehrt geblieben als der kalte Norden Europa's den Finnen und Lappen. Man hat erſt neuerdings entdeckt, daß ein beſtimmtes Syſtem in dieſer merkwürdigen Gebirgsmaſſe waltet und dieſelbe im Großen und Ganzen aus drei übereinander liegenden Gebirgsketten beſteht. In ihrer Beziehung zu Indien hat man ſie mit einer Hand verglichen, deren fünf Finger gegen Indien hin ausgebreitet ſind. Zwiſchen je zwei dieſer Finger iſt das Gebiet eines Stromes zu ſetzen, der nach Indien hinabfließt und ſeinen Waſſerreichthum von den Bergketten bezieht, die ihm zur Seite ſtehen. Alle vier Ströme aber werden wiederum vom Ganges verſchlungen, der ihre geſammte Waſſermaſſe dem Meere zuführt. Im Oſten dieſer vier Ströme beginnt mit der Manaſa das Quellgebiet des Brahmaputra, weſtlich mit dem Satadru (Setledſch) das Stromgebiet des Indus. Zwiſchen dieſen beiden Stromgebieten iſt Indien eingeſchloſſen, und im Norden deſſelben erſtreckt ſich der Himalaya in einer Länge von 1800 (engl. Meilen und in einer durchſchnittlichen Breite von 90 Meilen. Die dreifache Abſtufung des Himalayagebirges, die wir eben erwähnt haben, bedingt drei übereinander liegende klimatiſche Abſtufungen, von denen die höchſte von 16,000 bis 10000 Fuß über der Meeresfläche liegt, die zweite von 10000 bis 4000 Fuß, die niederſte endlich von 4000 Fuß bis auf die Ebene herab. Jede dieſer Abſtufungen hat durchſchnittlich eine Breite von 30 Meilen. Die oberſte Region bewohnen die Bhetiyas, die in verſchiedene Zweige zerfallen, als Rongpo, Siena, Serpa u. ſ. w. In die zweite Abſtufung theilen ſich verſchiedene Völker. Innerhalb des Stromgebiets des Brahmaputra begegnen wir den Miſchnis, Bors, Abors, Khas u. a. Das Stromgebiet der Tiſta iſt das Vaterland der Dſong-Mere, Chepa oder Lepcha. An der Koſi wohnen die Kiranties und Limbus, zwiſchen der Koſi und Gandaki die Sancars, Gurungs, Magars. So vertheilt Hodgſon dieſe Völkerſchaften, bemerkt aber dabei ausdrücklich, daß es bei der wandernden Lebensart dieſer Stämme ſchwer ſey ihre Wohnplätze feſt zu beſtimmen, und daß man oft unvermuthet Theile derſelben an Orten träfe, die weit von ihrem eigentlichen Aufenthaltsorte entfernt ſind. In der niederſten Regien des Himalaya endlich findet man Namen wie Keech, Bodo, Dimal, Mecha, Kichak und mehrere andere. Dieſe Stämme haben ſich dann auch weiter gegen Süden in die ſumpfigen Ebenen verbreitet, die man das Tarai nennt.

Alle dieſe genannten Stämme gehören, ſo viel man bis jetzt ermitteln konnte, dem tibetiſchen Sprachſtamme an; bei einzelnen derſelben, wie den Limbus und Murmis, hat ſogar die Tradition noch Erinnerungen an Wohnſitze im Norden erhalten. Wann die Einwanderung ſtattgefunden habe, iſt ſchwer zu ſagen, einzelne Namen dieſer Völkerſchaften finden ſich ſchon im indiſchen Epos Mahabharata. Als ſicher läßt ſich bloß angeben, daß dieſe Trennung vor der Einführung des Buddhismus in Tibet (7 Jahrh. u. Z.) fallen müſſe, denn an den Ausdrücken, welche indiſche Civiliſation und Religion dorthin gebracht hat, nahmen dieſe Völkerſchaften keinen Antheil. Wenn man aber früher vermuthet hat, [1] die Sprachen dieſer Eingebornen möchten wohl mit den ſüdindiſchen verwandt ſeyn, ſo daß urſprünglich Indien nur von Völkern Eines Stammes bevölkert geweſen wäre, deren einzelne Glieder durch die ſanskritiſche Einwanderung nur zerſprengt worden ſeyen, ſo läßt ſich ſchon jetzt behaupten, daß dieſes nur unter gewiſſen Einſchränkungen wahr ſeyn könne.

---

[1] Die Arbeiten Hodgſons bilden eine Reihe von Artikeln in dem Journal der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen. Ein Reſumé findet man in dem eben erſchienenen Werke unſeres gelehrten Landsmannes Max Müller: Letter to Chevalier Bunsen, on the classification of the Turanian languages.

[1] So noch neuerdings Briggs im Journale der Londoner aſiatiſchen Geſellſchaft. (Vol. XIII. p. 275. 302.) An der letzten Stelle werden übrigens Berufungen auf competente Kenner der ſüdindiſchen Sprachen (Gilb. Reß) mitgetheilt, welche ſich beifällig über dieſe Sprachenheit geäußert haben. M. Müller erklärt ſich mit erheblichen Gründen dagegen a. a. O. p. 104.

Allerdings mögen im weiteren Sinne die ſüdindiſchen Sprachen zu demſelben Stamme gerechnet werden, aber ſie bilden dann immer eine Claſſe für ſich, denn an grammatiſcher Entwicklung ſind ſie den Völkern am Himalaya weit voraus, und dieſe grammatiſche Ausbildung muß ſich ſchon aus früher Zeit herſchreiben, denn ſie iſt der feſte Kern in allen ſüdindiſchen Sprachen, muß alſo ſchon älter ſeyn als die Trennung derſelben. Von einem ſo entwickelten Syſteme finden ſich aber in den Sprachen am Himalaya keine Spuren, und man darf es als eine Thatſache annehmen, daß bisher keine Sprache im Gebiete des Himalaya entdeckt werden ſey, die enge mit den ſüdindiſchen verbunden wäre, ſondern daß dieſe alle ihrem Baue nach an die tibetiſchen ſich anſchließen. Aber auch jenſeits des Himalaya erſtreckt ſich, wie die neueren Forſchungen gelehrt haben, das Gebiet der tibetiſchen Sprachen weiter als man geglaubt hatte; doch iſt nach Hodgſons eigenem Geſtändniſſe das für dieſe geſammelte Material weniger zuverläſſig als für die übrigen Sprachen. Tibet, das im Norden von dem Kurelungebirge, im Süden vom Himalayagebirge begränzt iſt, wird durch eine dritte hohe Kette getheilt, die Hodgſon „Nyenchhen-thangla" nennt. Sie bildet die Gränze zwiſchen Norden und Süden oder zwiſchen den nomadiſchen und civiliſirten Bewohnern von Tibet. Zwiſchen dieſer Kette und den nördlichen Gränzen Tibets wohnen drei Nomadenſtämme: die Horpa im Weſten, die Sokpa im Oſten, die Drokpa in den mittleren Gegenden. Die Horpa (Khor bei Ritter) reichen in die kleine Bucharei und Dſungarei hinüber, wo ſie Igur genannt werden. Die Sokpa erſtrecken ſich bis an den Kokonor, ihre Gegend heißt Sokyul. Nach den mitgetheilten Vocabularien gehören die Sokpas zu den Mongolen, die Horpas zu dem Bhotiyaſtamme. Die Sprache der Drokpa iſt noch nicht bekannt. Tibetiſche Sprachen erſtrecken ſich ferner von den Sokpas an der ganzen Gränzlinie von China entlang bis nach Yunan. Die allgemeine Bezeichnung für dieſe Völker bei den Chineſen iſt Sifan d. i. weſtliche Barbaren.

Aber nicht auf die Völker im Norden und Süden des Himalaya darf man den Stamm der Bhotiyaſprachen beſchränken, auch die Sprachen am Brahmaputra und ſelbſt das Burmaniſche gehören dazu. Man hat dieſe Sprachen gewöhnlich zu den Thaiſprachen geſtellt, von welchen unten die Rede ſeyn wird, dieſe aber haben ihre eigenthümlichen Abweichungen. Dieſen Zweig des Bhotiyaſprachſtammes hat man neuerdings den lohitiſchen genannt (von Lohita einem Namen des Brahmaputra). Nicht weniger als 17 ſolcher lohitiſcher Dialekte ſind bis jetzt bekannt, alle von bisher wenig genannten Völkerſchaften, unter denen die Karen durch ihre Bereitwilligkeit das Chriſtenthum anzunehmen am bekannteſten geworden ſind. Freilich iſt auf dieſem Felde auch noch viel zu thun. Der thätigſte Arbeiter auf demſelben iſt Robinſon, dem wir Wörterverzeichniſſe und kurze Abriſſe der Grammatik verdanken, letztere zeigen deutlich, daß der Bau in allen dieſen Sprachen ein und derſelbe iſt. Auch die Traditionen dieſer Völker, ſo weit ſie bis jetzt bekannt wurden, weiſen auf ihre Einwanderung vom Norden hin.

In ein Verwandtſchaftsverhältniß, aber nur entfernterer Art, darf man auch die Thaiſprachen zu dem tibetaniſchen Sprachſtamme ſtellen. Thai iſt der einheimiſche Name für Sinn, Thai-phaſa bezeichnet die Sprache der freien Männer. Dieſe Claſſe umfaßt außer dem Siameſiſchen noch die Sprache von Laos, dann Khamti, Ahom und Kaſſia. Dieſe Dialekte zeichnen ſich aus durch ihre große Uebereinſtimmung unter einander; neun Zehntheile, ſagt ein Kenner derſelben (N. Brown) ſind in allen dieſen Dialekten gleich, mit Ausnahme geringer Abweichungen in der Ausſprache. Einer dieſer Dialekte, der Ahomdialekt, iſt jetzt faſt erloſchen. Es war dieß die Sprache der ſiameſiſchen Eroberer der Provinz Aſſam, die zwar eigentlich Shyan heißen, von den beſiegten Aſſameſen aber Ahom (von ſkr. asama, d. i. ohne Gleichen) genannt wurden. Obwohl dieſe Siameſen noch jetzt einen nicht unbedeutenden Theil der aſſameſiſchen Bevölkerung ausmachen, ſo haben ſie doch faſt alle die Sprache und Religion der Bewohner von Aſſam angenommen, die indiſchen Urſprungs ſind und eine dem Bengaliſchen nahe verwandte Sprache ſprechen. Nur einige Prieſter verſtehen noch das Ahom, ſie haben neben der einheimiſchen Sprache auch ihre urſprüngliche Religion beibehalten. Die Sprache der Khamti iſt die Sprache des obern Iravadithales. Sie hat hauptſächlich zur Vermuthung Anlaß gegeben, als ſeyen die ſiameſiſchen Sprachen mit denen am Brahmaputra und namentlich mit dem Burmaniſchen nahe verwandt. Der Dialekt der Khamti hat allerdings eine große Anzahl burmaniſcher Wörter aufgenommen, aber dieſe Entlehnungen erweiſen ſich als neu und fehlen dem Siameſiſchen und dem Ahom, das mit dem Siameſiſchen nahe verwandt, wo nicht urſprünglich damit identiſch war. Die Sprache von Laos gehört der Provinz desſelben Namens an. Nur ein Wörterverzeichniß iſt bekannt gemacht. Das Gebiet der Kaſſiaſprache wird nördlich von Aſſam, ſüdlich von Silhet, weſtlich von den Garrobergen, öſtlich von Kaſias begränzt. Eine grammatiſche Skizze hat Robinſon geliefert. Es iſt bemerkenswerth, daß die Thaiſprachen eine Neigung zu haben ſcheinen, ſich gegen Norden auszudehnen, während umgekehrt der tibetiſche Sprachſtamm von Norden nach Süden wandert.

Wir kehren nun von dieſer Abſchweifung nach Indien zurück, und wenden uns von den Bewohnern des Himalaya zu den Eingebornen, die in den Gebirgen Nordindiens im Vindhya und von da ſüdwärts ihre Wohnſitze haben. Auf wie ſchwachen Füßen auch unſere Kenntniß der Sprachen des Himalaya in vielen Punkten noch ſtehen mag, von den Sprachen der ſüdlichen Gegenden dürfen wir ſie getroſt ſcheiden. Allerdings iſt die Sprache Südindiens und der an den ſüdindiſchen Sprachſtamm ſich anſchließenden Eingebornen durchweg vom ſanskritiſchen verſchieden, aber dem Baue nach ſind ſie weit entwickelter als die Sprachen des Himalaya, und erinnern in ihren Wendungen vielfach an das Türkiſche. Daß alle dieſe ſüdindiſchen Sprachen enge verſchwiſtert ſeyen, nicht nur in den Wurzeln ſondern auch in den Flexionen, iſt eine Thatſache, die feſtſteht; umfangreiche Vergleichungen von Ellis, Roſt, Stevenſon haben dieß erwieſen. Dagegen hat man ihnen neuerdings einige Reſte von Eingebornen, die man dem ſüdindiſchen Stamme ſchon zugezählt hatte, wieder entreißen und zu einer eigenen Sprachclaſſe ſtempeln wollen. Dieß iſt nämlich ein Theil der ſogenannten Kulis, unter welchem unbeſtimmten Namen, der in dem jetzigen Indien überhaupt jeden Laſtträger bezeichnet, die verſchiedenſten Völkerſchaften zuſammengefaßt werden. Einzelne Abtheilungen der Kulis, z. B. die von Rajmahal, gehören freilich mit den Gonds zu der ſüdindiſchen Sprachclaſſe, aber dasſelbe kann nicht von den Kulis von Singbhum, Sontal, Bhumidj und Mundala gelten,

deren Dialekte zwar unter ſich vielfache Verwandtſchaft zeigen, aber keine mit den ſüdlichen Indiern. Hodgſon ſieht allerdings die Verwandtſchaft aller Kulis mit dem ſüdindiſchen Sprachſtamme für eine ausgemachte Sache an, aber M. Müller hat ſich neuerdings dagegen erklärt — ſoweit wir nach den zugänglichen Hülfsmitteln beurtheilen können, mit Recht. Dagegen ſcheinen ſie mit dem Volke zu Einem Stamme zu gehören, welches ſich Ho, d. i. Menſchen nennt, und deſſen Hauptmaſſe in den unerforſchten Gebieten im Norden und Nordoſten Gondwanas wohnt. Ueber ſie und ihre Sprache hat Lieutenant Tickell Aufklärungen gegeben (im Journal der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen 1846). Müller will dieſe Sprachreſte unter dem Namen der Mundas zu einer Claſſe zuſammenfaſſen, und nimmt an daß ſie ein eben ſo vereinzelter Reſt eines Sprachſtammes ſeyen wie die Basken in Europa.

Hiernach beſchränkt ſich das Gebiet der ſüdindiſchen Sprachen auf den größten Theil Südindiens und die Sprachen der Vindhyavölker, der Khands und Gonds, die noch vor kurzem unbekannt waren, die aber jetzt entſchieden den ſüdindiſchen Sprachen angeſchloſſen werden dürfen. Vornehmlich an den Küſten hat ſich die ſanskritiſche Bevölkerung in Südindien feſtgeſetzt (wahrſcheinlich des Handels wegen), die Mahratta- und Konkanaſprache im Weſten, die Uriyáſprache (Sprache von Oriſſe) im Oſten geben Zeugniß dieſer frühern Coloniſationen. Die vorzüglichſten ſüdindiſchen Dialekte ſind Tuluva und Malayalan an der malabariſchen Küſte bis zum Cap Comorin, von da aufwärts erſtreckt ſich an der Oſtküſte das Tamil oder Tamuliſche bis Coimbatos; doch iſt dieſe Sprache eine Art lingua franca in Südindien geworden, ganz ſo wie das Hinduſtani in Nordindien. Wo das Tamuliſche aufhört, beginnt das Gebiet der Teluguſprache (Telinga), die ſich bis an das Gondgebiet erſtreckt. Den centralen Theil des Landes, im Oſten der Tuluva, im Weſten der Telingaſprache nimmt das Gebiet der Karnataſprache ein. Außerdem ſprechen mehrere kleinere Völkerſchaften, z. B. die Todas auf dem Nilagiri ihre eigenen Sprachen. Zur Erforſchung der ſüdindiſchen Sprachen beſitzen wir weit mehr Hülfsmittel als für die Sprachen des Himalaya. Eine ziemlich ausgedehnte Literatur hat ſich in jeder einzelnen der genannten Sprachen entwickelt, und einheimiſche Grammatiker haben bereits ihr Weſen zu ergründen geſucht. Außer den grammatiſchen Formen haben ſie einen großen Theil des Wortſchatzes mit einander gemein, aus dem Sanskrit aber iſt ein ſo großer Theil der Wörter herübergenommen worden, daß dieſelben als fremdes Sprachgut gar nicht mehr gefühlt werden. Dieſe herübergenommenen Wörter erſcheinen in doppelter Geſtalt, und die eingebornen Grammatiker unterſcheiden daher zwiſchen ähnlichen (tatsama) und unähnlichen (tadbhav-) Wörtern. Unter den erſtern verſteht man ſolche Wörter, die als ſanskritiſche gleich kenntlich ſind; unter den zweiten ſolche, die unkenntlich geworden ſind. Zur Unkenntlichkeit ſolcher Wörter trägt vielfach bei, daß ſie nicht direct aus dem Sanskrit, ſondern erſt aus den davon abgeleiteten Sprachen herübergenommen worden ſind. Daß übrigens dieſe ſüdindiſchen Völker ihre Bildung ganz den Nordindiern zu verdanken haben, iſt bereits oben bemerkt worden.

Ueberblicken wir nun einmal die Ergebniſſe dieſer Forſchungen für die Stellung der Ureinwohner Indiens, ſo werden wir folgendes als feſtgeſtellt betrachten dürfen. Wir erhalten für dieſe Bevölkerung zwei Sprachſtämme, deren einer ſeine Verbreitung im Norden Indiens hat in den Thälern des Himalaya und am Fuße desſelben. Sein Vaterland iſt nördlich vom Himalaya zu ſuchen, über den dieſe Völkerſchaften nach Indien herabgeſtiegen ſind, zum Theil wohl erſt in hiſtoriſchen Zeiten. Er hat aber ſeine Völker noch weiter gegen Süden verpflanzt, er iſt nicht nur in Indien ſelbſt über den Himalaya hinausgedrungen, ſondern hat ſich ſüdöſtlich von Brahmaputra und nach Burma verbreitet, und die Sprachen dieſer ſüdlichen Colonie müſſen als ein eigener Zweig des tibetiſchen Sprachſtammes, als die lohitiſchen Sprachen, zuſammengefaßt werden. In weiterer Verwandtſchaft mag der benachbarte Stamm der Thaiſprachen ihnen angehören, deren eigentlicher Urſprung aber erſt künftigen Forſchern zu entdecken bleibt. Im eigentlichen Indien ſelbſt begegnen wir zwei Sprachſtämmen, von denen der eine, der Stamm der Mundas, ziemlich vereinzelt ſteht und nur wenige nicht bedeutende Völkerſchaften in ſeinen Kreis zählen kann, wogegen der ſüdindiſche Sprachſtamm in weiter Ausdehnung und reicher Entwicklung vor uns liegt.

Man iſt aber bereits weiter gegangen. Man hat ſich nicht begnügt dieſe Thatſachen auszuſprechen, ſondern auch nach einer Verknüpfung aller dieſer Völkerſchaften unter ſich geſucht. Man hat alle dieſe Sprachſtämme unter den turaniſchen Sprachſtamm eingeordnet, und zwar nicht bloß darunter einen unbeſtimmten Namen verſtanden, mit dem man ſolche Sprachen bezeichnet, die ſich nicht unter die uns bekannten Sprachſtämme der indogermaniſchen und ſemitiſchen einordnen laſſen, ſondern man hat einen beſtimmten Begriff damit zu verbinden geſucht. Wie die tatariſchen und finniſchen Sprachen im Norden Europa's in verſchiedene Sprachfamilien zerlegt worden ſind, die je nach ihrer größern oder geringeren Entwicklung ſich mehr oder minder von einander ſcheiden, darum aber doch als einer und derſelben Sprachclaſſe angehörig betrachtet werden: ſo hat man auch alle die oben abgehandelten Stämme als verſchiedene Familien eines und desſelben Sprachſtammes zuſammenfaſſen wollen, die in unvordenklichen Zeiten Ein Volk geweſen, das nach und nach ſich zerſtreut, unter verſchiedenen Himmelsſtrichen verſchieden ſich ausgebildet habe. So wären denn in letzter Inſtanz die Bewohner des Himalaya und von Tibet nicht bloß mit den Burmanen und Siameſen, ſondern vielleicht auch mit den Malayen und ſelbſt mit den Südindiern verwandt, und die letzt genannten Sprachen würden mit ihrem fortgeſchrittenen grammatiſchen Baue den einſylbigen Sprachen gegenüber dieſelbe Stellung einnehmen, wie in den nördlichen Sprachen das Türkiſche gegenüber dem Chineſiſchen.

Sollte ſich dieſe Anſicht bewähren, ſo wäre damit freilich eine Verwandtſchaft aller dieſer Sprachen unter einander erwieſen, aber immer noch nicht, daß ſie zu der turaniſchen Sprachfamilie gehören. Mit dem Namen turaniſch bezeichnet man nach dem Vorgange der Perſer die Länder, die im Norden von Perſien liegen, alſo die Bewohner der Steppen im Norden Aſiens, und man kann dann dieſen Namen auch auf die in Europa lebenden ſprachverwandten

[1] Die genaueren Sprachgränzen vergl. man in Laſſen: Indiſche Alterthumskunde I, p. 380 flg. und in einer Abhandlung von Perſy on the geographical distribution of the principal languages of India im Journal der Bombayer aſiatiſchen Geſellſchaft. Junius 1853.

Geſchlechter dieſer Völkerſchaften ausdehnen. M. Müller in ſeinem oben angeführten Werke geht nun noch weiter. Er will alle die oben beſprochenen Sprachen unter dem Namen „ſüdturaniſch“ den obigen nordturaniſchen entgegenſetzen und Parallelen in der Entwicklungsgeſchichte dieſer nord- und ſüdturaniſchen Völker finden. Dieſer Verſuch ſcheint uns noch etwas zu früh, denn wir müſſen nicht nur, bevor ein ſolcher Verſuch gelingen könnte, unſere Kenntniß aller dieſer Sprachen ſehr erweitern, ſondern die Sprachkunde muß theilweiſe auch noch die Geſetze erſt entdecken, nach welchen dieſe Sprachen verglichen werden müſſen, da die für unſere Sprachfamilie geltenden für dieſen Zweck nicht ausreichen. Aber ein Anfang zur Erforſchung und Claſſification dieſer Sprachen iſt bereits gemacht, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Aufgabe endlich gelöst und dadurch ein Licht verbreitet werden wird über einen für die Sprachkunde und Ethnographie gleich wichtigen Gegenſtand.

Bemerkungen über die Chineſen von Pinang.

(Nach dem „Journal of the Indian Archipelago.“)

(Schluß.)

Die Kongſes und Hoes. Die Chineſen von Pinang kann man in zwei Claſſen theilen, die Macao und Tſchintſchen. Unter den erſteren ſind die Kehs und Ahya's begriffen. Die letzteren ſind aus Fuhkien und den nordweſtlichen Provinzen. Die Kehlangs und Ahyas kommen aus der Provinz Quangtung an den Gränzen von Fuhkien. Die erſteren gehören faſt alle in die Stadt Kiaying und ihre Umgebungen. Die letztern ſind aus Tſchan-tſchaufu und den benachbarten Städten.

Die Macao theilen ſich in ſieben große Kongſes, d. h. Freundesgeſellſchaften oder Clubs, nämlich: — Sin Neng, Hiong Schan, Tſchen Sang, Ku Yin Tſchen, Tſchong-Far, Win Tai Kwan, und in ſieben kleinere Kongſes: — Nam Hoi, Sen Tak, Pe Ngwi, San Wi, San Oen, Hok San, Howi Peng.

Dieſe Clubs müſſen von den Hoes oder Dreieinigkeitsgeſellſchaften unterſchieden werden, von denen ſie weſentlich abweichen, obſchon die Europäer ſie mit einander verwechſeln. Kongſes werden aus Männern von derſelben Stadt, demſelben Dorf oder demſelben Bezirk gebildet, und andere Leute werden nicht zugelaſſen. Die obigen Titel ſind die Namen gewiſſer Localitäten in der Provinz Quang-tung. Die ſieben erſten Clubs haben Häuſer mit Zimmern für ihre Kranken und Armen, die hier Koſt und Wohnung erhalten und nach ihrem Tod auf Koſten des Kongſe beerdigt werden. Sie haben weder geheime Eide noch Erkennungszeichen. Jedes Mitglied ſubſcribirt nach Maßgabe ſeiner Mittel. Eine gewiſſe Anzahl wird jährlich als Güterpfleger erwählt, um Subſcriptionen und die Zinſe von Häuſern, welche etwa dem Club vermacht werden, einzuſammeln. Einer wird zum Präſidenten für das Jahr ernannt, und in ſeine Hände bezahlen die Güterpfleger die eingeſammelten Gelder: er heißt der Lu-tſchu. Am Wahltag verſammeln ſich die Mitglieder des Kongſe im Kongſehaus, und der Name jedes Mannes wird auf ein abgeſondertes Stückchen Papier geſchrieben, welches man feſt aufrollt und in eine Büchſe legt. Ein paar Looſe von der oben beſchriebenen Art werden vor dem Tokong und zwar, wenn ſie mit einer flachen und einer convexen Seite auffallen, dreimal hinter einander in die Luft geworfen, eines der Papiere wird entrollt, und der Mann, deſſen Name zum Vorſchein kommt, wird der Lu-tſchu für das folgende Jahr. Auf dieſelbe Art werden die Güterpfleger oder Towkays gewählt. Nach beendigter Wahl wird das Bild der Schutzgottheit des betreffenden Kongſe aus dem Haus des Ex-Lu-tſchu in das Haus des neuen Oberhauptes gebracht, wo es 12 Monate bleibt. Die Fortführung des Bildes geht mit einer großen Proceſſion von ſtatten, alle Mitglieder ziehen in koſtbaren Gewändern hinter dem Bilde her, das auf einer Art von Seſſel geführt wird, und Kulis tragen Fahnen und Symbole. Am Abend wird das Publicum mit einem Wayang regalirt, und wenn es zufällig ein reicher Club iſt, ſo wiederholt ſich das mehrere Nächte. Die einzige religiöſe Ceremonie, welche dieſe Clubs einhalten, iſt die Anbetung der Todten einmal im Jahr, die Ceremonie gleicht derjenigen, welche einzelne Perſonen für ſich aufführen. Ein Fremder könnte glauben, die ganze Geſchichte werde bloß des Schmauſes wegen veranſtaltet. In der Nacht vor der Feier des obigen Feſtes werden Ferkel, Enten und ſonſtiges Geflügel geſchlachtet und gekocht, und eine Muſikbande ſpielt mehrere Stunden lang vor dem Kongſehauſe. Früh am Morgen wird die Speiſe mit Arak und andern Getränken nach dem Begräbnißplatz geſchickt, und die Mitglieder folgen; nach beendigter Ceremonie eſſen, trinken und ſpielen ſie. Bei einigen Veranlaſſungen, wenn verſchiedene Kongſe's zuſammentreffen, entſteht oft Streit und die Schläge fallen hageldicht. Am dritten Monat dieſes Jahrs bekamen der Sin Neng Kongſe und der Hye San Hoe in Poh Streit mit einander, es wurden mehrere Männer gefährlich verwundet, viel Eigenthum zerſtört, und die beiden Clubs verwickelten ſich in einen Proceß, welcher jetzt, ſechs Monate nach dem Streit, noch nicht beendet iſt. Auf beiden Seiten wurde große Bosheit entwickelt: einem Mann von Hye San wurde eine ſehr bedeutende Geldſumme geraubt, und einem Mann vom Sin Neng wurden mehrere ausgewachſene Bäume zerſtört.

Die Tſchin-tſcheu-Männer theilen ſich nicht auf dieſe Art, aber jeder Seh oder Stamm hat ſeinen eigenen Club, welcher genau ebenſo wie die Macao-Clubs gehalten wird. Der einzige Unterſchied beſteht darin, daß der Tſchin-tſcheu-Club Macao-Männer von demſelben Stamme aufnimmt, während die letzteren ausſchließlicher zu Werke gehen und keinen Fremden zulaſſen. Es gibt ſehr viele Tſchin-tſcheu-Kongſes, die hauptſächlichſten ſind: Long Sah Tong, geſtiftet von dem Seh Li; Leong San Tong, von dem Seh Khu; Neu Leong Tong, von dem Seh Tan; Poe Su Tong, von dem Seh Tſcheah.

Die Chineſen, die auf dem Land geboren ſind, haben einen Club, genannt Sip Schi Siah, ſie wählen 12 Towkays oder Güterverwalter.

Außer dieſen Kongſes gibt es fünf Hoes oder Dreieinigkeitsgeſellſchaften, nämlich: Schi Hin, Ho Senz, Hye San, Tſchintſchin (oder Ring) To-pe-kong. Die zwei erſteren nähern ſich mehr der berühmten Dreieinigkeitsgeſellſchaft von China, als die drei letztern. Der Schi Hin Hoe entſpricht dem Tien Teh Hoe oder der Himmel- und Erde-Brüderſchaft. Das Wort Tien Teh wird auch als Name für die Gottheit gebraucht.

Die drei letzteren ſind in Pinang gebildet worden und unterſcheiden ſich nur wenig von den andern. Alle fünf können als eine einzige betrachtet werden, nur daß ſie verſchiedene Namen und abgeſonderte Regeln für innere Verwaltung haben; obſchon einige Zeichen verſchieden ſind, ſind ſie doch allen Hoes bekannt.

Die Trennung wurde augenſcheinlich aus Gründen der Convenienz von jedem Stamme veranſtaltet, wenn wir aus der offenbaren Ausſchließlichkeit jedes einzelnen einen Schluß ziehen dürfen.

Der Schi Hin beſteht hauptſächlich aus Macao-Männern, obſchon er Allgemeinheit auf ihrem Schilde führt.

Ho Seng läßt alle Claſſen zu, und ſogar Malayen, Portugieſen, Klings und Jawi Pukans gehören ihr an.

Hye San beſteht aus Keh Langs.

To-pe-kong beinahe aus allen Babas und Tſchin-ſchens.

Tſchintſchin beſteht aus Tſchin-tſchens und allen Claſſen.

Der Schi Hin ſoll ungefähr 15,000 Mitglieder in Pinang und der Provinz Wellesley zählen, aber man darf dieſe Zahl nicht als zuverläſſig annehmen, da die Angaben mehrerer Mitglieder der Hoe von 1 — 20,000 variiren. Ho Senz von 3 — 5000, Tſchintſchin 2 — 3000, To-pe-kong 3 — 4000, Hye San 1—2000. Frauenzimmer werden nicht aufgenommen.

Ein ſehr intelligenter Malayen-Hadſchi, der in der proteſtantiſchen Freiſchule erzogen wurde und ſeiner Zeit als hervorragendes Mitglied verſchiedener Hoes wohl bekannt war, theilte mir folgende Einzelheiten in Betreff ſeiner Einweihung, des Zweckes und der Einrichtung der Geſellſchaft, zu welcher er gehörte, mit. Während er mir ſeine Geſchichte erzählte, fragte ich, ob er ſich nicht ſcheue die Geheimniſſe zu veröffentlichen, nachdem er einen Eid der Treue abgelegt habe. Er antwortete: Nein, als Mohammedaner betrachte er einen chineſiſchen Eid nicht als bindend, er habe ihn nicht auf den Koran geſchworen, und deßhalb bekümmere er ſich nichts darum. Er habe ſeit 3 oder 4 Jahren die Bruderſchaft verlaſſen, weil ſein Oberprieſter es für religionswidrig halte ihr anzugehören, und er habe damals ſeine frühere Bosheit dadurch gebüßt, daß er häufig die Moſchee beſucht und unbedingt den Befehlen des Korans gehorcht habe. Ich kann die Wahrheit ſeiner Mittheilungen nicht verbürgen, gebe ſie aber wörtlich. Die unten folgende Angabe des Punghulu beſtätigt die Geſchichte in einigen Punkten und bezeichnet den Hadſchi als einen Haupteingeweihten in der Nacht ſeiner Aufnahme.

Wer in einen Hoe zu treten wünſcht, äußert ſeine Abſichten gegen eines der Mitglieder, das mit dem Vorſtand oder Thu Ah Ku darüber ſpricht, der ſofort ſeinen Namen in ein Buch einträgt. Wenn eine genügende Anzahl einzutreten wünſcht, ſo wird die Nacht für die Einweihung feſtgeſetzt. Wenn die Nacht kommt, verſammeln ſich die Mitglieder des Hoe im Hauptzimmer des Hauſes, und die Candidaten werden in ein anſtoßendes Zimmer geführt, jeder bezahlt 25 Cents, und ſein Name wird in die Bücher des Hoe eingetragen. An der Thüre, welche in die Halle führt, ſtehen zwei Männer, mit Schwertern bewaffnet und in reichen ſeidenen Gewanden, auf welche verſchiedene Figuren, Drachen, Vögel u. ſ. w. eingeſtickt ſind. Hier erhalten die Candidaten jeder ein halb Dutzend brennende Joßſtäbe. Sie treten hierauf paarweiſe bis zur Thüre vor, den rechten Arm bloß, und wenn ſie Chineſen ſind, ihre Zöpfe geöffnet. Sie dürfen nicht aufrecht ſtehen, ſondern müſſen in gebückter Haltung voranſchreiten. Wenn ſie an die Thüre kommen, richten die Wächter folgende Frage an ſie:

F. Was bezweckſt du durch deinen Eintritt in den Hoe?

A. Ich wünſche dein Bruder zu werden.

F. Wer hieß dich kommen?

A. Ich kam aus eigenem Antrieb, Niemand forderte mich dazu auf.

F. Warum hältſt du dieſe Joßſtöcke?

A. Ich wünſche zu beten und vor dem Hoe zu ſchwören, daß ich allen ſeinen Befehlen gehorchen will.

Die Candidaten erhalten ſodann Erlaubniß in die Halle zu treten, in welcher vor dem Tokong ein gedeckter Tiſch mit Eſſwaaren ſteht. Ein Prieſter oder wenigſtens ein Mann, der einen ſolchen vorſtellt, ſteht zur Linken. Der Thu Aha Ku ſteht zur Rechten.

Der zweite Grad, genannt Ji-ko, ſitzt auf Stühlen zur Rechten, der dritte Grad oder Sam-ko zur Linken. Der vierte Grad oder die gewöhnlichen Mitglieder, genannt Brüder, ſtehen auf beiden Seiten und vorn.

Die Candidaten werden ſodann an den obern Theil des Tiſches geführt und aufgefordert ihre Andacht zu verrichten. Dieß geſchieht dadurch, daß ſie ſich drei oder viermal verbeugen und beide Hände mit den Joßſtäben über ihre Köpfe emporhalten. Jeder Candidat verſpricht alle Befehle des Hoe genau zu befolgen und niemanden zu enthüllen, was er ſehen oder hören werde. Der Prieſter nimmt ſodann ein großes Buch und ſagt: „Du kommſt unaufgefordert hieher und wünſcheſt ein Bruder zu werden, und du haſt vor Gott geſchworen, daß du alle Befehle pünktlich erfüllen und nichts verrathen wolleſt, was du heute Nacht ſiehſt oder hörſt?“ Alle Candidaten antworten: Ja. Der Prieſter ſagt hierauf: „Ich will jetzt die Regeln dieſes Hoe vorleſen.

„Du ſollſt das, was bei unſern Zuſammenkünften vorgeht, niemanden außer einem Bruder enthüllen.

„Du ſollſt einen Bruder nicht betrügen oder beſtehlen. Du ſollſt das Weib, die Tochter oder eine Verwandte eines Bruders nicht verführen.

„Du ſollſt ſeinem Ruf keinen Schaden thun und auf keinerlei Weiſe ſeinen Seelenfrieden ſtören. Wenn du eine dieſer Regeln verletzeſt, ſo mußt du vor den Hoe kommen, um beſtraft zu werden, und du darfſt unter keinen Umſtänden zur Polizei oder zum höchſten Gericht gehen. Der Hoe hat die Macht dich zu ſtürzen oder dir jede andere Strafe aufzuerlegen, die ihm beliebt.

„Wenn du irgend ein ſchweres Verbrechen, als Mord, Raub u. ſ. w. begehſt, ſo wollen wir nichts mit dir zu thun haben. Du wirſt aus dem Hoe entlaſſen werden, und kein Bruder wird dich in ſein Haus aufnehmen.

„Wenn ein Bruder das ſchwerſte Verbrechen begeht, ſo mußt du nicht gegen ihn klagen, aber zu gleicher Zeit darfſt du den Juſtizbeamten nichts in den Weg legen, wenn ſie ihn verhaften wollen.

„Wenn ein verbrecheriſcher Bruder von der Polizei ergriffen wird, ſo darfſt du nicht zu ſeiner Befreiung mithelfen. Aber ſollte der Bruder unſchuldig ſeyn, ſo mußt du dir alle Mühe geben, um ihn zu befreien.

„Wenn du einen Bruder ein Signal machen ſiehſt, ſo iſt es deine Pflicht es zu beantworten. Thut er es, weil er eines Beiſtandes bedarf, ſo mußt du ihn gewähren (es exiſtiren noch viele andere Regeln, aber der Hadſchi hatte ſie vergeſſen).

„Folgende Zeichen, die man dir zeigen wird, dürfen nicht verrathen werden:

„Wenn du in Gefahr ſtehſt auf der Straße angefallen zu werden, ſo rolle den rechten Aermel oder den rechten Theil der Hoſen auf, oder halte den rechten Arm mit ausgeſpreizten Fingern über den Kopf.

„Wickle deinen Zopf um den Kopf und ſtecke das Ende über dem rechten Ohr ein oder auf den Rücken, indem du die Quaſte hinabhängen läßeſt.

„Wenn du mit einem Mann einen Handel machſt und herauszufinden wünſcheſt, ob er ein Bruder iſt, ſo ſtoße den Artikel, um welchen du handelſt, mit dem Rücken deiner Hand, wenn du mit dem Preis nicht einverſtanden biſt, wenn du es aber biſt, ſo ergreife ihn mit drei Fingern der rechten Hand.

„Wenn du den Thu-ah-ku grüßeſt, ſo mußt du ſeinen Finger mit dem deinigen berühren. Bei einem Ji-ko und Sam-ko berühre den erſten Finger ſeiner Hand mit deinem Daumen.

„Wenn du einem Bruder oder einem Mitglied des vierten Grades die Hand ſchüttelſt, ſo lege deinen Daumen auf den Rücken ſeiner Hand und deinen erſten Finger ſeiner flachen Hand entlang.

„Wenn du beim Eintritt in ein Haus gekannt zu werden wünſcheſt, ſo ſetze deinen rechten Fuß zuerſt über die Schwelle und ſchaue auf.“

Ein Halstuch, das um den Nacken gelegt und vorn mit zwei Knoten gebunden wird, während man die Enden herabhängen läßt, bezeichnet ein Mitglied des Schi Hin. Dſchonken haben bei der Begegnung zur See eine beſondere Art ihre Segel und Flaggen zu halten, wenn ſie zeigen wollen welchem Hoë ſie angehören.

Nachdem alle Zeichen und Signale aufgeführt ſind, deren Zahl ſo groß iſt, daß kein Menſch ſich ihrer erinnern kann, ſticht ſich jedes Mitglied in den Mittelfinger der Hand und läßt ein wenig Blut in eine Bowle Arak tropfen, und jeder Candidat iſt genöthigt dasſelbe zu thun. Hierauf trinkt jedes anweſende Mitglied aus der Bowle, und die Candidaten werden als Brüder begrüßt.

Jeder neu eingeweihte Bruder bezahlt jetzt einen Dollar und 10 Cents, bekommt ein Siegel oder eine Marke auf Seide oder Papier und iſt ſodann zu allen Privilegien der Brüderſchaft berechtigt.

Der Schi Hin und Ho Seng ſind in ihren Zeichen ſo ziemlich gleich.

Um ſich als Mitglied des To-pe-Kong zu zeigen, zieht man die rechte Hand über den Mund, und wenn man bei einem Straßenlärm Hülfe bedarf, ſo hält man den rechten Arm mit geſchloſſener Hand empor und richtet den Daumen aufwärts. Wenn man etwas ablehnt, ſo ſchiebt man es mit der offenen Hand hinweg.

Mehrere Monate, nachdem ich die Geſchichte des Hadſchi gehört, war ich auf Beſuch bei einem der Polizei-Tannahs auf dem Lande, und da man mir einmal geſagt hatte, daß alle mohammedaniſchen männlichen Einwohner des Dorfes in den Ho Seng Hoë eingetreten ſeyen, ſo ergriff ich die Gelegenheit, den Punghulu, einen ſehr reſpectabeln Mann, den Sohn eines Hadſchi, Namens Hadſchi Bruni, der ſelbſt aus Borneo gebürtig war, auszufragen. Dieſer Mann hinterließ einiges Eigenthum und eine große Familie, die ſehr einflußreich iſt. Der Punghulu geſtand ohne alles Bedenken, es ſey ganz wahr, daß vor zwei oder drei Jahren alle mohammedaniſchen männlichen Einwohner und er ſelbſt unter ihnen in den Ho Seng eingetreten ſeyen.

Sobald Abdul Gunny, der Prieſter, davon hörte, verfügte er ſich an den Ort und ließ alle zuſammenkommen. Er erklärte ihnen, daß ſie durch ihre Verbindungen mit den Heiden „Kafirs“ geworden ſeyen, und daß er, wofern ſie nicht widerrufen, die Moſchee ſchließen, den fungirenden Prieſter von dem Dorf wegnehmen und ſie alle zuſammen excommuniciren werde. Auf dieſes hin entſagten ſie augenblicklich dem Hoë und wurden durch die üblichen Ceremonien wieder in den Islam aufgenommen.

Folgendes iſt die Erzählung des Punghulu von ſeiner Einweihung. Er ſagte jedoch, es ſey ſchon ſo lange her, und da er ſeitdem bei keinem Hoë geweſen ſey, ſo könne er keinen ausführlichen Bericht über die Verhandlung oder den Eid, die Zeichen ꝛc. liefern. „Mit 200 oder noch mehr Malayen ließ ich mich überreden in den Ho Seng Hoë zu treten. In der Nacht unſerer Einweihung verſammelten wir uns auf der Pflanzung des Vorſtehers dieſes Hoë im Dorfe. Ein eigener Schuppen wurde beleuchtet und ein mit Speiſen bedeckter Tiſch vor einem Gemälde aufgeſtellt. Zwei Männer mit entblößten Schwertern ſtanden am Eingang des Schuppens und hielten dieſelben in Geſtalt eines Triangels über ihren Köpfen empor, worauf jeder Candidat darunter hindurchzugehen hatte; ſodann mußten wir ſchwören, daß wir keines der Geheimniſſe oder Zeichen, die man uns mittheilen würde, verrathen wollten. Ich erinnere mich nur noch ſo viel, daß wir einander Brüder nennen mußten.

„Wir ſollten dem Weib, der Tochter oder irgend einer andern Verwandten oder Freundin eines Bruders nichts zu Leide thun.

„Wenn gegen einen Bruder eine falſche Anklage erhoben würde, ſo ſollten wir uns alle Mühe geben ihn zu befreien. Aber wenn ein Bruder auf den Grund einer wahren Anklage verhaftet ſey, ſo ſolle man dem Geſetz ſeinen Lauf laſſen.

„Bei einem Tumult und wenn man Hülfe bedürfe, ſollte man den rechten Arm erheben oder den rechten Aermel, oder eine Seite der Hoſen aufrollen.

„Wenn du einem Mann Thee vorſetzeſt, ſo ſtelle drei Taſſen in Eine Reihe; wählt er die mittlere Taſſe, ſo iſt er ein Mitglied des Ho Seng.“

Die Einweihungsceremonie wurde in chineſiſcher Sprache veranſtaltet, welche der Punghulu nicht verſtand, aber der Hadſchi machte den Dolmetſch und legte die Befehle und Zeichen aus. — Der von dem Punghulu angeführte Hadſchi war, wie ich oben geſagt habe, mein Gewährsmann.

Als ich dem Vorſtand des Ho Seng meinen Beſuch abſtattete, ſpielte ich auch darauf an, daß er die Malayen in ſeinen Hoë zugelaſſen habe, und dieſe hernach wieder ausgetreten ſeyen. Er

läugnete ihre Aufnahme in den Hoe, ſagte aber, ſie hätten bloß einen Club gebildet, um einander gegen die anliegenden Dörfer beizuſtehen. Dieß behauptete er natürlich bloß, um den Punghulu, welcher anweſend war, von ſeiner Fährte abzubringen. Wäre es bloß ein localer Club geweſen, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß der Hadſchi eilf Meilen weit von der Stadt gegangen wäre, um der Ceremonie anzuwohnen.

Die Hoes haben zwei große Tage im Jahr, nämlich im dritten Monat, wenn ſie die Todten verehren, und im ſiebenten Monat, wenn ſie die böſen Geiſter verehren. Im letztern verſammeln ſie ſich in der Stadt und haben ein großes Mahl. Ich habe dieſe Verſammlungen beſucht, und einmal waren wenigſtens 3000 Mitglieder des Schi Hin im Kongſe-Haus und in der anliegenden Straße zugegen. Die Zuſammenkünfte ſind nicht feſtgeſetzt, ſondern wenn ein Verbrecher vor Gericht geſtellt werden ſoll, wird es den Mitgliedern des Hoe angezeigt, daß ſie ſich zu verſammeln haben. Wird der Verbrecher ſchuldig erklärt, ſo wird er geſtäupt, um Geld gebüßt, ausgeſtoßen oder auf irgend eine Art, welche den Vorſtänden geeignet erſcheint, beſtraft.

Ein Conſtabler wurde einmal, als er ſeine Rundgänge machte, beim Vorbeigehen an dem Schi Hin Kongſe-Haus durch ein Geſchrei aufmerkſam, das aus dem Gebäude kam, und zu gleicher Zeit ſtürzte ein Mann heraus, den andere verfolgten. Da die Polizei die Thüre offen fand, ſo ging ſie hinein und nahm die Vorſtände feſt, die eben in feierlichem Conclave beiſammen ſaßen, und führte ſie aufs Polizeiamt, wohin der Verfolgte und der Verfolger ebenfalls gebracht wurden. Dem erſtern war ſeine Hand aufgehauen, und man ſah mehrere Wunden an ſeinem Leib. Er erklärte, die Vorſtände haben mit dem Anfall auf ihn nichts zu ſchaffen gehabt, aber ſeine Verfolger ſeyen böſe Menſchen und gegen den Befehl des Oberhauptes über ihn hergefallen; er gab auch zu, daß er wegen eines Vergehens vor dem Hoe geſtanden habe. Es unterlag keinem Zweifel, daß der Hoe Befehl gegeben hatte ihn auszupeitſchen, und daß es ihm gelungen war, am Thürhüter vorbei ſeinen Weg zu erzwingen. Beweiſe konnten nicht beigebracht werden und ſo wurden das Oberhaupt und die Beamten auf freien Faß geſetzt.

Der einflußreichſte Mann im Schi Hin, der bei der oben genannten Gelegenheit verhaftet wurde, iſt ein in Bengalen geborner Chineſe und Uhrmacher von Profeſſion. Er wohnt ſchon ſeit 50 oder 60 Jahren auf der Inſel, und zeichnet ſich durch ſein wohlwollendes Herz aus. Er hat ein kleines Spital für Ausſätzige und arme Geſchöpfe, die an andern Krankheiten darniederliegen, und gewöhnlich ſind 15 oder 20 Patienten zu gleicher Zeit darin. Er verſchenkt eine Menge Geld für wohlthätige Zwecke und begräbt alle Armen, die keinem Hoe oder Kongſe angehört oder ihre Beiträge zu dieſen Inſtitutionen nicht bezahlt haben; er hält zu dieſem Zweck eine Anzahl roh gearbeiteter Särge vorräthig. Er beſitzt einen wunderbaren Einfluß auf ſeine Leute. Bei einem ihrer Feſte ging ich ungefähr 10 Uhr Abends zu dem Hoe, und fand die Straße vor dem Haus vollgedrängt von eingeweihten Chineſen. Da ich eine Ruheſtörung fürchtete, ſchickte ich nach dieſem Mann, welcher Appu heißt, und ſagte zu ihm, er würde wohl thun die Leute ins Haus hineinzuſchicken und ſie ruhig zu erhalten. Er gab ihnen augenblicklich Befehl ſich zurückzuziehen und die Thore zu verſchließen. In fünf Minuten war die Straße wie ausgeſtorben, und ſtatt des Lärmens und Wirrwarrs, der ſo eben geherrſcht hatte, waltete die größte Stille vor. Er ſteht bei allen Claſſen in der höchſten Achtung. Er iſt täglich an ſeinem ſchwarzen Caſterhut zu erkennen, denn er iſt der einzige Chineſe, der einen ſolchen trägt.

Die Häupter aller Hoes ſind par renommée wohl bekannt. In den letzten drei oder vier Jahren hatten ſie auf ſehr freundſchaftlichem Fuß geſtanden, aber früher fanden einige verzweifelte Straßenſcandale ſtatt, wobei mancher ſein Leben laſſen mußte.

Der Urſprung dieſer Brüderſchaften wird von Mitgliedern der Pinanger Hoes alſo erklärt. „Vor einigen hundert Jahren war der Kaiſer von China dermaßen von ſeinen Feinden bedrängt, daß er an ſeinem Leben und ſeinem Reich verzweifelte. Als er hörte, daß hier 300 durch ihre Tapferkeit und Zauberkünſte berühmte Prieſter waren, rief er ſie um Hülfe an, die bereitwillig geleiſtet wurde; die Prieſter allein vernichteten alle Armeen, welche den Kaiſer bekämpften, und verhalfen ihm wieder zu ſeiner frühern Größe. Als er ſich von ſeinen Feinden befreit ſah, da ſetzte der treuloſe Monarch, ſtatt ſeinen Erlöſern dankbar zu ſeyn, den größten Argwohn gegen ſie. Vor einer Verſammlung ſeiner Miniſter erklärte er, daß die Prieſter, wenn ſie mächtig genug ſeyen um ſolche ungeheure Armeen zu überwältigen, ihre Waffen auch gegen ihn ſelbſt kehren könnten, und deßhalb würde es das Beſte ſeyn, ſie mit Liſt zu tödten. Er brachte es ſo weit, daß er ſie alle vertilgte, bis auf drei, die ſich in verſchiedenen Theilen des Landes niederließen, der eine in Quang-tung, der zweite in Fuhkien und der letzte im Norden. Sie ſammelten einige wenige Freunde um ſich und ſtifteten dieſe Clubs zu ihrem gegenſeitigen Schutz und mit dem Zweck, den Kaiſer und ſeine Dynaſtie zur Vergeltung ſeines Andenkens vom Throne zu ſtürzen. Ehe die drei Prieſter ſich trennten, verſtändigten ſie ſich über die Regeln und Zeichen der beabſichtigten Clubs.“ Dieß mag den Grund erklären, warum ſie trotz ihrer weiten Entfernung von einander im Ganzen doch dieſelbe Organiſation haben. In China iſt die Brüderſchaft immer gefürchtet worden, und wer im Verdacht ſteht Mitglied zu ſeyn, wird ſtreng beſtraft.

Man glaubt in Pinang, daß die Rebellen in China Mitglieder des Hoe ſeyen.

Obſchon dieſe Hoes öffentlich erklären, daß ſie einem Verbrecher keinen Beiſtand leiſten, ſo iſt es doch eine wohlbekannte Thatſache daß ſie dieß thun. Wenn ein Bruder ein Verbrechen begeht, ſo braucht er ſich bloß vor dem Hoe zu reinigen, und es fällt den Mitgliedern durchaus nicht ſchwer, ihn unſchuldig zu glauben. Sowohl Hoes als Kongſes ſtiften einiges Gute dadurch, daß ſie kleine Streitigkeiten ſchlichten und unbedeutende Vergehen beſtrafen, aber auch bei wichtigern Verbrechen führen ſie denſelben Grundſatz aus und nöthigen die Leute ſich ihrem Schiedsgericht zu unterwerfen. Ein höchſt auffallender Fall kam bei den Criminalſitzungen im Junius vergangenen Jahres vor, ein Fall, der einen deutlichen Beleg für die Art und Weiſe lieferte, wie man die Zwecke der Juſtiz vereitelt. Im dritten Monat verehrten die Mitglieder eines Kongſe die Todten auf dem Begräbnißplatze der Macao. Ein Bettler, der ſich ihr Mißfallen zugezogen hatte, wurde geſchlagen und ſtarb an den Folgen der erlittenen Mißhandlung. Einige Zunftbrüder des Verſtorbenen führten Klage bei der Polizei, die Thäter wurden verhaftet und eine Coroners Jury erkannte auf vorſätzlichen

Mord. Bei Eröffnung der Sitzungen war nicht Ein Zeuge zu finden. Dieſe Leute hatten ſich Jahre lang auf dem Begräbnißplatze aufgehalten und von der Mildthätigkeit der Beſucher gelebt, ſie waren zu arm, um die Inſel ohne fremde Hülfe verlaſſen zu können; deßhalb kann man annehmen, daß der Kongſe für ſie ihre Abreiſe bezahlte und ihre Ueberfahrtskoſten nach China beſtritt. Solche Fälle ſind nicht ungewöhnlich, denn bei allen Sitzungen muß man Proceſſe aus Mangel an Beweiſen fallen laſſen. Es liegt klar am Tag, daß die Brüderſchaft die Wurzel alles Uebels dahier iſt. Würde man ſie aufheben, ſo könnten die Chineſen unter den Einfluß unſerer Geſetze gebracht und veranlaßt werden ſie zu reſpectiren; aber gegenwärtig wird der Hoe als der einzige rechtmäßige Gerichtshof betrachtet, und Magiſtratsperſonen, Richter, Gerichtshöfe u. ſ. w. werden als bloße Maſchinen der Tyrannei angeſehen.

Opium. Die verderblichſte Gewohnheit, der ſich die Chineſen hingeben, iſt der Gebrauch des Opiums oder eines Präparats dieſes Arzneimittels, das ſie Tſchandu nennen. Folgendes iſt die Art, wie ſie es zum Rauchen zurecht machen. Zwei Opiumbeutel werden aufgeſchnitten und ihr Inhalt in eine eiſerne Pfanne geſchüttet, die man auf ein langſames Feuer ſetzt. Ein Mann rührt mit einem Stück Holz darin herum, bis das Ganze geſchmolzen iſt, dann wird es getheilt und in zwei Pfannen geſchüttet, dieſe werden über dem Feuer gedreht und erhitzt, bis alle Feuchtigkeit abſorbirt iſt; das Opium kann dann in Schnitten abgelöst werden. Die Haut, die von den Beuteln abgezogen werden iſt, wird in Waſſer geſotten, bis alles Opium ſich von ihr abgelöst hat, das Waſſer wird dann geſeiht und auf die Opiumſchnitten ausgegoſſen, welche in Pfannen gelegt werden. Jetzt werden Körbe in Bereitſchaft geſetzt, indem man ihre Böden mit mehreren Schichten gewöhnlichen chineſiſchen Papiers belegt, ſie werden mit den Opiumſchnitten gefüllt und auf Pfannen geſtellt, darauf wird ganz langſam ſiedendes Waſſer in die Körbe über das Opium hin gegoſſen, das Waſſer löst das Opium auf, welches durch das Papier in die Pfannen ſickert. Wenn alles Opium aufgelöst iſt, werden die Pfannen auf gute Feuer geſtellt und das Opiumwaſſer geſotten, bis es ſich zu der geeigneten Feſtigkeit verdichtet. Während des Siedens ſteht ein Mann mit einem Bund Federn daneben, womit er die Pfannen an der Oberfläche der Flüſſigkeit benetzt und feucht erhält, damit dieſelbe nicht anbrennt, wie er auch allen Schmutz wegnimmt, der etwa in die Höhe ſteigt. Wenn das Präparat zwei oder drei Fuß weit aus der Pfanne gezogen werden kann, ohne zu brechen, ſo hat es genug gekocht. Die Pfannen werden vom Feuer weggenommen, auf den Boden geſtellt, und der Tſchandu wird mit Fächern gekühlt; wenn er ganz kalt iſt, wird er in zinnerne Büchſen geſchüttet und dem Handel übergeben. Er wird immer dadurch verfälſcht, daß man aufgelöſten Kandiszucker in das Opiumwaſſer ſchüttet, bevor es geſotten wird. Die Fabrikanten von unerlaubtem Tſchandu miſchen doppelt viel Zucker darunter als in der Opiumpächterei geſchieht.

Der Pächter verkauft Tſchandu auf dem Pinanger Markt, Tſchandu, der für die inländiſchen Gebiete beſtimmt iſt, wird wohlfeiler verkauft.

In allen Tſchandu-Läden hält der Kaufmann ein Tuch in ſeiner Nähe, um ſeine Finger, Meſſer oder irgend einen andern mit Tſchandu beſchmutzten Artikel daran abzuwiſchen, dieſes Tuch wird gebraucht bis es wohl geſättigt iſt, und dann wird es für einige Cents verkauft. Die Lumpen werden in Waſſer getaucht, welches geſeiht und geſotten wird, bis man Tſchandu gewinnt, in welchen junge Zuckerrohrblätter, die man ganz klein zerhackt, geworfen und wohl umgerührt werden, das Product wird zu Pillen geformt, gekauft und gegeſſen; dieſes Präparat wird Mudteth genannt. Opium wird auch von einer großen Menge Menſchen gegeſſen.

Tſchandu iſt ein tödtliches Gift, wovon der vierte Theil vom Gewicht eines Dollars einen Mann in einer Stunde tödten kann. Das beſte Gegenmittel für einen Menſchen, der ſich mit Tſchandu vergiftet hat, iſt Oel, gewöhnlich Kokosnußöl, das ihm augenblickliches Erbrechen verurſachen muß. Sollte der Tſchandu in Arak oder Waſſer aufgelöst worden ſeyn, ſo wird das Oel nicht die gewünſchte Wirkung hervorbringen. Der Patient muß dann durch mechaniſchen Reiz zum Erbrechen gebracht werden.

Der Tſchandu wird folgendermaßen gebraucht: der Raucher nimmt eine Pfeife, an deren Kopf ein converes Stück Zinn angebracht iſt, das ein ganz kleines Loch in der Mitte hat, die kleinſte Quantität Tſchandu, ungefähr der 15te Theil eines Tyle, wird in das Loch gelegt, der Raucher legt ſich nieder und hält den Tſchandu um die Flamme eines Lämpchens, er ſaugt den Dampf ein und in wenigen Secunden iſt der Tſchandu verbrannt, wobei der Abfall in den Kopf fällt. Wenn eine Pfeife einige Zeit gebraucht worden iſt, ſo wird der zinnerne Deckel abgenommen und der oben erwähnte Abfall ausgeſchöpft, er wird Tye Tſchandu genannt und von den Tabakshändlern verkauft, er koſtet 25 bis 40 Cents der Tyle und iſt bei den ärmeren Claſſen ſehr im Brauch.

Der Opiumpächter hält fünf Kleinhändler oder Commis, welche die Rechnungen zu führen und die Waaren im Detail zu verkaufen haben, ſechs Tukangs oder Arbeiter, einen Koch, zwei Waſſerführer und acht Einnehmer.

Obſchon eine ungeheure Quantität von unerlaubtem Tſchandu aus dem malayiſchen Gebiet und der Provinz Wellesley nach der Inſel geſchmuggelt wird, muß der Pächter doch einen ſehr großen Profit ziehen, wenn er im Stande ſeyn ſoll der Regierung 2600 Dollars monatlich, oder 32,160 jährlich zu bezahlen. Ein eingefleiſchter Raucher wird einen halben Tyle oder noch mehr auf einmal verbrauchen, er fällt dann zurück und verſchläft die Wirkung. Es iſt merkwürdig, daß ein Opiumraucher nicht lange ſchlafen kann, beim Erwachen wird er zu ſeiner Pfeife zurückkehren, bis der Schlaf von neuem ſeine Augenlieder ſchließt. Die Träume und Phantaſien bei einem ſolchen Schlaf ſind ſehr wonnevoll. Unmäßiger Gebrauch dieſes fatalen Artikels zerſtört in wenigen Jahren alle Kräfte eines Mannes und macht ihn zu jeder Thätigkeit gänzlich unfähig. Der Opiumraucher iſt leicht zu erkennen an ſeinem abgemagerten von Leiden verzehrten Geſichte.

Spiel. Die Chineſen und alle Ureinwohner der Meerenge ſcheinen eine angeborne Liebe zum Spiel zu haben. Männer, Weiber und Kinder ſind in einem ſchrecklichen Grad in der einen oder andern Form darauf erpicht. Für viele iſt es eine Geſchäftsſache, ſie bilden eine Geſellſchaft und gründen ein Spielhaus, wobei ſie allen Gewinn theilen, aber niemals als die Spielhalter oder als Spieler ſich kundgeben. Ein Wohnhaus wird gemiethet und auf folgende Art zu Spielzwecken eingerichtet: der nominelle Miether gründet vorn einen Laden und baut einen Durchgang nach einer

Seite hin, ſo daß er eine Thüre auf der gleichen Linie mit der Front des Ladens hat, indem der Durchgang ſich durch die ganz Länge des Ladens und dann geradeaus durch die Rückſeite desſelben zieht. In einigen Häuſern ſteht der Laden durch eine Hinterthüre mit dem Durchgang in Verbindung; am Ende dieſes Durchgangs ſteht eine Thüre, die in einen zweiten Durchgang führt, der in entgegengeſetzter Richtung vom erſten hinläuft, und an deſſen Ende eine Thüre iſt, durch welche man in einen dritten Durchgang gelangt, welcher ſich durch die Länge des Hauſes hinzieht, und an deſſen Ende eine vierte Thüre ins Spielzimmer führt. Dieſe Thüren ſind durch verſchiedene hölzerne Riegel verwahrt und vor jeder ſteht ein Wächter. Es iſt manchmal vorgekommen, daß der Wächter an der letzten Thüre, wenn ſich der Schreckensruf verbreitete daß die Polizei in der Nähe ſey, ſeine Thüre verriegelte und die übrigen Thürſteher im Durchgang einſchloß, wo ſie dann gefunden wurden, wenn die Polizei wirklich eingedrungen war.

Das Hauptſpiel wird Poh genannt. Man ſpielt es mit einem Würfel von gleicher Form wie der europäiſche, der in eine eherne Büchſe gelegt und durch eine kleinere Büchſe, die in die erſte eingefügt iſt, unbeweglich gehalten wird. Auf dem Boden der innern Büchſe iſt ein eiſerner Nagel, deſſen Ende bis an den Würfel reicht und ſein Umdrehen verhindert. Der Spielpächter hält die Pohbüchſe, legt ſie in einen rothen Beutel, legt den Würfel hinein und läßt denſelben an der innern Büchſe hingleiten. Ein mit einem St. Andreaskreuz bezeichneter Teppich wird auf den Boden oder einen niedrigen Tiſch gelegt, auf deſſen Mitte er die Pohbüchſe umdreht; wenn er ſeine Bewegung einſtellt, wird der Würfel aufgedeckt. Die ſechs Seiten des Würfels ſind gleich abgetheilt und roth und weiß angeſtrichen. Die Spieler ſetzen auf die zwei Schenkel des Kreuzes, die dem Pohhalter gegenüberliegen, und zwiſchen dieſelben; wenn der Würfel aufgedeckt wird, ſo haben diejenigen Spieler, die ſich der rothen Seite entgegengeſetzt befinden, gewonnen. Jeder Gewinner zahlt der Bank einen Procent, der unter die Actionäre vertheilt wird. Der Betrag der Einſätze und die Regeln, welche die Spieler leiten, ſind nach ihren Mitteln verſchieden. Die Bank wird gewöhnlich in einem obern Zimmer gehalten, um vor Halunken ſicher zu ſeyn. Zuweilen kommt es zu einer Balgerei, wobei alles Geld geſtohlen wird, was der Bankhalter bei ſich hat. Um daher die große Maſſe des Geldes zu retten, wird es oben gehalten, und es iſt eine Klappthüre da, durch welche der Spielhalter mit Geld verſehen wird, oder, je nachdem es ſich trifft, ſolches dem Bankier einhändigt. Eine Klappthüre iſt auch oberhalb der Treppen angebracht und wohl verwahrt, damit unglückliche Spieler verhindert werden über die Bank herzufallen.

Poh ſoll ein ſehr ſchönes Spiel ſeyn; es werden aber auch Pohbüchſen mit falſchen Böden gemacht, die ſo geöffnet werden können, daß der Würfel, wenn er gedreht wird, mittelſt einer Springfeder nach dem Willen des Bankhalters zu liegen kommt.

Poh iſt das einzige Spiel, bei welchem große Summen eingeſetzt werden; in wenigen Nächten werden Maſſen Geldes verloren und gewonnen. In einigen Häuſern ſpielt man Karten, aber mit niedrigen Einſätzen, dieſem Spiel ſind die Weiber ſehr ergeben. Die Knaben ſpielen ein Spiel genannt Tſchumpleh, das mit dem engliſchen „Kopf oder Schwanz" große Aehnlichkeit hat."

Naturgeſchichtliche Skizzen aus Central-Amerika.[1]

Von Dr. Moritz Wagner.

2. Zur Meteorologie und Klimatologie von Coſtarica.

Es iſt ein bekanntes Naturgeſetz, daß Klima und Temperatur der Länder der Erde durch die abſolute Höhe über der Meeresfläche eben ſo ſehr bedingt werden, wie durch die aſtronomiſche Breite, und daß der Charakter der Organismen, beſonders die Vegetationsverhältniſſe faſt dieſelben Verſchiedenheiten zeigen, mag man von den niedern Breiten aus in der Ebene den Polen zuſchreiten oder mag man von der Ebene aus an den Gebirgen in vertikaler Richtung aufſteigen. In der ganzen Phyſiognomie der Natur, in den meteoriſchen Proceſſen, in den Wolkenformen, der Lufttemperatur wie in den Geſtalten der Pflanzen und Thiere begegnen wir auf Hochgebirgen, welche wie die Cordilleras in Central-Amerika von den Tiefebenen der Oceanküſten bis an die Gränze des ewigen Schnees oder doch nahe daran ſich erheben, in den übereinander liegenden Regionen faſt den gleichen Veränderungen, wie in den auf der Erdoberfläche gegen die Pole hin neben einander ausgebreiteten Zonen. Hier wie dort läßt ſich beſonders im Vegetationscharakter nicht verkennen, wie Größe, Fülle und Ueppigkeit beim Uebergang von den wärmern zu den kühlern Klimaten abnimmt. Der Unterſchied iſt nur, daß man bei einer Reiſe von Süd nach Nord ſehr allmählich dieſelben Veränderungen gewahr wird, welche bei der Beſteigung eines Hochgebirges in kurzen Perioden das Auge überraſchen. Man braucht Monate, um von der leben- und wechſelvollen Aequatorialzone bis zur Polarzone alle Uebergänge des Naturreiches zu betrachten, während in den Hochgebirgsländern zwiſchen den Wendekreiſen zwei Tage genügen, um alle Zwiſchenſtufen zu durchwandeln, welche die wunderbare tiefe Region der Palmen und Bananen von der Region der Flechten und dem ewigen Schnee trennen.

Wie bekannt und unläugbar auch dieſes Naturgeſetz iſt, ſo ſehen wir doch, daß es leider oft von Männern unberückſichtigt bleibt, die mit der großen Zeitfrage der europäiſchen Auswanderung und Coloniſation ſich beſchäftigen. Wir laſen und leſen noch immer zuweilen die abſurde Behauptung, deutſche Anſiedlungen könnten ſchon des Klima's und der Producte wegen nur in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, nicht in den niedern Breiten des ſpaniſchen Amerika's gedeihen. Als ob die Hochebenen von Mexico, die Altos von Guatemala, die ſchönen Plateaux und Hochthäler von Honduras, wo nicht nur Weizen und Roggen ergiebige Ernten liefern, ſondern auch die Cerealien des höhern Nordens, die Gerſte und der Hafer trefflich gedeihen, dieſelbe erſchlaffende Luft hätten wie der Küſtenſtrich der weſtindiſchen Inſeln, wo kein Weißer ungeſtraft den Boden durchwühlt, oder wie die Waldufer von Bluefield im Mosquitolande, wo eine deutſche Niederlaſſung elend zu Grunde ging, oder wie Santo Tomas de Guatemala, wo die belgiſche Coloniſationsgeſellſchaft den unſinnigen Verſuch wagte, eine Colonie mit ſocialiſtiſchen Principien und Einrichtungen zu gründen.

Coſtarica mit ſeiner vorherrſchend gebirgigen Natur bietet faſt

[1] Vergl. Nr. 34 dieſes Jahrgangs pag. 806.

in dem gleichen Reichthum wie Guatemala eine Auswahl der verſchiedenſten Temperatur-Regionen dar, obwohl ſeine Tief- und Hochebenen mit den dazwiſchenliegenden Abſtufungen bei weitem nicht ſo ausgedehnt ſind, wie in jenem nördlichern Staat Central-Amerika's. Es gibt hier Hochthäler, wo Schweizer und Tyroler den Frühling und Sommer ihrer Alpen wiederfinden, ohne die traurige Zugabe eines Schweizer-Winters; Bergrücken, auf welchen eine ähnliche feine Gramineendecke wie im Thal von Einſiedeln oder Ober-Engadin Milch und Butterwirthſchaft in ausgedehntem Maaße geſtatten; es gibt Plateaux, wo die Gerſte noch in der Nachbarſchaft des Zuckerrohrs reichere Ernten liefert als im nördlichen Deutſchland; es exiſtiren Terraſſen und Thäler mit anhaltend milder Luft wie in Meran und in der Lombardei zur Zeit der Weinleſe; es gibt heiße Tiefebenen für den ſchwarzen Anſiedler oder den nüchternen Chineſen, wo die köſtlichſten Früchte der Aequatorialzone in wundervoller Größe und Fülle gedeihen, wo der Reis eine hundertfältige Ernte gewährt und der Piſang hundertpfündige Trauben trägt.

Das eigentliche Tafelland von Coſtarica, das glücklichſte der verſchiedenen Regionen dieſes Gebirgslandes, hat eine mittlere Höhe von 4100 bis 5200 engl. Fuß; der Anbau geht an den Abhängen der Berge noch beträchtlich über dieſe Höhen hinauf. Die Terraſſen nach beiden Oceanen haben eine wechſelnde Meereshöhe von 1000 bis 3500'. Die Tiefebenen, die ungemein fruchtbar, zum Theil aber ſehr ungeſund ſind (wie die Sumpfebene von Matina), erheben ſich nur wenige hundert Fuß über den Spiegel des Oceans.

Das Klima wechſelt natürlich auf einem Territorium von ſo mannichfaltiger verticaler Gliederung und ſo verſchiedenartiger plaſtiſcher Form. Man hat hier wie in Mexico Regionen mit den auffallendſten Contraſten der Temperatur und der Organismen: die Tierras calientes oder die heiße Region, wo der Cacao, der unter allen Tropenpflanzen bekanntlich der meiſten Wärme bedarf, die Vanille, die Ananas, der Melonenbaum und die ächte Paradiesfeige (Musa paradisiaca) vortrefflich gedeihen; die Tierras templadas oder gemäßigte Region (3000 bis 6000'), wo der beſte Kaffee wächst, die beſten und ſüßeſten Orangen erzeugt werden und das Zuckerrohr reiche Ernten liefert; endlich die Tierras frias oder die kühle Region 6000 bis 8000', wo Weizen, Gerſte und Hafer mit Vortheil gebaut werden können. In den zwei letztern Regionen iſt das Klima geſund. Auf der Höhe des Tafellandes ſchwankt der mittlere Thermometerſtand in den verſchiedenen Tageſtunden zwiſchen + 65° F. (14 R.) und 75° F. (19 R.); die höchſten Hitzegrade zwiſchen 12 und 3 Uhr überſteigen nicht + 82 F. (22 R.) und die tiefſte Temperatur ſinkt nicht unter + 57° F. (11 R.). Die Temperatur in den Tiefebenen gegen den ſtillen Ocean beträgt im Mittel + 72 bis 85° F.

Die Oſtſeite des Landes hat keine eigentliche trockene Jahreszeit. Es regnet dort mit ſehr geringen Unterbrechungen faſt jeden Tag, jedoch ſtärker von December bis März, wo ſtatt der Gewitterregen ſtarke Landregen (Temporales), die mehrere Tage ohne Unterbrechung dauern, ſich einſtellen. Wenn an der Weſtküſte die größte Trockenheit herrſcht und der Staub unerträglich iſt, regnet es an der Oſtküſte mit geringer Unterbrechung, und die Maulthierwege ſind dann größtentheils wegen Koth und Näſſe nicht zu paſſiren.

Im Tafellande und auf der Weſtſeite dauert die trockene Jahreszeit, wo nur ſehr wenig Regen fällt, von Anfang December bis Mitte April; die Umgegend von Cartago macht hievon eine Ausnahme und iſt zur öſtlichen feuchten Zone zu rechnen. Die Atmoſphäre iſt zwar in dieſer Jahreszeit immer noch beträchtlich feuchter als in Nord-Amerika während des Sommers, aber der Boden iſt ſehr trocken. Die niedern Pflanzen verſengen im Februar überall wo ſie nicht Schatten und Feuchtigkeit haben, die ſchönen Wieſen verſchwinden. Die Wälder aber behalten meiſt ihren grünen Schmuck, denn verhältnißmäßig haben nicht viele Bäume dieſes Landes den Blattfall der nordiſchen Flora. Der vorherrſchende kühle Nordwind jagt die Staubwolken auf den Straßen und Wegen auf, und der Stadtaufenthalt iſt dann ſehr unangenehm. Im ſtillen Ocean, ſelbſt im Golf von Nicoya, verurſacht der Nordwind oft einen ſehr wilden Aufruhr des feuchten Elements. Barken werden umgeworfen und Schiffe reißen von den Ankern. Mit dem Eintritt der Nordſtürme, welche immer den Anfang der trockenen Jahreszeit verkünden, werden die Gewitter ſeltener und es ſtellen ſich zuweilen Landregen ein. Die Kühle, welche dieſe Nordwinde begleitet, iſt dem Bewohner dieſer Tropenländer eben ſo läſtig als ſchädlich. Die meiſten Krankheiten herrſchen in Coſtarica vom December bis März. Auch in den tiefern Regionen nehmen die Fieber überhand. Selbſt von den Flächen von Guanacaſte ſind die Nordwinde durch ihre Heftigkeit unangenehm.

Nach den erſten Regen, die im Mai ſchon ziemlich reichlich fallen, ſchmückt ſich der Boden wieder mit friſchem Grün. Die Wege und Landſtraßen bleiben erträglich bis zum Monat Auguſt. Es finden zuweilen kurze Unterbrechungen von 5 bis 6 Tagen ſtatt, die ſich aber nicht immer regelmäßig einſtellen. Im Ganzen aber hat die Witterung vom Auguſt bis Anfang November, den regelmäßigſten Gang. Die Morgen ſind heiter, der Horizont zeigt uns einzelne leichte Wolkenformen, unter denen der Cirrhus und der Cirrhocumulus die vorherrſchenden ſind. Von 9 Uhr Morgens an, wo die Sonne ſichtbar auf den feuchten Grund des Waldes wirkt, kommen dichtere Wolken zum Vorſchein. Die Haufenwolke oder der Cumulus bildet ſich zahlreicher am Zenith.

Um die Kammhöhe der Cordilleras ſammelt ſich die Schichtenwolke (Stratus), die ganz ſo wie in den Alpen der Schweiz oft geſpenſterartig an den Abhängen der Berge bis tief in das Thal herabreicht. Gegen die Mittagſtunde ſind in der Regenzeit die Gipfel der Vulcane ſelten unverhüllt. Ueber dem Haupte des Irazu (Vulcan von Cartago) erhebt ſich bereits der Strato-cumulus oder die gethürmte Haufenwolke in dicker drohender Maſſe. Es iſt als wenn dem Waldboden der Höhen überall der Waſſerdunſt in dichten Bläschen dampfartig entſtiege. Zwiſchen 12 und 1 Uhr hört man in der Regel die erſten fernen Donnerſchläge. Der Nordoſtwind iſt noch vorherrſchend und treibt die dicken Gewitterwolken vom Irazu über die langgeſtreckten Kegelberge des Barba und Botos in nordweſtlicher Richtung hin. Mit dem Eintritt des Gewitterregens, der gewöhnlich erſt nach 2 Uhr beginnt,

[1] Der mittlere Thermometerbeſtand in den Regenmonaten (Mai bis November) auf dem Plateau von San Joſe war + 16 bis 17° R. In der trockenen Jahreszeit iſt wenig Unterſchied, nur die Morgen ſind kühler.

ändern sich die Luftströmungen und der Wind jagt die Gewitterwolken in den verschiedensten Richtungen.

Unter den Breitegraden Deutschlands ist die gewöhnliche Höhe der Gewitterwolken 4 bis 6000'; auf der Hochebene von San José schätzten wir dieselben auf 8 bis 10,000'. Bei besonders heftigem Gewitter, wie am 1 September 1853, wo der Blitz in San José neben der Kathedrale in den Laden eines deutschen Kaufmanns einschlug, senkten sich die Wolken beträchtlich. Nach den heftigsten elektrischen Entladungen steigen sie dann gewöhnlich wieder empor. Mit dem niederstürzenden Platzregen verschwindet auch die gebirgsartige Form der Wolken und eine einfärbig graue Nimbus-Wolke bedeckt dann den ganzen Horizont. Im September und October, den stärksten Regenmonaten, dauert der Niederschlag 4 bis 5 Stunden und oft noch länger bis in die Nacht hinein. Genaue, jahrelange Messungen des Niederschlags sind uns nur von Angostura bekannt. Nach den Beobachtungen des Hrn. Witting in Cartago (die aber nicht während der ganzen Regenzeit angestellt wurden) betrug der im Julius gefallene Niederschlag nur 2'' 3''' und im August 4¼'''. Dieß würde auf keine bedeutende Regenmenge im Vergleiche mit andern Ländern der Aequatorialzone schließen lassen. Unter den Wendekreisen rechnet man bekanntlich die Masse des Niederschlages im Mittel auf 115 pariser Zoll im Jahr. Cartago, obwohl nahe dem Fuße des waldreichen Vulcans Irazu gelegen, ist aber aus physischen Ursachen, über die man nur vage Hypothesen anstellen kann, während der eigentlichen Regenzeit (vom Julius bis November) vom Niederschlag ungleich mehr verschont als die gegen die Mitte der Hochebene gelegene Stadt San José und der ganze westliche Theil der Thalsohle bis zur Schlucht des Rio Grande an der Garita. [1] Im Hafen Punta Arenas regnet es auch nach sichern Beobachtungen weit weniger als in Esparza, San Matheo und in allen näher dem Gebirge gelegenen Gegenden. Die von der erhitzten Sandoberfläche der Halbinsel, auf welcher Punta Arenas steht, aufsteigende Strömung warmer Luft verhinderte dort wahrscheinlich die Zersetzung der Wolken. In der Hacienda von Miravalles, nahe am Fuße des Vulcans, stellen sich auch während der trockenen Jahreszeit mit den starken Nordwinden häufige Strichregen (garuas) ein und erhalten dadurch die Gramineendecke der Savannen bis zum März frisch.

Costarica ist unter den Bewohnern Centralamerika's wegen seines vielen Regens übel berüchtigt. In einigen Theilen Nicaragua's ist der Niederschlag wahrscheinlich noch stärker. Am Rio San Juan und den östlichen Uferlandschaften der beiden großen Binnenseen soll fast täglicher Regen fallen, während in San Salvador und Guatemala der jährliche Niederschlag sicher geringer ist. Man erkennt das an der Cultur des Indigo und der Cochenille, welche in Costarica wegen allzugroßer Feuchtigkeit nicht gedeihen, während beide den Hauptexportartikel jener nördlichen Republiken bilden. Indeß hört man auch in Guatemala häufige Klagen über Fehlschlagen der Cochenille wegen einfallender Regen, und manche Nopalbesitzer gehen dort mit dem Plane um, die Cochenille, die bisher den Hauptexportartikel lieferte, durch den Kaffeebaum zu ersetzen und den Kaffee als Tauschartikel gegen die europäischen Manufacturwaaren zu exportiren.

[1] Dafür stellen sich in Cartago vom November bis Ende Januar, wo in den westlichen Theilen des Tafellandes (von San José bis Atenas) die trockene Zeit bereits begonnen hat, Temporales (Landregen) ein, die zuweilen mit feinem Regen ganze Wochen anhalten. Dieser feuchte Charakter der Luft nimmt in derselben Zeit in östlicher Richtung zu.

Ein Costümball in New-York.

Von E. Pelz.

Eine bittere Täuschung für den Freund des wahren Fortschritts in der Menschheit liegt meines Erachtens darin, daß Institutionen und Gesetze so überaus ohnmächtig in ihrer Wirksamkeit sich zeigen. Wenn Mangel an Tugenden unter einer Bevölkerung große fortdauernde Mißstände hervorruft, so schmeichelt sich der sonst vor Politik abstehende Humanist so gern mit dem Gedanken der Besserung durch veränderte Staatsformen und freiheitliche Gesetze. Es ist diese Erscheinung auch ganz natürlich; denn jedermann pflegt in Folge der ihm eigenen Hinneigung zu einer gewissen Trägheit die Ursachen der Dinge lieber außer sich als in sich zu suchen. Die in uns Menschen gelegte Selbstsucht lullt schmeichelnd auch Individuen einseitig in gewissen Schlummer, die sonst große Regsamkeit bekunden. Wer sollte z. B. glauben, daß der rastlose Kaufmann und Speculant, der von früh bis spät thätige Geldbesitzer, gleichwohl direct und indirect große Trägheit beweisen könne? Dennoch ist es nicht anders, und überdem ist solchen Leuten, die große Klugheit oder Verschmitztheit neben erstaunlicher Geschäfts-Energie entwickeln, eine fast unbegreifliche Beschränktheit und Kurzsichtigkeit nach höherer Richtung hin eigen, weil Selbstsucht sie schwach und träge für tieferes Nachdenken macht.

Hier in New-York lassen sich hierauf bezügliche Beobachtungen sehr vielfach machen. Die hiesigen Geschäftsleute sind insgesammt, kaum einzelne kurzsichtige Ausnahmen abgerechnet, entschiedene Anhänger der republikanischen Staatsform, welche ihnen den weitesten Spielraum für ihre Thätigkeit einräumt. In keiner wohlgeordneten Monarchie würden ihnen Freiheiten eingeräumt werden, die augenfällig das Gemeinwohl, ja sogar den Bestand der Staatsform ernstlich gefährden und nahe bedrohen. Aus einer zahlreichen Sammlung von Beispielen, die mir zu Gebote stehen, will ich hier nur zwei herausgreifen, welche gerade an der Tagesordnung sind.

Das eine ist der kürzlich von Mrs. Schermerhorn gegebene Costümball, zu welchem gegen sechshundert Einladungskarten folgender Art ausgegeben wurden:

> Mrs. W. C. Schermerhorn
> at home
> Monday evening February 27th
> Costume de Rigeur
> Nr. 6. Great Jones street Reign of Louis XV.

Mr. Schermerhorn iſt natürlich, wie alle andern Ehemänner, nur dazu da, um — die Koſten zu bezahlen.

Niemand konnte bei dem Balle Zutritt erhalten, außer den Eingeladenen und davon mußte Jeder und Jede im vorgeſchriebenen Coſtüm erſcheinen. Man behauptet, daß nur Perſonen eingeladen wurden, die man zu der „beſten Geſellſchaft" zählen und von denen bekannt war, daß fünfzig Jahre zurück keiner aus der Familie vor der eigenen Thür gefegt und „gemeine" Arbeit ſelbſt verrichtet habe. Reichthum und Verſchwendung war ſelbſtverſtanden, denn durch gewiſſe Mittel war dafür geſorgt, daß nicht leicht jemand erſcheinen konnte, der unter ſechs bis ſieben hundert Dollars für ſeinen Anzug ausgab, die Juwelen natürlich abgerechnet. Daher erſchienen von den Eingeladenen auch nur etwa zweihundertundfünfzig meiſt weiblichen Geſchlechts, und die Anzüge ſollen insgeſammt zwiſchen vierzig und fünfzig Tauſend Dollars gekoſtet haben, während der Juwelenſchmuck auf mehr als eine halbe Million geſchätzt wurde. Die zum Ball erſcheinenden Männer mußten alle glatt raſirt ſeyn, und mancher Geck war gezwungen ſeinen bislang ſorgſam gepflegten Bart unter dem Scheermeſſer fallen zu laſſen. Nur die in Muskeliertracht Erſcheinenden durften entſprechende Bärte tragen. Man tanzte vorzüglich Walzer, Cotillon und — Menuetten! Die Bewirthung war dem Kleiderluxus entſprechend.

Habe ich nöthig, auf das Nachtheilige, ja Gemeinſchädliche dieſes luxuriöſen Getriebes in einer Republik zuzuweiſen? Das „ſouveräne" Volk drängte ſich auf Great Jones Street am Ballabende, und Hunderttauſende laſen hinterher von der entwickelten Pracht in den Zeitungen. Beſitzen alle Menſchen Entſagungskraft genug, um derlei Verſchwendung, die ſich obendrein ganz abſondert, die nur etwa das entfernte Gaffen auf den Straßen zuläßt, ohne Mißvergnügen hinzunehmen? — Aber ganz abgeſehen von der bittern Noth, die Tauſende und Tauſende dicht darneben zu erdulden haben, abgeſehen von verſchuldeter und nicht verſchuldeter Armuth, abgeſehen auch von ſehr oft unzureichender Arbeit für Arbeitsluſtige, von kärglich bezahlter Arbeit und Arbeitsunluſt und niederer Verderbtheit in Menge, tritt obendrein dem „ſouveränen" Volke in einer der Einkommenquellen dieſer verſchwenderiſchen reichen Stadt die directeſte Veranlaſſung zum Haß und zur Erbitterung gegen dieſen Theil der Bevölkerung New-Yorks im allgemeinen hart, zu hart für menſchliche Schwäche auf den Leib.

Einem vielgeleſenen Sonntagsblatte „Sunday Dispatch" entnehme ich folgenden, juſt zur Ballzeit erſchienenen Artikel:

„Enorme Wohnungsmiethen u. ſ. w. — Die Urſachen und Folgen. Die Wohnungsmiethen ſind in dieſer Stadt während der letzten 5 oder 6 Jahre fortwährend und reißend im Steigen geweſen. Zimmer, die vor ſechs Jahren für 5 bis 8 Dollars (monatlich) zu haben waren, koſten jetzt 10 bis 15 Dollars Miethe. Häuſer, die man damals für 250 bis 400 Dollars (jährlich) haben konnte, ſind jetzt nicht unter fünf bis zehnhundert zu bekommen. Nun, wie iſt eine ſchlichte Familie im Stande zu leben und ſolche Miethe zu bezahlen? Eine Mehrheit unſerer Handwerker, die wöchentlich nicht über acht bis zehn Dollars Durchſchnittseinnahme haben (und viele erlangen dieß nicht) ſind gerade ſo achtungswerth wie die Bewohner der fünften Avenüe; [1] ſie haben vielleicht durchſchnittlich Familien von fünf oder ſechs Mitgliedern, für die ſie Zimmer bedürfen, und ſie brauchen dieſe Zimmer groß und anſtändig genug, um ſich einer guten Geſundheit zu erfreuen. Aber wo ſollen ſie dieſe bekommen? Laſſet irgend jemand jetzt durch die Stadt gehen, wo Vermiethungszettel in manchen Gegenden an jedes zweite Haus befeſtigt ſind und ſich beſtreben ſolche Zimmer zu finden. Wenn er nicht getäuſcht und mißvergnügt heimkehrt, dann ſind unſre Anſichten in Betreff des Comforts und der Reinlichkeit ſehr weit über den gewöhnlichen Standpunkt! Er wird ſich in der That über die Kleinheit der Sterblichkeitsliſten am Ende der Woche wundern. [1] Wenn uns darum zu thun wäre, einen jungen Mann oder ein junges Weib mit der Humanität zu verfeinden, und ſterbenskrank von der Idee zu machen, ſich jemals zu verheirathen und Haus zu halten, würden wir ſie „nur einen Tag" ausſenden um Wohnzimmer auszuſpähen? Es würde dieß eine Radicalcur aller Verehelichungs-Wünſche erzeugen. Und doch iſt das Volk erſtaunt über die Summe der Ausſchweifung und Proſtitution in unſerer Stadt — abgeſehen vom ſchweren Criminalkalender.

„Einer unſerer Freunde hat ſelbſt einen Tag darauf verwendet, um nach Zimmern für eine Familie von Fünf ſich umzuſchauen. Er ging durch jede Straße, die vom Nordfluß (Hudſon) nach der ſechsten Avenüe und Weſt-Broadway läuft, zwiſchen Abingtonplatz und Duaneſtreet. In dieſem großen Diſtricte fand er nur zwei leidliche Zimmer — beſtehend aus zwei Gemächern und zwei Bettzimmern — die erſchwinglich für ſein Einkommen erſchienen, und er bezieht ein Salair, das den gewöhnlichen Durchſchnitt überſteigt. Das eine von dieſen Zimmern war in der Greenwichſtraße, oberhalb Springſtreet, ſie waren im zweiten Stockwerk und die Miethe betrug fürs Jahr 150 Dollars — allein er war verbannt, denn er hatte zwei Kinder, einen Knaben von anderthalb und ein Mädchen von zwei Jahren. [2] Die andern Zimmer für dieſelbe Miethe waren in Hammondſtreet nahe Greenwichſtreet in einem Hauſe, das ein Geiſtlicher bewohnte. Aber hier erhob die fromme Lady ihre Augenbrauen und fragte, ob er Kinder habe. „Zwei Kleine," war die Antwort. „Der Herr erhalte ſie Ihnen, aber wir können nicht daran denken, ſie hier haben zu wollen," war die Entgegnung. Auf die Mittheilung, daß der Herr ſie nicht leicht erhalten werde, wenn nicht Obdach für ſie gefunden werde, ſchlug man ihm die Thür vor der Naſe zu. Es war ſehr erſichtlich, daß die Lady keine Kinder hatte.

Die Miethen oberhalb des Diſtrictes, den unſer Freund durchſtrich, ſind nicht viel niedriger und ſind zu ſchlecht, um die beſondere Mühe und Ausgabe des Fahrens zu entſchädigen, welches zu Zeiten ſehr ungewiß iſt, in Folge der beſchränkten, unangenehmen und unzulänglichen Mittel der Beförderung trotz des Syſtems unſerer Stadteiſenbahnen. [3] Die Folge iſt, daß eine große Zahl derer,

---

[1] Die Stadtgegend, welche jetzt namentlich von den Reichen und denen die reich erſcheinen wollen, bewohnt iſt. Man ſagt auch häufig „oberhalb Bleekerſtreet." E. P.

[1] Die Sterblichkeit iſt in New-York größer als z. B. in Philadelphia. E. P.

[2] Zum Verſtändniß ſey angemerkt, daß gewöhnlich die Vermiether keine Familie mit jüngern Kindern einnehmen mögen und mit gutem Grunde, denn von der Ungezogenheit der amerikaniſchen Kindheit und Jugend machen ſich Unbewanderte keine Begriffe. E. P.

[3] Als Erläuterung diene: der Fahrpreis auf den Stadteiſenbahnen ſowie auf den Perſonenwagen, iſt fünf bis ſechs Cents für die Perſon, alſo etwa ein zwölftel Thaler preußiſch. Dieß beträgt alſo für Jemand,

die voriges Jahr in die obere Stadt zogen, als die Stadteisenbahnen in Gang kamen, jetzt weiter unten Wohnungen suchen, während viele die Insel verlassen, um nach Brooklyn, Williamsbey, Jersey City und Hoboken zu ziehen, wo der Unterschied im Miethzins durch die Ausgabe von Fähren, Plackereien, Aufenthalt und Zeitverlust beim Hin- und Hergehen ausgeglichen werden.

„Nehmen wir jetzt das Salair eines Mannes mit gewöhnlicher Familie auf zehn Dollar wöchentlich an, im Namen aller Vernünftigen, ist er im Stande zu leben? Die Miethe für angemessene Zimmer kann er unter 150 Dollar jährlich nicht annehmen — über drei Dollar wöchentlich — ein Drittheil seines Salairs für Obdach! — und diese Miethe ist er wöchentlich um fünfzig Cents bis zu einem Dollar genöthigt zu erhöhen, des Fahrens wegen? Wer kann eine Familie von fünf oder sechs Köpfen für 7 Dollar die Woche ernähren? Wer kann sie ernähren und bekleiden? Ja und für sie bei Krankheiten sorgen? — und wenn sie bei so geringen Mitteln leben, werden sie krank seyn! Was kann ein armer Handwerker thun? die Stadt verlassen und nach dem Westen gehen? Ah! er wünscht es zu können — er wünscht die Mittel zu haben gehen zu können, oder durch Unternehmungen oder irgend ein ökonomisches System es dahin bringen, die Stadt mit Sicherheit verlassen zu können! Er kann es nicht thun, er muß mit seiner Familie langsam und entsetzlich zu Grunde gehen.

„Aber wer ist für diesen Zustand der Dinge zu beschuldigen? Welches sind die Ursachen, daß der Lebensunterhalt in der ersten Stadt dieses „glorreichen Landes der Freiheit" theurer ist als in irgend einer andern Stadt auf dem Erdboden — die tyrannisirte alte Welt nicht ausgenommen? Das Leben ist jetzt ein Drittheil wohlfeiler in San Francisco als in New York! Doch ist es nur eine kurze Zeit her, daß Speculanten geträumten Reichthum schneller verwirklicht zu sehen glaubten, indem sie Brodstoffe und Lebensmittel nach San Francisco sandten. Jetzt dürfte Glück dabei zu machen seyn, die Geschäftsordnung zwischen dem atlantischen und stillen Ocean umzukehren.

„Was hat diesen plötzlichen Wechsel hervorgebracht, diese Herabsetzung der anhaltend hart arbeitenden Classen New-Yorks auf den Punkt des Verhungerns? Wir denken es gibt drei Ursachen dafür. Erstens der Abzug unserer ackerbauenden Bevölkerung durch das Goldfieber, zweitens der große Zufluß fremder Einwanderer in den letzten fünf oder sechs Jahren als Folge der ungeordneten Zustände Europa's; ein großer Theil dieser Einwanderer hält in dieser Stadt an und tritt in ruinirende Concurrenz mit der eingebornen Bevölkerung, und drittens, eine ungeheure Aufblähung des Geschäfts, entstehend aus der Aufregung, die auf den beiden Feldern der Speculation — Europa und den Goldregionen — entstanden ist."

Die Ueberzeugung der angeführten Ursachen eines höchst bedenklichen Zustandes, in diesem Artikel dargethan, kann nicht auf die Dauer vorhalten. Die Bedrückten sind nur zu geneigt, das Naheliegende so Fernhergeholtem vorzuziehen. Man sagt mündlich schon jetzt laut und vernehmlich, daß die Neigung zum übertriebenen Wucher und Luxus als Hauptursache des enormen Steigens der Hausmiethen anzunehmen seyen. Tieferliegende Hauptursachen anderer Art kann und will man nicht erkennen, weil sie die Geistesträgheit und Willkür der Individuen schmerzlich berühren.

Ist es aber nicht schon weit gekommen, wenn in einer Musterrepublik auf bessere Zustände in der „tyrannisirten alten Welt" hingewiesen wird von öffentlichen Blättern, deren Schreiber kurzsichtig genug erscheinen!

Wer Ohren hat zum Hören, dem drängt sich manches bedenkliche Zeichen auf, das einem fernen, grollenden Gewitterdonner sehr ähnelt. Ich machte dieser Tage einen Spaziergang im obern Stadttheile nach Tische, um mich am warmen Frühlingssonnenscheine zu ergötzen. Da oben am „East river", wo die großen Eisenwerke für den Schiffbau sich befinden, trat ich in eine Restauration, wo auch Bier zu haben war; mich dürstete. Nach mir traten zwei rüstige, rußige Eisenbahnarbeiter ein. Der eine war englischer, der andere deutscher Zunge; sie unterhielten sich englisch zusammen über den Mangel an Wohnungen und die hohen Miethen, wie das an dem großen Ziehtage am ersten Mai immer so zu geschehen pflegt. Die Hausbesitzer und „Reichen" wurden tüchtig hergenommen, indem gesagt wurde, sie schraubten den Miethzins nur in die Höhe, um immer mehr zu schwelgen, je härter der Arbeiter darben müsse. Endlich sagte der Englische entschieden: „da ist kein anderer Ausweg übrig, als einmal derb dreinzuschlagen!" Des Deutschen Worte im gebrochenen Englisch fielen mir besonders auf. Er sagte ungefähr: „Ich war in Wien mit bei dem Aufstande der Arbeiter; wir hatten es besser als hier, wollten aber noch manches besser haben und schoben alles auf die Regierung. Wenn ich jetzt Kaiser von Oesterreich oder König von Preußen wäre, von mir würde kein Demokrat eingesperrt. Im Gegentheil, ich ließe die Hauptunzufriedenen auf meine Kosten hieher reisen. Da sollten sie sich nur etwa drei bis sechs Monate aufhalten, oder so lange als sie wollten; aber die Rückkehr stellte ich ihnen auch auf meine Kosten frei. Wer nicht ein unverbesserlicher Narr wäre, oder hier verdürbe, käme sicher bald gebessert zurück, und die Auslagen für Her- und Rückfahrt würden sich gut rentiren."

Es lag viel Wahres in des schlichten Mannes Rede, und sie bezeichnet recht gut den Taumelgang der ringenden Menschheit. Meister Goethe hat doch den Nagel trefflich auf den Kopf getroffen mit seinem: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt!" Dem Humanisten bleibt dabei nur zu wünschen übrig, daß der Irrthum stets das „leben und leben lassen" bei seinem Streben fest im Auge haben möchte.

---

der täglich in die untere Stadt muß, hin und zurück für etwa 300 Tage, nicht weniger als fünfzig Thaler preußisch. E. P.

Die beiden Burnouf.

(Nach dem Athenaeum français.)

In der jährlichen Sitzung der Académie des inscriptions am 18 August las der ständige Secretär Hr. Naudet eine sehr

interessante historische Skizze über das Leben und die Leistungen zweier Akademiker, J. Louis Burnouf, des Grammatikers, und des berühmten Indianisten Eugen Burnouf, woraus wir nachstehende Auszüge geben:

„Jean Louis Burnouf wurde am 15 September 1775 in dem kleinen Dorfe Urville, nahe bei Valognes geboren. Seine Wiege stand in der Strohhütte eines Webers, und schon im zartesten Alter verlor er seine Eltern, die ihm nichts als ihre Noth als Erbtheil hinterließen, aber auch den tiefen unauslöschlichen Eindruck eines lebendigen Vorbildes in Arbeitsamkeit, Rechtlichkeit und Geduld.

„Die Glieder der Familie theilten unter sich die acht Waisen, und unser Jean Louis fand seine Unterkunft bei einem Oheim, der gerne in seinem Greisenalter die Sorgen und die Zärtlichkeit für einen Sohn, auf den er einst stolz seyn sollte, auf sich nahm. Aber dieser Oheim konnte ihm außer Obdach und Brod nichts geben; jedoch der Himmel half. In St. Cyr de Normandie, einem benachbarten Dorfe lebte in stiller doch nicht müßiger Zurückgezogenheit ein ehrwürdiges ausgedientes Mitglied der Pariser Universität, der gute weise Gardin Dumesnil. Er machte die Bekanntschaft des Verwaisten durch einen jener Zufälle, die er zu finden wußte weil er sie suchte. Ihn kennen lernen und Interesse an ihm nehmen war Eins. Er ließ den Knaben in eine Schule bringen, welche er selbst auf eigene Kosten für den ersten nothwendigsten Unterricht armer Kinder errichtet hatte, und in der selbst diejenigen, die bessere Anlagen zeigten, die ersten Elemente der lateinischen Sprache in einfachster Weise lernen konnten. Denn es lag nicht im Plane des Wohlthäters, Neigungen im Zögling zu erkünsteln oder gar einen falschen Ehrgeiz in ihm zu wecken; Dumesnil wollte nur die Keime eines verwahrlosten Talents pflegen. Diese Keime entwickelten sich bei dem jungen Burnouf sehr schnell, und Dumesnil, der ehemalige Lehrer der Rhetorik am College d'Harcourt und Vorsteher am College Louis-le-Grand, fing selbst mit dem kleinen Dorfjungen das Lateinische an, und verschaffte ihm nach gehöriger Vorbereitung eine Freistelle in dem College selbst, in welchem man sein Andenken noch ehrte. Der Schützling zeigte sich des Beschützers würdig, und die frühern Collegen Gardin Dumesnils erkannten in neuen Zöglinge den Lehrer wieder. Dieß war im Jahre 1782; er mußte eilen seine Studien zu vollenden, denn schon nahte der Sturm, indeß ohne den jungen Burnouf im stillen Frieden seines Asyls und dem sichern Gang seiner Arbeiten, die er im Jahre 1792 mit glänzendem Erfolge krönte, zu stören. Seit seinem ersten Jahre im Curse der Rhetorik hatte er alle seine Mitschüler, die alten wie die neuen überflügelt und den vorletzten Ehrenpreis der alten Universität davon getragen. Er erweiterte und begründete die erworbenen Kenntnisse und befestigte sich in der Achtung und Zuneigung seiner Lehrer.

Mit dem Tage der Preisevertheilung aber endete sein freier Aufenthalt im College. Der junge Mann hatte beim Weggehen von dieser Feierlichkeit trotz Ruhm und Ehrenkronen kein Obdach, keine Mittel. Was nun ergreifen? Zuerst kam ihm der Gedanke ein Buchdrucker zu werden, was seinem Geschmacke an den Wissenschaften am nächsten lag. Doch das Jahr 92 war nicht der Zeitpunkt Bücher zu drucken oder zu machen. Und was konnte der Lehrling hoffen, wenn selbst Geschicktere ihr Brod verloren. Nun wollte er, obwohl er weder das Alter noch die Kraft, viel weniger noch die Anlage dazu hatte, Soldat werden und begab sich nach Dieppe, wo er sich anwerben ließ.

Glücklicherweise war der Werbeofficier, an den er sich wandte, ein menschenfreundlicher, einsichtsvoller Mann, er bemerkte gar bald, wie schade es wäre einen *solchen* Freiwilligen den feindlichen Kugeln auszusetzen, und wies ihm eine Stelle in den Municipalitäts-Bureaux an.

„Man wird gern glauben, daß er dort die Augen seiner Vorgesetzten bald auf sich zog; sie gaben ihm viel Arbeit, einiges Lob und sehr wenig Geld, weniger als nöthig, und was das Schlimmste war, in Papier. Diese nichts eintragenden Bevorzugungen setzten ihn der Gefahr einer mächtigen Versuchung aus. Wie man erzählt, wurde Fouquier-Tainville während seines Aufenthalts in Dieppe auf ihn aufmerksam, und schlug ihm vor ihn nach Paris zu bringen und in den Bureaux des Ausschusses zu verwenden. Das forderte Ueberlegung: in der einen Wagschaale lagen Hunger, Entblößung und Ehrgeiz dazu; in den andern gab das Gewissen das Gegengewicht. Seit dem blutigen Tag des 31 Mai auf Seiten der Besiegten schlug er das Anerbieten aus. Seine Existenz zu jener Zeit schildert er selbst: „„Ich gehe in bloßen Füßen"", sagte er, „„weil ich keine Schuhe habe, wohne in einem elenden Verschlag, da ich kein Zimmer bezahlen kann, esse in einer miserablen Garküche, in welcher ich aus Mangel an Geld Hungers sterben möchte, langweile mich viel und vermisse sehr Paris und das Collège d'Harcourt." So groß war seine Noth, daß er es als ein seine Erwartungen übersteigendes Glück betrachtete, als Commis in die Dienste eines Kaufmanns zu treten, der mit eingesalzenen Eßwaaren handelte. Freie Kost und Wohnung und 600 Fr. Gehalt! das war jetzt sein Reichthum.

„Er warf sich nun ins Geschäft, schrieb die Fässer und Körbe beim Ab- und Zugehen ein, und half selbst mit eigener Hand die Waaren ins Magazin räumen. Auf einer Reise nach Paris setzten ihn die Geschäftsangelegenheiten des Kaufmanns in ziemlich häufige Beziehungen zu einer jungen reichen Wittwe. Nach Dieppe zurückgekehrt, unterhielt er im Auftrag des Herrn eine Correspondenz mit ihr, in welcher man viel von zartern Interessen und in einem sehr überzeugenden Style sprach. Hr. Burnouf führte die Feder. Der Kaufmann bediente sich dieses Kunstgriffes ohne Gewissensscrupel. Bei alledem gehörte ihm was sein Commis schrieb; er lieferte nur was er bezahlt hatte. Der Briefwechsel endete mit einer Heirath und das Haus siedelte von Dieppe nach Paris über. Hr. Burnouf folgte seinem Herrn dorthin. Dieser Undankbare duldete nur mit Mühe, daß eben der Geist, dem er zum großen Theil sein Glück verdankte, von seinen Lieblingsstudien kostete. Er warf ihm vor, daß er sich seinen Beruf nicht angelegen seyn lasse und sich mit unnützen Dingen beschäftige. Er konnte ihm die geistige Ueberlegenheit nicht verzeihen.

„Endlich brach das Jahr 1805 seine Ketten. Einer seiner Freunde, ein ehemaliger Mitschüler von ihm, der ihn bis auf den heutigen Tag überlebt hat, ein ehrwürdiges Glied von der alten Universität, Hr. Auvray, wurde sein Befreier, indem er ihn an die Universität brachte. Das war nur die Vergeltung für die vielen Dienste, die er ihm in der Jugend erwiesen und deren sich noch manche Familien erinnern."

Das Athenäum bricht hier mit ſeinen Auszügen über den Vater Burnouf ab; auch würde eine Darlegung ſeines wiſſenſchaftlichen Ganges dieſen Blättern ferner liegen. Ueber den Sohn ſagt unſer Auszug folgendes:

„... Eugen Burnouf wurde unter fremden Dache, in der Dienſtſtube des Kaufmanns am 8 April 1801 geboren, durfte aber, als er anfing ſich ſelbſt zu kennen, weder Zeuge noch Mitdulder dieſes Elends mehr ſeyn. Der Vater war eben dem ſeiner ihm würdigen Berufe, ſeinem literariſchen Vaterlande, ſeiner Freiheit in den Studien wiedergegeben worden; das Kind brauchte nicht durch fremde Hülfe die Wohlthat der Erziehung zu empfangen; es fand im väterlichen Hauſe den Lehrer, den es unter allen geſucht hatte, wenn es zu wählen gehabt hätte.

„... Seit dem Wiederauftreten der Wiſſenſchaften ſtand Frankreich voran unter den Staaten, welche einen ſpeciellen Unterricht in den orientaliſchen Wiſſenſchaften ſchufen. Es gab den erſten Impuls zu den Reiſen zur Aufſuchung von Schriftdenkmalen in den aſiatiſchen Ländern, von ihm gingen die erſten bedeutenden Verſuche in dieſer auf die Geſchichte angewandten Philologie aus. Der Anfang des jetzigen Jahrhunderts war für ſeine Gelehrten eine Epoche der Erneuerung und ungemeiner Fortſchritte. Sie erwarben ſich beſonders in den drei mosleminitiſchen Sprachen eine Anerkennung, die ihnen das gelehrte Europa übereinſtimmend angedeihen ließ; vor allem die Leiſtungen des Herren Sylveſtre de Sacy, von welchem ſelbſt die Araber die Geſetze ihrer Grammatik und ihrer Poeſie in einer Reinheit und Genauigkeit, die ſie nicht vermuthet hatten, kennen lernten; Sylveſtre de Sacy iſt es, deſſen aufmunterndes Wort ringsum Talente weckte. Ihm hauptſächlich verdankt man in der Jetztzeit die Errichtung zweier neuer Lehrſtühle am Collège de France, auf deren einem Abel Remuſat in Stanislaus Julien, auf dem andern Chézy in Eugen Burnouf würdige Nachfolger haben.

„Der Unterricht bei Hr. de Chézy vereitelte glücklicherweiſe die Pläne, welche man für Eugen Burnouf in Betreff eines vortheilhaften Geſchäftes gefaßt hatte. Sein Vater hatte angefangen ohne Abſicht und Willen einen Philologen aus ihm zu machen; Hr. de Chézy machte aus ihm einen Indianiſten, der aber ſeiner Schule untreu wurde.

„Chézy, mit einer reichen und claſſiſchen Phantaſie begabt, war ganz hingeriſſen von den Formen und der Poeſie der Sprache, die ihm ein Ausfluß aus dem Lande Eden ſchien; und war es der Geiſt ſeines Syſtems oder das Verlangen, ſeine Zuhörer leichter an dieſe unbekannte Literatur zu feſſeln — er zeigte von ihr nur die Schönheiten, und ſuchte dieſe fremdartigen und rieſenhaften Formen in franzöſiſche Verhältniſſe zu bringen, und ſtellte ſtatt der Wirklichkeit ein Ideal hin.

„E. Burnouf ſtellte ſich eine männlichere Aufgabe; er unterſuchte die Fäden der Völkerabſtammung, die verwandtſchaftlichen Bande zwiſchen dem Orient und dem Occident und die vererbten Urkunden der europäiſchen Stämme, die ſich in den Analogien der Gedankenzeichen erhielten; er wollte die Geſetze, nach welchen ſich die urſprünglichen Idieme in den alten und modernen Sprachen zertheilten, entwirren und an das Tageslicht bringen, und endlich mit Hülfe der Grammatik die großen Epochen der Geſchichte der menſchlichen Familie wieder auffinden.

„Zu Ende des letzten Jahrhunderts errang England durch die Erfolge ſeiner Waffen und Politik auf der Halbinſel des Ganges einen wiſſenſchaftlichen Vortheil, für deſſen Benützung ihm aber damals die Muſe fehlte. Doch kam es Frankreich in der Kenntniß der heiligen Sprache der Hindus voraus. Hinter den erobernden Armeen bildeten ſich die Comptoirs der Compagnie, neben und unter dem Schutze der Comptoirs die Schule der Indianiſten. Die erſten Indianiſten in Frankreich wie in Deutſchland erhielten den erſten Unterricht von einem aus der Schule von Calcutta hervorgegangenen Engländer.[1] Frankreich hat es E. Burnouf zu verdanken, in mehrern Zweigen dieſer Wiſſenſchaft den erſten Platz und in gewiſſen Beziehungen die Ueberlegenheit wieder erlangt zu haben. Wörterbücher, Grammatiken, einigermaßen brauchbare Bücher, Ueberſetzungen von Gedichten waren die Frucht ſchätzenswerther Arbeiten, bei der die Brahmanen Hülfe leiſteten, die ſich aber auf die Sanskritliteratur beſchränkte. Was bisher der Endzweck der Studien geweſen war, das galt E. Burnouf nur als Mittel.

Man denke ſich, in einem der entlegenen Länder Hochaſiens, deſſen Sprache ſich von der unſern in den Syſtemen der Schrift und der Ausſprache, dem ſyntaktiſchen und grammatiſchen Bau ſo durchaus unterſcheidet, höre und leſe man zum erſtenmal Latein, erkläre geſchriebene Beiſpiele davon. Man denke ſich, ein gelehrter Brahmane lerne die alte Latinität auf eine ſolch reine und ſichere Weiſe, daß er, ſobald ihm nachher eines von den Manuſcripten der ſpitzfindigen ſcholaſtiſchen Theologie in italieniſcher Sprache verfaßt in die Hände kommt, trotz der Entſtellungen der Wurzeln, der verſchiedenartigen Abbeugungen, der Idiotismen in Betreff neu gemachter Wörter, der Vermiſchungen mit Fremdartigem alsbald die urſprünglichen weſentlichen Beziehungen der beiden Sprachen herausbringen, dann die Geſetze der Abartung und Umbildung der erſterer in die andere beſtimmen, und endlich aus dem Auszug aus den Manuſcripten ein Wörterbuch und eine Grammatik ſich zuſammenſetzen und ſomit eine bei ihm nicht gekannte Sprache wieder bilden kann, ein ſolches Wunderwerk von Logik und Scharfſinn müßte unſere Bewunderung erregen. Und das that E. Burnouf in Beziehung auf die Pali-Sprache, die wie das Italieniſche aus dem Lateiniſchen, aus dem Sanskrit hervorgegangen war; das war ſein Probeſtück im Alter von 25 Jahren. Nicht vergeſſen darf man dabei, daß er hierin von einem ſeiner Mitſchüler am Collège de France, ebenfalls einem berühmten Namen, H. Laſſen unterſtützt wurde, mit dem er auch in der Folge einen freundſchaftlichen und vertrauten Umgang aufrecht erhielt. . . .

---

[1] Hamilton.

(Schluß folgt.)

Teneriffa.

Aus einer Uebungsfahrt der Geſion von Marine-Lieutenant W....r.

Am 2 December 1852 Abends verließen wir, da unſere verlorene Amazone ſich nicht am Rendezvous-Platze eingefunden hatte, die Rhede von Funchal und ſteuerten bei dem ſchönſten Wetter, ſteifer Briſe und faſt ſchlichtem Waſſer nach Teneriffa. Die Geſion, die unter ſolchen Umſtänden ſich von einer ſehr liebenswürdigen Seite zeigt, eilte mit einer Schnelligkeit durch die Wogen, die mancher unſerer vaterländiſchen Eiſenbahnen Ehre gemacht haben würde. Schon andern Morgens erblickten wir die auf halbem Wege nach Teneriffa liegenden Salvages-Inſeln, deren kleinere ganz die Geſtalt eines ſegelnden Schiffes hatte, die wir jedoch in zu großer Entfernung paſſirten, um etwas genaueres darüber ſagen zu können. Es ſind ein Paar unbewohnte Inſeln von zuſammen 3—4 Quadratmeilen, die früher wohl Seeräubern als Schlupfwinkel gedient haben mögen; wenigſtens läßt eine ziemlich romaniſche Geſchichte, deren Schauplatz die Inſeln vor einigen Wochen wurden, darauf ſchließen. Vor etwa einem Vierteljahre ſtarb nämlich in einer Strafanſtalt Londons ein lebenslänglich verurtheilter Sträfling und früherer Freibeuter, der auf ſeinem Todtenbette einigen Engländern vertraute, wie er auf den Salvages eine Summe von 500,000 Pfd., die er vor Zeiten zwei mit Geld beladenen Schiffen abgenommen, vergraben habe, und hatte auch die Localität ſo genau beſchrieben, daß kein Mißverſtändniß obwalten zu können ſchien. Die betreffenden Inhaber des Geheimniſſes machten ſich unverzüglich, mit allen zur Hebung des Schatzes nöthigen Mitteln und Inſtrumenten ausgerüſtet, auf den We gnach Madeira, von wo ſie mit einem eigens gemietheten Fahrzeuge nach den Salvages ſegelten und dort das große Werk begannen. Die bezeichnete Oertlichkeit ſchien bald entdeckt zu ſeyn, alle gegebenen Merkmale trafen zu; mit eifrigſter Thätigkeit wurde geſucht und gegraben — allein es fand ſich nichts. Man glaubte, ſich in der Stelle getäuſcht zu haben und verſuchte es an einem andern Orte; nach drei Wochen waren beide Inſeln ganz umgewühlt, jedoch ohne günſtigere Reſultate. Der Schatz blieb unentdeckt, ein neckiſcher Gnom oder mißgünſtiger Nix ſchien ihn fortgezaubert zu haben, und bitter enttäuſcht, mit Verluſt von einigen hundert Pfd. zogen die Schatzgräber endlich mit der angenehmen Vorausſicht nach Teneriffa, obenein von allen verlacht zu werden. Hierin täuſchten ſie ſich auch keineswegs; aber, um allem die Krone aufzuſetzen, wurde bei dem engliſchen Conſul in St. Cruz von der ſpaniſchen Regierung, welche die Salvages als zu Spanien gehörig betrachtet, eine Klage gegen ſeine Landsleute wegen Eingriffs in die Rechte der ſpaniſchen Krone anhängig gemacht, welche dieſer jedoch dadurch rückgängig machte, daß er nachwies, wie die Inſeln durch das Umarbeiten der Engländer an Bodenwerth nur gewonnen haben könnten, da kein Geld gefunden, wohl aber der Boden meliorirt ſey. Die Söhne Albions aber, die ſich im Geiſte ſchon als Montechriſto II, III u. ſ. w. geträumt haben mochten, begaben ſich, in Verzweiflung über die verunglückte Speculation, zwar ärmer an Gelde aber reicher an Erfahrung in ihr Vaterland zurück, den alten Seeräuber, der ſie ſo angeführt, zu allen Teufeln wünſchend.

Auch wir fühlten keinen Drang die Nachforſchungen nach dem Schatze fortzuſetzen, ſondern ließen die Salvages-Inſeln weit rechts liegen und ſteuerten unſern Curs fort nach Teneriffa, deſſen weltberühmter Pik uns ſchon am andern Morgen mit Tagwerden hoch über die Wolken hinausragend ſichtbar wurde. Der beſtändige gute Wind beſchleunigte unſere Reiſe, und Nachmittags am 4ten ließen wir unſern Anker auf der Rhede von St. Cruz fallen, ſalutirten die ſpaniſche Flagge und richteten uns für einen etwas längern Aufenthalt ein, da wir mit Einrechnung der drei Tage in Madeira noch 11 Tage auf unſere Amazone zu warten hatten, ehe wir unſere Reiſe fortſetzen durften, obwohl wir durch ein von England gekommenes Dampfſchiff leider nur eine Beſtätigung der ſchon in Madeira erhaltenen traurigen Nachricht hörten, daß eine entmaſtete Corvette, die kurz vorher in Begleitung einer Fregatte ausgeſegelt, im Eingange des engliſchen Canals durch zwei Fiſcherfahrzeuge geſehen ſey. Wir hatten daher allen Grund zu fürchten, daß die arme Amazone in jener ſchrecklichen Nacht des 16 November, welche ſie von uns trennte, von dieſem Unglück betroffen und nach England zurückgebracht ſey. Da jedoch der officielle Bericht noch fehlte, mußten wir die uns vorgeſchriebene Wartezeit einhalten, die uns überdieß ſehr gelegen kam, da noch mancher durch das vorangegangene ſchwere Wetter angerichtete Schaden entdeckt und zu repariren war.

Die Inſel Teneriffa und beſonders die Südſeite derſelben, unter der wir lagen, hat einen grotesken wildromantiſchen Charakter, iſt reich an zackigen Felspartien, wilden Schluchten, ſteilen Klippen und ſchroffen Abhängen, und die Phyſiognomie der Inſel iſt nicht ſo freundlich und dem Auge ſo angenehm wie die von Madeira, das, in geologiſcher Formation zwar ähnlich, durch üppige Vegetation, die den Bergen Teneriffa's faſt ganz fehlt, ein lieblicheres Ausſehen gewinnt. Die vielen Bergkegel und Bergketten, welche ſich an der Südſeite faſt unzugänglich aus dem Meere erheben, während ſie nach der Nordſeite allmählich ſanfter abflachen, ſind merkwürdig regelmäßig geformt, ſämmtlich in Kraterbildung und von der Geſtalt des Pico de Teyde ſelbſt, dem ſie wie Zwerge einem Rieſen in ſehr großer Anzahl zu Füßen liegen. Die ganze Inſel läßt ſich mit einem koloſſalen Vulcane vergleichen, der durch zahlloſe Krateröffnungen ſein unterirdiſches Feuer ausgeſpieen hat und jetzt nach langer Anſtrengung ruht, denn ſeit langer Zeit ſchweigen die Eſſen der Cyklopen, und vor 10 Jahren haben zuletzt zwei kleine Krater nicht weit von St. Cruz und nahe am Strande geſpieen. Auch ſie ſcheinen ausgebrannt und die Einwohner Teneriffa's werden bald ganz vergeſſen auf unterminirtem Boden zu ſtehen, wenn ſie nicht dann und wann durch Erdſtöße, deren letzter erſt vor drei Wochen die ganze Inſel erſchütterte, daran erinnert würden. Die Stadt St. Cruz liegt ähnlich wie Funchal vom Strande aus am Bergesabhange ſtrahlenförmig hinaufgehend, jedoch nicht ſo reizend wie das letztere, da ſie einestheils enger zuſammengedrängt iſt und auch nicht einen ſo ſchönen Hintergrund wie Funchal beſitzt. Sie iſt die Hauptſtadt von Teneriffa, Reſidenz des General-Gouverneurs der canariſchen Inſeln und zählt etwa 9000 Einwohner. Sie iſt ſehr ſtark befeſtigt und durch ihre günſtige Lage leicht gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Nelſon, der ſie zu nehmen und eine Landung verſuchte, wurde zurückgeſchlagen, und da unterdeſſen ein heftiger Südwind faſt ſämmtliche Boote an der ſchroffen Küſte zerſchellt und ihm den Rückzug abgeſchnitten hatte, wurde er mit ſeinen

ſämmtlichen Truppen gefangen genommen und verlor ſeinen Arm bei der Affaire. Der ſpaniſche Gouverneur gab jedoch aus übergroßer Höflichkeit oder höchſt unpolitiſcher Großmuth, die ſpäterhin von Nelſon nicht vergolten wurde, den letzteren und alle gefangenen Engländer frei und ſandte ſie an Bord ihrer Schiffe zurück. Seitdem iſt die Stadt noch ſtärker befeſtigt und dürfte ſehr ſchwer zu nehmen ſeyn, da die Landung nur an einem Punkte möglich und dieſer durch ſtarke Batterien hinlänglich gedeckt iſt. St. Cruz hat ſich ſeit kurzer Zeit gehoben und wird dieß, wie überhaupt alle canariſchen Inſeln, in noch größerem Maßſtabe thun, da die Häfen der letzteren, mit Ausnahme der unbedeutenden Inſel Gomera, ſeit dem 10 Auguſt d. J. zu Freihäfen erklärt ſind. Dieß wird einen bedeutenden Aufſchwung des Handels auf den Inſeln und beſonders in St. Cruz zur Folge haben, welches letztere ohnehin ſchon jetzt monatlich durch 6—8 Dampfſchiffe, die hier Kohlen einnehmen, beſucht wird. Die Inſeln haben eine ſehr glückliche Lage, und ein Klima in dem ſowohl alle tropiſchen Gewächſe wie die der gemäßigten Zone gedeihen. Neben der Cocospalme ſieht man wogende Weizenfelder, Mandelſträuche und Apfelſinenbäume neben grünenden Kartoffeläckern, die Weinrebe neben dem Kaffeebaume und von allen dieſen Erzeugniſſen herrſcht ein ſolcher Ueberfluß, daß von ihnen, beſonders aber vom Weine unverhältnißmäßig viel ausgeführt wird. Vom letzteren hat man zwei Sorten, die erſtere zu 90, die zweite zu 60 ſpan. Thalern, die Pipe zu 120 Gallinen oder 540 Flaſchen; die erſtere gibt dem Madeira wenig nach, nur iſt ſie etwas kräftiger.

Einen ſehr ergiebigen und in beſtem Aufblühen begriffenen Handelsartikel der Inſel bildet jedoch auch die Cochenille, deren Gewinnung zwar erſt ſeit wenigen Jahren, aber doch ſchon in ſo bedeutendem Maße geſchieht, daß jährlich bereits für eine Million ſpan. Thaler ausgeführt, und ſich dieß Quantum vorausſichtlich auf das Doppelte und Dreifache erhöhen wird, da die Cochenillezucht ohne viele Mühe einen reichen Ertrag gibt und ſchon jetzt einen hauptſächlichen Nahrungszweig der niederen Volksclaſſen bildet; der Cochenillewurm hat faſt das Ausſehen und die Größe einer Wanze, jedoch eine dunkelbraune faſt ſchwärzliche Farbe. Er vermehrt ſich mit überaus großer Geſchwindigkeit und lebt auf dem gewöhnlichen großblättrigen Cactus, den ich in erſtaunlicher Menge hier ſah. Zwei Drittheile der bebauten Felder ſind mit Cactus bepflanzt, deren Blätter von jenen kleinen Thierchen wimmeln. Man zieht die letzteren oder verpflanzt ſie von einem Felde auf das andere, indem man ein oder zwei trächtige Weibchen in einen kleinen Beutel von Krepp ſetzt und dieſen auf einem Blatte mit einer Nadel befeſtigt. Die Jungen, welche nach ihrer Geburt durch die feinen Oeffnungen des Krepps kriechen, finden ſofort auf der Pflanze ihre Nahrung, wachſen und flanzen ſich ſehr ſchnell fort, und in Zeit von einem Monate iſt ein Feld von einem Morgen durch die zwei Weibchen mit Millionen Würmern ſtark bevölkert, die, wenn ſie ihre gehörige Größe erreicht haben, vermittelſt eines kleinen blechernen Spatels leicht von der glatten Blattoberfläche in ein Gefäß geſchoben und geſammelt werden. Alsdann werden ſie in einem Backofen geröſtet; und die Cochenille, die dann in Geſtalt kleiner brauner Kugeln erſcheint, iſt zum Handel fertig. Der Cactus, der hier wild wächst, bedarf ebenfalls keiner weiteren Pflege, wenn er einmal gepflanzt iſt, und der Ertrag iſt faſt reiner Verdienſt. Ich habe bei Gelegenheit eines Ausflugs ein Blatt von ſolchem Cochenillenfelde abgepflückt und darauf wenigſtens 1000 große und kleine Würmer, letztere hellbraun und geflügelt gefunden. Die ausgewachſenen enthielten eine bedeutende Quantität des ſchönſten Carmins, und ich habe mit dem Safte eines großen Wurms einen Satz von 25 Worten geſchrieben.

Santa Cruz iſt bedeutend regelmäßiger gebaut als Funchal und beſitzt weit mehr und ſchönere Straßen, die aber ebenſo wie in letzterer Stadt mit kleinen Kieſelſteinen gepflaſtert ſind, um den allen Transport beſorgenden Eſeln und Kamelen feſten Fuß zu geben, wenn ſie auch den Füßen der Fremden höchſt empfindlich ſind. Auf beiden Seiten hat man jedoch ein bequemes Trottoir, und auch ſo manche andere Einrichtungen zeugen davon, daß St. Cruz den Vorzug einer Reſidenz beſitzt. Um den Bewohnern einen bequemeren Anlegeplatz zu verſchaffen, die ſonſt wie in Madeira nur durch die Brandung ans Land kommen würden, hat man angefangen, eine Mole in die See hinauszulegen und ſo durch den Wogen einen Damm entgegenzuſtellen. Man hat bei dieſem ſchwierige und koſtſpielige Unternehmen dadurch bewerkſtelligt, daß man ungeheure Quadern von 10—12 Fuß Seitenfläche in das Meer hinabſtürzte und auf dieſer Grundlage die Mauer begann; dieſe Quadern ſind künſtlich, ein Erzeugniß der Inſel ſelbſt und werden aus einer Miſchung von Baſalt und Kalk angefertigt. Sie erhärten allmählich an der Luft und im Waſſer ſo ſehr, daß ſie an Feſtigkeit dem feſteſten Granit gleichkommen und ſich daher vortrefflich zu Waſſerbauten eignen. Bereits iſt die Mauer 80 Fuß weit hinausgeführt und ſie ſoll noch um weitere 50 Fuß verlängert werden. Am obern Ende derſelben mündet die Waſſerleitung, die das ſchöne reine Waſſer aus den Bergen im Innern von Teneriffa nach der Seeſeite ſchafft, um daſſelbe bequem an Bord der hier für Waſſer einlaufenden Schiffe bringen zu können. Unmittelbar von der Hafenmauer gelangt man durch das Feſtungsthor in die eigentliche Stadt, die ſich wie Funchal gegen die Berge hin aufſteigend erhebt. Rechts vom Thore ſtößt man zuerſt auf eine kleine Promenade, freilich nur eine Miniaturausgabe, aber dennoch mit einer Fontaine verziert, während man links auf einen ziemlich großen und mit Fließen ausgelegten Platz gelangt, den ſogenannten Plaza del Rey, der jedoch bis 1835 Plaza della Conſtitucion hieß. In ſeiner Mitte befindet ſich eine Säule als Denkmal an die Ausrottung der Ureinwohner der insulae felices, einer jener vielen Flecken in der ſpaniſchen Geſchichte, über welche die Zeit bereits gerichtet hat. Der Platz, der zugleich die Stelle der Alameida vertritt und Abends zum Sammelplatze der Beau Monde dient, iſt von ziemlich großen und ſtattlichen Gebäuden umgeben, unter denen ſich das Café Français, in welchem jedoch niemand Franzöſiſch verſteht, als erſtes Hôtel von St. Cruz auszeichnet. Zugleich laufen von dieſem Platze die Hauptſtraßen der Stadt nach den verſchiedenen Richtungen aus und laſſen dieſelbe, wie ſchon bemerkt, bezüglich ihrer Bauart von St. Cruz nichts zu wünſchen übrig.

Die Häuſer der Vornehmeren ſind zwei- und dreiſtöckig, die der ärmeren Claſſe jedoch durchgängig einſtöckig und oft ſo niedrig, daß man das Dach mit der Hand erreichen kann. Sämmtliche Häuſer ſind weiß angeſtrichen und gewähren dadurch einen recht lichen freundlichen Anblick. Die größeren Gebäude ſind ohne Ausnahme in mauriſchem Style aufgeführt, d. h. in einem Carré, das einen Hof oder Gartenplatz einſchließt, der gewöhnlich Cocos, Bananen oder Granatbäume, öfter jedoch auch Blumen enthält, unter denen ſchöne Euphorbiaceen ſehr beliebt zu ſeyn ſcheinen. Auf der innern Seite der Gebäude laufen Galerien herum, welche die vier Fronten des Hauſes mit einander verbinden. Stuben und Kammern ſind ſehr hoch und die wenigen Fenſter zur Abhaltung der Sonnenhitze faſt während des ganzen Tages durch Läden geſchloſſen. Oefen und Kamine ſind hier natürlich unbekannt

Dinge, da wir Mitte December hier eine mittlere Temperatur von 16° hatten. Die Wohnungen der geringeren Classe bestehen dagegen nur aus vier Wänden und einem Dache ohne sonstigen architektonischen Aufwand. Von der Straße tritt man durch die Hausthür unmittelbar in das sogenannte Cuarto, d. h. in den Raum, der als Wohn-, Speise- und Schlafzimmer dient und in dem man sich vergebens nach einer Küche umsieht, wenn man nicht eine Stelle mit diesem Namen bezeichnen will, die in einer Ecke des Raumes Reste von ausgebrannten Kohlen zeigt, die vielleicht vor vier Wochen zum letztenmale geglüht haben, da der gemeine Mann nur äußerst selten etwas Gekochtes genießt. Anstatt der Fenster haben diese Gebäude nur hölzerne Luken und ein Glaser dürfte hier keine glänzenden Geschäfte machen. Ebenso wenig sind die Zimmer mit Möbeln oder sonstigem Hausgeräth überladen; gewöhnlich bilden ein Feldbette und einige hölzerne Schemel das ganze Mobiliar. Ueberhaupt scheint mit dem letzteren Artikel auch in den bessern Häusern durchaus kein Luxus getrieben zu werden, was die ohnehin schon großen Zimmer noch größer und kahler macht. Das Ameublement beschränkt sich nur auf eine Unmasse hölzerner Stühle, die wie in einem Tanzsaale regimentsweise an den Wänden aufmarschirt stehen und von einem Unterofficiere in Gestalt eines kahlen Tisches commandirt werden. Bisweilen gewahrt man auch einen vereinsamten Spiegel, der sich vergebens nach einem analogen Möbel umsieht. Nur an Bildern von Wasserfarben gekleckst, mittelalterlichen Reminiscenzen oder Scenen aus den Mystères de Paris fehlt es gewöhnlich nicht und sie correspondiren in Zahl mit den Stühlen.

Vor allen Gebäuden zeichnet sich jedoch sowohl durch seine Größe als durch seine Einrichtung das Theater aus, das man in diesem Genre hier durchaus nicht erwartet. Es kann etwa 1500 Menschen fassen, ist mit bequemen Logen versehen und erinnert überhaupt in seinen Einzelnheiten an die größeren europäischen Städte. Auch das Spiel, insoweit ich es bei meiner damaligen geringen Kenntniß der spanischen Sprache beurtheilen konnte, paßt zu dem Gebäude, und jedenfalls könnten sich die meisten unserer deutschen Schauspieler das ausdrucksvolle Mienenspiel und gute Rollenlernen ihrer spanischen Collegen zum Muster nehmen; doch wie jede Sache ihre Schattenseite besitzt, so hat auch das hiesige Theaterpersonal deren, und diese sind der Gesang und in noch größerem Maßstabe das Orchester. Bei beiden möchte man oft davonlaufen, da es dem Ohre eines Deutschen etwas zu viel zugemuthet ist, dergleichen kakophonistische Leistungen anzuhören. Da wir schon in Madeira den musikalischen Sinn von Teneriffa hatten loben hören, so fiel uns dieß umsomehr auf, und wir würden uns dadurch vielleicht zu einem schiefen Urtheile haben verleiten lassen, wenn wir nicht später etwas so ausgezeichnetes in musikalischer Beziehung gehört hätten.

Nach der schweren Prüfung unserer Gehörnerven erhielten wir eine kleine Entschädigung im Ballet, wenn man die Aufführung verschiedener Nationaltänze und unter ihnen des beliebten Fandango so benennen darf. Es kam dabei weniger Kunst als natürliche Gewandtheit in Betracht, und es war hauptsächlich der originelle und mir neue Charakter der Tänze, der mich interessirte, da die letzteren voll Feuer und Anmuth doch weit entfernt waren, lasciv zu seyn. Das Publicum war sehr anständig und zeichnete sich besonders der schöne Kranz der Damen durch geschmackvolle und reiche Kleidung aus, indem es hier wie auch in England an den full dress days Mode ist, nur im Ballanzuge im Theater zu erscheinen. Sah man in Madeira nur häßliche Gesichter, so wurde man hier durch ebenso viele hübsche und bildschöne überrascht. Allerdings hat fast jede Spanierin drei wesentliche Vorzüge vor andern Frauen, die auch sonst unschöne Züge und Formen mildern und weniger unangenehm erscheinen lassen; dieß sind die schönen schwarzen Haare, die dunkeln feurigen Augen und die weißen Zähne, ohne welche drei Eigenschaften ich fast kein einziges weibliches Wesen hier gesehen habe; dazu kommen gewöhnlich noch eine hübsche junonische Gestalt, ein schöner Teint, kleine Hände und Füße, und man darf mit vollem Rechte das weibliche Geschlecht auf Teneriffa das schöne nennen. Besonders amüsirt hat mich das Fächerspiel, das eine Hauptbeschäftigung der spanischen Damen ausmacht und in das sie viel Grazie zu legen wissen. Während unsere Landsmänninnen mit dem verhängnißvollen Strumpfe agiren, spielen die Spanierinnen mit dem Fächer, den sie unaufhörlich mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit entfalten und wieder zusammenlegen; dabei beschränkt sich der Gebrauch dieses Instrumentes nicht etwa auf die höheren Classen. Das weibliche Personal in allen Schichten der Gesellschaft weiß den Fächer mit gleicher Kunstfertigkeit zu handhaben, und das Weib aus dem Volke entwickelt dabei dieselbe Grazie wie die Señora Gobernadore.

Die Tracht der vornehmeren Classen weicht nicht auffällig von der deutschen ab; als Eigenthümlichkeit kann man nur anführen, daß bei Frauen die schwarzen, bei jungen Mädchen dagegen die helleren Farben den Vorzug zu haben scheinen. Ebenso tragen die Damen aus höheren Ständen keine Hüte, sondern entweder die Mantille, die über den Kopf genommen wird und wie ein Schleier bis über die Hüfte herunterhängt, oder ein weißes oder buntes Tuch, das sie nach Art unserer Bauermädchen zum Schutze gegen die Sonne über den Kopf und unter dem Kinne zusammenbinden, so daß kaum das Gesicht frei bleibt. Im Bürgerstande, sowie bei den Landsleuten wird dieß Tuch nicht unter dem Kinne zusammengebunden, sondern hängt nur lose um den Kopf bis auf die Brust herab, ist von weißem Flanell und mit breitem weißem Atlaßband eingefaßt. Die Bäuerinnen tragen außerdem noch einen Männerhut von Filz oder Stroh über diesem Tuche und erhalten dadurch ein merkwürdig groteskes Aussehen. Bei den Männern sind die Calabreserhüte und die spanischen Mäntel sehr beliebt; auch sieht man viele schwarze Sammtbarette mit Federschmuck; die Männer der ärmeren Classe, sowie die Landsleute tragen außerdem noch weiße wollene Mäntel von sehr einfacher Construction, d. h. eine gewöhnliche Pferdedecke, durch deren eines Ende eine Schnur gezogen ist, mittelst der man das Kleidungsstück um den Hals befestigt. Während des Tages versieht dieser Mantel die Stelle eines Rockes und dient in der Nacht als Decke, wenn die Inhaber sich auf ihr gewöhnliches Bette, d. h. den kahlen Erdboden legen.

(Schluß folgt.)

Streifzüge in Norwegen.

4. Klockeruth, Hitterdal, Bamble, Tindoset.

Der Weg nach Klockeruth führt anfangs durch eine lange, erst steinige und dann moraſtige Höhengegend, durch die sich ein

Bach schlängelt, der hart an der Straße einen schönen Wasserfall bildet; dann tritt er wieder in einen Wald, dessen Unterholz so verdichtet, daß des Menschen Fuß ihn selten oder nie betritt. In der nächsten Nähe der Station ändert der Weg seinen Charakter abermals, der Wald tritt zurück vor felsigen Massen, auf deren Abhängen Tannen und Birken wachsen, deren Gipfel die ihnen zunächst höheren berühren. Rechts starren sie schroff auf die Straße herab, die schmal und mit Steinen besäet ist, und links führen sie in eine Tiefe, aus der ein an und für sich unbedeutendes Flüßchen ein schallendes Brausen heraustönen läßt, da sein Lauf eigentlich ein fortgesetzter Fall und durch scharfe, spitze Felsvorsprünge unzähligemale gehemmt, und zu einer schnellen Rückströmung gezwungen ist. In dem Gasthause fand ich alles wie in Heuby, nur weniger reich und eher schmutzig als reinlich; die großen mächtigen Betten mit ihren blaukattunenen Gardinen, die schweren Schränke und Möbel in Manneshöhe mit Bibelsprüchen in sehr großen Buchstaben das Lob der Häuslichkeit und Gottesfurcht predigend glichen den schon gesehenen auf ein Haar, nur das Holz nicht so hellpolirt und rein; für mich bot daher dieß Haus wenig Einladendes dar, und ich mußte Johannes dankbar seyn, daß er mir eine sofortige Weiterbeförderung verschaffte, indem er einen Knaben bewog mich mit seinem Gefährt nach Hitterdal zu nehmen, von wo er einen Lehnsmann, den untersten Beamten, dem die Eintreibung der Steuern und andre niedere Polizeiverrichtungen obliegen, mit Tagesanbruch hierhergebracht. War dieß gleich ein Umweg, ging ich gern in den Vorschlag ein, da ich möglicherweise hier 4—5 Stunden auf Pferde warten konnte, und in Hitterdal deren gewiß seyn durfte, da dort eine Hauptkirche mehrere Gehöfte nahe beieinander vereint hat.

Der Weg überschreitet bald ein hier von Nord nach Süd streichendes enges und zerklüftetes Querthal, in dem die Hjerdalselv nach ihrem Austritt aus dem Hjerdalsvand fließt. Die Mehrzahl dieser Thäler öffnet sich von Norden nach Süden, und ist gegen Morgen- und Abendwind geschützt, wenn sie der Schein der Sonne mit dauernder Wärme erfüllt hat. Oft sollen nur sechs Wochen zwischen Saat und Ernte liegen, und also die Saat in heißen Sommern so schnell wachsen und reifen, wie unter den glücklichsten Himmelsstrichen, wohingegen bei kaltem Frühjahre und ebenso bei Regensommern und nicht seltenen Nachtfrösten im August — den gefürchteten Eisnächten — die ganze Saat verunglückt, was sogar nach 25jährigem Durchschnitt je die vierte Ernte treffen soll, worauf aber dann stets ein milder und heitrer Winter folgt. Auffallend sind große Ketten von Sandbergen, mitunter förmlichen Wällen gleichend, und daher in der Volkstradition auch für Reste von Festungswerken der alten Nordländer angesehen, welche am linken Ufer der Hjerdalselv zusammenhängend bis nach Hitterdal fortlaufen, wo sie ihren Culminationspunkt in einer breiten Kuppe von über 100 Fuß Höhe erreichen, die einen völligen Ueberblick über sie gestattet. Eine Art System, ihre regelmäßige Form und Abdachung, sowie die auffallenden abgemessene wechselweise aus- und einspringende Winkel machende Lage sind gewichtige Gründe für die Annahme einer künstlichen Aufdämmung, wogegen wieder ihre ungeheure Ausdehnung spricht. Zuweilen schließen sie den Fluß zu beiden Seiten gleich einem engen Defilee ein, und sind an diesen Punkten doppelt und sogar dreifach terrassenförmig aufeinandergesetzt, wie die Replis und Cavaliere moderner Befestigungen.

In Hitterdal angelangt gelang es mir, daß nach einem Aufenthalt von wenig über eine Stunde ein Carriol für mich bereit stand, das mich über Bamble hinweg nach Tindoset führen und also einen weiteren Aufenthalt verhindern sollte. Eine herrliche Erquickung waren mir wieder die Beeren aller Art, von der Erd- und Himbeere, bis zur schwarzen Johannisbeere, hier Sollö (Sonnenbeere) genannt, in ausgezeichneter Größe das Gasthaus umgebend, und die vorzüglich großen und süßen Bückebeeren (blaue Heidelbeeren), die mir mit sauren Molken vorgesetzt wurden. Auch ein erquickendes Getränk bot man mir dar, und gab es mir auf mein Ansuchen in einem kleinen Vorrath mit, das aus einer Beere bereitet wurde, die der nordischen Küche vollkommen die Citrone ersetzt, und deren Saft der kühlendsten Limonade gleicht. Sie nennen sie hier Tranebär oder Kranichsbeere, und ihr langstengliches schmales Kraut, welches sich auf der Erde ausbreitet, sowie die kleinen rothen Beeren erinnern sehr an die Heidelbeere unsrer Wälder, nur daß jene sehr saftig und diese trocken und mehlig ist. Die ungefähr im Mittelpunkt der zerstreuten Gehöfte in der Nähe des Hitterdaler-Sees liegende Kirche ist ein den Alterthumsforscher höchst merkwürdiges Bauwerk; eines jener originellen Gebäude, die in ihrem Style den Uebergang von den rohen Baumtempel des nordischen Heidenthums zum christlich-gothischen Kirchenbau bezeichnen. Sie ist abenteuerlich zusammengesetzt und dennoch von imponirendem Ansehen durch die innige Auf- und Nebeneinanderthürmung der einzelnen Theile, und durch die schuppige schwarze Oberfläche, indem sowohl das Dach als der größte Theil der Wände mit getheerten Schindeln bekleidet sind. Die einzelnen Zierrathen sind über die verschiedensten Motive mit unbegreiflichem Fleiße aus Holz geschnitten.

Von Hitterdal führt ein breites Thal vorüber dem herrlichen Tindsoß, der den Wasserüberfluß aus dem gleichnamigen See abführt nach Bamble. Dasselbe ist von ausgezeichneter Schönheit, tief eingeschnitten in das Liaffeld, welches die Gränze zwischen Nieder- und Obertellemarken bildet. Den erhabensten Anblick gewährt es am östlichen Ende des kleinen Hjerdalsrand. Eine Viertelstunde weiter aufwärts von Bamble tritt eine Felsenpartie des nördlichen Gehänges etwa bis auf 20 Schritt dem südlichen entgegen, und zieht sich das Thal hier zu einem engen Durchgang von mehreren 100 Schritt Länge zusammen, in welchem der Strom durch den festen Quarz einen nur wenige Fuß breiten Canal gebohrt hat, dessen Wände ganz senkrecht niederfallen. Hat man diesen Engpaß durchschritten, so stellt sich in dem oberen Tellemarken eine noch bedeutend großartigere Alpengegend dar als zuvor. Alle Berge, welche in der Nähe sind, steigen über die Fichtengränze hinauf und überall liegt auf ihnen der Schnee, häufig und auf lange Zeit sogar noch einige 100 Fuß bis unter diese Gränze reichend. Läßt man von den Höhen des südlichen Abhanges den Blick nach West und Nord schweifen, so sieht man zahllose hintereinander gethürmte schneebedeckte Kuppen in strahlendem Glanz prachtvoll in die Augen fallen, unter denen sich das Liaffeld und Gaustaffeld majestätisch herausheben. Letzteres ist der höchste Punkt der norwegischen Gebirge im Süden der Straße über das Fillefeld. Der Kegel des Gausta erreicht eine Höhe von ungefähr 6—7000 Fuß, während der Gebirgsrücken selbst, aus dem er sich erhebt, nicht viel über 4000 Fuß aufsteigt. Die isolirte Lage eines so bedeutend aufsteigenden Punktes, die scharfe kannenförmige Gestalt der Kuppe, von welcher eine weite Aussicht in die Schneegefilde und Gebirgswüsten des südlichen Norwegens geboten ist, der nahegelegene prachtvolle Wassersturz des Riukanfoß, die üppige alpinische Flora machen das Gaustafeld für den Lustreisenden ebenso belohnend, wie seine geognostische Gestaltung es dem Manne der Wissenschaft interessant machen muß.

In Tindoset angelangt war ich wenig angenehm überrascht

meine Genoſſen die vorausgegangen waren zu vermiſſen und einen ſchmutzigen unangenehmen Aufenthalt zu finden. Um ſie nicht ganz zu verlieren, wollte ich mich ohne Verzug aufmachen, um auf dem Weg über einen See noch in der Nacht Ornäs zu erreichen. Mit Mühe gelang es durch mein Gebot von zwei Speciesthalern bei zwei jungen Burſchen die Scheu vor einer Nachtfahrt auf dem See zu beſiegen. Ich konnte mir dieſe Scheu nicht erklären, da ein kleines unbedeutendes bleifarbenes Wölkchen, welches an einem Punkte des Himmels feſtzuſtehen ſchien, in meinen Augen dieſe Wichtigkeit nicht gewinnen wollte, und die Furcht vor dem „Necken“ und dem „Jättenzuge“ — unſre Märchen von Nix und der wilden Jagd — mir ferner lag als die, daß ich die Spur meiner Reiſegefährten verlieren möchte.

Die Zeit, die erforderlich war um das Boot zu bereiten, verbrachte ich mit dem neuen Bekannten, theilte das ihm bereitete Mahl, bei dem mir nichts behagte, da alles bis zu dem Geflügel und Schweinefleiſch hinab nach Thran und Fiſchen ſchmeckt, deren Abgang die Nahrung der Thiere ausmachte. Nach dem Eſſen blieb mir noch eine kurze Friſt um nach einem Habichtsfang zu gehen, der in der nächſten Nähe des Gaards angelegt war, um dieſes Räubers, der nicht nur das Vieh, ſondern im Winter auch Kinder und Männer angreift, habhaft zu werden. Das Verfahren hierbei iſt ein höchſt einfaches. Man baut kleine Steinhütten, verſteckt ſich noch vor Beginn der Morgendämmerung darin, und läßt nur eine kleine Oeffnung zwiſchen den Steinen, aus der ein Seil hinausführt, an welchem ein Stück Vieh oder Fleiſch befeſtigt iſt. Stürzt ſich der Vogel mit dem ſtoßenden Fluge darauf, zieht man es leiſe an, daß es ſich fortbewegt ohne ihm zu entgehen, wodurch derſelbe immer hitziger wird, ſo daß er ſich zuletzt darin ſo feſt verkrallt, daß man ihn in die Hütte ziehen und tödten kann. Noch einfacher, ja in ſehr kindlich naiver Art ſah ich hier auch die Otterjagd betreiben. Ein Junge legte ſich flach auf den Bauch und unterſuchte mittelſt Hineingreifen, ob unter den Felsblöcken am Ufer eine Otter verborgen läge, welche er kurz vorher fliehen ſah; ſeine Flinte hatte er neben ſich, aber in einem Lederfutteral, aus welchem er ſie erſt herausnehmen mußte, falls er die Otter wieder ſah.

5. Der Tind-See.

Endlich erſchien etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang die Nachricht, daß die Fiſcher zur Abfahrt bereit ſeyen und ich beſtieg ungeſäumt das Fahrzeug. Es war ein flach gebauter Kahn, ziemlich ſpitz zugehend, ſchmal und vom Hinter- zum Vorder-Steven kaum mehr als 10 Fuß haltend, das Material roh behauene ſtarke Tannenbretter; friſch gehauene grüne Zweige vertraten die Stelle der Sitze, über die zum Ueberfluß noch ein Bärenfell geworfen war. Kein Lüftchen rührte ſich, und ich freute mich auf die herrliche Fahrt. Der Tind-See iſt eins der wunderherrlichſten Alpenthäler der Welt, von vier norwegiſchen Meilen Länge und ¼ bis ¾ Meilen Breite, erſt in ſüdöſtlicher, dann in ſüdweſtlicher Richtung ſtrömend. Im Norden führen ihm vier Ströme von Weſt, Nord und Oſt, und an ſeinem Winkelpunkte von Oſt aus zwei kurze aber mächtige Flüſſe ihren Waſſerreichthum zu. Unzählige Buchten und ausſpringende Halbinſeln bieten mannichfache Ausſichten dar, hervorſtechend durch den größten Reichthum an maleriſcher Wildheit und Schroffheit. Wie die Höhe der zuſammenhängenden Fjelden, die ſeine beiderſeitigen Ufer bilden, und die Urſache der vielen gefährlichen Stoßwinde ſind, imponirend erſcheinen, ſo gilt ſeine Tiefe für unergründlich und bewirkt es, daß der kryſtallhelle Spiegel des Sees auch in den ſchärfſten Wintern nicht zufriert. Welche Urſachen aber dieſen See auch häufig bei ruhigem Wetter hoch aufbäumen und ſeine Waſſermenge ſteigen machen, iſt noch unerforſcht; am bedeutendſten geſchah es im Jahre 1756, als das Erdbeben, welches Liſſabon zerſtörte, auch den Tyreſtord und andre norwegiſche Wäſſer über ihre Ufer trieb. Die erwähnten Stoßwinde ſind unter dem eigenthümlichen Namen Fjeldflager oder Bergflaggen bekannt, und ſollen ſchon bei dem ſtillſten Wetter unvorſichtig Segelnde in den Grund gebohrt haben. Sie kommen mit einem ſchmalen und heftigen Strahl aus den Thälern und Schluchten, die dicht hinter einem Vorſprung des Gebirges liegen, oder auch von den hohen und ſcharfen Bergſpitzen herab. Ihr Hauptgefahr erzeugt das Zurückprallen von den gegenüberſtehenden Bergwänden, welches oft ſo heftig iſt, daß die Luft orkanartig wirbelt.

Anfangs ging unſere Fahrt herrlich von ſtatten, denn kein Windhauch rührte ſich, und die derben Burſche brachten mit langſamen und gemeſſenen Ruderſchlägen das Fahrzeug vorwärts, ſich meiſt nahe dem Weſtufer haltend. Die Nacht war hell und es hatte die Beleuchtung einen eigenthümlichen Zauber, um ſo reizender als es die Zeit des periodiſch wiederkehrenden Sternſchnuppenfalles war, die ſich an dem, bis auf jenes noch immer unbewegliche Wölkchen, ganz klaren Himmel wunderbar ſchön ausnahmen. Die tiefen Thäler blieben finſter, aber je höher ſich die Bergwände erhoben, je mehr ſich der Horizont erweiterte, je heller ward es. Um Mitternacht ſchien in den Gebirgen im Weſten, am Gauſta, noch die Abendröthe leiſe erblaſſend zu lagern, und im Oſten verbreitete ſchon der kommende Morgen einen zarten Schein über die Hardanger Fjelde. Dieſe ſeltſame gelblich graue Dämmerung, die auf der ganzen Gegend lag, und keineswegs dem bläulichten Mondlichte unſerer deutſchen Nächte zu vergleichen iſt, die alles gleichmäßig mit ahnungsvoller Ungewißheit umſchleierte, durch ihr überall hindringendes falbes Licht jeden Schatten verſcheuchte, brachte eine ſüße Betäubung in mir hervor. Während ich meine Glieder in wollüſtiger Trägheit auf dem aromatiſch duftenden friſchen Birkenlaub und Tannengerüſt und dem weichen Bärenpelze ausſtreckte, ſah ich dem reizvollen Spiele zu, mit dem höhere Weſen ſich zu ergötzen ſchienen, indem ſie die diamantblitzenden Milliarden von Sternen einander zuſchleuderten, die im Fluge verſchwanden, kaum augenblicklich ihre Bahn durch einen feurigen Streifen bezeichnend, und doch in ihrer Zahl nicht vermindert erſchienen. Hierzu kam der gewaltige Eindruck der tiefſten Stille, kein Vogel rührte ſich, alles, ſelbſt das Raubthier ruhte, keine Bewegung vernahm ich außer das rieſelnd die Buge des Fahrzeugs umſtrömende und rauſchend von den Rudern abfließende Waſſer.

Im beglückten freudigen Gefühl über die Schönheit der Natur wurde ich endlich von einem friedlichen kurzen aber ſtärkenden Schlummer überfallen. Bei dem Erwachen fühlte ich gewaltige Froſtſchauer mich durchrieſeln und die Temperatur ſowie den Anblick des Wetters gänzlich verändert. Der Himmel hatte ſich bedeckt, die kleine blaugraue Wolke, welche ſchon vor vielen Stunden den Schiffern ein Schreckniß geweſen, war bedeutend gewachſen, ſchien aber noch ebenſo unbeweglich als zuvor, während weißlichere, phantaſtiſch erſcheinende leichtere Wolkenmaſſen eilig über ſie hinflogen, und nur plötzlich einzelne Stellen erhellten, aus denen ein oder der andere Stern blaſſe Strahlen auf das mit einem milchigen Schaum bedeckte Waſſer warf. Die Ufer in dieſer Gegend ſchienen aus unordentlichen Abſtürzungen zu beſtehen, und ſteile

Vorgebirge und große und kleine halbzusammenhängende Felsengruppen und schwarze Klippen bildeten ein düstres Labyrinth, welches meinen Kahnführern gefährlich zu seyn schien. Sie hatten das Ufer verlassen und hielten ihre Fahrt mehr in dem breiteren Wasser, ein tiefes unheimliches Schweigen beobachtend. Trotz des immer schärfer und schneidend werdenden Windes stellte sich das Ruder wegwerfend der jüngere der beiden Männer, ein breitschultriger und robuster Kerl, in dem Kahne als Mast auf, und hielt mit jedem Arme eine junge Birke fest gegen die Hüften gestemmt, um hiermit und mit seinem Körper den Wind zum Segeln aufzufangen. Meiner Ueberraschung, daß er die nackte Brust offen der Kälte darbot, setzte er die Versicherung entgegen, daß sie oft im Winter an derselben Eiszapfen sich von ihrem Hauche bilden sähen, und nie daran dächten, sich dagegen zu verwahren. Eine tüchtige Strecke hatten wir auf diese Art zurückgelegt, als der ältere meiner Schiffer mir mit kurzen aber entschiedenen Worten verkündete, nach Ornäs würden und könnten sie mich heut Nacht nicht schaffen, denn der sichere Untergang des Fahrzeuges wäre die Folge eines jeden Versuches, in der Nähe befände sich ein Fischeretablissement, dort würden sie für mich ein Nachtquartier besorgen. Das flache Boot ohne Kiel, der sehr wilde Anblick der Gewässer mit dem schwarzen Gürtel von Gewölk im Hintergrunde sahen zwar drohend aus, doch ließen sie mich als wassergewohnt und geübten Schwimmer unter der Leitung zweier erprobter kräftiger Schiffer keine große Gefahr ahnden, und ich versuchte deßhalb durch alle möglichen Mittel jene zur Weiterfahrt zu bewegen. Aber vergeblich; Bitten, Zanken, Drohungen, ja selbst die Lockungen des Mammons durch Versprechung einer Verdoppelung der schon hohen Summe der zwei Species nützten nichts, schweigend hörten sie mich an, und ruderten nach kurzem Verneinen schweigend dem westlichen Ufer zu. Noch ehe wir dasselbe erreicht hatten gewann ich übrigens die Gewißheit, daß sie vernünftiger gehandelt als ich, denn die Wassermasse gerieth plötzlich in eine so heftige Bewegung, wie sie mir nur die unerhörte Tiefe derselben und die durch gewaltsames Zerreißen der Ufer des Sees und wahrscheinlich seines Bodens entstandenen Klüfte erklären konnten. Spiralförmig schlugen die Wellen an der einen Seite des Kahnes hochauf, während an der andern weißer Gischt schwindelnd in tiefen Trichtern wirbelte. Von den beinahe senkrechten Wellen des Ufers, an denen es mir zu landen unmöglich schien, tönte brausender Donner der mit Vernichtung drohenden Brandung. Kühn und mit Sicherheit hielten die beiden Männer die Richtung auf eine ihnen wohlbekannte Stelle, wo der Rücken des Gebirges abgerundet ist und ein Thal ohne Waldung bis zum Ufer reicht, das mit der Wohnung und dem Anbau der wohlhabenden Fischerfamilie versehen ist. Glücklich stiegen wir auf das Land; um mir Licht zu verschaffen und den Pfad zu dem Gehöfte zu finden, dessen Gastfreundschaft wenn auch sehr gegen meinen Willen ich beanspruchen sollte, lief der eine Fischer zum Hause hinauf, während ich dem anderen behülflich war, den Kahn ganz dem Wasser zu entrücken und auf eine sichere Stelle des Ufers zu bringen. Anschlagende Hunde und der Schein einer Kiefernfackel, der sogleich auf uns zukam, hatte etwas Wohlthätiges, da im selben Augenblicke einem pfeifend heulenden Sturme große Regentropfen folgten, die auch kaum eine Minute, nachdem ich mich unter Dach sah, in einen herabstürzenden Guß verwandelt waren. Wie groß war aber meine Ueberraschung und Freude, als ich in dem weiten Gastzimmer und dem daranstoßenden Küchenraume die gesuchte und in Ornäs vermuthete Gesellschaft bei der grellen Beleuchtung eines Kienspans auf den Betten, Bänken, Tischen, dem Herde und der blanken Erde liegend entdeckte. Ich fügte mich bald ihrem Rathe, mir auch ein Schlafplätzchen zu suchen und mich der Ruhe zu überlassen, zu welchem Zwecke mir einer der Fremden ein Laubkissen und ein paar Wolfshäute freundlichst überließ.

Das Schicksal Sir John Franklins und seiner 137 Gefährten.

Die Perthes'sche geographische Anstalt macht in einer von Hrn. A. Petermann unterschriebenen Veröffentlichung über die erschütternde Nachricht von dem Schicksal der Franklin'schen Expedition, die vor einigen Tagen durch den bekannten arktischen Reisenden Dr. Rae mitgetheilt wurde, folgende Bemerkungen:

„Wenn die Nachricht begründet ist, so müßte die traurige Katastrophe des Untergangs der beiden Schiffe und ihrer Mannschaften in einer Gegend des arktischen Amerika's stattgefunden haben, die ganz nahe liegend und zugänglich und deren nächste Umgebungen genau bekannt und vielfältig durchforscht und untersucht worden sind.

„Bekanntlich verließ die Franklin'sche Expedition die brittischen Gestade im Mai 1845, um noch einmal einen Versuch für Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt zu machen. Als drei Winter vergangen waren ohne Nachricht von ihr, *so hielt man es für* nothwendig, Expeditionen zu ihrer Aufsuchung abzuschicken, deren erste die englischen Küsten im Januar 1848 verließ, während zwei andere im März und Junius desselben Jahres in See gingen. Die letztere, unter Capitän Sir James C. Roß und Capitän Bird, hatte den Befehl der vermißten Expedition auf dem ihr vorgeschriebenen Wege zu folgen, zu dem Endzweck ihren Curs durch Baffins-Bay zu nehmen und die Ufer des Lancaster-Sunds, der Barrow-Straße bis Cap Walker im Westen, und die westlichen Ufer von North Somerset und Boothia bis in die Gegend des von Roß im J. 1830 entdeckten magnetischen Poles im Süden, genau zu durchsuchen.

„Nach den im J. 1850 aufgefundenen und bisher einzigen Spuren der vermißten Expedition hatte dieselbe ihren ersten Winter, 1845 46 auf der am Eingange des Wellington-Channels (etwa 50 deutsche Meilen westlich von der Baffins-Bay) befindlichen Beechey-Insel zugebracht, und zufolge der von Dr. Rae überbrachten von den Eskimos erhaltenen Nachrichten taucht Sir John Franklins unglückliche Schaar zuerst wieder im Frühjahr des Jahres 1850 an der nördlichen Küste des King-William-Landes auf, wo nämlich Eskimos etwa 40 „weiße Männer" über das Eis vom Norden her kommen gesehen haben wollen. Dieß ist ungefähr 75 deutsche Meilen beinahe direct südlich von Wellington-Channel, und die Franklin'sche Schaar muß ihren Weg nothwendigerweise an oder auf den Küsten entlang genommen haben, welche die besagte Expedition unter Sir J. C. Roß in den Jahren 1848 und 1849 zu untersuchen angewiesen war, und zwar in derselben Periode, nämlich zwischen 1846 und 1850. Leider untersuchte Sir J. C. Roß's Expedition die nach Süden sich erstreckende Westküste von North Somerset und Boothia nur etwa bis zur Hälfte, näm-

lich bis zur Breite von ungefähr 72°. Nicht die geringste Spur der Expedition wurde auf dieser Strecke gefunden, ebenso wenig auf den gegenüberliegenden Küsten von Prince of Wales-Land, welche Lieutenant Browne im J. 1851 untersuchte. Es ist ein höchst beklagenswerther Umstand, daß Sir J. C. Roß nicht weiter nach Süden vordringen konnte, da er, wenn die Rae'schen Nachrichten begründet sind, unfehlbarerweise mit den „40 weißen Männern" hätte zusammentreffen müssen. Indem man aber der Behauptung des Sir J. C. Roß, daß Franklin unmöglicherweise in jener Gegend gewesen seyn konnte, Glauben schenkte, wurde die Aufsuchung von der richtigen Fährte abgeleitet, und fast alle Expeditionen wurden seit jener Zeit von der Barrow-Straße aus mehr in einer westlichen und nördlichen Richtung dirigirt. Nur sehr wenige Personen, worunter auch Lady Franklin, fuhren fort es für wichtig zu halten, daß jene gegen King-William-Land gelegenen Gegenden vollständig untersucht würden. Ja es wurden sogar zwei Expeditionen, eine im J. 1850 unter Capitän Forsyth, die andere im J. 1851 unter Mr. Kennedy und Lieut. Bellot, auf den speciellen Wunsch wie auch auf Kosten Lady Franklins abgesandt, um das Versäumte nachzuholen, und alle Sachverständigen hielten dafür, daß jede dieser Expeditionen für den Zweck vollkommen genügen würde. Aber es stand anders geschrieben im Willen einer höhern Macht — beide kehrten, merkwürdigerweise, unverrichteter Sache zurück, indem sie nur ungefähr so weit kamen als die beiden früheren unter Roß und Browne. Also vier besondere Expeditionen wurden nach dieser leicht zugänglichen Region geschickt, ohne ihren Zweck zu erreichen! Inzwischen glaubte man immer weniger an die Möglichkeit der Richtung Franklins nach dieser Gegend, und als Dr. Rae im J. 1851 das im Westen und ganz nahe liegende Victoria-Land durchsuchte und unverkennbare Ueberbleibsel der Flaggenstange eines königlichen brittischen Schiffes am Ufer fand, so glaubte man nicht, daß dieselbe von Franklins Schiffen herrühren könne. Und doch würde dieses der Fall seyn, wenn die Rae'sche Kunde sich bestätigte.

„Was die Glaubwürdigkeit des Rae'schen Berichtes im allgemeinen anbelangt, so bilden die von ihm mitgebrachten Sir John Franklin und seinen Gefährten gehörigen Sachen leider einen zu unumstößlichen Beweis, daß wenigstens etwas Wahres an der Erzählung der Eskimo's seyn müsse; oder vielmehr, daß der Umstand selbstredend eine gewichtige Thatsache ausmacht; denn was die grausigen Details der Eskimogeschichte anbelangt, so können wir von vorn herein unsere unmaßgebliche Meinung nur dahin aussprechen, daß wir ihnen nach unserer Kenntniß des Eskimocharakters schlechterdings keinen Glauben beimessen können. Wie aber das Wie und Wo der Katastrophe nach der wahrscheinlichen Localität sich uns jetzt darstellt, so ist das Unerklärliche und Mysteriöse dabei

„1) daß, selbst wenn die Schiffe so weit im Süden als King-Williams-Land verloren gegangen wären, ihre Mannschaften nicht ihren Weg zurück nach Norden zu dem von Wallfischfängern besuchten Lancaster-Sund genommen hatten (wie Capitän John Roß im J. 1832, der sich dadurch rettete, nachdem er sein Schiff in 70° nördlicher Breite zurückgelassen und sogar vier Jahre daselbst campirt hatte), sondern nach Süden in der Richtung der Hudsons-Bay-Ansiedlungen, die hoffnungsloseste, die sie einschlagen konnten, wie mehreren Mitgliedern der Expedition sogar aus eigner Erfahrung bekannt seyn mußte.

„2) Daß keine Spuren von ihnen im North Somerset vorgefunden wurden. Freilich wurde dieses erklärt durch den Umstand, daß sie, ohne jene Ufer zu berühren, mit ihren Schiffen glücklich durch den zwischen jenem Lande und Prince of Wales-Land gelegenen Peel-Sund durchgekommen und erst in südlicherer Breite verunglückt wären.

„3) Daß sie bei ihrem angeblichen, zuletzt zum Hungertode führenden Mangel an Lebensmitteln nicht die in North Somerset, etwa 50 deutsche Meilen von King-Williams-Land belegne Fury-Bucht besucht hatten, um die vom Capitän Roß im J. 1833 zurückgelassenen Proviant-Vorräthe zu erlangen; denn diese wurden von Kennedy und Bellot noch ebenso vorgefunden, wie sie Roß 20 Jahre vorher zurückgelassen — gänzlich unberührt, unversehrt und unverdorben.

„4) Daß die von den Eskimo's ausgegangene Kunde erst jetzt, vier Jahre nach dem Ereignisse, an Europäer gelangt ist, und nicht früher, da letztere doch zu wiederholtenmalen dem Schauplatz des Ereignisses ebenso nahe wie Rae bei dieser seiner letzten Reise gewesen.

„5) Daß aus einer Schaar von 138 ausgesuchten englischen Seeleuten, im Besitz reichlicher Gewehre, Munition, Compasse und anderer Dinge, an arktische Reisen von großer Ausdehnung gewöhnt — nicht ein einziger soll im Stande gewesen seyn, eine der nächsten Ansiedlungen der Hudsons-Bay-Compagnie zu erreichen.

„Auf der andern Seite erhält der schon erwähnte Umstand der von Rae im August 1851 aufgefundenen Flaggenstange auf dem King-Williams-Land gerade gegenüberliegenden Victoria-Lande (in 68° 52′ N. Br., 103° 20′ W. L. Greenwich) unter den jetzigen Umständen eine größere Bedeutung, und macht es wahrscheinlich daß Franklins Schiffe in jener Gegend gewesen seyen. Dabei muß jedoch auch erwähnt werden, daß Rae bei jener Gelegenheit mit Eskimos zusammentraf, die nicht das geringste über den Ursprung der Flaggenstange zu wissen schienen. Ebenso wirft sich die von Maclure berichtete Erzählung der Eskimos weiter westlich unwillkürlich zur Betrachtung auf. Als nämlich derselbe im August 1850 (des Todesjahres der 40 „weißen Männer") von der Behrings-Straße aus an der arktischen Küste Nordamerika's entlang nach Osten steuerte und in der Nähe des Cap Bathurst (östlich vom Mackenzie-Fluß) zu landen versuchte, wiesen zwei Eingeborne mit drohenden Gebärden die Fremdlinge zurück. Nur mit großer Mühe konnte man sie beschwichtigen, worauf sie erzählten, daß ihr ganzer Stamm, mit Ausnahme ihres Häuptlings und dessen kranken Sohnes, beim Anblick des Schiffes entflohen sey; als Ursache gaben sie an, das Schiff möchte vielleicht den Tod eines Weißen rächen wollen, den sie vor einiger Zeit ermordet hätten. Durch den am Bord Maclure's Schiff befindlichen Dolmetscher berichteten sie, daß einige weiße Männer in einem Boote dahingekommen und sich ein Haus gebaut hätten, worin sie lebten. Zuletzt ermordeten die Eingebornen einen von diesen; die anderen seyen entflohen, wohin, das wußten sie nicht. Der Ermordete war in ein Grab gelegt, das sie zeigten. Capitän Maclure sagt, daß ein dicker Nebel ihn in der Untersuchung des Grabes verhindert habe, und daß er zu seinem Schiffe zurückkehren mußte. Es ist sehr zu bedauern, daß die Richtigkeit dieser Erzählung nicht ermittelt werden konnte, da schwerlich sich die Eingebornen eines Mordes selbst anklagen, wenn sie ihn nicht begangen hätten, und da schon im J. 1848 eine ähnliche Nachricht aus jener Gegend von den Beamten der Hudsons-Bay-Compagnie nach England berichtet wurde.

„Wenn man ferner erwägt, daß den Erzählungen der Eskimos, bei denen das Lügen als eine Tugend angesehen wird, nicht zu trauen ist, so wird man eingestehen müssen, daß das undurchdringliche Dunkel, welches bisher über Sir John Franklins Schicksal geschwebt, durch den Bericht Dr. Rae's nicht gehoben ist, son-

dern daß dieſe Eskimogeſchichte hauptſächlich nur einen friſchen Anknüpfungspunkt und eine neue Richtung angibt, auf der man nunmehr Grund hat zu hoffen, bei fernern Nachſuchungen ein genügendes Reſultat zu gewinnen. Denn daß außer den wenigen von Rae mitgebrachten, von den Eskimo's erhaltenen Gegenſtänden, beſtehend in Löffeln, Gabeln u. ſ. w. von zwei Schiffen und 138 Perſonen noch andere Spuren aufzufinden ſeyn werden, unterliegt wohl keinem Zweifel.

„Dr. Rae kann kaum 50 deutſche Meilen von dem Schauplatz des ſchrecklichen Ereigniſſes entfernt geweſen ſeyn; wahrſcheinlich aber wurde er von dem Drang, die mit einer Belohnung von 10,000 Pfd. St. verknüpfte Nachricht über das Loos Franklins ſofort nach England zu überbringen, ſowie auch vielleicht von dem Wunſch, Veranlaſſung zu geben zu einer fernern umfaſſendern Aufſuchung, abgehalten ſich ſelbſt an Ort und Stelle zu begeben, um die Wahrheit der Eskimogeſchichte zu ergründen."

Hr. Petermann gibt nachſtehend eine Ueberſicht der bisher aufgewendeten Koſten:

Koſtenanſchlag der zur Aufſuchung Franklins bis zum Jahr 1854 ſtattgefundenen Expeditionen.

A. Expeditionen in den Jahren 1848 und 1849.

	Anzahl der Schiffe.	Koſtenanſchlag in Pf. St.
1) Expedition nach der Behrings-Straße (unter Kellet, Moore und Pullen)	2 (u. 4 Boote)	92,166
2) Land-Expeditien nach den arktiſchen Küſten Nordamerika's (unter Rae und Richardſon)	(4 Boote)	10,000
3) Expedition nach der Barrow-Straße (J. C. Roß und Bird)	2	70,000
4) „ „ „ „ (Saunder)	1	50,000

B. Expeditionen, abgeſchickt im J. 1850.

5) Expedition nach der Behrings-Straße (Collinſon, Macture, Moore, Kellett)	4	150,000
6) Expedition nach der Barrow-Straße (Penny)	2	15,000
7) Expedition nach der Barrow-Straße (Auſtin, Ommaney, Osborn, Cator)	4	115,000
8) Expedition nach der Barrow-Straße (John Roß)	1	4000
9) „ „ „ „ (Forſyth)	1	4000

C. Expeditionen in den Jahren 1851 und 1852.

10) Land-Expeditien nach dem arktiſchen Nordamerika (Rae)	(1 Boot)	2000
11) Expedition nach Regent Inlet (Kennedy)	1	5000
12) „ „ Baffins-Bay (Ingleſield)	1	5000

D. Expeditionen in den Jahren 1852, 53 und 54.

13) Expedition nach der Barrow-Straße (Belcher)	5	250,000
14) „ „ „ Behrings-Straße, ſ 1852 (Maguire)	1	20,000
15) „ „ „ „ 1853 (Trollope)	1	50,000
16) „ „ „ „ 1853 (Kennedy)	1	4000
17) „ „ „ Barrow-Straße. 1853 (Ingleſield)	2	60,000
18) „ „ „ „ 1854 (Ingleſield)	2	60,000
19) Land-Expedition nach Boothia Iſthmus, 1853 (Rae)	(1 Boot)	4000
		1,000,166

In wie weit das Reſultat dieſer edlen Beſtrebungen noch nebenbei von praktiſchem Nutzen und wiſſenſchaftlichem Werth iſt, darauf müſſen wir bei einer andern Gelegenheit zurückkommen. Das für die arktiſchen Gegenden erweckte Intereſſe iſt der Art, daß man trotz des Schickſals der Franklin'ſchen Expedition nicht nachlaſſen wird, bis man das noch unerforſchte Polar-Baſſin durchſchnitten und erforſcht hat. So darf man von der amerikaniſchen Expedition unter Dr. Kane, welche mit dem ſpeciellen Zweck, bis zum Nordpol vorzudringen, im Mai vergangenen Jahres von New-York abgeſegelt iſt, intereſſante Entdeckungen erwarten, ebenſo wie von jenem ausgezeichneten arktiſchen Seefahrer Capitän Penny. Bekanntlich war derſelbe unlängſt von einer äußerſt erfolgreichen Wallfiſchfahrt heimgekehrt, deren Gewinn, wie wir aus einem uns zugegangenen Schreiben erſehen, auf 20,000 Pfd. anzuſchlagen iſt. Er theilt uns darin zugleich mit, daß er beabſichtige, demnächſt eine Entdeckungsreiſe zu unternehmen und lebt der feſten Hoffnung, den Nordpol zu erreichen und das Polar-Baſſin zu durchkreuzen. Er iſt jetzt ſchon wieder unterwegs nach den Regionen, die ſein Element ſind, und deren Gefahren und Schwierigkeiten niemand beſſer als er bisher zu beſeitigen gewußt hat."

So weit Hr. Petermann. Auch in engliſchen Journalen begegnet man einem ſtarken Mißtrauen in Bezug auf die von Dr. Rae gebrachten Nachrichten, und das Athenäum ſtellt geradezu die Eskimos des Hrn. Dr. Rae mit dem bekannten Tartaren auf gleiche Linie. Die Zweifel des Athenäums greifen den Eskimobericht noch von einer andern Seite an, als Hr. Petermann. „Wir haben, ſagt das Athenäum, die von Dr. Rae mitgebrachten Gegenſtände, welche bei der Admiralität niedergelegt worden ſind, genau geprüft. Sie beſtehen in zwei Duzend ſilbernen Löffeln und Gabeln, einem goldenen Chronometer, deſſen Gehäuſe von dem Werk weggenommen iſt, Theilen eines Teleſcops, vier Meſſern, einem Sir John Franklin gehörigen Guelphenorden, eine kleine runde Silberplatte mit dem Namen desſelben Officiers, die wahrſcheinlich als Knopf eines Spazierſtocks diente, eine kleine goldene Uhrkette, und ein Stück einer Flanellweſte, in deſſen Mitte ſich die Anfangsbuchſtaben des Viscount befinden . . .

Man muß allerdings annehmen, daß dieſe Dinge von ihren Beſitzern nicht den Eskimos gegeben wurden, ſondern daß letztere ſie in Abweſenheit oder nach dem Tod der erſteren genommen haben. Was iſt nun wahrſcheinlicher, als daß der Erebus und Terror, nachdem ſie von ihrer Mannſchaft verlaſſen wurden, von den Eskimos beſtiegen und geplündert wurden? Es iſt höchſt unwahrſcheinlich, daß der Theil der Entdecker, welcher ſich auf einen Weg voll Eis und Schnee von mehr als 1000 Meilen machte, ſich mit ſolchen meiſt unnützen Dingen geſchleppt haben ſollte. Noch weniger wahrſcheinlich iſt es, daß die Officiere, wie die Eskimos behaupten, die Reiſe zu 40 Mann gemacht haben. Am unwahrſcheinlichſten endlich iſt es, daß, wenn die Erzählung wahr wäre, alle dieſe Dinge ſoweit von dem Ort der berichteten Kataſtrophe in den Händen nur Einer Eskimobande geweſen ſeyn ſollen .... Andererſeits, wenn die Eskimo die im Eiſe ſteckenden Schiffe plünderten, ſo haben ſie Grund genug, nicht nur dieß zu verhehlen, ſondern auch über den Ort wo ſich die Schiffe befanden, und das Schickſal der Mannſchaft falſche Vorſtellungen zu verbreiten. Wir wagen kaum zu hoffen, daß einige unſerer kühnen Landsleute noch am Leben ſind, obwohl wir uns nicht recht vorſtellen können, wie engliſche Männer, wohlverſehen mit Kleidung und Schießbedarf, nicht ſollten leben können, wo andere menſchliche Weſen ſich fortzubringen vermögen. Ohne Zweifel ſind die Nachweiſe von Dr. Rae für die traurige Geſchichte dieſer Entdeckungsreiſe von bedeutendem Werth, aber wir können ſie noch nicht für das letzte Wort des Räthſels halten."

Schließlich fordert das Athenäum — und mit ihm auch andere Blätter — die Regierung auf zu weiteren Expeditionen, theils um den Angaben Dr. Rae's weiter auf die Spur zu kommen, theils um Capitän Collinſon zu ſuchen, der auch ſchon über die Dauer ſeines Proviants ausbleibt.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Proviſoriſche Redaction von Dr. Guſtav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 46. 17 November 1854.

Geſtändniſſe der engliſchen Politik.

Wir haben in unſerer letzten Zeitbetrachtung einen Artikel des Septemberheftes des United Service Magazine erwähnt, der überſchrieben iſt: „Was fangen wir mit der Krim an?“ und unter dem abenteuerlichen Vorſchlag eines ſelbſtändigen aus den Maloreſſen, der Urbevölkerung der Ukräne, Beſſarabiens u. ſ. w. gebildeten Reichs nur mit Mühe das Geſtändniß verbirgt, daß die engliſchen Politiker, wenigſtens ſo weit ſie ſich in der Preſſe laut machen, auf obige Frage die Antwort nicht ganz nahe bei der Hand haben. Ganz ähnliche Geſtändniſſe begegnen uns auch in andern Blättern, ſelbſt ſolchen die der Regierung ſehr nahe ſtehen und ihre Handlungen bevorworten, und es ſcheint uns in mehr als einer Beziehung wichtig, von dieſen Geſtändniſſen Act zu nehmen.

Schon im Anfang September warf der Economiſt eine ganz ähnliche Frage auf, wie das United Service Magazine: „was fangen wir mit unſern Eroberungen an?“ Der Economiſt verirrt ſich nicht zu ſo phantaſiereichen Schöpfungen, wie Hr. Colbourn im U. S. M., aber indem er nüchterner auf dem Boden der Thatſachen ſtehen bleibt, tritt die Verlegenheit, welche den Artikel dictirt hat, nur um ſo ſtärker hervor. Der Economiſt ſtellt ſich die genannte Frage bezüglich der Alandinſeln wie für die Krim und Georgien, und erklärt die Schwierigkeit, die Frage zu beantworten, aus dreierlei Gründen. Zuerſt weil England und Frankreich „zuſammenjagen“ und in einem ſolchen Fall die Entſcheidung über die Beute immer eine ſchwierige ſey. Der Economiſt möchte gern Frankreich die Alandinſeln, England aber Sebaſtopol vindiciren, aber er räumt ſelbſt ein, daß Verhandlungen ſehr verfänglicher Art vorausgehen müßten, um über eine ſolche Vertheilung in freundſchaftlicher Weiſe handelseins zu werden. Der zweite Grund ſteckt ſchon im erſten; denn wenn der Economiſt mit den gemachten und noch zu machenden Eroberungen auch darum nichts anzufangen weiß, weil man beim Beginn des Kriegs ſich anheiſchig gemacht keine Eroberungen zu machen, ſo iſt ja klar, daß man dieſen Punkt in den Allianzvertrag eben nur darum aufgenommen hat, weil man die Schwierigkeit ſpäterer Ausgleichungen vorausſah. Der dritte Grund endlich bringt ſo recht die Sonde auf den tiefſten Theil der Wunde. Man ſey, ſagt das engliſche Blatt, noch nicht zu einem unzweideutigen, unwiderruflichen, öffentlich ausgeſprochenen Beſchluß gekommen, den Ehrgeiz und die Macht Rußlands ſo zu ſchwächen, daß diejenigen Staaten, welchen man die ihnen einſt durch Rußland entriſſenen Gebiete wieder geben würde, ohne Furcht vor Rußlands Rache dieſelben wieder an ſich nehmen könnten.

In Bezug auf dieſen dritten Grund macht der Economiſt die offenherzigſten Einräumungen. Es wird mit kurzen Worten geſagt, Schweden habe Finnland nicht wieder an ſich nehmen können, ohne Bürgſchaft gegen einen Verſuch Rußlands das ihm Entriſſene wieder zu gewinnen; dieſe Bürgſchaft aber haben die Weſtmächte der ſchwediſchen Regierung nicht geben können. Der engliſche Politiker gibt damit nebenbei geſagt auch eine vollgültige Entſchuldigung für die Oſtſeeflotte, die man ihres Nichtthuns wegen ſo mannichfach angeklagt hat, dieſelbe Entſchuldigung, die wir vor etlichen Wochen mit den Worten ausgedrückt haben: daß nicht eigene ſtrategiſche Schuld, ſondern die Ungunſt der politiſchen Conſtellationen die Flotte zur Unthätigkeit verurtheilt habe. Denn wofür Menſchen und Schiffe opfern, wenn man das Eroberte nicht behaupten kann? Wenn aber die Weſtmächte die Bundesgenoſſenſchaften nicht gewannen, auf welche ſie mit einiger Sicherheit rechnen zu können glaubten, ſo darf man wegen der Folgen dieſer falſchen politiſchen Rechnung den Admiral nicht anklagen.[1] Ganz in gleicher Weiſe äußert ſich das engliſche Blatt in Betreff der Stellung der Weſtmächte zu Rußland im ſchwarzen Meer. Es räumt ein, daß der Beſitz des Hafens von Sebaſtopol, als des einzigen größern Kriegshafens, für die Verbündeten zu der Ueberwinterung der Flotte eine Nothwendigkeit ſey — beiläufig geſagt, eine eclatante Rechtfertigung der à la Roſtopſchin beſchloſſenen Sperrungsmaßregel Fürſten Menſchikoffs — und glaubt auch nicht, daß England und Frankreich nach der gehofften Eroberung von Sebaſtopol nur einfach wieder ihren Weg gehen ſollen, um Rußland die Befeſtigungen drohender als vorher neu aufbauen und ſich zur ſteten Gefährdung Konſtantinopels dort wieder feſtſetzen zu laſſen. „Aber, fragt der Economiſt, „können wir die Krim unabhängig erklären und ihrem frühern Oberherrn, dem Sultan, zurückgeben? Kann man hoffen, daß dieſer Zuſtand irgend haltbar ſey, da weder Tar-

[1] Das Bankers' Circular ſagt ganz offen, daß bei der ungewiſſen Haltung Preußens die Weſtmächte und Schweden keine Eroberungen in der Oſtſee machen konnten.

taren noch Türken die Kraft haben, die ihnen zurückgegebene Provinz gegen die Intriguen und die Uebermacht Rußlands festzuhalten, solange diesem noch eine Macht an der Nordküste des schwarzen Meeres gelassen wird? Der Besitz der Krim ist zu wichtig für Rußlands weitreichende Plane, als daß man annehmen dürfte, daß es je auf deren Wiedereroberung verzichten würde. Die Zurückstellung der Krim an die Türkei wäre nur die Zurückgabe an Rußland auf einem Umweg, und der einzige Ausweg ist, Rußland im Besitz der Krim unter der Bedingung zu lassen daß der Hafen von Sebastopol ein freier, allen Nationen zugänglicher, unbefestigter Hafen sey, und daß jeder Versuch zum Wiederaufbau der Festungswerke mit einer Kriegserklärung des ganzen Europa's bedroht werden müsse."

Der Economist gibt selbst zu, daß diese Lösung der Frage kaum eine befriedigende sey, und in der That liegt der Gedanke nahe, daß eine Sicherheit welche auf der Ewigkeit des Concert européen ruht, eine sehr zweifelhafte Sicherheit ist. Noch größer ist die Verlegenheit, welche der englische Politiker in Bezug auf Georgien äußert. Eine Zurückstellung Georgiens mit seiner christlichen Bevölkerung unter Persien und den Islam geht nicht, und Unabhängigkeit kann ihm nicht gewährleistet werden. Gegen die Bergvölker wird es immer bei Rußland Schutz suchen, so wie gegen Persien. Rußland wird dafür sorgen, daß es immer schutzbedürftig ist. Auf eine dauerhafte Allianz zwischen Georgien, Persien und den Bergvölkern wagt der Engländer mit Recht nicht zu rechnen. „Personen", sagt er, „die mit dem Charakter und der Stimmung dieser Völker genauer bekannt sind, mögen diese Frage entscheiden", und schließt mit der frivolen Rede: „Gott gebe unsern Machthabern und Politikern, was wir allen Gefangenen wünschen — eine glückliche Befreiung."

So steht es mit der Klarheit der öffentlichen Meinung in England hinsichtlich der Ziele in einem Moment, wo man mitten in der blutigen Arbeit ist. Zwar hat ein Leser des „Economist" die citirte Frage aufgenommen, und kurz und keck in der nächstfolgenden Nummer dahin beantwortet, man solle nichts halb thun. Die Westmächte sollen beschließen, daß Rußland keine Seemacht mehr sey; seine Provinzen an der Ostsee und am schwarzen Meer sollen unabhängige Staaten unter der Obhut der Westmächte werden; was von Rußland dann noch übrig bleibe, soll unter die Söhne von Nicolaus vertheilt, und von ihnen die Kriegskosten erhoben werden." Das englische Blatt gibt die Antwort dieses Heißsporn ohne alle Bemerkung, und die beste Erwiederung ist ein bald darauf erscheinender Artikel, welcher bekennt, daß, „falls Oesterreich in einem Winterfeldzuge von Rußland angegriffen würde, die Westmächte dem angegriffenen Genossen kaum eine Hülfe zu leisten vermöchten." Wenn aber die Westmächte einer befreundeten Macht, welche ihnen eingestandenermaßen den wichtigsten Dienst durch die Besetzung der Fürstenthümer geleistet hat, in der dringendsten Gefahr nicht beizustehen vermögen, so liegt auf der Hand, wie es mit der Macht zur Durchführung so hochfliegender Plane stehen würde, wie der eben angeführte.

Wir haben in der letzten Zeitbetrachtung schon erwähnt, daß man sich in England allerdings einen Ausweg überlegt, welcher zwar kühn aber doch nicht chimärisch lautet; wir führten nämlich an, daß das United Service Magazine gegen eine Revision der europäischen Karte polemisirt, die Oesterreich in die Donaufürstenthümer, Bessarabien und die Nordküsten des schwarzen Meeres verschiebt, gegen Verzichtung auf seine polnischen und italienischen Provinzen. Abgesehen davon daß eine Revision unter *solcher* Bedingung von Oesterreich schwerlich angenommen würde, und daß eine solche vorgeschobene Stellung auch ein sehr ausgesetzter Posten wäre, wenn nicht Rußland noch von seiner nordwestlichen Seite her unschädlich gemacht würde, liegt doch in diesem Gedanken die praktisch-richtige Idee, daß die fraglichen Völkerschaften, weil sie sich nicht selbst gegen Rußland schützen können, unter den Schutz einer Großmacht, und da diese naturgemäß eine benachbarte seyn muß, am besten unter deutschen Schutz und Einfluß gestellt werden. Während die genannte Zeitschrift gegen diesen einzig praktischen Ausweg polemisirt, schweigt die übrige englische Presse ganz darüber, und wie man in England über eine solche Ausdehnung des deutschen Einflusses denkt, verräth die Times, wenn sie erwähnt: die nationale Partei in Deutschland wolle durch einen Kampf gegen Rußland Befreiung vom Sundzoll, Befreiung Schleswig-Holsteins und den Besitz der Ostseeküsten erlangen, und beifügt, daß England *um diesen Preis nicht nach der Hülfe Preußens gelüste.*

Eine solche Ausdehnung des deutschen Einflusses, wie sie mit dem Eintreten Deutschlands in die südliche Stellung Rußlands gegeben wäre, müßte allerdings den Westmächten bedenklich vorkommen, und eine deutsche Politik, welche in dieser Richtung handelte, müßte darauf gefaßt seyn, gegen zwei Seiten Front zu machen. Da bei dem jetzigen Stand der Sachen in Deutschland eine solche Politik noch nicht erwartet werden darf, so finden wir es erklärlich, wenn die auswärtige Presse vorerst kaum *nöthig findet sich gegen* solche Eventualitäten zu verwahren. Zwar ist das „Frontmachen nach beiden Seiten" schon wiederholt von einem Theil der deutschen Diplomatie bevorwortet worden, aber nicht in dem Sinn, welcher allein praktische Bedeutung hat, daß Deutschland aufs Entschiedenste *mit* den Westmächten, ja ihnen *voran*, die Uebergriffe Rußlands zurückweise und dadurch moralisch und politisch das Recht gewinne, nun auch überall dort *gegen* die Westmächte sich zu kehren, wo ihre egoistische Politik dem guten Recht Deutschlands den Weg vertritt; vielmehr meinte man jenes „Frontmachen nach beiden Seiten" in dem Sinn, dem russischen Cabinet die Opposition, die man ihm, gezwungen von der festen Politik Oesterreichs und der öffentlichen Meinung, machen mußte, dadurch erträglicher zu machen, daß man die Forderungen der Westmächte sich nur halb zu eigen macht, oder gar von ihnen ein gleiches Zurückweichen verlangt wie von Rußland. Durch diese Politik kann natürlich weder Rußland noch die Westmächte eingeschüchtert werden; sie kann nur die üble Folge haben, daß Oesterreich gelähmt und isolirt wird, und es liegt darum näher zu fragen, was das allein gelassene Oesterreich von den Westmächten zu erwarten hat.

In seiner Nummer vom 21 October unterwirft der Economist diese Frage einer ausführlichen Besprechung in einem Artikel über „das gegenseitige Verhältniß Oesterreichs und der Westmächte." Der Verfasser nimmt den Fall Sebastopols und der Krim als gewiß an, und betrachtet damit den dießjährigen Feldzug für geschlossen, da in der Ostsee das Eis allen weitern Operationen ein Ziel setzen werde und im Süden die Thätigkeit der Verbündeten

ſich darauf beſchränken müſſe, mit den Flotten in der Nähe der Küſte zu bleiben, um etwaige Operationen Omer Paſcha's zu unterſtützen. Von einem Eindringen in das Innere Rußlands könne keine Rede ſeyn, und darum ſey Rußland während des Winters in den Stand geſetzt, ſeine ganze Kraft nach einer andern Seite hin, d. h. gegen Oeſterreich zu kehren. Es wird nun gefragt, wie ſich die Weſtmächte in dieſem Falle zu verhalten haben. Nach einer unverhüllten Einräumung, daß Oeſterreich den Weſtmächten nicht wenig genützt und Rußland aufs Schlimmſte mitgeſpielt habe — wobei nur die Inſinuation ſonderbar iſt, daß Oeſterreich bloß ſo weit gegangen ſey als ſein Intereſſe erfordert habe, als ob irgend ein Staat es anders machte — wird geſagt: die einzige Hülfe, welche etwa die Weſtmächte Oeſterreich leiſten können, wäre „ein Einmarſch in die Donaufürſtenthümer und gewaffneter Beiſtand für den Fall, daß Rußland die Ungarn gegen Oeſterreich aufwiegeln würde. Gerade dieſe Hülfe aber dürfe England der öſterreichiſchen Regierung nicht leiſten, weil es dadurch zum Mitſchuldigen an der Unterdrückung der ungariſchen Freiheit werden und den bis jetzt populären Krieg ins Gegentheil verkehren würde. In einem ſolchen Fall ſeyen die einzigen Verbündeten, auf die Oeſterreich mit Sicherheit zählen könne: — Gerechtigkeit und Freiheit. Wenn es Ungarn ſeine Conſtitution, Polen ſeine Nationalität zurückgebe, werde es die Gefahren, mit denen es jetzt von dem Gegner bedroht werde, auf dieſen zurückwälzen u. ſ. w."

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Rathſchläge zu erörtern. Man kann zugeben, daß eine Politik welche die Wiederherſtellung Polens einzuleiten verſtünde, eine ſtarke Waffe gegen Rußland hätte; man wird auch nicht läugnen wollen, daß Rußland ganz geneigt ſeyn wird Aufſtände in Ungarn anzuzetteln; denn ſchon ſein Verfahren im Jahre 1849, z. B. die Annahme der proſcribirten Koſſuthnoten ſeitens der ruſſiſchen Truppen läßt die Anſicht zu, daß es ſchon damals gewiſſe Eventualitäten ins Auge gefaßt hat. Wenn man ſich erinnert, daß bei der letzten öſterreichiſchen Aushebung der Zudrang zu den Fahnen in Ungarn ſo ſtark war, daß man dort allein die geforderte Zahl hätte aufbringen, können wird man ſich wohl zu Gunſten Oeſterreichs nach dieſer Seite hin beruhigen können. Dagegen iſt es für dieſes von Intereſſe, zu wiſſen auf wen es bei gewiſſen Eventualitäten rechnen oder vielmehr nicht rechnen darf. Es wird ſich zwar dadurch nicht in ſeinem Weg beirren laſſen, den es in klarer Einſicht der Bedürfniſſe ſeiner Lage eingeſchlagen hat; aber wenn es bei dieſem Weg auf die Weſtmächte nicht zählen kann, ſo wird es ſich andere Genoſſen ſuchen müſſen, und es kann dieſe nirgends anders als in Deutſchland finden. Für dieſes aber iſt der engliſche Rath von größerer Bedeutung als derjenige wohl ahnt, der ihn gegeben hat. Wenn es Oeſterreich gelingt, durch Thaten auf dem Feld der innern Politik die Beſorgniſſe der deutſchen Stämme um ihre conſtitutionelle und confeſſionelle Freiheit — die Haupturſache ihres Mißtrauens gegen Oeſterreich — wegzuräumen, dann wird es unter dieſer oder jener Form Deutſchland als ſichern Rückhalt hinter ſich haben.

So viel über die Aeußerungen der engliſchen Preſſe gegenüber von Oeſterreich. Nicht ohne Intereſſe iſt es, ihr Verhalten gegen Preußen zu bemerken. Neben den ſtärkſten Ausfällen gegen die Politik des Cabinets findet man doch wenigſtens in den eigentlichen politiſchen Blättern hin und wieder Warnungen vor Bedrohungen der preußiſchen Regierung durch die Weſtmächte, weil man durch ſolche es nur dahin bringen würde, daß ſich das preußiſche Volk um ſeine angefochtene Regierung ſchaaren würde. Man ſieht alſo eine Vorſicht, welche die öffentliche Meinung der Völker in Rechnung nimmt, und das iſt in der That ein Fortſchritt der engliſchen Publiciſtik gegenüber von der Gleichgültigkeit, die ſie noch in den letzten Jahren gegen die Gefühle anderer Völker und nicht am mindeſten des deutſchen Volkes gezeigt hat.

Der Adel in der Wüſte.

(Nach General E. Daumas. Revue des deux Mondes vom 1 Auguſt.)

„Nimm einen Dornbuſch, ſagte eines Tags der Emir Abd-el-Kader zu mir, und begieße ihn ein Jahr lang mit Roſenwaſſer, er wird nichts als Dornen geben; nimm einen Dattelbaum, laß ihn ohne Waſſer, ohne Pflege, und er wird dennoch Datteln hervorbringen." Nach den Arabern iſt der Adel dieſer Dattelbaum und das Volk der Dornbuſch.

Im Orient glaubt man noch an die Macht des Bluts, an die Kraft der Race; man betrachtet die Ariſtokratie nicht bloß als eine geſellſchaftliche Nothwendigkeit, ſondern ſogar als ein Naturgeſetz. Niemand denkt, wie bei den Völkern des Abendlandes, daran ſich gegen dieſe Wahrheit zu empören, die man im Gegentheil mit friedfertiger Ergebung annimmt. „Der Kopf iſt der Kopf, der Schwanz iſt der Schwanz," ſagt auch der geringſte der arabiſchen Hirten. Wenn das Volk, bei welchem dieſes Axiom herrſcht, auch ſeine Hirngeſpinnſte hat, von denen es gequält wird, ſo leidet es doch wenigſtens nicht durch ehrgeizige Gelüſte; man ſieht nicht wie bei uns Tauſende von Köpfen in beſtändigem Wahnwitz ſich mit Auffindung der Mittel abmartern, wie ſich der Schwanz in den Kopf und der Kopf in den Schwanz verwandeln ließe.

Außer jenem Adel von uralter und geheiligter Abſtammung, der aus den Nachkommen des Propheten (den Scherifs) beſteht, gibt es bei den Arabern zwei Adel, die genau von einander unterſchieden ſind; der eine iſt der Adel der Religion, der andere der Adel des Schwertes. Die Marabuts und die Dſchuads — ſo nennen ſich dieſe zwei Menſchenracen, wovon die eine ihren Glanz aus der Frömmigkeit, die andere aus dem Muth, die eine aus dem Kampf, die andere aus dem Gebet ſchöpft — verfolgen ſich mit unverſöhnlichem Haſſe. Die Dſchuads machen den Marabuts dieſelben Vorwürfe, die man in allen Ländern gern gegen die religiöſen Orden erhebt, welche die Oberleitung der menſchlichen Angelegenheiten an ſich ziehen möchten; ſie beſchuldigen ſie des Ehrgeizes, der Ränkeſucht, lichtſcheuer Umtriebe, eines beſtändigen, hinter einer trügeriſchen Liebe zu Gott und zum Himmel ſich verbergenden Gelüſtes nach den Gütern der Erde. Eines ihrer Sprüchwörter ſagt

„Aus der Zania [1] geht immer eine Schlange hervor.“ Die Marabuts ihrerſeits bezüchtigen die Dſchuads der Gewaltthätigkeit, der Raubſucht und Gottloſigkeit. Dieſe letzte Anklage kann ihnen eine furchtbare Waffe in die Hände liefern; ſie ſind gegenüber ihren Nebenbuhlern dasſelbe, was die Geiſtlichkeit des Mittelalters gegenüber dem Laienadel war, welchen ſelbſt hinter dem furchtbaren Gepränge ſeiner Kriegsmacht ein Bannſtrahl erreichen konnte. Wenn die Dſchuads durch die Erinnerungen an kühn beſtandene Gefahren, an vergoſſenes Blut, kurz durch ihren militäriſchen Nimbus das Volk hinreißen können, ſo ſind die Marabuts mit der Allmacht ausgerüſtet, welche der religiöſe Glaube auf die Einbildungskraft der Menge ausübt. Mehr als einmal hat ein vom Volke geliebter oder gefürchteter Marabut die Herrſchaft und ſelbſt das Leben eines Dſchied [2] in Gefahr gebracht. Für dießmal iſt es der Dſchied, den wir zu ſchildern gedenken, weil wir diejenigen, die uns gerne auf unſere Ausflüge begleiten, in die Wüſte führen wollen, und weil das Leben der Wüſte vorzugsweiſe ein Kriegerleben iſt. Um unſern Leſern ſogleich zu zeigen was ein Edelmann der Sahara im ganzen Glanz, im ganzen Lärm und in der ganzen Belebtheit ſeiner Exiſtenz iſt, müſſen wir ſchildern was unter einem großen Zelt in dem Augenblick vorgeht, wo der Tag beginnt, von 8 Uhr bis Mittags 12.

Die antike Poeſie hat häufig jene Menge von Clienten beſchrieben, welche in Rom die Säulenhallen eines patriciſchen Palaſtes überſchwemmte. Bei den Arabern iſt ein großes Zelt in der Wüſte dasſelbe was die prunkvollen Wohnungen waren, die Horaz und Juvenal uns vor Augen führen. Gravitätiſch auf einem Teppich ſitzend, mit jener würdevollen Haltung, welche das Geheimniß der Orientalen iſt, empfängt der Chef des Stammes der Reihe nach alle diejenigen, die ſeinen Machtſpruch anrufen. Der eine beklagt ſich über einen Nachbar, der ſein Weib zu verführen geſucht hat; ein anderer verklagt einen Mann, der reicher iſt als er ſelbſt und ihm dennoch die Bezahlung einer Schuld verweigert; einer will Vieh wieder finden, das ihm weggetrieben worden iſt, ein anderer fordert Schutz für ſeine Tochter, die ein roher Gatte mißhandelt. Zuweilen kommt eine Frau ſelbſt und verklagt ihren Gatten, daß er ſie nicht mit Kleidern verſehe, daß er ſie ſchlecht ernähre und ihr das verweigere was die Araber in der kräftigen Originalität ihrer Sprache den Antheil Gottes nennen. Dieſer letztgenannte Fall kommt häufig vor. Es ſind freilich niemals Frauen aus den höhern Claſſen, welche die geheimen Leiden des ehelichen Lebens auf ſolche Art ans offene Tageslicht bringen; aber die Frau aus dem Volke hegt, wenn ſie die Conſequenzen der Ehe für ſich in Anſpruch nimmt, die feſte Ueberzeugung daß ſie mit einem Recht bewaffnet ſey, daß ſie eine Pflicht erfülle, und ſie tritt daher mit der ganzen Unerſchrockenheit auf, die ſie aus dem Bewußtſeyn ſchöpft, unter dem doppelten Schutz der Religion und des Geſetzes zu ſtehen.

Die erſte Tugend eines Chefs iſt die Geduld. Der Mann, der mit all dieſen verſchiedenen Reclamationen beſtürmt wird, leiht jedem Einzelnen ein aufmerkſames Ohr. Er bemüht ſich die Wunden aller Art zu heilen, die man vor ihm aufdeckt. „Der Mann, der die Macht in Händen hat, ſagt ein orientaliſcher Spruch, muß den Arzt nachahmen, welcher nicht bei allen dieſelben Heilmittel anwendet.“ Bei dieſen Gerichtsverhandlungen, die an die urſprüngliche Art erinnern, wie unſere alten Könige die Privatintereſſen ihrer Unterthanen behandelten, bietet der arabiſche Chef die ganze Intelligenz ſeines Geiſtes und die ganze Willenskraft auf, wenn Gott ihn begabt hat. Den einen gibt er Befehle, den andern Rathſchläge. Keinem einzigen verweigert er ſeine Einſicht oder ſeinen Beiſtand.

Der arabiſche Chef bedarf nicht bloß der Eigenſchaft, welche ſich Salomo von dem Herrn erbat, er muß mit der Weisheit Edelmuth und Tapferkeit vereinigen. Das größte Lob, das man ihm ſpenden kann, lautet: „Er hat den Säbel ſtets gezogen, die Hand ſtets offen.“ Dieſe etwas prunkvolle, aber einen edeln und jedenfalls rührenden Charakter an ſich tragende Mildthätigkeit, wozu das muſelmänniſche Geſetz alle Gläubigen verpflichtet, muß er unaufhörlich üben. Sein Zelt muß die Zufluchtsſtätte der Unglücklichen ſeyn, Niemand darf in ſeiner Nähe verhungern, denn der Prophet hat geſagt: „Gott wird ſeine Barmherzigkeit nur den Barmherzigen verleihen. Gläubige, gebet Almoſen, und wäre es auch nur die Hälfte einer Dattel. Wer heute Almoſen gibt, wird morgen geſättigt werden.“

Wenn der Krieger das Pferd verloren hat, das ſeine Stärke ausmachte, wenn einer Familie die Heerden weggetrieben worden ſind, von denen ſie ſich ernährte, ſo wendet man ſich an den Chef, immer nur an den Chef. Gewinnſucht muß ſeinem Geiſt ſtets fremd bleiben. Der arabiſche Edle, der in ſo vielen Beziehungen an den Gutsherrn des Mittelalters erinnert, unterſcheidet ſich von unſern Rittern weſentlich durch ſeinen Widerwillen gegen das Spiel. Niemals füllen Würfel oder Karten die müßigen Stunden des Zeltes aus. Ein arabiſcher Chef kann weder ſpielen noch auf Wucher leihen. Die einzige Art wie er zuweilen ſein Geld nutzbar machen kann, iſt eine indirecte Betheiligung bei einem Handelsunternehmen. Er gibt einem Kaufmann eine Summe, der Kaufmann handelt und theilt dann nach etlichen Jahren den erhaltenen Gewinn mit dem Darleiher.

Gleichwohl darf man nicht glauben, daß der Reichthum bei den Orientalen in Verachtung ſtehe. Er iſt im Gegentheil wie überall eine der unerläßlichſten Bedingungen der Macht. Wer in Armuth verfällt, der verfällt auch ſehr ſchnell in Dunkelheit, und wer zu Glücksgütern gelangt, der hat ſich den Weg zu Ehren gebahnt; aber um die Laufbahn des Ehrgeizes zu verfolgen, muß man ſich nicht ſowohl durch Fleiß als durch ſeinen Arm bereichern. Hat ein Krieger eine Anzahl von Razzias gemacht, die ihm zu gleicher Zeit Geld und Ruhm erwarben, ſo nennt man ihn Ben Derau (der Sohn ſeines Armes), und er kann nach den erſten Würden ſeines Stammes ſtreben. Dieß führt uns zu der Eigenſchaft, welche der Kernpunkt in der Seele eines Edlen ſeyn muß, zur Tapferkeit.

„Nichts, ſagte Abd-el-Kader, erhöht die glänzende Weiße eines Burnus mehr als das Blut.“ Der afrikaniſche Chef muß wie unſere Häuptlinge in früheren Zeiten der tapferſte ſeiner Bewaffneten ſeyn. Man muß ihn bei den Feſten des Kriegs unter den andern erkennen wie bei den Luſtbarkeiten oder Fantaſias. Sein Einfluß wäre auf immer verloren, wenn man ſein Herz einer Schwäche

[1] Zania, religiöſe Anſtalten, die gewöhnlich eine Moſchee, eine Schule und die Gräber ihrer Stifter in ſich ſchließen.

[2] Dſchied, Singularis von Dſchuad.

bezichtigen könnte, und die Araber wiſſen die Wirklichkeit zu würdigen, nicht den Schein. Sie bewundern eine Seele von ſtarkem Gepräge, nicht aber eine rieſige oder athletiſche Geſtalt. Hier iſt der Ort, das allgemein verbreitete Vorurtheil zu bekämpfen, daß eine hohe Statur und große Körperkraft einen lebhaften Eindruck auf ſie hervorbringen. Es verhält ſich nicht alſo: ſie verlangen, daß man kräftig ſey, unempfindlich gegen Hunger und Durſt, fähig die härteſten Strapazen zu ertragen, aber ſie machen ſich nicht viel aus einer hohen Taille oder einer Muskelkraft, wie man ſie bei unſern Marktherkuleſſen oder Laſtträgern zu ſehen pflegt. Was ſie ſchätzen, das iſt Raſchheit, Gewandtheit und Tapferkeit. Sie fragen nicht darnach, ob man groß oder klein ſey, und man kann ſogar häufig, wenn ſie einen Koloß anſehen, den man vor ihnen rühmt, den beißenden Ausruf von ihnen vernehmen: „was hilft uns der Wuchs und die Stärke? Betrachten wir das Herz: jenes alles iſt vielleicht bloß ein Löwenfell auf dem Rücken einer Kuh.“

Trotz dieſer Bewunderung für den Muth iſt gleichwohl das point d'honneur bei den Arabern nicht vorhanden wie bei uns. Für ſie iſt es durchaus keine Feigheit ſich vor einer Ueberzahl zurückzuziehen und ſogar vor einem ſchwächern Feinde zu fliehen, wenn ſie kein Intereſſe dabei haben zu ſiegen. Die Araber lachen unter ſich oft über unſere ritterlichen Scrupel. So ſehr ſie wilde Pferderennen und die lärmende Sprache des Pulvers lieben, ſo wollen ſie doch, daß ihre Kämpfe ſo ſehr als möglich ein praktiſch nützliches Ziel haben. Voll von Feuereifer, wenn das Glück ſie führt, zerſtreuen ſie ſich und verſchwinden, ſobald es ihnen untreu wird. In ihren Urtheilen über die Tapferkeit beſtehen daher manche weſentliche Unterſchiede zwiſchen ihnen und uns. Ihre Achtung für den Muth treibt ſie nicht zu maßloſer Strenge gegen diejenigen, denen dieſe Tugend mangelt. Niemals wird ein Feigling Würden in ſeinem Stamme erlangen, aber er wird auch nicht Gegenſtand der Verachtung ſeyn. Man wird ganz einfach und mit leidenſchaftsloſer Kaltblütigkeit, wie ſie der Fatalismus häufig erzeugt, von ihm ſagen: „Gott hat nicht gewollt, daß er tapfer ſey, man muß ihn beklagen, aber nicht tadeln.“ Gleichwohl verlangt man von ihm, daß er ſeine Schwachherzigkeit durch die Klugheit ſeiner Rathſchläge und durch eine beſtändige Freigebigkeit gut zu machen ſuche.

Die Prahlerei wird mit größerer Verachtung behandelt als die Furcht. „Wenn du ſagſt, daß der Löwe ein Eſel ſey, ſo gehe hin und lege ihm ein Halfter auf,“ ſo lautet ein orientaliſches Sprüchwort, das häufig Anwendung findet. Trotz der kochenden Hitze ihres Blutes und der Hyperbeln ihrer Sprache verlangen die Araber für den Muth eine würdevolle Schweigſamkeit, auf welche ſie ſo großen Werth legen. Sie haben in dieſer Beziehung nichts von den Nationen, mit denen ſie zur Zeit des Cid geſtritten, und auch in Bezug auf die Zweikämpfe haben ſie nichts von ihnen. Bei ihnen ſind die Einzelkämpfe etwas Unbekanntes. Eine Ueberlieferung, die vielleicht bis auf die Kreuzzüge zurückgeht, berichtet uns allerdings, daß in früheren Zeiten berühmte Chefs ſich im Zweikampf geſchlagen haben, aber die älteſten Männer in den Stämmen haben über ſolche Thaten keine perſönliche Erinnerung. Wenn man beleidigt iſt, ſo rächt man ſich wie im 16ten Jahrhundert, durch Mord. Ihr findet ſtets Leute von weitem Gewiſſen und gefälliger Gemüthsart, die euch um ſehr mäßige Preiſe von eurem Feinde befreien. Wenn man indeß mehr auf ſein Gold als auf ſein Leben erpicht iſt, wenn man eine ſchlagfertige Hand und eine langſam ſich öffnende Börſe hat, ſo erlauert man eine Gelegenheit perſönlich über den Beleidiger herzufallen. Man tödtet ihn oder wird von ihm getödtet; wenn man unterliegt, ſo vermacht man häufig einem andern die Blutſchuld, denn dafür, daß die Rache nicht unter dem Schutze des Duells ſteht, iſt ſie nichts deſtoweniger ſehr üblich und im beſten Flor bei den Arabern. Sie geht häufig von Geſchlecht auf Geſchlecht über. Man findet da jene Familienſtreitigkeiten wieder, die einſt das Pflaſter der italieniſchen Städte geröthet haben und noch heutzutage den Boden einer franzöſiſchen Inſel blutig färben.

Die gewöhnlichſten Urſachen der arabiſchen Vendetta ſind Zänkereien wegen des Waſſers, der Weiden, der Gränzen; die Entführung einer jungen Frau oder eines jungen Mädchens; die Ermordung eines eiferſüchtigen Gatten, eines vorgezogenen Nebenbuhlers, einer Frau, die nicht eingewilligt hat; Eiferſüchteleien irgend einer Art unter den Chefs, deren Streitſache zuerſt die Verwandten, dann die Freunde und Clienten, hierauf der ganze Stamm und zuletzt die verbündeten Stämme zur ihrigen machen. Ebendaher, daß das Duell bei den Arabern unbekannt iſt, kommt es, daß perſönliche Streitigkeiten durch Mord abgemacht werden, und daß die Feindſeligkeiten, die unaufhörlich von Familie zu Familie übertragen werden, ewige Dauer erhalten. Dagegen iſt es bemerkenswerth, daß die Vendetta ſich aus den Sitten eines Volkes wie in Korſika und Italien immer mehr verliert, je mehr das Duell in Aufnahme kommt. Das Duell hätte in dieſer Beziehung der Geſellſchaft einen ungeheuern Dienſt geleiſtet, da es den ehrlichen und offenen Kampf an die Stelle des Mordes durch Ueberrumpelung geſetzt hätte. Wenn es auch einige Familien in Trauer verſetzt, ſo vermacht es ihnen doch wenigſtens nicht, wie die Vendetta, die zweifelhafte Ehrenpflicht zu ewigen Repreſſalien.

Die Vendetta iſt alſo perſönlich oder allgemein, je nachdem die verletzten Intereſſen ſelbſt perſönliche oder allgemeine ſind. Wenn aus irgend einer Urſache der Angehörige eines Stammes von der Hand eines Chefs oder auch nur eines untergeordneten Mitglieds des Nachbarſtammes gefallen iſt, ſo kann der Mörder durch Bezahlung der Dia (des Blutpreiſes) an die Erben des Opfers den Streit geſetzlich für immer ſchlichten. Die Dia iſt das Wehrgeld der Germanen, nur mit dem Unterſchied, daß ſie bei den Arabern gleich von Anfang an außer ihrem geſetzlichen Charakter auch noch einen religiöſen angenommen hat.

Nach der Behauptung der „Tolbas“ ginge ſie bis auf den Großvater Mohammeds Abd-el-Mettaleb zurück, und wäre die indirecte Urſache der Geburt des Propheten. Abd-el-Mettaleb, Chef des Stammes der Koreiſchiten, hatte kein Kind, und in ſeiner Verzweiflung richtete er folgendes Gebet an ſeinen Gott: „Herr, wenn du mir zehn Knaben gibſt, ſo ſchwöre ich dir zum Dank einen von ihnen zu opfern.“ Gott erhörte ihn und machte ihn zehnmal zum Vater. Abd-el-Mettaleb, der ſein Gelübde erfüllen wollte, überließ die Entſcheidung, wer das Opfer ſeyn ſollte, dem Loos, und dieſes fiel auf Abd-Allah, aber der Stamm erhob ſich gegen dieſes Menſchenopfer, und nun beſchloſſen die Chefs, daß ſtatt Abd-Allahs zehn Kamele eingeſetzt werden ſollen, daß das Loos aufs neue befragt werden müſſe, bis es ſich für das Kind entſcheide, und daß, ſo oft es ſich gegen dasſelbe ausſpreche, jedesmal zehn neue Kamele

zu den ersten gefügt werden müssen. Abd-Allah wurde erst bei der eilften Probe losgekauft, und 100 Kamele wurden an seiner Stelle geschlachtet. Einige Zeit nachher offenbarte Gott, daß er diesen Tausch gnädig angenommen, denn er machte Abd-Allah zum Vater Mohammeds, seines Propheten, und seit dieser Zeit wurde die Dia, der Blutpreis eines Arabers, auf 100 Kamele festgesetzt. Man begreift indeß, daß dieser hohe Preis nach Maßgabe der Umstände ermäßigt werden konnte.

Es ist beinahe unerhört, daß ein Mörder, welcher die Dia bezahlt hat, noch verfolgt würde, und daß die Verwandten des Todten, sogar seine Kinder, diese Genugthuung nicht bereitwillig annähmen; aber wenn er zu arm ist, um sie zu bezahlen, oder wenn die Regierung für gut gefunden hat die Sache vor ihr Gericht zu ziehen, so wird er zur Strafe der Wiedervergeltung verurtheilt: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben. Als ich im Jahr 1837 französischer Consul in Mascara bei dem Emir Abd-el-Kader war, hatte ich folgende traurige Gelegenheit, die Wiedervergeltung in ihrer ganzen Härte anwenden zu sehen.

Zwei Kinder hatten auf der Straße Streit bekommen, ihre Väter schlugen sich ins Mittel, es kam von Beschimpfungen zu Drohungen, sie wurden immer hitziger; endlich zog einer von ihnen sein Messer und stieß seinen Gegner über den Haufen. Er hatte fünf Wunden, eine auf der rechten, eine andere auf der linken Brust, zwei im Bauch und eine im Rücken. Ich gehe absichtlich auf diese Details ein.

Das Volk war herbeigelaufen, und mit ihm einige Chauchs, die sich des Mörders bemächtigten und ihn zum Hakem der Stadt führten. Die Aulamas versammelten sich sogleich und constituirten sich als Gerichtshof. In weniger als einer halben Stunde waren die Zeugen vernommen, und der Schuldige wurde verurtheilt, die Strafe der Wiedervergeltung von der Hand des Bruders seines Opfers zu erleiden. Auf ein Zeichen des Kadi banden ihm zwei Chauchs die Faustgelenke mit einem Strick in Form eines A fest, stellte sich der eine zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken, und führten ihn, während der Urtheilsvollstrecker voranging, auf den Marktplatz, der an diesem Tag von 2 bis 3000 Arabern bedeckt war. So schauerlich das seltsame Drama seyn mußte, das aufgeführt werden sollte, so war es doch für mich eine Gelegenheit zu einer interessanten Studie, und es gelang mir den instinctmäßigen Widerwillen zu überwinden, der mich im ersten Augenblick abgehalten hatte, mich unter die Zuschauer zu mengen.

Als ich ankam, hatten die Chauchs die Menge durch Stockschläge auf die Gränzen eines großen Kreises zurückgedrängt, um welchen sie sich drängte, und in dessen Mitte der Vollstrecker und der Verurtheilte standen, der eine mit seinem Messer in der Hand, der andere ruhig und gleichsam unbekümmert um das, was vor sich gehen sollte.

Nach den Bestimmungen des Urtheilsspruches sollte der Mörder durch eben so viele Stiche sterben, als er versetzt hatte, und sie in derselben Ordnung und in denselben Theilen des Körpers empfangen wie sein Opfer. Als alles bereit war — und die Vorbereitungen hatten sich auf die einfache Inscenesetzung beschränkt, die ich so eben beschrieben habe — erhob ein Chauch seinen Steck: dieß war das Signal. Der Mann mit dem Messer fiel alsbald über den Delinquenten her und stieß ihn zuerst in die rechte, dann in die linke Brust, traf aber wahrscheinlich das Herz nicht, denn der Unglückliche rief ihm zu: „Stoß zu! Stoß zu! Aber glaube nicht daß du es seyst, der mich tödtet; nur Gott ist es, der tödtet."

Inzwischen wurde die Schlächterei hartnäckig fortgesetzt, und der arme Sünder, dessen Eingeweide mit Strömen von Blut aus zwei neuen Wunden hervordrangen, die er in den Bauch empfangen hatte, fuhr fort seinen Henker zu beschimpfen.

Es blieb noch ein letzter Stich zu versetzen: der Verwundete drehte sich selbst so, daß die Messerklinge gänzlich in seinen Leib verschwand. Er schwankte, fiel aber nicht. „Genug! Genug!" rief die Menge: „er hat nur fünf Messerstiche versetzt und er darf ihrer nicht mehr empfangen." Die Execution war wirklich zu Ende, und der Unglückliche, der sie überstanden hatte, besaß noch Kraft genug, um zu Fuß in sein Haus zurückzukehren. Der Arzt des Consulats, Hr. Varnier, kam beinahe in demselben Augenblick herbei an, und während er die klaffenden Lippen der beiden Bauchwunden zusammennähte, sagte der Kranke zu ihm: „O ich bitte dich, heile mich! Man sagt du seyest ein großer Arzt; beweise es, heile mich, damit ich diesen Hund umbringen kann." Aber alles war vergebens; der Unglückliche starb in der Nacht.

Wenn der Mörder dagegen ein „Mann von großem Zelte" ist, mächtig genug, daß sein Stamm Rücksichten gegen ihn zu beobachten hat, und wenn er den Blutpreis verweigert, so muß er diese Weigerung früher oder später mit seinem Leben bezahlen, welches in Ermangelung der Justiz die Vendetta sicher zu erreichen weiß: aber aus seinem Tode würde, wie ich gesagt habe, Krieg hervorgehen. Ich könnte zahlreiche Beispiele von Vendetta anführen, und dasjenige, welches ich jetzt erzählen will, wird als charakteristisch für die Sitten eines Saharastammes, der Chamba, und einer Bevölkerung der großen Wüste, der Tuareg, zweier Stämme, die durch einen Raum von 200 französischen Meilen von einander getrennt sind, einen deutlichen Begriff von diesem hartnäckigen Haß und diesem Durst nach Rache geben, der sich immer durch dieselben Gewaltthaten kundgibt.

Eine Abtheilung der Chamba, commandirt von Ben-Manfur, Chef von Uergla, überfiel in der Nähe von Dschebel-Baten einige Tuareg, die unter Anführung von Kheddache, Chef des Dschebel-Heggar, im Ued-Miah ihre Kamele tränkten. Ein unversöhnlicher Haß, dessen erste Ursache unbekannt ist — aus so alter Zeit stammt er her — trennt die Chamba und die Tuareg; die letztern befinden sich überdieß in einem beständigen Zustand der Vendetta gegenüber den Saharern, sey es nun, weil sie Berbern und keine Araber sind, oder weil sie den Karawanen von Sudan einen Durchgangszoll abnehmen.

Ein hartnäckiger Kampf entspann sich also ohne Präliminarien und die Tuareg wurden in die Flucht geschlagen, wobei sie zehn Leute verloren, unter andern auch ihren Chef, dessen kopflosen Rumpf sie nach einigen Tagen fanden. Ben-Manfur hatte seinen Kopf mitgenommen und ihn als Siegestrophäe auf einem der Thore Uergla aufgepflanzt. Bei dieser Nachricht entstand Trauer in Dschebel-Heggar, und man schwur den folgenden Eid: „Möge mein Zelt zerstört werden, wenn Kheddache nicht gerächt wird!"

Kheddache hinterließ eine Wittwe von großer Schönheit, Remens Fetum, und ein junges Kind. Dem Brauche gemäß sollte Fetum mit Hülfe des Rathes der Großen herrschen, bis ihr Sohn

regierungsfähig wäre. Eines Tages nun, als die Großen in ihrem Zelte verſammelt waren, ſagte ſie zu ihnen: „Meine Brüder, derjenige unter euch, der mir Ben-Manſurs Haupt hereinbringt, ſoll mich zum Weib haben", und noch am ſelben Abend kam die ganze Jugend des Gebirges, zum Kriege gerüſtet, zu ihr und ſprach: „Morgen werden wir mit unſern Dienern ausziehen, um dein Hochzeitsgeſchenk zu holen." Mit Tagesanbruch machten ſich wirklich 300 Tuareg unter den Befehlen des Uld-Biska, eines Vetters von Kheddache, auf den Weg nach dem Norden; aber kaum hatten ſie auf dem erſten Haltpunkt Stellung genommen, als ſie etwa zehn berittene Kamele hinter ſich herkommen ſahen, unter denen man eines durch ſeine Flinkheit und koſtbare Ausſchirrung von den andern unterſcheiden konnte. Man erkannte es augenblicklich als das Thier Fetums, und es war wirklich Fetum, die ſich der kleinen Armee anſchloß. Man begrüßte ſie mit lautem Zuruf, denn — und vielleicht hatte ſie es abſichtlich gethan — ſie ſchien ganz ausdrücklich zu kommen, um ihr Verſprechen deſto ſchneller halten zu können."

Man war im Monat Mai, alle Schluchten hatten Waſſer, alle Sandfelder waren überwachſen, die Jahreszeit war günſtig. Auf dem Haltplatz des achten Tages meldeten Plänkler, daß eine ſtarke Abtheilung der Chamba unter den Befehlen Ben-Manſurs ihre Heerden nach den Weiden von Ued-Neſſa treibe. Inzwiſchen hatten die Chamba ſelbſt von dem Anzug der Tuareg erfahren, ſich ſchnell gegen Norden gewandt, und Ued-Mezab erreicht; aber dieſe rückgängige Bewegung wurde bald bekannt, und mittelſt eines Eilmarſches von einem Tag und einer Nacht gelang es den Tuareg ſich in den Schluchten und Geſträuchen nur einige Meilen von ihren Feinden, die dießmal nichts Arges ahnten, in Hinterhalt zu legen. Sie ruhten da den ganzen Tag aus, und als die Nacht einbrach, ſetzten ſie ihre Kamele in ſtarken Trab und kehrten nach der Ebene zurück. Um Mitternacht endlich verrieth das Gebell ihrer Hunde den Duar, den ſie ſuchten. Einen Augenblick ſpäter ſtürmen auf ein von Uld-Biska gegebenes Signal ſämmtliche Reiter mit lautem Kriegsgeſchrei heran. Von allen Chamba entkamen nur 5 oder 6, und von dieſen wurde noch einer von Uld-Biska eingeholt, der ihm ſeine lange Lanze in die Lenden ſtieß. Fortgetragen von ſeiner Stute, legte der unglückliche Reiter ſtrauchelnd und wankend, an ſeinem Sattel feſtgeklammert, noch einige Schritte zurück, bald aber ſank er zuſammen und rollte auf den Sand, mit ihm ein Kind von 7 bis 8 Jahren, das er bisher unter ſeinem Burnus verborgen gehalten hatte.

„Ben-Manſur! Ben-Manſur! Kennſt du Ben-Manſur?" fragte Uld-Biska.

„Er war mein Vater! Und da iſt er!" antwortete ihm das Kind ruhig und aufrecht neben ſeinem Leichnam ſtehend.

In demſelben Augenblick kam Fetum an, gefolgt, umgeben, gedrängt von einer Gruppe Tuareg.

„Ich bins, der ihn getödtet hat!" rief Uld-Biska ihr zu.

„Und es ſoll nach meinem Wort geſchehen, antwortete ihm Fetum; aber nimm deinen Dolch, öffne den Leib des Verfluchten vollends, reiße ihm das Herz heraus und wirf es den Hunden vor."

„Während Uld-Biska auf der Erde knieend und über den Leichnam hingebeugt ſich zur Vollziehung dieſes Befehles anſchickte, weidete ſich Fetum, auf deren zuſammengepreßten Lippen ein nervöſes Zittern ſpielte, gierig an dem gräßlichen Schauſpiel. Und als endlich die Sklavi ihr ſchreckliches Mahl verzehrt hatten, da beſtieg Fetum, deren Rache geſättigt war, unbekümmert um die Beute die ihre Diener aufhäuften, und um die zerſtreuten Heerden die ſie einzufangen ſuchten, ihren Mahari wieder und gab das Zeichen zum Rückzug. Ben-Manſurs Sohn wurde verſchont, aber man ließ ihn an Ort und Stelle allein. Er verweinte da zwei Tage, gequält von Hunger, Durſt und der Sonne; am dritten endlich wurde er von Hirten gefunden und nach Uergla zurückgebracht, wo er noch im Jahre 1845 war. So haben die Hunde der Tuareg das Herz des Chefs der Chamba gefreſſen, und man begreift, daß dieß zwiſchen ihnen die Urſache zu einem ewigen Krieg ohne Waffenſtillſtand und Pardon iſt.

(Schluß folgt.)

Die beiden Burnouf.

(Nach dem Athenaeum français.)

(Schluß.)

„. . . . Die engliſche Schule in Calcutta ging ihren ſeit langer Zeit eingeſchlagenen Weg buchſtäblicher Interpretation und praktiſcher Grammatik vorwärts. Andererſeits erhob ſich ſeit 15 Jahren die deutſche Schule der vergleichenden Philologie und der auf Anthropologie und Geſchichte angewandten Grammatik. Die Brüder Schlegel, Wilhelm von Humboldt, H. Bopp, H. Laſſen hatten dieſe neue Methode eingeführt, in der ſich Kritik und Philoſophie verbanden, um trotz Zeit und Raum den gemeinſamen Stamm zu den weit ausgebreiteten Zweigen der indo-europäiſchen Race wieder zu finden. In Folge ſeiner Jugend kam E. Burnouf erſt ſpät zur Mitwirkung mit dieſem Kreis, und er ging auch ſeinen eigenen Weg, obgleich ihn die Spuren eines vorausgegangenen leiteten.

„Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unterhielt ſich das verweichlichte, vergnügungsſüchtige und frivole Frankreich Ludwigs des Fünfzehnten einige Tage, ein Theil bewundernd, der andere mit ſpöttelndem Mitleid, von einem Gelehrten, einem Helden der, weil er nicht genug Vermögen beſaß um eine Reiſe nach Indien zu bezahlen, ſich bei einem Trupp Seeſoldaten anwerben ließ, vierhundert Meilen in einem unbekannten Lande, ohne Wege, unter der tropiſchen Sonne zurücklegte, Hunger, Durſt, die traurigſte Entblößung, mehrere gewöhnlich in dieſem Klima tödtliche Krankheiten, die Schmach des Bettelns und der Sklaverei erduldete, gegen die Gefahren und die Abneigung, die ihm abergläubiſcher Haß erweckte, kämpfte, und all' das nur um die Texte der religiöſen Schriften des alten Perſiens mit einer Ueberſetzung in ſein Vaterland bringen zu können. Anquetil du Perron veröffentlichte im Jahre 1771 ſeine Ueberſetzung des Zend-Aveſta und legte in der Bibliothek des

Königs achtzehn Zend- oder Pehlwi-Manuscripte nieder, welche die Genauigkeit seiner Uebersetzung bewahrheiten sollen. Die Eigenliebe des Schriftstellers, die Gewinnsucht, die mit dem Ruhme so oft verbunden ist, blieben seiner Seele fremd. Er verhehlte sich nicht, daß er nicht besser als sein Lehrer den Weg gekannt hat, der ihn das heilige Buch finden ließ, nicht im Zend-Original, welches dieser Meister selbst nicht verstand und kaum lesen konnte, sondern mit Hülfe einer Pehlwi-Uebersetzung. Anquetil du Perron, ein Mann eben so rechtlich als muthig, bot dem, welcher seine Fehler verbessern wollte, den Originaltext.

Erst 60 Jahre nachher wurde dieser hingeworfene Handschuh aufgenommen. Bis dahin galt sein Buch allen denen, welche über die Geschichte der Ormuzd-Anbeter schrieben, für ein gründliches und zuverlässiges Zeugniß. Allein man hatte vom Zendavesta eben nur eine Uebersetzung, deren Original, selbst den Uebersetzer mit eingerechnet, niemand lesen konnte, weder in Europa noch in Asien noch bei den Parsen Indiens selbst, welche ihn doch als das Unterpfand und Symbol ihrer Glaubenslehren bewahrten. Getrieben durch seinen Forschergeist und ein gewisses Vorgefühl prüfte E. Burnouf die Zend-Manuscripte des Anquetil du Perron. Burnouf hatte mehr als jener, er hatte eine Sanskritübersetzung des Zendavesta, die indeß eben auch nur eine Uebertragung der Pehlwiübersetzung war; so sehr hatte sich die Kenntniß des Urtextes fern vom menschlichen Verkehr in ein unergründliches Dunkel zurückversenkt. E. Burnouf erkannte trotz der Verfälschungen, die sich in diesen nacheinander folgenden Uebertragungen eingeschlichen hatten, die ursprüngliche Identität des Zend mit dem Sanskrit. Nun er den Weg gefunden hatte, konnte er nicht ruhen, bis er das Ziel erreicht. Er wollte eine Literatur, die man schon zu den apokryphischen Entdeckungen und lächerlichen Täuschungen zählte, aus ihrem Staube hervorzuziehen und wieder beleben. Wie Cuvier aus einem Backenknochen oder einem Stück Schienbein eine ganz verlorene Thiergattung wieder construirte, so zerlegte E. Burnouf jedes Wort des Zendtextes in seine kleinsten Grundtheile, verfolgte seine Spur in den Vedas, im Griechischen, im Lateinischen, ja bis hinüber in die germanischen Idiome, entfernte die modificirenden Zusätze, und belebte so aufs neue das todte Wort uralter Zeiten.

„E. Burnouf war damals 32 Jahre alt. Die Lösung dieses Problems gab ihm den Schlüssel zu einem andern, nicht minder complicirten und ebenso wichtigen. Alle jene in seltsamen verwickelten Zügen beschriebenen Seiten, die man auf den Felsen von Persepolis und Hamadan fand, und an denen so manches Jahrhundert vorübergegangen war, ohne daß etwas davon begriffen worden wäre, seit Asien durch die Eroberung Alexanders und die Regierung der Seleuciden helleniſirt worden ist, mußten entziffert werden. Auf sinnreiche Zusammenstellungen der localen Umstände und einiger Berichte griechischer Autoren, auf Vermuthungen, die man aus der Stellung und dem Wiedervorkommen gewisser Worte zog, sich stützend, hatte man Versuche sie zu erklären gemacht, näherte sich dabei aber in gewagter Weise nur der Wahrscheinlichkeit; Grotefend hatte die Namen Darius und Xerxes herausgebracht, St. Martin und Dr. Rask von Kopenhagen den Titel „König der Könige.“ Aber um den eigentlichen Sinn dieser Züge und kleinen Sylben zu bestimmen, mußte man die Schreibart der Worte kennen, so wie die Sprache, der sie angehören. Man stellte zwar sehr geschickte, sehr gelehrte Vermuthungen auf, aber man konnte eben doch nicht lesen. Der Erklärer der Zendtexte brachte Licht in diese Dunkelheiten, und wo man bisher nur vermuthete, erklärte er mit Beweisgründen. Er kannte die Sprache der Inschriften, er stellte die Worte orthographisch wieder her und leitete aus den wiederhergestellten Worten die Schriftzüge ab, und fügte so den alten persischen Annalen eine neue Art von officiellen Urkunden bei. Darin ist Burnouf noch der Erste. Man weiß nicht, was man an ihm am meisten bewundern soll, ob die Energie der Erfindung, welche über die schwierigsten Hindernisse triumphirte, oder den gewissenhaften Fleiß in der Bereitung des Stoffes zu seinen Werken; wenn er z. B. zur Herausgabe des Bagavata-Purana mit Uebersetzung 20,000 Verse scandirte, die Aechtheit jedes Einzelnen untersuchte, das ganze Versmaaß aufzeichnete, alle Varianten sammelte. Für seine andern Bücher hat er Hunderte von Manuscripten in Zend-, Sanskrit-, Pali- und andern Dialekten Wort für Wort zergliedert, die Züge eines jeden Wortes genau abgemalt in alphabetischer Ordnung in Hefte übertragen, mit Angabe der Wurzeln und Erklärung der grammatischen Formen; buchstäbliche Uebersetzungen des größten Theils dieser Schriften, Liturgien, Gesetze oder Geschichten gemacht; endlich noch mehr als zehntausend Folioseiten mit vorbereitenden Studien hinterlassen.

Ungarische Weine.

(Von A. Leist.)

Das herrliche, mit Naturproducten aller Art so reichlich gesegnete Land der Magyaren nimmt in Beziehung auf die Weinproduction, wie dieß allgemein anerkannt wird, unter den Weinländern eine hervorragende Stellung ein.

Schon wegen des weltberühmten, im Auslande unter dem keineswegs richtigen Namen Tokajer bezeichneten oberungarischen einzigen Weines, welcher sich längst den Namen König der Weine erworben hat, muß Ungarn in Beziehung auf die Qualität seiner Weine einen hohen Rang einnehmen, wenn es auch mit seinen meisten anderen Sorten hinter Frankreich zurückgesetzt wird. Namentlich steht aber das für den Weinbau so sehr begünstigte Ungarn in der Kunst der Weinbereitung, sowie in der Pflege und Behandlung des Weines noch weit hinter Frankreich zurück. Die Zeit ist aber nicht mehr fern, wo auch das in der erwähnten Kunst Fortschritte machende Ungarland seine besseren, im Auslande aber noch wenig bekannten Weinsorten in die Concurrenz mit den eleganten und bisher so beliebten französischen Rothweinen bringen wird. Dieß steht schon deßhalb zu erwarten, weil die französischen Rothweine, namentlich die feinen Bordeaux-Weine ihre frühere Vortrefflichkeit schon seit Jahren nicht mehr erreicht haben und dennoch im

Preiſe ſehr hoch ſtehen. — Bis jetzt ſteht Ungarn in Bezug auf die Quantität des zur Ausfuhr und für den Handel geeigneten Weines allerdings Frankreich nach; in Hinſicht auf die Quantität der allgemeinen Weinproduction aber ſteht Ungarn im Verhältniſſe ſeines Flächenraumes keineswegs Frankreich nach: denn während Frankreich auf ſeinen 9617 Quadratmeilen mit 36 Millionen Einwohnern 40 Mill. Eimer Wein erzeugt, producirt Ungarn mit ſeinen Kronländern auf ſeinen 6100 Quadratmeilen mit 15 Mill. Einwohnern bei guter mittlerer Weinernte nahe an 30 Millionen Eimer Wein, wovon bei weitem der größte Theil als für den Handel ungeeignet im Lande verzehrt wird. — Spanien erzeugt nur 8 Mill. Eimer Wein. — Italien befriedigt weder in Bezug auf Qualität noch Quantität ſeines Weines in dem Grade, wie dieß bei ſeinem Klima und der Beſchaffenheit des Bodens bei beſſerer Cultur der Rebe und größerer Sorgfalt in der Pflege und Bereitung des Weines unbedingt ſeyn müßte. Italien zehrt nur noch an dem alten Ruhme ſeiner einſt ſo berühmten Sorten, und iſt in neuerer Zeit von Frankreich, Ungarn und Spanien bei weitem überflügelt worden.

Wie in vielen anderen Gegenden, ſo waren auch in Ungarn die erſten Pflanzer des Weinſtockes die Römer, und zwar hat Kaiſer Probus die erſten Reben in Pannonien auf dem Mons Almus gepflanzt, welcher Berg eben die heutige Frushka Gora in Syrmien ſeyn ſoll; ein Gebirgsländchen, wo gegenwärtig über 1½ Millionen Eimer Wein bei guter mittelmäßiger Ernte in einem Jahre erzeugt werden.

Die Verſchiedenheit der ungariſchen Weine iſt ſehr groß, der köſtlichſte von allen iſt der in der ſogenannten Hegyallya — das heißt Untergebirge — wachſende Hegyallyaer Wein, welcher ſeit lange im Auslande unter dem bekannten Namen Tokajer weltberühmt iſt und von welchem es mehrere von einander ſehr verſchiedene Gattungen gibt, und mit welchem wir den Reigen beginnen.

1. Der Tokajer- oder richtiger Hegyallya-Wein.

Bevor ich dem Leſer die verſchiedenen Gattungen des Tokajer-Weines vorführe, muß ich ihm vorerſt ſagen, was man unter Tokajer-Wein verſteht.

Es hat ſich im Ausland vielfach die Meinung verbreitet, und ſie wird auch in vielen Büchern genährt, daß der eigentliche und ächte Tokajer-Wein auf einem Berge bei Tokaj wachſe, und da dieſer Berg dem Kaiſer von Oeſterreich gehöre, ſo käme der beſte Tokajer in die kaiſerlichen Keller und würde ſpäter zu Geſchenken an höchſte und hohe Herrſchaften verwendet, und es könne daher ächter Tokajer-Wein in den Handel gar nicht kommen; nichts iſt aber falſcher als dieſes, denn der Tokajerberg gehört keineswegs dem Kaiſer, ſondern er iſt in viele hundert Parcellen vertheilt, Eigenthum der Bewohner der Stadt, und dieſe können ihren darauf geernteten Wein an jedermann verkaufen, der ihn nur bezahlen will. Aber auch die Meinung, daß bei Tokaj und, wie vielfach in Büchern behauptet wird, auf dem Berge Mézes málé (Honigkuchen) daſelbſt der beſte Wein erzeugt werde, iſt ebenfalls unrichtig. Der Name Tokajer-Wein kommt zwar allerdings von der Stadt Tokaj her, weil ſie die größte Stadt jener Gegend iſt, wo der herrlichſte ungariſche Wein erzeugt wird, aber gerade auf dem Tokajerberge wird in den meiſten Jahren nur ein untergeordneter Wein gewonnen, welcher gegen die übrigen in jener Gegend erzeugten Weine zurückſteht. — Das Tokajer Weingebirge, in Ungarn unter dem Namen Hegyallya bekannt, welchen Namen aber die deutſche Zunge nicht richtig und nur annähernd mit Hedjalja ausſprechen kann, liegt im Zempliner Comitate über dem 48ſten Grad nördl. Breite, alſo auf einer Linie, wo die Weincultur in anderen Ländern nur einen ſäuerlichen Wein erzeugt, der mit dieſem ſüßen trinkbaren Golde gar nicht im entfernteſten verglichen werden kann. Nur noch wenige Grade nördlicher hört die Weincultur gänzlich auf. Wir werden aber gleich ſehen, unter welchen Umſtänden das noch dazu im Oſten gelegene geſegnete Magyarenland auch gleichſam von den Geſetzen der Natur eine Ausnahme macht. Die Hegyallya (Untergebirge), von den Magyaren in Bezug auf das nördlich von demſelben gelegene Karpathengebirge ſo genannt, hat von dem Marktflecken Szanto bis Tokaj eine Breite von vier, und von Tokaj bis Kis Toronya eine Länge von ſechs geographiſchen Meilen, welche ein Dreieck von 14 Quadratmeilen bilden. In dieſem Dreieck liegen die 21 Ortſchaften, welche den berühmten Oberungar erzeugen, und deren Namen heißen: Flecken Szánto, Dorf Golop, Stadt Tállya, Dorf Ratka, Dorf Ond, Stadt Mád, Dorf Zombor, Marktflecken Tarczal, Stadt Tokaj, Stadt Bodrog Keveſztur, Dorf Kis-Falud, Praedium Scheghy, Stadt Olaszy Liszka, Marktflecken Erdö Benye, Stadt Toltſchwa, Dorf Erdö-Herwathi, die Dörfer Szadany und Olaszy, Stadt Nagy Sáros-Patak, Stadt Ujhely und das Dorf Kis-Toronya. Der größte Theil dieſer Ortſchaften baut Weine, welche im Auslande unter dem Namen Tokajer bekannt ſind, oder mit dem noch allgemeineren in ihren gewöhnlicheren Sorten „Oberungar" bezeichnet werden; in der Hegyallya aber werden die Weine nach den Ortſchaften wo ſie wachſen benannt, z. B. Mádar, Tállyaer, Tokajer u. ſ. w., und die im Auslande übliche Eintheilung in Oberungar und Niederungar kennt man dort nicht.

Der auf dem Tokajerberge erzeugte Wein gehört wie ſchon erwähnt nicht zu den edelſten Erzeugniſſen, ſondern mehrere Weine der anderen Ortſchaften, als der Mádar, der Kereszturer, Tállyaer u. ſ. w., laufen ihm den Rang ab.

Wenn auch die Weinleſe für die Bewohner der Weinländer etwas ſehr gewöhnliches und im Allgemeinen etwas bekanntes iſt, ſo iſt doch die Gewinnung des Weines im Tokajer Weingebirge mit einem ſolch eigenthümlichen von allen übrigen Weinländern abweichenden Verfahren begleitet, daß die Aufführung desſelben hier unbedingt nothwendig erſcheint. Wenn die Zeit der Weinleſe in der Hegyallya herangekommen iſt, ſo ſtrömen die Menſchen aus den nördlicheren Gegenden Ungarns ſowie aus dem benachbarten Galizien ſcharenweiſe herbei, um hier während der Leſezeit Beſchäftigung zu finden, nachdem die Arbeit in den Getreidegegenden bereits beendet iſt. Letzteres iſt ſchon deßhalb der Fall, weil in Ungarn das Getreide nicht den Herbſt und Winter hindurch in den Scheunen ausgedroſchen, ſondern auf weit kürzerem Proceß bald nach der Ernte auf den frei liegenden Tennen durch Pferde ausgetreten wird, — ein Verfahren, wobei allerdings viel Getreide verloren geht, aber wodurch die in jenen Gegenden verhältnißmäßig theuren Arbeitskräfte wieder erſpart werden. Wie überall, ſo iſt auch in der Hegyallya das weibliche Geſchlecht ſehr zahlreich während der Weinleſe vertreten, und die Leſerinnen ſind dort in dem bunten Gemiſche

der verſchiedenen in jener Gegend lebenden Nationalitäten vertreten. Das ſonſt ſo ſtille Leben in der Hegyallya iſt nun um dieſe Zeit ſehr lebhaft. Alle größeren Weinbergbeſitzer, welche das Jahr über in Wien, Peſth oder Preßburg wohnen, kommen zur Zeit der Leſe mit ihren Familien und mit Gäſten in ihre Weinberge, wo ſie zum Theil ſehr anſehnliche Schlöſſer beſitzen. Auch viele fremde Käufer finden ſich ein, und ſo entſteht eine Weinleſe-Saiſon, bei welcher auch Bälle und Spielbanken nicht fehlen. Auch der gemeine Tagarbeiter, obgleich er nur Brod, Speck und Wein zu verzehren hat, lebt in dieſer Zeit vergnügt und wird von ſeiner Herrſchaft ſelbſt dazu ermuntert, damit er mehr Luſt zur Arbeit bekomme. Geſänge und Tänze ſind daher vor und nach der Arbeit an der Ordnung, und beſonders die Zigeuner ſind es, welche bei ſolchen Gelegenheiten die beliebteſten Nationalweiſen aufſpielen und wobei wenigſtens bei den Magyaren die bereits weltberühmte Rákoczy-Nota oder der Rákoczy-Marſch nie fehlen darf. Die Weinleſe beginnt in der Hegyallya erſt Ende October und iſt eigentlich Anfangs November allgemein. Es iſt dieß gewiß in Anbetracht anderer Weinländer ein ſehr ſpäter Termin der Weinleſe, und doch laſſen viele Beſitzer viel ſpäter ja oft bis Mitte December leſen, wenn dieſelben nicht etwa von dem früh eintretenden Froſte gezwungen werden, dieß eher zu thun. Der Grund hievon iſt, um wo möglich viel Trockenbeeren zu gewinnen. Es iſt aber die Trockenbeere ein Product, welches nur den Tokajertrauben eigenthümlich iſt, und dieſe Eigenthümlichkeit iſt die Urſache, daß die Bearbeitung der Trauben in der Leſe und die Gewinnung des Tokajer-Weines ſich ſo ſehr von dem in anderen Weinländern üblichen Verfahren unterſcheidet. Die Entſtehung der Trockenbeeren aber iſt folgende.

Das Klima des Tokajer-Gebirges iſt, wie dieß aus ſeiner erwähnten nördlichen Lage und noch dazu im Oſten Europa's hervorgeht, nur ein gemäßigtes, und es reift deßhalb dort der Wein langſamer als im ſüdlicheren Ungarn und in den meiſten anderen Weinländern, der Boden aber iſt warm, denn nur äußerſt ſelten bleibt der Schnee auf den Weinbergen liegen, während er in der Ebene häufig zu finden iſt; es iſt dieß leicht erklärlich, wenn man bedenkt daß der Boden vulcaniſchen Urſprungs iſt, in dem ſich viel Geröll von Bimsſtein und Kreide vorfindet. Erſt im Jahre 1834 war in der Hegyallya und zwar in Keresztur eine Erderſchütterung, welche ſo bedeutend war, daß die Giebel der maſſiven Häuſer zum Theil in die Straßen ſtürzten. — Die Nähe der kaum 15 Meilen entfernten Karpathen und überhaupt die hohe Lage der Hegyallya bringt es mit ſich, daß das Ende Septembers und der Monat October beſonders die Nächte hindurch und am Morgen ſchon ziemlich kalt ſind. Dieſe Temperatur verurſacht ein allmähliges Stocken der Säfte im Weinſtocke, während die heiße Sonne am Tage die Trauben wieder kocht. Die Trauben erhalten nun wenig Nahrung mehr, die Stengel fangen an nach und nach zu vertrocknen und zwar in zunehmendem Grade, je mehr und je früher die nächtlichen Reifen eintreten, welche zur Erzeugung der Trockenbeeren unumgänglich nothwendig ſind. Die Hülſen oder wie man ſie dort nennt die Bälge der Beeren ſpringen endlich auf, und um ſo leichter verdünſten dann die wäſſerigen Theile ihres Inhalts, mit der Verminderung des Waſſergehalts verdicken ſich die edleren Theile des Gehalts der Beere, und der Zuckerſtoff, durch deſſen künftige Zerſetzung der Alkoholgehalt und folglich die Stärke und der Adel des Weines bedingt wird, concentrirt ſich immer mehr und mehr. Mit dem Entweichen der wäſſerigen Theile verliert natürlich die Beere auch einen Theil ihres Umfanges, und es ſchrumpft daher die nun mehr zu große Hülſe immer mehr zuſammen und bekommt endlich das Anſehen der Cibeben oder großer ſpaniſcher Roſinen. Es iſt alſo das Ganze hier ein Werk der großen Chemikerin Natur, welche bei der eigenthümlichen Beſchaffenheit der Lage und des Klimas ein Product ſchafft, das man in anderen Weinländern mit Kunſt vergeblich zu erreichen geſucht hat: z. B. am Rhein, wo man bei der Erzeugung des Strohweines die reifen Trauben auf Stroh trocknet, oder in Spanien, wo ein Theil des Moſtes zu Syrup eingeſotten und dann dem übrigen gepreßten Wein zugeſetzt wird. Aber alle dieſe Künſteleien entfernen die der Traube in einem gewiſſen Grade eigenthümliche Säure nicht gänzlich. Da nun aber nie die ganze Traube zu ſolchen Trockenbeeren einſchrumpft, ſondern nach der Vorzüglichkeit des Jahrganges nur mehr oder weniger einzelne Beeren, ſo werden dieſe, ehe die Traube gekeltert wird, herausgepflückt und in großen Bottichen beſonders aufbewahrt. Der dieſem Herauspflücken der Trockenbeeren aus der Traube, welches man auch Ausbrechen nennt, erhält künftig der Wein der Trockenbeere den Namen **Ausbruch**.

Wenn nun die in der erwähnten Weiſe geſammelten Trockenbeeren ſofort der Preſſe übergeben würden, ſo würde man wenig oder keinen Saft erhalten; man hat daher ein Mittel erſonnen, ſie in einen Brei zu verwandeln, und dieß geſchieht durch das Treten mit den bloßen Füßen, und ſo viele Verſuche ſchon gemacht worden ſind dieſe Arbeit durch Maſchinen verrichten zu laſſen, ſo ſind doch alle dieſe Verſuche bis jetzt geſcheitert; nur der menſchliche Fuß kann dieſe Maſſe ſo verarbeiten, daß *man faſt gar keine Hülſe* mehr in dem Brei vorfindet. So wenig appetitlich nun auch dieſe Arbeit, welche durch Tagarbeiter verrichtet wird, anzuſchauen iſt, ſo kann man ſich mit der Ueberzeugung tröſten, daß die ſpäter eintretende Gährung jeden etwa hinzugekommenen fremden Stoff entfernt. Durch Zuſatz dieſer Trockenbeermaſſe zu dem übrigen von den gewöhnlichen Trauben gewonnenen Wein, welcher wie in allen andern Weinländern gepreßt wird, entſtehen nun die verſchiedenen Sorten des TokajerWeines und ſind folgende:

1. **Ordinari** — das heißt ordinärer Wein — wird derjenige Wein in der Hegyallya genannt, welcher aus denjenigen Trauben gepreßt wird, die ihrer Trockenbeeren beraubt worden ſind und keinen Zuſatz von der nach obiger Weiſe gewonnenen Trockenbeermaſſe erhalten haben. Dieſer Wein iſt der gewöhnliche Tiſchtrunk der in der Hegyallya wohnenden Ungarn, und eignet ſich nur in guten Jahren und auch da nur aus den beſſern Gegenden zur Ausfuhr. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Weinjahre ſowohl in Bezug auf die Quantität und noch mehr in Bezug auf Qualität ſehr verſchieden ſind. Wie ſehr unterſcheiden ſich die ſogenannten Cometenweine von 1811 und 1834 von dem auf demſelben Boden in den übrigen Jahren erzeugten Wein! Aus einer von dem berühmten ungariſchen Oenologen **Schams** zuſammengeſtellten Ueberſicht ergibt ſich, daß die Hegyallya eigentlich nur jedes dritte oder vierte Jahr eine gute Weinleſe gibt.

2. **Samorodne** wird mit einem ſlaviſchen Ausdrucke, der ſo viel wie „**der Natürliche**“ bedeutet, derjenige Wein in der Hegyallya genannt, welchem gerade ſo viel **Trockenbeermaſſe**

wieder zugesetzt wird, als man aus seinen Trauben genommen hat. Dieser Wein ist zur Ausfuhr sehr geeignet, denn obgleich er in den gewöhnlichen Jahren wenig Süße hat, so ist er doch kräftig und feurig und hat einen aromatischen Geschmack.

3. Maszlasch. Dieser ausgezeichnete Wein wird immer nach der Anzahl der ihm zugegebenen Trockenbeermasse bezeichnet, und es zerfällt diese Sorte in 1, 2, 3 und 4buttigen Maßlasch. Wenn nämlich auf ein Faß Wein, welches 10 Butten enthält, eine Butte Trockenbeermasse hinzugegossen wird, so erhält man einbuttigen Maßlasch; zweibuttigen erhält man, wenn auf ein Faß Most 2 Butten Trockenbeermasse zugegossen wird u. s. w. bis 4 Butten.

4. Ausbruch. Diesen weltberühmten Tokajerwein erhält man, wenn auf ein mit 10 Butten berechnetes Faß Wein 5 oder gar 6 Butten verarbeitete Trockenbeermasse zugegeben wird. Gewöhnlich geschieht aber diese Mischung berechneterweise in großen Bottichen, welche im Preßhause (Borház, Weinhaus) stehen und in welche 6 bis 10 Faß gefüllt werden können. Nachdem der Zuguß erfolgt ist, muß die Masse gut untereinander gerührt werden.

Wenige Stunden schon nach dieser Procedur beginnt sich die Masse zu heben; sämmtliche Körner und Hülsen steigen empor und bilden eine 6 bis 12 Zoll starke Rinde, über welcher ein darüber gehaltenes Licht sofort erlischt. Je wärmer die Atmosphäre ist, desto früher erfolgt dieses sogenannte Aufwerfen, und je mehr Trockenbeermasse dem Weine zugesetzt wird, desto mehr Zeit braucht er um sie zu verarbeiten, und es differirt diese Zeit von 12 bis 48 Stunden. Ist diese erste brausende stürmische Gährung des Weines vorüber, so wird die ganze Masse noch einmal mit Stangen unter einander gerührt und durch Säcke, die hiezu besonders verfertigt werden sind und welche den Namen Tretsäcke führen, hindurchgedrückt, und der in den Tretsäcken zurückbleibende Rest wird mit der Presse ausgepreßt. Nun wird der durch dieses Verfahren gewonnene Wein in Fässer gefüllt, und zwar in Kufen, welche 2 Eimer enthalten, oder in Antheile, welche einen Eimer enthalten; gewöhnlich werden aber nur die feinsten Tokajerweine auf Antheile gefüllt, während alle übrigen Tokajer- oder oberungarischen Hegyallyaweine in zweieimerigen Kufen auch ins Ausland verfahren werden. Im Königreich Polen sowohl als in Preußen trifft man zur Herbstzeit Fuhrleute aus Ungarn an, welche ungeachtet der Eisenbahnen den an seinen gleichen und nicht großen Fässern kennbaren Ungarwein auf der Achse weiter und an Ort und Stelle befördern. Von jeher waren es und noch sind es die Polen, von welchen der oberungarische Wein sehr stark getrunken und am höchsten geschätzt wird. Es singt auch ein Dichter in Polen in deutscher Sprache:

In Ungarn, hört, am Fuße der Karpathen,
Da wächst ein trinkbar Gold,
Das nährt mit Kraft die Söhne der Sarmaten
Und macht die Töchter hold.

Die hergezählten vier, oder wie man richtiger Weise in Anbetracht der genannten vierlei Sorten Maßlasch sagen muß, sieben Sorten bilden die richtige Eintheilung des Tokajerweins. Es ist aber hier noch eine achte Gattung Weines zu erwähnen, welche in der Hegyallya gewonnen wird, für welche aber der Namen Wein eigentlich nicht passend ist, denn es ist ein wie Honig fließender Nektar, eine wahre Essenz, und eben mit dem Namen Essenz wird diese achte Gattung des Tokajerweines belegt. Die Essenz wird aber folgendermaßen gewonnen. Wenn nämlich die Trockenbeeren noch ungetreten in den Bottichen gesammelt liegen, so quillt aus ihnen durch den Druck der eigenen Schwere ein dickflüssiger Saft, welcher von den Beeren abgelassen wird, weil die Beeren mit dem Safte vereint sich nicht so gut treten und zur Trockenbeermasse verarbeiten lassen würden. Dieser von den Bottichen abgelassene Saft wird die Essenz genannt. Jeder gewissenhafte Weinerzeuger vertheilt nun diese Essenz, nachdem die Weine mit der getretenen Trockenbeermasse angemacht sind, gleichmäßig in die gefüllten Fässer und gibt den Maßlasch-Weinen wieder was ihnen von der Natur gebührt. Es gibt aber auch gewissenlose Weinerzeuger, welche es vorziehen, ihre Maßlaschweine der Essenz und daher der edelsten Bestandtheile zu berauben, um durch den Verkauf derselben allein einen größern Nutzen zu ziehen. Die Comitatsbehörde, welche einsah daß der Verkauf der Essenz eigentlich ein Betrug gegen die Käufer der Maßlasch-Weine war, hat den Handel mit Essenz zwar verboten, aber auf heimlichem Wege werden doch viele Essenzen gesammelt und verkauft. Ausländische Weinkaufleute, welche manchmal von den Besitzern noch vor der Weinlese den ganzen Ertrag, wie er noch am Stocke hängt abkaufen, und die Gewinnung des Weines unter ihrer Beaufsichtigung vor sich gehen lassen, sammeln sich in guten Weinjahren selbst einen Theil der Essenz zum künftigen Verkaufe.

Die Essenz ist für Brustkranke und schwache Kinder eine Medicin, die in dieser Beziehung durch keine andere zu ersetzen ist. Eine solche Essenz muß aber, wenn sie im ärztlichen Gebrauche wirklich mit Nutzen verwendet werden soll, mindestens 10 Jahre alt seyn. Da nun aber nicht alljährlich Essenzen gewonnen werden, sondern nur in solchen günstigen und während der Vegetationsperiode heißen Jahren, in welchen viel Trockenbeeren erzeugt werden, so ist besonders alte Essenz sehr theuer und rar. Die Preise der Essenz sind also nach dem Alter und nach der Qualität sehr verschieden, und es gibt Essenzen von 80 bis 500 fl. C. M. der Eimer.

Noch gibt es eine untergeordnete Sorte von Tokajerwein, welche aber gleichwohl höher als der ordinäre Tokajer steht, und welche mit dem ungarischen Namen Forditás bezeichnet wird. Dieser Forditasch — so wird das Wort ausgesprochen — entsteht, wenn man der ausgepreßten Trockenbeermasse einen oder mehrere Aufgüsse von ordinärem Tokajerwein gibt, wodurch der in dieser Weise durch Pressung gewonnene Wein noch einige edle Bestandtheile erhält.

Aus dem hier dargestellten eigenthümlichen Verfahren bei der Gewinnung des Tokajerweines wird man ersehen, daß man in der Hegyallya eine lobenswerthe Sorgfalt bei der Lese und Kelterung des Weines beobachtet. Dieselbe Sorgfalt bei der Weinbereitung wird aber leider nicht in allen Gegenden Ungarns angewendet, und obgleich denkende Weinwirthe schon vielfach ihre Stimme erhoben haben, so konnte doch noch nicht der eingewurzelte Schlendrian und der blinde Eigensinn entfernt und überwältigt werden. Aber auch in der Hegyallya fehlt noch zur weitern Veredelung des in der Weinlese gewonnenen Weines sehr viel. Die Keller in der Hegyallya werden sehr gerühmt, und die bessern derselben sollen sich zur Pflege

und Aufbewahrung des Weines vortrefflich eigner; allein die sogenannte Weinküperei, die edle Weinkellermeisterei, liegt in Ungarn noch in der Kindheit, und es ist zur Hebung derselben hie und da von Privaten nur sehr wenig geschehen. Daher kömmt es, daß selbst die edelsten ungarischen Weine großentheils erst im Auslande durch entsprechende Pflege und Behandlung ihrer Veredelung und höchsten Vollkommenheit entgegengebracht werden müssen, so, wie man sie in Ungarn nur selten und zwar ausnahmsweise nur in den Kellern der größern Besitzer vorfindet. Die Kellerwirthschaft befindet sich beim gewöhnlichen Mann in Ungarn in einem sehr argen den Weinen nachtheiligen Zustande, denn Kraut und Rüben, Kartoffel und Kürbisse liegen da unter und mit dem Weine neben einander, und von einer vernünftigen Behandlung des Weines ist vollends gar nicht die Rede. Die Klage, daß man in Ungarn auch die bessern Weinsorten selten in solcher Güte vorfindet, wie man sie im Auslande bekömmt, ist leider nur gerecht und wahr, und hat lediglich in der vernachlässigten oder vielmehr gar nicht cultivirten Weinküperei ihren Grund. Mit diesen Worten wollen wir indeß nicht gesagt haben, daß der meiste im Auslande zum Verkauf ausgebotene Ungarwein ein guter und ächter sey. Fern sey dieß von uns; es sind insbesondere die Manipulationen der Juden, welche mit der Verfälschung und Nachahmung der Ungar- und Tokajerweine in Ungarn selbst, insbesondere aber in Galizien, Schlesien und Polen ein Gewerbe treiben, hinlänglich bekannt, und es wäre nur zu wünschen, daß dem Handel mit verfälschten Tokajerweinen durch Vereinigung der Besitzer in Ungarn entgegen getreten würde. Vor mehr als hundert Jahren wurde in Ungarn den Juden der Handel mit Tokajerweinen, den sie durch ihre Verfälschungen und Nachbildungen in Mißcredit gebracht hatten, gänzlich untersagt; es existirt aber dieses Gesetz längst nicht mehr.

In Bezug auf die in Ungarn vernachlässigte Weinkellermeisterei müssen Frankreich und Deutschland, und hier insbesondere die Rheingegenden, als Muster aufgestellt werden; es haben auch schon einige größere Weinbergsbesitzer in der Hegyallya ihre Söhne zur Erlernung des Verfahrens an den Rhein geschickt, da es im Lande selbst an einer derartigen Musterschule gänzlich fehlt und zur Errichtung derselben noch gar keine Schritte geschehen sind. Ach, was könnte aus dem gottgesegneten Ungarland noch werden, wenn dort die Menschen der freigebigen und alles in Fülle spendenden Mutter Natur hülfreich zur Seite stehen möchten!

Noch ist es übrig über die Eigenschaften des Tokajerweines einiges zu sagen. Der Tokajer hat eine klare, gelbgrüne Farbe und zeichnet sich vor allen andern Weinen durch seine Fettigkeit, Süße, Geist und durch einen äußerst gewürzhaften Geschmack aus. Der Wohlgeruch, die Blume oder das Bouquet wird beim Tokajer keineswegs wie bei vielen andern edlen Weinen durch den starken Alkoholgeruch verborgen und gedämpft, sondern erfüllt beim Trinken die Zimmerluft mit zartem Aroma. Süß, feurig und zart zugleich besitzt der Tokajerwein eine balsamische Wunderkraft in solchen Fällen, wo der Sieche und Genesende milder Stärkung bedarf.

Der Werth des Tokajers wird durch sein Alter außerordentlich erhöht, denn je mehr sich sein Zuckergehalt zersetzt, desto mehr nimmt der Alkoholgehalt zu, und wenn er nun dadurch an Süße verliert, so gewinnt er an innerer Kraft, und mit der Ausscheidung aller groben und ungesunden Bestandtheile auch an Heilsamkeit. Ueberhaupt sind nur im jungen Weine die der Gesundheit nachtheiligen Theile der Hefe und des Weinsteins, welche von der Chemie in verschiedene färbende, schleimige, erdige, schwefelige ꝛc. Theile zerlegt werden, verbunden.

Es werden hie und da im Auslande, und namentlich im nördlichen Deutschland, auch rothe Tokajerweine in Verkauf gebracht und als ächte Tokajerweine getrunken. Daher singt denn auch ein Berliner Dichter: Rother Tokajer, Fließet wie Feuer ꝛc. Es ist aber solche Weine ein mixtum compositum von Rothwein und Tokajer, und ist demnach kein eigentlicher Naturwein, und wenigstens kein Tokajer wie er seyn soll von gelbgrüner Farbe.

In guten Mitteljahren erzeugt die Hegyallya 420,000 Eimer Wein.

Die besten Traubensorten, welche in der Hegyallya cultivirt werden, sind folgende:

1. Der Formint, diese Rebe soll nach einigen aus Italien stammen und ist der in Andalusien cultivirten Listan sehr ähnlich. Sie wurde oft verpflanzt, hat aber sonst nirgends in Europa den Hoffnungen entsprochen, woran natürlich die Beschaffenheit des Bodens und die Behandlung die Ursache ist. Der Formint gibt den lieblichen, aromatischen Ausbruchwein, der durchaus unnachahmlich ist.

2. Die lindenblätterige Rebe. Der von den Trockenbeeren derselben gemachte Ausbruchwein hat einen den Lindenblüthen ähnlichen Duft.

3. Balerfant hat große durchsichtige Beeren und wird auch zu Ausbruch verwendet. Diese drei Sorten sind die edelsten Tokajerreben.

4. Die Angster in der Hegyallya ist zwar sehr beliebt, doch fault die Beere leicht, und ist weil sie zu früh reif wird, den Vögeln und Insecten zu sehr ausgesetzt, und ist überdieß nicht sehr fruchtbar.

5. Die Muskattraube, von welcher der Most als Aufguß und die Trockenbeeren zu dem berühmten Muskat-Tokajerausbruch mit dem angenehmsten Wohlgeruch verwendet werden.

6. Die Mehlweiße (fejér Szöllö ungr.), deren grüne Beeren gleichsam wie mit einem Mehlstaube überzogen sind. Der fast farblose Most dieser Trauben dient ebenfalls als Mischung zur Bereitung des Ausbruchs.

Eine Vorstellung auf einem chinesischen Theater.

(Nach Charles Lavallée [1] von Dr. C. Z . . . n.)

Die Corporation der Compradores beabsichtigte auf der Insel Lappa dem Volk ein Sing-Song oder Schauspiel zu geben. Ich

[1] Illustration de Paris, Sept. 1852.

war ſehr neugierig, wo man das Stück ſpielen werde; denn die Inſel Lappa enthielt nur ein kleines Dorf, Hügel und Reisfelder, und auf einem Spaziergange, den ich zwei Tage zuvor unternommen, hatte ich keine Gebäulichkeit bemerkt, welche zum Theater hätte dienen können. Mein Erſtaunen war daher groß, als ich ein ungeheures viereckiges wohlbedecktes Gebäude erblickte, welches durch Zauberei aus der Erde emporgeſtiegen zu ſeyn ſchien. In weniger als 24 Stunden hatten ungefähr hundert Chineſen ein Haus von Bambus und Matten aufgeführt, das mehrere Tauſende zu faſſen vermochte.

Das Innere war in drei Theile getheilt: den erſten bildete die Bühne, welche eine Seite des Vierecks einnahm und einige Fuß über dem Boden erhaben war; den zweiten das Parterre, zu welchem die Menge freien Eintritt hatte; und den dritten eine ziemlich breite Gallerie, die das Parterre umſchloß und an deren Eingange man einige Sapeken bezahlen mußte. Man hatte die Aufmerkſamkeit gehabt, für die Europäer, welche das Theater mit ihrer Gegenwart beehrten, einige Stühle hinzuſtellen, in dem übrigen Theil der Gallerie und im Parterre waren die Zuſchauer genöthigt zu ſtehen.

Als ich eintrat, war das Haus ſchon überfüllt. Das Parterre vorzüglich gewährte einen höchſt ſeltſamen Anblick. Aus meiner Loge ſchweiften meine Blicke über eine Maſſe von kahlen Köpfen hin, welche wegen des unaufhörlichen Herein- und Hinauslaufens beſtändig auf- und niederwogte. Dieß Moſaik von nackten Schädeln, deren jeder einen von der Wurzel des Zopfes gebildeten ſchwarzen Büſchel trug, bot eines der drolligſten Bilder dar. Ich bemerkte, daß eine große Zahl von Zuſchauern den Zopf des Nachbars in der Hand hielt, ſey es um nicht von einem Freunde getrennt zu werden, ſey es um einen Haltpunkt inmitten der Menſchenwoge zu haben, welche ſie nach allen Seiten hinſchleuderte. Uebrigens herrſchte das tiefſte Schweigen in dem weiten Raume, Jedermann hatte nur Augen und Ohren für die Bühne.

Zur Linken auf der Bühne erhob ſich eine kleine Eſtrade, auf der ſich das Orcheſter befand. Eine zweiſaitige Violine, eine Flöte, eine Trommel, ein Tamtam, Cymbeln und ein knöcherner Reif, auf den mit zwei kleinen Stäbchen aus ſehr hartem Holze geſchlagen wird wie auf eine Trommel — das waren die Inſtrumente, welche ich von meinem Platze aus in den Händen der Virtuoſen erblickte. Die Schauſpieler nahmen den übrigen Theil der Bühne ein, die nicht eine Spur von Decorationen zeigte. Da ich glücklicherweiſe neben einem Engländer ſaß, welcher ſchon mehreren Vorſtellungen derſelben Art beigewohnt hatte, ſo benutzte ich die erſten Augenblicke nach meinem Eintreten dazu, einige Erkundigungen über die Schauſpieler und das Theater der Chineſen überhaupt einzuziehen.

„In China gibt es keine feſten Theater wie in Europa," ſagte mein Nachbar. In den großen Städten hat man zwar einige Schauſpielhäuſer erbaut, allein man öffnet ſie nur ſehr ſelten und in ſehr unregelmäßigen Zwiſchenräumen. In den Häuſern der reichen Mandarinen befindet ſich gewöhnlich ein Theater, auf welchem bei feſtlichen Gelegenheiten Vorſtellungen gegeben werden. In den kleinen Städten iſt man ſehr bald mit der Errichtung eines Schauſpielhauſes fertig: Bambus und Matten liefern hinreichendes Material dazu. Die Schauſpieler ziehen in einzelnen Banden wie Zigeuner fortwährend durch das Land, und ſchlagen da ihren Wohnſitz auf, wo man ihrer begehrt. Jede Truppe hat ihr Repertoir, ihre Garderobe, ihr Waffenarſenal und ihre Sammlung von falſchen Bärten und Zöpfen. Sie können glauben, daß dieß eine ſchwere Laſt iſt, denn eine chineſiſche Schauſpielergeſellſchaft muß alles ſpielen: die höhere Komödie und Tragödie eben ſowohl als Poſſen und Stücke, in denen gymnaſtiſche Künſte die Hauptſache ausmachen; da China indeſſen von zahlreichen Canälen durchſchnitten iſt, ſo gelangt die Truppe auf einer großen Dſchonke, welche derſelben als Wohnung dient, leicht von einem Orte zum andern. Das Theater iſt vollkommen frei, Cenſur und Verbot einzelner Stücke gibt es nicht. Könige und Götter ſogar werden lächerlich gemacht, das Volk ergötzt ſich daran, und die Polizei ergrimmt nicht darüber. Uebrigens ſind die Sujets der meiſten Stücke der Geſchichte der alten Dynaſtien entlehnt, ſo daß der zeitige Herrſcher durchaus keinen Grund hat Spöttereien übel zu nehmen, welche ſich auf längſt entſchwundene Zeiten beziehen. Das chineſiſche Repertoir iſt außerordentlich reich. Hier werden Sie nur Poſſen und Melodramen ſehen, in denen es viel Lärm und Geſchrei gibt und die dem Geſchmack dieſer Volksmaſſen mehr zuſagen; auf den Privattheatern der Mandarinen aber werden beſſere und feinere Stücke geſpielt. — Doch, da beginnt ein neues Stück, es wird Sie mehr als alle meine Auseinanderſetzungen intereſſiren."

Der niederholte Beifallsruf: Aia! Aia! ließ ſich in dem Zuſchauerraum vernehmen. Ein Theil der Inhaber des Parterres zog ſich zurück und machte Neuankommenden Platz. Die Schauſpieler eilten mit großem Lärm nach der einen Seite der Bühne und verſchwanden, während von der andern Seite ein reichgekleideter Mann mit langſamen Schritten herbei kam.

„Wie? gibt es keinen Zwiſchenact?" fragte ich.

„Wozu ſollte ein Zwiſchenact dienen, da es keine Decorationen gibt?" verſetzte mein Nachbar. „Sie ſehen ja auch keinen Vorhang. Die Chineſen kennen dergleichen Feinheiten nicht: ein Stück iſt beendet, ein neues beginnt. Man verändert nur die Anſchlagezettel, welche zu beiden Seiten des Theaters angeheftet ſind, um den Titel des folgenden Stückes dem Publicum anzuzeigen. — Aber horch! der Schauſpieler, wahrſcheinlich eine der Hauptperſonen des Stückes, ſpricht den Prolog!"

In der That begann der eben aufgetretene Schauſpieler eine Art von Recitativ anzuſtimmen, welches halb geſprochen und halb geſungen wurde, während das Orcheſter daſſelbe langſam und mit gedämpften Tönen begleitete, damit die Zuſchauer jene Stimme, die überdieß ſehr kreiſchend war, deutlich vernähmen.

Als der Prolog beendet war, begann das eigentliche Drama. Zahlreiche Schauſpieler erſchienen auf der Bühne und ſtellten ſich in einer gewiſſen Ordnung zu beiden Seiten auf; in der Mitte der Scene blieb ein freier Raum für die Hauptperſonen des Stückes.

Was mich zuerſt überraſchte, waren die reichen Coſtüme; die meiſten trugen lange Gewänder, die mit Stickereien und Vergoldungen bedeckt waren. Der Schnitt der Kleider, die Geſtalt der Fußbekleidung und die Anordnung des Haares glichen in nichts den gegenwärtigen Moden, und deuteten hinreichend an, daß das Sujet des Stückes der Geſchichte der alten Dynaſtien entlehnt war. So viel Luxus auf den Brettern eines Volkstheaters und auf dem Rücken wandernder Schauſpieler hatte ich durchaus nicht erwartet.

Es würde ein bedeutender Aufwand von Phantaſie dazu gehören, wenn ich eine genauere Darlegung des Sujets des Stückes

geben ſollte. Ich verſtand kein Wort von dem was auf der Bühne geſungen wurde, und überdieß waren meine Augen zu ſehr mit den ſichtbaren Dingen beſchäftigt, als daß es mir in den Sinn gekommen wäre, den vielleicht ſehr einfachen Faden der chineſiſchen Intrigue zu verfolgen.

Ich fand indeſſen heraus, daß in dem Stücke ein König vorkam, daß dieſer König eine Tochter hatte, daß dieſe Tochter mehrere Liebhaber — vermuthlich Prinzen — beſaß, daß jeder dieſer Prinzen ein zahlreiches Gefolge hatte, und daß das Herz oder die Hand der Tochter des mächtigen Monarchen der Punkt war, um den ſich der Ehrgeiz oder die Liebe des Prinzen und das Intereſſe des Drama's drehten. Ich will nicht behaupten, daß dieſer Plan beſonders originell iſt; aber wenn man allen dieſen Gefühlen, allen dieſen Perſonen eine chineſiſche Ausſtaffirung gibt, ſo kommt am Ende doch etwas höchſt Drolliges heraus.

So viel ich bemerken konnte, war der König ſehr darauf verſeſſen, Reden zu halten. Auf einer thronartigen Erhöhung ſtehend, welche man eigens herbeibrachte, wenn er die Bühne betrat, und von einer Menge Mandarinen und Soldaten umgeben, declamirte er in einem fort; wenn man die rauhen, ruckweiſe hervorgeſtoßenen, zerhackten Laute, welche die einſylbigen chineſiſchen Worte bildeten, aus ſeiner Kehle hervordringen hörte, hätte man glauben ſollen, daß Seine Majeſtät den Schlucken habe. Bald ließ ſich ſeine Stimme allein hören, bald ward ſie vom Orcheſter begleitet; die Rede ward zu einem Geſange, deſſen ſeltſame Harmonie die europäiſche Kunſt nicht nachzuahmen vermag. Von Zeit zu Zeit antworteten die Mandarinen, die neben der Eſtrade ſtanden, indem ſie mit der Begleitung des Orcheſters einen Chorgeſang anſtimmten.

Als die Tochter des Königs zum erſtenmal auftrat, verbreitete ſich eine tiefe Stille. Die Schauſpielerin, welche dieſe Rolle gab, trug ein kokettes geſticktes ſeidenes Kleid, auf dem Kopf erhob ſich ein förmliches Gerüſt von prächtigen, ſchwarzen Haaren, welches von goldenen Nadeln geſtützt war, die Arme und Beine waren mit koſtbaren Goldreifen geſchmückt, und ihr Körper wiegte ſich wie ein biegſamer Blumenſtengel auf Füßen, die ſo klein waren daß man ſie im Königreiche Liliput bewundert haben würde. Sie ſtützte ſich auf zwei Dienerinnen oder vielmehr Ehrendamen, von denen die eine einen Schirm und die andere einen Fächer trug. Ihre Geſichtszüge waren äußerſt anmuthig, und die Wimpern ihrer mandelförmig geſpaltenen Augen zogen ſich bis zu den Schläfen hin vermöge des einfachen Kunſtgriffes, daß man mit einem Pinſel eine ſchwarze Verlängerungslinie der Wimpern zeichnete.

„Was ſagen Sie zu dieſer Perſon?“ fragte mein Nachbar.

„Meiner Meinung nach ſieht ſie vortrefflich aus und ſpielt die Prinzeſſin meiſterhaft“, entgegnete ich.

„Und doch iſt dieſe Prinzeſſin ein Mann.“

„Ein Mann!?“

„Ja, ein Mann, der ſich als Mädchen coſtumirt hat. Die chineſiſchen Damen erſcheinen nie auf der Bühne; alle Rollen werden von Männern geſpielt.“

„Iſt es möglich! Die Anordnung der Haare und manche andere Dinge laſſen ſich durch Kunſt herſtellen — aber dieſe Geſtalt, dieſe mikroſkopiſchen Fü

„Ich wiederhole es Ihnen, dieſe Prinzeſſin iſt ein Mann.... Aber horch! ſie beginnt zu ſingen.“

Die zweiſaitige Violine ſpielte ein Ritornell, und dann ſang eine außerordentlich feine und zarte Stimme eine Arie an, deren langſamer Rhythmus Klage und Verzweiflung ausdrückte. Ich konnte mich von meinem Erſtaunen nicht erholen; mein Cicerone verſicherte mir wiederholt, daß dieſe ſo natürliche und ſo vollendete Frauenſtimme aus der Bruſt eines Mannes hervordringe, meine Augen und Ohren aber proteſtirten gegen die Wahrſcheinlichkeit einer ſo vollkommenen Verkleidung und Verwandlung.

Die Prinzeſſin entfernte ſich mit langſamen Schritten, und die übrigen Schauſpieler, welche ſich während des vorigen Auftritts hinter der Scene gehalten hatten, erſchienen jetzt wieder auf der Bühne. Der Lärm des Orcheſters und des Singens begann nun von neuem. Der Verfaſſer des Stückes hatte wahrſcheinlich nicht ohne Abſicht eine Scene ruhigen Gefühls mitten unter die lärmenden und wilden Auftritte geſetzt, welche die Grundlage des Drama's bildeten. Wenn er keinen Contraſt hatte hervorbringen wollen, ſo hatte er wenigſtens für nöthig erachtet, den Ohren und Augen des Zuſchauers einige Erholung zu gönnen, was trotz ſeiner vermeintlichen Derbheit und Rohheit in Bezug auf das Steigen und Fallen ſeines Enthuſiasmus geſchickt geleitet werden muß. Wie dem auch ſeyn möge, genug! — das Auditorium, welches ſich während des Geſanges der Prinzeſſin ausgeruht hatte, gleich als ob ein Zwiſchenact ſtattgefunden, bewillkommte die wiedererſcheinenden großen, geſtickten Gewänder und die langen Schnurrbärte mit unverkennbarer Freude.

„Achten Sie genau auf alle Einzelheiten“, ſagte der Engländer zu mir; „hier hat alles ſeine Bedeutung. Sehen Sie jenen Schauſpieler, welcher ſich von dem Haufen getrennt hat, und mit einer kleinen Dſchonke von Holz unter dem Arm über die Bühne läuft? Das iſt ein Bote des Königs. Er befindet ſich auf einer Sendung, und die Dſchonke bezeichnet, daß er übers Meer fährt. Sehen Sie — jetzt bleibt er ſtehen: er iſt angekommen. Jetzt thut er zwei Gänge nach entgegengeſetzten Seiten; das bedeutet daß er zurückkommt und die Antwort überbringt. Er wirft ſich vor dem Könige nieder, er ſtattet von ſeiner Sendung Bericht ab, und der zufriedene König verleiht ihm das Abzeichen eines Mandarinen. Die Chineſen geben ſich willig dergleichen Fictionen hin und verſtehen auf eine wunderbare Weiſe die Abſicht des Dichters. Sie müſſen bekennen, daß jenes Verfahren äußerſt bequem iſt.“

„Gewiß. Die Chineſen kennen weder Ariſtoteles noch die drei Einheiten. Am Ende ſind dergleichen Dinge conventionell und das Drama iſt deßhalb vielleicht nicht ſchlechter.... Aber es ſcheint mir als ob etwas Wichtiges vorgehen ſoll. Sehen Sie, alle Schauſpieler ſetzen ſich in Bewegung und theilen ſich in zwei Parteien. Der König ſtürmt davon — die Krieger ziehen ihre Säbel — es ſcheint daß man uns eine Parade oder eine Schlacht verführen will. Aber warum halten jene Männer dort auf der linken Seite der Bühne große, hölzerne Pfähle zwiſchen den Beinen? Meiner Meinung nach iſt das ein höchſt ungraciöſer Anblick.“

„Ich bitte Sie, etwas mehr Achtung für dieſe tapfern Krieger an den Tag zu legen! Es iſt eine Schwadron Cavallerie, die Holzſtücke ſtellen die Streitroſſe vor. Dieſe Erfindung iſt von einem und demſelben Schlage wie die Dſchonke des Boten.“

„Vortrefflich! Ich geſtehe übrigens, daß ich nicht erwartete, auf einem chineſiſchen Theater eine Schlacht zu ſehen. Die Chi-

neſen ſtehen doch eben nicht in dem Rufe, eine ſehr kriegeriſche Nation zu ſeyn.

„Wie es ſcheint, haben ſie vor Zeiten viele Kriege geführt, denn eine große Zahl der Stücke des alten Repertoire's iſt mit ſolchen Kampfſcenen, von denen wir ſogleich eine ſehen werden, mehr oder weniger ausgeſtattet. Horch! das Orcheſter ſtimmt den Kriegsgeſang an, und die Cavallerie ſetzt ſich in Bewegung.“

Das Kriegslied erfüllte das ganze Theater mit einem ſcheußlichen Lärm, in welchem der Tamtam und der Gong die Hauptrolle ſpielten; man hätte glauben können, ſich in einer Keſſelſchläger-Stadt zu befinden. Die hölzernen Pfähle und Stangen bäumten ſich, und das Gefecht begann auf der ganzen Linie!

Dieſer Theil des Drama's brachte mir eine ſehr hohe Idee von der Gewandtheit der Chineſen in der Gymnaſtik bei. Die Krieger ſchwangen ihre Säbel mit einer außerordentlichen Geſchicklichkeit, ſchlugen und parirten die kräftigſten Hiebe, drehten ſich unabläſſig um ſich ſelbſt, machten Sprünge und Caprielen, welche die Eiferſucht unſerer gewandteſten Clowa's erregt haben würden, und entfalteten in allen ihren Bewegungen eine unglaubliche Schnelligkeit und Lebendigkeit. Das Parterre lachte aus Leibeskräften und hatte Recht. Dieſer Auftritt gefiel den Zuſchauern offenbar am meiſten, und ſchien nur deßhalb in das Stück eingeſchaltet zu ſeyn, um den Schauſpielern eine Gelegenheit zu geben, ihre gymnaſtiſchen Künſte zu produciren. Allein ſchon die Idee, eine rein groteske Scene mit in die Intrigue des Drama's hineinzuziehen und ſie wie zufällig mit der allgemeinen Handlung in Verbindung zu bringen, beweiſt eine gewiſſe Feinheit und einen verſtändigen Geſchmack. Das franzöſiſche Volk beluſtigt ſich, wenn ein Seiltänzer oder Athlet auf Flaſchen balancirt; die Chineſen würden mehr fordern: ſie würden verlangen, daß derſelbe einen Grund hätte, der ihn nöthigte auf dieſe Weiſe über die Flaſchen hinzuſpazieren, und daß ein ſolches Kunſtſtück durch die natürliche Handlung eines Drama's herbeigeführt werde.

Das Gefecht dauerte faſt eine Viertelſtunde. Dann kam der König zurück, und ich meinte zu verſtehen, daß er die Hand ſeiner Tochter dem Prinzen bewilligte, deſſen Armee das Schlachtfeld behauptet hatte. Das war die Löſung des Drama's. Alle Schauſpieler verließen die Bühne, und ein neuer Anſchlagezettel verkündete den Anfang eines andern Stückes.

Skizzen aus Neu-Schottland und Neu-Braunſchweig.

(Mitgetheilt von Dr. C. F. G.)

„Wohlan! wenn unſere Freunde, die Makrelen, der Küſte zuwandern und um die Provinz herum nach Norden ziehen, dann kommt auch die ganze Küſtenbevölkerung in Bewegung. Vielleicht gibt es unter Gottes Sonne kein Schauſpiel, das ſich mit demjenigen vergleichen läßt, welches ein ſolch gewaltiger Makrelenzug an unſerer Küſte darbietet. Das Wort „Millionen“ iſt hier zu klein, auch der Ausdruck „Morgen von Makrelen“ gibt noch ein zu ſchwaches Bild; „Meilen von Makrelen“ iſt vielleicht der Ausdruck, welcher der Wahrheit am nächſten kommt. Wenn die Thiere an die Oberfläche des Waſſers kommen, ſo ſegelt man durch eine feſte Maſſe von Fiſchen hin. Fürwahr, es iſt ein herrliches Schauſpiel, ſie in den Hafen hereinſtrömen zu ſehen: da geht es an ein Drängen und Sich-Ueberſtürzen, an ein Tummeln und Hüpfen, an ein Sprudeln und Zappeln, an ein Jagen und Schlagen! Dabei läßt ſich ein eigenthümliches Gegurgel hören, gleich als wollten die lieben Thiere ſagen: „hier ſind wir, Freunde! Wie ſteht es mit dem Salze? Sind eure Fäſſer alle parat? — wir wenigſtens ſind es. Darum raſch ans Werk! Heraus mit euren Netzen, da wir nächſten Morgen ſchon im nächſten Hafen ſeyn müſſen und auf ſo träge Burſche wie ihr ſeyd nicht lange warten mögen!“ “

In dieſer pittoresken Weiſe ſchildert der humoriſtiſche Verfaſſer von Sam Slick, Richter Haliburton von Halifax, in ſeinem Old Judge die Ankunft der Makrelen an der Küſte von Neu-Schottland, und es hat dieſe Schilderung das Verdienſt, daß ſie ein ziemlich treues Bild von der Wirklichkeit gibt. Denn findet ſich auch die Makrele in großer Menge die ganze Küſte entlang, ſo iſt doch die Maſſe dieſer Thiere in der St. Lorenzbai, am Cap Breton, in der Nähe von Prinz Edwards Inſel, und vor allem am Cap Canſeau ganz beſonders groß, — zuweilen ſo groß, daß die Schifffahrt dadurch unmöglich gemacht wird. Und damit man nicht verſucht ſey hier an eine Uebertreibung zu glauben, ſo wollen wir — für eines der letzten Jahre — die Ausfuhr gepökelter Fiſche aus dem Hafen von Halifax allein herſetzen.

Nach den amtlichen Tabellen wurden im Jahre 1852 aus dem oben genannten Seehafen — zum größten Theil nach den Vereinigten Staaten — ausgeführt:

Makrelen	190,000	Barrels (Faß), [1]
Häringe	22,000	„
Alewives (Clupea serrata) .	7000	„
Lachſe	6000	„

Von andern minder häufig vorkommenden Fiſchgattungen kamen in dem gleichen Jahre ferner zur Ausfuhr 60,000 Barrels, was eine Geſammtſumme von . . . 285,000 Barrels gibt.

Was den Stockfiſchfang betrifft, ſo wird er am Cap Breton, ſowie an der Küſte von Neufundland am ſchwunghafteſten betrieben. Der Ertrag desſelben berechnet ſich Jahr aus Jahr ein auf Hunderttauſende von Barrels, und trotz der ſtarken Concurrenz, welche Engländer, Franzoſen, Holländer, und Bürger der Vereinigten Staaten ihm machen, geht doch auch hier die Induſtrie des Neu-Schottländers als Siegerin aus dem Kampfe hervor.

Aber der Neu-Schottländer iſt auch ein geborner Seemann: ſchon als zarter Knabe wird er von den Wellen des atlantiſchen Oceans gewiegt. Die unzähligen kleineren Fahrzeuge, welche nach

---

[1] 1 Barrel ſoll enthalten 32 Gallonen engl. Weinmaß. Indeſſen iſt der Inhalt eines Barrel für verſchiedene Fiſchgattungen verſchieden. Während 1 Barrel Häringe = 32 Gallonen engl. Weinmaß ſeyn ſoll, ſoll 1 Barrel Lachſe = 42 Gallonen ſeyn. In den Vereinigten Staaten iſt 1 Barrel Rind- oder Schweinefleiſch = 200 engl. Pfund, 1 Barrel Mehl = 196 bis 248 Pfund Nettogewicht.

den Vereinigten Staaten und den beiden Canadas fahren, ſind ſein eigentliches „Home“: dort verlebt er den weitaus größten Theil des Jahres und ſtählt ſeine Kraft im Kampfe mit den Gefahren und Beſchwerden jeder Art, welche die Natur ſeiner Induſtrie entgegenſtellt. Einigen Erſatz bietet ihm indeſſen die Leichtigkeit, womit er während des ganzen Jahres aus- und einlaufen kann, denn ſeine Küſte bietet überall Häfen und Creeks dar, welche als ebenſo viele ſichere Zufluchtsorte angeſehen werden können, und — wahrſcheinlich eine Folge der Nähe des Golfſtroms — in der Regel auch die ganze Winterzeit hindurch offen ſind.

Setzen wir noch hinzu, daß die Provinz Neu-Schottland Ueberfluß an vortrefflichem Schiffbauholz hat und noch lange haben wird, daß die volle Hälfte der neuſchottländiſchen Bevölkerung ſich mit Schifffahrt, Handel, Holzfällen und dergleichen beſchäftigt, ſo haben wir alle Elemente einer vielverſprechenden, naturwüchſigen Induſtrie vor uns, — einer Induſtrie, welche der Neu-Schottländer in einer nahen Zukunft zum vornehmſten Fiſchlieferanten für Europa und Amerika machen muß. Wir ſagen: machen muß, denn einerſeits werden Frankreich und die Vereinigten Staaten in die Länge es wohl müde werden, ihren eigenen Schiffern eine Prämie dafür zu zahlen, daß ſie etwas thun, was ohnedieß wenigſtens gleich gut, und noch dazu billiger geſchehen würde, und andererſeits muß das raſche Anwachſen von Reichthum und Bevölkerung in Neu-Schottland auch der einheimiſchen Schifffahrt in verſtärktem Maße zu gut kommen.

Von Natur ungemein anſchlägig, mit einem praktiſchen Sinn ausgerüſtet, der ihn auch unter den ſchwierigſten Umſtänden nicht verläßt, iſt der Neu-Schottländer nie verlegen in Betreff deſſen, was er zu thun hat. Immer folgt die That dem Gedanken auf dem Fuße, und wir müßten in der That keinen grelleren Contraſt als die Rath- und Thatloſigkeit des Irländers und vielleicht auch des Deutſchen gegenüber von der Geiſtesgegenwart, der Kühnheit, der Entſchloſſenheit, der Energie des Neu-Schottländers. Es iſt gar nichts ſeltenes, einen neuſchottländiſchen Landwirth zur Winterzeit eine Anzahl von Bäumen fällen und dieſe dann mit ſeinen eigenen Pferden nach einem der vielen Creeks oder Häfen bringen zu ſehen. Hier wandelt er ſich zum Zimmermann um. Unter ſeinen und ſeiner Söhne Händen entſteht ein Schiff, das er mit Maſten und Segeln verſieht und mit Bau- und Brennholz beladen nach Boſton führt, wo er ſeine Ladung oder auch Schiff mit Ladung verkauft. Zuweilen macht er auch die nöthige Schmiede-Arbeit mit eigenen Händen; zuweilen führt er ſein roh gezimmertes Schiff, nachdem er in Boſton neue Frachtgüter eingenommen, nach Südcarolina, nach Florida, nach New-Orleans, nach den Antillen, und kehrt dann in die Heimath zurück, um dieſes Spiel wieder von vorn anzufangen. Iſt ſeine Speculation ſchlecht ausgefallen, — muß er, um die eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen zu können, Haus und Hof verkaufen, ſo entmuthigt ihn das nicht. Er fängt dann eben wieder als Landwirth an, um ſpäter wieder Schiffer und Speculant werden zu können, und in der Regel findet ſich ſeine lederzähe Beharrlichkeit am Ende belohnt.

Ein Schauſpiel, das dem Europäer bei ſeiner Ankunft im Hafen von Halifax erſpart iſt, ſind die bleichgelben Geſichter, welche ihn in dem ganzen weiten Gebiete der Vereinigten Staaten verfolgen, und worin ſich ſo viele ängſtliche Sorge ausſpricht. In Neu-Schottland findet er durchweg friſche, blühende Geſichter; weibliche Schönheit — nach europäiſchen Begriffen — iſt hier noch nicht zur Mythe geworden; hier begegnet man vollen Buſen, runden Wangen und überhaupt einer Fülle des Körpers, welche an europäiſche Verhältniſſe erinnert. Die Bewohner Neu-Schottlands verdanken dieſen Vorzug, um den ſie von ihren republikaniſchen Nachbarn ſo ſehr beneidet werden, der Nähe des Golfſtroms, welcher in Folge der außerordentlichen Kälte und Wärme zu trocken gewordenen Luft immer wieder die nöthige Feuchtigkeit zugeführt wird. Dieſe Feuchtigkeit aber dehnt hinwiederum die kleinen Hautgefäße beſtändig aus und verleiht ihnen die erforderliche Weichheit.

Obgleich nominell von der brittiſchen Krone abhängig, erfreut ſich doch Neu-Schottland ſammt den übrigen brittiſch-nordamerikaniſchen Provinzen — wenigſtens in allen weſentlichen Punkten — factiſcher Unabhängigkeit. Von Bevormundung iſt nichts zu ſehen; ſämmtliche Unterthanen Ihrer brittiſchen Majeſtät — die Farbigen mit inbegriffen — genießen gleiche politiſche Rechte; die Einwohner allein ſind es, die direct oder indirect ihre Schickſale beſtimmen. Im geſellſchaftlichen Verkehr herrſcht völlige Gleichheit und Ungezwungenheit; von einem Kaſtengeiſte iſt nichts zu bemerken. Aber es muß auch alsbald hinzugeſetzt werden, daß die politiſche Verfaſſung des Landes, daß die vielen Wahlen, daß die Leichtigkeit, womit man ſich einen eigenen Herd gründet, die Bevölkerung in ſtetem Fluſſe erhalten, und daß der amerikaniſche Continent überhaupt noch lange nicht, vielleicht nie ſich mit ſtarren Formen befreunden wird.

Wie dem aber auch ſey, ſo viel iſt gewiß, daß in den brittiſch-nordamerikaniſchen Provinzen nur eine äußerſt dünne Scheidewand den Arbeiter von dem Arbeitgeber, den Handwerker von dem Beamten — und wäre dieſer auch einer der höchſtgeſtellten — trennt. Wohl am auffallendſten zeigt ſich dieß bei öffentlichen Feſten: da muß ſich der Höchſtgeſtellte in eben ſo unceremoniöſer Weiſe herumſtoßen laſſen wie der Geringſten einer. Und was dieſe Freiheit und Gleichheit noch intereſſanter macht, iſt, daß keine Rohheit ſie trübt. Der Rowdyismus der Ver. Staaten findet hier keine oder doch nur höchſt zahme Vertreter, und ſelbſt der anderwärts ſtets ſo unfugluſtige Sohn der Smaragdinſel iſt hier in ein höflicheres, manierlicheres, der Schnapsflaſche minder ergebenes Weſen umgewandelt. Ueberhaupt iſt es eine ziemlich allgemeine Wahrnehmung, daß in den brittiſch-nordamerikaniſchen Provinzen weit mehr auf Zucht und Sitte gehalten wird, als in den Vereinigten Staaten, und es haben Tiefblickende behauptet, die republikaniſchen Formen begünſtigen die Zuchtloſigkeit und die Corruption. Können wir auch der alſo formulirten Anklage nicht beiſtimmen, ſo müſſen wir doch zugeben, daß reindemokratiſche Regierungsformen nicht eben das wirkſamſte Mittel ſind, der Rohheit und Zuchtloſigkeit mehr oder minder verfallene Volksmaſſen zu gebildeten, ordnungsliebenden, wohlgeſitteten Staatsbürgern zu machen. Im Gegentheil, ſolche Bevölkerungstheile ſcheuchen, ſobald ſie etwas maſſenhaft auftreten, den gebildeten, friedliebenden, rechtſchaffenen Bürger von der Ausübung ſeiner politiſchen Rechte zurück, und ſo bleibt denn das Feld einer factiſchen Minderheit und der Intrigue. Hierin eben liegt unſeres Erachtens die Klippe, vor der ſich die Vereinigten Staaten hauptſächlich zu hüten haben, wenn die republikaniſchen Regierungsformen nicht zu einem bloßen Namen herabgedrückt, oder, was das ärgſte

aller Uebel, in den Händen der Rohheit und der Corruption zu einem Werkzeuge unintelligenter Unterdrückung werden ſollen. Die Gefahr iſt nicht zu läugnen: wird ſie ſich noch mit Erfolg bekämpfen laſſen? Das wird eine nicht allzu ferne Zukunft lehren.

Die brittiſch-amerikaniſchen Provinzen haben zu ihrem Glücke homogene Volkselemente: der anſchlägige ſparſame Schotte, der unternehmende, ordnungsliebende Engländer, der arbeitſame Irländer bilden hier weitaus die Mehrheit. Und andrerſeits findet die Demokratie eine heilſame Schranke an den Bollwerken, welche die Monarchie aufgerichtet hat, und deren Fortbeſtand in ihrem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe noch recht lange als wünſchenswerth erſcheint.

Der Farbige genießt in den brittiſch-amerikaniſchen Provinzen dieſelben politiſchen Rechte wie der Weiße, und zwar nicht bloß auf dem Papier, ſondern in der That. Daher kann man denn auch Neger oder Mulatten neben ihren weißen Mitbürgern auf der Geſchwornenbank ſitzen ſehen, um über Weiße das Richteramt zu üben. Ein Bürger der Vereinigten Staaten würde ſich durch eine ſolche Berührung für befleckt halten, und noch ungewohnter und verhaßter muß ihm das Schauſpiel eines über einen Weißen zu Gericht ſitzenden Negers oder Negerabkömmlings ſeyn.

Man hat bis jetzt die Vereinigten Staaten von Nordamerika allzu häufig für dasjenige Land ausgegeben, wo das Menſchencapital ſich am raſcheſten vermehren ſoll. Es iſt dieß ein Irrthum: denn wir finden in den Provinzen Neu-Schottland, Neu-Braunſchweig ſo wie in den beiden Canadas nicht nur ein gleich ſtarkes, ſondern theilweiſe ein noch ſtärkeres Anwachſen. Im Jahre 1772 betrug z. B. die Geſammtbevölkerung von Neu-Schottland keine 8000 Seelen; langſam ſehen wir ſie in den folgenden 10 Jahren auf 12,000 Köpfe anſteigen, aber ſchon im Jahre 1784 beträgt ſie 32,000 Köpfe, bis ſie im Jahre 1826, d. h. nach Verfluß von weitern 42 Jahren, die Zahl 130,000 erreicht. In dieſem Augenblicke iſt ſie auf mindeſtens 425,000 Köpfe anzuſchlagen.

Von den 9,500,000 Acres Land, welche die Oberfläche Neu-Schottlands bilden, iſt wohl kaum erſt der vierzigſte Theil entwaldet, etwas mehr als der neunzigſte Theil aber iſt als angebaut zu betrachten. Nimmt man nun im Durchſchnitte 170 Acres als zur Ernährung von je Hundert Einwohnern erforderlich an, ſo muß Neu-Schottland bei weitem nicht die für ſeine Bevölkerung nöthigen Brodſtoffe erzeugen. Der Ausfall wird zum größten Theil durch Einfuhr aus den Vereinigten Staaten gedeckt.

(Schluß folgt.)

Norwegiſche Streifzüge.

6. Hockanäs, Ornäs, Ingulsland.

Das Zimmer der Fiſcherwohnung roch nach Thran und zeigte ſich keineswegs ſo reinlich wie die Tellemarker Bauerhäuſer. Auf dem Herde, der bisher auch als Ruheſtätte gedient hatte, loderte bald eine hohe Flamme und verbreitete Licht und behagliche Wärme. In dem einen der großen Betten lagen drei Mädchen, in dem anderen Braut, Bräutigam und Bruder der Braut, auf zuſammengeſchobenen Bänken, dem Tiſche und der Erde die übrige jetzt zu 14 Perſonen angewachſene Geſellſchaft — ein allerdings ſehr buntes Bild. Die leichte ungenirte Kleidung, das nahe Beiſammenſeyn und der freie Ton, den ich zwiſchen beiden Geſchlechtern herrſchend fand, machte mich anfangs etwas ſtutzig über die Art der Damen, bald aber erkannte ich, daß ſtrengſte Sittlichkeit bei aller Vertraulichkeit herrſche. Zwanglos geht alles hier zu, wer aber mehr als zuthuliche Gutmüthigkeit in dem freien Weſen ſieht, täuſcht ſich, und — hon y soit qui mal y pense. Der geſunde Sinn und Menſchenverſtand, die behagliche Fülle des Witzes und die biedere Rechtlichkeit ſämmtlicher neugefundenen Bekannten machten die Geſelligkeit nicht nur für die wenigen Tage angenehm, ſondern die Verbindung mit den ſich täglich liebenswürdiger zeigenden Familien wurde durch die nähere Bekanntſchaft eine immer innigere, und ließ mich das ſtürmende Unwetter ſegnen, das mir zum Piloten in dieſen freundlichen Hafen wurde.

Nachdem wir uns ſämmtlich ermuntert, mußten wir des Frühſtücks wegen unſre Wirthe erwecken. Sie hatten ſich, uns den Platz überlaſſend, genügſam in die etwas entfernte Vorrathshütte zurückgezogen, und da ſie unſer vereintes Rufen nicht zu erwecken vermochte, ſich aber niemand von uns dem noch immer ſtrömenden Regen ausſetzen wollte, gaben drei der Norweger aus fünf Läufen mit faſt militäriſcher Genauigkeit eine Salve, deren Echo von den nahen Felſen zauberhaft wiederhallte und in dem Unwetter einen faſt dämoniſchen Eindruck machte. Ihren Zweck erfüllte ſie übrigens, denn unſere Wirthe ſtellten ſich ſogleich ein und bald dampfte vor uns ein recht guter Kaffee ohne alle fremden Zuthaten. Schon mehreremals war es mir aufgefallen, wie ſelbſt in den von großen Landſtraßen entfernten Orten Norwegens die feineren überſeeiſchen Producte, wie Thee und Kaffee, zu einem allgemeinen Bedürfniſſe geworden ſind. Die auch den entlegenſten Wohnſitzen nahe Seeküſte hat wohl das Ihrige dazu beigetragen; aber wie uns berichtet wurde, befördert die Regierung auch dieſe Vorliebe für die belebenden unerſetzlichen Getränke, und begünſtigt den Vertrieb des Materials, um in Zeiten des Hungers, wo Getreide und alle Surrogate desſelben fehlen, einen Erſatz bieten zu können. Ebenſo fanden wir auch faſt alle hinreichende Geräthe, wie denn Taſſen und Schalen den erſten Platz unter den Verzierungen des Zimmers einnehmen.

Endlich in der neunten Tagesſtunde hatte der Regen auf-

gehört, und wir traten unsere Weiterfahrt in zwei größeren aber ebenfalls flach gebauten Fahrzeugen an. So stumm in der gestrigen Nacht meine Ruderer, die ich zur Verstärkung der Kräfte noch weiter mitnahm, gewesen, so gesprächig waren sie heut, und erzählten mir noch vielerlei über die Gefahr, in die ich mich selbst und sie hätte stürzen wollen. So viele Wahrheit auch darin enthalten seyn mochte, konnte ich mich doch nicht enthalten über ihre Gründe zu lächeln, da sie sämmtlich abergläubischer Art waren. Nicht die tief in die Fluthen einwühlenden Winde, die in den engen Schluchten wie in Röhren fortgeleitet und zusammengepreßt an Gefahr wuchsen, waren ihnen die drohenden Gestalten, vielmehr die Nixen des Sees, hier männlichen Geschlechts — Nöck und Drou genannt; und der eigenthümlich pfeifende Laut mit dem sich der Orkan warnend verkündet, war ihnen nur der Lärm der Asgaardsreia, eine ähnliche Sage wie von der deutschen wilden Jagd oder Frau Holle und ihrem Zuge, und wohl der Rest von dem alten Glauben an einen Auszug der Helden aus Walhalla. Es erschien mir rührend und fast ehrwürdig, wie der Aberglaube im Norden mit seltsamer Zähigkeit festgehalten wird — was freilich erklärlich ist, wenn man erwägt, mit wie wunderbaren und feinen Fäden das ganze nordische Treiben und Leben von dem skandinavischen Heidenthum umfaßt war. Alles stand in mittelbarer oder unmittelbarer Beziehung zu den Wesen, die der Nordländer bald sichtbar bald unsichtbar in der Welt, besonders in der Natur, und zwar in seiner großartigen, die Sinne bestrickenden Natur wirksam wähnte, und von denen er sich mehr oder weniger in Abhängigkeit fühlte. Sein Leben ist in den Grundzügen das seiner Vorväter; Jagd, Ackerbau, Viehzucht, das öffentliche und Privatleben ist ähnlich dem früheren, das stets rege Wirken dasselbe, der Himmel mit seinen Erscheinungen der gleiche; da mußten also wohl die Gestalten der Phantasie, mit denen der Nordländer sein ganzes irdisches Treiben bevölkert, festwurzeln; und so lebt auch noch heute der Norwege des Gebirgs und Meers, aller Aufklärung zum Trotze, in einer Zauberwelt die er sich zwar selber erschaffen, aber seinerseits nur wahrzunehmen glaubt, und die ihn in Gebräuchen mannichfachster Art von der Wiege bis zur Bahre, von der Geburt bis zur Bestattung begleitet.

Der Theil des Sees den wir jetzt durchfurchten, ist ein schmales von Felsen umfaßtes Thal. Am östlichen Ufer neigen sich die Gebirge sanft herab, am westlichen stürzen sie entweder senkrecht in die See, viele kleinere oder größere Höhlen enthaltend, in deren eine jüngst ein Prediger verschlagen war, und fünf Tage ohne Nahrung zubrachte, ehe er errettet ward; — oder sie erheben sich in Stufen von solcher Höhe, daß die Wipfel der höchsten daraufstehenden Tannen den Fuß der nächsten nicht erreichen. Keine Worte beschreiben, kein Pinsel malt die Schönheit dieser Gegend nach dem gestrigen Wetter. Unsere Fahrzeuge blieben dicht zusammen und mancher Scherz und heiteres Wort flogen hinüber und herüber. Unsere Fröhlichkeit theilte sich auch den Kahnführern mit, und nachdem von den Damen und uns manch muntres Lied gesungen war, bedurfte es nur eines bittenden Wortes um jene zum Vortrage eines Volksliedes zu stimmen. Sie wählten dazu ein Gedicht, dessen Verfasser der bekannte Bischof von Bergen, Johann Nordahl Brun ist. Unter dem Titel: „Norwegs Herrlichkeit" schildert es die erhabene Natur des Landes und Volkes, und wurde hierdurch, wie durch seine Melodie zu einem jubelnden, jödelnden Alpengesang, der — ein ächtes Volksbesitzthum — von Fischer, Rennthierjäger, Sennhirt und Thalbauer gleich geliebt und gesungen wird.

Mir bot diese Fahrt auf dem See, bei meiner Vorliebe für die Thiere und ihr Leben und Wesen, eines der interessantesten Schauspiele dar. Eine von den zahlreich uns umschwirrenden graciösen Sturmmöven hatte sich eben auf das Wasser niedergelassen, und flog, nachdem sie einen glücklichen Fang gethan, mit ihrer Beute auf. Kaum hatte sie sich in die Luft erhoben, als ein gellendes Geschrei zu vernehmen war, das deutlich wie „Jo! Jo!" erklang. Es wurde von der Schmarotzermöve ausgestoßen und hatte, sobald es sich vernehmen ließ, eine eigenthümliche Wirkung auf sämmtliche Sturmmöven hervorgebracht, die nun gleichfalls krächzend und schreiend hin- und herflogen, und den bisher glücklichen Jäger umschwärmten; die Schmarotzermöve war auch sogleich sichtbar und schwebte in ziemlicher Höhe über den anderen, nach dem Ort der Bedrohten spähend. Sie erschien mir fast doppelt so groß, jedenfalls aber bedeutend stärker als die Sturmmöve, von schwarzem, wenigstens dunkel aussehendem Gefieder mit weißlichem Unterleibe und zwei lang aus dem Schwanz hervorstehenden Federn. Die Verfolgte flog ängstlich hin und her, und die andern Möven suchten durch Geschrei und mit aller möglichen List und Verschlagenheit den starken Räuber, der selbst einen Kampf mit dem Seeadler und in Vertheidigung seines Nestes sogar mit dem Menschen nicht scheuen soll, von der unerträglichen Fährte ab und auf sich zu lenken. Aber vergeblich, er ließ sich nicht irren, und griff den Fänger bald von oben, bald von unten an, ihn kneifend, stoßend und schreckend, bis er den kalt verschluckten Fisch wieder ausgewürgt und ihn fallen gelassen hatte, worauf jener ihn, ehe er noch die Hälfte des Falles bis zur Oberfläche des Wassers zurückgelegt, mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit und Blitzesschnelle auffing und dann in stolzem langsamen Fluge seinem Späh- und Raubneste in den Klippen zutrug. Die Norweger nennen diesen schönsten der möwenartigen Vögel seinem Geschrei und seiner Lebensart zu Folge *schlechtweg den „Jotyv"* (Jo-dieb)".

Gegen Mittag hatten wir Hockanäs erreicht, und landeten hier, um den Ruderern Erholung zu gönnen und uns durch ein Frühstück von den reichlich mitgebrachten Vorräthen zu stärken. Es ist auch dieß ein Fischer-Etablissement und zwar auf einem weit in den See vorspringenden Felsplateau. Der Name Hockanäs oder Houchanäs ist eigentlich die Bezeichnung des Felsens, und der Hof auf demselben heißt Holvig (Hohlbucht), wie sich denn auch nach eben dem Brauche, der unserm Adel und den Bauern der rothen Erde die Familiennamen verlieh, der Besitzer nennt. Es ergießt sich bei demselben der Abfluß des Möes-Vand, unter dem Namen Maane (Mond-) Elv, den er nach dem Austritt aus jenem See von seinem halbmondförmigen Lauf annimmt. Vor dem Eintritt in den See heißt er Skieen-Elv; nach der verwirrenden Unsitte des Landes, ein und dasselbe Wasser in seinen verschiedenen Wendungen und Strecken verschieden zu benennen. Die Felsen von Hockanäs haben eine traurige Berühmtheit, die sie mit den nahegelegenen Gousta theilen, nämlich die der häufig wiederkehrenden Bergstürze. Die verwitterten Massen des Urgesteins werden von Windstößen, oder durch die eigene Schwere losgetrennt und stürzen mit donnerndem Geräusche von Stufe zu Stufe, die Verheerung immer weiter verbreitend, und Wälder und Gehöfte zerschmetternd und unter ihren Steintrümmern und Geröll begrabend. In den 50ger Jahren des vorigen Jahrhunderts verschwanden hier um Hockanäs und um den Gousta herum eine Anzahl Gehöfte mit allem was darinnen lebte und webte.

Wir ließen uns übrigens die drohende Gefahr nicht anfechten und unsere Heiterkeit steigerte sich während und nach dem Früh-

ſtück zu wahrer Ausgelaſſenheit, die auch unſere Führer anſteckend ergriff, und ſich in Lied und Spiel auf der in keinem Hauſe fehlenden Geige äußerte. Letztere iſt ein Product der Geſchicklichkeit der Hardanger Bauern, und wenn auch in ihrer Form oft roh und an die Nürnberger Spielzeug-Geigen unſerer Jahrmärkte erinnernd, da ſie wie jene meiſt bunt, gelb, roth oder grün bemalt ſind, ſo ſollen ſie durchaus nicht ohne Werth ſeyn, und haben jedenfalls einen ſchönen, oft melancholiſchen Ton. Zu ſpielen verſteht ſie jeder Burſch, und auch hier ging ſie von Hand zu Hand, und die Melodien folgten ſich in wildem und zerriſſenem Durcheinander. Bald aber ſchallte aus dem raſchen und wechſelnden Tonwirrwarr lockend der Tact des Hallingtanges hervor, alles Gejubel und Gelächter durchſchneidend, wenn auch nur auf einer einzigen Violine vorgetragen. Ein Paar von den Burſchen traten hervor, ſelbſtgefällig und ſtolz die Körper reckend und ſich erhebend, wohl wiſſend daß ſie in der ausgezeichnet leichten und eleganten Nationaltracht durch ihre Geſtalten, welche hohe Anmuth und Kraft verbanden, gefallen und Eindruck machen mußten. Die Umſtehenden traten zurück und bildeten augenblicklich einen freien Platz, wie zu einem Wettkampfe, den ſie auch mit derſelben angeſpornten Neugierde umgaben als handelte es ſich um jenes Schauſpiel. Der Geiger trat mit in den Kreis, und begleitete ſein Spiel mit den tactmäßigen Bewegungen des ganzen Körpers; er wendete die Füße einwärts, drehte ſie nach außen, ſchnellte ſich in die Höhe und trat hart mit den Ferſen auf. Einige Tacte hindurch folgten die Tänzer ſeinen Bewegungen, hoben und ſenkten die Schultern, ſchritten vor- und rückwärts mit leiſem aber ungeziertem Auftreten, bald unter Einwärts- bald unter Auswärtszwängen der Füße; dann erhoben ſie ſich auf die Fußſpitzen und ſchnellten ſich aus dieſer Stellung in die Luft, um in derſelben die Füße nach der entgegengeſetzten Richtung zu wenden und beim Herabkommen im Tact der Muſik hart mit der Ferſe aufzutreten; darauf folgte wieder wechſelndes Erheben und Senken der Schultern und das Vorbiegen der Kniee und Zwängen des Körpers in gewaltſame Stellungen vorwärts, hinterwärts, nach den Seiten, kurz alle möglichen Richtungen. Die Arme wurden Mühlrädern gleich um die Schultern und über den Kopf geſchwenkt, nachher der Körper mit der ganzen Schwere nach einer Seite geneigt, ſo daß er erſt auf einem Beine und endlich auf dem Beine und dem Arme dieſer Seite ruhte, von wo aus im ſchnellen Wechſel nach der andern Seite übergeſprungen, und endlich nach vorn auf einem Fuß und dem entgegenſtehenden Arme dieſe Stellung angenommen wurde; hierzu ward der Tact ein immer ſchnellerer und ſchnellerer und riß die Tänzer zuletzt zu einer Begeiſterung hin, daß ſelbſt das förmliche Radſchlagen, womit dieſe Bewegungen enden, nicht überraſchte. Nach demſelben begann ein gebückter Kreislauf, mit ſchlotternden Gliedern in ganz langſamer Cadenz. Einem Raubthier gleich ſchlichen die Tänzer und machten plötzliche kleine Sprünge, als ob ein ſolches auf ſeine Beute losführe; anſcheinend nachläſſig, aber mit großer Kraft und Genauigkeit bogen ſie Arm und Bein; plötzlich fuhren ſie aus dieſer Trägheit auf, richteten ſich kerzengerade in die Höhe und liefen in wirbelnder Schnelligkeit im Kreiſe herum, ſprangen bis zu einer unglaublich erſcheinenden Höhe, drehten ſich in der Luft, berührten kaum von neuem den Boden, ſchwangen ſich endlich noch einmal radſchlagend über die Erde und ſchlugen ihre in früheren Sprüngen an einen in der Decke befeſtigten Haken angebrachte Mütze mit der Sohle herab, oder unter ſchallendem Beifallruf dieſen Haken ſelbſt krumm. Dieß war der Wendepunkt des Tanzes, der hierauf wieder in den alten, gebückten, trägen Kreislauf überging und ſich in immer ſchwächeren, ruhigeren und ſchwerfälligeren Sprüngen und Bewegungen endete, während die Muſik leiſe verhauchend verſtummte.

Auch ein ähnlicher Paartanz beluſtigt das Völkchen, in dem das Mädchen aber ſelbſtverſtändlich eine ruhigere Haltung annimmt. Er beginnt mit einer ſchönen Stellung des Mannes, der ſich auf den Arm des verſchämt zur Erde blickenden Mädchens ſtützt, und mehrere Tacte ſo aushält; dann umfaßt er ihre Taille und wirft ſeinen Körper ſo hoch in die Luft, daß er den erwähnten Haken mit der Sohle berührt. Unbeweglich ſteht die Tänzerin und trägt die ganze Wucht des Mannes, worauf er ſie dann in den Arm nimmt, ſich wirbelnd mit ihr herumſchwingt, dann ſich von ihr trennt und kreiſelgleich um ſich ſelbſt dreht, das beliebte Rad ſchlägt, ſie umſchleicht, ſich mit ihr vereint, ſie zu umarmen ſucht, worauf ſie flieht und er ſie verfolgt. Wenn ſie ſcheinbar am wildeſten und ohne Ordnung herumraſen, bricht die im feſten Tacte rauſchende Muſik grell ab, mit einem das Ohr zerreißenden ſchrillenden Tone, und in der Mitte des Platzes ſteht feſt und unbeweglich, er wie beim Beginn auf ihren Arm geſtützt, das tanzende Paar.

Es iſt unläugbar, daß die Bewegungen und Figuren dieſer Tänze im einzelnen bizarr und verzerrt erſcheinen; aber die Leichtigkeit, mit der ſie ausgeführt werden, und welche das Händeklatſchen und Jauchzen der Tanzenden bei den ſchwierigſten Sprüngen beweiſt, dann die Leichtigkeit und Anmuth der Geſtalten, die ſich trotz der Lebhaftigkeit und Wildheit erhält, und die bewundernswürdige Gewandtheit und Schnelligkeit im Wechſel der Poſitionen — nehmen dem Ganze nentſchieden den Eindruck von etwas Rohem, unangenehm Berührenden, da die natürliche Grazie die nothwendige gewaltige Kraftanſtrengung glücklich verbirgt. Wo ich immer dieſe Tänze ausführen ſah, umgab ſtets ein Gedränge von Zuſchauern im dichten Runde die Tanzenden, deren kunſtverſtändige Aufmerkſamkeit und ſcharfe Beobachtung ſie zu immer leidenſchaftlicheren Wendungen und tollkühneren Sprüngen, die mich an ſchamaniſche Begeiſterung mahnten, ermunterte, wie denn durch dieſe wiederum die Zuſchauer zur höchſten Luſt entzückt wurden.

Nach genoſſener Erquickung und Ruhe fuhren wir nun in dem ſchönen Midthale nach Nordweſt, ſtromaufwärts, Ornäs zu. Gegen Weſten thürmen ſich in gerader Richtung die Felſenſpitzen immer mächtiger. Es ſind die Vorberge des gewaltigen Gouſta, die den höchſten ſchneebedeckten Gipfel auf dieſe kurze Entfernung dem Auge entziehen. Von allen dieſen Bergen ſtürzen ſich jetzt zu beiden Seiten lothrecht in die Tiefe hinab eine Menge kleiner Flüſſe, die zum Theile, ehe ſie die Waſſerfläche nach der ſie ſtreben, erreichen, in Staub aufgelöst wie weiße Fäden oder Federn in die Luft zurückwirbeln.

Wir landeten in Ornäs, einem Dorfe an dem linken Ufer des Fluſſes, deſſen Häuſer zerſtreut umherlagen und deren wohlbebaute Gärten mit Kartoffeln, Getreide und ſelbſt Obſtbäumen, Küchenkräutern und Blumen ſorgfältig beſtellt, der Fruchtbarkeit und glücklichen Lage dieſes Thales ein gutes Zeugniß redeten. Auch die Häuſer ſelbſt zeichneten ſich für dieſe entlegene Gegend durch überraſchende Größe, heiteren rothen Anſtrich, Reinlichkeit und ſpiegelhelle Glasfenſter aus. Eine Hauptſchönheit, die Ornäs birgt, iſt Ingeborg Vjerndotter, ein Bauermädchen, deren Ruf durch die Gemſjäger weit über die Alpen ihrer Heimath hinausgetragen wurde; wir ſahen ſie leider nicht, da ſie auf ihres Vaters Säterie gegangen war, und die Natur uns zu ſehr anzog, um der Ungewißheit ihres Kommens längere Zeit zu opfern. Dem Gaſthaus gegenüber iſt ein Waſſerfall, der lebhaft an den Schleierfall in der Nähe von Gaſtein erinnert. Während an anderen Punkten

seiner nächsten Nachbarschaft das tropfende Element durch die Macht des Sturzes zermalmt und in Staub verwandelt wird, der bald einer Rauchsäule gleich senkrecht aufsteigt, bald in Wölkchen sich kräuselnd vom Luftzuge getrieben hin- und herzieht, wehen seine Silberschleier ewig an derselben Stelle dem staunenden Blicke entgegen, in leichtem Schaumdufte von dem zackigen Felsen, dem er entquillt, herabhängend in das Thal, aus dem sein leuchtendes Silber durch die wallende Nebelhülle emporblickt.

Von Ornäs aus setzte die Gesellschaft den Weg zu Lande und zu Fuß fort, nur ich hatte mir meines Leidens halber einen kleinen isabellfarbenen Hengst auf einer Koppel einfangen lassen, und folgte, ohne Sattel und nur einen Halfterzaum in der Hand, den Launen desselben, die glücklicherweise nach dem auf unseren Wege gelegenen Hofe seines Besitzers standen, wo er dann durch Sattel und Kandare mehr in meinen Willen gegeben wurde. Der ziemlich bedeutend aufsteigende Weg passirt zwei Kirchen, die Erzeugnissen unserer Zeit gleichen wie ein Ei dem andern, und beide kleinlich und nichtssagend in der schönen Gegend dastehen. Immer wilder rauscht und läuft der Fluß über den rauhen, felsigen Boden und schäumend durch das tiefer werdende Thal; das Wiesenland ist dem Walde gewichen und Laub- und Nadelholz vermehrten die eingetretene Dämmerung, in der wir endlich Ingulsland erreichten.

Das Gasthaus, das wir zu unserem Nachtquartier erkoren hatten, liegt einem hohen Felsplateau des rechten Ufers gegenüber, an dessem steilem Fuße die Maanelv sich schäumend durch Gestein und Felsbrocken hinwindet. Hinter dem Hause entspringt eine ziemlich bedeutende klare, kalte und harte, wohl jedenfalls eisenhaltige Quelle, der die Bewohner jedoch, so weit sie überhaupt ihre vorurtheilsvolle Scheu vor dem Wassertrinken besiegen, das Wasser des Flusses zum Genusse vorziehen, und rieselt zwischen herrlichen Beerensträuchen und Birkengestrüpp ungenutzt in die Maanelv. In nicht ganz weiter Entfernung steigt aber auch diese linke Thalwand plötzlich jäh auf, einzelne unvergleichlich schöne Schluchten bildend. Die ferneren hohen Gebirgszüge hemmen den weiterschweifenden Blick durch riesige, unwirthbar erscheinende Felsmassen, und lassen Ingulsland abgeschlossen von der übrigen Welt erscheinen. Wir genossen die herrliche Aussicht, bis uns die mit fühlbarem Wechsel eintretende Kälte in das Zimmer trieb, wo uns die mitgebrachten Vorräthe und die allgemeine Aufgelegtheit wiederum in die tollste Heiterkeit versetzte, so daß uns erst spät die weit vorgerückte Nacht in die Betten und auf die Pelze und Felle in den Vorrathshäusern trieb. Als wir die Wanderung dorthin antraten, sahen wir auf dem gegenüber liegenden Felsplateau einen braunen ungeschlachten Bären, der schon seit einigen Tagen sich in dieser Gegend umhertrieb und zweimal vergeblich gesucht worden aber nun wahrscheinlich durch unsern Lärm angelockt war.

Teneriffa.

Aus einer Uebungsfahrt der Gefion von Marine-Lieutenant W....r.

(Schluß.)

Einige Ausflüge in das Innere der Insel nach der ungefähr anderthalb Meilen entfernten Stadt Laguna, sowie in die Berge am südöstlichen Strande verschafften uns manche interessante Scenen und gaben uns über viele Eigenthümlichkeiten der Insel und ihrer Bewohner Aufschluß. Laguna, die älteste spanische Stadt auf den Canarien, früher die Hauptstadt von Teneriffa und Sitz des General-Capitäns der canarischen Inseln zählt gegenwärtig nur 12,000 Einwohner und liegt wie schon bemerkt 1½ deutsche Meilen von St. Cruz entfernt weiter nördlich. Es ist 1700 F. über der Meeresfläche erhaben und erhält dadurch ein sehr gemäßigtes Klima, so daß es in der heißen Jahreszeit von den wohlhabenden Bewohnern von St. Cruz vielfach als Sommeraufenthalt gesucht wird. Ein breiter künstlich gepflasterter Weg verbindet beide Städte mit einander; er ist jedoch bisweilen so steil, daß man beim Hinauffahren zum Aussteigen genöthigt wird. Er führt oft nahe an schroffen Abhängen und tiefen Schluchten vorbei, in denen noch überall die Höhlen zu sehen sind, die den Urbewohnern der canarischen Inseln, den alten Guanchen, als Wohnungen dienten, jetzt aber nur von Hirten als Zufluchtsort gegen Wind und Wetter benutzt werden. Wir machten die Tour in einer Gesellschaft von etwa 12 Personen theils in einem Vierspänner, theils zu Pferde, und ich habe die Ausdauer bewundert, mit der unsere Thiere fast den ganzen Weg gegen die Höhe zurückten, mehr aber noch die Lungen des uns zu Fuße begleitenden Pferdejungen, der ohne außer Athem zu kommen stets gleichen Schritt mit uns hielt. Nach ½stündigem Fahren rasselte unsere Carrosse durch die Straßen von Laguna, in denen man nicht allein Gras wachsen sah, sondern auch hätte hören können, da hier das erste und heiligste Gesetz jedes geregelten Staates: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, besonders streng eingehalten zu werden scheint. Hier und dort hob sich freilich eine Luke in dem Fensterladen eines Hauses und ein Paar neugierige schwarze Augen, die oft einem hübschen Gesichtchen zugehörten, schauten nach der ungewohnten Störung; allein auch dieß ging so geräuschlos von statten, daß nur der aufmerksam umherschleichende Blick dieß schwache Lebenszeichen in der todten Physiognomie der Häuserfronten entdecken konnte.

Wir fuhren vor dem Gasthause vor, dem ersten der Stadt, in dem wir aus weiser Vorsicht schon Tags vorher ein Frühstück bestellt hatten, um nicht mit hungrigem Magen wieder abziehen zu müssen; stiegen jedoch nicht aus, als wir durch den als Parlamentär abgeschickten Kutscher erfuhren, daß erst in einer Stunde servirt werden könne, sondern machten noch eine kleine Excursion in die Umgegend der Stadt, welche die schönsten Aussichten und romantischsten Punkte darbietet. Laguna liegt auf einer Hochebene des fruchtbarsten Bodens, die außer an der Südseite ganz von einer Gebirgskette eingeschlossen wird; und wir fuhren bis zum Fuße dieser Berge auf gut gebahnten Wegen durch üppige Felder, die mit blühenden wilden Rosenhecken eingefaßt waren. Als der Weg steiler wurde, machten wir Halt, und ein köstlicher Anblick bot sich unsern Augen. Laguna lag mit seinen Gefilden und Gärten zu unsern Füßen, an drei Seiten umschlossen von grotesken Felsmassen und grünbewachsenen Bergen, während die vierte Seite eine weite Aussicht auf das Meer und die im fernen Horizont aus dem Ocean emportauchende Insel Groß-Canaria gestattete. Im Westen ragte mit schneebekränztem Haupte und in dem Lichte der Sonne silbern strahlend hoch über die Berge hinweg der ehrwürdige Pik, der Träger des Himmels, dessen Spitze dem Seefahrer viele Meilen weit als Merkzeichen dient. Ueber dem ganzen Gemälde lagerte eine tiefe sonntägliche Ruhe; die milde Wärme und das frisch aufsprossende Grün der Umgebungen verriethen nicht den Decembermonat, sondern den heimathlichen Frühlingsein Erwachen in den verjüngenden Armen des Mai, und mit

vollen Zügen athmeten wir das erfrischende Aroma und die reine Bergluft der Atmosphäre, deren tiefes Azurblau auch nicht durch das leiseste Wölkchen getrübt wurde.

Nach befriedigtem Schauen traten wir unsern Rückweg an, nicht jedoch, ohne uns vorher einen großen Strauß der duftigen Rosen zu pflücken, um eine Erinnerung mehr an die schöne Gegend zu besitzen. Ein ¼stündiger Trab unseres muthigen Viergespanns, das aus zwei Maulthieren und zwei Pferden bestand, mit denen sich der Kutscher unter der verschiedenen Adresse Mulo und Caballo abwechselnd vom Bocke aus unterhielt, brachte uns bei einer halsbrecherischen halbverfaulten hölzernen Wasserleitung vorbei zur Stadt zurück und zu dem Gasthofe, dessen Küchenerzeugnisse unsere erschöpften Mägen erquicken sollten. Die Carrosse hielt vor der großen Thüre des Hôtels, dessen Aeußeres durchaus nichts anstößiges zu haben schien. Allein kein gewandter Kellner, kein goldbetreßter Portier, ja nicht einmal ein bescheidner Hausknecht in Hemdärmeln erschien am Kutschenschlage. Anstandshalber warteten wir einige Minuten, doch seitens des Hauses wurde dasselbe unheimliche Stillschweigen bewahrt, kein Thor öffnete sich um einen oder zwei dienstbare Geister auszuspeien, und wir sahen uns genöthigt, mit Hülfe unseres Pferdejungen selbst die Pferde abzuschirren, die Thür des Hauses zu öffnen und unsere Thiere auf den Hofplatz zu führen. Hier herrschte dieselbe feierliche Stille, kein menschliches Wesen war im Hause zu entdecken; nur ein Haufe schmutziger Bettler, der sich seit unserer Ankunft um uns versammelt und wie eine Lawine vergrößert hatte, streckte uns unter beständigen Rufen: Señor, un cuarto, una pequinina, Herr, einen Dreier, eine Kleinigkeit! einige Duzend ebenso schmutziger und sehr häufig verkrüppelter Hände entgegen.

Endlich gelang es uns, einen Stall ausfindig zu machen, in dem wir unsere Thiere unterbrachten, und wir dehnten unsere Entdeckungsreise auf die nächst höhere Etage aus, geführt von einer hübschen schwarzen Katze, die vor uns die Treppe hinaufsprang und die Honneurs zu machen schien. Unsere Führerin lief durch eine offenstehende Thür in ein Zimmer, in das wir eintraten. Die ungeschmückten weißen Wände und das Mobiliar verriethen eine Ungemüthlichkeit, die eben nicht einladend war, und wir wanderten deßhalb weiter durch eine Menge hoher Zimmer, die alle Zwillingsbrüder des ersteren zu seyn schienen, bis uns ein Bratenduft die Nähe eine Küche verrieth. Bald hatten wir die erstere erreicht; einige weiße Schürzen, die wie Elfen von Blume zu Blume, vom Cafferol zur Pfanne oder zum Kochtopfe schwebten, verschafften uns endlich die Ueberzeugung, daß das Haus wenigstens nicht unbewohnt sey, und eine früher vielleicht recht hübsch gewesene, jetzt jedoch schon ziemlich verwitterte Küchenmagd führte uns durch dieß Allerheiligste des Hauses in eine andere der zahllosen Wohnlichkeiten, die doch etwas gemüthlicher aussah. Besonders hatte der Fußboden sowohl in meiner Eigenschaft als Seemann, wie als Halberstadter etwas heimathliches für mich, da der Seegang in demselben mich sowohl an mein Element als an die meisten Gebäude meiner lieben Vaterstadt erinnerte. Ob diese Bauart ebenfalls maurischen Styls oder Folge des nachgiebigen Terrains sey, lasse ich dahin gestellt seyn; jedoch wird wohl im letzteren der wahre Grund liegen, da mir späterhin noch mehrere Häuser auffielen, deren Fronten sich in Wellenlinien schlängelten. Wir fanden den Tisch gedeckt, hatten aber vor dem Erscheinen des Frühstücks noch Zeit genug, uns ein wenig umzuschauen und ein viereckiges durch den Fußboden gehauenes Loch zu erblicken, das durch einen hölzernen Napf verdeckt wurde. Da wir uns den Zweck dieser Oeffnung nicht erklären konnten, erhielten wir auf deßfallsiges Fragen den Bescheid, daß sie für gewöhnlich als Communicationsmittel zwischen den Bewohnern der verschiedenen Etagen, gelegentlich aber auch zur bequemeren Fortschaffung des Schmutzes diene, den man durch dieselbe fege; der Napf war ein Spucknapf und vorsichtshalber über das Loch gestellt. Ebenso bewunderten wir die Zimmerdecke, die aus radial neben einandergelegten Bohlen bestand, deren untere Flächen vergoldet waren und merkwürdig mit der übrigen Aermlichkeit des Zimmers, zu dessen Ausschmückung wiederum eine Compagnie Holzstühle das Beste beitrugen, contrastirten. Schließlich vergnügte sich noch der jüngere Theil unserer Gesellschaft, kleine Münzen, Cigarren u. s. w. aus dem Fenster zu werfen und den deßwegen entsponnenen Kämpfen der unten versammelten Bettler zuzuschauen, bis die oben erwähnte ältliche Küchenmagd ihre Schöpfungen anfuhr, die uns sehr gut mundeten, trotzdem sie sämmtlich in Olivenöl gebraten waren, da man die hier sehr schlechte Butter nur zu Wagenschmiere benutzt.

Nach eingenommenem Mahle machten wir eine kleine Fußtour durch die Stadt und besahen uns die wenigen merkwürdig erscheinenden Häuser und Gebäude, wobei uns die Bewohner allerdings den Vorwurf einiger Unverschämtheit mit Recht hätten machen können. Allein dem fremden Seeofficiere wird vieles verziehen und darauf hin wagten wir schon etwas. Auf diese Weise gelangten wir auch in die Hauptkirche, sowie in das Rathhaus der Stadt; die erstere verrieth durch ihre Bauart sowie durch ihre innere Ausschmückung den früheren immensen Reichthum des Mutterlandes Spanien, der besonders in Kirchen und Klöstern zur Schau getragen wurde. Ein lebensgroßes Mutter-Gottesbild aus massivem Silber, das auf einem sechs Fuß hohen mit halbzölligen Silberplatten belegten Piedestal stand, wie auch der gleichfalls silberbelegte 15 Fuß hohe Altar von wenigstens einer halben Million Thaler an Werth bildeten einen merkwürdigen Gegensatz zu den zerlumpten Küstern und Chorknaben, die einen jeden von uns um Almosen ansprachen, dabei aber ungenirt in der Kirche ihre Cigarren rauchten, während ein paar alte schwarz verhüllte Señoras als einzige Andächtige vor dem Marienbilde knieten. Eine mit Pappeln bepflanzte Allee, die den Namen Jungfernstieg trägt, von dem Hamburger jedoch nur den Namen hat, führte uns nach dem Rathhause, dessen Vorsaal Wände mit recht guten und auch schön erhaltenen Frescomalereien bedeckt waren, deren interessanteste die Ankunft der Spanier auf den canarischen Inseln und die Erscheinung der Jungfrau Maria vor einigen Guanchen-Häuptlingen darstellten. Im Gerichtssaale hingen außerdem noch die lebensgroßen Porträts der spanischen Herrscher seit Karl IV; sonst war jedoch in dem ganzen Gebäude nichts zu sehen, das der Erwähnung werth gewesen wäre. Mehrere Herren, welche mit ungeheurem Selbstbewußtseyn in ihre Mäntel gewickelt im Saale majestätisch auf- und abschritten, und die wir zuerst für Justiz- und andere Räthe hielten, setzten uns nicht wenig in Erstaunen, als auch sie die Hände nach einem Almosen ausstreckten, und brachten uns auf die später auch als richtig befundene Vermuthung, daß die Bettelei hier mehr Mode als Nothsache sey.

So kehrten wir endlich befreit von der Last aller Kupferstücke nach dem schweigsamen Hôtel zurück, schirrten unsere Pferde an und hatten bald das altmodische verfallene Laguna wieder im Rücken. Dabei war jedoch unsere Gesellschaft um ein bedeutendes vermehrt worden. Ein Theil unserer Officiere und Cadetten, die zu Pferde eine Partie nach dem Pic und dem zu seinen Füßen liegenden Städtchen Orotava gemacht hatten, war zurückgekehrt und hatte uns eingeholt. Alle waren entzückt von den Naturschönheiten, die sie gesehen, und besonders von den paradiesischen Gärten

Orotava's, von deren Anmuth ſchon Humboldt im Kosmos Erwähnung thut, und die Fahrt nach St. Cruz, die wegen des Thalganges ohnehin ſchon bedeutend abgekürzt wurde, verging ſchnell unter Erzählungen, dann und wann gewürzt durch kleine Intermezzos, wenn das ſtörriſche Pferd eines unkundigen Reiters plötzlich ungenirt in einer Pfütze badete oder zwiſchen einen Trupp entgegenkommender Laſtеſel hineinſetzte und dieſe in Verwirrung brachte; oder wenn ein majeſtätiſch einherſchreitendes Kamel die kleinen Ponnies zu Seitenſprüngen veranlaßte. Sowie nämlich auf Madeira beſonders Ochſen und Schleifen die Transportmittel abgaben, werden auf den canariſchen Inſeln hauptſächlich Eſel und Kamele dazu verwandt, welche letztere auf Fuerta Ventura wild leben und dort zum Verſand eingefangen werden. Eine Eigenthümlichkeit dieſer Thiere kann ich hier nicht unerwähnt laſſen; es iſt dieß das Laviren derſelben, wenn ſie Berge beſteigen. Sämmtliche uns begegnenden Kamele gingen nämlich nicht gerade den Weg hinan, ſondern kreuzten beſtändig von einer Seite zur andern und erinnerten mich lebhaft an den alten Commodore in einem marrhatiſchen Romane, der zu ſpät zu ſeiner Hochzeit kam, weil er unterwegs conträren Wind getroffen und gemeint hatte, nicht anders als lavirend den Weg zu Pferde zurücklegen zu können. Gegen Abend langten wir wieder in St. Cruz an und beſchloſſen den Tag mit einem Beſuche des Theaters, wo ein Drama: die Bettlerin betitelt — wie ich hörte eine Ueberſetzung aus dem deutſchen — ſo narkotiſch auf unſere Nerven wirkte, daß wir verſchiedenemale Gott Morpheus in die Arme ſanken und ſelbſt die ſtrahlenden Augen der ſchönen Spanierinnen uns nicht wach erhalten konnten.

Einige Tage darauf machten wir die andere oben erwähnte Partie in die Berge an der ſüdöſtlichen Küſte von Teneriffa, die jedoch weniger Amüſement als naturhiſtoriſche Sammlungen zum Zwecke hatte, und deren Theilnahme daher meiſtens aus den ſogenannten Badegäſten oder nicht - ſeemänniſchen Mitgliedern des Officiercorps beſtanden. Wir mußten etwa 1½ Meilen weit längs der ſteilen Küſte fahren, ehe es uns gelang einen Landungsplatz zu entdecken. Endlich erſchien ein ſolcher in Geſtalt eines Fiſcherdorfes, wo das Ufer ſandig war und leiſe aufſtieg, ſo daß die anrollende Brandung nicht ſo heftig war. Wir verſuchten daher nach Madeira-Art zu landen, d. h. das Boot mit einer Welle auf den Strand rollen zu laſſen und es dann völlig hinaufzuziehen. Hierbei hatten wir aber die Schwere des Bootes nicht in Betracht gezogen, und obwohl ſich unſere 12 Ruderer davor ſpannten, ging die Arbeit ſo langſam von ſtatten, daß die nächſtfolgende Welle über das Boot hinlief und dem allein darin gebliebenen Prediger nicht allein beide Rocktaſchen füllte und darin aus verſchiedenen eingewickelten Butterbroden eine unfreiwillige Suppe bereitete, ſondern auch ſämmtliche ſonſt noch mitgenommenen Mundvorräthe gehörig einweichte. Wir faßten die Sache jedoch von der ſpaßhaften Seite auf, weil wir eben nichts beſſeres thun konnten, lachten herzlich über das kleine Mißgeſchick und begannen an den ſteilen Bergen emporzuklettern zur großen Verwunderung der Dorfbewohner, die uns ſtaunend nachſahen.

Wir hatten ſchon von ferne viel Grünes auf den röthlichen Felswänden entdeckt und fanden bei näherer Beſichtigung daſſelbe als eine, ſich oft bis zur Höhe von acht Fuß erhebende ſäulenförmige Cactusart, mit der ſämmtliche Berge, ſo weit das Auge reichte, bedeckt waren. Bis etwas über die halbe Höhe waren die Felſen 2—3 Zoll hoch mit einem röthlichen Thone überzogen, dann aber wurden ſie ſchroffer und kahler, und nur mit großer Mühe und Vorſicht konnten wir weiter klettern. Auf der Höhe von 1000—1500 Fuß begegneten uns als heimathliche Erinnerung das Maßliebchen, die Kamille und andere deutſche Feldpflanzen, die hier ihr Klima gefunden zu haben ſcheinen. Einige 100 Fuß höher ſtießen wir auf wahre Wälder baumartiger Erieen, die oft über 10 Fuß hoch wurden. Danach wurde die Reiſe noch gefahrvoller und einige unſerer Cameraden ſtanden davon ab, ſo daß wir zuletzt nur zu dreien die höchſte Spitze erreichten, und uns dort aus in den Schluchten und Abhängen umherkletterten. Hier oben fanden wir Farrnkräuter, lilienartige Zwiebelgewächſe und eine markige verkrüppelte Baumart, die beim Einſchneiden einen dicklich zähen weißen Saft in großer Menge von ſich gab, der an der Sonne getrocknet Gummi lieferte. Auch eine kleine Species des Drachenblutbaums entdeckten wir, die ſorgſam ausgehoben und ebenfalls mit an Bord genommen wurde. Bei dieſer Gelegenheit gelangten wir an einer ſehr ſchroffen Felswand in eine Spalte, die uns eine ausgebrannte Krateröffnung ſchien, da ſie nach oben durch die Spitze des Berglegels mündete und unabſehbar in die Tiefe hinabging; das Geſtein, Baſalt, war total ſchwarz gebrannt und ſehr bröcklich, ſo daß man aus den Wänden ohne große Mühe ganze Stücke ablöſen konnte. Außerdem waren in die Wände Löcher von ſo merkwürdiger Form hineingeſprengt, daß nur vulcaniſche Thätigkeit Urſache davon geweſen ſeyn konnte.

Nachdem wir die uns begleitenden Matroſen mit Steinen, Pflanzen u. ſ. w. bepackt hatten, traten wir ziemlich ermüdet unſern Rückweg an, der uns gerade auf das Dorf führte, eine Reihe elender Fiſcherhütten, von unbehauenen auf einander gelegten Steinen erbaut und bewohnt von Fiſchern und Hirten, die Geld kaum kannten und für eine Cigarre alles mögliche für uns thaten. In vielen Hütten ſah ich die Frauen mit Anfertigung großer Töpfe beſchäftigt, deren Material der oben erwähnte röthliche Thon bildet, der durch Regen von den Bergen heruntergewaſchen durch ſteinerne Dämme am Fuße der letzteren aufgefangen wird. Die daraus bereiteten Gefäße ſind ſehr porös, ſo daß ſogar öfter das darin aufbewahrte Waſſer durchſickert; jedoch halten ſie das letztere angenehm kühl und eignen ſich deßhalb beſonders zu Trinkwaſſerbehältern in warmen Klimaten. Nachdem wir noch für einige Cigarren eine Menge Apfelſinen eingetauſcht und durch eine Geldmünze einige 30 Männer zum Abſchieben unſeres Bootes gewonnen hatten, traten wir unſere Thalfahrt durch die Brandung an, wobei jedoch mehrere Wellen über uns hinliefen und uns ein müheloſes Bad verſchafften. Dieß war uns angenehm, und unter der donnernden Muſik der ſich am Strande brechenden Brandung, zu der unſere Ruderer mit ihren Riemen den Tact ſchlugen, fuhren wir längs der Küſte an Bord zurück und ergötzten uns unterwegs an den mannichfaltigen merkwürdigen Formen der von den Wogen umſchäumten Klippen, die bald eine Grotte, bald ein Baſſin, ja einmal einen natürlichen Springbrunnen bildeten, indem die heranrollenden Wellen das Waſſer durch eine Spalte in einem armdicken Strahle über 20 Fuß hoch in die Luft trieben.

Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe auf der Inſel ſcheinen ſehr angenehmer Art zu ſeyn; wenigſtens haben ſie uns ſehr angeſprochen, und haben wir uns in St. Cruz ſo wohl befunden, daß wir nur mit großem Bedauern von ſeinen Bewohnern ſchieden. Ganz beſonders verdient aber die außerordentliche Gefälligkeit und Freundſchaft, welche uns allen von dem niederländiſchen General-Conſul, Herrn Beruff erwieſen wurde, hervorgehoben zu werden. Eine ſo unermüdliche und aufopfernde Thätigkeit, wenn es galt, uns eine Annehmlichkeit oder ein Vergnügen zu verſchaffen oder einem unſerer Wünſche zu genügen, iſt mir wirklich noch nicht vorgekommen. Bei Ausflügen diente er als Führer, alle Einkäufe beſorgte

er, und wir erhielten die Sachen für die Hälfte von dem, was man uns Fremden abforderte. Seine Loge im Theater ſtand ſtets zu unſerer Verfügung, ſein Haus mit unbegränzter Gaſtfreundſchaft uns ſtets offen, und von Morgens früh bis Abends ſpät ſtand er uns mit Rath und That zur Seite. Zwar iſt er von Geburt ein Deutſcher, allein ſelten wohl findet man einen Mann in fremden Welttheilen, der ſich ſo wie er für ſeine Landsleute intereſſirt, und er hat ſich in unſern Herzen ein unauslöſchliches Freundesandenken erworben. Auch die übrigen Bewohner von St. Cruz kamen uns ſehr freundlich entgegen; das Officiercorps des hier garniſonirenden Jägerbataillons gab uns ein ſolennes Frühſtück, bei welcher Gelegenheit die 40 Mann ſtarke Regimentsmuſik ein Concert gab und uns einen beſſeren Begriff von den muſikaliſchen Talenten Teneriffa's beibrachte, als dieß früher im Theater der Fall geweſen war.

Wir boten natürlich alles auf was in unſeren Kräften ſtand, uns zu revangiren, und den Beſuchern unſerer Fregatte den Aufenthalt an Bord ſo angenehm wie möglich zu machen, und hatten die Genugthuung nachgerade die ganze haute volée von St. Cruz und ſelbſt den Gouverneur der canariſchen Inſeln bei uns zu ſehen. Auch viele ſpecielle Einladungen erhielten wir; unter andern von einer Señora Rodriguez zu einer Soirée, wo wir uns prächtig amüſirten; wenn gleich dabei manches uns auffiel und uns ein Lächeln abnöthigte. Die Tochter vom Hauſe gab eine ziemlich gut auswendig gelernte Piece auf dem Fortepiano zum Beſten und ſpielte auch ſpäter einige Tänze ziemlich ſchlecht, allein für die weitere muſikaliſche Unterhaltung zu ſorgen lag uns ob, und einige unſerer Officiere mußten ſich aufopfern, durch ihre Leiſtungen die übrige Geſellſchaft zu amüſiren. Dieß gelang übrigens recht gut, und das um 12 Uhr beſtellte Boot erſchien für uns viel zu früh, da die anfangs ſpärliche Geſellſchaft gegen 10 Uhr bedeutend anwuchs, indem, wie wir ſpäter erfuhren, erſt dieß die Geſellſchaftsſtunde in St. Cruz iſt. Unter den ſpäter kommenden Damen befanden ſich einige außerordentlich hübſche, und da ſowohl die liebenswürdige Wirthin als auch viele der Damen franzöſiſch ſprachen, ſo war auch die Converſation ziemlich lebhaft, und manchem unſerer jungen Herren mögen wohl ein Paar ſchwarze Augen tief ins Herz geſchaut haben. Den Damen ſchien übrigens dieſer Abend ſehr gefallen zu haben; denn ſchon am zweiten Tage darauf erging von Señora Rodriguez eine zweite ausgedehntere Einladung an uns, der ich jedoch nicht Folge leiſten konnte, weil ich mit einigen Officieren anderweitig verſagt war. Viele meiner Cameraden machten jedoch von der Freundlichkeit der Dame Gebrauch, nahmen aber dießmal unſere Muſik mit und verbrachten einen höchſt angenehmen Abend. Ich hatte deßwegen keinen geringeren Genuß; im Gegentheil hatte ich Gelegenheit muſikaliſche Leiſtungen ſeltener Art zu hören, wie ich ſie in Teneriffa nicht erwartet hätte. Ein gewiſſer Hr. White, Oberſt der Artillerie, der ſehr geläufig deutſch ſprach, gab uns eine muſikaliſche Soirée, bei der wir die höchſte Geſellſchaft von St. Cruz kennen zu lernen die Ehre hatten; dieſelbe beſtand aus einigen 30 Perſonen und unter ihnen waren untadelhaft ſchöne Frauen und Mädchen. Die eine der letzteren, Tochter des Stadt-Commandanten Gonzales, verband mit ihren ſchönen Zügen eine wundervolle Stimme und erfreute uns durch den Vortrag mehrerer größeren Pieçen aufs höchſte. Das Accompagnement auf dem Fortepiano gab die Dame vom Hauſe, Frau Oberſt White, mit gleicher Kunſtfertigkeit, und überzeugte uns auch noch ſpäter, daß ſie eine wirkliche Virtuoſin auf dem Inſtrumente ſey. Auch noch andere Künſtler und Künſtlerinnen ließen ſich hören, die mit Recht auf dieſen Namen Anſpruch machen konnten, und ein Tänzchen ſchloß dieſen wirklich genußreichen Abend, der un lange eine angenehme Erinnerung bleiben wird.

Andern Mittags hatten wir das Vergnügen die ganze Geſellſchaft bei uns an Bord zu ſehen, und obwohl einige Damen durch die für uns freilich kaum bemerkbare Bewegung des Schiffes ſeekrank wurden, erweckte die Muſik bald die Lebensgeiſter wieder, ein improviſirter Ball verſcheuchte vollends das Unwohlſeyn, und erſt am Abend trennte ſich die Geſellſchaft, ſcheinbar ſehr zufrieden geſtellt. Einer Einladung zum Ball für dieſen Abend bei einer engliſchen Familie konnten wir leider nicht Folge leiſten, da wir mit dem gegen Mitternacht eintretenden Landwinde unter Segel gingen und von dem hübſchen St. Cruz, in dem uns der Aufenthalt ſo ſehr angenehm gemacht war, Abſchied nehmen mußten. Zwar zwang uns eintretende Windſtille wieder zu ankern, allein das Landgehen war vorbei, und mit der andern Morgens auffriſchenden Briſe ſagten wir unter dem Donner unſerer Kanonen der lieblichen Inſel Lebewohl, deren höchſte Spitze, der Pic, Nachmittags ſich in einen Wolkenſchleier hüllte und unſern Blicken entſchwand.

Nachrichten von Anderſſon.

Von Hrn. Anderſſon, deſſen wir früher ſchon erwähnten, ſind der Litterary Gazette zufolge intereſſante Berichte eingelaufen; derſelbe hatte in den Jahren 1851—1852 Mr. Galton auf ſeinen Forſchungen in Süd-Afrika begleitet und war ſeitdem dort in der Abſicht zurückgeblieben, ſeine Entdeckungsreiſen von der Wallfiſchbay (20° Breite ſüdweſtlicher Küſte) aus tiefer ins Innere fortzuſetzen. Nach einem Briefe an Galton, datirt „Capſtadt 18 Mai" und von dieſem Herrn der Royal Geographical Society mitgetheilt, dem folgende Auszüge entnommen ſind, hat der unternehmende junge Reiſende große Beſchwerden allerlei Art erduldet. Er hat von der Weſtküſte aus glücklich den See Ngami erreicht, welchen er nach der Berechnung des von Tunobis aus zurückgelegten Weges, nach ſeiner geſammten Ausdehnung genommen, unter den 23. Meridian ſetzt. Von hier aus ging er am Teogefluß, der in dieſen See einmündet, 13 Tage lang aufwärts, während welcher er eine Strecke von 150 Meilen zurücklegte; der Weg, den er machte, war aber eine ſehr ſtarke Schlangenlinie. In gerader Linie nach Norden, vom See aus, hätte der Weg nur 60 Meilen betragen. Er ſagt: „der Fluß iſt ſehr ſchmal, und hat vielleicht nirgend über 40 Yards in der Breite, iſt aber im allgemeinen ſehr tief. Er fließt mit abwechſelnder Schnelligkeit von 2 bis 3 Meilen in der Stunde. Da die Dämme meiſt nieder ſind, ja an einigen Stellen ganz fehlen, ſo iſt das Land oft meilenweit überſchwemmt und gleicht einem endloſen See, der mit Schilf und Binſen gefüllt iſt, und aus welchem Inſeln mit reicher und üppiger Vegetation hervorragen." Seine Angaben ſetzen das Vorhandenſeyn des Bibifluſſes außer Zweifel, welcher 2 bis 3 Tagreiſen weſtlich vom See Ngami entſpringt, nach Nordweſt fließt und höchſt wahrſcheinlich ein Zufluß jenes großen Stromes iſt, welcher von Oſten nach Weſten fließt, und nach den Entdeckungen Mr. Galtons die nördliche Gränze des Ovampo-Landes bildet. Man kann alſo von der Umgebung des Ngami-Sees aus auf dem Fluſſe nach dem atlantiſchen Ocean reiſen, und Dr. Luihingtons ſpätere Forſchungen deuten auf das Gleiche in Bezug auf das indiſche Meer hin. Es ſcheint daher ſehr wahrſcheinlich, daß mit einer kleinen Unterbrechung von 50 bis 60 Meilen hier ſich eine Waſſerverbindung der großen Flüſſe gerade quer durch Afrika, nahe am 17. Parallelkreiſe ſüdlicher Breite, findet.

Auf der Route von der Wallfiſchbay bis zum See Ngami gibt es keine Tſetſefliegen; das Land iſt vollkommen geſund. Damara und Namaqua haben einen Ueberfluß an Kupfererz, und Kaufleute vom Cap etabliren ſich bereits an der Wallfiſchbay. Mr. Anderſſon hat mit großer Sorgfalt manche Höhen- und Breiten-Beobachtungen aufgezeichnet; und täglich wird General Chatcart mit der Mappe Hrn. Anderſſons in der Royal Geographical Society zu London erwartet. Er iſt auch ein ſehr eifriger Jäger und ſchließt ſeinen Brief, wie folgt: „Am See machte ich einige ſchöne Jagden: ich erlegte mit eigner Hand 39 Rhinocerose und 8 Elephanten — und alles zu Fuß. Ein weißes Rhinoceros, das ich ſchwer verwundet hatte, erwiſchte mich und zerſtieß und verletzte mich ſo furchtbar, daß ich von meinen Begleitern für verloren gegeben wurde; 14 Tage lang war ich nicht im Stande irgend ein Glied ohne Beihülfe zu rühren; glaube aber mich jetzt beinahe ganz von dem Unglückfall erholt zu haben. Ebenſo war ich unter dem Rüſſel eines Elephanten, kam aber, ſo ſonderbar es klingt, mit heiler Haut davon; auch hatte ich einen kleinen Handel mit einem verwundeten Flußpferd, das eines meiner Canots umſtürzte. Die Begleiter wurden alle gerettet, aber mein Gepäck fand zum größten Theil im Waſſer ſein Grab.“ Später ſchreibt er: „Jetzt bin ich wieder friſch und geſund, und gedenke eine neue Reiſe anzutreten, ſobald ich von Haus gute Nachrichten erhalten und — die Reiſemittel aufbringe.“

Serbiſche Legende über Konſtantinopel.

(Aus dem Athenäum Français.)

Die ſerbiſche Nation hat eine Tradition, nach welcher Konſtantinopel, Czarigrad, nicht von den Menſchen gegründet worden. „Ein Czar ging einmal auf die Jagd und traf im Wege einen Todtenſchädel. Das Pferd hatte denſelben im Vorüberreiten geſtoßen, und er rief: „Warum trittſt Du mich; wenn ſchon todt, bin ich doch im Stande dir zu ſchaden!“ Der Czar ſtieg ab, nahm den Schädel zu ſich, warf ihn ins Feuer, ſammelte hierauf die Aſche davon, wickelte ſie in ein Papier und barg ſie in ſeinem Kaſten. Einige Zeit darnach, während der Czar gerade abweſend war, hatte deſſen Tochter, ein bereits heirathsfähiges Mädchen, etwas nöthig, was ſich in dem Kaſten befand. Sie öffnete ihn, durchſuchte ſeinen Inhalt, und fand dabei das Papier, das ihre Neugierde erweckte; ſie entfaltete daſſelbe, und da ſie nicht ahnen konnte was dieſer Staub bedeute, ſo nahm ſie davon auf den Finger und koſtete es. Hierauf legte ſie das Papier wieder in den Kaſten und verſchloß ihn. Aber von dem Momente an fühlte ſie ſich ſchwanger. Man erkundigte ſich woher dieſer Zuſtand wohl käme, und auf die Erzählung des Mädchens zweifelte man keinen Augenblick mehr, daß der Schädel die Schuld davon trüge. Nach neun Monaten genas das Mädchen eines Knäbleins, mit dem der Czar gern in ſeinen Freiſtunden ſpielte. Eines Tages, als er eben das Kind auf den Armen hatte, ergriff es ihn plötzlich am Bart, was bekanntlich im Orient als ein Zeichen der größten Vertraulichkeit gilt. Erſtaunt über dieſe Kühnheit ließ der Czar ſogleich zwei Schüſſeln herbeibringen, die eine mit Kohlen, die andere mit Dukaten gefüllt. „Iſt er einfältig — ſagte er zu ſich — ſo wird er ſich gegen die Kohlen wenden, wo nicht, ſich für die Dukaten entſcheiden.“ Kaum waren die Schüſſeln da, ſo langte das Kind nach den Dukaten, wollte die Kohlen nicht einmal beachten. Nach der Legende begriff der Czar da, was der Leſer wohl nicht begreifen wird, daß die Prophezeihung des Todtenſchädels in Erfüllung gegangen ſey. Der Knabe wuchs zum Jüngling heran, der Czar, der wohl etwas Zauberer ſeyn mußte, ſchickte ihn in die Welt hinaus mit dem ausdrücklichen Rathe, ſich nur da niederzulaſſen, wo er auf einmal zwei böſe Zeichen träfe. Tage und Nächte vergingen und unſer Abenteurer durchlief die Welt, bis er eines Morgens an die Stelle kam, auf der jetzt Czarigrad ſteht. Dort bemerkte er nicht weit einen Dornbuſch, um welchen ſich eine Natter in ganz eigenthümlicher Weiſe geringelt hatte. So oft ſie durch ihre Windungen die Zweige in einander ſchlingen wollte, ſtach ſie ein Dorn und ſie biß in denſelben. „Hier ſind,“ rief der Wanderer, „zwei böſe Zeichen vereint vor mir!“ Er beſchloß die Gegend ein wenig zu durchforſchen, und bei ſeiner Rückkehr ſtand er plötzlich in einiger Entfernung vom Buſche ſtill und ſagte: „das iſt beſtimmt der Ort, an dem ich mich aufhalten ſoll.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo erhob ſich vor ſeinen Augen eine Mauer auf der ganzen Länge des Weges, der er eben durchlaufen hatte. Das iſt, wie man ſagt, der Grund, warum ſelbſt bis auf unſre Tage Konſtantinopels Mauern nie über die Stelle hinausgerückt werden konnten, auf welcher ſich der Prinz aufgehalten hatte.“ Der Jüngling, fügt die Geſchichte hinzu, wurde Czar und entriß dem Großvater die Macht.

Nachgrabungen in Khorsabad. Hr. Victor Place richtete im Auguſt aus Moſſul an Hrn. Saulcy einen Brief, der im Athenäum Français abgedruckt iſt, und dem wir folgende Stelle entnehmen: „Ich will Ihnen davon berichten, daß ich in den Pfeilerzwiſchenräumen der äußern Mauern des Harems ein Dutzend Gefäße von gebrannter Erde von 9 bis 10 Spannen fand, deren jedes 70 bis 80 Reihen Inſchriften enthielt. Außerdem fand ich im Winkel eines Saales des mit Sculpturen gezierten Palaſtes etwas ſehr ſeltſames. In einer ziemlich großen viereckigen Vaſe von Gyps, deren Deckel mehrere Zeilen Schrift trägt, traf ich fünf verſchiedene Subſtanzen, die auf beiden Seiten mit Inſchriften bedeckt waren. Die eine, eine Art Scheibe von Elfenbein, ſo groß wie eine Hand, iſt mit ausgezeichnet fein ausgeführten Buchſtaben bemalt; die zweite iſt eine Platte von Blei; die dritte eine Kupferplatte mit 60 Linien Schrift; die vierte von Silber trägt 50 Linien, aus welchen Loftus, der darin nicht viel ſtärker iſt als ich, eine Liſte von Göttern in babyloniſcher Sprache zu leſen glaubt; die fünfte von Gold mit 40 Linien hat ungefähr den Werth von 600 Francs. Auf dieſen Stücken, die bis jetzt einzig in ihrer Art ſind, gibt es etwas zu leſen, und ich bin ſehr begierig zu erfahren was die Aſſyrier wichtiges hiemit ſagen wollten, da ſie es auf ſo koſtbare Metalle einzeichneten. Wären Sie Conſervator des antiken Muſeums, ſo würde ich Ihnen noch von mehrern Reihen Bastelief berichten, die in den fünf oder ſechs neuerdings ausgegrabenen Gemächern gefunden wurden und mit welchen ich unſere Sammlung, damit ſie nicht zu ſehr gegen die engliſche zurückſtehe, vergrößern möchte. Uebrigens gibt es noch manches zu hacken, um ſie völlig auszuſchaufeln und aus den Gräben herauszubringen.“

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Proviſoriſche Redaction von Dr. Guſtav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 47. 24 November 1854.

Die Bewegung im angloindischen Reiche und das neue India-Gesetz.

(Mitgetheilt von Professor R.)

Alle Bestrebungen von innen, alle Eroberungen von außen waren unvermögend, das festgewurzelte Gebäude des Brahmanismus zu erschüttern. Das indische Volk ist dasselbe geblieben durch die zahlreichen Jahrhunderte seiner Geschichte. Erst die wenigen Jahrzehnte englischer Herrschaft, vorzüglich die mit Lord Bentincks Verwaltung begonnene Reformzeit legte den Grund zur religiösen, staatlichen und bürgerlichen Umgestaltung. Anzeichen großartiger Wandlungen treten bereits in Menge hervor beim herannahenden Ablauf des Freibriefes der ostindischen Hansa vor einigen Jahren. Eine große Bewegung entsteht allenthalben in Hindostan und Dekhan. Vereine bilden sich zu Kalkutta, Madras und Bombay.

Hier werden Regierung und Verwaltung des angloindischen Reiches, das Treiben und die Lage der Behörden in England und Indien bis in die kleinsten Einzelnheiten besprochen; hier sind die zahlreichen Bittschriften ans Parlament zur Abhülfe vieler Beschwernisse berathen und aufgesetzt worden. Man hat sich nicht unvorbereitet zusammengefunden. Schon seit mehreren Jahren wurden die Landesangelegenheiten in verschiedenen Sprachen und Mundarten, mittelst einer Menge Zeitungen und Zeitschriften — unbedingte Preßfreiheit herrscht im Reiche — nach mancherlei Seite besprochen und die Mißbräuche aufgedeckt. Einladungen ergehen zu Beiträgen, und schnell sind zur Förderung der indischen Angelegenheiten in England große Summen gezeichnet, und wir stehen an der Pforte einer tief greifenden europäisch-asiatischen Bewegung.

Das neue India-Gesetz (30 April 1854) ist ins Leben getreten, aber die Bewegung dauert fort, sie wird wachsen je mehr westliche Sitten sich verbreiten und die Insassen Hindostans vorschreiten an Einsicht und angelsächsischer Bildung. Schon im Mai 1854 ist zu Madras ein den Kastenunterschied beseitigender Reformverein zusammengetreten, der sich die Aufgabe stellt richtigere Ansichten über Indien und seine Regierung in England zu verbreiten. [1] Die Klagen mehren sich und der Zwiespalt zwischen den fremden Herren und ihren östlichen Unterthanen ist im Wachsen begriffen. Dieß gereicht aber England keineswegs zum Nachtheile. Die Klagen selbst, so begründet auch die meisten sind — sie stammen zum Theil aus den Zeiten vorbrittischer Herrschaft — geben Zeugniß von Großbritanniens gesunden Regierungsgrundsätzen. Wo sich die Leute am meisten beschweren dürfen, sind sie am freiesten. [1] Während der Verhandlungen über die Erneuerung des Freibriefs vor 20 Jahren (1832 und 1833) ward dem Parlament nicht eine einzige Bitt- und Klageschrift der Hindu und Moslem überreicht. Die Debatten selbst haben nur geringe Aufmerksamkeit im angloindischen Reiche hervorgerufen. Dießmal aber sind zahlreiche Eingaben eingelaufen. Man findet hier die Wünsche und Bedürfnisse der verschiedenen Völkerschaften und Classen Hindostans von Individuen wie von Gesellschaften unverschleiert und unverkürzt dargelegt.

Diese Bittschreiben enthalten den wichtigsten und lehrreichsten, durch die letzte Untersuchung der indischen Verhältnisse zu Tage geförderten Stoff: bei weitem wichtiger als die nicht selten vom Interesse eingegebene Zeugschaft der Compagniebeamten. Das wiederholt gestellte Gesuch, noch mehrere Einheimische aus Indien kommen zu lassen oder eine Untersuchungscommission dahin zu senden, ward wiederholt zurückgewiesen. Die vielen blauen Bücher sind aber keineswegs ein genügender Ersatz. Sie sind mangelhaft in mancherlei Beziehung. Die Herren streichen was ihnen nicht behagt, was wie man sich ausdrückt dem Staatswohl zuwiderläuft, und sagen: „das Document ist bloß im Auszug mitgetheilt." Ueber manche Vorkehrungen und Ereignisse werden alle Quellen zurückgehalten, selbst nach vieler Jahre Verlauf der Zugang nicht gestattet. Herrn Manschman, dem Sohn des berühmten Gelehrten und Baptistsendboten, verweigert man immer noch die Urkunden zur Geschichte der Serampor Mission. Sogar der eigene Untersuchungsausschuß für die indischen Angelegenheiten (1833) erklärt sich gegen

[1] Die weiter unten erwähnten Petitionen gegen Proselytenmacherei weissagen dieser Reform des Kastenwesens geringen Erfolg. A. d. R.

[1] Die Liberalität der indischen Verwaltung hinsichtlich der Presse ist doch keine so unbedingte. Nach einer neueren Verordnung befördert die Post die englischen Zeitungen im Gewicht von 6 Tola's um den Preis von 2 Anna's, während sie von indischen Blättern um den gleichen Preis nur das halbe Gewicht zuläßt, und diese Maßregel ist in England selbst geradezu als gegen die freie Discussion der indischen Journale aufgefaßt worden, die nicht so harmlos seyen, wie die englischen. A. d. R.

Veröffentlichung der auf den afghanischen Krieg bezüglichen Denkschriften.

Bei der nachfolgenden Darlegung des Inhalts der verschiedenen Bittgesuche waren Wiederholungen kaum zu vermeiden. Sie sollten auch nicht ganz vermieden werden. Jene immer wiederkehrenden Klagen geben Zeugniß von den allgemeinen und in allen Classen gefühlten Mängeln, von den im ganzen Lande lebenden Hoffnungen und Wünschen. Die Hindu der Provinzen Bengalen, Bichar und Orissa z. B., sowie anderer Länder und Kreise erheben dieselben Klagen über die neue in Indien verkündete Erbordnung, welche keine Schmälerung des Besitzthums der Proselyten gestattet. „Dem Gesetze werde der religiöse Boden, worin seit Bestand des Hindustaates alle Verhältnisse wurzeln, entzogen. Unerträgliche Begünstigung des Abfalls vom heimischen Glauben sey dadurch geboten. Ueberdieß sey das neue Erbgesetz ein Treubruch der (1781 und 1793) feierlich gegebenen Versicherungen. Solche Begünstigung des Proselytenthums wäre gar nicht nothwendig. Die vom Glauben ihrer Väter und ihres Vaterlandes zum Christenthum Abfallenden treten ohnehin in höchst günstige Lagen. Ihnen werden Stellen und Beförderungen geboten, worauf die dem tausendjährigen Glauben Treugebliebenen verzichten müssen."

Die Moslem Bombays erkennen vollkommen die Wohlthat der englischen Regierung an. „Ihre Stadt, ehemals unbedeutend und gering bevölkert, sey jetzt der vorzüglichste Hafen und Handelsplatz des westlichen Indiens, von einer halben Million Menschen bevölkert, wovon ein Fünftel zum Islam sich bekennt. Aber auch ihnen wäre das väterliche Erbrecht geschmälert. Die Bestimmungen des Korans, welcher nicht bloß religiöse Vorschriften sondern die bürgerlichen Gesetze enthält, werden mißachtet, und die Gläubigen nach fremden Ordnungen gerichtet. Die Moslem ehren ihr Gesetz als den Ausspruch des Propheten, es ist ein heiliges unwandelbares Gesetz, kein Gerichtshof kann, darf es beugen. Wer da richtet im Gegensatz zur Offenbarung, der ist ein Ungläubiger."

Der Scheich und Grundbesitzer Ahmed Cubbay hält die Bittschrift seiner Glaubensgenossen für unzureichend und fügt ein Schreiben hinzu, welches in schroff hingestellten Sätzen, mit kurzen und gedrängten Worten, alle Beschwerden der ganzen Bevölkerung zusammenfaßt in Hindostan und Dekhan. „Nicht genug ists, so spricht Ahmed Cubbay, zu fordern daß den Uebergriffen der Regierung in religiösen Angelegenheiten gesteuert werde. Hindu und Moslem sollten künftig keine Steuer bezahlen zum Unterhalt der Diener einer fremden, der Christusreligion. Die indische Regierung möge Capläne fürs Militär halten; wozu aber die Masse hochbesoldeter Geistlichen, Bischöfe und Erzbischöfe? Wollen englische Beamten und andere Residenten Geistliche, so mögen sie dieselben auch bezahlen, gleichwie die andern Glaubensgenossen, Insassen des angloindischen Reiches."

„Viele Besoldungen müssen, wenn nicht ganz aufgehoben, doch bedeutend gemindert werden. Nur in solcher Weise wäre Erleichterung des kaum erträglichen Abgabendruckes zu erzielen. Zehntausend Rupien den Monat für den Statthalter Bombay's, fünftausend für den Militärcommandanten reichen hin; hiebei möchten alle andern Unkosten, wie Reisediäten, inbegriffen seyn. Die Räthe der Präsidentschaften sind überflüssig, ihre Aufhebung soll alsbald erfolgen. Alles Geld zur Heranbildung indischer Beamten sollte in Indien selbst, welches die bedeutenden Summen zahlt, ausgegeben werden."

„Die Militär- und Civilstellen sollen den Einheimischen aller Religionen und Kasten offen stehen, der Unterschied zwischen pragmatischem und unpragmatischem Dienst unterbleibe. Fähige mögen ihre Aemter für bestimmte Summen erkaufen, welche zum Vortheil des Landes verwendet werden. Ein bestimmter Theil des Einkommens, wenigstens fünf von Hundert, sey auf Straßen, auf Wasserbehälter und andere Landesverbesserungen zu verwenden. In kurzer Zeit bringen die Auslagen hundertfachen Gewinn. Die vor wenigen Jahren nach dem Hafen Komptah erbaute Straße steigerte die Zollerträgnisse von fünf auf zwanzigtausend Pfund. Die bloß 72 Meilen lange Straße von Bombay nach Punah trägt an Zöllen die jährliche Summe von viertausend Pfund.

„Das Gerichtswesen bedarf einer gründlichen Verbesserung; die Entscheidung über Appellationen läßt jetzt fünf und mehr Jahre auf sich warten. Die schamlose Salzsteuer muß abgeschafft werden,[1] sowie alle andern Abgaben auf nothwendige und tägliche Bedürfnisse. Ist ein Verringern der Besoldungen nothwendig, so möge dieß hohe Beamte treffen, nicht wie bis jetzt geschehen, die niedern, welche häufig 20 bis 25 vom Hundert Abzug erleiden. Früher zahlte man als Gerichtskosten höchstens fünf Procent der strittigen Summen. Seit Einführung des Stempelpapiers (Juni 1816) belaufen sie sich ohne Advocatengebühren nicht selten auf mehr als ein Viertel. Eine solche Regierung handelt gegen ihre Pflicht. Sie sollte, anstatt sie durch solche grausame Abgaben zu Grunde zu richten, ihre Unterthanen, wie ein Gärtner die Blumen und Pflanzen, pflegen und erhalten. Neue Abgaben sollten künftig nicht ohne Zustimmung der Steuerpflichtigen erhoben, und auch dann zuvor noch die Erlaubniß des Parlaments eingeholt werden. Die Schenkungen und Leben früherer Regierungen dürfen nicht, wie jetzt so häufig geschieht, eingezogen werden. Vergabungen der Art sind, gemäß dem Herkommen, erst beim Abgang der directen männlichen Nachkommenschaft erloschen.

Die Handelskammer zu Bombay klagt vorzüglich über Mangel an Straßen und aller Verkehrsmittel im Binnenlande. „Die Interessen des Handels und der Menschlichkeit leiden dadurch im gleichen Grade. Bei einem Flächenraum von 70,000 Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von sieben Millionen Seelen, Sindh nicht mitgerechnet, besitzt die Präsidentschaft bloß eine Straßenstrecke von 400 Meilen für Wagen geeignet und vierundzwanzig Meilen Eisenbahn. In Candeisch starben vor einigen Jahren Tausende des furchtbaren Hungertodes, weil der Ueberfluß von Punah, das so weit von Candeisch wie London von Yorkshire, nicht herbeigeschafft werden konnte. Diese Thatsache steht keineswegs allein: auch zu Schelapor gen Süden, zu Gwalior im Norden starb die Bevölkerung vor einigen Jahren am Hungertode, ob der Unmöglichkeit der Lebensmittelzufuhr aus der Umgegend. Hiezu die massenhafte Verwüstung des Thierlebens. Die Ochsen fallen wegen zu großer Anstrengung zu Hunderten. Von den aus Candeisch und dem übrigen Dekhan nach Bombay getriebenen Schafen stirbt ein gutes Drittheil.

---

[1] Für die Salzgruben in den Pergunnadistricten ist das Salzmonopol jetzt abgeschafft worden, und damit ein erster Schritt zur Abstellung dieser Klage gethan. A. d. R.

„So lange vom fruchtbarſten Lande des weſtlichen Indiens bloß ein Achtel angebaut wird und in guten Jahren auch die Erzeugniſſe dieſes geringen Anbaues verfaulen, weil Straßen und Wege fehlen, ſo lange iſt an wirkſame Hülfe des gedrückten Bauernſtandes nicht zu denken. Nur aus Mangel an Verkehrsmitteln leidet der Ackersmann unter dem Druck einer verhältnißmäßig ſo geringen Grundſteuer, wie zwei Schilling vom Morgen.

„Dieß auch der vorzüglichſte Grund, warum wir unſern Baumwollenbedarf nicht aus Indien ziehen können. Die Productien in Mittelindien koſtet nicht ſo viel wie in Amerika, aber ihre Verführung bis zum nächſten Seehafen kommt wenigſtens eben ſo hoch wie der Ankauf. Würde das Gebrechen beſeitigt, ſo müßte die Wohlhabenheit ſich mehren, und die Ausfuhr engliſcher Fabrikate nach Indien in großem Maaßſtabe zunehmen. Jetzt beträgt ſie jährlich bloß einen Schilling vom Kopf, während ſie in Südamerika, einem Land das füglich mit Indien verglichen werden darf, auf das Zehnfache kommt. In Auſtralien verbraucht die Perſon für acht Pfund Sterling unſerer Waaren, was freilich zum Theil in den beſondern Verhältniſſen dieſes Landes ſeine Erklärung findet. Die Wichtigkeit der Canäle, der Straßen, Waſſerbehälter und anderer öffentlicher Werke iſt von den ehemaligen Landesherren, Moslem wie Hindu, wohl erkannt worden. Die Ruinen öffentlicher Bauten geben hievon Zeugniß; ſie waren größer als alle bis jetzt von den Engländern unternommenen Werke.“

Die umfaſſendſte Beurtheilung der angloindiſchen Regierung und der einheimiſchen Volkszuſtände enthält die Eingabe aus Madras. „Erſcheinen auch“, erklären die Bittſteller in der Einleitung, „mehrere Angaben und Beſchwerden nicht hinlänglich durch Zeugniſſe erwieſen, ſo tragen nicht wir die Schuld des Mangels, ſondern die in Geheimniß ſich hüllende Verwaltung. Unſere wiederholten Geſuche um Abſchriften der Verordnungen wurden nicht einmal einer Antwort gewürdigt.“ Hauptbeſchwerniſſe aller Inſaſſen des angloindiſchen Reiches ſind maaßloſe Steuern und die Plackerei ihrer Erhebungsweiſe; Unzulänglichkeit, Verzögerung und die großen Unkoſten der Compagnie-Gerichtshöfe, Mangel an Straßen, Brücken und Bewäſſerungsmittel, endlich die geringe Fürſorge für Erziehung und Bildung. Der Madrasverein wünſcht überdieß die Minderung der Ausgabe und eine Regierungsform, mehr geeignet für das Wohl der Einwohner, für das Aufblühen des Reiches.“ Es erſcheint ungeeignet die Denkſchrift ihrem ganzen Inhalte nach mitzutheilen; im Weſentlichen iſt ſie von den bereits erwähnten Eingaben nicht verſchieden. Einige Stellen mögen zur Bezeichnung des bittern gereizten Tones hinreichen:

„Die Hindu“, ſchreibt unter andern der Madrasverein, „ſind ein ackerbautreibendes Volk; Ackerbau iſt's vorzüglich, wovon die Abgaben fließen. Die Hinduregierungen belegten jedes Dorf, jede Ortſchaft mit einer im Verhältniß zum Boden beſtimmten Steuerſumme. Sie ſchwankte von einem Sechstel im Frieden bis zu einem Viertel in Kriegszeiten. Ausſchüſſe der Dorfſchaften vertheilten die Steuer unter die Einzelnen. Die Engländer erheben jetzt, gleich wie früher die Moslem gethan, die Hälfte des rohen Bodenerträgniſſes. Die Engländer ſind aber hiezu, abgeſehen daß Land und Leute bei dieſer maaßloſen Forderung zu Grunde gehen, ſowohl durch ihren Glauben wie durch die Umſtände, unter welchen ſie Hindoſtan gewannen, weniger berechtigt. Mit Hülfe der Eingebornen haben ſie das Reich begründet und ſieben Achtel der Truppen, welche die Herrſchaft behaupten, ſind Eingeborne. Dann erlauben ſich die Beamten unter der von Lord Cornwallis wie von Sir Thomas Munro eingeführten Erhebungsweiſe, dem ſogenannten Semindar und Reietwar-Syſtem, zahlloſe Bedrückungen. Abhülfe iſt bei der beſtehenden Gerichtsverfaſſung unmöglich. Man greife wieder zur alten Form, belege Gemeinden und Dorfſchaften im Ganzen. Hiemit werde die Erneuerung der angeſtammten Dorf- und Gauzerichte verbunden.

„Nicht weniger drückend und in ſchreiend ungerechter Weiſe vertheilt iſt die ſogenannte Matupha oder Gewerbsſteuer. Andere neuerdachte Künſte, um die Staatskaſſen zu füllen, müſſen ebenfalls abgeſchafft werden, ſie wirken zu nachtheilig auf die ganze Bevölkerung. So die Branntweinaceiſe. Die Pächter der Regierungsſchenken ſehen natürlich nur auf ihren Vortheil. Die Branntweinpeſt verbreitet ſich mittelſt ſolcher über das ganze Land zerſtreuten Wirthſchaften nach allen Richtungen. Trunkenheit, unerhört während der Herrſchaft der Hindu und Moslem, wird unter dem europäiſchen, unter dem chriſtlichen Regimente ein täglich mehr um ſich greifendes Laſter. Alle Vorkehrungen, welche zur wirklichen oder eingebildeten Erhebung, zur wirklichen oder vorgeblichen Bildung des Volkes getroffen wurden und getroffen werden können, ſind hiedurch im voraus aufgehoben.

„Die Reietwar oder bäuerliche Erhebung der Grundſteuer iſt bloß deßhalb beliebt worden, um den Einfluß der großen Grundbeſitzer und jeder Ariſtokratie zu brechen. Man will jeden Bauern unmittelbar unter die Regierung, unter ihren Einfluß bringen. Auch befördert man hiemit die Theilung des Landes und Vermögens, und ſomit die Schwächung der Gemeinden und Markgenoſſenſchaften, der Stämme und Völkerſchaften.

„Staatsſchulen, unabhängig von Miſſionsbeſtrebungen, ſollen aller Orten errichtet, und da die engliſche Sprache noch wenig im Binnenlande verbreitet iſt, wiſſenſchaftliche Werke in die Volksdialekte überſetzt und verbreitet werden. Die ungehörige Förderung des Miſſionsweſens durch den frühern Staathalter Marquis von Tweeddale hat bei uns in Madras vorzüglich die ſtarke Oppoſition hervorgerufen. An Mitteln für ſolche Regierungsſchulen kann es nicht fehlen, finde man ſie doch zu andern nutzloſen Einrichtungen; ſo die ganze neugeſchaffene Hierarchie der anglikaniſchen und ſchottiſchen Kirche, welche dem Lande ſo viele Tauſende koſtet. Die Bewohner Hindoſtans brauchen und wollen ſie nicht. Warum ſollten ſie auch die Diener eines fremden Glaubens zahlen? Wer ſie braucht, mag auch ihre Beſoldung tragen. Tweeddale's Nachfolger, Sir Henry Pottinger, treibe es nicht beſſer. Staatsanſtalten werden nicht geſchaffen, den Miſſionären hingegen zu ihren Schulen ſogenannte Hülfsgelder bewilligt. Pottinger verdammt überdieß die Eingebornen als unfähige, ſchlechte Menſchen, ohne ſie zu kennen, indem er ſie zu keiner Zeit ſeines Umgangs würdigte. So er und ſeine ganze Umgebung. Wenn wir Klagen erheben, wird uns, wie namentlich der Hindugemeinde 1846 geſchehen, die Antwort: wir möchten hievon ablaſſen, wir kennten ja die Thatſachen nicht, welche in den amtlichen Documenten enthalten ſind. Bitten wir um Mittheilung der Documente, ſo werden wir keiner Antwort gewürdigt.

„Möge man doch bei allen Maaßnahmen, welche jetzt beſprochen, welche jetzt ausgeführt werden, die großen Veränderungen im Auge behalten, welche während der letzten Jahre in Indien vorgegangen ſind. Man ſollte uns jetzt keine jungen Leute mehr als Beamte ſchicken, die kaum der Schule entlaſſen, ohne Welt und Geſchäftskenntniß ſogar der Neigung ermangeln, ſich weiter auszubilden. Sind doch Beiſpiele genug vorhanden, daß junge Leute, die noch vor drei Jahren zu Hailesbury ſaßen, Richter-, Magiſtrats- und Einnehmerſteller erhielten, mit einer Art unbeſchränkter Oberherrlichkeit über hundert bis hunderfünfzigtauſend Seelen. Wozu wäre auch ſolchen Jungen eine weitere Ausbildung nothwendig. Sie haben ihre gute lebenslängliche Verſorgung, mögen ſie ihr Amt ſo oder anders verwalten. Wir in Indien erfreuen uns tüchtiger Männer genug. Und in der That führen ſie auch jetzt ſchon des Landes Geſchäfte, wenn auch unter dem Namen eingeborner Gehülfen. Die jungen Leute beziehen bloß ihre großen Beſoldungen, ihre großen Penſionen. Ja ſelbſt die einheimiſchen Richter überragen die uns übers Meer herübergeſchickten Engländer, wie Sir Erskine Perry, Oberrichter zu Bombay, laut verkündete und verkündet.

„Wir hoffen das Parlament werde dieſe dargelegten Mißſtände beachten und bei der bevorſtehenden Aenderung der indiſchen Regierung beſeitigen. Es ſind nur wenige Uebel, die wir aus der großen Maſſe hervorheben. Die Zeit mangelt, es fehlen die bei den Behörden liegenden Beweisſtücke, um alle unſere Beſchwerniſſe darzuſtellen. Eine gemiſchte Unterſuchungscommiſſion, aus Engländern und Eingebornen, aus Beamten und Bürgern, theils in Indien ſelbſt, theils in Großbritannien gewählt, möge alsbald zur Unterſuchung der Lage und Zuſtände des angloindiſchen Reiches nach allen Richtungen, nach allen Beziehungen, zuſammentreten. Nur mittelſt einer ſolchen Behörde kann die Wahrheit zu Tage kommen. Bis die Unterſuchung vollendet, möge der Freibrief der Compagnie immer nur auf Jahresfriſt erneuert werden. Dann ſollte, damit die Regierung Indiens immerdar nach den wechſelnden Landesbedürfniſſen umgeſtaltet werden könnte, alle drei oder wenigſtens alle fünf Jahre eine öffentliche Unterſuchung und Beſprechung unſerer Angelegenheiten im Parlamente ſtattfinden. Dadurch wird die Bevölkerung dieſes großen und fernen Reiches Gelegenheit erhalten ihre Klagen und Wünſche darzulegen. Solch eine Vorkehrung wird auch die Behörden und Beamten unſeres Landes zur eifrigen Pflichterfüllung antreiben. Wiſſen ſie doch, daß ſie unter einer beſtändigen und wirkſamen Oberaufſicht der Gewalten ihrer Heimath ſtehen."

Dieſer Denkſchrift vom 10 Dec. 1852 folgte eine andere desſelben Eingebornen-Vereins der Stadt und Präſidentſchaft Madras (21 Mai 1853) zur Beſtätigung und Erweiterung ihrer Klagen und Wünſche. „Der ſicherſte Beweis vom ſchlechten Erfolg der Rciotwar oder bäuerlichen Erhebungsweiſe der Grundſteuer, heißt es darin unter anderm, ſey folgende Thatſache. Die Grundſteuer zu Madras betrug im Jahre 1807 57 Lak Rupien (gegen acht Millionen Gulden unſeres leichten Geldes). Im Sterbejahre des Sir Thomas Munro (1827) iſt ſie auf 42½ herabgeſunken. Das Parlament müſſe nothwendig dieſe Erhebungsweiſe, wobei der Landmann in Armuth und Elend verſinkt, aufheben. Man möge nur an Ort und Stelle eine ſorgfältige, unparteiiſche Unterſuchung anſtellen laſſen.

„Es leuchtet ein daß es ungerecht iſt, die Ausſagen der Compagniebeamten zur Richtſchnur zu nehmen. Wie oft haben dieſe Beamten nicht aus Neigung zu gewiſſen Einrichtungen, dann um ihren Vorgeſetzten zu gefallen, oder aus Unkunde die für Indien wichtigſten Angelegenheiten im unrechten Lichte dargeſtellt! Man ſollte deßhalb eine königliche Commiſſion einſetzen, wobei die Eingebornen ihre Klagen und Beſchwerden vorbringen könnten. Nur in ſolcher Weiſe werde die Wahrheit offenbar.

„Die Räthe bei den verſchiedenen Präſidentſchaften mögen beibehalten und den Eingebornen, wie im benachbarten Ceylon geſchieht, der Zutritt geſtattet ſeyn. Nun hören wir überdieß, daß dem Cap der guten Hoffnung und Neuſeeland Conſtitutionen verliehen worden ſind, wodurch die Einheimiſchen ſich derſelben Volks- und Municipal-Freiheiten erfreuen, wie die europäiſchen Coloniſten. Euer ehrenwerthes Haus möge doch die Barbaren des Cap und die Cannibalen Neuſeelands nicht für geeigneter, nicht für würdiger eines Antheils in Beſorgung ihrer Angelegenheiten erachten, als die Bewohner eines Landes, welche vor vielen tauſend Jahren in der ganzen Welt berühmt waren wegen ihrer Civiliſation, wegen ihrer Literatur und ihres Handels, welche ihre eigenen Fürſten, Regierungen und Geſetzbücher hatten, lange bevor England ſich eines Namens erfreut in der Geſchichte. Wir ſprechen es offen aus, es müßte uns zur großen Beſchwerde und zum gewaltigen Aergerniß gereichen, würden wir ferner regiert, wie bis jetzt geſchehen. Wir haben ſelbſt geeignete Leute genug, und doch ſollen wir unter fremden Beamten ſtehen. Wir, die mit den Europäern in den Künſten, in Wiſſenſchaften und Literatur wetteifern, und zwar wie allgemein zugeſtanden nicht ohne großen Erfolg, wir Hindu werden weniger geachtet als Hottentoten und Neuſeeländer."

Dieſe und andere Denkſchriften haben bei der Compagnie und der Oberaufſichtsbehörde, beim Parlamente und ſeinen Ausſchüſſen ein peinliches Gefühl erregt. Sie konnten auf dieſe ſchlagende, auf Thatſachen gegründete Darſtellung nichts erwiedern. Man forſchte nun nach den Urhebern, ob ſie in der That das Erzeugniß der Eingebornen oder der Europäer wären. Mag auch die Feder einem Engländer angehören, Thatſachen und Gefühle ſind ſicherlich die der Eingebornen. Der Vorſtand des Madras-Vereins erfreut ſich einer engliſchen Erziehung, er beſitzt auch eine zahlreiche Bibliothek, ſchreibt und ſpricht die Sprache der Angelſachen gleich wie ein engliſcher Gentleman. Und der Mann kennt Indien, ſeine Beſchwerniſſe und Klagen. „Man glaubt in England, ſagt Hr. Lewin, welcher wegen Neigung für die Eingebornen und wegen Widerſtandes gegen die Maaßregeln des Marquis Tweeddale ſeines Richteramtes und der Rathsherrnſtelle enthoben wurde, man glaubt in England, Indien werde vortrefflich regiert, da man dort weniger Schwierigkeiten begegnet wie in den andern Beſitzungen Großbritanniens. Dieß kommt aber daher, weil in Hindoſtan noch keine erleuchtete öffentliche Meinung exiſtirt und unter den beſtehenden Umſtänden ſich auch nicht leicht heranbilden kann. Ich bekleidete während eines Zeitraums von 25 Jahren die verſchiedenſten Stellen und kenne jenes Land. Bei den Gerichtshöfen gibt es keine Berichterſtatter und die Advokaten ermangeln des Muthes, die Blößen der Richter offen darzulegen. Würde eine ehrliche Unterſuchung

von einer in Indien ſelbſt tagenden Commiſſion eingeleitet, Volk und Regierung Großbritanniens würden in Erſtaunen gerathen über den maſſenhaften Unfug im aſiatiſchen Reich."

Zur Beſtätigung ſeiner Anklage erzählt Hr. Lewin vor dem Parlamentsausſchuß eine Menge gräßlicher Vorfälle und Mißbräuche, Grauſamkeiten, Bedrückungen und lügenhaftes Weſen — Dinge, welche von keiner Seite widerſprochen werden konnten. Die Papiere in Betreff ſeiner Entſetzung ſind dem erſten Bericht der Gemeinen (1853) beigegeben. Nur des einzigen Vergehens, daß er den beſtehenden Vorſchriften zuwider als Beamter die eigene Regierung in öffentlichen Blättern befehdete, konnte man ihn bezüchtigen. Die Madrasregierung unter Tweeddale wie unter Pottinger wollte die Wahrheit nicht hören, namentlich nicht von ihren eigenen Dienern. Ein auffälliges Beiſpiel iſt die Behandlung der aus drei tüchtigen Männern beſtehenden Commiſſion für die öffentlichen Arbeiten, Boundillon, Einnehmer der nördlichen Gemarkung Arkots, Major Cotton, bürgerlicher Ingenieur, und Major Balfour vom Kriegsminiſterium. Ihr Bericht vom 23 Dec. 1852, eine der ausführlichſten und werthvollſten Arbeiten über die innern Zuſtände der Präſidentſchaft, dem wir bloß einige allgemeine Ergebniſſe entnehmen können, ward von Pottinger der Art übel empfunden, daß der ganzen Commiſſion der Zutritt zum Regierungshaus verboten wurde. Ihre Arbeit kann mit Recht als Anhang zur Beſchwerdeſchrift des Madrasvereins betrachtet werden. Sie enthält die Beſtätigung vieler ihrer Klagen.

„Mit Ausnahme der Gemarkung Kanara und Malabar", ſchreibt die Commiſſion, „hängt Anbau und Fruchtbarkeit der Länder Madras an der künſtlichen Bewäſſerung. Die frühern Machthaber, Hindu und Moslem, erkannten ihre Wichtigkeit. Oeffentliche Arbeiten der Art gehörten zum Finanzminiſterium, insbeſondere zur Maramut- oder Ausbeſſerungsbehörde. Sie war theils ganz vernachläſſigt, theils gar ſchlecht beſtellt während der erſten Zeiten unſeres Regiments. Wenige Jahre vergingen, und die Regierung erkannte das Gebrechen. Oberaufſeher der Teichverbeſſerungen wurden ernannt, ihnen nach und nach mehrere Ingenieure beigegeben und die Aufſicht über beſtimmte Diſtricte oder Rechenämter, deren 20 ſind in der Präſidentſchaft, unter ſie vertheilt. Die Ingenieure gehörten und gehören zum Finanzminiſterium. Auch der Straßenbau ward ihnen übergeben, der jedoch, weil man ſeine Wichtigkeit mißkannte, vernachläſſigt blieb. Für Waſſerbehälter und Vorrichtungen zur Landesberieſelung hatten die frühern Regierungen hinlänglich geſorgt; es wäre bloß nothwendig geweſen die vorhandenen Arbeiten im wirkſamen Zuſtand zu erhalten. Straßen hingegen und ſchiffbare Canäle waren in der Präſidentſchaft Madras kaum vorhanden. Man ſah nur Bergpaſſagen für Artillerie und Cavallerie, und zwar ſchlecht unterhalten; es wurden ſelbſt keine Flußbauten vorgenommen, um den von der Natur gegebenen Verkehrsmitteln nachzuhelfen. Hiezu füge man die Menge Binnenabgaben. Es ſchien als wenn man abſichtlich den Verkehr erſchweren oder ganz unmöglich hätte machen wollen.

„Unſere Regierung hat bis jetzt zur Abhülfe dieſer mannichfachen Mißſtände wenig gethan. Es iſt dieß um ſo auffälliger, weil, wo immer man der Bewäſſerung und dem Straßenbau Aufmerkſamkeit widmet, Einnahme und Verkehr ſich im gewaltigen Maaßſtabe vermehren. Bei vielen Werken iſt das Erträgniß vom Anlagcapital 71 Proc. Der Bezirk Tanjor bringt eine Einnahme dreimal ſo viel als Chieglipat, und fünfmal ſo viel als Cuddapah. Die Bevölkerung Tanjors iſt zwei einhalbmal dichter als in Chieglepat und viermal ſo dicht als in Cuddapah. Und doch zahlt die Bevölkerung Tanjors die größere Steuer leichter, es bleibt ihr mehr übrig als jener in den geringer bewohnten Gauen. Warum? In Tanjor wurden auf Bewäſſerung größere Sorgfalt, größere Capitalien verwendet. Wegen Bewäſſerungsmangels entſtehen in den Ländern der Präſidentſchaft, wie auch ſonſt zu Dekhan und Hindoſtan Hungersnöthen, und in deren Gefolge allerlei Krankheiten. So 1832 zu Guntur, wo an 200,000 mehr als gewöhnlich ſtarben. Dieß brachte der Verwaltung ſolch einen Verluſt an directen und indirecten Steuern, daß ſelbſt bis jetzt der frühere Stand nicht erreicht werden konnte."

Die Commiſſion zeigt in vielen andern Fällen das nachläſſige, einſichtsloſe Verfahren der Regierung. Sie ſpare nicht bloß an dieſen ertragsreichen Arbeiten, ſondern laſſe ſelbſt die hiezu und für die öffentliche Erziehung angewieſenen Gelder unbenützt daliegen — Anklagen, welche von verſchiedenen Seiten, namentlich durch die Schriften des Advocaten John Brum Narten, beſtätigt werden.

(Schluß folgt.)

Der Adel in der Wüſte.

(Nach General E. Daumas. Revue des deux Mondes vom 1 Auguſt.)

(Schluß.)

Neben dieſen Sitten voll wilder Thatkraft, wie General Daumas ſie ſchildert (vergl. die letzte Nummer), ſtellt er weiterhin einige Familiengemälde, und beginnt mit der Ehrfurcht womit bei den Arabern die väterliche Gewalt umgeben iſt. „So lange das Kind ſehr jung iſt, gehört das Zelt ihm, ſein Vater iſt gewiſſermaßen der erſte ſeiner Sklaven, ſeine Spiele ſind die Wonne der Familie, ſeine Launen ſind das Leben und die Freude des häuslichen Herdes; aber ſobald es mannbar geworden iſt, da unterweiſt man es in der Ehrerbietung, es darf in Gegenwart ſeines Vaters nicht mehr ſprechen und nicht mehr den Geſellſchaften anwohnen, in welchen er iſt. Dieſe abſolute Ehrfurcht, wozu es dem Oberhaupt ſeiner Familie gegenüber verpflichtet iſt, ſchuldet es auf gleiche Weiſe ſeinem älteſten Bruder. Gleichwohl erreichen die arabiſchen Sitten trotz ihrer ariſtokratiſchen Strenge niemals die düſtere Härte, welche die patriciſchen Sitten in Rom hatten. So würde ein Vater ſeinen Sohn nur dann zum Tode verurtheilen, wenn er ſein Bett entehrt hätte, in jedem andern Fall würde er ſich darauf beſchränken ihn von ſeiner Nähe auszuſchließen.

„Wir haben flüchtig und in großen Zügen den Charakter des arabiſchen Adels ſkizzirt; verſuchen wir jetzt das eigentliche Leben

eines Edelmanns in einigen seiner feierlichsten Augenblicke darzustellen. Am Tag, wo in einem großen Zelt ein Kind zur Welt kommt, herrscht unermeßlicher Jubel. Alles kommt zum Vater des Neugebornen und spricht zu ihm: „möge dein Sohn glücklich seyn.“ Während die Männer sich um den Vater drängen, empfängt auch die Mutter Besuche. Die Frauen des Stammes begeben sich zu ihr. Männer und Weiber haben die Hände voll von Geschenken. Die Gaben sind den Glücksumständen angemessen. Von den Kameelen, Schafen und köstlichen Gewanden an bis herab zu Korn und Datteln strömen alle Schätze der Wüste in Fülle in das Zelt, das Gott so eben gesegnet hat. Der Empfänger all dieser Beweise von Zuneigung und Ehrerbietung ist verpflichtet großartige Gastfreundschaft zu üben. Manchmal bewirthet und fetirt er alle seine Gäste 20 Tage lang. Die Feste haben in der Wüste jenen Charakter der Größe, der allem inwohnt was auf diesem feierlichen Schauplatz des ursprünglichen Lebens vor sich geht.

„Sobald das Kind sich zu entwickeln anfängt, erhält es Unterricht im Lesen und Schreiben, was eine Neuerung bei den Dschuads ist. Früher beschäftigte sich der Marabut allein mit der Pflege der Wissenschaft. Der Mann des Degens verachtete gleich unsern mittelalterlichen Baronen alles Wissen, es schien ihm als ob die Cultur seines Geistes der Thatkraft seines Herzens Eintrag thäte; aber seitdem die Araber selbst bei dem geringsten unserer Soldaten Kenntnisse gesehen haben, die seine Bravour unangetastet lassen, sind sie zu einer andern Ansicht gekommen, und dann haben diejenigen welche sich entschlossen haben uns zu dienen, klar und deutlich eingesehen, daß der Unterricht sehr zu unseren Gunsten wirkt. Viele von ihnen haben sich zuletzt mit melancholischer Ergebung die Worte gesagt, die ich mir eines Tags aufgezeichnet: „früher konnten wir in Unwissenheit leben, denn Ruhe und Glück wohnten unter uns; aber in diesen unruhevollen Zeiten, die wir durchzumachen haben, muß die Wissenschaft uns zu Hülfe kommen.“ So vollbringt unser Einfluß langsam, selbst inmitten der Wüste, jenes Civilisationswerk, von welchem man unter uns zuweilen allzu kleinmüthig spricht, wie man es zuweilen auch allzu leicht nimmt.

Ueber der wissenschaftlichen Bildung werden in der arabischen Erziehung die Reitübungen und die Handhabung der Waffen keineswegs vernachlässigt. Sobald ein Junge sich auf einem Renner halten kann, läßt man ihn zuerst auf Füllen, dann auf ausgewachsenen Pferden reiten. Wenn er sich zu entwickeln anfängt, führt man ihn auf die Jagd, läßt ihn auf die Scheibe schießen, lehrt ihn seine Lanze dem Eber in die Seite bohren. Wenn er 16 oder 18 Jahre alt wird, wenn er den Koran kennt und zum Fasten fähig ist, verheirathet man ihn. Der Prophet hat gesagt: „Heirathet jung, die Ehe zähmt den Blick des Mannes und regelt das Benehmen des Weibes.“

Bis zu diesem Zeitpunkt hat die väterliche Zärtlichkeit, mit einer Aufmerksamkeit die sich keinen Augenblick verläugnet, über die Reinheit seiner Sitten gewacht. Man hat ihn niemals allein gelassen, ein Lehrer oder Diener haben stets seine Schritte begleitet. Man hat Männer von liederlichem Lebenswandel und sittenlose Weiber von ihm fern gehalten. Er muß derjenigen, die man ihm zur Gefährtin gibt, einen kräftigen Körper zubringen und eine Seele die von keinem Schmutz besudelt ist. Man wählt ihm ein junges Mädchen von gleichmäßiger Geburt, von unbeflecktem Ruf und wo möglich von großer Schönheit. Die Frauen seiner Familie sind es, die sich über diesen Punkt versichern. Man gestattet ihnen eine Untersuchung in den Zelten, wo die heirathsfähigen Mädchen wohnen. Man verlobt beide und dann findet die Hochzeit statt.

Der erste Tag dieser Feste, die gleich den Geburtsfeierlichkeiten von langer Dauer sind, ist der Tag der Einholung (Zefaf). Vier- bis fünfhundert prächtig gekleidete Reiter, auf ihren schönsten Pferden und mit ihren köstlichsten Waffen ausgerüstet, begeben sich unter Anführung der Verwandten der Braut nach dem Zelt derselben. Verschleierte Frauen auf Kameelen und Maulthieren begleiten sie. Man wählt zu dieser freudevollen Sendung die jüngsten und hübschesten Mädchen des Stammes. Die Reise, die zuweilen drei Tage dauert, ist eine fortwährende Fantasia. Die Pferde galoppiren, Schüsse knallen, und die Mädchen lassen jenen lang tönenden Ruf der Liebe und Freude erschallen, welcher die Seele der Kinder der Wüste mit unsäglicher Rührung erfüllt.

Wenn der Triumphzug an Ort und Stelle kommt, tritt der Vater der Braut vor: „Seyd willkommen, spricht er, ihr Eingeladenen des Herrn!“ Und nun beginnen Festmahle und Lustbarkeiten bis zum folgenden Tag, wo man sich von neuem auf den Weg begibt. Dießmal befindet sich die Braut unter der Truppe, und zwar reitet sie auf einer reichaufgeschirrten Maulesdin oder Kameelkuh. Sie hat ihrem Vater nicht Lebewohl gesagt. Ein etwas raffinirtes Schamgefühl verbietet ihr in dem Augenblick vor ihn zu treten, wo ihre Lebensstellung sich verändern soll. Auf gleiche Weise ist ihr verboten worden ihre älteren Brüder zu sehen. Ihr Leben als junges Mädchen ist zu Ende, sie gehört fortan einer andern Familie an. Im Augenblick der Abreise schließt ihre Mutter sie zärtlich in die Arme und spricht zu ihr:

„Du verläßest jetzt diejenigen, von denen du ausgegangen bist; du entfernst dich von dem Nest, das dich so lange Zeit geschützt hat, von welchem du dich aufgeschwungen hast, um gehen zu lernen, und du thust es, um dich zu einem Manne zu verfügen, den du nicht kennst, an dessen Gesellschaft du nicht gewöhnt bist. — Ich rathe dir ihm eine Sklavin zu seyn, wenn du willst, daß er dir ein Diener sey. — Begnüge dich mit wenigem. — Achte beständig auf das, was seine Augen sehen könnten, und sorge daß seine Augen niemals schlimme Handlungen sehen. — Wache über seine Nahrung, wache über seinen Schlaf, der Hunger verursacht Aufwallung, die Schlaflosigkeit erzeugt böse Launen. — Trage Sorge für sein Eigenthum, behandle seine Angehörigen und seine Sklaven mit Güte. Sey stumm für seine Geheimnisse. — Wenn er fröhlich ist, so zeige dich nicht verdrießlich. Wenn er verdrießlich ist, so zeige dich nicht fröhlich. — Gott wird dich segnen.“

Während diese Hochzeitreise vor sich geht, hat der Bräutigam ein reichgeschmücktes Zelt in Bereitschaft gesetzt und unter die Obhut einiger Freunde gestellt. Hier zieht die Braut mit ihrer Mutter und ihren weiblichen Verwandten ein. Man bietet ihr ein auserlesenes Mahl, und um sie her wird ein Fest gefeiert, bei welchem man vom Pulver bis zur Musik alles vereinigt hat, was die Fröhlichkeit in der Wüste unterhält. Abends 10 Uhr schleicht der Bräutigam in das Zelt, das verödet und schweigsam geworden ist. Am nächsten Morgen empfängt die Mutter der jungen Frau aus den Händen des Gatten das Hemd ihrer Tochter. Sie entfaltet dieses

Siegeszeichen vor den Augen aller und ſagt zu der zugleich ſtolzen und beſchämten Gattin: „Gott verleihe dir Stärke und Geſundheit! Du haſt unſere Hoffnungen nicht getäuſcht, du biſt eine brave Tochter, du haſt unſer Angeſicht niemals gelb gemacht.“

Die Hochzeitfeierlichkeiten währen oft drei Tage und drei Nächte. Sie beginnen von neuem, ſo oft der Gatte eine neue Frau nimmt. Das Geſetz geſtattet einem arabiſchen Chef vier Frauen zugleich zu haben, aber dieſe Anzahl genügt nicht, um die Begierde dieſer beweglichen und wollüſtigen Naturen zufrieden zu ſtellen. Es iſt vergebens, daß in Folge eines Gebrauchs der an die bibliſchen Sitten erinnert, der muſelmaniſche Ehegatte ſeinen geſetzlichen Frauen noch Beiſchläferinnen zugeſellen darf; auch dieſe Duldung genügt noch nicht. Die Scheidung muß unerſättlichen und unaufhörlichen Gelüſten zu Hülfe kommen. Man nennt manchen Araberchef, der 12 oder 15 rechtmäßige Frauen gehabt hat. Es läßt ſich wohl denken, daß ganz und gar kein Friede im Innern von Häuſern herrſcht, wo das Geſetz ſolche Elemente der Unordnung duldet. Zuweilen iſt das Zelt in zwei Theile abgetheilt. Ein Zimmer iſt ausſchließlich den Frauen vorbehalten, ein anderes gehört dem Manne, letzteres nimmt der Reihe nach jede der Frauen auf, die er ſich zur Geneſſin ſeiner Nächte erkieſt. Inzwiſchen iſt dieſe Anordnung ſelten; die polygame Liebe iſt gewöhnlich in ein einziges Zimmer verſchloſſen und muß alſo ſowohl der Heimlichkeit als der Scham entbehren. Daher geſchieht es auch unaufhörlich, daß furchtbare Eiferſucht heimlich entſteht, allmählich zunimmt und zuletzt zum Ausbruch kommt. Oft wird eine vor allen ihren Geneſſinnen geliebte Frau von einem geheimnißvollen Uebel befallen; ſie welkt dahin, zehrt ab und ſtirbt. Ein von der Hand einer Nebenbuhlerin bereitetes Gift iſt in ihre Adern gedrungen. Dieß iſt die unheimliche Seite der orientaliſchen Sitten. Das Verbrechen paart ſich da mit der Wolluſt.

Eine Thatſache beweiſt die ungeheure Rolle, welche die Frauen im Leben der Muſelmanen ſpielen. Nennt einen Araber einen Feigling, er wird dieſen Schimpf ertragen. Wenn er feig iſt, ſo iſt er es, weil Gott ſo gewollt hat. Heißet ihn einen Dieb, ſo wird er lächeln; der Diebſtahl iſt in ſeinen Augen zuweilen eine verdienſtliche Handlung. Scheltet ihn Tahan, ein Wort, welches nur Molière's Sprache mit gedrängter Kraft zu überſetzen vermag, dann werdet ihr in ſeiner Seele einen Zorn entzünden, der nur im Blute erlöſchen kann. Der einzige Menſch, dem ein Araber niemals verzeihen darf, iſt derjenige welcher das Recht gegeben hat, ihm eines Tags dieſes unglückſelige Schimpfwort ins Geſicht zu ſchleudern.

Unmittelbar nach ſeiner Verheurathung tritt der Edelmann der Wüſte in ein neues Leben, in eine Sphäre perſönlicher Thätigkeit. Er iſt emancipirt, jedoch nicht vollſtändig, wenn er nicht Oberhaupt des Zeltes, wenn er nicht Herr ſeines Vermögens iſt, wenn ſein Vater noch lebt. Gleichwohl wird er ſelbſt unter dieſen Umſtänden fortan in ſeinem Stamm als Mann des Armes und des Rathes mitzählen, und er wird durch Erfahrung die Erziehung zu einem großen Herrn vollenden, welche bisher durch die Gewohnheit guter Beiſpiele und guter Rathſchläge flüchtig entworfen war. Er hat bereits ſeine Clienten, ſeine Pferde, ſeine Slugi (Windhunde), ſeine Falken (Racevögel), ſeine ganze Kriegs- und Jagdausrüſtung.

Seine Clienten ſind die jungen Leute ſeines Alters, die Höflinge ſeiner Zukunft; ſeine Pferde ſind unter denjenigen ausgewählt, welche Glück (Mesaudin) bringen, und von der ächteſten Abſtammung; ſeine Slugi hat er ſelbſt mit in Milch zerſtoßenen Datteln, mit dem Kuskuſſu ſeiner Mahlzeiten herangefüttert: er hat ſie ſelbſt dreſſirt, und während die gemeinen Hunde des Stammes bei Nacht die Hyänen und Schakale anbellen, liegen die Slugi zu ſeinen Füßen unter dem Zelt und ſogar auf ſeinem Bett; ſeine Falken ſind unter ſeinen Augen von ſeinem Falkenmeiſter (Biaz) groß gezogen worden, und er ſelbſt hat ſich's angelegen ſeyn laſſen, ſie an ſeinen Befehl zum Aufſteigen und Zurückkommen zu gewöhnen.

Unter ſeinen Kriegs- und Jagdgeräthſchaften befinden ſich eine Menge Flinten von Tunis oder Algier damascirt und mit ſilbernen Zierrathen geſchmückt, die Schäfte mit Perlmutter oder Korallen eingelegt, Säbel von Faß mit ciſelirten, ſilbernen Scheiden, Sättel mit Sammt- oder Saffianüberzügen und mit Gold und Seide geſtickt. Zur Vervollſtändigung ſeines Aufzugs nennen wir noch die Säbeltaſche (Tſchibira), die mit einem Pantherfell geſchmückt iſt, die verſilberten und mit Korallen eingelegten Sporen (Chabir), den Medel, einen hohen und breiten Strohhut mit einem Buſch von Straußenfedern; die Patrontaſche (Mahazema) aus Saffian, geſtickt mit Seide, Gold und Silber.

Eines Tags, wenn ſein Vater den Tribut bezahlt haben wird, welchen Gott allen Häuptern auferlegt, wird dieſes große Zelt ihm angehören mit allen ſeinen Luxusmöbeln, Teppichen, Ruhekiſſen, Juwelenbeuteln, ſilbernen Taſſen, Jagd-, Kriegs- und Mundvorräthen für die ganze Familie, welche, Herr und Diener zuſammen, 25 bis 30 Köpfe ausmacht. Ihm werden dann ferner gehören dieſer Hengſt und dieſe Stuten, die im Angeſicht des Zeltes mit Spannſtricken umhergehen, dieſe 8 oder 10 Neger und Negerinnen, dieſe Niederlagen von Korn, Gerſte, Datteln und Honig, die man klüglich zum Schutz vor einem Handſtreich in ein Kueſeur (Dorf) gebracht hat, dieſe 8 oder 10,000 Schafe, dieſe 500 oder 600 Kamele, die weithin auf den Weiden zerſtreut ſind, unter der Obhut von Hirten, die mit ihnen umherirren. Sein Vermögen wird dann auf 25 bis 26,000 Duros (125 bis 130,000 Franken) geſchätzt werden können.

In dem Alter wo wir ihn verlaſſen haben, in ſeinem 19ten oder 20ſten Jahre, hat er ſich mit der Verwaltung dieſes Vermögens noch nicht zu beſchäftigen. Er geht jetzt nur ſeinem Vergnügen nach. In Friedenszeiten ſieht man ihn zu Pferd, gefolgt von ſeinen Freunden und einigen Dienern, die auf Kameelen reiten und ſeine Windhunde an der Kuppel halten, oder ſie ſogar vor ſich hertragen, nach den fernen Weiden ziehen, um ſeine Heerden zu beſuchen; dieß gibt dann Gelegenheit zu einer Jagd auf den Strauß, auf die Gazelle, auf den „Beguenr el Ouhach“, je nach dem Terrain und der Jahreszeit. Haben ſeine auf Spähung vorgeſchobenen Plänkler Straußе ſignaliſirt, ſo werden die Jäger ſich auf dem Platz vertheilen und dieſelben in einen Kreis eintreiben, der zuerſt ungeheuer weit iſt, dann aber ſich immer enger zuſammenzieht, bis man ſie vor Augen hat und dann mit aller Heftigkeit unter dem üblichen Jagdgeſchrei auf ſie losſtürzt. Jeder wählt ſein Opfer, verfolgt es in den tauſend Wendungen und Krümmungen ſeines ungeordneten Rennlaufs, erreicht es, wenn es mit den Flügeln ſchlagend, um ſeinen Beinen nachzuhelfen, ſich überwältigt

fühlt, und tödtet es dann mit einem Stockſchlag auf den Kopf, denn eine Kugel würde das Gefieder blutig machen und beſchmutzen.

Wenn es Gazellen ſind, die man bei ihrer großen Anzahl aus der Ferne häufig für die Heerde eines Stammes halten könnte, ſo ziehen die Reiter ihnen entgegen, während die begleitenden Diener den Hunden den Schlund zuhalten, damit ſie nicht bellen können. Auf eine Viertelmeile Diſtanz läßt man ſie dann los und reizt ſie mit Zurufen auf: „Mein Bruder! Mein Freund! Sie ſind da! Siehſt du ſie?“ Hinten kommen die Jäger in kurzem Galopp; aber die Gazellen haben die Flucht ergriffen, und erſt nach einem raſenden Rennen von zwei oder drei Meilen dringen die Windhunde unter die Heerde ein, deren Maſſe von den Reitern, die jetzt ſpornſtreichs einhergeſprengt kommen und ſich im Halbkreis zerſtreut haben, auf die Hunde zurückgetrieben wird. Jeder Slugi hat eines der ſchönſten Männchen ausgewählt. Dieſes macht Sprünge, ſchnellt ſich empor, ſtürzt auf ſeinen Gegner los, bekämpft ihn mit ſeinen Hörnern, hüpft über ihn hinaus, aber bald ſtößt es ein klägliches Geſchrei aus und ſeine Beine werden ſteif. Dieß iſt ſein Todesſchrei: mit einem Biß ins Genick zerknickt der unbarmherzige Windhund ihm den Rückgrat, dann kommt der Jäger und vergießt ſein Blut im Namen Gottes (bessem Allah!).

Aber die ariſtokratiſche und edelmänniſche Jagd per excellence iſt die Falkenjagd. Der Falke wird unter dem Zelt auf einer Stange, an welche er durch einen eleganten Saffianriemen feſtgebunden iſt, großgezogen und ſorgfältig von dem Herrn ſelbſt ernährt und dreſſirt. Seine Kappe und ſein Geſchirr ſind mit Seide, Gold, Filali und kleinen Straußenfedern verziert. Seine Bande ſind geſtickt und mit ſilbernen Glöckchen geſchmückt. Sobald ſeine Erziehung durch Jagden an der Leine vollendet iſt, ladet ſein Herr ſeine Freunde zum erſten Aufſteigen ein. Alle erſcheinen getreulich und gut beritten. Der Chef reitet voraus, einen Vogel auf der Schulter, einen andern auf dem mit einem langen Lederhandſchuh bedeckten Fauſtgelenk. „Nach einem Gum, der in den Krieg zieht“, ſagte Abd-el-Kader, „iſt nichts ſo ſchön als der Ausritt zu einer Falkenjagd.“ Die Pferde wiehern und machen Sprünge, die Reiter zerſtreuen ſich im Geſträuch und klopfen auf die Alfabüſche; ein Haſe ſpringt heraus, alsbald wird dem Falken die Kappe abgezogen und ſein Herr ruft ihm zu: Haii! Haii (da iſt er!) Der verſtändige Vogel ſchießt unabſehbar in die Höhe, man könnte glauben, er wolle zum Verräther werden (entfliehen); aber auf einmal ſtürzt er mit Blitzesſchnelligkeit auf ſeine Beute herab, umkrallt ſie mit ſeinen Klauen und betäubt oder tödtet ſie ſogar. Wenn dann ſein Herr im Galopp herankommt, findet er ihn damit beſchäftigt dem Thier die Augen auszuhacken. Wenn es eine Hubara (Trappgans) iſt, was die Jäger aufgetrieben haben, ſo verfolgt der Falke ſie in ihrem Flug: ſie ſteigt in die Höhe, er gleichfalls; beide verlieren ſich einen Augenblick in einer Höhe, die außer dem Geſichtskreiſe der aufmerkſamen Jäger iſt, dann ſieht man ſie auf einmal in kreiſenden Bewegungen herabfallen; der Trappgans ſind die Flügel zertrümmert. Ihr Ueberwinder hält ſie unter ſich, damit ſie, ſagen die Araber, allein den Stoß dieſes ſchrecklichen Falles auszuhalten habe und ihn ſelbſt ſelbſt davor bewahre.

Dieſe wilden Spiele bilden den Adel zu den Mühen des Kriegs und der Razzia heran. Iſt eine Karawane geplündert, ſind die Frauen des Stammes beſchimpft worden, macht man ihm das Waſſer und die Weiden ſtreitig, ſo verſammeln ſich die Chefs und der Krieg wird beſchloſſen. Man ſchreibt an alle Chefs der verbündeten Stämme, und alle treffen am bezeichneten Tag mit ihren Gums und ihrem Fußvolk ein. Man ſchwört ſich feierlich im Namen eines verehrten Marabut einander gegenſeitigen Beiſtand zu leiſten und nur eine und dieſelbe Flinte auszumachen. Am folgenden Tag bricht ohne weitern Aufſchub alles auf und ſetzt ſich in Bewegung, die Frauen mit inbegriffen, die auf Kamelen reiten in Palankins, die nicht immer ganz vollſtändig geſchloſſen ſind. Es iſt ein pittoreskes Untereinander von Pferden, Kriegern und Fußgängern, die nebenher ziehen. Auf den Flanken der Colonne zerſtreuen ſich die feurigſten jungen Leute als Plänkler oder vielmehr als Jäger; denn ſpringt eine Gazelle, eine Antilope, ein Strauß oder auch nur ein Haſe auf, ſo ſtürzen ſie hinter ihren Windhunden her darauf los, und mehr als ein Wagehals wird die Entfernung zu benützen wiſſen, um ſich an einen Palankin zu ſchleichen, wo man ihn erwartet, mit Hülfe eines wohlbezahlten Dieners hinaufzuſteigen und erſt in der Nacht auf der erſten Station wieder herabzukommen.

Der feindliche Stamm ſeinerſeits trifft ſeine Vorkehrungen; nach vier oder fünf Marſchtagen ſtehen die Gegner einander gegenüber. Die Plänkler gerathen zuerſt an einander und beginnen die Feindſeligkeiten gleich den homeriſchen Helden mit Schimpfreden; allmählich entſpinnt ſich der Kampf bei kleinen Rotten von 15 oder 20 Mann, bald aber wird alles lebendig und ſetzt ſich in Bewegung. Das Gewühl wird allgemein; alle Flinten gehen auf einmal los, alle Munde provociren ſich durch Geſchrei und Flüche, und endlich geht man einander Mann für Mann mit dem Säbel zu Leibe.

Inzwiſchen iſt die Stunde gekommen, wo derjenige der beiden Stämme, der am meiſten Leute, beſonders Führer, und auch Pferde verloren hat, ſich genöthigt ſieht zu weichen und ſich auf ſein Lager zurückzuziehen. Dieß iſt dann eine regelloſe Flucht, wo die Tapferſten ſich noch von Zeit zu Zeit umwenden, um dem Feind einige verlorene Kugeln zuzuſenden. Es iſt dann nichts Seltenes, daß der Chef ſich verzweiflungsvoll mit dem Säbel in der Fauſt ins dichteſte Gedränge ſtürzt und glorreich fällt. Nach dem Sieg die Plünderung: der eine zieht einen Fußgänger, der andere einen Reiter aus, der zu Boden liegt, einer ſtreitet mit einem andern um ein Pferd oder um einen Neger, eine ſchöne Flinte, einen werthvollen Yatagan, und dieſer Unordnung hat es mehr als Ein Beſiegter zu verdanken, daß er ſeine Frauen, ſeine Pferde, ſeine koſtbarſten Gegenſtände retten kann.

Bei der Heimkehr in ſein Gebiet wird der Stamm mit einem Feſt empfangen, wo die Heiterkeit ſich in Banketten und Geſchenken an die Marabuts kundgibt, deren Einflüſſe man für ſich zu bewahren ſuchen muß. Die großartigſte Gaſtfreundſchaft wird den Verbündeten erwieſen, denen man überdieß den Preis ihrer Dienſte bezahlt. Man begleitet ſie hierauf drei oder vier Marſchſtunden weit nach ihrer Heimath zu, und endlich verabſchiedet man ſich unter Erneuerung des Schwures einander am Morgen zu Hülfe zu kommen, wenn man am Morgen darum angeſprochen wird, in der Nacht, wenn man in der Nacht angeſprochen wird.

Mit zunehmendem Alter bekommt der Araber immer mehr Gravität. Jedes weiße Haar ſeines Bartes führt ihn auf ernſte

haftere Gedanken; er beſucht lieber die Diener Gottes und zeigt ſich freigebiger gegen ſie; er iſt religiöſer, man ſieht ihn weniger oft auf der Jagd, bei den Hochzeiten, bei den Fantaſias. Seine Geſchäfte als Chef laſſen ihm überdieß weniger freie Zeit: er muß Juſtiz üben, ſein Vermögen vermehren, ſeine Kinder erziehen, für Bündniſſe beſorgt ſeyn. Gleichwohl iſt der ritterliche Geiſt ſeiner Jugend nicht erloſchen, ſondern ſchlummert nur in ihm; laß das Pulver von einem Schimpf ſprechen, der ſeinem Stamm widerfahren, ſo wird er nicht unter dem Zelte bleiben. — „Allzu glücklich, wird er ſagen, als Mann im Kampfe zu ſterben und nicht wie ein altes Weib.“ Gewiſſe große Familien rühmen ſich laut keine Erinnerung zu haben, daß ein einziger ihrer Ahnen im Bette geſtorben ſey.

Wenn ihm jedoch dieſes erſehnte Ende nicht zu Theil wird, ſo läßt er, ſobald er ſich unter der Hand des Todes fühlt, ſeine Freunde kommen, denn die Freundſchaft wird bei den Orientalen zu allen großen Acten des menſchlichen Daſeyns geladen. „Meine Brüder“, ſagt er zu ihnen, wenn es ihm möglich iſt zu ſprechen, ich werde euch in dieſer Welt nimmer wieder ſehen; aber ich war nur als Reiſender auf dieſer Erde und ich ſterbe in der Furcht Gottes.“ Dann ſpricht er die Chehada, d. h. die ſymboliſche Formel des muſelmaniſchen Glaubens: „Es iſt nur ein einziger Gott und Mohammed iſt der Abgeſandte Gottes.“ Wenn ſein Mund dieſe geheiligten Worte nicht mehr auszuſprechen vermag, ſo ergreift einer der Umſtehenden ſeine rechte Hand und hebt ſeinen Zeigefinger auf; dieſes Zeichen, welchem der Sterbende mit aller Energie, die noch in ſeiner irdiſchen Hülle wohnt, zuſtimmt, iſt ein Zeugniß, das er für die Einheit Gottes ablegt. Wenn er die Chehada vollendet hat, kann er im Frieden ſterben.

Der menſchliche Pomp fehlt dem arabiſchen Chef niemals, zumal dem Krieger, der im Kampf für ſeinen Stamm geſtorben iſt. Man hüllt ihn in ein weißes Leintuch und ſtellt ihn auf einem Teppich aus, deſſen Ränder man aufgeſchlagen hat. Die Neddabat, d. h. die Frauen, welche im Orient die Stelle der antiken Klageweiber vertreten, ſtehen um den Todten her, ihre Wangen mit Ruß geſchwärzt und die Schultern mit Zeltleinwand oder kamelhärenen Säcken bedeckt. Einige Schritte von ihnen hält ein Sklave die Stute, die zum Krieg oder zum Vergnügen gedient, das Lieblingspferd des Verſtorbenen, am Zaume; am Kerbus des Sattels hängen eine lange Flinte, ein Yatagan, Piſtolen, Sporen. Etwas weiter entfernt ſitzen die Ritter, jung und alt, ſtumm vor Schmerz, im Kreiſe auf dem Sand, ihre Haiks bis unter die Augen hinaufgezogen, ihre Kapuzen und Burnuſſe über die Stirne herabgeſchlagen.

Die Neddabat ſingen nach einer Trauermelodie folgende Wehklagen:

Wo iſt er?
Sein Pferd iſt gekommen, er iſt nicht gekommen;
Sein Säbel iſt gekommen, er iſt nicht gekommen;
Seine Sporen ſind da, er iſt nicht da;
Wo iſt er?

Man ſagt, er ſey an ſeinem Tag geſtorben, gerade ins Herz getroffen.

Es war ein Meer von Kuskuſſu,
Es war ein Meer von Pulver,
Der Herr der Männer,
Der Herr der Ritter,
Der Vertheidiger der Kamele,
Der Beſchützer der Fremden,
Man ſagt, er ſey an ſeinem Tag geſtorben.

Die Frau des Verſtorbenen.

Mein Zelt iſt leer,
Ich bin erkaltet;
Wo iſt mein Löwe?
Wo Seinesgleichen finden?
Er ſchlug nur mit dem Säbel,
Er war ein Mann der ſchwarzen Tage:
Die Furcht waltet im Gum. [1]

Die Neddabat.

Er iſt nicht todt, er iſt nicht todt!
Er hat dir ſeine Brüder zurückgelaſſen;
Er hat dir ſeine Kinder zurückgelaſſen:
Sie werden die Lehnen deiner Schultern ſeyn.
Er iſt nicht todt,
Seine Seele iſt bei Gott;
Wir werden ihn einſt wiederſehen.

Nach dieſen Todtenklagen bemächtigen ſich die Adjaaize (alte Weiber) des Leichnams, waſchen ihn ſorgfältig, legen Kampher und Baumwolle in alle natürlichen Oeffnungen und hüllen ihn in ein weißes Leintuch ein, das mit Waſſer aus dem Brunnen Zemzem [2] begoſſen und mit Benzoe parfümirt iſt. Vier Verwandte des Todten erheben dann den Teppich, auf welchem er liegt, an den vier Zipfeln und ſchlagen den Weg nach dem Kirchhof ein, wohin der Iman, die Marabuts, die Tolbas ihnen vorangehen, während die Anweſenden nachfolgen. Die erſten ſingen im ernſten Ton: „Es iſt nur ein einziger Gott!“ Die letzteren antworten zuſammen: „Und unſer Herr Mohammed iſt der Abgeſandte Gottes.“

Die Ergebung beſchwichtigt auf einen Augenblick alle Ausbrüche der Verzweiflung, und kein Schrei, kein Schluchzen ſtört dieſe gemeinſamen Gebete, die Glaubensbekenntniſſe des Verſtorbenen, welche die fromme Verſammlung für ihn wiederholt. Auf dem Kirchhof angelangt, legen die Träger ihre heilige Laſt am Rand des Grabes nieder, und der Iman ruft, nachdem er ſich an die Seite des Todten geſtellt, umgeben von den Marabuts, mit ſtarker, volltönender Stimme das Salat el djenaza (das Beerdigungsgebet):

„Lob ſey Gott, der da ſterben und leben macht. Lob ſey ihm, der die Todten wieder erweckt. Ihm gebührt alle Ehre, alle Größe, ihm allein gehören die Herrſchaft und die Gewalt. Er iſt über allem. Das Gebet gelte auch für den Propheten Mohammed, für ſeine Verwandten, für ſeine Freunde! O mein Gott, wache über ſie und gewähre ihnen deine Barmherzigkeit, wie du ſie Ibrahim und den Seinigen gewährt haſt, denn dir gebühren der Ruhm und die Lobpreiſung. O mein Gott, N . . . war dein Anbeter, der Sohn deines Sklaven, du biſt es, der ihn geſchaffen, der ihm die Güter geſchenkt hatte, die er genoſſen; du biſt es, der ihn ſterben ließ; du biſt es, der ihn wieder erwecken muß. O mein Gott, du weißt am beſten ſeine Geheimniſſe und die Geſinnungen ſeines Innern. Wir flehen hier für ihn, o mein Gott! Befreie ihn von den Wider-

[1] Gum, Verſammlung von Rittern.

[2] Ein heiliger Brunnen in Mekka, woraus die Pilger Waſſer ſchöpfen, um es in ihre Heimath zu bringen. A. d. R.

wärtigkeiten des Grabes und den Feuern der Hölle, vergib ihm, verleihe ihm deine Barmherzigkeit, gib daß der Platz den er einnehmen soll, ehrenvoll und geräumig sey, wasche ihn mit Wasser, mit Schnee und Hagel, und reinige ihn von seinen Sünden, wie man ein weißes Kleid von dem Schmutz reinigt, der es besudeln konnte. Gib ihm eine bessere Wohnung als die seinige, bessere Verwandten als die seinigen, und eine vollkommenere Gattin als die seinige. Wenn er gut war, so mache ihn besser, wenn er böse war, so vergib ihm seine Bosheiten; o mein Gott, er hat sich zu dir geflüchtet und du bist die beste aller Zufluchtsstätten. Er ist ein Armer, der deine Freigebigkeit gesucht hat, und du bist zu reich, um ihn zu züchtigen und dulden zu lassen. O mein Gott, stärke die Stimme des Verstorbenen in dem Augenblick, wo er dir Rechenschaft von seinen Handlungen geben wird, und lege ihm keine Strafe auf, die über seine Kräfte geht. Wir flehen dich darum an durch die Vermittlung deines Propheten, aller deiner Engel und aller deiner Heiligen. Amen!"

Amen! sagen die Umstehenden, indem sie ihr Knie beugen.

„O mein Gott, beginnt der Iman wieder, vergib unsern Todten, unsern Lebenden, denjenigen unter uns, die anwesend sind, denjenigen unter uns, die abwesend sind, unsern Kleinen, unsern Großen, vergib unsern Vätern, allen unsern Vorgängern, sowie allen Muselmanen. Diejenigen, die du wieder leben lässest, laß sie im Glauben wieder leben; und diejenigen unter uns, die du sterben lässest, laß als wahre Gläubige sterben. Bereite uns vor zu einem guten Tod. Möge dieser Tod uns die Ruhe verleihen und das Glück dich zu sehen! Amen."

Nach Vollendung dieses Gebetes senkt man, während die Tolbas das Salat el molteâat sprechen, den Leichnam ins Grab, das Gesicht gegen Mekka zugekehrt; man faßt ihn da mit breiten Steinen ein, und jeder Anwesende gibt sich die Ehre ihm etwas Erde zuzuwerfen. Endlich füllen die Todtengräber das Grab aus, und um es vor den Hyänen und Schakalen zu schützen, bedecken sie es mit Dornenbüschen.

Dieß ist der Augenblick der Rückkehr, und alles zieht nach dem Stamm zurück, mit Ausnahme einiger Frauen, Freundinnen oder Verwandten der Verstorbenen, die voll Schmerz sich über sein Grab hinneigen, zu ihm reden, ihn ausfragen und Abschiedsworte zu ihm sprechen, wie wenn er sie hören könnte. Aber die Tolbas und die Marabuts rufen: „Vorwärts, Weiber, ziehet euch mit Gottvertrauen zurück und lasset den Todten ruhig mit Azrail [1] ins Reine kommen. Höret auf mit euren Thränen und Wehklagen, der Tod ist ein Tribut, der unsern Häuptern auferlegt wird. Wir müssen ihn alle bezahlen. Es ist keine Wahl, es ist keine Ungerechtigkeit in diesem Ereigniß. Gott allein ist ewig. Wie! wir sollten den Willen Gottes annehmen, wenn er uns Freude bringt, und wir sollten uns dagegen sträuben, wenn er uns Kummer bringt? Kommt, euer Geschrei ist eine Gottlosigkeit."

Sie begreifen diese Worte und verlassen, die Hände über den Augen haltend, den Kirchhof, wenden sich aber bei jedem Schritt wieder, um ihre letzten Abschiedsgrüße dem Manne zuzurufen, den sie erst am Tage des Gerichts wieder sehen werden. Dieses Leichengebet ist dasjenige, was in der Wüste auf allen Gräbern gemacht wird. Die Monotonie der Gewohnheit ist eine Gefährtin der Größe. Wenn die arabischen Sitten keine Mannichfaltigkeit haben, so sind sie doch imposant und feierlich.

[1] Azrail ist der Engel des Todes. Sobald ein Mensch den letzten Seufzer ausgestoßen hat, wird ein Azrail von Gott gesandt, um die guten und bösen Handlungen des Verstorbenen gegen einander abzuwägen.

Skizzen aus der Türkei.

(Mitgetheilt von R. W.)

1. Der Charakter der Türken.

Keine Nation des europäischen Staatenverbandes ist wohl bezüglich ihrer moralischen und physischen Eigenschaften den Schriftstellern und Reisenden verschiedenartiger, und ich darf behaupten, in vielen Fällen ungerechter beurtheilt, als die türkische. Alle erdenklichen Laster und Gräuelthaten werden ihr zugeschrieben, besonders aber ihr unauslöschlicher Haß und ihre Intoleranz gegen die christliche Nation hervorgehoben, und es hat sich dadurch im Laufe der Zeit fast bei allen christlichen Völkern eine Antipathie gegen diese „ungläubigen Barbaren" geltend gemacht, welche erst in der neuesten Zeit durch die Verkettung der *politischen Verhältnisse etwas* in den Hintergrund gedrängt ist. Wer, wie der Schreiber dieses, längere Zeit unter ihnen gelebt, ihre Sprache versteht, täglich mit ihnen in die engste Berührung gekommen, sie in ihrer Häuslichkeit beobachtet hat und tiefer in ihren Charakter eingedrungen ist, der muß über die Türken ein von dem allgemein verbreiteten sehr verschiedenes Urtheil fällen. Bei der Schilderung und Beurtheilung eines Nationalcharakters kommt es außer andern Erfordernissen hauptsächlich auch darauf an, nicht einzelne Thatsachen und Persönlichkeiten hervorzuheben und darnach den Maaßstab an den großen Theil der Bevölkerung legen zu wollen, sondern die Mehrzahl der Bewohner in Betracht zu ziehen, und dazu bedarf es einer engern Bekanntschaft mit denselben als Geschichtschreiber und bloße Reisende erlangen können. Es sey fern von mir, jene Herren einer absichtlichen Unwahrheit zeihen zu wollen, aber ich darf wohl mit Recht behaupten, daß sie sich oft nicht von langgenährten Vorurtheilen frei machen konnten, oder, wie schon erwähnt, sich durch den Schein täuschen ließen und Erzählungen von Thatsachen unbedingten Glauben schenkten, die auf die türkische Nation ein gehässiges Licht werfen mußten, sich in der That aber entweder ganz anders verhielten oder nur durch einzelne Individuen veranlaßt und ausgeführt wurden. Das gleiche zeigt aber auch die Geschichte eines jeden christlichen Volkes in jedem Zeitalter, und, wenn wir es uns nur nicht verhehlen wollen, in einem Maaße, vor dem wir zurückschrecken müßten. Welcher gebildete Mensch wollte aber wohl nach solchen vereinzelten Thatsachen eine ganze Nation richten? wer nach Nero auf die Römer, nach Robespierre auf die Franzosen, nach

Buckingham auf die Engländer ſchließen? Man glaube nicht, daß ich als Türkenverehrer auftreten und die Tugenden und das Lob derſelben ausposaunen will. Der Verlauf dieſer Schilderung wird zeigen daß ich ſie nicht ſchone; aber ich will die Wahrheit vertheidigen und die iſt: das türkiſche Volk der Jetztzeit iſt eine noble Nation, in vieler Beziehung beſſer als die Chriſten und Verehrer ſonſtiger Culte, wie ich ſie in meiner längern ſeemänniſchen Laufbahn kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Ich ſage der Jetztzeit, da ich die Türkei vor kaum einem halben Jahre verließ und nur nach eigener Anſchauung ſprechen will. Man kann jedoch auch mit Beſtimmtheit behaupten, daß die Türken ſchon längere Zeit ſo geweſen ſeyn müſſen: denn ein ſolcher Contraſt im Nationalcharakter, wie er durch die Schilderungen neuerer Reiſenden und meine Wahrnehmungen hervortritt, kann unmöglich das Werk weniger Jahre ſeyn.

Ich gehe zunächſt zu dem Hauptvorwurfe über, der den Türken von Seiten der Chriſten gemacht wird, zu ihrem Chriſtenhaß und ihrer religiöſen Intoleranz. Dieſer Vorwurf enthält aber geradezu eine Unwahrheit; es gibt keine tolerantern Menſchen als gerade die Türken. Jeder Cultus darf ungeſtört und öffentlich ſeine Proceſſionen und Feierlichkeiten abhalten. Während bei den Bekennern der chriſtlichen Religion hier einem Verſtorbenen ein ehrliches Begräbniß verweigert wird, und dort bei Gelegenheit einer Proceſſion ein Auflauf ſtattfindet, in dem es von Beſchimpfungen zu blutigen Thätlichkeiten kommt, ſieht man in der Türkei feierliche Proceſſionen ſowohl griechiſch als römiſch-katholiſche durch die Straßen Pera's und Galata's ziehen, ungehindert und unangetaſtet. Dort wird man nie von Exceſſen hören, der Türke bleibt ehrerbietig ſtehen und ſieht ſchweigend die Feierlichkeit an ſich vorüberziehen. Man darf nur eine Straße der Stadt durchwandern, um dem Imam, dem Softa, dem Derwiſch zu begegnen, die friedlich neben dem griechiſchen Popen, dem jüdiſchen Rabbi und dem Capuzinermönch einherſchreiten, aber nie wird man hören, daß Religionsſtreitigkeiten unter ihnen vorfallen. Der Türke achtet die chriſtliche Religion eben ſo wie die jüdiſche, er hält die ſeine nur für beſſer. Weiß er doch, daß ſein Prophet die Grundzüge des Islam aus beiden Religionen ſchöpfte, daß Chriſten ſowohl wie Juden ihren eigenen Gott und Religionsſtifter haben, deſſen göttliche Sendung auch der Prophet anerkannte. Er bedauert nur in ſeinem ächt religiöſen Sinne, daß die Verehrer Chriſti und Moſis nicht der Segnungen theilhaftig werden können, die der Koran den Gläubigen verheißt, aber er haßt ſie weder, noch verachtet er ſie. Seine Verachtung trifft nur den Renegaten, den Abtrünnigen, und man darf ja nicht glauben, daß dieſe bei den Türken in Anſehen ſtehen. Oefter gelang es wohl dem Genie oder der Verſchlagenheit eines ſolchen, ſich zu den höchſten Ehrenſtellen emporzuſchwingen, aber vom Volke wurde ſein Abfall nimmer vergeſſen. Das letztere wußte ſehr wohl, daß nur Selbſtſucht der Grund desſelben ſeyn konnte, da früher die Paſchawürde nur von einem Bekenner des Islam bekleidet werden konnte. Die Regeneration der Türkei in den letzten Jahrzehnten hat jedoch ſelbſt dieſe Schranke durchbrochen, und die Pforte durch die Ernennung des preußiſchen Oberſt von Kutſchkowsky als Chriſt zum Paſcha den erſten thatſächlichen Beweis davon geliefert. Aber ſelbſt wenn ſie noch exiſtirte, würde man doch unmöglich den Türken einen Vorwurf daraus machen können. Darf denn in unſern Staaten ein Iſraelit ſolche hohe Ehrenſtellen bekleiden? Auf das obige wird man mir vielleicht entgegnen, daß das türkiſche Volk jetzt, durch die Zeitumſtände gedrängt, andere Saiten aufziehe, daß es aber früher nicht ſo geweſen ſey. Dem muß ich jedoch widerſprechen. Einmal kann wohl die Regierung eines Landes, durch Verhältniſſe gezwungen, in kurzer Zeit ihre Meinung ändern müſſen, allein bei einem ganzen Volke kann ein kurzer Zeitraum kein ſolches Reſultat herbeiführen; und wenn auch die Regierung es erzwingen wollte, würde ſich die Volksmeinung trotz der ſchärfſten Maaßregeln auf dieſe oder jene Weiſe äußern. Dieß geſchieht aber keineswegs. Der Eroberer Konſtantinopels, Mohammed II, ließ den unterjochten Griechen vollkommen freie Religionsübung, räumte ihnen ſogar Kirchen ein. Seit jener Zeit hat der griechiſche Metropolit in Konſtantinopel eine faſt päpſtliche Macht beſeſſen, und nie ſind ſeine geiſtlichen Unterthanen zur Annahme des Islam gezwungen worden. Seit Mohammed II haben viele den Sultansthron innegehabt, und unter ihnen Menſchen, die kaum den Namen eines ſolchen verdienen, aber keiner hat dieß gethan. Als die heilige Inquiſition der allein ſeligmachenden Kirche in Spanien die Juden mit Grauſamkeit verfolgte, die kein anderes Verbrechen begangen hatten als ihrer Religion treu geblieben zu ſeyn, öffnete ſich den Aermſten nirgends im chriſtlichen Europa ein Aſyl! Nur die Türkei übte dieſen Act des Erbarmens.

Ich bin keineswegs gemeint, die Grauſamkeiten wegläugnen zu wollen, welche die Türken gegen Griechen begingen, oder dieſelben durch die Gebrechen des griechiſchen Charakters entſchuldigen zu können; aber einestheils waren die grauſamſten Deſpoten in den Paſchaliks, die blutgierigſten Räuber, die als türkiſche Beamte das Volk ausſogen, griechiſche Renegaten, wenn es auch genug Beiſpiele gibt, wo ächte Türken ihnen in dieſer Beziehung nichts nachgaben, anderntheils ſind jene Grauſamkeiten durchaus nicht vorwiegend auf Religionshaß zurückzuführen.

So viele Schriftſteller legen den Türken beſtändig das Wort Giaur in den Mund, das ſie mit „Chriſtenhund“ überſetzten, ohne zu wiſſen daß dieß Wort nicht türkiſchen, ſondern chriſtlichen und zwar griechiſchen Urſprungs, daß ſeine eigentliche Bedeutung „Abtrünniger“ iſt, und es zuerſt als Schimpfwort von den griechiſchen Chriſten in der Moldau und Walachei den katholiſchen beigelegt wurde. Von ihnen erſt iſt es auf die Türken übergegangen, und wird — wenigſtens jetzt — auch nur ſelten von den letztern gebraucht. Während meines ganzen Aufenthaltes in Konſtantinopel, wo wir täglich die Straßen, Bazars und Umgebungen der Stadt durchſtreiften, habe ich das Wort nur zweimal gehört. Einmal wurde ich von einigen Straßenjungen ſo titulirt, als ich einen derſelben, der mein Pferd mit Steinen geworfen, derb abgeprügelt hatte, und das zweitemal von einer alten Frau. Während einer meiner Touren in Stambul wurde ich mit einem Cameraden von einem heftigen Regenwetter überraſcht. Da ſtarke Regengüſſe in der hügeligen Stadt die Gaſſen oft zu Bächen umwandeln, ſahen wir eine alte und eine jüngere türkiſche Frau vor einem ſolchen Gießbache ſtehen, den ſie vergebens zu überſchreiten ſuchten. Wir gingen auf ſie zu; mein Camerad bot der jüngern und ich der Greiſin die Hand zur Hülfe. Die erſtere nahm die dargebotene Stütze ſogleich an und gelangte auf dieſe Weiſe über die Gaſſe.

Die Alte ſtreckte ihre Hand anfänglich auch aus, zog ſie aber plötzlich wieder zurück, rief mit einer Gebärde des Abſcheues „Giaur“, und blieb in vollem Regen jenſeits ſtehen. Ich mußte lachen, bin aber überzeugt, daß nicht die Scheu vor einem „Chriſtenhunde“, ſondern überhaupt vor einem fremden Manne ſie abhielt, die Stütze anzunehmen, da der Koran ihnen jede Berührung der Art verbietet, und die Grundſätze bei der Alten nicht ſo locker ſeyn mochten, wie es bei der jüngern weiblichen Generation jetzt der Fall iſt. Eben ſo wenig war hier Giaur als Schimpfwort, ſondern nur als Ausruf des Schreckens gebraucht, und hätte wohl richtig mit „fremder Mann“ überſetzt werden müſſen.

Ebenſowenig aber wie die Türken der Vorwurf der Intoleranz trifft, kann man ſie des Mißtrauens gegen die Chriſten zeihen. Man wird im Gegentheil von den Beweiſen ihres Vertrauens frappirt und gerührt, weil man ſolche Beiſpiele in der übrigen ſogenannten civiliſirten Welt nicht kennt. Nicht Einmal, nein zwanzigmal iſt es meinen Cameraden und mir paſſirt, daß wir bei Einkäufen in den Bazars mit preußiſchem Silbergelde bezahlten, weil bei der großen Maſſe Papiergeldes und dem Mangel an baarer Münze auch fremdes Silber curſirte. Wir kauften vorzugsweiſe bei türkiſchen Kaufleuten, weil ſie die reellſten waren, und ſie fragten nur einfach bei der Zahlung mit fremden Gelde „buh kadsch dir?“ „Wie viel iſt dieß?“ Man nannte dann den Werth deſſelben in Piaſtern, aber nie fiel es ihnen ein, auch nur den leiſeſten Zweifel in die Wahrheit unſerer Worte zu ſetzen. Oefter kam es auch vor, daß wir nur Hundert-Piaſter-Scheine hatten und die Kaufleute nicht wechſeln konnten. Wollten wir dann das Gekaufte zurücklaſſen, ſo ſagten ſie faſt jedesmal: „Nimm es nur mit, du kannſt mir das Geld morgen bringen.“ — Ein gewiſſer Herr, der ſich in einer Miſſion des preußiſchen Miniſteriums eine Zeitlang in Konſtantinopel aufhielt, hatte in Begleitung eines unſerer Officiere im Bazar Einkäufe gemacht, und in einem türkiſchen Laden eine werthvolle ſilberne Cigarrenſpitze liegen laſſen. Vierzehn Tage nach ſeiner Abreiſe ging ich mit demſelben Officier, der ihn damals begleitete, durch den Bazar, als wir uns plötzlich von einem Türken mit „Eh, Effendim gör burdah!“ He! Herr ſieh hier! anrufen hörten. Wir blieben ſtehen, und der Mann brachte die vergeſſene Cigarrenſpitze, die er mit der Bitte meinem Cameraden übergab, dieſelbe ihrem Eigenthümer wieder zuzuſtellen. — Bei einem kleinen Dorfe auf der Halbinſel Artaki im Marmorameere, wo wir mit Se. Maj. Corvette Danzig einige Tage lagen, um Schießübungen abzuhalten, machten einige von uns Officieren einen Spaziergang in das Land hinein. Unterwegs trafen wir einen Türken, der einen Haſen geſchoſſen hatte. Da unſer Tiſch etwas derangirt war und wir einen Matroſen zum Tragen der einzuſammelnden Pflanzen ꝛc. mitgenommen hatten, der den Haſen fortbringen konnte, kauften wir den letztern. Der Jäger forderte 6 Piaſter, wir konnten jedoch nicht bezahlen, da uns Münze fehlte und er nicht wechſeln konnte. „Das macht nichts“, ſagte er, „ich komme morgen in das Dorf, dort könnt Ihr das Geld dem Schlächter geben und ich werde es mir abholen. Nehmt den Haſen jetzt nur mit.“

Können ſolche und ähnliche Züge, deren wir ſo viele erlebt, wohl einem ſchlechten und verderbten Volke angehören, ſind ſie nicht im Gegentheil Zeichen eines noblen Charakters, und findet man dergleichen in ſolchen Verhältniſſen bei uns Chriſten? Wie contraſtirten dagegen die Armenier! Von ihnen wurde man auf jede Weiſe betrogen und übervortheilt, und gar bald kamen wir davon ab, von ihnen zu kaufen. Die Türken haben ein Sprüchwort eigenthümlicher Art, mit dem ſie den Werth einzelner Confeſſionen vergleichen. Es lautet: „Sieben Chriſten gehen auf einen Esel, ſieben Juden auf einen Chriſten, ſieben Armenier auf einen Juden, aber ſieben Griechen auf einen Armenier.“ Und in der That, den beiden letztern haben ſie nicht ſo ganz Unrecht. Während Armenier und Griechen oft die Waare für die Hälfte, ja bisweilen für den vierten Theil des zuerſt geforderten Preiſes gaben, um man damit doch noch von ihnen betrogen wurde, ließen ſich die Türken nichts abhandeln. Bot man ihnen einen geringern Preis als ſie verlangten, ſo legten ſie mit einem eigenthümlichen Schnalzen der Zunge, dem bisweilen noch das Wort „jok“, „nein“, und ein Hintenüberwerfen des Kopfes beigefügt wurde, ruhig die Waare wieder fort, ohne auch nur ein Wort weiter zu verlieren. Liegt aber auch nicht darin ein Beweis ihrer Rechtlichkeit und ihrer Wahrheitsliebe? Allerdings gibt es wie überall Ausnahmen, und ich habe auch Türken unter den Galeerenſklaven im Bagno zu Konſtantinopel geſehen, allein nur in einem Verhältniſſe von 1:40 griechiſchen und andern Unterthanen, was in Betracht der beiderſeitigen Bevölkerungszahl für die Türken ſehr günſtig ausfällt.

Die Gaſtfreundſchaft der Moslems und die unbeſchränkte Ausdehnung derſelben auf jeden, der ſie in Anſpruch nehmen will, bedarf keiner weitern Erwähnung, da ſie allgemein und auch von den ärgſten Feinden der Türken anerkannt wird. Aber noch iſt ihre Mildthätigkeit hervorzuheben, die ſich am beſten durch die äußerſt geringe Anzahl von Bettlern in dem volkreichen Konſtantinopel und andern türkiſchen Städten kundgibt. Es exiſtiren dort nicht wie bei uns Armenhäuſer und Hoſpitäler, in denen Arme und altersſchwache Hülfsbedürftige untergebracht werden können. Sie werden alle durch die Wohlthaten ihrer Glaubensbrüder unterhalten, und zwar in ſo reichlichem Maaße, daß man nur ſelten einen Bettler erblickt, und dann ſind es nur immer Blinde. Dieſe ſieht man wohl bisweilen an den lebhafteſten Paſſagen ſitzen, und hört ſie, ähnlich den Barden des Nordens, im recitativen Geſange die Thaten der ottomaniſchen Kriegshelden beſchreiben. Die Vorübergehenden laſſen ihnen reichliche Gaben zufließen, da die Türken körperliche Gebrechen nicht allein bemitleiden, ſondern auch vor den damit Behafteten eine Art Achtung haben, weil ſie durch Allahs Hand gezeichnet ſind. Ihr nicht allein auf die Menſchen erſtreckt ſich ihre Mildthätigkeit und ihr Mitleid, ſondern auch auf die Thiere. Nie wird ein Türke ein Thier quälen; im Gegentheile gehen ſie in dem Gefühle ihres theilnehmenden Herzens bisweilen zu weit, und die Maſſe der Hunde in Konſtantinopel, deren Geheul in den Nächten die ganze Stadt erfüllt, iſt ein Reſultat davon. Man rechnet in der letztern 10,000 herrenloſe Hunde, die von den Einwohnern und auf Staatskoſten erhalten werden. Dabei ſind die Türken ſo beſorgt für dieſe und andere Thiere, daß ſie nicht allein Gefäße mit Waſſer vor ihre Thüren ſtellen, ſondern ſogar auf den Kirchhöfen Löcher in die Grabſteine hauen, damit ſich darin Regenwaſſer ſammle und die Thiere keinen Waſſermangel leiden. Einem jeden Hunde geht der Türke aus dem Wege, und eine Verletzung deſſelben könnte zu unangenehmen Colliſionen führen. Ein uns bekannter, in Bebek an-

lässiger Arzt wurde sogar einmal vor den Pascha von Smyrna geladen, weil er auf einen Hund schießen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Neu-Schottland und Neu-Braunschweig.

(Mitgetheilt von Dr. C. F. G.)

(Schluß.)

Die Provinz NeuBraunschweig hat erst im Jahre 1784 eine eigene Regierung erhalten, früher bildete sie einen Theil von Neu-Schottland. Auf einer Oberfläche von 18,000,000 Acres Land lebt bis jetzt nur eine Bevölkerung von circa 250,000 Seelen.

Den größten Reichthum Neu-Braunschweigs haben bis jetzt seine Waldungen gebildet. Bis zur Zeit, wo Sir Robert Peel seine bekannten Freihandels-Maßregeln vom Parlamente sanctioniren ließ, lieferte Neu-Braunschweig einen sehr beträchtlichen Theil des dem englischen Schiffbauer nöthigen Holzes. Differentialzölle sicherten den Holzhauern und Speculanten übertriebene Gewinnste, solange die Holzfällungs-Wuth nicht übermäßig war. So geschah es denn, daß die Ackerbau-Industrie als minder lohnend vernachlässigt wurde.

Durch das Wegfallen aller Differentialzölle sieht sich nun aber der Neu-Braunschweiger Holzhändler gezwungen, mit der ganzen Welt in Concurrenz zu treten. Es schützt ihn kein Vorrecht mehr, es kommt ihm keine Zollvergünstigung mehr zu gut. Daher Verminderung der Gewinnste des Holzhauers und des Holzhändlers; daher eine Entmuthigung, wie sie in der Colonie bis daher noch nicht wahrgenommen worden war.

Ist dieß als ein durch nichts wieder gut zu machendes Unglück zu betrachten? Wir glauben dieß nicht. Das Uebel lag unseres Erachtens darin, daß die Prämien und die Differentialzölle die Holzfällungs-Wuth über alle Maßen steigerten, und die nur mäßige Gewinnste abwerfende Ackerbau-Industrie in gleichem Maße beeinträchtigen mußten. Einerseits verschwanden in der Nähe der Küste und der Flußufer innerhalb eines kurzen Zeitraumes die herrlichsten Bäume; andererseits wurden die verhältnißmäßig leicht gewonnenen Capitale eben so rasch wieder unproductiv consumirt. Der Holzhauer lebte vom feinsten Weizenbrode und gewöhnte sich an geistige Getränke, die er sich sonst versagt haben würde. Kam dann noch eine Handelskrise hinzu, mußte in England wegen Ueberfüllung des Marktes das Holz zu niederen Preisen abgesetzt werden, so gerieth in der Provinz alles wieder ins Stocken. Falliment folgte auf Falliment, und der Holzhauer, der bis dahin auf den hart arbeitenden und nur wenig erübrigenden Landwirth hochmüthig herabgesehen hatte, sah sich am Bettelstabe. Dadurch daß die Industrie nun nicht mehr in künstliche Canäle geleitet, nicht mehr durch Verbote gehemmt, nicht mehr zum Nachtheile anderer Industriezweige beschleunigt wird, ist für die Provinz Neu-Braunschweig eine neue Zeit angebrochen.

Nachstehende amtliche Tabelle stellt die Handelsbewegung des Hafens von St. Johh in den Jahren 1846, 47 und 48 dar:

	1846	1847	1848
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
Einfuhr .	977,683	1070,514	588,422
Ausfuhr .	810,742	632,612	588,466

Mithin Ausfall im Jahre 1848:

Einfuhr	482,092 Pf. St.
Ausfuhr	44,146 „

Das gesammte Staatseinkommen war:

1846	1847	1848
127,336 Pf. St.	127,410 Pf. St.	86,437 Pf. St.

	1846	1847	1848
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
Ertrag der Zölle . .	30,961	31,912	2,711
Ausfuhrzoll von Bauholz .	22,664	16,553	18,252

Daß mit einem solchen Zustande der Dinge sich keine Partei recht befreunden will, wird wohl nicht überraschen; daß aber die Provinz von diesem nothwendig gewordenen Schlage sich rasch wieder erholen wird, liegt außer allem Zweifel. Die Hülfsquellen der Provinz sind zu groß, die Fischereien zu reich, der Boden zu fruchtbar, das Klima zu gesund, als daß die Einwanderung still stehen könnte.

In beiden Provinzen ist für höhere und niedere Schulen trefflich gesorgt, und es macht die Sorgfalt, womit für die Heranbildung von Schullehrern gesorgt wird, den beiden Regierungen alle Ehre. Das Schulhaus wird von den Ansiedlern selbst gebaut, und ebenso werden auch die Lehrer von ihnen gewählt. Jeder geprüfte Lehrer erhält ein Certificat, das ihn zu einer jährlichen Staatsunterstützung von 10, 20 oder 30 Pf. St. berechtigt. Während der Sommermonate aber bleiben die Landschulen in der Regel geschlossen.

Mit unsern europäischen Begriffen einen ziemlich starken Contrast bildend ist die Sitte, den Unterricht im Katechismus immer auch dem Schullehrer zu übertragen, gleichviel ob er dieser oder jener Secte angehört. So kommt es denn gar oft vor, daß ein und derselbe Schullehrer in einer und derselben Schule den Katechismus der englischen Hochkirche, den Katechismus der Presbyterianer, und den Katechismus der römisch-katholischen Kirche lehrt. Die Schullehrer selbst finden solches ganz natürlich und in der Ordnung, und wundern sich nur darüber, daß ein Europäer sich darüber aufhalten mag.

Ein nicht geringer Uebelstand ist es in den beiden Provinzen, daß ein großer Theil der Ländereien in den Händen von Speculanten sich befindet, welche das Land zum Regierungspreise — 3 Sch. per Acres — angekauft haben. Diese Speculanten schlagen mit ihren Ländereien erst dann los, wenn sich in der umliegenden Gegend eine gewisse Anzahl von Landwirthen niedergelassen hat. Auf diese Weise gelingt es ihnen zwar, für ihren Grund und Boden verhältnißmäßig hohe Preise zu erzielen, für das ganze Land aber ist es kein Nutzen, indem viel guter Boden unangebaut bleiben und die Entwickelung im Allgemeinen dadurch gehemmt werden muß.

Dieſes Uebel, ſo groß es auch iſt, läßt ſich aber wohl nie ganz beſeitigen, höchſtens wird man dem Käufer ſolcher Waldſtrecken es zur Pflicht machen können, innerhalb einer gewiſſen Zeit eine beſtimmte Anzahl von Morgen zu entwalden, und die erforderlichen Wege zu bahnen.

Eine conſtante Wahrnehmung iſt es, daß alle diejenigen, welche eine Reihe von Jahren hindurch dem Ackerbaue ihr Hauptaugenmerk zuwenden, in den beiden Provinzen in der Regel auch zu Wohlſtand gelangen. Wir ſetzen hier, um einen Begriff von der durchſchnittlichen Fruchtbarkeit des Bodens zu geben, einige Zahlen her. Es gelten dieſelben für die Grafſchaft Northumberland, die, an den Ufern des Mirimachi gelegen, ſo ziemlich als die durchſchnittliche Fruchtbarkeit darſtellend angeſehen werden kann:

	Durchſchnittsertrag per Acre.	Durchſchnittspreis per Buſchel.	Durchſchnittsgewicht per Buſchel.
Weizen .	17 Buſchel	7 Sch. 6 Pence	62 Pfund
Gerſte .	32 „	5 „ 3 „	54 „
Hafer .	32 „	2 „ 1 „	38 „
Buchweizen .	40 „	5 „ — „	45 „
Mais .	50 „	4 „ 6 „	58 „
Kartoffeln .	200 „	1 „ 10 „	—
Rüben .	350 „	1 „ 4 „	—
Heu . .	2 Tonnen.		

Nichts gewährt wohl einen tieferen Einblick in den Zuſtand der arbeitenden Claſſen und eben damit in die allgemeinen ökonomiſchen Zuſtände eines Landes, als eine genaue Kenntniß der Lohn-Verhältniſſe. Wir geben dieſe deßhalb für die unzweifelhaft einer großen Zukunft entgegengehenden Provinz Neu-Braunſchweig. Dabei bemerken wir noch, daß der ländliche Arbeiter, neben dem angegebenen Lohne in Geld, noch freie Wohnung, Koſt und Wäſche hat.

Grafſchaften.	6 Tag.		6 Monat.		Für das ganze Jahr.
	Sommer.	Heuzeit und Ernte.	Sommer.	Heuzeit und Ernte.	
	Pf. Sch. P.	Pf. Sch. P.	Pf. Sch. P.	Pf. Sch. P.	Pf. Sch. P.
Saint John	. .	. .	2 0 0	. .	19 10 0
Charlotte	0 2 3	0 2 8	2 7 8	3 5 0	22 0 0
Weſtmoreland	0 1 9	0 3 0	1 12 6	3 5 0	20 13 9
King's	0 2 6	0 4 3	1 15 0	3 6 8	18 12 6
Queen's	. .	. .	2 3 4	3 3 4	18 17 6
Sunbury	. .	. .	1 10 0	2 10 0	22 3 4
York	0 0 10	0 3 0	2 3 4	3 0 4	24 0 0
Gaſtleton	. .	. .	2 0 0	3 0 0	25 0 0
Albert	. .	. .	2 5 0	. .	25 0 0
Kent	. .	. .	. .	. .	25 0 0
Northumberland	. .	. .	2 10 0	3 0 0	27 0 0

Sonach kann ein ländlicher Arbeiter, wenn er einige Jahre dienen und das Erworbene zu Rath halten will, ſobald er nur ſelbſt es für wünſchenswerth halten mag, Grundbeſitzer werden und ſich einen eigenen Herd gründen. Und eben darum wird Nordamerika für einen armen, fleißigen, und zugleich ſparſamen Mann noch lange ein Paradies bleiben. In mancher Hinſicht bieten die britiſch-nordamerikaniſchen Provinzen noch entſchiedene Vortheile vor den Vereinigten Staaten, und es verdienen namentlich Neu-Schottland und Neu-Braunſchweig in Betreff des Klima den Vorzug. Das Wechſelfieber, welches in den Vereinigten Staaten jährlich ſo viele tauſend Menſchen entweder wegrafft oder zum Siechthum verurtheilt, kennt man dort gar nicht oder doch nur ſehr wenig. Um ſo mehr iſt es in Anbetracht aller dieſer Umſtände zu verwundern, daß die deutſche Auswanderung die eben genannten Länder noch ſo wenig aufſucht. Wir ſind überzeugt, daß dieß hauptſächlich daher rührt, daß man dieſe ſchönen Provinzen bis jetzt noch ſo wenig kennt und im Allgemeinen nur nach ihren Küſten beurtheilt hat, die freilich zuweilen unwirthlich genug ausſehen.

Amerikaniſche Federzeichnungen von E. Pelz.

Die Politiker und das Volk in der amerikaniſchen Union.

Es iſt eine bekannte Thatſache, daß gewiſſe Wahrheiten immer und immer durch die Zuſtände in dem menſchlichen Geſellſchaftsleben verſchleiert werden, ſo daß es faſt den Anſchein gewinnt als ſey das Schickſal, die Natur der Dinge, die göttliche Verſehung, oder wie man ſonſt das waltende Geſchick nennen will, mit der menſchlichen Schwäche im Bunde.

„Laßt uns beſſer werden,
Bald wirds beſſer ſeyn!“

predigten vergebens die Weiſen aller Jahrhunderte und aller Nationen; die thörichte Menſchheit fährt fort in Formen oder Schalen zu ſuchen, was nur am Kerne liegt. Dieß geſchieht in Folge der im Menſchen wirkſamen Trägheitsneigung. Und viele Millionen von Bewohnern der Erde ſcheinen durch ihre ſtaatlichen Inſtitutionen den Beweis zu liefern, daß wenn nicht alles, ſo doch die Hauptſache in der Schale liege, die man politiſche Staatsform nennt.

Dr. Toucqueville, ein Schriftſteller über Amerika, der lange Zeit als unumſtößliche Autorität bei vielen galt, deducirte z. B. alles Vortreffliche, was ſich in der großen Union zeigen ſollte, aus deren Conſtitution und deren formellen Folgerungen. Andere und — als Anhänger der monarchiſchen Form — Gegner ſeiner Anſichten behaupteten gerade Gegentheiliges aus entgegengeſetztem Grunde; ſie ſahen alles als ſchlecht an, weil eben nicht die monarchiſtiſchen Inſtitutionen obwalteten.

Unter dieſen zahlreichen ſich direct widerſprechenden Schriftſtellern waren gewiß die meiſten ehrliche Leute, welche ſelbſt feſt daran glaubten, Wahrheit erfaßt zu haben. Man wird endlich die unparteiiſche kritiſche Entſcheidung verlangen, und es dürfte daher wohl demnächſt nicht unangemeſſen erachtet werden, eine amerikaniſche Stimme zu vernehmen, die — ohne Widerſpruch oder Widerlegung zu finden — neulich den Gegenſtand ziemlich von der praktiſchen Seite in einem öffentlichen Organe verhandelte. Sie lautete:

„Wer macht die Politik, das Volk oder die Politiker? — Das Volk macht die Politiker und die Politiker machen die Politik, — die Sache ist einfach.

„Das Volk sagt: „„Wir wollen nur ehrliche Leute in Amt und Würden haben.““ Das Volk *will* und *kann*. Und doch hat es nur wenige ehrliche Leute. Dieß wäre wunderbar, wenn es nicht so einfach wäre; aber das ist gerade das Wunderliche am Wunderbaren, daß es, genau bei Lichte betrachtet, immer einfach ist. Das Volk fordert ehrliche Männer zur Vertretung seiner Interessen, aber es glaubt an keine Ehrlichkeit. Ein Politiker, der durchaus ehrlich ist, blamirt sich oder macht sich unmöglich, er wird verlacht oder zieht sich Feinde zu, wie Sand am Meere; das Volk wird ihm nicht glauben, denn das Volk ist souverän und die Souveränen wollen geschmeichelt seyn, während er es verachtet, ihm dem Volke, zu schmeicheln. Das Volk ist wo möglich noch eitler als die Fürsten, obwohl es gegen diese und ihre Hofschranzen zu Felde zieht. Das ist überall so: ein tüchtiger Mann, der ehrlich ist, muß meistens gestorben seyn, wenn er zu Ehren gelangen soll; im Leben kann er verhungern und wird verleumdet, nach dem Tode lobt man ihn und warum dieß? Nach dem Tode fürchtet man ihn nicht mehr, im Leben aber fürchtet man ihn, denn der Unehrlichkeit ist immer die Ehrlichkeit schrecklich.

„So handle nur einer ehrlich in der Politik und man wird ihn für einen Jesuiten halten oder für einen Dummkopf. Nimm einmal in der Wahl keine Wahlgelder an, weil dir dieß zu verächtlich ist, und bestreite, wenn du dich unter deinen Mitbürgern herumtreibst, um ihnen — wo es nöthig ist — zu einer klaren Ansicht der bestehenden Zustände und der Mittel zur Abhülfe von Uebeln zu verhelfeln, die Unkosten, welche erwachsen, aus deiner eigenen Tasche, und jeder wird sagen, du seyest ein Narr oder ein heuchlerischer Schuft. Füllst du dir aber die Taschen, dann rühmt jeder von dir, daß du „Smart" seyest und ein Capitalkerl. Nichts destoweniger verlangt derselbe Mann, welcher eine ehrliche Politik verlacht und eine unehrliche lobt, daß seine Politiker und Diener des Volkes ehrlich seyen. Er kann durchaus nicht begreifen, daß man aus freien Stücken und ohne selbstsüchtige Interessen, ja sogar mit Aufopferung etwas für die Freiheit thun könne, und doch verlangt er beides, dieß und das Gegentheil — Ironie des Geschicks.

„Wenn man uns hinsichtlich dieser Behauptungen auch mit dem Munde widerspricht, muß man uns doch im Herzen Recht geben, ebenso, wenn wir sagen: sowie die Dinge jetzt stehen, verderbt das Volk die Politiker und die Politiker verderben das Volk. Es zwingt dieses jene zum Lügen. O Wunder! — wenn sie so recht im Zuge sind, wird es empört, dann machen die Politiker als gehorsame Diener Halt, ja Kehrt. Nur einige Beispiele: so machten viele Gegner des Präsidenten Polk Kehrt, als es sich um den Krieg mit Mexiko handelte, denn sie fürchteten den Volksriesen, der sich damals in voller Majestät aufrichtete; so endossirte Marcy das Verfahren Ingrahams, weil er nicht wagte, sich der Volksmeinung entgegenzustemmen; denn daß dem alten in fauler Politik eingerosteten Staatsmanne das blanke Erz der Ingrahamschen That unangenehm war — dieß geht ganz deutlich aus der Art und Weise hervor, wie er sich — alle Consequenz über den Haufen werfend — der Amerikaner deutscher Abkunft *nicht* annimmt, welche so unglücklich sind, mit den hohen Regierungen unserer beliebigen deutschen Vaterländer in Collision zu kommen. Sie werden eingesperrt, des Vermögens beraubt (?) und kein Hahn kräht nach ihnen. Kein Ingraham fährt mit seiner Schaluppe über die deutschen Berge. Das ist dem Herrn Marcy lieb, und wäre es auch, wenn nicht aus andern Gründen, bloß deßhalb weil es ihm bequem ist. Wäre es denn der Mühe werth, sich um jeden deutschen Flüchtling, der mit einem der deutschen gottbegnadeten Landesväter in Collision kommt, zu trubeln? Hätten die Deutschen (in Amerika) ihre Stellung erfaßt, so stünde die Sache ganz anders, sie würden dann die öffentliche Meinung zu ihren Gunsten aufregen, und vor der öffentlichen Meinung beugt sich selbst der amerikanische Staatssecretär. So aber läuft man Gefahr, für einen politischen Ketzer zu gelten, wenn man die Ehre der eigenen Stammesgenossen gegenüber nativistisch-demokratischer Mißachtung und Wegwerfung zu wahren sucht. Doch zurück zur vorliegenden Hauptfrage und zum Schlusse. Am Ende liegt der Fehler noch mehr an den Parteiorganisationen als am Volke selbst. Vorwahlen ohne Wahlfreiheit, aus solchen vorberathenden Versammlungen, Vorversammlungen zu den Vorwahlen und Gott weiß was alles, sind zu einem heilig gesprochenen Ritus geworden, den das Volk mitmachen muß, um die allein seligmachende politische Kirche, ohne die der Weltuntergang (d. h. der Interessen der Leithämmel) bevorsteht, zu retten. Und aus diesem Chaos von schlauen politischen Bevormundungen soll der Volkswille rein und stark, göttlich erhaben hervorspringen? Dagegen wäre das große Hexenwerk zusammt dem kleinen nur Kinderspaß!

„Spricht das Volk seinen Willen selbst aus und gebraucht es hiezu keine Makler und politische Seelenverkäufer, dann ergeben sich meist ganz andere Resultate als im umgekehrten Falle. Beispiele haben wir gesehen.

„So weit muß es kommen, daß das Princip der Selbstregierung vom Volke radikal durchgeführt wird, nur dann wird das Sprüchwort: „des Volkes Stimme ist Gottes Stimme" eine Wahrheit werden — früher nicht."

Ich gebe diese Auslassung mit allen ihren kleinen Nebenirrthümern ohne Verkürzung, weil es mir nicht ansteht, irgend etwas zu verstecken, seyen es auch Schwächen meines Beweismanns. Dieser sieht — wie das bei den Amerikanern fast ausnahmslos der Fall ist — nach gewisser Richtung hin überaus scharf und richtig, während er nebenbei unverständig wie ein Kind schwatzt. Er tadelt die Volksschmeichler und schmeichelt selbst der „Majestät" der Volks-Armensünderschaft! Auch er suchte nur Abhülfe in Hülsen- oder Schalenverbesserungen, ins Innere der faulen Sache kann oder mag er nicht dringen.

Ich nehme durchaus *keinerlei* Rücksicht, und gehe dem wirklichen Sitz des vorhandenen Uebels ohne Umstände zu Leibe, indem ich die menschliche Trägheitsneigung offen in Anklagestand versetze. Feige Furcht vor Anstrengungen läßt dem allein stichhaltigen Gesellschafts-Grundsatz des Seneca: „Alteri vivas, si vis vivere;" (Andern lebe, wenn du dir leben willst) nicht zur Anwendung kommen, und so kann sich im Allgemeinen nur kurzsichtige grobe Selbstsucht entwickeln, die den Satz umkehrt und auf den Kopf stellt. Väter leben zu sehr sich, indem sie unablässig am Hazardspieltische der Gewinnsucht stehen, der Kinder Erziehung schlecht oder gar nicht erzogenen Müttern und Miethlingen überlassend. Amerika's Jugend wächst somit in Willkür und Selbstsucht auf, lernt sich

ſelbſt nicht überwinden und beherrſchen, ſieht als Beiſpiel nichts als kurzſichtigſte Selbſtſucht und Leidenſchaft für Geldgewinn; darum kann ſie nicht Anderen leben lernen, wie Seneca weiſe empfahl. Im Mangel an Tugend unter den Unionsbewohnern iſt allein die Urſache der miſerablen Handhabung ſchöner Staatsinſtitutionen zu ſuchen, und wird auf dieſem faulen Flecke nicht das ſcharfe Reformmeſſer tüchtig gehandhabt, ſo bleiben alle andern Reformmittel erfolglos. Und wenn das Volk tauſendmal vollkommen directeſt wählte, — aus einer Schaar Selbſtſüchtiger wird man immer nur wieder und wieder Selbſtſüchtige zu wählen im Stande ſeyn.

Amerikaniſcher Humanismus.

In Louisville, zum Staate Kentucky gehörig, der im Senator Thompſon einen würdigen Repräſentanten ins Capitol von Waſhington ſandte [1], ermordete eine ächt amerikaniſche Pflanze, Namens Matthew Ward, den Lehrer Buttler, der allgemeine Achtung genoß. Der Mörder unter ſehr erſchwerenden Umſtänden kam mit geringer Strafe davon, worüber ein ſtraffüchtiges Publicum arg erbost ward. Die öffentlichen Blätter repräſentiren natürlich dieſe Entrüſtung, denn ſie ſind ja nur die Lakaien ihrer Abonnenten. Es iſt aber die Art und Weiſe, wie ein Louisviller Hauptblatt, „the Examiner“ dieſe Sache auffaßt, recht charakteriſtiſch, ſo daß ich einiges davon hier mittheilen will.

Der „Examiner“ beginnt mit einer Klage über die Einwanderung von Yankee — Schulmeiſtern !! — nach den ſüdlichen Staaten, und fährt dann fort: „dieſe Creaturen — die Yankee-Schulmeiſter — haben mit wenigen Ausnahmen nie den Schutz unſerer Geſetze verdient. Sie ſind menſchlichen Weſen weder an Körper noch an Geiſt ſehr ähnlich.

„Einige dieſer herumwandernden Ignoranten ſind dem Volke des Südens ſo verhaßt, viele davon ſind ſo übervoll von Abolitionismus, Wühlerei, Betrug und Hinterliſt, daß man die abſichtliche Tödtung eines derſelben, wenn er eben die Gemüther unſerer Sklaven oder unſerer Kinder vergiftet, unter allen Umſtänden für eine vollkommen zu rechtfertigende Handlung betrachten ſoll. Nach unſerer Meinung hat es auch kein intelligenter Mann des Südens bezweifelt, daß es ganz recht ſey einen Abolitioniſten-Schulmeiſter, der unſere Sklaven zu bethören ſucht und dabei ertappt wird, auf der Stelle niederzuſchießen. Wir halten dieß für das ungeſchriebene Volksrecht des Südens, und es ſcheint uns räthlich, das Geſetz öffentlich bekannt zu machen, damit es von den Abolitioniſten-Blättern copirt, von den 3000 neu-engliſchen Predigern [1] verdammt und bei der nächſten Antiſklaverei-Verſammlung in Faneuil Hall von Garriſon [2] mit beſonderem Nachdruck und ſchrecklichem Augenverdrehen vorgeleſen werden kann. Wir ſagen nochmals, das Niederſchießen eines herumziehenden Abolitioniſten-Schulmeiſters iſt ſehr häufig eine verdienſtliche und löbliche Handlung, die einem achtbaren ſüdlichen Manne guten Anſpruch auf ein Amt, wenigſtens auf einen Sitz in der Geſetzgebung oder in Stadtrath verſchafft. Mögen alle Yankee-Schulmeiſter, die mit einer näſelnden Sprache, einem langen bibliſchen Namen und einem Exemplar von Webſters Verwünſchungs-Lexikon ausgeſtattet, im Süden einzufallen gedenken, ſich ein für ſie beſſer paſſendes Land ausſuchen, in dem ihr Leben ſicherer iſt, als in den „gemeinen, morderfüllten Sklavenſtaaten.“ Wir werden uns freuen, wenn die wahnwitzigen Ergüſſe der Abolitioniſten-Preſſe gegen die Freiſprechung Wards dieſe Wirkung haben.

„Die Erſchießung eines ſüdlichen Mannes von Erziehung und Talent, eines Lehrers und nützlichen Bürgers, hat einen gerechten Grad der Entrüſtung und Aufregung und einen geſetzloſen Ausbruch heftiger Gefühle hervorgerufen, welche auch die Zeit nicht zu mildern ſcheint. Wir müſſen jedoch leider ſagen, daß das Niederſchießen eines händelſüchtigen, neu-engliſchen Abolitioniſten-Schulmeiſters keine ſolche Volkswuth erzeugen würde. Die Nachbarn würden dem glücklichen Schützen vielleicht ein Bankett geben oder ihn als Candidaten für den Congreß aufſtellen, aber irgend einer Unannehmlichkeit würde er gewiß nicht ausgeſetzt.“

Nur wer die Sache auf die leichte Achſel nehmen will, mag bei dieſer Controverſe gegen ein näſelndes, heuchleriſches Yankeethum an das:

„Jeder ſolcher Lumpenhunde“ ꝛc.

denken, der Humaniſt muß ſich tief betrüben. Es handelt ſich im Grunde genommen nur um die Trägheitsneigung im Menſchen, von dem das Inſtitut der Sklaverei herrührt. Daß der Menſch unwillig wird, wenn ihm jemand das Faulbett wegnehmen will, iſt natürliche Folge ſeiner Neigung, die als Pol ſo gut ihre Berechtigung hat wie der Thätigkeitstrieb. Aber eine Beſtialität, wie ſie aus obigem Artikel hervorſchaut und welche leider ganz im Sinne einer nur allzu großen Menge geſchrieben angeſehen werden muß, bricht — dem Princip der Selbſtbeſtimmung des Menſchen das Genick! Ohne Zucht und Erziehungsdisciplin iſts nichts mit den Menſchen, denn ſie verſinken in Rohheit. Davon halte ich mich feſt überzeugt und ſollte man — wie das bereits geſchah — mir auch ferner Abtrünnigkeit von der Volksſache vorwerfen. Barbarei habe ich nie als zu letzterer gehörend betrachtet.

---

[1] Die gemeinen Schimpfworte, welche dieſer U. S. Senator auf die Einwanderer, namentlich auf die deutſchen ſchmiß, ſind ja wohl im Andenken des geneigten Leſers. A. d. V.

[1] Anſpielung auf die von 3000 Neu-Englands-Predigern beim Congreß eingebrachte Antiſklaverei-Petition. C. P.

[2] Garriſon zeigt ſich beſonders thätig bei den Antiſklaverei-Verſammlungen in Faneuil-Hall zu Boſton. C. P.

Bruchstücke aus einer „Reise nach Central-Afrika".

(Nach Bayard Taylor.)

Erster Abschnitt.

1) Ankunft in Alexandrien. — Die Landung. — Mein erstes Bad im Orient. — Die Stadt. — Vorbereitungen zur Abreise.

Ich verließ Smyrna im Lloyddampfer Conte Stürmer am 1 November 1851. Wir schifften an den blauen sporadischen Inseln Cos, Rhodus und Carpathos vorüber, und die Breite des mittelländischen Meeres durchschneidend erreichten wir, den ganzen Weg von stiller See und vollkommen azurblauem Himmel begünstigt, den Leuchtthurm von Alexandrien am Abend des 3 Nov. Der Eingang in den Hafen ist eine schmale und schwierige Einfahrt durch Riffe, und kein Schiff wagt es, sie bei Nacht zu unternehmen, aber beim ersten Morgenroth kam ein ägyptischer Lootse zu uns an Bord und die aufgehende Sonne beleuchtete für uns die weißen Mauern der Stadt, die Windmühlen des Ras-El-Tin oder Feigencaps und die niedrigen gelben Sandberge, an welchen ich Afrika erkannte, denn sie waren Propheten der Wüste hinter ihnen.

Wir fuhren in den alten Hafen zwischen der Insel des Leuchtthurms und dem Festlande, die jetzt durch einen halbinselartigen Streifen mit einander verbunden sind, auf dem das fränkische Quartier erbaut ist, bald nach Sonnenaufgang. Das Wasser wimmelte von Booten, ehe der Anker fiel, und der ägyptische Sanitätsbeamte hatte sich kaum entfernt, als eine ganze Schaar von Dragomans, Kellnern und Bootsleuten an Bord kam. Ein schielender Araber, der ein weißes Gewand und einen rothen Bund trug, redete mich italienisch an und erbot sich, mich in das orientalische Hôtel zu bringen. Ein Deutscher und ein Smyrniot, dessen Bekanntschaft ich auf der Reise gemacht hatte, nahmen mit mir seine Dienste an und wir wurden rasch an das Ufer gefahren. Wir landeten an einem Steinhaufen nicht weit von einem elend aussehenden Hause, das Zollhaus genannt. Es waren viel Freunde da, die uns willkommen heißen wollten, und ich werde niemals die Freude vergessen, mit der sie uns ans Ufer zogen, und den Eifer, mit dem sie einander hin und her stießen in dem edelmüthigen Bestreben, sich unserer Sachen anzunehmen. Allerdings hätten wir wünschen können, daß ihre Gesichter besser gewaschen, ihre Pumphosen weniger zerlumpt und ihre rothen Kappen weniger schmierig gewesen wären, und wir waren vielleicht undankbar, indem wir unserm Araber gestatteten, sie tüchtig auszuschelten und die Zudringlichen bei den Ohren zu nehmen, ehe unsere Koffer und Reisetaschen unter sie vertheilt werden konnten.

Beim Zollhause wurden wir von zwei dunkelfarbigen Herren in Turbanen und schwarzen wallenden Gewändern untersucht, die unser Gepäck ohne zudringliche Neugier die Revue passiren ließen und uns leise ins Ohr flüsterten „Bakschisch", ein Wort, welches wir damals zum erstenmal hörten, welches aber der Schlüssel zu vielen unserer künftigen Erfahrungen seyn sollte. Der Zug von Lastträgern wurde dann in Bewegung gesetzt, und wir schritten durch mehrere Straßen von übertünchten zweistöckigen Häusern nach dem großen Platze des fränkischen Quartiers, welches sich warm und glänzend in der Morgensonne vor uns aufthat.

Die vorzüglichsten Hôtels und Consulate stehen an diesem Platze; die Bauart ist italienisch, hier und dort mit einem saracenischen Anstrich in den Fenstern und Thüren, besonders bei den neuen Gebäuden. Ein kleiner Obelisk von Alabaster, ein Geschenk Mohammed Ali's, steht in der Mitte auf einem Piedestal, welches einen Springbrunnen bilden sollte, aber kein Wasser hat. Dieß alles wie eine Schaar Esel und Eseltreiber und einen Zug beladener Kamele bemerkte ich auf unserm Wege nach dem Hôtel, in dem wir ein langes und nicht besonders reinliches Gebäude an der Nordseite des Platzes fanden. Die englischen und französischen Dampfer waren gerade angekommen, und es war kein Zimmer zu haben bis nach der Abfahrt des Dampfbootes nach Cairo am Nachmittag. Unser Dragoman, der sich Ibrahim nannte, rieth zu einem Bade als dem angenehmsten Mittel, die Zwischenzeit hinzubringen.

Der klare Himmel und die Temperatur waren die eines milden Juniustages in der Heimath und die Neuheit der Gruppen auf den Straßen genügten, um für irgend eine Beschwerde zu entschädigen. Als wir aber den Platz der französischen Kirche erreichten und einen Garten von Palmen ihre glänzenden Blätterkronen schütteln sahen, war alles andere vergessen. Mein deutscher Freund, der niemals Palmen gesehen hatte außer als exotische Hungerleider in Sorrento und Smyrna, schlug vor Entzücken die Hände zusammen, und ich selbst, der ich zehntausende in den heißen Winden der Tropen rauschen gehört hatte, fühlte mein Herz vor Freude hüpfen, als wenn ihre Schönheit meinen Augen ebenso neu gewesen wäre. Denn keine auch noch so lange Erfahrung kann dem Reisenden das glückliche Gefühl der Neuheit rauben, welches seinen ersten Tag auf dem Boden eines neuen Landes erfüllt; ich gab mich ganz dem berauschenden Gefühle hin. Et ego in Africa! war die Summe meiner Gedanken, und ich sah weder noch kümmerte ich mich darum, daß unser Freund Ibrahim ein Erzschelm war, was wir sehr bald entdeckten.

Das Bad, in welches er uns führte, sollte das schönste in Alexandrien und das prächtigste im ganzen Orient seyn, aber es stimmte ganz und gar nicht mit unsern Begriffen von morgenländischer Ueppigkeit überein. Ueberdieß wäre der Badewärter sein intimer Freund, und würde uns baden wie noch kein Christ gebadet worden seyn sollte. Eins behielt Ibrahim für sich, nämlich daß sein intimer Freund und er den Gewinn theilten, den sie aus unserer Unerfahrenheit zogen. Wir wurden in ein einstöckiges Gebäude von sehr unvortheilhaftem Aeußern geführt. Als wir in den niedrigen gewölbten Eingang eintraten, wurden meine Ohren von einem kläglichen Gestöhn getroffen, von dem ich zuerst vermuthete, daß es von den Personen ausgehe, die in der Operation des Badens begriffen wären. Nachher überzeugte ich mich aber, daß es von einem Rade herrührte, welches von einem Büffel gedreht wurde und dazu diente, das Wasser aus dem Brunnen zu heben. In einer Art Souterrain, das nach Seifenwasser roch und in dessen Mitte ein großer Behälter voll schmutzigen Wassers war, wurden wir von dem Badewärter empfangen, der uns in ein Zimmer zeigte, das drei niedrige Divans mit Kissen enthielt.

Hier wurden wir entkleidet, und Ibrahim, der eine Menge Handtücher beſorgt hatte, umwickelte unſern Kopf mit Turbans und umgürtete unſere Lenden mit einem einfachen orientaliſchen Gewand. Schwere Holzklötze wurden an unſere Füße befeſtigt und eine lebendige Bronzeſtatue führte uns durch düſtere Gänge, die bisweilen heiß und von Dampf erfüllt, bisweilen kalt und feiſtig waren, und nach allem rochen, nur nicht nach den gewürzigen Düften des glücklichen Arabien, in ein kleines gewölbtes Zimmer, das durch einige Oeffnungen in der Decke erhellt war. Die feuchte Hitze war faſt erſtickend, heißes Waſſer floß über die ſteinerne Flur, und die ſteinernen Bänke auf denen wir ſaßen, waren etwas kühler als Kochöfen. Die Bronzeſtatue verließ uns, und ſehr bald fingen wir an aus allen Poren zu ſchwitzen und an die drei Männer im feurigen Ofen zu denken. Unſer Behagen wurde dadurch eben nicht vermehrt, daß wir immerfort das Stöhnen hörten, und durch ein Loch in der Thür fünf oder ſechs nackte Geſtalten regungslos auf dem Rand eines dampfenden Faſſes im äußeren Zimmer liegen ſahen.

In dieſem Augenblick kehrte unſere Statue mit einem Paar groben Haarhandſchuhen zurück. Er nahm uns die Turbane ab, dann ergriff er einen meiner Freunde bei der Schulter, als wenn er ein Schaf geweſen wäre, und begann ſeinen Rücken ſozuſagen zu raſpeln; dieſes Verfahren, das inſoweit abwechſelte, als wir mit brühheißem Waſſer übergoſſen wurden, erſtreckte ſich auf uns alle drei, dann durften wir ein wenig ruhen. Es folgte nun Seifenwaſſer, welches weicher und angenehmer in ſeiner Wirkung war, ausgenommen als er uns beim Haar ergriff und indem er uns den Kopf zurückbog, uns das Geſicht nach Herzensluſt ſcheuerte, als wenn wir keine Augen, keine Naſe und keinen Mund gehabt hätten. Wir hatten nun eine ſolche ſalamanderartige Temperatur erreicht, daß die Schlußoperation, indem uns ein Dutzend Kübel heißes Waſſer über den Kopf gegoſſen wurden, wirklich angenehm war. Nachdem wir in einen ſiedenden Trog getaucht worden, wurden wir in unſer Zimmer zurückgeführt und in weite Muſſelinkleider geſteckt, um unſere Köpfe wurden Turbane gebunden und wir lagen auf den Divans, um uns von der Ermattung des Bades zu erholen. Die Veränderung, die unſere neue Tracht hervorbrachte, war erſtaunlich. Der kräftige Deutſche wurde ein türkiſcher Mollah, der junge Smyrniot ein maleriſcher Perſer und ich — ich weiß ſelbſt nicht was, aber wie meine Freunde mir ſagten, ein viel beſſerer Moslem als Franke. Schwarzer Kaffee und ſchlechter Tabak vollendeten den Proceß, und trotz des Mangels an Reinlichkeit und des Ueberfluſſes an Flöhen entfernten wir uns leichter an Körper und von einer ruhigen Behaglichkeit erfüllt, die nichts ſtören zu können ſchien.

Nach einem ſpäten Frühſtück im Hôtel gingen wir aus, um uns die Stadt anzuſehen; die Thür war von Eſeln und ihren Treibern belagert, die uns in allen Sprachen auf einmal anredeten: „Venez monsieur“. „Take a vide, sir, here is a good donkey!“ „Schöne Eſel“. „Prendete il mio bunnico“, und wir wurden zum Drehpunkte eines Wirbels von Eſeln gemacht. Die einäugigen Eſeltreiber ſchlagen ſich, die Eſel ſchlagen aus und man hat keine Ruhe, bis man ſich auf eins der kleinen Thiere geſetzt hat; dann zwickt der Treiber das Thier in den Schwanz und knufft es in die Rippen, und dann wird man im Triumphe davongetragen. Das makelloſe Blau des Himmels und die köſtliche Elaſticität der Luft waren wahrhaft berauſchend, als wir zwiſchen Gärten von Dattelbäumen mit reifen Früchten beladen nach dem Stadtthore und durch daſſelbe auf eine breite Straße galoppirten, die mit Akazien beſäumt war, welche nach dem Mahmud-Denkmal führte.

Nach Süden auf einem dürren Sandhügel ſtand die Säule des Diocletian, nicht des Pompejus, deſſen Namen ſie trägt. Es iſt eine einfache Säule von 98 Fuß Höhe, der Schaft aber iſt ein einziger Block, von rothem Granit und hebt ſich prächtig gegen den Hintergrund eines ſolchen Himmels und eines ſolchen Meeres ab. Es iſt der einzige Ueberreſt des alten Alexandrien, der ſeines Ruhmes würdig iſt, man könnte ſich aber nichts Impoſanteres und Beredteres wünſchen. Die glühenden weißen Häuſer der Stadt, die Minarets, die Palmen und Akazien füllen die Landſchaft, aber ſie ſteht abgeſondert von ihnen im Sande und blickt nach dem Meere und der Wüſte.

Am Abend nahmen wir wieder Eſel und ritten außerhalb der Stadt nach einem Café an den Ufern des Canals. Ein Sonnenuntergang voll glühendem Roſenroth und Orangegelb ſenkte ſich hinter der Pompejusſäule auf die Wüſte und die balſamiſchſten Lüfte kamen uns vom Meere durch Palmengärten entgegen. Ein Schweizer, Herr von Gonzenbach, an deſſen Güte ich immer dankbar denken werde, begleitete uns. Als wir unter den Akazien ſaßen und den türkiſchen ſchwarzen Kaffee tranken, fuhr der Dampfer von Cairo vorüber. Er ſtörte die Heiterkeit der Luft durch ſeinen häßlichen Rauch und verdarb die herrliche Ruhe der Landſchaft in ſolcher Weiſe, daß wir gelobten, niemals etwas mit dem Dampfe zu thun haben zu wollen, ſolange wir auf dem Nil reiſten. Unſere Eſeltreiber hielten geduldig unſere langohrigen Thiere an dem Zügel, bis wir zur Rückkehr bereit waren. Es war dunkel, und da ich zuerſt meinen Begleiter, einen kleinen einäugigen Kobold, nicht ſah, ſo rief ich auf gerathewohl „Abdallah!“ dieß war zufällig wirklich ſein Name, und er kam auf mich zugetrabt und hielt mir den Steigbügel, um mir beim Aufſteigen behülflich zu ſeyn. Es iſt wirklich erſtaunlich, wie raſch dieſe jungen Araber ſprechen lernen. „Come vi chiamate? wie heißt Ihr“, fragte ich Abdallah, als wir nach Hauſe ritten. Die Worte waren ihm neu, aber ich machte ihm endlich ihre Bedeutung verſtändlich, worauf er ſein Wiſſen in Anwendung brachte und mich fragte: „come vi chiamate?“ „Abbas Paſcha“, erwiederte ich. „O, ſchon gut“, lautete ſeine raſche Erwiederung, „wenn Ihr Abbas Paſcha ſeyd, dann bin ich Said Paſcha“. Am nächſten Morgen ſtand er mit ſeinem Eſel vor der Thür und ich wollte denſelben wirklich nehmen, wurde aber in ein wahres Getümmel von Eſeln verwickelt, aus dem mich Abdallah befreite, indem er mich auf ein anderes Thier hob. Als ich wegritt, ſah ich den kleinen Kerl über ſeine Enttäuſchung bitterlich weinen.

Wir drei zufälligen Gefährten vertrugen uns ſo gut mit einander, daß wir uns entſchloſſen, mit einander ein Boot nach Cairo zu miethen, anſtatt auf den nächſten Dampfer zu warten. Wir eilten daher von Ibrahim begleitet nach dem Mahmudie-Canal, um die Barken anzuſehen. Wie alle Dragomans hatte Ibrahim ſeine Privatliebhabereien und führte uns daher an Bord eines Bootes, das einem ſeiner Freunde gehörte. Das Boot war eine kleine Kangia mit einem großen lateiniſchen Segel am Bug und einem kleinen am Stern. Es war nicht mehr ſehr neu, ſah aber reinlich aus und der Reis oder Capitän verlangte 300 Piaſter für die Fahrt; der Piaſter iſt die gangbare Münze des Morgenlandes. Sein Werth ſchwankt und iſt höher in Aegypten als in Syrien und der Türkei, kann aber zu zwei Silbergroſchen angeſchlagen werden. Ehe wir den Handel abſchloſſen, fragten wir Hrn. von Gonzenbach um Rath, der ſogleich ſeinen ägyptiſchen Diener abſchickte und ein Boot zu 225 Piaſter miethete. Alles ſollte am folgenden Morgen zu unſerer Abreiſe bereit ſeyn.

Streifzüge in Norwegen.

7. Gousta Fjeld, Rinkan Foß, Mariestien.

Gegen Morgen brachen wir zu Fuß und zu Roß, so heiter wie der uns trefflich begünstigende Augusttag, auf und eilten dem schönen Schauspiele eines Wasserfalles zu, der selbst in diesem hieran so überreichen Lande von den gebahnten Wegen ab in die Wildniß und Gebirgsöde lockt, und durch seinen Anblick diese Mühe lohnt. Der Weg hält sich stets zur Linken der Maanelv und bietet in großer Anzahl schöne Punkte dar; da sich zu beiden Seiten des Thales die Gebirge immer gigantischer und großartiger aufthürmen als Stufen und Knie den mächtigen Gousta umgebend, der stolz seinen eisbedeckten Gipfel über sie erhebt, und durch die streifenweise einschneidenden Schluchten seinen blendenden Schnee in das Schwarz seiner Tannenwaldung hinunterleuchten läßt. Das Thal selbst wird immer enger, je höher sich die schroffen Wände erheben, und der schäumende Fluß, der sich hindurchbricht, gönnt zu seinen Seiten dem Wanderer immer schmalere Wege, um neben dem Tannen- und Fichtenwalde emporzuklimmen. Nachdem wir geraume Zeit gestiegen waren, stießen wir auf eine Säterhütte, die auf einem verhältnißmäßig ebenen Absatze des Gebirges lag. Wir fanden sie leer, da ihr üppiges Gras und Futter abgeweidet und die kleine Heerde weiter geführt war. Wir ließen hier die Pferde und einen Führer mit dem Auftrage, jene bis zur Rückkehr zu hüten und aus unseren Vorräthen uns ein Mahl zu bereiten.

Trotz aller Vorbereitung auf die Erhabenheit dieser Gegend übertrifft ihr Anblick alle Erwartungen und überwältigend treten einem die furchtbar schönen Gebirgsmassen in ihrer großartigen Neuheit entgegen. Nach allen Richtungen hin eröffnen sich weite Aussichten, Berge häufen sich, drängen sich in mannichfachen Gestaltungen grotesk neben- und hintereinander, schroffe zerrissene Spitzen ragen aller Orten kahl hervor, in nicht zu großer Ferne überstrahlt von dem Glanz des mächtigen Gousta, der seine Felsenpyramide stolz hinter den wild zusammengehäuften Bergen, seinen Gipfel in den rasch dahinziehenden Wolken versteckt. Die eigenthümliche Beleuchtung, welche die Strahlen der Mittagssonne hervorbrachten, erhöhte uns die Schönheit des Schauspiels; ein fast ganz durchsichtiger Duft lagerte über den Bergen voll finsterer Tannen und Fichten von ungeheurer Höhe, die sich schlank und schön an einander drängen, ein weites düstres Waldmeer von unermeßlichem Umfange bildend. In den tief nach allen Richtungen einschneidenden Thälern herrschte eine feierliche Stille, denn die bedeutende Höhe der Thalwand läßt den unter den Bäumen verschwundenen Fluß, der auf der Sohle des Thales noch so geräuschvoll schäumt, hier nicht mehr vernehmen. Auf uns und selbst auf unsere Führer hatte der bewältigende Anblick seinen Zauber ausgeübt und die ausgelassenen Scherze waren in stumme Andacht und leises Geflüster verwandelt. Kein Vogel war zu sehen, kein Thier ließ sich blicken, ja wunderbarerweise war von diesem Punkte aus selbst kein rieselndes oder stürzendes Wasser zu sehen, alles Lebendige und Bewegliche schien in den tiefen Thälern wie vergraben, und der steinerne Riesengeist des erstarrten Nordens hier kaum hörbar athmend in seiner Felsenburg zu schlummern, während die schlanken Fichten und Tannen als ein unabsehbares Heer festgewurzelter Mitkämpen und Schildknappen seinen Schlummer bewachten.

Der Weg von dieser Säterhütte aufwärts verliert sich bald geheimnißvoll in einen düstern Wald und artet in einen steinigen schwierigen Fußsteig aus. Oft tritt er hart an den Abhang der sich zu unseren Füßen in unabsehbare Tiefe stürzt, wie sich die zur Seite liegende höhere Gebirgsmasse gleichfalls als eine schroffe Wand offenbart. Auch die gegenüberliegenden Höhen auf dem rechten Ufer des Flusses, der in ein immer engeres Bett gedrängt wird, ist mit Waldung bedeckt, in der sich von hier an die Birken mit dem Nadelholz untermischen. Immer noch klimmten wir mühsam aufwärts, so daß uns die Vertiefung des Thales immer gewaltiger erschien, bis sich dasselbe plötzlich im Hintergrunde mit noch höheren, kahlen und schwarzen Felsen versperrte, die den Blick trotz eines nicht zu verbergenden Schauers festbannten. Eine kesselartige Vertiefung machte sich in dem dichten Walde durch noch dunklere nackte Wände bemerkbar, und aus diesem Riesenkessel stieg eine mächtige Dampfsäule hoch in die klare Luft hinein. Um das Bild eines ungeheuren unermeßlichen kochenden Wassers noch vollständiger zu machen, blieb sie nicht immer in gleicher Richtung und von gleicher Stärke, sondern wankte sich kräuselnd bald hierhin bald dorthin, verschwand und tauchte wieder auf. Es war die Dampfsäule des mächtigsten Wasserfalls in Norwegen, die diesem den Namen des „rauchenden Wasserfalles, ruchand fossen“ gegeben hat, und die durch den vorhergegangenen Regen, der die Flüsse angeschwellt hatte, sich uns ungewöhnlich schön und mächtig zeigte.

Bald darauf machte sich die Nähe des Wasserfalles auch dem Ohre bemerkbar, und deutlich vernahmen wir neben dem wieder vernehmbaren Rauschen des Flusses dumpfe Schläge, wie den fernen Donner aus mächtigen Geschützen. Der Boden schien unter unseren Füßen zu beben und zu schwanken. Plötzlich wendete der Weg, wir traten aus dem Walde heraus, und gerade uns gegenüber, wenn auch fast noch eine halbe Meile entfernt, zeigte sich dem erstaunenden Auge das mächtige Wunder der Natur. Aus einer engen Felsenhöhle rollen siegreich, aber zornerregt durch den ewig hemmenden Widerstand, furchtbare Lasten von Wasserfluthen in wilder Wuth in einem großen dichten Bogen herab, und sprühen den schneeweißen Schaum tobender Wogen gekräuselt umher, den Dampf erzeugend, der über dem strömenden Gewölbe sich stets neu gestaltet. Jener dumpfe Schall, der sich hören ließ, rührt von den in die Tiefe hinabgeschleuderten Felsbrocken und Baumstämmen, unter deren Fall selbst des Gebirges Grund erbebt. Weiter hinaus sieht man den wirbelnden Strom seinem Falle zueilend ein ruhiges Waldthal durchschneiden, das oben von der blauen Ferne und der Wellenlinie der höheren Fjelden umkränzt ist; und jenseits des Gousta, wo er dem Mjösvand entströmt, fließt er zwischen schattigen Wäldern und sonnigen Hügeln oder grasigen Ufern dahin, so daß der Sennhirt in seinem ruhigen Wasser im Kahne liegt um in langen Stunden seinen Fischreichthum durch Angeln zu mindern.

Von der Hauptsäule des stürzenden Wassers haben sich nach allen Richtungen hin einzelne Strahlen zertheilt, die in dem engen Spalte, dem sie entströmt, wenigstens bei der von uns vorgefundenen Mächtigkeit desselben, nicht Raum fanden. Während jene nahe an 500 Fuß (nur 432 nach Hansteen) in ununterbrochenem Sturze als ganze Wassermasse niederfällt, die im Aufschlagen zu blendendem Silberschaum und Nebel zerstiebt, peitschen die Seitenstrahlen mit gewaltigen Schlägen, höher oder niedriger die nackten, schräganstehenden Felsen und machen sie glänzend glatt, während sie selbst zu durchsichtigen Schleiern von Dampf werden, der schon aus weiter Ferne kenntlich in dicken Wolken aufwärts in die Luft qualmt. Wie stolz und vermessen der Mensch auch sey, hier muß er sich in Demuth beugen und seine Nichtigkeit er-

kennen, und das Auge vermag dieſes ewige wechſelvolle Spiel von unaufhörlichen Zerſplitterungen nur allmählich zu verfolgen. Gehoben wird noch dieſer Eindruck durch den merkwürdigſten Contraſt zwiſchen dem Leben des Sturzes und der todesähnlichen Ruhe ſeiner Waſſermenge nach ihrem Falle. Das ganze Thal unterhalb der Aufſchlagſtelle des Falles iſt von einem See erfüllt, deſſen Ufer und Felsränder mit dem dunkelſten, nie von einem Sonnenſtrahle erleuchteten Walde bewachſen ſind, und wenn gleich ſich die furchtbare Waſſermaſſe unabläſſig brüllend hineinſtürzt, ſo iſt dennoch ſeine Fläche dicht daneben völlig ruhig. Ohne den Donner des rauſchenden Stromes würde gewiß die heilige Stille dieſes düſter ſchattigen Waldſees ein ebenſo anlockendes Plätzchen für ein träumeriſches Gemüth ſeyn, wie es der gleich düſtre Herthaſee auf Rügen iſt, an dem freilich nur das Säuſeln der ſanfteren Luft und der Schlag der Buchfinken das Ohr umſpielt. So aber hat dieſe Ruhe etwas Unheimliches und Beklemmendes. Auch iſt ſie nur trügeriſch, nur Schein, ein Moment der Ruhe. Schon in kürzeſter Entfernung wühlt der Strom brauſend und rauſchend in der Tiefe fort, mit erneuerter Wuth ſtürzen die Fluthen über die großen eckigen Felſen in ihrem Bette, und werfen die in die Tiefe geriſſenen Baumſtämme wieder auf die Oberfläche der Waſſermaſſe empor.

Wir näherten uns dem Sturze, dem ſteilen Pfade und ſeinen vielfachen Wendungen folgend, zur Linken das Veermörk-Fjeld im Auge behaltend, mit ſeinen abenteuerlichen in das Thal einſpringenden Vorbergen und ſeiner herrlichen Waldung, dem Ort des üppigſten Elgwildes und im ſchärfern Winter zahlreicher Rennthierhorden. Plötzlich verſchwindet anſcheinend der Pfad an einer jäh herabfallenden, faſt nackten Felſenwand, die ſich in eine ſchwindelnde Tiefe von mehr denn 400 Fuß verſenkt, in welcher der Fluß wühlt und kocht. Es iſt dieß eine in der weiteren Umgegend ſelbſt bei Bergbewohnern berüchtigte Felſenwand, an der ſich der bisherige Fußſteig als gangbarer Pfad fortſetzte. Wohl ergriff mich ein Schauder ihn zu betreten, die Mahnungen der Führer jedoch, ihre erprobte Gediegenheit und Kraft, die Verſicherung eines herrlichen Lohns der gehabten Mühe, und die höhnende Mittheilung, wie ein Krüppel den Marieſtien — wie der ſchwindelnde Pfad genannt wird — ruhig und furchtlos auf den Knieen hinaufrutſchte, wie ein Kind einer verlornen Blume halber hinabkletterte, ſpornten meinen Muth, oder richtiger geſagt meine Eitelkeit, daß auch ich es wagte ihnen zu folgen, während der größte Theil unſerer Geſellſchaft zurückblieb. Wir zogen die Stiefeln aus um nicht auf dem glatten Geſteine zu gleiten, und ich folgte dem vorausgehenden Führer, während ein anderer unmittelbar hinter mir blieb, um mich nöthigenfalls zu unterſtützen; das Geſicht mußte ich von der Tiefe ab gegen die Gebirgswand wenden, um nicht von dem ſchauerlichen Anblick des Abgrundes angezogen und zum Schwindeln gebracht zu werden.

Die Felswand iſt völlig kahl, kein Baum, ſelbſt nicht die auf dem ungaſtlichſten Boden ſich ausbreitende Birke fand Muth ihren Standpunkt hier zu behaupten. Nur an dem gefährlichſten Punkte, wo eine zwar unbedeutende doch an dieſer Stelle furchterweckende Felsſpalte den Pfad überſchreitet, ſorgte eine höhere als irdiſche Vorſicht für eine Hülfe und einen Schutz, denn hier in dem durch die Zeit zerfreſſenen Urgeſteine war etwas fruchtbare Erde gehäuft, um einer vom Winde geſäeten Fichte Kraft zu geben, mit ihren knorrigen Wurzeln den gefährlichen Spalt zu überziehen, und ihre zähen Arme ſchützend über die Tiefe zu breiten. Faſt unmittelbar hinter dieſem Punkte kann man beinahe ſenkrecht hinab über den Fall und hinaus über das Thal und den ſchimmernden Seeſpiegel ſchauen, dann aber ſenkt die Felswand ſich von einem unaufhörlichen Sprühregen befeuchtet, ebenſo ſchroff und plötzlich als er aufſtieg. Mächtige, abgerundete und ſcharfeckige, ſpiegelglatte Steine, die er in ſeiner Wuth von dem Gebirge gebrochen und zur Seite geſchleudert zu haben ſcheint, führt in einer keck angelegten gigantiſchen Stufenfolge mitten in den Sturz hinein. Hier iſt das dumpf wiederhallende Gebrüll betäubend und jede wörtliche Mittheilung unmöglich, da ſelbſt das Rauſchen des Stromes übertönt iſt, geſchweige die menſchliche Stimme, wenn nicht von ſelbſt hier das Wort ſtockte und unausgeſprochen bliebe.

Von furchtbaren ſtürzenden Waſſermaſſen umgeben, in dem großartigſten Staubbade, hineingetaucht in das ewige Naß, hüllen ſich mit jedem Schritte, mit jeder Wendung des Geſichtes neue, veränderte zauberiſche Anſichten dar. Ueber den Köpfen ſieht man die Spalte aus welcher der Sturz hervordrängt, die kryſtallene Wölbung, ſo durchſichtig ſie iſt, droht den Aufblickenden zu erdrücken, und die dahinſtürzende Fluthenmaſſe gleicht einer naſſen Grabesdecke. Die Spalte ſelbſt ſcheint ſo eng, daß man hinüberſpringen möchte; die Sonne ſchien ſchräg in ſie hinein und erleuchtete den weißen Schaum, während der obere Theil des Falles ſmaragdfarbig glänzte, und der Dampf blendend in ihrem Lichte ſpielte. Hier, umfluthet von ſpritzendem Schaume und heranrollenden Wogen, umdonnert von dem kochenden Sturze, in der Mitte des entfeſſelten wüthenden Elementes, zeigt die Natur eines ihrer lieblichſten, leichteſten, feenartigen bunteſten Wunder. Unter, neben und über uns ſpielten tanzend auf dem blendendweißen, rauchenden Schaume Hunderte von halben und ganz geſchloſſenen Regenbogen, durch ihr gaukelndes Zittern ſcheinbar die Felſen ſelbſt in ein Leben verſetzend. Mehr wie an jedem andern Orte haben dieſe farbigen Geiſter, aus Licht und Schatten geboren, an dieſer Stelle, wo das Waſſer alle ſeine Schrecken zeigt, etwas Verſöhnendes, wie der Bogen, den Noah auf dem Berge Ararat ſah, oder wie die Brücke, die ſich der Nordländer in den Farben Biforſt's für die nach Walhalla wandernden Einherier dachte.

Von der Säterhütte, die auf unſerem endlich angetretenen Rückwege wiederum der Ort materieller Erfriſchung wurde, unternahmen wir Herren noch eine Erſteigung des Gouſta ſelbſt. Obſchon im allgemeinen nicht ſo für die Ausſichten von hohen Bergen herab eingenommen und den Anblick der Berge ſelbſt jenen Ausſichten vorziehend, ergriff mich doch das Schauſpiel, welches ſich hier unſern Blicken darbot, auf das gewaltigſte. Weithin über die immer undeutlicheren Contouren der einzelnen Fjelde, die, je mehr ſie ſich vom Auge entfernten, je kahler ausſahen, erſchien, wie hoch in der Luft ſchwebend und mit ihr zu einem Bilde verſchwindend, der Meereshorizont. War er auch nur dem ſchärfſten Auge ſichtbar, als ein wenig blitzender Schimmer, ſo that dieſe Unklarheit dem erhabenen Schauſpiele keinen Abbruch. Von eigenthümlicher Wirkung waren die ſchneebedeckten Gipfel durch den merkwürdigen Contraſt, mit dem dunklen Grau der Klippen, wo ſie in die Thäler hinabſinken und mit Tauſenden von Flecken und Streifen bedeckt ſind, da in den tieferen, im allgemeinen ſchneefreien Lagen, doch jederzeit in einzelnen Schluchten und Löchern noch tief in den Sommer hinein, Schnee liegt, der nicht ſelten weit an den Abhang hinunterläuft, während die ſteileren Gebirgstheile nackt zwiſchen dieſen Schluchten herausſtarren.

Wir drangen aufwärts bis dorthin, wo der ewige Schnee, in ſeinen erſten Anfängen vielleicht nur durch zufällige beſondere Umſtände den heißeſten Tagen des hieſigen kurzen Sommers Trotz geboten, und nun allmählich im Laufe der Zeiten zu einer mäch-

tigen Decke anwuchs, die allen Unterſchied von Schlucht und Kuppe faſt gänzlich vernichtete, und alles gleichmäßig begrub in der hochgewölbten Oberfläche ſeiner eigenen Ausdehnung. Hier bildet er in ſeiner Ewigkeit in der That eine Art Gebirgsformation, und die ſcherzhafte geognoſtiſche Erklärung des Gletſchereiſes gegenüber den vulcaniſchen und neptuniſchen Gebilden als einem Gebilde atmoſphäriſchen Urſprunges, das übergreifend über die höchſten Gebirgszüge der Erde gelagert iſt und manche der ſpäteren Schutt- und Grieslager an Alter übertreffen mag, wird hier ganz einleuchtend.

Erſt nach einer geraumen Zeit und mit ſchwerem und bewegtem Herzen traten wir, von den hier genoſſenen erhabenen Schauſpielen Abſchied nehmend, unſeren Rückweg an, und konnten den liebenswürdigen Bitten der weiblichen Reiſegefährten nicht widerſtehen, ſie auf dem großen Wege nach Klockeruth zu geleiten und dort in ihrer Familie die Gaſtfreundſchaft zu genießen. Mir, der ich meinen Kräften doch zu viel zugemuthet hatte, war die herzliche Aufnahme in dem Schooße der liebenswürdigen Familie eine um ſo werthvollere, da ich in der Perſon des Vaters, des Lehnsmannes A—s, einen ebenſo kenntnißreichen und unterrichteten als mittheilenden Mann fand, deſſen Vermittlung ich mannichfache Erfahrungen über dieſen intereſſanten Landestheil Norwegens verdanke.

(In ſpäteren Nummern wird eine Fortſetzung dieſer Streifzüge folgen).

Ein Natur-Tunnel in der Sierra Nevada.

(Von E. P.)

Obgleich ich hier in New-York keinerlei beſtimmte Auskunft über die Zuverläſſigkeit des „Mariposa Chronicle", eines Californier Blattes, erlangen konnte, ſo glaube ich doch verpflichtet zu ſeyn, einen Artikel desſelben über die Entdeckung eines Natur-Tunnels in der Sierra Nevada nicht unbeachtet zu laſſen. Denn genanntes Blatt verbürgt ſich für die Wahrheitsliebe des Berichterſtatters, deſſen anhaltende Forſchungen in mehreren Theilen Californiens als allgemein bekannt erklärt werden, ohne daß jedoch deſſen Name genannt wird. Sollte übrigens die Geſchichte ganz oder zum Theil ſich als fictionär herausſtellen, ſo büßt ein Leſer ja nichts dabei ein; im andern Falle kann man ſo intereſſante Entdeckungen nicht zeitig genug erfahren. Die Worte des Entdeckers ſind:

„Im J. 1851 machte ich einen Zug gegen die Indianer mit, und beobachtete daß einige derſelben, welche mir verfolgten, in der Nähe eines gewiſſen Punktes am Anfange eines Thales verſchwanden, und obgleich wir jeden Buſch und Felſen in der Nachbarſchaft unterſuchten, ſo waren wir doch außer Stande, irgend Aufſchluß über ihren Schlupfwinkel zu entdecken. Nach unſerer Rückkehr wurde vom Major Summer einer geräumigen Höhle am Anfange des Yo-Semity-Thales Erwähnung gethan, und ich ſchloß alsbald, daß dieſe der geheime Aufenthalt der Indianer ſey und richtete deßhalb meine Aufmerkſamkeit auf jenen Punkt. Nachdem wir drei Tage lang geſucht hatten, ohne daß unſere Bemühungen ein Erfolg krönte, beſchloß ich einen andern Weg zum Ziele einzuſchlagen; der Zufall oder das Glück verſchaffte uns jedoch was auf keine andere Art hätte erreicht werden können. Durch das Klettern unter verwitterten und bemoosten Felſen am Fuße einer hohen Klippe war ich ſo ſtaubig geworden, daß mir ein Bad ſehr noth that. Da ich in dem benachbarten Waſſerfall oder Sturzbach, der an Höhe den berühmten Waſſerfall des Himalaya übertrifft, Gelegenheit hatte ein Schauerbad zu nehmen, ſo begab ich mich dorthin.

Gewöhnlich kann man der Hauptmaſſe des fallenden Waſſers nicht näher als auf 100 Yards kommen, wegen des Waſſerdunſtes der über und um den Keſſel hängt; allein es wehte zur erwähnten Zeit ein ſtarker Wind das Thal herauf und trieb den Gicht zur Seite, der meine Annäherung verhinderte. Ich ſtand im Begriff mich zu entkleiden, als ein Windſtoß, ſtärker als irgend ein vorhergehender, vor meinen erſtaunten und freudigen Blicken die lange geſuchte Höhle entſchleierte. Ich vergaß die mir ſo nöthige Waſchung, eilte zu meinen Begleitern zurück und machte ſie mit der wunderbaren und glücklichen Entdeckung bekannt. Der Reſt des Tages wurde auf Vorbereitung der Fackeln verwendet, und nach einem ſaftigen Frühſtück am andern Morgen begannen wir unſere Erforſchung der Höhle.

Wir fanden keine Schwierigkeit in dieſelbe einzutreten, obwohl uns der Waſſerſturz tüchtig durchnäßte, hinter welchem ſich, geſchützt durch einen Felſenvorſprung, ein nach der Höhle führender offener Raum zeigte. Ich habe keine Worte, um das Gefühl der Ehrfurcht zu beſchreiben, die mich ergriff als ich die Hallen dieſes großartigen und wunderbaren Bauwerkes betrat, das nicht von ſterblichen Händen aufgeführt ward. Alles was ich als Knabe in Romanen geleſen hatte, alles was eine lebhafte Phantaſie von einer unterirdiſchen Welt ſich vorgemalt hatte, war zahm und gewöhnlicher Art, im Vergleich mit dieſem hehren, ſtaunenswerthen Werk der Natur.

Doch weiter! Mit brennenden Fackeln begannen wir vorſichtig unſern Marſch und bewunderten die rieſigen Tropfſteingebilde, welche das Licht unſerer Fackeln vervielfältigt widerſtrahlten. Nur eine kurze Strecke waren wir vorwärts gedrungen, als uns im Felſen und auf einer mit Staub bedeckten Fläche Indianerſpuren aufſtießen. Anfänglich erſchracken wir über dieſe Entdeckung, allein nach einiger Ueberlegung nahmen wir an, daß Spuren an ſolchem Orte jahrelang friſch bleiben könnten, und außerdem ermunterte uns noch der Gedanke, daß die Spuren unſere Forſchung erleichtern würden.

Dieß erwies ſich als richtig; denn wären wir nicht der Indianerfährte gefolgt, ſo würden wir uns zuletzt in mehr als ägyptiſcher Finſterniß befunden haben. Durch die Hoffnung ermuthigt, bald wieder Tageslicht zu erblicken, ſetzten wir unſern Marſch fort. Von Einem waren wir überzeugt, nämlich daß die Höhle ſowohl einen Ausgang wie einen Eingang haben müſſe, denn ein ſtarker Luftzug ſtrömte uns immer entgegen, und unſre Fackeln brannten flackernd und raſch hinweg; zu raſch, denn unſer Vorrath an Kienholz verſchwand ſehr ſchnell. Ich dachte daran durch Mike einen friſchen Vorrath holen zu laſſen, als wir, um eine ſcharfe Ecke des Durchganges biegend, zwei hohen kräftigen Indianergeſtalten von Angeſicht zu Angeſicht gegenüber ſtanden. Es iſt unmöglich, die Verwunderung und Wuth, welche aus ihren Geſichtern ſprach, mit Worten zu ſchildern, und hätte es in ihrer Macht geſtanden, ſo wären wir einem unvermeidlichen Untergange anheimgefallen. Aber nach einer Weile bemerkte ich, daß der eine etwas Spaniſch

ſprach, und mit einiger Schwierigkeit gab ich ihnen zu verſtehen, daß uns der „große Geiſt“ durch den geheimnißvollen Weg geleitet habe. Darauf ſagten ſie mir in gebrochenem Spaniſch, daß wir kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hätten; daß etwas weiter voran ein ungeheurer Abgrund ſey, den jedoch die Indianer mit Baumſtämmen überbrückt hätten, welche wir nachher verſteinert fanden, und daß es noch andere Paſſagen gebe, die zu Seen und Flüſſen führten, aber keinen bekannten Ausgang hätten. Sie erzählten, daß dieſer Paß nur ihrem Stamme und uns bekannt ſey; ſie hätten zwar davon zu Major Summer geſprochen, aber ihm den Paß niemals gezeigt; ſie ſeyen die angeſehenſten Heilkünſtler ihres Stammes und kehrten von einem Beſuche des weißen Indianerſtammes am öſtlichen Ende des Paſſes zurück. Sie gaben uns darauf einige ihrer Fackeln, ſagten uns Lebewohl und ſchieden von uns. Erfreut über unſer gutes Glück, ſetzten wir unſern Weg frohen Muthes fort. Wir fanden bald den furchtbar gähnenden Abgrund, in welchen wohl manches Opfer wilder Grauſamkeit geworfen worden war; denn auf dem Boden entdeckten wir mit Hülfe einer hinabgeworfenen Fackel die Gebeine vieler menſchlichen Weſen. Wir fanden auf unſerem Wege keine weitern Hinderniſſe als einige maſſive Steinblöcke, die wir überklommen, und am Morgen des vierten Tages gelangten wir in das Dorf der ſogenannten „weißen Indianer“ am öſtlichen Abhange der Sierra Nevada.“

Dieſe Höhlengeſchichte wird auch in Verbindung gebracht mit Legung einer Eiſenbahn aus dem Miſſiſippi-Thal nach San Francisco; allein zufolge den Nachrichten über das durch den Gadsden-Vertrag gewonnene neue Territorium ſcheint es als könne die Sierra Nevada im Süden von einer Eiſenbahn nach Francisco ganz umgangen werden. Das lieſe allerdings gegen die Wünſche Bentons, dem die Route des Colonel Frement über Utah beſſer paßt, weil von ihm die Verbindung mit Oregon im Auge gehalten wird. Es ſcheint jedoch, daß Bentons Anſehen in Miſſouri ſtark im Sinken begriffen ſey und ſeine Gegner im Uebergewicht ſind. Die Anſtrengungen zur raſchen Bevölkerung von Kanzas und Nebraska durch Einwanderer könnte allerdings zur Ausführung einer Bahn von Miſſouri aus in der Fremont'ſchen Richtung führen, ehe man ſich über die Legung einer Bahn durch das Gadsden-Territorium einigte, wozu der Unionsſchatz herhalten ſoll, auf deſſen Plünderung ſo viele erpicht ſind. E. P.

Nachrichten über Dr. Livingſton.

Ein Paſſagier des Pluto, welcher am 25 Julius von Fernando-Po abging, ſchreibt: „Nachdem wir Fernando-Po verlaſſen, und zu Loando uns mit dem Oberofficier in Verbindung geſetzt hatten, wurden wir den Kongo-Fluß hinaufgeſchickt, um einen Streit zu ſchlichten, der ſich zwiſchen dem Capitän eines engliſchen Kauffahrers, einer Brigg, und einigen Portugieſen erhoben hatte. Nach Schlichtung desſelben gingen wir nach Loando zurück, in der Erwartung, dort Briefe zu finden; da indeſſen der Polyphemus nicht rechtzeitig ankam, ſo ſegelte das Schiff wieder nach dem Kongo ab; ich wurde in einem unſerer großen Boote mit vier Mann aus dem Kru-Seam zurückgelaſſen, um das Packeiſen in Empfang zu nehmen. Während dieſes unſeres Aufenthalts traf ich in dem Hauſe eines der Commiſſäre mit Dr. Livingſton zuſammen; er war ſo eben auf dem Ueberlandwege von Cazengo getroffen — ein höchſt ſchwieriges Unternehmen, das zuvor nie ausgeführt, wenn auch öfters verſucht worden war. Die Art und Weiſe wie er dieſes ſein Unternehmen ausführte, war natürlich von den Reiſeplänen ſeiner Vorgänger verſchieden; denn anſtatt mit einem halben Hundert Diener, Pferde, Ochſenwagen u. dgl. ſich auf den Weg zu machen, nahm er bloß einen Servanten, eine Büchſe, einen Chronometer, ein Zelt, vier Diener, mit Proviant auf ebenſo viele Tage mit, ſich auf die Vorſehung und auf ſeine Büchſe zur Herbeiſchaffung des weiter Erforderlichen verlaſſend.

Nachdem er die Capcolonie verlaſſen hatte, mußte er ziemlich weit nordöſtlich gehen, um die Wüſteneien und die in denſelben befindlichen feindſeligen Stämme zu vermeiden, welche zu ſeiner Linken lagen. Auf dieſem Wege mußte er gar viele Nebenflüſſe des Zambeſi und anderer Waſſer, deren Namen mir entfallen ſind, überſetzen, bis er in einer großen Stadt ankam. Da der Häuptling ſehr gaſtfreundſchaftlich war, ſo blieb Dr. Livingſton kurze Zeit hier, um ſich wieder etwas zu erholen, indem er während der Dreiviertel-Jahre, die er zu dieſem Theile ſeiner Reiſe gebraucht, ein halb Duzendmal dem Waſſer- und Hungertode nur mit genauer Noth entgangen, und weiter ihm an zwei Stellen der Arm durch einen Löwen in ziemlich gefährlicher Weiſe gebrochen worden war. Er war, wie es ſich herausſtellte, eines Abends fortgegangen, um einiges Wild zu ſchießen; ſeine Dienerſchaft aber war, nachdem das Zelt aufgeſchlagen geweſen, zurückgeblieben. So kam es, daß er ganz allein plötzlich auf einen gewaltigen Löwen ſtieß, der ſich eben ſprungfertig machte. Dr. Livingſton verlor keinen Augenblick und feuerte, muß aber in demſelben Augenblicke zu Boden geworfen worden ſeyn und die Beſinnung verloren haben, da er nichts mehr von dem was um ihn her vorging, weiß — von dem Augenblicke an, wo er ſein Gewehr abſchoß, bis zu dem Augenblicke wo er an dem darauffolgenden Morgen von ſeiner Dienerſchaft gefunden wurde. Es fand dieſe den Doctor bewußtlos auf dem Boden liegen, neben ihm einen todten Löwen. Als Dr. Livingſton weiter reiſen wollte, gab der Häuptling, dem es ſehr darum zu thun war einen Weg nach Weſten hin zu finden, um ſein Elfenbein nach der Küſte bringen zu können, ihm vierundzwanzig von ſeinen Leuten mit, welche ihm auf ſeiner Reiſe hülfreiche Hand leiſten ſollten.

Nun ging Dr. Livingſton abermals nordöſtlich, bis er unter die Breite von Loando kam. Jetzt erſt wartete ſeiner der ſchwierigſte Theil ſeiner Arbeit; mehr denn tauſend (engliſche) Meilen weit mußte er durch die unerforſchten Länder unſerer Landkarten dringen — mußte er Länderſtriche durchwandern, welche bis dahin von keinem Weißen betreten worden, und ſogar den Schwarzen, die ihm bisher unter die Augen gekommen, ganz und gar unbekannt waren. Gleichwohl erwies ſich dieſer Theil ſeiner Reiſe als der leichteſte; und erſt dann, als er in die Nähe von Caſſanga kam, unweit der portugieſiſchen Gränze, fand er ſich wieder Beläſtigungen ausgeſetzt. Das Land ſelbſt, durch das er gekommen war, fand er dicht bevölkert, die Einwohner aber durchaus friedlich geſinnt. Wenn ich Ihnen ſage, daß dieſe Schwarzen noch nie einen Weißen geſehen hatten, werden Sie ſich leicht denken können, welches Wunder er ihnen war; ſo oft er an einem Orte einige Zeit liegen blieb, kamen von nah und fern Menſchen in Maſſe herbei,

um ihn zu ſehen, und es ſprach ſich in deren Geſichtern das höchſte Staunen aus. Da der Doctor von der Sonne ſtark gebräunt war, ſo waren ſie nicht ſo ſehr über ſeine Hautfarbe, als vielmehr über ſeine ungemein langen Haare erſtaunt; letztere waren es, welche überall wohin er kam als ein wahres Wunder angeſehen wurden, und hoch erfreut zeigten ſich alle jene, welche eine Locke von dieſem Wunderhaare bekommen konnten. Bei jedem Stamme mit dem er bekannt wurde, fand er irgend welche Vorſtellung von einem höchſten Weſen und einem zukünftigen Leben vor, obgleich dieſe Menſchen alle nebenbei verſchiedene Thiere anbeten, die ihnen heilig ſind. Ueberall wo er ſich aufhielt, wurde er bereitwilligſt und reichlichſt mit Lebensmitteln verſehen, und, wie bereits erwähnt, fand er ſich erſt dann Beläſtigungen ausgeſetzt, als er in die Nähe der portugieſiſchen Landestheile kam. Dort haben nämlich die Einwohner ſchon ſeit langer Zeit den Menſchenraub gewerbsmäßig getrieben: die Menſchen, die ſie weiter landeinwärts ſtehlen, verkaufen ſie als Sklaven an die Portugieſen, und ſo wurden ſie denn, aus lauter Furcht es möchte ihr ſchmählicher Handel durch Eröffnung eines Weges in jener Richtung leiden, überaus läſtig; faſt bei jedem Schritte, den der Doctor machte, wollten ſie ihn zur Bezahlung eines Zolles zwingen. Gleichwohl gelang es ihm durch ſeine Kühnheit, ſich einen Weg zu bahnen, und ſo kam er Anfangs Junius wohlbehalten zu Loando an, genau zwei Jahre nach ſeiner Abreiſe vom Cap.

In Folge der vielen und großen Strapazen denen er ausgeſetzt geweſen, ſieht der Doctor gar mager aus; auch kann er ſeinen Arm noch nicht recht gebrauchen: ſobald er indeſſen wieder hergeſtellt iſt, hat er die Abſicht, zu Land nach dem Cap zurückzukehren, und zwar wo möglich auf einem kürzeren Wege. Wir hatten ſeine ganze Dienerſchaft an Bord, und zeigten den Leuten das Schiff. Da ſie noch nie Salzwaſſer, noch nie ein Fahrzeug geſehen, das größer geweſen wäre als ein Baumſtammkahn, ſo waren ſie höchſt erſtaunt und erfreut, ſagten aber zugleich dem Doctor, daß es ihnen nie gelingen würde, bei ihrer Rückkehr ihre Landsleute von der Wahrheit des Geſehenen zu überzeugen. So ſtaunenswerth, ſo wunderbar kam ihnen alles vor.

* * *

Auszüge aus einem Briefe des Hrn. Dr. Livingſton an Hrn. Arthur Tidman, d.d., datirt Stadt Sekeiu, Linyanti, 24 Sept. 1853 ſagen: „Nach Beſeitigung der Hinderniſſe, welche uns zu Kuruman zurückgehalten hatten, reiſten wir raſch nach dem Lande Sebituane hin, bis wir noch einen Breitegrad von hier entfernt waren. Da wurden, außer mir und einem jungen Burſchen, mit einemmale alle fieberkrank, ſo daß wir liegen bleiben mußten. Dieß verurſachte zwar weiteren Zeitverluſt, aber doch genaſen mit Gottes Hülfe alle wieder. Als wir hier, in der nördlichen Hauptſtadt des Makololo anlangten, wurden wir mit allen Freudenbezeigungen empfangen, zu deren Gegenſtand ſie ihre Häuptlinge zu machen gewohnt ſind. Auf dem Fluſſe, der überall den Namen Leeambye führt, in dem Dorfe Sekhoſi, ſchifften wir uns ein; unſere Flotte aber beſtand aus 33 Baumkähnen, und unſere ganze Geſellſchaft aus etwa 160 Perſonen. Von der Krümmung zu Katima-Molelo bis zu dem Punkte wo das Barotſe-Thal anfängt, iſt das Land mit Wald und Tſetſe bedeckt. An beiden liegen viele Dörfer der Banyei's, eines armen aber fleißigen Volkes. Sie verſtehen ſich meiſterhaft auf das Jagen von Flußpferden und anderen Thieren; auch bauen ſie ſtark Brodfrüchte. Weiterhin ſcheinen die hohen Ufer den Fluß zu verlaſſen und nach NNO und NNW zu ſtreichen, bis ſie etwa 20 bis 30 Meilen weit auseinanderlaufen; der zwiſchenliegende, etwa 100 Meilen lange Raum iſt das Land Barotſe; und es wird dieſes jährlich überſchwemmt, wie Nieder-Aegypten vom Nil. Das Thal iſt von großen, aber ſaftigen Gräſern bedeckt, welche während einestheils des Jahres von zahlreichen Viehheerden abgeweidet werden. Der Makololo hat in dieſem Thale viele Dörfer; ich habe nicht alle aufgeſchrieben welche ich beſuchte, und viele waren noch in der Ferne zu ſehen. Daß aber keine großen Städte vorhanden ſind, iſt gewiß. Die Urſache hievon iſt daß die Erdhügel, worauf allein Städte und Dörfer gebaut werden, ſämmtlich klein ſind, ſowie daß die Leute ziemlich weit auseinander wohnen müſſen, weil ſie großen Reichthum an Vieh haben. Nariele, die Hauptſtadt des Landes Barotſe, hat keine tauſend Einwohner. Wir gingen immer weiter nördlich bis an die Stelle, wo der Leeba oder Londa ſich mit dem Hauptſtrome Liambye, unter 14° 11′ ſüdlicher Breite, verbindet, und fanden daß das Land die gleichen Züge wie bisher darbot. Nach Nariele zurückkehrend, ging ich auf die öſtliche Hügelkette zu, um dieſe näher zu unterſuchen, und das Etabliſſement eines Kaufmanns auf der fernſten binnenländiſchen Station der Portugieſen, Benguela gerade gegenüber, anzuſehen. Dort fand ich ein Pfahlwerk, ſowie eine Stange aufgepflanzt, welche die portugieſiſche Fahne tragen ſollte. Die Häuſer des Kaufmanns und einiger Miſchlinge waren in wohl-afrikaniſchem Style gebaut. Der Beſitzer, den ich früher ſchon in Linyanti geſehen, war nicht da; ſeine Dienerſchaft bot allem auf, um ſich mir gefällig zu erweiſen. Als meine Ruderer mir auf dem Boden ein Bett zurecht machten, beſtanden dieſe Diener darauf, daß ich mich in das Bett ihres Herrn legen ſollte; und in meinem ganzen Leben war ich innerlich noch nie ſo dankerfüllt, daß ich ein warmes Lager gefunden — denn ich befand mich in dem Kälte-Stadium eines intermittirenden Fiebers, wovon ich nach meiner früheren Fieberkrankheit immer noch heimgeſucht war. Ich hatte einen Augenblick im Sinne, in der Geſellſchaft dieſes Kaufmanns nach Weſten vorzudringen; ſchon innerhalb des Pfahlwerks ließ mir es als wünſchenswerth erſcheinen die Reiſe allein fortzuſetzen. Ich habe — es thut mir leid, dieß ſagen zu müſſen — keine geſunde Localität gefunden. Das ganze Land Sebituana iſt ungeſund. So weit wir kamen, iſt die Strömung des Fluſſes eine ziemlich ſtarke, und es bewies dieſelbe, daß wir auf einem hoch gelegenen Tafellande geweſen ſeyn mußten; dennoch machen nie Ueberſchwemmungen das Fieber zu einer ſehr allgemeinen Erſcheinung. Ich weiß nicht, was ich thun ſoll, werde aber die Sache doch nicht als hoffnungslos aufgeben. Schande über uns Miſſionäre, wenn wir uns von Sklavenhändlern den Rang ablaufen laſſen. Ich traf Araber von Zanguebar, welche dem Imam von Muscat unterthan waren und den ganzen Continent durchzogen hatten. Sie ſchrieben bereitwillig in arabiſcher Sprache Verſchiedenes in mein Notizbuch, und bekannten ohne alle Scheu, daß Mohammed der größte unter den Propheten ſey. Wäre mir durch die Boers meine Himmelskarte nicht vernichtet worden, ſo hätte ich die geographiſche Länge einzig und allein durch aſtronomiſche Rechnungen beſtimmen können; da dieſe weit verläßlicher ſind als die gewöhnliche Methode der Monddiſtanzen. Sofern ich daher nicht irre, ſind wir näher bei der Weſt- als bei der Oſtküſte. Nariele liegt 23° öſtlich, und der Zuſammenfluß des Liba oder Londa nicht viel weit davon. Es hat mir an Zeit gefehlt, die geographiſche Länge dieſes Punktes zu beſtimmen; es iſt mir nur ſo viel bekannt, daß der Liba-Fluß von der Hauptſtadt eines mächtigen Staates herkommt, deſſen Oberhaupt gegen Fremde freundlich geſinnt ſeyn ſoll. Gibt mir der Häuptling die Erlaubniß zur Rückkehr, ſo können vielleicht zwei Drittel des Weges zu Waſſer zurückgelegt werden. Und ſollte

dort mit der Zeit eine Miſſion gegründet werden, ſo wird alles um ſo beſſer ſtehen. Ich bin geſonnen, einen Verſuch zu machen nach Loanda vorzudringen, weil viele Engländer dort leben — wenn es auch weiter iſt. Ich mache die Reiſe zu Pferde, indem es heißt, eine Reiſe zu Wagen ſey eine Unmöglichkeit, wegen der Wälder und der vielen Waſſer. Die Portugieſen laſſen ſich auf Hängematten tragen, die an Stangen angebracht ſind; zum Tragen einer Perſon ſind immer je zwei Sklaven erforderlich; allein es ſieht das Ding gar nicht gut aus. Die portugieſiſchen Karten gründen ſich ſämmtlich auf Berichte von Eingebornen; und darum ſind dieſelben durchaus unverläßlich. Das Land wird von vielen Stämmen bewohnt, welche an Beſuche von Fremden mehr oder minder gewöhnt ſind. Die größte Schwierigkeit wird, fürchte ich, wohl darin beſtehen, daß wir uns den Leuten verſtändlich machen. Ihre Sprachen ſind zwar mit der Barotſe-Mundart nahe verwandt; letztere aber mir verſtändlich zu machen, wollte mir nicht gelingen. In der Richtung von Moſioatunya hat das Land hohe Gebirge; und was das Land Batoka betrifft, ſo iſt es ein hochliegendes Tafelland, das nur die Flüſſe entlang Bäume aufzuweiſen hat. In dieſen beiden Ländern mögen ſich wohl geſunde Striche finden; jedoch hielt ich es nicht für meine Pflicht dort zu reiſen, weil die Nähe von Moſilikatſe dem Makololo oder irgend einem anderen Stamme es unmöglich macht dort zu wohnen. Unter den Matibeles kann immer noch ein Wechſel hervorgerufen werden, welcher die dermalige Geſtaltung der Dinge zu einer andern machen würde."

Miscellen.

Zuckererzeugung in Frankreich. Der Runkelrübenzucker der in den vier Monaten, November, December, Januar, Februar dieſes Jahres erzeugt wurde, betrug 73,987,419 Kilogramme; beinahe ſo viel als das Erzeugniß des ganzen vorigen Jahrs (vom September 1852 bis September 1853).

*

Webſters Correſpondenz. Wie die Reden Webſters, ſo ſollen nun auch ſeine Briefe veröffentlicht werden. Dieſe Sammlung wird muthmaßlich ſehr viel Intereſſantes und Werthvolles enthalten, denn die bedeutendſten öffentlichen Männer des letzten halben Jahrhunderts, darunter Madiſon, Marſhal, Wirt, Clay und Story correſpondirten mit ihm. Unter ſeinen Papieren findet ſich auch eine Schilderung des unangenehmen Streits zwiſchen Webſter und John Randolph von Roanoke, der vor etlichen Jahren einiges Aufſehen machte. Sie waren beide zu gleicher Zeit Mitglieder des Repräſentantenhauſes. Der politiſche Theil der Correſpondenz wird unter anderem noch unveröffentlichte Actenſtücke über internationale Verhältniſſe, ſowie Briefe über innere politiſche und Parteiverhältniſſe enthalten.

*

Handel und Finanzen der Türkei. Es kann nicht fehlen, daß die franzöſiſch-engliſche Allianz mit der osmaniſchen Regierung auch zu einem ſtärkeren Verkehr mit dem Land führe, welcher ſich die Türkei erfreut, die jedoch im Augenblick aus verſchiedenen Urſachen ziemlich unbekannt ſind. Da die Ausgaben der Regierung zur Zeit größer ſind als je, ſo wird die Nothwendigkeit einer ſchleunigen Entwicklung jener Hilfsquellen empfunden und zweifelsohne demgemäß gehandelt werden. Im Augenblick überſteigen die Ausgaben die Einnahmen, wenn ſchon nur um wenig. Dabei ſind übrigens die durch den Krieg mit Rußland veranlaßten Unkoſten nicht in Anſchlag gebracht. Die Einnahmen der Türkei fließen hauptſächlich aus den Zehnten, der Einkommenſteuer, der Kopfſteuer, den Zöllen, den ägyptiſchen und verſchiedenen anderen Tributen, während die Koſten des ſtehenden Heeres faſt die Hälfte der Ausgaben verſchlingen. Die Einnahmen und Ausgaben der Türkei ſtellen ſich nun (nach einem engliſchen Blatte) wie folgt:

Einnahmen:

Die Haupteinnahme beſteht in den Zehnten .	220	Mill. Piaſter.
Einkommenſteuer	200	„
Kopfſteuer der Nichtmuſelmänner	40	„
Zölle	86	„
Aegyptiſcher Tribut	30	„
Walachiſcher „	2	„
Moldauiſcher „	1	„
Serbiſcher „	2	„
Verſchiedene Einnahmen	150	„
	731	Mill. Piaſter.

Ausgaben:

Civilliſte des Sultans	75,000,000	Piaſter.
„ der Sultanin-Mutter	8,400 000	„
Armee	300,000,000	„
Marine	37,000,000	„
Bezüge der Verwaltungsbeamten aller Art	195,000,000	„
Zuſchüſſe an religiöſe Anſtalten und Moſcheen	12,500,000	„
Lebenslängliche Leibrenten zum Erſatz für aufgehobene Lehen	40,000,000	„
Auswärtiges, Geſandte u. ſ. w. . . .	10,000,000	„
Staatsſtraßen, Unterhaltung des Pflaſters u. ſ. f., inſoweit der Staat dazu beiträgt	10,000,000	„
Lebenslängliche Leibrenten, Intereſſen von ausgegebenen 6procent. Schatzſcheinen	22,000,000	„
Ohne beſtimmten Zahlungstermin . . .	29,000,000	„
Geſammtausgaben	738,900,000	Piaſter.

Was den Handel zwiſchen der Türkei und England betrifft, ſo hat derſelbe letztlich binnen wenigen Jahren ſehr bedeutend zugenommen. Einer der Hauptausfuhr-Artikel des Landes beſteht in Getreide; doch hat die türkiſche Regierung die Verſchiffung deſſelben erſt 1842 geſtattet. Von da bis 1848 hat ſich die Maisausfuhr aus Galacz von 597,062 auf 1,270,745 Quarter, alſo um 110 Procent geſteigert. Während deſſelben Zeitraums iſt die Weizenausfuhr aus Ibraila von 667,909 auf 1,862,909 Quarter alſo um 180 Procent geſtiegen. Die Maisausfuhr aus demſelben Hafen hat von 224,310 bis 1,448,619 Quarter, alſo um 545 Pro zugenommen. Nach den Ergebniſſen dieſer wenigen Jahre mag man ſich von dem Bodenreichthum der Türkei einen Begriff machen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Proviſoriſche Redaction von Dr. Guſtav Widenmann.

Das Ausland.

Eine Wochenſchrift

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

Nr. 48. 1 December 1854.

Rückblicke

1. Oeſterreich.

Als im J. 1828 zwiſchen der Pforte und Rußland der Krieg ausbrach, kämpfte das Wiener Cabinet mit allen Widerwärtigkeiten einer politiſchen Iſolirung. Die Seemächte hatten wegen des griechiſchen Aufſtandes mit dem Großherrn gebrochen. Eine Annäherung war nach der Schlacht bei Navarin ſo raſch nicht möglich, wenn man ſich auch beeilte die Vernichtung der türkiſchen Flotte einem Ungefähr oder einer Art Fahrläſſigkeit zuzuſchreiben. Indeſſen reifte ſchon damals ein Einverſtändniß zwiſchen Oeſterreich und England. Fürſt Metternich und der Herzog v. Wellington mochten die gleiche Unruhe fühlen, als die Ruſſen Varna eingenommen. Ein Sturm im Parlament konnte die engliſchen Miniſter zu einer Kriegserklärung nöthigen, und ſchon am 16 Januar 1829 warnte ein ruſſiſcher Diplomat von Paris aus ſeine Regierung, Sebaſtopol gegen einen Seeangriff der britiſchen Flotte zu ſichern. [1] Von Frankreich durfte Oeſterreich auf keine Hülfe rechnen. Es war der ruſſiſchen Diplomatie gelungen, das Wiener Cabinet dem Pariſer Hofe zu entfremden. Fürſt Metternich, gab man zu verſtehen, drohe den Bourbonen mit den Anſprüchen des bonapartiſtiſchen „Erzherzogs.“ Doch ſtand das franzöſiſche Miniſterium damals nicht feſt. Die ſtrengen Royaliſten bekannten ſich zu der Auffaſſung des Fürſten Metternich, daß man den europäiſchen Dynaſtien einen ſchlimmen Dienſt erwieſen, als man den griechiſchen Aufſtand unterſtützte. Sie ſahen, wie der Fürſt, in dem Sultan nicht den Türken, ſondern den Monarchen, in den Hellenen nicht Chriſten, ſondern Empörer. So drückte ſich auch die klerikale Preſſe in Frankreich aus, die „Jeſuitenblätter,“ wie Graf Pozzo di Borgo ſie nennt, „welche vor lauter Chriſtenthum türkiſch geworden ſeyen.“ Wenn aber auch am franzöſiſchen Hofe Reden fielen, als werde man eine bewaffnete öſterreichiſche Intervention zu Gunſten der Türkei nicht dulden, ſo täuſchte ſich die ruſſiſche Diplomatie doch nicht über den Werth ſolcher Verheißungen. Der König wünſchte den Frieden um jeden Preis. Man fürchtete jede gewaltſame Erſchütterung auf dem Feſtlande, vielleicht in Berahnung, daß die Herrſchaft der bourboniſchen Dynaſtie ihrem Ende raſch zuſchreite. Selten täuſchen uns politiſche Inſtincte, auch den König täuſchten ſie damals nicht. Er mochte fühlen, daß er dem Eintritt großer Dinge nicht gewachſen ſey, und in dieſem Gefühl der perſönlichen Schwäche lag mehr als das Signal, es lag darin die Urſache zur Kataſtrophe ſeines Hauſes.

Die Aufgabe der ruſſiſchen Diplomatie war damals eine ſehr klare. Der Feldzug von 1828 hatte auf dem Kriegstheater keine Entſcheidung herbeigeführt; man hatte Siliſtria fruchtlos belagert, man hatte die Front verändern müſſen, die Türken hatten ſich wider alles Erwarten vortrefflich geſchlagen, im ruſſiſchen Heere wüthete die Peſt und als einzige Trophäe beſaß man Varna. Fürſt Metternich, deſſen Unermüdlichkeit man in Petersburg zu fürchten hatte, bot alles auf, die Ruſſen ehe ſie noch Erfolge mit den Waffen errungen zu einem Frieden zu nöthigen. Die Art, wie der Staatskanzler zu ſeinem Ziele zu gelangen ſuchte, war charakteriſtiſch. Man bot zwar Truppen auf und beobachtete Serbien, aber mehr als von einem militäriſchen Druck, verſprach man ſich von diplomatiſchen Leiſtungen. Der Staatskanzler arbeitete an einer Quadrupelallianz gegen Rußland, welche Graf Pozzo euphemiſtiſch das „Collectiv-Syſtem des Fürſten Metternich“ benannt hat. Dieſes „Collectivſyſtem“, welches damals latent geblieben und erſt in den Wiener Conferenzen des vorigen Jahres geboren wurde und die Wände anſchrie, ſollte damals wie in unſerer Zeit die „Integrität der Pforte“ ſichern. Oeſterreich verlangte nämlich im December 1828 man ſolle das osmaniſche Reich „durch einen dauerhaften Frieden“ beruhigen. Nur ein europäiſcher Congreß, behauptete der Staatskanzler, könnte dieſes Problem löſen, und die Subſtanz des Friedensſchluſſes nur durch eine allgemeine Bürgſchaft geſichert werden. [1]

Der anerkannte Zauber der öſterreichiſchen Diplomatie beruht auf den Schatz ihrer Traditionen. Wie man an einer Gallerie Familienbilder die fortlaufende Aehnlichkeit gern verfolgt und wie uns dann unter derſelben Stirn dieſelben Augen, die wir lebendig

[1] Malgré qu'il ne soit pas probable de voir une flotte anglaise dans la mer Noire, il sera prudent de bien garantir Sévastopol contre les approches par mer. *Si jamais l'Angleterre rompait avec nous, c'est sur ce point qu'elle porterait ses attaques*, dès qu'elle les croirait possibles.

[1] Que ce grand but ne saurait être atteint que moyennant un congrès, formé des parties belligérantes et des principales Puissances de l'Europe, et dont le résultat serait placé sous une garantie générale. (Portf. Nr. XII. p. 129. London 1836.)

kennen, aus dem 18ten oder 17ten Jahrhundert heraus vertraut anblicken, ſo wechſeln bei den kaiſerlichen Kanzlern nur die Namen Kaunitz, Thugut, Metternich, Schwarzenberg, Buol. Zwiſchen der Politik von 1828 und 1853 herrſcht aber nicht bloß die Aehnlichkeit der Tradition, ſondern ein völliger Parallelismus.

Noch iſt uns lebhaft die Zeit im Gedächtniß vom Einrücken der Ruſſen in die Donaufürſtenthümer bis zur Kriegserklärung der Pforte. Das dritte Anſinnen, welches Fürſt Menſchikoff nach Konſtantinopel überbracht, wurde das Object eines endloſen Schriftwechſels. Der Frieden der Welt ſchien damals geſichert, wenn ein Diplomat den glücklichen Ausdruck erfand, dehnbar genug um die großen continentalen Gegenſätze durch einen Doppelſinn unter Einen Ring zu bringen. Man ſtritt ſich um Worte und Begriffe, die ſcheinbar ſich gleich ſahen wie zwei Strohhalme. Nur in Einem Stücke blieb Rußland beharrlich. Die Urkunde über das Schickſal der osmaniſchen Herrſchaft ſollte kein europäiſches Congreßſiegel tragen, die Türkei nicht eintreten in jene Rechtsſphäre, welche die Wiener Verträge geſchaffen. Kaiſer Nikolaus, erklärten die ruſſiſchen Actenſtücke, betrachte ſeinen Streit mit der Pforte als eine ſinguläre Angelegenheit beider Staaten, wo jede unmittelbare Einmiſchung dritter Mächte unſtatthaft ſey. Man wies damit ab, was man im Jahre 1828 noch im Keim erſtickt, das „Collectivſyſtem des Fürſten Metternich“ und die „europäiſchen Bürgſchaften“ für die Unverletzbarkeit des türkiſchen Gebietes.

Die ruſſiſchen Diplomaten gaben im Jahre 1829 den europäiſchen Höfen zu verſtehen, Fürſt Metternich ſehe ſich ſchon im Geiſte auf dem Präſidentenſeſſel des neuen europäiſchen Congreſſes, und er traue ſich das Geſchick zu, ſeine Zwecke am grünen Tiſche zu erreichen. Wohl mag dem Staatskanzler die Ausſicht geleckt haben, durch ein Corollar zu den Wiener Friedensacten ſeinen ſtaatsmänniſchen Ruhm neu zu verjüngen. Ein Diplomat wird ohnedieß, ſo lange ihm die Wahl bleibt, nicht nach den Kriegswürfeln greifen, um gegen einen Einſatz zu gewinnen, was er durch Unterhandlungen zu erreichen hofft. Wenn er aber auch den Krieg gewollt, ſo blieb der Fürſt doch nur Staatskanzler, und Metternich war gewiß aufrichtig, wenn er dem Adjutanten des Kaiſers Nikolaus, Grafen Kraſinsky, bei einer Unterredung im Junius 1829 trocken erklärte: „Ich weiß, daß Kaiſer Nikolaus von dem Gedanken beherrſcht wird, ich könnte den Souverän, dem ich diene, nach meinem Willen leiten. Man täuſcht ſich aber in dem Kaiſer von Oeſterreich, denn er hat einen feſten Willen, und Niemand wird ihn zu einem Schritt vermögen der nicht in ſeinen Abſichten lag. Wenn er mich mit Gnaden beſchämt, wenn er Zutrauen in mich ſetzt, ſo geſchieht es weil ich mich auf der Linie halte, die er mir verzeichnet, und ſollte ich mich unglücklicherweiſe einmal verirren, Fürſt Metternich bliebe keine vierundzwanzig Stunden länger Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. Wir wechſeln nicht mit Syſtemen: wir halten bisweilen Raſt vor ungünſtigen Umſtänden, aber wir bewegen uns immer geradaus. Der Kaiſer iſt ſchon über ſechzig. Er hat zu viel Unglück ertragen, um nicht, am Schluſſe ſeines Lebens, die Erhaltung des Friedens zu wünſchen; er wird alſo nur zu ſeiner Vertheidigung ins Feld rücken.“

Fürſt Metternich gab damit zu verſtehen, daß es Kaiſer Franz war, dem eine Erledigung der politiſchen Händel ohne Waffengeräuſch am meiſten zuſagte. Auch nach dem Tode des Monarchen lebten ſeine Ideen in dem Wiener Cabinet fort und der todte Souverän präſidirte noch immer ſeinen Hofſtellen. So hat die Abneigung des Kaiſers Franz gegen einen Zollverein mit Deutſchland verhindert, daß man unter ſeinem Nachfolger die Ausführung der Pläne verzögerte, welche Frhr. v. Kübeck entworfen hatte. Es trefflich aber ſtimmte dieſes Friedensbedürfniß des Kaiſers Franz dem ſorgenſcheuen Weſen ſeines Staatskanzlers. Alles was ſeit 1848 in Oeſterreich und ſeit 1853 in Europa ſich zugetragen, hat gleichzeitig den Ruhm und Tadel jenes großen Diplomaten vermehrt. Die beſten politiſchen Köpfe im Pariſer und im Londoner Cabinet preiſen jetzt den lichten Blick des Staatskanzlers bei Auffaſſung der türkiſchen Angelegenheiten in den Jahren 1828 und 1829. Die Metternich'ſche Politik iſt im Jahre 1853 das Programm für vier europäiſche Mächte geworden. Je ſchärfer aber der berühmte Staatsmann geſehen, um ſo härter trifft ihn der Tadel, daß er die Zwiſchenzeit von der letzten bis zur jetzigen Kriſis unbenützt verſtreichen ließ. Der Staatskanzler beſaß nur das Talent die Verfallstermine der großen politiſchen Verwicklungen zu prolongiren. Dieß gilt von ſeiner äußern Politik ſo gut wie von ſeiner innern. Oeſterreich war unter ſeiner Verwaltung vielleicht ruhiger als jetzt, aber es war doch nur die Stille eines Krankenzimmers. Er fürchtete die eigene Energie bloß des Geräuſches wegen, das ſie verurſachen möchte. So fehlte es ihm an Entſchloſſenheit den turbulenten Landtag in Preßburg 1843/4 aufzulöſen, aus reiner Scheu vor dem Aufſehen, welches die Maaßregel in Europa erregen könnte. [1]

Wenn im 16ten und 17ten Jahrhundert die Geſchichte unſeres Feſtlandes um die Bekämpfung der ſpaniſch-habsburgiſchen Univerſalherrſchaft, im folgenden Jahrhundert um die Abwehr des bourboniſchen Eroberungsgeiſtes ſich bewegte, ſo bricht jetzt eine völlig neue Epoche an, ſeit der bisher verſteckte Widerſpruch der öſterreichiſchen und ruſſiſchen Intereſſen ſichtbar geworden. Die alten Territorialgegenſätze zwiſchen Oeſterreich und Frankreich wurden beim Abſchluß der Wiener Verträge durch eine meiſterhafte Gränzzeichnung entfernt. Oeſtereich verzichtete nicht nur auf ſeine belgiſchen, ſeine vorderrheiniſchen Beſitzungen und die deutſche Kaiſerwürde, es umgab auch die franzöſiſche Gränze mit einem Syſtem neutraler Staaten (die Niederlande, die Schweiz, Piemont), und legte auf Preußen und Bayern vermittelſt franzöſiſcher Begränzungen die Laſten der Vertheidigung des Rheingebietes. Man kann dieſes Zurückziehen auf den centraleuropäiſchen Kern der öſterreichiſchen Hausmacht aus Rückſicht für die Entwicklung Deutſchlands bedauern, für Oeſterreichs abgeſonderte Intereſſen war jene Gebietsabrundung ein politiſches Meiſterſtück. Nur im Nordoſten des Reiches verſah man es, oder wurde Oeſterreich vielmehr gezwungen, eine gefährdende Grenze abzutreten. Man weiß daß die Gebietserwerbungen

[1] Man kann den Staatskanzler nicht ſchärfer verurtheilen, als es bei dieſer Gelegenheit der edle Verfaſſer der berühmten öſterreichiſchen Revolutionsgeſchichte gethan: „Eine Auflöſung des (Preßburger) Landtages durch den König wäre ein kraftvoller Schritt geweſen, welcher vielleicht, gehörig verfolgt, dem drohenden Uebel hätte Einhalt thun können; er unterblieb, weil die Lenker der ungariſchen Angelegenheiten, einem Manne gleich, welcher angegriffen die in ſeiner Hand befindliche Schußwaffe nicht abfeuert, damit kein Knall erfolge, den Lärm ſcheuten, welchen dieſer Schritt im In- und Auslande verurſacht hätte.“ Geneſis S. 86.)

Rußlands in Polen mit der Theilung Sachſens zuſammenhingen, und daß über dieſe ſtreitige Angelegenheit bereits ein Krieg im Reifen war, als Napoleons Rückkehr von Elba die europäiſchen Mächte wieder zur Beſinnung brachte. Zum Verſtändniß der heutigen Lage Europa's wird es immer gut ſeyn ſich zu erinnern, daß ſchon damals, gleichſam als Product der neuen Machtverhältniſſe ſeit dem Sturz des franzöſiſchen Kaiſerreiches, ein Bündniß zwiſchen Oeſterreich, England und Frankreich gegen die ruſſiſche Allianz ſich bilden wollte. Durch ſeine transkarpathiſchen Beſitzungen war der erſte Anlaß zu territorialen Gegenſätzen zwiſchen Oeſterreich und Rußland gegeben. Fortan ſah ſich Oeſterreich durch eine ruſſiſche Invaſion von Polen aus bedroht, beſonders da der Angreifer auf dem Marſch nach Wien nur durch eine einzige Feſtung, Olmütz, aufgehalten werden konnte. Erſt die Einverleibung Krakau's ſetzte Oeſterreich in Beſitz eines Platzes, der eine ſtarke Befeſtigung erlaubte. Irrthümlich hat man neuerdings behauptet, Krakau ſey erſt in der letzten Zeit befeſtigt worden. Die Arbeiten waren ſchon früher begonnen und wurden in der letzten Zeit nur außerordentlich beſchleunigt. Seit dem Jahre 1830 hatte Oeſterreich Rußland wegen ſeiner polniſchen Beſitzungen doppelt zu fürchten, und man überſah in Wien nicht die große Gefahr, welche für Oeſterreich daraus erwachſen müſſe, daß die ehemalige polniſche Verfaſſung durch den Aufſtand verwirkt erklärt, und, wie Graf Fiquelmont in ſeiner neueſten Schrift es ſcharf betont, die ruſſiſche Kirche zur Staatskirche in Polen erhoben wurde. Oeſterreichs Südgränze dagegen war bisher geſichert durch die Nachbarſchaft militäriſch untüchtiger Völker, von denen keine oder nur ſchwache Diverſionen bei europäiſchen Conflicten noch zu befürchten ſtanden. So wie aber Rußland die Fürſtenthümer beſetzte, oder in Romanien eine griechiſche Secundogenitur gründete, mußte Oeſterreich für ſeine Südgränze fürchten. Bei jedem künftigen Kriege konnte es ſich genöthigt ſehen, zur Beobachtung ſeiner ſüdlichen Nachbarn Truppen aufzuſtellen. Dieſer Kraftaufwand hätte ihm die Dispoſition über ein Armeecorps entzogen, und das Anſehen einer Großmacht berechnet ſich doch immer nur nach den Bataillonen, die ſie auf längere Dauer in den europäiſchen Händeln verwenden kann.

Oeſterreich hat aber nicht bloß in Rußland den Nachbar zu fürchten, ſondern auch den nationalen Charakter dieſer Großmacht. Zwiſchen den compacten Maſſen der Nord- und Südſlaven haben ſich deutſche Elemente in den öſterreichiſchen Herzogthümern an der Donau bis zur Mündung der March eingeſchoben. Von da ab, immer der Donau treu, zerſtreuen ſich deutſche Enclaven durch Ungarn bis zur türkiſchen Gränze. Der karpathiſche Bergbau hat einige deutſche Colonien nach der Slovakei gezogen, während der fruchtbare Boden des Banats die Kaiſerin Maria Thereſia veranlaßte, deutſche Einwanderer katholiſchen Glaubens dort anzuſiedeln, die von den viel früher eingewanderten benachbarten proteſtantiſchen Bewohnern Siebenbürgens niederdeutſcher Abkunft wohl unterſchieden werden müſſen. Zwiſchen Nord- und Südſlaven ſitzen die Magyaren, die Herren der Ebene, welche die ſlaviſchen Ureinwohner nördlich und ſüdlich in die karpathiſchen und illyriſchen Gebirge verdrängt haben. Der Traum eines ſlaviſchen Univerſalreiches könnte ſich alſo nur auf Koſten des deutſchen und magyariſchen Elementes in den Donauebenen erfüllen, da gerade dieſe Racen es ſind welche die Nord- und Südſlaven getrennt haben. Die nationale Anziehungskraft des ruſſiſchen Reiches auf die weſtlichen Slaven iſt indeſſen ſehr gering wegen der religiöſen Unterſchiede, die ungleich ſtärker wirken als die Gemeinſchaft der Sprache. Darin beſteht vielleicht das Geheimniß der Unverwüſtlichkeit des öſterreichiſchen Reiches und ſeiner Einheit inmitten der Trümmer verſchiedenartiger Völkerkryſtalle, daß der Slave zu Oeſterreich, als Hort ſeiner Religion, der Magyar, als Erhalter ſeiner Sprache und Eigenthümlichkeiten, der Deutſche, als Schirm ſeiner Civiliſation, halten muß.

Allein Oeſterreich beſitzt 3½ Millionen nichtunirte griechiſche Unterthanen. Dieſe Bevölkerung erfüllt die Bukowina, ſie iſt vorwiegend in der nordöſtlichen ungariſchen Grafſchaft (Marmoroſch) in Siebenbürgen, im Banat, in der Militärgränze. Mit doppelter Wachſamkeit muß daher Oeſterreich auf die kriegeriſchen Serben und die Bewohner Montenegro's achten. Ein gemeinſamer geiſtiger Strom fluthet von den Karpathenpäſſen bis hinab an die Ufer des adriatiſchen Meeres. Von jeher war die Kanzel eine politiſche Macht, und ſie iſt ſogar eine politiſche Gewalt unter ungereiften Völkern, wo ſie ihren Einfluß nicht mit Univerſitäten, Schulen, nicht mit der Preſſe und dem Theater zu theilen hat. Die Staatsgewalt beſitzt dort wenige Organe, um die Bevölkerung über ihre Intereſſen aufzuklären, die Kirche und die lebendige Sprache ſind der einzige Ort und das einzige Mittel den wenig zugänglichen Gemüthern politiſche Impulſe zu verleihen. In jener karpathiſch-adriatiſchen Diagonale gingen und gehen ruſſiſche Miſſionäre, ruſſiſche Kirchengeſchenke, ruſſiſche Gebetbücher, herrſchte noch bis vor kurzem das Alphabet der ruſſiſchen Staatsdruckereien.

Zu dieſen innern Gegenſätzen der Territorien und ihrer Bevölkerungen nach den Stammes- und Religionsunterſchieden hat ſich in neuerer Zeit noch ein Bedürfniß der materiellen Civiliſation geſellt. Man wird vielleicht in ſpätern Zeiten ſtaunen daß Oeſterreich jemals in eine Gebietsvergrößerung Rußlands über das Donaudelta hinweg einwilligen, daß es die Mündung ſeines wichtigen Verkehrsmittels der Obhut ſeines Nachbars und Rivalen anvertrauen konnte. Der Werth der Donau als Handelsſtraße wird indeſſen noch immer überſchätzt. Man urtheilt nach den Figuren auf der Landkarte und beachtet nur ſelten daß die Brauchbarkeit der naſſen Straßen nicht nur von der Höhe ihres Falles, ſondern noch weit mehr von der günſtigen Vertheilung dieſes Falles auf die durchlaufenen Strecken abhängt. Die Donau bietet in dieſer Rückſicht die größten Unregelmäßigkeiten, ſie ſteht deßhalb als Transportmittel niedriger als Rhein und Elbe, und zeigt erſt nach dem Bruch ihres Profiles bei Theben, jedoch nur bis zum eiſernen Thore, die Eigenſchaften der großen Culturſtröme. Die Kunſt kann indeſſen die Illiberalität der Natur um vieles verbeſſern und ſie kann ſelbſt gegen die unverbeſſerliche die Uebermacht ihres Zwanges anwenden. So hat denn auch die Donau erſt ſeit 1835, ſeit ihrer Beſchiffung mit Dampfern einen ungeahnten Werth gewonnen. [1] Er ſteigerte ſich aber noch durch den Wegfall der ungariſchen Binnenzölle und in neuerer Zeit durch den Handelsvertrag mit Deutſchland. Die untere Donau aber mußte ein verödeter Strom bleiben, ſo lange noch türkiſche

[1] Die vier erſten Dampfſchiffe beförderten 1835 auf der Donau 31,195 Zentner Frachtgüter, im Werthe unter 10,000 Gulden, im J. 1851 ſchon 7,165,267 Zentner, im Werth von 23,248,000 fl. Das Volumen der Frachten hat in 15 Jahren um das 200fache und ihr Werth um das 2,300fache zugenommen.

Soldatenbanden auf dem nördlichen Ufer ſtreiften. Man darf den Ruſſen das Verdienſt nicht ſchmälern durch den Vertrag von Adrianopel das Glück der Donaufürſtenthümer gegründet zu haben. Die reichen Ebenen am Südabhange der Karpathen blieben unbelebt ſo lange noch die Türken über den Fluß ſetzen, dem Hirten ſeine Heerde wegtreiben, dem Anſiedler ſeine Wohnung ausplündern durften. Die Donaufürſtenthümer ſind ſeit und durch den Vertrag von Adrianopel ein wichtiger Markt für brittiſche und deutſche Producte, beide Länder eine Kornkammer für die mediterraneiſchen Geſtade und ſelbſt für den ſtarken Verbrauch Englands geworden. Aber gerade dieſer Umſtand ſollte der Donauſchifffahrt zum Verderben gereichen. Die Fruchtbarkeit der Fürſtenthümer wurden dem aufblühenden Odeſſa läſtig, und Odeſſa's Handel wiederum hatte die Blüthe der neuruſſiſchen Provinzen gehoben. Der Werth des dortigen Grundbeſitzes war ſeit 1815 unglaublich geſtiegen, [1] und er würde noch höher ſteigen, wenn Odeſſa und die ſüdruſſiſchen Provinzen die Concurrenz der Donaufrüchte verhindern könnten. Daß Rußland ſich ſchnöde an der Sulinamündung verſündigte geſchah wohl nicht um der öſterreichiſchen Donaurhederei weh zu thun, denn im Grund hat Rußland ein viel größeres Intereſſe als Deutſchland, daß ſich das ſchwarze Meer mit Kauffahrern belebe. Es war alſo der Handelsneid gegen die Donauländer, es waren, mit Bezug auf Odeſſa, Monopolsgelüſte, weshalb Rußland das wichtige Verkehrsinſtrument des mittleren Europa böslicher Weiſe in Verfall gerathen ließ. Oeſterreich dagegen hat nicht bloß für eine flotte Binnenſchifffahrt zu ſorgen, ſondern der Wohlſtand der Fürſtenthümer hebt mittelbar auch den Wohlſtand Ungarns. Ein Land welches an eine Wüſte oder an das leere Innere der großen Continente ſtößt, iſt nicht den vierten Theil ſo viel werth als ein Land, welches warm inmitten großer Culturgebiete ſitzt, wie die Schweiz oder die Niederlande. Oeſterreich hat daher den nächſten Vortheil davon, wenn die Donaufürſtenthümer gedeihen, wenn ſie viel Früchte bauen, weil ſie dann auch wiederum viel auf den öſterreichiſchen Märkten und auf den deutſchen Meſſen kaufen können.

Solche Gegenſätze treiben nothwendig zwei Staaten zu Reibungen, und es bedurfte kaum der Metternichſchen Ueberlieferungen um Oeſterreich zu einem Einſchreiten zwiſchen Rußland und der Pforte zu nöthigen. Im Laufe des Jahres 1853 jedoch war Oeſterreich noch aufrichtig bemüht Rußland gute Dienſte zu erweiſen. In Wien hielt man lange an der Anſicht feſt, Fürſt Menſchikoff habe ſeine Inſtructionen überſchritten. Später genöthigt, dieſen guten Wahn aufzugeben, ſah man in dem Ueberſchreiten des Pruth eine Uebereilung des Kaiſers Nikolaus. Man wußte, wie ſchwer es dieſem Souverän werden müßte, vor dem ſchadenfrohen Europa ſich ſelbſt zu corrigiren. Er hatte eine Satisfaction von der Türkei begehrt und dieſe ſollte ihm durch die bekannte Wiener Note zugebilligt werden. Damals war es Graf Buol, welcher in die Pariſer Redaction der Wiener Note, zu Gunſten Rußlands, die berühmte Stelle einſchalten ließ .... sa majesté le sultan, *fidele à la lettre et à l'esprit des stipulations des traités de Kainard'ji et Andrinople* relatives à la protection du culte chrétien ..... Als gerade um jene Zeit die Proteſtation Reſchid Paſcha's gegen den Einmarſch der Ruſſen in die Donaufürſtenthümer eintraf, erklärte Graf Buol „daß er dieſe Antwort niemals nach St. Petersburg übermitteln werde.“ Auch mißbilligte damals noch ſowohl das engliſche als das franzöſiſche Cabinet mit großer Entſchiedenheit, daß die Pforte Veränderungen an der mit ſaurem Schweiß verfaßten Wiener Note ſich erlaubt hatte. Nirgends richtiger war das Bedauern darüber wohl nirgends als in Wien. Die Pforte hatte ſeit 1849 alles aufgeboten um ſich gegenüber dem öſterreichiſchen Hof zu compromittiren. Es waren erſt wenige Monate ſeit der Sendung des Grafen von Leiningen verfloſſen, eine politiſche Verbindung mit der verfallenden osmaniſchen Herrſchaft trug den Stempel der Lächerlichkeit, und der befürchtete Aufſtand der chriſtlichen Bevölkerung in der Türkei, den man hätte niederſchlagen müſſen, drohte mit Verlegenheiten, Verwirrung und Schande. Es geſchah um jene Zeit, daß ein Pariſer Blatt, die „Patrie,“ eine gefälſchte Depeſche veröffentlichte, als ſei die Pforte der Wiener Note beigetreten. Eine amtliche Wiener Correſpondenz hatte gleich nach dem Eintreffen der ruſſiſchen Zuſtimmung es „als Pflicht jedes Gutgeſinnten“ erklärt, nicht länger mehr an dem Gelingen einer friedlichen Ausgleichung zu zweifeln. So entfernt glaubte man ſich von dem Ausbruch großer Kriege, ſo feſt klammerte man ſich an den Frieden.

Mit dem Eintreffen des Neſſelrodeſchen Commentars zur Wiener Note (7 September) änderte ſich plötzlich die Phyſiognomie der europäiſchen Verhältniſſe. Eine Antwort gaben die Weſtmächte dem Petersburger Staatskanzler durch den Befehl an ihre Flotten in die Dardanellen einzulaufen (23 September), und drei Tage ſpäter wurde im verſammelten Divan eine Kriegserklärung an Rußland beſchloſſen. Oeſterreich gab noch immer die Hoffnung auf eine friedliche Vermittlung nicht auf. Hr. v. Bruck mußte in Konſtantinopel erklären, daß das Einlaufen der alliirten Flotte in die Dardanellen ohne Wiſſen Oeſterreichs und Preußens geſchehen ſey. Die Beziehungen zu dem Petersburger Hofe wurden indeſſen immer bitter. Man hatte in Wien nicht vergeſſen, daß an demſelben Tage, wo ein Handſchreiben des Kaiſers Franz Joſeph in Petersburg eintraf, von dort der Befehl abging, in die Donaufürſtenthümer einzurücken. Die ſtarken Beurlaubungen in der öſterreichiſchen Armee waren eine deutliche Manifeſtation, daß Oeſterreich keine Luſt verſpüre als Alliirter Rußlands zur Theilung der Türkei zu ſchreiten. Bald darauf bei den Olmützer Manövern ließ Kaiſer Nikolaus den Grafen Buol ſeinen Unmuth in einer Weiſe entgelten, daß das Ungnädige in dem Benehmen des Czaren ſelbſt dem Kaiſer Franz Joſeph aufgefallen war. Die clandeſtine Feindſeligkeit konnte endlich nach der Sendung des Grafen Orloff nicht mehr verhüllt werden. Schon in der Namensſendung des Grafen lag eine leiſe Drohung gegen Oeſterreich, da man in dem moskowitiſchen Adel gewöhnt war, die Elemente der ruſſiſchen Kriegspartei zu vermuthen. Der Graf hatte den ſchlechten Geſchmack ſeine Sendung vierundzwanzig Stunden lang mit einem trivialen Myſterium zu verſchleiern. Es gab damals in Wien eine ruſſiſche Partei, die aus ihren Gefühlen kein Hehl machte, vom ruſſiſchen Geſandtſchaftshotel ihre Impulſe empfing und den politiſchen Ton der hohen Geſell-

[1] Dans le gouvernement de Kherson, une dessiatine de bonne terre se vendait, en 1810, à 1 rouble assignat et même au dessous. Vers 1815 on la payait déjà 5 ou 6 roubles assignats. Maintenant le prix est de 10 roubles argent, et il n'y a que quelques contrées où l'on puisse en acheter encore à moins de 4 roubles argent la dessiatine. (Tengoborski, la Russie I. p. 314.)

ſchaft beherrſchte; ſie beſaß außerdem in einer Zeitſchrift für die öſterreichiſche Armee ein Organ, wo ſie ihre Geſinnungen mit großem Lärm kundgab. Kaiſer Nikolaus hatte ſich damals herabgelaſſen an einige Häupter der öſterreichiſchen Ariſtokratie und an hohe Befehlshaber in der kaiſerlichen Armee Handbillette zu ſchreiben. Dieſes Benehmen mußte bei dem Kaiſer Franz Joſeph allen Eindruck verfehlen. Sicherlich war auf dieſe Art dem Monarchen nichts abzugewinnen, denn man griff gleichſam in ſeine Hausrechte. An demſelben Tage wo Graf Orloff eine Audienz beim Kaiſer gewährt worden (28 Januar), ging der Befehl zur Aufſtellung eines Obſervationscorps an der ſerbiſchen Gränze ab.

Oeſterreich hatte in Rußlands Augen ſchon geſündigt, als es die Conferenz nach Wien berief. Dieſe Conferenz trug ſchon im Anfang die Phyſiognomie eines europäiſchen Schiedsgerichtes, welches Kaiſer Nikolaus nimmermehr geſonnen war, als Vermittler zwiſchen ſich und der Türkei anzuerkennen. Gleichzeitig erſchien die Conferenz wie die Drohung einer Coalition — wie das système collectif des Fürſten Metternich! Rußland hat daher mit großer Beharrlichkeit die Exiſtenz des europäiſchen Collegiums ignorirt, und es drang deßhalb auch zu den Zeiten der Wiener Note darauf, daß ein türkiſcher Geſandter die „Satisfaction" für Rußland nach St. Petersburg bringen ſollte, damit die ſogenannte orientaliſche Frage immer wie eine Specialangelegenheit zwiſchen Rußland und der Pforte angeſehen würde. Baron Meyendorff hatte Anfang März die berüchtigten „Friedenspräliminarien" nach Wien überbracht, welche ſpäter von der Conferenz durch das Protokoll vom 7 März feierlich verworfen wurden. Als Graf Buol dieſe Vorſchläge von ſeinem Schwager in Empfang nahm und dabei erklärte, er werde ſie der Conferenz vorlegen, unterbrach ihn Baron Meyendorff lebhaft, „es gebe in ſeinen Augen keine ſolche Conferenz und ſeine Mittheilung richte ſich nur an das Wiener Cabinet."

Wir wiſſen nicht, wie nahe damals ſchon Oeſterreich zu den Seemächten geſtanden, verbürgt ſind aber die Mittheilungen, daß unmittelbar nach Graf Orloffs Sendung im Stillen Befehl zum Ankauf von 80,000 Remonten gegeben worden. Am 22 Februar ſchritt Graf Buol zur erſten feindſeligen Maaßregel. Er forderte die Seemächte auf Rußland einen Termin zu ſtellen, innerhalb welchem ſie die Donaufürſtenthümer räumen ſollten. Nach Ablauf dieſer letzten Friſt möchten die Seemächte den Krieg erklären. Nun folgten ſich die Begebenheiten in bewegtem Tempo. Kaum hatte ſich Napier im baltiſchen Meere gezeigt, ſo gingen die Ruſſen über die Donau, beſetzten (28 März) Iſaktſcha und Hirſowa und ließen ihre Koſaken bis nach Küſtendſche ſtreifen. Unter dem Eindruck dieſer Nachricht kam das berühmte Protokoll vom 9 April zu Stande. Preußen verweigerte es zu unterzeichnen, um nach eilf Tagen ſchon die Convention vom 20 April abzuſchließen. Das Petersburger Cabinet war gewarnt, es ſah eine europäiſche Coalition vor ſich. Dennoch wurde die verfehlte Belagerung von Siliſtria befohlen. Die Seemächte welche ſich anfangs auf die Sicherung Konſtantinopels beſchränkt, ſetzten jetzt eine reichliche Truppenmacht bei Varna ans Land. Je mehr ſich beide Mächte in der Levante engagirten, um ſo ſicherer mußte ſich Oeſterreich Rußland gegenüber fühlen. Sein Vertrag mit Preußen, dem die deutſchen Staaten ſchließlich beitraten, ſicherte ihm die militäriſche Hilfe des deutſchen Bundes bei einem Angriff Rußlands, und es konnte am 29 Mai ſchon dazu ſchreiten, Rußland zur Räumung der Donaufürſtenthümer aufzufordern. Seit Junius hatten die öſterreichiſchen Truppenbewegungen nach der untern Donau aufgehört. Sie ſchlugen jetzt eine andere Richtung ein. Die Heerſäulen begaben ſich theils auf der Nordbahn nach Krakau, theils von Peſth über Kaſchau und Eperies in das öſtliche Galizien und in die Bukowina. Man hielt dieſe Truppenſendungen ſehr geheim. Die meiſten Regimentschefs wußten nicht ob ſie nach Serbien, Siebenbürgen oder in die Bukowina zu marſchiren hätten. Ende Juli waren die Aufſtellungen vollendet, und dieſe Aufſtellungen waren es offenbar, auf welche das Petersburger Cabinet anſpielte, als es aus „ſtrategiſchen Rückſichten" ſeiner Donauarmee den Rückzug über den Pruth befahl.

Jetzt hing das Gelingen aller folgenden Schritte davon ab, daß Oeſterreich Geld zu großen Feldzügen auftrieb. Die Armee hatte trotz aller Beurlaubungen im Verwaltungsjahre 1853 doch noch jeden dritten Tag eine Million gekoſtet, jetzt aber, wo ſie im Felde ſtand, beliefen ſich die Koſten auf das Doppelte. Hier konnten nur außerordentliche Anſtrengungen retten. Eine kleine Anleihe, die Baron Czörnig im Frühjahr in Amſterdam und Frankfurt negociirt, war gelungen und hatte den öſterreichiſchen Credit gehoben. Es galt jetzt aber an den öſterreichiſchen Patriotismus ſich zu wenden, und es wurde das außerordentliche Anſinnen eines Anlehens von 350 bis 500 Millionen geſtellt. Die öſterreichiſchen Staatseinnahmen hatten jährlich als höchſten bisherigen Ertrag doch nur 220 Millionen erreicht. Man forderte alſo das zwei und ein Viertelfache der jährlichen Steuern. Das war für Oeſterreich ſo viel als wenn Frankreich ein Anlehen von 3½ Milliarde Franken, England von 120 Mill. Pfd. St., Preußen von 230 Mill. Thlr. begehrt hätte. Eine Finanzoperation im engern Wortſinne war das Anlehen nicht zu nennen. Es galt nicht ein Angebot zu ſtellen, welches verfügbare Capitale herbeigelockt hätte, ſondern es galt, den patriotiſchen Sinn der Bevölkerung zu Anſtrengungen und Opfern zu bewegen. Der Charakter des Anlehens konnte nicht ſchärfer bezeichnet werden als damit, daß der Kaiſer ſeine Zufriedenheit über die gelungene Maaßregel in einem Handbillet nicht an den Finanzminiſter, ſondern an den Freiherrn v. Bach zu erkennen gab. Unerhört war es bisher in der Finanzgeſchichte aller Staaten, daß man ein Anlehen in ſolchem Betrage, Angeſicht eines drohenden Krieges, unter drückenden Geldverhältniſſen wirklich zur Unterzeichnung brachte. Scheiterte der kühne Plan, ſo ſah ſich Oeſterreich in der mißlichen Lage, entweder auf eine bewaffnete Intervention zu verzichten, oder durch Annahme fremder Subſidien ſeine freien Entſchlüſſe zu beſchränken. Das Anlehen war daher der erſte Sieg und ein unſchätzbarer Sieg der öſterreichiſchen Macht in den europäiſchen Händeln.

Durch Oeſterreichs Parteinahme in den türkiſchen Angelegenheiten beſſerten ſich die innern Verhältniſſe auf eine höchſt einfache Weiſe. In Italien war von dem Augenblick an kein Aufſtand mehr zu befürchten, ſobald ſich die Flüchtlinge vom engliſchen Cabinet vernachläſſigt ſahen. Spaltungen unter den Flüchtlingen waren die nächſte Folge, und der volle Haß der Schüler Mazzini's kehrte ſich gegen ihr eigenes Blut, gegen Garibaldi, welcher eine Wiederholung der clandeſtinen Landungen bei la Spezzia im Frühjahr als Wahnſinn verurtheilte. Piemont, welches ehemals in Bezug auf die Sauberkeit ſeiner Finanzen der Aehnlichkeit mit Preußen ſich

rühmen konnte, iſt ſeit 1848 alljährlich tiefer in Verſchuldung geſunken. Dauert die leichtſinnige Wirthſchaft noch ein paar Jahre fort, ſo wird Piemont bald aufhören gefährlich zu ſeyn. Auch hatte ſchließlich das Turiner Cabinet ſich ſelbſt genöthigt geſehen die Trümmer der Emigration aus dem Lande zu ſchaffen, und es ließ in der letzten Zeit keine Gelegenheit unbenutzt, um ganze Schiffe dieſer unwillkommenen politiſchen Subſtanzen in der andern Welt an den Strand zu ſetzen. Auch der Umſchwung in den Schweizer Angelegenheiten kommt Oeſterreich zu ſtatten. Die derbe Antwort, welche der Brief des amerikaniſchen Conſuls Saunders über das ſchweizeriſche Aſylrecht von Seite der Liberalen empfangen, die Siege der Conſervativen in Teſſin und in Genf, die Fuſion der compacten Parteien im Lande, deuten auf Sehnſucht nach Ruhe und Ueberdruß an den verzehrenden politiſchen Kämpfen der letzten Jahre. Wichtiger noch für Oeſterreichs Ruhe iſt die Rückkehr der begüterten Lombarden nach ihren ſequeſtrirten Beſitzungen. Ohne die Geldunterſtützungen der lombardiſchen Granden ſind die Pläne der geheimen Geneſſenſchaften machtlos. Die Rückkehr eines Litta aber iſt zugleich ein Symptom der Hoffnungsloſigkeit aller revolutionären Anſchläge. Der Nobile, welcher ſich mit der öſterreichiſchen Regierung abfindet, iſt durch dieſen Schritt der Mazziniſtiſchen Vehme verfallen. Gelänge es morgen die öſterreichiſchen Heere aus Oberitalien zu vertreiben, ſo würde der ſiegreiche Aufſtand wahrſcheinlich jene „Verrätherei“ des Adels an Leib und Gut ſtrafen. Die Ausſicht auf einen ſolchen Aufſtand muß daher ſehr gering ſeyn, weil außerdem die lombardiſchen Barone viel beſſer für die Sicherheit ihrer Perſon und ihrer Habe geſorgt hätten, wenn ſie über der Gränze geblieben wären. Der politiſche Werth der Sequeſtrationsbeſchlüſſe beſteht für Oeſterreich alſo ſichtlich darin, daß es ſeine weiland erbitterten und gefährlichſten Feinde zur Rückkehr und ſeit der Rückkehr gezwungen hat, vor einer glücklichen Revolution zu zittern.

In Bezug auf innere, kleine oder große, läſtige oder gefährliche Widerſacher hat die öſterreichiſche Politik immer die Maxime der Kirche befolgt: res romanae ignoscendo crescunt. Verfolgungswuth, welche das Object zerſtört, nachdem es ſchon unſchädlich geworden, kennt man in Oeſterreich nicht. Man vergibt und vergißt, wenn der ehemalige Feind ſeinen Frieden mit dem Staat geſchloſſen. Man vergißt nicht bloß, ſondern man weiß auch mit muſterhafter Geſchicklichkeit den Neumüthigen für die Staatszwecke zu gewinnen. Wie viele und wie viel wackere Officiere zählt nicht ſchon die öſterreichiſche Armee, die, ehemalige Honved, als Gemeine eingereiht wurden. Es wird ſogar behauptet, daß gerade dieſe Elemente der Armee ſich beſonderer Aufmerkſamkeit beim Aufrücken zu erfreuen hatten, gewiß iſt wenigſtens, daß es ausdrücklicher Wille des Kaiſers geweſen, ihre Vergangenheit den tauglichen Subjecten nicht entgelten zu laſſen. Dieſe richtigen Maximen haben bereits der Regierung Früchte getragen. Es würde uns nicht ſchwer fallen eine lange Liſte von Perſonen anzufertigen, die ſich jetzt mit eben ſo großen Eifer bemühen die Regierung populär zu machen, als ſie ihr vormals mit offener und geheimer Betriebſamkeit Verlegenheiten zu ſchaffen ſuchten.

Oeſterreich wäre vielleicht glücklicher daran, hätte es ſeinen hohen Truppenſtand entlaſſen, mit dem Anlehen Eiſenbahnen bauen, und ſeine zahlreichen Entwürfe zur leiblichen Wohlfahrt der Bevölkerung ungeſtört ausführen dürfen. Mitten aus ſeiner Entwicklung herausgeriſſen, hatte es doch raſch ſeine ſchwere Aufgabe begriffen: es hat an den Frieden gearbeitet, ſo lange er erreichbar ſchien, es hat aber keinen Augenblick verloren die Mittel für eine großartige Kriegsführung zu erwerben. Auf das Schlimmſte gefaßt, wenn das fanatiſche Manifeſt des Kaiſers Nikolaus nach der türkiſchen Kriegserklärung eine religiöſe Erhebung der griechiſchen Völker jenſeits der Donau erweckt hätte, warf Oeſterreich augenblicklich ſeine Truppen zuerſt nach Semlin, um Serbien zu beobachten. Es vereitelte dann eine Diverſion der Montenegriner zu Gunſten der ruſſiſchen Invaſion. Es begehrte den Rückzug der Ruſſen aus dem Pruth, es ſicherte ſich Bundesgenoſſen in Deutſchland, es ſtellte Heere in der Flanke der ruſſiſchen Armee auf. Es drohte mit die Ruſſen wichen. Rußland ordnete indeſſen eine neue Aushebung an, und es warf die Beſatzung ſeiner baltiſchen Provinzen nach Abzug der alliirten Flotte nach Polen. Wenn Oeſterreich gegen dieſe militäriſche Bedrohung entſchiedene Einſprache erhob, und das Petersburger Cabinet ſich genöthigt ſah die Quartiere der Elitencorps wieder aus dem Königreiche Polen zu verlegen, ſo hat man mit Unrecht die öſterreichiſche Regierung einer Unbilligkeit geziehen. Man ſtellte ſich befremdet daß Oeſterreich eine Obſervation ſeiner Gränzen ſich verbat, während es doch ſelbſt wichtige Provinzen des ruſſiſchen Reiches bedrohte. Der Unterſchied liegt in der Natur der Gränzen. Die polniſche Gränze erleichtert die Aufſtellung der Streitkräften, deren Druck der öſterreichiſchen Monarchie ins Herz geht. Das transkarpathiſche Gebiet Oeſterreich war bisher durch keine feſten Plätze geſchützt, während das polniſche Rußland gegen die öſterreichiſche Front durch ein Syſtem der ſtärkſten Befeſtigungen verſchloſſen iſt.

Wenn man nun dem Wiener Cabinet ſeine Beziehungen zu den Seemächten zum Vorwurf gemacht und eine ſelbſtändige, oder wie man es auch wohl genannt hat, eine deutſche Politik ihm zumuthete, ſo ſollte man doch Vortheile und Nachtheile ruhig erwägen. Eine Allianz mit den Weſtmächten hätte Oeſterreich in die Gefahr verſetzt, daß es, einmal im Kriege mit Rußland, nur matt von ſeinen Bundesgenoſſen unterſtützt worden wäre. Denn die Seemächte hätten recht wohl eingeſehen daß Oeſterreich als Nachbarſtaat ihres Feindes, zunächſt bedroht, die höchſten Leiſtungen ſich auferlegen müßte. Das war die Gefahr für Oeſterreich. Auch läßt ſich chronologiſch nachweiſen, daß Oeſterreich in ſeiner Sprache gegen Rußland feſt und feſter wurde, je tiefer ſich die Seemächte in der Levante einmiſchten. Gefahr war aber für Oeſterreich auch bei einer Trennung von den kriegführenden Alliirten, denn man muß die Politik jedes Staates nur beurtheilen nach der Situation, die er bei dem künftigen Friedensſchluſſe einnehmen wird. Wäre Oeſterreich in eine Allianz mit den Seemächten getreten, ſo ſicherte es ſich den Vortheil bei dem künftigen Friedenstractat genannt zu werden, und es verhinderte die Seemächte ſich mit Rußland durch einen Separatbeſchluß abzufinden — durch einen Separatbeſchluß, der vielleicht den öſterreichiſchen Intereſſen im Orient höchſt ſchädlich geweſen, der ſie mindeſtens gänzlich vernachläſſigt hätte. Die Vortheile einer iſolirten Politik lagen aber wieder darin, daß Oeſterreich jeden Augenblick wenn es ſeinen Intereſſen zuſagte, mit Rußland ſich verſtändigen und die Weſtmächte ihrem Spiele überlaſſen konnte. Dem Wiener Cabinet iſt es ge-

lungen die Vortheile beider Wege zu verknüpfen. Es hat durch den Spezialvertrag mit der Pforte, alſo mit dem Alliirten der Alliirten, ein Recht auf Beſetzung der Donaufürſtenthümer erworben. Jeder Friedensſchluß der Weſtmächte wäre daher unvollſtändig, wenn Oeſterreich nicht beigezogen würde. Man muß ſich alſo mit Oeſterreich abfinden, wenn man will daß ſeine Truppen wieder über die Karpathen gehen. Gleichzeitig hat ſich Oeſterreich das Occupationsrecht der Fürſtenthümer durch Preußen und die deutſchen Staaten garantiren laſſen. Die Situation könnte alſo nicht glücklicher ſeyn: Oeſterreich beſitzt ein Pfand gegen die Weſtmächte, gegen Rußland, gegen die Türkei, es iſt nicht genöthigt aus ſeiner bewaffneten Neutralität herauszutreten, es kann jeden Augenblick mit Rußland über den Frieden verhandeln, und es kann ganz Deutſchland aufbieten wenn ihm Rußland den Krieg erklärt. Setzen wir hinzu, daß dieſe kluge Politik auch die einzig ehrenvolle war. Oeſterreich konnte Rußland tödtliche Schläge verſetzen. Wäre es im Frühling dieſes Jahrs aus den Karpathen debouchirt, die ruſſiſche Donauarmee hätte das Gewehr ſtrecken müſſen. Wäre es im September über den Pruth gegangen, Rußland hätte dem bedrohten Sebaſtopol nicht Eine Brigade zu Hülfe ſenden können. Das iſt ein doppeltes Aequivalent für die ruſſiſche Hülfe gegen den ungariſchen Aufſtand, mag auch Rußland damals eben ſo gut für ſich ſelbſt als für ſeinen Nachbar geſorgt haben.

(Fortſetzung folgt.)

Naturgeſchichtliche Skizzen aus Central-Amerika.

Von Dr. Moritz Wagner.

3. Der Charakter der Pflanzen und Thiere in den verſchiedenen Regionen von Coſtarica.

Jede der verſchiedenen Regionen, die wir im vorhergehenden Artikel bezeichneten hat einen beſondern Naturcharakter und eigenthümliche Organismen. Wenn auch gewiſſe Culturpflanzungen in verſchiedenen Regionen repetiren, ſo geben ſie doch ungleichen Ertrag; wenn mitunter dieſelben Thierarten zugleich am Meeresſtrande und auf den Cordilleras erſcheinen, ſo ſind es doch nur wenige Ausnahmen. Die Ebenen an der atlantiſchen Seite haben eine etwas wärmere und conſtantere Temperatur als der ſchmale Küſtenſtrich am ſtillen Ocean. Die Vegetation iſt ungleich großartiger, die Bäume ſind höher und dickſtämmiger als an der Südweſtſeite. Pflanzen welche die heißeſte Temperatur vertragen, gedeihen dort vorzüglich; der Cacaobaum in der ſehr fruchtbaren aber ungeſunden Ebene von Matina, welche Kenner an Fruchtbarkeit dem Nil-Delta gleich ſtellen, trägt Bohnen vom feinſten Aroma. Die koſtbarſten Schmuck- und Farbhölzer: der Mahagonybaum und verſchiedene Arten von Cedrelen, der Braſilienbaum (caesalpinia chinala), der Gelbholzbaum (Brussonetia timitoria) und die für den verſchiedenſten Gebrauch wichtige Sarſaparilla (Imilax sarsaparilla) gedeihen im Oſten reicher und ſchöner als am weſtlichen Fuße der Cordilleras. [1] An beiden Küſtenſtrichen Coſtarica's iſt der Vanillenſtrauch mit ſeinen ſchmalen, ſchönduftenden Fruchtkapſeln (Epidendron-vanilla), der Pfefferſtrauch, der Melonenbaum (carica papaia), der Seidenbaumwollenbaum (Bombax Ceiba), die Oelpalme, die Fächerpalme, die Kohlpalme und der Mangobaum gemein. Die Cocospalme gedeiht am Golfe von Nicoya, obwohl ſie dort kein hoher ſtolzer Baum iſt, wie am See von Nicaragua. Die ſtachlichte Ananasſtaude (Ananasa saliva) und der kleine Piſang gehen bis in die gemäßigte Region hinauf, geben aber dort nicht die gleichen ergiebigen Ernten wie in den Tiefebenen. Dieſe heiße Region iſt zugleich durch die Ueppigkeit der Lianen und paraſitiſchen Pflanzen, welche in einer Meereshöhe von 4000 F. ſchon beträchtlich abnehmen, auffallend charakteriſirt. Das Thierreich iſt durch die größten und ſchönſten Formen der Aequatorialzone an beiden Küſtenſtrichen Coſtarica's vertreten. Es kommen hier die meiſten Arten der Quadrupeden Südamerika's vor: der Tapier, das größte Säugethier der neuen Welt, der Jaguar oder amerikaniſche Tiger, der Cuguar oder amerikaniſche Löwe, kleinere Katzenarten, mehrere Affenarten (die aber hier doch viel weniger Mannichfaltigkeit zeigen als am Orineco und in Braſilien), kleine ſüdamerikaniſche Hirſche, Venaes genannt (cervus rufus, cervus mexicanas), wilde Schweine, Nabelſchweine, Agutis u. ſ. w. Von Vögeln ſind beſonders die buntfarbigen Arten zahlreicher als auf dem Tafellande der Cordilleras, die Papagaien, die Tunkane (Rhamphastos), reichbefiederte Schmuckvögel (Ampelis), das Hokkohuhn (Oran alector), Löffelreiher und Trompetenvögel ſind die hervorragenden Gattungen. Der Gelbſchwanz (cassicus montezuma) iſt am San Juanfluß und Sarapiqui der häufigſte Vogel, durch ſeine Lebensweiſe und architektoniſche Kunſt beſonders intereſſant; er kommt an der Weſtküſte viel ſeltener vor. Einzelne derſelben und manchmal ſelbſt ganze Schwärme von den Vögeln der Tiefebenen kommen wohl auch in die gemäßigte Region auf die Hochebene von San Joſe, erſcheinen aber dort nur als verirrte Gäſte, als Fremdlinge und Streichvögel. Bald ziehen ſie wieder in die Tiefe zurück, deren wärmere Luft und gleichmäßigere Temperatur ihnen beſſer behagen. Am auffallendſten iſt der Unterſchied beider Regionen in Bezug auf die Reptilien. Keiner von den gewaltigen Sauriern, welche am Meeresſtrande und an den Ufern der Flüſſe beſonders in der Nähe ihrer Mündungen in ſo furchtbarer Zahl auftreten, gehen bis zum eigentlichen Tafellande. Der Kaiman mit der Hechtſchnauze und eine ächte Krokodilart mit ganzen Schwimmhäuten an den Füßen, ſehr gewölbter Schnauze und knorrigem Nacken (ähnlich dem crocodilus rhombifer) kommen nur in den Flüſſen der Tiefe vor und ſcheinen am Riogrande und in den verſchiedenen Gewäſſern welche dem atlantiſchen Ocean zufließen, kaum bis zu einer Höhe von 500 F. aufwärts zu gehen. Es ſind hier ziemlich furchtſame Thiere die den Menſchen ſcheuen. Auch die großen grauen

---

[1] Daſſelbe läßt ſich von vielen andern tropiſchen Baumarten dieſer Zone ſagen: Madera Nigra, Poviſſander und der mit ihm nahe verwandte Roncon, ſowie der Eiſenbaum (Nacascolote) ſind im allgemeinen in den Wäldern am caraibiſchen Meer durch koloſſalere Exemplare vertreten.

Leguane halten ſich nur in den wärmſten Gegenden nahe dem Meere auf. Die Boas finden ſich nur in den Wäldern der tiefen Regionen, und ſind auch hier ſelten. Die Lurchen dieſer warmen Region ſind wahre Rieſen im Vergleich mit denſelben Amphibienfamilien, welche Sümpfe und Gebirgsflüſſe des Plateau von San Joſe beleben. An Landconchylien iſt Coſtarica überaus arm, ein Umſtand, welcher der Seltenheit der Kalkgebirge zuzuſchreiben iſt. Jenſeits des Golfes von Nicoya in der Gegend von Capo Blanco wie auch bei Tarcoles ſpült das Meer jedoch eine bedeutende Menge von Muſcheln an das Land, und es ließe ſich dort ein einträglicher Perlmutterhandel treiben. Außer verſchiedenen Arten von Aricuslaceen mit zweiſchaligen Muſcheln, worunter auch eine Varietät der Aricula Margaritifera (Meleagrina margaritifera), welche grünlich grau mit weißlichen Strahlen iſt (deren Schalen die Perlmutter und deren tropfenartige Auswüchſe bekanntlich die ächten Perlen geben), ſieht man auch viele Conus, Oliva, Trochus, Cypräa, Tellina, Cardium, Venusarten u. ſ. w. am Strande. Zugleich fiſcht man dort vortreffliche Auſtern von ungemeiner Größe, welche in Punta Arenas mit Vorliebe gegeſſen werden. Unter den Inſecten dieſes Küſtenſtriches kommen viele tropiſche Prachtarten vor, beſonders Buprestiden, Elateriden, Caſſiden u. ſ. w. Im Ganzen aber iſt die Inſectenfauna weniger großartig und brillant als an der atlantiſchen Seite, und beſonders ſteht ſie an Glanz und Größe der Fauna von Braſilien und Guyana nach. Viele Arten, beſonders aus den Geſchlechtern der Saperden, Sannien, Cerambyciden u. ſ. w. erinnern auffallend an europäiſche Formen. Merkwürdigerweiſe kommt hier keiner von den koloſſalen Repräſentanten des Genus arabaeus vor, die ſonſt ſelten in tropiſchen Ländern fehlen, während an der Oſtſeite Central-Amerika's nahe dem caraibiſchen Meer mehrere Species dieſer Rieſenkäfer erſcheinen. Von den Spinnen ſind nur wenige Arten von außerordentlicher Größe; darunter die ſogenannte „Araña de los Caballos", die „Pferdeſpinne", welche in den Llanos von Guanacoſta heimiſch iſt und dort viel Schaden anrichtet, indem ſie ihre Eier über den Hufen der Pferde einſetzt und damit den Tod vieler Pferde bewirkt. Die Tarantel und der zwölfäugige Scorpion den wir in den Waldgegenden von Jeſus Maria zwiſchen San Mattee und Eſparza häufig unter dürren Baumrinden fanden, ſind hier nicht größer als dieſelben Thiergeſchlechter in den weit nördlicheren Breiten der Louiſiana zwiſchen dem 30° und 33° N. B.

Auf der Höhe des Tafellandes, deſſen Mitte die Hauptſtadt San Joſe einnimmt (4—5000' Meereshöhe) ändert ſich der Naturcharakter auf das überraſchendſte. Der Wald bietet hier nicht mehr die finſtere Majeſtät der mächtigen Urwälder wie am Sarapiqui und am San Juan-Fluß, wo dickſtämmige Rieſenbäume mit gewaltigen Laubkronen ſich bis 140' über den Boden erheben, und die Vögel die ſich auf denſelben fröhlich ſchaukeln, dem Schrotſchuſſe unerreichbar ſind. Der primitive Wald in der eigentlichen Hochebene von San Joſe iſt verſchwunden und hat der Cultur Platz gemacht. Die kleinen Wäldchen welche in den Schluchten und den Abhängen der Flußinſeln ſtehen geblieben, ſind nur der karge Nachwuchs jener Urwälder, welche die Axt des neuſpaniſchen Holzfällers ausgerettet hat. Erſt auf den höheren Bergabhängen, welche die Wände des Plateau's bilden, erſcheinen viele maſſenhafte Anſammlungen von Bäumen. Es ſind viele neue Baumgeſchlechte, die in der heißen Region nicht vorkommen. Man findet Eichen von ſehr fremdartigem Anſehen, den Eichenarten Nordamerika's ähnlicher als den europäiſchen Coniferen, die oft an unſere dünnnadeligen Kiefern des Nordens erinnern, Weiden und Pappelarten, Erlen, Himbeeren und andere Repräſentanten eines kühlern Klimas gemiſcht mit ächt tropiſchen Formen, von denen eine ziemlich beträchtliche Artenzahl bis zur Meereshöhe von 8000' verirrt, die aber in dieſen Zonen bereits eine merkliche Verkümmerung ihres Wuchſes nach ſich erleiden.

Auch der Lianen- und Paraſitenreichthum hat in der trockenheißen Atmoſphäre des Tafellandes bedeutend abgenommen, ſowohl in Bezug auf Maſſe der Individuen als Mannichfaltigkeit der Arten. Die Wäldchen ſind daher ſonniger und freundlicher, weil die ausgedehnten Schirme jener Häng- und Kletterpflanzen, welche in den Wäldern der tiefen Region ſich von Baum zu Baum hinziehen, hier weniger üppig ſind, und dem Sonnenlicht das Eindringen bis auf den Waldboden geſtatten. Die candelaberartigen Schmarotzerpflanzen, die einen ſo wunderbaren Schmuck der Baumkoloſſe am Sarapiqui und Riogrande bilden, fehlen in den Wäldern der Hochebene ganz und ſind in den höhern Urwäldern der Cordilleren wenigſtens ſeltener. Viele Culturpflanzen, wie der Cacaobaum, der Vanilleſtrauch, der Indigo, der Brodfruchtbaum, die Sarſaparilla ꝛc. würden ſelbſt durch Beihülfe der künſtlichen Pflege hier nicht mehr gedeihen, da ſie einer höhern und anhaltendern Temperatur bedürfen als hier im Mittel herrſcht. Andern Pflanzen, wie dem Piſang, der Ananas und den meiſten Palmenarten ſieht man bereits die Verkümmerung an, obwohl ſie noch vielfach gepflanzt werden. Wild wachſende Palmen und baumartige Farren fand ich auf Höhen von 7000' bis 8000' noch in Menge, aber es waren nicht die größten und ſchönſten Arten darunter. Selbſt der Mais und das Zuckerrohr, obwohl ſie noch bis zu einer Höhe von 6500' recht gut fortkommen, geben nicht mehr einen ſo reichen Ertrag wie auf den Terraſſen und Tiefebenen am Meeresſtrande bis zu 3000 Fuß aufwärts. Der Piſang, die nützlichſte Nahrungspflanze für den Armen, wird in jeder Hacienda des Hochlandes cultivirt. Seine vom Winde ſtark zerfetzten Blätter haben bei weitem nicht die Pracht und Größe wie in den herrlichen Piſangwäldern in der Nähe von Tarcoles, wo auch die Bananen ungleich größer, ſüßer und ſchmackhafter ſind und in noch weit dickern Trauben an den Bäumen hängen. Die geeignetſte Temperatur ſoll für den Piſang unter dem Aequator an der Meeresküſte ſeyn, wo er bei einer Temperatur von + 27 R. den größten Ertrag liefert. Sein häufiges Vorkommen nicht nur bei Heredia, Cartago und an den meiſten hochgelegenen Dörfern des Tafellandes, wo der Piſang noch immer den Schmuck der Haciendas bildet und gute Früchte trägt, ſondern ſelbſt bei Ateneo und auf den höchſten Terraſſen und Abhängen des Berges Aguacate (6000—7000' Meereshöhe), widerſpricht aber der Behauptung jener Pflanzengeographen, welche die Temperaturgränze, jenſeits welcher die Frucht des Piſangs ſelten zur Reife kommt, auf etwa + 19° R. angeben, während hier im Tafellande von Coſtarica in Gebirgsgegenden, deren mittlere Temperatur nicht über + 16 R. beträgt, die Bananenernte noch immer ergiebig iſt. Die Pflanze, welche unter allen künſtlich gezogenen Vegetabilien ſich in der milden Region des Tafellandes am wohlſten befindet, ſind der Orangenbaum, der hier beſtändig Blüthen treibt und Früchte anſetzt, und der Kaffeebaum, der in der Umgebung von San Joſe den reichſten

Ertrag gibt und beſſer gedeiht als auf den wärmern Terraſſen jenſeits des Aguacate.

Der Anblick der wilden Vegetation hat in dem angebauten Theile des Hochlandes von Coſtarica nur noch wenig Tropiſches. Kaktus und Agaven werden künſtlich als Heckenpflanzen gezogen. Der prächtige, ſenkrecht aufwachſende, ſäulenartige Cactus, deſſen maleriſche Form uns in verſchiedenen Küſtengegenden am ſtillen Ocean, beſonders bei Punta Arenas und Tarcoles, ſo fremdartig auffiel, kommt hier nicht mehr fort. Die ungeheuern Blüthenſtengel der Agaven, welche zwiſchen den Mündungen der Barranca und des Riogrande ſich zu zahlreichen Gruppen mit kronleuchterartig geſtellten Blüthen erheben, ſind hier ſeltene Erſcheinungen. Dagegen begrüßt man viele Bäume und Büſche eben ſo wie niedere Gewächſe, die uns an nordiſche Pflanzengeſtalten erinnern, obwohl ſie abweichenden Arten angehören. Eine Pappelart mit großen Blättern, die nicht hoch wird, iſt die häufigſte Heckenpflanze. Man ſieht unter vielen Formen der gemäßigten Zone das Geisblatt, den Hollunder, die Saalweide, freilich in etwas ſüdlichen Formen, die Milchdiſtel unter den niedern Kräutern, die Neſſel, den Hühnerdarm, Wegerich, die Goldruthe, die Aſter, den Brombeerſtrauch, die Winde (convolvolus), die hier mit den Sinnespflanzen (Mimosa sensitiva und mimosa pudica) auf allen künſtlichen Wieſen und natürlichen Savannen zerſtreut ſtehen. Im eigentlichen Urwald iſt auf dieſer Höhe die Umwandlung des herrſchenden Vegetationscharakters weit weniger bemerkbar. Doch erleiden die Bäume, beſonders auf iſolirt ſtehenden Vulcanen, wie am Miravalles und an der Vieja, eine bedeutende Veränderung ihres Wuchſes nach oben, während die Buſchflora auf Höhen von 5 bis 6000 Fuß eher reicher wird. Die größte Ueppigkeit von Laub und Blüthen iſt in dieſer Höhe auf den Büſchen entfaltet, während tiefer der größte Blattreichthum, die größten, vollſten und farbigſten Blüthen auf den Bäumen, 50 bis 60′ über dem Erdboden, zu ſchauen ſind. Die Thierwelt hat auf dieſer kühlen Andeshöhe eine ähnliche Metamorphoſe erlitten. Man bemerkt es beſonders bei jenen Geſchlechtern wirbelloſer Thiere, denen ein geringes Vermögen der Ortsbewegung gegeben iſt wie bei den Landſchnecken, den Scorpionen und vielen Inſectenarten. Jaguare, Pumas (Felis concolor) und andere Katzen gehen bis zu einer Meereshöhe von 8000′ in den Andeswäldern, welche das Tafelland umgeben. Jaguarhäute kommen auf dem Markt von San Joſe nicht ſelten vor, und man kann hier ein ſchönes Fell für einen Piaſter kaufen. Die dunkle Varietät des Jaguars ſcheint beſonders den höhern Regionen der Cordilleras eigen. Die Wegarbeiter, die ich im December 1853 in einer einſamen Hütte auf der Höhe von Desengaño (7000′ Meereshöhe) traf, verſicherten daß ſie immer nur dieſe dunkle Abart des Tigers geſehen hätten. Im Ganzen ſcheint aber doch den Katzenarten die wärmere Region von 1500′ bis 2000′ behaglich. Die meiſten Panther (Jaguare) finden ſich in der Landſchaft Miravalles und in den Waldebenen am San Carlosfluſſe, welche ſich höchſtens 1500 bis 2000′ über den Meeresſpiegel erheben. Der Tapier liebt die Tiefen, ſteigt aber doch bis 5000′. Die kleinen Hirſcharten (Cervus rufus, mexicanus) ſind ſeltener. Affen ſind nicht zu finden, und die in Gefangenſchaft gefallenen Rollſchwanzaffen, die man aus der warmen Region nach San Joſe bringt, kränkeln hier und leiden an Katarrh und Lungenſchwindſucht ganz ähnlich wie die Affen im Pflanzengarten zu Paris. Ein junges Aeffchen, das wir ſelbſt in jener wärmern Region erbeutet und nach San Joſe gebracht hatten, ſchien bei einer Temperatur von 13° R. ſtark zu frieren. Dagegen trifft man in dieſer Region gepanzerte Gürtelthiere (armadille), Beutelthiere, eine Faulthierart von hellbräunlicher Farbe mit langen aber dichten Haaren und zwei Krallen an den Vorderfüßen. Der ſüdamerikaniſche Waſchbär (Procyon cancrivorus), der ſich nur durch höhere und ſchlankere Beine, durch kürzere Nägel und Ohren von dem bekannten nordamerikaniſchen Waſchbären auszeichnet, und ſich ſowohl von Früchten als Inſecten nährt, kommt noch ziemlich häufig vor.

Die befiederten Bewohner dieſes Hochthals haben im allgemeinen nicht die Farbenpracht wie die Vögel der heißen Regien: den verſchiedenen Papagei-Arten, den koloſſalen Araſſen, deren maſſenhafte Prachterſcheinung an den Küſtenſtrichen beider Oceane den von Norden kommenden Reiſenden ſo ſeltſam überraſcht, ſcheint die milde Luft des Hochlandes eben ſo kalt und unbehaglich wie den Affen. Auf unſern Streifzügen durch das Hochland von Coſtarica ſahen wir nur ſelten einzelne Heerden von kleinen Papageien, die ſich beſonders in Zeiten einſtellen wo gewiſſe Lieblingsfrüchte reifen, aber ſie erſcheinen nie als Standvögel. Es ſind flüchtige Wanderer, welche Neugierde oder Naſchluſt zuweilen verleitet, ſich ſo hoch heraufzuwagen, die aber das kahle Hochland wieder fliehen ſobald die Nordwinde der trockenen Jahreszeit ihr buntes Gefieder ſchütteln. Die Colibris ſind hier zwar nicht ſelten, aber durch wenige mannichfaltige Arten vertreten wie in den wärmeren Lüften der tierras calientes. Ampelis-Arten haben wir hier nie geſehen, und im allgemeinen muß man ſich wundern daß bei ſolcher Nähe der heißen Region und bei der ungemeinen Leichtigkeit womit die Vögel ihre Bewegungsluſt befriedigen können, ſo wenige Vogelarten der heißen Regien ſich in die Luft der Sierras templadas nach dem fruchtreichen und wohlcultivirten Hochthal dieſes Tafellandes verſetzen. Nur der ſchwarze melancholiſche Aasgeier, der große gefleckte Ziegenmelker (caprimulgus rufus) und die ſüdamerikaniſche Schwalbe ſcheinen ſich in beiden Regionen gleich wohl zu fühlen. Die feingezeichneten Turteltauben kommen etwas ſeltener vor als in der Tiefe. Der prachtvolle Specht mit der ſcharlachrothen Haube (Picus princeps) der einen verſchiedenartigen Temperaturwechſel vertragen kann und gerne weite Reiſen macht, iſt gemein. Auf der Savanna in der Nähe von San Joſé erſcheint der ſüdamerikaniſche Regenpfeifer in großen Heerden. Mehrere Ortyxarten, der nordamerikaniſchen Wachtel an Größe ähnlich, ſahen wir häufig in den Wieſen bei Aſſerri. An Zahl wie an Mannichfaltigkeit iſt die ornithologiſche Ausbeute für den Sammler auf dieſer Höhe bedeutend geringer als in der Küſtenregion jenſeits des Aguarate.

Noch auffallender iſt die Verkümmerung der Formen in der Reptilienclaſſe wahrzunehmen, die vor allem einen hohen Grad von Wärme und Feuchtigkeit liebt. Die ſchönen farbenſchillernden Korneidechſen die wir in den Umgebungen von San Juan und die grauen ſchuppigen Leguane, die wir an der Küſte des ſtillen Oceans ſo zahlreich beobachtet hatten, verſchwinden ſchon bei einer geringen Meereshöhe. Die wenigen Saurierarten die hier vorkommen, ſind von unbedeutender Größe. Man badet in den Flüſſen des Hochthals ohne Kaimans oder gefräßige Fiſche zu fürchten. Nicht ein-

mal Schildkröten haben wir in dieſer Region gefunden. Auch die Rieſenfröſche ſind verſchwunden und ſtatt ihrer treten kleine, aber ſehr bunte und zierlich gefärbte Lurchenarten auf. Auch Schlangen ſind ſelten, und obwohl die meiſten Landbewohner mit nackten Füßen durch Wälder und Savannen gehen, kommen Unglücksfälle doch nicht häufig vor. Der furchtbare Trigonocephalus lanceolatus, das gefährlichſte Reptil der tropiſchen Zone Amerika's, ſcheint wenigſtens in dieſem Theile Coſtarica's zu fehlen, obwohl Zuckerplantagen ſonſt der Lieblingsaufenthalt dieſer Schlangen faſt in jeder Hacienda ſind. Wir fanden dagegen mehrere Sorten der Korallen-Schlangen und die ſüdamerikaniſche Klapperſchlange, die weniger hübſch über dem Rücken gezeichnet iſt als die nordamerikaniſche Art, aber ein noch ſchneller tödtendes Gift in ihren Zahndrüſen bewahrt, kommt zuweilen in den Kaffeeplantagen bei San José vor. Am übel berüchtigſten in Bezug auf Giftſchlangen ſind die Ebene von Matina und der Berg Aguacate, Gegenden von ſehr contraſtirender Höhe. Die furchtbarſte Giftſchlange welche die Eingebornen culebra del sangre (Blutſchlange wegen ihres blutrothen Bauches, wahrſcheinlich eine Elapsart) nennen, halte ſich in den feuchten Niederungen der Cacaoplantagen auf, während die Toboba — eine im Lande vielgenannte Giftſchlange — unter deren Benennung die Eingebornen wahrſcheinlich ſehr verſchiedene Species verwechſeln, häufig am Aguacate vorkommen. Selten vergeht ein Jahr ohne daß nicht Menſchen von ihnen gebiſſen werden.

Unter den Land-Mollusken kommen einige Bulimusarten vor die aber nicht viel größer ſind als in Nordamerika. Die Inſectenfauna trägt einen auffallend nordiſchen Charakter. Die Prachtſchmetterlinge der Tiefe ſind auf dem Tafellande größtentheils verſchwunden. Es fliegen Hipparchien und Coliasarten wie auf unſern deutſchen Wieſen neben einzelnen Schmetterlingsformen der tropiſchen Zone. Die Käfer ſind reich an Farben, aber auffallend klein. Mesquites und Sandfliegen kommen nicht mehr vor. Dagegen ſind Flöhe und Niguas (Pulex penetrans) eine unangenehme Plage, die Heuſchrecken die im Monat Julius, als wir Tarcoles beſuchten, zu vielen Millionen auf den Feldwieſen hüpften und in Guanacaſte auf den Maisfeldern und Piſangpflanzungen beträchtliche Verheerungen anrichteten, haben ſich noch nie auf das Hochland gewagt, und die Angſt welche ſich aller Kaffeeplantagenbeſitzer bemächtigt hatte, welche ihre ſchönen Ernten durch dieſe gefräßigen Gäſte ernſtlich bedroht glaubten, hat ſich als unnütz erwieſen. Seit Menſchengedenken hat die Wanderheuſchrecke Central-Amerika's noch nie die Höhe der Andesthäler heimgeſucht, während ſie an den Küſtenlandſchaften von San Salvador, Nicaragua und Coſtarica ſich immer weiter auszudehnen ſcheint. Das Scorpionengeſchlecht iſt auf dieſer Höhe nur durch kleine nicht gefährliche Arten repräſentirt. Mehrere eigenthümlich nicht charakteriſirte Inſectengattungen wiederholen ſich in den verſchiedenen Regionen, haben aber in der wilden Region faſt zwergartige Repräſentanten in Vergleich zu den Formen in den tierras calientes.

Die dritte Region, die der tierras frias, beginnt auf einer Höhe von etwa 6500′. Cerealien, welche eine mäßig kühle Temperatur lieben, wie der Weizen und die Gerſte, gedeihen ſchon auf einer Höhe von etwa 1000′ über der Thalſohle von San José (5000′ Meereshöhe) ziemlich gut und geben hier doppelte Ernten. In Gramineen iſt dieſe Region reicher als die tierra templada und die tierra caliente. Die Cultur reicht darum nur an einzelnen Punkten bis in dieſe Region herauf, nicht als ob das Klima ihrem Gedeihen ernſte Hinderniſſe entgegenſetzte, ſondern weil die Ertragsfähigkeit der landesbräuchlichen Culturpflanzen dort zu abnimmt, weil die Wege beſchwerlicher ſind, und weil die Bevölkerung noch zu wenig zahlreich iſt um in den milderen und fruchtbareren Regionen ſchon den Mangel an Raum zu empfinden. Der Wald geht bis zu den höchſten Gipfeln der Vulcane oder ſcheint nur an der ſteinigen Beſchaffenheit der Terrains, nicht an dem Klima ein Hinderniß. Die natürliche Baumgränze läßt ſich hier nicht beſtimmen, da die höchſten Berge ſich nur bis etwa 11,000′ erheben. Animaliſche und vegetabiliſche Organismen erinnern hier unter an die Formen der ſubalpinen Region.

Am Miravallesvulcan, der durch ſeine iſolirte, dem Nordwinde ſtark ausgeſetzte Lage, ein kühleres Klima hat als die Bergkette, welche aus der Hauptkette der Cordilleras aufragen, beobachtete ich bereits in einer Höhe von 5000—6000′ eine bedeutende Verkümmerung der Baumvegetation. Die Baumkronen erheben ſich hier ſelten über 40′. Die Aeſte und Blätter ſind am dichteſten nach unten, das Unterholz nimmt zu, die ſchöneren und größeren Parasiten und die Schlingpflanzen ſind ſeltenere Zierden. Dagegen nehmen die Flechten und Mooſe auffallend zu.

Auf den Höhen des Irazu kommen mehrere nordiſche Käfergeſchlechter, z. B. Meloe Carabicinea, und unter den Landſchnecken Helix und Bulimusarten vor, die in den tiefern Regionen keine oder nur wenige Repräſentanten aufzuweiſen haben. Giftige Schlangen gehen am Aguacate und bei Desengaño bis 7006′. Die Klapperſchlangen ſind an den Savannen des Miravallesvulcans nur bis zu einer Höhe von 5000′ zu finden. Höher oben fand ich nur kleine Eidechſen. Unter den Vögeln ſind einige Dreſſelarten, Spechte, Finken und Spleiden noch in der höhern Waldregion zu ſehen, darunter der wunderbare Eilguo (eine Troglodytenart), welcher der obern Cordillerasregion ganz allein anzugehören ſcheint. Raubvögel, Aasgeier, kleine Falken bereiſen ohne Unterſchied die verſchiedenen Höhenregionen. Von Säugethieren kann ich keine Art anführen, welche dieſer Region von Coſtarica eigenthümlich wäre.

Geſellſchaftliche Gegenſätze in Amerika.

(Von Franz Löher.)

Amerika iſt das Land der Gegenſätze: Auguſthitze wechſelt mit Winterkälte; nach dem ſchwärzeſten Gewitter, wo Schlag auf Schlag folgt, und die himmliſchen Ergüſſe alles Erdreich wegzuſchwemmen drohen, lacht plötzlich der freundliche Aether auf die erquickte Natur. Sobald die Sonne ſinkt erliſcht mit ihr der hellſte Tagesglanz,

So raſch ſich auch der unſtäte Burſche in einen kirchlichen Eiferer, der Säufer in einen Mäßigkeitsbekenner verwandeln kann, ſo raſch verwildern auch Söhne und Töchter der angeſehenſten Familien.

Bei dem erſten Eintritt in die amerikaniſche Geſellſchaft gewahrt man nicht ſowohl dieſe Contraſte, ſondern viel eher eine läſtige Einförmigkeit. Nicht nur im Schnitt des Geſichtes und in der Leibesfigur, ſondern auch in Benehmen und Charakter ſind ſich die Menſchen der neuen Welt merkwürdig ähnlich. Der Amerikaner findet leicht und glücklich das Brod das ihn nährt, junge Ehen werden ſo raſch geſchloſſen wie gute Geſchäfte, das Nationalgefühl wie die Geldgedanken ſtrömen gleichmäßig durch alle Köpfe und Herzen: daher geräth der eine Menſch hier ungefähr gerade ſo wie der andere. Der Beobachter ſieht ſich gleichſam in einem Garten, wo rothbäckige Aepfel und Birnen von den Bäumen lachen, aber nirgends reifen Trauben, Pfirſiche oder Orangen. Irländiſche Pächterbauern, ungariſche Hirten, ruſſiſche Soldaten haben eine Art prothypiſcher Aehnlichkeit, als ſtammten ſie zuſammen von einem Elternpaar. Kommen aus Preußiſch-Polen Recruten nach Berlin, ſo läßt ſich das eine Dutzend nicht vom andern unterſcheiden; erſt nachdem ſie Jahr und Tag in deutſchen Landen herumgewürfelt worden, erhalten ihre Geſichter etwas Medaillenausdruck. In der amerikaniſchen Geſellſchaft zeigen ſich bei näherer Beobachtung ſcharf ausgeprägte Naturen, hartgeſottene Geldherren, vielgewandte Staatsmänner, eckige Advocaten, und der Rede gewaltige Prediger. Aber auch bei dieſen werden Ecken und Kanten von mißtrauiſcher Zurückhaltung überpolſtert, welche der Amerikaner in Aeußerungen über öffentliche Angelegenheiten immer beobachtet. Zum guten Ton gehört ein Anſtrich liebenswürdiger Schwäche gegen die Launen und den Abſolutismus der weiblichen Hälfte der Geſellſchaft. Ergraute Männer zwingen ſich dann in Gegenwart junger Damen ſo kindlich toll zu ſcheinen, als begännen ſie eben den erſten Tanzunterricht. Unter Männern gleichen Lebensberufes findet ſich viel mehr moraliſche und intellectuelle Uniform, als in der alten Welt. Kennt man einen amerikaniſchen Prediger, ſo gelangt man zum Schlüſſel aller Zunftgeheimniſſe, die katholiſchen Geiſtlichen ausgenommen. Denn dieſe, behaupten die amerikaniſchen Prediger, verſtehe man erſt, wenn man gründlich das Weſen der katholiſchen Kirche ſtudire, und auch dann bliebe noch mancher ein pſychologiſches Problem.

Dagegen gibt es in der amerikaniſchen Geſellſchaft Contraſte, wie ſie in Europa ſich nur in den höheren Kreiſen der Reſidenzſtädte finden, wo Fremde aus mehreren Ländern ſich begegnen. Die Union bildet für ſich allein eine Welt von Staaten und Völkern, und bis in die unterſten Kreiſe hinein ſondert ſich ſcharf das verſchiedenartige. Nirgends verläugnet ſich der feine, vorſichtige, kenntnißreiche Yankee, der leidenſchaftliche, prahleriſche Südländer, der freimüthige Mann aus dem Weſten mit ſeinem ſtillen Selbſtvertrauen. Jeder hat warme Anhänglichkeit an ſein Geburtsland und deſſen Eigenthümlichkeiten, auf die er ſtolz iſt. Der Südländer iſt dem Yankee ein wilder Heide, dafür gilt dieſer im Süden als Tartüffe, während der Weſtländer von beiden als ſelbſtgefälliger Halbbarbar verſpottet wird. In dieſe reiche Mannichfaltigkeit miſchen ſich die Ankömmlinge aus Europa, der Engländer, Schotte und Irländer, der Deutſche, der Franzoſe und Spanier; nur der Slave fehlt oder verſchwindet bald, ſeine Nationalität hat überhaupt nur da Dauer, wo ſie maſſenhaft auftritt. Die Verkettung verſchiedener Volksarten, welche ſich durch Geſchäfte, Freundſchaften und Heirathen in das Innere der Familie hineinzieht, gibt der amerikaniſchen Geſellſchaft etwas Buntes und Lebhaftes und ein Durcheinander von Anſichten, Religionen und Sitten. Der Zu- und Abfluß fremder Elemente ſtört in den meiſten amerikaniſchen Häuſer das Wachsthum edler Familienſitze. Es ſtellt ſich vielmehr die Etikette und jener flache Verkehr ein, welchen man bei uns den Geſellſchaftston nennt.

Bei allem Thun und Denken des Amerikaners klingt eine Seite ſeines Herzens durch: das Unabhängigkeitsgefühl. Dieß ſitzt ſo zäh und tief in ihm und iſt ſo empfindlich, daß in Europa dafür den meiſten das Verſtändniß fehlt, weil ſie durch Liebe und durch Zucht von Kindesbeinen an anders gewöhnt ſind. Wiederum iſt den Amerikanern, wenn ſie nach Europa kommen, nichts widriger, als das Gebieteriſche in dem Auftreten der Eltern, Dienſtherren und Obrigkeiten. Sie werfen uns den Egoismus vor, der andere nach ſeinem Willen zwingt, im Grunde aber ſind ſind ſie noch ſtärkere Egoiſten, weil jeder ſein eigner Souverän ſeyn möchte.

Die Kinder werden mit aller erdenklichen Sorgfalt gepflegt, aber der Grundſatz, jedem ſeinen Willen zu laſſen, iſt ſo eingewurzelt, daß ſie aus Mangel an Ueberwachung häufig in die größten Gefahren laufen. Sobald ſie ihr kleines Ich nur fühlen können, hört die elterliche Zucht für ſie auf. Ehe ſie bis fünf zählen können, ſpricht man ihnen ſchon Gründe vor, weßhalb ſie das eine thun und das andere laſſen ſollen. Man braucht nicht gerade die ehrenfeſte pommerſche Anſicht zu theilen, daß Kinder und Jagdhunde nach gleichen Maximen abgerichtet werden müſſen, aber es kommt uns doch fremdartig vor, daß ein Amerikaner ſeinem Söhnchen die Gründe auseinanderſetzt, warum es Franzöſiſch lernen müſſe, und das Knäbchen ihm mit großer Gelaſſenheit bemerkt: was Ihr ſagt Vater iſt Eure Meinung; was ich ſage, iſt die meinige, alſo folge ich doch lieber der meinigen. Niemand iſt übler daran als ein europäiſcher Schulmeiſter, der in eine amerikaniſche Schule gerathen iſt. Die Rangen ſpielen ihm unbarmherzig mit, und dann verlangt man noch von ihm, er ſolle ihre ſelbſtändigen „Anſichten“ in all den Dingen „achten,“ die ſie erſt bei ihm lernen ſollen.

Es iſt nicht bloß das Landesklima, welches der milden Frühlingsblüthe nur wenige Tage geſtattet, ſondern auch das angeborne Unabhängigkeitsgefühl die Urſache, daß der erſten Friſche und Unſchuld der Jugend eine ſo kurze Spanne Zeit gegönnt iſt. Kleine Mädchen wenden und drehen ſich wie Ballfiguren und laſſen ſich von den Knaben ernſthafte Complimente ſagen, als wären es ſchon ſtattliche Cavaliere. Kindliche Freuden, naive Empfänglichkeit und zärtliches Anſchmiegen an liebe Eltern verſchwinden im Entſtehen, und ſo büßen die armen Kleinen den goldenen Zauber der Kinderzeit gänzlich ein. Kaum erwachſen treten die Mädchen ſchon frauenhaft auf, geben und nehmen Beſuche, empfangen Geſellſchaften, gehen und fahren aus mit ihren Freunden, wann und wohin es ihnen beliebt. Bei dieſer Freiheit im täglichen Umgange gedeiht zwar der Unabhängigkeitsſinn, aber gleichzeitig wird damit alle Poeſie und Wärme in dem jungfräulichen Gemüthe getödtet. Die jungen Damen ſtellen ſich ſo weltklug an, als hätten ſie ſchon eine Brautſchaft gebrochen. Heirathen auf der Flucht oder insgeheim ſind häufig, und es iſt auch nichts Unerhörtes, wenn eines Abends eine

junge Dame, die jedermann für unvermählt halten mußte, der Geſellſchaft ihren Mann vorſtellt, dem ſie ſchon vor Jahr und Tag angetraut war. Viele heirathen in Amerika auf gut Glück, ohne feſten Erwerb, aber mit der Zuverſicht, es werden ſich Geld und Verdienſt ſchon einſtellen. Bei ſolcher Geſinnung iſt die Ehe nichts als ein Vertrag, der eben ſo entſchieden die Unabhängigkeit als die Einheit beider Theile wahrt. In den Vereinigten Staaten kann man mehr als anderswo eine Menge von Ehen zählen, die, obenhin betrachtet, friedlich und glücklich ſind, jedoch denkt man auch mit großer Leichtigkeit an Eheſcheidung.

Noch in tauſend andern Beziehungen läßt ſich die beſtändige Regung des Unabhängigkeitsgefühls beobachten. Der Amerikaner vermeidet jedes Verhältniß, wo ſein Ich den Imperativ eines andern vertragen müßte. Wenn ihn die Noth dazu zwingt, hat er immer die nächſte Stunde im Auge, wo er wieder frei werden kann. Wenn ein Dienſtbote nach Laune und Willkür ſeines Herrn Haus verläßt, gibt es kaum ein Mittel, nur eine Entſchädigung von ihm zu erlangen. Und eben ſo ſeltſam würde man es finden, wenn ein Vater ſeinen Töchtern den Beſuch irgend einer Seelenkirche erſchweren oder ſeinen Söhnen politiſche Anſichten entgelten laſſen wollte. „Ich erkläre", ſo gewöhnen ſich ſchon die Kinder zu ſagen, wenn ſie ihren Willen kundgeben wollen. Die republikaniſche Staatsverfaſſung iſt nur eine fortgeſetzte Anwendung dieſes „Ich erkläre", das der Amerikaner ſtets im Munde führt. Sie iſt nicht die Mutter, ſondern die Tochter des Unabhängigkeitsſinnes, und ſo lange dieſer nicht auszurotten, ſo lange iſt auch die politiſche Freiheit ungefährdet. Der Menſch iſt in Amerika ſo ſehr Herr ſeines Leibes, daß man im Nothfall mit Leichtigkeit ſich Dinge erlaubt, vor denen das natürliche Gefühl zurückſcheut. Auch die eigenthümliche Gewohnheit der Amerikaner, das Gute nicht ſeiner ſelbſt wegen, nicht rein aus innerm Antriebe und aus Wohlgefallen daran zu thun, ſondern weil es heilſam und förderlich iſt, hängt mit jenem immer kühlen, immer berechnenden Selbſtgefühl zuſammen, das ſich auch dem Zuge des Herzens nicht gefangen geben will. Um unabhängig (— „independent" —) zu ſeyn, ſtrebt der Amerikaner hartnäckig nach Geld und Gut, und deßhalb erhebt er immer wieder den Nacken, wenn auch centnerſchwer das Unglück darauf laſtet. Reichthum iſt Freiheit; und um ſich eine Domäne zu ſchaffen, wo er mit Monarchenluſt alle ſeine Wünſche und Launen befriedigen könne, rafft er unerſättlich Geld auf Geld zuſammen.

Der Aſſociationsgeiſt, der in Amerika ſo unzählige, weit verzweigte Einigungen hervorruft, ſcheint im Gegenſatze zu dem Unabhängigkeitsſinne zu ſtehen, jedoch nur ſcheinbar. Dieſer iſolirt die Einzelnen, aber befähigt ſie eben dadurch, ſich durch freie Verträge mit einander wieder zu verbinden. Nicht indem ſie ſich unterordnen, ſondern dadurch, daß ſie als völlig Gleichberechtigte zuſammentreten, bringen ſie mit ihrer Geſammtkraft in großer Schnelligkeit rieſenhafte Schöpfungen hervor, welche die Gewalt eines Einzigen, und wenn ſie auch über die Mittel von Hunderttauſenden verfügte, vergebens auszurichten dächte. Weil der Einzelne ſeine Geltung und ſeine Wirkſamkeit zugleich in andern fühlen will, bildet ſich in Amerika die große Anzahl von Genoſſenſchaften zu geſellſchaftlichen, politiſchen und induſtriellen Zwecken.

Schwerer, als der allgemeine Inſtinct zu Aſſociationen, iſt die Allgewalt der öffentlichen Meinung zu erklären. Sie tritt in Amerika gebieteriſcher, gewaltſamer, launiſcher und dünkelhafter auf als irgendwo. Sie kann Mißrathenes in Vorzügliches verwandeln, Erbärmlichkeiten zu heroiſchen Thaten ſtempeln. Hat ein Mode-Wahnſinn oder ein politiſches Laſter ſeine Zeit gedauert, ſo ſchwingt die öffentliche Meinung das Schwert des Erzengels und fegt mit feurigem Strahle die Tenne wieder rein. In Europa vermag die öffentliche Meinung eher das Aufkommen neuer Tugenden zu verhindern, als von Althergebrachtem zu heilen. In Amerika könnte ſie das Herrlichſte geſtalten, wenn nicht die hohen Ideen bei der Ausführung gewöhnlich verfälſcht würden. Die ſchlauen Staatsmänner, welche den Hauch der öffentlichen Meinung im Bauche ihrer Segel auffangen, ſtellen dann das Partei-Intereſſe geſchickt ans Ruder, das Schiff wendet, die Volkslaune hat ſich andern Gegenſtänden zugewendet, und nach ſeinem göttergleichen Laufe bleiben dem Amerikaner nur geringe, aber immer noch einige Erwerbungen übrig. Noch weniger als die öffentliche Meinung verträgt ſich mit der Unabhängigkeit der Einzelnen die ängſtliche Etikette, die man gegenſeitig beobachtet. In den Geſellſchaften der Amerikaner herrſcht ein Zwang, der einem Europäer unerträglich iſt. Man fürchtet ſich etwas zu thun oder zu äußern, was noch nicht allgemein gut geheißen iſt, daher hält man ängſtlich ſeine Meinung zurück und forſcht behutſam bei dem Nachbar. So retiriren ſich die Leute beſtändig um einen unſichtbaren Mittelpunkt ohne ſich näher zu kommen, als ob der eine den andern an der Leine hielte. Wollte jemand ſich gar etwas erlauben, was die öffentliche Meinung ausdrücklich mißbilligt, ſo griff' er in glühende Kohlen. Der Südländer würde ſich eher ſelbſt erſchießen, ehe er eine Herausforderung ablehnte, der Neu-Engländer lieber gleich Shaker werden, ehe er ſich für irreligiös halten ließe: der Weſtländer iſt noch der natürlichſte und unbefangenſte. Der Zauber der öffentlichen Meinung beruht aber auf der Unergründlichkeit ihres Urſprungs. Würde ſie von beſtimmten Ständen oder Parteien gemünzt, ſo geriethe ſie raſch außer Curs. Sie entſteht aber als Gemeingut aller, keimt langſam in unzähligen Köpfen, und ſchießt dann auf in Millionen Garben.

Die Unabhängigkeit eines jeden iſt auch die Quelle der Gleichheit aller. Denn das Bedürfniß, innerlich und äußerlich von andern frei zu ſeyn, fühlt jeder in der eigenen Bruſt und ſetzt es auch bei jedermann voraus. Nur Männer die ſich gegenſeitig unabhängig von einander wiſſen, behandeln ſich auf wirklich gleichem Fuß. In der alten Welt kann bei ſo vielen Unterſchieden des Standes und der Erziehung von amerikaniſcher Gleichheit gar nicht die Rede ſeyn, obgleich nicht zu verkennen iſt, daß ſeit den letzten fünfzig Jahren bei uns die verſchiedenen Volksclaſſen in Kleidung und Benehmen, in Sitten und Anſichten ſich raſch einander nähern. Amerika nimmt zur Zeit viel Europäiſches, die alte Welt aber noch ſchneller amerikaniſches Weſen an, als brächte es die Paſſatſtrömung herüber. Die Gleichheit iſt in der neuen Welt ſo alt wie ihre Geſchichte. Denn wo man den Beſitz der wilden Natur abringen muß, da iſt die eine Manneskraft die andere werth. Das iſt im Weſentlichen noch jetzt ſo und wird ſich in Jahrhunderten nicht ändern. Das Land hat noch Millionen von leeren Bau- und Geſchäftsſtellen, ihr Betrieb verheißt jedermann Unabhängigkeit. Daß er unabhängig werde, entſcheidet, nicht, wie er es gewerden. Ob

Arzt oder Advocat, ob Schmied, ob Zimmermann, begründet noch keinen Ständeunterſchied zwiſchen Amerikaner; jeder treibt eben nur ein Geſchäft, für deſſen Leiſtung er bezahlt wird. Auch iſt es nicht irgend ein Geſchäft, das ſeinen Mann vorzugsweiſe reich und fein macht; jeder Handwerker rüſtet ſich darauf, ſein Geſchäft kaufmänniſch und möglich großartig zu betreiben, und deßhalb darf ſich Niemand wundern, ſollte er im Innern des Landes einen Poſtkutſcher treffen, der in gebildeten Ausdrücken ſpräche, einen feinen Frack und Handſchuhe trüge, als käme er juſt vom Balle.

Außerdem aber iſt jeder Vollbürger, und nicht bloß dem Worte, ſondern der That nach. Die Stimme des Armen fällt im Wahlkampfe gerade ſo ſchwer ins Gewicht als die des Reichen, und häufig muß der letztere ſich erſt lange bemühen, ehe der andere ihm ſeinen Antheil an der Entſcheidung zuſichert. Ein junger Mann bedarf nicht des Vermögens und großer Verbindungen, ſondern des Talents und der Ausdauer, um ſich zu den höchſten Staatsämtern aufzuſchwingen. Wo aber politiſche Macht nur durch Verſtand und Charakter zu erringen iſt, da ſtellt ſich nothwendig das Gefühl allgemeiner Gleichheit ein. Daher behandeln alle Männer ſich wie Bekannte, der Höchſtſtehende iſt dem Aermſten leicht zugänglich und ſchüttelt ihm die Hand wie ſeines Gleichen.

Während der Europäer hauptſächlich mit ſeinen Berufsgenoſſen umgeht, miſchen ſich in Amerika Kaufleute, Richter, Handwerker, Farmer, Aerzte unaufhörlich im öffentlichen Verkehr durcheinander. Selbſt die Reichſten leben verhältnißmäßig in kleinen Häuſern. Wo einer im Innern des Landes — denn die großen Seeſtädte machen auch hierin eine Ausnahme — ſich durch äußerliche Mittel und Zeichen hoch über die andern erheben wollte, würde der Spott ihn raſch eines Beſſern belehren. Europäiſche Gewohnheit, ſich freiwillig aus bloßem Reſpect unterzuordnen, findet der Amerikaner nicht bloß verächtlich, noch mehr, ſie iſt ihm unverſtändlich.

Im ſtärkſten Gegenſatze zu dieſem Männerverkehr ſteht das Benehmen der Frauen. Sie beherrſchen Haus und Familie. So wie der Amerikaner in ſein Haus tritt, läßt er Gleichheit und Freiheit vor der Thür. Er kennt nur noch die Leute, mit denen Frau und Tochter umgehen, und ſpricht nur über das was dieſen zuſagt und verſtändlich iſt. Draußen wogt alles frei und luſtig durcheinander; für die Familie gibt es nur ſtreng abgeſchloſſene Cirkel. Draußen die Demokratie, im Hauſe die Ariſtokratie, der Familienſtolz auf Reichthum oder Bildung. Viele Frauen halten es unter ihrer Würde, die Namen andrer zu nennen, deren Geſellſchaft für weniger vornehm gilt. Auf ängſtliche, oft lächerliche Weiſe ſucht man nach Gränzlinien, ſich abzuſondern. Die feinern Geſellſchaften müſſen ihre eigenen Straßen und Plätze und Kirchen haben, wie ihre eigenen Conditoreien und Badeorte. Sobald ſich Unberufene dort einfinden, wird ein anderer Ort geſucht, wo die Auserwählten wieder unter ſich ſind. Jedes Städtchen, ehe es noch aus dem Ei gekrochen, hat ſchon eine Ariſtokratie von etlichen Familien, welche die kleinlichſten Unterſuchungen anſtellen, ehe ſie neue Ankömmlinge an ihre Tafelrunde zulaſſen.

Dieſe Neigung, ſtreng abgeſchloſſene Ariſtokratien zu bilden, iſt in Amerika um ſo ſonderbarer, weil die Grundlagen dafür fehlen. Was vom europäiſchen Adel herübergeſiedelt iſt, hat ſeine Kennzeichen und ſeine Erinnerungen verloren, und ohnedieß würden gänzlich die Mittel fehlen ſie zur Anerkennung zu bringen. Reichthum, der vom Großvater herrührt, wird zwar höher geſchätzt, als wenn ihn der Vater erworben, aber er iſt weder ein ſicheres, noch ausſchließliches Beſitzthum, der Handel häuft Reichthümer zuſammen und verſchlingt ſie wieder. In der amerikaniſchen Geſellſchaft herrſcht beſtändig Fluth und Ebbe, das Leben drängt ſich bald hier bald dort zuſammen, es kommt und geht, wie alles in Amerika. Die Männer ziehen mit ihren Frauen da und dorthin, man findet ſich zuſammen, gibt Geſellſchaften, macht Ausflüge voll Lachen und Fröhlichkeit, aber es hat das alles etwas Proviſoriſches wie ein Gaſthausleben. Man hat nicht Zeit ſich kennen zu lernen und dauernde Beziehungen zu knüpfen. Man vergnügt ſich zuſammen, ſo lange man gerade beiſammen iſt. Dieſer Gegenſatz des Flüchtigen und Wandelbaren in der amerikaniſchen Geſellſchaft vereitelt zuletzt wieder die Bildung einer rechten Ariſtokratie. Denn Ariſtokratien bedürfen um zu wachſen der Zeit und einer dauerhaften ruhigen Grundlage. Die meiſten einzelnen Kreiſe der höhern Geſellſchaft in Amerika aber haben keine Vergangenheit, die über zehn Jahre zurückreicht, und keine Zukunft vor ſich, wenn ſich zwei Augen ſchließen. Allerdings gibt es in den größern Städten einige ältere und reiche Häuſer; beſonders in Philadelphia und Boſton und in den ſklavenhaltenden Staaten beſtehen Kreiſe von ſolider Vornehmheit und feinen ariſtokratiſchen Manieren, ſie ſind aber nur vereinzelte Sternbilder unter dem unruhigen Zwinkern leuchtender Körper; auch haben ſie keine politiſche Macht ſich erwerben und feſthalten können: ihr Weſen beſteht einzig darin, daß ſie ſich gegen die Berührung der großen Maſſe abſchließen.

Auch im Innern der amerikaniſchen Geſellſchaft, wie ſie einmal geworden, in Ton und Stimmungen, die in ihr vorherrſchen, ſtoßen wir auf eigenthümliche Gegenſätze. Man trifft in andern Ländern ſelten ſo viele Menſchen beiſammen, die ſich alle gegenſeitig mit ſo viel Achtung, mit Herzlichkeit und Offenheit begegnen und ſo gern und raſch bereit wären ſich Dienſte und Gefälligkeiten zu erzeigen, wenn auch im Hintergrunde nur der feinere Egoismus lauert.

In der amerikaniſchen Geſellſchaft commandirt das junge Volk; die Herren ſtürmen ins Eßzimmer wie unartige Burſchen, und erobern unter Gelächter ihre Stühle. Die Damen prangen in den werthvollſten Stoffen, unter koſtbaren Spitzen, und behängen ſich überreichlich mit Juwelen, was nicht eben einen geläuterten Geſchmack verräth. In dem Geſellſchaftszimmer treibt ſich die Jugend unermüdlich auf und ab, das Lachen und Jubeln nimmt kein Ende, die Alten aber ſitzen ſtill am Spieltiſch oder am Kamin. Es ſchlingt ſich fortwährend durch die Geſellſchaft ein Reigen von jugendlicher Luſt, von Lebhaftigkeit und Flatterſinn, von Offenheit und Großmuth. Aber mitten dazwiſchen rührt ſich der Eigennutz: die Jugend hält inne, rechnet und überdenkt. Oft ſcheint das Völkchen mit Lachen und Rennen nahe daran, ſich in Zuchtloſigkeit aufzulöſen, und doch, ſobald die Wünſche von irgend jemand durchkreuzt werden, ſtellt ſich ſofort bei ihm nüchterne Selbſtbeherrſchung ein.

Auch in der Unterhaltung iſt ein ähnlicher Gegenſatz merkbar. Die Phantaſie des Amerikaners iſt feurig und fliegend, ſie ſtürzt ungeſtüm auf ihren Gegenſtand los, um ihn eben ſo raſch wieder fallen zu laſſen. Kein Volk wird ſo leicht von einer Idee fortgeriſſen und ergriffen als die Amerikaner. Die Summe jedoch der originalen Anſichten und Gedanken, welche ihre Unterhaltung bele-

den, iſt merkwürdig dürftig. Was einmal an der Tagesordnung iſt, bekommt man vorgeſetzt als tägliches Brod, es wird ſofort zum Gemeinplatz, wie denn auch die Sprache der Amerikaner noch viel reicher iſt an feſtſtehenden Redensarten, als die der Franzoſen und Engländer. Der Amerikaner denkt und ſpricht gern über alles in der Welt, was ihm in Schriften oder Geſprächen irgend woher zufließt, es fehlt ihm aber Geduld und Ruhe, Grund und Weſen der Dinge zu erfaſſen.

Die amerikaniſche Unterhaltung würde an Gehalt und Anmuth merklich gewinnen, wenn die verheiratheten Frauen ſie beherrſchten. Aber das iſt wieder ein Punkt, wo ſich Gegenſätze ſcharf berühren. Es iſt bekannt, daß die Frauen in Amerika vergöttert werden, ſie ſollen nur die Freuden des Lebens und nie deſſen Arbeit und Mühen koſten. Man ſchweigt in ihrer Gegenwart über Politik und Geſchäfte, damit kein Mißton der Leidenſchaft ſie beläſtige. Sie wählen ihre Geſellſchaft ganz frei und meiſtens nach ihrer religiöſen Anſicht, dafür ſperrt man ſie aber auf Reiſen, in Gaſthöfen und Dampfſchiffen in eine Art Serail, und in Geſellſchaften wird der Herrſcherſitz nicht ihnen, ſondern dem Witz und der Luſtigkeit der jungen Mädchen eingeräumt. Die verheirathete Frau und wenn ſie die liebenswürdigſte und geiſtreichſte wäre, kommt in Geſellſchaft in die ſtille Ecke. Es graſſiren dann Ballgeſpräche, triviale Einfälle und ſchallendes Gelächter. Jeder ariſtokratiſche Kreis hat wieder ſein beſonderes Conclave junger Damen aus den erſten Häuſern, welche ihre Welt regieren. Sie halten das geheime Gericht über Ruf und Zuläſſigkeit in der Geſellſchaft, und ſetzen im Voraus feſt, was an Vergnügungen und Spielen aufgeführt werden ſoll. Die jungen Damen treiben in Amerika Aſtronomie, Chemie und Metaphyſik, leſen Goethe, Homer und Virgil, brennende Wißbegierde iſt gar nicht ſelten unter ihnen: aber während der Glanzzeit ihrer Jugend ziehen ſie die Zerſtreuungen immer wieder ab, ſo daß die Bildung nicht tiefe Wurzeln ſchlagen kann. Treten ſie nun in den Stand der Frauen und damit in die Zurückgezogenheit, ſo vergeſſen ſie bald die kaum gehobenen geiſtigen Schätze wieder, weil ihnen die Gelegenheit fehlt, die erworbenen Kenntniſſe geltend zu machen. Der Engländer iſt entzückt über die Lebhaftigkeit, mit der ſich Amerikanerinnen auf alle Gegenſtände der Unterhaltung einlaſſen, aber bald findet er, daß ſeinen Landsmänninnen zwar ſeltene, dann aber immer verſtändige Bemerkungen entſchlüpfen. Dem Deutſchen gefällt zwar der ſelbſtändige Sinn, das raſche entſchiedene Weſen der Amerikanerin, aber wo er das Gemüth vermißt, da bleiben wir eben unbefriedigt. Weiblichkeit — das Ding keimt nicht in der neuen Welt.

Vielleicht erzeugen und bedingen Klima und Natur jedes Landes auch Sitten und Art des Menſchen unabänderlich, ſo daß es gerathen iſt keine Anklage zu erheben, wo wir Mängel und Fehler erblicken, die nur ſcheinbar leicht zu ergänzen oder zu vermeiden wären.

Die Bewegung im angloindiſchen Reiche und das neue India-Geſetz.

(Mitgetheilt von Profeſſor N.)

(Schluß.)

Die Klagen und Wünſche des brittiſch-indiſchen Vereins Calcutta und Bengalen ſind im Weſentlichen dieſelben andere Seine. Jene Bittſchrift Bengalens, von den Radſchas Rathur und Kalikriſchen, von Pertab Iſchander Singh, von andern tätigen Männern und reichen Grundbeſitzern, 5900 im Ganzen, unterzeichnet, ragt hervor durch umfaſſende Einſicht in alle Verhältniſſe des angloindiſchen Reiches, in die verſchiedenen wechſelſeitigen Beziehungen zwiſchen Hindoſtan und Großbritannien ſo wie durch ihre freie rückſichtsvolle Darſtellung. Jeder ſchroffe Ausdruck iſt vermieden. Wo man befürchtete, der Gegenſtand könnte verletzen, begnügte man ſich mit Andeutungen. Und doch zog gerade dieſe Eingabe der einflußreichen Semindare den meiſten Groll auf ſich. „Leute", hieß es, „welche durch die ewige Steuerrolle zwei Millionen Pfund gewinnen, ſollten Großbritannien keine Schwierigkeiten bereiten." Aber die reichen Semindare ſind vor allem hier, ſie fühlen die Leiden ihres Volkes, ſie halten ſich eben ihres Reichthums und Einfluſſes wegen berufen, als Sachwalter hierfür auch aufzutreten.

„Wir alle", ſo ſprechen die Mitglieder des Bengalenvereins, „ſind treue Unterthanen Ihr. Maj., und wiſſen die Vortheile zu ſchätzen, welche wir von Großbritanniens Oberherrlichkeit genoſſen und genießen. Entfernung fremder Einfälle und innerer Zwietracht, Sicherheit des Lebens und Eigenthums *gegen recht- und geſetzloſe* Gewalten, — den Werth ſolcher Wohlthaten erkennen wir vollkommen und fühlen uns der großen brittiſchen Nation dafür dankbar verpflichtet. Bereits vor zwanzig Jahren haben wir mit großem Intereſſe das Zeugenverhör und die Debatten verfolgt, welche dem erneuerten Freibriefe vorhergingen. Die Hindu, ungewohnt einer ſelbſtändigen Darlegung ihrer Anſichten und Gefühle in Betreff der Landesregierung, der Thaten und Maaßnahmen ihrer Gebieter, ſahen ſchweigend und duldſam den Ergebniſſen mit hoffender, mit freudiger Erwartung entgegen. Sie iſt nicht zur Wahrheit geworden. Die damalige Unterſuchung hat für Indien keine Früchte getragen. Den allbekannten Mißſtänden wurde nicht abgeholfen, die drückende Grundſteuer iſt geblieben. Oeffentliche, nützliche Bauten zur Entwicklung der Hülfsquellen unſeres Landes, zur Förderung des Handels und der Induſtrie wurden nicht unternommen, und doch hatten Manufacturen und Verkehr unſeres Landes durch die freie Einfuhr aus England gar ſehr gelitten. An Maaßnahmen zur Heranbildung der Eingebornen, damit auch ſie einſtens freie Inſtitutionen ertragen könnten, iſt nicht einmal gedacht worden. Aus dieſen und andern Gründen haben wir die Unterzeichneten mit großer Zufriedenheit und belebter Hoffnung vernommen, daß neuerdings Ausſchüſſe zuſammentraten, um die Zuſtände der indiſchen Länder zu unterſuchen. Wir finden uns deßhalb dringend veranlaßt, den Ausſchüſſen unſere Wünſche und Hoffnungen vorzulegen, und hegen das Vertrauen, daß die nachfolgenden Vorſchläge, obgleich ſie von Leuten anderer Religion und Farbe herrühren, im Parlamente Beachtung finden werden:

„Die Regierung in England. Den Miniſtern der Krone muß, natürlich unter parlamentariſcher Oberaufſicht, die Leitung der indiſchen Angelegenheiten verbleiben. Es iſt aber nicht genug, daß die Unterbeamten der Miniſter im allgemeinen tüchtige Männer ſind; ſie ſollten vor allem mit den Bedürfniſſen unſeres Landes vertraut ſeyn und zur Entfernung jeder Einſeitigkeit aus allen Claſſen der Bevölkerung genommen werden. Ein längerer oder kürzerer Aufenthalt in Indien erſcheint uns eine unerläßliche Bedingung. Die Hälfte der Mitglieder des indiſchen Rathes möge durch die Krone eingeſetzt, die andere von den Gläubigern der indiſchen Staatsſchulden gewählt werden, mögen dieſe in England oder in Hindoſtan leben.

„Die Regierung in Indien. Die Stellung des Oberſtatthalters zu ſeinem Rathe und zur Regierung Bengalens erheiſcht manche Veränderung. Bengalen ſollte von der Centralregierung getrennt ſeyn. Es möge dem Oberſtatthalter ferner nicht verſtattet werden, ohne Zuſtimmung ſeines Rathes Calcutta zu verlaſſen. Am wichtigſten iſt aber das Abſondern der Executive von der geſetzgebenden Gewalt. Eine Legislatur von ſieben Mitgliedern ſollte eingeſetzt, und im Sinne der drei Präſidentſchaften vorläufig drei Eingeborne vom Oberſtatthalter in das Collegium einberufen werden können. Doch bittet man jetzt ſchon um Feſtſetzung von Normen, wodurch es der Bevölkerung möglich wäre, aus dieſem oder jenem Grunde der Wahl zu widerſprechen. In den Verbeſſerungen der Grundgeſetze möge aber vor allem die feierliche Erklärung aufgenommen werden: den Bewohnern Hindoſtans wird der unantaſtbare Gebrauch ihrer religiöſen Geſetze und Inſtitutionen verbürgt. Die Präſidenten der einzelnen Regierungen ſollten bereits Erfahrungen in Indien geſammelt haben. Dann bedürfe es auch keiner Räthe. Die Unterſtatthalterſchaft Agra wurde ohne Rath meiſtens trefflich verwaltet, weil die Vorſtände Land und Leute kannten. Die Regierungen von Bombay und Madras, an deren Spitze nicht ſelten friſche Ankömmlinge aus England treten, wurden ihrer Räthe ungeachtet ſchlechter verwaltet als Agra. Dann ſind die Beſoldungen der Beamten gar unbillig vertheilt, die höhern erhalten zu viel, die niedern zu wenig. Uebrigens bedürfe das ganze Beamtenweſen einer gründlichen Umgeſtaltung. Scheine es doch, als wenn die indiſchen Länder, als wenn die indiſchen Völkerſchaften bloß zur glänzenden Verſorgung einer Anzahl Engländer vorhanden wären.

„Die Eingebornen mögen künftig den Engländern thatſächlich gleichgeſtellt, und Aemter nur nach der Fähigkeit vertheilt werden. Geht doch der Unterſchied zwiſchen Eingebornen und Engländern ſo weit, daß nach dem indiſchen Geſetze (1833) die Gerichtshöfe der Compagnie über Leben und Tod der Einheimiſchen ſprechen, während ihre Competenz über Europäer außerordentlich eng iſt.

Einzelne Claſſen und Individuen, Eingeborne und Nachkommen fremder Einwanderer, Armenier, Oſtindier und Parſen erſcheinen mit ähnlichen Bittgeſuchen und klagen dem Parlamente ihre Bedrängniſſe. So bringen die Armenier, Inſaſſen Bengalens, ihre ehemaligen Verdienſte in Erinnerung und bitten um gleiche Berechtigung mit den Europäern. Durch Vermittlung eines einflußreichen Armeniers, des Chodſcha Seehad, ſey der erſte Vertrag der oſtindiſchen Hanſa mit dem Hofe von Delhi geſchloſſen worden, und am 22 Junius 1688 hätte ein anderer Armenier, Chodſcha Phanus Kalendar, einen Vertrag mit der Compagnie bezüglich der gleichmäßigen Berechtigung beider Nationen, der Engländer und Armenier unterzeichnet, worüber eine Abſchrift der Urkunde zur Beſcheinigung beigelegt wird. Die Armenier, heißt es darin, können in vollkommener Freiheit leben und verkehren in allen indiſchen Beſitzungen der Compagnie, ſie können alle Stellen und Aemter bekleiden und erfreuen ſich nach jeder Richtung gleicher Rechte mit den Engländern. Jener Vertrag, ſagen die Bittſteller, habe die Armenier aller Länder bewogen, nach Indien zu ziehen. Sie haben große Reichthümer hieher gebracht, durch Fleiß und mannichfache Thätigkeit neue erworben. Deſſen ungeachtet ſind ſie, wie Hindu und Muſelman, den Compagnie-Gerichtshöfen unterworfen; ſie ſtehen unter einem ſo unbeſtimmten und verworrenen Rechte, daß alles von der Auslegung und von der Laune der Richter abhängt. In welcher Mißachtung aber dieſe Gerichtshöfe ſtehen, gehe daraus hervor, daß die Europäer immer gegen ihre Competenz ſich geſträubt haben. Die Bittſchriften einiger engliſchen Corporationen, Gilden und Handelsgenoſſenſchaften ſind in den meiſten Punkten desſelben Inhalts wie die der Bewohner Hindoſtans, Hindu und Muſelmann.

„Wir haben ſchon im Jahre 1830“, ſchreiben die Oſtindier, „dem Parlamente vorgeſtellt, wie vieler geſetzlichen Rechte und Privilegien wir entbehren, die uns als Nachkommen von Engländern und Chriſten gebühren. Mehrere Beſtimmungen des neuen unveränderten indiſchen Grundgeſetzes (1833) zielen auf Abhülfe, ſie ſind aber in Wirklichkeit nicht oder höchſt unvollſtändig ausgeführt worden. Noch ermangeln wir der Wohlthat beſtimmter bürgerlicher Geſetze. Wir Chriſten, in Erziehung und Bildung den Europäern befreundet, ſtehen hinter den Hindu und Muſelmanen, welche ſich doch ihres eigenen Rechtes erfreuen. Aemter mit pragmatiſchen Rechten wurden uns niemals verliehen, die Oſtindier bleiben immer im untergeordneten Dienſte. Für die Eingebornen werden aus Staatsmitteln Erziehungsanſtalten gegründet, wir, die chriſtlichen Bewohner Hindoſtans, ſind leer ausgegangen. Selbſt bei der mediciniſchen Anſtalt, wo uns Zutritt geſtattet iſt, werden uns, den Oſtindiern, die Stipendien verſagt, nur Muſelman und Hindu haben Anſpruch. Man ſpricht über uns ab, verſtattet uns aber keine mündliche Einrede vor den Parlaments-Ausſchüſſen Man hat von der Abnahme der Oſtindier geſprochen, aber unbegründet. Unſere Zahl hat ſich theils rein, theils durch die Vermiſchung der Europäer mit einheimiſchen Frauen während der letzten dreißig Jahre verdoppelt. Man glaubt Leute unſerer Art paſſen bloß zu untergeordneten Handlangerarbeiten. Auch das iſt unbegründet. Oſtindier ſind Richter, Verwaltungsbeamte und Einnehmer, freilich bloß im unpragmatiſchen Dienſte. Sie betreiben jedes ehrenhafte Geſchäft, ſie dienen als Geiſtliche, Miſſionäre, Aerzte, Advocaten, Seeleute, Ingenieure, Geometer und beſchäftigen ſich mit allen Zweigen der Kunſt; ſie ſind Schullehrer, Apotheker, Kaufleute, Ackerbauer ꝛc.“

Entſchiedener noch erklären ſich die Oſtindier — die Britten hören den Namen nicht gerne und nennen ſie gewöhnlich Halbkaſtleute — welche ihrer Geſchäfte wegen in London leben. „Wir einheimiſchen Chriſten, ſagen ſie, ſtammen zum Theil aus Zeiten, lange vor der engliſchen Herrſchaft über Hindoſtan. Unſere Zahl

mehrt sich in schneller Progression, und doch bleiben unsere gerechten Klagen immer unbeachtet. Wir sind zur Stufe der eingebornen Hindu und Muselmanen herabgedrückt, sind des Schutzes der Habeas Corpus Acte beraubt. Wir werden nicht bloß nach Gutdünken der europäischen Richter und Magistrate, sondern selbst auf Geheiß der Hindu- und Muselman-Beamten eingesperrt, körperlicher Züchtigung unterworfen und mit allerlei Strafen belegt. Das peinliche Gesetz, unter welchem wir stehen, ist eine Beleidigung der Religion, zu der wir uns bekennen. Es zielt auf die persönliche Herabwürdigung der Ostindier. Man sehe nur die Verordnung VIII 1813, Verordnung III 1818, Verordnung III 1821. Wir erheben feierlichen Widerspruch gegen die beleidigenden Zeugschaften vor den Parlamentsausschüssen. Können wir uns doch auf die Erklärungen des Sir John Malcolm, Lord Metcalfe, Lord William Bentinck und Sir Alexander Johnston berufen. Unter den Ostindiern sind Männer erstanden, ebenbürtig in jeder Beziehung den Europäern, so die Generale Jones und Lang, die Obersten Skinneir, Gardenir, Stevenson, sämmtlich berühmte oder ausgezeichnete Leute. Euer ehrenwerthes Haus wird es wohl natürlich finden, daß wir gleich wie die andern Völkerschaften Hindostans nach Sitz und Stimme streben in der Regierung des Landes unserer Geburt, daß wir uns Antheil wünschen, wie die Charte von 1833 es verspricht, an allen Aemtern und Stellen. Durch ihre örtlichen Kenntnisse sind die Eingebornen hiezu vorzüglich befähigt."

Bewohner Calcutta's und der bengalischen Niederlande, im Vereine mit Christen und andern Glaubensgenossen, erheben ebenfalls Klage über mangelhafte Ausführung des Grundgesetzes von 1833. Viele Bestimmungen der Legislatur sind niemals ins Leben getreten. So ward neben andern Unterlassungen ein für Indien passender Richterstand nicht herangebildet, Richterstellen den befähigtsten Personen nicht übertragen. Vor 15 Jahren bereits hat der Ausschuß zur indischen Gesetzgebung das peinliche Recht der ostindischen Compagnie, in seiner Anwendung auf die Eingebornen, verworfen, und doch blieb es zum großen Theil unverändert bis zum heutigen Tag. Die Bittsteller zeigen dann die Gebrechen der Gerechtigkeitspflege im Einzelnen. Namentlich wird das Stempelpapier, welches von zwei Schilling bis zu 200 Pfund steigt, als ein großes Hinderniß Recht zu erlangen, vorzüglich in peinlichen Fällen, dargestellt. Jedes Zeugenverhör, jeder vorgelegte Brief ist dem Stempel unterworfen. Doch sey nicht zu verkennen, fügen sie mildernd hinzu, daß der Wohlstand des Landes während der letzten Jahre sich bedeutend gehoben habe. Zeugniß hievon ist die Mehrung der Einfuhr. Aber eben so wenig vermag man die Zunahme der Verbrechen und der Unsicherheit zu läugnen. Dieß gereiche aber zum großen Nachtheile. Englisches Capital gehe deßhalb nur selten nach Indien, der Zinsfuß steige zu unerschwinglicher Höhe, 25 bis 30 vom Hundert, wobei der Bauer überdieß noch in ein höriges Verhältniß zum Ausleiher verfalle.

Mit scharfen, eindringlichen Worten sprechen die Sendboten der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse in wiederholten Eingaben (die römisch-katholischen haben keine Bittschrift ans Parlament gesandt). „Die Tempelgüter von Tschaganath und andern sollten, ohne allen Ersatz eingezogen, jede Verbindung der Regierung, der Compagnie-Beamten mit den einheimischen Religionen, mit ihren Ceremonien und Festlichkeiten gänzlich untersagt werden. Die indischen Religionen und Secten, ihre Geistlichen und Gehülfen seyen der vorzüglichste Grund aller Noth, alles Verderbens. Man höre zwar jetzt nicht mehr so viel vom Weiberersäufen beim Zusammenfluß der Dschumna und des Ganges, von lebendigen Begräbnissen und Selbstmorden in Gegenwart großer Menschenmassen. Die Gehülfen solcher Schandthaten würden von der Regierung als Mörder verfolgt. Aber die Unsicherheit im Lande, vorzüglich in Bengalen wie in allen lange unter der Compagnie stehenden Provinzen habe zugenommen. Räuberbanden durchziehen Marken und Gauen, stehlen und plündern in und um Calcutta. Die Grundstreitigkeiten der Grundholden seyen endlos, Polizei und Gerichtswesen äußerst mangelhaft. Die einheimischen Polizeidiener hängen von den mächtigen Grundbesitzern ab und stehen zum Theil selbst mit dem Diebsgesindel in Verbindung. Die 25 Millionen Bengalesen seyen sehr arm und erleiden durchgängig vielfache Bedrückungen von den Grundherren. Man suche gewaltsamerweise sein Besitzthum zu schützen, es seyen keine festen Gränzen gezogen. Nur eine einzige gute Straße durchziehe das Land. Alle der Moralität und dem Wohlbefinden des Volks nachtheilige Abgaben sollen aufhören. So namentlich die Monopole im Widerspruch mit jeder vernünftigen Regierung. Man befehle jetzt, wie viel Indigo, wie viel Opium angebaut werde und setze willkürlich den Preis fest. Der Opiumschmuggel nach China stehe in Betreff seiner Sündlichkeit auf gleicher Stufe mit dem Sklavenhandel."

Von diesen und andern zahlreichen Beschwerden und Verbesserungsvorschlägen, in indischen und englischen Zeitungen, sind bei Erneuerung des Freibriefs (20 August 1853) nur einige berücksichtiget worden. Radikalen, plötzlichen Aenderungen ist man in England aus Grundsatz entgegen. Auch waren die Zeitumstände hiezu wenig günstig. Die Volksbewegung, die Wünsche und Erwartungen im angloindischen Reiche stiegen immer höher. Zahlreiche Massen von fünf bis sechstausend Personen hatten sich wiederholt zu Calcutta zusammengefunden, wobei aufregende Reden gehalten wurden. Man mußte noch größeres Anschwellen der Bewegung besorgen, so daß Lord Dalhousie zu einem schnellen Entscheid gerathen habe. Auch wurden die russisch-türkischen Wirrnisse immer ernster und nahmen die ganze Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch. Man suchte schnelle Beseitigung aller andern Angelegenheiten. Selbst der Ausschuß der Gemeinen hat mit dem sechsten Theile der Zeugschaften (8 August 1853) seine Arbeiten beschlossen, ohne Hinzufügung, wie ehemals immer geschehen, eines umfassenden beurtheilenden Berichtes.

Die wichtigste Aenderung im Freibrief ist der Wegfall jeder Zeitbestimmung. Die India-Acte, welche früher gewöhnlich auf 20 Jahre lautete, kann von nun an in jeder Session zur Sprache gebracht, von neuem geändert oder ganz aufgehoben werden. Das Directorium besteht aus 18 Mitgliedern, wovon die Regierung sechs ernennt, welche wenigstens zehen Jahre in Indien im Dienste der Krone oder der Compagnie zugebracht haben. Ebenso wird die Hälfte der von den Actienbesitzern gewählten Directoren aus Männern bestehen, die wenigstens zehn Jahre in Indien gedient haben. Jeder Director erhält 500, der Vorsitzende und sein Stellvertreter, jeder tausend Pfund jährliche Besoldung. Die Einsetzung dieses neugestalteten Directorenhofes hat am 8 März 1854 stattgefunden.

Die Ernennung der Zöglinge zur Haileyburyanstalt sowie der

Hülfsärzte im Compagnieheere, durch das oſtindiſche Directorium, hat am 30 April 1854 ihr Ende erreicht. Alle dieſe Stellen werden künftig durch Prüfungen erworben, deren Programm von der Oberaufſichtsbehörde über die indiſchen Angelegenheiten entworfen und dem Parlamente vorgelegt wird. Zutritt zu dieſen Prüfungen iſt jedem Unterthan J. Maj. geſtattet. Hiemit iſt wenigſtens äußerlich das Patronat oder Anſtellungsrecht der Civildiener im angloindiſchen Reiche weſentlich verändert. Nur klagen die Hindu wiederum: „Reiſen übers Meer ſind uns durch die althergebrachten religiöſen Satzungen verboten; der Aufenthalt und die Erziehung in Haileyburg, welche man als Vorbedingung zum indiſchen Civildienſte fordert, ſind uns in Folge der Kaſtenvorſchriften unerreichbar.“ Nun ſo ändert dieſe unſinnigen menſchenfeindlichen Satzungen oder mißachtet ſie thatſächlich, wie Ramohun Roy, Dwakarnath und andere hervorragende Männer Hindoſtans gethan haben und thun! Nur durch Abwurf des Kaſtenweſens und jener altindiſchen Barbarei können die Bewohner Hindoſtans zur Selbſtregierung heranreifen.

Der früher beſtandene Geſetzgebungsausſchuß iſt auch in neuen Grundgeſetz beibehalten. Jede Statthalterſchaft oder Vice-Statthalterſchaft ſendet ein Mitglied. Auch der Oberrichter Bengalens und die Oberrichter anderer Präſidentſchaften haben Sitz und Stimme in dieſem Ausſchuß. Ihm iſt, in Verbindung mit dem Oberſtatthalter und Rathe, die Befugniß gegeben Geſetze und Verordnungen zu erlaſſen. Auch die Mitglieder dieſer Legislative müſſen wenigſtens zehn Jahre in Civilämtern der Compagnie gedient haben. Von einer Befähigung der Eingebornen zu dieſem wichtigen Amte iſt keine Rede. J. Maj. mag überdieß einen Ausſchuß in England beſtellen, um die bereits eingereichten Vorſchläge und Arbeiten der früheren indiſchen Geſetzgebungscommiſſion zu prüfen und Bericht zu erſtatten. Ein ſolcher Ausſchuß ward auch gleich nach Annahme der neuen India-Acte vom Vorſitzenden im Controlamte eingeſetzt, welcher jetzt gleichwie jeder andere Miniſter 5000 Pfund Beſoldung erhält. Der Ausſchuß hat ſein Prüfungsgeſchäft begonnen. Die Verwaltung des angloindiſchen Reiches verbleibt auch jetzt noch dem Directorium der Compagnie. Selbſt von den maſſenhaft einlaufenden Depeſchen — die Berichte über den jetzigen Zuſtand Hindoſtans füllen dreiundfünfzig ſtarke Foliobände im indiſchen Hauſe — erhält der Vorſitzende des Controlamtes, nach dem beſtehenden Geſchäftsgange, nur einen ſehr geringen Theil zur Einſicht. Die nach den verſchiedenen Verwaltungszweigen aus dem Directorium ſelbſt gewählten und von Zeit zu Zeit erneuerten Ausſchüſſe berathen und beſchließen wie früher. Der Directorenhof berathet und beſchließt über die Vorträge der Ausſchüſſe, und ſendet die Beſchlüſſe an den indiſchen Miniſter. Stimmt dieſer nicht bei, ſo müſſen die Gründe ſchriftlich angegeben werden. Stellung und Befugniſſe der indiſchen Beamten bleiben unverändert. Bengalen wird von der Oberſtatthalterſchaft getrennt und unter einen Präſidenten oder Vicepräſidenten geſtellt. Herr Halliday ward (Mai 1854) von Lord Dalhouſie zum ſtellvertretenden Präſidenten Bengalens ernannt, mit einer Beſoldung von 100,000 Rupien. Ihm ſind alle Länder der ehemaligen Statthalterſchaft, mit Ausnahme von Tenaſſerim, untergeben. Dieſe Provinz, Pegu und das Pendſchab bleiben unmittelbar unter dem Generalgouverneur und gehören zu den ſogenannten auswärtigen Beſitzungen. Die jährliche Beſoldung des Obercommandanten des Heeres iſt gleichwie die der Vicepräſidenten auf hunderttauſend Rupien angeſetzt. Die Mitglieder des Indiarathes erhalten 80,000 und die der Geſetzgebungscommiſſion 50,000 Rupien. Hindu und Muſelman ſind, gleichwie die andern Inſaſſen Hindoſtans, deren Bittſchreiben wir ihrem weſentlichen Inhalt nach darlegten, mit dem kahlen Ausgang aller jener Zeugſchaften in England, aller jener zahlreichen Unterſuchungen in Indien ſelbſt wenig zufrieden. Sie können es nicht ſeyn. In Calcutta, Madras und Bombay ſind, bald nach Annahme der India-Acte, von vielen Tauſenden Verſammlungen abgehalten worden, wo ſcharfe Reden fielen. Man beſchuldigte die Regierung der Täuſchung, der Hinterliſt. „Das Wohl der Eingebornen wird in Wahrheit nicht beachtet. Alle jene ſchönen Worte ſind Lüge und Heuchelei. Ausbeute unſerer Heimathlande zu ihrem eigenen Vortheil iſt die einzige Loſung dieſer Engländer, welche es geradezu ausſprechen, daß ſie das Land in deſpotiſcher Weiſe regieren wollen.“ [1]

[1] The theory of the Indian Government is, that on that side of the ocean there should be despotic rule, checked on this side only by the control of the home Government and of Parliament, so as to secure there the power, the influence, the terror of despotic sway. Das Parlamentsmitglied Lowe in den Verhandlungen vom 11 Julius 1854. Times 12 Julius.

Edward Forbes.

(Nekrolog.)

Edward Forbes ward zu Douglas auf der Inſel Man geboren und erzogen. Da er beſondere Anlagen zum Zeichnen beſaß, ſo ſollte er ſich zum Künſtler bilden. Er verwendete ſechs Monate eines Londoner Aufenthaltes zur Ausbildung ſeiner Fertigkeiten. Frühzeitige Neigung zu den Naturwiſſenſchaften aber beſtimmten ihn, den Beruf des Arztes zu erwählen, und er bezog deßhalb als Student der Medicin 1830 die Hochſchule in Edinburgh. Da ihn die Zoologie und Botanik anzogen, ſo entſchloß er ſich, die wiſſenſchaftliche Carriere zu erwählen. Noch als Student fand er Gelegenheit zu einer Reiſe nach dem Mittelmeer, wo er

die algerischen Küsten besuchte und als Product seine Denkschrift über „die Land und Wasser-Mollusken von Algier und Bugia“ mit heimbrachte. Um diese Zeit besuchte er auch Paris und durchstreifte später Norwegen. Seine damaligen Beobachtungen veröffentlichte er unter andern in den „Naturhistorischen Aufzeichnungen auf einer Reise durch Norwegen“, in den „Verglichenen Erhebungen der Testaceen in den Alpen“ und in der „Malacologia Monense, oder Mollusken-Katalog für die Insel Man und die benachbarten Gewässer“. Schon als Student hatte er in Edinburgh einen starken Einfluß auf andre junge Männer ausgeübt und sie mächtig zu naturwissenschaftlichen Studien angezogen. Wenig Gelehrte besaßen, wie er, die Kräfte neue Jünger der Wissenschaft zu erwerben. Durch ihn gewann die Naturkunde ein neues Instrument für ihre Beobachtungen: das Austernnetz (dredge), welches bisher nur von Fischern zu ihrem Nahrungserwerb benutzt worden. Mit Hülfe dieses Werkzeugs hat er später seine Untersuchungen der ägeischen See angestellt, welche zu der großen Entdeckung führten, daß in der See bei geringerer oder größerer Tiefe die Stufen des organischen Lebens analog wechseln, wie auf dem festen Lande die Pflanzen- und Thierzonen je nach der Erhebung des Bodens über der Meeresfläche sich verändern. Forbes' Einfluß ist es zu verdanken, daß von der British Association eigne Dredging-Committees an verschiedenen Punkten aufgestellt wurden. Ein gründlicher Kenner der submarinen Fauna, mußte er bald, als er sich der Geologie zugewendet, eine außerordentliche Autorität in dieser Wissenschaft werden, denn eben seine Studien mit dem Austernnetz verstatteten ihm manche Probleme über das Alter und die Verwandtschaften verschiedener Erdschichten mit Sicherheit zu lösen. Im Jahre 1841 ging er als Naturforscher auf einem Schiff der englischen Marine an die lycische Küste. Seine Erforschungen veröffentlichte er dann in dem wichtigen „Bericht über die Mollusken und Seesterne der ägeischen See und ihre Verbreitung mit Bezug auf geologische Probleme“, welcher 1843 im Druck erschien. Während seiner Abwesenheit war der Lehrstuhl für Botanik am King's College in London durch den Tod des Mr. David Don erledigt worden. Obgleich Forbes in der letzten Zeit vorzüglich geologische Arbeiten veröffentlicht hatte, so bewarb er sich doch mit Erfolg um jene Professur, die er bis zu seiner kürzlichen Berufung auf den Lehrstuhl für Naturwissenschaft in Edinburgh bekleidet hat. Später wurde er auch zum Bibliothekar und Curator der geologischen Gesellschaft ernannt, gab aber diese Aemter auf als er in die paläontologische Abtheilung des Museums der ökonomischen Geologie 1846 berufen wurde. Obgleich er nun die meiste Zeit den praktischen Aufgaben der Paläontologie zuwendete, veröffentlichte er doch noch manches aus seinen angesammelten Schätzen, und namentlich kehrte er mit besonderer Vorliebe immer zu den Mollusken zurück. Eine seiner glänzendsten Leistungen für die geologischen Wissenschaften ist im ersten Bande der „Denkschriften zur geologischen Durchmusterung Großbritanniens“ enthalten und führt den Titel „Ueber den Zusammenhang zwischen Verbreitung der lebenden Fauna und Flora der brittischen Inseln und den geologischen Veränderungen die ihre Oberfläche erlitten hat“. In der letzten Zeit arbeitete er fleißig für Zeitschriften. Aus seiner Feder stammt der Aufsatz „Siluria“ im jüngstem Quarterly-Review“. Eine „Zoologie der europäischen Meere“ ist beinahe im Druck vollendet. Im Jahre 1852 wurde er zum Präsidenten der geologischen Abtheilung der British Association ernannt. Die größte Freude gewährte ihm aber 1853 seine Berufung zur Edinburgher Professur — eine Stellung, die er noch als Student als das höchste Lebensziel geträumt hatte. Leider sollte er, von der Universität mit Begeisterung aufgenommen, nur einen einzigen Cursus lesen. Er starb am 18 November in Edinburgh im Alter von 39 Jahren. (Athenäum.)

Bruchstücke aus einer „Reise nach Central-Afrika“.

(Nach Bayard Taylor.)

Zweiter Abschnitt.

Erste Reise auf dem Nil.

2) Abfahrt. — Die Kongin. — Das ägyptische Klima. — Der Mahmudieh-canal. — Einfahrt in den Nil. — Freuden der Reise. — Studium der arabischen Sprache. — Anblick der Pyramiden. — Der Schleusenzoll. — Ankunft in Cairo.

Wir bezahlten im orientalischen Hôtel eine höchst mäßige Rechnung und brachen gegen Sonnenuntergang nach unserem Boot auf. Unsere Reisevorräthe bestanden in Brod, Reis, Kaffee und einigen andern Lebensmitteln; wir führten außerdem mit uns einen thönernen Ofen und Holzkohlen, Töpfe und Pfannen, Teller, Messer und Gabeln, hölzerne Löffel, Kaffeetassen und Wasserkrüge, anstatt der Betten große Decken von Zuckerrohrblättern, und an Luxusartikeln einige Flaschen Claret und ein Gazellenfell mit vorzüglichem Latakiehtabak gefüllt. Wir waren klug genug, ein Nachtessen aus dem Hôtel mitzunehmen und uns den erstern Abend an Bord nicht auf unsere Kochkunst zu verlassen.

Wir warteten bis zum Dunkelwerden an den Ufern des Canals, ehe unser Gepäck erschien. Alexandrien ist von Zollhäusern umgeben und abgehende Güter müssen ebenso gut bezahlen wie eingehende. Das Thor war verschlossen und die Riegel wichen erst vor dem Klang eines Silberdollars. Wie groß aber war unser Erstaunen, als wir das Boot erreichten und dieselbe Kanzie und denselben weißköpfigen Rais fanden, der vorher 300 Piaster uns abverlangt hatte. Er schien nicht weniger erstaunt zu seyn als wir, denn der Handel war von einem Dritten geschlossen worden, und ich glaube er grollte uns während der ganzen Fahrt. Der Contract stellte das Boot zu unserer Verfügung; wir gingen daher sogleich an Bord, sagten den lieben Freunden, die uns begleitet hatten, Lebewohl, und wurden bei dem vollen Glanze eines afrikanischen Mondscheins nach dem Canal hinab gerudert. Das Boot war etwa 33 Fuß lang und hatte einen kurzen geraden Mast im Bug, der ein lateinisches Segel von 50 Fuß Länge trug. Am Mast stand ein viereckiger hölzerner Verschlag, der als Kochherd diente. Die Mittelbretter des Verdecks waren nicht befestigt, und wenn man sie weghob, gelangte man in den unteren Raum, wo das Gepäck aufgestaut lag. Die Cajüte, welche den Stern des Bootes einnahm, war über und unter dem Deck gebaut, so daß, wenn wir eingetreten waren, wir aufrecht in derselben stehen konnten. Die erste Abtheilung enthielt zwei breite Bänke, mit einer kleinen Kammer im Hintergrunde, die gerade Raum genug bot, daß drei Personen darin schlafen konnten. Wir breiteten unsere Matten

über die Bretter und legten die Reiſebeutel als Kiſſen zurecht, nachdem wir die Bücher herausgenommen. Ibrahim ſchlief auf dem Verdeck vor der Cajütenthür.

Unſer Rais, ein alter Araber mit einem ſchwarzen runzlichen Geſicht und einem graulichen Barte, trug einen zerlumpten blauen Rock. Er befahl über fünf Matroſen, darunter zwei kupferfarbige Fellahs und einen langen Nubier, ſchwarz, wie die ägyptiſche Finſterniß; dieſe drei letzteren waren unſere Lieblinge und ſo muntere und treue Geſellen, wie wir ſie nur wünſchen konnten. Wir hatten ſehr bald eine Art von Zärtlichkeit zu dieſen drei Menſchen gefaßt, während uns der Rais mit ſeinem mürriſchen Geſicht und ſeiner krächzenden Stimme täglich widerwärtiger wurde.

Wir breiteten eine Matte auf das Verdeck, zündeten unſere Laterne an und ſetzten uns zum Abendbrod, während ein ſanfter Nordwind unſer Boot langſam über Palmenſchatten und durch den hellen Mondſchein trug. Während Ibrahim die Tſchibuks uns ſtopfte, genoſſen wir vier Stunden die balſamiſche Luft, welche mit jedem Athemzuge uns mehr zu erquicken ſchien. Wir waren zu dritt, bildeten aber die ſeltſamſte Sorte einer Dreieinigkeit. Der eine war ein Landwirth aus Sachſen-Coburg, ein Mann von 45 Jahren, ſchlank und ſtattlich gewachſen, an das behagliche Leben und die beſte Geſellſchaft in Deutſchland gewöhnt. Der zweite war ein Kaufmann aus Smyrna, ein junger Mann von 30 Jahren, der alle Länder Europa's durchwandert, acht Sprachen ſprach und in den letzten vier Monaten Ispahan und den Kaukaſus beſucht hatte. Von dem dritten ziemt mir nur zu berichten, daß er aus der neuen Welt gekommen war und mit ſeinen Freunden das Einzige gemein hatte, daß er ein erträglicher Geſellſchafter war.

Wir ſtanden etwas ſteif von unſern harten Betten auf, aber eine Taſſe Kaffee und die friſche Morgenluft gaben unſern Gliedern die Geſchmeidigkeit wieder. Die Ufer des Canals ſind flach und langweilig. Das Land, durch welches wir fuhren, war an vielen Stellen noch zu ſumpfig ſeit der neulichen Ueberſchwemmung, als daß es ſchon die Winterſaat hätte aufnehmen können. Es iſt eine Ebene von reichem ſchwarzen Boden, wo Reis, Mais, Zuckerrohr und Hirſe gedeiht. Hier und da iſt Sand darübergeweht, und große Strecken ſind von einer Art binſenartigen Gräſern bewachſen. Die Dörfer beſtehen aus elenden Lehmhütten, aber die Dattelpalmen, welche ſie beſchatten, und die Kamelzüge, die langſam hin und her wandern, geben ihrer Häßlichkeit eine maleriſche Staffage. An zwei oder drei Stellen kamen wir an Baggermaſchinen vorüber, die von Dampf getrieben wurden und zur Reinigung des Canals dienten. Es waren Taue über den Canal gezogen, und eine große Zahl von Frachtboten mußte Halt machen, wiewohl der Wind ſehr günſtig war. Uns Franken zu Gefallen wurde die Barriere niedergelaſſen, und der höfliche Ingenieur griff an ſeinen Tarbuſch in Erwiederung auf unſern Gruß, als wir hindurchritten.

Gegen Mittag hielten wir an einem Dorf an und der Aſiat ging mit Ibrahim ans Ufer, um Lebensmittel zu kaufen, während der Europäer mit ſeiner Vogelflinte umherſtreifte, um wilde Enten zum Mittagsmahl zu ſchießen. Der Amerikaner blieb an Bord und ſtudirte ein arabiſches Wörterbuch. Bald erſchien Ibrahim mit zwei Tauben, einem Topf Milch und einem Dutzend Eiern. Der Aſiat machte ſich daran das Frühſtück zu bereiten, und zeigte dabei ſolch Geſchick, daß unſere Barke ſich bald mit den köſtlichſten Wohlgerüchen füllte. Als wir unſern Europäer einholten, hatte er uns nur zwei Habichte zu bieten, wir aber gaben ihm dafür ein Frühſtück, welches er für vollkommen erklärte. Wir ſpeiſten auf dem Verdeck wo wir eine Matte zum Sitz ausgebreitet. Ein kühlender Wind blähte unſer Segel und Myriaden von Schwalben kreiſten und zwitſcherten über unſern Köpfen in der wolkenloſen Luft. Die ruhige beſchauliche Stimmung, welche der Kaffee und die Pfeife, die uns Ibrahim brachte, hervorriefen, währte den ganzen Nachmittag, und die Dörfer, die Zuckerrohrfelder, die moslemitiſchen Bethäuſer, die ganze weite Ebene des Delta und die fernen Halden vergeſſener Städte gingen an unſern Blicken vorüber wie das Bild eines Traumes. Unſer Boot führte uns auch an einem arabiſchen Begräbnißplatz dicht am Canal vorüber, — eine Reihe von Erdhaufen, welche die Sonne ausgedörrt hatte. An einem friſch aufgeworfenen zu Kopf und Füßen ſaßen zwei Frauen, bezahlte Klageweiber, die in verzweiflungsvollen Klagelauten heulten und ſchluchzten, und peinlich anzuhören waren. Nie hätte ich gedacht, daß etwas anderes als der bitterſte Schmerz ſolche Töne aus der menſchlichen Bruſt reißen könnte.

Als ich bei Sonnenuntergang das Ufer hinaufkletterte, um einen Spaziergang zu machen, wurden die Minarets von Atfeh am Nil ſichtbar. Zwei Reihen Acazien, die den Canal entlang ſtanden, bildeten eine anmuthige Allee, innerhalb welcher wir den ſchmutzigen Auswürfen der Stadt entgegenſegelten. Die Schleußen waren für die Nacht geſchloſſen und wir mußten Halt machen, was uns Gelegenheit gab einen arabiſchen Hochzeitszug mit anzuſehen. Der Lärm von zwei hölzernen Trommeln und einer Art Pfeife verkündete die Ankunft der Braut, die von ihren Verwandten begleitet das Ufer entlang von den oben erwähnten Schmutzſtätten her kam. Sie war dicht verſchleiert, aber die Araber ſchaarten ſich dicht um ſie, um etwas von ihrem Geſicht zu ſehen. Kaum hatten ſich die drei Franken genähert, ſo wurde ſie doppelt bewacht und ſchleunigſt nach dem Hauſe ihres künftigen Gatten geführt. Einige Zeit ſpäter ſtieg ich das Ufer hinan, um die elenden Hütten mir näher anzuſehen; ich wurde aber mit ſolchem Geſchrei und ſo drohenden Gebärden empfangen, daß ich es für gerathen hielt mich ruhig zurückzuziehen. Wir beſuchten noch das Haus des Schwiegervaters der Braut, wo zwei Dutzend Araber auf der Erde ſitzend Hochzeitslieder ſangen, und mit Händeklatſchen den Tact ſchlugen.

Am nächſten Morgen, während unſer Rais ſich die Erlaubniß holte, die Schleußen zu paſſiren, wofür man an Gebühren 30 Piaſter zahlen muß, beſuchten wir den Bazar, kauften lange Rohre von Jasminholz für unſere Pfeifenköpfe und Lebensmittel in die Küche. Bei allen ſolchen Gelegenheiten begleitete uns Seyd, unſer langer Nubier, mit dem ebenholzſchwarzen Geſicht unter ſchneeweißem Turban. Wir hatten dem Aſiaten die Küche anvertraut, und er übernahm das Departement mit Freuden. Bald entdeckten wir jedoch, daß die Kenntniſſe Ibrahims ſich nicht über die Zubereitung eines Pilaff und des Kaffee hinaus erſtreckten. Ueberdieß waren ſeine Gewohnheiten und ſein Ausſehen nicht geſchaffen, die Werke ſeiner Hände ſchmackhaft zu machen. Die Naivetät, mit der er das Waſchbecken nahm, um Fleiſchbrühe darin zu bereiten, und mit der er unſere Meſſer und Gabeln an ſeinen Pluderhoſen abwiſchte, würde ſehr ergötzlich geweſen ſeyn, wenn wir nicht dabei betheiligt geweſen wären. Der Aſiat zerkleinerte eines Tages Zucker mit einem Hammer, da rief plötzlich Ibrahim, der ihm zugeſehen hatte, in einem Tone der aus Mitleid und Verachtung gemiſcht war, aus: „das iſt nicht der rechte Weg.“ Darauf nahm er einige von den Stücken, wickelte ſie in einen Zipfel ſeines langen weißen Hemdes, ſteckte denſelben in den Mund, und nachdem er den Zucker zwiſchen den Zähnen zermalmt hatte, ſchüttete er ihn mit einer triumphirenden Miene in das Gefäß!

Ein ganzes Geſchwader von Schiffen wartete an den Schleußen,

aber mit fränkiſcher Unverſchämtheit fuhren wir durch ſie hindurch und nahmen in der vorderſten Reihe Platz. Die Sonne brannte ſehr heiß und wir ſchwitzten und kochten eine volle Stunde inmitten eines furchtbaren Getümmels von Arabern, ehe uns die trägen Beamten die letzte Schleuße aufſchloſſen und uns in den Nil hineinließen.

Es iſt der weſtliche oder canopiſche Arm des Fluſſes, welcher an Aſieh vorüber fließt. Er iſt nicht breiter als der Hudſon bei Albany, war aber in Folge der neulichen Ueberſchwemmungen lehmiger und ſchrammiger als der Miſſiſippi bei Neu-Orleans. Sein Waſſer iſt nicht weniger ſüß und geſund als das des letztern Fluſſes. Nachdem wir die einförmigen Ufer des Canals verlaſſen, erheiterte uns nicht wenig der Anblick der Flußufer, die mit Palmenhainen umſäumt waren. Auf der einen Seite leuchteten in der Mittagſonne die ſchlanken weißen Minarets von Fueh, der weiland reichen Gewerbsſtadt. Ein friſcher Nordwind vom mittelländiſchen Meer her trieb unſer Boot langſam gegen die ſtarke Strömung, während die ſchwerbeladenen Kauffahrteiſchiffe, in unſerm Kielwaſſer folgend, ihre zwei ungeheuren lateiniſchen Segel ausſpannten wie die Flügel des morgenländiſchen Vogels Roch.

Ein oder zwei Stunden nach Sonnenuntergang legte ſich der Wind und den übrigen Theil der Nacht zogen unſere Leute das Boot langſam vorwärts, wobei ſie luſtig ſangen. Der Aſiat breitete auf das Deck ſeinen albaneſiſchen Burnus, der Europäer ſeinen weiten Reiſemantel und die Repräſentanten dreier Welttheile, die in dem vierten zuſammengetroffen, genoſſen von dieſem Lager aus Mondſchein, Palmenſchatten und das ſüße Schweigen der Natur. Es hatte wenig zu ſagen, ob das Boot vorwärts oder rückwärts ging, ob wir auf einer Sandbank ſitzen blieben oder das Waſſer bei vollem Winde durchfurchten. Alles war uns recht. Mein Gewiſſen machte mir keine Vorwürfe über ein ſolches müßiges Leben. In Amerika leben wir zu raſch und arbeiten wir zu viel, dachte ich. Soll ich, ehe ich ſterbe, nicht einmal wiſſen was Ruhe iſt? Der Europäer ſagte eines Tages naiv zu mir: „Ich bin ein wenig erſtaunt, aber ſehr froh, daß noch niemand von uns von der europäiſchen Politik geſprochen hat“. Europa! ich hatte vergeſſen, daß es ein ſolches Land gibt, und was Amerika anlangte, ſo ſchien es mir in grauem Nebel zu liegen.

Bisweilen verſuchte ich meine arabiſchen Sprachſtudien fortzuſetzen. Wilkinſons Wörterbuch und Capitän Hayes's Grammatik leiſteten mir gute Dienſte, und nachdem ich mich bei einer Anzahl von Worten mit Ibrahim über die Ausſprache verſtändigt, wagte ich mich noch weiter. Eines Tages als die Matroſen in einer ſehr lauten Unterhaltung begriffen waren, redete ich ſie an: „Was iſt das für ein Lärm! Schweigt auf der Stelle!“ Die Wirkung war eine augenblickliche: die Leute ſchwiegen, Sayd rollte verwundert die Augen und ſagte: „Wallah! der Howadſchi ſpricht arabiſch.“ Den beiden kupferfarbigen Fellahs kam das Ding ſehr ſpaßhaft vor, und jedes neue Wort, das ich lernte, genügte, um ſie eine halbe Stunde lachen zu machen. Ich rief einem Fiſcher, der am Ufer ſaß, zu: „O! Fiſcher, habt ihr Fiſche?“ Er hielt mir eine ganze Schnur voll hin und antwortete: „O, Howadſchi, ja, ich habe Fiſche“. Dieſe feierliche Art und Weiſe ſich anzureden, die im Arabiſchen allgemein iſt, hat für den Anfänger etwas ſeltſames.

Während der zweiten Nacht, die man auf dem Fluſſe zubrachte, kamen wir an den Ruinen des alten Sais vorüber, die von ihrer einſtmaligen Berühmtheit nichts hinterlaſſen hat, als einige wenige unförmliche Trümmerhaufen. Das Land war an vielen Stellen noch feucht von der Ueberſchwemmung, welche die größte war, die es ſeit vielen Jahren gegeben hatte. Die Fellahs pflügten ihre Weizenfelder mit einem einzelnen Büffel, der an eine ſpitze Stange geſpannt war, welche den Boden drei Fuß tief aufriß. Auch Mais- und Zuckerrohrfelder waren häufig, und dann bemerkte ich einige Tabak- und Hirſepflanzungen, ſowie ein wenig Lupine, die des Samens wegen gebaut wird. Die einzigen Gemüſe, die wir in den Dörfern zum Verkauf fanden, waren Zwiebeln, Lauch und Liebesäpfel; Milch, Butter und Eier waren in Ueberfluß vorhanden und ſehr gut, aber der Käſe des Landes iſt abſcheulich. Die Wohnungen gleichen eher einem Ameiſenhaufen als menſchlichen Wohnhäuſern und die Dörfer ſind Dereſt von Schmutz und Ungeziefer im großartigſten Maßſtabe. Unſer Boot blieb glücklicherweiſe befreit von ſolcher Zugabe mit Ausnahme einiger Motten. Außer Palmen und Acazien, denen der Nil die Hälfte ſeiner Reize verdankt, ſah ich wenig Bäume. Hier und da ſtand eine Gruppe ſtolzer Platanen und in den Gärten reifte ſich bisweilen eine Banane, nirgends aber bemerkt man jene Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit der Vegetation, welche anderwärts in der Nähe der Tropen herrſcht.

Am Abend des dritten Tages erreichten wir die Stadt Rahr, und da wir keinen Wind hatten, gingen wir eine oder ein paar Stunden ans Ufer. Am Ufer ſtand ein Kaffeehaus, eine Gritte mit zwei Fenſtern geſchmückt, die mit hölzernen Rahmen in europäiſchem Styl geſchnitzt waren. Ein Diwan aus Lehm und Tünche zog ſich längs des Zimmers hin und auf dieſen ſetzten wir uns mit gekreuzten Beinen, während der Wirth die kleinen Kaffeetaſſen zurechtmachte und die Pfeifen füllte; durch die offene Thür ſahen wir den Nil, der im Vollmondſchein erglänzte, und in der Ferne hoben ſich zwei große Palmen vom Himmel ab. Unſere Bootsmannſchaft die wir mit Buza, dem ägyptiſchen Bier, tractirt hatten, ſaß vor uns und begleitete als Chor ein Muſikſtück welches zu unſerer Unterhaltung aufgeführt wurde; die Vortragenden waren drei Frauen und ein Mann, der auf einer rohen Rohrflöte blies; eine von den Frauen hatte ein Tamburin, eine zweite eine kleine hölzerne Trommel und die dritte ſchlug den Tact, indem ſie mit den geſchloſſenen Fingern der rechten Hand gegen die Handfläche der linken klatſchte. Dem Geſange folgte ein Tanz, den eine der Frauen ausführte. Er hatte in ſeinen Charakter Aehnlichkeit mit dem Fandango, wie er von den Einwohnern des Iſthmus von Panama getanzt wird, und war mehr wollüſtig als anmuthig. Die Frauen gehörten zu der gemeinſten Claſſe und ihre Leiſtungen entſprachen dem Geſchmacke der Bootsleute und Kameltreiber, von denen ſie hauptſächlich lebten.

Am nächſten Tage erſchienen im Weſten die gelben Hügel der libyſchen Wüſte, welche an manchen Stellen das Fruchtland des Deltas bis an den Rand des Nils zurückdrängen. Der Sand ſcheint beſtändig auf den Fluß zuzurücken, und an einer Stelle hatte er einen Acazienhain bis an die unterſten Zweige begraben. Die Wipfel waren noch grün, aber ein oder zwei Jahre werden hinreichen, um ſie völlig zu verſchütten. In der Nacht hatten wir einen dichten Nebel und der folgende Tag war außerordentlich heiß, wiewohl die Luft durchſichtig blieb wie Kryſtall; dafür hatten wir drei im Geſicht bereits völlig bronzirt. Während ſich meine Freunde ihrer gewöhnlichen Mittagsruhe hingaben, ſtieg ich in geheimer Unruhe auf das Dach der Cajüte. Ich hatte auch nicht lange dageſeſſen, als fern im Süden zwei ſchwache bläuliche Dreiecke am Horizonte auftauchten. Sogleich rief ich die faulen Schläfer wach mit dem Zauberwort: „die Pyramiden!“

An demſelben Abend erreichten wir die Nordſpitze des Delta, wo wir die ganze Nacht bleiben mußten; da der Wind nicht ſtark

genug war um uns über die Barre kommen zu laſſen. Sonderbar genug hört man von dieſem ungeheuren Werke, welches zu den größten Unternehmungen der neuern Zeit gehört, außerhalb Aegyptens kaum ſprechen. Es iſt nichts weniger als eine Eindämmung des Nils, welche jährlich zwei Ueberſchwemmungen bewirken und die Ernten im Delta verdoppeln ſoll. Hier, wo ſich der Fluß in zwei Hauptarme theilt, die beſondere Ausmündungen in Damiette und Roſette haben, iſt nicht nur ein ungeheurer Damm projectirt, ſondern er iſt ſchon ſehr weit vorgeſchritten. Jeder Arm ſoll von 62 Bogen überſpannt werden, außer einem Hauptthor von 90 Fuß Breite und zu beiden Flanken werden hohe ſteinerne Thürme ſtehen. Die Spitze des Delta zwiſchen den beiden Dämmen iſt durch einen Zwiſchenwall von feſtem Mauerwerk geſchützt, und die Strebepfeiler, welche er verbindet, ſind mit 60 oder 70 Fuß hohen Thürmen befeſtigt. Die Brückenpfeiler haben gekrümmte Wogenbrecher an der obern Seite, während die gegenüberliegende Bruſtwehr der Bogen ſich hoch über ſie erhebt, ſo daß der Damm aus drei aufeinanderfolgenden Terraſſen beſteht, und ſich wie ein Keil gegen die Gewalt der ungeheuren Waſſermaſſe ſtemmt. Das Material beſteht aus Ziegeln mit Stein überkleidet. Wenn das Werk fertig iſt, ſollen bei niedrigem Waſſerſtande die Seitenbogen geſchloſſen werden und nur das Hauptthor ſoll offen bleiben. Auf dieſe Weiſe wird man Waſſer genug gewinnen, um alle Bewäſſerungscanäle zu füllen, während ein neuer Canal, der mitten durch das Delta gezogen werden ſoll, eine ungeheure Strecke tragbaren Landes befruchten wird. Der Plan iſt großartig und das einzige Hinderniß ſeines Erfolges iſt der leichte poröſe Charakter des Alluvialbodens, der den Pfeilern als Unterlage dient. Das Unternehmen wurde von M. Linant entworfen und begonnen und iſt ſpäter von andern Ingenieuren fortgeſetzt worden.

Die ägyptiſchen Bootsleute haben Grund, ſich über den Schleußenzoll zu beklagen. Die Hauptmaſſe des Fluſſes ergießt ſich durch den engen Raum, worin die Pfeiler noch nicht eingeſenkt worden ſind und der ohne einen ſtarken Nordwind nicht paſſirt werden kann. 40 oder 50 Boote lagen am Ufer und warteten auf den günſtigen Augenblick. Wir erhielten von dem Ingenieur Erlaubniß, unſer Boot an eine große Regierungsbarke zu hängen, welche von einer ſtehenden Winde gezogen werden ſollte. Als wir abſtießen, wurde der Wind friſcher und wir fuhren langſam gegen den Strom nach der Hauptwaſſerſchuelle, wo wir uns an unſern guten Freund halten mußten. Hinter uns ſchimmerte der Fluß von Segeln und Fahrzeugen aller Art, die vom Winde aufwärts getrieben, vom Waſſer abwärts gezogen an einander ſtießen, ihre langen Segel verwickelten und ſich unter lautem Geſchrei und einer betäubenden Menge von arabiſchen Kehllauten in den engen Durchgang drängten. Eine halbe Stunde war die Scene ſehr belebt, mit Hülfe einer friſchen Briſe erreichten wir indeſſen bald glatteres Fahrwaſſer und ſegelten luſtig auf Cairo zu.

Der Nil breitete ſich faſt zwei Meilen von einem Ufer zum andern vor uns aus. Gen Süden ſteigen die drei Pyramiden von Gizeh wie Kryſtalle am Rande der Wüſte empor. Zur Rechten lagen die Mokattamhügel roth und öde im Sonnenſchein, und die fernen Gärten von Schubra, die Citadelle von Cairo und die Minarets der Moſchee des Sultan Haſſan. Der Nordwind blieb uns treu: um drei Uhr warfen wir in Bulak Anker, bezahlten unſern Rais, gaben der Mannſchaft einen Bakſchiſch, wofür ſie uns unter vielen Ausrufungen des Wortes „Taik“ (gut!) die Hand küßten, und machten uns auf den Weg nach Cairo.

Reiſe nach Tuggurt und Suf.

Achtes Capitel.

Collegialiſcher Beſuch. — Arabiſches Heilmittel. — Geiſterſpuk. — Eine Promenade des Schrich von Tuggurt. — Unerwarteter Beſuch; das Rattengift. — Der Proſelytenmacher. — Definitive Einſtellung meiner ärztlichen Praxis. — Ueber das Graben der arteſiſchen Brunnen zu Tuggurt. — Zoologiſches. — Oeffentliche Beluſtigungen zu Tuggurt. — Ausflug nach Temaſin. — Das Meer von Tuggurt. — Temaſin. — Die Karawanen zu Tuggurt. — Die im Wed-Rghir gebräuchlichen Münzſorten. — Die Schulen und die Schuljugend zu Tuggurt. — Spiele der Jugend. — Das Fieber, die Pocken und die Augenkrankheiten. — Gänzliche Abweſenheit römiſcher Ruinen. — Politiſche Geſpräche in der Kasbah. — Schwieriges Landſchaftszeichnen. — Erkundigungen über Suf. — Anſtalten zur Weiterreiſe.

Der Ruf meiner ärztlichen Geſchicklichkeit hatte ſich ſchnell, ſowohl in der Stadt als auch in der nächſten Umgebung verbreitet, und bald ward der Andrang von Hülfeſuchenden ſo groß, daß ich mich im eigentlichſten Sinne des Wortes in meiner Wohnung verbarricadiren mußte, um nur einigermaßen Ruhe zu haben. Wahrlich ein Marktſchreier, begleitet von Trompeter und Tambour, konnte nicht ſchneller populär werden, doch muß ich geſtehen, daß meine Popularität größtentheils dem Umſtand zuzuſchreiben war, daß bei mir weder Conſultation noch Arzneimittel dem Kranken einen Heller koſteten. Nur durch dieſe, in den Annalen der mediciniſchen Praxis nicht oft conſignirte Uneigennützigkeit konnte ich einem, auf das Gerücht von dem Krieg, welcher zwiſchen Tuggurt und Temaſin ausgebrochen, aus dem Bled-el-Dſchrid herbeigeeilten arabiſchen Arzte ernſtliche Concurrenz machen, nicht weil man in ſeine Wiſſenſchaft den geringſten Zweifel ſetzte, ſondern weil man ſeine Conſultationen und Viſiten mit einem Maß Datteln, mit einem Burnuß oder mit einem Haik, je nach der größern oder geringern Wichtigkeit des Krankheitsfalles, bezahlen mußte.

Dieſe himmelſchreiende Brodverderberei von meiner Seite bewog meinen arabiſchen Collegen mich mit einem Beſuch zu beehren, der mir außerdem bei der weltbekannten collegialiſchen Eintracht der Aerzte aller Zeiten und aller Völker ſchwerlich zu Theil geworden wäre. An einem ſchönen Morgen trat das gelehrte Haupt mit dem ganzen Anſtand eines Doctors aus Moliere's Luſtſpielen bei mir ein, als ich eben daran war über ein halbes Dutzend triefender Augenpaare Heerſchau zu halten. Die Allongenperücke ging ihm zwar ab, allein ſtatt derſelben trug er einen hohen Tuniſer Fez, von welchem eine ungeheure blaue Quaſte majeſtätiſch um ſeine Schultern baumelte; im Uebrigen war ſein Coſtüme ganz demjenigen der Araber des Südens gleich. Er ließ ſich auf meine Einladung auf eine Matte nieder und wartete geduldig, jedoch ohne das geringſte Intereſſe dafür zu verrathen, das Ende der Conſultation ab. Dann eröffnete er das Geſpräch mit der Frage, warum ich ihn in der ganzen Stadt verunglimpfe und ihn für einen unwiſſenden Pfuſcher ausſchriee, da er mir doch bisher eben ſo unbekannt als ich ihm ſelbſt geweſen ſey, und er nicht glaube mir den geringſten Anlaß dazu gegeben zu haben. Die Anklage war kurz und bündig und hätte mich, wenn ich mich ſchuldig befunden, in einige Verlegenheit bringen müſſen, ich war mir aber bewußt dieſes Ehrenmannes gegen niemand auch nur mit einer Sylbe gedacht, zu haben, und die Haſt mit welcher Ehren-Iſaac die Verneinung der mir aufgebürdeten Facta überſetzte und nach ſeiner Art amplificirte, machte mir dieſen der übeln

Nachreden gegen den armen Doctor verdächtig. In der That war es mehr als wahrscheinlich, daß der eitle Mensch, um sich selbst als Famulus eines so hochgelehrten Mannes ein Air zu geben, meinen Ruf auf Unkosten meines Collegen zu heben gesucht hatte. Ich sagte letzterm schließlich, daß er fortan auf Gerüchte dieser Art nicht achten solle, daß ich weit entfernt seine Verdienste schmälern zu wollen, vielmehr darauf antrage unsere Kenntnisse gegen einander auszutauschen, was für uns beide nur ersprießlich seyn könne, und daß endlich, wenn er mir ein Mittel angeben könne, mich von den mir so lästigen Krankenconsultationen zu befreien, ich ihm mit Freuden meine sämmtliche Praxis überlassen wolle.

Der arabische Aesculap gab sich auf diese bestimmte Ehrenerklärung vollkommen zufrieden; sein pedantisch-ernsthaftes Wesen wich nach und nach dem Ausdruck einer zutraulichen Gutmüthigkeit, und wir plauderten bald so unbefangen mit einander, als ob wir alte Bekannte gewesen wären. Im Verlaufe des Gespräches kamen wir auf die Behandlung der Schußwunden zu sprechen, in welcher er, nach der Aussage aller, sehr geschickt seyn sollte. Ich fragte ihn, ob er, wenn es der Fall erheische, Amputationen vornehme, worauf er mir mit verächtlichem Lächeln antwortete, er wisse wohl, daß die christlichen Aerzte keinen Anstand nähmen bei jeder etwas bedenklichen Verletzung einen Arm oder ein Bein geradezu abzuschneiden, was er aber für die größte Thorheit halte, da Allah die zu schwer Verwundeten in jedem Falle zu sich nähme, man möge sie nun amputiren oder nicht, die übrigen aber, auch ohne künstliche Verstümmelung genäsen. Ueberhaupt solle der Arzt, außer zum Aderlassen oder Schröpfen, nie ein Messer gebrauchen, da das unbesonnene und voreilige Schneiden in den meisten Fällen lebensgefährliche Blutverluste nach sich ziehe. Zur Ausziehung einer Kugel, wie tief sie auch eingedrungen seyn möge, bedarf es bloß eines gewissen Pulvers, dessen Zusammensetzung sein Geheimniß sey, um eine reichliche Eiterung zu befördern, worauf man nur die Mündung eines geweihten Flintenlaufes im Contact mit der Schußwunde zu bringen habe, um die Kugel durch denselben, wie eine Nadel durch den Magnet, angezogen zu sehen. Er machte mir eine kleine Quantität dieses Pulvers zum Geschenke, wollte mir aber die Composition desselben nicht angeben, unter dem Vorwande, daß ihm solches untersagt sey; später fand ich, bei näherer Untersuchung unter der Lupe, daß es zum vierten Theil aus Canthariden — wahrscheinlich von einer der Sahara eigenen Species — und der Rest aus Pflanzenstoffen, die der Meerzwiebel (Scylla maritima) und einer einheimischen großen Ferula angehören dürften, bestand. Es ist nicht schwer zu begreifen, daß durch die auf diese Weise hervorgerufene unsinnige Suppuration die Kugel endlich frei werden und auch ohne das Zuthun des heiligen Flintenlaufes herausfallen müsse. Verträgt der Kranke dieses Pferdemittel nicht, ei nun so stand es so geschrieben, Gott ruft ihn ab, und jedermann ergibt sich drein und ist vollkommen getröstet. Auf welche Weise aber die Moslemin in der Sahara ihren Prädestinationsglauben mit dem Zutrauen, das sie in ärztliche Wissenschaft haben, in Reime bringen, vermag ich nicht zu ergründen.

Ich war nun im Besitz einer Portion des kugelanziehenden Arcanums, konnte aber, bei der geringen Quantität desselben, nicht hoffen viele Kugeln damit auszuziehen; dafür verlangte mein College einen Stift Höllenstein, über dessen augenblickliche Wirkung er Wunder vernommen hatte. Ich willfahrte gern seinem Ansuchen, erklärte ihm die Anwendung dieses Aetzmittels und empfahl ihm die nöthige Vorsicht beim Gebrauch desselben an. Liberaler als er, machte ich nicht nur allein kein Geheimmittel daraus, sondern gab ihm sogar die Adresse eines Droguisten zu Tunis, bei welchem er sich solches, nach Erschöpfung seiner Provision, nach Belieben verschaffen konnte. Nichtsdestoweniger ließ ihn diese meine Generosität stumm über die Composition seines Pulvers, welche übrigens meine Wißbegierde nicht beirrte, in Aufregung versetzte.

Unsere gelehrte Conferenz hatte über zwei Stunden gedauert, während welcher Zeit noch so manches Erhebliche und Unerhebliche aus der arabischen Praxis zur Sprache kam, und mein allen Stücken befriedigter College schickte sich an weiter zu gehen, nicht ohne mir zuvor zu versprechen mich bald wieder zu besuchen, da mehreremale heftig an die verschlossene Hausthür gepocht wurde. Er befahl Isaac zu öffnen, und dieser führte mir jetzt einen Mann ein, dessen leidende Gesichtszüge einen tiefen Spleen ausdrückten. Er werde schon seit Jahren von bösen Genien gequält, erfuhr ich von ihm; er habe einen harten Stein in der linken Seite seines Leibes und ein Magen steige ihm manchmal bis an den Kehlkopf heran, ersticken thäten ihm die Geister allen möglichen Spuk an, polterten Nacht in seiner Kammer, zwickten ihn in der Nase u. s. w. So habe er gestern Nachts ein Paar ganz neue Schuhe ausgezogen und vor sein Bett stehen lassen, und als er dieselben am Morgen wieder anziehen wollte, habe er sie ganz abgenutzt und mit durchlöcherten Sohlen gefunden, da unstreitig irgend ein Kobold dieselben in der Nacht weggenommen und mehrere hundert Meilen damit gemacht habe. Und als Beleg für die Wahrheit seiner Aussage zeigte er mir ein Paar ganz alte abgenutzte Schuhe vor. Ich untersuchte den Patienten und fand, daß er an einer bedeutenden Milzverhärtung litt. Ich wies ihn an den einheimischen Doctor unter dem Vorwand, daß ich bald Tuggurt verlassen müßte und deßhalb seine Behandlung nicht unternehmen könnte, dieser aber bemerkte ihm, daß der Casus nicht *in sein Departement* gehöre, da er nicht mit Geistern umzugehen wisse, weßhalb er ihm rieth, sich lieber an einen Marabut zu wenden. Der arme Mann belästigte uns noch eine Weile und verließ uns dann wenig getröstet, obgleich ich ihm hinsichtlich seiner Schuhe den Rath gegeben, inskünftige dieselben, statt sie vor dem Bett stehen zu lassen, unter sein Kopfkissen zu legen. Man begreift, daß es vergebliche Mühe gewesen wäre einen Hypochondristen darauf aufmerksam zu machen, daß höchst wahrscheinlich irgend ein schlauer Dieb seine zerrissenen Schuhe gegen ein Paar neue ausgetauscht habe.

Endlich war ich allein; so gut war es mir schon lange nicht mehr geworden! Ich brachte mein schon über drei Tage vernachlässigtes Tagebuch ins Reine, und machte mich dann ans Präpariren einiger Springmäuse, die man mir am Morgen gebracht hatte. Allein ein neuangekommener Fremder kann zu Tuggurt nicht lange an einer Arbeit bleiben, wenn er auch noch so dringend Bedürfniß dazu fühlte, denn jeden Augenblick wird er, sey es durch zudringliche Besuche oder durch irgend einen seine Neugierde reizenden Lärm unterbrochen. Dießmal war es das langgedehnte Jauchzen der Weiber, das mich zuerst vor die Thür und von da auf den Platz der Dschemnah-el-Kebira zog. Dieses bei allen festlichen Anlässen ertönende, schrillende Concert der Tuggurterinnen galt heute einer Promenade Sr. Hoheit, des Beherrschers von Tuggurt, der eben mit einem glänzenden Gefolge über den Platz zog. Der Aufzug war wirklich ächt orientalisch, und man glaubte eine Scene aus einem Märchen der tausend und eine Nacht zu erblicken. Zwei Läufer eröffneten den Zug, indem sie mit ihren eisenbeschlagenen Stöcken, denjenigen unserer Schäfer nicht unähnlich, wie blind auf die nicht schnell genug sich zertheilende Menge losschlugen, drei andere gingen im Eilschritt hinter ihnen her, um den so je

ſagen gewaltſam eröffneten Weg frei zu erhalten. Dieſe letztern waren ſtatt der Stöcke mit Flinten bewaffnet, die ſie auf der linken Schulter trugen. Einige Schritte vor dem Scheich ritt eine Art von Piqueur her, welcher das Lob des Gebieters ſang und die Gläubigen aufforderte, ſich im Gebet für das Wohl Sr. Hoheit zu vereinigen. Der Scheich ritt einen prächtigen Braunen, zwei Neger gingen neben ihm her und hielten die Steigbügel. Ueber ſeiner goldgeſtickten Kleidung von perlgrauem Tuch trug er einen ſeidenen Haik, der mit einer kurzen aber dichten Prima, die den Turban der Araber bildet, um ſein Haupt befeſtigt war, und über dem Ganzen drei ſchneeweiße Burnuſſe. An ſeinem mit Gold und Korallen bedeckten Gürtel hing ein prächtiger Säbel, das Geſchenk des Herzogs von Aumale. Vor ihm, zu beiden Seiten des Prachtſattels, hingen zwei goldgeſtickte Scheiden mit goldbeſchlagenen Piſtolen. Das Pferd war faſt ganz in eine doppelte Decke von Seide und goldgeſticktem Sammet eingehüllt. Zur Rechten des Scheich ging ſein Waffenträger, der ſeine mit Silber und Korallen ausgelegte Flinte trug, und 50 Neger der Leibwache zu Pferd, in weißen Burnuſſen, ſchloſſen den glänzenden Zug, hinter welchem die Menge der Neugierigen wieder zuſammenfloß. Ich drängte mich jetzt, ſo gut ich konnte, durch das Gewühl und erreichte mit Mühe meine Wohnung, wo ich mich mit orientaliſcher Behaglichkeit auf die Teppiche ausſtreckte, um das eben Geſehene noch einmal, wie einen ſchimmernden Sommernachtstraum, vor meinem innern Blick vorübergleiten zu laſſen. Die Ankunft des Frühſtücks oder vielmehr des Mittageſſens, weckte mich aus meinen Träumereien, und ich fand heute zum erſtenmale, daß die Diſſa des Scheich nicht mit der ſo eben vor mir entfalteten Pracht im Einklang ſtehe.

Gegen Abend verkündigte ein allmählich zunehmendes Getös, worein ſich wieder wie am Morgen das Jauchzen aus hundert Weiberkehlen miſchte, die Rückkehr des Scheich. Ich fuhr in meiner Arbeit fort, ward aber bald durch ein wiederholtes Pochen an der Hausthür darin geſtört. Iſaac, der eben daran war ſeine Habſeligkeiten durchzumuſtern, erhob ſich keifend und ſcheltend, um wie er ſagte die Anklopfenden mit Proteſt zurückzuſchicken. Nachdem er aber durch ein neben der Thür angebrachtes Spähloch geſchaut, entfuhr ihm ein leiſer Schrei, und er ward plötzlich ſo verwirrt, daß er kaum die Thür zu öffnen vermochte und mehr als zwei Minuten damit zubrachte. Jetzt erklärte ſich ſeine Verblüfftheit, denn der Eintretende war der Scheich in eigener Perſon, welcher auf dem Platz angekommen, ſein Gefolg zurückgeſchickt und, nur von vier Negern begleitet, den Weg nach meiner Wohnung eingeſchlagen hatte. Oben und unten an meiner Gaſſe wurden jedoch zwei Wachen aufgeſtellt, um den Einwohnern, ſo lange der Scheich bei mir verweilte, jeglichen Durchgang zu unterſagen. Er wäre gekommen, ſagte er mir verbindlich, um ſelbſt nachzuſehen ob ich anſtändig einquartiert wäre; gleichzeitig würde es ihm Vergnügen machen, wenn ich ihm meine „M'ſaura" d. h. Abbildungen, oder in weiterer Ausdehnung des Sinnes, „zum Leben wieder hergeſtellte Thiere" zeigen, und in ſeiner Gegenwart irgend ein Thier präpariren wollte. Verſchiedene Bälge von kleinen Säugethieren, Vögeln und Reptilien erregten ſeine Verwunderung, obgleich ſie nur zum Behuf ihrer einſtweiligen Conſervation ausgeſtopft waren, auch wußte er, auf mein Bemerken, daß ich im Augenblick kein Thier zum Präpariren vorräthig hätte, ſchnell Rath zu ſchaffen, indem er eine zahme Turteltaube herbeiholen ließ, die ich unverzüglich tödten und vor ihm abbalgen mußte. Er folgte allen Operationen mit neugierigem Intereſſe und fragte mich endlich, warum ich das Innere des Balges mit einer weißen Salbe beſtreiche. Ich erwiderte ihm, daß dieß eine hauptſächlich aus Arſenik beſtehende Compoſition ſey, und ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß die Anwendung dieſes Giftes zur Erhaltung der Naturalien unerläßlich wäre. Er ließ mich aber kaum ausreden, denn er hatte nicht ſobald das Wort Gift vernommen, als er mich auch ſchon mit auffallender Haſtigkeit bat ihm eine gute Doſis desſelben zu geben, da die Kasbah von alles zerſtörenden Ratten wimmle. Was ich aber über die häufigen Giftmorde, die ſich die arabiſchen Großen zu ſchulden kommen ließen, beſonders aber über die geſpannten Verhältniſſe, in welchen er zu ſeinem jungen Vetter, dem Scheich Slimen ſtand, vernommen hatte, beſtimmte mich eben nicht zur Erfüllung ſeiner Bitte. Ich fand mich nicht im geringſten dazu befugt der Vorſehung ins Handwerk zu greifen, was freilich dem Scheich Abd-er-Rahman-Ben-Dſchellab von großem Nutzen geweſen wäre, da er zwei Jahre ſpäter von Scheich Slimen ermordet wurde. Schnell gefaßt erwiederte ich ihm, daß die Ratten, die mit dieſer Salbe, welcher ſich verſchiedene denſelben unangenehme Salze beigemengt fänden, vermiſchten Speiſen nicht anrühren würden, daß ich aber durch einen chemiſchen Proceß den Arſenik rein davon auszuſcheiden wiſſe, und ihm noch vor meiner Abreiſe ein Paketchen davon zuzuſtellen die Ehre haben würde. Durch dieſes Verſprechen befriedigt verließ der Scheich dieſen Gegenſtand, beſah ſich noch dieſes und jenes und empfahl ſich endlich, nachdem er mir auf meine Bitte die Erlaubniß gewährt hatte, ſeine Gärten, beſonders diejenigen, worin ſich der arteſiſche Brunnen befand, wann und ſo oft ich wollte zu beſuchen, zu welchem Zwecke er mir den Hauptgärtner und Aufſeher derſelben als Cicerone anwieß. Ich will hier noch beifügen, daß ich ihm kurz vor meiner Abreiſe ein ſauberes Päckchen mit gepulvertem Gyps hinterließ, worauf ein gräulicher Todtenkopf gemalt war, womit er aber ſicher niemand vergiftet hat.

Durch den Beſuch des Scheich war ich in der Achtung der Einwohner von Tuggurt um ein Merkliches geſtiegen; ich erhielt jetzt Zutritt in mehrere reiche Häuſer, wozu freilich ein Krankenbeſuch immer den erſten Anlaß gab. Ich ward jetzt der Doctor der Weiber, wie ich früher derjenige der Männer geweſen war, und ich ſah unter den Schönen von Tuggurt, beſonders in dem ſogenannten jüdiſchen Quartier, ſo manche gazellenaugige Huris, der es in Europa an Anerkennung nicht gemangelt hätte. Ein reicher marocaniſcher, hier anſäſſiger Kaufmann hatte mich beſonders in Affection genommen; ich mußte täglich den Kaffee bei ihm trinken, und er überhäufte mich mit Artigkeiten aller Art. Bald ward ſeine Freundſchaft für mich ſo groß, daß er, wie er mir ſehr liebreich ſagte, nicht zugeben konnte, daß ich als Irrgläubiger — der Ausdruck war für einen Moslem zart und ſchonend — ſtürbe, und er ſuchte mich nach und nach in den Wahrheiten der allein ſeligmachenden Religion zu unterrichten, wofür er aber zu ſeinem Leidweſen wenig Sinn bei mir fand. Erſt nachdem ich ſein freundſchaftliches Anerbieten, mich mit eigener Hand zu beſchneiden, beſtimmt abgelehnt hatte, erkaltete ſeine Freundſchaft ſehr merklich, und von dieſer Zeit an wurde ich, wenn ich mich recht erinnere, nicht mehr zum Kaffee eingeladen. Der Beſuch des Scheich hatte auch noch das Gute, daß ich von nun an nicht mehr wie früher das Opfer kleiner Diebſtähle ward, welche wahrſcheinlich durch meine eigenen Patienten verübt wurden, und mir ſogar mein Taſchencompaß, den man mir, in der Meinung es ſey eine Uhr, entwendet hatte, durch die dritte Hand wieder zurückerſtattet wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

(Pariser Akademie. Sitzung vom 6 Novbr. [1]) Hr. Isidor Geoffroy-Saint-Hilaire liest eine Abhandlung über den historischen Ursprung der wissenschaftlichen Classificationen in der Natur. Die Eintheilung in die drei großen „Reiche" sey älter als Cuvier, Candolle und Linné. Sie führe zurück in die Zeiten der mittelalterlichen Mystiker und Alchymisten. Irrig sey die Ansicht mancher Gelehrten, daß der menschliche Geist schon im Beginn seiner Beobachtungen Stein, Pflanze, Thier unterschieden habe. Aelter als diese Dreitheilung der Natur sey jedenfalls die Viertheilung, denn der Mensch habe zuerst begonnen sich selbst zu unterscheiden. Nach dieser Viertheilung trete die Zweitheilung ein, in τὰ ἔμψυχα, τὰ ἄψυχα. Der Akademiker sieht in diesen technischen Ausdrücken des Aristoteles schon die Aequivalente der modernen Unterscheidung einer organischen und anorganischen Welt. Das Mittelalter, welches auf des Meisters Worte geschworen und ihm bis zur Servilität treu geblieben, habe über diese Classification nicht hinaus gekonnt, das 18te und 19te Jahrhundert habe aber nur die Distinctionen des Stagiriten wiederholt, und nichts Neues gefunden mit der Unterscheidung der organischen und anorganischen Reiche. Die Alchymisten konnten natürlich diese Zweitheilung in Belebtes und Unbelebtes nicht gelten lassen, denn in ihren Augen lebte auch das Mineral, wenn auch die Vitalität unvollkommen und versteckter erschien. Nach den Graden der Vitalität unterschieden sie Stein, Pflanze und Thier, und von ihnen rühre daher die Eintheilung in die „drei Reiche" her. — Hr. Ramon de la Sagra legt einige Muster des sogenannten China grass vor und empfiehlt die Cultur dieser Gewerbpflanze für die algerischen Colonien. Er zeigt an einigen Proben, auf welche Art bereits die englischen Gewerbe diesen neuen Rohstoff benutzt haben. „Ich füge noch, schloß er, ein Tuch hinzu, welches in China gewebt worden. Die Gewerbsleute des himmlischen Reiches verstehen es, dem Gewebe den Atlasglanz des Rohstoffes zu erhalten, der bei den englischen Stoffen verloren geht." Auch für die antillischen Colonien wird der Anbau dieser Handelspflanze empfohlen. — Hr. Warin theilt der Akademie eine Note über eine neue Erfindung mit um das Zusammenstoßen der Eisenbahnzüge zu verhindern, es mag nun ein Zug hinter den anderen drein oder auf ihn losfahren. Der Akademiker empfiehlt das Schutzmittel als untrüglich. (L'invention empêche infailliblement la rencontre des convois, soit en avant, soit en arrière, en prévenant d'une manière inévitable, et sans le secours d'aucun homme, les convois, qui seront exposés à se rencontrer sur une même voie). Die Erfindung soll darin bestehen, daß wenn sich zwei Züge bis auf drei, jedenfalls aber wenn sie sich bis zwei Kilometer genähert haben, eine Pfeife an der Locomotive von selbst dem Zugführer die drohende Gefahr signalisirt, so daß er noch hinlänglich Zeit besitzt, den Zug halten zu lassen. Ueber das Princip, welches bei der Erfindung in Anwendung kommt, wurden der Akademie Aufschlüsse ertheilt, sie sollen aber ohne Beigabe der Zeichnungen unverständlich seyn. (Wir berichten darüber, wenn unsere technischen Journale den Gegenstand erörtert haben werden).

•

(Bossuets Grab). Der Bischof v. Meaux hat bekanntlich am 8 November nach sorgfältigen Nachforschungen das Grab Bossuets entdeckt. Die Leiche des großen Mannes war in einen bleiernen Sarg von 1 M. 78 Centim. Länge eingeschlossen, der deutlich die Umrisse des menschlichen Körpers, die Rundung des Kopfes, die Breite der Schultern und ein allmähliches Schmälerwerden nach den Füßen hin verrieth. In der Gegend der Brust war eine Kupferplatte eingelegt, mit der Aufschrift;

HIC QUIESCIT RESURRECTIONEM EXPECTANS
JACOBUS BENIGNUS BOSSUET EPISCOPUS MELDENSIS
COMES CONSISTORIANUS, SERENISSIMI DELPHINI
PRÆCEPTOR PRIMUS, SERENISSIMÆ DUCIS
BURGUNDIÆ ELEMOSYNARIUS, UNIVERSITATIS
PARISIENSIS PRIVILEGIORUM APOSTOLICORUM
CONSERVATOR, ET COLLEGII NAVARRÆ
SUPERIOR, OBIIT ANNO DOMINI MCXCIV
DIE XII APRILIS, ANNOS NATUS LXXVI
MENSES VI ET DIES XVI
REQUIESCAT IN PACE.

Weißer Nil. Hr. Brun-Rollet ein piemontesischer Reisender, ließ sich der Pariser geographischen Gesellschaft am 20 October vorstellen. Er ist den weißen Nil bis zum 3° n. Br. hinaufgefahren. Dort trat er in Verkehr mit den Barry, Berry, Dalo, und andern Völkern in der Nachbarschaft des Flusses. Er erklärte der Gesellschaft, wie es gekommen sey, daß der Saubat, ein Nebenfluß des rechten Ufers, lange für den Hauptarm des Flusses gehalten worden sey. Das wichtigste Ergebniß seiner Erforschung sieht der Reisende in der Entdeckung eines großen rechten Nebenflusses des Keilak (oder Miselad), der weit aus dem Süden her zu kommen schien. Hr. Brun wird nächstens eine Denkschrift über das Becken des weißen Nils erscheinen lassen. (Athen. Fr.)

•

Amerikanische Verbrecherstatistik. In der Sitzung der Londoner statistischen Gesellschaft am 20 November las Mr. Neumarch eine Abhandlung „über Pauperismus und Verbrechen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika". Es lagen Angaben aus 16 Staaten vor mit einer Bevölkerung von 12 Mill. eingeborner Weißer (etwa $^2/_3$ der gesammten weißen Bevölkerung), 545,000 freier Farbigen und $1^3/_4$ Mill. Fremder. Es fanden sich nun in den Gefängnissen auf je 100,000 weiße Eingeborne 22, auf je 100,000 freie Farbige 224, auf je 100,000 europäische Einwanderer 78 Personen, so daß sich das erste Verhältniß zum zweiten wie 1 : 10,[18], und das erste zum dritten wie 1 : 3,[55] stellt, oder mit andern Worten: daß der weiße Einwanderer eine mehr als dreifach größere Neigung zum Verbrechen als der weiße Eingeborne, der freie Farbige eine beinahe dreifach größere Neigung als der europäische Einwanderer zeige. (Athenäum).

•

Mormonen-Auswanderung. Letzter Zeit haben sich sehr viele Leute von Süd-Wallis aus nach den Mormonen-Ansiedlungen in Nord-Amerika eingeschifft. Andre sind im Begriff ihnen zu folgen. Diese Leute stammen meistens aus den Grafschaften Carmarthen und Glamorgan (Irland). Viele von ihnen haben eine behagliche Heimath und Existenz aufgegeben, um an den Ufern des Salz-Sees ihr Paradies zu suchen. Eine sehr große Exodus dieser Gläubigen hat aus Süd-Wallis stattgehabt, und allem nach ist diese Bewegung im Zunehmen. Die Auswanderer sind meistentheils kleine Pächter, Handwerker, Eisen- und Kohlengrubenarbeiter u. s. f. Hie und da finden sich Personen aus besseren Classen darunter. Sie fahren über Liverpool, Bristol oder Plymouth nach Neu-Orleans, von wo sie sich flußaufwärts nach ihrem neuen Aufenthaltsorte begeben.

[1] Das „Ausland" wird fortfahren ein Summarium dieser Sitzungen zu bringen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortliche Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 49. 8 December 1854.

Ueber den Ursprung der moskowitischen Großrussen.

Konstantinopel 1854.

Der Deutsch-Slave Schaffarik hat in dem russinischen Slaven Duchinsky einen Nachfolger gefunden. Wenn wir diese beiden Namen zusammenstellen, den des gekrönten oder vielmehr vielfach decorirten Professors, und des bisher unbekannten russischen Flüchtlings, so wollen wir durchaus keine für erstern verletzende Vergleichung aufstellen.

In den Motiven ihrer Schriften sind sich jedoch beide gleich, und wenn auch Duchinsky's Leistungen in so mancher Beziehung hinter Schaffaraks zurückbleiben, so darf man wieder nicht vergessen, mit welch reichen Hülfsmitteln letzterer ausgestattet worden und mit welchen Hindernissen ersterer zu kämpfen hat, der seine schriftstellerische Laufbahn in einem in wissenschaftlicher Beziehung bis jetzt so hülflosen Orte wie Konstantinopel beginnt, einem Orte wo außer einer einzigen wissenschaftlichen Bibliothek bei einem italienischen Diplomaten, der sie zur Schau und nicht zur Benützung aufgestellt zu haben scheint, sonst keine literarischen Hülfsmittel sich befinden. Denn wenn auch durch die kürzlich von unserm berühmten Landsmann, Dr. Mordtmann, errichtete orientalische Academie für das gelehrte Konstantinopel eine Sonne aufgegangen ist, so konnte doch in bibliographischer Hinsicht dieses Institut noch wenig leisten.

Hrn. Duchinsky's Schrift, welche zuerst im Journal de Konstantinople publicirt wurde, verdient mit Aufmerksamkeit besprochen zu werden, wenn auch den deutschen Leser das literarische Product nur in so weit fesseln wird, als wir dabei des Problems vom Ursprung oder vielmehr von dem Ursitze der Slaven gedenken werden. Bezüglich der Ursitze der Slaven müssen wir all das Treffliche übergehen, was Gatterer, Mannert, Schlözer, Pelzel, Dobrowsky und noch manche andere drüber geschrieben, welche zwar die ältern Nachrichten, wie die Procop's und Jornande's jeder anders deuten, aber doch in dem Hauptpunkte übereinstimmten, daß sie die Sarmaten (Sauromatae), die Herodot zufolge nicht von den Scythen getrennt werden können, und insbesondere solche sarmatische Stämme, als Jazygen, Roxolanen, welche gegen die Palus Mäotis und den Don zu ihre Wohnsitze hatten, als Väter der Slaven ansahen, so daß der östliche Ursprung dieser Völker nicht in Zweifel gezogen wurde. Surowiecki war der erste, welcher diesen Ursprung läugnete, und die Slaven als Autochthonen in den Mittelpunkt Europa's versetzte. In seiner 1824 polnisch herausgegebenen Schrift erkennt er die Slaven (Slowenen) in den alten Wenden, welche sich im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt am rechten Ufer der Weichsel befanden, dann unter verschiedenen Benennungen sich in der ersten Hälfte des 6ten Jahrhunderts von der untern Donau der Mäotis und längs der Weichsel angefangen über alle Länder erstreckten, welche früher Geten, Bastarnen, Peuciner, Scythen u. s. w. inne gehabt hatten, und später durch Gothen, Hunnen, Sarmaten, Roxolanen ꝛc. besetzt worden waren.

Die Gränzen jenes von slowenischen Wenden besetzten Flächenraums bestimmt Surowiecki noch genauer, wenn er ihn an der Weichsel anfangen, längs des Landes der Esthen, jenseits des Niemen, über Samogitien, Liefland und Esthland bis an die östliche Küste des baltischen Meeres sich erstrecken und von dort über die Quellengebiete der Wolga und des Dniepr bis an die Mündung des Pripetj, und längs dieses Flusses bis an seine Quelle über einen Theil von Polesien und von Volhynien sich verbreiten, endlich jenseits des obern Dniestrs bis zum Fuße der Karpathen im Westen die Weichsel wieder erreichen läßt.

Bezüglich des Ursprungs scheidet er seine Slovenen auf die bestimmteste Weise von den Sarmaten, läßt sie die oben bezeichneten Gegenden von den ältesten Zeiten her bewohnen, macht sie zu Autochthonen in Europa und citirt als Zeugen Plinius, Tacitus und Ptolemäus, denen zu Folge es klar am Tage liege, daß seine slovenischen Wenden im ersten Jahrhundert nach Chr. G. das rechte Weichselufer besetzt hatten, wobei nun etymologische Klaubereien mit den Namen der Venede, Veneti in Veneden herhalten müssen, ganz zu schweigen, daß Tacitus die Veneden den Deutschen zurechnet.

Nun Hr. Schaffarik. In dem Commentar zu Surowiecki's Werk wird dieser Gelehrte ohne viel Umstände niedergeritten. Wenden sind Hrn. Schaffarik mit Sarmaten identisch, in denen er wieder Serben, und in diesen die Väter der Slaven erkennt. Obgleich der gelehrte Kritiker Surowiecki's den Slovenen noch ausgedehntere Wohnsitze als dieser zuschreibt, so ist es jedoch nur unter dem Namen von Sarmaten, daß Schaffarik die Slovenen sich bis an

die Quellen der Wolga ausdehnen läßt, doch trennt er von ihnen wieder die Jazygen.

Nun aber erscheint 1843 Schaffariks berühmtes Werk „über die Abkunft der Slaven". Hier erst kehrt er reuig zu der These des Meisters zurück. Surowiecki's Wenden werden wieder zu Ehren gebracht, und die Sarmaten, wozu er Jakamaten, Rexolanen, Jazygen und Alanen rechnet, bei Seite geschoben. Hrn. Schaffariks Herzensangelegenheit ist es, Beweise für die Uranwesenheit der Slaven in Europa aufzufinden, und zwar soll diese Behauptung mit Hülfe der Sprachen, Sitten u. s. w. begründet werden. Ursprüngliche Namen der Slaven sind ihm die der Wenden und Serben. Doch trennt er von den Slaven nicht nur die Sarmaten sondern auch Scythen, die er von dem südeuropäischen Stamm in seinen nordischen verweist, zu welchem er den tschudisch-finnischen Stamm Zutritt gewährt.

Die gränzenlose Verwirrung die wir in Bezug auf Ursprung und Ursitze der Slaven im Vergleich mit den Deutschen anführten, erstreckt sich auf jene noch weniger im Alterthume bekannten Völker, welche zum finnischen Stamme gezählt werden, wozu sich noch gesellt, daß neuere Gelehrte, gestützt auf einen kurzen nur versuchsweise hingeworfenen Aufsatz des trefflichen Rask, in seiner berühmten Schrift vom Alter und Aechtheit der Zendsprache, Finnen und Scythen, nämlich einen Semito-hamitischen mit einem japhetischen Volksstamm vermischen, und diesen unter der gemeinschaftlichen Benennung Scythen und Tschuden Wohnsitze ins Unendliche anweisen. Leider vergessen sie nur, daß als Finnen uns nur Tartaren, Türken, Magyaren und einige nordische Familien, nämlich die Finnen im engern Sinne, die Lappen u. s. w. bekannt sind; die Scythen jedoch, der historischen Wahrscheinlichkeit zufolge, sich nur in ihren Abkömmlingen, den Slaven, durch die Sarmaten erhalten haben.

Die selbstgestellte Aufgabe unseres Autors war es nun, innerhalb des russischen Reichs und den angränzenden polnischen Provinzen den Russinen jene Gränzen zu bestimmen, welche ursprünglich für Slaven und Finnen existirten, wobei die Grundidee sich bemerklich macht, den Russen den Anspruch auf die Beherrschung der übrigen Slaven aus dem Grunde streitig zu machen, weil sie, die Russen oder vielmehr die Moscoviter, gar keine Slaven, sondern Finnen seyen, die erst im 13ten Jahrhundert die slawische Sprache und christliche Religion angenommen hätten. Hrn. Duchinsky zufolge, der sich dabei auf den Historiographen von Rußland, Karamsin und auf gelehrte Landleute desselben als die passendsten Gewährsmänner beruft, ist das moscowitische Reich, d. h. bei den Regierungsbezirken von Archangel, St. Petersburg, Wologda, Jaroslaw, Twer, Moskau, Tula, Kaluga, Orel, Kursk, Woronesch angefangen bis zu jenen des unteren Don, von Nachkommen der Finnen oder Tschuden bewohnt.

Diese Finnen, von den Slaven Tschuden, Mordwa, Moscowiter genannt, stellt er sich im 13ten Säculum im Verhältniß zu letzteren wenig zahlreich vor, und läßt sie schon im 9ten bis 12ten Jahrhundert durch die Waräger, die er „russische Krieger" nennt, unter die Dynastie des Rurik gerathen, der diese Finnen ebenso gut unterwarf als die Einwohner von Nowgorod, vom Dniepr und Dniestr, welche der Autor Slawen nennt.

Zuvörderst müssen wir die zu große Kürze rügen mit welcher der Autor über die Waräger, das eigentlich dominirende Volk in Rußland, hinweggeht, und deren skandinavisch e Abkunft (Normänna) nur in einer Note S. 63 beiläufig gedacht wird. Denn, soll man einmal den Russen ihre slawische Abkunft confiscirt werden, so würden sie statt der finnischen ebenso gut jene normännische in Anspruch nehmen dürfen.

Gehen wir zur speciellen Erläuterung der im 9ten Jahrhundert Slawen und Finnen anzuweisenden Gränzen zurück, so finden wir daß sich der Autor bei seiner geographischen Vertheilung an Nestor und Karamsin, sowie auf den schon besprochenen Schaffarik hauptsächlich stützt.

In Bezug auf den berühmten Annalisten von Kiew citirt Duchinsky aus Bielaiew die Worte: „Und es gibt noch andre Nationen (Sprachen-Stämme, iasytsi-gentes), welche den Russen Tribut zahlen, Tschuden, Ves, Mera, Muroma, Tscheremis, Mordwa, Perm, Petschora, welche eine andere (nichtslawische) Sprache sprechen." Dem Commentator Nestors, Bielaiew, folgt Duchinsky auch in Bezug auf die Topographie dieser Fremden: Auf dem weißen See (Bieloosero), schreibt Bielaiew, ist Ves, am See Rostow Mera, am See Kleschtino (Pereslaw) ebenfalls ein Mera; am Oka, da wo er sich in die Wolga ergießt, Muromia, gelegen. Sie sprechen ihre eigene Sprache gleich den Tscheremis und Mordwa.

Wir folgen dem Autor nicht in seinen Erörterungen über diese Stellen Nestors und Bielaiews (p. 60 a 64), da von einer nicht in allen Exemplaren Nestors vorkommenden Interpelation die Rede ist; ebenso wenig können wir in Bezug auf seinen Commentator das Urtheil gelten lassen: die Unbestimmtheit mit welcher er über die Nationalität jener Stämme oder vielmehr über die fragliche Epoche (vor oder nach der warägischen Eroberung) sich ausdrücke, verrathe nur die Furcht bei der *russischen Regierung* durch Annahme des finnischen Ursprungs der Urbewohner Rußlands anzustoßen. — Die hier mit Geschicklichkeit vorgebrachten Gründe Hrn. Duchinsky's sind daher keineswegs als schlagend anzusehen, umsomehr da er selbst p. 65 bekennt, daß die Wohnsitze der finnischen Stämme Mordwa, Tscherimis und Meschtschera von Nestor nicht deutlich angegeben sind, die doch nur am Flusse Oka bestimmt seyn konnten, während der Kiewer Annalist dahin die Lehswiatitschans (Slawen) versetzt.

Was Karamsin betrifft, so hat der Autor (pag. 16) ebenfalls mit Widersprüchen zu kämpfen. Hier müssen wir nun fürs erste wieder der Offenheit alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mit welcher der Autor alle Stellen zu Gunsten oder zu Ungunsten seiner eigenen Thesis anführt. So citirt er nicht nur eine Stelle, wo Karamsin die Slaven nach Osten sich bloß bis nach den Regierungsbezirken von Smolensk und Tschernigew erstrecken läßt, sondern bemerkt eben so aufrichtig, daß dieser Schriftsteller in der seinem Buche (Petersburg 1818) beigegebenen Karte vom 11ten Jahrhundert die Slaven über diese Gränzen hinüber setzt, und zwar in die Regierungsbezirke von Orel, Kaluga, in den westlichen Theil von Tula, ja bis an die Quelle des Don. Nun ist dieses Geständniß um so lobenswerther, als der Verfasser wohl fühlen muß, wie unhaltbar seine Bemerkung ist: die slavischen Einwohner von zwei oder drei Regierungsbezirken könnten den Satz der Abwesenheit von Slaven im Moskowiterlande nicht umstürzen.

Da wo über die Urbewohner eines Landes solche Dunkelheit herrscht wie in dieser von Alters her von wandernden Horden

durchzogenen Ebene, wo weder Städte noch andere Denkmäler exiſtiren, welche uns über Nationalität und Sprache der verſchiedenen Stämme belehren könnten, von denen meiſtens bloß der Name auf uns kam — da iſt es eine undankbare Arbeit das Chaos entwirren zu wollen, und ſo dürfte der fragliche Punkt, ob öſtlich der Quellen der Wolga ausſchließlich Finnen oder auch ſchon Slaven zur Zeit der warägiſchen Eroberung exiſtirten, nur durch beſtimmtere Zeugniſſe erörtert werden können, als unſer fleißiger Autor zuſammenſtellt. Dazu geſellt ſich noch der Umſtand, daß die Sprache, welche Duchinsky (p. 7) „eine, aber nicht die wichtigſte Manifeſtation der Völker nennt“, durch die ungeheure Ausbreitung des Slaviſchen in Rußland, auf das ſlaviſche Element als örtlich dominirendes von jeher hinweiſt. Wenn er nun aus der Sprache ſeine Hauptbeweiſe von der frühen Anweſenheit der Finnen in Moskovien ſchöpft, nämlich die verſchiedenen Benennungen für Gott, für Vater u. ſ. w., wie ſie bei Slaven überhaupt und den Moskowiten ganz und gäbe ſind: ſo ſcheint der Autor jenen philologiſchen Grundſatz zu vergeſſen, daß, obgleich Sprachvergleichung das ſicherſte Mittel zur Ergründung von Verwandſchaft oder Fremdartigkeit der Völker iſt, ſich dieſe doch nie an einzelne Worte, ſondern an Sprachwurzeln oder den grammatikaliſchen Organismus halten muß.

Eben ſo wenig können wir dem Autor unbedingt in jenen Folgerungen beiſtimmen, die er in Bezug auf Einführung der chriſtlichen Religion bei den Moskowiten vorbringt. Sey es auch möglich, daß dieſe erſt im 13ten Jahrhundert bei den Moskowiten Eingang fand, ſo darf man jedoch nicht vergeſſen, wie lange das Heidenthum in den nicht weit entfernten ſlaviſchen und deutſchen Ländern an der Oſtſee ſich erhalten.

Konſtantinopel. Octbr. L *

Rückblicke.

2. England.

Es gilt vielfach als Axiom, daß zwiſchen der britiſchen und der ruſſiſchen Herrſchaft unverſöhnliche Gegenſätze beſtehen. Dieſer Irrthum iſt das Kind einer andern falſchen Vorſtellung, als müßte nämlich die britiſche und ruſſiſche Welt im aſiatiſchen Feſtlande zuſammenſtoßen. Und doch trennt die aſiatiſchen Beſitzungen Rußlands und Großbritanniens mehr als ein Ocean, es trennen ſie die Wüſten. In Europa haben wir kein einziges Stromgebiet, welches ſeinen Abfluß nicht zum Meere fände. Wo wir nur ſuchen wollen in unſerm Welttheil, werden ſich die Linien der Waſſerſcheiden zwiſchen zwei Meeren oder verſchiedenen Theilen Eines Meeres finden. Das aſiatiſche Feſtland aber beſitzt ein großes und zwar zuſammenhängendes Gebiet von Continentalſtrömen. Das Fließende findet dort nicht mehr ſeinen Ausweg nach einem Meere, ſondern ſtrömt landeinwärts, gleichſam dem Nabel des Feſtlandes zu. Man kann auch das Gebiet der continentalen Ströme wieder in eine weſtliche und eine öſtliche Hälfte ſcheiden, wenn man als letztere die ſogenannte Mongolei betrachtet. Uns geht hier nur die weſtliche Hälfte an mit ihrer tiefen, nach Alexander v. Humboldts maleriſchem Ausdruck, kraterförmigen Einſenkung des kaſpiſchen Meeres. Denkt man ſich den Aralſee mit dem kaſpiſchen See in Cohärenz, wie es wahrſcheinlich ehemals der Fall geweſen, ſo ſtürzen ſich nach dieſem gemeinſamen Becken von Nordweſt und Südoſt die Ströme der Wolga und des Ural, des Oxus und Jaxartes herab. Der Rand jenes Kraters wird im Süden von dem Himalaya und Hindukuſch gebildet, und er rückt ziemlich nahe bis an den perſiſchen Meerbuſen.

Das iſt der Erdtheil welcher Ruſſen und Britten in Aſien trennt, das Gebiet der Continentalſtröme.[1] Dieſes Gebiet aber iſt den vegetabiliſchen Organismen, alſo auch den animaliſchen, im höchſten Grade unfreundlich. Bekanntlich ſtehen unter gleichen Breiten die Temperaturen des Innern der Continente viel niedriger als der Küſtenländer. Die Vertheilung der Jahreswärme wird immer ungleicher, je weiter man von der Meeresküſte nach dem Innern des Feſtlandes vordringt. Die Winter werden kälter, die Somme heißer. In gleichem Maaße nehmen die Niederſchläge ab, ſo daß, im Verhältniß zum Flächengehalt ihres Gebietes, die continentalen Ströme einen geringen Waſſerreichthum entwickeln. Es folgt aber aus dem Früheren wiederum, daß ſich alles organiſche Leben dicht an dieſe Waſſerfäden drängen wird. Wirklich beginnen auch die aſiatiſchen Steppen ſchon am untern Laufe der Wolga, wo ſich keine Stadt und kein Dorf mehr von dem nährenden Strome entfernt.

Jene Gebiete ohne Baumwuchs gehören nur den Hirtenvölkern an. Wenn bisweilen behauptet wird, daß die menſchliche Geſellſchaft in ihrer Entwicklung immer dem Grundſatz gefolgt ſey, daß die Völker erſt mit ihren Heerden gewandert, dann ſeßhaft geworden, die Felder gebaut und ſpäter Gewerbe und Handel getrieben hätten, ſo iſt dieſer Satz in ſeiner Allgemeinheit ſicherlich unwahr. Die Natur hat für gewiſſe Gebiete eine ſolche Entwicklung verſagt, und ſo wird auch die Steppe für ewige Zeiten den wandernden Horden zum Genuſſe bleiben. Nachdem die Sonne über den Aequator in die nördliche Erdenhälfte getreten, brechen die Nomaden auf gen Norden und kehren, vor dem Winter fliehend, mit der Sonne wieder nach Süden. So bewegt ſich das animaliſche Leben jener Steppen, dem Einfluß der Erderwärmung gehorchend, gleichſam zwiſchen ſeinen eigenen Wendekreiſen. Zemarch, der Geſandte Kaiſer Juſtinus II, beſchreibt (bei Menander) ſeine Zuſammenkunft mit einem turaniſchen Chokan in der Kirgiſenſteppe (569 n. Chr.), und ſchildert uns lebendig den Zuſtand jener nomadiſchen Völker. „Die Kirgiſen der ſogenannten ſcythiſchen Steppe“, ſagt Hr. v. Humboldt mit Bezug auf jene berühmte Stelle des Byzantiners, „ſind urſprünglich ein finniſcher Stamm; ſie ſind jetzt wahrſcheinlich in ihren drei Horden das zahlreichſte aller wandernden Völker, und lebten ſchon im ſechsten Jahrhundert in der Steppe in welcher ich ſie geſehen.“[2]

---

[1] Vergl. zu Obigen die bildliche Darſtellung in Berghaus phyſikal. Atlas I. Bd. Hydrographie Nr. 7.

[2] Kosmos Bd. I. S. 491 ff.

Das sind die Länder und Völker, welche unserer Ansicht nach jedes Vordringen der russischen Eroberung verhindern, denn wo die Natur den Völkern bisher die festen Wohnsitze versagte, da läßt sich auch der Zusammenhang eines politischen Organismus nicht herstellen.

Jene Hypothese eines centralasiatischen Zusammenstoßes zwischen Britten und Russen hat kürzlich wieder durch die Phantasien eines polnischen Journals und durch die Nachrichten der Delhi Gazette neues Leben gewonnen. Die Russen, versichert man uns in einem Athem, hätten den Kahn von Kokan geschlagen und sollten am Sir Deria aufwärts operiren. Sie ständen, hieß es dann weiter, acht Meilen von Chiwa und wären im Anmarsch auf Yarkend. Was würden europäische Leser sagen, wenn es in einer Zeitung etwa hieße: „ein russisches Corps operirt an der Mündung der Weichsel stromaufwärts, es hat ein preußisches Heer geschlagen, steht 8 Meilen von Mainz und ist im Anmarsch gegen Pesth?" Das wäre noch lange nicht so schlimm, als was die Delhi Gazette uns kürzlich über die angeblichen Heerzüge der Russen in Turanien berichtet.

Aber gesetzt die Russen befänden sich wirklich schon in Chiwa, sie hätten ein Bündniß geschlossen mit dem „König" von Bukhara, und wären bereits in Balkh eingerückt, — so befänden sie sich doch noch immer im hyrkanischen Tieflande. Dort erst erhebt sich das iranische Tafelland mit den Schneehäuptern des indischen Kaukasus. Der Weg in das Hochland führt in schmalen Felsenspalten hinauf durch ein System von zahlreichen Gebirgspässen. Einer dieser Pässe, der den freundlichen Namen des Zahnbrechers führt, wird uns von Alexander Burnes ziemlich lebhaft beschrieben: „die Felsen steigen auf beiden Seiten oft senkrecht zu einer Höhe von 3000 Fuß an, das Engthal war aber nirgends über 300 Yard (274½ Metres) breit. Wir konnten bei Nacht die Sterne nicht [1] sehen und also keine Beobachtungen anstellen: der ganze Anblick war höchst imposant." Dort gibt es weder Städte, noch Dörfer, noch Höfe. Weit und breit ist Einöde, nur die diebischen, verwegenen Usbeken lauern an den furchtbaren Defileen den wehrlosen Karawanen auf. Der Marsch durch diese leblosen Engpässe dauert aber nicht etwa Stunden, sondern eine Armee würde Wochen brauchen, ehe sie zwischen Schnee und Gletschern die Wasserscheide des Hindukusch und das westliche Quellengebiet des Indus erreicht hätten. Erst wenn der Sultan von Kabul sie friedlich über seine Gränzen und durch die Pässe ziehen läßt, befänden sie sich vor den Gebirgsschlünden die nach Peschawer führen und wo ein einziges Regiment europäischer Truppen hinreichen würde, diese Termophylen zum Fünfstromland gegen die größte Armee zu vertheidigen. Wenn die Russen von Orenburg, welches ihre angebliche Operationsbasis seyn soll, mit einer halben Million Soldaten aufgebrochen wären, sie würden die englischen Vorposten nicht mit 10,000 Mann erreichen. Denn sie müssen, um ihre Verbindungen zu sichern, die zahlreichen Furthen der Ströme auf ihrem Wege, die Schlösser und die Schlüssel der zahllosen Engpässe und wiederum jede Hauptstadt der turkestanischen Fürsten besetzen, um sich vor Treulosigkeiten zu sichern. Und das Alles wozu? Um an den Riegeln zum Pendschab wieder umzukehren?

[1] Soll heißen: „nur wenige Sterne stehen."

Die Eroberer Indiens sind zahlreich. Die Achämeniden, der macedonische Alexander, die Ghaznaviden, die Timuriden, Portugiesen, Britten und endlich im vorigen Jahrhundert Nadir Schah sind nach Indien eingedrungen. Diese Eroberer aber kamen entweder zur See wie die Portugiesen, Britten und zum Theil auch die Araber, oder besaßen vor ihrem Einbruch die Thäler von Kabulistan, die Herrschaft im iranischen Tafellande und in der baktrischen Ebene.

Die frühern Eroberer begünstigte noch besonders daß sie in den turanischen Stromgebieten eine hohe Cultur und eine materielle Civilisation fanden, wie sie jetzt nicht mehr existirt. Balkh, „die Mutter der Städte", wurde nach der Eroberung durch Alexander der Focus eines blühenden Reiches. Durch sie führte im Alterthum die indische Handelsstraße nach dem kaspischen See und den Kur hinauf nach den pontischen Stapelplätzen. Der Buddhistenpilger Hiuen-Thsang, der im siebenten Jahrhundert ganz Turkestan unter der Herrschaft der Thu-kiu, den Stammvätern der osmanischen Türken fand, schildert uns Baktrien als ein Paradies, und er zählt in Balkh (Fo-co-lo) nicht weniger als hundert Klöster.[1] Neuere Reisende schätzen nach den erkennbaren Trümmern den Umfang des ehemaligen Balkh auf 4 bis 5 deutsche Meilen. Edrisi (12tes Jahrh.) wiederum rechnet Bukhara unter die blühendsten Städte Khowaresms. Die Stadt war reich an Palästen, Bazars, öffentlichen Plätzen und Gärten. Die Straßen waren schon gepflastert, und mit den umliegenden Dörfern erstreckte sich die Residenz der Samaniden auf 130 Meilen in die Länge. Karawanen belebten den Platz und der Handel mit mannichfachen Pelzwerken, den er genauer beschreibt, scheint auf Handelsverbindung mit dem Nordosten Asiens zu deuten.[2] Außer diesen beiden Städten finden sich an den Ufern des Dschihun noch die Ueberreste *mancher großen* Stadt, deren Namen sogar unter den Trümmern für uns begraben worden. So ist im Laufe der Zeiten durch die Einbrüche und die Städteverwüstungen östlicher Steppenvölker die menschliche Einöde zwischen der sarmatischen Ebene und dem centralasiatischen Gebirgslande, zwischen russischen und brittischen Eroberungen noch bedeutend vermehrt worden.

Noch eine zweite Straße gebe es, meint man, welche die Russen nach Indien führen könnte, wenn sie nämlich von Georgien aus nach der Oase Herat marschiren und sich später in Kandahar festsetzen würden.[3] Nun gelangt man aber nach Herat erst wenn man das persische Reich vernichtet, nach Kandahar erst nach der Eroberung Herats. Zwischen Kandahar und dem Industhal [4] liegen

[1] Vie et Voyages de Hiouen-Thsang par Stanislas Julien Paris 1853 p. 64.

[2] Edrisi, Amédée Jaubert II. p. 193.

[3] „Weder die natürliche Beschaffenheit noch Mangel an Lebensmitteln würde selbst eine große Truppenmasse verhindern, von Georgien und den südlichen Gestade des Kaspisees nach Herat, von hier nach Kandahar und dem Indus vorzudringen. Fuhr doch der russische Gesandte (1838) in seinem Wagen von Teheran nach Herat, und eben so leicht hätte er zum Bolanpasse gelangen können." Neumann „Persien seit dem Niedergange der Sefi." Raumers Taschenbuch 1853. S. 86.

[4] Von Kandahar führt der Bolan-Paß nach Indien, der aber im Sommer nicht bereist werden kann, so ungesund ist die Gegend. Kaum daß die Couriere in dringenden Fällen sich hinüberwagen. Die Länge des Passes beträgt 54 bis 55 (engl.) Meilen. Eine englische Colonne, die im Frühjahr 1839 durch den Paß zog, brauchte dazu volle sechs Tage. Artillerie, das heißt 24Pfünder und 18zöllige Mörser können ohne besondere Schwierigkeiten durch den Paß gelangen. Der Bolan aber muß etliche zwanzigmal durchwatet werden. Das Bolanthal ist an manchen Stellen

aber noch immer die Meridianketten von Afghanistan, vertheidigt von streitbaren Clans, welche die russischen Heere so gut vernichten könnten, als sie bereits einmal die brittischen schon vernichtet haben. Es müssen also viel große oder viele wunderbare Dinge geschehen, ehe die brittische und die russische Welt im Innern Asiens auf einander stoßen. Jedenfalls bleibt es ein Ereigniß, welches noch in den Falten der Jahrhunderte verborgen steckt. Man würde aber den nüchternen englischen Staatsmännern phantastische Motive unterschieben, wenn man glauben wollte, der jetzige Krieg sey nur eine centralasiatische Diversion zu Gunsten der Unabhängigkeit des Hofes von Teheran oder der turanischen Räuberdynastien!

Auch die brittischen Handelsinteressen werden nirgends von Rußland belästigt. Im Gegentheil hatte Rußland bisher seinen Hauptmarkt in England. [1] Pontischer und baltischer Weizen, Flachs, Hanf, Talg, Holz, Häute und Pelzwaaren gingen nach dem vereinigten Königreich. England kann so wenig die russischen Rohstoffe entbehren, daß es diese seit der baltischen Blokade statt zu Wasser zu Land, statt direct auf Umwegen, statt aus erster Hand über preußische Plätze beziehen mußte. Selbst wenn Rußland die Fürstenthümer und die illyrische Halbinsel erobert und es von allen Märkten dieser Eroberungen brittische Producte ausgeschlossen hätte, so würde dieser mögliche Geldverlust für sich allein England noch nicht zu einem Kriege bewegen: denn es ist berechnet worden daß die Zinsen für den Aufwand eines nur zweijährigen Krieges, wie er jetzt von England geführt wird, viel mehr betragen müßten, als die brittischen Handelsgewinne bei seinem gesammten Absatz nach der Türkei und den Donaufürstenthümern. Es ist möglich, daß in einigen centralasiatischen Handelsplätzen die groben russischen Fabrikate bereits die brittischen Waaren verdrängt haben. Aber es fehlt ja England nicht an Märkten für seinen Absatz, und es könnte mit 10 Millionen Pfd. St. in Indien ein Eisenbahnnetz herstellen, welches seinen indischen Handel verdoppeln würde, während es mit 10 Millionen Kriegsauslagen schwerlich Rußland bedeutende Verluste beibringen könnte, und diese Verluste möchten so groß seyn als sie wollten, welchen Einfluß könnten sie auf den Absatz brittischer Producte haben? Sicherlich keinen.

Wenn daher Großbritannien Rußland den Krieg erklärte, so geschah es allein aus Furcht daß Rußland zu einer Seemacht im Mittelmeere heranwachsen könnte. Fiele Konstantinopel den Russen in die Hände, so müßte England stets fürchten, daß in dem Becken des Marmora-Meeres eine Flotte gezimmert würde, die jeden Augenblick aus den Dardanellen debouchiren könnte. Keine Kriegsmacht der Welt vermöchte dann die kleinasiatische Küste Rußland wieder zu entreißen. England müßte vielmehr beständig eine starke Flotte in Malta zur Beobachtung der Russen aufstellen und sein Marinebudget um ein paar Millionen jährlich vermehren. Sollte dann später England in Krieg mit Rußland gerathen und dieses in den Vereinigten Staaten einen Alliirten finden, so würden die brittischen Kräfte nicht ausreichen um gleichzeitig die Dardanellen zu blokiren, die russische Flotte am Auslaufen durch den Sund zu verhindern, die Amerikaner aus den atlantischen Gewässern zu kehren und zugleich die indischen Handelsflotten auf ihrer Fahrt nach der europäischen Heimath zu begleiten. Es ist also die indisch-alexandrinische See- und Ueberlandstraße, die von der pontischen Seemacht Rußlands bedroht wird, und deßhalb hat man die Zerstörung Carthago's beschlossen.

Stellen wir uns vor, Rußland besäße keine Flotte im schwarzen Meere oder sie wäre vernichtet. Bei einem Seekrieg zwischen England und den Vereinigten Staaten würde England dann nur ein Geschwader bei Gibraltar und ein Geschwader bei Aden aufzustellen haben um seinen indischen Handel ungefährdet fortzusetzen. Die Schiffe liefen durchs rothe Meer, ihre Frachten erreichten mit der Suez-Bahn den Nil und Alexandrien und könnten dann durch die festländischen Eisenbahnen nach Hamburg, Havre, Ostende gelangen. Auf diesem Wege wären sie nur auf der kurzen Strecke von den indischen Stapelplätzen bis zur Bab el Mandeb lauernden Kreuzern oder Kriegsschiffen der Vereinigten Staaten ausgesetzt. Sowie aber England im Mittelmeer einen Rivalen dulden müßte, verlöre die Ueberland-Straße ihren höchsten Werth, nämlich die Sicherheit vor oceanischen Kriegspiraten. Auf dem langen Wege um das Cap der guten Hoffnung wäre der Kauffahrer stündlich dem Erscheinen der feindseligen Flagge ausgesetzt und keine Seemacht der Welt würde hinreichen den britisch-asiatischen Handel zu schützen. Und ohne diesen ungestörten Handel, was wäre England? Was wäre es, wenn die Baumwolle durch Seegefahr im Preise um das Doppelte und Dreifache aufschlüge? Wenn die Colonialwaaren wieder vertheuert würden, wie zu Zeiten der festländischen Kriege? Wie viel Fabriken, wie viel Fabrikstädte, wie viel Fabrikbezirke würden plötzlich zur Arbeitslosigkeit verurtheilt? wie würden die Eisenbahnen stocken, die Canäle veröden, die Bergbauactien im Curse fallen, wie sollte man alle Kohlenproducte verwerthen und mit welcher geringen Masse von Eisen würde das arbeitslose England Genüge haben!

Im Laufe dieses Sommers ließ Lord Aberdeen die Depesche veröffentlichen, welche er am Schluß des Jahres 1829 an den Petersburger Botschafter richtete, und worin er die Ansichten des Londoner Cabinets über den Vertrag von Adrianopel dem russischen Hofe mittheilte. Die russischen Gebietserwerbungen in Kleinasien werden in dem berühmten Document als bedrohlich für die brittischen Interessen bezeichnet. Poti, Anapa und Achalzik sind in den Augen des englischen Ministers „dominirende Positionen, weit werthvoller als der Besitz unfruchtbarer Provinzen oder entvölkerter Städte. Die Abtretung der asiatischen Festungen mit den angränzenden Districten sichert Rußland nicht bloß die ununterbrochene Occupation der Küsten des schwarzen Meeres, sondern sie gibt ihm auch eine so dominirende Stellung daß es in Zukunft die Geschicke Kleinasiens nach Gutdünken controliren kann. Beträchtlich in das Herz Armeniens vorgeschoben und inmitten einer christlichen Bevölkerung hat Rußland die Schlüssel zu den Provinzen Persiens sowohl als der Türkei in Händen; mag es nun seine Eroberungen nach Osten ausdehnen wollen oder westlich nach Teheran oder Konstantinopel seine Blicke wenden, so steht seinen Fortschritten kein ernstliches Hinderniß mehr entgegen."

---

sehr schmal und wird von 500' hohen Thalwänden eingeschlossen, die im obern Theil des Passes senkrecht abfallen. Vgl. Thornton, Countries adjacent to India p. 109 ff.

[1] Im Durchschnitt der Jahre 1842 bis 1846 betrug der Werth der Ausfuhr Rußlands nach England 32 Mill. Rubel oder 40 Proc. seiner Gesammtausfuhr, die Einfuhr von England nach Rußland 22 Mill. S. R. oder 33 Proc. der Gesammteinfuhr. Wenn damals die russische Ausfuhr nach Europa 78 Mill. im Werth betrug, so ist sie im Jahre 1851 auf 97 Mill., im Jahr 1852 auf 115 Mill. gestiegen.

Rußland wurde durch den Vertrag von Adrianopel eine kleinasiatische Macht. Alles was es jenseits des Kuban und Terek vorher beſaß, waren nur halbe Erwerbungen geblieben, jetzt wurde es wirklich zum Herrn in dem fruchtbaren Thale des Kur, dem uralten Verbindungswege der caſpiſchen und pontiſchen Geſtade. Denn ſeinen transkaukaſiſchen Eroberungen fehlten die „dominirenden Poſitionen.“ Die pontiſchen Thalmündungen des Kaukaſus wurden erſt jetzt mit Forts geſchloſſen, und den Gebirgsvölkern alle Verbindungen mit der See abgeſchnitten. Rußland hielt die Schlüſſel zu den Quellengebieten des Euphrat und Tigris in den Händen, und es ſtand dort auf der Schwelle zu neuen Eroberungen über Kleinaſien bis zum Mittelmeer oder den Tigris entlang bis zum perſiſchen Meerbuſen hinab. Der Adrianopler Vertrag war ein Schritt weiter nach dem Mittelmeer und deßhalb war er für die brittiſche Seemacht ein Schritt näher zu einer Kataſtrophe. Indeſſen müſſen wir uns doch geſtehen, daß die Gefahr einer Bedrohung des alexandriniſchen Handelsweges noch zu entfernt lag um England zu einem Vernichtungskrieg gegen Rußland zu treiben. War es nicht England, das mit Rußland und den deutſchen Mächten die Quadrupelallianz gegen Frankreich im Jahre 1840 ſchloß, und wurde nicht damals auf Betrieb Englands die Durchfahrt europäiſcher Kriegsſchiffe durch die pontiſchen Meerengen ausdrücklich verboten? Wie? England verſtattete damals, daß das ſchwarze Meer zu einem ruſſiſchen Binnenſee ſich verwandelte? Daß Rußland durch eine Blokade der abchaſiſchen Küſten jede kriegeriſche Erhebung im weſtlichen Kaukaſus, wenn nicht verhindern, doch vereiteln konnte?

Auf einem andern europäiſchen Theater arbeiten ſogar engliſche Staatsmänner im ruſſiſchen Intereſſe. Wären die Gegenſätze zwiſchen London und Petersburg ſo unverſöhnliche, ſo müßte es eine Lebensaufgabe der brittiſchen Politik ſeyn, Rußland einen Rivalen in den baltiſchen Gewäſſen zu ſchaffen. Die baltiſche Politik des Londoner Cabinets iſt aber ſichtlich darauf berechnet, die Herrſchaft innerhalb des Sundes den Ruſſen ungeſchmälert zu erhalten. Wären Rußlands und Englands Intereſſen ſymmetriſche Gegenſätze, ſo hätte das brittiſche Volk mit Begeiſterung die Erhebung der Herzogthümer gegen Dänemark begrüßen müſſen. Die däniſche Macht wäre nicht bloß durch dieſen Aufſtand vernichtet und mit der däniſchen Macht eine Art factiſcher Suzeränität Rußlands zerſtört worden, ſondern die Deutſchen hätten an Kiel den größten nordiſchen Kriegshafen gewonnen. Ließ man dieſen Hafen Preußen in die Hände fallen, ermunterte man Preußen zur Gründung einer baltiſchen Flotte, ſo hatte man damit nicht bloß die Kronſtädter Marine in Schach geſetzt, ſondern man hätte auch eine dauernde Reibung zwiſchen Preußen und Rußland geſchaffen. Preußen aber wird und muß immer derjenige Staat in Europa bleiben, auf deſſen Allianz Rußland am nächſten ſich Rechnung machen könnte, verdankt doch Preußen ſeine Gebietserwerbungen auf dem Wiener Congreſſe dem ſtarken Beiſtand Rußlands. Zwiſchen dieſen beiden Staaten konnte England das alte Mittel des Theilens und Beherrſchens mit Glück verſuchen. Was hat aber England gethan? hat es die Herzogthümer unterſtützt? hat es ihnen applaudirt? hat es ſie in ihrem Unglück getröſtet?

Es hat ſie verhöhnt.

Hat es die däniſche Macht gebrochen, das heißt den ruſſiſchen Einfluß in Kopenhagen werthlos gemacht?

Es zahlte und zahlt noch heute, zahlt mit Vergnügen den Sundzoll und zwingt andere Staaten ihn zu zahlen, damit aus dem Sund- und Sündgelde Flotten gebaut werden, welche das Armen eines baltiſchen Rivalen gegen Rußland nicht befördern, ſondern verhindern.

Und wo, fragen wir endlich, wurde jenes Protokoll unterzeichnet, welches die Aenderung der däniſchen Succeſſionsordnung ſiegelte? In London geſchah es, daß die widerwärtige Union deutſcher und däniſcher Gebiete ihren ſtaatsrechtlichen Halt verlor, daß Rußland ſogar in ſeinen Anwartſchaften auf den Kopenhagener Thron nicht nur beſtätigt, ſondern der Erbfall noch um etliche Augen näher gerückt wurde.

Sicherlich gibt es noch andere Dinge und Ereigniſſe, unter Staaten und andere Völker, die England mehr fürchtet als die baltiſche Seeherrſchaft Rußlands. Man ſage nicht, daß der Gebrauch von Schraubenſchiffen im Kriegsdienſt die Natur des Oſtſeebeckens verändert, der Kronſtädter Flotte ein Erſcheinen in der Nordſee über die Maßen erleichtert und England über Nacht zu beſſere Gedanken gebracht hätte. Die Schraube war bereits erfunden, ehe das Londoner Protokoll unterzeichnet wurde. Die engliſche Flotte war ſogar vor Kronſtadt gelegen und befand ſich ſchon auf dem Rückweg, als die „Times“ auf einen Wink aus Deutſchland trocken erwiederten: „die Aufhebung des Sundzolles und die Vernichtung des Londoner Protokolls ſind uns nicht feil für eine Allianz Preußens gegen Rußland!“ Nicht feil um dieſe Dinge? Nun dann kann auch die Begierde einer Zerſtörung der *ruſſiſchen Macht noch* nicht ſo groß, der Haß gegen Rußland nicht *ſo unauslöſchlich ſeyn*, denn die Leidenſchaft reflectirt nicht, und zur Vernichtung eines Gegners greift man ſonſt nach allen Mitteln.

Man wird es jetzt wohl als bewieſen gelten laſſen, daß die brittiſchen und ruſſiſchen Intereſſen durchaus nicht ſich ſo ſcharf reiben, als etwa die ruſſiſchen und öſterreichiſchen. Nur wenn man dieſe Anſchauung feſthält, wird es licht in der Geſchichte der jüngſten Vergangenheit. Rußland und England haben ſich ſeit 1840 ſehr nahe geſtanden. Als im Jahre 1844 die berühmte Denkſchrift des Grafen Neſſelrode über die orientaliſche Frage an das brittiſche Cabinet abging, mußte man in St. Petersburg eine Allianz mit England nicht nur für möglich, ſondern für wahrſcheinlich halten. Die größte Seemacht und die größte Continentalmacht konnten im Bündniß ſich wohl ſtark genug halten, Europa Geſetze über die Zukunft der Türkei vorzuſchreiben. Ein ernſter Widerſtand war nur von Oeſterreich zu fürchten, doch konnte man hoffen, wenn man die Türkei zur See und zu Land zugleich angriff, ihr den tödtlichen Schlag raſcher zu verſetzen als im Jahre 1829. Alles hing davon ab, wenn nur England gewonnen wurde. Als See- und Handelsmacht nicht befähigt zu großen Erwerbungen auf dem Feſtlande, mußte man die brittiſche Habgier durch Anerbietungen wichtiger maritimer Poſitionen zu befriedigen ſuchen, mit Inſeln, Küſtenplätzen oder Ländern, die nur zur See zugänglich, oder von der Natur gegen Invaſionen geſchützt, wenig militäriſche Kräfte zur Beſetzung erfordern. Für ſolche Aequivalente ſollte England den Ruſſen freies Spiel geben, nicht zur Eroberung der Türkei, ſon-

dern zu einer neuen Bildung chriſtlicher (griechiſch-katholiſcher) Staaten auf der illyriſchen Halbinſel.

Das Jahr 1848 trat zwiſchen die Plane des ruſſiſchen Cabinets, und ſie ſchliefen lange Zeit ruhig in den Archiven. Lord Palmerſton war ſicherlich nicht der Mann, der auf eine Allianz mit Rußland eingegangen wäre. Aber nach dem Sturze dieſes Miniſters begannen ſogleich die neuen Verhandlungen. Die Situation Europa's mußte dem St. Petersburger Cabinet außerordentlich günſtig erſcheinen, England zum Complicen bei ſeinem Theilungsſtreiche zu gewinnen. Man konnte ſeit der Reſtauration der Napoleoniſchen Dynaſtie in Frankreich zehnmal mehr auf einen franzöſiſch-engliſchen Krieg als auf eine engliſch-franzöſiſche Allianz wetten. Europa hat im letzten und gegenwärtigen Jahr die Regiſter der engliſchen und franzöſiſchen Marine angeſtaunt. Beide Staaten ſtellten drei und vier Geſchwader auf, jedes einzelne an Artilleriewerth ihren Kriegsflotten am Beginn des Jahrhunderts überlegen. Man ſollte aber dieſes Verwundern mäßigen, und bedenken daß ſeit dem December-Staatsſtreiche, oder noch früher, von beiden Seiten heimlich, nicht auf eine Allianz, ſondern auf einen Krieg gerüſtet wurde. Die Gehäſſigkeit und Leidenſchaft in der engliſchen Preſſe hatte jenen Grad erreicht oder überſchritten, der einſt den Kaiſer Napoleon zum Bruch des Friedens von Amiens den Vorwand gegeben. In London fanden die franzöſiſchen Flüchtlinge das ſicherſte Aſyl, in Brüſſel und in Turin arbeitete die Diplomatie beider Staaten gegen einander. Wäre zwei Jahre früher in Spanien die Kataſtrophe ausgebrochen oder hätte Kaiſer Nikolaus ſeine Anſchläge nur achtzehn Monate vertagt, ſo hätten die ſpaniſchen Angelegenheiten, die jetzt nur einen ſecundären Werth haben, vielleicht zu ernſten Zerwürfniſſen zwiſchen den Seemächten hingereicht. Kaiſer Nikolaus hatte daher den Zeitpunkt nicht übel gewählt, als er Sir Hamilton Seymour zu den berüchtigten Diſcurſen über das Schickſal der erlöſchenden Osmanenherrſchaft verführte. Es wurde gleichzeitig über dieſelbe Materie ein Briefwechſel zwiſchen dem Kaiſer und der Königin geführt, der ſpäter in Abſchriften an den europäiſchen Höfen circulirte, den man aber aus Rückſichten für die Perſonen der Oeffentlichkeit nicht übergeben hat. Das engliſche Cabinet lehnte damals die Eröffnungen des Kaiſers ab, jedoch in einer Weiſe, welche ſehr leicht von dem Petersburger Cabinet ſo ausgelegt werden konnte, als ob man in London mit der Sache ſelbſt einverſtanden, den Zeitpunkt für das Handeln nicht reif genug hielte. Anfangs trug das Benehmen des engliſchen Cabinets auch völlig den Schein, als befände es ſich im Einverſtändniß mit dem ruſſiſchen. Es iſt kein Geheimniß, wie zufrieden man in London war, daß Fürſt Menſchikoff in Konſtantinopel die franzöſiſchen Diplomaten in der Angelegenheit über die heiligen Stätten völlig aus dem Felde ſchlug. Bekanntlich hatte das brittiſche Cabinet den Geſandtſchaftspoſten in Konſtantinopel lange unbeſetzt gelaſſen. Dieß ſah nicht aus, als ob man die Türkei zum Widerſtande gegen Fürſt Menſchikoff ermuntern wollte. Aber ſelbſt nach Beſchickung der Wiener Conferenz hüteten ſich die engliſchen Miniſter vor jedem prononcirten Schritt. Die Londoner Politik trägt noch bis ſpät in das Jahr 1853 den Charakter der völligen Unentſchiedenheit. Rußlands Freundſchaft, deren Werth man bei dem kürzlich drohenden Kriege mit Frankreich fühlen gelernt, durfte man nicht leichthin verſcherzen. Es iſt wohl hie und da behauptet worden, die Pforte habe auf geheimen Antrieb Lord Redcliffe's die Wiener Note verworfen. Wäre dieſe Anſicht richtig, ſo würde das blaue Buch über die orientaliſche Frage nur eine Suite gefälſchter Papiere enthalten. In England aber iſt es doppelt gewagt, Urkunden zu verunſtalten. Die Parteien löſen ſich in den Cabinetten ab, jeder Nachfolger iſt ein politiſcher Widerſacher ſeines Vorgängers, und würde im Beſitz der Archive aus jeder Zweideutigkeit der geſtürzten Regierung Waffen ſammeln können, um ſie gegen die ehemaligen Gewalthaber zu gebrauchen, die er als Gegner wieder auf der Oppoſitionsbank im Parlamente findet. Lord Aberdeen nun hat der Pforte, als ſie die Wiener Note verwarf, das Epigramm zugeſchleudert: „ſie werde durch ihre Verwegenheit jetzt unbequemer, als durch ihre frühere Verzagtheit.“ Die Verwerfung der Wiener Note ſcheine den Verdacht zu beſtätigen, „als ſuche die Türkei ſich abſichtlich in den Krieg zu ſtürzen in der Ueberzeugung, daß England und Frankreich dadurch gezwungen würden ſie zu unterſtützen, und der Krieg daher nur zu Gunſten des Sultans ausſchlagen und ihm Bürgſchaften zur Befeſtigung ſeiner ſchwankenden Macht verſchaffen müſſe.“ [1]

Der Umſchwung der brittiſchen Politik tritt daher erſt mit der Vernichtung des türkiſchen Geſchwaders bei Sinope ein. Dieſer Sieg erinnerte an das Daſeyn einer ruſſiſchen Flotte im ſchwarzen Meer. Von dieſem Zeitpunkt an gab es keine Cabinetspolitik in London mehr, ſondern es herrſchten nur die populären Inſtincte, wie ſie ihren Ausdruck in der Preſſe fanden.

Als dann ſpäter kurz vor Abberufung des engliſchen Geſandten aus St. Petersburg Lord Aberdeen auf eine Interpellation im Parlament die Antwort gab: wir treiben einem Kriege entgegen (we drive to a war), ſo war in dem doppelſinnigen Worte die unfreie Lage des Cabinets gezeichnet, und man konnte ſich in St. Petersburg zurufen: das iſt Aberdeens Stimme!

Nie wird man über die brittiſche Politik ins Klare kommen, wenn man den Irrlichterſprüngen der engliſchen Preſſe folgt. Die Preſſe iſt eine große Macht in einem Staate, wo parlamentariſche Parteien herrſchen. Leidenſchaft oder Intrigue vermögen gar oft einen ſolchen Staat Gegnern in die Arme zu werfen, und ihn zur Verſündigung an ſeinen höhern Intereſſen zu zwingen: Blut und Geld fällt dann der Laune, dem Unverſtand und dem populären Hochmuthe zum Opfer. Wenn aber auch die öffentliche Meinung eine Macht iſt, ſo iſt ſie der unzuverläſſigſte aller Potentaten. Die „Times“, das getreue Abbild der Montags- und Samſtagslaune des brittiſchen Volkes, ſind die bitterſte Satyre auf die Wandelbarkeit der populären Stimmungen. Die engliſche Preſſe hatte ſeit 1851 nicht aufgehört, Louis Napoleon in einer Cloake von Schimpfreden zu erſticken. Sie hat dann denſelben Mann aus dem Schmutz wieder herausgezogen, ihn ſäuberlich abgewaſchen, parfümirt und dann vergöttert. Es iſt daher gerathen, weder im Guten noch im Böſen viel auf die Tobſucht oder die Zärtlichkeiten der engliſchen Preſſe zu geben. Früher oder ſpäter werden die wahren Intereſſen des Landes ſich fühlbar machen, und dieſe Intereſſen ſind durchaus nicht im unheilbaren Gegenſatze zu den ruſſiſchen. England hat nur Urſache zweierlei zu verhindern; alles was mittelbar oder unmittelbar dazu beitragen könnte, Rußland eine mediterraneiſche See-

[1] Graf Aberdeen an Lord Stratford 10 Sept. 53.

macht werden zu laſſen, alſo auch ſeine Fortſchritte in Rumelien oder in Kleinaſien, inſofern ſie ein Fortrücken nach Konſtantinopel bedeuten würden.

Lord Aberdeen hat kürzlich bei einer öffentlichen Aeußerung die Worte fallen laſſen: „Jeder Krieg, der einen Tag länger dauere als nothwendig, werde zum Verbrechen.“ Im Sinne unſerer Erörterung hat dieſe Erklärung des brittiſchen Staatsmannes einen höhern Werth als alles Geräuſch in der Londoner Preſſe. So wie ſich in England das Kriegsfieber ein wenig gelegt haben wird und man zur Beſinnung kommt, wird die Reue nicht ausbleiben. Die Meinung von der Macht eines Staates, wenn ſie herrſchend geworden, wirkt mehr als die Macht ſelbſt vermöchte. Nach einem beinahe vierzigjährigen Frieden hatte man jeden Maaßſtab für die Leiſtungen der europäiſchen Kriegsmächte verloren. Der Krieg ſelbſt iſt ein Abwägen und Abmeſſen der gegenſeitigen Kräfte, und es iſt ganz falſch, die Bedeutung glücklicher oder unglücklicher Feldzüge einzig und allein nach den errungenen diplomatiſchen Früchten zu beurtheilen. Das Anſehen jedes Staates wird nach ſeinen Leiſtungen im letzten Kriege bemeſſen, und dieſen Werth behält er bei, bis zu dem nächſten Abrechnungstage. England kann ſich nicht rühmen, daß durch ſeine bisherige Kriegsführung die Meinung von ſeinen Leiſtungen ſehr geſtiegen ſey. Im Gegentheil iſt der militäriſche Werth der Kriegsflotten bedeutend in der Schätzung der Völker geſunken, weil es neuerdings noch nicht ein einzigesmal gelang, einen größern bewaffneten Hafen mit ſchwimmender Artillerie zu öffnen. Flotten ohne Landarmee gelten daher vorläufig für eine ſchwache Waffe zum Angriff. Und man darf nicht einmal die Waffe gebrauchen wie man möchte. England war nach dem alten Herkommen gewiß berechtigt, die Vorräthe an Hanf, Theer und Holz in den finniſchen Stapelplätzen zu zerſtören. Das alte Herkommen paßt aber nicht mehr für unſere Zeiten. Die Franzoſen haben ſich wohl gehütet an den bothniſchen Küſtenverwüſtungen des Admirals Plumridge Theil zu nehmen, und ſchließlich erhob ſich ſelbſt die engliſche Preſſe gegen die unpolitiſche Barbarei. Niemand wird beſtreiten, daß die baltiſche Blokade dem ruſſiſchen Handel ſehr weh gethan. Allein die Verluſte finden ſich eben ſo gut auf brittiſcher Seite, denn England war ja der Abnehmer des baltiſchen Getreides, Hanfes, Leins ꝛc. Für den verſchloſſenen Seetransport fand der Handel raſch ein Surrogat durch die Landfrachten. Auf dieſe Art gelangte freilich die Waare vertheuert und ſpärlicher auf die engliſchen Märkte. Die überſchüſſigen Speſen aber mußten zur Hälfte der engliſche Fabrikant, zur Hälfte der ruſſiſche Erzeuger tragen. Man hat nun in England vorgeſchlagen auch die preußiſche Küſte zu bloliren. Aber was dann? Die Landtransporte würden die holländiſchen Häfen ſuchen und die Speſen des engliſchen Fabrikanten noch höher ſteigen. So lange England nicht das ganze Feſtland in Blokade verſetzt, wird der gewünſchte Effect immer nur unvollſtändig erreicht werden, beſonders wenn durch Entwicklung des Eiſenbahnweſens weite Landfrachten ſelbſt für ſchwere und wohlfeile Producte erträglich werden.

Der Gebrauch der Kriegsflotten wird aber noch mehr eingeſchränkt durch die internationalen Verträge über die Rechte der neutralen Flagge. Die Allianz mit Frankreich hat England ſchon das vorläufige Zugeſtändniß abgenöthigt, daß die Flagge die Ladung decke und daß neutrales Eigenthum unter feindlicher Flagge unberührt bleiben ſoll. Hier genügt Ein Präjudiz um das Recht „das mit uns geboren iſt“ unwiderruflich feſtzuſtellen. Für jene Grundſätze ſtreiten jetzt nicht bloß Seemächte zweiten Ranges, ſondern die Vereinigten Staaten, Rußland und Frankreich, lauter ebenbürtige Gegner des iſolirten Großbritannien. Wir können noch zuſetzen, daß der Seehandel durch ſeine gegenwärtigen Dimenſionen das mittelalterliche catalaniſche Seerecht [1] längſt obſolet hat. In England iſt auch die Freihandelspartei unbedingt für die humanen Grundſätze eingenommen. „Die wahre Gefahr des Krieges mit Rußland, ſagte kürzlich die whigiſtiſche Edinburgh Review, liegt nicht im Kriege ſelbſt, ſondern in ſeinen möglichen Zwiſchenfällen. Sie liegt nicht in dem Bruch mit der feindlichen Macht, ſondern in unſern neuen Beziehungen zu den friedlichen und neutralen Mächten. Der Wohlſtand Englands beſteht in der jährlichen Erzeugung ſeiner heimiſchen Gewerbe; dieſe zuverläſſige Quelle würde aber theilweiſe vertrocknen, wenn der Ueberſchuß unſerer Gewerbserzeugniſſe nicht gegen reichliche Zufuhren von Lebensmitteln und anderen Tagesbedürfniſſen ausgetauſcht würde, die wir aus fremden Ländern einführen. Solange unſere heimiſche Erzeugung in ihrer jetzigen Höhe fortbeſtehen, ſolange unſer auswärtiger Handel ungeſchmälert fortbetrieben werden kann, ſo lange wird es, wenn auch mit ſchweren Opfern, nicht an den genügenden Geldern fehlen einen großen und koſtſpieligen Krieg zu ernähren. Es iſt daher für England eine Lebensfrage, die großen Völkerſtraßen des Handels offen zu halten und zu ſichern. Das Recht nach Feindes Gut und brittiſchen Seeleuten Durchſuchung neutraler Schiffe anzuſtellen, welches England in Kriegszeiten ausgeübt, war ſtets die Quelle zu Zerwürfniſſen mit neutralen Mächten und hat uns mit Völkern in Streitigkeit verſetzt, die vorher unſerm *Kampfe fremd geblieben* waren. Es hat unſern Handel gehindert, unſere Feinde verdoppelt, unſern Geldaufwand vermehrt, unſere See- und Landmacht zerſplittert, unſere Kriege verlängert, und die Ausſichten auf den Sieg vermindert. Sollte unſer Cabinet jetzt der engherzigen Politik folgen, welche die nur allzu berühmten Cabinetsbefehle von 1807 dictirte, ſo würden wir zweifelsohne raſch in einen Krieg verwickelt werden nicht bloß mit den Vereinigten Staaten, ſondern ſelbſt mit Frankreich; unſere freundlichen Beziehungen zu allen neutralen Mächten würden getrübt und unſer Handel bekäme einen Stoß, von dem er ſich nicht ſo leicht wieder erholen könnte.“

Wenn nun England genöthigt wird jene Grundſätze unſers Jahrhunderts anzuerkennen, welche Wirkungen laſſen ſich dann noch durch eine Blokade erreichen, beſonders wenn die Neutralen ſichtbare Merkmale des Blokadezuſtandes begehren ſollten? Flotten würden dann künftig ganz aus der Reihe der Angriffswaffen gegen Küſten geſtrichen werden, wenn ſie nicht ihre Operationen mit Landtruppen verbinden. Wenn die „Times“ kürzlich ihren Leſern den Troſt gaben, England könne bei einer Aushebung von einem Procent aus der Bevölkerung 277,000 Mann ins Feld ſtellen, ſo muß

[1] Das Llibre del Consolat del mar enthält im cap. CLXXIII die Grundſätze, daß neutrales Gut im Feinde: ſchiff und Feindesgut auf neutralem Kiel als Priſe verfallen ſey. Nach Capmany (Mem. Histor. sobre la marina de Barcelona) war das „Consolat“ eine Compilation piſaniſcher, genueſiſcher, venetianiſcher, byzantiniſcher und marſeiller Ordonnanzen, die hinaufreichen über das Jahr 1075. Es hat alſo mehr als acht Jahrhunderte gebraucht, ehe das internationale Recht zur See für eine neue Entwicklung im Sinne der Humanität reif geworden.

man zuerſt abziehen, was die Colonien als Beſatzung verſchlingen. Von 1835 bis 1851 haben ſich die europäiſchen Truppen Indiens im Dienſte der Krone und der Compagnie um die Hälfte vermehrt. Sie erreichten eine Ziffer von 44,000 Köpfen im Jahre 1852, alſo mehr als das Drittel der geſammten britiſchen Armee auf dem Friedensfuße. Wenn man die Beſatzungen von Canada, Weſtindien, dem Caplande, von Gibraltar, den joniſchen Inſeln, Malta und Aden abzieht, ſo bleibt nach Verdoppelung des pontiſchen Invaſionscorps kein Mann übrig für die heimiſchen Garniſonen. Auf dem Feſtlande iſt die Rechnung außerordentlich leicht gemacht, wenn man aus der Populationsmaſſe und den Procentverhältniſſen der Aushebung die Stärke der Armeen ermitteln will. In England regiert aber ein ganz anderer Factor bei der Aushebung, nämlich die Höhe des Arbeitslohnes. Der Arbeitslohn iſt nun ſeit den letzten Kriegen in England enorm geſtiegen, und es iſt eine bekannte Sache, daß Sold und Handgeld immer höher ſtehen müſſen als der landesübliche Arbeitslohn. Es iſt zwar unbeſtritten, daß von 1821 bis 1851 die Zahl der männlichen Bevölkerung im claſſiſchen Dienſtalter von 20 bis 30 Jahren von 1,130,266 auf 1,830,588 Köpfe geſtiegen, allein dieſe Vermehrung der Bevölkerung fällt hauptſächlich auf die Gewerbsbezirke. Nun iſt in Frankreich und in Deutſchland die Erfahrung gemacht worden, daß mit der Fabrikbevölkerung die Procentſätze der Militäruntüchtigen wachſen. In England hat aber ſeit den letzten Friedensſchlüſſen die Landbevölkerung in ihrer Geſammtziffer nicht zu, ſondern abgenommen, Dank der reichlichen Anwendung von Maſchinen in der Landwirthſchaft. Der Wohlſtand der Fabrikbevölkerung in England begünſtigt ferner ſehr frühe Heirathen. Es iſt nichts Ungewöhnliches, es iſt ſogar die Regel, daß Burſche von 18 bis 20 Jahren heirathen. Kein Sold und kein Handgeld wird daher hoch genug ſeyn, einen Familienvater aus ſeinem Neſte zu locken. Dieſe ungünſtigen Verhältniſſe werden aber gemildert durch die ausgeſprochene Raufluſt der Völker des Vereinigten Königreichs und durch die vermuthlich eintretende Arbeitsloſigkeit in den Gewerbsgegenden. Beide Motive ſind die beſten Soldatenwerber für die britiſche Krone.

Nie während eines Kriegszuſtandes hat ſich England in einer ſolchen militäriſchen Wehrloſigkeit befunden, als jetzt. Haben doch die hochmüthigen „Times“ einen Hülfeſchrei kürzlich ausgeſtoßen, der nichts mehr und nichts weniger enthielt, als das trockene Bekenntniß: wenn Kaiſer Napoleon den bedrängten limriſchen Eroberern nicht zu Hülfe komme, England ſey dieſer Leiſtung nicht gewachſen. „Wenn auch die Britten, erklärten die Times, keine militäriſche Nation ſind, ſo haben doch die Franzoſen Anſpruch ein Soldatenvolk zu heißen. Ihre Feldherren haben die neue Kriegskunſt geſchaffen, und noch iſt die Generation nicht ausgeſtorben, welche einſt franzöſiſche Fahnen auf allen Hauptſtädten Europa's wehen ſah. Auch iſt die Heerverfaſſung Frankreichs nicht entartet von ihrer ehemaligen Glorie. Frankreich hat gegenwärtig etwa 300,000 Mann unter Gewehr, — wohlgeſchulte, trefflich ausgerüſtete, hoch begeiſterte Truppen unter Officieren, die auf dem glühenden Sande und unter den wilden Stämmen Afrika's ihr Handwerk gelernt haben. Wenn von unſerer Seite alles geſchehen, was wir überhaupt zu leiſten vermögen, ſo können unſere Anſtrengungen doch keinen Vergleich mit der ſtets verfügbaren Waffenmacht unſeres großen Alliirten vertragen. Mit dreißigtauſend friſchen Truppen unſere erſchöpfte und belagerte Armee (in der Krim) zu verſtärken, ſcheint uns eine Leiſtung jenſeits der Sphäre des Möglichen, während der Kaiſer von Frankreich nur zu winken braucht, daß ſich eine dreimal größere Zahl im Laufe einer Woche einſchiffe um ſeine Fahnen in das Herz des ruſſiſchen Reiches zu tragen.“ Das iſt eine Beichte, die man auf dem Feſtlande zu Protokoll nehmen mag.

Man würde aber einen Fehler begehen, wollte man Englands politiſche Macht nach der Zahl der Regimentern abmeſſen, die es für europäiſche Zwecke verfügbar habe. Als kürzlich auf Mr. Hume's Antrag eine parlamentariſche Unterſuchung über den Betrag der auswärtigen Anleihen und der Subſidien an fremde Mächte ſeit 1792 angeordnet wurde, ergab ſich, daß England, von 1792 bis 1853 gerechnet, über 60 Millionen in Geſtalt von Anleihen und eben ſo viel von 1793 bis 1816 in Geſtalt von Subſidien an fremde Staaten ausgezahlt hatte. Man kann rechnen, daß England jährlich im Durchſchnitt zur Zeit der Continentalkriege gegen 5 Millionen Pfd. unter der Form von Anleihen oder Subſidien auf das Feſtland ſendete. Es hatte gleichzeitig ſeine Staatsſchuld von 239 Mill. Pfd. auf 841 Mill. Pfd. oder jährlich um 25 Mill. Pfd. (300 Mill. fl.) vergrößert. Man ſage nun nicht, die Zeit ſey vorbei, wo Fürſten und Staaten ihre Heere und Truppen in Miethverhältniſſe zu einer auswärtigen Macht treten laſſen. Man ſage lieber dieſe Zeit ſey noch nicht gekommen. Aber ſie würde kommen, wenn ſich große Allianzen auf dem Feſtlande gebildet und große Kriege ſich entzündet hätten. Sowie es ſich um Verluſte von Provinzen oder um Behauptung von werthvollen Eroberungen handelt, da hat das politiſche Zartgefühl ein Ende. Eine Großmacht die zu wählen hat zwiſchen einem Frieden mit Gebietsverluſt oder Erneuerung des Krieges mit fremden Geldern, wird ſich keinen Augenblick beſinnen. Dann, aber erſt dann wird England ein furchtbarer Feind und ein ſtarker Alliirter. Es kann Großmächte demüthigen durch Steuerzahlen, es liefert Armeen, indem es jedes Pfund Thee einen Schilling höher bezahlt, es gibt Millionen für einen Friedensbruch und Tonnen Goldes für eine verlorne Schlacht.

Englands Finanzen darf man nicht mit dem kleinen Einmaleins des Feſtlandes berechnen. Obgleich ſich ſeit 1793 die britiſche Staatsſchuld verdreifacht hat, ſo drückt dieſe Laſt doch unendlich geringer das jetzige vereinigte Königreich, als die 239 Millionen Schulden vor dem Beginn der franzöſiſchen Kriege. In den letzten Jahren hat das Parlament faſt jede Seſſion mit einer Steuerverminderung geſchloſſen, und trotz der niedrigen Abgabenſätze antwortete das Land faſt jedesmal mit einem Plus der Einkünfte. Man denke ſich nun Englands incommenſurable Geldkräfte im Complott mit den unerſchöpflichen Menſchenkräften eines feſtländiſchen Staates, heiße er Frankreich oder Oeſterreich, und man mag ſich betroffen geſtehen, daß ein einmal entzündeter Krieg nicht ſo raſch, viel ſchwerer ſogar als am Beginn unſeres Jahrhunderts auszulöſchen wäre.

Es iſt unrichtig, wenn man ſich vorſtellt, England vermöge nicht ohne die Zufuhren fremder Lebensmittel ſeine Bevölkerung zu ernähren. Es wird gewöhnlich behauptet, daß in England ſeit Abſchaffung der Kornzölle weniger Getreide als früher erzeugt werde, daß Weizenboden in Weideland wieder umgewandelt, und viele Landwirthe genöthigt worden den Körnerbau mit der Viehwirthſchaft zu vertauſchen. Dieſe Behauptungen kommen ſämmtlich

aus dem Lager der Schutzzöllner, und es liegen ihnen durchaus keine ſtatiſtiſchen Ziffern zu Grunde. Iſt es doch jetzt noch nicht möglich geweſen die jährlich erzeugte Getreidemenge in Großbritannien zu ermitteln. Wenn man gewöhnlich von 50 Millionen Quartern ſpricht, ſo iſt das eine rein hypothetiſche Ziffer. Entweder man berechnet den Ertrag der ebenfalls nur annähernd bekannten Fläche des Ackerbodens, oder man ſummirte den muthmaßlichen Verbrauch der Weizen-, Roggen-, Gerſte-, Haſer- ꝛc. Conſumenten in dem Vereinigten Königreich. Kennt man nun das Ernteergebniß von 1854 nicht einmal, wie will man behaupten, der Körnerbau habe abgenommen ſeit irgend einem Zeitpunkt? Die Wahrſcheinlichkeit iſt vielmehr auf Seite der Behauptung, daß England mehr Früchte als früher erzeuge. Wäre ſeit Wegfall der Zölle der Körnerbau nicht mehr einträglich, wie käme es, daß noch Jahr für Jahr neue Landesſtrecken in Großbritannien urbar gemacht würden? Offenbar könnte die Capitalsanlage bei einem Neubau noch weniger rentiren, wenn die bereits angebaute Fläche ihren Gewinn nicht mehr brächte. Und wenn die Viehzucht wirklich den Körnerbau verdrängt, wer erklärt uns dann die maſſenhafte Einfuhr von Schlachtvieh aus Jütland und Schleswig-Holſtein, der zu lieb die Engländer dort Eiſenbahnen erbaut und eigene Dampferlinien errichtet haben, ſo daß in Folge deſſen in ganz Norddeutſchland die Fleiſchpreiſe beinahe auf die engliſchen Marktſätze geſtiegen ſind? Die Abſchaffung der Kornzölle hat höchſtens dazu geführt, daß der Pachtſchilling bei der Bodenmiethe gefallen. Und ſelbſt dieſe Erſcheinung iſt keine allgemeine geweſen, ſondern man hat die entgangenen Gewinne durch reiche Capitalsanlagen und Ameliorationen der Grundſtücke zu erſetzen geſucht.

Wenn nun England von 1847 bis 1853 im Durchſchnitt jedes Jahr (auf Weizen reducirt) gegen 7½ Millionen Quarter, alſo die Nahrung von etwa 4 Millionen Einwohnern einführte, ſo meinen die meiſten Beurtheiler, England müſſe verhungern, wenn ihm das Feſtland ſeine Lebensmittel verſagte. Setzen wir gleich hinzu, daß die ruſſiſchen Einfuhren an Weizen und Mehl nur 14 Procent der brittiſchen Fruchteinfuhr bilden. Wenn nun Englands eigene Erzeugung nicht abgenommen, die Einfuhr fremden Getreides aber ſtark zugenommen hat, ſo beweiſt dieſe Erſcheinung, daß der Verbrauch in England durch den niedrigen Preis ungewöhnlich geſtiegen ſeyn muß. Wie kann aber, fragen viele, der Verbrauch von Brodfrüchten ſteigen? Nehmen wir an, daß Kinder unter 10 und alte Leute über 70 Jahre 180 Pfund, und die übrigen Erwachſenen 360 Pfund Brod jährlich verzehren, ſo muß doch bei einer gegebenen Bevölkerungsmaſſe der jährliche Brodverbrauch immer derſelbe bleiben, weil der Menſch doch nicht die Gränzen ſeines Hungers erweitern kann. Gewiß kann er es nicht, allein die Frage lautet, wie viele Menſchen Brod und was für Brod ſie eſſen? Ob ſie nicht wie die Iren wenig oder kein Brod, ſondern Kartoffeln, oder ob ſie wie die Schotten Haferkuchen aßen. Je höher der Wohlſtand eines Volkes ſteigt, je höher ſteigt auch der Nahrungswerth ſeiner Lebensmittel. Hunderttauſende die früher nur Kartoffeln aßen, avanciren in der Ernährungsſcala zu Graupeneſſern, oder ſie gehen über zum Haferbrod, oder der Haferbrodeſſer ſteigt auf zum Weizeneſſer. Das Avancement hört auch beim Weizeneſſer nicht auf, ſondern er fängt an mehr Fleiſch zu conſumiren, oder er verzehrt auch vegetabiliſche Nahrung in andern Geſtalten, als Bier oder Branntwein. Das iſt die große Folge der Kornzölle geweſen, daß mehr Fleiſch, mehr Weizen, mehr Gerſte, mehr Haſer verzehrt worden, und daß alſo trotz der geſteigerten Einfuhr auch die ſelbſterzeugten Maſſen in Großbritannien zugenommen haben können. Täuſchen wir uns aber auch nicht? Belegen wir die eine grundloſe Behauptung nicht mit einer andern. Iſt der Wohlſtand Großbritanniens ſeit Aufhebung der Kornzölle wirklich geſtiegen, daß auch der Nahrungswerth des Einzelnen ſteigen konnte?

Wenn wir keine Angaben beſitzen, ob der Kopftheil des Bezenverbrauches geſtiegen, ſo wiſſen wir doch von andern Nahrungsmitteln mit Sicherheit, daß ſie und in welchen Zahlenverhältniſſen ſie populärer geworden ſind. Es betrug nämlich der Kopftheil beim Verbrauch

	1831	1843	1853
des Zuckers in Pfunden	18	16	30
„ Kaffees in Unzen	14	16	29½
„ Thees „ „	19	22	34

Wenn der Verbrauch ſolcher höhern Nahrungswerthe überhand nimmt, kann man ſich darüber beruhigen, daß auch der Verbrauch an Brod nicht abgenommen habe, und es iſt gewiß eine mäßige Schätzung der Freihandelsblätter, wenn ſie annehmen, daß ſeit der freien Korneinfuhr in England 2 Buſhel Weizen auf den Kopf mehr verzehrt werden.

Ein längerer Kriegszuſtand würde daher England nicht in Hungersnoth ſtürzen, ſondern nur die Maſſe der Bevölkerung wieder auf die geringere Nahrung der dreißiger oder vierziger Jahre herabſetzen. Weizen koſtet im Augenblick mehr (74 Sh.) als im Durchſchnitt des Nothjahrs 1847; aus *Amerika* ſind wegen der Mißernte keine Zufuhren zu erwarten; eine Handelskriſis iſt bereits ausgebrochen und hohe Kriegslaſten ſollen dem Lande auferlegt werden. Aber was ſind dieſe Leiden im Vergleich mit dem, was England im Anfange unſers Jahrhunderts ausgeſtanden. Fünf Mißernten folgten 1809 bis 1813 auf einander, und in dieſer Zeit bewegten ſich die Weizenpreiſe im Durchſchnitt zwiſchen 98 Sh. und 126 Sh., alſo 50 Procent höher als gegenwärtig; das Land war mit einem Papiergeld überſchwemmt, welches eben ſo viel am Nennwerthe verlor, als gegenwärtig das öſterreichiſche. Englands Erbfeind breitete nach jedem Feldzuge ſeine Eroberungen aus, und dennoch zahlte das Land unverdroſſen Kriegsgelder und Subſidien. So ſind und waren die engliſchen Finanzen für uns von jeher unberechenbare Größen.

Im Jahre 1854 hat der Werth der engliſchen Ausfuhren bis zum Auguſt noch gegen die Werthe des vorigen Jahres zugenommen. Was das heißen will, erkennt man aber erſt aus dem Gang des engliſchen Handels in den letzten drei Jahren. Es betrug nämlich der Werth der Ausfuhren

1851	68,531,606	Pfd. St.
1853	71,365,065	„ „
1853	87,357,306	„ „

Er hat alſo in zwei Jahren um 18,825,705 Pfd. St. oder um 28 Procent zugenommen. Im Jahr 1854 wird er vermuthlich auf der Höhe von 1853 ſtehen bleiben, im folgenden Jahre könnte er um 28 Procent ſinken, und England würde immer erſt wieder bei den Dimenſionen von 1851 angelangt ſeyn!

Trotzdem geräth England durch den jetzigen Krieg in eine viel mißlichere Lage als während der napoleonischen Zeiten. Damals beherrschten seine Flotten alle Gewässer des Erdballs, und seine Fabrikate fanden auf allen zugänglichen Märkten der Welt ihren Absatz. England prosperirte sogar, während alle übrigen Länder litten. Jetzt hat sich die Situation völlig verändert.

Neben der brittischen sind die amerikanischen und deutschen Handelsflotten herangewachsen. Französische, deutsche und österreichische Fabricate beengen den englischen Absatz. Es könnte jetzt kommen daß England litte und andere Staaten und Völker prosperirten. Für die Britten ist diese Lage so neu und fremd, daß sie alles daran setzen werden, auch die deutschen Staaten in den Krieg zu verwickeln. Gar schnell gehen Handelsverbindungen verloren, und wo ein Mitbewerber die Gelegenheit ergreift sich festzusetzen, da ist er schwer oder nie wieder zu verdrängen. Die brittische Regierung kauft Schiffe oder miethet sie zur Versorgung und zum Transport ihrer Truppen, sie hat bereits von den Postlinien einzelne Dampfer wegnehmen müssen. Dadurch steigen die Frachtsätze, die in der letzten Zeit schon sehr drückend geworden waren, ins Unerträgliche. Der Handel mit solchen Gütern, die wenig Werth aber großes Gewicht besitzen, verbietet sich nun von selbst, und eben so steckt der Absatz dorthin, wo man als Rückfracht jene schweren Waaren herholte. Die Aufhebung der Schifffahrtsacte lindert das Uebel zwar einigermaßen, aber man muß sich doch sagen: der höhere Frachtlohn ist ein Verlust am Gewinne des englischen Erzeugers, der zwar den einheimischen aber auch den fremden Rhedern zu Gute kommt. Englands geschmälerte Gewinn wirken in diesem Sinne als Prämie für die nichtbrittische Schifffahrt, das Leiden Englands wird zum Impuls für die amerikanische und deutsche Handelsflotte!

Diese tiefen Wunden des Handels wird kein Friedensschluß heilen. Deßhalb haben die brittischen Staatsmänner so lange mit der Kriegserklärung gezögert und deßhalb werden sie willig auf Unterhandlungen eingehen, wenn die populären Leidenschaften eine Sättigung gefunden. [1]

A. Ubicini über die Katholiken in der Türkei.

(Aus der Revue de l'Orient.)

I.

Die lateinische oder katholische Glaubensgemeinde in der Türkei (qatholiqy milleti) umfaßt, gleichviel welches ihr Ursprung sey, jedoch mit Ausnahme der unirten Armenier, alle katholischen Unterthanen der Pforte.

Diese scheiden sich in mehrere Gruppen oder Nationen, welche, obwohl in Betreff des Ritus und der kirchlichen Organisation unter sich verschieden, in weltlicher Beziehung sämmtlich unter einem und demselben, mit ihrer Vertretung bei der Pforte betrauten Oberhaupt oder Vekil stehen.

Dieser Nationen sind fünf, nämlich: die Lateiner, die unirten Griechen oder Melkiten, die Syrier und die unirten Chaldäer, die Maroniten.

1. Lateiner. Unter dem Namen Lateiner begreift man alle katholischen Unterthanen der Pforte, welche die römische Liturgie befolgen und die großentheils aus Aleppinern, Albanesen, Bulgaren, Croaten und Bosniaken bestehen.

Aleppiner oder Katholiken von Aleppo gibt es 6 bis 7000 im ganzen Umfang des fraglichen Paschaliks und ungefähr 8 bis 9000 in Konstantinopel und den übrigen Theilen des Reiches.

Unter den Albanesen gibt es bekanntlich eine große Menge Christen, wovon ein Theil griechisch-schismatisch, der andere Theil katholisch ist. Die letztern theilen sich wieder in mehrere Phis oder Stämme, unter welchen die Myrditen der bedeutendste ist, da sie das Land zwischen Prizren, dem Drin, Skodra (Skutari), Kroja, Tiran (Tirana), dem Gabar-Balkan und dem Diber-Thale einnehmen. Seitdem der Sohn Iskander-Beys (Skanderbegs) nach Italien ausgewandert ist oder vielmehr seit 1595, als der Zeit, wo sie der Pforte definitiv unterworfen wurden, bilden die Myrditen eine Art Gemeinde unter der erblichen Leitung des Aeltesten aus der Familie Doda, der zu Oros seinen Sitz hat. Im Verein mit den übrigen katholischen Stämmen, den Klementi an den Quellen des Zem, und den Kastrat, unterhalb Skutari, können sie 12 bis 15,000 Mann ins Feld stellen, was nach dem Beispiel Montenegro's auf eine Bevölkerung zwischen 85 und 90,000 Seelen schließen läßt. Die Hülfeleistung dieser unerschrockenen Krieger und eifrigen Katholiken ist den Türken in jedem Kriege gegen Rußland gewiß. Die Garnison von Rustschuk zählt gegenwärtig 4000 myrditische Freiwillige, die sich Omer Pascha aus eigenem Antrieb zur Verfügung gestellt und bereits durch ihre rohe Tapferkeit ausgezeichnet haben. [1]

Die katholischen Bulgaren bewohnen die Livas von Philippopoli und Nikopoli. Ihre Zahl darf nicht höher als auf 20,000 geschätzt werden.

Die türkischen Croaten, ein slavischer Stamm, der gleich den Bosniaken im Gefolge der Serben eingewandert ist, bewohnen die Berge, welche das Liva von Bania-Luka, im Norden der Herzegowina, bilden. Man schätzt sie auf 200,000, mit Ausnahme einer geringen Zahl Muselmänner, sämmtlich Katholiken. In Konstantinopel, wo sie sich vorzugsweise mit Landwirthschaft und Gärtnerei beschäftigen, findet man sie in ziemlich großer Zahl.

Die christlichen Bosniaken scheiden sich in unirte und nichtunirte. Die letztern bilden noch die Mehrheit, obgleich die Zahl der Katholiken seit mehrern Jahren in beständiger Zunahme begriffen ist. Vor hundert Jahren waren ihrer kaum 50,000, jetzt zählen sie 150,000.

Leider verhält es sich bei den übrigen slavischen Bevölkerungen

[1] In Nr. 1 der Rückblicke ist S. 1132 Sp. 1 letzte Zeile v. u. der Druckfehler fidele statt fidele stehen geblieben.

[1] Aus ihren ersten Gefechten mit den Russen brachten die Myrditen 50 Köpfe als Trophäen in das türkische Lager.

anders: die katholische Bevölkerung scheint mehr ab- als zuzunehmen, und man nennt in der Umgegend von Nikopoli und Sistowo ganze Dörfer, welche sich, nicht aus Mangel an Glaubenseifer, wohl aber wegen der Unzulänglichkeit der katholischen Missionen, in letzter Zeit von der Kirche losgesagt haben. Was will in der That — besonders den unerhörten Anstrengungen Rußlands gegenüber, um diese Bevölkerungen im Schisma zu erhalten — was will da ein Kern von 3 bis 400 Missionären bedeuten, welche die Propaganda auf die verschiedenen Kirchen der europäischen Türkei vertheilt, und die über ein Gebiet von der Größe Frankreichs zerstreut, und dem Lande, dessen Sprache sie nur unvollkommen sprechen, fremd sind? Jene Bestrebungen Rußlands würden leichter vereitelt werden und man hätte die Fortschritte des Panslavismus weniger zu fürchten, wenn sich die Propaganda, hier wie an vielen andern Orten, dem ausschließlichen Uebergewicht des lateinischen Elements weniger zugethan zeigte; wenn sie, nach dem Beispiel der bosnischen Patres Franciscaner, Collegien von eingebornen Priestern gründete. Jenen Bevölkerungen steht nämlich ihre Nationalität so hoch als ihr kirchliches Bekenntniß. Es würden daher nationale Missionäre weit erfolgreicher wirken, als die von auswärts gekommenen, welche zu dem Volke in keinerlei verwandtschaftlichen Beziehungen stehen und obendrein den Regierenden als Fremde verdächtig sind.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß die lateinische Kirche in der Türkei ungefähr eine halbe Million Seelen zählt. [1]

An der Spitze dieser Kirche steht der lateinische Patriarch von Jerusalem, Monsignore Valerga. Der geistliche Stuhl, den er einnimmt, wurde 1847, kraft eines zwischen der Pforte und dem Papste abgeschlossenen Concordates wieder hergestellt.

Der Patriarch unterhält in den verschiedenen Theilen des Reiches 16 Delegaten oder apostolische Vikare, nämlich 6 Erzbischöfe und 10 Bischöfe.

Die 6 Erzbischöfe sind die von Konstantinopel [2], Bosnien, Antivari und Durazo (Albanien), Smyrna und Alexandria.

Die 10 Bischöfe sind die von Philippopoli, Alessio, Sappa und Skutari (Albanien), der Herzegowina, Chios, Antura (Libanon), Bagdad, Mossul und Tunis. [3]

Die lateinischen Katholiken haben in Konstantinopel acht Kirchen, fünf in der Vorstadt Pera und drei in Galata. Diese Kirchen, in welchen französische, italienische und (Insel-) griechische Priester und Ordensgeistliche den Gottesdienst verrichten, sind durch die Capitulationen theils unter französischen, theils unter österreichischen Schutz gestellt.

Unter französischem Schutze stehen sechs Kirchen, nämlich die heilige Geistkirche in Pera, unter der unmittelbaren Leitung des Erzbischofs, in welcher französische Weltgeistliche den Gottesdienst verrichten; die St. Antoniuskirche, gleichfalls in Pera, in welcher die italienischen PP. Minoriten den Gottesdienst verrichten; die St. Ludwigskirche, die zum Palaste der französischen Gesandtschaft gehört und worin die italienischen PP. Franciscaner den Gottesdienst verrichten; die St. Benedictskirche in Galata mit französischen PP. Lazaristen; die St. Peter- und St. Georgskirche, gleichfalls in Galata, wo, in der erstern die sardinischen PP. Dominicaner, in der letztern griechische Priester vom Archipel den Gottesdienst verrichten.

Die beiden unter österreichischem Schutz stehenden Kirchen sind die Dreifaltigkeits- und die Marienkirche in Pera.

2. Unirte Griechen und Melkiten. Die unirten Griechen theilen sich in zwei Gruppen, die man bisweilen mit einander verwechselt: die eigentlichen unirten Griechen und die Melkiten.

Die ersteren, welche aus allen dem lateinischen Ritus angehörigen Individuen griechischer Abstammung bestehen, werden gewöhnlich mit den Aleppinern verwechselt und gehören in die vorhergehende Kategorie.

Die Melkiten sind die katholischen Griechen Syriens, wo ihr Stamm bis zur arabischen Eroberung geherrscht hat. Lange schon, ehe die Kirche durch die Streitigkeiten der Monophysiten und Ikonoklasten in Spaltung gerieth, führten sie wegen ihrer Anhänglichkeit an die Partei der Kaiser den Namen Melkiten. [1] Durch die Verfolgungen der Schismatiker aus den Städten Syriens vertrieben flüchteten sie sich in den Libanon, von wo aus sie sich später in den Seestädten Saida, Akka und Jaffa ausbreiteten. Doch wurden sie erst im Anfang des 17ten Jahrhunderts, unter dem Pontificat Clemens XI, im Orient anerkannt und mit der römischen Kirche vereinigt. Diese bewilligte sodann ihrem Klerus gewisse Immunitäten, auf die er äußerst eifersüchtig ist.

Die Melkiten haben für Handel und Gewerbe eine angeborne Geschicklichkeit. Ihre Physiognomie hat etwas sowohl vom griechischen als vom römischen Typus. Aber ihre Nationalsprache ist verschwunden, sogar aus der Liturgie, die, obwohl nach griechischem Ritus, auf Arabisch abgehalten wird.

Die Gesammtbevölkerung, die sich nicht über Palästina und Syrien [2] hinaus erstreckt, mag sich auf 55,000 Seelen belaufen. Etwa die Hälfte kommt davon auf den Libanon, wo sie 3 Klöster besitzen. Eines dieser Klöster, Schuatr, besitzt eine Druckerei, deren Typen für die besten in der Türkei gelten.

---

[1]

Aleppiner	15,000
Albanesen	100,000
Bulgaren	40,000
Croaten	185,000
Bosniaken	150,000
Verschiedene	15,000
	505,000

[2] Gegenwärtig Monsignore Hillereau, apostolischer Vikar, Erzbischof von Petra. Er bezieht von Frankreich einen fixen Gehalt; außerdem empfängt er jedes Jahr bei der Vertheilung des Ertrags der von der Propaganda gesammelten milden Gaben seinen Antheil, 30 bis 35,000 Franks für sich und seinen Klerus. Vgl. die in der Sammlung der Annalen der Propaganda alljährlich enthaltene Rechnungsablage.

[3] Die meisten lateinischen Erzbischöfe und Bischöfe erhalten aus den Fonds des Werkes zur Verbreitung des Glaubens gleichfalls eine Subvention.

[1] Von dem syrischen Melk oder Melek, kaiserlich. Auch die nichtunirten Griechen nennen sich, wiewohl in uneigentlichem Sinne, im Gegensatz zu den Nestorianern, Melkiten.

[2] Im vorigen Jahrhundert gab es in Rußland und Polen eine beträchtliche Anzahl unirter Griechen. Aber seit der großen Verfolgung unter Katharina, die von dem jetzigen Czaren unter anderer Form erneuert wurde, hat sich ihre Zahl sehr vermindert, so daß die Glaubensgemeinde der unirten Griechen in der ganzen Welt heutzutage nicht mehr als 4 Millionen Anhänger zu zählen scheint. Dieselben sind ungefähr in folgender Weise vertheilt:

Oesterreich (Galizien, Siebenbürgen, Ungarn ꝛc.)	3,700,000
Polen	240,000
Türkei	55,000
Andere Länder	5,000
	4,000,000

Die melkitiſche Kirche ſteht unter einem Patriarchen, [1] der ſeinen Wohnſitz in Damaskus hat. [2] Er iſt auch Titular von Antiochien und Alexandrien und hat neue Suffragane unter ſeiner Gerichtsbarkeit, nämlich die Biſchöfe von Aleppo, Beyrut, Sur (Tyrus), Saida (Sidon), Akka (St. Jean d'Acre), Bosra, Zahle, Balbek und Damaskus.

3. Chaldäer und unirte Syrier. Die Chaldäer, [3] welche man irriger Weiſe mit den Kurden verwechſelt hat, ſind der alte kriegeriſche Gebirgsſtamm, den man im Alterthum in Mittelaſien angeſiedelt findet, wo er die Reiche Aſſyrien und Babylonien gründete, und durch Waffengewalt, durch ſeine frühzeitige Civiliſation, durch ſeine ſpäter auf die Phönizier übertragene Schrift und durch ſeine von den Magiern ausgebildete Religion, den Sabäismus, bis zu der Zeit herrſchte, wo Cyrus ſeine politiſche Macht niederwarf, und der Cultus des Zoroaſter in ſeine Mitte verpflanzt wurde. Vom h. Thomas und h. Thaddäus zum Evangelium bekehrt widerſtanden die Chaldäer den Verfolgungen der Götzendiener in der ruhmwürdigſten Weiſe, bis zu Anfang des 5ten Jahrhunderts die Häreſie des Neſtorius bei ihnen Eingang und an der Politik der Saſſaniden eine Stütze fand. Daher der Namen Neſtorianer, welcher der Mehrzahl der Nation beigelegt wird, während der mit der Kirche in Verband gebliebene Theil den Namen Chaldäer beibehalten hat.

Dieſe letzteren, etwa 25,000 an Zahl, bewohnen meiſtens die Ebene, mitten unter den Arabern, deren Sprache ſie ſprechen. Doch wird die Nationalſprache, welche mit dem Syriſchen identiſch iſt und eine eigene Literatur und ausgezeichnete Schriftſteller, wie St. Ephrem, Barhebräus (Abul-Faradj), beſitzt, in ihren Schulen gelehrt.

Der chaldäiſche Patriarch, Monſignore Juſſuf Audo, hat in Moſſul ſeinen Sitz. Unter ihm ſtehen ſieben Biſchöfe, die Suffragane von Diarbekr, Dſchezire, Moſſul, Merdin, Seri, Amadia, Kerkut.

Unirte Syrier. Der ſyriſche Volksſtamm iſt urſprünglich derſelbe wie der chaldäiſche, wie man ſich aus der Sprache überzeugen kann, welche nur in der Ausſprache und in den Schriftzügen abweicht. Doch bemerkt man in den Geſichtszügen und im Charakter Verſchiedenheiten, welche die Syrier als eine Spielart des großen Stammes, ohne Zweifel in Folge einer anhaltenderen Berührung mit den Römern und Griechen individualiſiren. Der Monophyſismus wurde in der Mitte des 6ten Jahrhunderts von Jakob Zanzalus (Baradäus) bei ihnen verbreitet und beſteht noch bei denjenigen, welche davon den Namen Jakobiten erhalten haben. Zahlreicher als die unirten Syrier, ſchätzt man die letzteren auf ungefähr 64,000 Seelen, während die andere nicht mehr als 8,500 bis 9,000 betragen. [4]

Früher hatten die unirten Syrier ihren Patriarchen auf dem Libanon. Aber der jetzige Titular, Monſignore Petros Giarue, verlegte, um den Gläubigen ſeiner Kirche näher zu ſeyn, ſeinen Sitz nach Aleppo. Unter ihm ſtehen acht Biſchöfe, mit den Sitzen zu Nebk, Homs (Emeſus), Moſſul, Nardin, Damaskus, Aleppo, Scherfa, Kairo. Cherfa iſt nur ein einfaches Kloſter auf dem Libanon, mit welchem ein Seminar verbunden iſt. Das letztere iſt an die Stelle des von den Druſen zerſtörten Seminars Mar-Freim getreten und wird unter dem Beiſtande dreier Ordensgeiſtlichen von dem Biſchofe geleitet.

4. Maroniten. Die Maroniten, gleichfalls ein ſyriſcher Stamm, haben ihren Namen von dem heiligen Patriarchen Maron, welcher nicht ſowohl den chriſtlichen Glauben, als eine beſondere Liturgie und eine beſondere kirchliche Verfaſſung [1] bei ihnen einführte, denn den Syriern war das Evangelium unmittelbar von den Apoſteln verkündet worden. Inmitten der fortwährenden Revolutionen, welche Syrien nach dem ſiebenten Jahrhundert erſchütterten, bewahrten die Maroniten in ihren Bergen eine religiöſe und faſt politiſche Unabhängigkeit, von welcher ſie den Namen Maraditen oder Mardaiten, d. h. Empörte, erhielten und die ihnen fürchterliche Leiden zuzog, unter welchen ſie ohne die Dazwiſchenkunft des Königs von Frankreich ſchließlich hätten erliegen müſſen. Dieſer aber nahm 1659 den Patriarchen und alle chriſtlichen, maroniſchen, geiſtlichen und weltlichen Prälaten unter ſeinen Schutz, und ließ den franzöſiſchen Geſandten in Konſtantinopel zu ihren Gunſten in das Mittel treten.

Erſt ſeit 1842, d. h. ſeit der von Schekib-Effendi im Libanon eingeführten neuen Organiſation wurde die maroniſche Nation ihrer alten feudalen Freiheiten beraubt, und den übrigen der Pforte unterworfenen katholiſchen Nationen gleichgeſtellt. Von dieſer Zeit ernannte der von der Verſammlung der großen Familien gewählte Emir ſeinerſeits die Scheikhe der Bezirke. Mit den Agenten der Pforte ſtand nur er allein in Verbindung; er ließ ihre Befehle vollſtrecken und erhob den Tribut, über den man ſich gewöhnlich zuvor erſt geſtritten und geeinigt hatte.

Das geiſtliche Oberhaupt aller Maroniten iſt der maroniſche Patriarch [2], der im Winter in Kesruan und im Sommer in dem durch den Aufenthalt des Biſchofs Maron geheiligten Kloſter Kanobin im Thale von Tripoli reſidirt. Er wird von den Biſchöfen ernannt und vom Papſte beſtätigt, und hat die Suffragan-Sitze Saida, Beyrut, Damaskus, Balbek, Tripoli, Aleppo und Cypern unter ſeiner Gerichtsbarkeit. Der gewöhnliche Klerus beſteht aus 1200 Prieſtern, welche in nahe an 400 Kirchen den Gottesdienſt verſehen. Die Zahl der Mannskloſter iſt 67, die der Frauenkloſter 15. Die erſtern bieten 1,400 Ordensgeiſtliche, die

---

[1] Zur Zeit Monſignore Maxlim, 1846 von der Pforte anerkannt.

[2] Vor der Katholiken-Emancipation 1830 reſidirte der Patriarch der Melkiten-Griechen auch auf dem Libanon, und zwar hatte er ſeinen Sitz in Aintab. (Henri Guys, Beyrut und der Libanon. Th. II., S. 178. — 1850.)

[3] Die Kaſedim der heiligen Schrift, Karduchii bei den griechiſchen Autoren, d. h. die Bewohner von Kardu oder Guardu nach der ſyriſchen Verſion, das Land Gordſchik oder Gordſchaik der Armenier, die Chalybes und Chalcidier des Xenophon (Anab. IV. 4, 18), heutzutage Childani. (Boré, Tableau général des races et des cultes dans l'Empire ottoman. — Constantinople, 1849.)

[4] Boré, am angeführten Ort.

---

[1] Gegen die Mitte des 7ten Jahrhunderts hatte ſich Johann Maron oder Maran, Biſchof der kleinen Stadt Botrys, am Fuße des Libanon, durch ſeine Schriften gegen Neſtorius berühmt und der Erhebung zum Patriarchen des Berges würdig gemacht. Er nahm in dem, von Theodoſius dem Großen gegründeten Kloſter Kanobin, im Thale von Tripoli, ſeinen Wohnſitz. (Vergl. über den Urſprung und die Geſchichte der Maroniten Beyrut und der Libanon von M. H. Guys, Bd. II. S. 39.)

[2] Zur Zeit Monſignore Juſſuf Ghazen, aus der fürſtlichen Familie Ghazen, einer der älteſten und berühmteſten des Libanon.

[3] Jamin, a. a. O.

sich meistens mit Feldarbeit beschäftigen, eine Zufluchtsstätte. Die Zahl der Nonnen beträgt 300. [1]

Der maronitische Ritus ist dem lateinischen sehr ähnlich, nur daß er einige Ceremonien mehr in die Liturgie eingeführt und die Fasttage verändert hat. Die Messe und die Officien werden in syrischer Sprache gelesen, jedoch mit Ausnahme des Evangeliums, der Epistel und einiger Gebete, welche um der größern Verständlichkeit willen arabisch abgesagt werden, indem das Volk nur diese Sprache kennt und das Syrische bloß Kirchensprache ist, wie bei den europäischen Katholiken das Lateinische. [2]

Der weltliche Klerus ist gewöhnlich verheirathet, kraft der ausnahmsweisen Indulgenz, welche der heilige Stuhl auch auf die andern orientalischen Kirchen der Griechisch-Unirten, Syrisch-Unirten, Chaldäisch-Unirten und Armenisch-Unirten ausdehnt. Das Volk ist sanft, gastfreundlich, arbeitsam und beschäftigt sich mit Landbau und Seidenzucht. Die maronitische Bevölkerung kann 125,000 im Libanon; Cypern, Aleppo, Damaskus ꝛc. hinzugerechnet, 140,000 Seelen betragen. [3]

Um auf das Vorhergehende in Kürze zurückzukommen, so finden wir für die lateinische oder katholische Gemeinde eine Gesammtsumme von etwa 730,000 Gläubigen, welche in geistlicher Beziehung unter 5 Patriarchen und 47 Erzbischöfen und Bischöfen stehen, nämlich:

	Bevölkerung.	Patriarch.	Erzbischöfe u. Bischöfe.
Lateiner	505,000	1	16
Unirte Griechen und Melkiten	55,000	1	9
Unirte Chaldäer	25,000	1	7
Unirte Syrier	9,000	1	8
Maronirten	140,000	1	7
Gesammtsumme	734,000	5	47

Die Sandwich-Inseln.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sehen sich bekanntlich schon lange nach einem Stationsplatz für ihre Schiffe im indischen Archipelagus um. Sie haben zu diesem Ende ihr Augenmerk auf die Sandwich-Inseln gerichtet, und bald dürften auch diese Eilande, an die sich so manche fast romanhafte Sage knüpft, annectirt, d. h. in den „Verband" der Union „gezogen seyn." Die Londoner Shipping and Mercantile Gazette lenkt nun die Aufmerksamkeit der Engländer in ihrer Nummer vom 28 November auf diese Inselgruppe. „Die Sandwich-Inseln", sagt sie, „wurden im Januar 1778 von Capitän Cook entdeckt; in den Jahren 179[illegible] und 1810 trat aber Kamehameha diese Eilande feierlich an [illegible] brittischen Monarchen ab. Im Jahre 1843 indeß erkannte [illegible] Aberdeen, in Verbindung mit Frankreich und den Vereinigten [illegible]ten, die Neutralität und Unabhängigkeit derselben an. Die [illegible] geographische Lage der Sandwich-Inseln — oder, wie die [illegible]gebornen sie lieber nennen, der hawaiischen Inseln — fällt [illegible] ersten Blick auf die Karte in die Augen. Sie liegen im [illegible]punkt des nördlichen Stillen Meeres, und sind fast gleichweit [illegible]fernt von Central-Amerika, Mexico, Oregon und Californien, [illegible]tisch und russisch Amerika, den Aleuten, Kamtschatka und [illegible]. Diese Inseln werden ohne Zweifel eine Waaren-Niederlage und [illegible] Ruhepunkt werden für den großen Handel zwischen Nord- und Südamerika, sowohl von den Ost- als von den Westküsten, von Californien, China und Ostindien aus. Auch bilden sie den Schlüssel für den ausgedehnten Wallfischfang im nördlichen Stillen Meer. Die Handelslisten über diese Inseln gehen nur bis zum Jahr 1846; seitdem aber hat der Handel mit Californien und Oregon, Mexico und den Häfen des Isthmus, so wie mit andern Gegenden der Welt, bekanntlich sehr zugenommen. In jenem Jahr kamen 60 Wallfischfänger und 74 andere Schiffe in den dortigen Häfen an. Der hawaiische Schifffahrtsverkehr bestand aus 29 Schiffen mit 1585 Tonnen Gehalt. Die Einkünfte der Inseln beliefen sich auf 90,110 Dollars, die Ausgaben auf 87,045 Dollars. Der Werth der Einfuhren betrug 598,382 Dollars, der Ausfuhren 763,951 Dollars. Die Hauptausfuhrartikel, Erzeugnisse der Inseln, waren Zucker, Molasse, Kaffee, Pfeilwurz, Ziegenfelle, Ochsenhäute, Seil- und Schiffsbedürfnisse. Die hawaiische Inselgruppe besteht aus 12 Eilanden, von denen nur sieben oder acht bewohnt sind. Ihr Gesammtflächenraum kann auf 6100 (engl. oder ungefähr 250 geogr.) Quadratmeilen angeschlagen werden, wovon nur ein Viertel anbaufähiges Land. Die eingeborne Bevölkerung beträgt zwischen 80 bis 100,000 Seelen. Honolulu, die Hauptstadt des Königreichs, enthält etwa 9000 Einwohner, und ist, ihres schönen Hafens wegen, für den Handel von großer Bedeutung. Im Jahr 1852 liefen daselbst 700 Schiffe ein, und gaben etwa 200,000 Pfd. St. für Lebensmittel und verschiedene andere Vorräthe aus. Außer den oben erwähnten Ausfuhrartikeln verdienen übrigens noch einige andere, die bereits mehr oder weniger in den Handel gekommen, erwähnt zu werden. Dahin gehört das Kukui-Oel, das aus der Nuß des Candle-Nußbaums gepreßt wird und in den meisten Fällen dem Leinöl gleichkommt. Ferner findet sich Sandel- und anderes unvergleichlich schönes Holz für Schreinerarbeiten in den Gebirgswäldern, die auch dem eichenen gleichkommendes Zimmerholz für den Schiffbau, so wie werthvolle Rinden für die Gerberei und Färberei liefern. Die im südlichen Theil des Stillen Meeres liegenden Inselgruppen besitzen ebenfalls sehr schätzbare Hülfsquellen, nicht bloß in ihren Fischereien für Trepang oder bêche de mer (die in China so beliebte Seeschnecke), für Perlmuscheln und Schildkrötschalen, sondern die Wälder der Kokosnußpalmen bieten ihnen auch die Mittel zur Gewinnung großer Vorräthe des werthvollen Kokosnußöls.

[1] Gamin, a. a. O. Ich halte jedoch diese Statistik für übertrieben.
[2] A. Laurent, Notice historique sur les Maronites.
[3] Boré, a. a. O.

Island,

ein Natur- und Volksgemälde.

Auf Seeland wohnte, ſo erzählt die Saga, ein Mann, der hieß Gardar. Auf einer Fahrt nach den ſüdlichen Inſeln wurde er von einem Sturme überfallen, und in den wilden atlantiſchen Ocean hinausgetrieben. Endlich ſieht er in weiter Ferne ungeheure Schneeberge zwiſchen dunkeln Nebeln emporragen: er ſteuert mit ſeinem Schiffe darauf zu und landete an der Oſtküſte von Island. Aber hier war keines Bleibens für den, der in den lachenden däniſchen Prairien gewohnt; aber Gardar erzählte den Norwegern von ſeinem Fund: dieſe fuhren nach Island und bebauten das Land.[1] Sie fanden dort ihre heimiſche Felſenmauer. Die hohen, wilden Berge, welche ſenkrecht aus der Tiefe aufſteigen, das dunkle ſtürmiſche Meer, die engen Buchten gefielen ihnen wohl, vor allem aber erſchien es ihnen beſſer hier als freie Männer zu leben als zu Hauſe in Norwegen für den mächtigen Harald zu frohnen.

Nähern wir uns der Küſte von Island, ſo finden wir himmelhohe, ſteile Vorgebirge umgeben von Felſenſcheren, die unter der Macht der Wogen zittern, wenn dieſe ihren weißen Schaum viele Ellen hoch in die Höhe ſpritzen; Seevögel erfüllen die Luft mit ihrem Geſchrei, und wie auf den Färöern bildet der gefährliche und mühevolle Fang dieſer Vögel eine Hauptbeſchäftigung der Einwohner. Und noch ehe wir den Boden von Island betreten haben, ſahen wir, in welcher Richtung ſich das Leben dieſer Leute bewegt; ein Gewühl von Fiſcherbooten umgibt die Küſte, denn an wenigen Orten ernährt das Meer einen ſolchen Reichthum von Fiſchen. Die Isländer fahren aber mit ihren offnen Booten weit hinaus in die ſtürmiſche See, um ihre Schätze heimzuholen. Die Boote haben nur ein Segel von dünnem, wollenem Zeug, ſie ſind klein und leicht und ſcheinen wegen ihrer Schwäche nicht den Wogen gewachſen; aber es iſt den Fiſchern ſehr darum zu thun, daß ſie nicht zu ſchwer werden, da man ſie nach vollendeter Fahrt gerne auf das Land zieht. Dieſer Fiſchfang kann eigentlich nur auf der Süd- und Weſtküſte betrieben werden, er beginnt am 2 Februar, und da ſtrömt alles auch von Oſten und Norden auf den offnen ſchwachen Booten nach den Sandbänken. Der Fang beſteht meiſt aus Dorſchen, die entweder an die Handelsleute verkauft oder zu des Landes eignem Verbrauch getrocknet werden. Aber rings um die Küſte liegen franzöſiſche und holländiſche Schiffe zum Dorſchfang, und es iſt den Isländern ſehr fatal, daß ſie nicht das Recht haben ſich mit dieſen in Handel einzulaſſen, da das Geſetz nur den Dänen Handelsfreiheit auf Island zugeſteht. Dieß iſt das heutige Bild der Küſte, in alten Tagen war es weit öder dort; damals war nämlich Viehzucht die Hauptbeſchäftigung des Volkes, erſt in ſpätern Jahrhunderten hat die Armuth und die Nothwendigkeit eines Abſatzes an die däniſchen Kaufleute das Volk gelehrt, ſeine Zuflucht zum Meere zu nehmen.

Es gibt nur wenige Gegenden auf der Erde wo die Luft ſo unruhig iſt als auf Island, ſie treibt oft wild das Meere vor ſich her. Das Salzwaſſer peitſcht über das Land herein und ſeine Kryſtalle ſetzen ſich auf Gras und Fels, ja, wenn man den Reiſenden glauben darf, legt ſich das Salz bisweilen in dicken Kruſten an die Fenſterſcheiben der Häuſer. Aber auch von den Bergen im Innern der Inſel ſtürmt es oft mit furchtbarer Gewalt; heulend dringt der Wind durch die Felſenſpalten und reißt auf ſeiner Fahrt über die Thäler Erde und Raſen mit ſich. Die unfruchtbare ſchwarze Lava kommt zum Vorſchein, und nicht ſelten zeugt nur ein kleiner grüner Fleck auf der Spitze eines Felſens davon, daß auf dieſem Ort eine grasbedeckte Fläche geweſen; auch Sand und Aſche wird von der Spitze der feuerſpeienden Berge über die Felſen hingeführt und droht ſie hinter einem verheerenden Saume zu begraben. Dennoch iſt das Klima nicht eigentlich ſtreng, und namentlich iſt der Süden beinahe ebenſo mild wie in Dänemark, ſo daß die Leute ſich meiſt im Sommer und Winter gleich kleiden. Hier wie auf den Färöern mildern die warmen Strömungen im Meere die Kälte, und dieſe ſind es auch, welche große Maſſen von Treibholz aus den Wäldern des Miſſiſippi an die Küſten von Island führten, wodurch dem natürlichen Holzmangel des Landes zum großen Theile abgeholfen iſt. In alten Tagen ſoll es Ueberfluß an Bäumen gegeben haben, jetzt ſieht man nur da und dort ein verkrüppeltes Birkengebüſch; aber es bleibt doch immer noch die Frage, ob die großen Wälder der frühern Zeit etwas anderes als Geſträuch waren, wenigſtens verſah das Meer damals ſo gut wie jetzt das Land mit Treibholz. Es gibt beſtimmte Orte, beſonders auf der Weſtſeite, wo das Zimmerholz ſich vorzugsweiſe gerne verſammelt, und an mehreren dieſer „Zimmerplätze" ſieht man noch heute große Haufen, wo ſich Baum auf Baum gelegt, während das Ganze wie mit einem Teppich von Gras und Felsblumen bedeckt iſt, denn wo es an unzugänglichen Orten liegt, kann man es auch nicht benützen, und es geſchieht dann und wann daß man die Schiffswracke verbrennt, um auf bequeme Weiſe zu Nägeln und eiſernen Pflöcken zu gelangen. Wir ſprachen von dem ziemlich milden Winter im Süden, im Norden iſt die Temperatur dagegen weit ſtrenger; hier iſt Island nämlich durch einen ſehr ſchmalen Meerſtrich von dem nahen Grönland getrennt, und dieſer iſt ſtets von Treibeis angefüllt, das dann und wann zur Winterszeit an die isländiſche Küſte gedrängt wird. Wenn der Nordländer nun merkt daß die Kälte mit jedem Tage zunimmt, ſo weiß er daß das Treibeis im Anzuge iſt; endlich gewahrt er es in der Ferne langſam, aber ununterbrochen ſich der Küſte zu bewegen; ſtürmt es auch vom Lande her dem Eis entgegen, ſo ſetzt es doch getrieben von der Strömung richtig ſeinen Weg fort; und wenn nun das Treibholz von Süden gegen das Eis getrieben wird, ſo erfolgt bisweilen ein ſo ſtarker Zuſammenſtoß, daß das Holz ſich entzündet. Donnerähnlich iſt das Krachen der gegen einander ſich aufthürmenden Eismaſſen, und hat das Treibeis endlich das Land erreicht, ſo ſieht man es oft mit unwiderſtehlicher Gewalt kleine Inſelchen mit ſich führen, Klippen losreißen oder aufthürmen. Dann geſchieht es auch bisweilen daß der Eisbär einen Beſuch auf Island abſtattet, und oft großen Schaden unter dem Vieh anrichtet; zum Glück bleibt das Thier nie im Lande, denn merkt es daß das Treibeis ſich von der Küſte losreißen will, ſo eilt es wieder auf ſein mächtiges Fahrzeug; ja man will ſogar behaupten, daß wenn ſich eines verſpätet hat und das Meer offen ſieht, es auf einen Felſen klettere, und wenn es von dort kein

[1] Island wurde von einem Norweger (Naddoddus pirata) ſchon 861 n. Chr. beſucht, die Coloniſation fällt auf das Jahr 875. Nimmt man aber an daß Beda der Ehrwürdige mit dem Lande, wo die „Papas" wohnen, Island gemeint habe, ſo müßte es mindeſtens 120 Jahre früher entdeckt worden ſeyn. D. R.

Eis gewahrt, in das Meer ſtürze und hinüberſchwimme. Namentlich die Buchten im Norden werden von dem Treibeis heimgeſucht, und es heißt, daß als einer der erſten Entdecker des Landes über die Eisbucht hinausſchaute und nichts anderes erblickte als Eis, das Land darnach Island (Eisland) nannte.[1] Bisweilen umſchließt das Eis beinahe die ganze Inſel, und man ſieht es in ſolchem Falle bis tief in den Sommer auf dem Meere umhertreiben; eiſige Winde wehen dann das ganze Jahr durch Berg und Thal, das Gras will nicht wachſen, das Vieh ſtirbt vor Hunger, die Fiſcherei will auch nicht recht von ſtatten gehen, und das Land wird von Noth und Epidemien heimgeſucht. In ſolchen Mißjahren liegt der Schnee den ganzen Sommer über ſelbſt in den niederen Gegenden, und wir leſen in einer alten Saga, daß Leute, welche einſt um Johanni zum Thing (öffentliches Gericht) reiſen wollten, vor Schnee nicht vorwärts kommen konnten.

Der größte Theil von Island iſt weit ausgedehntes Hochland, das ſich meiſt in einer ſolchen Höhe über dem Meeresſpiegel erhebt, daß es für den Aufenthalt der Menſchen nichts taugt. Nur wo die Bergwaſſer, von hohen Felſen umgeben, brauſend in die tiefern Gegenden herniederſtürzen, hat ſich mit der Zeit ein Thal gebildet; nur an der Südküſte der Inſel dehnt ſich ein Flachland aus, das durch die Erde und die Steine gebildet iſt, welche die Ströme im Verlauf der Jahrtauſende bis ans Meer gerückt; und wenn nun im Frühjahr die Eisdecke, die den Strom band, plötzlich ſchmilzt, ſo brechen die Waſſer über dieſe Niederungen herein und richten große Verwüſtungen an. In dieſen Thälern und auf dieſen Ebenen rührt ſich das Menſchenleben, das wir unten beſchreiben werden; das Innere dagegen iſt eine zum größten Theil öde und unbebaute Bergebene, von welcher hie und da ein Gletſcher mit ſeiner ſchneebedeckten Spitze majeſtätiſch emporragt. Selten nur ſieht man Reiſende unter Gefahren und Mühen dieſe Oeden durchziehen. Bei ſolcher Gelegenheit iſt jedoch der kleine robuſte Bergklepper von größtem Nutzen; er wird als Laſtthier verwendet und bewegt ſich mit kleinen, ſichern Schritten über die ſchmalen, unebenen Bergſteige, während die Laſt in einem Zwergſack an beiden Seiten herabhängt. Ueberhaupt macht man dort zu Lande jede Reiſe zu Pferde, ſelbſt die letzte, die der Menſch auf dieſer Erde unternimmt. Denn bei Leichenbegängniſſen trägt ein Pferd gewöhnlich den Sarg, der ihm quer über den Rücken gelegt wird, während zwei Männer zur Seite gehen, um das Gleichgewicht zu unterſtützen, und das übrige Volk, Männer und Frauen, hinterdreireiten. Die isländiſchen Pferde müſſen im Winter für ſich ſelbſt ſorgen und das Moos abnagen, das unter dem Schnee wächst; es ſind verſtändige und muntere Thiere, und der Reiter kann ſich ruhig der Klugheit dieſer Pferde anvertrauen, wenn er bei Nacht und Dunkelheit über die ſteilen Berge reiten muß oder wenn man ſie durch einen reißenden Strom waten läßt, oder endlich wenn ein Weg durch eine Sumpfgegend führt: das Pferd weiß gut zu unterſcheiden, wo es möglich iſt weiter zu kommen; es ſchnobert einen Augenblick umher, läuft dann raſch hinüber oder wendet ſich um, und iſt nur unter keinem Umſtand zu bewegen den Ritt zu verſuchen.

Namentlich im Südoſten zeigt ſich die isländiſche Felſenwelt in ihrer ganzen Majeſtät und erhabenen Größe; hier ſind die höchſten Berge und der größte Theil der Gegend erſcheint dem Auge wie eine unendliche Maſſe von Schneebergen, in den Nebel gehüllt; nur einzelne Engpäſſe machen den Zugang zum Lande möglich, und wir mußten hier meiſtens bemerken, daß das Gletſchermeer auf Island ein häßliches, röthlich graues Anſehen hat, da wo von Vulcanen ſtets Sand und Aſche drüber hin fliegt. Aber von den Spitzen der Gletſcher haben ſich bisweilen mächtige Eismaſſen losgelöst und ſind in die Abgründe der Berge hinabgeſtürzt und dort verbröckelt, ſo daß man an manchen Orten ein wogendes Meer vor ſich zu ſehen glaubt, das plötzlich eingefroren ſcheint; da und dort ſieht man tiefe Riſſe und faſt unaufhörlich hört man das Krachen der herabſtürzenden Eismaſſen, denn das Eis von den Gletſchern ſpeiſt und erneut ſtets den erſtarrten Strom, der gleichſam zwiſchen ihnen hervorbrauſt. Im Sommer ſchmelzen gewöhnlich dieſe Eismaſſen zum größten Theile, und man ſieht dann mächtige milchweiße Ströme aus den Bergſchluchten hervorbrauſen. Sand und Aſche, die zwiſchen den Eismaſſen zerrieben werden, theilt ihnen dieſe eigenthümliche Farbe mit. Man kann den Strom oft eine Strecke Wegs zwiſchen die Felſen hinein verfolgen, und ſieht ihn dann unter einer mächtigen Wölbung, wo das Eis einen bläulichen Schein auf alle Gegenſtände wirft; brauſend und ſchäumend ſtürzt der Strom aus der Spalte hervor, und das Ohr vernimmt ein abgebrochenes, dumpfes Dröhnen. Plötzlich ſtemmt ſich das Waſſer, ein mächtiges Eisſtück hemmt es in ſeinem Laufe; da ertönt plötzlich ein gewaltiger Donnerſchlag. Die Macht des Stromes hat geſiegt, und mit neuer Kraft ſtürzt er wieder aus der Oeffnung hervor, Eisblöcke als Siegestrophäen mit ſich führend. Es könnte leicht gefährlich ſcheinen, über dieſe Gletſcherſtröme zu ſetzen, das Pferd könnte ſtraucheln und auf den rollenden Steinen fallen, dann wäre freilich keine Rettung mehr möglich, denn das Waſſer hat eine ungeheure Gewalt; rings an den Ufern ſieht man große Felsſtücke aufgethürmt, die es in ſeinem Laufe auf die Seite geſchleudert, aber das kleine Thier iſt ſo vorſichtig und ſchreitet ſo feſten Fußes einher, daß man äußerſt ſelten von Unglück bei ſolchen Gelegenheiten hört.

Wir können uns indeſſen wohl denken, daß auf Island mancher Ort exiſtirt, wohin noch nie Jemand ſeinen Fuß geſetzt, und da wir Menſchen uns das Unbekannte ſo gerne mit anmuthigen Farben ausmalen, hat ſich dort die Sage von einem ſchönen Thale gebildet, das von ſteilen Felſen rings umgeben iſt und irgendwo auf der Inſel liegen ſoll; dort wohnt noch heutigen Tags, heißt es, die Nachkommenſchaft, manches geächteten Waldbewohners aus jener alten Zeit; vor einigen Jahren wurde wirklich eine Entdeckungsreiſe nach jenem Zauberlande vorgenommen und man fand denn auch ein tiefes Thal; aber die Berge waren ringsum ſo ſteil, daß man es unmöglich betreten konnte, und alles war ſo dunkel, daß man die Finſterniß vergeblich zu durchdringen ſuchte, ſo daß das isländiſche Feenland noch immer ein verſchloſſenes Paradies für uns iſt.

(Fortſetzung folgt.)

[1] Erich der Rothe nannte das von ihm entdeckte Grönland das „grüne Land“ um Coloniſten anzuziehen; er meinte nämlich, erzählt die Thorfinnſaga, es würden ihm viel Auswanderer folgen, wenn das Land „einen guten Namen“ hätte. D. R.

Jules Rivière's Reiſe an die ruſſiſch-chineſiſche Gränze.

(Aus der Revue de l'Orient.)

Kiachta. — Maimatſchin.

Im Junius 1853 verließ ich Petersburg mit einer Karawane von Kaufleuten, die ſich nach dem Norden begaben; doch lichtete ſich unſere Karawane allmählich, da die Kaufleute, wenn ſie eine günſtige Gelegenheit dazu fanden, ihren Waarenvorrath meiſtens unterwegs verkauften und uns dann verließen. Doch blieben mir noch fünf Gefährten bis nach Niſchnei-Nowgorod treu, wo ich ſofort dem Gouverneur, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, einen Beſuch abſtattete. Er empfing mich auf das zuvorkommendſte, machte mich, nachdem ich ihm den Zweck meiner Excurſion mitgetheilt hatte, noch denſelben Abend mit dem General O... bekannt, der am zweitfolgenden Tage eine Inſpectionsreiſe nach dem aſiatiſchen Sibirien anzutreten gedachte, und bat ihn, einen Reiter mehr in ſein Gefolge aufnehmen zu wollen. Am zweitfolgenden Tage machten wir uns auf den Weg. Unſre Reiſe ging raſch vorwärts. Es war empfindlich kalt und unſere Pferde griffen tüchtig aus. So legten wir den Weg nach Kiachta in drei Tagen und zwei Nächten zurück. Mit den von einer ſolchen Reiſe unzertrennlichen Unfällen, Pferdeſtürzen u. ſ. f. will ich Sie verſchonen. Uebrigens muß ich geſtehen, daß man in Rußland ziemlich bequem reiſt, vorausgeſetzt nämlich, daß man die Vorſicht gebraucht, ſeine Lebensmittel mitzunehmen, denn in den Karawanſerais der nördlichen Provinzen und am Abfall des Uralgebirgs findet man ſchlechterdings nichts als Futter für die Pferde.

So waren wir denn in Kiachta. Die Stadt mit Magazinen angefüllt und nur vom Handel belebt, iſt regelmäßig gebaut. Die Straßen durchſchneiden ſich in rechten Winkeln. Drei Heerſtraßen aus dem europäiſchen Rußland laufen hier zuſammen: die von Archangel, von Petersburg und von Moskau. Kiachta iſt von einer Ringmauer, nach Art der Pariſer Octroi-Mauern umgeben. Durch dieſe Mauer führen vier Thore, wovon drei den eben erwähnten Heerſtraßen und das vierte der Straße nach Maimatſchin, einer chineſiſchen Stadt an der Gränze der Tartarei, entſpricht.

Gleich nach meiner Ankunft in Kiachta erſuchte ich den Gouverneur um die nöthige Erlaubniß zur Ueberſchreitung der ruſſiſchen Gränze. General O... erbot ſich, mich nach Maimatſchin zu bringen. Er mußte über dieſe Stadt reiſen, daſelbſt einen Höflichkeitsbeſuch abſtatten und ſodann ſeine Reiſe nach dem Norden fortſetzen. Noch an demſelben Abend ließ der Gouverneur von Kiachta ſeinen chineſiſchen Collegen in Maimatſchin von unſerer Ankunft in Kenntniß ſetzen und um die Erlaubniß zur Ueberſchreitung der Gränze für uns zu bitten.

Am Morgen des zweiten Tages erhielten wir einen Brief von Tzin-Loe, dem Dzarguiſchey oder Gouverneur von Maimatſchin und Agenten des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten. Er lud uns auf den folgenden Tag zum Mittageſſen ein. Der General nahm die Einladung an und einer ſeiner Adjutanten überbrachte ſofort die herkömmlichen Complimente.

Tags darauf begaben wir uns denn, in Begleitung des Gränz-Inſpectors, des Mauth-Directors und einiger anderer Beamten und von einer Abtheilung Koſaken escortirt, nach Maimatſchin.

In Folge der zwiſchen dem ruſſiſchen und dem chineſiſchen Kaiſerreiche abgeſchloſſenen Verträge iſt Kiachta der Punkt, wo die beiden Nationen ihre Handelsartikel austauſchen und wo ſich der ganze Handelsverkehr des nördlichen Aſiens concentrirt. Auch hatten hier die reichſten Petersburger Kaufleute ihre Agenten.

Umgekehrt ſind die chineſiſchen Kaufleute in Maimatſchin vertreten. Ein geſchloſſener freier Platz trennt die beiden Städte. Auf der ruſſiſchen Seite iſt ein in europäiſcher Art gebautes Thor von einem Koſakenpoſten beſetzt; auf der chineſiſchen Seite erhebt ſich ein anmuthiger, mit Inſchriften und mythologiſchen Figuren verzierter Bau.

Auf dieſem Platze legen an den Markttagen alle europäiſchen, chineſiſchen, tartariſchen, perſiſchen und kurdiſchen Kaufleute ihre verſchiedenen Waaren in Zelten oder unter freiem Himmel aus. Sie nehmen ihre Plätze in verſchiedenen Marktvierteln ein, die einen zur Rechten, die andern zur Linken. Alle einigermaßen wichtigen Geſchäfte werden von der oberſten Behörde des Viertels, dem der Verkäufer angehört, abgeſchloſſen. Man hat mich verſichert, daß ungeachtet des außerordentlichen Gewühles, welches während der Dauer des Marktes herrſcht, Diebſtähle ſehr ſelten ſind.

Im Innern hat Maimatſchin ganz den Charakter einer chineſiſchen Stadt. Die Straßen ſind zuſammengedrängt, eng und auf beiden Seiten mit langen weißen Mauern beſetzt, durch welche da und dort eine Hausthüre oder ein Thorweg führt. Die letzteren ſind immer geſchloſſen, denn bekanntlich lieben es die Chineſen nicht, daß man ſieht, was in ihren Häuſern vorgeht.

Die Wohnungen beſtehen im allgemeinen aus mehreren, rings um einen Hof laufenden Gebäuden, wovon die einen zu Familienzimmern, die andern zu Magazinen dienen. Alle Häuſer ſind vollſtändig von einander getrennt; das Innere iſt mit Eleganz möblirt; man ſieht hier Matten von allen Farben, Divans, Tiſche mit emaillirtem Lacküberzug, reich verzierte Spiegel, Malereien al Fresco und auf Leinwand u. ſ. f.; das Hauptmöbel iſt der Divan, der in keinem Salon fehlt. Er beſteht übrigens nur in einem ſehr großen Sopha, auf das ſich die Chineſen nach orientaliſcher Sitte mit untergeſchlagenen Beinen ſetzen. Endlich hat jede Wohnung ein Blumengärtchen, das mit der größten Sorgfalt unterhalten wird.

Was in den Straßen von Maimatſchin zuerſt auffällt und dieſer Stadt ein ganz eigenthümliches Ausſehen gibt, das iſt die Abweſenheit aller Frauen. Nur der Dzarguiſchey und zwei oder drei andere Beamte haben das Recht, ihre Frauen alle ſechs Tage kommen zu laſſen. Achtzehn Werſte weiter ſteht die Stadt Tſchakela, welche theilweiſe von den Frauen der Bewohner Maimatſchins bewohnt wird. Auch ſcheint Tſchakela, obgleich von Maimatſchin ziemlich weit entfernt, nur als deſſen Vorſtadt zu gelten.

Wir gingen durch zwei oder drei enge Straßen, dann kamen wir zur Wohnung des Dzarguiſchey. Unſer Wirth ging uns bis zum Eingang in ſeine Zimmer entgegen, führte uns in ſeinen Salon, und ließ uns auf den Divan niederſitzen. Sofort wurde uns in Porzellantaſſen, deren Unterſatz die Form eines Schiffchens hatte, Thee ſervirt; dann ſetzte man uns getrocknete Früchte und Bisquit vor. Nachdem der Thee aufgetragen war, fand die gegen-

seitige Vorstellung der Officiere statt und darauf begann das Gespräch mit den herkömmlichen Fragen über unser Alter, unsre Familien, unsern Rang, unsre Waffen und Kleidung u. s. f. Sodann kam der Gouverneur auf unsre Reiseplane zu sprechen; da er es nicht wagte directe Fragen an uns zu stellen, so konnte es wirklich nichts Spaßhafteres geben als wie er alle Hülfsquellen der chinesischen Pfiffigkeit erschöpfte, um hinter unsre eigentlichen Absichten zu kommen. Endlich und da wir ihm im Grunde nichts zu verbergen hatten, erbarmten wir uns seiner Verlegenheit und erklärten ihm daß der General auf Befehl des Czaren die Bergwerksdistricte der Provinz Nertschinsk besuchen werde. Was mich betraf, so sagte ich ihm, daß ich nach Canton reiste, wo ich mit Freunden zusammen zu kommen gedächte, die den Weg über Englisch-Indien gemacht hätten und mich in der genannten Stadt erwarteten. Dieser Reiseplan schien ihn in Verwunderung zu setzen. Er nahm zwei- oder dreimal die Miene eines Sterbenden an und versicherte mich, daß ich, ohne geplündert oder ermordet zu werden, nimmermehr durch die Tartarei kommen könnte. Dann fragte er uns, ob wir den Kaiser von China kennten, worauf wir ihm unverweilt die Versicherung gaben, daß wir von Verwunderung und Respect für seine himmlische Majestät durchdrungen seyen — eine Antwort, die ihn höchlich zu erfreuen schien. Diese Unterhaltung fand durch Vermittlung eines Dolmetschers statt, doch kündigte man zu unserer Befriedigung sehr bald das Mittagessen an. Der Dzargutschey erhob sich nun, nahm den General bei der Hand und ging in den Speisesaal; wir folgten ihm. Wir saßen zu fünf an einem Tische, der nicht größer als ein Whisttisch war; vor jedem von uns standen zwei Porzellanbecher, der eine leer, der andre zur Hälfte voll Essig. Unire Messer und Gabeln hatten wir selbst mitgebracht, denn wir hatten keine Lust, uns mit den chinesischen Stäbchen abzuquälen; deßgleichen hatten wir, weil wir bei unsrem Wirth keines finden konnten, Brod mitgebracht. Eine Menge auf sehr großen Tellern servirte Speisen bedeckte den Tisch: geschmortes Schweine- und Hammelfleisch, Geflügel und Wildpret. Man nahm irgend ein Stück, tauchte es in den Essig und aß es; andre Fleischspeisen, Gemüse, Kohl, Gurken, Blumenkohl und eine Masse süßer Kuchen wurde herumgereicht.

Zweiundfünfzig Gerichte oder Speisen wurden uns nach und nach gereicht; ich kostete viele davon, anfangs aus Neugierde, dann weil der Dzargutschey mir fortwährend die Bissen, die er für die besten hielt, vorlegte. Acht verschiedene Fleischsuppen beendeten das Mahl; das Maximum der chinesischen Etikette, da, je nachdem man den Gästen mehr oder weniger Ehre anthun will, die Zahl der Speisen vermehrt oder vermindert wird.

Fortwährend reichte man uns kleine runde Stückchen Silberpapier, um uns den Mund zu wischen; Wasser hatten wir keines und man servirte uns in Liqueurgläsern Reis-Branntwein, eine Art Brandy von sehr unangenehmem Geschmack.

Beim Dessert entfernte sich unser Wirth, um den Anzug zu wechseln. Es geschieht dieß nach dem Essen gewöhnlich und ist bei den Chinesen ein Zeichen großer Höflichkeit. Die Kleidung der Chinesen ist übrigens, mit Ausnahme der Art und Qualität der Stoffe, bei allen Classen ungefähr dieselbe. Sie besteht aus einem langen Kleide oder Rocke, der übereinander geht und mit Knöpfen befestigt wird, und aus einer Weste, die über das Kleid gezogen wird und bis zu den Hüften reicht. Die Hose wird auf der Hüfte zugeknöpft und schließt an die Weste. Die Strümpfe sind von hellfarbiger Seide; die schwarzseidenen Stiefeln reichen nur bis zur halben Wade und haben eine Sohle von Pappendeckel oder gepreßtem Papier. Mit Ausnahme eines sehr langen geflochtenen Haarbüschels, der über den Rücken herabfällt, ist der Kopf ganz glatt rasirt. Als Kopfbedeckung tragen die Chinesen eine kleine, kegelförmig zugespitzte schwarze, violette oder blaue Mütze, deren Rand umgestülpt und deren Spitze mit einer hochrothen seidenen Troddel verziert ist. Nur durch die Farbe des Knopfs unterscheidet sich die Kopfbedeckung der Reichen von der der Armen. Unser Dzargutschey hatte einen durchsichtigen Knopf, ein Zeichen, daß er der sechsten Classe angehörte (es gibt deren in China vierzehn). An seinem Gürtel trägt jeder Chinese eine große Tasche, eine Börse und ein längliches schmales Kästchen mit seinem Messer und seinen beiden Eßstäbchen. Ich habe solche Kästchen gesehen, die äußerst reich verziert und eingelegt waren. Bisweilen sind sie sogar ganz von edlem Metall. Bei Tische sah ich zwei goldene zu diesem Gebrauch bestimmte Stäbchen.

Nachdem der Dzargutschey umgekleidet war, kehrte er zu uns zurück. Er trug ein braunseidenes Kleid von äußerst prachtvollem Stoffe. Seine seidene Weste bestand aus einem geblümten Zeug mit schönem blauen Grunde. Als er eintrat, erhoben wir uns und er zeigte uns nun einige Curiositäten, Waffen, Bücher, Gemälde, allerlei Hausrath und eine Münzsammlung. Dann schlug er uns vor, in der Zwischenzeit bis zum Beginn des Mahls, den Haupttempel von Maimatschin zu besuchen; dieser Tempel ist viereckig. Seine Mauern überragt ein breites Karnieß, das bedeutend vorspringt und von hölzernen Säulen gestützt wird, die um das ganze Gebäude herumlaufen und eine gestützte Veranda bilden.

Es kann nichts seltsameres geben als die Unmasse von Malereien und Verzierungen an diesem Karnieß. Die Pfeiler sind vergoldet und mit Inschriften bedeckt; die Mauern sind mit mythologischen Emblemen und Sprüchen aus den heiligen Büchern verziert. Das Innere des Tempels ist in drei parallel laufende Gänge getheilt, an deren Ende sich die Nischen der Götzen finden, welche jedoch von dem übrigen Theil des Ganges durch Vorhänge, Banner und Fahnen getrennt und vollständig versteckt sind. Vor den Vorhängen stehen Tische mit fortwährend brennenden Kerzen und Wachsfackeln; Gefäße mit Wasser und Weihrauch, Blumen, Sämereien u. s. f., kurz die tausenderlei Spenden der Gläubigen. Auf die in sehr schönen Farben al Fresco bemalten Wände sind von oben nach unten prachtvolle Verzierungen in Gold aufgetragen. Die Malereien stellen die merkwürdigsten Ereignisse aus dem Leben der Götter dar, welchen der Tempel geweiht ist. Als wir zu den Götzenbildern kamen, konnten wir uns beim Anblick dieser seltsamen und gräulichen Gestalten von ungefähr sieben Meter Höhe eines Gefühles der Ueberraschung, ja des Schauders nicht erwehren. Die Bekleidung dieser Götzen ist mindestens ebenso außerordentlich als ihre Gestalt; alle Theile ihres Anzugs sind mit wahrhaft überraschender Geschicklichkeit zugeschnitten und bemalt. Wir zählten nun Götzen oder Gottheiten in drei Gruppen. In der Mitte befindet sich Fo mit seinen Akolyhten oder Aposteln. Er gilt für die oberste Gottheit. Auf den beiden anderen Seiten sind die Götter des Kriegs, der Gerechtigkeit, des Handels und des Ackerbaues mit einigen Götzen zweiten Rangs. Nur der Gott Fo ist in gelbe Seide gekleidet, eine Farbe, welche die Chinesen für heilig halten und die nur der Kaiser tragen darf.

Nachdem wir den Tempel besehen hatten, war es Theaterzeit, und wir begaben uns in die Loge des Dzargutschey; das Theater war mit vielem Geschmack nach chinesischer Weise decorirt. Oben ragte das unvermeidliche, mit großen Kosten bemalte und verzierte vorspringende Karnieß hervor. Auf diesem und auf den Pfeilern des Proscениums waren von phantastischen Zeichnungen umschlos-

gene Inſchriften angebracht. Mit Ausnahme des Dzargutſchey und der reichen Kaufleute, die vorn an der Bühne ihre Logen haben, befand ſich die Maſſe der Zuſchauer unter freiem Himmel.

Während der Zwiſchenacte ſpielte das Orcheſter. Man muß dieſe entſetzliche „Muſik“ gehört haben, um ſich den Reichthum von Mißtönen vorzuſtellen, welche ungeheure Clarinetten ohne Klappen und Flöten von zwei Meter Länge, in Begleitung von Zimbeln, Gongs und einer äußerſt lärmenden Trommel hervorbringen können, beſonders da das Ganze von der widerlichſten und ſchärfſten aller Trompeten überſchmettert und zuſammengehalten wurde.

Das Sujet des Stücks war der chineſiſchen Geſchichte entnommen. Ein Kaiſer wird von einem Uſurpator entthront, der das Volk an ſich lockt, indem er ſich auf göttliche Inſpiration beruft. Der Kaiſer ſtirbt im Gefängniß und die Kaiſerin zieht ſich in eine ferne Provinz zurück, wo ſie durch ihren Muth und ihre Bemühungen einen Theil ihrer Unterthanen wieder auf ihre Seite bringt. Ihrer Treue verſichert liefert ſie mit ihnen dem Uſurpator eine Schlacht, tödtet ihn mit eigner Hand und ſetzt ihren Sohn auf den väterlichen Thron. Schlacht- und Tumultſcenen ziehen ſich durch das Ganze.

Die Frauenrollen wurden von Knaben von etwa 15 Jahren geſpielt. Dieſe ſeltſamen Figuren glichen lebendigen Kleiderbündeln, aus denen heraus man weder Geſicht, noch Phyſiognomie, noch Geſtalt erkennen konnte.

Nach dem, was ich beobachtet habe, ſind die Chineſen, ſelbſt die aus den höheren Claſſen, ſehr unwiſſend oder ſtellen ſich wenigſtens ſo; trotzdem halten ſie ſich den anderen Nationen überlegen, die ſie als Barbaren behandeln und die in ihrer Meinung ſehr tief ſtehen müſſen. Der Dzargutſchey z. B. wußte gar nichts von der Exiſtenz der franzöſiſchen Nation. In Europa kannte er nur Engländer und Portugieſen. Die Ruſſen hielt er für Aſiaten. Wenn es ſich jedoch um ihre Eigenliebe oder um ihr Intereſſe handelt, haben die Chineſen einen äußerſt feinen Tact, der ihnen das Wiſſen erſetzt. Ihre Vorurtheile gegen die übrigen Völker ſind auch keine natürlichen, ſondern nur eine künſtliche Folge der Politik ihrer Regierung, die ſie innerhalb ihrer Gränzen feſt bannt und ihnen jeden Verkehr mit dem Ausland unterſagt. Ich bin feſt überzeugt, die Chineſen grämen ſich wenig, daß die Welt für ſie und vor ihnen ſich erſchließt, ſondern würden ſich im Gegentheil ſehr glücklich fühlen, wenn ſie ſich nach auswärts verbreiten könnten. Und doch wagen es nur wenige unter ihnen, und das nur mit Zittern und Zagen und dem Ausdruck der Angſt auf dem Geſichte dieſe Frage im Verkehr mit den Fremden zu berühren, denn ſie ſetzen ſich dadurch den grauſamſten Strafen aus.

Reiſe nach Tuggurt und Suf.

Achtes Capitel.

Collegialiſcher Beſuch. — Arabiſches Heilmittel. — Geiſterſpuk. — Eine Promenade des Scheich von Tuggurt. — Unerwarteter Beſuch; das Rattengift. — Der Proſelytenmacher u. ſ. w.

(Fortſetzung.)

Der noch immer fortdauernde Zulauf von Augenkranken nahm mir einen bedeutenden Theil des Tages hinweg, und wenn es ſo fortging, blieb mir in der That nicht Zeit genug übrig, um die Merkwürdigkeiten des Landes gehörig zu ſehen und zu ſtudiren, noch viel weniger um meine naturhiſtoriſchen Sammlungen zu vermehren. Ich mußte daher meinen Clienten mit Beſtimmtheit erklären, daß ſie von nun an bei dem arabiſchen Arzt ſich Raths zu erholen hätten, da ich mich, aus Mangel an Zeit, nicht mehr damit befaſſen könne, und ich ſetzte es endlich durch, daß ſie mich in Ruhe ließen. Mein arabiſcher College war über meine Enthaltſamkeit ſo entzückt, daß er mich einen feinen Haik zum Geſchenke anzunehmen nöthigte. Ich konnte jetzt wenigſtens wieder frei athmen, und ließ es nicht länger anſtehen von der Erlaubniß des Scheich Gebrauch zu machen. An dem erſten ſchönen Morgen machte ich mich mit Iſaac auf den Weg nach einem der Gärten des Scheich, worin ſich einer der Brunnen befand, und wo ich von den daſelbſt angeſtellten Negern, die alle ſelbſt Brunnenarbeiter waren, die beſten Aufſchlüſſe über das Zutageſördern der wüſtenbelebenden, unterirdiſchen Waſſer zu erhalten hoffte.

Ein kräftiger Neger empfing uns am Eingang des Gartens. Es war der Aufſeher der Gärten, von welchem mir der Scheich geſprochen, und den er von meinem baldigen Beſuche unterrichtet hatte. Der Mann war daher äußerſt höflich und zuvorkommend, führte mich überall herum, zeigte mir die Anlagen, die Dattelpflanzungen, den Gemüſegarten, die mit Granatbäumen und weißen und rothen Roſenbüſchen abwechſelnd bepflanzten Alleen, und ſo gelangten wir endlich an den offenen Brunnen, an der nordweſtlichen Gränze des Gartens, von wo er in einen reichlichen Bach überfloß, der ſich in unzähligen Adern über den ganzen Garten verbreitete. Wohlgefällig bemerkte der Neger mit welchem Intereſſe ich den klaren Sprudelbrunnen betrachtete, denn er hatte früher an der Herſtellung deſſelben gearbeitet, und ihm lag die Unterhaltung deſſelben ob, und als ich ihn fragte, wie tief er ſey, warf er, ſtatt aller Antwort, das Hemd, ſein einziges Gewand, von ſich, und ſtürzte ſich kopfüber in die Tiefe. Der Menſch mußte eine Lunge haben wie ein Taucher von Profeſſion, denn er blieb unendlich lange unter dem Waſſer, ſo daß es mir faſt bange zu werden begann, er möchte im Hinabfahren den Kopf angeſtoßen haben und ertrunken ſeyn; allein zu meiner großen Beruhigung tauchte er endlich wieder auf und ſchnellte ſich mit einem Ruck, wie ein Delphin, aufs Trockene. Ich gab ihm für ſein Kunſtſtück einen halben tuniſer Riál (ungefähr 80 Centimes), worüber er ſo entzückt war, daß er ſich zu einer Wiederholung anheiſchig machte; ich bat ihn aber ſich zu ſchonen und mich vielmehr über die Art und Weiſe, wie dieſe Brunnen gegraben würden, zu unterrichten, — ein Anſuchen, dem er mit der größten Bereitwilligkeit willfahrte. Ich ſah, er war in ſeinem Element, denn er erklärte mir alles ſo praktiſch, indem er mir zugleich Muſter der verſchiedenen durchgrabenen Schichten vorwies, daß er mir nichts zu wünſchen übrig ließ.

Die Ergebniſſe dieſer Conferenz, verbunden mit den Beobachtungen des Hrn. Duboeq, welche dieſer Gelehrte mir mitzutheilen die Güte hatte, ſetzen mich in den Stand den Leſern ein ziemlich vollſtändiges Ganze über die ſo merkwürdigen arteſiſchen Brunnen der öſtlichen Sahara vor Augen zu legen.

Dieſe Brunnen werden im Viereck gegraben und ihre Tiefe wechſelt von 40 zu 50 Meter; die Wahl des Ortes ſcheint keiner beſtimmten Regel unterworfen zu ſeyn. Das einzige zum Graben derſelben angewandte Werkzeug iſt eine Art Haue mit ſehr kurzem Stiel, wie man ſie in den Händen aller Gartenarbeiter ſieht. Zwei Pfähle werden an dem Ort, wo man zu graben gedenkt, eingerammt; man verbindet dieſelben aber durch zwei Querhölzer,

zwiſchen welchen eine hölzerne Rolle angebracht wird, und darin beſteht die ganze Vorrichtung, welche zu dieſer Arbeit erforderlich iſt. Ein aus Palmfaſern geflochtenes Tau läuft über dieſe Rolle und dient dazu die Arbeiter hinabzulaſſen, ſowie auch die ausgegrabene Erde und das Waſſer emporzuziehen. Nur ein einziger Arbeiter arbeitet im Brunnen; er ſitzt niedergekauert und die Höhe, welche er in dieſer Stellung einnimmt, dient zum Vergleichungspunkt, um die Tiefe der Arbeiten abzumeſſen. Dieſe Einheit, welche Kama genannt wird, iſt gleich einer und $^1/_4$ Elle, oder 0,625 Meter. Um bis zur waſſerführenden Schicht zu gelangen, werden fünf Varietäten von Felsarten durchgraben, welche von den Einheimiſchen durch die Namen: el Sbah, el Tin oder Tein, el Tiſauin, el Hadjer und el Maſul bezeichnet werden.

Die Angaben über die Mächtigkeit dieſer verſchiedenen Lager ſind widerſprechend und ſtimmen nie mit der Tiefe der Brunnen, die man mit dem Senkblei unterſucht, überein.

Die erſte Felsart, el Sbah, iſt nichts anders als die Bank erdigen Gypſes, welche den Boden der Umgebung von Tuggurt bildet; ſie verſchwindet bisweilen, und an ihre Stelle tritt unmittelbar eine röthlichgelbe, mergelige Felsart mit Gypskryſtallen, welche Tin oder Trab genannt wird. Ihre Dicke iſt beträchtlich; Hr. Duboeq hat in einem Brunnen zu Zauia dieſe Mergelbänke 35,50 Meter mächtig gefunden. An dem obern Theil dieſer Bänke ſtößt man auf zwei Schichten ſalzigen, übelriechenden Waſſers, welche manchmal ſo ſtark ſind, daß man auf die Fortſetzung der Arbeiten verzichten muß; allein man überwindet gewöhnlich dieſe Schwierigkeit, indem man hinter dem Holzbeſchlag des Brunnens einen Damm von Letten anbringt und ihn mit Miſt in gehöriger Proportion vermiſcht. Auf ſolche Weiſe gelangt man ohne irgend ein anderes Hinderniß, bis zur waſſerführenden Schicht.

Das Graben der Brunnen wird überhaupt in der ſchönen Jahrszeit unternommen, und man kommt in einer Campagne bis auf den Tiſauin, es müßte denn ſeyn, daß das obere Waſſer die Arbeiten ſtaute. Am Anfang entwickelt ſich gewöhnlich ein ſtarker Geruch von Kohlenwaſſerſtoffgas, welcher den Arbeitern ſehr läſtig wird. Bei Wiederaufnahme der Arbeiten wird das Waſſer vermittelſt lederner Schläuche ausgeſchöpft.

Der Tiſauin, welcher das folgende Lager bildet, iſt eine Miſchung von Kieſelſand, Gyps und Thon, von ſandiger Structur; er bedeckt einen feſten gypſigen Fels von röthlicher Farbe, welcher el Hadjer oder der Stein genannt wird, und aus einem Aggregat kleiner blätteriger Gypskryſtalle, die durch ein thonig-ſandiges Cäment verbunden ſind, gebildet wird.

Das fünfte Lager, el Maſul, iſt ein grünlichweißer, ſehr dichter und fetter Thon, unter welchem ſich der waſſerführende Sand befindet.

Die Dicke dieſer drei letzten Lager war in einem zu Zauia beobachteten Brunnen:

El Tiſauia	. . . .	2,50 M.
El Hadjer	. . . .	5,00 „
El Maſul	. . . .	2,00 „

Dieſe Ziffern können dazu dienen die relative Mächtigkeit dieſer Lager zu ſchätzen.

Die Brunnen werden bis zu dem Hadjer mit Holz ausgeſchlagen; man erreicht denſelben gewöhnlich zwiſchen 30—40 Meter. Dieſes Geſchäft wird beſondern Arbeitern übertragen, welche das Holz zuhauen und die Rahmen in dem Brunnen anbringen; dieſe Rahmen werden aus Scheitern von ſechsfach geſpaltenen Palmſtämmen gezimmert, und es werden deren neun bis zehn für den laufenden Meter angebracht. Zu je 10 bis 12 Rahmen iſt ein Palmſtamm erforderlich. Von der Gypsbank an hört das Ausſchlagen mit Holz auf, da dieſer Fels compact genug iſt dasſelbe überflüſſig zu machen.

Die waſſerführende Schicht bietet ſich nicht immer unter der Bank des Maſul dar, ſondern man hat oft 15—20 Meter Sand zu graben, bevor man auf Waſſer ſtößt; dieſer Sand iſt ſehr fein und beſteht vorzüglich aus kleinen Quarzkryſtallen und Gypsblättchen, welche man leicht mit Glimmer verwechſeln kann. Um darin zu arbeiten bindet ſich der Gräber an ein Tau feſt und verklebt ſich die Ohren mit Ziegenfett. Sobald er nun das Waſſer hervorquellen ſieht, gibt er ein Zeichen und wird dann heraufgezogen. Manchmal ſprudelt das Waſſer mit ſolcher Heftigkeit empor, daß der Arbeiter nicht ſchnell genug herausgezogen werden kann und erſticken muß; in den meiſten Fällen kommt das Waſſer langſam an, indem es eine ziemlich beträchtliche Portion thonigen Sandes mit ſich führt, welcher den untern Theil des Brunnens bis zu einer Höhe von 15—20 Meter verſtopft. Man hilft dem Emporſteigen des Waſſers nach, indem man den Sand mit Eimern ausſchöpft, die ſo ſchnell als möglich auf- und abbewegt werden. Dennoch erreicht es die Mündung des Brunnens erſt nach einem mehr oder minder langen Zwiſchenraum, und fließt gewöhnlich erſt nach Verlauf von 25—30 Stunden über. Bisweilen will das Waſſer nicht bis an die Schwelle des Brunnens ſteigen. In dieſem Falle muß ſich der Sand, den es mit ſich führt, erſt ſetzen, dann läßt man Taucher hinabſteigen, um die erdigen Maſſen, welche den Lauf der aufſteigenden Strömung hemmten, wegzuräumen. Jeder Taucher läßt zuerſt einen Korb hinab, und er ſteigt dann an einem Seile hinunter, welches am Rand und auf dem Grund des Brunnens befeſtigt werden. Er füllt ſeinen Korb und ſteigt wieder zu Tage, nachdem er zwei bis drei Minuten unter dem Waſſer geblieben war. Es wird mit dieſer Arbeit fortgefahren, bis die Baſis des Brunnens hinlänglich frei iſt, um dem Waſſer zu geſtatten bis an die Erdoberfläche des Bodens zu gelangen, was meiſtens dann geſchieht, wenn der auf dem Grunde ſitzende Sand nur noch 15—20 Meter hoch iſt.

Wie hoch ein ſolcher Brunnen zu ſtehen komme, iſt nicht leicht abzuſchätzen; das Holz, die Stricke, das Werkzeug, ſowie auch die nebengehenden Handleiſtungen werden von dem Eigenthümer des zu grabenden Brunnens, oder von dem Quartier, dem er zum beſten kommt, geliefert. Die Arbeiter werden beköſtigt und erhalten für die ſechs erſten Kama (6,25 M.) 4 Franken 57 Centimes, und für jede neue Reihenfolge von 10 Kama noch einen Zuſchuß von 1 Fr. 66 Cent. Die Ausgabe für einen Brunnen von 50 Meter Tiefe beläuft ſich auf dieſe Weiſe auf 78—80 Franken. Der Arbeitslohn für das Holzwerk wird mit 8 Fr. 30 Cent. für die Kama eingeſetzter Rahmen, oder mit 13 Fr. 28 Cent. für den laufenden Meter bezahlt; es beträgt alſo für die 30 Meter, die man in den tiefſten Brunnen zu beholzen hat, 398—400 Franken, und die Geſammtausgabe für einen Brunnen, deſſen Waſſer ſich unmittelbar über die Oeffnung desſelben ergießt, bewegt ſich zwiſchen 850—1000 Franken. Wenn man aber Sand wegzuräumen hat, der das Waſſer bis an die Oberfläche des Bodens aufzuſteigen hindert, ſo iſt die Ausgabe doppelt und wechſelt von 1700—2000 Franken, ohne jedoch den Werth der aufgewendeten Baumaterialien mit einzurechnen. Es wird dieſelbe außerdem noch vermehrt, wenn man Schwierigkeiten, ſey es beim Graben oder beim Ausräumen des Loches, zu beſiegen hat, und manche Brunnen ſollen 4—5000 Franken gekoſtet haben.

Die Dauer dieſer Brunnen iſt ziemlich beſchränkt; die von Natur wenig dauerhaften Palmſcheiter, aus welchen die Rahmen

angefertigt werden, faulen bald, der vom Waſſer aufgeweichte Mergel ſtürzt ein und vermindert nach wenigen Jahren die Waſſermaſſe. So geſchieht es oft, daß ein Quartier, welches ſich die größten Opfer auferlegt hatte, um einen Brunnen zu graben, und dazu die ſchönſten Palmbäume ſeiner Gärten gefällt hatte, ſeine jungen Pflanzungen aus Waſſermangel verſchmachten ſieht, gerade in dem Augenblick, wo ſie Frucht zu tragen anfingen, und einige Brunnen verſiegen nach Verlauf von 12—15 Jahren, ohne daß man ſie zu reinigen oder die mangelhaften Holzſtücke durch neue zu erſetzen vermöchte.

Die Reſultate, welche die Eingebornen durch eine ſo einfache Methode erlangt haben, ſind unſtreitig äußerſt merkwürdig, obgleich es nicht zu läugnen iſt, daß dieſelbe auch große Uebelſtände nach ſich ziehe, die nur durch die Anwendung eines europäiſchen Bohrapparats beſeitigt werden können.

(Fortſetzung folgt.)

Bruchſtücke aus einer „Reiſe nach Central-Afrika."

(Nach Bayard Taylor.)

Dritter Abſchnitt.

Bilder aus Cairo.

3) Einzug. — Der Ezbeh Kirzeh. — Saracenische Häuſer. — Eſel. — Die Bazare. — Die Straßen. — Proceſſionen. — Ausſicht von der Citadelle. — Moſchee Mehemed Ali's. — Die Straße nach Suez.

Unſere Ankunft und unſer Einzug in Cairo war die bunte Vignette zu dem Buche unſerer orientaliſchen Erlebniſſe. Vom Nil aus erblickten wir bereits die Moſchee Sultan Haſſan's, die weißen Kuppeln und die langen pinſelartigen Minarets der neuen Moſchee Mehemed Ali's und das maſſive Mauerwerk der Citadelle, die einen Vorſprung der Makatamberge krönt. Als wir aber auf trippelnden Eſeln den beladenen Packpferden durch die Straßen von Bulak folgten, und auf die breite Straße gelangten, die durch Gärten, Getreidefelder und Palmenhaine bis nach dem Thore vor Ezbekieh, dem großen Marktplatze von Cairo, führt, wurde die Scene, welche in der Entfernung durch den duftigen Schleier der ägyptiſchen Luft gemildert worden war, nun ſo lebhaft, maleriſch und heiter, ſo voll Leben, Bewegung und Farbe, daß meine Träume vom Morgenlande vor der ſaftigen Wirklichkeit zerfloſſen.

Die eſelberittene Menge, die beſtändig auf- und abwogte, unterſchied ſich ſtark vor dem Volke in Smyrna und Alexandrien, wo bereits der wachſende Einfluß europäiſcher Tracht und Sitte ſichtbar iſt. Hier athmete noch alles den köſtlichen Duft des Orients, wie er mich aus Tauſend und Einer Nacht, aus perſiſchen Dichtern und arabiſchen Chroniſten angeweht hatte. Ich vergaß, daß ich noch fremde Kleidung trug, und wunderte mich über die Keckheit der wenigen Europäer, denen wir begegneten. Ich blickte nicht ohne Verwunderung auf die langen Züge von Eſeln, die Waſſerſchläuche trugen, die ſchwerbeladenen Kamele, die Frauen mit weißen Masken vor dem Geſicht, die ſtumpfſinnigen nubiſchen Sklaven, die ernſten Abyſſinier und alle die verſchiedenen andern Figuren, die an uns vorüberzogen.

Wir kamen auf den Ezbekieh, der mit majeſtätiſchen Acazien und Platanen und Büſchen von aromatiſchen blühenden Stauden bewachſen war. Er liegt im fränkiſchen Quartier der Stadt und wurde auf Befehl Mehemed Ali's angelegt und bepflanzt. Alle großen Hôtels liegen an demſelben, und leichte, mit Stroh bedeckte Cafés füllen den Raum unter den Platanen, wo die ſchöne Welt von Cairo jeden Sonntag Abend ſpazieren geht. Nichts von der alten Stadt der Sultane, außer wenigen ſchlanken Minarets ſieht man von dieſem Quartier aus. Nachdem wir uns in den Gemächern des ruhigen und bequemen Hôtel de l'Europe Quartier verſchafft, gingen wir aus, um die herrliche Abendluft vor einem der Cafés zu genießen. Ich verſuchte zum erſtenmale die Nargileh, oder perſiſche Waſſerpfeife; die weichen, ſammetartigen Blätter des Tabaks von Schiras werden in einem kleinen Kopf verbrannt, deſſen Rohr in ein halb mit Roſenwaſſer gefülltes Glasgefäß geht. Von dieſem Glasgefäße geht ein biegſames Rohr von mehrern Fuß Länge aus, mit einem Mundſtück von Holz oder Bernſtein. Bei jedem Zug wird der Rauch heruntergezogen und ſteigt durch das Waſſer mit einem angenehmen Wallen wieder auf. Dem Tabak werden dadurch alle öligen Beſtandtheile entzogen, er ſchmeckt außerordentlich mild, kühlend und duftig, wirkt erheiternd und ſchadet der Lunge nicht, wenn man ſich dem Vergnügen mäßig hingibt.

Das türkiſche Quartier von Cairo bewahrt immer noch die maleriſche arabiſche Architektur aus der Zeit der Kalifen. Die Häuſer ſind meiſtens drei Stock hoch, und jedes Stockwerk ſteht über das andere vor. Die einfachen ſteinernen Mauern ſind getüncht und mit horizontalen rothen Strichen bemalt, in einer Weiſe, die unter einem nördlichen Himmel geſchmacklos ſeyn würde, die aber hier einen wunderbaren angenehmen und harmoniſchen Eindruck erzeugt. Die einzigen Zeichen von Sculpturen finden ſich hier und da an den reich geſchnitzten Bogen der Thorwege oder an der zierlichen Marmorgalerie, welche den Hof mit Springbrunnen umgibt. Ich ſah einige derſelben an abgelegenen Theilen der Stadt. Den Reiſenden beſchäftigen vorzüglich die hölzernen Balcone, welche die obern Felder einſchließen. Die außerordentliche Leichtigkeit, Anmuth und Zartheit ihrer Arbeit, die noch mehr durch den Contraſt in die Augen fällt, in dem ſie mit der compacten Solidität der Mauern ſtehen, an denen ſie kleben, gaben mir einen neuen Begriff von der Geſchicklichkeit und dem Phantaſiereichthum der arabiſchen Baumeiſter. Das Holz ſcheint nicht ſowohl von der Säge und dem Meißel zugeſchnitten als auf dem Webſtuhl gewebt zu ſeyn. Durch dieſe Gitter von feinem Netzwerk mit Rändern, die ſpitzenartig gemuſtert und bisweilen von ſchlanken Thürmchen und Zinnen überragt ſind, blicken, ohne ſelbſt geſehen zu werden, die Frauen der Kaufleute von Cairo auf die Volksmenge herab, die im Zwielicht der Bazare langſam auf- und abgeht.

Um Cairo gründlich zu ſehen, muß man ſich erſt an die Locomotion durch Eſel gewöhnen. Das Eſelreiten iſt allgemein, und niemand denkt daran, ſich zu Fuß über das fränkiſche Quartier hinaus zu begeben. Wer es thut, muß gewärtig ſeyn, daß ihn nicht weniger als ein Dutzend Treiber mit ihren Eſeln verfolgen. Als wir uns im Thorweg unſers Hôtels zeigten, um einen Ausflug zu machen, war das Getümmel der Menſchen und Thiere ſo groß, daß wir uns wieder zurückziehen mußten, bis uns unſer Diener und der Portier durch die gellende und ſchreiende Menge eine Gaſſe gebrochen hatten. Endlich fand ich einen recht

verſtändigen Araberknaben, Namens Kiſch, der uns für fünf Piaſter täglich kräftige Eſel lieferte, die er von Morgens bis Abends an der Thür für uns bereit hielt; die andern Eſeltreiber reſpectirten Kiſch's Monopol und ich hatte ſeitdem kein Getümmel mehr. Die Eſel ſind ſo klein, daß meine Füße beinahe die Erde berührten, aber ihre Kraft und Ausdauer iſt unerſchöpflich. Ihr Gang im Schritt wie im Galopp iſt ſo leicht und gleichmäßig, daß keine Ermüdung eintritt. Die Treiber ſetzen einen großen Stolz darein, rothe Sättel mit hohen Kiſſen zu haben, und Erzſtückchen an die Zügel zu hängen. Sie halten ihre Eſel glatt geſchoren und verſchönern ſie noch durch Colorirung in verſchiedenen Farben; das erſte Thier, das ich ritt, hatte geſtreifte Beine wie die Zebra, und das meines Freundes hatte purpurne Flecken und einen gelben Bauch. Die Treiber laufen hinter ihnen drein mit ihrem kurzen Stocke, womit ſie die Thiere von Zeit zu Zeit ſtoßen oder in die Seite ſtechen.

Es ſcheint zuerſt eine ebenſo große Kühnheit, ſich zu Eſel als zu Fuß in die Bazare zu begeben. Der Unterſchied aber liegt darin, daß man entweder ſelbſt niedergeritten wird oder jemanden niederreitet, und natürlich zieht man das letztere vor. Es nützt nichts, den Eſel führen zu wollen, denn er läßt ſich nicht führen. Der Treiber ſchreitet hinter einem drein und man wird in vollem Galopp im Getümmel der Eſel, Kamele, Pferde, Wagen, Waſſerträger und Fußgänger hineingejagt. Vergebens ſchreit man „bes“ (genug) „piano“ und andere Beſchwörungsformeln. Die einzige Antwort des Treibers iſt: „Laßt nur den Zügel locker hängen.“ Man fährt mit dem Kopf zur Seite vor einem mit Brettern beladenen Kamele, man ſtreift mit dem Beine das Rad eines Kehrichtwagens, man ſtößt einen fetten Türken unverſehens in den Rücken, man entgeht wie durch ein Wunder der Gefahr eine Obſtbude umzuwerfen, man ſcheucht eine Geſellſchaft geſpenſterhafter, weiß maskirter Frauen auseinander und gelangt endlich mit der Empfindung eines Menſchen, der eine Batterie geſtürmt hat, in eine ruhigere Straße. Das Geſchrei des Treibers, der hinterdrein lief, machte mir nicht weniges Vergnügen. Der Hawadſchi kommt! Ihr da zur Rechten nehmt Euch in Acht! Ihr da zur Linken nehmt Euch in Acht! O, Mädchen, nimm dich in Acht! O, Knabe aus dem Wege, der Hawadſchi kommt!“ Kiſh hatte eine kräftige Lunge und ſein Eſel gab keinem anderen etwas nach, und ſo trugen wir unſern gehörigen Theil zu dem allgemeinen Lärm und Gewirr bei.

Cairo iſt die reinlichſte aller orientaliſchen Städte. Die Verordnungen Mehemed Ali's werden ſtreng ausgeführt; jedermann muß vor ſeiner Thüre fegen und der Kehricht wird jeden Morgen in Karren weggefahren. Außerdem werden die Straßen mehrmals des Tages beſprengt und ſind faſt immer kühl und frei von Staub. Die beſtändigen Ausdünſtungen des Waſſers ſollen indeß den Augen der Bewohner ſchädlich ſeyn, wiewohl in andern Beziehungen die Stadt geſund iſt. Die Menge von Augenkranken, Einäugigen und völlig Blinden, die man überall trifft, iſt erſtaunlich. Es gibt Bettler, die meiſtentheils alt oder verkrüppelt ſind, aber ſie ſind keineswegs weder ſo zahlreich noch ſo zudringlich wie in den italieniſchen Städten. Eine Anzahl ſchäbiger Polizeidiener in blauen Frackröcken und weißen Beinkleidern ſtolzirt in den Hauptſtraßen auf und ab; ich ſah aber niemals, daß ihre Dienſte in Anſpruch genommen wurden. Die Soldaten, welche europäiſche Tracht aus weißem Baumwollenzeuge tragen, ſind die mindeſt maleriſche Claſſe. Selbſt der Fellah, deſſen einziges braunes Kleidungsſtück loſe von den Schultern bis zu den Knieen hängt, hat im Vergleich mit dieſen fränkiſchen Caricaturen ein würdevolles Ausſehen; die eigentliche ägyptiſche Tracht, welche große Aehnlichkeit mit der griechiſchen und beſonders der hydriotiſchen hat, iſt einfach und anmuthig; die Farben ſind dunkel, namentlich braun, blau, grün und violett, und werden durch eine ſchwere buntſeidene Binde und durch die rothen Pantoffeln und den Turbuſch ermuntert. Aber wie in der Türkei haben die Paſchas, Beys und viele von den Unterbeamten im Civildienſte die fränkiſche Kleidung angenommen, und nur den Tarbuſch beibehalten, eine Veränderung, die ihnen keineswegs gut ſteht. Ich ging eines Tages in eine ägyptiſche Barbierſtube, um mein Haar ſchneiden zu laſſen, und genoß zur Vorbereitung eine Pfeife und eine Taſſe Kaffee in Geſellſchaft zweier Perſonen, die ich für Franzoſen oder Italiener der unterſten Claſſe hielt, bis der Barbier die langen Locken auf ihrem Scheitel herauskämmte. Die Gläubigen ziehen nämlich an dieſen Locken in das Paradies gezogen zu werden. Als ſie fort waren, hörte ich auf meine Erkundigungen, der eine ſey Kalim Paſcha, einer der Enkel Mehemed Ali's, und der andere ein Bey von großem Rufe.

Eines Morgens begegnete ich einem ſtattlichen Zuge mit Roß und Fahnen, der einen ehrwürdigen Mann mit einem grünen Turban auf dem Kopfe und einem langen weißen Barte, der bis auf die Bruſt ging, begleitete; dieſer war, wie Kiſch mir ſagte, ein Scheriff von Mekka. Er war von Beamten in der reichen türkiſchen und ägyptiſchen Tracht begleitet, die prächtige arabiſche Pferde ritten, welche faſt unter den großen grün- und carmeſinſammetnen, mit Gold geſtickten Schabracken verſchwanden. Das Volk legte, wenn er vorüberritt, die Hände auf die Bruſt und verbeugte ſich tief, was er damit erwiederte daß er langſam die Hand erhob. Es war eine einfache Bewegung, aber nichts hätte ruhiger und majeſtätiſcher ſeyn können. Bei einer anderen Gelegenheit traf ich auf den Straßen von Bulak einen Brautzug; drei Muſikanten, die auf gellenden Flöten ſpielten, gingen voran, dann folgten die Eltern der Braut, die von ihren Brautjungfern umgeben unter einem carmoiſinrothen Thronhimmel daherſchritt. Sie war von Kopf bis zu den Füßen in ein rothes Gewand gehüllt, worüber ein vergoldetes Diadem um den Kopf befeſtigt war. Eine große Schaar von Freunden und Verwandten ſchloß den Zug, dem ein anderer von ganz verſchiedener Art auf dem Fuße folgte, denn die Hauptperſonen waren vier Knaben von drei oder ſechs Jahren, die beſchnitten werden ſollten. Jeder ſaß auf einem hübſchen Pferde und trug die Gallakleider eines Erwachſenen, worin ihre kleinen Geſtalten ganz verſchwanden. Die ſtolzen Väter gingen ihnen zur Seite, um ſie zu ſtützen, und hielten ihnen gelegentlich Flaſchen mit Milch und Scherbeth an die Lippen; der eine war ein pechſchwarzer Nubier, dem ſeine Lage ganz beſonders zu behagen ſchien und der nach allen Seiten vergnügt grinſte. Dieſem Zug voran ſchritt ein Hanswurſt, ihm folgte ein Gaukler, der auf ſeinem Kinn eine lange Stange balancirte und an deren oberem Ende ein Blumenſtrauß prangte. Er holte ſich bei mir einen Bakſchiſch. Sein glücklicher Erfolg veranlaßte zwei Schwertträger aus dem Zuge zu treten, die mit Scimitars auf einander losſchlugen und dann die Hiebe mit ihren Schildern auffingen. Die Gelaſſenheit und Geſchicklichkeit, womit ſie die Hiebe parirten, war wirklich bewundernswerth und das Schlußgefecht geradezu ein Meiſterſtück; der eine derſelben zielte mit der vollen Wucht ſeines Armes unmittelbar nach dem Geſichte des andern, als wenn er ihm den Kopf ſpalten wollte, aber ohne daß er inne hielt, machte die blitzende Waffe eine Seitenwendung und theilte die Luft einen halben Zoll vor des Gegners Augen; dieſer bewegte keine Muskel des Geſichts, ſondern nachdem der Scimitar vorüber-

geglitten war, fing er denſelben mit ſeinem Schilde auf, welches er dann umkehrte und auf ein Knie ſich niederlaſſend mir hinhielt, um ſich einen Bakſchiſch zu erbitten. Ihnen folgte ein Kamel mit einer Krone von Straußenfedern auf dem Kopfe, und einem Knaben auf dem Rücken, der mit einer Hand kräftig zwei hölzerne Trommeln ſchlug, während er mir die andere entgegenſtreckte um ſeinen Bakſchiſch in Empfang zu nehmen.

Außer der Stadt ſelbſt ſah ich nur noch die Citadelle und die Inſel Rhoda. Wir benutzten den frühen Morgen zu einem Ritt nach dem erſteren Orte und waren ſo glücklich, daß uns die in dieſer Jahreszeit gewöhnlichen Nebel nicht die Ausſicht über die Nilebene verhüllten. Das Morgenlicht iſt das günſtigſte für die Landſchaft, welche ſich ganz nach Weſten ausbreitet; die Schatten der Citadelle und der Kämme des Dſebel-Mokattam liegen dann breit über der Stadt, berühren aber ihre Minarets nicht, welche wie blaßrothe Pfeile in der Luft glänzen. Man kann das Geſchrei der Eſeltreiber und Waſſerträger von den Sycomoren und Acazien her hören, wo ſie die Straße nach Bulak beſchatten. Ueber den reichen Palmengärten erblickt man den blauen Streifen des Fluſſes und in der jenſeitigen Ebene dämmern die Umriſſe zweier Pyramiden aus dem Schleierdufte der libyſchen Wüſte.

Innerhalb der Mauern der Citadelle iſt der „Bir-Juſſef", der Joſephsbrunnen, wie er von den Arabern, nicht nach dem tugendhaften Hebräer, ſondern nach dem Sultan Saladin genannt wird, der denſelben ausgrub und wieder herſtellte. Der Brunnen ſelbſt ſchreibt ſich aus der alt-ägyptiſchen Zeit her, war aber viele Jahrhunderte mit Sand gefüllt und gänzlich verſchwunden. Er beſteht aus einem obern und einem untern Schachte, der 260 Fuß tief durch den harten Felſen getrieben iſt. Eine Wendelgalerie von dem Schacht erleuchtet geht bis auf den Grund der erſten Abtheilung, wo in einem in den Felſen gehauenen Raum ein Maulеſel das große Rad dreht, welches beſtändig eine Anzahl von Waſſereimern aus dem Brunnen hinaufbringt. Das Waſſer wird in ein geräumiges Becken gegoſſen und von da durch eine zweite Kette Waſſereimer hinaufbefördert. Von zwei Arabern mit Fackeln begleitet ſtiegen wir in den erſten Schacht hinab und tranken von der friſchen kühlen Fluth.

Die neue Moſchee Mehemed Ali's, welche oben auf der höchſten Plattform der Feſtungswerke die Stadt überragt, iſt das einzige Stück der Citadelle, welches einigen Anſpruch auf architektoniſche Schönheit hat. Wiewohl dieſe Moſchee ſchon ſeit Jahren im Bau begriffen iſt, ſo war ſie doch innerlich noch nicht vollendet. Das Aeußere iſt fertig und die große weiße flache Kuppel, von Minarets umgeben, die ſo ſchlank und rohrartig ſind, daß ſie ſich vor jedem Winde zu beugen ſcheinen, iſt das erſte Anzeichen der Nähe Cairo's, welches die Reiſenden, die den Nil herauf oder herunterkommen, entdecken. Die innern Wände ſind durchaus mit orientaliſchem Alabaſter bekleidet, orangefarbig wie die Lichtfluth der ägyptiſchen Sonne bei ihrem Untergange. Die drei Kuppeln aber ſchillern von künſtlichen Arabesken in Grün, Blau, Carmoiſin und Gold. In einem Winkel ſteht der Sarg Mohammed Ali's mit einem ſchweren ſammetnen Leichentuche bedeckt. Unter den Marmorbogen vor demſelben kauert auf dem grünen Teppich, der den Boden bedeckt, eine Schaar von Prieſtern, die beſtändig den Kopf neigen und Gebete oder Bruchſtücke aus dem Koran herſagen.

Ehe ich mich in die Stadt zurückbegab, eilte ich ein Stück in die Wüſte hinein, bis zu den Gräbern der Kalifen auf der Straße nach Suez. Das Geleis im Sande, welches die Mekkapilger und die Ueber-Land-Reiſenden auf ihrem Wege nach Suez hinterlaſſen, hatte in meinen Augen ein weit thatſächlicheres Intereſſe. Der Pilger werden mit jedem neuen Jahre weniger [1] und der Reiſenden mehr. Nach engliſcher Art gebaute Omnibuſſe, die von galoppirenden Poſtpferden gezogen werden, wirbeln den Sand in die Höhe, und mitten in der grasloſen Wüſte ſtärken ſich die Reiſenden mit Beefſteaks und Ale und murren, wenn der gewohnte Stiltonkäſe fehlt.

Die Inſel Rhoda, welche ich an einem ſchönen goldigen Nachmittag beſuchte, iſt nur noch eine Erinnerung deſſen, was ſie vor einigen Jahren war. Seit Ibrahim Paſcha's Tod iſt ſie völlig vernachläſſigt worden, wiewohl wir einige Gärtner in Thätigkeit fanden, welche die dürren Blumenbeete umgruben und die üppigen Myrthenhecken beſchnitten. Während der neulichen Ueberſchwemmung fehlten dem Nil nur wenige Zoll, daß er die ganze Inſel bedeckt hätte, auch war der Boden noch weich und zähe. Faſt alle Gewächſe der Tropen werden hier gezogen, der Kaffee, die indiſche Feige und der Mangobaum wechſeln mit Palmen, Orangen, Acazien und der gelben Mimoſe, deren Blüthen die Inſel mit Duft erfüllen.

Indiſche Verkehrsmittel.

Unter dieſer Aufſchrift leſen wir in „Indian News" folgende Erörterungen: „Nehmen wir den Verkehr am untern Ganges zu zwei Millionen Tonnen, den vierten Theil des ganzen indiſchen Binnenhandels und die durchſchnittliche Entfernung, welche dieſe Waaren zurückzulegen haben, zu 250 engl. Meilen, [2] ſo werden wir uns einigermaßen einen Begriff von dem Nachtheil machen können, der Indien aus dem Mangel von Verkehrsmitteln erwächst.

Nach der Größe des fraglichen Gebietes würden im Verhältniß zu England 562,000 Meilen Haupthandelsſtraßen, und drei und ein halbmal ſo viel Nebenverbindungen erforderlich ſeyn; das heißt, wenn England 5730 Meilen Eiſenbahnen, 20,000 Meilen Landſtraßen und außerdem 1300 Meilen Waſſerſtraßen, im Ganzen alſo 27,000 Meilen Haupt- und 97,000 Meilen Nebenverbindungswege, die den beſten in Indien gleich ſind, auf 60,000 Quadratmeilen zählt, ſo ſollte Indien verhältnißmäßig auf 1,250,000 Quadratmeilen 562,000 M. Haupthandelsſtraßen, und 1,967,000 Meilen Nebenverbindungen in Allem 2,400,000 Meilen, haben.

Wie die Sache nun ſteht, ſo gibt es in Indien keine Nebenſtraßen auf denen die Abgaben unter drei Pence betragen — das will ſagen: 1 sh. 6 d. für die Meile und das Ton in England — und nicht mehr als 4000 Meilen Haupthandelsſtraßen; da aber dieſe Ausdehnung nur den hundert und fünfundzwanzigſten Theil der erforderlichen Hauptlinien beträgt, ſo kann ſie auf die durchſchnittlichen Frachtkoſten keinen merklichen Einfluß üben.

Daher hat die geſammte Tonnenzahl auf der mittleren durch-

[1] Das iſt vermuthlich ein Irrthum. Seit Errichtung der vielen mediterraneiſchen Dampfſchifffahrtslinien hat die Zahl der Mekkapilger überraſchend zugenommen, namentlich wird den Gläubigen der afrikaniſchen Nordküſte durch die europäiſchen Transportmittel die Reiſe ſehr erleichtert und um vieles wohlfeiler. Die Red.

[2] Public Works in India. By Lieut. Col. Cotton p. 73.

laufenen Entfernung (250 M.) gegenwärtig in Indien eine Mehrausgabe oder einen Verluſt von wenigſtens 2 d. für die Tonne per Meile zu tragen, und die Summe dieſes Verluſtes wird ſich jährlich auf 2 d. × 250 Meilen × 8,000,000 = 16,000,000 Pf. belaufen; nun geſellt ſich aber hiezu außerdem ein noch größerer oder wenigſtens eben ſo großer Verluſt aus dem Umſtande, daß Erzeugniſſe theils wegen der Schwierigkeit, theils wegen der Unmöglichkeit ſie zu transportiren, gar nicht befördert werden, und es möchte ſich ſomit der gegenwärtig aus dem Mangel an Verkehrsmitteln erwachſende, geſammte pecuniäre Verluſt für Indien zu 32,000,000 Pf. St. jährlich berechnen laſſen."

Dieß wird uns näher in Folgendem erläutert: „Eine Differenz von 10 s. per Tonne z. B. wird auf einem ausgedehnten und großen Markte, von dem zuvor keine Tonne weiter befördert wurde, einen Verkehr hervorrufen, und Unterſchiede von 4 Pf., 5 Pf., 7 Pf. und 13 Pf. per Tonne müſſen verhältnißmäßig größere Wirkungen hervorbringen. Der Leſer weiß, daß ſolche Differenzen im Stande ſind, den Verkehr einigermaßen zu erweitern und ihn wirklich von einem Punkte der Welt zum andern zu ziehen, wenn zwiſchen dieſen Punkten Verbindungsmittel beſtehen. Was wird er daher davon denken, daß ſolche Differenzen wie 4 Pf., 5 Pf., 7 Pf. und 13 Pf. unabhängig von dem Betrag des wohlfeilen Tranſits, zwiſchen Plätzen in Indien, die nur 400 oder 500 Meilen auseinander liegen, und auf den größten Niederlagen des Landes bei Waizen, Salz, Reis, Baumwolle ꝛc., wovon Millionen Tonnen zu ſolchem Nutzen producirt werden könnten, beſtehen? Was wird er von den entſprechenden Differenzen bei engliſchen Manufacturwaaren im Betrag von 6 Pf. aufwärts denken? Iſt es nicht offenbar abſurd in ſolchen Fällen von einer Zunahme des Handels in „ſeinem gegenwärtigen Umfang" vom Oeffnen des Landes zu ſprechen, wenn die jetzige Apologie für Handel nicht im Verhältniß ſtehen will zu dem Verkehr, der auf dem Wege wohlfeilen Tranſits erzeugt wird? Was würde daher das Reſultat von der Eröffnung von 15,000 Meilen für den Hauptverkehr ſeyn? „Der Leſer mag ſich von dem jetzigen Zuſtand der indiſchen Verkehrsmittel einen Begriff aus dem Umſtande machen, den wir oben erwähnten, nämlich, daß der Verkehr am untern Ganges nur 2,000,000 Tonnen jährlich beträgt — das iſt die Hälfte nur von dem Verkehr einer einzigen Eiſenbahn (der Londoner und North Weſtern) auf einer kleinen Inſel, deren Handelsfrachten zum größten Theil ſchwimmend bewegt werden. Und nun iſt das Gangesthal der einzige zur See führende Ausgang für eine Bevölkerung von nahezu achtzig Millionen. Er ſteht einzig da in der Welt durch ſeinen Ueberfluß und ſeine Mannichfaltigkeit an Natur-Reichthümern; ſein innerer Wohlſtand und ſeine natürlichen Vortheile laſſen ſich nicht beſchreiben, ja kaum begreifen; und doch iſt ſein Handel, in Vergleich zu dem was aus ihm in wenigen Jahren gemacht werden könnte, abſolut nichts."

„Wir brauchten nicht hinzuzufügen, daß nur bei weiter Entfernung in Indien wohlfeile Frachten nothwendig wären, im Gegentheil iſt Wohlfeilheit gerade für kurze Entfernung durchaus unerläßlich; und wir wollen zur Erläuterung dieſes Punktes eine Stelle aus dem Buche des Colonel cotton (Public Works in India) p. 243 anführen:

„Eine von den Zuckerſiedereien im Delta, die jährlich 2000 Tonnen Zucker liefert, erfordert zur Beförderung folgender Waarenmaſſe jährlich:

			Tonnen
3000 Tonnen	Jaggery	35 Meilen	= 105,000 auf eine Meile
2000 „	Zucker	„	= 70,000 „ „ „
10000 „	Brennmaterial	„	= 350,000 „ „ „
	Total . . .		525,000 auf eine Meile

Dieß geht nun alles zu Waſſer; würde es aber zu Land transportirt — wenn das Land trocken genug iſt, um es im Ganzen weiter ſchaffen zu können — ſo koſtete es 3 d. per Meile mehr zu Land als zu Waſſer, oder 6600 Pf. für die ganze Entfernung, was per Tonne am Zucker 3 Pf. Fracht ausmachte, mehr hinreichend wäre, einen bedeutenden Unterſchied im Ertrag der Siedereien hervorzubringen, oder einen Totalverluſt des geſammten Capitals zu verurſachen. Wenn dieſe Thatſache an und für ſich nicht zur Genüge beweiſt, was Indien durch den Mangel an wohlfeilem Tranſit leidet, was könnte es ſonſt beweiſen! Nun ſind dieſe Siedereien nicht 500 oder 1000 Meilen nach dem Innern des Landes gelegen, ſondern auf einem der Küſtenſtriche 35 Meilen vom Hafen, und doch würde der Mangel an Transportgelegenheit zu Waſſer allein ſchon hinreichend ſeyn den Anſchlag zu geben, welches Capital auf dieſem Wege angelegt iſt gut rentiren, oder welches ganz verloren gehen würde. Eine Differenz betrüge 13 Procent bei einem Capital von 50,000 Pf., was die angelegte Summe geweſen ſeyn mag."

Sitzung der Pariſer Akademie am 20 November.

(Bombyx cinthia. [1]) Hr. Montagne theilt einen Brief des gelehrten Agronomen Staatsrath Pelli-Fabbroni aus Florenz mit. Es iſt dort gelungen die neue Seidenraupe nicht nur mit Lattich- (und Weiden-) Blättern, ſondern auch mit Ricinus und den Blättern der wilden Cychorien (cichorium intybus) zu ernähren — einer Pflanze deren Cultur im nördlichen Frankreich (noch mehr in Deutſchland) ſehr verbreitet iſt. Indeſſen waren die Reſultate der Fütterungen verſchieden. Um 30 Grammes Seide zu gewinnen waren 21 Cocons ſolcher Würmer erforderlich, die mit Cychorienblättern gefüttert wurden, während 18 Cocons bei einer Ricinusnährung für den Gewinn eines gleichen Gewichtes Seide hinreichten. Es iſt wohl kaum nöthig die Wichtigkeit dieſer Entdeckungen noch weiter zu erklären. Der neue Seidenſpinner wird ſeine Nahrung nicht allein im Norden Frankreichs, ſondern auch in England finden; in Folge deſſen werden Seidenzeuge viel wohlfeiler ſich erzeugen laſſen, alſo auch ihr Verbrauch populärer werden.

[1] Name des kürzlich nach Europa gebrachten Schmetterlings, deſſen Raupe ſich in einem Geſpinnſt wie der Bombyx mori (Seidenraupe) verpuppt.

Druckfehler.

S. 1005a Zeile 34 l. Zweigbahn ſtatt: Zwiſchenbahn.
— — — 38 l. hübſchſchweren ſtatt: hübſcheren.
— — — 57 l. an ſtatt: von.
S. 1005b Zeile 43 l. Cerealien ſtatt: Croatien.
S. 1006b Zeile 5 l. wenig erhalten ſtatt: weniger halten.
— — — 26 l. dem ſtatt: denen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peſchel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 50. 15 December 1854.

Bruchstücke aus Briefen über Java.

(Von einem Begleiter S. H. des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar.)

Wenn Sie längs der Nordküste von Java die Hauptstraße verfolgen, die von Batavia aus nach den östlichen Provinzen der Insel führt, so treffen Sie ungefähr auf der Hälfte des Weges die Stadt Samarang an, und wenden Sie sich von dort in südlicher Richtung landeinwärts, so erreichen Sie nach einem Marsche von etwa zehn bis zwölf Stunden einen Ort, der Ambarawa heißt, und in dessen Nähe auf einer ziemlich morastigen Hochebene die Festung Willemeen liegt. Der Bau dieser Festung wurde unter dem Directorium und auf Betrieb des um die holländischen Colonien so höchst verdienten Generallieutenants van den Bosch beschlossen, und den Plan zu den Werken entwarf der Generalmajor van der Wijk, unter dessen Befehlen auch ein bedeutender Theil der Arbeiten zur Ausführung kam; doch hatte schon S. H. der Herzog Bernhard zu Sachsen-Weimar in seinem rühmlichst bekannten Werke über den Krieg in Java, das 1836 erschien, auf die Höhen von Ambarawa aufmerksam gemacht, die ohne Zweifel in strategischer Beziehung von höchstem Werthe sind. Willemeen ist aber auch eine Hauptstation auf unserer, bisher mit stürmischer Rastlosigkeit betriebenen Reise, und hier ist es, wo ich seit einem Monate zum erstenmale Ruhe und Muße genug finde, um einiges von unseren Kreuz- und Querzügen mitzutheilen.

Wenn man den oben beschriebenen Weg von Samarang aus noch um eine halbe Tagereise weiter verfolgt, so kömmt man nach Magelang, dem Hauptorte der Provinz Kadu, einer so überaus reizenden Landschaft, daß man sie nicht mit Unrecht den Garten von Java nennen könnte. Nordöstlich, östlich und südöstlich von dem genannten Orte erheben sich die Berge Gunarang, Merbabu, Merapi, und westlich ragen der Sumbing und Sindoro empor. Die letzteren beiden Paare sind Zwillingsvulkane, von denen der Merapi auch jetzt noch oftmals durch ungeheuere Ausbrüche die Bewohner der Umgegend mit Grausen und Schrecken erfüllt, während die anderen längst schon ausgetobt zu haben scheinen. Es gibt einen Punkt, von wo aus man die fünf genannten Bergriesen, die an Höhe dem Aetna wenig oder nichts nachgeben, und außer ihnen in weiterer Entfernung noch mehrere andere, etwas kleinere Geschwister, rings um sich herum liegen sieht.

Hinter dem Sumbing und Sindoro erhebt sich ein vulcanisches Gebirge, der Gunung Prahu, d. i. Schiffsberg genannt, eine Name, den es erhielt entweder weil es von irgend einer Seite betrachtet wie ein umgestürztes Boot aussieht, oder vielleicht weil sich eben, etwa 7000 Fuß über der Meeresfläche, der Dieng befindet, eine höchst merkwürdige Hochebene, die von Gebirgsgipfeln umringt wohl mit der inneren Höhlung eines Schiffes verglichen werden könnte.

Am 10 Julius bewegte sich am südlichen Abhange des Gunung Prahu auf den mit großer Mühe und Arbeit corrigirten Gebirgspfaden ein seltsam abentheuerlicher Zug nach Wonosobo hinab. Voraus ritten paarweise etwa fünfzig Javanen, lauter Districts- und Kampongshäuptlinge, gekleidet in scharlachrothe Jacken und bewaffnet mit Lanzen, an denen roth-weiß-blaue Fähnchen flatterten. Ihnen folgte ein Gewimmel von halbnackten Eingebornen, die vermittelst eines Gestelles von kreuzweise zusammengefügten Bambusstangen auf ihren Schultern einen mit Leinwand überdeckten Lehnstuhl (Tandu) trugen, auf welchem Ihr durchlauchtigster Herr Vater saß, die Hände geduldig gestützt auf seinen zwischen den Füßen niedergestemmten Stock. Eine braune Staubwolke umwirbelte die barfüßige, dichtgedrängte Schaar von 25 bis 30 Trägern, und nebenher ritt auf seinem kleinen Pferdchen ein bunt gekleideter javanischer Häuptling, der sie commandirte. Dann kamen zu Pferde die drei Begleiter Sr. Hoheit des Herzogs nebst dem Herrn van Noort Berski, dem verdienstvollen, äußerst liebenswürdigen und kenntnißreichen Assistent-Residenten von Wonosobo, und hinter diesem der javanische Regent der Provinz in halbnationalem, halbeuropäischem, mit vielen Goldborten besetztem Ornate. Mehrere seiner Bedienten, in rothen Jacken, ritten hinter ihm her. Einer von ihnen trug die Cigarrenbüchse nebst brennender Lunte, dem bei keiner Gelegenheit fehlenden Api. An diesen Zug schloß sich nun noch eine lange und bunte Schaar javanischer Beamten mit ihren Dienern, sämmtlich zu Pferde. Die schwere Bagage war vorausgegangen mit unseren malayischen Bedienten, und so bewegte sich die Karawane trabend, galoppirend, laufend den Berg herab.

Nach einem Ritte von etwa sechs Stunden wurde Wonosobo erreicht. In der Nähe dieses Ortes waren von Bambus zu beiden Seiten des Weges Spaliere mit Verzierungen von jungen Palmenblättern angebracht, neben welchen in Zwischenräumen von zehn zu zehn Fuß Männer in martialischer Haltung standen, mit Lanzen

bewaffnet, an denen Fähnchen mit den holländiſchen Nationalfarben flatterten. Die erſten am Wege waren blau gekleidet, dann folgten in weißen, langen Gewändern, das Haupt mit weißen Turbans bedeckt, zahlloſe Prieſter, hierauf lange Reihen in gelben ſeidenen Jacken, dann wieder andere in grünen Kleidern u. ſ. w. Die Gamelangs (javaniſchen Orcheſtres) ſpielten an allen Ecken und Enden, die Ronggins (javaniſche Bajaderen) tanzten, mährchenhaft geputzt, ſchleichend ihre langſamen Reigen, und die Bevölkerung kauerte dicht gedrängt am Wege bis an die Wohnung des Aſſiſtent-Reſidenten, vor welcher wir endlich gegen Mittag abſtiegen. Hier fand die Präſentation der Beamten ſtatt, eine Ceremonie, die Herr Borski in gar höflicher Weiſe möglichſt abzukürzen verſtand.

Die Wohnung des Aſſiſtent-Reſidenten liegt an einem großen, viereckigen, mit prächtigen Waringi- und Tamarindenbäumen umpflanzten Wieſenplane, von den Eingebornen Alun-Alun genannt, auf welchem der Regent gegen Abend Turniere und Thierhetzen veranſtaltete. Aehnliche Spiele ausführlich zu beſchreiben finde ich wohl ſpäterhin eine beſſere Gelegenheit. Sie haben mich dießmal nicht beſonders angeſprochen, ja ich fand ſie zum Theil ſehr widerlich. Die Turniere beſtanden in einem Vorüberreiten auf abentheuerlich geputzten Pferden, wobei die Reiter ihre Lanzen ungeregelt und ungeübt gegen einander ſchwankten. Einen Tiger hatte man nicht gefangen, und begnügte ſich ſtatt ſeiner ein wildes Schwein laufen zu laſſen, das von einem halben Dutzend blutdürſtiger Hunde verfolgt und zerriſſen wurde. Das arme Thier mit abgebiſſenen Beinen und herabhängenden Fleiſchlappen in Todesangſt ſich fruchtlos gegen ſeine raſenden Henker wehren zu ſehen war ein widerlicher, unerträglicher Anblick, — ein Schauſpiel, um uns für den Reſt des Tages zu verſtimmen. Einen ganz andern und edleren Charakter haben die javaniſchen Tigergefechte. Den Stierhetzen aber, denen ich einſt mit Ihnen im Amphitheater von Malaga beiwohnte, und die durch mannichfaltige Situationen der kämpfenden Parteien die geſpannte Aufmerkſamkeit des Publicums ſo ſehr in Anſpruch nahmen, kommen ſie an Intereſſe bei weitem noch nicht gleich.

Von Berggipfeln umringt, liegt etwa 7000 Fuß hoch über der Meeresfläche, auf dem Prahugebirge ein meraſtiges Thal, deſſen Durchmeſſer nach beiden Seiten hin etwa eine engliſche Meile beträgt. In der Ebene, ſowie auf den Höhen rings umher findet man dort eine Menge theils noch ziemlich vollſtändig erhaltener, theils formlos in Trümmerhaufen zuſammengeſunkener Gebäude. Bei weitem die meiſten derſelben beſtehen aus einem würfelförmigen Baue, der einen Flächenraum von zwölf, fünfzehn, zwanzig, manchmal mehr und manchmal weniger Quadratfuß einnimmt, auf einem Sockel ruht, und oben mit einem meiſtens ſcharf und geſchmackvoll profilirten Friese verziert iſt. Dieſer Bau trägt einen pyramidenartigen Aufſatz, der ſich als eine gar wunderliche Zuſammenſetzung aus allerlei kleinen Sockeln, Leiſten, Poſtamentchen und Niſchen präſentirt. An einer Seite des Würfels, deren Beſtimmung willkürlich, oder wenigſtens nicht von den Himmelsgegenden abhängig geweſen zu ſeyn ſcheint, befindet ſich ein kleiner Vorbau. Durch dieſen führt eine ſchmale und niedrige Thür ins Innere, welches aus einem unanſehnlichen, dunkeln und ſo engen viereckigen Raume beſteht, daß mitunter kaum zwei Perſonen neben einander darin ſtehen können, ohne ſich gegenſeitig zu beläſtigen. Die Decke der Kammer ſteigt wie eine hohle Pyramide empor, eine Art von Wölbung, die dadurch erreicht wird, daß von der Lagen der regelmäßig behauenen Werkſtücke jede höhere über ihre Unterlage ein wenig vorſpringt. Der Raum zwiſchen den vier Wänden wird dadurch natürlicher Weiſe immer enger, bis ſich dieſelben oben beim Schlußſteine zu einer Spitze vereinigen. In vielen Fällen iſt die erwähnte dunkle Kammer ganz leer, nicht ſelten jedoch findet man in der Mitte derſelben oder dem Eingange gegenüber an der Wand eine Art von Poſtament aus Stein. Schwerlich hat jemals eine Statue, eine Urne oder dergleichen darauf geſtanden, ſonſt befände ſich wohl in der Deckplatte nicht faſt durchgehends ein viereckiges, ziemlich weites und tiefes Loch. In dem großen Gebäude von Mendut, das unweit Magelang und nahe bei Boro Bedeer — ohne Zweifel dem ſchönſten von allen Buddhamonumenten — liegt, ſah ich, außer zwei anderen königlichen Statuen, zwar auch die koloſſale Statue eines Buddha, die von ihrem urſprünglichen Platze auf einem gemauerten Poſtamente an der Wand dem Eingange gegenüber wahrſcheinlich durch ein Erdbeben herabgeſtürzt worden; doch glaube ich daß, trotz der Aehnlichkeit des Bauſtyles, Mendut einer weit jüngeren Zeit angehört als die Bauten auf dem Dieng, und daß beide deßhalb ihrer Bedeutung nach nicht füglich mit einander verglichen werden dürfen. Weit richtiger wäre dagegen unſtreitig eine Vergleichung zwiſchen dem Dieng und den bei Klaten, an der Straße von Djokjakarta nach Surakarta gelegenen, umfangreichen und wirklich großartigen Ruinen der Tjandi Sewu. — Ueber die Gebäude auf dem Dieng füge ich nur noch hinzu, daß ihre äußeren Wände hin und wieder verziert ſind mit Reliefſculpturen, die meiſtens nur Ornamente vorſtellen: zuweilen findet man indeſſen auch in ziemlich hohem Relief Abbildungen der Durga, des Ganeſa und anderer indiſch-mythologiſcher Figuren.

Tiefes Dunkel deckt die Zeiten des Urſprunges jener myſteriöſen Bauwerke. Ihre Bedeutung hat die in Java vor den Jahren altersſchwach gewordene Sage in Nacht und Nebel gehüllt. Das Volk das ſie baute, iſt verſchwunden, die Regierungen unter denen ſie entſtanden, ſind untergegangen oder haben anderen weichen müſſen; keine Geſchichte nennt mehr einen Namen von ihnen. Schweigend bleibt der denkende Wanderer vor den ſeltſamſten von allen Bauten ſtehen, ſchweigend nicht etwa weil ihn die Maſſen aufgethürmter Steine imponiren, oder weil ihn die Kühnheit architektoniſcher Formen und das edle Verhältniß der einzelnen Theile unter einander und zum Ganzen zu ſtiller Bewunderung hinreißt, auch nicht weil er etwa glaubt, darüber in Erſtaunen gerathen zu müſſen, daß er Werkſtücke ohne Bindemittel zuſammengefügt ſieht, — nein — ſchweigend, weil ihm dabei doch auch ſo ganz und gar nicht einfallen will, was für einen Gedanken der Baumeiſter wohl habe verſteinern wollen in einem Gebäude, das keinem Tempel ähnlich ſieht und keinem Hauſe, und das man doch auch kein Grabmal nennen darf, weil bis jetzt noch nichts darin gefunden wurde, was auf einen ſolchen Charakter ſchließen ließe.

Unter den Hypotheſen über die einſtige muthmaßliche Beſtimmung jener Bauten habe ich nicht viel gefunden, was mir einigermaßen haltbar ſcheinen wollte. Gewöhnlich glaubt man fertig zu ſeyn, wenn man die Ruinen „alte Tempel“ nennt. Was aber hat man denn dabei gewonnen? Wohl ſchwerlich etwas mehr als bei der Deutung, die ein Genieofficier verſuchte, der in den Ruinen

auf dem Dieng das Redut einer alten mächtigen Stadt ſehen wollte, die das Willemeen der Hindu-herrſchaft geweſen ſey. Die Mauern freilich, mit denen er ganze Bergwände bekleidet fand, konnten ihm wohl als fortificatoriſche Werke erſcheinen; allein abgeſehen davon daß, ſonderbar genug, die Feſtungswerke vorzugsweiſe nur gegen die Stadt ſelbſt gerichtet geweſen wären, habe ich von Gebäuden, die ſich zu Vorrathshäuſern oder zu Kaſernen geeignet hätten, auf dem Dieng keine Spur gefunden, ja ich ſah unter den ſeltſamen Bauwerken nicht mehr als eines, das allenfalls und nur zur Noth einem paar Menſchen zum Obdache hätte dienen können. Wäre es denn auch wohl vernünftig geweſen, die Hauptſtadt eines Reiches anzulegen auf einem unfruchtbaren, faſt unzugänglichen Gebirge, in ſo unwirthlichen und kalten Gegenden? Der Wind wehte uns des Morgens durch dicke, bleiche Nebel entgegen mit einer Temperatur von nur + 3° Reaumur, und nicht ſelten ſogar werden in ſumpfiger Wieſe die braunen Lachen mit einer dünnen Eiskruſte bedeckt gefunden. Mag indeſſen meinetwegen der Dieng als verlaſſene Hinduſtadt durchgehen, ſo iſt damit über die urſprüngliche Beſtimmung der mehrerwähnten Gebäude doch noch nicht das geringſte Licht verbreitet, und was mich betrifft, ſo würde ich den Schlüſſel zu dem Räthſel am Ende lieber in den Wildniſſen von Borneo ſuchen als in den Caſematten von Willemeen.

In allem Ernſte: die Dayakken haben ein Dogma, das, analogen Lehrſätzen nach zu urtheilen, zweifelsohne aus Zeiten der Hindu-herrſchaft herſtammt. Ich fand es unter andern in den von mir in holländiſcher Sprache bearbeiteten umfaſſenden und höchſt merkwürdigen Berichten über Borneo, die ein kühner Reiſender, mein leider zu früh verſtorbener Freund, Dr. C. M. Schwaner, während eines fünfjährigen Aufenthaltes auf der genannten Inſel mit unermüdlichem Fleiße ſammelte, und deren wenigſtens theilweiſe Veröffentlichung das holländiſche Gouvernement in Ausſicht geſtellt hat. Die Dayakken glauben nämlich, der Gott Tempen Tellon nehme die Seelen der Abgeſchiedenen in Empfang und geleite ſie über Waſſerfälle, über gefährliche Brücken, über ſchwindelnde Stege und feurige Seen durch alle Schreckniſſe der Natur hindurch nach dem Elyſium auf einem hohen Berge.

Die Schreckniſſe, die dieſer Vorſtellung nach den Zugang zum Wohnorte der Seligen umringen, ſind um die Hochebene des Dieng herum wirklich zu finden. Da ſchlängeln ſich ſchmale Pfade in ſchwindelnder Höhe an gähnenden Abgründen vorüber; da glühen, qualmen, ziſchen, brauſen Solfataren, da ſtürzen ſich Bäche wild ſchäumend über Felſen hinab, da ſiedet in einſam ſchauerlich romantiſchem Gebirgskeſſel ein Schwefelmeer, da ſprudelt ein Geyßer ſein ſchmutzig gelbes, kochendes Schwefelwaſſer dampfend und donnernd in die Luft; da liegt umſchloſſen von ſteilen Wänden eines tiefen Trichters das furchtbare Todtenthal, deſſen röthlich gefärbten Boden bleiche Gerippe bedecken, und aus dem, ſagt man, kein lebendes Weſen wieder zurückkehrt.

Halten wir mit dem Dogma der Dayakken eine aus den heiligen Urkunden der Balineſen entlehnte, durch den Zuſatz der abenteuerlichſten Mythen freilich ſehr entſtellte hiſtoriſche Nachricht zuſammen, ſo wird es uns am Ende zur Gewißheit, daß wir den Dieng zu betrachten haben als einen Olymp der alten javaniſchen Hindu. Geſchichtlich iſt es, daß die heutigen Bewohner von Bali wenigſtens die herrſchenden Kaſten derſelben, der Adel, von Java aus eingewandert ſind. Die balineſiſchen Brahmanen erzählen aber von der Ueberſiedelung ihrer Urahnen der Hauptſache nach ungefähr folgendes.

Zu jener Zeit, als der Islam in Java unaufhaltſame Fortſchritte machte, gefiel es den brahmaniſchen Göttern nicht mehr auf der Inſel, und ſie beſchloſſen auszuwandern. In ihr urſprüngliches Land zurück wollten ſie nicht, weil dort ſchon zu viele Profane eingedrungen waren, und wendeten ſich daher nach Bali. Damals war die Inſel noch flach; weil aber der Sitz der Götter doch erhaben ſeyn muß über den der Sterblichen, ſo nahmen ſie ihren heiligen Berg mit und verpflanzten ihn in die öſtlichen Gegenden (d. i. nach dortigen Begriffen die Ehrenſeite) der Inſel Bali. Eines Morgens fand der Nateëng (d. h. wahrſcheinlich der erhabene Herr) Bra Widjaya (zuweilen wird er nach ſeiner Hauptſtadt auch Willa Tikta genannt), der letzte Beherrſcher von Madjopahit, des letzten Hindureiches in Java, den heiligen Berg verſchwunden und erkannte ſomit, daß die Götter dem Lande ihren Schutz entzogen hatten. Schon längſt bekümmert hierüber, daß ſeine vier Söhne ſich dem Islam zugewendet, den Turban aufgeſetzt und gegen ihren eigenen Vater eine feindliche Haltung angenommen hatten, faßte Bra Widjaya den Entſchluß ſeinen Göttern nachzuziehen, und ſandte einen ſeiner Diener, den Patti Katja Mata aus, um den Hof der Götter aufzuſuchen. Katja Mata wendete ſich oſtwärts, fand was er ſuchte, und gab durch einen reitenden Boten, Suda Pangaſſeh, dem Nateëng Nachricht, der alsbald mit ſeinen Schaaren aufbrach und nach blutigen Kämpfen Bali eroberte.

Der heilige Berg, gewöhnlich das Pik von Bali genannt, den ich zwar von verſchiedenen Seiten geſehen und gezeichnet habe, aber der damals noch fortdauernden kriegeriſchen Verhältniſſe zwiſchen den Holländern und Balineſen wegen leider nicht beſteigen konnte, iſt ein vulcaniſcher Kegel von 10 bis 11,000 Fuß Höhe. Sein eigentlicher Name iſt Lampuyan, in der erhabenen Sprache aber wird er Gunung Agong genannt. Von Europäern iſt er bis jetzt noch nicht erſtiegen worden, alle Nachrichten über ihn ſtimmen jedoch darin überein, daß ſich auf ſeiner Höhe ein Pondoppo (Hütte, Zelt, Obdach) des Siwa befindet. Weiter abwärts, an etwas weniger erhabenen und ehrenvollen Stellen ſtehen Pondoppos von Wiſchnu, Buddha und Brama, dann folgen die Zelte für die Schutzgötter der ſieben balineſiſchen Reiche u. a. m. Die Fürſten dieſer Reiche haben ein heiliges Intereſſe daran, die bezüglichen Pondoppos in beſtem Zuſtande zu unterhalten, weil nach der Lehre der Brahmanen die Gottheiten zürnen und dem Lande ihren Schutz entziehen würden, wenn, ſie aus Siwas Himmel herniederſteigend, ihre Hütten des Schmuckes beraubt und verfallen fänden. Die Zahl der niedern Gottheiten iſt übrigens in Bali unendlich groß, denn nicht allein jedes Reich, ſondern auch jede Provinz, jede Stadt, jedes Dorf, jede Familie, jedes Haus hat ſeinen Schutzpatron, dem zu Ehren zu beſtimmten Zeiten Feſte veranſtaltet werden; und weil nun jeder von dieſen Göttern, wenn er zu den Menſchen herniederſteigt, für die Zeit ſeines Aufenthalts hienieden ein beſonderes Obdach haben muß, ſo iſt in Bali die Zahl der Hütten für Verſtorbene, die zu Göttern wurden, faſt eben ſo groß als die der Wohnungen für lebende Menſchen. Verhielt ſich das aber in frühern Tagen, als die Vorfahren der heutigen Balineſen noch in Java wohnten, eben ſo, was Wunder, wenn dann der ehemalige

heilige Berg, der Dieng mit ſeinen zahlreichen ſonderbaren Bauwerken, die beiläufig geſagt, den modernen balineſiſchen in manchem Betrachte gar nicht unähnlich ſind, vielleicht wie der Ueberreſt einer alten, verlaſſenen Stadt erſcheint.

Ohne Sie mit weiteren Parallelen und Deductionen aufzuhalten, will ich nur noch bemerken, daß ich die fraglichen Bauten am liebſten „Tjandi" nennen möchte, weil ich dafür keinen andern Namen ſo paſſend finde, als den, womit die Javanen die ganz ähnlichen, zwiſchen Surakarta und Djokjakarta gelegenen, oben bereits erwähnten Ruinen bezeichnen. Ich meine die Tjandi Sewu, die tauſend Tjandi, d. i. Orte der Todtenverehrung, denn das bedeutet das javaniſche Wort tjandi. Um endlich das Reſultat, das ſich aus den angedeuteten Vergleichungen ergibt, noch in Kürze zuſammenzufaſſen, ſo iſt ein Tjandi meines Erachtens zu betrachten als irdiſches Abſteigquartier der himmliſchen Herrſcher oder irgend eines ſehr vornehm geweſenen Staubgeborenen, der nach ſeinem Ableben durch eine prächtige aber grauſame Apotheoſe in den Himmel verſetzt und durch den Hocus Pocus lügenhafter Prieſter zum Schutzgotte derjenigen promovirt wurde, die bei ſeinen Lebzeiten unter ſeinem Drucke geſeufzt hatten. Brama's Diener, die Vermittler göttlicher Erleuchtung, lehrten dem Volke, der Selige ſteige zu gewiſſen Zeiten, die ſie ſelbſt im Kalender feſtſetzten, hernieder, um die irdiſchen Freuden mit zu genießen, d. h. um den Duft von Sirie (Betel) und köſtlichen Speiſen einzuathmen, und Hazardſpielen, Hahnenkämpfen, Rongging- (Bajaderen-)tänzen zuzuſchauen. Zu dieſem Zwecke brauchten ſie aber ein Abſteigequartier, das der Feſte willen, die man zu Ehren Verſtorbener dort feierte, Tjandi genannt wurde.

A. Ubicini über die Katholiken in der Türkei.

II.

In bürgerlicher Beziehung wird die katholiſche Gemeinde von einem Delegirten (Vekil) verwaltet. Derſelbe wird von der Pforte ernannt. Ein permanenter Rath aus vier, von der Nation gewählten Deputirten ſteht ihm zur Seite.

Dieſer Delegat iſt der officielle Repräſentant der Nation bei der Pforte und der Hüter ihrer Rechte. Er zahlt in ihrem Namen den Karadſch (Kopfſteuer), ſchlichtet die Streitigkeiten, hört die Klagen ſeiner Unterthanen, bringt dieſelben vor die Regierung und betreibt die Maaßregeln zur Sicherheit oder Wohlfahrt ſeiner Nation. In den bedeutendſten Städten des Reiches, in Smyrna, Adrianopel, Chios unterhält er Agenten, welche unter ſeiner Aufſicht und Verantwortlichkeit dieſelben Befugniſſe ausüben.

Die von dem Vekil, ſey es direct, ſey es durch ſeine Delegaten, ausgeübte Autorität erſtreckt ſich nicht bloß auf die in Konſtantinopel und den Provinzen wohnenden und der geiſtlichen Gerichtbarkeit des lateiniſchen Patriarchen und ſeiner Biſchöfe unterworfenen Lateiner, ſondern ſie umfaßt auch alle urſprünglich in den Schooß des armeniſch-unirten Patriarchen eingeſchriebenen katholiſchen Bevölkerungen, welche ihre beſondere kirchliche Organiſation beibehalten haben. Nur iſt in Folge der Abgeſchloſſenheit und der halben Unabhängigkeit, worin dieſe Bevölkerungen bis jetzt ſich zu erhalten wußten, ſo wie ihrer Anſammlung an den Endpunkten des Reichs, ihrer geringen Beziehungen zu Konſtantinopel, der Ueberreſte der halb alten und im Libanon ſo mächtigen feudalen Organiſation, und endlich da ſich keine Delegaten des Vekil in ihrer Mitte befinden, die Autorität des letztern, mit Ausnahme der eigentlichen Lateiner, eher nominell als wirklich. Die ſyriſchen Katholiken, wie die Melkiten, die Chaldäer, die Maroniten, beſtreiten dieſe Autorität nicht, ſie wiſſen kaum daß eine ſolche exiſtirt. Sie fahren fort ſich in ihren Beziehungen zu den Türken der Vermittlung ihrer Emirs zu bedienen, welche mit den Paſchas und andern Gouverneuren der Provinzen direct verhandeln.

In Konſtantinopel und den andern Städten, wo lateiniſche Gerichte beſtehen, werden alle Civilproceſſe von dem Vekil oder ſeinen Delegaten geſchlichtet, vorbehaltlich jedoch der freiwilligen Berufung an die türkiſchen Gerichte.

In Criminalſachen iſt, wenn es ſich um ein einfaches Vergehen handelt und der Kläger wie der Beklagte beide Lateiner ſind, die Unterſuchung und die Urtheilsfällung einer von dem Vekil ernannten Jury, in welcher er auch den Vorſitz führt, übertragen. Gehört jedoch eine der beiden Parteien einer andern Gemeinde an, ſo wird die Sache durch Vermittlung und unter Zuziehung des Vekil vor das türkiſche Gericht gebracht.

Die Lateiner haben weder Kirchen, noch Schulen, noch Spitäler, die ihnen zu eigen gehören. In Konſtantinopel, Salonich, Smyrna, Beyrut beſuchen ſie die von den katholiſchen Miſſionären, und hauptſächlich den Lazariſten gegründeten oder unterhaltenen Kirchen und Schulen. Die letztern namentlich haben in der ganzen Levante Anſtalten errichtet.[1] Deßgleichen haben die Lateiner zu den Spitälern, Kinderbewahranſtalten und Diſpenſaterien jener Miſſionäre Zutritt und den Mitgenuß an allen Vortheilen, womit deren unermüdlicher Eifer, von dem unabläſſigen Schutze und der Munificenz der franzöſiſchen Regierung unterſtützt, die Katholiken in der Levante ausgeſtattet hat.

Hieraus ergibt ſich, daß die der lateiniſchen Gemeinde zur Laſt fallenden Ausgaben nur höchſt unbedeutend ſind und ſich auf die Koſten der Kanzlei des Vekil im Betrage von 36,000 Piaſtern beſchränken. Dieſe Summe wird vermittelſt einer jährlichen, je nach den Mitteln des Contribuenten auf 50, 25 und 12½ Piaſter feſtgeſetzten Steuer aufgebracht. In gleicher Weiſe wird an allen Orten, wo ſich ein Gericht der Lateiner befindet, für den Unter-

---

[1] Nach der Unterdrückung der Jeſuiten vertraute Papſt Pius VI. die Miſſionen in der Levante den Lazariſten an, die man ſeit 1776 in Konſtantinopel angeſiedelt findet. Ich habe früher Gelegenheit gehabt, die vor dieſen frommen und gelehrten Miſſionären der Sache der Religion, der Humanität und der Civiliſation geleiſteten Dienſte zu erwähnen. Was die Jeſuiten betrifft, ſo ſind dieſelben vor ungefähr 15 Jahren nach Syrien zurückgekehrt und haben ſich in dem Theile des Libanon niedergelaſſen, in welchem die andern Miſſionäre noch nicht gedrungen waren. Sie haben auch in Beyrut und Beſkaja Häuſer.

halt des Delegaten des Vekil und die Kosten seiner Kanzlei Fürsorge getroffen.

Eine so einfache Organisation läßt natürlich nur wenige Mißbräuche zu, und versetzt die Lateiner in eine im allgemeinen weit günstigere Lage, als die der andern Rajas ist. Rechnet man hiezu die Abwesenheit aller Gemeindelasten (mit Ausnahme der eben erwähnten mäßigen Abgabe), ihre freie Zulassung zu den Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten der Europäer, die Vorrechte, die sie ab antiquo genießen und welche sie großentheils den Franken gleichstellen, wie z. B. die Reduction der Zollgebühren auf 3 Proc. und das Recht, unter der ausschließlichen Betheiligung ihrer Kanzleien, ohne sonstige Formalitäten oder Gebühren an die türkische Behörde oder den Fiscus, Erbschaften anzutreten, die Unterstützung, die sie bei den zur Verwendung zu ihren Gunsten stets bereiten Gesandtschaften finden, endlich die etwas gezwungene Schonung der Pforte, die sie weniger als ihre eigenen Unterthanen denn als Schützlinge fremder Mächte ansieht, so wird man leicht begreifen, welcher Eifersucht sie von Seiten der andern Rajah ausgesetzt sind.

Die Griechen sind wie immer diejenigen, welche diese Eifersucht im höchsten Grade zu plagen scheint. Während die Armenier und die Juden sich fern halten und den Verkehr mit den Lateinern möglichst zu vermeiden suchen, während die unirten Armenier im Gegentheil, in Folge ihres innern Mißbehagens, sichtlich sich den Katholiken zu nähern und mit ihnen zu verschmelzen trachten [1], scheinen die Griechen nur auf Mittel zu sinnen, ihnen zu schaden. In Konstantinopel setzen sie alles ins Werk, um die Maaßregeln des Vekil bei der Pforte zu verdächtigen und zu hintertreiben; in den Provinzen bedienen sie sich ihrer numerischen Ueberlegenheit und ihres Einflusses in den Medschlis oder Gemeinderäthen, um sie zu unterdrücken und ungestraft zu quälen. So hatte der jetzige Vekil, Hr. Vartalides, als es sich um die Bestellung lateinischer Agentschaften an den hauptsächlichsten Mittelpunkten der Bevölkerung der Türkei handelte, während vieler Jahre gegen die Intriguen der Griechen zu kämpfen, welche — wenn es ihnen auch nicht gelang, die Errichtung von Agentschaften in den großen, den Blicken und der Einwirkung der europäischen Mächte näher liegenden Seestädten zu verhindern — doch alle Bestrebungen, in Bulgarien und den andern Provinzen im Innern ähnliche Institute zu gründen, bis jetzt zu vereiteln wußten. Auf Chios hatte der griechische Bischof im J. 1852 allen Gläubigen seiner Diöcese jeden Verkehr, selbst in Geschäftsangelegenheiten, mit den Katholiken der Insel bei Strafe der Excommunication untersagt, ein Verbot, das niemand zu übertreten wagte und das eine große Anzahl Familien ruinirte, die sich darauf zur Auswanderung genöthigt sahen.

Einige Zeit darauf untersagte ein zweites Verbot, immer unter Androhung der Bannstrahlen der Kirche, den Orthodoxen, Lateiner in ihre Dienste zu nehmen oder als Taglöhner für deren Rechnung zu arbeiten. Die Bestürzung war allgemein. Es war um die Zeit der Ernte. Die Katholiken fanden es, trotz der Unterstützung die sie sich wechselseitig angedeihen ließen, unmöglich, ihre Ernten zur rechten Zeit heimzubringen. Vergebens boten sie doppelten, dreifachen Taglohn an, kein Grieche wagte die Befehle des Bischofs zu übertreten. Die Regenzeit trat ein, ein Theil der Ernte ging zu Grunde und die christliche Bevölkerung gerieth in die größte Noth. Bald darauf kam die Zeit, die Steuern zu zahlen. Einer der achtbarsten Einwohner, Namens André, von der allgemeinen Noth gleichfalls betroffen, sah sich außer Stand die Abgaben von seinen Gärten zu entrichten. Die Kodscha-Baschis, sämmtlich Griechen, ließen ihn verhaften und ins Gefängniß werfen. Die Lateiner wendeten sich nunmehr mit einer Bittschrift an den Vekil zu Konstantinopel und nahmen gegen die Fortdauer solcher Mißbräuche sein Einschreiten so wie das der Pforte in Anspruch. Die Pforte traf sofort die entsprechenden Maaßregeln und setzte hievon den Vekil durch ein Vezir-Schreiben in Kenntniß, worin sie gegen den Bischof und die Primaten des Orts einen motivirten Tadel aussprach.

Leider zeigt sich die Pforte gegen die Lateiner nicht immer so günstig gestimmt, vielmehr läßt sie bei den meisten Gelegenheiten, wo sie unaufgefordert einschreitet, ihre Parteilichkeit zu Gunsten der Griechen durchblicken. Nicht als ob sie sich über die Versicherungen der letztern hinsichtlich ihrer Ergebenheit und Treue einer Täuschung hingäbe. Sie weiß im Gegentheil, daß sie keine ergebenern Anhänger hat als die Katholiken, während die Orthodoxen stets bereit sind, sich in alle Complotte einzulassen; daß die einen sie gelegentlich verrathen, während die andern sich zu ihrer Vertheidigung erheben werden, wie sie es zu verschiedenenmalen wiederholt gethan haben und es noch im Augenblick an den Ufern der Donau thun. Sie hat die letzten Vorgänge in Bosnien nicht vergessen, wo die Lateiner — während die Griechen ihr nur Verlegenheiten im Lande zu bereiten suchten — ihrem Repräsentanten in Konstantinopel, der sie sodann dem Divan übermittelte, die genauesten und bestimmtesten Angaben über die Bewegungen der Aufständischen zukommen ließen. (!) Aber hier, wie bei vielen Gelegenheiten, zieht die Pforte eher ihre Vorurtheile als ihre Interessen zu Rathe; auch hier kann sie es nicht lassen den Lateinern wegen des Protectorats zu grollen, das die katholischen Mächte zu ihren Gunsten ausüben.

---

[1] In einem Gespräche, das ich 1852 mit dem Vekil, Hrn. Vartalides, hatte, erfuhr ich von diesem selbst, daß sogar eine große Zahl nichtunirter Armenier unter der Bedingung, in die lateinische Gemeinde aufgenommen zu werden, nicht abgeneigt seyn würde zum Katholizismus überzutreten. In demselben Jahre 1852 erst hatten ihrer mehr als 300 ihre deßfallsigen Anträge gestellt, die er jedoch, weil die Pforte auf diese Bedingung nicht einzugehen wollte, zu seinem großen Bedauern abweisen mußte.

Rückblicke.

3. Frankreich.

Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland, hört man sehr oft behaupten, gehöre nicht nur in das Bereich der Möglichkeiten, sondern sey für Deutschland eine ewig drohende Gefahr. Franzosen und Russen gehören unter die erobernden Nationen, im Gegensatz zu den deutschen Mächten. Man hält es nun für leicht, daß sich zwei Eroberer über ihre Rollen und ihre Beute verständigen könn-

ten, und beruft sich dafür auf die Tage von Erfurt und die gemeinsamen Anschläge der Kaiser Alexander und Napoleon.

Als Napoleon in Erfurt mit Alexander zusammenkam, befand sich die französische Macht in einer kritischen Lage. Ein Theil der Armee hielt das eroberte Preußen besetzt, in Spanien war bei Baylen eine französische Armee gefangen worden, und Oesterreich hatte seit drei Jahren sich von der Niederlage bei Austerlitz erholen können. Napoleon war genöthigt eine Division nach der andern über die Pyrenäen zu schicken, und ihm lag der Feldzug des künftigen Jahres, der Feldzug von 1809, schon in den Gliedern. In dieser Lage mußte Frankreich ein Opfer bringen für die russische Allianz, es hätte sogar seine Neutralität als einen wichtigen Dienst betrachten müssen. Mit welchen Augen Alexander die Türkei ansah, ist allgemein bekannt. Für ihn war Konstantinopel die Auster und das übrige Rumelien und Anatolien nur die werthlosen Schalen. Dennoch schien Konstantinopel für Frankreich ein viel zu hoher Preis für ein russisches Bündniß. Napoleon suchte die Begierden Alexanders mit den Donaufürstenthümern zu stillen. Aber nicht, daß er sie wirklich preisgegeben. Er wollte diese neue Erwerbung Rußland nur unter Bedingungen verstatten, deren Eintreffen zu hindern theilweise in seiner Macht lag. Napoleon hat daher in Erfurt nichts zu erreichen gesucht, als Rußland zur Vertagung seiner orientalischen Pläne zu bestimmen. Gewann der Kaiser Zeit zur Bekämpfung der spanischen Erhebung, hielt er Rußland von einer Allianz mit Oesterreich zurück, so hatte er gewonnen, was er wollte. Er überlieferte daher die Donaufürstenthümer nicht unbedingt den Russen, sondern vertröstete sie auf künftige Gelegenheiten. Also nicht einmal die Donaufürstenthümer waren in den Augen Napoleons die Vortheile einer russischen Allianz werth. So schwer werden sich erobernde Staaten über ihre Interessen verständigen können.

Alexander, auf der andern Seite, schlug seinem „Alliirten" die Hand seiner Schwester ab. Er schlug sie ihm nicht ab, sondern er sagte sie ihm zu. Er sagte sie ihm zu, unter der Bedingung, daß seine Mutter einwillige, von der er Widerstand befürchtete und deren Willen er keinen Zwang anthun möge. So wenig war dem Kaiser Alexander die französische Allianz lieb, so groß schien das Opfer, eine russische Prinzessin auf den Thron einer Universalmonarchie, als Gemahl eines Emporkömmlings zu setzen.

Wir müssen wiederholen, was wir in Bezug auf englische Interessen gesagt haben, daß es nämlich zu dem Lebensberufe auch der französischen Politik gehöre, Konstantinopel oder vielmehr die weltbeherrschenden Meerengen nicht in die Hände Rußlands fallen zu lassen. Es handelte sich um die Seeherrschaft im Mittelmeer, die ohnehin Frankreich schon mit England zu theilen hat und wo es keinen dritten Rivalen aufkommen lassen darf. Frankreichs Seemacht ist eine künstliche und kostspielige Schöpfung. Frankreichs Handelsmarine ist seit siebzig Jahren beinahe stationär geblieben. Die Tonnenzahl der französischen Flotte betrug im Jahre 1788 eine halbe Million, im Jahre 1848 683,298 Tonnen. [1] Dieser Werth ist geringer als der Tonnengehalt der Schiffe unter deutscher Flagge, nach Abzug der österreichischen Marine, und er ist nur das Dreifache von dem, was allein unter bremischer und hamburger Flagge fährt. Rußland, als Herr von Konstantinopel, würde mit Hülfe der rumelischen und anatolischen Hellenen die stärkste Flotte bemannen können, und die griechischen Capitäne sind im Mittelmeer berühmt durch ihre kühnen und zugleich vorsichtigen Fahrten.

Die Seeherrschaft auf dem Mittelmeer war bisher nur ein großes Wort zum Kitzel der französischen Nationaleitelkeit. Es wird aber in neuerer Zeit zum Bedürfniß, seit die algerischen Colonien anfangen ein nutzbares Besitzthum zu werden. Man stellt sich gewöhnlich den Küstenrand Nordafrika's unfruchtbarer vor als er ist. Nordafrika war im Mittelalter einer der reichsten und am höchsten bevölkerten Erdstriche, ehe die Normannen von Sicilien aus die blühenden arabischen Reiche und Städte zerstörten, und ehe die Spanier nach Vertreibung der Mauren und zur Zeit ihrer großen Feldherren dieses Vernichtungswerk im westlichen Theile der Nordküste fortsetzten. Bei einer gut angelegten Bewässerung könnte Algerien einer ägyptischen Fruchtbarkeit sich erfreuen, und leicht zur Kornkammer für Südfrankreich, Italien und Catalonien werden. Es ist bekannt, daß der Versuch, die Baumwollencultur in Algerien zu acclimatisiren, geglückt ist, und wenn es gar gelingen sollte einen Theil der deutschen Auswanderung von dem Westen nach dem mittelländischen Küstenrande abzulenken, so könnte in kurzem Algerien für das Mutterland zur melkenden Kuh werden.

Frankreich hat, wie alle Großmächte, ein Interesse daran, Rußlands politische Macht durch neue Erwerbungen im Orient nicht zu einer bedrohlichen Größe heranwachsen zu lassen. Aber es ist bei weitem nicht so ernstlich an der Lösung des großen europäischen Problems betheiligt als Oesterreich. *Wenn es dennoch in* einen Krieg sich einließ, der ohne *Aussicht auf Machterweiterung* an einer entfernten Küste begonnen werden mußte, so wird man sich betroffen fragen, ob das Object der Anstrengungen wirklich alle Opfer aufwiegt, die man ihm gebracht hatte und noch bringen wird?

Allein nur wo alte Dynastien und Traditionen die auswärtige Politik regieren, werden die Staats- und die Hausinteressen in Einen Meridian fallen. Wo eine neue Race auf einen Thron gelangt, wird das Hausinteresse unbedingt über die auswärtige Politik entscheiden. Die Sendung des Fürsten Menschikoff nach Konstantinopel begann mit einer Niederlage der französischen Diplomatie im Orient. Frankreich, oder genauer: der jetzige Kaiser, war der beleidigte Theil. Sehr bald erkannte man in den Tuilerien, daß diplomatische Zerwürfnisse zwischen Oesterreich und Rußland Frankreich aus der drückenden Isolirung befreien müßten, in der es sich seit der Thronbesteigung des Kaisers befunden. Die Beziehungen zu Oesterreich wurden sehr enge und England griff mit beiden Händen nach dem französischem Bündniß. Die auswärtige Politik Frankreichs begann mit dem sichtbarem Zerfall der heiligen Allianz, und die Phantasie der Pariser konnte sich mit der Vorstellung begnügen: die Tricolore in Rom, Athen, Konstantinopel und bald vor den Wällen von Sebastopol entfaltet zu sehen. Die ersten diplomatischen Erfolge ermunterten Frankreich die einmal ergriffene Politik nachdrücklicher zu verfolgen. Ein Cabinet wird in vielen Fällen zwischen der Partei wählen können, die es ergreifen möchte. So wie aber der Wahl die That folgt, dann ist die Politik nur noch der Sklave ihrer Initiative. Je unglücklicher die Invasion in

[1] In derselben Periode ist der Tonnengehalt der englischen Flotte um das Dreifache gestiegen, er beträgt nämlich über 3½ Mill. Tonnen.

der Krim enden ſollte, um ſo dringender würde das Bedürfniß werden, die Verluſte durch höhere Anſtrengungen wieder einzubringen. Es iſt keine franzöſiſche Lebensfrage, die ruſſiſche Flotte im Hafen von Sebaſtopol zu zerſtören, aber es könnte bald zu einer Exiſtenzfrage für die napoleoniſche Dynaſtie in Frankreich werden.

Frankreich hat die Welt an einen ſo raſchen Wechſel der Regentenfamilien und Regierungsformen gewöhnt, daß eigentlich in Frankreich nichts Dauer verſpricht als die beſtändige Metamorphoſe der politiſchen Gewalten. Auf unſerer Seite des Rheins glaubt man gewöhnlich, die franzöſiſche Bevölkerung hätte zu drei verſchiedenenmalen den Namen Napoleon gewählt, weil der Name Eroberungen verhieß. Man befand ſich aber bisher über die wahren Motive dieſer Wahl völlig im Dunkeln. Sie entſprang aus dem Haß und dem Widerwillen gegen die herrſchenden Perſonen und Parteien, die ſich ſeit 1815 abgelöst. Das Volk, und darunter verſtehen wir jene acht Millionen Wähler, haſſen das Regiment ſolcher Staaatsmänner, wie Guizot, Thiers, Montalembert, Barrot, Berryer, Lamartine, Leon Faucher, Cavaignac ꝛc. Sie wußten daß ein Napoleon der Herrſchaft des dritten Standes, der Royaliſten und der Orleaniſten, ein Ende machen würde. Es war das Volk, welches die Herrſchaft der beneideten Claſſen, die Herrſchaft der Intelligenz oder des Reichthums, abſchüttelte. Gerade weil Louis Napoleon von allen dieſen Parteien gehaßt oder gefürchtet wurde, warfen ſie ſeinen Namen in die Urne, damit ein Zuchtmeiſter daraus hervorgänge, der an jenen „Bedrückern" das Volk rächen ſollte; dasjenige „Volk" nämlich, welches Object der Statiſtik iſt. Die Wahl eines Mannes, der wie ein halber Fremdling aus der Verbannung nach Frankreich zurückkehrte, den man von dem franzöſiſchen Boden hatte zurückweiſen, deſſen Deputirtenwahl man hatte anfechten wollen, war ein Strafgericht für die ſogenannten höhern Stände, welche bei dem Gleichheitsdrang des Volkes Gegenſtand des Haſſes und des Neides geworden waren.

Es gehört nicht unter unſre Aufgaben, die Sittlichkeit der Mittel zu prüfen, womit ſich die neue Gewalt befeſtigte. Nur politiſch laſſen ſich die Verhaftungen und Verbannungen nach dem 2 December rechtfertigen, ſie geſchahen aber nach den Klugheitsregeln des Florentiner Secretär auf Einen Schlag. [1] Man kann aber nicht ſagen, daß eine einzige Verfolgung eine perſönliche Rache befriedigt hätte. Ueberall konnte die Staatsgewalt ſich auf das ſogenannte Recht der Selbſtvertheidigung berufen. Selbſt die Confiscation des Orleans'ſchen Familiengutes konnte man damit entſchuldigen, daß die Reichthümer der verdrängten Dynaſtie die Sicherheit des Staates gefährden. In Frankreich hat dieſer Staatsact einen merkwürdig geringen Eindruck hinterlaſſen, weil die Eigenthumsbegriffe bei den Franzoſen viel weniger ſcharf ausgebildet ſind als bei den Deutſchen. Unter Ludwig XIV konnte eine juriſtiſche Facultät in Frankreich noch den Satz aufſtellen, daß der König gar nicht an die Achtung des Eigenthums gebunden ſey, und daß alle Privatrechte vor der königlichen Allgewalt erblaßten. Frankreich iſt an Confiscationen gewöhnt, Confiscationen von Kirchengütern, von Beſitzungen der Emigranten, von Krondomänen ꝛc. Es ſoll nicht geläugnet werden, daß die napoleoniſche Herrſchaft mit Rückſichtsloſigkeit alle ihre Feinde vertrieb, aber es waren immer nur Feinde der neuen Ordnung, Feinde, welche zur Herrſchaft gelangt, mit einem ebenſo einfachen Apparat, die jetzige Dynaſtie und ihre Anhänger proſcribiren würden. Mitleid und Achtung vor dem Beſiegten wird ſich nie in der Geſchichte der Parteien finden. Was aber in Frankreich ſeit 1789 geſchehen gleicht aufs Haar allen Thaten und Maximen der italieniſchen Freiſtädte im Mittelalter.

Es iſt eine Verleumdung, wenn man der jetzigen Regierung vorwirft, ſie ſuche ihre Herrſchaft auf die ſchlimmen Neigungen des Volkscharakters zu gründen. Sie hat bisher nur vermieden die heroiſchen Leidenſchaften der Nation anzuregen, vielleicht weil dieſe mächtigen Triebfedern ebenſo vergänglich ſind als das ſittliche Erröthen auf jugendlichen Wangen. In Feindſchaft mit dem Idealismus wendet ſich die jetzige Regierung an alle jene, weder guten noch ſchlechten, ſondern ſittlich indifferenten Begierden und Bedürfniſſe der Bevölkerung. Die Gewinnſucht findet Licenzen an der Börſe, die Putzſucht ihren Toilettenpragmatismus bei den Hofgalakleidern, die Eitelkeit ihre erſehnten Decorationen, die Prachtliebe ihre Befriedigung an monumentalen Bauten, die Neugierde ihre Nahrung an Aufzügen und neuen Livreen. Man hat ſich in Spott ergangen über das neue Hofceremoniell, mit altfränkiſchem Anſtrich und kurzen Beinkleidern. Die Länge einer Damenſchleppe in Metres und Centimetres ausgedrückt, iſt freilich kein Object für die Kritik der reinen Vernunft, und dennoch finden wir, daß der erſte Napoleon nach ſeiner Kaiſerkrönung mit der Sorgfalt eines Liebhabers ſeinen neuen Hofſtaat in Scene ſetzte. Dem Schöpfer ſolcher unverwüſtlichen Geſetzeswerke, wie der Code Napoleon, wird man wahrlich zugeſtehen müſſen, daß er mit dem Geiſte des franzöſiſchen Volkes ſo vertraut war, wie mit ſeinen eignen Gedanken. Wenn uns auch das Geſtändniß beſchämen mag: Brocat und Federbüſche, Diamantenſchnallen und Metallſtickereien beſitzen einen Zauber, der eine kleine politiſche Macht aufwiegt. Englands größter Hiſtoriker rechnet es Jakob II als erſten politiſchen Fehler an, daß er bei ſeinem Krönungszuge geknauſert. [1] Der Gott der Welt iſt ja immer derſelbe und das Pariſer Volk ſo ſchauluſtig und neugierig als der Londoner Mob. Louis Philippe mit dem Regenſchirm unter dem Arm wurde in den Augen der Pariſer zur Carricatur, und die ſtudirte Einfachheit trug ihm nur die Verleumdung ein, daß er die Erſparniſſe ſeiner Civilliſte, oder Schlimmeres noch, in auswärtige Banken getragen!

Man ſtößt ſich wohl in Deutſchland an die nackten Motive, welche zur Gründung des Napoleonsfeſtes führten. Das Volk auf ſeine, oder vielmehr die Pariſer auf Koſten Frankreichs zu amuſiren, ihnen Feuerwerke abzubrennen, die Marsfelder mit bunten Lampen in einen Feentanzſaal zu verwandeln, die Genien des Thea-

[1] Machiavell räth bei Begründung einer neuen politiſchen Gewalt alle Willkürhandlungen (crudeltà bene usate) mit Einemmale abzumachen. Perchè le ingiurie si debbono fare tutte insieme, acciocchè assaporandosi meno, offendino meno, li beneficii si debbono fare a poco a poco, acciochè si assoporino meglio. Principe, cap. VIII.

[1] If pageantry be of any use in politics, it is of use as a means of striking the imagination of the multitude. It is surely the height of absurdity to shut out the populace from a show of which the main object is to make an impression on the populace. James would have shown a mere judicious munificence and a more judicious parsimony, if he had traversed London from East to West with the accustomed pomp, and had ordered the robes of his wife to be somewhat less thickly set with pearls and diamonds. (Macaulay, History of England tom. II. cap. IV.

ter Français und die Talente der Vorſtadttheater dem Volke dienſtbar zu machen, und die Flitter der großen Oper vor den Blouſenmännern ſchimmern zu laſſen, verſtimmt uns nicht nur durch Abſichtlichkeit, ſondern wir halten es ſogar gefährlich, mit ſolchen ſocialiſtiſchen Tropfen die Phantaſie der Straßenbevölkerung in Schlafloſigkeit zu verſetzen. Anders aber fühlt die Maſſe. Sie muß ſich doch ſagen, daß ſie es nie ſo gut gehabt und daß die napoleoniſche Regierung die kurzweiligſte der Welt geweſen. Man wird in Sommernächten vor den erleuchteten Gärten in Paris immer eine Maſſe neugierigen Volkes verſammelt ſehen, welche nach den Lichtſtreifen haſcht, die ſich durch die geheimnißvollen Büſche ſtehlen und etwas von dem rauſchenden Vergnügen und dem glänzenden Putz auf jenen Freudenplätzen verrathen. Die Menge ſteht dort ſtundenlang und ſieht den Leuten nach, die fünf Franken für den Eintritt wegzuwerfen haben. Jetzt beſitzen ſie eine Regierung, die jene fünf Franken einmal wenigſtens im Jahre, für ſie wegwirft. Sollte daher jemals die jetzige Regierung wieder geſtürzt werden, der Lichtſchimmer der Napoleonsfeſte würde ſchwer aus dem Volksgedächtniß zu verwiſchen ſeyn, es müßten denn die neuen Gewalthaber ein Aequivalent oder mehr als dieſes gewähren.

Die jetzige Regierung befolgt die Maxime ihre Beamten reich zu bezahlen, aber ſie nöthigt ſie auch gleichzeitig zu einem Aufwand, der ihnen den letzten Sou aus der Börſe leckt. Alles was nicht zur officiellen Welt gehört, wird durch das Beiſpiel gezwungen, ſich auf gleichen Fuß einzurichten, und ſo hat ſich jetzt in Paris ein Luxus entfaltet, der ſelbſt die Franzoſen in Schwindel verſetzt.

Ein Staatswirth könnte darüber die Geduld verlieren. Denn jener Aufwand hindert die Bildung von Capitalien und die Capitalien ſind die wahren Mütter der Arbeit, wie umgekehrt von den reichen Niederſchlägen des Capitals, in Europa wenigſtens, die Höhe des durchſchnittlichen Arbeitlohnes beinahe weſentlich abhängt. Jener Aufwand ſchafft Arbeit, aber die Producte dieſer Arbeit verzehrt der nächſte Augenblick. Der ſtarke Verbrauch an Putzgegenſtänden zieht eine Maſſe von Arbeitern, von den bürgerlichen Gewerben zu den Luxushandwerken, und dieſe Bevölkerung iſt ein Geſchöpf jener forcirten Freudenzeit.

Sie geräth aber auch in Abhängigkeit zum Hofe. Fabrikanten, Kaufleute, Künſtler, Handwerker, Stickerinnen ꝛc. wären morgen eine Beute der Gläubiger oder des Hungers, wenn bürgerliche Unruhen den Umſchwung der Erzeugung und des Verbrauches nur während eines Winters hemmten.

Die großen Bauten in Paris, Lyon, Marſeille, Straßburg, Havre, Lille, welche die mittelalterliche Phyſiognomie der Städte verändern, beruhen ſämmtlich auf dem Princip einer künſtlich erzeugten Nachfrage nach Arbeitern. Die Baugewerbe werden einen ungewöhnlichen Zulauf erhalten, und man darf wohl ängſtlich fragen, was ſoll dieſes Heer von Architekten, Maurern, Zimmerleuten einſt anfangen, wenn die koloſſalen Bauten beendigt ſeyn werden? Das Geheimniß beſteht aber darin, daß man ſie nie ihr Ende erreichen läßt. Sie würden aber ihr Ende erreichen, wenn morgen dieſes bauluſtige, monumentale Regime durch eine karge Adminiſtration verdrängt werden ſollte. Die meiſten ſtädtiſchen Bauten fallen übrigens dem Gemeindevermögen zur Laſt, oder mit anderen Worten den reicheren Bürgerclaſſen, denn ſie müſſen ſchließlich die Zinſen der municipalen Schulden bezahlen, in Geſtalt von Acciſe und in den unerhört geſtiegenen Wohnungsmiethen. Alſo auch hier wäre die Maxime, jene ſogenannten höheren Claſſen für populäre Zwecke zum Tribut zu nöthigen.

Man kennt die Leidenſchaft des franzöſiſchen Volkes, ein Stückchen Land, ein paar Decimalen eignen Grund und Boden zu erwerben. Gewöhnlich geſchieht es ohne hinreichendes Capital. Hoher Preis für Grundeigenthum, dürftige Bodenrente, ſtarke Verſchuldung des Grundbeſitzes und ein hoher Zinsfuß bei den Hypotheken ſind die nothwendige Folge.[1] Wenn nun eine Regierung den Zinsfuß für Hypotheken künſtlich herabzuſetzen ſuchte, was müßte die Folge ſeyn? Nothwendig, daß die Kauflust und natürlich auch mit der Grundbeſitz im Preiſe ſtiege, mit beiden aber auch die Maſſe der Verpfändungen. Es iſt aber eine alte Regel, daß die Landwirthſchaft nur auf ſchuldenfreiem Grund und Boden recht gedeihen will. Je reicher der Landwirth, deſto blühender ſein Ackerland und ſein Viehſtand. Die Regierung hat nun bekanntlich durch die Begründung einer Hypothekenbank (crédit foncier) den Zinsfuß der Hypotheken herabzuſetzen geſucht. Es wäre vielleicht weiſe gehandelt geweſen, der Landbevölkerung die Verpfändung ſaurer zu machen, anſtatt ſie zu erleichtern, die Bauern aber, die kleinen Landwirthe — und ſie bilden mit ihren Familien zwei Drittel des franzöſiſchen Volkes — werden immer die Hypothekenbank als eine Wohlthat anſehen. Man ſtelle ſich nun vor, welches wichtige Inſtrument die Hypothekenbank in den Händen einer wachſamen Regierung werden kann. Sie kann der Wohlthäter und der Gläubiger ihrer Anhänger oder ihrer Widerſacher werden, und auf einen Wink der unteren Beamten könnte man jedes gefährliche Subject in der Gemeinde mit der Execution der Hypothekenbank bedrohen, da dieſe bekanntlich unter der Adminiſtration der Regierung ſteht.

Es wird gewöhnlich angenommen, die Centraliſation ſey die Hauptſtärke der franzöſiſchen Regierungen. Nach einer Art von Cenſus im Jahre 1849 ergab ſich, daß Frankreich nicht weniger als 535,365 Beamten bezahlt, darunter mehr als 300,000 welche auf Gemeindeunkoſten leben. Man rechnet nun auf je fünf Köpfe gewöhnlich einen Pater familias, eine Mannsperſon mit ſelbſtändigem Haushalt. Je der vierzehnte Pater Familias iſt alſo in Frankreich ein Beamter. Wollte man das ſtehende Heer zu den Beamten ſchlagen, ſo würde je der 35ſte Einwohner, und je der ſiebente Pater Familias unter dem Befehl der Regierung ſtehen. Aber gerade in der Hierarchie des Beamtenthums liegt das Geheimniß der raſchen Regierungswechſel in Frankreich. In den deutſchen Staaten werden die Procentſätze zwiſchen Beamten und Unterthanen zwar geringer ſeyn, aber doch nicht um ſo viel geringer, um die Feſtigkeit unſerer Verwaltungen im Vergleich zu der franzöſiſchen zu erklären. In Deutſchland aber iſt die Adminiſtration nicht hierarchiſch gegliedert. Die Gemeinden wählen ihre eigenen Beamten oder ſie haben wenigſtens ein ſehr weit gehendes Präſentationsrecht. Nun ſollte man meinen, daß Regierungen unmittelbar recht viele Stellen zu vergeben hätten, eine größere Macht beſäßen

[1] Am 1 Julius 1832 waren 11,233,265,778, am 1 Julius 1848 12,544,098,600 Darlehen in die Hypothekenbücher eingetragen. Der Preiswechſel ſcheint aber von 1841 bis 47 ſehr große Fortſchritte gemacht zu haben, denn in dieſer Zeit beliefen ſich die Gebühren für Eintragungen in die Hypothekenbücher jährlich auf 95,079,000 Fr., während ſie in der Periode von 1833 bis 1840 durchſchnittlich 79,157,000 Frcs. ergaben. (Raudot, de la Décadence p. 59.)

Das iſt auch der Fall, aber dieſe Macht iſt um ſo hinfälliger. Es finden ſich zu jeder Stelle ein halbes Duzend Candidaten. Die Regierung nimmt einen heraus und dieſer trägt ihre Livrée und ihre Politik. Die fünf andern aber ſind geſchworne Feinde des Erwählten, der Regierung und des ganzen Syſtems. Mehr noch! Jeder Fehler oder jeder Mißbrauch des Beamten wird auf Rechnung der Regierung oder des „Syſtems" geſchrieben. Wären die Gemeinden frei und könnten ſie ihre Obrigkeit ſelbſt beſtellen, ſo würden die zurückgewieſenen Candidaten nicht der Regierung ſondern der Gemeinde grollen. Die Gemeinde bleibt aber dieſelbe, ſie wird keine andere, ob der Staat eine Republik, eine parlamentariſche Monarchie, eine Dictatur oder ein Kaiſerreich ſey. Wählt die Gemeinde ſchlecht und plagt ſie ihr eigner Beamter, ſo darf ſie nur ſich ſelbſt anklagen. In Frankreich aber kann keine Brücke ausgebeſſert, kein Kirchendach gedeckt und kein Pflaſterſtein gerückt werden, ohne daß man nicht mit den Behörden in Berührung kommt. Dieſe beſtändige Friction iſt es, welche ſo raſch alle Regierungen in Frankreich conſumirt. Die Macht einer Beamtenhierarchie iſt groß, aber ebenſo groß iſt die Verantwortung, und dieſe Verantwortung iſt größer als daß ihr nicht mit der Dauer jede Regierung unterliegen müßte.

Die jetzige Regierung läßt zwar immer durch ihre Blasinſtrumente in der Preſſe verſichern, daß ſie die Decentraliſation als ihre Aufgabe erkenne, aber noch iſt kein bedeutſamer Schritt geſchehen und niemals wird es ein Franzoſe übers Herz bringen, den Gemeinden das Selbſtbeſteurungsrecht und die eigene Verwaltung des Gemeindevermögens zu überlaſſen.[1] Die Franzoſen leiden an einer krankhaften Commandirſucht. Dieſſeits des Rheines hat man noch bis zum Jahre 1848 die Franzoſen für ein freiheitliebendes Volk gehalten, weil ſie recht oft ihre Regierungen verjagt. In Deutſchland aber ließe ſich kein Menſch durch Grobheiten eines Beamten, eines Eiſenbahnconducteurs, eines Gendarms oder einer Schildwache mißhandeln, wie dieß täglich in Frankreich geſchieht. Unſere Beamten ſind aber auch viel höflicher und freundlicher als die franzöſiſchen, welche ihre kleine Amtsgewalt deſpotiſch fühlen laſſen. Das Commandierfieber geht durch die ganze Nation. Es läßt ſich aber auch kein Volk raſcher unter Ein Commando bringen als die Franzoſen. Wer das Comuandiren verſteht, der iſt Meiſter.

Die größte Neuerung, welche das letzte Jahr gebracht, nämlich die Aufhebung einiger hohen Tarifſätze auf Kohlen, Eiſen, Wein, Getreide, Fleiſch paßt vortrefflich zu dem Geiſte des neuen Regimentes. Zollverminderungen ſind immer populäre Maaßregeln, denn die Zahl der Verbraucher wird immer größer ſeyn als die Zahl der Erzeuger. Der Schaden dieſer letztern beſteht oft im Verluſte eines unnatürlichen Gewinnes, der Schaden für das Ganze iſt, ſelbſt unter Gelehrten, ſchwer zu ermitteln. Die große Maſſe aber beſitzt weder Geduld noch Bildung genug, um die Lehrſätze der Tarifpolitik ſich geläufig zu machen. Setzen wir hinzu, daß jene Zollerleichterungen wirklich der materiellen Wohlfahrt des Landes Segen bringen werden. Das alte Prohibitionsſyſtem läßt ſich nicht mehr halten, ſeit die Eiſenbahnen fremde Märkte und fremde Erzeuger ſo nahe gerückt haben. Unter der Reſtauration, mehr aber noch unter der Juliregierung herrſchten in den Kammern die Geldgevatterſchaften, zu deren Dienſtboten ſich Talente, wie die HH. Thiers und Dupin, erniedrigt hatten. Die Wiſſenſchaft war in Frankreich wie überall auf Seite der Freihandelsdoctrin; Louis Philippe und Guizot ſelbſt hätten gern an den Zollgeſetzen geändert, und das Journal des Debats iſt noch bis zum heutigen Tage der geiſtige Focus der liberalen Tarifpolitik geblieben. Mächtiger aber als der conſtitutionelle König, ſeine Miniſter und ſeine Journaliſten waren die plutokratiſchen Elemente der Kammern. Sie verhinderten jeden Einbruch in das Syſtem, weil die Rente ihrer Induſtriecapitalien den Vortritt vor der Landeswohlfahrt haben ſollte. Die franzöſiſchen Prohibitioniſten haben ſich raſch beeilt, dem kürzlichen Getreideausfuhrverbot zu applaudiren, weil ſie darin einen Rückfall in die alte Doctrin erblicken möchten. Jenes Ausfuhrverbot hat aber nichts mit den ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen zu thun; Fruchtausfuhrverbote verfehlen immer ihr Ziel. Denn man verbietet die Ausfuhr nur dann, wenn man Einfuhr beſonders nöthig hat. Die Nachbarſtaaten aber ſehen ſich natürlich genöthigt dem übeln Beiſpiel zu folgen, und ſo entſteht daraus eine völlige Stockung des Getreidehandels zu einer Zeit, wo gerade dieſer Handel die quälenden Contraſte zwiſchen örtlichem Mangel und örtlichem Ueberfluß nivelliren ſollte. Das weiß nun die franzöſiſche Regierung ſo gut wie unſere handelspolitiſchen Compendien. Allein der Glaube oder der Aberglaube, daß ſolche Verbote nützen könnten, iſt nun einmal ſtark verbreitet. Eine Regierung alſo, welche nach Popularität trachtet, muß auch wider beſſere Erkenntniß handeln können. Nach Popularität muß aber die franzöſiſche Regierung trachten, weil ſie vor allen Dingen ſich befeſtigen muß. Aus den Maſſen iſt ſie entſtanden, dem allgemeinen Wahlrecht verdankt ſie ihr Daſeyn. Wenn ſie ihrem Urſprunge untreu würde, müßte ſie zu Grunde gehen.

Weder die Bourbonen noch die Orleans haben der Armee ſo nahe geſtanden als der jetzige Hof. Schon der Name der neuen Herrſcherrace hat ſeinen Zauber für den Soldatenſtand. Nicht unter Louis Philippe, und noch weniger unter der Republik haben die Uniformen eine erträgliche Rolle geſpielt. Wenn ſie nicht Redner waren oder Häupter großer Factionen, blieben ſie beinahe völlig unbemerkt. Man ſetzte ſie ſogar öffentlich zurück. Die Loge für die Armee in der Nationalverſammlung lag in dem entfernteſten Winkel der oberſten Galerie, während die Nationalgarde beſtändig das verzärtelte Kind des Parlaments blieb. Wo die bewaffnete Bürgerwehr erſchien, da entſchied ſie während der Unruhen durch ihr „moraliſches Anſehen", wie man ſich ausdrückte. Den Truppen ſprach man dieſe calmirende Wirkung ab, man behandelte ſie überhaupt wie ein nothwendiges aber ſchwer erträgliches Uebel. Der Staatsſtreich vom 2 December war dagegen durch die Armee ausgeführt worden. Wäre er mißglückt, ſo hätte man ihn recht wohl als Militärrevolte betrachten und die Theilnehmer in dieſem Sinne ſtrafen können. So wie das Kaiſerreich erklärt war, ſtiegen auch die Uniformen in ihrem politiſchen und geſellſchaftlichen Werth. Der Hof der Tuillerien füllte ſich mit dem Soldatenadel, den der erſte Kaiſer geſchaffen. Generale gelangten zu einträglichen Aemtern, zu Penſionen und in den Senat. Sie gaben den Ton an,

[1] Das Gerücht, die Regierung wolle den Gemeinden das Präſentationsrecht zu den Bürgermeiſterſtellen nehmen, iſt daher höchſt glaubhaft.

nicht in der exclusiven Pariser Gesellschaft, wohl aber am Hof und in dem officiellem Frankreich.

Die Mannschaft wurde mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Man stiftete für sie Decorationen, man lieferte ihnen den Tabak wohlfeiler, man ließ sie während der großen Feldmanöver von ambulanten Bühnen erheitern. Die Gründung von Kaisergarden verstieß freilich gegen den reizbaren Egalitätssinn der Franzosen. Ueberhaupt lassen sich wohl Elitencorps nicht in Friedenszeiten schaffen. Regimenter, die einen Vorrang genießen sollen, müssen historische Ansprüche und große Traditionen besitzen. Statt dessen musterte man die Elitenmannschaft nach Grundsätzen aus, die etwa bei uns einem Corporal von musterhaftem Benehmen ein Aufrücken in die Gendarmerie, oder einen Conducteurposten auf den Staatseisenbahnen, oder die Stelle eines Gerichtsboten verschafft hätte. Das Napoleonische Glück hat jetzt aber die Gelegenheit geboten den Fehler wieder gut zu machen. Wenn die Truppen aus der Krim zurückkehren, wird man in ihnen genug Elemente finden, deren martialische Verdienste dem Elitencorps jene Soldatenwürde geben können, die ihm bisher abging.

Daß der orientalische Krieg — wenigstens im Augenblick — die Armee noch näher an die Dynastie fesselt, versteht sich von selbst. Man hatte zur Zeit der Decemberacte der Armee ein ungewöhnliches Avancement verheißen. Krieg bringt Epauletten, also ist jeder Krieg bei den Armeen populär. Die Napoleonische Dynastie fand unter der Erbschaft des Kaisers zwei Passiva: Waterloo und Moskau. Waterloo ist durch die englische Allianz theilweis eingelöst, denn der brittische Stolz hat die Beichte ablegen müssen, daß ohne französische Truppenhülfe die englische Streitmacht zu Angriffen auf russisches Gebiet ganz unzulänglich sey. Die Niederlage von 1812 ist zwar noch nicht gerächt, aber der Kaiser hat den Enkeln der erfrornen Armee wenigstens Gelegenheit gegeben, abermals auf eine Karte gegen Rußland zu setzen.

Es fragt sich aber ob Frankreich reich genug ist an Menschenkräften, um große festländische Kriege dauernd zu führen. Seit 1789 ist das Militärmaß dreimal herabgesetzt worden. Es betrug ehemals 5 Fuß 1 Zoll und im Jahre 1818 4 Fuß und nicht ganz 10 Zoll. Dieses Minimum hatte man 1830 um 3 Centimeter herabgesetzt, 1832 erhöhte man es aber wieder um 2 Centimeter. Von 1839 bis 1845 hätten von 73,000 Recruten 37,000 für untüchtig erklärt werden müssen, wenn man ihnen das Militärmaß von 1789 zugemuthet hätte. Von 1831—37 mußten 45½ und von 1839—45 sogar 50½ Procent der Militärpflichtigen als körperlich untüchtig oder unter dem Maße zurückgewiesen werden. Dieser Verfall der Race wird den Verheerungen der großen Feldzüge zugeschrieben, wo beinahe jedes Jahr der Krieg die edelste Portion der reifen Jugend verschlang, und nur der Abfall zur Fortpflanzung des Stammes in der Heimath zurückblieb. Es gibt Departements in Frankreich, welche jahraus jahrein das angesonnene Contingent nicht aufzubringen vermögen, und es sind dann die weiland deutschen Gebiete, Lothringen und das Elsaß, welche durch ihre überschüssige Mannsproduction die Schwäche der reinfranzösischen Gebiete decken müssen. Man hat vor kurzem verlauten lassen, die Seemächte hätten die Schweiz aufgefordert, ihre Neutralität zu Gunsten der Alliirten aufzugeben, oder mit andern Worten, Regimenter für den Kriegsdienst gegen Rußland anwerben zu lassen. Sollte sich dieses Gerücht beglaubigen, so wäre es vielleicht England, welches die schweizerischen Menschenkräfte anzumiethen gedächte. Es könnte aber auch Frankreich seyn, welches seine männliche Bevölkerung vor neuen Verwüstungen zu schonen Ursache hat.

Nächst der Armee ist der Klerus eine mächtige Stütze der Dynastie. In dem Namen Napoleon verehrt man den Schöpfer des Concordates und den Feind der revolutionären Intoleranz gegen die eidesweigernden Priester. Das jetzige Regierungssystem in Frankreich und der Klerus haben an der Universität, an dem profanen Gelehrtenstande einen gemeinsamen Feind. Was der erste Kaiser an einem Pius gesündigt, hat der dritte an einem andern Pius wieder gut gemacht. Der jetzige Kaiser ist pünktlich fromm, er versäumt, in Paris oder auf Reisen, keine Messe. Der Klerus aber ist Partei in den orientalischen Angelegenheiten und er ist durch und durch antirussisch, weil er lateinisch und nicht griechisch ist. Lateiner haben 1204 Konstantinopel zerstört, und ließen es 1453 in die Hände der Osmanen fallen, zum Theil aus Phlegma, zum Theil aber auch aus Gleichgültigkeit gegen die östliche Hälfte der Christenheit. Im Jahre 1828 schon finden wir den Klerus in großer Exaltation über den russisch-türkischen Krieg. Seitdem hat Rußland diesen Feind in der westlichen Christenheit fortwährend verwundet. In Polen wurde die griechische Kirche zur Staatskirche erhoben, es begannen die Verfolgungen der griechisch Unirten, die Katholiken verloren in Rußland das staatsrechtliche Gut der freien Religionsübung und sanken auf den Rang von Anhängern einer nur geduldeten Kirche herab. Es ist jetzt die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken geringer, als zwischen der westlichen und östlichen Kirche. Den Protestanten, wenn man die englische Hofkirche abrechnet, fehlt die hierarchische Organisation: sie machen keinen Anspruch auf eine Universalherrschaft ihres Priesterstandes. So wie die Russen aber ihre erste Messe in der byzantinischen Sophienkirche halten, dann gäbe es ein östliches und westliches Papat, zwei Universalkirchen und zwei Kirchenhäupter. Der orientalische Streit begann mit einem Proceß über einen Kirchenschlüssel, und er wird bis zu seinem Ende seinen religiösen Geschmack beibehalten. Man wird sich erinnern daß die diplomatischen Acten, vom Einzug des Fürsten Menschikoff bis zur Kriegserklärung der Pforte, sich rein nur um Einen Punkt drehten, daß nämlich der Sultan das christliche Protectorat dem Kaiser Nikolaus in einer synallaktischen Form übertragen sollte. Welches war aber der praktische Unterschied zwischen dem ehemaligen Zustande und der postulirten Neuerung?

Offenbar der, daß früher die russische Regierung nur nach vorausgegangenen Beschwerden der griechischen Unterthanen hätte vermitteln können. Fand sich nun die Pforte mit dem Patriarchen von Konstantinopel ab, so wurden solche Beschwerden nie laut. Man weiß aber daß der jetzige Patriarch ein Günstling und ein Vertrauter des Lord Redcliffe war und noch ist. Mit dem griechischen Klerus war also zu leben, wie er denn auch in geschnörkelten Adressen dem Sultan für seine beglückende Herrschaft gedankt hat. So wie das Protectorat ein Recht aus einem Vertrag wurde, dann „führten die Herrschaft Wachs und Leder", und deßhalb forderte der russische Pedant etwas „Geschriebenes." Rußland konnte sich dann jederzeit kraft seines Amtes bei der Pforte beschweren, und

die orientaliſche Hierarchie ſtand kraft jenes Synallagma's unter der weltlichen Vogtei eines fremden Souveräns.

Was endlich die Finanzen Frankreichs betrifft, ſo ſollte man ſich hüten, ſie allzuklüglich darzuſtellen. Fortwährend wird behauptet, die Regierung bringe namenloſe Geldopfer um den Börſenwerth der Rente künſtlich zu erhöhen. Daß läßt ſich an Einem Börſentag ausführen, wenn man recht viel Geld in die Taſchen der Speculanten wegzuwerfen hat, aber die blühendſten Finanzen würden durch Repetitionen ſolcher Palliative in Monaten erſchöpft werden. Jeder der etwas von Finanzſachen verſteht, kennt recht gut die engen Gränzen und die Koſtſpieligkeit künſtlicher Exaltationen der Börſe. Der beſte Beweis übrigens, daß ſolche Mittel überflüſſig ſind, war das letzte Anlehen, auf welches ſtatt 250 Mill. 400 Mill. gezeichnet worden. Das beurkundet ein ungewöhnliches Zutrauen auf die Zuſtände und die handelnden Perſonen. Credit aber läßt ſich nicht künſtlich erzeugen, er läßt ſich auch nicht durch böswillige oder oberflächliche Behauptungen zerſtören.

Unter Napoleon I erreichte die 5procentige Rente ihren höchſten Stand im Auguſt 1807 nämlich 93½. Unter der Reſtauration war die 5proc. Rente im März 1825 bis auf 106¼ geſtiegen. Höher hatte ſie noch nie geſtanden. Im Jahre 1840 hatte ſich die Rente von ihrer tiefen Entwerthung in den dreißiger Jahren bis auf 119½ erhoben. Nach dem Bekanntwerden der Quadrupelallianz fielen aber die 5procentigen auf 100 und die 3procentigen auf 66. Wenn nun jetzt nach dem mißglückten erſten Anfall auf Sebaſtopol, während einer drohenden Kataſtrophe in der Krim, nach einem neunmonatlichen Kriege und beim Herannahen eines neuen Anlehens in den letzten Tagen die 3procentige zwiſchen 70 und 73 oscillirt hat, ſo wird das jedem Sachverſtändigen als Beweis genügen, daß der Credit des jetzigen Regimentes in Frankreich im Vergleich zur Situation des Staates ein ungewöhnlich, wenn man will, ein unverdient hoher iſt.

Die Lebensdauer einer franzöſiſchen Regierung läßt ſich nicht aus den Lineamenten ihrer Hand leſen; denn ein Factor bleibt immer unberechenbar, die Veränderlichkeit des franzöſiſchen Naturells. In Frankreich beobachten wir jetzt die Wirkungen eines Regierungsſyſtems, wie es Demagogen und Demokraten diesſeits des Rheines herbeigewünſcht. Die napoleoniſche Regierung iſt populär im trivialſten Sinne des Wortes. Sie iſt ein Product des allgemeinen Wahlrechtes, ſie ſtützt ſich auf die Maſſen und läßt ihnen wie Kindern den Willen, auch wo er ſchädliches begehrt. Sie hat gewiſſermaßen die Aufgabe, gerade ſo ſich zu betragen, weil eine junge Dynaſtie weder auf Erbrechte noch auf den Zauber des Altehrwürdigen zu bauen hat. Es iſt nicht unſeres Amtes ein ſittenrichterliches Urtheil über ſolche Zuſtände laut werden zu laſſen, und wir begnügen uns nur mit der Warnung, dieſe Regierung für allzu hinfällig zu halten. Sie iſt im Gegentheil in der Blüthe ihrer Macht; es ſchweigt die Preſſe, es ſchweigt die Tribüne, es ſchweigt der Lehrſtuhl, von der Kanzel aber, die nie zum Schweigen gebracht werden kann, fließen Honigworte. Der Abbé Sieyes hatte vom dritten Stande geſagt, er ſey der Staat ſelbſt. Der dritte Stand hat wirklich von 1815 bis 1848 an dieſes Dogma geglaubt, er hat das C'est moi! Ludwigs XIV in das Bürgerliche überſetzt. Jetzt hat er einer Dynaſtie weichen müſſen, die von der Nation aus Haß gegen die wohlhabenden Stände erkoren, rückſichtslos im Sinne ihrer Geburtsrechte das Scepter führt. Und wer in Frankreich darf jetzt ſagen: Ich bin der Staat?

Die Maſſen.

Zur Kenntniß der Natur- und Culturzuſtände in der Krim.

Am Ende des letzten und zu Anfang dieſes Jahrhunderts ward der tauriſche Cherſones von einſichtsvollen abendländiſchen Reiſenden mehrfach durchforſcht: ſo von Pallas, Clarke und v. Reuilly, welche dieſem Lande mehr Gerechtigkeit widerfahren ließen als ſeiner Zeit Strabo, der die Südküſte als rauh, felſig und den Nordwinden ausgeſetzt ſchildert. Dieſe Männer theilten die Krim in eine Region der Berge und eine Region der Steppen. Die durch letztere Benennung bezeichnete große grasreiche Ebene bildet den beträchtlichſten Theil dieſer Abtheilung der Halbinſel, d. h. vier Fünftheile ihrer Oberfläche, und durch die Landenge von Perekop ſteht ſie in Verbindung mit der unermeßlichen Continentalwüſte derſelben Beſchaffenheit. Dieſe grüne baumloſe Wüſte, die ganz geſchaffen iſt um den Touriſten und den Freund maleriſcher Gegenden in Verzweiflung zu bringen, verdient in anderer Beziehung Aufmerkſamkeit und Intereſſe. Die tiefe Pflanzenerde, woraus ſie überall beſteht, zeigt eine außerordentliche Fruchtbarkeit, die man bloß mit dem roheſten eiſernen Haken, euphemiſtiſch Pflugſchar genannt, aufzukratzen braucht, um, ohne den mindeſten Dünger, manchmal ſogar ohne Regen, eine zwanzigfache Ernte heimzubringen. Deſſenungeachtet trifft man in der Steppe ſelten Spuren eines Anbaues oder ſelbſt einer Wohnung. „Die Tartaren und die Griechen, ſchrieb Clarke im Jahr 1809, wollen nicht arbeiten aus Furcht vor Beraubung durch die Ruſſen, und die Ruſſen ſind zu faul um auf die Vortheile der Induſtrie zu ſpeculiren.“ Während des Frühlings und der erſten Sommermonate bedeckt hohes und dichtes Gras, voll wilder Blumen, Eidechſen und Ratten, den ſo reichen und unerſchöpflichen Boden, ſo daß inmitten dieſer natürlichen Weiden noch eine Art Rieſenmöhre, deren Wurzel zweimal die Dicke eines Mannsarmes hat, und die ſchöne gelbe Roſenpappel wächst, welche einen acht bis zehn Fuß langen Stiel treibt.

Solcher Art iſt die Nordregion der Krim, einen ganz andern Charakter aber trägt die Region des Südens. Wenn man die monotone Steppe, vom goldenen Thore Perekops an, 80 bis 84 Meilen durchwandert hat, wird der Reiſende von freudigem Staunen ergriffen, wenn er, inmitten eines einförmigen Horizonts und einer langen dunkelgrünen Ebene, welche nur durch die cumaniſchen Gräber einige Abwechſelung erhält, eine zwar nicht ſehr hohe, aber ebenſo maleriſche Landſchaft entdeckt wie die ſchweizeriſchen und tyroliſchen Alpen. Die Berge der Krim bilden auf der Südküſte der Halbinſel einen abſchüſſigen, mit wenigen Ausnahmen ganz aus Kalk-

geſtein beſtehenden Wall: im Norden dagegen ſind ſie von neuerer Formation und bieten einen minder wilden Anblick dar. „Die älteſten und höchſten Gipfel, ſagt Pallas, erſtrecken ſich von Balaklava bis in die Umgegend von Theodoſia oder Kaffa, auf eine Entfernung von 150 Werſten; ſie haben indeß ungleiche Höhe, die, bedeutender im Mittelpunkt der Gebirge, gegen die obenerwähnten Orte allmählich abnimmt. Dem allgemeinen Anſehen nach beſtehen ſie im Süden aus hohen abgeböſchten Berggraten und felſichten Terraſſen, die ſich aber in minder ſteile Abhänge nach den mehr nördlich gelegenen Punkten hin verlaufen. „Der Mittelpunkt dieſer alten Gebirgskette iſt der Tſchatyr-Dagh, die Trapeza des Strabo — ein eigenthümlicher Berg, deſſen Gipfel die höchſte Spitze der Halbinſel bildet. Seine poſitive Höhe wird zwar von Pallas auf nicht mehr als zwölfhundert Fuß über der Meeresfläche geſchätzt: allein ſein claſſiſcher Name möchte zur Genüge gerechtfertigt ſeyn durch das entſcheidende Zeugniß ſeiner eigenthümlichen Form. Indeſſen ſind diejenigen, welche ſeine Geſtalt geſehen, keineswegs vollſtändig einig darüber, mit welchem Gegenſtand er eigentlich Aehnlichkeit beſitze; immerhin aber haben ſie ihren Nationalgeſchmack ſcharfſinnig an den Tag gelegt durch die Namen, welche ſie dem Berge gegeben. Die Griechen nannten ihn Tafelberg, die Tartaren Zeltberg, die Koſaken Sattelberg, und ein Engländer zu Sebaſtopol ſagte zu einem meiner Freunde, ſeiner Anſicht nach gleiche er einer Ochſenzunge.“ Von dieſem Widerſtandsſtück, das, hoch und abgeſondert, eine erhabene Stellung im Centrum einnimmt, ſpaltet ſich die Gebirgskette gabelförmig in zwei Hauptabtheilungen in nordöſtlicher und in ſüdweſtlicher Richtung, deren jede ſo ziemlich den Geſtaden des ſchwarzen Meeres folgt, und an Höhe wie an Schönheit abnimmt, je mehr ſie ſich ihrem Ende nähert.

Hier alſo, auf dem ſüdöſtlichen Abhang dieſer Berge, die ſich wie zwei Flügel rechts und links vom Tſchatyr-Dagh erſtrecken, bilden ſich alle dieſe herrlichen Felſen, natürlichen Terraſſen und geſchützten Thäler, welche, nach dem Euxin herabſteigend und ihre Pflanzenfülle im Sonnenlicht ausbreitend, die Schönheit der ſo gerühmten Landſchaft der Krim ausmachen. Im Klima dieſes kleinen Eden findet man, ſelbſt inmitten der Felſen, die reichſten Pflanzenerzeugniſſe der Provence und Italiens, die Trauben, Oliven, Feigen und Granaten ꝛc. wieder; der ſchwarzbeerige Maulbeerbaum erreicht dort eine in andern Ländern nicht gekannte Höhe; der Stamm des Lorbeerbaums hat nicht weniger als dreizehn Fuß im Umfang, und ein einziger Nußbaum gibt im mittlern Jahres-Durchſchnitt eine Ernte von 40,000 Nüſſen; die Aepfel in der Krim ſind ihren normanniſchen Brüdern nicht minder ebenbürtig, und man ſieht ſie auf den Nachtiſchen der Petersburger Tafeln prunken; die Geſträuche und Pflanzen, welche die engliſchen und franzöſiſchen Gärtner mit größter Sorgfalt ziehen, wachſen hier in freier Luft. Unter den vornehmſten Bäumen, womit die Berge beſetzt ſind, bemerkt man neben den Eichen und Ulmen unſerer Wälder zwei Sumach-Arten (Rhus cotinus und Rhus coriara), die Miſpel, die Cornelkirſche und die Terebinthe. Unter den Felſen von Criu-Metopon gedeiht die Seetanne, und auf der Küſte, zwiſchen Sudak und Aluſchta, der Cedernwachholder; die Portulak-Erdbeere miſcht ſich unter das Niederholz des Vorgebirgs Ayundagh; zwiſchen dem Vorgebirge und der Stadt prangt mehr als Eine Stelle mit den gelben Blumen der Colutea arborescens und den rothen Beeren des Pyracantha. Zahlreiche Schafe weiden in demjenigen Theile der tauriſchen Halbinſel, wo die Steppe beginnt, und während der ſchönen Jahreszeit hält der tartariſche Hirte es für ſein höchſtes Glück ſie hinaus auf die Weide zu treiben, wie dereinſt die Erzväter es gethan. Die Lämmer, welche den berühmten grauen Flanell liefern, gedeihen nur bei Kosloff und Kertſch. Man hat übrigens, jedoch nicht mit ſonderlichem Erfolg, auch eine Anzahl Merinos eingeführt, und man trifft in der Krim überhaupt faſt nur das breitſchwänzige orientaliſche Schaf. Während der Sommermonate nähren ſich dieſe Heerden von der Fülle des Graſes auf den Weideplätzen der Ebene; bei Annäherung des Winters aber muß man ſie, wo möglich, auf die Berge führen, um ſie gegen jene häufigen Schneeorkane zu ſchützen, welche bei den Tartaren den Namen Metels führen. Wirklich befällt inſtinctmäßig eine Art Schrecken die Heerde, ſobald das erſte Pfeifen dieſer wohlbekannten Winde vernommen wird, und oft verliert ſie ſich, vom Ungeſtüm ihrer Flucht dahingeriſſen, in den Löchern der Steppe oder ſelbſt im Meer. Degonſoff erzählt, daß während eines Metel, der vier Tage dauerte, im Jahre 1812 ſechzigtauſend Schafe auf dieſe Art ſich in Ein Aeſtuarium in den Dniepr-Mündungen ſtürzten. Solche Kriſen ertragen die Ziegen, welche gewöhnlich unter den Schafen weiden, mit größerem Muth als dieſe; ſchon manchmal haben ſie die Heerde im Augenblick der Gefahr durch ihre glückliche Führerſchaft gerettet.

Obſchon in einiger Beziehung den ſchönſten Theilen Rumeliens und Morea's gleichend, weicht die Landſchaft der tauriſchen Küſte von der der griechiſchen Halbinſel beſonders durch die geſchloſſenern, aber auch lieblicheren Gränzen ihres bewohn- und bebaubaren Bodens ab. Nichts erinnert an die weiten Ebenen der Geſtade des ägeiſchen Meeres, die manchmal allerdings reiche Ernten gewähren, öfter aber nur mit vertrockneten Diſteln und Gräſern bedeckt ſind; die minder flachen, beſchränkteren Ebenen der Krim, welche mehr den Charakter breiter Schluchten haben, bieten auch die Schätze einer ſchönen Cultur, Gärten, Weinberge und Obſtgüter, und das Grün erfreut dort das Auge während der höchſten Sommermonate. Bald ſind, wie zu Parthenit, die niedrigen Häuſer der Tartaren völlig unter den breiten Aeſten der Nußbäume verborgen; bald werden ſie durch die Kirſchbäume und Rebſtöcke minder vollkommen verdeckt, und einige ſtehen im Schutze italieniſcher Pappelgruppen, die von den Genueſen gepflanzt worden ſeyn ſollen, als ſie, im 13ten Jahrhundert durch ihren Handelsgeiſt in die Krim geführt, daſelbſt die Colonie Kaffa auf dem alten Boden Theodoſia's gründeten. Alle dieſe von einem üppigen Pflanzenwuchs umwucherten Wohnungen ſtehen in ſchroffem Gegenſatz zu den Felſen und holzbewachſenen Bergrücken, welche auf drei Seiten ihnen als impoſante Umwallungen dienen. Mrs. Holderneß gibt unter dieſen Thälern den paradieſiſchen Lagen von Lambat, Alupka und Nikita den Vorzug. Lambat verdankt ſeinen Hauptreiz der Krümmung ſeiner kleinen Bucht und dem Cap Ayundagh. Das Dorf Alupka hat einen erhabenen Hintergrund in den ſenkrecht aufſteigenden Felſen des Criu-Metopen, und Nikita erhöht die natürliche Pracht ſeiner geſchützten Terraſſen durch eine von der ruſſiſchen Regierung gegründete große Obſtbaumſchule. Vor Mrs. Holderneß haben die HH. v. Reuilly und Dr. Clarke dieſe reizenden Geſtade, an denen ſie noch die Thäler Simerus, Yalta und Aluſta aufführen, begeiſtert bewundert, und Dr. Clarke dehnt dieſe ſeine Bewunderung

auf die ganze Küſte aus. „Wenn noch ein Paradies auf Erden beſteht, ſagt er, kann man ſich kein angenehmeres denken als den Bezirk, der ſich von Kutſchukoy nach Sudak längs der Südküſte der Krim erſtreckt. Geſchützt durch einen Kreis von Alpengipfeln gegen die kalten Winde, nur bloßgeſtellt den Briſen des Südens, erfreuen ſich die Bewohner eines Klima's und einer Lage, die einzig in ihrer Art ſind: Bäche Waſſers, rein wie Kryſtall, bewäſſern Jahr aus Jahr ein ihre Gärten, in denen alle in Europa beliebten Obſtarten, ſo wie andere minder bekannte in Vollkommenheit zur Reife gedeihen. Hier gibt es keine ungeſunden Ausdünſtungen, keinen Eiswind, keine giftigen Inſecten, keine todbringenden Reptilien, keine feindlich geſinnten Nachbarn .... Das Leben in dieſem glücklichen Himmelsſtrich gleicht dem im goldenen Zeitalter der Menſchheit. Der Boden, einem Gewächshauſe ähnlich, erzeugt von freien Stücken eine ſolche Mannichfaltigkeit von Pflanzen und Körnern, daß die Arbeit nur noch eine unterhaltende Uebung iſt. Das Füllhorn der Göttin der griechiſchen Mythologie iſt auf alle Tiſche ausgeleert. Die Ruhe, der man ſich ſo gern überläßt, wird nicht durch Menſchen, nicht durch den Himmel, nicht durch die Erde getrübt; der unſchuldige Donner erdröhnt vergebens unter den Felſen über unſern Häuptern, und die Woge verbrauſt im harmoniſchen Geplätſcher an der Küſte."

Wie lieblich dieſe Schilderung indeß auch klingt, und wie verlockend ſie ſeyn mag, ſo findet ſich doch auch hiezu eine Kehrſeite, und ſind dem Menſchen ſeiner Geſundheit halber einige Vorſichtsmaßregeln nothwendig. „Die Fieber, ſagt Dr. Clarke, ſind den Sommer über auf der ganzen Halbinſel ſo gewöhnlich, daß man ihnen nur ſchwer entgehen kann. Wenn man Waſſer trinkt nachdem man Obſt gegeſſen, ſo folgt ein Fieber; wenn man Milch trinkt oder Butter oder Eier ißt — ein Fieber; wenn man während der brennenden Hitze des Tages ſich angemeſſen zu kleiden verabſäumt — ein Fieber; wenn man das köſtliche Fächeln der Abendlüfte genießen will — ein Fieber; kurz das Klima iſt für die Fremden ſo gefährlich daß Rußland die Krim als einen Friedhof betrachten kann für die mit Behauptung dieſes Landſtrichs betrauten Truppen. Anders verhält es ſich mit den einheimiſchen Bewohnern, den Tartaren. Die Vorſichtsmaßregeln, die ſie anwenden, und eine lange Erfahrung begründen ihre Sicherheit. Bei der leiſeſten Veränderung der Jahreszeit hüllen ſie ſich in Schafpelze und bedecken ſich mit dichten Filzen, während ſie um ihre Köpfe eine Menge Tuchbinden wickeln oder wollene Doppelmützen tragen."

Ausbreitung der Steinkohlenlager an den Küſten der Weltmeere.

Längs der Weſtküſten Amerika's finden ſich Steinkohlen an mehreren Orten, in Chili und Peru, bis hinauf nach Vancouver's Eiland im Norden. Die Lota Coal Mining Company von Chili hat mit der „Geſellſchaft für Dampfſchifffahrt im ſtillen Meer" und einer andern nach dem Iſthmus ſegelnden Dampferlinie einen Vertrag zur Verſorgung ihrer Schiffe mit Steinkohlen abgeſchloſſen. An den Küſten des nördlichen ſtillen Meeres gibt es Steinkohlenlager, die wahrſcheinlich ungemein werthvoll ſind. In Bellingham-Bay, im Territorium Waſhington, findet ſich eine Ader von ſechszehn Fuß Tiefe und einer Ausdehnung von 45 Grad. Die Ader ſtößt an die Bay, und nimmt von der Küſte aus eine nordöſtliche Richtung. Das Kohlenbett iſt vierzig Fuß über dem Hochwaſſerſtand. Hundert Tonnen dieſer auf den Markt von San Francisco gebrachten Kohlen galten faſt einen Dollar mehr als der höchſte Marktpreis. Die Ader liegt etwa eine Viertelmeile vom Tiefwaſſer, und anderthalb Segeltagfahrten von der Mündung der Meerenge von San Juan de Fuca. Eine kleine Quantität chileniſcher Kohle, 473 Tonnen, ward im letzten Jahr nach San Francisco gebracht, und zweifelsohne wird heuer der Vorrath aus Chili daſelbſt beträchtlicher ſeyn. Von Vancouver's Eiland wurden 1492 Tonnen eingeführt, und die Geſammtmaſſe der nach Californien gebrachten Kohlen betrug 82,000 Tonnen. Allen Anzeichen nach ſcheinen die Steinkohlen höchſt wahrſcheinlich im ganzen nordöſtlichen Theile von Vancouver's Eiland in Fülle vorhanden zu ſeyn, d. h. von Cheſtakus, unter 50 Grad 39 Minuten nördlicher Breite, bis nach Cap Scott, am nördlichen Ende der Inſel. Die Hauptmine, deren Bett ſich über die Oberfläche erhebt, liegt in M'Neils Harbour, unter 50° 39' der Breite und 127° 10' weſtlicher Länge. Die Kohle brennt, wenn ſie einem ſtarken Zug im Ofen des Dampfers ausgeſetzt iſt, vortrefflich. M'Neils Harbour bietet einen ausgezeichneten, zwölf bis fünfzehn Faden tiefen Ankergrund, ganz nahe an der Küſte.

Auf der Oſtſeite des Meerbuſens von Bengalen finden wir Steinkohlen am großen Tenaſſerim-Fluß, ungefähr 67 (engl.) Meilen vom Hafen von Mergui. Allein dieſes Kohlenfeld iſt unbedeutend. Ein zweites, das oberhalb der Fälle des großen Tenaſſerim vorkommt, beſteht aus einem ſechszehn Fuß tiefen Bett Kropfkohle (crop coal), welches, nachdem es auf eine gewiſſe Ausdehnung hin bearbeitet worden, wieder liegen gelaſſen wurde, weil die Kohle keine ſonderlich gute war. Das dritte Lager, am Thian Tſchan, oder großen Arm des kleinen Tenaſſerim-Fluſſes, iſt entſchieden das bedeutendſte Steinkohlenfeld, ſowohl hinſichtlich ſeiner Ausdehnung und Lage, als wegen der ausgezeichneten Beſchaffenheit der Kohle. Man glaubte anfänglich, es liege jenſeits der Gränzgebirgskette, allein dieß iſt nicht der Fall, ſo daß nichts im Wege ſteht um dieſes Lager zum wichtigſten in Indien zu machen. Ein viertes Steinkohlenfeld befindet ſich in der Provinz Tenaſſerim, am Lenhi-Fluß, das, wie es ſcheint, noch nicht vermeſſen worden iſt. Die Regierung von Bombay hat bis jetzt die Berichte über Steinkohlen im Nerbudda-Thal, die ſie in Händen hat, noch nicht zur öffentlichen Kunde gebracht. Ferner finden ſich Mineralkohlen in größerer oder geringerer Ausdehnung in all den Gebirgsketten, welche die große chineſiſche Ebene umſchließen. Die älteſten bearbeiteten Lager liegen in den mittleren und ſüdlichen Theilen des chineſiſchen Reichs. Dieſe Kohlenlager erſtrecken ſich von Korea bis nach Siam, und ihr Werth für die Handelswelt überhaupt iſt faſt unſchätzbar. Auch in Japan und auf andern Inſeln der chineſiſchen Meere gibt es Steinkohlen. Ein Handelshaus in Singapor hat mit dem Sultan

von Indragiri einen Vertrag zur Ausbeutung der Steinkohlengruben an der Küste von Sumatra abgeſchloſſen. Der König von Ava hat kürzlich einige Steinkohlenproben an den brittiſchen Commiſſär in Rangun geſendet, und wenn ſich Steinkohlen in der Nähe des Irawaddy bekommen laſſen, ſo wird dieß den engliſchen Dampfern in dieſen Weltgegenden zu großem Nutzen gereichen. Die Kohle von Borneo und Labuan wird hauptſächlich in China und Singapor verbraucht: die Sylhet-Kohle genügt nicht, und die von Burdwan ſcheint im Verhältniß zu ihrer Dampferzeugungskraft einen zu großen Raum in Anſpruch zu nehmen. Die Steinkohlengruben von Burdwan und Labuan glauben wir als überreichliches Feuerungsmaterial im Oſten betrachten zu dürfen. Die Fähigkeit der Gruben Burdwans zur Lieferung guter und wohlfeiler Steinkohlen wird ſich bald durch die bengaliſche Eiſenbahn erweiſen; die Gruben von Labuan haben dieſen Beweis bereits abgelegt. Die Kohlen ſind von vortrefflicher Beſchaffenheit, und liegen ſo nahe am Meer daß ſie von der Grube aus unmittelbar an Bord der Schiffe gebracht werden können.

Eine auſtraliſche Ackerbaugeſellſchaft iſt im Beſitz eines werthvollen Kohlenfeldes am Südeingang eines vortrefflichen Hafens, genannt Port Hunter, in Neu-Süd-Wallis. Im Jahr 1836 belief ſich der Geſammtbetrag der in dieſer Colonie zu Tag geförderten Kohlen auf 12,646 Tonnen, die ſich im Jahr 1851 bis auf 67,000 Tonnen vermehrt hatten, wovon 45,642 Tonnen auf dem Grundeigenthum der auſtraliſchen Ackerbaugeſellſchaft zu Tage befördert wurden. Der hohe Arbeitslohn hat indeß der fortſchreitenden Vermehrung der Kohlenproduction in Neu-Süd-Wallis Einhalt gethan. Die Geſammtfläche dieſes großen auſtraliſchen Kohlenfeldes kann nicht weniger als 16,000 (engl. oder etwa 640 deutſche) Quadratmeilen umfaſſen; vieles hievon liegt natürlich in zu großer Tiefe, als daß eine vortheilhafte Ausbeutung möglich wäre; allein in Newcaſtle und an den Ufern des Hunter-River liegt die Kohle in 4 bis 10 Fuß dicken Schichten zu Tage. In Südauſtralien ſcheint die geologiſche Formation am Gambierberg mit Sicherheit anzudeuten, daß ſich in dieſem Bezirk, wenn die erforderlichen Arbeiten gehörig geleitet werden, Steinkohlen in Fülle finden laſſen. Ebenſo dürften ſie in beträchtlicher Menge in König Georgs Sund in Weſtauſtralien vorkommen. Sie ſollen einen Raum von 30 (engl., 6 deutſche) Meilen bedecken, und in Doubtful-Island-Bay beginnen, das ganz nahe an der Küſte liegt und einen guten Ankerplatz für kleine Schiffe hat. Auch am Preſton-Fluß in dieſer Colonie gibt es ein Steinkohlenlager. Ein ſchönes Feld findet ſich im Norden, unter 28° 57′ ſüdl. Br. und 113° 30′ öſtl. Länge. Die Grube iſt 55 (engl.) Meilen von Champion-Bay, und liegt in 28° 47′ ſüdl. Br., 42 engl. Meilen von der Mündung des Irwin und etwa 200 engl. Meilen nördlich von Perth.

In der Colonie Victoria ſind Steinkohlenadern von ausgezeichneter Beſchaffenheit an vielen Orten gefunden worden, in Weſtern Port, Gipps' Land, Moonlight, Head Coaſt und andern Plätzen. Auch iſt ein Feld vorhanden, das ſich von den Barrabul-Bergen bis nach Cap Otway erſtreckt, und vieles mit dem von Weſtern Port gemein hat. In dieſen beiden Feldern ſind die einzigen Kohlenſchichten von bearbeitbarer Dicke an der Seeküſte zwiſchen Hoch- und Niederwaſſerſtand gefunden worden. Die Stelle, wo die Kohle zu Tage bricht, an der Cap-Otway-Küſte, liegt etwa vier (engl.) Meilen von Loutit-Bay, und hat in dieſer Beziehung, der Nähe des Hafens wegen, einen großen Vorzug vor Weſtern Port. Auch am Cap Patterſon hat man neuerlich Steinkohlen entdeckt, etwa 150 (engl.) Meilen von Melbourne, an der Südoſtküſte.

In Van Diemen's Land ſind mehrere Steinkohlenfelder vorhanden, das hauptſächlichſte aber iſt in Port Arthur. In Neu-Seeland hat der Unternehmungsgeiſt in jüngſter Zeit eine große Thätigkeit in Kohlengruben entwickelt — einige Bedeutung hat jetzt der Umſtand, daß daſelbſt drei oder vier Dampfer regelmäßige Fahrten zwiſchen dieſen Inſeln und den auſtraliſchen Häfen eingeführt haben. In dem Motupipi-Kohlenfeld nimmt die Güte des Brennſtoffes mit der fortſchreitenden Ausbeutung der einzelnen Schichten zu. Die Kohle iſt ziemlich ſchwefelhaltig, brennt raſch und läßt viel Aſche zurück, iſt aber für Dampfſchiffe ſehr brauchbar, wenn man ſie mit einer gleichen Menge engliſcher Kohle miſcht. In Pahawan können Küſtenfahrer Kohlen laden, wenn ſie nicht mehr als fünf Fuß Waſſer ziehen, Schiffe von 200 Tonnen aber und mehr müſſen weiter ſeewärts (in der „Offing", wie die Schifferſprache lautet) laden, wo ſie einen guten Ankerplatz haben, oder auf den Tata-Inſeln, wo ein guter Hafen iſt.

Fünfzig Meilen nördlich von Port St. Vincent, in Neu-Caledonien, gibt es nach Ausſage der Eingebornen ebenfalls eine Kohlenmine, aus welcher ſie herrliche Proben auf die Schiffe gebracht haben. Auf der atlantiſchen Seite haben wir ein großes Kohlenfeld bei Pictou, in Neu-Schottland; es ſoll ungefähr 100 (engl., 4 deutſche) Quadratmeilen im Umfang haben, und in der Mächtigkeit von einem bis zu ſechsunddreißig Fuß ſchwanken. In dieſem Hafen, ſo wie in Sydney, Cap Breton, wird der Kohlenhandel, in Folge des mit den Vereinigten Staaten abgeſchloſſenen Gegenſeitigkeitsvertrags, ſehr beträchtlich zunehmen; ſchon jetzt kann der Begehr aus Mangel an Arbeitskräften kaum befriedigt werden, und manche Schiffe müſſen wochenlang warten bis ſie laden können. Auf Cuba ſcheint es gleichfalls nicht an Kohlen zu fehlen; Anzeichen davon fanden ſich auch auf der patagoniſchen Küſte, und in der Cap-Colonie und Port Natal hat man werthvolle Lager dieſes Minerals entdeckt.

Es kann gewiß nur zu großer Befriedigung gereichen, wenn man erfährt, daß — trotz des vermehrten Begehrs und Verbrauchs für die Gasanſtalten in allen fremden Hauptſtädten, für die Handelszwecke zu Land und zur See, ſo wie für den Betrieb der Fabriken und die Beheizung — mit den Fortſchritten der Wiſſenſchaft, und der Erdkunde insbeſondere, auch immer neue Steinkohlenlager aufgefunden werden, um den erhöhten Bedürfniſſen der Welt, ſey es für Schmelzöfen, für den Dampfmaſchinenbau, für den Verkehr auf den Weltmeeren, oder für andere Zwecke der Menſchheit ein Genüge zu leiſten.

Island,
ein Natur- und Volksgemälde.

(Fortsetzung.)

Wir haben bereits im Vorhergehenden bei mehrern Gelegenheiten der großen Lavastrecken und Anhäufungen vulcanischer Asche erwähnt, und es ist auch nicht gut möglich, von Island zu sprechen, ohne dabei zu verweilen; denn die ganze Insel ist, so zu sagen, vulcanischen Ursprungs, d. h., sie ist sammt ihren riesengroßen Bergen dadurch entstanden, daß der Feuerstrom im Innern der Erde seine feste Rinde durchbrochen und mitten im Meere einen ungeheuern Schlackenhaufen aus seinem Schmelzofen ausgeworfen hat. Diese vulcanische Thätigkeit dauert noch fort, und die zahlreichen feuerspeienden Berge, die sich vom Hekla bis zum Krabla hinziehen, haben abwechselnd ungeheure Lavaströme und Aschenhaufen über die ganze Insel ausgeströmt. Man muß oft tagelang an solchen Lavaströmen hin, deren Farbe bisweilen röthlich oder bläulich ist; im allgemeinen bilden sie jedoch eine kohlschwarze Masse; es ist oft sehr gefährlich sie zu besuchen, denn der Stein ist durch die rasche Abkühlung so spröde geworden, daß häufig große Stücke losbrechen, wenn man den Fuß darauf setzt oder mit der Hand darnach greift. Die Oberfläche hat große Aehnlichkeit mit einem Eisfelsen; spitze Felsenstücke stehen überall schroff empor, da und dort sieht man tiefe Höhlen mit herabhängenden Tropfsteingebilden, oder tiefe Risse, wo man oft das Wasser darüberrieseln hört; denn die Lava ist so porös, daß die Wasserdünste hindurchsickern und erst später sich auf dem Boden sammeln. Indessen ist es nur die innere Lava, welche ein so weißes Aussehen hat. Die ältere ist an manchen Orten mit dem herrlichsten Gras oder Moor bedeckt. Im übrigen gewahrt man überall Scenen der Verwüstungen des Feuerstroms und die Ueberreste alter Feldeinzäunungen stehen an einzelnen Orten als Zeichen verschwundener Fruchtbarkeit; da wo aber der Strom hindurchgedrungen, da ist augenblicklich jede Spur von Menschenleben verschwunden, und nur da und dort zeigt die röthlichere Farbe der Lava, daß seiner Zeit hier ein Gehöft gelegen. Bisweilen setzt der Sturm die schwarze, vulcanische Asche in Bewegung und erfüllt die Luft damit: die Sonne hat dann einen matten, röthlichen Glanz, das Athmen wird beschwerlich, die Augen schmerzen und der feine Staub dringt überall in die Menschenwohnungen, deckt die Feuer zu, verdirbt die Lebensmittel, und findet sogar den Weg in die verborgensten Schlupfwinkel, während die Thiere unruhig hin und wieder laufen, da sie das mit Asche vermischte Gras nicht zu fressen vermögen. Im Jahre 1845 fand der letzte bedeutende Vulcanausbruch statt. Es war der Hekla gegen Südwest, der nach 79 Jahren wieder von sich hören ließ, — jener merkwürdige Berg, welcher unter dem Namen Heckenfels in unsern Volkssagen bekannt ist, und der mehrere Meilen im Umkreis eine ungeheure Lavawüste umfaßt. Am 1 September hörte man Vormittags dumpfes Krachen, wie wenn im Winter die Brandungen des Meeres sich gegen die Klippen werfen, zugleich verspürte man ein leichtes Erdbeben; aber der Ton kam von den Bergen im Innern, und man betrachtete ihn anfangs für den Vorboten eines Sturmes. Das Getöse wurde heftiger und häufiger, betäubende Donnerschläge ließen sich in geringen Zwischenräumen hören, es wurde stockfinster, regnete Schutt und Asche, und man war nicht länger im Zweifel was dieses ungewöhnliche Getöse zu bedeuten habe. Der Tiersaa schwoll von dem zerschmolzenen Schnee der Heklaspitze an und führte große Massen Asche mit sich; sein sonst so klares Wasser sah wie Schlamm aus, und war so heiß daß man die Hand nicht hineinhalten konnte. Als die Dunkelheit sich endlich verzog, sah man eine beinahe kohlschwarze Aschensäule, die sich von der Oeffnung der Bergspitze mehrere tausend Fuß hoch erhob; flüchtige Blitze beleuchteten dann und wann die dunkle Wolke und große Steine wurden mit furchtbarer Gewalt aus dem Schlunde hervorgeschleudert. Da barst des Berges Seite mit donnerndem Krachen und ein Strom glühender Lava ergoß sich aus der Oeffnung. Bei Tag brannte sie wie schwefelgelbe Lohe, die jedoch selten sichtbar war, da ein dichter, schwarzer Rauch das Ganze einhüllte, bei Nacht jedoch war sie glühend roth und färbte mit ihrem Flammenschimmer den Horizont. Man konnte der Strömung ganz nahe kommen, da der Rand abgekühlt war und sich mit der fließenden Masse zu einer Höhe von 30 Ellen erhob. Der Strom floß sehr langsam dahin, nur 25 Ellen in der Stunde, die Oberfläche war gleichsam etwas erhärtet, bisweilen jedoch durchbrach die Strömung die schwache Decke und man sah die großen Steinmassen dahinschwimmen; glühende Felsstücke fielen da und dort an den Seiten herab, und steckte man eine Eisenstange in die Spalten, die überall am Rande zum Vorschein kamen, so wurde sie augenblicklich roth glühend. Indessen donnerte es noch immer im Innern des Berges, es war die Lava die in dem unermeßlichen Kessel kochte; die Blasen erstarrten während sie aufschwollen und wurden als große Steine über die Bergfläche geschleudert, dennoch aber waren sie so leicht, daß man sie oft auf dem Wasser schwimmen sah und so spröd, daß sie auseinanderfielen wenn man sie nur berührte: im Innern waren sie voll kleiner Blasen und lösten sich später in Staub und Asche auf. Indessen war das Vieh in großen Haufen von den Grasplätzen auf den Bergen zurückgekehrt, und namentlich die Schafe waren von Brandwunden übel zugerichtet; man sah Kühe und Pferde das Gras an den Erdwällen, welche die Außenmauern der isländischen Bauernhäuser bilden, gierig abnagen, da das Gras auf dem Felde überall von Asche bedeckt war; an manchen Orten hatte sich die Asche so angehäuft, daß fruchtbare Strecken für eine Reihe von Jahren verloren gingen. Ueber sechs Monate dauerten die Ausbrüche des Vulcans, bis er endlich seine Kraft verlor und wieder ruhig wurde; aber höchst merkwürdig ist es, daß schon am ersten Tage weit draußen auf dem Meere ein Aschenregen über ein Schiff herabströmte, und acht Stunden wurde die Asche beinahe 100 Meilen weit auf das atlantische Meer hinaus getragen, und den ganzen Winter hindurch regnete solche nicht bloß auf die Faröer, sondern auch auf die Orkney-Inseln herab. Wir haben im vorhergehenden die tiefen Höhlen erwähnt, welche sich da und dort in der Lava zeigten. Diese entstehen, wenn der Rand, ehe die Lava fest wird, an einer einzelnen Stelle zerbricht; ein Theil der flüssigen Masse strömt heraus und alsbald bildet sich durch die Einwirkung der Luft eine harte, glatte Rinde, welche mit wunderbarer Pracht beim Schein des Lichtes glänzt, wenn man in eine dieser Höhlen mit Fackeln tritt, während von der Decke große Tropfsteingebilde herabhängen. In alten Tagen waren diese Höhlen der Zufluchtsort für Geächtete, welche von da aus die Bauern der Umgegend plünderten. Das Volk aber hält sie für Räuberwohnungen, und glaubt sie angefüllt von bösen Geistern, die durch Hexenkünste die Menschen von ihren Wohnungen entfernt halten,

denn der Glaube an Zauberei lebt bei den Isländern ungeschwächt fort.

Eine Naturmerkwürdigkeit, die mit der unterirdischen Hitze in Verbindung steht, sind die vielen warmen Quellen, die wir im Lande finden. An manchen Orten hat man kaum die Eisgletscher verlassen, so sieht man im Thale die weißen Dämpfe in die Höhe steigen. Man unterscheidet die Springquellen und die Laugen, die ihre Dämpfe auf dem umliegenden Lande ausbreiten. Der Boden ist rings umher immer warm und doch scheinen die Quellen oft mitten in einer Schneegegend oder aus einem eiskalten Gletscherstrom hervorzusprudeln. Die merkwürdigste dieser Quellen ist jedenfalls der Geiser. Die Wasser haben hier nach und nach eine Steinröhre abgesetzt, durch welche ungeheure Massen siedendheißes Wasser in die Höhe sprudeln. Der Geiser springt indeß nicht immer so; im allgemeinen sieht man ihn ruhig sein klares Wasser durch einige kleine Bäche ausgießen, die sich dampfend durch das Thal hinwinden. Plötzlich aber vernimmt man ein unterirdisches Donnern, die Erde erzittert, das Wasser hebt sich, sinkt wieder und große Dampfblasen steigen an der Oberfläche auf. Alles wird wieder still; das Wasser sinkt, und dicke Dünste umgeben die Quellen. Von Zeit zu Zeit wiederholt sich dieß in Zwischenräumen von einer Stunde, bis das donnerartige Getöse plötzlich wieder anhebt, das Wasser anschwillt, und hohe Wogen wirft und wie ein Meerstrudel wirbelt; dann ist es als ob die Wasserdecke bärste, ein dünner Strahl schießt in die Höhe und löst sich in seinen, blendend weißen Staub auf; nun folgt ein neuer Strahl, dann ein dritter, bis alles rings umher mit Wasserstrahlen erfüllt ist, die theils senkrecht in die Höhe schießen, theils zischend wie Raketen sich nach allen Seiten ausbreiten, während ungeheure Dampfmassen sich übereinander wälzen. Endlich nach Verlauf von einigen Minuten vernimmt man wieder einen dumpfen Knall aus der Tiefe, ein Strahl steigt empor, weit höher als irgend ein vorhergehender, und im selben Augenblick ist alles verschwunden; die Quelle ist versiegt und man kann in die engen Röhren hineinsehen, durch welche die heißen unterirdischen Wasser an die Oberfläche dringen. Als jedoch ein Naturforscher diese Röhren zu messen suchte und sein Blei in die Tiefe senken wollte, sprang plötzlich wieder ein heißer Strahl empor und der isländische Wegweiser schüttelte bedenklich den Kopf; es führte zu nichts, meinte er, die geheimen Kräfte der Natur erforschen zu wollen, man könne nicht wissen, welche Geister in der Tiefe da unten ihr Wesen trieben.

Aber Island hat nicht bloß Vulcane und Lavagegenden, Gletscher und Eisberge, oft sieht man mitten in der wilden Natur größere oder kleinere Grasflecken, die wie Oasen in der Wüste den Reisenden zur Kühle und Erquickung einladen. Ueberhaupt wird der, der sein ganzes Leben auf Island zugebracht, sich kaum durch eine Beschreibung wie die voranstehende zufrieden gestellt fühlen, da diese sich vorzugsweise mit den Naturmerkwürdigkeiten beschäftigt hat, während man da, wo sich das Menschenleben regt, oft nur wenig von Gletschern und feuerspeienden Bergen sieht, desto mehr aber Weiden, Kuhheerden und große Schäfereien. Die Bergflächen sind nämlich zum großen Theil mit Futterkräutern für Thiere bewachsen, die den Sommer ohne Bewahrung draußen zubringen, und die Bergströme schlängeln sich durch schöne fruchtbare Thäler, namentlich im Norden der Insel, der wegen seiner Fruchtbarkeit bekannt ist und wo sich grasreiche Thäler oft mehrere Meilen weit ins Land hinein erstrecken. Nirgend auf der Welt hat das Gras eine so anmuthige, frische Farbe, als hier auf Island, und die schöne alte Sage erinnert uns an Gunnar von Flidarende, der wegen eines Mordes in fremdes Land fliehen mußte. Alles war zur Abreise bereit, er hatte bereits von Mutter und Frau Abschied genommen und ritt just nach dem Ufer; plötzlich strauchelte sein Pferd und er sah zurück. Da brach Gunnar in die Worte aus: „Ach, wie schön ist es hier, nie sah ich so reizendes und fruchtbares Land; ich muß wieder heim, ich kann nicht fort.“ Und er blieb auch wirklich in der Heimath und ließ sich von seinen Feinden erschlagen. — In früheren Zeiten hören wir oft von Kornbau auf Island, davon findet sich keine Spur mehr; man meint, der schwarze Tod habe hier, wie so oft, eine Störung in die menschlichen Verhältnisse gebracht. Das Korn wird von Dänemark eingeführt und zu Grütze und Milchbrei verbraucht; nur selten sieht man Brod, das dann stets wie in Norwegen und Schweden in flachen dünnen Scheiben auf heißen Steinen gebacken wird. Dagegen ist die Viehzucht in Verbindung mit der Fischerei die wichtigste Nahrungsquelle der Einwohner. Das Rindvieh wird selten in großer Menge gehalten, dagegen findet man auf der Insel eine unzählige Masse von Schafen. Ein Theil derselben treibt sich den ganzen Winter im Freien herum und wird dann im Sommer auf die Berge getrieben. Die übrigen grasen im Sommer in der Nähe des Hofes und werden im Winter in die Ställe gebracht, wo der Bauer von diesen seine Milch gewinnt. Das Winterfutter schlägt indeß an vielen Orten nicht recht an; man hilft sich daher so gut man kann, namentlich werden die Kühe mit Tang (Seegras) und gekochten *Fischköpfen* gefüttert, die sie, wie es heißt, sehr gerne fressen. Es mag nun seyn wie es will, in einer so wilden und rauhen Natur, wie die isländische, lernen Menschen und Thiere sich begnügen, und die Isländer müssen eine Menge Melkvieh haben, denn nirgends auf der ganzen Welt wird so viel Butter wie hier verzehrt, man rechnet zwei und ein halbes Pfund wöchentlich auf jeden Menschen. Was die Isländer indeß Butter nennen, scheint etwas ganz anderes zu seyn als das was man bei uns als solche verzehrt, sie nehmen kein Salz dazu so wenig als zu den übrigen Speisen, die sie verzehren, sondern lassen den Steff erst gähren und sauer werden, wodurch eine ganz weiße Masse entsteht, die sich Jahr und Tag halten kann, ohne zu verderben. Die Isländer beschmieren damit ihre dürren Fische, die ihnen ja auch statt des Brodes dienen, es soll dieß zugleich ein treffliches Mittel seyn, im Winter die Wärme im Körper zu erhalten. Der Arme thut, wenn er nicht Rahm genug hat, Thran in das Butterfaß, um der Butter mehr Halt zu geben. Die Isländer brauchen also durchaus kein Salz, die Fische werden im Freien gedörrt, das Fleisch wird halb faul in den Rauch gehängt, ja selbst das frische Fleisch muß, wenn es ihnen munden soll, etwas ranzig seyn. Im übrigen ist hier nicht Jedermann, wie auf den Farörn, Bauer und Fischer, es findet im Gegentheil ein lebendiger Tauschhandel zwischen Strandbewohnern und Hochlandsbewohnern statt, jene handeln Milch und Butter für gedörrte und frische Fische ein.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus der Türkei.

(Vom Marine-Lieutenant W**.

Türkiſche Leichenbeſtattung und religiöſe Ideen der Türken über den Tod.

Stirbt ein Muſelmann, ſo darf ſeine Frau den Leichnam nicht mehr berühren, denn er iſt durch Gott von ihr geſchieden; der todte Körper wird dann in eins der bei jedem türkiſchen Kirchhofe befindlichen Leichenhäuſer gebracht und es werden ihm dort unter gewiſſen Ceremonien Hände, Füße und Geſicht mit Waſſer abgewaſchen, hierauf in die Ohren, Naslöcher, den Mund, auf die Augen, unter die Armhöhle, in die Hände, unter die Fußſohlen u. ſ. w. Watten geſtopft, damit durch den etwa auslaufenden Speichel oder Schweiß keine neue Verunreinigung vorkomme. Alsdann wird der Körper in einen an beiden Enden offenen Leinwandſack genäht und in den Sarg gelegt, nachdem vorher der Kopf bis auf einen Büſchel Haare am Scheitel glatt raſirt war. Früher thaten die Türken dieß letztere ſchon bei Lebzeiten, jetzt geſchieht dieß jedoch nur noch von den Orthodoxen. Iſt der Sarg geſchloſſen, der wie eine Todtenkiſte der Juden ausſieht, ſo ſpringt der Imam (Prieſter) auf denſelben, tritt heftig darauf herum und ruft den Todten bei ſeinem Namen, indem er oft die Worte wiederholt: „Beſinne dich, verwirre dich nicht“. Aus dem Leichenhauſe wird dann der Verſtorbene in ſein Grab gebracht; die Frauen werden im Sarg mit beerdigt, weil bei ihnen zwar Unſterblichkeit vorausgeſetzt wird, aber ſie nicht in das Paradies kommen; die Männer werden jedoch am Grabe, wo zur Vertreibung der böſen Geiſter vorher ein Feuer angezündet worden, aus dem Sarge genommen und auf ein Brett in die Gruft gelegt. Dieſe letztere iſt oben gewölbt, damit der Körper Raum zum Sitzen habe, wenn er nach dem Glauben der Türken vor Eintritt ins Paradies den Prüfungen zweier Engel ausgeſetzt wird. In der erſten Nacht kommt der Teufel (Scheidan) in der Geſtalt einer Schlange und bohrt ſich vom Kopf- bis zum Fußende durch das Grab; dann kommen die beiden Engel, ergreifen den Todten bei dem Haarbüſchel, ziehen ihn aus dem Sacke, ſetzen ihn zwiſchen ſich und fragen ihn: „Wer iſt dein Herr?“ Läßt ſich der Todte dann irre machen und antwortet: „Mein Herr biſt du!“ ſo fällt er der ewigen Verdammniß anheim; darum lauten noch die letzten Ermahnungen des Imams: „Verwirre dich nicht!“ Der Todte ſoll nämlich antworten — „mein Herr iſt Gott!“ — Mit dem Auffüllen des Grabes geht das Leiden der Todten an. Die Gruft (kabir) drückt nach der Idee der Türken nämlich dergeſtalt auf die in ihr enthaltenen Körper, daß alle Milch, die ſie von ihrer Mutter eingeſogen haben, ihnen aus der Naſe ſtrömen ſoll. Hat der Todte die Prüfungen der Engel aber beſtanden, ſo wird ihm die Grube täglich leichter, wie man ſich ja auch im Leben an alles gewöhnt, und ſchließlich fühlt er den Druck gar nicht mehr. Am 40ſten Tage fällt die Naſe ab. Wer dann den Schmerzensſchrei des Todten hören könnte, würde vor Angſt gleich umfallen. Aber die Hinterbliebenen können dem Verſtorbenen dieſen Schmerz ſehr erleichtern, wenn ſie am 40ſten in aller Frühe Lockma (eine Oel- oder in Oel geſottene Mehlſpeiſe) an alle Freunde, Verwandte und Nachbarn austheilen; denſelben Schmerzensruf ſoll der Todte auch von ſich geben, wenn er aus der Hausthüre von ſeinen Angehörigen getragen wird; aber der barmherzige Gott, der wohl weiß, daß die Menſchen dieß nicht ertragen könnten, hat ihre Ohren verſtopft, ſo daß ſie den Schrei nicht hören. Die Türken tragen ängſtlich Sorge dafür, daß die Gräber nicht entweiht und die Stellung der Körper nicht verrückt werde, weil ſie glauben, daß ein Theil des Körpers als Kern der künftigen Auferſtehung unverweſt bleibe. Welcher Theil (el aib genannt) es aber iſt, darüber ſchweben die Theologen der Türken ſelbſt noch in Zweifel. Gewöhnlich nimmt man an, daß es derjenige Theil des Beckens ſey, der mit dem untern Ende des Rückgrats zuſammenhängt.

Zu den beſonderen Auszeichnungen eines türkiſchen Kirchhofes gehören auch die Grabſteine, die faſt ausſchließlich von Marmor ſind. Sie ſind zu einem rohen Abbilde der menſchlichen Geſtalt geformt, mit einem durch einen Turban oder Feß bedecktem Haupte, deſſen Geſtalt den Rang und die Würde des Verſtorbenen bezeichnet. Auf der Bruſt befindet ſich eine arabiſche Inſchrift mit dem Namen des Todten, ohne irgend eine Erwähnung ſeiner Tugenden und Vorzüge, da die Türken nie eine ſolche Lobrede dulden. Die Steine auf den Gräbern der Weiber haben keine ſolche Auszeichnung. Nur eine Lotosſtaude ſchmückt ſie, und der Kopf iſt ähnlich einem Nagelkopfe geformt, eine Allegorie, die auf die Unſterblichkeit der Seele der Frauen, aber auch auf ihre geringen geiſtigen Fähigkeiten hindeuten ſoll.

Ungeachtet des Zweifels, den man über dieſen Gegenſtand hegt, glaubt man doch andrerſeits wieder, es ſey den lebenden Frauen erlaubt, mit den Verſtorbenen ſich zu unterhalten und denſelben Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten mancherlei Art zu erweiſen. Man ſieht daher oft auf den Kirchhöfen Frauen vor einem Grabe, wo ſie dieſe vermeintlichen Pflichten erfüllen. — Ein anderer Aberglaube der Türken iſt folgender: Nahe am jüngſten Tage werden die Muſelmänner zur Erde, die Glaurs aber in Stücke zerhauen werden. Ein Jahr vor dem Erſcheinen des Meſſias wird ein großer Nebel aufſteigen, durch den die Gläubigen wie durch den Schlaf zum Tode übergehen werden; die Glaurs aber werden ſtärker und geſünder ſeyn, wie vorher. Auf den Steinen derer die vor Gott als gerecht beſtehen, wird mit goldenen Buchſtaben „Lail-la-he-il-Allah“ (es gibt nur einen Gott) ſtehen, damit der Meſſias die Gerechten von den Ungerechten unterſcheiden kann. Dann wird ein ſchwerer Tod über die Ungläubigen hereinbrechen und nachdem alles geſtorben, wird der Meſſias das Paradies und die Hölle voll füllen. Außer der Feuerhölle haben die Türken aber noch eine Eishölle; dort liegt denn die arme Seele ſo lange und friert, bis auch der Körper wieder zuſammengefroren iſt. Dann kommt der Satan mit einem ungeheuer großen Hammer, und zerſchlägt den Körper wieder in viele tauſend Stücke, wie man Salz auseinander klopft. — — Die türkiſchen Kirchhöfe bieten einen eigenthümlichen Anblick dar. Gewöhnlich liegen ſie auf Bergen; das dazu verwandte Land verräth nicht die geringſte Bearbeitung, Unkraut und Buſchwerk wuchert überall, wie die Natur es ſchafft, und nur die von türkiſchen Kirchhöfen unzertrennliche Cypreſſe iſt vielfach angepflanzt. Die Grabſteine ſtehen in der größten Unordnung durcheinander und ſehr enge, bisweilen nicht zwei Fuß von einander, und ähneln ebenſo vielen Klippen, die aus einer Waſſerfläche aufſteigen. Für die alten orthodoxen

Türken ſcheinen die Kirchhöfe eine Art Reſſource zu ſeyn, und täglich ſieht man Gruppen derſelben zwiſchen den Gräbern auf einem Teppich ſitzen, ihren Tſchibuck rauchen und Kaffee trinken, ſo daß man ein Tabakscollegium vor ſich zu ſehen glaubt.

Nichts kann ernſter und feierlicher ſeyn als das Gebet der Türken im Gotteshauſe; die Türken ſind, bevor ſie die Moſchee betreten, ganz erfüllt von ihrem frommen Vorhaben. Sie legen ihre glänzendſten Kleider ab, weil ſie meinen, daß vor Gott ein demüthiges Ausſehen erforderlich ſey. Wenn ſie näher treten, ſcheinen die einzelnen Gruppen ungewöhnlich ernſt und ſchweigſam, als ob ſie über ihr Thun nachdächten. Kommen ſie an den zur Abwaſchung beſtimmten Waſſerbehälter, ſo waſchen ſie ihr Geſicht, Hände und Füße, in dem Gefühle, daß die Reinheit des Körpers ein Anzeichen von der Reinheit des Geiſtes ſey. Wenn ſie die zum Eingange führenden Stufen hinanſteigen, legen ſie ihre Schuhe ab, weil ſie überzeugt ſind, daß der Ort, den ſie betreten wollen, heiliger Boden iſt, und nicht ſelten werfen ſie ſich vor der Moſcheenthür zur Erde aus Ehrfurcht vor dem Grabe des Propheten, deſſen Lage jedesmal in der Moſchee angegeben iſt. Vor der Thüre iſt ein Vorhang angebracht, den man beim Eintreten zur Seite ſchieben muß und der ſogleich wieder niederfällt, um die Verſammlung vor ungeweihten Augen zu verbergen. Der Fußboden iſt in der Regel mit Matten oder Teppichen belegt, der Länge nach der Gegend von Mekka zugewandt. Auf dieſen knieen die Beter nieder und fallen auf das Geſicht. Während des Gebetes wird kein Kopf gewendet, kein Auge bewegt, wodurch Zerſtreutheit ſich verriethe, ſondern es ſcheinen alle körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten an den feierlichen Ort gefeſſelt.

Der Ruf, durch den die Gläubigen zum Gebete eingeladen werden, heißt der Ezan, den eigens dazu angeſtellte Leute, die Muezzins abſingen; die Worte desſelben ſind folgende: „Allmächtiger Gott! Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt als Gott, und daß Mohammed ſein Prophet iſt. Kommt, Ihr Gläubigen, zum Gebete, kommt zum Tempel der Erlöſung; Es gibt keinen Gott außer Gott — Gebet iſt beſſer als Schlaf!“

Der Muezzin wiederholt jeden Satz mehreremale von der Galerie des Minarets. Seine Stimme iſt gewöhnlich melodiſch, lauttönend und männlich. Beim Anbruch des Tages wird das Schweigen der Natur ſanft durch ſolche Stimmen unterbrochen, und die Worte — kommt zum Gebet, kommt zum Tempel der Erlöſung — ſcheinen vom Himmel herabzutönen. — Alle 24 Stunden wird der Ezan fünfmal abgerufen: beim Tagesanbruch, um Mittag, im Augenblick, wenn der Zeiger der Sonnenuhr einen Schatten doppelt ſo lang als er ſelbſt wirft; beim Sonnenuntergang und nach dem letzten Verſchwinden des Zwielichts am Horizont. Im Augenblicke, wo die harmoniſche Stimme des Muezzin ertönt, bereitet ſich jeder Gläubige zum Gebete vor und wirft ſich vor Gott nieder, nachdem er zuvor ſeine Waſchung verrichtet hat. Der Urſprung des Ezan iſt folgender. Als der Prophet von Mekka fliehen mußte, beobachtete er genau die täglichen fünf Zeiten des Gebetes. Seinen Anhängern ſchien es jedoch wünſchenswerth, daß aller Gläubigen Gebet zu einer und derſelben Zeit zu Gott emporſteige; nur konnten ſie ſich anfangs nicht einigen auf welche Art das Volk zum Gebete gerufen werden ſolle. Fahnen, Glocken, Poſaunen und Feuerzeichen waren bereits bei anderen Gottesdienſten in Gebrauch. Gegen alle dieſe hatte man aber etwas einzuwenden; gegen die Fahnen, weil ſie dem Ernſte des Gebetes nicht entſprächen; gegen die Glocken, weil ſie bei den Chriſten in Gebrauch wären: die Poſaunen waren von den Juden entweiht und das Feuer ſogar Object einer heidniſchen Verehrung. Endlich kam einem Gläubigen die Offenbarung. Er ſah ein überirdiſches Weſen in einem grünen Kleide auf dem Dache eines Hauſes ſtehen, das durch jene Worte die Gläubigen zum Gebete zuſammenrief. Der Prophet, dem dieß mitgetheilt wurde, verordnete deßhalb, daß der Ruf zum Gebete durch die menſchliche Stimme geſchehen ſolle, und ſeit der Zeit wird der Ezan durch die Muezzins von den Minarets abgerufen.

Reiſe nach Tuggurt und Suf.

Achtes Capitel.

Collegialiſcher Beſuch. — Arabiſches Heilmittel. — Geiſterſpuk. — Eine Promenade des Scheich von Tuggurt. — Unerwarteter Beſuch; das Rattengift. — Der Proſelytenmacher u. ſ. w.

(Fortſetzung.)

In dem Garten gab es eine Menge Turteltauben (Columba aegyptiaca), von welchen ich einige ſchoß. Die Neger fangen ſie hier, zu ihrer Beluſtigung, mit einer aus Palmblattſpindeln angefertigten Falle, die einem auseinandergelegten Nachtigallengärnchen nicht unähnlich ſieht; ein Stück Holz, vermittelſt welchem eine über das eine Ende der Falle laufende, mehrfache Schnur ſtark zuſammengedreht wird, bildet die Feder und zieht, beim Aufſchnellen, eine über die Fläche der Falle auseinandergelegte Schlinge zu, welche den Vogel bei den Beinen fängt. Der Scheich beluſtigt ſich auch zuweilen mit dieſem Vogelfang und verſprach, als er vernahm daß ich einige dieſer Tauben zu haben wünſchte, mir, wenn ich wollte, an einem Tage mehr als 200 Stück derſelben zu liefern; es war aber dieß freilich nur ein waidmänniſcher Superlativ, doch ſchickte er mir einmal 10 Stücke davon, die aber alle die Beine ſo jämmerlich zerſchlagen hatten, daß ich ſie nicht für meine Sammlung gebrauchen konnte.

Bei meiner Rückkehr nach der Stadt bot mir ein Neger die friſchabgezogene Haut eines Urans (Varanus arenaceus) feil; man macht hier Tabaksbeutel aus den Häuten dieſer Eidechſen, und das Fleiſch wird von den Negern als ein Leckerbiſſen verſpeist. Ich kaufte auch eine weibliche Springmaus mit vier Jungen, von der hier gemeinen niedlichen Art (Dipus tetradactylus), welche äußerſt ſanft und zahm war, obgleich ſie eben erſt gefangen worden; ſie entkam mir aber in der erſten Nacht, indem ſie die Schachtel, worin ich ſie aufbewahrte, durchnagte.

Ich hatte jetzt was mir die Fauna dieſer Gegend Merkwürdiges darbot meiner Sammlung einverleibt; man hatte mir von dem in den Waſſern von Tuggurt ſich aufhaltenden ſchönen Kaulbarſch (Acerina Zillii, Paul Gervais) mehr Exemplare gebracht als ich aufzubewahren vermochte, und an Inſecten mancherlei Art war ich auch nicht leer ausgegangen, da ich deren nicht nur im Freien, ſondern ſelbſt im Innern meiner Wohnung in hinreichender Anzahl habhaft werden konnte. In letzterer gab es zwar weder Flöhe noch Wanzen, welche dem Reiſenden in den weniger ſüdlich gelegenen Theilen Nordafrika's zur wahren Marter werden; dafür bargen aber die Wände des Hauſes gefährliche Scor-

rionen von bedeutender Größe, deren Stich hier ebenſo ſehr wie der Biß der Hornſchlange gefürchtet wird, und Nachts krochen aus allen Ritzen dicke, unförmliche Raubkäfer mit ſtacheligen Flügeldecken, welche die Schlafenden manchmal in die Ohren beißen, und welche mir die zum Trocknen aufgehängten Vogelbälge annagten. Nur einen friſch getödteten Strauß konnte ich mir nicht verſchaffen, obwohl trockene Häute dieſes Vogels nicht ſelten hierhergebracht werden. Der Strauß hat ſich, der unabläſſigen Nachſtellungen halber, die ihm hier keinen Augenblick Ruhe ließen, ſchon längſt aus der Gegend von Tuggurt zurückgezogen, und man findet ihn erſt in der zwiſchen Urgla und dem Gebiet der Beni-Mozabi ſich erſtreckenden Sandwüſte wieder. Die meiſten Bälge, Federn und Eiern dieſes Vogels, die man auf den Märkten der Saharaſtädte ſieht, werden über Rghdames dahingebracht, und das Fett desſelben, womit in den Seeſtädten der Barbarei ein ſtarker Handel getrieben wird, kommt ſogar aus dem Sudan her.

Der Scheich hatte früher verſprochen mir ein Geleit nach der Oaſenſtadt Temaſin zu geben, welche ich ſchon längſt zu beſuchen beabſichtigte. Ich ward aber bisher immer durch dieß und das verhindert, und gegenwärtig waren es die Feſtlichkeiten, welche auf die Vermählungsfeier der Schweſter Ben-Dſchellab's mit dem überwundenen Scheich von Temaſin folgten, welche mich nöthigten mein Vorhaben zu verſchieben.

Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend war während vier Tagen zu Tuggurt Muſik und Tanz. Die Gaſſen und Plätze der Stadt wimmelten, die in der Umgegend campirenden Nomaden ſtrömten ſchaarenweiſe herbei, und ſelbſt den vor Bu-Alufch ihr Weſen treibenden Freudenmädchen ward es geſtattet die Schwelle der Stadtthore zu überſchreiten. In den Häuſern der Reichen tanzten die Weiber beim Schall der Hoboe und des Tamburins, auf den Plätzen ſuchten fremde Gaukler und ſchwarze Fiedelmänner und Caſtagnettenſchläger die neugierige Menge zu feſſeln; ſobald aber die Schalmeien unter der Begleitung der Derbuka und des T'bul [1] vom Platze der Kasbah her ertönten, drängte ſich alles was Arme und Beine hatte nach dieſem Centralpunkt der öffentlichen Luſtbarkeiten hin.

Dort führten 50 junge Negerinnen einen Tanz auf, der ſich, wenn auch nicht durch die Lebhaftigkeit, doch durch die Sonderbarkeit ſeiner Bewegungen auszeichnete, und wobei Lendenwirbel und Hüften mehr als die Füße in Anſpruch genommen wurden; die Tänzerinnen waren reich gekleidet, und während ſie einander eine Hand reichten, hielten ſie mit der andern ein ſeidenes, golddurchwirktes Tuch, das ihr Geſicht verſchleiern ſollte, über ihrem Haupt. Die weibliche Koketterie wußte aber auch hier von Zeit zu Zeit geſchickt den neidiſchen Schleier zu lüften, und ich begegnete manchem glühenden Blick, der mich wie ein feuriges Meteor am ſchwarzen Nachthimmel anſtrahlte. Der von den Reizen der ſchwarzen Nymphen wie magnetiſch angezogene, ſtets ſich verengernde Kreis der zahlreichen Zuſchauer ward von Zeit zu Zeit durch die Stöcke der ordnunghaltenden Schaus in die gehörigen Schranken zurückgetrieben, um bald darauf ſich wieder bis dicht an die Tanzenden zuſammenzuziehen und von neuem durch dasſelbe Gewaltmittel ausgedehnt zu werden.

Und hinter dem kleinen vergitterten Fenſter der Kasbah ſaß der Scheich Abd-er-Rahman-Ben-Dſchellab und ſah behaglich zu, wie ſich diejenigen ſeiner glücklichen Unterthanen, welchen der jüngſt beſtandene Kampf mit Temaſin keine Kugel im Leib zurückgelaſſen, amuſirten!

[1] Zwei trommelartige Inſtrumente.

Die Feſtlichkeiten waren zu Ende und die Stadt hatte wieder ihre gewöhnliche Phyſiognomie angenommen; ich begab mich nach der Kasbah, um den Scheich an ſein Verſprechen, hinſichtlich meines Ausfluges nach Temaſin zu erinnern. Er ſagte mir, daß am morgenden Tage ſein Schatzmeiſter Mohammed-Bel-Kaid und Bu-Schemel, der Kaid von Nazla, dahin abgingen, um den Reſt der auferlegten Kriegsſteuern einzucaſſiren, und lud mich ein mir dieſe günſtige Gelegenheit zu nutze zu machen. Er wolle mir mit Sonnenaufgang ein Pferd ſchicken und mein Dolmetſcher könne eines der Kamele des Troſſes beſteigen. Am folgenden Morgen zog ich mit den beiden vorgenannten Beamten, welchen ihre Diener und einige Araber mit Kamelen folgten, unter einem Geleit von 10 ſchwarzen Reitern zum Bab-el-Rgharb oder dem weſtlichen Thor von Tuggurt hinaus. Ich wendete mich an den ſchwarzen Kaid Bu-Schemel, der mein beſonderer Freund und Gönner war, mit der Frage, ob wir nicht unterwegs das ſogenannte Bhar-Tuggurt oder das Meer von Tuggurt zu ſehen bekämen. Dieſer erwiederte mir, daß jenes Waſſerbecken zwar nicht auf unſerer Straße läge, daß er aber, mir zu liebe, gern dieſen kleinen Umweg machen wolle. Er ſprach deßhalb mit ſeinem Gefährten, und da dieſer vollkommen einverſtanden war, wurde augenblicklich von der anfangs eingeſchlagenen Richtung abgelenkt.

Wir zogen über ein gypſiges, wenig gewelltes Terrain, und gelangten, in Zeit von einer Stunde, an einen kleinen See oder vielmehr an einen großen Teich, deſſen ſandige Ufer mit einer grünen Vegetation von Wüſtenpflanzen umgeben waren. Bu-Schemel zeigte mir einige dieſer letztern, welche in dem zur Regentſchaft Tunis gehörenden Theil der Sahara zur Sodabereitung angewendet werden; ich erkannte unter denſelben Mesembrienthemum Copticum, Zygophyllum simplex, Salsola Kali, Salicornia herbacea, S. fruticosa, Atriplex halimus und A. portulacoides. Die Länge dieſes Teiches mag etwa 3—4 Kilometer und ſeine Breite 50—60 Meter betragen, und er ſoll ſelbſt in der Nähe ſeiner Ufer 5—20 Meter Tiefe haben. Das Waſſer iſt hell und geſalzen; man vermuthet, daß dasſelbe von unterirdiſchen Quellen herrühre, da es niemals weder zu- noch abnimmt. Der in den Brunnenwaſſern von Tuggurt lebende bunte Kaulbarſch findet ſich auch hier in Menge, und der Scheich von Tuggurt kommt oft hierher, um ſich dem Vergnügen des Fiſchfanges zu ergeben. Das einzige Streben des erlauchten Fiſchers geht dahin, ſich zu dieſem Zweck einen Nachen zu verſchaffen; ich rieth ihm ſich einen ſolchen zu Batna zimmern zu laſſen, von wo er ſtückweiſe auf Kamelen hiehergebracht und dann von einem einheimiſchen Künſtler zuſammengefügt werden könnte. Unter dem Waſſergeflügel welches den Teich belebt, zeichnete ſich beſonders die bunte Gans (Anser aegyptiacus) aus, welche ich paarweiſe hier antraf. Unter den Ufervögeln bemerkte ich einzelne Flamingos und verſchiedene Reiherarten, ſah mich aber vergebens nach dem ſchönen Jungfernkranich, der ſogenannten numidiſchen Jungfer (Grus virgo), um, welcher Vogel, trotz ſeines Namens, ſeit Franzoſengedenken nur einmal in dem ehemaligen Numidien, und zwar in dem Kreis von Philippeville, geſchoſſen wurde. An Waſſer- und Strandläufern fehlt es auch hier nicht; ich konnte aber keine einzige Species, die nicht auch der europäiſchen Ornis angehörte, entdecken. Der ägyptiſche Eisvogel (Alcedo rudis), den ich zu finden hoffte, iſt hier unbekannt.

Nachdem ich mich etwa eine halbe Stunde mit Unterſuchung des Teiches und ſeiner Bewohner beſchäftigt hatte, machten wir uns wieder auf den Weg, der uns noch zwei Stunden lang über das mit gypſigem Geſtein und kleinen Sandanhäufungen abwech-

ſelnde Terrain führte, bis wir endlich vor der Oaſis von Temaſin, deſſen hohes Minaret wir ſchon in der Ferne erblickt hatten, anlangten. Wir ritten zu dem ſüdöſtlichen Thor der Stadt ein, innerhalb deſſen ſich ein freier Platz befindet, der, an allen Seiten mit den Buden der Kaufleute umgeben, den Bazar bildet. Das Ende des Platzes ſchließt die Moſchee Ba-Aiſſa, ein viereckiges, mit einer Terraſſe und einem Minaret aus Ziegelſteinen verſehenes Gebäude. Von da durchzogen wir den größten Theil der Stadt in nordweſtlicher Richtung, bis wir an einen zweiten Platz gelangten, an welchem ſich die Kasbah oder das Reſidenzſchloß des Scheich von Temaſin erhebt. Wir ſtiegen vor dem Thor des Palaſtes ab, welches von zwei bewaffneten Negern bewacht wurde. Einige herbeigeeilte ſchwarze Diener nahmen unſere Pferde in Empfang und ſorgten für das Unterkommen des Troſſes, während ein reich gekleideter Neger uns über einen innern Hofraum in den Audienzſaal des Gebieters führte; dort ſaß der Scheich, ein junger Menſch von kaum 17 Jahren, auf einem Teppich, und zu ſeinen beiden Seiten einige Araber von reiferem Alter, wahrſcheinlich ſeine Miniſter, oder die Notabeln der Stadt. Meine beiden Gefährten küßten ihm die Hand, ich that ein Gleiches und ward ihm jetzt als der franzöſiſche Gaſt des Scheich von Tuggurt vorgeſtellt. Er lud mich ein mich niederzulaſſen, ich aber erſuchte ihn mir zu geſtatten während der Audienz, die meine Gefährten bei ihm hatten, die Stadt und die Oaſis in Augenſchein zu nehmen, was er mir auch gern zugeſtand und zu dieſem Zweck einen Neger herbeirief, der mich begleiten ſollte. Bu-Schemel ſchärfte mir ein, mich am Aſſör (gegen 3½ Uhr Nachmittags) auf dem Platz der Moſchee Ba-Aiſſa einzufinden; ich küßte dem jungen Scheich, der mir wahrſcheinlich dafür Dank wußte, daß ich den bevorſtehenden peinlichen Verhandlungen nicht beiwohnen wollte, nochmals die Hand zum Abſchied, und überließ mich dann, von meinem Iſaac begleitet, meinem Führer. Ich brachte mehrere Stunden mit Beſichtigung der Stadt und der Oaſis zu, und traf noch zeitig genug mit meinen Gefährten zuſammen, um mit denſelben ein reichliches Abendmahl in dem Dar-Diaf des Scheich Ali-Ben-Abd-Allah von Temaſin einzunehmen.

Temaſin befindet ſich ungefähr drei franzöſiſche Meilen ſüdweſtlich von Tuggurt und liegt inmitten eines großen Waldes von Dattelpalmen. Als Hauptſtadt eines kleinen Staates gleichen Namens, iſt Temaſin die Reſidenz eines Scheich, deſſen Würde erblich iſt. Wie Tuggurt und Temaſin hat im Süden des Wed-Rghir die Stadt M'guſa ihren eigenen Scheich; zu Wergla iſt ſogar eine Republik, und dieſe Zerſtücklung eines Landes, das ein homogenes Ganzes ausmacht, gibt zu politiſchen Streitigkeiten Anlaß, welche nur mit den Waffen in der Hand ausgeglichen werden können. Der im Monat Februar zwiſchen Tuggurt und Temaſin ausgebrochene Krieg iſt ein Beiſpiel hieron, und die Oaſis des letztern wird noch lange die Spuren der traurigen Zerwürfniß zwiſchen zwei Nachbarſtädten einer geſegneten Gegend tragen.

Das Gebiet des Scheich von Temaſin beſteht aus der Stadt ſelbſt und aus dem Stadtbann, zu welchem folgende Ortſchaften gehören: im Südoſten der Stadt die Vorſtadt Haſafra, im Nordoſten El-Behur, im Nordweſten El-Hauar, im Weſten Tamelhat, Sidi-Amer, Bu-Humar, El-Kubia und Berbia. Temaſin mit der Vorſtadt Haſafra zählt 3000 Einwohner mit 1000 Flinten und der übrige Stadtbann 1440 Einwohner mit 480 Flinten. Weſtlich von dieſem Stadtbann liegen noch zwei Dörfer, welche dem Scheich von Tuggurt zinsbar ſind: Bled-Amar mit 600 Einwohnern und 200 Flinten, und Ugut mit 100 Einwohnern und 30 Flinten.

Temaſin, Haſafra, Tamelhat, Sidi-Amer und Bled-Amar ſind mit Ringmauern umgeben; Temaſin wird überdieß noch von einem breiten Waſſergraben umzogen, und der Dattelpalmenwald, in deſſen Mitte ſich die Stadt befindet, nebſt den zahlreichen, nach allen Richtungen hinlaufenden Einfriedigungsmauern der Gärten tragen das ihrige dazu bei, um dieſelbe zu einem ziemlich feſten Platz zu machen.

Temaſin hat, wie Tuggurt, einen faſt cirkelförmigen Perimeter. Zwei Thore mit rohen Brücken aus Palmſtämmen öffnen ſich, das eine nach Südoſten, das andere nach Südweſten; ein drittes Thor gehört ausſchließlich der Kasbah an. Außer der Moſchee Ba-Aiſſa und dem Palaſt des Scheich iſt noch die in der Nähe des ſüdweſtlichen Thores gelegene Moſchee Sidi-Hadſ-Abd-Allah ſehenswerth; das hohe Minaret derſelben, auf welches 84 Stufen führen, wird ſchon von Tuggurt aus geſehen. Vor dem ſüdöſtlichen Stadtthor, jenſeits des Ringgrabens, wird täglich Markt gehalten für den Verkauf von Gemüſen, Fleiſch, Brennholz, Viehfutter, Datteln u. ſ. w. Der Bazar der Stadt zählt 20 Buden, worin Kaufleute aus dem Gebiete Suf Waaren aus Tunis feilbieten.

Zwei arteſiſche Brunnen, wovon der eine ſich in der Kasbah befindet, verſehen die Stadt mit Waſſer; andere derſelben finden ſich an verſchiedenen Punkten der Oaſis. Aus Mangel an Zeit konnte ich letztere nicht beſichtigen; derjenige aber, den ich in der Stadt geſehen, ſchien mir weit reichlicher als die Brunnen von Tuggurt zu fließen, und dieß ſoll, nach der Verſicherung meines Führers, mit allen übrigen der Fall ſeyn.

Die geſammte Oaſis von Temaſin und dem Stadtbann zählt 400,000 Dattelpalmen, wovon 350,000 den Einwohnern, 20,000 der Zauia von Sidi-Hadſ'-Ali zu Tamelhat, 14,000 den Moſcheen und die übrigen verſchiedenen Nomadenſtämmen der Gegend angehören.

Gleich Tuggurt iſt Temaſin ein wichtiges Handelscentrum der Sahara, wohin Kaufleute aus Suf und Rghdames die Handelsproducte der Küſte und des Innern bringen, und wo zahlreiche Karawanen ihre Wolle und ihr Getreide gegen die Waaren dieſer Kaufleute, ſowie gegen die Datteln der Oaſenbewohner austauſchen.

Bei unſerem Auszug aus der Oaſis machte mich Bu-Schemel auf die vielen Palmſtümpfe aufmerkſam, welche man an der Gränze der äußern Gärten erblickte. Es waren dieß die traurigen Denkmäler der Rghazia, welche das verbündete Heer von Tuggurt im verwichenen Monate Februar auf die Oaſis von Temaſin ausgeführt, und in welcher an 6000 der ſchönſten Dattelpalmen niedergehauen wurden. Meine Begleiter erzählten mir unterwegs die ganze Geſchichte dieſes Krieges mit allen ſeinen Epiſoden; Hr. Prax hat ſich in der Revue de l'Orient ausführlich über denſelben verbreitet, und ich beſchränke mich hier deßhalb den Leſer auf ſeine intereſſanten Mittheilungen zu verweiſen. Ben-Schellab, welchen dieſer Reiſende auf ſeinem Kriegszug gegen Temaſin begleitet hatte, rühmte mir ihn ſehr hinſichtlich ſeines Muthes und ſeiner ſtrategiſchen Befähigung, indem er gelegentlich bedauerte, daß ich durch meine verſpätete Ankunft verhindert worden dieſen ruhmvollen Feldzug mitzumachen. Im Verlaufe dieſer Erzählung ward mir die Urſache der geſpannten Verhältniſſe, in welchen die von mir unterwegs berührten Nomadenſtämme zu dem Scheich von Tuggurt ſtanden, vollkommen klar; dieſer hatte nämlich den Suafa (Einwohner von Suf) und den Nomaden, die er zu ſeinem Beiſtand herbeigerufen hatte, auf ächt arabiſche Manier viel verſprochen und wenig gehalten, ſo daß es bald zwiſchen Tuggurt

und ſeinen Hülfstruppen zum Kampfe gekommen wäre, der nur durch das kluge Dazwiſchentreten der zwar ebenfalls ſehr unzufriedenen, aber weiter hinausſehenden Suafa beigelegt werden konnte.

Die Scheichs von Tuggurt ſuchten von jeher ihre Suprematie im Wed-Rghir auf alle Weiſe auszudehnen und zu befeſtigen, und häufige Einfälle in die benachbarten Gebiete machten ihnen hie und da eine Ortſchaft tributpflichtig, die einem andern Theil des Landes angehörte. So ſtanden bis zu dieſer Zeit die meiſten Ortſchaften des Gebietes von Suf unter dem aufgedrungenen Schutz von Tuggurt; nur die Stadt G'mar wußte ſich ſelbſtſtändig zu erhalten, ſowie auch El-Wed, welche letztere Stadt ſtets die ebenbürtige Verbündete von Temaſin geweſen war. Der Scheich Ali, Ben-Dſchellab's Vorfahr in der Regierung von Tuggurt, hegte ſogar einmal den kühnen Plan ſich grobes Geſchütz an Ort und Stelle gießen zu laſſen, — eine Idee, die ihm zwei, ſich für Stückgießer ausgebende europäiſche Abenteurer in den Kopf geſetzt und auszuführen verſprochen hatten; er ward aber bald, nachdem er mit großen Koſten das hierzu erforderliche Material angeſchafft hatte, von der abſoluten Unfähigkeit der angeblichen Stückgießer überzeugt, und ließ dieſelben ſchonungslos niedermetzeln. Schon Hr. Daumas erwähnt dieſer Geſchichte in ſeinem Werk über die algieriſche Sahara, und Ben-Dſchellab, den ich darüber befragte, verſicherte mich, daß ſie in allen Stücken wahr ſey.

(Schluß folgt.)

Neu-Caledonien.

Ein Bericht, den der Capitän Tardy de Montravel, Commandirender der Corvette „la Conſtantine“ an der Küſte von Neu-Caledonien ſtationirt, an den Marineminiſter erſtattet, lautet folgendermaßen:

„Getheilt in eine Unzahl von Stämmen, die unter ſich wieder in einzelne Dörfer zerfallen, dürfte die Bevölkerung der großen Inſel, nach ihrem nördlichen Theile zu ſchließen, die Zahl von wenigſtens 50,000 Seelen erreichen; rechnet man hiezu noch die auf die dazu gehörigen Inſeln treffende Volkszahl, ſo mag ſich leicht die Ziffer 60,000 ergeben. Die Größe der Caledonier reicht über die mittlere der Europäer hinaus, und ſie ſind dabei muskulös, kräftig und merkwürdig gewandt. Ihre Hautfarbe nähert ſich der des nicht ganz ſchwarzen Negers oder, beſſer geſagt, des Abkömmlings von einem Neger und einer Mulattin; ihre Haare ſind kraus, wie die der Afrikaner; die Naſe, in der Kindheit abſichtlich platt gedrückt, iſt dick und breit; die Lippen ſind weniger aufgeworfen als bei den Negern, aber ſtärker als bei den Europäern, und die ſchönſten Zähne der Welt bilden in zwei weißen ſchöngeformten Reihen mit der ſchwärzlichſten Geſichtsfarbe einen glänzenden Contraſt; ihr Auge iſt lebhaft aber oft abſtoßend durch den wilden Ausdruck, welchen ihnen die mit Blutadern unterlaufene Hornhaut gibt. Im Ganzen kann man ſagen, daß, trotz der Häßlichkeit ohne Gleichen und dem zu frühen Altern der Frauen, die caledoniſche Race ſchön und ſtark iſt.

„Begabt mit einem natürlichen Verſtande, der auf gleicher Entwicklungsſtufe mit dem der ganzen oceaniſchen Race ſteht, gebrauchen die Caledonier denſelben mehr zum Böſen als zum Guten: eine allgemeine Regel, von der man indeß diejenigen ausnehmen möchte, welche bereits Chriſten geworden oder den zwei Stämmen Puma und Myelebe angehörend, theils aus Ueberzeugung theils aus Furcht vor der Strafe Böſes zu vermeiden ſuchen.

„Es gereicht dieß unſern Miſſionären zur Ehre, welche allein, von dem Gefühle der Aufopferung geleitet, ſich es zur Aufgabe machten den Cannibalismus bei den Stämmen auszurotten, denen ſie ihre Exiſtenz geopfert haben! Erſt vor wenigen Tagen griffen Leute vom Stamme Arama die von Puma an; mit einem Todten und mehreren Verwundeten mußten ſich die erſteren zurückziehen. Nun wurde nicht nur der Leichnam des Opfers reſpectirt und auf der Stelle gelaſſen, ſondern ſogar — eine in der caledoniſchen Geſchichte unerhörte Thatſache — der Verwundeten geſchont, und vier Gefangene edelmüthig zu ihrem Stamme zurückgeſchickt. Dabei muß man aber bemerken, daß der größere Theil des Stammes Puma noch im wilden Naturzuſtande und ohne Religion lebt; man alſo nicht dem Katholicismus allein eine ſolche bezeichnende Umänderung in dem Charakter eines ganzen Stammes zu verdanken hat, ſondern dieſes Verdienſt vielmehr der den Eingebornen eingepflanzten Achtung für die Macht und den Willen des Führers zukommt.

Dieſer Vorfall aus der neueſten Zeit liefert gewiß einen charakteriſtiſchen Beweis von der bereits fühlbar gewordenen Verbeſſerung, läßt zugleich aber auch bemeſſen, was man in der Zukunft von einer Nation erwarten kann, welche bei einem heftigen nach Unabhängigkeit ſtrebenden Charakter und bei einer von Natur aus unbegränzten Barbarei ſich ſo leicht leiten und ausbilden läßt.

Um ein ſolches Reſultat zu erzielen, iſt die erſte Bedingung dieſen von Natur mißtrauiſchen Menſchen gegenüber Beweiſe von Wohlwollen, zugleich aber auch von großer Feſtigkeit zu geben; ihnen zu zeigen, daß man jeden Augenblick bereit iſt die geringſte Ausſchweifung ihrerſeits zu unterdrücken, endlich gegen ſie ebenſo gerecht als ſtreng zu ſeyn. Der Menſch, welcher noch im rohen Naturzuſtande iſt, trägt viel mehr als jeder andere das Gefühl des Gerechten und Ungerechten in ſich, und wie das Kind, ſo fürchtet auch er Ungerechtigkeit mehr als die auf das Recht gegründete Strenge. Da er ſeine Schwäche dem Europäer gegenüber wohl fühlt, ſo muß er, um Zutrauen zu faſſen, zu der Einſicht gelangt ſeyn, daß man ihm, wenn er Recht hat, Gerechtigkeit wiederfahren läßt, zumal er ſich bei ſeinem guten natürlichen Gefühl ſelten in der Beurtheilung ſeines Rechtes täuſcht. So läugnet ein des Diebſtahls Angeklagter, wenn er deſſen ſchuldig, ſelten, und unterzieht ſich der Strafe, ſey ſie nun welche ſie wolle, ohne Murren. Hat aber auch ein Weißer ihm irgend eine Sache genommen oder ein gegebenes Verſprechen nicht gehalten, ſo fordert der Caledonier ſo lange Genugthuung, bis er ſie erhalten hat.

Eine ſeltſame Beobachtung, die man hier machen kann und welche beweiſt daß in dieſem Falle das Gefühl erlittener Ungerechtigkeit, bei aller Neigung der Eingebornen zum Diebſtahl, allein ihn gegen dieſelbe zum Aufſtande bringt, iſt, daß ſie nur in einem geringen Grade den Begriff des Eigenthums beſitzen. So theilt der Beſitzer einer Pflanzung den Ertrag davon mit dem der es nothwendig hat; der Eigenthümer irgend eines Gegenſtandes, den er an Zahlungsſtatt für einen erwieſenen Dienſt oder als Geſchenk erhalten hat, entäußert ſich desſelben faſt den nächſten Augenblick an den erſten, der kommt; dieſer gibt denſelben wieder an einen andern, ſo daß oft ein Object von großem Werth in den Augen der Eingebornen durch tauſend Hände geht, und von Stamm zu Stamm die Runde durch die Inſel macht.

Auf dieſes muß alſo Rückſicht genommen werden, und ſo ſuchte ich das Zutrauen der Eingebornen gegen uns dadurch zu erwecken, daß ich verlangte, jeder ſolle alle ihre Rechte achten, und ihnen ebenſo wie unſern Leuten Gerechtigkeit widerfahren ließ; dadurch hatte ſich in kurzem der Verkehr bedeutend erleichtert, und war eine hinlängliche Sicherheit hergeſtellt, ſo daß jeder den ganzen Bezirk des Stamms ohne irgend eine Beſorgniß durchgehen konnte.

Iſt indeß der Fortſchritt ſicherlich ſchon fühlbar, ſo bleiben dem auf ſolche Weiſe umgeänderten Eingebornen doch noch eingewurzelte Fehler, die er mit der übrigen Bevölkerung gemein hat, und welche man wohl nur langſam und ſchwer wird ausrotten können: nämlich eine bis ins äußerſte gehende Sorgloſigkeit, eine unbezwingbare Trägheit und eine alles Maaß und Ziel überſchreitende Unbeſtändigkeit, in Folge deren er oft ſeine Wohnung, um ſich an einem andern Orte eine neue zu ſchaffen, verläßt und was er an einem Tag gearbeitet, den andern wieder aufgibt.

Die Chriſten behaupten ein thatſächliches Uebergewicht über die Heiden: von den Vätern der Miſſion, deren Sorgſamkeit ſtets über ihnen wacht, zu nützlicher Arbeit angehalten, beſorgen und vergrößern ſie ihre Culturen mehr als die andern, tauſchen, nachdem ſie ihren Bedarf gedeckt, den Reſt des Ertrags gegen Stoffe und andere Gegenſtände ein, und ſichern ſich ſo eine angenehmere Exiſtenz. Daß dieſes Beiſpiel nach und nach auf ihre Nachbaren wirkt, iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß es aber ſehr langſam vor ſich gehen wird und ſie ſelbſt ſich nur hart an fortgeſetzte Arbeit gewöhnen werden, iſt auch ſehr wahrſcheinlich; darin glaube ich liegt der wahre Stein des Anſtoßes bei einer ſofortigen Anſiedlung durch die Eingebornen, eine Schwierigkeit, die mit ihrem Naturell zuſammenhängt und weder gehoben noch gemildert werden kann. Zeit, Vorbild und Aufkommen neuer Bedürfniſſe ſcheinen nur die einzigen Mittel zu ſeyn, durch welche die eingewurzelten Uebel beſeitigt werden können.

Die in ihren Hauptzügen geſchilderte Bevölkerung dehnt ſich, wie bereits angeführt, über die ganze Oberfläche der Inſel und der dazu gehörigen Eilande aus, allenthalben mit denſelben Stammeigenthümlichkeiten.

Es kann als allgemeine Regel aufgeſtellt werden, daß jeder Stamm mit dem ihm benachbarten in Feindſchaft ſteht. So waren noch jüngſt die Stämme Myelebe und Puma geborne Feinde, wie ſich die Eingebornen ausdrücken, um damit unverſöhnliche Feinde von zufälligen zu unterſcheiden. Jetzt durch die Miſſionäre wieder vereinigt, machen ſie gemeinſchaftliche Sache: von den Stämmen Buda und Arama iſt der erſte ein geborner, der zweite ein zufälliger Feind des Stammes Puma; wie man mir ſagte, haben ſie ſich vereint, um unſerer Niederlaſſung auf ihrem Gebiet Widerſtand zu leiſten. Der Stamm Hienghein, ein geborner Feind des Stammes Myelebe, hegt in Beziehung auf uns, durch Abenteurer bearbeitet, dieſelben Geſinnungen; indeß wie er ſich meinem Marſche entgegenſtellt, ſo werde ich ein Exempel ſtatuiren und dieſe Großſprechereien werden dann, wie durch ein Zauberwort, aufhören. Ueberhaupt iſt es der beſte Grundſatz, dem man bei einer erſten Niederlaſſung folgen kann: auf die Prahlerei der Eingebornen nicht zu achten und wenn es nothwendig, beim erſten Vorkommen ſie ſtrenge zu beſtrafen.

Laſſen einerſeits dieſe große Mannichfaltigkeit der Intereſſen, und dieſe Gehäſſigkeit der Stämme unter ſich Schwierigkeiten bei einem Verſuche vollſtändiger Verſchmelzung vorausſehen, ſo können ſie andrerſeits anfänglich doch auch zweckdienlich ſeyn, wenn man nur aus dem Verhältniß, in welchem der eine zum andern ſteht, Nutzen zu ziehen weiß.

Das Klima von Neu-Caledonien gleicht dem der Archipele von Oceanien, die unter gleichen Breitengraden liegen. Vom Mai bis zum Januar iſt das Klima mild, das Wetter ſchön. Die gewöhnlichen Winde wehen während dieſer Periode regelmäßig und erreichen nur in den Monaten Julius und Auguſt eine bedeutende Höhe. Zu dieſer Zeit iſt die Schifffahrt, wenn auch nicht leicht, ſo doch wenigſtens ohne Gefahr, und die Ankergründe an der Küſte ſind haltbar.

Vom Monat Januar bis incluſive April iſt das Wetter im allgemeinen regneriſch; die Windſtöße geſchehen häufig und ſind manchmal von langer Dauer. Es iſt eine Seltenheit, wenn man während dieſer Zeit an der Küſte nicht einen oder ſelbſt mehrere Orkane erlebt, deren Wucht ſo ſtark iſt, daß kein Ankergrund daſelbſt mehr haltbar iſt. Dieſe Jahreszeit bringt für die Schifffahrt ſo viele Schwierigkeiten mit ſich, daß keines der Fahrzeuge, welche ſie ſeit langem ſchon betreiben, ohne abſolute Nothwendigkeit es wagt einen der Winterhäfen, Kwara oder Kanala, zu verlaſſen. Nur dieſe beiden Häfen geben einen zuverläſſigen Schutz gegen die heftigſten Orkane und ſcheinen mir dazu beſtimmt, der Seemittelpunkt von Neu-Caledonien zu werden.

Bis jetzt hat Neu-Caledonien den europäiſchen Kaufleuten nur Sandelholz, hie und da einige Stücke Schildkrötenſchalen und unbedeutende Meererzeugniſſe, als Muſcheln und Strahlthiere in geringer Anzahl geliefert. Von Lebensmitteln bringt es kaum ſo viel hervor als zum Unterhalt der Einwohner nothwendig iſt. Das hat ſeinen Grund jedoch nicht in der Unfruchtbarkeit des Bodens: es wurden vielmehr auf denſelben von den Vätern der Miſſion Verſuche mit dem Bau aller tropiſchen und faſt aller europäiſchen Pflanzen mit Erfolg gemacht. So wurden mit Kartoffeln, den Gemüſen aus Europa, dem Feigenbaum, dem Oelbaum, mit Mais und afrikaniſchem Korn ſchöne Reſultate erzielt; haben ſich einzelne davon auch nur durch Samen fortgepflanzt, ſo iſt dieß eine Schwierigkeit, welche durch die Cultur zu überwinden ſeyn wird.

Abgeſehen von dieſem Bau exotiſcher Pflanzen, iſt die Inſel ziemlich reich an einheimiſchen Producten. So ſind der Taro, die Igname, die Arrow-root Nahrungsmittel, welche man dort überall findet; das Zuckerrohr ſcheint dort einheimiſch zu ſeyn; es iſt aber dünn und nieder, und läßt keine große Reichhaltigkeit vermuthen. Von den größern Pflanzen finden ſich dort Cocosbäume in ſolcher Menge, daß ſie den Bedarf der Bevölkerung decken und überdieß noch eine beträchtliche Quantität Oel zur Ausfuhr liefern; einige Bäume gewähren andre zur Nahrung dienliche Früchte, woron eine viel Aehnlichkeit mit der Frucht des Arachis hat, und wie dieſe auch Oel liefern würde. Der Miauli, welcher im nördlichen Theile der Inſel ſehr häufig vorkommt, gibt das Cacheput, ein pharmaceutiſches Oel, das in Europa ſehr geſchätzt iſt; von derſelben Familie, wie der Gewürznelkenbaum könnte dieſer Baum, der einen großen Theil des Bodens ohne wirklichen Nutzen einnimmt, durch ein Pfropfreis der Gewürznelken ſehr fruchtbringend gemacht werden.

Meine Aufmerkſamkeit zog ganz beſonders das Bauholz auf ſich, und ich ließ daher vom Norden von Balade bis zum Cap Colnett durch Hrn. Bureau, Lieutenant bei den Ouvriers der Artillerie, und ſeine Holzarbeiter ernſtliche Nachſuchungen anſtellen, deren Ergebniß war, daß auf dem ganzen von ihnen durchſuchten Gebiete ſich die geſchätzteſten Bauholzgattungen vorfanden. In der Richtung gegen den Norden der Inſel immer ſeltner, werden die Bäume gegen Süden hin immer zahlreicher. So ſtehen ſie viel lichter bei Balade als bei Ppepo und ſind ſchwieriger fortzuſchaffen; im Myelebe-Bezirk ſind ſie weniger zahlreich als weiter im Süden

auch weiter von der Küſte entfernt; dagegen breiten ſich in der Richtung gegen das Cap Colnett Wälder von Bäumen, ihres Werthes und ihrer Dimenſion halber prachtvoll, von der Küſte bis auf die Gipfel der Berge aus.

Die Ausbeutung des Holzes wäre leicht, aber eben nur unter der Bedingung, daß man Wege bis an das Meer anlegte und die hinreichende Anzahl Arbeiter aufbrächte. Gegen eine Vergütung würden ſich die Eingebornen wohl zu dieſer Arbeit hergeben, die ſo gut zu ihrem unruhigen und wilden Charakter paßt.

Im Ganzen genommen können die Wälder Neu-Caledoniens allen Forderungen einer großen Niederlaſſung Genüge thun und ſelbſt noch einen ziemlichen Beitrag zur Ausfuhr liefern. Kommt dieß zu Stande, ſo kann einmal dieſe Colonie Taiti aushelfen, das bei ſeinem Mangel an Bauholz dasſelbe mit bedeutenden Koſten von Valparaiſo beziehen muß.

Was die Geſundheitsverhältniſſe betrifft, ſo iſt Neu-Caledonien mit Fug und Recht als ein geſundes Land bekannt; der Geſundheitszuſtand auf unſern Schiffen ſeit unſerer Ankunft erſpart mir es, weitere Proben davon zu geben: er beweiſt dieſe Wahrheit hinlänglich. Außer zahlreichen Scorbutfällen, die indeß ihren Grund nur in der zu langen Entbehrung friſcher Lebensmittel hatten, zeigte ſich weder auf der Conſtantine noch auf dem Prony ein Symptom von den in den intertropiſchen Klimaten einheimiſchen Krankheiten. Es berührten uns weder die Ruhr noch die Wechſel- oder nachlaſſenden Fieber, obwohl unſere Matroſen täglich die ſchwerſten Arbeiten theils am Land, theils an Bord und auf den Booten bald unter Sonnengluth, bald unter Regengüſſen zu verrichten hatten.

Ein Umſtand jedoch ſtört den ſonſt geſunden Aufenthalt in Neu-Caledonien: jede durch die Korallen verurſachte Verletzung an den Beinen und den Händen artet gemeiniglich in eine Wunde aus, deren Heilung langſam und ſchwierig von ſtatten geht. Ohne Zweifel rührt das von einem Giftſtoffe her, den die Koralle in ſich hat, ein Umſtand, dem man auch die an gewiſſen Fiſchen conſtatirten übeln Eigenſchaften zuſchieben kann; die traurige Erfahrung hat es bewieſen an dem Dampfſchiffe „le Catinat", das in wenigen Stunden fünf Mann durch derartige Vergiftung verlor, und an dem Prony, der, wenn auch nicht ſo unglücklich, nach dem Genuß ſolcher Fiſche, die an die Mannſchaft vertheilt wurden, doch eine bedeutende Zahl Kranke an Bord hatte.

Drei Arten dieſer Fiſche ſind als gefährlich bekannt: die ſchlimmſte iſt eine Art Sardelle, gelb geſtreift; dann einer mit ſchöner rother Farbe, und ein andrer mit einem dicken Kopf. Das Klügſte iſt eben, den Genuß von Fiſchen ganz zu verbieten, bis man ſich über ihre Eigenſchaften bei den Eingebornen erkundigt hat.

Von der Elephantiaſis, die ſich manchmal unter den Eingebornen zeigt, will ich nicht reden, da das Vorkommen dieſer Krankheit auf Urſachen ſich gründet, denen die Europäer ſelten ausgeſetzt ſind, ebenſo wenig von der Pleureſis, welche die Eingebornen oft trifft, da dieſes Uebel ebenſo ſehr von ihrer Gewohnheit ganz nackt zu gehen, als auch vom Wechſel der Temperatur von einer Jahreszeit zur andern, vom Tag zur Nacht herrührt.

Ich möchte endlich dieſen Bericht nicht ſchließen, ohne Ew. Excellenz davon in Kenntniß zu ſetzen, wie ſehr wir ſeit unſerer Ankunft in Neu-Caledonien Urſache haben, uns lobend über die Väter der Miſſion auszuſprechen. Ich fand für meine Perſon bei ihnen eine aufrichtige, aller Sonderintereſſen baare Hülfe, zugleich aber auch zeigten ſie ſich ſtets als wahre Freunde ihrer Adoptivfamilie. Ihre Ergebung für ihre Hauptaufgabe blieb ſich jeden Augenblick gleich und doch wußten ſie dabei durch ihren vollkommenen Tact und den verſöhnenden Geiſt, der ſie auszeichnet, mir den leichteſten Weg zur Aſſimilation der Stämme mit uns anzugeben. Daß ich ſo ohne Schwierigkeit dahin gekommen bin, mir die Löſung dieſes Problems ſo leicht wurde, das habe ich nur ihrer genauen Bekanntſchaft mit den Eingebornen und ihrer aufrichtigen Mitwirkung zu verdanken. Daß unſere vielen Scorbutkranken den Wirkungen dieſer Krankheit, die für uns tödlich werden konnte, zu widerſtehen im Stande waren, haben wir nur dem Eifer zu verdanken, mit welchem dieſe heiligen Väter ſich aller Erzeugniſſe ihres Gartens entäußerten, und bei ſich einen Theil unſerer Invaliden aufnahmen. Es iſt mir heilige Pflicht, die mir die Dankbarkeit auferlegt, die Namen dieſer würdigen Väter Ew. Excellenz zu bezeichnen, derer, welche ſich zuerſt dieſer neuen Beſitzung Frankreichs widmeten, zugleich aber auch offen auszuſprechen, daß unſere Mühen um vieles bedeutender geweſen wären, hätten wir nicht bei dieſen Männern weiſen Rath, eine vollſtändige Selbſtverläugnung und unbedingte Ergebung in jeder Sache gefunden, ſofern dieſelbe nicht ungerechterweiſe die Intereſſen der Eingebornen verletzte.

Ein Erziehungsbuch des Mittelalters.

In Paris iſt ein altes Buch wieder neu aufgelegt worden. Es führt den Titel: „Le livre du chevalier de la Tour-Landry pour l'enseignement de ses filles." Der Verfaſſer und der Vater, der ſeine Töchter erziehen will, iſt ein Edelmann, der ein Jahr ſeines Lebens (1371—72) der Abfaſſung jenes Buches widmete. Es gibt davon nicht nur zahlreiche Abſchriften in Pariſer, Brüſſeler und Londoner Bibliotheken, ſondern es wurde frühzeitig in das Engliſche und Deutſche überſetzt, und dort öfter gedruckt, als in Frankreich, wo das Buch nur zwei Auflagen erlebte. Die Schrift muß deßhalb außerordentlich beliebt geweſen ſeyn und mag daher als eine wichtige Quelle für die Sitten im Mittelalter gelten. Das preußiſche Landrecht ſchreibt den Müttern vor, daß ſie nach der Heimkehr von der Confirmation ihren Töchtern die menſchlichen Geheimniſſe mittheilen ſollen, welche von beſcheidenen Phantaſien nicht immer geahnt oder errathen werden. Der franzöſiſche Edelmann übernimmt nun die Mutterpflichten nach dem preußiſchen Landrecht und befolgt dabei denſelben Weg, wie Diderot einſt auf einem Sonntagsſpaziergang ſeiner Tochter phyſiologiſch orientirte, indem er mit der Frage begann: „Savez-vous qu'elle est la différence des deux sexes?" und mit dem Ernährungsproceß bei Säuglingen ſchloß. Der mittelalterliche Chevalier rückt ſeinen Töchtern noch herzhafter näher, als der franzöſiſche Philoſoph des vorigen Jahrhunderts. Er warnt ſie vor dem Beiſpiele der Töchter Loth's und lehrt ſie, die Alcoventhüre vor Dieben zu ſchließen, denn die Welt ſey „moult dangereux et envyeulx" und er, der Vater, habe „vue longuement le monde." Auffallend iſt die Crudität der Ausdrücke für Dinge, die man jetzt nur fern andeutet. Schon damals aber herrſchte in Frankreich die Mode deſpotiſch. Der Verfaſſer erzählt, daß ſeiner Zeit die „Alten" das Geſetz gegeben, wie man öffentlich ſich halten und betragen ſollte. Er ſelbſt wurde von einem Meſſire Geoffroy de Lugre öffentlich getadelt, weil er in einer unziemlichen Tracht erſchien. Worin

die Hausbibliothek eines damaligen Edelmannes bestand läßt sich aus folgenden Worten schließen: „Si leur fiz mettre avant et traire des livres que j' avoye, comme la Bible, gestes des Roys et croniques de France, et de Grèce et d'Angleterre....“ Doch war schwerlich ein solcher Bücherschatz allgemein anzutreffen, denn der Verfasser als Schriftsteller und Philosoph seines Zeitalters wird gewiß besser versehen gewesen seyn mit literarischem Material, als die Zeitgenossen seines Standes.

Miscellen.

Klimatologie des östlichen Asiens. Man hatte bisher nicht erklären können, weßhalb die Jahreswärme der ostasiatischen Küsten in China um 1° R., in der Mandschurei um 2° und in Sibirien um 3° R. hinter der Temperatur zurückblieb, die man als normale zu betrachten hatte. Wenn die Jahreswärme unseres Welttheiles und namentlich seiner Westküsten über die normalen Werthe hinausgeht, so verdanken wir diesen Umstand dem Golfstrom, dessen Wasser von der tropischen Sonne im Meerbusen von Mexico erhitzt werden und die sich dann in einer nordöstlichen Curve von Florida, über das atlantische Thal nach den europäischen Küsten ergießen. Die höhere Temperatur dieser Strömung erwärmt unsern Welttheil ganz ähnlich, als wir durch Wasserheizung in unseren Gewächshäuser einen beständigen Frühling zu erhalten wissen. Nun werden aber die ostasiatischen Küsten ebenfalls von einer warmen Meeresströmung (japanischer Strom) bespült, ohne daß eine gleiche Wirkung auf die Temperatur, wie in West-Europa die Folge wäre. In den Annalen des physikalischen Central-Observatoriums für Rußland ist jetzt das Problem beruhigend gelöst worden. s liegen nämlich meteorologische Beobachtungen der russischen Mission in Peking aus den Jahren 1847—50 vor. Obgleich diese Beobachtungen sich nur auf einen Zeitraum von vier Jahren erstrecken, so ergab sich doch mit großer Bestimmtheit daß am Orte der Beobachtung in den Monaten November, December, Januar, Februar, März die westlichen und nördlichen Winde vorherrschen, welche über das im Winter erstarrte asiatische Festland streichen. Eine Folge davon sind harte Winter. Wenn dann im Frühling das asiatische Festland sich zu erwärmen beginnt und die Landwinde die Temperatur erhöhen würden, hören die West- und Nordwinde auf, und es beginnen Süd- und Ostwinde oder Seewinde zu dominiren, welche Feuchtigkeit und Kühlung bringen. „Kalte Winter, kühle Sommer“, wie sich ein Aufsatz der Zeitschrift für Erdkunde ausdrückt, sind daher das Temperaturgesetz für jene Länder, worunter aber nur eine niedrige Mitteltemperatur verstanden werden darf.

*

Der wahre Sesostris. In der Sitzung des Institut de France sprach der Vicomte de Rougé über den vermuthlichen Ursprung des Namens Sesostris. Die ägyptischen Denkmäler schreiben den Namen des großen Eroberers beständig Ramses Miamen. Dieser Name schien nichts gemein zu haben mit dem Sesostris des Herodot, und Champollions Lesart wurde ausdrücklich durch den Text des Tacitus unterstützt, der den kriegerischen König Ramses nennt. Das Dynastenregister des Manetho führte unter der XIXten Dynastie nur den Namen Ramses Miamen auf. Nun fand man bei Manetho in der XIIten Dynastie einen Monarchen Sesortasen, der um so eher für Sesostris den Platz räumen mußte, als auch er ein Eroberer gewesen. Doch gingen seine Gebietserweiterungen nach der nubischen Seite. Es war also sicherlich kein asiatischer Eroberer, sondern nur ein siegreicher König der XIIten Dynastie und nicht der Sesostris des Herodot. Seitdem nun das brittische Museum seine schöne Papyrus-Sammlung herausgegeben, haben alle Egyptologen in den historischen Notizen über die XIXte Dynastie den Namen Sesu wiederholt angetroffen. Dieß war der erste Wegweiser zum wahren Sesostris, den der französische Egyptolog endlich auf einer kleinen Pyramide, welche das kaiserl. Museum in Wien besitzt, angetroffen haben will. Die vier Seiten dieses Denkmales sind mit trefflich ausgeführten Inschriften bedeckt. Die Pyramide stand genau in den vier Himmelsgegenden und enthielt Anrufungen der Sonne je nach ihrem Stand am Himmel. Auf dem Denkmal kehrt der Name des Widmenden wiederholt wieder und er hieß, wie der große König, Ramses Miamen. Zweimal ist aber der Name nur Ses, ein drittesmal Ses-Miamen geschrieben, so daß nach der Hypothese des Vicomte Rouge Ses eine populäre Abreviatur für Ramses gewesen seyn. In der Papyrus-Sammlung kehren nun folgende Variationen wieder: Sesu', Seseiu, Ra-Sesesu um Ramses II zu bezeichnen. Identisch mit der Inschrift der Wiener Pyramide liest man auch einmal Sesu-Miamen. Sesu scheine daher eine sehr gebräuchliche Abreviatur für Ramses gewesen zu seyn und die Papyrus-Schreibart stimmt überein mit Diodors Sesosis. Der französische Egyptolog hält aber selbst die Variante Sesostris nicht für incorrect, indem er sie ableitet von Ra-Sesesu. Die Aegypter hatten eine Reihe von Königen, deren Name in Ra (Ri ausgesprochen, Sonne) endigte. Das Sonnenzeichen (☉) schrieb man ehrenhalber an Anfang des Namens. So wurde der Name des Königs Menkere stets Remenke geschrieben. Nun scheine es sehr wahrscheinlich, daß in Folge dieser Gewohnheit der Name Ra-Sesesu im Munde des Volkes in Sesesu-ri verwandelt worden, und daß Herodot, der diesen Namen wiederholt gehört, ihn zum Sesostris gräcisirt habe. [1]

*

Hagelfall auf Cuba. In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften am 27 November gab Hr. Poey einige überraschende Mittheilungen über Hagelfälle auf Cuba in den Jahren 1844 und 1854. Als Hr. v. Humboldt 1800 in Cuba sich aufhielt, erfuhr er, daß Hagelfälle dort alle 15—20 Jahre einträten. Der letzte Hagelfall war am 8 März 1784 beobachtet worden. Vierzig Jahre vergingen, ehe sich das Phänomen im Jahre 1825 wiederholte. Von 1828 bis 1846, also 17 Jahre hindurch fiel kein Hagel. Von 1846 bis 1849 dagegen hagelte es in jedem der vier Jahre und das Meteor zeigte sich sogar dreimal im Jahre 1849. Im Jahre 1850 wurde die Insel nicht heimgesucht, dafür aber wiederholten sich die Fälle von 1851 bis 1854. Es fehlen noch Beobachtungen, um die Zeitvertheilung der Hagelfälle auf der Insel zu bestimmen, allein obige Thatsachen bestätigen doch eine ganz außerordentliche Zunahme des Phänomens seit dem großen Orkan von 1846. Bekanntlich sind es gerade Inseln, deren meteorologische Zustände sich oft auffallend und in kurzer Zeit ändern; wir erinnern nur an die Canarien und an Jamaika.

[1] Lepsius erklärt den Namen Sesostris als eine Corruption aus Sethos (in den Listen: Sethosis), so daß Sesostris Sohn des Sethos hieße. D. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 51. 22 December 1854.

Ein Beitrag zur alten Geschichte von Mexico.

Die Kunde des amerikanischen Alterthums hat in den letztverflossenen Jahrzehnden an Ausdehnung wie an Tiefe ganz ungemein gewonnen, und es ist zu nicht geringem Theil ein Verdienst deutscher Kritik, daß eine Menge willkürlicher Annahmen und unzulässiger Analogien nach und nach beseitigt worden sind. Auch auf diesem Gebiete hat Alexander von Humboldt recht eigentlich Bahn gebrochen. Seitdem sind allerdings viele neue Quellen zugängig gemacht, großartige Alterthümer entdeckt und wissenschaftliche Reisen unternommen worden, die eine ungemein reiche Ausbeute ergaben. Wir kennen jetzt den Nordwesten des amerikanischen Continentes, das große Binnenbecken, Californien und die Regionen am Rio Colorado, am Gila und Rio Grande del Norte zu nicht geringem Theil genauer, und haben einen Maßstab für die Beurtheilung der alten spanischen Berichte gewonnen, welche über jene Gegenden handeln. Stephens entdeckte auf einer einzigen Reise in Yucatan nicht weniger als vierundvierzig Ruinenstädte; Mittelamerika und die Gegenden am Panuco sind erforscht, wir haben von vielen Alterthümern die genauesten bildlichen Darstellungen. Auch in linguistischer Hinsicht, namentlich in Bezug auf Sprachvergleichung, hat man viele neue und wichtige Ergebnisse gewonnen. Aber es wird trotzdem noch lange dauern bevor das Dunkel, welches immer noch auf so vielen Partien des amerikanischen Alterthums ruht, zerstreut ist. Jeder Versuch einiges von demselben zu lichten ist dankenswerth. Daß man die Dinge nur noch mehr verwirrt und zu keinem befriedigenden Ergebnisse gelangt, wenn man die alte Welt herbeiholt, um die ethnologischen und archäologischen Räthsel der westlichen Erdhälfte zu lösen, wird nachgerade ziemlich allgemein begriffen. Man muß das gelobte Land und die Schriften der Juden, Pharaoh und die ägyptischen Pyramiden und Hieroglyphen, die Seefahrten der Phönizier und Karthager, die Paläste von Ninive und die etruriſchen Vasen, die Chinesen und die Japaner, den Buddhismus wie das Christenthum völlig aus dem Spiele lassen, wenn es sich darum handelt die Erscheinungen des vorcolumbischen Amerika zu begreifen und zu erläutern. Was Amerikanisch ist muß aus Amerika selber heraus construirt werden. Es ist schon viel damit gewonnen daß endlich zugegeben wird, der amerikanische Mensch sey durchaus ein Erzeugniß seiner eigenen Erdhälfte, er sey aborigin und bilde eine eigene, besondere urthümliche „Race", die in keiner specifischen Stammverwandtschaft etwa mit Mongolen, Malayen ꝛc. stehe. Denn gegen die Resultate von Mortons Untersuchungen in der „Crania Americana" ist bis auf den heutigen Tag nichts vorgebracht worden, das irgendwie stichhaltig erscheinen könnte, und selbst Prichard hat, bei allem großen Verdienst, das wir dem fleißigen Sammler willig zugestehen, am Ende doch auch die willkürliche und unwissenschaftliche, geologisch und zoologisch unzulässige Annahme[1] einer Abstammung der Menschen von einem einzigen Paare in Nordasien im Wesentlichen fallen zu lassen, nicht umhin gekonnt.

Auch auf die Behauptung eines Culturzusammenhanges zwischen Asien und Amerika wird man verzichten müssen. Es ist nirgend nachzuweisen; im Gegentheil springen einem jeden, der die Dinge ohne Eingenommenheit und ohne vorher zurecht gemachte Theorien betrachtet, gerade radicale Verschiedenheiten zwischen asiatischer und amerikanischer Culturentwicklung in die Augen; nur allgemein menschliche Analogien finden sich natürlich da wie dort, denn Asiaten wie Amerikaner sind eben menschliche Geschöpfe ein und desselben Urhebers. Es hat uns in der That befremdet, daß J. G. Müller in Basel, in seiner jüngst veröffentlichten Geschichte der amerikanischen Urreligionen (S. 466) die Aeußerung fallen läßt, daß er einen solchen Culturzusammenhang nicht in Abrede stellen wolle. Denn nachweisbar ist ein solcher weder archäologisch noch geschichtlich oder linguistisch. Vielmehr spricht alles gegen ihn. Wenn Ampère neulich meinte, daß zwischen der Sprache der Otomis und der Chinesen eine sehr auffallende Aehnlichkeit sich zeige, so kann ich wenigstens in der Gram-

[1] Wir theilen vollständig die Ansicht unsers gelehrten Freundes, daß die Hypothese einer Bevölkerung der neuen Welt von Asien oder von Europa aus historisch nicht nachweisbar sey, also auch nicht behauptet werden sollte. Sie ist gewiß willkürlich und daher unwissenschaftlich. Wir zweifeln indeß ob sie auch „zoologisch unzulässig" sey. Hr. v. Humboldt wenigstens bestreitet die Annahme, als ob die verschiedenen Menschenracen mehr seyen als bloße Abarten. „Kräftiger sprechen für die Einheit des Menschengeschlechtes die vielen Mittelstufen der Hautfarbe und des Schädelbaues." Der große Kosmograph verweist dabei auf die Autorität des Anatomen Johannes Müller: „Die Menschenracen sind Formen einer einzigen Art, welche sich fruchtbar paaren und durch Zeugung fortpflanzen; sie sind nicht Arten eines Genus: wären sie das Letztere, so würden ihre Bastarde unter sich unfruchtbar seyn." (Kosmos I, 381.)
Die Red.

matik der Otomisprache, welche Aeneas Sylvius Piccolomini zu Rom in der Propaganda hat drucken lassen, eine solche Aehnlichkeit nicht finden. In dergleichen Dingen sollte man nicht „meinen", sondern klar und bündig, überzeugende linguistische Beweise beibringen.

Professer Müllers Buch ist ein ungemein schätzbares Werk, dessen Verdienst ich sehr hoch anschlage; es ist voll gesundester Kritik und von ächt wissenschaftlichem Geiste durchdrungen; der gelehrte Religionsphilosoph läßt mit gutem Vorbedacht alles Heranziehen der alten Welt bei Seite; deßwegen entwirrt er manchen Knäuel, während Abbé Brasseur de Bourbourg durch das ungerechtfertigte Einmischen orientalischer Dinge seinen mühsamen Arbeiten einen großen Theil ihres Werthes raubt. Er scheint aber darin das Richtige getroffen zu haben, daß er den von ihm aufgefundenen Quellen folgend, die Tolteken und Azteken nicht aus einer nördlichen Urheimath nach Anahuac wandern läßt, sondern von Süden her. Nach Mexico, auf die Hochebene, mögen sie allerdings von Nordosten her gelangt seyn. Müller nimmt eine Ankunft aus dem fernen Norden her an, während er doch ganz richtig einen sehr weitgehenden Zusammenhang der jedenfalls ältern Mayacultur mit der mexicanischen unbestreitbar findet, und recht wohl weiß daß die letztere auf der erstern ruht. Wie wären, fragen wir, die angeblich aus nördlichen Ursitzen gekommenen Einwanderer zu einer mit der südlichen Mayacultur innig verwandten Civilisation gelangt, wenn dieselbe nicht von Süden her auf die Hochebene von Anahuac gebracht wurde? Auf dieser ist allerdings eine vor-toltekische Cultur nachweisbar, und ihr gehört z. B. die Pyramide von Cholula an, vielleicht auch die von Papantla. Setzt man die Heimath der Tolteken und Azteken in das alte Culturreich der Quiches, wohin die Traditionen sie verlegen, und kommt man weiter, gleichfalls auf die Ueberlieferungen gestützt, zu der Ueberzeugung, daß beide Stämme allerdings von Norden her, wohin sie von Süden her gelangt waren als sie Centralamerika verlassen hatten, aber nicht vom fernen, hohen Norden her eingewandert sind, dann fallen viele Schwierigkeiten hinweg. Damit verträgt sich auch sehr gut, daß, wie Müller wieder ganz richtig anführt, alle diese Völker das Bewußtseyn ihrer Einwanderung nach Anahuac von Norden her (— nicht ihres nordischen „Ursprungs" —) bewahrten, und daß dieses Bewußtseyn seine vollkommene innere Glaubwürdigkeit habe. Auch Müller wird den „Norden" der Azteken gewiß nicht mehr in Californien oder Sonora suchen, sondern in der Nähe von Anahuac.

Wie dem aber auch seyn möge, jede in wissenschaftlichem Geiste angestellte Untersuchung über die Urgeschichte Amerika's ist löblich. Unsere deutschen Landsleute in den Vereinigten Staaten haben bereits angefangen sich an wissenschaftlichen Forschungen über den neuen Continent lebhaft zu betheiligen. Insbesondere hat sich Hermann E. Ludwig mit voller Hingebung und erfreulichem Erfolg den amerikanischen Studien gewidmet. Trotz jenes beschränkten und kleinlichen Neides so vieler Yankees, die allen „Foreigners" auch wissenschaftliche Erfolge nicht gönnen und ihre literarischen Verdienste nur widerwillig anerkennen, müssen sie zugestehen, daß Hr. Ludwig, ein fleißiges und sehr geachtetes Mitglied der ethnologischen und der historischen Gesellschaft zu New-York, in seiner englisch geschriebenen Literatur der amerikanischen Localgeschichte und in seiner bis jetzt noch nicht gedruckten, aber manchen Forschern bekannten Literatur der amerikanischen Linguistik die besten Arbeiten über diese Materie geliefert habe. Unser gelehrter Freund hat vor einiger Zeit einen Aufsatz on the aboriginal history of Mexico ausgearbeitet, der zum Vortrag in der ethnologischen Gesellschaft zu New-York bestimmt ist. Aber dieser Verein hält nur sehr unregelmäßig und in langen Zwischenräumen seine Sitzungen, und bei der in Deutschland regen Theilnahme für amerikanologische Gegenstände wünscht unser Landsmann denselben zunächst bei uns veröffentlicht. Er hat dem Unterzeichneten den englischen Text übersandt, der in der Uebersetzung folgt. Ich habe hier kein Urtheil über alle in der jedenfalls interessanten Arbeit aufgestellten Behauptungen zu fällen; sie sind der Kritik anheimgegeben; dem Verfasser liegt es lediglich an der Wahrheit. Der Uebersetzer hat durch Hinzufügung einiger wenigen Anmerkungen seine Befugnisse keineswegs überschritten.

Karl Andree.

Noch immer wird die Frage erhoben: Wer waren denn eigentlich die vielgenannten Tolteken, Chichimeken und Azteken, und welche Stellung nehmen sie in der Geschichte des großen mexicanischen Reiches ein? Schon im Jahre 1846 habe ich diesen Gegenstand in der ethnologischen Gesellschaft (zu New-York) berührt; jetzt will ich die Ergebnisse mittheilen, welche ich bei fortgesetzter Untersuchung des Gegenstandes seit jener Zeit gewonnen habe. Ich gebe sie als Winke für weitere Forschungen, welche vielleicht einige Beachtung finden. In die Einzelnheiten der Geschichte dieser Völker brauche ich nicht näher einzugehen; so weit sie uns wirklich historisch bekannt ist, wurde sie oftmals und in allgemein zugängigen Büchern erörtert. Ich weise nur darauf hin was die allgemeine Ueberlieferung sagt. Ihr zufolge kamen die Tolteken nach einer langen Wanderung von Norden her, in das Land Anahuac, unterwarfen dessen Bewohner, brachten ihnen höhere Gesittung, herrschten mehrere Jahrhunderte lang in dem von ihnen eroberten Lande, und zogen aus demselben wieder fort, nachdem sie von schweren Unfällen heimgesucht waren, durch welche ein großer Theil von ihnen zu Grunde ging. Nachdem einige Zeit verflossen war, kamen gleichfalls von Norden her die Chichimeken, ein zahlreiches und wildes Räubervolk, angeblich Millionen stark. Es gründete in dem verwüsteten Lande ein Reich, welches später in die Gewalt der Azteken oder Mexicaner fiel. Auch sie waren von Norden her nach Anahuac gekommen, und sind dieselben welche dort das mexicanische Reich bildeten, dem die spanischen Eroberer ein Ende machten.

Alle drei Völker also kamen, der Ueberlieferung und den historischen Hieroglyphen zufolge, nach weiten und langen Wanderungen, von Norden her. Die Tolteken sollten bei ihrem Auftreten in Anahuac schon einen hohen Grad von Gesittung gehabt, und die von ihnen bezwungenen Stämme civilisirt haben; dagegen werden die Chichimeken als wilde Jäger geschildert, die in dem eroberten Lande sich allmählich civilisirten. Die Azteken erscheinen als ein tapferes, verrätherisches Kriegervolk mit einer äußerst blutigen Götterverehrung. Alle drei Völker sollen ein und dieselbe Sprache

geredet haben, das Nahuatl oder Mexicaniſche, das ſogenannte Azteca.

Eine tiefer eingehende Prüfung ergibt, daß beinahe alle dieſe Angaben falſch ſind. Sobald wir uns nicht irre führen laſſen durch die ausſchweifenden Phantaſien der indianiſchen Ueberlieferungen, und ſobald wir die frommen Excentricitäten der ſpaniſchen Schriftſteller für das nehmen was ſie ſind, und die, rund heraus geſagt, Abgeſchmacktheiten einer angeblichen vergleichenden Archäologie — dann kommen wir zu durchaus andern Reſultaten Bernal Diaz berichtet, daß die Gelehrten in Spanien, als die erſten Indianer ihnen zu Geſicht kamen, die wunderlichſten Theorien über die Herkunft und Abſtammung dieſer aus einem fernen Erdtheile herübergebrachten Leute aufſtellten. Das iſt aber noch bis in die jüngſte Zeit hinein der Fall geweſen; die amerikaniſchen Studien ſind dadurch ungemein erſchwert und verwirrt worden; man hat das Einfache und Natürliche überſehen, iſt in die wilde Weite hineingeſchweift und hat alle denkbaren Möglichkeiten aufgeſtellt. Die Gelehrten ſahen den Wald vor Bäumen nicht, und dachten am allerwenigſten an eine einfache und natürliche Auflöſung des Räthſels. Sie vergaſſen völlig, daß die Bevölkerung Amerika's eine ureingeborne iſt, daß die „Indianer" Aborigines ſind. Von Anfang an waren die Gelehrten von einer förmlichen Wuth beſeſſen, die urthümliche Geſittung, welche die Eroberer auf der weſtlichen Seite des Globus fanden, gleichſam in apoſtoliſcher Nachfolge aus der öſtlichen Erdhalbe herzuleiten, und dieſe Krankheit iſt ſeit drei Jahrhunderten eine unheilbare geweſen. Dieſem gelehrten Irrſinn verdanken wir die phantaſtiſche Annahme einer vermeintlichen Wanderung, auf welcher Millionen Menſchen von Aſien nach Amerika hinüberkamen, und dann durch die eiſigen Wüſteneien der ruſſiſchen Beſitzungen, durch die Wälder von Oregen, die ſandigen Einöden von Utah und die ſaharagleichen Ebenen des nördlichen Mexico zogen. In dieſen Wüſten und Steppen ſollen dann die auf Wanderzügen begriffenen Millionen einige Städte gebaut haben, die ſogenannten Caſas grandes am Colorado, am Gila und in Chihuahua. Die Ruinen dieſer großen Gebäude ſind heute noch vorhanden. Wären die obigen Angaben richtig, ſo würde aus ihnen hervorgehen, daß die wandernden Aſiaten eine ſtarke Vorliebe für abſchreckende Wüſten gehabt hätten, während gegenwärtig alle Reiſenden ſich beeilen, um möglichſt raſch den Weg durch waſſerloſe und baumleere Flächen zurückzulegen, nicht aber mächtige Gebäude aufzuführen. Zum Glück haben die geographiſchen Entdeckungen der Neuzeit richtigern und verſtändigern Anſichten Bahn gebrochen, und heutzutage kann niemand mehr im Ernſt behaupten, daß Millionen Chichimeken ein Land durchwandert hätten, in welchem, nach dem Ausſpruche Kit Carſons, der es ſicherlich genau kennt, ſelbſt Wölfe verhungern müßten.

Das Dunkel, welches ſeither über der Bevölkerung und der Geſchichte des mexicaniſchen Reiches lag, iſt gleichfalls erſt in den letzten Jahren gelichtet worden, ſeitdem man angefangen hat den Maaßſtab einer beſonnenen Kritik an die Ueberlieferungen zu legen. Albert Gallatin gab in ſeiner Abhandlung über die halbciviliſirten Nationen Mexico's eine vortreffliche Ueberſicht der Traditionen, welche ſich auf Tolteken, Chichimeken und Azteken beziehen, unterſuchte ihre Wahrſcheinlichkeit und wies nach, wie wenig ſie auf Glaubwürdigkeit Anſpruch machen dürfte. Braſſeur de Bourbourg [1] hat den Verſuch gemacht, die geſchichtlichen Ueberlieferungen Centralamerika's mit den mexicaniſchen in Verbindung zu bringen, und darin liegt ohne Zweifel ein Fortſchritt auf der richtigen Bahn. Er hat nachgewieſen, daß die Tolteken von Süden nach Norden gewandert ſind, und daß Yucatan, Chiapas und Guatemala den Urſitz einer Civiliſation bildeten. Unglücklicherweiſe macht auch der franzöſiſche Abbé den Verſuch, dieſe Geſittung aus der alten Welt herzuleiten, ſtatt ſie als eine urthümliche aufzufaſſen.

Bourbourg betrachtet die Quichés von Guatemala und die Chichimeken als nahe verwandt; den Namen der letztern erklärt er als „Quiche Mecatl", d. h. Quiche-Bund oder Bündniß, Conföderation. Er nimmt vier Perioden des großen Chichimekenreiches an. Die erſte iſt die Chan-Quiche Periode, während welcher Votan und deſſen Nachfolger, die Votaniden eine — hebräiſche (!) Geſittung nach Yucatan und Chiapas verpflanzt hätten; 2) die Tulha-Ulmeca-Periode, während welcher die zweite Votan-Dynaſtie geherrſcht hätte: die Tolteken; 3) die Cholullan-Periode, in welche jene Dynaſtie verfällt und endlich verſchwindet; 4) die Guatemalteco-mexicaniſche Periode. Während derſelben wird das Quiche-Tultecareich von nordiſchen Barbaren überſchwemmt, und unter dieſen gewinnen die Mexicaner durch Grauſamkeit und Verrätherei eine ſolche Uebermacht, daß ſie ein mächtiges Reich gründen können, eben jenes welches die Spanier vorfanden.

In den Anſichten und Aufſtellungen des gelehrten Abbés ſcheint manches Richtige enthalten zu ſeyn; aber ſeine ganze Darſtellung und Beweisführung iſt viel zu ſehr mit etymologiſchen und mythologiſchen Abſchweifungen und Annahmen überladen, und man arbeitet ſich durch Bourbourgs Abhandlung nur eben ſo mühſam hindurch als durch die alten ſpaniſchen Hiſtoriadores. Niemand wird in Abrede ſtellen, daß der großen Menge phantaſtiſcher Ueberlieferungen auch Thatſachen zu Grunde liegen, die verſtändlich und begreifbar werden, ſobald man ſie willkürlicher oder traditioneller Zuthaten entkleidet. Schlägt man jedoch zu dieſem Zwecke den Weg der „vergleichenden Archäologie" ein, und läßt man den Wanderer bei jedem Schritte über weit hergeholte griechiſche, hebräiſche, ägyptiſche und phöniciſche Fragmente ſtraucheln, ſo wird er ſich gewiß nicht zurecht finden, und häufig kaum Luſt haben in einem ſolchen Labyrinthe weiter zu gehen. Ich glaube nicht, daß ein Herbeiziehen der Archäologie der alten Welt bei der Unterſuchung über amerikaniſche Antiquitäten in praktiſcher Hinſicht irgendwelchen Nutzen ſchaffen könnte. Selbſt angenommen die Neue Welt ſey den Völkern des öſtlichen Continents bekannt geweſen, ſo iſt doch nicht in Abrede zu ſtellen, daß die letztern Amerika ſo völlig aus dem Geſicht verloren, ſo ohne allen Zuſammenhang mit demſelben geweſen ſind, daß ſie ſelber nichts mehr davon wußten, und daß der neue Erdtheil ihnen gänzlich unbekannt war, als er von Europa aus entdeckt wurde. Was kann es unter ſolchen Umſtänden frommen, ſich an eine Abſtammung zu klammern, für welche gar kein Beweis vorliegt, und die jedenfalls da wie hier gründlich in Ver-

[1] Lettres pour servir d'introduction à l'histoire primitive des nations civilisées de l'Amériques septentrionale, adressées à Monsieur le duc de Valmy. Mexico 1851. 4. Es iſt eine ſpaniſche, vielfach ungenaue Ueberſetzung beigefügt. Der Hauptſache nach ſind dieſe Briefe in Andree's Weſtland, Bremen 1852, deutſch mitgetheilt worden. A.

geſſenheit gerathen war? Wozu ſoll das Umherjagen unter Millionen Thatſachen, um möglicherweiſe einige dürftige Analogien zu erhaſchen, die dennoch von keinerlei eigentlicher Bedeutung ſind? Der amerikaniſche Continent reicht ohne Zweifel in all und jeder Beziehung vollkommen aus, und iſt ganz danach angethan, um ſeine eigene und eigenthümliche Archäologie zu haben. Die Gegenſtände, welche er dem archäologiſchen Studium darbietet, ſtehen an Intereſſe hinter jenen der alten Welt nicht zurück, ſobald wir ſie nur mit amerikaniſchem Blick anſehen und nicht durch die Schaugläſer literariſchen Vorurtheils und der Archäologie der öſtlichen Welt betrachten. Es wird für uns in Amerika die Aufgabe ſeyn, zuvor alle Materialien für unſere eigene amerikaniſche Archäologie zu ſammeln, ſie zuſammenzuſtellen, mit Kritik zu ſichten, und uns dabei an die Regeln und Weiſungen zu halten, welche die natürliche Geſchichte der Menſchheit, ihr ganzer Entwicklungsgang an die Hand gibt. Dieſe ſind für alle Zeiten und Völker ſo ziemlich dieſelben, mit nicht erheblichen Abweichungen.

Dieſes vorausgeſchickt, gehe ich näher in die oben aufgeſtellte Frage ein. Es kann nicht im mindeſten zweifelhaft ſeyn daß ſo herrliche und fruchtbare Lande wie Centralamerika und Mexico eine zahlreiche und eingeborne Bevölkerung gehabt haben, die im Gange der Zeit verſchiedene Stufen menſchlicher, religiöſer und politiſcher Entwickelung durchmachte, bevor ſich große Staaten bildeten und ehe ein kühner Jäger, ein großer und glücklicher Krieger oder ein kluger Prieſter Dynaſtien mit erblicher Nachfolge gründeten. Das Leben und Seyn der Menſchen in einem noch mehr oder weniger primitiven Zuſtande fällt jedoch nur ſelten in das Bereich der eigentlichen Geſchichte. Sie nimmt davon wenig Notiz und berichtet mehr nur von Bewegungen, Streitigkeiten, Kriegen und Eroberungen. Das ruhige Leben der bei weitem überwiegenden Mehrzahl bleibt unerwähnt und wird vergeſſen. Was nun insbeſondere Mexico anbelangt, ſo finden wir in allen Epochen ſeiner traditionellen Geſchichte eine uneingeborne Bevölkerung, die den Boden oder den Hintergrund bildet, auf welchem die eindringenden Eroberer und Unterdrücker erſcheinen. Von dieſen iſt immer die Rede, ſie werden Heroen, und in weiterer Steigerung durch die Ueberlieferung Rieſen, Halbgötter und zuletzt auch wohl Götter; die Maſſe des Volks wird vergeſſen.

Unter der eingebornen Bevölkerung Mexico's und Mittelamerika's ragen insbeſondere zwei Nationen hervor; in dem erſtern die Nahuatl und in letztern die Quiche. Beide treten in verſchiedenen Stämmen auf, reden Sprachen die zwar in manchen Ausdrücken verſchieden ſind, aber doch deutlich erkennen laſſen daß ſie ein und demſelben Grundgebäude angehören. In einem frühern Vortrage wies ich auf die Eigenthümlichkeit hin, daß in den amerikaniſchen Sprachen ſo oft willkürliche und eigenſinnige Veränderungen und Umwandelungen ſich wahrnehmen laſſen. Sie kommt beſonders unter den Wanderſtämmen vor, bei welchen ſie allgemein war, auch läßt ſie ſich leicht erklären. Doch wird der allgemeine Charakter dieſer Sprachen dadurch nicht erheblich beeinträchtigt oder verändert, und man findet ohne Mühe daß ſie ein und derſelben Familie angehören. Die Maya-, Quiche- und Tzendalſprache laſſen bald ihre Verwandtſchaft erkennen, ſie wurden (und werden noch) im heutigen Yucatan, Guatemala und Chiapas geredet. Die Maya war wohl am meiſten ausgebildet, und mit ihr haben ſich die Spanier am meiſten beſchäftigt. Alle dieſe Sprachen zeigen das Gepräge eines hohen Alterthums; und nicht bloß daraus allein, ſondern auch aus anderen Gründen können wir den Schluß ziehen, daß die Geſittung in Mittelamerika die ältere war, und daß, wie gewöhnlich, auch auf dem amerikaniſchen Continent ihr Gang ſich von Süden nach Norden bewegte. Unter dem warmen Himmel Mittelamerika's reiften ſich die Früchte der Civiliſation früher als in dem nördlicher liegenden Mexico, das aber ſeinerſeits, nachdem die Geſittung ſich einmal bewurzelt hatte, kräftiger emporwuchs und der mächtigere Theil wurde.

In die Einzelnheiten über die traditionelle Geſchichte der erſten Quicheſürſten brauche ich hier nicht näher einzugehen. Man bezeichnet ſie gewöhnlich als Votaniden, und manche Schriftſteller haben Berge von Unſinn aufgehäuft, um den Urſprung derſelben in der alten Welt finden zu können. In dieſen Votaniden, den einflußreichſten Kriegern des Quichevolkes, ſcheinen die Tolteken angehört zu haben, welche in der alten mexikaniſchen Geſchichte eine ſo große Rolle ſpielen.

Braſſeur de Bourbourg hat überzeugend nachgewieſen daß die Wanderung der Tolteken oder Tulteken im Süden begann, daß ſie höchſt wahrſcheinlich von Tulha ausging, das dort lag wo wir jetzt Ocoſingo finden. Vielleicht haben die Gebieter, Herren oder Caziken dieſer Stadt zu dem Stamme oder der Familie Tul gehört, deſſen ſpätere Angehörige als Tutuls (Xiuh und Colex) bekannt ſind. Ohne Zweifel waren ſie einer der Adelsſtämme unter den Quiches, und wenn wir der Sage welche der Codex Gondra erzählt, und welche Bourbourg in ſeinem zweiten Briefe mittheilt, Glauben beimeſſen dürfen, ſo lag die Veranlaſſung zu ihrem Bezuge von Tulha darin, daß die Ermordung des letzten Herrſchers der regierenden Dynaſtie, der noch minderjährig war, einen Volksaufſtand zur Folge hatte. Sie verließen Tulha in zwei verſchiedenen Abtheilungen; die eine zog fort unter Xelhua nach dem Lande Nonohual, die andere ging einige Jahre ſpäter aus Tulha weg, angeführt von Ieyxcohuatl, der nach dem Tode des minderjährigen Fürſten die Regierung an ſich geriſſen hatte, ſich aber nicht behaupten konnte. Er ſoll mit ſeinem Gefolge nach Anahuac ausgewandert ſeyn, wo er die Ulmecas und Xicalancos und das Tul-, oder nach der Nahuatlfiction das Tulteca-Reich gründete.

Beide Häuptlinge, Xelhua und Ieyxcohuatl, zogen mit ihren Anhängern von Tulha fort. Aus allen Ueberlieferungen und hieroglyphiſchen Gemälden kann man abnehmen, daß die Schaar Ieyxcohuatl's anfangs einen Theil ihrer Reiſe zu Waſſer machte. Dann gelangten ſie an eine Stätte die nordöſtlich vom Thale Mexico's liegt, und kam von dort nach dem Orte wo ſie ſich niederließen. Es iſt klar daß die Wanderung dieſer Häuptlinge gen Norden nach ihnen unbekannten Gegenden ging, nicht nach Süden hin, wo das Gebot ihrer früheren Gebieter galt. Der Theil der Reiſe welchen ſie zu Waſſer zurücklegten, geſchah wohl auf Flüſſen welche ſich in den mexikaniſchen Meerbuſen ergießen; ſehr wahrſcheinlich auch auf der Lagune von Tampico (oder Tamiagua), wo ſie zuerſt Halt gemacht zu haben ſcheinen, und wo ſie ſpäter an dem Strome aufwärts gegangen ſeyn mögen der Tula heißt, und in ſeinem untern Theile dort wo er ſich in den Panuco ergießt, Rio Moctezuma genannt wird. Dort fanden ſie Stämme welche die Nahuatlſprache redeten, und da die Ueberlieferung ausdrücklich ſagt, daß ſie ſelber

ihre Sprache wechſelten, ſo können wir es für ſicher annehmen daß die Tutulxiuhs, als ſie in Anahuac ankamen, das Nahuatl ſich aneigneten. Sie waren in den Künſten des Friedens bewandert, unterwieſen in ihnen die Stämme welche ſie vorfanden, und erlangten unter denſelben Einfluß und Uebergewicht. Wir wiſſen nicht genau wo Nonohualco (offenbar das Nonoval der Mayachronik und Lizanas Nohnial) lag, wir haben es aber in den ſüdöſtlichen Provinzen Mexico's zu ſuchen. Die Tutuls welche unter Xelhua von Tulha ausgewandert waren, zogen nämlich nach Nonohualco, und wirkten dort in ähnlicher Weiſe wie die Schaar Ixtzcohuatls auf die Landeseingebornen ein. Denn wir finden bald nachher die Völker von Anahuac unter der Herrſchaft der Tutuls oder Tulteken, die Quichemecatl oder Chichimecatl hießen, weil ſie mit den Quiches verwandt waren. Ihr Chichimecatlreich iſt nichts anderes als eine Herrſchaft der verbündeten Quiches. Dieſe Etymologie des Namens Chichimeca erſcheint als die natürlichſte und iſt jedenfalls den ſehr gezwungenen Ableitungen von Techichinauy, Chichen, Chichi oder Chichimi vorzuziehen, die wir bei Torquemada, Alva, Betancourt und jüngſt auch bei Buſchmann finden.[1] Das Wort Chichimecatl in ſeiner allgemeinen Bedeutung bezeichnete nicht etwa einen Stamm oder ein Volk mit beſonderer Sprache, denn die Nahuatlſtämme, die Otomiten und die wilden Stämme im Norden, wurden gleichfalls mit unter dieſer Benennung begriffen ſobald ſie den Tulteken unterworfen waren, und die wenigen Indianer welche auch jetzt noch in einigen Theilen der mexikaniſchen Republik, z. B. in Queretaro, San Luis Potoſi, Guanaxuato und Michoacan, Chichimecas genannt werden, haben keine Spur gemeinſamer Abſtammung oder Sprache aufzuweiſen. Außerdem finden wir, daß das alte Quichereich, zu derſelben Zeit da das Chichimecareich gegründet wurde, die Benennung Nimaquiche oder Großquiche führte, ein comparativer Ausdruck, der keinen Sinn hätte, wenn neben demſelben nicht noch ein anderes Reich vorhanden geweſen wäre.

Endlich muß noch erwähnt werden daß der mexikaniſche Codex Gondra die mit zwei Gefolgſchaaren von Tulha ausgewanderten Häuptlinge Chichimeken nennt, zum Zeichen daß ſie mit der Quichefamilie verwandt geweſen ſeyen. Dieſes Quichemecatlreich unter den Tulhahäuptlingen oder Tutu'xiuh, wurde bald mächtiger als das alte Stammreich. Die Tradition erzählt, es ſey ſo ungemein ſtark bevölkert geweſen daß im Thal von Mexico jeder Fleck Landes bebaut war, und die Fürſten weit und breit ihre Herrſchaft ausdehnten. Dieſe letztere mag für die unterworfenen Völker keine ſanfte geweſen ſeyn. Das alte Syſtem einer Unterſcheidung in drei Adelsclaſſen und in Leibeigene das im Quichereiche galt, wird auch im Tultekenreiche nicht gefehlt haben, und mag am Ende eine Haupturſache der Unzufriedenheit und der Aufſtände geweſen ſeyn, welche in Folge von Hungersnoth und Dürre zum Ausbruch kamen. Die übermüthigen Herrſcher wurden beſiegt und flohen ſammt ihren Anhängern nach verſchiedenen Richtungen hin aus dem Lande.

Man darf wohl annehmen daß ein ſo mächtiges Reich wie jenes der Tulhahäuptlinge, das, gleich den übrigen amerikaniſchen Regierungen, ſich auf die breite Grundlage einer Feudalariſtokratie ſtützte, nicht in einer kurzen Spanne Zeit über den Haufen geworfen werfen konnte; es mögen Jahre verfloſſen ſeyn ehe der innere Kampf zwiſchen den Herrſchern und den Unterdrückern zu Ende gefochten war. Man wird es ferner glaubhaft finden daß die armen Maceguals oder Mayaques, die Leibeigenen, Unterſtützung von den wilderen Stämmen im Norden erhielten, gleichviel ob ſie dieſelben ausdrücklich um Hülfe erſuchten oder ob dieſe aus freien Stücken kamen, als ſie ſahen daß das mächtige Reich, von welchem auch ſie in gewiſſer Weiſe abhängig oder doch berührt waren, ſich der Zerrüttung preisgegeben ſah, und daß ſie aus dieſen Wirren Nutzen ziehen konnten. Das waren, meiner Anſicht zufolge, Urſache und Gegenſtand jener großen Bewegung welche in der Ueberlieferung als die große Chichimekenwanderung bezeichnet wird. Sie war ſicherlich die erſte große Erhebung der unterdrückten Volksmaſſen welche in der Geſchichte von Mexico und Mittelamerika vorkommt. Aus allem was die Tradition in Betreff dieſer Bewegungen überliefert hat, ſcheint ſich zu ergeben, daß auch an die unteren Claſſen im Reiche der Tulteken die Reihe kam; und die angebliche Herkunft der Chichimeken von Xolotl weiſt deutlich auf ihre frühere Tage und Stellung hin, und auf die Elemente um welche es ſich handelt. Xolotl iſt der Held welcher in die Hölle ging, als ſeine Brüder, Söhne der Luft, Diener nöthig hatten. Er brachte einen Knochen herauf der zerbrochen und mit Blut beſprengt wurde, daraus entſtanden dann die Diener oder Leibeigene. Dieſe Sage von Xolotl hat ſicherlich eine tiefere Bedeutung, und zeigt das Emporkommen und den Fortſchritt der unterdrückten Volksmenge in einem bisher faſt ganz unbeachtet gebliebenen ſymboliſchen Lichte. Was aus dem von der Hölle heraufgeholten mit Blut beſprengten Knochen entſteht, iſt leibeigen, iſt Sklav, das will ſagen: die wilden Stämme wurden durch blutige Unterdrückung gebändigt; ſie befanden ſich in der Finſterniß eines rohen Zuſtandes, und es gebrach ihnen an Licht, allerdings nicht ſowohl für ihr eigenes Wohlergehen als für den Nutzen ihrer Unterdrücker. Aber, ſo heißt es in der Sage, ihre Augen konnten durch dieſes Licht nur geöffnet werden, wenn ſie endlich von der Unterdrückung ihrer Gebieter erlöst wurden. Das Orakel deutete alſo den Heroen an, daß ſie alle untergehen würden ſobald das Licht erſcheine. Und ſo geſchah es auch, aber bevor ſie zu Grunde gingen, vermachten ſie ihre Kleider ihren Leibeigenen. Dieſe nahmen nun die Stelle ihrer bisherigen Dränger ein, die königliche Krone und der Purpur gingen auf ſie über, und die früher wilden und unterdrückten chichimekiſchen Sklaven beſtiegen den Thron ihrer ehemaligen Gebieter. Dieſe ganze Erklärung iſt durchaus einfach und natürlich.

Alles deutet auf den niedrigen Urſprung, auf die geringe Abkunft der Chichimeken hin, insbeſondere thun es auch die Sagen welche wir über Xolotl haben. Als er vom Luftgott verfolgt wurde verwandelte er ſich in die gemeine Nahrung des Volkes, nämlich in Mais (Xololl), in Maguey (Mexolotl) und in einen Fiſch (Axololl); am Ende wurde er aber doch bezwungen. Den niedrigen Urſprung bezeichnet die Sage als Chicomoſtoc oder die Sieben Höhlen. Als Höhlen wurden die Wohnungen der Leibeigenen oder gewöhnlichen Arbeiter bezeichnet, die auf dem Lande aus Rohr und Blät-

[1] Sollte Tezozomoc (Hiſtoire du Mex. I, 2) Unrecht haben, wenn er ſagt, man hätte die aztekiſche Nation ehemals Mexica Chichimeca genannt, ce qui veut dire Mexicains sauvages? Tezozomoc, der am Ende des 16ten Jahrhunderts ſchrieb und Nachkomme eines Vaſallenfürſten des aztekiſchen Reiches war, konnte ſich nicht wohl täuſchen. Uebrigens ſtimmt ſeine Bemerkung vortrefflich zu dem, was Hr. Hermann F. Ludwig über die Univerſalität des chichimekiſchen Namens ſagt. D. Red.

tern gemacht wurden, in den Städten aber im unterſten Geſchoß jener eigenthümlichen mexikaniſchen Gebäude lagen, wie wir ſie noch im Lande der Moquis finden. In ihrem ganzen Anblick prägt ſich ſchon die Idee des Feudalismus aus, den man im Mittelalter ſo oft mit einem pyramidalen Bau verglichen hat, deſſen Spitze der Oberlehensherr inne habe. Auch in jenen Gebäuden wohnte der Herrſcher und Herr in der Höhe, und ſeine Vaſallen hauſeten nach Abſtufungen tiefer unter ihm, ſo daß die Leibeigenen das tiefe und dumpfe Erdgeſchoß inne hatten. In den nördlichen Provinzen in welchen die Geſellſchaft ein mehr gleichheitliches Gepräge trug, wurden die Stadtviertel als Höhlen bezeichnet, und Vasquez Coronado fand das berühmte Cibola in ſieben Höhlen oder Gemeinden eingetheilt. [1]

Daß die Bewegungen der Chichimeken eine wirklich volksthümliche war und von den untern Claſſen ausging, ergibt ſich nicht nur aus dem oben Bemerkten, ſondern auch daraus daß die Sage ſie in ungeheuren Maſſen wandern läßt. In keiner andern Tradition werden Männer, Weiber und Kinder der großen Volksmenge erwähnt, ſie legt auf die Millionen nicht ſo viel Werth als auf einen Abkömmling aus dem Adel, für welchen die Maſſen nur als Zubehör erſcheinen, als Hintergrund, auf welchem ſich der Feudalherr deſto ſtattlicher abhebt. Die Erhebung der Chichimeken warf nun alles über den Haufen und durcheinander, ihr gegenüber konnte der Adel nicht Stand halten. Nun werden auch die Volksmaſſen von der Sage erwähnt, beſonders nachdem ſogar der Thron der früheren Gebieter ihnen zugefallen war. Man darf dabei nicht überſehen daß die neue Dynaſtie ihren volksthümlichen Urſprung auch durch ihre Benennung der chichimekiſchen bethätigt. Statt der frühern Familienbenennung Tul oder Tutul konnte füglich auch wohl kein anderer an deſſen Stelle geſetzt werden. Eine Hauptrolle in der neuen volksthümlichen Regierung ſpielten ohne Zweifel die Otomis, als die nächſten Gränznachbarn der Nahuatlacas; trotzdem behielt aber das Volk den Collectivnamen ſeiner frühern Zwingherren, und zog ihn den Namen der einzelnen Stämme und Völker vor, aus welchen das neue Chichimekenreich zuſammengeſetzt war.

Daß die Chichimeken als ſolche keine beſondere Sprache hatten, iſt ſchon erwähnt worden. Die Tolteken, welche zuerſt das Land Anahuac unterwarfen, nahmen die Nahuatlſprache (welche ſie vorfanden) an, und dehnten ihre Herrſchaft über die umwohnenden, auf niedrigerer Entwickelungsſtufe befindlichen Völker aus, insbeſondere auch über die Otomis. Während der von den Macegnals ausgegangenen Umwälzung kamen, wie ſchon bemerkt, die nördlichen Stämme nach dem eigentlichen Mexico herab. Jeder von ihnen gebrauchte ſeine beſondere Sprache, daraus ergaben ſich jedoch ſo vielfache Uebelſtände, daß die Annahme einer officiellen Staatsſprache nothwendig wurde, ſobald in Anahuac die Staatsverhältniſſe wieder geregelt waren. Der Kaiſer Teohetlaletzin, Sohn Quinantzins, befahl demnach daß alle Beamten ſich der Nahuatlſprache bedienen ſollten, ſie war ſchon unter den toltekiſchen Herrſchern Staatsſprache geweſen, und wurde allgemein nicht nur für geographiſche Bezeichnungen gebraucht, ſondern ſie war auch unentbehrlich zur Erklärung der nahuatlakiſchen Hieroglyphen und der Bilderſchrift. Ixtlilchochitl bemerkt, daß dieſer Befehl leicht ausgeführt werden konnte, beſonders wegen des vielfachen Verkehrs und der engen Verbindung zwiſchen den Chichimeken und den frühern Bewohnern von Anahuac, welche er Tulteken nennt. Aus dieſen Thatſachen ergibt ſich deutlich weßhalb Tulteken und Chichimeken eine und dieſelbe Sprache redeten, nämlich eben das Nahuatl. Die Völker deren eigenthümliche Sprache daſſelbe war, wohnten in Anahuac und waren zahlreich und bedeutend genug um dieſelbe unter der Tutulxiuhdynaſtie zu behaupten. Dieſe Herrſcher und ihre Gefolgſchaft nahmen ſogar aus Staatsklugheit das Nahuatl an ſtatt ihrer altheimathlichen Sprache, des Quiche. Und gleichermaßen blieb das Nahuatl Staatsſprache unter den Otomihäuptlingen, welche nach dem Sturze der Tultekenherrſchaft den kaiſerlichen Thron einnahmen.

(Schluß folgt.)

[1] Dieſe ganze Annahme ſcheint mir mehr als gewagt. Zwiſchen den Moquis nördlich vom Gila und den Völkern in Anahuac läßt ſich auch nicht die mindeſte Analogie auffinden. Die Pueblos im ſogenannten Neu-Mexico, am Rio Grande del Norte und überhaupt in den nördlichen Oaſen, bauten und bauen zum Theil heute noch ihre Dörfer als große Häuſerblöcke, ſo daß der ganze Stamm gleichſam eine große Familie, unter ein und demſelben Dache wohnt, und von denſelben aus Schlamm aufgeführten Mauern umſchloſſen iſt. Auf dieſe Weiſe laſſen ſich die Caſas Grandes am beſten gegen die nordamerikaniſchen Tyrannen, die Stämme der Wüſte, vertheidigen. Bei den Pueblosindianern bildet das untere Geſchoß, der Kellerraum, die Eſtufa, das Berathungszimmer der Männer, welches die Weiber nicht betreten durften. Chicomoztoc, las sieta cuevas, die 7 Höhlen, bedeuten überhaupt nur den dunkeln, unbekannten Urſprung oder die niedrige Abkunft im Allgemeinen, über welche ſich im Laufe der Zeit ein Mythus bildete, deſſen eigenthümliche Bedeutung ſelbſt den Indianern abhanden gekommen war. Wir ſehen das aus einer Angabe Sahagunds: er ſagt in der Einleitung zu ſeiner allgemeinen Geſchichte Neuſpaniens: Del origen de esta gente (der Chichimecas) le relacion que dan los Vregreves (será los Veveique ó mas bien los Huehuetque, ancianos) es que por el mar vinieron algunos vasos, *de manera que no se sabe como eran labrados*. sinoque se conjetura por una fama que hay, que tienen todos estos naturales, que salieron de siete cuevas, que estas siete cuevas son los *siete naviós* ó galeras en que vinieron los primeros pobladores de esta tierra: auch die ſieben Schiffe die über See gekommen ſeyn ſollen ſind natürlich mythiſch. A.

Rückblicke.

A. Deutſchland.

Man ſucht gewöhnlich die Politik Preußens in den jetzigen europäiſchen Händeln, namentlich ſeine Scheu vor einem Bruche mit Rußland der Verſchwägerung der ruſſiſchen und preußiſchen Monarchen zuzuſchreiben. Man verwechſelt aber auf dieſe Art nur die Wirkung mit der Urſache. Denn es ſind nicht die Familienverbindungen zweier Höfe, welche eine Gemeinſchaft der Intereſſen erzeugen. Wo hiſtoriſche Gegenſätze zwei Staaten trennen, da werden Verſchwägerungen politiſch unproductiv bleiben. So konnte die Verbindung Napoleons mit Marie Louiſe 1813 nicht die Kriegserklärung Oeſterreichs an Frankreich verhindern. Es iſt vielmehr die Gemeinſamkeit der Intereſſen, welche zu Familienverbindungen geneigt macht. In Bezug auf Rußland und Preußen offenbarte ſich jene Gemein-

samkeit hinlänglich in den Jahren 1806 und 1807, 1813 bis 1815. Wir haben schon bemerkt, daß bei den Streitigkeiten über die Theilung Sachsens Preußen und Rußland fest vereint den andern drei Mächten gegenüber standen. Sollte je wieder eine Gelegenheit für Preußen eintreten, Gebiete in Deutschland zu erwerben, so würden ihm von jeder andern Großmacht mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, als von Rußland. Auch sind die Gegensätze zwischen Preußen und Rußland nicht so schroff als zwischen dieser Macht und Oesterreich. Preußen hat nur eine geringe slavische Bevölkerung, es braucht also in Rußland nicht die slavische Großmacht zu fürchten. Preußen ist nicht wie Oesterreich ein wesentlich katholischer Staat, es hat also weniger von der Ausbreitung der griechischen Kirche zu fürchten, es hat keinen drängenden Beruf dem Kaiser Nikolaus die Gräcisirung Polens vorzuwerfen, oder ihn der Katholikenverfolgung anzuklagen. Rußland hat gegen den Nordwesten zu die ethnographischen Gränzen seiner Machterweiterung ziemlich erreicht, während im Südosten das russische und österreichische Wachsthum sich gegenseitig ausschließen. Preußen hätte als Gränznachbar Frankreichs keinen Gewinn davon, wenn es jemals gelingen könnte Rußland aus der Reihe der Großmächte hinwegzustreichen. Nur wenn Preußen eine baltische Seemacht gründete oder eine Art Suprematie über die skandinavischen Länder erwerben hätte, würden unversöhnliche Gegensätze es von Rußland trennen. Eine solche Gestaltung der Dinge haben aber die Seemächte im Bündniß mit Rußland fürs erste verkümmert. So hat denn Preußen in dem jetzigen europäischen Kriege nur allgemeine Interessen zu verfolgen, es hat weder, wie Oestereich, eine räumlich erweiterte Nachbarschaft mit Rußland zu bekämpfen, noch, wie die Westmächte, eine Seeherrschaft in südlichen Meeren zu vertheidigen, sondern nur eine Störung der politischen Symmetrie in Europa durch Rußland zu verhindern. Der Rang jeder Großmacht hängt von der Stärke der übrigen Mächte ab, jeder Zuwachs der einen wird zum (relativen) Verlust der übrigen. Rußland, die stärkste Macht des Festlandes, sitzt an zwei innern Meeren unsers Welttheiles, es muß also den Drang fühlen sich dem Ocean zu nähern oder wenigstens die hydrographischen Organe zu einer lebendigen Verbindung mit der atlantischen und mediterraneischen Welt zu besitzen. Rußlands Politik gegen die Türkei ist eine Lehre für die Staaten des baltischen Ufers. Eine Ausdehnung bis zum Mund der Dardanellen gestatten, hieße Rußland zur Bemächtigung des Sundes ermuntern. Preußen muß aber um so mehr den Beruf fühlen Rußlands orientalische Anschläge zu vereiteln, als kürzlich erst das Petersburger Cabinet durch das Londoner Protokoll außerordentliche Erfolge in der baltischen Politik errungen hatte. In diesem Sinne war die Aufgabe Preußens ziemlich klar. Es durfte Oesterreich nur in seinen Anstrengungen zur Erlösung der Donaufürstenthümer aus der russischen Vasallenschaft freie Bewegung verstatten. Dadurch wurde nicht nur dem russischen Wachsthum eine südöstliche Gränze gesetzt, sondern es entwickelten sich auch zwischen Oesterreich und Rußland die Widersprüche so lebhaft, daß Preußen eine außerordentlich günstige Mittelstellung zwischen beiden Mächten gewann, und Gelegenheit fand Oesterreich ganz besondere Verpflichtungen aufzulegen. Durch das Aprilbündniß und die kürzlichen Zusatzartikel ist Preußen dieser Politik genau gefolgt, ganz abgesehen davon, daß es als deutsche Macht die Verpflichtung hatte bei einem Angriffe Rußlands auf deutsche Gebiete Oesterreichs diesen Staat zu schützen.

Es läßt sich auch nachweisen daß die jetzige Politik Preußens nicht gegen die historischen Traditionen verstößt. Die diplomatische Geschichte der abortiven Allianz Preußens mit der Türkei, welche mit dem Reichenbacher Vertrage (Juli 1790) endete, ist kürzlich von einem ausgezeichneten deutschen Geschichtschreiber durch Benützung bisher unbekannter Urkunden beruhigend aufgehellt worden.[1] Preußens damaliger Beruf liegt in den Worten eines seiner talentvollen Staatsmänner. „Von zwei stolzen und mächtigen Reichen umschlossen, die immer weiter zu greifen bedacht sind — von Reichen, deren jedes für sich, Preußen an Macht und Größe überwiegt, befindet sich dieser Staat stets in einer bedenklichen und sorgenvollen Krisis, und muß alle seine Kräfte anstrengen um sich in Würde und Ansehen zu erhalten. Eine beständige Anspannung der zweckmäßigsten Mittel ist ihm durchaus nothwendig, denn jede selbst unbedeutend scheinende Erschlaffung kann für diesen Staat von den nachtheiligsten Folgen seyn.“ „Es ist daher,“ schloß Graf Goltz, „zu Preußens Sicherheit höchst nothwendig, eine jede günstige Gelegenheit wahrzunehmen, wo es sich auf Kosten seiner überlegenen Nachbarn vergrößern kann, um zu den Kräften dieser selbst in das nöthige Gleichgewicht zu kommen.“ Damals saß Katharina auf dem russischen, Joseph II auf dem österreichischen Thron, und beide Mächte hatten einen Beutevertrag zur Zerstückelung der Türkei geschlossen. Preußen und Oesterreich trennten damals die härtesten politischen Gegensätze, die in Europa gefunden werden konnten. Eine russisch-österreichische Allianz und eine Machterweiterung beider Rivalen war für Preußen eine drohende Gefahr. Wenn sich der Berliner Hof damals von seinen Gesandten in Konstantinopel hätte leiten lassen, so wäre er rasch in ein Bündniß mit der Türkei gesprungen. Man hat die Rathschläge des Baron Dietz aus den Jahren 1787 bis 1788 benutzt, um Preußen in neuerer Zeit an seine orientalischen Traditionen zu mahnen, allein die Gesandten sehen immer die europäische Lage an, wie sie örtlich wohl erscheinen mag. Die wahren Interessen der Staaten aber werden immer nur am Sitze der Cabinette verstanden werden, und deßhalb mag es mitunter geschehen, daß die Politik des Cabinets und das Betragen der Gesandten am dritten Ort sich zu widersprechen scheinen. Wenn man daher zum Verständniß der damaligen Berliner Politik gelangen will, so darf man sich nur an Graf Hertzbergs Aeußerungen halten. Dieser Staatsmann war geneigt, Rußland die Krim, Oczakow und Bessarabien, Oesterreich aber die Donaufürstenthümer zu überlassen, wenn nur die Pforte, als der verlierende Theil, dafür Oesterreich zu Abtretung galizischer Theile an Polen nöthigen, und Polen für diese Bereicherung Thorn und Danzig Preußen überlassen wollte. Dieses Tausch- und Schenkgeschäft glaubte Preußen sich dadurch zu sichern, daß es zu Gunsten der Pforte eine Allianz simulirte und durch Truppenaufstellung in Schlesien Oesterreich zur Zersplitterung seiner Kräfte nöthigte. Oesterreich aber sollte zur Abtretung galizischer Antheile und zur Einwilligung in die Cession von Thorn und Danzig durch das Motiv vermocht werden, daß Preußen durch einen Neutralitätsbruch Oesterreichs verwickelte Lage nicht verschlimmert hatte. Es ist bekannt, auf welche Art dieser Plan durch die türki-

[1] Vgl. Häuffer, deutsche Geschichte. Erster Theil S. 287—340.

ſche Schlauheit und durch levantiniſche Mittel vereitelt wurde. Der preußiſche Geſandte ließ ſich, nicht ohne Entſchuldigung, zum Abſchluß einer Allianz mit der Pforte zwar hinreißen, allein er hatte damit ſo wenig im Sinne des Cabinets gehandelt, daß er ſogleich abberufen wurde. Die damalige Politik Preußens gewährt nur dürftige Elemente zur Erklärung ſeines jetzigen Verhaltens, weil ſich die Situationen völlig geändert haben. Preußen hat in Oeſterreich nicht mehr die Rache eines Staates zu fürchten, dem es Schleſien entriſſen, Oeſterreich befindet ſich nicht in einem angreifenden Bündniß mit Rußland gegen die Türkei, ſondern in einem Bündniß mit der Pforte gegen Rußland. Aber das Eine ergibt ſich doch klar aus dem damaligen Verhalten des Berliner Cabinets: Preußen darf eine Machtvergrößerung weder Rußlands noch Oeſterreichs auf Unkoſten der Türkei geſtatten, wenn nicht gleichzeitig durch Aequivalente für Preußen die alte Symmetrie der Machtverhältniſſe unter den drei Staaten wieder hergeſtellt würde.

In einer andern Lage befand ſich Preußen in den Jahren 1828 bis 29. Oeſterreich war der einzige Staat, welcher damals Rußland zwang, die beſſere Hälfte ſeiner Heereskräfte für etwaige europäiſche Verwicklungen aufzuſparen und ſie nicht gegen die Türkei zu verwenden. Die Seemächte nahmen ſich ſehr ſpät der Pforte wieder an, und erſt als Diebitſch den Balkan überſchritten und Adrianopel bedrohte, war Ausſicht auf eine Tripelallianz der drei großen Mächte gegen Rußland vorhanden. Wir wiſſen nicht, ob die ruſſiſchen Geſandten in Paris ihren Souverän genau unterrichteten, als ſie im Beginn des Jahres 1829 ſchrieben, Preußen werde ſich bei der erſten feindlichen Bewegung Oeſterreichs auf Rußlands Seite ſchlagen. Es war dieß wohl nur ein loyaler Optimismus, denn in Berlin mißbilligte man das Verfahren des Kaiſers Nikolaus ſehr entſchieden. „Der König, verſicherte Hr. v. Müffling, hatte immer die Idee gehabt, daß der Kaiſer den Krieg gegen die Pforte hätte vermeiden können und vermeiden ſollen. Nach dieſer Anſicht war dem König der ganze Krieg widerwärtig, er ſah Unglück voraus, und wünſchte, daß der Kaiſer ihn auf eine gute Art los werden könnte.“ In Berlin wußte man ſchon im Frühjahr 1829, daß Diebitſch über den Balkan gehen würde. Standen die Ruſſen dann auf den Straßen nach Konſtantinopel, wurde die türkiſche Armee in einer Schlacht beſiegt, die Pforte aber trotz ihrer Hülfloſigkeit nicht zum Frieden bewogen, ſo mußte damals eintreten was jetzt vor unſern Augen geſchieht: das Schickſal der Osmanenherrſchaft wurde zum Anlaß eines europäiſchen Krieges, eines Krieges aller weſtlichen Staaten gegen die ruſſiſche Univerſalherrſchaft. Preußen durfte ſich damals, ſo wenig als jetzt, für Rußland erklären, es blieb ihm nur übrig, entweder ſich an die Feinde Rußlands wider Willen anzuſchließen, oder die unfruchtbare und drückende Rolle der Neutralität zu behaupten, das heißt: beide kriegführende Theile gegen ſich zu ſtimmen. Man kennt nun die Geſchichte der damaligen preußiſchen Vermittlung ziemlich vollſtändig aus den Mittheilungen des Freiherrn v. Müffling. [1] Der König von Preußen hatte abſichtlich einen hohen Officier zur Sendung nach Konſtantinopel gewählt, damit er den Siegestaumel der Türken ernüchtern und den Pfortenminiſtern die Erſchöpfung ihrer Widerſtandsmittel faßlich machen ſollte. Das einzige Hinderniß des Friedens beſtand damals in dem Hochmuth der Türken, die ſeit dem Ausbruch der Peſt in Diebitſchs Armee einen Rückzug der Ruſſen täglich erwarteten. Kaiſer Nikolaus hatte in Berlin feierlich erklärt, er begehre keine Gebietsabtretungen von der Türkei, ſondern wolle ſich mit der Rückerſtattung der Kriegskoſten begnügen. Man kannte am preußiſchen Hofe den Werth des kaiſerlichen Wortes und beeilte ſich, möglichſt raſch daraus Nutzen zu ziehen. Das öffentliche Gelöbniß des Kaiſer Nikolaus enthielt jedoch einige ſtille Vorbehalte. Man wußte nämlich in St. Petersburg recht gut, daß es ganz gleichbedeutend war, Erſtattung der Kriegskoſten oder Gebietsabtretungen zu fordern. Als Kaiſer Nikolaus im J. 1829 in Berlin einen Beſuch abſtattete, befand ſich in ſeinem Gefolge der Generaladjutant Graf Benkendorff. Bei einem Soupé zog der Graf den Baron Müffling in ein Geſpräch über den künftigen Feldzug und den ſchließlichen Frieden mit der Türkei. Abſichtlich kamen dabei die Kriegskoſten zur Sprache. „Aus der Antwort des Generals von Benkendorff, ſchreibt Müffling, erſah ich, daß er nicht glaubte, Rußland würde je eine baare Entſchädigung erhalten, da man nie die Pforte habe zu einer ſolchen bringen können, während ſie leicht zu Abtretungen ganzer Länderſtriche zu bewegen war. Dieß liege in den Verhältniſſen des Sultans zu ſeinem Volk, indem er baare Entſchädigungen aus ſeinem Schatze geben müſſe, folglich ſein Capital verliere, während er bei Gebietsabtretungen nur laufende Revenüen, alſo jährliche Zinſen abzugeben habe. Deßhalb halte er es für beſſer zwar auf etwas zu beſtehen, aber mit wenigem verlieb zu nehmen. Aus einigen mit halben Worten ausgeſprochenen Aeußerungen mußte ich entnehmen, daß der ruſſiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Neſſelrode, die Sache ebenſo anſähe und dieſer Gedanke dem Kaiſer nicht fremd ſey.“

Wir brauchen wohl die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer nicht beſonders mit der Bemerkung zu ermuntern, daß in dieſen Worten die geheime Geſchichte des Friedens von Adrianopel enthalten iſt.

Hr. v. Müffling hatte damals noch nicht ſeine Aufträge an die Pforte erhalten, aber er ſcheint bereits dazu auserwählt geweſen zu ſeyn. Jene Mittheilungen nahmen für ihn ſpäter den Charakter einer indirecten Inſpiration von ruſſiſcher Seite an. Er hat nach den Andeutungen gehandelt, und der Adrianopler Friede erfüllte ſpäter vollſtändig den Inhalt jenes vertraulichen Tiſchgeſprächs. Kaiſer Nikolaus wußte alſo genau was er forderte, als er die Erſtattung der Kriegskoſten begehrte. Jede Verlängerung des Krieges mußte daher die Türkei in die Lage bringen, mehr Gebiet als Aequivalent für den Kriegsaufwand anzubieten. Man ſah aber in Berlin gewiß ungern die Pforte durch Verlängerung der Feindſeligkeiten ihre Lage verſchlechtern, und es lag deßhalb auch im preußiſchen Intereſſe, ſie ſo raſch als möglich zum Friedensſchluß zu bewegen. Auch hat ſich vollſtändig beſtätigt, was man von der Inſolvenz der Pforte vermuthet. Es gibt ein Laſter, dem faſt alle Staaten aſiatiſchen Urſprungs ihren Verfall und Untergang danken. Dieſes Laſter iſt der Geiz. Man glaubt auch jetzt noch vielfach, die Geldmittel der Türkei ſeyen erſchöpft, weil das elende Papiergeld werthlos geworden und die europäiſchen Börſen der bisher ſchuldenfreien Türkei einen Credit verweigern, den das geringſte deutſche Fürſtenthum nicht vergeblich begehren würde. In Wahrheit erſticken die Osmanen an ihren eigenen Schätzen. Sie haben

[1] „Aus meinem Leben“ S. 292 bis zum Schluß.

die Früchte ihrer Plünderungen Jahrhunderte lang theſaurirt, und vielleicht iſt die Türkei dasjenige Land, welches mehr edle Metalle an ſich gezogen als irgend ein weſtlicher Staat. Aber es ſind todte Schätze, ſie wirken keine Wunder mehr, ſie machen das Land ſo wenig reich als die Goldadern, die dem Bergmann unerreichbar, unter unſern Füßen ſchlummern mögen. Und wenn morgen die Türkei gerettet werden könnte durch eine Million aus dem Privatſchatz des Sultans, ſie müßte untergehen: denn die Türken ſterben für ihren Glauben und ihre Herrſchaft wohl den Schlachtentod, aber ſie zahlen dafür keinen Piaſter.

Aus dieſen Thatſachen ergibt ſich, daß die Ruſſen recht wohl wußten was ſie unter der Maske von Kriegsentſchädigungen begehrten, und wie wenig das kaiſerliche Wort ſie band, als ſie „keine Gebietsabtretungen, nur Erſtattung des Kriegsaufwandes“ forderten. Hr. v. Müffling wußte auch wo die ruſſiſchen Kriegsentſchädigungen liegen ſollten. Poti und Anapa, die pontiſchen Oeffnungen für die weſtlichen Völker des Kaukaſus waren bereits namhaft gemacht. Achalzik ſollte ſpäter hinzukommen.

Die fernere Geſchichte der Verhandlungen geht uns nichts weiter an, und iſt nur inſofern intereſſant als die Geſandten von England, Frankreich und Oeſterreich Müfflings Schritte bei der Pforte lebhaft unterſtützten und ſeine Aufträge als Rettungsmittel vor einem allgemeinen Krieg begierig ergriffen.

Vielleicht griffen ſie haſtiger zu, als ſie ſollten. Es gab zwar keine türkiſche Armee ſeit der Schlacht von Kuleſtſcha mehr, allein Diebitſch war trotzdem in einer ängſtlichen Lage. Aus Hrn. v. Moltke's Darſtellung des Feldzuges wiſſen wir, daß ſich der ruſſiſche General ſehr unſicher fühlen mußte mit nur 20,000 Mann mitten in einem fremden Lande zu ſtehen, ohne Hoffnung auf Verſtärkung, bei jedem Schritt zu Detaſchirungen genöthigt, hinter ſich ein Gebirge mit langen, erwürgenden Engpäſſen, vor ſich ein andersglaubendes, leicht entzündliches Volk. Sowie er nach Konſtantinopel zog, mußten die Seemächte Rußland den Krieg erklären, die Holzbudenmetropole am goldnen Horn ging in Flammen auf, der Großherr floh mit dem Harem nach Kleinaſien, und die Ruſſen hätten, ohne Möglichkeit ſich Nahrung zuführen zu laſſen, wahrſcheinlich umkehren müſſen.

Dennoch bearbeitete der preußiſche Geſandte die Pfortenminiſter zum Friedensabſchluß und zwar in der Vorausſicht, daß ſie Gebietstheile verlieren müßten. Es folgen daraus, wie uns ſcheint, ſehr ergiebige Concluſionen. Erſtens war Preußen derjenige Staat, der einen europäiſchen Krieg am lebhafteſten vermieden zu ſehen begehrte. Man war nicht abgeneigt den Ruſſen einige Gebietstrophäen zu gönnen, ſofern nur das Gelöbniß des Kaiſer Nikolaus ſcheinbar erfüllt wurde. Die Gebietserwerbungen lagen aber auf der anatoliſchen Hälfte, ſie brachten die ruſſiſche Herrſchaft über die illyriſche Halbinſel, räumlich wenigſtens, keinen Schritt vorwärts.

Hr. v. Müffling gab der Pforte den Rath, ſich wegen Convertirung der Kriegsentſchädigungen der Gnade des Kaiſers zu unterwerfen und eine Geſandtſchaft nach St. Petersburg zu ſenden. Das hieß die Großmuth des Kaiſers auf die Probe ſtellen, und den Zügel der Rückſichten den etwaigen, ruſſiſchen Anſprüchen anlegen. Der Anſchlag war ſo ſehr zum Vortheil der Pforte, daß Kaiſer Nikolaus dem Hrn. v. Müffling bei ſeinem ſpätern Beſuch in Petersburg bemerkte: „wer den unglücklichen Rath zur Abſendung einer Geſandtſchaft nach Petersburg gegeben, hat mir einen ſchlechten Dienſt geleiſtet.“ — Es lag alſo auch nicht im preußiſchen Sinne Rußland allzuviel Aequivalente für die Kriegsentſchädigungen zukommen zu laſſen.

Die politiſchen Erfahrungen der letzten Jahre enthalten nichts, wodurch Preußen zu einer lebhaften Betheiligung an den europäiſchen Angelegenheiten ermuntert werden konnte. Die Erfurter Verſuche waren an allen europäiſchen Höfen mißbilligt worden, das Londoner Protokoll aber war eine trockene Verurtheilung der preußiſchen Intervention in den däniſchen Erbfolgeſtreitigkeiten. Man konnte ſich nun in Berlin ſagen, daß Preußen bei jeder neuen politiſchen Unternehmung immer gegen die Eiferſucht und die Mißgunſt der Großmächte zu ſtreiten haben würde. Preußen war zwar immer in glattem Verkehr mit allen Höfen geblieben, aber es hatte doch keinen aufrichtigen Verbündeten; denn Rußland, dem es noch am nächſten ſtand, hielt ſich, äußerlich wenigſtens, näher zu Oeſterreich. In einer ſolchen Lage wird ein Staat nicht übereilt Partei ergreifen, ſondern nach dem ruſſiſchen Sprüchwort handeln: „Am Ufer ſitz' ich, harre des Windes!“

Vor allen Dingen aber mußte Frankreich ſich ernſtlich gegen Rußland compromittirt und einen Einſatz im Spiele haben. Preußens geographiſche Geſtaltung oder vielmehr Zertheilung muß ſeiner auswärtigen Politik Vorſicht zur erſten Regel machen. Der Staat Friedrichs des Großen beſitzt zwar die beneidenswerthe Kraft, neue Erwerbungen raſch zu aſſimiliren und den friſch eingetretenen Bevölkerungen in ungewöhnlicher Kürze eine preußiſche Textur zu verleihen, allein dieſe Kraft iſt doch im Oſten der Monarchie immer glücklicher geweſen als im Weſten. Das preußiſche Nationalgefühl iſt zwar auch in den Rheinprovinzen geweckt worden, allein der talentvolle und ſcharfſinnige Rheinländer läßt ſich noch immer in leichtſinnigen Augenblicken hinreißen, mit einer unpreußiſchen, ja ſogar undeutſchen Gleichgültigkeit ſich zu putzen. Dieſer provinzielle Nihilismus, der gar oft mit wahrer Freiſinnigkeit und berechtigtem Freiheitsdrang verwechſelt wird, hat ſeit der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV an politiſcher Gefährlichkeit verloren: da es dieſem Fürſten gelang, durch ſein Wohlwollen gegen die römiſche Kirche die Gemüther ſeiner katholiſchen Unterthanen zu gewinnen und ſelbſt dem Klerus Pflichten der Dankbarkeit aufzulegen. Immerhin muß aber Preußen die Rheinprovinzen mit größerer Wachſamkeit hüten, als ſeine ſogenannten Erblande.

Dieſe geographiſchen Verhältniſſe trugen etliches dazu bei, Preußen zum möglichſt längſten Feſthalten an ſeiner Neutralität zu beſtimmen. Wenn Oeſterreich durch bewaffnete Bewegungen innerhalb ſeiner Gränzen die ruſſiſche Politik zum Rückzug zwang, ſo hat man mit Unrecht daraus beſchämende Parallelen für Preußen gezogen. War dieſer Staat durch Intereſſen nur ſecundären Werthes zu keiner großen Beweglichkeit im Beginn des Krieges gezwungen, ſo wird obendrein ſeine auswärtige Politik im höchſten Grade von der Natur ſeiner Heereseinrichtungen beſchränkt. In England ſieht man einen Krieg wie eine Capitalsanlage an. Man hofft auf einen Gewinn an politiſcher Macht; dieſer Gewinn nimmt in den Köpfen der Alles berechnenden Nation einen gewiſſen Geldwerth an, und es fragt ſich nur ob das Ziel die Koſten werth iſt. Das Heer wird gemiethet und das Parlament bewilligt den Aufwand.

Das leicht entzündliche Gemüth und die Luſt an militäriſchen Abenteuern erleichtern jedem Pariſer Cabinet die Aufgabe, Frankreich zu auswärtigen Unternehmungen anzureizen. Oeſterreich endlich hat eine kriegsgewohnte Armee, und meiſtens ſehr ſtreitbare Völkerſchaften. Um dieſe in den Krieg zu führen bedarf es nur, daß der Kaiſer eine Truppenſchau hält und ſeine polyglotten Regimenter in der Sprache ihrer Heimath anredet, um ſie entzückt und begeiſtert gegen den Feind zu führen.

In einer völlig eigenthümlichen Lage dagegen befindet ſich Preußen. Ein Krieg mit Rußland oder nur eine Drehung mit ſtarken Truppenbewegungen nöthigt es zum Aufgebote ſeiner Landwehren. Dieſes Aufgebot an und für ſich iſt für den Staat ein ſchweres Leiden und eine neue Erſchöpfung. Es muß den Hausherrn, es muß die Söhne und Brüder aus dem Kreiſe der Familie holen; der Meiſter verläßt ſeine Werkſtatt oder muß ſeine Geſellen verabſchieden, der Landwirth zieht von ſeinem Gute oder ſeiner Pacht weg oder das Aufgebot raubt ihm wenigſtens ſein Geſinde, der Kaufmann verläßt ſein oder ſeines Principals Geſchäft, der junge Arzt ſeine kaum erworbene Praxis, der Gelehrte ſeine Bücher, und der unabhängige Verzehrer ſeines Vermögens die Zerſtreuungen und Bequemlichkeiten ſeines Lebensgenuſſes. Keine Provinz, keine Stadt, keine Straße und kein Haus in einer Straße, kein Dorf und kein Hof bleibt verſchont bei einem ſolchen Generalmarſch. Wenn nun auch wirklich die Begierde unbezähmbar wäre, die Moskowiter zu demüthigen, ſo erliſcht doch eine ſolche Leidenſchaft bald, wo jedes Familienleben aus den Gliedern gerenkt und die materielle Wohlfahrt des Einzelnen und ſeiner Angehörigen gleichſam angezapft werden muß wie Bäume wenn ſie Saft treiben. Sie erliſcht auf dem Marſch und ſie müßte nothwendig Mißmuth erzeugen, wenn der Aufſtand des Vaterlandes zu keiner höhern Anſtrengung führte, als an den Gränzen des Reiches in polniſchen Garniſonen, Gewehr beim Fuß, durch Anſammlung beträchtlicher Heereskräfte den diplomatiſchen Verhandlungen einen Accent zu verleihen. In der Natur der preußiſchen Wehrverfaſſung liegt ferner das Bedürfniß nach gewaltigen, erſchütternden, einfachen und reinen Motiven zur Kriegserklärung. Sind die Gränzen noch nicht bedroht, iſt der Krieg noch in die Wahl des Cabinets geſtellt, lebt die Nothwendigkeit nicht in dem Bewußtſeyn der ganzen Bevölkerung bis unter das dürftigſte Strohdach hinab, dann müßte man zu künſtlichen Agitationsmitteln greifen, man müßte Hebel anſetzen und Kräfte entbinden, die man ſonſt mit aeoliſcher Bedächtigkeit gern in ihren Behauſungen verſchloſſen hält. Ein Volk in den Waffen legt auch dem Sieger allerlei Verlegenheiten auf. Man will ein greifbares Product der Anſtrengungen gewonnen ſehen: die Federn ſollen nicht verderben, was die Säbel erworben. Solche Wünſche ſind aber ſehr ſchwer zu befriedigen, da die neuere Politik, wie ſie in den letzten Friedensſchlüſſen oder Bündniſſen ihren Ausdruck gefunden, eigenſinnig auf Erhaltung des gegenwärtigen Territorialbeſitzes dringen würde.

Das Inſtrument alſo, welches Preußen zu auswärtigen Unternehmungen beſitzt, verlangt einen äußerſt vorſichtigen Gebrauch, und jeder Leidenſchaftsloſe wird zugeben müſſen, daß die türkiſchen Verwicklungen durchaus nicht den engpreußiſchen Werth beſaßen, um dieſen Staat zum übereilten Aufgeben ſeiner Neutralität zu bewegen. Es mußte vor allen Dingen erſt durch die diplomatiſchen Schritte ermittelt worden ſeyn, daß der Krieg nicht mehr vermieden werden konnte, wie es bis zum letzten Augenblicke die Aufgabe des Berliner Cabinets bleiben mußte den Frieden zu vermitteln; denn gerade weil man ein Volk und nicht ein Heer gegen den Feind zu führen hat, muß man ſich auf die tiefſten Verwürfe und die größten, innern Zerwürfniſſe gefaßt machen, wenn ein leichtfertig begonnener Krieg unglücklich ausgeſchlagen wäre.

Dieſe Neutralitätspolitik, welche genau dem Weſen des preußiſchen Staates entſprach, hatte jedoch ihre deutlichen Gränzen. Preußen garantirte im Aprilbündniß Oeſterreich ſeinen deutſchen und außerdeutſchen Territorialbeſitz. Dieſe Verpflichtung ſollte erſt ihr Ende mit dem Abſchluß eines allgemeinen, europäiſchen Friedens erreichen. Beim erſten Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Rußland und Oeſterreich müßte daher Preußen eine Mahnung an ſeine Vertragspflichten gewärtigen. War der Krieg aber unvermeidlich, ſo verſetzte man ſich in eine beſſere Lage, wenn man mit dem Vertragsgenoſſen in Einer Linie verging. Wo vier Großmächte in Streit gerathen, da kann die fünfte ihre Neutralität nicht länger bewahren: ſie muß auf Eine Seite treten, ſey es welche ſie wolle. Ein Friedensſchluß der vier Mächte, zu dem Preußen nicht zugezogen, eine europäiſche Urkunde, auf der die Unterſchrift des Königs von Preußen fehlte, würde die Zukunft der jungen Macht verdunkeln. Für ſie heißt es nicht quiescentibus eadem sama, ſondern ſie würde, mit Tacitus geſprochen, im Frieden „auswergeln", quia inter impotentes et validos falsa quieseas. Der Neutrale wird immer eine Beute des Siegers werden und eine Großmacht, die lange ihre Truppen nicht ins Feld geführt, ſollte raſch bei der Hand ſeyn, ſich im Kriege zu zeigen. Wird auch eine Schlacht oder ein Schlachtfeld verloren, ſo gewöhnen ſich doch die Truppen an den großen Krieg. Rußland gewinnt trotz aller jetzigen Niederlagen ein Heer, das ſich an die verſchiedenartigſten Feinde gewöhnt; Frankreich übt ſeine Truppen in der Krim und England übt ſie nicht bloß, ſondern läßt ſie auch durch den Umgang mit den Franzoſen an militäriſchem Geſchick gewinnen. Oeſterreich iſt der einzige Staat, deſſen Truppen der große Krieg geſtählt und die im Feuer Zutrauen zu ihrer Führung gewonnen haben; Oeſterreich iſt in dieſem Sinne auch der einzige Staat, welcher am längſten die Entwicklung des Krieges beobachten darf. Die Ueberlegenheit erprobter Truppen braucht wohl nicht bewieſen zu werden. Die Preußen haben von 1792 bis zum Basler Frieden in Gefechten und Schlachten die Franzoſen beinahe jedesmal geſchlagen, aber ihre Schläge erzogen die Sieger von Marengo. Später als Preußen zehn Jahre geruht und Frankreich zehn Jahre gefochten hatte, zeigte ſich 1806 die Ueberlegenheit kriegsgewohnter Truppen auf die empfindlichſte Art. Auch in den erſten Schlachten 1813 mußten die Preußen Lehrgeld zahlen, bis ſie das Handwerk wieder gewöhnt waren, und ihre alten Fertigkeiten doppelt fühlen ließen.

Der Zeitpunkt bis zu welchem Preußen eine achtunggebietende Neutralität feſthalten konnte, hing von der Stimmung der mitteldeutſchen Höfe und namentlich Bayerns ab. Solange dieſe Staaten mit der Berliner Politik im Einklang ſich bewegten, erſchien Preußen als Chorführer Deutſchlands im Gegenſatz zu Oeſterreich. Die Sonderintereſſen der deutſchen Staaten wurden aber durchaus nicht von dem Schickſal der osmaniſchen Herrſchaft in Europa unmittelbar berührt. Nur wenn der Fall eintrat, daß die öſterrei-

ſchichen Theile der Bundesgränzen von irgend einer kriegführenden Macht bedroht wurden, hätten die Bundesglieder ſich in die europäiſchen Händel verwickelt geſehen. Bis dahin war ein Fernbleiben die vortheilhafteſte Politik. Ueberhaupt mußte es den deutſchen Staaten daran liegen, einen Kriegsausbruch zwiſchen Rußland und Oeſterreich vermieden zu ſehen. Ein Krieg kann den deutſchen Staaten ſchwerlich einige Früchte bringen, ſondern würde ihnen nur Anſtrengungen auflegen. Erſt von dem Augenblicke an wo man den Krieg als unvermeidlich vor ſich ſah, war es klug, herzhaft zu rüſten und den Feind durch ein Aufgebot des ganzen Deutſchlands zum Nachgeben zu nöthigen. Indem der Bund aber dem Aprilbündniß beitrat ging er ſchon aus ſeiner Theilnahmloſigkeit heraus. Man mag als warmer Patriot vielleicht beklagen, daß dieſer Schritt nicht früher geſchah, daß die Bundesverſammlung nicht dieſem Beſchluß irgend einen Eclat und mit dem Eclat Rußland eine Warnung gegeben. Aber wir haben nicht die Aufgabe zu erörtern was geſchehen ſollte, ſondern nur was geſchehen iſt. Jener Beſchluß aber enthielt eine große Revolution unſeres Staatsrechtes. Der Bund gab durch ſeine Allianz den nichtdeutſchen Gebieten Oeſterreichs und Preußen für die nächſten Fälle Bundeseigenſchaft, indem er Hülfe bei Verletzung dieſer Länder zuſagte. Die alte Streitfrage über die Gränzen des Bundesgebietes, welche im Wege der Bundesgeſetzgebung nicht im Sinne der öſterreichiſchen Forderungen entſchieden worden waren, kann man jetzt durch den neueſten Vorgang, wenn nicht rechtlich, ſo doch praktiſch als erledigt anſehen. Intereſſen des deutſchen Bundes waren nie von Rußland verletzt worden. Selbſt wenn die Osmanen aus Europa vertrieben worden und ruſſiſche Großfürſten oder Statthalter in Konſtantinopel regierten oder reſidirten, würde der Bund keinen Beruf haben nach ſeiner Verfaſſung ſich einzumengen, oder wohl gar den Krieg anzukündigen. Die Wiener Verträge beſtimmten die Bundeszwecke ausſchließlich auf die Vertheidigung des Beſitzſtandes der deutſchen Territorialherren. Durch den Beitritt zum Aprilvertrag hat der deutſche Bund völlig ſeine Natur verändert, er hat gehandelt, er hat ideale Intereſſen Oeſterreichs, Preußens und Bayerns (als Donauſtaat) zu Motiven einer möglichen Kriegserklärung erhoben.

Nur ein einziger Mittelſtaat in Deutſchland iſt durch ſein Hausintereſſe unmittelbar an den orientaliſchen Angelegenheiten betheiligt, nämlich Bayern, inſofern es den ſchiffbaren Theil der obern Donau innehat. Von der Münchner Politik hing daher nicht bloß die Theilnahme der Mittelſtaaten ab, ſondern ein Anſchluß Bayerns an die öſterreichiſche Initiative zwang auch Preußen, ſeiner Neutralität eine Gränze zu ſetzen. Solange nämlich Preußen die deutſchen Mittelſtaaten hinter ſich wußte, ſtand es immer noch groß in ſeiner Neutralität da, ſowie dieſe Staaten abfielen, gerieth es in eine bedenkliche Iſolirung.

Wir wiſſen nun, daß eine große Aenderung der Mittelſtaaten-Politik mit der Reiſe des Hrn. v. d. Pfordten nach Berlin und Wien zuſammenhängt. Dieſer Reiſe war aber die militäriſche Demonſtration Rußlands in Polen vorausgegangen. So wie ſich die Garden und Grenadiere von den Petersburger Paradeplätzen gegen Polen in Bewegung ſetzten, war die Neutralität nicht mehr aufrecht zu erhalten, die Dinge ſelbſt bewegten ſich ihrer Schwerkraft folgend dem Ausbruche eines Kriegs entgegen. Ein großer Krieg auf dem Feſtlande, ein Kriegszeitalter wie am Beginn unſeres Jahrhunderts, ſtand und ſteht vor der Thüre. Blieben nun die deutſchen Staaten neutral, ſo war es natürlich, daß beim künftigen Friedensſchluß auf ihre Koſten die Vertheilung der Aequivalente, die Gebietsvergrößerungen der Sieger, die Entſchädigung der Beſiegten ausgeführt worden wären. Die Erfahrungen der Befreiungskriege ſind noch friſch an allen deutſchen Höfen, und dieſe Erfahrungen lehren es als politiſche Klugheit, frühzeitig und energiſch ſich den großen, deutſchen Mächten anzuſchließen. Die innern Bewegungen von 1848 bis 1850 haben auf der einen Seite die Lebensunfähigkeit der zwerghaften Staatenbildungen in Deutſchland offenbart; ſie haben aber auf der andern Seite bewieſen, daß gegen den Einheitsdrang die Stammesſonderheiten eine unbeſiegbare Kraft bewährten. Die Kerne der verſchiedenen Stämme hatten ſich aber allein in den Mittelſtaaten geſund und kräftig entwickelt. Wenn man daher die Selbſtſtändigkeit der Staaten zweiten Ranges innerhalb des Bundes auch nicht mehr in Zweifel ziehen konnte, ſo galt doch als Axiom, daß ſie in der auswärtigen Politik nur höflichkeitshalber mitgezählt würden. Dieſer Irrthum iſt jetzt nicht ohne Geſchick widerlegt worden, und namentlich hat das Münchner Cabinet bewieſen, welche bedeutende Rolle es in ſeiner Mittelſtellung zwiſchen den deutſchen Großmächten einzunehmen vermag. Sein Beiſpiel entſchied über das Betragen etlicher Königreiche, und das Verhalten dieſer Staaten konnte Preußen zum Aufgeben ſeiner Neutralität möglicherweiſe nöthigen. Daß alſo ein Staat im Range Bayerns eine Initiative in der auswärtigen Politik ergreifen und über ſo große Dinge, wie ein europäiſches Friedensprogramm (die Punkte vom 8 Auguſt) für Deutſchland zu entſcheiden vermag, iſt eines der intereſſanteſten Ereigniſſe ſeit dem Jahre 1848.

Das Petersburger Cabinet hat daher nicht glücklich ſeine Schritte berechnet, als es die öſterreichiſche Gränze durch ſeine Elitencorps bedrohen ließ. Es hat dadurch beſſer gearbeitet, als ein geſchickter öſterreichiſcher Agent vermocht hätte, weil es den deutſchen Bund einer engern Allianz mit Oeſterreich entgegen trieb. Vergebens, daß man die Garden an der polniſchen Gränze Halt machen ließ! Der erſte Eindruck hatte ſchon entſchieden, wie es das ruſſiſche Verhängniß zu ſeyn ſcheint, daß mit jeder Ankündigung neuer Anſtrengung die Reihen ſeiner Feinde dichter werden.

Etwas über die Aſſaſſinen.

Dieſer Stamm hatte ſich im Mittelalter in Perſien wie in Syrien einer gewiſſen Berühmtheit zu erfreuen; unſere Bekanntſchaft damit in der Gegenwart haben wir den gelehrten Arbeiten, welche H. Ch. Defremery jüngſt im Journal Aſiatique [1] veröffentlicht hat, zu verdanken.

[1] Ann. 1848—1854. Hist. des Seldj. et des Assass. de l'Iran. — Recherches sur les Ismael. de Syrie etc.

Die perſiſchen Geſchichtſchreiber, unter ihnen Mirkhond, [1] und die Chronikſchreiber der Kreuzzüge [2] erwähnen, wenn ſie von den großen Kriegen deren Schauplatz Syrien war, erzählen, ziemlich oft der „Ismaeliten," welche ſie mit den Namen Bathimiten, Nezzariten, oder wohl auch Aſſaſſinen bezeichnen; die abendländiſchen Hiſtoriker aber verwechſelten offenbar die Nouſſarier mit den Ismaeliten, wovon der Beweis in dem Worte „Nezzariten," wie man letztere auch nannte, und worin ſich leicht der verdorbene Name Nouſſarier wieder erkennen läßt, liegt.

Es gehört nicht zu meiner Aufgabe, etwa eine Geſchichte der Ismaeliten zu geben, ein Stoff, der bereits in gelehrten Memoiren ſeine Erledigung gefunden hat; meine Studien beſchränken ſich vielmehr auf den politiſchen Zuſtand der Aſſaſſinen und ihre Religion.

Bevor ich jedoch zur Auseinanderſetzung der Dogmen ſchreite, welche die Grundlage des Cultus der Aſſaſſinen bilden, habe ich einiges über ihren gegenwärtigen Wohnort zu berichten.

Ueber die Ismaeliten haben bereits die HH. de Sacy, [3] Jourdain, [4] Quadramère, [5] Poujoulat [6] und Hr. Guys [7] geſchrieben; Hr. Rouſſeau, [8] welcher ſich ebenfalls mit dieſem Volke beſchäftigte, endlich hat einige Fragmente eines arabiſchen Manuſcripts über deſſen Cultus herausgegeben. Da es indeß offenbar ſcheint, daß zwei dieſer Schriftſteller die Glaubenslehren der Nouſſarier mit denen der Ismaeliten verwechſelten, ein Irrthum, der übrigens der Lectüre der Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge zugeſchoben werden muß, ſo will ich nun das geben was ich in Caramanien über dieſes ſonderbare Volk, welches die Türken als ein Pariasgeſchlecht betrachten, geſammelt habe.

Die Ismaeliten bewohnen, mit Ausſchluß jeder andern Secte, den Bezirk Oädmaus, im Süden des Diſtrictes Lattakia und auf der Höhe von Tartus. Ihre Zahl beläuft ſich auf 6500. Die in dieſem Bezirk herrſchende Verwaltungsart iſt dieſelbe wie die der Nouſſarier in den Bergen. Ihr Oberhaupt trägt den Namen „Emir." Unter ihnen gibt es mehrere vornehme Familien mit bedeutendem Beſitz, jede von ihnen hat einen Anhang, der ihr ergeben iſt, und über den ſie verfügt. Daher kommen Streitigkeiten, welche durch perſönlichen Haß, durch Eiferſucht oder religiöſe Meinungsverſchiedenheiten verurſacht werden.

Die Ismaeliten beſchäftigen ſich mit Ackerbau: ihr Bezirk erzeugt in Ueberfluß Seide, Tabak, Djeddan genannt, Honig, Wachs, Butter und Cerealien. Weniger unwiſſend und viel thätiger als die Nouſſarier, ihre Nachbarn und geſchwornen Feinde ſeit dem Kriege von 1809, [9] beziehen die Ismaeliten alles, was ſie brauchen aus ihrem eignen Lande, und bringen, was an verſchiedenen Producten und Korn über ihren Bedarf hinausgeht, nach Lattakia und Tartus.

Nach dem Vorbild der Nouſſarier halten die Ismaeliten ihr Religionsbekenntniß geheim, und geben ſich den Schein als gehörten ſie dem Islam an, von dem ſie die Benennungen genommen haben. Sie beten in den Moſcheen, faſten während des Rhamaſan und unterziehen ſich der Beſchneidung. Ihre Gebetbücher ſind ſorgfältig verborgen, und es iſt noch nie vorgekommen, daß Einer von ihnen das Religionsgeheimniß verletzt hätte. Abſcheuliche Glaubenslehren und empörend cyniſche Gebräuche, die den ausſchweifendſten Menſchen nicht einmal in den Sinn gekommen ſind, bilden die Hauptdogmen des Ismaelitiſchen Cultus.

Wie die Nouſſarier bekennen auch diejenigen, welche in die Myſterien des ismaelitiſchen Glaubensbekenntniſſes eingeweiht ſind, „Ali" als ihren Gott — ein Umſtand, der zu den häufigen Verwechslungen dieſer ſo verſchiedenen Religionsſecten Veranlaſſung gab.

Der Gründer dieſes Cultus iſt ein Scheik mit Namen Haſſan, Sohn des Sabbath, gebürtig aus Thus, in Khoraſſan. Dieſer Scheik gehörte der Secte der Rafedhiten oder Anhänger des Ali an. Die Ismaeliten nennen ihn Seiduna „unſern Herrn."

In der Bibliothek des Mufti in Adana iſt ein Buch, deſſen Inhalt Controverſen zwiſchen einem Ismaeliten und Nouſſarier bilden, und worin ſich der größte Theil der ismaelitiſchen Dogmen erklärt findet. Wahrſcheinlich iſt dieſes Manuſcript dem gleich, aus welchem Rouſſeau die von Hr. Jourdain in ſeinem Briefe an Hrn. Michaud [1] citirten Fragmente nahm. Nach dieſem Buche, welches das Werk eines Nouſſarier-Scheiks zu ſeyn ſcheint, ſtellen ſich die Ismaeliten unter ihrem Paradieſe einen Raum vor mit vielen Pforten und Wällen, Feldern von Safran, Paläſten aus Edelſteinen, Tafeln, mit köſtlichen Gerichten beſetzt, Fontainen, aus denen ſich Fluthen von Milch und Honig ergießen ꝛc.

Die ſeligen Bewohner dieſer beglückten Räume ſind berufen die Unſterblichkeit zu genießen, und darum iſt es nicht zum Staunen, wenn das ganze Leben und Treiben der leichtgläubigen und fanatiſchen Ismaeliten das gemeinſame Ziel im Auge hat, ſich nach dem Tode jener unausſprechlichen Wohlthaten werth zu machen, welche ihnen verſprochen ſind. Durch ſolche abgeſchmackte Lehren und durch ſchändliche Gebräuche iſt es den ismaelitiſchen Scheiks gelungen, die Phantaſie ihrer Glaubensgenoſſen rege zu machen, und ihnen einen ſolchen Widerwillen gegen das Leben beizubringen, daß auf ein einfaches Zeichen des Scheik-el-Djebel (der Alte vom Berge) ſich zwei ſeiner Diener ohne Zögern von der Spitze eines Thurmes herabſtürzten und vor ſeinen Augen ihr Leben aushauchten. Nach einem Geſchichtſchreiber der Kreuzzüge wäre dieſes Menſchenopfer vor dem Grafen Heinrich von Champagne während deſſen Beſuchs bei dem König der Aſſaſſinnen geſchehen.

Um einen paſſiven und unbedingten Gehorſam aufrecht zu erhalten, bedienten ſich die ismaelitiſchen Scheiks Mittel, welche mit Macht auf ihre unwiſſenden Proſelyten wirken ſollten, auf die, welche eben nur die Ausſicht auf die Genüſſe ihrer Secte angezogen hatte. So führte man ſie anfangs in bezaubernde Gärten, worin ſich Sklavinnen von großer Schönheit befanden, welche insgeſammt oder nach der Reihe die Begierden in den jungen Adepten rege machten; dann reichten ſie ihnen einen Trank, der aus dem Saft ägyptiſcher Hanfkörner bereitet wird und Hadſchidſch heißt. Daher

---

[1] Rouzat-al-Safa.
[2] Guill. de Tyr, Jacq. de Vitry etc.
[3] Nouveaux mém. de l'Acad. des inscrip. t. II.
[4] C. Michaud, Hist. des croisades t. I. p. 472.
[5] Mines de l'Orient, t. IV. p. 339.
[6] Correspond. de l'Orient t. IV.
[7] Le Derviche algérien p. 39.
[8] Histoire des trois principales sectes religieuses de la Syrie.
[9] Poujoulat, Corr. d'Orient, t. IV.

[1] Hist. des croisades t. I. à la fin.

erhielten die Ismaeliten den Namen Hadschidschi, verderben, Assassinen.

Der Hadschidsch, den man auch in der Form von Pastillen oder Pillen nimmt, hat die Eigenthümlichkeit, daß er diejenigen, welche davon genießen, in eine gewisse Extase oder Berauschung versetzt, während der es ihnen dünkt, die köstlichsten Wohlgerüche einzuhauchen, ein Leben wie himmlische Wesen zu führen, eine zarte, melancholische Musik zu hören, endlich den Kief in lieblichen, von den Huris des göttlichen Aufenthalts besuchten Gärten zu genießen.

Der vom Hadschidsch veranlaßte Zustand der Trunkenheit dauert je nach der eingenommenen Dosis bald längere, bald kürzere Zeit; aber auf ihn, dessen sonderbare Phasen zu malen man verzichten muß, folgt eine unerträgliche Unbehaglichkeit und Erstarrung. Wer den Hadschidsch unmäßig genießt, verdummt in kurzer Zeit und zieht sich bald eine nervöse Krankheit zu, deren Sitz im Gehirn ist. Ich sah in der Türkei viele Leute, welche ohne Scheu im Uebermaß Hadschidsch zu sich nahmen und alsdann wahrhafte Idioten wurden.

Die Sueidani, welche hauptsächlich den Hadschidsch im Uebermaß genießen, sind zahlreicher als die Khehedreri, eine andere ismaelitische Secte Syriens, deren Sittenlehre weniger erschlafft und in mehrern Punkten der Religion der Nossarier analog zu seyn scheint. Diese beiden Hauptsecten der Ismaeliten haben verschiedene Scheiks, deren einer in Masyad, der andere in Fevudera wohnt.

Nachdem nun in kurzem die Glaubenslehren der Ismaeliten angedeutet wurden, bleibt noch übrig Näheres über ihre religiösen Gebräuche und die Mysterien ihres Cultus mitzutheilen. Aber hier wird meine Arbeit schwierig, denn so sehr ich darnach strebe, in meinen Aufschlüssen über die ismaelischen Secten die Wahrheit darzulegen, so muß ich doch nur zu gerechten Abscheu zu erregen vermeiden.

Man erzählt sich, daß die Ismaeliten, Männer und Frauen in gleicher Anzahl einmal des Jahres ihre Versammlung halten, und die beiden Geschlechter, nachdem die Lichter ausgelöscht, während der Scheik ein Gebet spricht, in der Finsterniß sich nähern.

Man sagt auch, daß im weitern Verlaufe ihrer gottesdienstlichen Ceremonien eine nackte Frau auf einen Stuhl gesetzt wird und die gläubigen Ismaeliten nach der Reihe sich vor ihr niederwerfen und sie anbeten, und dabei ein höchst obscönes Gebet [1] sprechen.

Dieses Gebet wurde bei einem Ismaeliten gefunden, welcher im Jahre 1840 in einem Parteikampfe getödtet und von einem Tschausch des Gouverneurs von Lattakia ausgeplündert worden war. Es war sorgfältig in doppelte Wachsleinwand eingewickelt, zwischen dem Takin und dem Tarbusch des Opfers verborgen. Das Original dieses Gebetes, welches ich daneben hatte, war mit Blut geschrieben; ich habe es sorgfältig copirt und mit Hülfe des französischen Consuls in Tarsus übersetzt.

Bevor man auf diese Schrift kam, vermuthete man bei den Ismaeliten ein anderes Gebet, welches das Werk eines frommen Christen oder eines andächtigen Muselmanns zu seyn scheint [1], und das die Ismaeliten im Beisein der Moslem zu beten pflegen, um dadurch über ihren wahren Cultus zu täuschen. In der That aber ist man jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Ismaeliten alles Schamgefühls baar sind, und in ihrer religiösen Exaltation sich solchen cynischen Ausbrüchen hingeben, daß man ihnen in ganz Syrien den Beinamen Abu-el-Ferchelh gab, ein Wort, dessen Uebersetzung wir uns zu ersparen bitten.

Es ist leicht begreiflich, daß die Mitglieder einer Religionssecte, die zu ihrem Princip eine ungezügelte Eretomanie hat, in moralischer wie physischer Beziehung die verderblichen und tödtlichen Wirkungen solcher Wollust empfinden müssen. Darum ist auch die ismaelitische Bevölkerung Syriens seit langer Zeit in vollständiger Degeneration begriffen.

Zur Zeit der Kreuzzüge waren die Ismaeliten über mehrere Punkte Syriens, wo sie sich seit dem 11ten Jahrhundert niedergelassen hatten, in großer Zahl verbreitet, ohne jedoch dort zu einer gewissen Herrschaft zu gelangen. Da die Versuche ihre geheime Macht zu gründen fehlschlugen und sich die Bevölkerung nach und nach verminderte, so sahen sich die Ismaeliten genöthigt, um doch wenigstens eine Corporation zu bilden und sich als solche zählen zu können, ihr Häuflein in Qadmous, einem Bezirke im District Lattakia, zu sammeln, wo sie nun ihre Zahl von Tag zu Tag schwinden sehen.

Während der ägyptischen Herrschaft in Syrien zählten sie nahezu 8000 Seelen, jetzt nicht mehr als 6500, und selbst diese Zahl, die mir ein ismaelitischer Emir angab, scheint mir übertrieben.

Bringt man diese schnelle Abnahme in Anschlag und berücksichtigt, daß die Kriege zwischen den Ismaeliten und Nossariern sich in die Länge ziehen, daß Epidemien, wie Cholera und Blattern, die Syrien verheeren, sich so häufig im District Lattakia wiederholen wie während der letzten zwanzig Jahre, so kann man das Aussterben des ismaelitischen Stammes und seiner Secte wohl als ein ziemlich nahestehendes bezeichnen.

Von elender, galliger Constitution und geneigt zum Selbstmorde, sind die Ismaeliten mehr als die übrigen Syrier epidemischen Anfällen ausgesetzt, gegen welche sie sich sonst durch die einfachsten Vorsichtsmaßregeln schützen könnten. Die Todesstunde ist für sie jene heißersehnte Stunde, welche ihrem Eintritt in jenes unaussprechlich genußreiche Leben, wie es ihnen die Ewigkeit verspricht, vo ia i

Ich machte in Tarsus die Bekanntschaft zweier Ismaeliten, welche einer vornehmen Familie aus Masyad angehörten, sie waren in diese Stadt in Folge eines Streites zwischen ihnen und einem Emir von Fevudera, einem Feinde ihrer Secte, verbannt worden. Letzterer war bei dem Handel verwundet worden und brachte es durch den Einfluß einiger seiner Freunde bei dem Kaimakam von

---

[1] Wir müssen unsere Leser auf das Journal Asiatique und Athenaum franç. verweisen, um das Gebet nachzulesen. Wir wagen nicht es zu übersetzen, oder es lateinisch wieder zu geben, weil der Inhalt in unrechte Hände fallen könnte. Wir begnügen uns mit der Andeutung, daß das Gebet eine Adoration des Harschi Massud, des angebeteten Objectes enthält. Was dieses sey, darüber läßt der descriptive Theil des Gebetes keine Zweifel übrig. Dogmata fidei, heißt es an einer Stelle, umbilicum inter et genu (mulieris) continentur. Ein solcher Untergang von Verstand und Phantasie in sinnlichen Verirrungen ist außerordentlich häufig im antiken wie im modernen Morgenland. Jenes Gebet, wenn es anders ächt ist, wirft auch ein ganz neues Licht auf die Erzählung über den „Alten vom Berge", der später von den mittelalterlichen Geographen mit dem „Erzpriester Johann" so oft verwechselt wurde. Die Red.

[1] Cf. dieses Gebet in dem Werke le Derviche algérien de H. Guys p. 31.

Lattakia, unter deſſen Gewalt die Ismaeliten ſtehen, dahin, daß die beiden Emire verbannt wurden. Dieſe jungen Prinzen lebten nun bei dem Chan von Tarſus und ſchienen kaum das Leben auszuhalten; ſie rauchten Opium, kauten fortwährend Hadſchidſch und ſchienen in völlige Idiotie verfallen zu ſeyn; nur ſelten wichen ſie von der Seite des Chan, höchſtens, um Freitags in die Moſchee zu gehen. Der Jüngere, von ſehr zartem Körperbau, wurde kurz nach ſeiner Ankunft in Tarſus vom Wechſelfieber befallen, und ſtarb beim dritten Anfalle ohne Todeskampf. Nicht lange überlebte der Aeltere ſeinen Gefährten; da er ſich nun allein befand, und es ihm, wie er ſelbſt ſagte, nicht vergönnt war an gleichem Tage mit ſeinem Freunde zu ſterben, nahm er Gift, das er in ein Säckchen aufbewahrt, am Hals getragen hatte.

Da dieſe jungen Leute, um in den Augen der Türken als Moslems zu gelten, grüne Turbane getragen und viele Almoſen gegeben hatten, ſo erwies man ihnen die Ehren des Begräbniſſes.

Ein anderer Ismaelit, welcher auch ſeit mehreren Jahren in Tarſus vom Tabakshandel gelebt hatte, und für einen Abou-el-Ferchelh galt, wurde während des Rhamaſan von einem fanatiſchen Muſelmann ermordet. Sein Leichnam, als unrein betrachtet, blieb mehrere Tage am Ufer des Fluſſes liegen, und es fand ſich niemand, der ſeine Beſtattung beſorgt hätte. Hyänen und Schakals waren es, die ihm dieſen letzten Dienſt erwieſen.

Charakter und Aberglaube der chineſiſchen Bergleute.

(Nach dem Journal of the Indian Archipelago and Eastern-Asia.)

Unter welchem Volke und an welchem Orte immer ein Chineſe leben mag, immer wird er Chineſe bleiben. Es iſt dieß ein ſehr bemerkenswerther Zug in ſeinem Charakter, jedoch würde derſelbe nicht ſo tadelnswerth ſeyn, wenn der Chineſe in dieſem Stücke nicht gar zu weit ginge. Aber hochmüthig hartnäckig ſeyn in Beibehaltung alter Sitten und Gewohnheiten, welche doch nach ihren Begriffen unter verſchiedenen Umſtänden ein anderes Anſehen gewinnen, iſt meiner Anſicht nach unverzeihlich, wenn auch andererſeits zugegeben werden muß, daß ſie deſſenungeachtet in der Geſittung ſehr vorangeſchritten ſind. So läßt es ſich zum Beiſpiel der Chineſe zu Bangka lieber viele Mühe koſten, um ſein Zinn mit dem Schiebkarren fortzuſchaffen, als daß er daſſelbe auf die Achſeln nehmen möchte, und zwar zum großen Nachtheil der Wege, während in den Bergwerken zu Malacca auch nicht ein Schiebkarren zu ſehen iſt, denn hier wird das Zinn und alles Uebrige auf den Schultern getragen. Die nach den Bergwerken führenden Wege ſind daher auch in weit beſſerem Zuſtande, als auf Bangka, und laſſen ſich beſſer erhalten. Sonſt gleicht ſich der Charakter der Chineſen an den beiden Orten ſo ziemlich.

Zu Malacca war ihr Aberglaube, welcher der gleiche iſt, wie auf Bangka, nur mit dem Unterſchiede, daß er noch weiter geht, anfänglich ein großes Hinderniß für meine Unterſuchungen. Es läßt ſich dieß theilweiſe durch die Thatſache erklären, daß die Gegenwart eines Europäers in den Bergwerken ihnen etwas fremdes und unangenehmes war (während zu Bangka ſie hieran ſchon gewöhnt geweſen waren). Der Conſtabel, der ſtets von ſechs bis zehn Bewaffneten begleitet iſt, läßt ſich nur ſelten in den Bergwerken blicken, und dann geſchieht es einzig und allein, um dem Spielen Einhalt zu thun, das in den Augen der Holländer ein ſo verabſcheuungswerthes Laſter iſt, und um die Spielgeräthſchaften wegzunehmen.

Als ich die beiden erſtenmale nach den Bergwerken ging, erhoben die Bergleute, ſobald ſie meiner anſichtig wurden, ein furchtbares Geſchrei, das noch zunahm, als wir uns zurückzogen und mit unſern Schuhen an den Füßen über einen Erdhaufen wegſchritten, was zu Bangka erlaubt iſt, nur muß man hier darauf Acht haben, daß man nicht fehltritt. Ich mußte daher einen andern Weg einſchlagen, um über die Bergleute Näheres zu erfahren. Ich nahm — gegen ziemlich hohen Lohn — einen alten Chineſen, der das Malayiſche verſtand (denn die meiſten Bergleute ſprechen nicht malayiſch); dieß war der einzige Bediente den ich halte, und dabei war derſelbe unbewaffnet; nur ich bewaffnete mich mit einer ſcharf geladenen Flinte, und ſteckte noch ein Piſtol in die Taſche, um für alle Fälle gerüſtet zu ſeyn. So durchwanderte ich mehrere Tage lang die Bergwerke der Reihe nach, zog jedoch, wenn ich ein Bergwerk betrat, immer erſt die Schuhe aus, und bekleidete mich erſt dann wieder damit, wenn ich mich entfernte. Auch nahm ich wahr, daß hier niemand etwas von Leder in die Bergwerke bringen durfte: man bedeutete mir ſogar, daß ich einen Lederbeutel mit Schrot draußen laſſen müſſe. Indeſſen gewöhnten ſie ſich bald daran mich zuweilen mit einem ihrer Chefs oder Bergwerkbeſitzer, den ich durch den Mund meines Dolmetſchers mit den Gründen meines Hierherkommens bekannt zu machen ſuchte, ſprechen, mit denſelben Thee trinken, ſo wie auch in die Kollangs hinunterſteigen zu ſehen — was zu Malacca noch kein Europäer gethan hatte: es freute ſie auch, mich über ihre eigenthümlichen Leitern ganz ſo geſchwind wie ein Chineſe wegſpringen zu ſehen; dieß hatte ich zu Bangka gelernt. Nun wollte jedermann mir behülflich und freundlich gegen mich ſeyn: ſie führten mich an die beſten Stellen in den Erzlagern, obgleich ich bisweilen für meine Neugierde büßen mußte, da ſie mich an Orte hingehen ließen, wo ich bis an die Knie in den Schlamm einſank — ein Umſtand, der ſie immer höchlich zu ergötzen ſchien und worüber ſie in ein Gelächter auszubrechen pflegten. Dieß ließ ich mir in Erwägung der Umſtände recht gern gefallen. In dem Erzlager zeigten ſie ein Erz, das für mich gewaſchen worden, und darauf wurde ich von einem Capitän Hima Alpin eingeladen, dem Schmelzen beizuwohnen. Ich war daher von Anfang bis zu Ende bei den Opfern und Feſtlichkeiten zugegen, welche dem Schmelzen vorangingen. Es wurden mehrere Schweine geſchlachtet, das Fleiſch davon wurde mit chineſiſchen Gemüſen zugerichtet, und ich ließ mir dieſes Eſſen recht wohl ſchmecken, da ich ſeit langer Zeit zu meinem Reis nichts anderes als Geflügel und trockene Fiſche gehabt hatte. Ich glaubte ſchon, daß die Opfer gar nicht mehr aufhören würden, wozu noch kommt, daß das Abfeuern von Gewehren und Schwärmern mit einem ohrbetäubenden Geräuſche

verbunden war. Die letzte Ceremonie beſtand darin, daß man unter freiem Himmel mehrere Hunderte kleiner Lichter anzündete, vor denſelben ſich verneigte und ſie dann mit Samſchu beſprengte. Auf ein gewiſſes Signal hörte alles Opfern auf, und nun ſuchte ein jeder ſo viele Lichter zu ſtehlen, als er eben konnte; ja es hatten einige nicht einmal ſo lange gewartet, ſondern ſolche ſchon wegpraktizirt, ehe die Ceremonie noch vorüber war. Mir war es unbegreiflich, wie dieſe Leute ſich einbilden konnten, daß bei Anwendung ſolcher Mittel das Schmelzen beſſer von ſtatten gehen oder daß das Erz mehr ausgeben würde, als es vermöge ſeines Reichthums an Zinn ausgeben kann.

Island,

ein Natur- und Volksgemälde.

(Schluß.)

Wenn man in den Sagas von den Wohnungen der alten Isländer lieſt, ſo möchte man glauben, es müſſe ein fürſtlich Leben geweſen ſeyn in den großen Hallen, die mit Teppichen und Schnitzarbeit geſchmückt waren. Heutzutage würde ein Fremder wohl keine Luſt haben in einer isländiſchen Wohnung zu leben. Von der Spitze eines Berges blicke ich hinunter in das Thal: kein Haus, kein Dorf gewahrt mein Auge, nur da und dort ragt ein grasbedeckter Hügel oder Steinhaufen hervor. Sind das, frage ich, die Grabhügel der Alten: nein, das ſind die Zufluchtsſtätten der Lebenden gegen Wind und Wetter, wo ſie die langen Winter zubringen, während der Sturm über die niedern, erdbedeckten Hütten hinbraust. Die Mauern beſtehen aus Raſen oder Felsſteinen, das Dach iſt aus Latten gezimmert, mit flachen Steinen gedeckt und von außen mit Grastorf bekleidet. Uebrigens ſind dieſe Erdmauern ſehr zweckmäßig und paſſen für das ſtürmiſche Klima; wenn nämlich der Grastorf ſo dünn abgeſchält iſt, daß die verſchiedenen Lagen zuſammenwachſen können. Unten ſind ſie bisweilen drittehalb Ellen dick und ſchrägen ſich dann gegen das Dach zu. Das Vieh kann auf das Haus klettern, und oft ſieht man im Frühjahr die Schafe ganz gemüthlich auf dem Dache graſen, wo die erſten Kräuter hervorſproſſen. Ein Reiſender beſuchte einſt eine isländiſche Familie und ließ ſein Pferd außen ſtehen, plötzlich hörte man einen Lärm über den Köpfen und ein paar Pferdefüße ſtiegen von der Decke herab, das Thier hatte gefunden, daß das Gras auf dem Dache beſonders friſch ausſah, und war nun hinauf geſtiegen, ohne zuvor zu erwägen, ob dieſes auch im Stande ſey eine ſo ſchwere Laſt zu tragen. Eine isländiſche Wohnung beſteht übrigens gewöhnlich aus zwei kleinen Häuſern, das eine hinter dem andern; ein Durchgang verbindet ſie, und am Ende dieſes Ganges der etwas hervorragt, befindet ſich die Hausthüre, die ſo nieder iſt, daß man beinahe hineinkriechen muß. Der Gang ſelbſt iſt gewöhnlich drei Ellen hoch und ebenſo breit; im vordern Bau findet man auf der einen Seite ein Gaſtzimmer, deſſen Wände getäfelt ſind; es hat einen Bretterboden und iſt mit Tiſchen und Stühlen verſehen, auf der andern Seite hat man ein Zimmer, das dazu benützt wird Kiſten und Hausgeräthe darin aufzubewahren, an manchen Orten aber auch als Geſindeſtube dient; in dem Raum hintenan befindet ſich die Vorrathskammer und Küche; einige viereckige Steine dienen zur Feuerſtätte und eine Tonne ohne Boden zum Schornſtein. Aber die eigentliche Wohnung iſt der zweite Steck, in den man mit einer Leiter und durch ein viereckiges kleines Loch ſteigt; dieſe Stube führt den Namen Badſtube, gewiß mit Unrecht, da die Isländer der Jetztzeit ſich niemals baden, wie viele und wie günſtige Gelegenheit ihnen auch durch ihre warmen Quellen geboten iſt. In dieſer Badſtube iſt nun gewöhnlich die ganze Familie, Hausvater und Hausmutter, Kinder und Dienende verſammelt, und dieß Tag und Nacht. Im Dache befinden ſich einige kleine Fenſter, aber man denkt nicht daran ſie wegen der friſchen Luft zu öffnen, obgleich ſo viele Menſchen auf dem engen Raum zuſammengedrängt ſind. Ringsum am Dach ſind die Bettſtätten aufgeſtellt, nämlich große viereckige Kaſten, welche je zwei bis drei Perſonen zum Nachtlager dienen. Die Reichen haben Federbetten mit wollenem Bettzeug, die Armen ſtatt letzterem Schafhäute, bisweilen findet man hier noch einen Stuhl, ſelten einen Tiſch, und ſo gut als nie einen Spiegel; jeder ſetzt ſich auf den Rand ſeines Bettes, dort verrichtet er ſeine Arbeit, macht Fiſcherleinen, beſſert ſein Pferdegeſchirr aus oder was er ſonſt zu thun hat. In einem isländiſchen Haus iſt nie von einem Ofen die Rede und die ganze Einrichtung ſcheint im höchſten Grade unbequem. Die Feuchtigkeit dringt überall durch die Erdwand, das Regenwaſſer ſammelt ſich in den Vertiefungen des Daches, rieſelt in das Haus herab, und an manchen Orten ſieht man ſogar ein Loch um das Waſſer zu ſammeln, das überall hereindringt. Die Isländer der Jetztzeit haben im Ganzen genommen nur wenig Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, oft ſieht man ſie mit ungewaſchenem Geſichte und ungekämmtem Haare umhergehen; die wollenen Kleider die ſie auf dem bloßen Körper tragen ſind Veranlaſſung von großer Unreinlichkeit, und ſo ſind auch ihre Wohnungen mit Schmutz angefüllt; die Fiſchgedärme liegen gewöhnlich vor dem Hauſe bis ſie verfault ſind, die Aermeren haben ihre Kühe hinter der Badſtube und die Ausdünſtung derſelben verpeſtet die Atmoſphäre, des Topfes mit jenem beſondern Waſſer nicht zu gedenken, in welchem der Isländer wie der Färinger und Heidenjüte ſeine wollenen Kleider wäſcht, der hier jedoch gewöhnlich ſeinen Platz in einer Ecke der Badſtube hat. Den Thatbeſtand dieſer Erſcheinungen läugnet niemand. Den Grund jedoch glauben einige in der Armuth ſuchen zu müſſen; ſie iſt es, die dem Menſchen den Sinn für das Angenehme und Schöne nimmt, ſie iſt es auch, welche macht daß man ſich nicht im Stande ſieht Oefen anzuſchaffen oder ſein Haus mit größerer Bequemlichkeit einzurichten. Aber die Armuth ſoll auch wieder eine Folge der verkehrten Handelsverhältniſſe ſeyn; die Isländer, welche ſahen daß ſie nicht ſo viel Vortheil von ihrem Vieh haben als es bei freiem Abſatz ihnen hätte verſchaffen können, verloren die Luſt es zu hegen. Der Ackerbau wurde verſäumt und große Strecken lagen zuletzt ganz unangebaut da. Ja die Armuth

war im vorigen Jahrhundert auf den Punkt geſtiegen, daß man daran dachte, das Volk aus dem Lande fortzuführen. Das mag wohl zum Theile wahr ſeyn, aber es iſt im Ganzen eine ſehr mißliche Sache, die Schuld immer auf äußere Verhältniſſe zu ſchieben; und blicken wir auf die Färöer, wo das Volk noch in beſchränkteren Verhältniſſen lebt, ſo hört man dort weit weniger Klagen über Armuth. Die Isländer verſtanden niemals die Kunſt, mit dem was ſie beſaßen zu Rathe zu halten; ihre Vorfahren kamen nicht mit leeren Händen herüber, aber es liegt im Charakter der Wikinger, raſch zu verzehren was raſch gewonnen ward, und das Volk, das auf Island mit den Hülfsmitteln, die ihm die Natur bietet, allein auskommen ſoll, muß die Kunſt zu ſparen verſtehen. Man meint auch, die Isländer wiſſen nicht jedes Ding auf die rechte Weiſe zu benützen: ſie ſind, heißt es, unpraktiſch in ihrem Thun und Treiben, ſie leben in ihren Büchern, denn die Leſeluſt iſt auf Island größer als ſonſt wo in der ganzen Welt; der Bücherſtänder fehlt nie in der isländiſchen Badſtube, wie elend es auch ſonſt mit dem Hausgeräthe ausſehen mag, und es findet ſich darin eine ziemlich bedeutende Literatur, höchſt merkwürdig, wenn man die geringe Anzahl der Einwohner bedenkt.

Aber namentlich ſind die alten Sagas die Lieblingslectüre des Isländers, und es iſt intereſſant, einen Bauern auf einem Bett im Qualm und Halbdunkel ſitzen zu ſehen, ganz in ein Buch vertieft, das ihm die Thaten ſeiner Vorfahren erzählt, während die Kleinlichkeit der ganzen Gegenwart vor ihm verſchwindet. Nirgend findet man eine ſolche Liebe zu dem alten Geiſt des Nordens. Alles was die Erde Großes und Herrliches hat, führt man auf die Alten zurück, und während ſonſt im Norden die alte Sprache im Verlauf der Zeit viel von ihrer frühern Kraft und Hoheit eingebüßt, hat man ſie hier rein und unverfälſcht zu erhalten gewußt. Auch in anderer Rückſicht finden wir mehrere lebendige Erinnerungen an des Nordens Vorzeit: die Frauen tragen noch die hübſche, alte Tracht, das Leibchen mit den rothen oder grünen Borten, den ſchwarzen Wollwamsrock und die enge Jacke, ſo wie die kleine, geſtrickte Mütze mit Seidenquaſten. Ebenſo finden wir überall eine Gaſtfreundſchaft und Offenheit, die an die Vorzeit gemahnen; der Wirth folgt ſtets ſeinem Gaſt auf dem Weg, und der Isländer zeigt eine ſeltene Treue gegen den, den er einmal lieb gewonnen eben ſo iſt das Verhältniß zwiſchen dem Hausvater und den Dienenden ein mehr freies, ja vielleicht oft etwas zügelloſes, wenigſtens klagt man darüber, daß es nicht leicht iſt einen Dienenden zu vermögen, das zu thun was man will, wenn er nicht einer Meinung mit dem Befehlenden iſt. Dagegen kann man nicht läugnen, daß ein Mangel an Friſche und geiſtigem Leben im Volke vorherrſcht: man ſieht hier ſogleich an dem düſtern, traurigen Ausdruck der blaſſen, unſchönen Geſichter, an der Verſchrobenheit des Charakters und an der geringen Geſellſchaftlichkeit: der Isländer kümmert ſich nichts um Luſt, und ich konnte keine Spur von den altnordiſchen Feſten mehr finden, während ich Gelegenheit hatte, mich durch die Mittheilungen die mir über Land und Leute wurden, zu überzeugen, daß was man von Entwürdigung der Weiber, von Mangel an Herzlichkeit und vielem davon erzählt, zum größten Theil auf Mißverſtändniß beruht.

Druckfehler.

S. 1206 Spalte 1 ſoll es heißen in der Note la relacion ſtatt le relacion; ferner labrados, ſtatt labrados. sinoque etc. 2

Hochzeitsgebräuche der Romanen.

Ein Herr Boyneſko gibt in der Revue de l'Orient folgende Schilderung von einer romaniſchen Freiwerbung und ländlichen Hochzeitfeier. „Wenn das junge Dorfmädchen die Werbung angenommen hat, ſchickt der junge Mann alsbald Boten ab, welchen ein Dudelſackpfeifer voranzieht, der folgende Anrede an die Eltern hält: die Großväter und die Ahnen unſerer Väter haben, als ſie auf die Jagd gingen und die Wälder durchſtreiften, das Land entdeckt, das wir bewohnen, und das uns den Genuß ſeines Honigs und ſeiner Milch vergönnt. Nun iſt, von dieſem Beiſpiel angeſpornt, der ehrenwerthe Junge N. ebenfalls über Felder, Wälder und Berge auf die Jagd gegangen und hat da eine Hindin getroffen, welche ſchüchtern und rückhaltſam ſeine Gegenwart floh und ſich verbarg. Wir andern aber ſind, indem wir ihren Spuren folgten, bis vor dieſes Haus geführt worden. Ihr müßt ſie alſo jetzt in unſere Hände übergeben oder uns den Ort zeigen, wo ſich die Hindin verborgen, die wir mit ſo vielen Anſtrengungen und Mühſeligkeiten verfolgt haben.“

Der Dudelſackpfeifer entfaltet jetzt alle Mittel ſeiner Beredſamkeit und beſtreut ſeinen Vortrag mit ſo vielen Metaphern und Allegorien, als er nur aufzufinden vermag. Die Eltern antworten: diejenige, die man verfolge, ſey nicht in ihr Haus getreten. Die Boten beſtehen auf ihrer Forderung. Nun laſſen die Eltern, die Urgroßmutter des jungen Mädchens kommen. — Iſt es dieſe, die ihr ſuchet? — Nein. — Die Großmutter erſcheint jetzt. — Vielleicht iſt es dieſe hier? — Dieſelbe Antwort. Kommt die Mutter. — Nein, nein, dieſe da iſt es auch nicht. — Nach der Mutter läßt man eine häßliche, alte, mit Lumpen bedeckte Magd kommen. — Nun wohl, alſo iſt es dieſe da, die Ihr ſuchet? — Nein, nein, denn unſere Hindin hat Haare ſo blond wie Gold und die Augen eines Sperbers; ihre Zähne ſind wie eine Perlenreihe, und ihre Lippen ſind hochroth wie eine Kirſche; ſie hat den Wuchs einer Löwin; ihr Buſen iſt feſt und rund, und ihr Hals hat die Weiße des Schwans; ihre Finger ſind zarter als Wachs, ihr Geſicht ſtrahlender als Sonne und Mond. Man droht zuletzt von den Waffen Gebrauch zu machen, und erſt dann führen die Eltern ihre Tochter im möglichſt koſtbaren Aufputze heraus. Man feiert die Verlobung, und das junge Mädchen kehrt auf ihr Zimmer zurück, das ſie vor dem Hochzeittag nicht mehr verlaſſen darf.

An dieſem Tag ſchickt der Bräutigam, wenn er ein anderes Dorf bewohnt als die Braut, einige Reiter voraus, um ſeine Ankunft anzukündigen, und die Eltern und Verwandten des Mädchens erwarten die Boten auf der Straße. Sobald ſie dieſelben herannahen ſehen, ſtürzen ſie über ſie her und führen ſie als Gefangene in ihr Haus. Auf die ihnen vorgelegten Fragen antworten die Gefangenen, ſie ſeyen Herolde und abgeſandt um den Krieg zu erklären; die Hauptmacht der Armee ſey in kurzer Entfernung zurückgeblieben und rücke heran, um die Feſtung im Sturm zu nehmen. Hierauf ziehen die Eltern und Verwandten nebſt den Gefangenen dem Bräutigam entgegen, der mit einem mehr oder weniger zahlreichen Gefolge zum Vorſchein kommt. Wenn die beiden Theile zuſammen vor der Wohnung der Braut angelangt ſind, beginnen ſie ein Wettrennen, das ein Turnier vorſtellt. Die beſtberittenen Reiter, die zuerſt am Ziele anlangen, erhalten aus den Händen der Braut einen mit Gold oder Seide geſtickten Schleier.

Nach Beendigung dieſer Uebungen begibt ſich alles in die Kirche. Der junge Ehemann und ſeine Braut ſtellen ſich auf einen Teppich, auf welchen man Geldſtücke geworfen hat, und zeigen dadurch, wie wenig ſie ſich aus Reichthümern machen, und daß ſie bloß das häusliche Glück im Auge haben. Wenn der Prieſter den Hochzeitskranz auf ihre Stirne legt, wirft einer der Anweſenden nach allen Seiten Nüſſe und Haſelnüſſe aus, um damit anzudeuten, daß die jungen Eheleute auf immer den Spielen der Kindheit entſagen und daß ernſtere Gegenſtände fortan ihr Leben beſchäftigen werden.

Nach der Rückkehr ins Haus wird ein Mahl aufgetragen. Die Brautleute nehmen das obere Ende der Tafel ein; zur Rechten und Linken ſetzen ſich die Schwiegerväter und die Zeugen. Hierauf erhebt ſich einer der Brüder oder in ſeiner Abweſenheit einer der nächſten Verwandten des jungen Mannes und richtet folgende Worte an ihn: „Bruder, du biſt jetzt im Alter der Ehe und der Freude angekommen; unſer Vater vergönnt dir einen Platz an ſeiner Tafel und vermählt dich heute, indem er dich mit einer anderen Familie verbindet. Bewahre nichtsdeſtoweniger diejenigen, denen du das Leben verdankſt, fortwährend im Gedächtniß und erhalte deinen Brüdern ſtets deine Liebe. Bleibe nach wie vor von Herzen unterwürfig gegen den Willen deiner Eltern, damit du ihren Segen empfaheſt. Ehre deinen Vater, und denke ſtets an das was deine Mutter für dich gelitten hat; denn ſie ſind es, die dir das Leben gegeben haben. Möge ihr Segen und der Segen Gottes des Herrn dich ſtets in der Freude erhalten! Amen.“

Nach dem Mahl, wenn der junge Mann im Begriff ſteht ſich zu ſeiner Frau zurückzuziehen, erhebt ſich der Vatachel, [1] welcher einen mit Blumen und Bändern gezierten Stock trägt und ſich hinter der Braut hält, und bittet im Namen der letzteren ihre Eltern in folgenden Worten um Verzeihung: „Wenn wir uns fragen, geehrte Eltern, welches das wahre Glück des Lebens ſey, ſo finden wir, daß es kein größeres und dauerhafteres Glück gibt als dasjenige, das uns die Kinder verſchaffen. In der That iſt dieſes Glück, wie die Philoſophen ſagen, proprium naturae, d. h. ein wirkliches und naturgemäßes Glück; denn ſie ſind unſer Blut, ſie ſind andere Wir ſelbſt. Dieſes Glück bezeugt auch die heilige Schrift: dein Weib wird im Innern deines Hauſes ſeyn wie ein fruchtbarer und üppiger Weinſtock; deine Kinder werden wie neue Oelbaumſchößlinge deinen Tiſch umgeben. Ihr ſeyd alſo heute, Ihr geehrter Väter, wie auch Eure Frau, auf dem Gipfel der Freude. Betrachtet beide das reine, wirkliche und unvermiſchte Glück Eurer Tochter und genießet die unverſiegbare Elternfreude; denn ſeht zuerſt durch Euren Willen und dann durch Eure Segnungen wird Eure vielgeliebte Tochter für ihr ganzes Leben die Gefährtin unſeres Bruders N. In dieſem glücklichen Alter angelangt, muß Euer Kind, indem es Euer Haus verläßt, um in dasjenige zu gehen welches Gott für ſie ausgewählt hat, gemeinſchaftlich mit ihrem Lebensgefährten Euch danken und Eure Segnungen erflehen; denn der Segen der Eltern iſt ein unerſchütterlicher Wall um ihr Haus. Es iſt Zeit, daß Eure Tochter Eure Verzeihung für alles erflehe was ſie vielleicht nicht gethan hat, um Euren Willen und die Wünſche ihrer Brüder zu erfüllen; daß ihr gutes Herz und ihre

[1] Eine Art von zweitem Maire.

reine Seele ſie drängen Euch für die Weisheit zu danken, womit Ihr ſie in Eurem Hauſe erzogen habt; daß ſie ſich wundern, nicht Seufzer und Thränen genug finden zu können um Verzeihung für ſich zu erflehen; daß ſie ſich wundern nicht genug ſüße Dankesworte finden zu können für all Eure Sorge, die von elterlicher Zärtlichkeit und Güte erfüllt war. Sie ruft daher auch von ganzer Seele die unerſchöpfliche Güte des Höchſten an und bittet ihn, zu geben daß Eure Kinder und die Kinder Eurer Kinder bis ins vierte Geſchlecht Euch mit Freude erfüllen. Sie beſchwört Euch auch, im Verein mit ihrem Gatten, ihnen für die Zukunft Eure Zärtlichkeit zu erhalten."

Wenn dieſe Anrede zu Ende iſt, verabſchieden ſich die Eltern und küſſen den Neuvermählten die Hand. Dieſe antworten ihrerſeits mit thränenfeuchten Augen: „Indem wir dir, junger Mann, heute die Hand unſerer vielgeliebten Tochter gewähren, unterwerfen wir uns bloß den Beſchlüſſen der göttlichen Vorſehung, welche dieſe Verbindung geſtattet hat. Und obſchon der vollkommenſte Segen der Segen des Höchſten iſt, ſo wollen wir gleichwohl, wie unſere Väter uns geſegnet haben, heute auch euch ſegnen. Möge Gott der Herr, indem er euch vereinigt, euch in der Liebe befeſtigen und ſeine Segnungen über eure Häupter verbreiten. Junger Mann, vergiß nicht getreu die Lehre der Kirche zu beobachten: „Du ſollſt dein Weib lieben und ihr keinen Verdruß verurſachen, und du ſollſt im Frieden des Herrn mit ihr leben." Und du, unſere geliebte Tochter, du, die wir in unſern Armen erzogen, die wir mit unſerer Liebe und unſerer elterlichen Sorgfalt umgeben; du, die wir mit der Milch unſerer Zärtlichkeit genährt und durch unſere Lehren ſtark gemacht haben, ſiehe da die Stunde der Trennung; wir erfüllen heute eine ſehr ſüße, aber auch zugleich ſehr ſchmerzliche Pflicht, indem wir dich unſern Armen entreißen laſſen, um demjenigen zu folgen, welchen dein Herz gewählt hat. Lebe im Frieden; was uns betrifft, ſo werden wir nicht aufhören euch zu ſegnen, und den Herrn zu bitten daß er euch lange und glückliche Jahre verleihe, daß er euch in ſeiner Weisheit leite, und euch in der Einigkeit und Liebe befeſtige, damit unſere Seele ſich in eurem Glück erfreue, denn ihr ſeyd die einzige Stütze unſerer Schwachheit und der einzige Troſt in den Kümmerniſſen unſeres hohen Alters. Möge Gott der Herr ſeine Segnungen auch über eure Kinder ausgießen."

Das Mädchen wirft ſich dann in die zitternden Arme ihrer Eltern. Endlich trifft der Bräutigam Anſtalt ſeine Frau wegzuführen; aber die Brüder der letzteren ſtellen ſich mit der Axt in der Hand — früher war es ein entblößter Säbel — vor der Thüre auf und laſſen ihn nicht hinaus, bevor er ſeine Gattin durch ein Geſchenk losgekauft hat. Die Braut ſteigt dann mit ihrer Schwägerin oder Schwiegermutter an der Seite auf einen Wagen, der ihre Mitgift führt. Der Bräutigam folgt zu Pferde, begleitet von den Anweſenden, ſeinen Freunden, die auf dem ganzen Weg Freudenſchreie ausſtoßen und Piſtolen abfeuern. Noch iſt der junge Mann nicht am Ende ſeiner Bedrängniſſe angelangt. Kaum iſt man vor dem Hauſe angekommen, ſo bemächtigen ſich die Eltern wieder der Braut und verſchließen ſie in ein Zimmer. Die Freunde des jungen Mannes fordern mit lautem Geſchrei ihre Herausgabe, und da ſie keine Antwort erhalten, ſo ſtoßen ſie die Thüre ein. Der glückliche Gatte ſtürzt ſich dann ins Zimmer und reißt ſeine Braut aus den Armen ihrer Eltern. Auf der Schwelle angelangt, nimmt er, zur Erinnerung an den Raub der Sabinerinnen durch die Römer, ſeine Frau in ſeine Arme und trägt ſie in die Brautkammer fort.

Skizzen aus der Türkei.

Die Bobbali Arab, oder die vom Geiſte beſeſſenen Negerinnen.

Wird ein Mitglied einer türkiſchen Familie von Krankheit befallen, ſo geht es zu einer Bobbali Arab, oder läßt ſie auch in ſchlimmeren Fällen zu ſich in das Haus kommen, und ſie wegen des Uebels um Rath zu fragen. Es ſind dieß freigelaſſene Negerinnen, die ein kleines Beſitzthum haben, eine eigene Kaſte bilden und ſich von Curen, Wahrſagen und Hexereien ernähren. Von der gewöhnlichen Volksclaſſe werden ſie ſehr in Anſpruch genommen, da der gemeine Mann noch bis auf den heutigen Tag einen Abſcheu vor gelehrten Aerzten hat und ſich freiwillig von ihnen unter keinen Umſtänden behandeln läßt. Er ſchreibt eine jede Krankheit der bewußten oder unbewußten Beleidigung eines Geiſtes zu, deren es nach ſeinem Glauben verſchiedene Arten gibt. Ein ſolcher Geiſt kann aber nur durch die Bobbali Arab beſchworen und durch Opfer beſänftigt werden, deren Größe ſich theils nach dem Vermögen des Kranken, theils nach der Beſchaffenheit der Krankheit richtet. Meiſtens wiſſen die Bobbali, wenn ſie irgendwohin gerufen werden, ſchon im voraus welchen Geiſt ſie beſchwören wollen, und da ſie für jeden derſelben eine beſondere Kleidung beſitzen, ſo machen ſie in dem betreffenden Gewande ihre Erſcheinung im Krankenzimmer. Gewöhnlich gehen ſie ſehr phantaſtiſch einher; ein Kleid mit einer langen Schleppe von greller Farbe, meiſtens roth, das mit allerlei Zierrathen aufgeputzt und mit Talismanen behängt iſt, ſowie ein Feß, der bisweilen ganz von Goldſtücken ſtarrt (letztere tragen ſie bei Beſchwörung des Geiſtes Rüskiſch Stammin), bilden die Hauptbeſtandtheile ihrer Garderobe. Nach ihrer Ankunft wirft die Negerin ein Pulver in das Feuer, unter dem ſich gewöhnlich Moſchus befindet, und das einen betäubenden Geruch verbreitet; damit wird der Geiſt eingeladen. Dann beginnt ſie unter Verdrehungen der Arme, Hüften und des Rückgrats in der Stube umherzulaufen. Kommt dann der Geiſt ihr in den Kopf, wo er gewöhnlich ſeinen Sitz nimmt, ſo kriecht ſie auf der Erde umher und ſchlägt mit Händen, Füßen oder der Stirn ſo heftig auf den Boden, daß man glauben ſollte, ſie könne den Schmerz nicht überſtehen. Sobald dieß Experiment ausgeführt und die Anweſenheit des Geiſtes dadurch bekundet wird, ſtehen alle Anweſenden auf und küſſen als Zeichen der Ehrfurcht vor dem letzteren der Bobbali Hände und Schleppe. Nach der Eigenſchaft und dem Range des Geiſtes richten ſich dann die ferneren Verrichtungen der Negerin. Die hauptſächlichſten ſind der Geiſterkaiſer, der jedoch aus Reſpect faſt nie beſchworen wird, ſowie deſſen Söhne und Töchter; dann folgen die untergeordneten als Derwiſche, Juden, Berggeiſter (die Berggeiſter ſind „Giauré") und ſchließlich als niedrigſte Art die Mißkins oder Elenden, wovon es jedoch einige ſchwer zu beſänftigende Arten gibt. Kommt Rüskiſch Stammin, die bösartige Kaiſertochter, ſo ſtammelt die Negerin ſo heftig, daß ſie unverſtändlich wird; kommt Saumru Bey, ein gutmüthiger Kaiſerſohn, ſo ſtammelt ſie auch etwas vor ſich hin, gewöhnlich Sprüche aus dem Koran, aber verſtändlicher; kommt ein Derwiſch, ſo ſchreit ſie laut: „Es gibt nur einen Gott!" Kommt ein Berggeiſt, gibt ſie vor, unnennbare Dinge verſchlingen zu wollen, erſcheint aber gar ein Mißkin, ſo artet ihr Schreien in ein förmliches Brüllen aus und die Verdrehungen ihrer Gliedmaßen werden convulſiviſch. Nun fragt jemand, gewöhnlich eine Gehülfin der Bobbali und ebenfalls eine Schwarze nach der Urſache

und der Art der Krankheit, und der Geiſt antwortet dann durch die Beſchwörerin entweder, der Kranke habe ſich die Krankheit im Bade, am Feuerherde, am Brunnen, unter einem Baume oder ſonſt wo zugezogen; oder er habe heißes Waſſer ausgegoſſen oder aus dem Fenſter geſpieen, ohne dabei Deſtuhr zu ſagen. Wenn die Türken nämlich heißes oder unreines Waſſer ausgießen oder über Schmutz hinwegtreten, ſo dürfen ſie nicht vergeſſen, dabei die Worte auszuſprechen, Bismillah Deſtuhr, d. h. „mit Gottes Hülfe frei!“ dadurch wird, wenn ſich irgend ein Geiſt darin aufhalten ſollte, deſſen ganzer Körper erſchlaffen und er kann, ſo gelähmt, niemanden etwas zu Leide thun. — Nun ordnet die Negerin an, man ſolle glühende Kohlen in einen Napf ſchütten, Zucker darauf ſtreuen und im ganzen Hauſe umherräuchern; dabei müſſen zugleich die Worte geſagt werden: „Ich habe dir deinen Mund ſüß gemacht, gib mir meine Geſundheit wieder!“ Der Napf mit den glühenden Kohlen wird dann an den Ort geſtellt, wo man krank geworden zu ſeyn glaubt oder vielmehr, welchen die Bobbali auswählt; dort bleibt er ſtehen, bis die Kohlen ausgebrannt ſind. Hauptſächlich muß aber der Kranke dem Geiſte, der ihn von ſeinem Uebel befreien ſoll, rothen Zucker, ein Stück rothen Flor und einige Gold- oder Silberſtücke verſprechen. Auch fordern die Bobbali zu ſeiner Beſänftigung ein paar Hühner, einen Truthahn, ein Opferſchaf, Tauben, Haſen, eine Kuh, und für die Berggeiſter und Mißkins auch ein Schwein, je nach dem Stande und den Vermögensverhältniſſen des Kranken; oder verlangen ein paar Lichter und Geld, um des Nachts Räucherwerk zu brennen, ſowie Reis und Zucker, um Sübbil zu machen, eine Art Suppe, die aus zerſtoßenem und mit Zucker geſüßtem Reis angefertigt wird. Von dieſer wird Abends dann ein Napf voll aufgeſtellt, der am andern Morgen leer gefunden wird und deſſen Inhalt nach der Behauptung der Negerinnen von den Geiſtern aufgezehrt worden iſt.

Unter den Bobbalis gibt es ſehr viele reiche, da ihr Wirken ſich nicht allein auf Heilen von Krankheiten beſchränkt, ſondern ſie mit Hülfe der Geiſter auch Heirathen ſtiften, zu hohen Aemtern, Reichthum u. dgl. verhelfen und ſich ihre Dienſte gut bezahlen laſſen. Dabei ſammeln ſie die geſchenkten Goldſtücke, Shawls u. ſ. w. auf und ſchmücken damit ihre Beſchwörungskleider oder den Anzug bei ihren Dahns oder Fetiſchfeſten; denn obwohl die Negerinnen dem Namen nach ſich zum Islam bekennen, iſt ihre wirkliche Religion die ihres Vaterlandes Abyſſinien der Fetiſchdienſt, deſſen Cultus ſie auch ganz öffentlich treiben, ohne daß ihnen der tolerante Türke hindernd in den Weg träte. Bei dieſen Dahns haben ſie ihre Sängerinnen und Tamborinſchlägerinnen, und die ganze Nacht hindurch wird getanzt. Opferſchafe, Hühner und Sübbil werden dabei im Ueberfluß verzehrt. Von dem Opferfleiſche pflegen jedoch die Bobbalis nichts zu eſſen, ſondern geben etwa Armen und Nachbarn, und erbitten ſich nur die Knochen zurück.

Reiſe nach Tuggurt und Suf.

Achtes Capitel.

Collegialiſcher Beſuch. — Arabiſches Heilmittel. — Geiſterſpuk. — Eine Promenade des Scheich von Tuggurt. — Unerwarteter Beſuch; das Rattengift. — Der Proſelytenmacher u. ſ. w.

(Schluß.)

Die Thore waren ſchon geſchloſſen als wir vor Tuggurt ankamen; der Kaid Bu-Schemel begleitete uns noch bis zur Capelle von Sidi-Abd-es-Selam, vor dem weſtlichen Thore, von wo aus er nach Nezla, ſeinem Wohnort, zurückkehrte, wir aber zogen durch das unterdeſſen geöffnete Thor in die Stadt ein, wo der Schatzmeiſter Mohammed-Bel-Kaid mit ſeinem Gefolge ſich nach der Kasbah begab, ich aber mit Iſaac meiner Wohnung zueilte.

Seit meiner Anweſenheit zu Tuggurt waren faſt täglich kleine Karawanen aus den Ziban und aus verſchiedenen Ortſchaften von Suf angekommen; erſtere brachten gewöhnlich Weizen und Gerſte, welche Cerealien ſie theils gegen baares Geld, theils gegen Datteln und Kleidungsſtücke abließen; letztere brachten Waaren aus Tunis, einmal auch einige Negerſklaven, welche in einem beſonders dazu beſtimmten Local an Araber aus den Ziban und aus dem Tell verkauft wurden. Die Tuggurter ſelbſt kaufen keine Sklaven, ſey es nun daß der Scheich allein ſolche zu halten befugt iſt, oder aus Furcht vor den freien Negern, die einen nicht unbedeutenden Theil der Stadtbevölkerung ausmachen, vielleicht auch, weil ſie ſelbſt zum großen Theil gemiſchten Blutes ſind. Ein Neger koſtet zu Tuggurt 250—450 Fr., eine Negerin 400—600 Fr. Die Kamele aus dem Gebiete von Suf ſind von bedeutender Größe, und ich war wirklich erſtaunt als ich hier die erſten dieſer koloſſalen Thiere erblickte.

Die oft ungeheuren Kamelzüge aus den großen Nomadenſtämmen, von welchen man mir zu Biskra geſprochen, hatten größtentheils ihre Fahrt nach Tuggurt ſchon zu Winteranfang unternommen, und ich verzweifelte faſt einen ſolchen zu ſehen zu bekommen, als eines Nachmittags eine große Karawane der Uled-Nail vor der Stadt ankam. Eine ganze Fraction dieſes Stammes trieb ihre Kamel- und Schafheerden vor ſich her, welchen 300 mit Wolle beladene Kamele nachzogen. An 400 Hunde folgten den Laſtthieren, und hinter dieſen kamen die Weiber der Araber, welche ſogleich die Zelte abluden und aufſchlugen. In einem Nu entſtanden mehrere Duars auf der öden Ebene, und vor den Zelten loderten bald luſtige Feuer auf, an denen die unermüdlichen Nomadinnen ihre Speiſen kochten. Die Männer luden die Kamele ab, und während die einen die ſtrotzenden Tragſäcke (Tellis) in den Zelten unterbrachten, oder ſie im Freien in einem Halbkreis aufſtapelten, trieben andere die abgeladenen Laſtthiere zur Weide oder brachten die Schafheerden in den durch die Zelte gebildeten cirkelförmigen Raum. Nach einer Weile ſah man die Männer auf Matten oder auf den Tragſäcken gelagert, die Kinder ſchrieen und balgten ſich, und hie und da krähte ein Hahn, der obligate Begleiter eines Nomadenzuges, auf einer Zeltfirſte, als ob die Leutchen ſchon jahrelang hier wohnten. Man ſagt zu Tunis mit Recht: ein Nomade und ein Schnecke ſind überall daheim, denn ſie tragen beide ihren Rock und ihr Haus ſtets mit ſich. In Zeit von fünf Tagen war auch ſchon jede Spur ihres Aufenthaltes vollkommen verwiſcht; ſie hatten ſchnell ihre Wolle und einen Theil ihrer Heerden abgeſetzt, Datteln, Burnuſſe und Haiks dafür geladen, und waren dann von Weideplatz zu Weideplatz weiter gezogen.

Die Lebensmittel sind zu Tuggurt zu äußerst billigen Preisen zu haben; nur das Getreide ist verhältnißmäßig theuer, was aber der Oasenbewohner nicht achtet, wenn er solches gegen Landesproducte, besonders gegen Datteln, die er im Ueberfluß besitzt, eintauschen kann. Der Unbemittelte nährt sich fast ausschließlich von Datteln und Milch, und der Tag an dem er Mehlspeisen genießt ist für ihn ein Festtag; diese Wohlfeilheit der Nahrungsmittel in den arabischen Ortschaften macht es auch erklärlich, daß ein Tuggurter meiner Bekanntschaft mit zwei Dienern eine Pilgerfahrt nach Mekka machen, ein Jahr ausbleiben und dabei nicht mehr als ungefähr 750 Fr. verzehren konnte. Die Kostspieligkeit der Reise eines Europäers durch Aegypten darf hierbei nicht als Maßstab genommen werden, denn ein Moslem reist dort ebenso wohlfeil als sonst wo, und selbst ein Franke, der des Dolmetschers entbehren kann und auf muselmännische Weise zu reisen sich bequemen will, wird ebenso billig wegkommen.

Die zu Tuggurt gebräuchlichen Münzsorten sind neue und alte spanische Thaler (Dueros), das französische Fünffrankenstück, der Riál oder Real von Algier und das französische Frankenstück, welches jedoch selten angetroffen wird. Die laufende Münze im Wed-Rghir und im Gebiete Suf ist der Piaster von Tunis, welcher hier der halbe tuniser Riál (nous Riál tunisi) genannt, und im Wechsel zu 80 Centimes französischen Geldes angeschlagen wird; die kleinste kupferne Scheidemünze sind die Feles (plural. von Felus) von Tunis, wovon hier 100 auf einen Frank gehen, mithin den Werth von einem französischen Centime haben. Die geringste Gabe, die ein wohlhabender Reisender hier einem Armen verabreicht, ist eine Handvoll dieser Feles, und mancher unverschämte Bettler würde einen einzelnen derselben mit Verachtung wegweisen. Der verstorbene Scheich Ali von Tuggurt hatte sich während seiner Regierung beikommen lassen eine eigene Münze zu prägen, die seinen Namen verewigen sollte; er gab derselben die Form und den Werth des halben tuniser Reals, allein sie konnte nur mit Gewalt in Umlauf gesetzt werden, so daß der Scheich Ben-Dschellab, bei dem Antritt seiner Regierung, sich genöthigt fand sie zu widerrufen. Nachdem sie aber nun verboten war, schien sie mehr als je in Umlauf gekommen zu seyn, und noch heute muß man sich in Acht nehmen sich statt eines guten Piasters einen schlechten aufhängen zu lassen, was hier häufig unerfahrnen Fremden widerfährt. Die Einheimischen aber sind in dieser Hinsicht sehr auf ihrer Hut, und kehren einen ihnen dargebotenen Piaster wohl zehnmal um, ehe sie ihn für gültig erklären, was den Verkehr mit ihnen in Kauf und Verkauf sehr langweilig macht. Dieses allgemeine Mißtrauen erstreckt sich sogar bis in die Zelte und Hütten der Lustdirnen, welche nie ermangeln den verabreichten halben Real von dem nächsten besten Vorübergehenden prüfen zu lassen, und erst wenn alle Zweifel in dieser Hinsicht gehoben sind, wird dem Buhlen der Eintritt in den Tempel der Gassenvenus gestattet; dagegen sind die spanischen Dueros und die französischen Fünffrankenstücke sehr beliebt; erstere figuriren im Großen im Handelsverkehr mit Tunis, letztere kommen aus den französischen Besitzungen und gehen gewöhnlich beim Ankauf von Getreide wieder dahin zurück.

Ich glaube früher gesagt zu haben, daß es zu Tuggurt zwanzig größere oder kleinere Moscheen und Capellen gibt; mehrere dieser letztern sind ausschließlich dem öffentlichen Unterricht gewidmet, welcher freilich nur im Lesen und Schreiben und in der nothdürftigen Erklärung der wichtigsten Stellen des Korans besteht. Indessen werden diese Schulen fleißig besucht, und man trifft selten einen jungen Mann zu Tuggurt an, der nicht lesen und schreiben könnte. Dieser Anfang von Schulbildung, wie unvollkommen und mangelhaft er übrigens auch seyn möge, hebt den Oasenbewohner der Sahara um mehrere Sprossen auf der Civilisationsleiter im nördlichen Afrika, und unterscheidet ihn vortheilhaft von dem stumpfsinnigen Araber des Tell und dem halbwilden Kabylen der Küstenzone; dazu kommen seine großen Handelsreisen und sein häufiger Verkehr mit den Bewohnern ferner Gegenden, wodurch er duldsam gegen fremde Sitten und empfänglich für fremdes Wissen wird. Die Fortschritte in der Civilisation werden sich daher eher von der Sahara aus nach der Küste, als von dieser nach der Sahara verbreiten.

Schon die liebe Schuljugend bietet hier in ihrem ganzen Gebahren die größte Analogie mit der unsrigen dar. Obschon man auch manchmal irgend einen widerspänstigen kleinen Jungen schreiend und zappelnd von dem Hrn. Vater gewaltsam zur Schule tragen sieht, so bilden doch im allgemeinen die Schüler eine lustige Corporation, die sich, ganz im Gegensatz zu den spärlichen ABC-schützen in den Duars der Araber, die der dortige Taleb nur mit vieler Mühe zu versammeln vermag, schon eine Stunde vor dem Erscheinen des Lehrers vor dem Schullocal einfindet, um sich den ihrem Alter eigenen Spielen zu ergeben. Wie in Europa hat hier jede Jahreszeit ihre eigenen Spiele; der gemeine Mann sagt bei uns es bedeute Krieg wenn die Kinder Soldaten spielten, wie er sagt daß es Regen geben würde, wenn er sich schon bis auf die Haut durchnäßt fühlt, denn der Krieg ist immer schon ausgebrochen wenn der Nachahmungstrieb die Jugend zu kriegerischen Spielen anregt; dieß war auch hier der Fall, wo nach dem Krieg mit Temasin die in zwei Parteien getheilte Schuljugend jeden Abend regelmäßig eine Schlacht liefert. Der Kampf wurde lebhaft mit Steinwürfen und Stockschlägen geführt, und die dabei erhaltenen Contusionen und Beulen wurden ganz in der Regel besunden. Während des Sommers untersagt die übermäßige Hitze jegliches Spiel. Im Herbst aber kommen die Kreisel (el Zarbut) und die Hammelsknöchelchen (el Akab) an die Reihe, und während des Winters steht das Ballspiel (el Kura) obenan, wobei der Ball, wie zu Constantine, mit gekrümmten Stöcken fortgetrieben und in vollem Lauf verfolgt wird.

Die Epoche der gefährlichen Fieber, welche die größte Plage des gesegneten Wed-Rghir sind, beginnt zu Tuggurt mit dem Anfang des Monats Mai, allein die Krankheit brütet schon einige Zeit vorher, wie dieß an einzelnen, täglich sich mehrenden Fällen abzusehen war. Dazu kamen die Pocken, welche, obgleich die Einimpfung derselben schon längst hier gebräuchlich ist, hier und da ausbrachen. Es gibt hier wie überall, nachlässige Leute, die erst wenn die Krankheit eingerissen ist, nach Hülfe gehen. Die Einwohner von Tuggurt bedürfen zur Impfung der Schutzpocken keines Arztes; der Hausvater verrichtet diese Operation gewöhnlich selbst an seinen Kindern. Hierzu wird an dem obern Theil der Hand die Haut zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger leicht eingeritzt, und die Pockenmaterie vermittelst eines Klümpchens von Wolle oder Baumwolle eingerieben. Man sieht daher zu Tuggurt, trotz der Nachlässigkeit einzelner, wenig Blatternarbige, und wenn man je einmal ein arg zerrissenes Gesicht erblickt, so gehört es gewiß einem Fremden an; dasselbe kann man aber nicht von den vielen Blinden sagen, die man bei jedem Schritt antrifft; doch ist es gewiß daß die ärmere Classe verhältnißmäßig weit mehr Blinde zählt als die wohlhabenden Einwohner. Die in der Sahara herrschende Ophthalmie wird von den Bewohnern derselben allgemein dem feinen stets die Luft verdunkelnden Sande zugeschrieben; ich bin aber geneigt zu glauben, daß die erste Ursache der-

selben in einer localen Erkältung zu suchen ist. Die Tage sind hier im Frühling schon bedeutend warm, die Nächte dagegen äußerst kühl, und der angehende Patient erwacht gewöhnlich mit einer heftigen Augenentzündung, die durch den fliegenden Sand noch verschlimmert wird. Bei der allgemein herrschenden Gewohnheit den größten Theil des Jahres über im Freien, sey es nun auf der Gasse oder auf der Terrasse eines Hauses, zu schlafen, ist jedermann dieser Erkältung ausgesetzt, selbst diejenigen welche auf ihrer Terrasse in einem aus Palmstäben gefertigten Himmelbette schlafen, während die reichen Einwohner oder Fremde, welche die Nacht im Innern der Häuser oder in bedeckten Galerien zubringen, wenig oder gar nicht davon angefochten werden. Schon zu Biskra empfindet man oft die übeln Folgen einer im Freien zugebrachten Nacht, und die auf ihren Reisen unter freiem Himmel schlafenden Araber der Wüste verhüllen sorgfältig das Gesicht mit Haik und Burnuß.

In dem ganzen von mir bereisten Theil des Wed-Rghir, von den Ziban an bis nach Temassin, konnte ich nirgends eine Spur von Ruinen erblicken, welche von der vormaligen Anwesenheit der Römer erzeugt hätte, und die gänzliche Abwesenheit von harten und dauerhaften Baumaterialien läßt vermuthen, daß Leo Afrikanus, der einer der ersten über diese Gegend geschrieben, Tuggurt nie gesehen hat. „Techort, sagt er, ist mit Mauern aus Kreide und Bruchsteinen umgeben, ausgenommen gegen den Berg hin, wo hohe Felsen ihm zum Wall dienen; alle Häuser sind aus Ziegel- und Bruchsteinen erbaut, mit Ausnahme des Tempels, welcher aus schönen und großen gehauenen Steinen besteht.“ Ich sah in der Nähe von Tuggurt den Ort, wo das alte Tuggurt soll gestanden haben, allein es ist dort, ebenso wenig als bei der heutigen Stadt, weder Berg noch Felsen, welche den eben genannten Wall bilden und die Bausteine liefern konnten; man findet hier wie überall im Wed-Rghir, nur Gypsbänke, welche zugleich die Bausteine und das Bindemittel liefern. Der Kalkstein mangelt hier gänzlich, und nur zwischen Meggar und Tammerna gibt es einen zarten mergeligen Kalk, welchen man im Nothfall zum Mörtel gebrauchen könnte. Das einzige, was an jenem Ort von dem früheren Daseyn von Gebäuden zeugt, sind Fragmente von Ziegelsteinen, welche ganz denjenigen gleichen, aus welchen die Minarets der beiden großen Moscheen von Tuggurt erbaut sind, allein nirgends sieht man eine Spur jener ungeheuren behauenen Steine, von welchen sogar Hr. Daumas in seinem weiter oben angeführten Buche spricht.

Während meines Aufenthaltes zu Tuggurt ging ich fast täglich in der Kasbah aus und ein; der Scheich war sehr wißbegierig und hatte mich immer hunderterlei zu fragen. Die neuere Geschichte der europäischen Staaten im allgemeinen und diejenige Frankreichs insbesondere hatten das größte Interesse für ihn, und seine Bemerkungen darüber zeugten von vielem Scharfsinn. Ueber die neue französische Staatsumwälzung, von deren Nothwendigkeit er sich lange das Ansehen geben wollte überzeugt zu seyn, ließ er sich gewöhnlich nur mit großer Vorsicht aus, und sprach davon in Ausdrücken, wie sie ihm der zur politischen Erbauung der Araber zu Algier gedruckte und nach allen Himmelsgegenden gratis versendete „Mobascher“ an die Hand gab. „Es konnte nicht anders kommen, das Maß der Ungerechtigkeiten und Unterschleife sey voll gewesen, der unersättliche König habe sich in der braven französischen Nation geirrt, es sey jetzt eine gerechte Regierung an die Stelle einer ungerechten getreten“ und was dergleichen Firlefanz mehr war. Eines Tages aber, als er mehr als gewöhnlich der Liqueurflasche zugesprochen haben mochte, ließ er sich ganz anders vernehmen. Er schlug seinem Schreiber Mohammed-Ben-Schahed, der ihm eben den Mobascher vorlas, ungeduldig das Blatt aus der Hand, indem er mit komischem Eifer ausrief: „El, laß mich doch zufrieden mit der großen Dschemmah (Rathsversammlung zu Paris), welche sich beikommen lassen will ein großes Land wie Frankreich zu regieren! Was verstehen denn alle diese Merkantis von Regierungssachen! Dazu gehört ein Sultan. Die Dschemmahs zu Suf und Wergla haben nur eine Handvoll Leute zu regieren, und können damit nicht fertig werden.“ Tags darauf hatte er aber diese schöne Aufrichtigkeit vollkommen verschlafen, und nahm wieder, wenn das Gespräch eine politische Wendung nahm, zu nichtssagenden Gemeinplätzen seine Zuflucht.

Ich hatte mehreremale den Versuch gemacht eine Ansicht der Stadt Tuggurt zu zeichnen, einerseits aber war mir der fliegende Sand, wovon ich stets die Augen voll hatte, ein großes Hinderniß, auf der andern Seite ward ich immer von einer solchen Menge Neugieriger bedrängt, daß an kein Zeichnen zu denken war. Von der Kasbah konnte ich nur einen dürftigen Umriß zu Papier bringen, denn auch hier konnten mir die Schaus des Scheich nur durch rechts und links ausgetheilte Stockschläge einigen Raum verschaffen. Ich zeichnete auch einige Costüme, denn der Scheich bewies sich in dieser Hinsicht sehr tolerant, da er mich sogar aufforderte sein eigenes Porträt zu machen. Die Skizze, die ich von der Kasbah entworfen, machte ihm, wie unvollkommen sie auch war, großes Vergnügen, nur fand er daß ich sie in ihren natürlichen Farben hätte darstellen sollen. Als er vernahm, daß ich dieselbe, bei meiner Rückkunft nach Constantine, nach einem größern Maßstab und in Farben auszuführen gedächte, ersuchte er mich sehr naiv eines der Fenster, dessen Gitter zerbrochen war, als neu, und die ganze Vorderseite des Palastes mit einem neuen Gypsanwurf darzustellen, da er diese Reperaturen unverzüglich unternehmen lassen wolle.

Die Zeit der jährlichen Fieber rückte immer mehr und mehr heran, und es wurde deßhalb gefährlich meinen Aufenthalt zu Tuggurt zu verlängern. Der Commandant von St. Germain hatte mir die Weiterreise nach dem Gebiet von Suf, wo nicht förmlich untersagt, doch auf das ernstlichste widerrathen, und es blieb mir, wenn ich anders seinem Rathe Folge leisten wollte, nichts anders zu thun übrig, als auf derselben Straße nach Biskra zurückzukehren. Was ich aber von den hier angetroffenen Suafa über die Gesinnungen ihrer Landsleute hinsichtlich der Franzosen vernommen hatte, ließ mich die Möglichkeit ahnen diese Reise dennoch ohne sonderliche Gefahr für meine Person unternehmen zu können. Die Leute aus dem Wed-Suf, erfuhr ich, sehen den Franzosen nicht ungünstig; die Handelsleute aus den meisten Ortschaften dieses Gebietes hätten zu Constantine und Algier Handelsverbindungen angeknüpft, die sie noch weiter auszudehnen hofften, und viele Suafa der ärmern Classe fänden dort als sogenannte Biskri ihren Unterhalt. Bloß die Stadt El-Wed sey durch die Einflüsterungen des dahin geflüchteten Achmed-Bel-Hadsch, genannt Mohammed-Sreir, ehemaligen Kaid von Sidi-Okba, in feindseligen Gesinnungen gegen die französische Regierung erhalten worden, welche dieser sowohl durch seine vormalige hohe Stellung als durch seinen Reichthum einflußreiche Intrigant durch von Zeit zu Zeit ausgestreute Gerüchte von einer bevorstehenden Invasion der französischen Truppen geschickt zu nähren wüßte. Ich könne daher ohne Bedenken eine Reise nach dem Gebiete von Suf machen, wo ich bloß, im Interesse meiner Sicherheit, die Stadt El-Wed vermeiden müßte. Der Scheich der Stadt Gmar, Hadsch-Salem,

ſey ein braver Mann, der gern jedem Fremden, der ihn darum anſpräche, ſeinen Schutz angedeihen laſſe, nur ſey der Scheich von Tuggurt im Augenblick nicht wohl auf denſelben zu ſprechen, weil ihn dieſer alte Hitzkopf, bei Gelegenheit der Schwierigkeiten, die er wegen der Auszahlung des ſeinen Alliirten verſprochenen Soldes machte, öffentlich einen Mozabiten und einen Juden geheißen hätte. Unterwegs hätte ich nicht mehr zu befürchten, als was gegenwärtig jede Karawane zu befürchten habe; einen Ueberfall von Seiten der Tuareg, die ſeit einigen Tagen die Straßen im Oſten und Süden von Tuggurt unſicher machten, den man aber bei einiger Vorſicht entgehen könnte. Iſaac ſprach mir ſeinerſeits unaufhörlich zu dieſer Reiſe zu, weil ihm dieſelbe Gelegenheit verſchaffte der Einladung der dortigen Iſraeliten, von welchen er einige zu Tuggurt kennen gelernt hatte, zu entſprechen. Nach reiflichem, gemeinſchaftlichem Ueberlegen ward beſchloſſen den Scheich von meinem Project in Kenntniß zu ſetzen und denſelben um ſeinen Rath zu erſuchen.

Ich begab mich daher unverzüglich nach der Kasbah. Nachdem ich dem Scheich meinen Plan mitgetheilt und ihm die Befürchtungen des Hrn. von St. Germain, in Bezug auf die Ausführbarkeit desſelben, auseinandergeſetzt hatte, fand ich ihn, gegen alles Erwarten, nicht nur allein nicht dagegen, ſondern ſelbſt bereit mir auf alle Weiſe Vorſchub zu leiſten. Er ſey der Oberlehnsherr des größten Theiles des Gebietes von Suf, ſagte er mir, nicht ohne einigen Nachdruck auf das Wort zu legen, und er wolle mir einen Brief mitgeben, der mir überall die beſte Aufnahme verſchaffen würde; die Stadt El-Wed ſolle ich vermeiden, bei Hadſch-Salem von Gmar aber könne ich ſicher verſprechen, da er, trotz ſeiner Originalität, doch kein übler Mann ſey. Er wolle Sorge tragen, daß ich mit einer morgen ſchon nach El-Gmar abziehenden Geſila abreiſen könne, und ich ſolle mich alſo unverzüglich fertig machen.

Der morgende Tag kam heran, aber die Karawane ging nicht ab. Ben-Dſchellab hatte ſich am Abend berauſcht und den Karawanenführer, der die Erlaubniß zur Abfahrt einzuholen gekommen war, nicht vorgelaſſen. Er entſchuldigte ſich deßwegen bei mir, indem er ein plötzliches Unwohlſeyn vorſchützte, verſprach mir aber dafür mich noch in der heutigen Nacht, und zwar auf eine bequemere Weiſe abreiſen zu laſſen. Er habe überlegt, daß er einen Mann, der ſein Gaſt geweſen, nicht wie einen gemeinen Kameltreiber ziehen laſſen könne, und ich ſollte daher für meine Reiſe ein geſattelles und gezäumtes Pferd zum Geſchenk von ihm erhalten; zu gleicher Zeit wolle er einen Reiter, der mich auf der ganzen Reiſe zu geleiten habe, nebſt vier Kameſen, zur Fortbringung meines Gepäckes und meiner Leute, zu meiner Verfügung ſtellen. Ich drückte dem Scheich meinen verbindlichſten Dank aus, und nahm dann Abſchied von ihm; er wünſchte mir eine glückliche Reiſe und forderte mich ſchließlich auf mich dreiſt an ihn zu wenden, ſofern mir der geringſte Unfall widerführe.

Amerikaniſche Notizen.

Obſtbau in Californien. Nahe bei Sacramento befindet ſich ein Obſtgarten der 3000 Weinſtöcke enthält, die voller Trauben im Herbſt 1854 hingen. Einen andern Weinberg hatten die Heuſchrecken ſehr beſchädigt. Pfirſichbäume lieferten viele und ſchöne Früchte; Birnenbäume trugen Früchte ein halbes Pfund ſchwer. Aprikoſen gedeihen vortrefflich und 1851 gepflanzte Feigenbäume zeigten ſich bereits 20 Fuß hoch. Orangenbäume und zahme Kaſtanien ſollen auch gut gedeihen.

*

Weibliche Poſtmeiſter gibt es gegenwärtig 128 in den Vereinigten Staaten. Sie erhalten dieſelben Gehalte wie die männlichen Poſtmeiſter, müſſen wie dieſe ihre Bürgſchaft ſtellen, kurz werden völlig auf männlichem Fuße behandelt, möchte man ſagen. Allein nur Jungfrauen, reſpective unverheirathete Ladies haben dieſe Aemter empfangen, „damit ſie doch einen nützlichen Zeitvertreib haben", ſetzen loſe Mäuler hinzu. Gewöhnlich werden ſolche Stellen nur an Perſonen gegeben, die ſich bei der Partei auszeichneten, welcher der jedesmalige Präſident angehört. Es frägt ſich nun, welche Verdienſte um die Demokraten-Partei dieſe 128 Jungfrauen-Poſtmeiſter gehabt haben mögen?

*

Die Nachtſitzungen im Congreß der Vereinigten Staaten. Gerrit Smith, ein von allen Parteien geachtetes Mitglied des Congreſſes zu Waſhington, richtete im Herbſt 1854 eine Adreſſe an ſeine Wähler, worin er ſich folgendermaßen äußert: „Als ein Freund der Mäßigkeit werde ich ein für allemal in Wort und That gegen jede Nachtſitzung des Congreſſes, welche nicht unumgänglich nöthig iſt, proteſtiren. Ich war immer der Meinung, daß alle unnöthigen nächtlichen Sitzungen ſo lange vermieden werden ſollten, bis der Congreß dem Branntwein weniger und der Mäßigkeit mehr ergeben ſeyn wird. Ich war während einestheils der Nachtſitzung, in welcher die Endabſtimmung über die Nebraskabill erfolgte, gegenwärtig, und bin niemals Zeuge einer größeren Trunkenheit geweſen als bei dieſer Gelegenheit. Ich mußte bis 11 Uhr bleiben, um meine Stimme gegen dieſes ſklavenbefördernde Geſetz abzugeben. Nachdem ich das gethan, machte ich mich davon, beſchämt und ſorgenvoll. Zufällig ſaß an jenem traurigen Abende Lord Elgin, der Gouverneur von Canada, eine Stunde oder darüber neben mir. Er bemerkte die Trunkenheit ſo vieler Mitglieder ſo gut wie ich, oder um mich beſſer auszudrücken, die Betrunkenheit ſtarrte ihm wie mir ins Geſicht. Er benahm ſich ſicherlich wie ein höflicher und gebildeter Mann, wenn er mir im Laufe unſerer Unterhaltung über dieſe ſchändliche Scene ſagte, er habe auch ſchon im brittiſchen Parlamente ſchmählichen Unfug wahrgenommen. Aber trotz ſeiner Höflichkeit und Nachſicht empfand ich ſchmerzlich die tiefe Demüthigung, welche mir die Vorfälle jenes Abends bereiteten." „Sicherlich, Lord Elgin iſt ein höflicher Mann. Wir wollen, obgleich kein Lord, ihm an Höflichkeit nicht nachſtehen und enthalten uns deßwegen jedes Commentars über die betrunkene Congreßmette!" ſetzt ein Redacteur hinzu, der vorſtehendes Bekenntniß Gerrit Smiths veröffentlicht.

*

Ueber die Fabrication der goldenen Schreibfedern in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, welche dem Vernehmen nach nicht unbedeutend iſt, enthalten öffentliche Blätter folgendes: die Spitzen der Federn werden gewöhnlich aus Rhodium gefertigt; dieſes ſtahlharte, nicht oxydirende Metall wird je nach

ſeiner Qualität mit 12—14 Dollars, ja ſogar mit 100 Doll. für die Unze bezahlt. Es wird in den Platinerzen in Verbindung mit Iridium, Osmium und Palladium gefunden und eignet ſich zu dem angeführten Zwecke beſſer als das Iridium, welches auch zu den Spitzen der goldenen Federn verwendet wird. Bisher wurde der ganze Bedarf aus den Minen Peru's und Rußlands bezogen, nach der Verſicherung eines amerikaniſchen Journals, des „Canadian Journal", ſoll jedoch Californien ſehr reich an dieſem Metalle ſeyn. Es wird dort im reinen Zuſtande mit Sand untermiſcht gefunden und bedarf alſo nicht jener chemiſchen Behandlung, durch welche es aus den Platinerzen des Ural gewonnen wird. Von den kleinen, ſandähnlichen Körnern werden die kugelförmigen zum Beſetzen der Federſpitzen am meiſten geſchätzt und nur etwa $^1/_{17}$ der gefundenen Körner iſt überall zu dem angeführten Zwecke verwendbar. Die kleinen Körner werden gewöhnlich mit Gold angelöthet, da beim Verwenden anderer Metalle durch die Dinte alsbald ein Oxydiren herbeigeführt wird, welches das Abfallen der Spitzen zur Folge hat. Die beſte Sorte der in den Vereinigten Staaten fabricirten Federn erfordert zu ihrer Vollendung 12 verſchiedene Operationen, als: Walzen, Zuſchneiden, Schleifen u. ſ. w. Einige dieſer Operationen werden durch die Bearbeitung des harten Rhodium beſonders ſchwierig; es wird dieſe nach der bekannten Erfahrung, daß durch ſehr große Geſchwindigkeit die weicheren Metalle die härteren abſchleifen können, mittelſt einer kupfernen Scheibe ausgeführt, welche mit großer Geſchwindigkeit um ihre Achſe rotirt. Da bei der Fabrication der Federn außerordentlich viel von der Geſchicklichkeit des Arbeiters abhängt, ſo werden gute Arbeiter im allgemeinen dabei ſehr gut ſalarirt.

•

Kritik gegen Schriftſteller. In Evansville, Staat Indiana, gibt Theodor Dietſch ein deutſches Blatt unter dem Titel „Reform" heraus, worin gegen zwei Parteien — die der Jeſuiten und der Aemterjäger — ſehr offen und ohne Schonung der Perſönlichkeiten geſtritten wurde. Dafür drang am 3 Mai 1854 um Mitternacht ein gewiſſer J. A. Reitz mit vier oder fünf Helfershelfern in die Wohnung von Dietſch, um denſelben angeſichts ſeiner Hülfe ſchreienden Frau aus dem Bette zu reißen und in wahrhaft thieriſcher, roher Weiſe zu mißhandeln, ſo daß derſelbe mehrere Tage nachher noch außer Stande war den Vorfall nur genau zu beſchreiben. Nach geſchehener Heldenthat denuncirte ſich der Reitz ſelbſt und wurde, ohne daß man nur einen Zeugen in der Sache verhörte, einfach zu fünf Doll. Strafe verurtheilt, weil ihn die Aemterjäger-Partei ſchützte. Er blieb alſo ſtraflos; denn was ſind fünf Doll. für einen nächtlichen Ueberfall im Hauſe? Und dieß Beiſpiel kann als charakteriſtiſch für die Zuſtände durch die ganze Union angenommen werden. So zeigt ſich die Wirkung der freien Preſſe, wenn ſie benutzt wird, unter einer Bevölkerung, der es an Erziehung und Bildung fehlt, um das freie Wort mit Anſtand zu ertragen! In Boſton fand kürzlich gleichfalls ein Anfall auf einen Redacteur in deſſen eigenem Hauſe ſtatt; Bennet, der Herausgeber des New-York Herald, wurde ſchon mehrfach öffentlich angefallen und geſchlagen.

•

Amerikaniſche Juſtizpflege. Im Colorado County (Staat Texas) fand man kürzlich einen, unter dem Namen Dutch Charley bekannten Deutſchen ermordet. Ein Irländer brachte zur Ermittlung des Thäters in Vorſchlag, daß die Anweſenden ihre Hände auf die Todeswunde legen ſollten, indem dieſe bei Berührung der Hand des Thäters aufs neue zu bluten anfangen werde. Dieſer Rath wurde befolgt und der Correſpondent des Richmond Enquirer meldet: „Als nun ein Deutſcher, Namens Hildebrandt, ſeine Hand auf die Leiche legte, begann das Blut aufs neue zu fließen. Hildebrandt wurde demzufolge verhaftet und hing ſich in ſeinem Gefängniß auf."

•

Cynismus. Am letzten Oſterſonntag 1854 bot die Freimaurerhalle in Cincinnati, welche als Sitz der Humanität und feinen Bildung von den Mitgliedern geprieſen wird, folgendes Schauſpiel. Es wurde eine Jagdſcene aufgeführt, bei welcher der Jäger die Worte ſeines Liedes mimiſch begleitete. Ein als Hund verkappter Freimann umkreiſte ihn, lief dahin und dorthin, und hob endlich an der Couliſſe das Hinterbein, um die Hundenatur in vollſter Treue wiederzugeben. Das Publicum aber tobte Beifall, und nur einige Damen und Herren zogen ſich beſchämt zurück.

Miscellen.

Schnelligkeit von Dampfſchiffen. Die kürzeſte von Dampfern gemachte Fahrt über den Ocean, heißt es in der „Shipping Gazette" vom 18 October d. J., war, glauben wir, die des Dampfers Pacific, welcher die Hinreiſe von Liverpool nach New-York in neun Tagen 20 Stunden zurücklegte; aber er hatte dann auch einen ſtarken Sturm von hinten den ganzen Weg. Der unglückliche Dampfer Arctic machte den Lauf von Liverpool in neun Tagen 22 Stunden. Mehrere Klipperſchiffe haben mehr als 400 engl. Meilen in 24 Stunden geſegelt, und der den HH. Gibbs, Bright und Comp. zugehörige, in Quebec gebaute Klipper Almora ſoll 500 engl. Meilen in 24 Stunden gemacht haben. Iſt dieß wahr, ſo iſt der Beweis da, daß Schiffe mit einer Schnelligkeit durch das Waſſer getrieben werden können, welche die unſrer ſchnellſten Dampfer weit übertrifft. Es erfordert bloß geeigneten Schnitt und Kraft zur Ertragung großer Fahrten, und dieß zu bewirken iſt die volle Möglichkeit vorhanden. Hr. Scott Ruſſell (in London) erwartet mit ſeinem großen Dampfer, der jetzt im Bau begriffen iſt und eine Länge von 673 Fuß hat, durchſchnittlich 16 engl. Meilen in der Stunde zu machen. Auch haben wir die Zeichnungen und Riſſe eines beabſichtigten Dampfers in Linien geſehen, welche die vorhin genannten Erforderniſſe vereinigen und woraus man ſtarken Grund hat anzunehmen, daß er die große Schnelligkeit von 21 engl. Meilen die Stunde erlangt. Dieſer Grad der Schnelligkeit iſt nicht ungewöhnlich in Amerika, bei verhältnißmäßiger Länge, Stärke des Materials, leichter Waſſerkraft und Kraft der Maſchine. Neuerlich theilte der „Cleveland Herald" mit, daß der Dampfer Queen of the Weſt von Buffalo nach Cleveland in acht Stunden 55 Minuten dampfte, was ein wenig mehr als 21 engl. Meilen die Stunde für die ganze Strecke iſt, während ein Theil des Weges mit einer Fahrt von 25 engl. Meilen die Stunde zurückgelegt ward. Auch machte ein Flußdampfer, Namens Alida die Tour von New-York nach Poughkeepſie, 82 engl. Meilen, in 3 Stunden 24 Minuten — eine Schnelligkeit gleich 620 engl. Meilen per Tag von 24 Stunden und ſchnell genug, um einen Dampfer in weniger als fünf Tagen über die atlantiſche See zu bringen.

*

Jodgehalt der Luft. In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften am 4 December las Hr. Chatin einen Vortrag, worin er die Ansicht von der Abwesenheit des Jodes in der Luft bestritt. Die Analysen des Regenwassers und der Luft selbst hätten zwar zu negativen Resultaten geführt, allein man müsse von vornherein die Anwesenheit jenes Halogens annehmen, 1) weil es sich in der Asche auch der Süßwasserpflanzen fände; 2) weil diese Pflanzen den Stoff nirgends anders her als aus dem Wasser sich aneignen können; 3) wenn man gewöhnliches Wasser nach Zusatz jodfreier Potasche eindampfe, so finde man in dem Niederschlag seinen Jodgehalt. Man finde ihn zwar nicht bei Verdampfung ohne Potasche, wenn man aber die Wasserdämpfe wieder condensire, so enthielten sie den vollen Jodgehalt des Wassers vor seiner Destillation. Das Jod finde sich also in der Luft und es falle nieder mit dem Regen. Auch sey der Jodgehalt wirklich durch Analyse nachzuweisen. Hr. Chatin will nämlich im Thau das Jod in sechsmal stärkerer Anwesenheit entdeckt haben, als es im Regenwasser sich fand. Man setzt zu einem oder selbst ½ Liter Thau ein Gram jodfreies doppelt-kohlensaures Kali, man dampft ein, läßt es vorsichtig calciniren, man wiederholt mit Alkohol (94 Grad) verdampft von neuem, calcinirt an der Lampe, bis der Rückstand, der anfangs sich schwärzen will, farblos geworden. Der Rückstand ist ein Pataschenjodür, das sich nach Abkühlung und einer Lösung im Wasser bei allen Reactionen zu erkennen gibt. Wenn man mit einer größern Menge Thau operirt, soll man sogar einen ponderablen Niederschlag eines Palladiumjodürs erhalten, welches bei Zersetzung Joddämpfe entwickle.

*

Bombyx cynthia. In Algerien hat man jetzt bereits eine zweite Zucht der Seidenraupe, die sich von Ricinus nährt, glücklich durch alle Phasen gebracht, so daß man jetzt das außerordentlich brauchbare Insect in den afrikanischen Colonien wohl als acclimatisirt betrachten darf. (Rapport des Hrn. Hardy an den französischen Kriegsminister).

*

Vermuthlicher Tod des Dr. Barth. Von Dr. Vogel ist über Tripoli dd. Kuka 18 Julius, ein Brief an Director Vogel, Vater des Reisenden, nach Leipzig gelangt, welcher von Hrn. A. Petermann in Gotha veröffentlicht wird. Nach Kuka war die Nachricht gelangt, der kühne Reisende Dr. Barth sey auf dem Wege nach Bornu bei Sakatu, vermuthlich in Folge körperlicher Erschöpfung gestorben. Dr. Vogel hat sogleich einen treuen Diener nach Sakatu abgesendet, um Erkundigungen einzuziehen und im schlimmsten Falle sich der Papiere des Verstorbenen zu bemächtigen. Die letzten Briefe des Dr. Barth datiren vom 23 März „bei den Zelten“ (vor Timbuktu). Er schreibt an jenem Tage; „Die Stadt Timbuktu habe ich verlassen, und, so Gott will, habe ich nicht nöthig dahin zurückzukehren. Ich habe Grund zu glauben, daß es jetzt wirklich in einigen Tagen fortgeht. El Bakay will morgen mit meinem Gepäck und der mir zur Begleitung bestimmten Mannschaft herauskommen. Mein Sinn wird noch einmal so froh werden, wenn ich erst fort bin; sitze ich erst einmal auf, so will ich schon von der Stelle kommen. Ende April, so Gott will, in Sakatu, wo ich von Euch und meinen Gefährten zu hören hoffe. Bis dahin herzliches Lebewohl.“ Hr. A. Petermann schließt aus dem Inhalt dieser Briefe, daß Dr. Barth, dessen Gesundheitszustand schon bei der Abreise von Timbuktu stark gelitten hatte, durch die anstrengende Reise während der Regenzeit sich den Tod geholt. Von Dr. Vogel dagegen lauten die Nachrichten höchst erfreulich. Er gedachte am 20 Julius nach dem Tschadda-Fluß abzureisen, von da wieder nach Kuka zurückzukehren und eine Expedition nach Wadai anzutreten, um von diesem Land wo möglich nach Darfur vorzudringen und über Aegypten zurückzukehren. Eine große Sendung ausführlicher Depeschen, Mittheilungen und Sammlungen aller Art ist unterwegs, und darf täglich erwartet werden. Ebenso wird die Tschadda-Expedition um Weihnachten zurückerwartet, und mit ihr nicht bloß wichtige Nachrichten über ihre eigenen Resultate, sondern wahrscheinlich auch über Vogel und Barth selbst.

*

Classische Bildung der englischen Staatsmänner. Im dritten Bande der „Denkwürdigkeiten und Briefschaften Charles James Fox“ die Lord John Russel herausgibt, finden sich einige Herzensergüsse über Homer und Horaz, welche wir übersetzen, um dabei zu erinnern wie viel die großen, englischen Staatsmänner und Redner ihrem fortwährenden Umgange mit dem literarischen Alterthume verdankten und noch verdanken. „Als ich zuletzt schrieb, heißt es in einem Briefe Fox', war ich im neunten Buche der Odyssee, die ich seitdem beendet und der ich 18 Bücher der Iliade nachfolgen ließ, so daß seitdem eine gute Weile verstrichen seyn muß. Ich denke, der überlegene Werth der Iliade ist größer als ich mir eingebildet hatte, oder nach meinem Dafürhalten im allgemeinen zugegeben wird, und er entschädigt reichlich für das geringere Interesse der Erzählung. Gewiß: die Schlachten dauern zu lange und die Verwundungen werden zu gründlich beschrieben, aber die Reize der Dichtung zwingen uns das Buch zu verschlingen. Alle andern Dichter bleiben an Kürze, Feuer und Freiheit der Darstellung hinter diesem Gedicht zurück. Ich möchte dieß auf den Styl bezogen wissen, denn ich meine damit nicht jene zahlreichen Stellen, die etwas eigenthümlich Erhabnes oder Ergreifendes enthalten. Kurz: im Lesen ist meine Bewunderung gestiegen! Bei Virgil gibt es Partien (und unter diesen auch Nachahmungen Homers) denen ich einen homerischen Werth ungeschmälert zugestehe, aber doch hat er nirgends seinen Meister in jener Freiheit der Darstellung erreicht, die ich so hoch an ihm preise. Milton, der ein paar Blätter von unerreichter Erhabenheit uns gegeben, ist in diesem Stück noch mangelhafter, oder er hat vielmehr keinen Hauch davon. Arioſt besitzt davon mehr als irgend ein anderer Dichter, so daß er sich mit Homer in Bezug auf dieses Verdienst messen könnte; und vielleicht schreibt sich gerade mein übertriebenes Entzücken an diesem Dichter davon her, daß ich mehr als andre auf den Werth der Freiheit und der Kürze gebe“. „.... Ich habe ein paar übrige Minuten letzthin benutzt, um die Oden Horaz' durchzublättern. Bitte, sagen Sie mir, welche Sie für die am meisten gelungenen halten. Ich denke „Quis desiderio“ ist die vollkommenste von allen, und dann im leichteren Styl: „Quem tu Melpomene“, und „Quis multa gracilis“. Im erhabenen Style: „Ille et nefasto“ „Descende coelo“, mit Ausnahme der drei letzten Strophen, die Regulus-Ode, die halbe „Qualem ministrum“ und „Pindarum quisquis“. Ich liebe in manchen seinen Oden, was man die flachen Ausgänge geheißen hat, während sie mir in andern höchst widerwärtig sind, namentlich im Schlußvers von „Qualem ministrum“.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Das Ausland.

Eine Wochenschrift

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Nr. 52. 29 December 1854.

Eine chinesische Heerschau.

(Aus Huc's Werk über das chinesische Reich. Bd. I.)

Es ist unmöglich sich eine genaue, ja nur annäherungsweis richtige Vorstellung von der wirklichen Stärke des chinesischen Heeres in gewöhnlichen Zeiten zu machen; auch will ich keineswegs von seinem gegenwärtigen Zustande sprechen, der seit dem furchtbaren Umsichgreifen des Aufstandes sich nothwendig sehr verändern mußte. Dem amtlichen Hofkalender zufolge belief sich die Gesammtzahl aller vom Kaiser unterhaltenen Truppen auf 1,232,000 Chinesen, Mandschus und Mongolen, die im Innern des Reichs casernirt sind, sowie auf 31,000 Matrosen. Offenbar ist eine so hohe Ziffer eine ächte chinesische Almanachs-Rechnung. Wenn man Gelegenheit gehabt hat China einige Jahre lang nach allen Richtungen hin zu durchwandern, so frägt man sich: wo denn eigentlich dieses mächtige Heer gehalten werde, daß man es nirgends wahrnimmt. Allerdings ist China sehr umfangreich, und seine Bevölkerung größer als die von ganz Europa, dennoch aber sollte man daselbst Soldaten sehen können, wenn ihre Anzahl wirklich so bedeutend wäre als man behauptet. Mit Ausnahme einzelner Städte, welche organisirte und ansässige Truppen haben, bestehen fast nur die für den Dienst der Gerichtshöfe nöthigen Milizen. Hr. Timkowski, der im Jahr 1821 die russische Gesandtschaft nach Peking geleitete, sammelte möglichst genaue Nachweisungen über den Effectivstand des chinesischen Heeres. Die Gesammtzahl, welche er in seinem Reisebericht angibt, beträgt 740,900 Mann, Chinesen, Mandschu und Mongolen inbegriffen. Wahrscheinlich ist die Ziffer Hrn. Timkowski's die des wirklichen Effectivstandes, der Soldaten wenigstens welche in den Rahmen des Heers eingeschrieben sind; daraus aber folgt nicht, daß es in China 700,000 Mann in activem Militärdienst gibt. Diese Anzahl muß, meiner Ansicht nach, noch um zwei Drittheile vermindert werden, wenn man die wahre Ziffer der Soldaten, d. h. der Mannschaft haben will, die sich mit dem Waffenhandwerk beschäftigt.

Ich habe lange genug in der Tartarei gelebt, um die mongolischen Truppen zu kennen; sie bestehen aus Nomaden-Hirten, welche ihr Leben mit dem Hüten ihrer Heerden zubringen und nie mit Kriegsübungen sich beschäftigen. Sie haben zwar in ihrem Zelt ein langes Luntengewehr, und manchmal einen Bogen und Pfeile; allein sie bedienen sich derselben nur um Ziegen und Fasanen zu tödten. Wenn sie eine Lanze haben, so kann man darauf rechnen, daß sie diese Waffe nur in die Hand nehmen um die Wölfe zu verfolgen, welche ihre Schafheerden bekriegen. Was also die mongolische Abtheilung des kaiserlichen Heeres anbelangt, so besteht sie aus Hirtenfamilien, die Säuglinge und Greise nicht ausgenommen — denn alles zählt. Man ist Soldat mit der Geburt, und erhält sofort seine Löhnung.

Die chinesischen Truppen sind fast um kein Haar besser als die mongolischen. Ihre Anzahl beläuft sich, sagt man, auf 500,000 Mann; sie bestehen zum großen Theil aus Handwerkern und Bauern, die im Schooße ihrer Familie leben, und sich ganz gemächlich mit dem Anbau ihrer Felder oder ihrem Kleingewerb beschäftigen, und nichts im mindesten läßt ahnen daß sie der Kriegerclasse angehören. Dann und wann, wenn man sie zu einer allgemeinen Heerschau oder zur Aufhebung von Diebsbanden zusammenruft, sehen sie sich genöthigt ihren Soldatenrock anzuziehen. Außer diesen seltenen Fällen, in welchen sie sich sogar mittelst einer kleinen Geldentschädigung ersetzen lassen können, bleiben sie zu Hause vollkommen unbehelligt. Da sie nun aber einmal als Soldaten betrachtet werden, und der Kaiser das Recht hat sie im Kriegsfall zusammen zu berufen, so erhalten sie alljährlich einen mäßigen Sold, der, ohne die Erträgnisse ihrer Tagesarbeit, zu ihrem Lebensunterhalt sicherlich unzureichend wäre. In gewissen als feste Plätze angesehenen Ortschaften des Reichs sind beinahe sämmtliche Einwohner auf die eben besprochene Art eingereiht.

Während des letzten Jahres meines Aufenthalts in China war ich mit einer kleinen Mission in eine Südprovinz beauftragt. Eine Capelle, um die heiligen Mysterien zu feiern und die Neubekehrten in den Gebets- und Unterweisungsstunden zu versammeln; dann, an die Capelle anstoßend, ein Häuschen mit einem kleinen Garten, das Ganze mit großen Bäumen, Bambusbüschen und einer hohen Steinmauer umgeben — dieß war meine Wohnung. Ich lebte dort mit zwei Chinesen, deren einer etwa dreißig, der andere ungefähr 60 Jahre alt war. Ersterer hatte den Titel eines Katecheten; er half mir in den gottesdienstlichen Verrichtungen, führte die Aufsicht über die Haushaltungs-Angelegenheiten, und unterrichtete die christlichen Kinder und Katechumenen in der Gesangsweise der öffent-

lichen Gebete. In ſeinen Mußeſtunden, deren es ziemlich viele gab, beſchäftigte er ſich mit Nähen, denn er hatte urſprünglich das Schneiderhandwerk ausgeübt. Er war übrigens ein ſehr braver, ſanftmüthiger, friedlicher Mann, der gern zu Hauſe blieb, wenig unnütze Worte machte, ſich aber etwas zu viel mit Arzneimitteln und mediciniſchen Büchern beſchäftigte. Dieſe Sucht hatte ihren Grund darin, daß er, weil er ſtets kränklich, blaß und abgezehrt ausſah, ſich endlich für wirklich krank hielt; in Folge deſſen wollte er ſich pflegen, und darum warf er ſich auf mediciniſche Studien.

Der andere, der Sechziger, trug bei der Miſſion keinerlei amtlichen Titel. Dennoch beſchäftigte er ſich mit einer Menge von Sachen; die Reinigung und Ausſchmückung der Capelle und des Presbyteriums giengen ihn an; er umgrub und bewäſſerte den Garten, und zog einige Blumen und etwas Gemüſe. Er hatte die Sorge für die Küche, wenn es darin etwas zu thun gab, und pflog ferner häufige und lange Unterredungen mit allen denen, welche uns beſuchten. Die Freigebigkeit, womit er ſeinen Gäſten Thee zu trinken und Tabak zu rauchen anbot, hatte ihn ſehr beliebt gemacht. Früher war er Schmied geweſen, und da ſeine neuen Berufspflichten nicht genau feſtgeſetzt waren, ſo nannte man ihn gewöhnlich Schmied Siao.

Eines Tags machten dieſe beiden Gefährten meiner Einſamkeit mir mit gewiſſer Feierlichkeit die Aufwartung in meinem Zimmer, um Rath einzuholen. Ein außerordentlicher Inſpector der Truppen war ſo eben von Peking eingetroffen, und binnen kurzem ſollte eine allgemeine Heerſchau ſtattfinden. Der weiland Schmied und weiland Schneider wollten nun von mir erfahren, ob ich der Anſicht ſey, daß ſie ſich zu dieſer Heerſchau begeben ſollten. Ich antwortete: „es hänge dieß ganz von ihnen ab. Wenn ſie ſich Unterhaltung davon verſprächen, möchten ſie hingehen; die Bewachung des Hauſes würde ich übernehmen. Was mich ſelbſt anlange, ſo ſey ich keineswegs geſonnen dieſer Parade beizuwohnen, da ich während meines Aufenthalts im Norden des Reichs derlei Schauſtellungen zur Genüge geſehen.“ „Bis jetzt ſind wir niemals dabei geweſen“ erwiederte der Katechet; „wir haben uns ſtets leicht davon frei machen können; nun aber behauptet man, der neue Inſpector verlange, daß jedermann dabei ſeyn müſſe. Wer ſich nicht dahin begebe, ſolle aufgezeichnet, und ſodann zu fünfhundert Rohrſtreichen und einer ſtarken Geldbuße verurtheilt werden.“ Da ich fand, daß dieſer außerordentliche Inſpector wirklich ganz der Mann ſey, um eine ſo abſonderliche Drohung zu ſtellen und auszuführen, ſo antwortete ich: „So muß ich alſo ebenfalls zur Heerſchau gehen.“ — „Der geiſtliche Vater“, erwiederte der Sprecher, „kann ſie mit anſehen, wenn es ihm gut dünkt; wir andern aber, Soldaten des Kaiſers, ſind gehalten ihr beizuwohnen.“ — „Ihr andern Soldaten!“ rief ich, die beiden Chriſten von Kopf bis zu Fuß betrachtend. Ich meinte, ſie hätten vielleicht ganz einfach ſagen wollen: ſie ſeyen Unterthanen des Kaiſers, und ich fürchtete ſie mißverſtanden zu haben; allein keineswegs, ſie waren wirklich Soldaten, und zwar ſchon ſehr lange. Seit mehr als zwei Jahren kannte ich ſie, und nie hatte ich etwas der Art geahnt, was, ich geſtehe es, meinem Scharfſinn nicht ſehr zum Ruhme gereicht. Wenn es Frohndienſte, Heerſchauen oder militäriſche Uebungen gab, dingten ſie gewöhnlich den erſten beſten Erſatzmann, den ſie bekommen konnten. Der Katechet geſtand mir, er habe ſein Lebenlang noch kein Gewehr angerührt, er fürchte ſich, und glaube ſich nicht einmal ſtark genug eine Petarde anzuzünden.

Da ich genügende Aufſchlüſſe über die eigentliche geſellſchaftliche Stellung dieſer beiden Miſſionsdiener erhalten hatte, und mein Gewiſſen nicht beſchweren wollte, ſagte ich ihnen, ſie ſollten, da ſie einmal Soldaten ſeyen und die Nutznießungen als ſolche erhielten, ihre Pflichten wenigſtens bei außerordentlichen Gelegenheiten erfüllen; die Androhung von Steckſtreichen und einer Geldbuße ſey ein unzweideutiger Beweis des ausdrücklichen Willens des Inſpecteurs, und den Chriſten komme es insbeſondere zu ein gutes Beiſpiel in Gehorſam und Vaterlandsliebe zu geben. Es ward daher ausgemacht, ſie ſollten ſich rüſten, um dahin zu gehen wohin Pflicht und Ehre ſie riefen; ich ſelbſt ſey entſchloſſen, fügte ich bei, der Parade ebenfalls beizuwohnen, da ſie eine entzückende Augenweide zu bieten verſpreche.

Als der feſtgeſetzte Tag herangekommen war, nahmen meine beiden Veteranen des kaiſerlichen Heeres früh Morgens ein kräftiges Frühſtück, labten ſich daneben mit einer trefflichen Portion Glühweins, um Kraft und Muth in ihre Glieder zu bringen, und legten dann das Soldatenkleid an. Dieſe Arbeit war weder zeitraubend noch ſchwierig; ſie hatten nur, ſtatt ihrer kleinen ſchwarzen Mütze, einen zugeſpitzten, mit einer rothſeidenen Puppe bedeckten Strohhut aufzuſetzen, und über ihre gewöhnlichen Kleider eine ſchwarze Tunica mit breiten rothen Bordüren anzuziehen. Dieſe Tunica hatte vorn und hinten einen weißtuchenen Schild, und zeigte in großen Charakteren das Wort Ping, welches „Soldat“ bedeutet. Die Vorſichtsmaßregel war nicht unnütz, denn ohne dieſe Etikette hätte es manchmal ſonderbare Mißverſtändniſſe gegeben. So z. B. hatte mein Katechet, mit ſeiner kleinen bleichen Geſtalt, ſeinem ſchwächlichen und abgezehrten Körper, und ſeinen triefenden, ſtets zu Boden geſenkten Augen, gewiß kein ſehr kriegeriſches Ausſehen; dennoch war kein Irrthum möglich: man brauchte nur auf dem Rücken oder der Bruſt die Inſchrift zu leſen: dieß war ein Soldat! Mit dieſer Uniform angethan, nahmen ſie ihre Waffen, der eine ein Gewehr, der andere einen Bogen, und begaben ſich ſtolz in das Kriegslager.

Gleich nach ihrem Abmarſch ſchloß ich die Thüre meiner Wohnung, und machte mich voll Neugierde ebenfalls auf den Weg. Das große militäriſche Schauſpiel ſollte vor der Stadt, auf einer weiten ſandigen Ebene, die ſich an den Wällen hinzieht, ſtattfinden; die Krieger kamen von allen Seiten in kleinen Haufen heran; ſie waren auf alle Art herausgeputzt, je nach den Fähnlein zu welchen ſie gehörten; ihre Waffen, die in den Strahlen der Sonne nicht funkelten wie die unſerer Krieger, waren ſehr mannichfaltig; man ſah Gewehre, Bogen, Piken, Säbel, Dreizacke und Sägen mit langem Griff, Rohrſchilde und eiſerne Feldſchlangen, deren Laffeten die Schultern zweier Menſchen bildeten. Inmitten dieſer Buntſcheckigkeit nahm man dennoch eine gewiſſe Einförmigkeit wahr: jedermann hatte eine Pfeife und einen Fächer; der Regenſchirm gehörte ohne Zweifel nicht zur kriegeriſchen Ausſtattung, denn diejenigen, welche einen ſolchen unter dem Arm bei ſich führten, bildeten die große Minderheit.

An einem der Enden des Lagers hatte man auf einer Anhöhe eine bretterne Eſtrade errichtet, die durch einen gewaltigen Sonnenſchirm geſchützt und mit Fahnen, Wimpeln und einigen großen La-

lernen geſchmückt war, die man aber dort zum Sehen nicht brauchte, weil die Sonne in vollem Glanze ſtrahlte. Vielleicht hatten ſie einen allegoriſchen Sinn, und ſollten andeuten, daß die Milizen vor erleuchteten Richtern ſtünden. Der außerordentliche Inſpector des kaiſerlichen Heeres und die vornehmſten Civil- und Militär-Mandarinen der Stadt waren auf der Eſtrade; ſie ſaßen in Lehnſeſſeln vor kleinen Tiſchen, voll Theekannen und Büchſen mit köſtlichem Rauchtabak. In einer Ecke ſtand ein Diener mit brennender Lunte, nicht um die Kanonen abzufeuern, ſondern um die Pfeifen anzuzünden. Auf verſchiedenen Punkten des Uebungslagers ſah man mehrere abgeſonderte Forts, die aus Bambus und gemaltem Papier gefertigt waren.

Als der Augenblick zum Beginn der Kriegsübungen gekommen war, ließ man eine kleine Feldſchlange an den Fuß der Eſtrade bringen, während die Richter ſich mit beiden Händen die Ohren ſchützten, um von dem fürchterlichen Knall nicht betäubt zu werden. Dann zog man auf der Spitze eines Forts eine gelbe Fahne auf, die Tamtams erklangen mit Ungeſtüm, und die Soldaten liefen bunt durcheinander, erhoben ein gewaltiges Geſchrei, und ſchaarten ſich um die Fahne ihrer Compagnie. Hier ſuchten ſie einige Ordnung in ihre Reihen zu bringen, allein es wollte ihnen nicht recht gelingen. Nun nahm man ein Scheingefecht vor, und das Handgemenge, das am beſten gelang, ließ nicht auf ſich warten. Man kann ſich unmöglich etwas komiſcheres und bizarreres denken als die Evolutionen der chineſiſchen Soldaten; ſie rücken vor, weichen, ſpringen, drehen ſich im Kreiſe herum, machen Luftſprünge, kauern ſich hinter ihren Schild, als wollten ſie dem Feind auflauern, erheben ſich dann plötzlich, theilen rechts und links Hiebe aus, und retten ſich im vollen Laufe mit dem Rufe: Sieg! Sieg! Man könnte glauben, man habe ein Heer von Marktſchreiern vor ſich, deren jeder mit Darſtellung eines eigenen Kunſtſtücks beſchäftigt iſt. Ich ſah ſehr viele welche nur liefen, bald auf die eine, bald auf die andere Seite, ohne beſtimmten Zweck, und wahrſcheinlich weil ſie nicht wußten was ſie eigentlich perſönlich thun ſollten. Ich konnte es mir nicht anders vorſtellen, als daß meine beiden Chriſten, der Katechet und der Gärtner, nothwendig unter dieſer Kategorie von Soldaten ſich befänden.

So lange der Kampf dauert, ſchwingen zwei Officiere, die ihren Platz an den Enden der Eſtrade haben, unaufhörlich eine Fahne, und deuten durch die mehr oder minder große Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen den Wärmegrad des Treffens an. Sobald die Fahnen innehalten, thun die Kämpfenden daſſelbe, und jeder kehrt auf ſeinen Poſten oder in deſſen Nähe zurück.

Nach dieſer großen Schlacht läßt man Elite-Compagnien manövriren, die ziemlich gut eingeübt ſcheinen, deren Bewegungen aber ſich dennoch durch äußerſte Bizarrerie auszeichnen. Die engliſche Artillerie mußte gutes Spiel mit Feinden gehabt haben, deren Geſchicklichkeit theils im Capriolenmachen, theils darin beſteht, daß ſie ſich nach Art der büßenden Hindus lange auf Einem Bein im Gleichgewicht zu halten verſtehen. Die Füſiliere und Bogenſchützen übten ſich ſodann im Scheibenſchießen; ihre Gewandtheit war bewundernswerth. Die chineſiſchen Gewehre haben keinen Kolben, ſondern nur einen Griff wie die Piſtolen. Feuert man einen Schuß ab, ſo ſtützt man das Gewehr nicht an die Schulter, ſondern hält es an die rechte Seite, in der Höhe der Hüfte, und ehe man einen Haken, an welchem eine brennende Lunte befeſtigt iſt, auf das Zündkraut fallen läßt, faßt man das Ziel, das man treffen will, genau ins Auge. Meine Beobachtungen zeigten mir, daß dieſe Verrichtungsweiſe großen Erfolg hatte, was vielleicht daher rührt, daß es, um mit einem Gewehr gut zu ſchießen, weniger nothwendig iſt mit dem Gewehrlauf zu viſiren, als vielmehr den Gegenſtand genau ins Auge zu faſſen, gerade ſo, wie wenn man mit einem Stein ein beſtimmtes Ziel treffen will.

Das Abfeuern der kleinen Feldſchlangen war eine Sache am allerunterhaltendſten während der ganzen Parade. Ich habe bereits erwähnt, daß ſie keine Laffetten hatten, und daß ſie von zwei Soldaten, deren jeder ein Ende des Geſchoſſes auf der linken Schulter hat und es mit der rechten Hand feſthält, feierlich einhergetragen wurden. Man konnte ſich nichts maleriſcheres denken als die Figur dieſer Unglücklichen, wenn man die Maſchine abfeuerte; ſie gaben ſich Mühe Heiterkeit und Seelengröße zu zeigen; man ſah daß ſie all ihre Kräfte aufboten um unbeweglich zu bleiben; allein ihre Stellung war ſo ſchief, und ihre Geſichtsmuskeln nahmen ſo ungewöhnliche Formen an, daß man erſtaunliche Grimaſſen zu ſchauen bekam. Die kaiſerliche Regierung hat, in ihrer väterlichen Obhut für dieſe unglücklichen Feldſchlangenträger, vorgeſchrieben daß man ihnen vor der Uebung ſorgfältig die Ohren mit Baumwolle verſtopfe, und obgleich ich ziemlich fern ſtand, konnte ich doch leicht wahrnehmen, daß man es an dieſer Vorſichtsmaßregel nicht hatte fehlen laſſen. Begreiflich läßt ſich mit einem derartigen Geſchoß nicht gut viſiren, auch bekümmert man ſich nicht viel darum — die Kugel fliegt wohin ſie will. Während der Uebungen ſchießt man klugerweiſe nur mit Pulver.

Führt man Krieg in der Tartarei, oder in Ländern wo man Kamele findet, ſo haben, wie es ſcheint, dieſe Vierfüßer den Laſtdienſt bei den Feldſchlangen zu verſehen. In einer Reihenfolge von Gemälden, welche die Feldzüge des Kaiſers Chang-hi darſtellen, ſah ich eine Menge ſolcher Kamel-Batterien. Man kann ſich danach eine Vorſtellung von den Schwierigkeiten machen, auf welche die europäiſchen Truppen in einem Kriege gegen die Chineſen ſtoßen müſſen.

Die Heerſchau endigte mit einem allgemeinen Angriff auf die abgeſonderten Forts. Ich kann unmöglich ſagen und erklären was man that, weil ich von allem rein nichts verſtand. Nur ſo viel weiß ich, daß man langwierige, unbegreifliche Evolutionen ausführte, und zu verſchiedenen Malen betäubendes Geſchrei erhob. Endlich ſtellten die Fahnen ihre Schwenkungen ein, die Richter der Eſtrade erhoben ſich und riefen Sieg; das ganze Heer wiederholte dreimal denſelben Ruf, und einer meiner Nachbarn, der ohne Zweifel verſtanden hatte was vorgegangen war, ſetzte mich in Kenntniß, daß ſämmtliche Forts, ohne Ausnahme, mit ſeltener Unerſchrockenheit genommen worden ſeyen.

Ich kehrte nun wieder in meine Wohnung zurück, und bald ſah ich auch meine beiden Helden, mit Staub und Ruhm und Schweiß bedeckt, ankommen. Ich ſtellte viele Fragen an ſie über die militäriſchen Uebungen, denen ſie ſich mit ſo großem Erfolg hingegeben hatten, allein ſie konnten mir keine ſonderlich genauen Aufklärungen geben; ſie wußten nicht einmal zu ſagen, welche Rolle ſie ſelbſt inmitten all dieſer Bewegungen geſpielt hatten. Ihrer eigenen Ausſage zufolge waren zwei Drittheile der Soldaten nicht ge-

ſchickter als ſie; ſie begnügten ſich damit, der Richtung und den Bewegungen der Elite-Truppen zu folgen. Man ſieht ſonach, daß man von den 500,000 Mann, aus denen die chineſiſche Heeresabtheilung beſtehen ſoll, eine gar große Anzahl in Abzug zu bringen hat.

Die Anzahl der Mandſchu-Truppen wird auf ungefähr 60,000 Mann geſchätzt. Wie ich glaube, ſind dieſe Soldaten meiſt unter den Waffen, und beſchäftigen ſich eifrig mit ihrem Beruf. Die Regierung überwacht ſie ſorgfältig, weil der Kaiſer ein beſonderes Intereſſe dabei hat daß dieſe Truppen nicht in Unthätigkeit erſchlaffen, ſondern jenen kriegeriſchen Geiſt ſich bewahren, der ſie zu Herren des Reichs gemacht. Man behandelt ſie, wie man vernimmt, mit großer Strenge. Fehler und Nachläſſigkeiten im Dienſt werden ſchwer beſtraft, während die mongoliſchen und die chineſiſchen Truppen ſich ſelbſt überlaſſen bleiben. Ja, man kann mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die regierende Dynaſtie, bis zu einem gewiſſen Punkt, die Unwiſſenheit und Unthätigkeit der Chineſen und Mongolen begünſtigt, um den Mandſchu ihre Ueberlegenheit zu wahren, und für den Fall eines Aufruhrs oder einer Empörung die geeigneten Vertheidigungsmittel in Händen zu haben. Würden die 500,000 Mann chineſiſcher Soldaten in der Handhabung der Waffen und der Mannszucht eben ſo eingeſchult wie die Mandſchu, die Herrſchaft des regierenden Stammes in China nähme ein baldiges Ende.

Die Seemacht des chineſiſchen Reichs ſteht ungefähr auf derſelben Höhe, oder vielmehr Tiefe, wie das Landheer; ſie iſt aus etwa 30,000 Matroſen gebildet und auf eine ziemlich beträchtliche Anzahl Kriegsdſchonken vertheilt. Dieſe Schiffe, am Hinter- und Vordertheil ſehr hoch, ſind von roher Bauart, haben ein Segelwerk von Bambus-Matten, und führen ihre Bewegungen höchſt ſchwerfällig aus. Nicht im Stande Reiſen von langer Fahrt zu unternehmen, begnügen ſie ſich mit der Befahrung der Küſtengewäſſer und der Flüſſe, um auf Seeräuber, von denen ſie indeß nicht ſehr gefürchtet zu werden ſcheinen, Jagd zu machen. Die Formen der Kriegsdſchonken, derjenigen beſonders welchen die Schifffahrt im Innern des Reichs obliegt, ſind ſehr mannichfaltig. Bemerkenswerth iſt, daß, mit einigen äußerſt ſeltenen Ausnahmen, zu allen Zeiten der blaue Fluß der Schauplatz der Seeſchlachten geweſen, welche die Chineſen zu beſtehen hatten. Derlei Schlachten waren zur Zeit, als China in zwei Theil getheilt war, ſehr häufig. Aus den Namen, welche die Dſchonken führen, läßt ſich manchmal auf ihre Form ſchließen. So z. B. unterſcheidet man „den Hundertfüßigen," wegen ſeiner drei Ruderreihen, welche die Füße dieſes häßlichen Inſects darſtellen; den „Sperber-Schnabel," deſſen beide Enden, gleichmäßig gebogen und jedes mit einem Steuerruder verſehen, ihm vorwärts und rückwärts zu ſegeln geſtatten, ohne den Bord zu wenden; die „vierrädrige Dſchonken," mit zwei Rädern am Vorder- und zwei am Hintertheil, die von Männern in Bewegung geſetzt wird, indem ſie eine Kurbel drehen. Der Gebrauch dieſer Räderſchiffe reicht bis in das tiefe Alterthum hinauf, und dieſem erfinderiſchen Volk hat nur die Anwendung des Dampfes gefehlt, um ganz im Beſitze der Entdeckung Fultons zu ſeyn. Die Bizarrerie der Malereien, womit die Dſchonken geziert ſind, hebt die Sonderbarkeit ihrer Formen noch mehr hervor. Man ſucht ihnen das Ausſehen eines Fiſches, eines Reptils oder eines Vogels zu geben. Gewöhnlich ſieht man am Vordertheil zwei ungeheure Augen, welche ohne Zweifel die Aufgabe haben dem Feind durch die Gräßlichkeit ihres Blicks Schrecken einzujagen. Trotz all dieſer Ungeheuerlichkeiten, die einem Fremden am meiſten auffallen, herrſcht Unordnung und Verwirrung im Innern des Schiffs. Man trifft oft mehrere vereinigte Haushaltungen darin an, und es iſt nichts ſeltenes auf dem Verdeck ganz gut gebaute ſteinerne Häuschen zu ſehen. Dennoch haben europäiſche Matroſen die ſcharfſinnige Idee der Chineſen, den Fond ihrer Dſchonke in verſchiedene den einander getrennte Gemächer zu theilen, ſo daß eine Beſchädigung durch Waſſer ſtets nur eine theilweiſe ſeyn kann, immer bewundert. In der Wirkſamkeit dieſes Mittels liegt wahrſcheinlich der Grund, warum man die Aufſtellung von Pumpen an Bord nicht für nothwendig gehalten hat.

Ein Beitrag zur alten Geſchichte von Mexico.

(Schluß.)

Das Quichereich umfaßte drei Staaten, nämlich Quiche, Kachiquel und Zutugil. In gleicher Weiſe war das volksthümliche Quichimecatlreich in drei Staaten getheilt: Tezcuco, Mexico und Tlacopan. Der König von Quiche war Reichsoberhaupt und wurde als ſolches Nimaquiche genannt; ebenſo bezeichnete man den König von Tezcuco als Chichimecatl-Tecuhtli, und als ſolcher ſtand er an der Spitze ſeines Staatenbundes. Dieſe Chichimecatl-Tecuhtli waren, wie ſchon bemerkt, Otomiten. Als ein weiterer Beweis dafür mag erwähnt werden daß der große Netzahuacoyetl in der Otomiſprache dichtete, und daß dieſe, wie Granados y Galvez in ſeinen Tardes americanas bemerkt, ſeine heimiſche Sprache war. Aber die otomitiſche Abtheilung des Chichimecatlreiches vermochte nicht auf die Dauer den Ränken und der Tapferkeit der Mexicaner zu widerſtehen, und ſo kam die Reichsgewalt an Mocteuhzoma, und blieb dann bei den Königen von Mexico, welche bisher in dem großen Chichimekenbunde den zweiten Rang eingenommen hatten.

Dieſe Mexicaner ſtanden an der Spitze des Chichimekenreiches als die Spanier landeten; nach ihnen iſt ſeitdem Anahuac Mexico genannt worden, ſie erregten das meiſte Intereſſe der Europäer, und bei den Unterſuchungen über die Eingebornen Mexico's wurde gerade auf ſie am meiſten Rückſicht genommen. Nichtsdeſtoweniger iſt ihre frühere Geſchichte auch heute noch in Dunkel gehüllt.

Daß dieſe Mexicaner zu den Nahuatlaca-Stämmen gehörten und Nahuatl ſprachen, wird allgemein anerkannt, auch iſt keine Meinungsabweichung darüber daß ſie urſprünglich Azteken oder Aztelen hießen. Man nimmt weiter an daß ſie nach langen Wanderungen aus einem weit entlegenen Lande her in Anahuac ankamen. Dieſes ferne Land, Aztlan oder Atlan, habe man im Norden zu ſuchen, wie das aus den hieroglyphiſchen Gemälden und deren traditioneller

Erklärung hervorgehe. Dieſe Ueberlieferungen erſcheinen aber noch phantaſtiſcher als jene über die oben erwähnten Wanderungen aus Tulha oder Amaquemecan. Man ſtellt in allem Ernſt die Behauptung auf, jenes Aztlan habe im Norden des californiſchen Meerbuſens gelegen, ja manche verlegen es ſogar nach Aſien, und die Ruinen am Colorado, am Gila und in Chihuahua werden als „Stationen der Azteken“ bezeichnet.

Es wurde ſchon geſagt, daß die Erzählungen von Wanderzügen eines zahlreichen Volkes durch die Wüſteneien und Einöden von Californien, Neu-Mexico und Sonora rein aus der Luft gegriffen ſind. Allerdings findet man Ruinen in jenen Gegenden, und will man einmal Vermuthungen aufſtellen, ſo kann man annehmen, daß jene großen Gebäude aufgeführt wurden, um die wilden Stämme im Norden abzuwehren oder ſie im Zaume zu halten und zur Erlegung des Tributs zu zwingen, falls ſie von den Tulteken bezwungen waren. Denn ohne Zwang würden ſie ſich gewiß zu keiner Zahlung herbeigelaſſen haben. Als dann das Tultekenreich geſtürzt wurde, konnten jene Feſtungen leicht überwältigt werden, und ſie haben ſeitdem weiter keine Bedeutung mehr gehabt als die Rolle, welche ſie in den phantaſtiſchen Deutungen der ſymboliſchen Gemälde und der Ueberlieferungen ſpielen. [1]

Die Tulteken hatten ihre Urheimath weit entfernt von Anahuac und waren eingewandert; als die Chichimeken die Oberhand gewannen, hieß es ſie ſeyen aus dem fernen Amaquemecon gekommen. Die Azteken waren die letzten, an welche die Herrſchaft fiel: ſie mußten alſo einen ähnlichen Urſprung aufweiſen wie ihre Vergänger, und ihr Ausgangspunkt mußte noch weiter entfernt liegen. Die Chichimeken als ſolche hatten keine eigene Sprache, ſondern redeten das Nahuatl (— neben ihren einzelnen Stammesſprachen, z. B. den Otomi —). Die Benennung Chichimeken bezeichnet nicht eine beſondere Nationalität, ſondern ein Völker- und Staatenbund, wenn man dieſen Ausdruck gebrauchen darf; die Nahuatlſtämme gehörten dieſem Bunde an, in welchem der Tul oder Tutulſtamm die Oberherrſchaft führte. Da nun dieſe Herrſcherfamilie und ihre Gefolgſchaft nach der Niederlaſſung in Anahuac ihre Sprache gewechſelt hatte, ſo müſſen wir annehmen, daß die ſogenannten Azteken entweder Tulteken waren oder Nahuatlacal.

Die oben erwähnten Umwälzungen, durch welche der tultekiſche Zweig des Chichimekenreiches geſtürzt wurde, und in deren Folge die wilden nördlichen Stämme in Anahuac einfielen und daſſelbe überflutheten, bewogen die Nachkommen der Tulteken und alle die mit ihnen in nächſter Verbindung ſtanden, das Land zu verlaſſen; „ſie flohen nach allen Richtungen hin.“ Die große Volksmenge von Anahuac, die Macegnals, floh natürlich nicht, ſondern blieb. Sie waren nicht im Stande eine Regierung zu bilden, hatten vielleicht die an das Tultekenreich im Norden gränzenden wilden Stämme zur Hülfe herbeigerufen. Man kann annehmen, daß dieſe Barbaren über jene tultekiſchen Macegnals kein mildes Regiment übten, und daß ſie nur zu Paaren getrieben werden konnten, wenn die alte tultekiſche Civiliſation dieſe wilden Eindringlinge zähmte. Die alten eingebornen Nahuatlſtämme kamen nun einer nach dem andern wieder empor, oder ſymboliſch zu reden, ſie wanderten wieder zu politiſchem Daſeyn ein, welches ſie zur Zeit der Barbarenübermacht eingebüßt hatten. Unter den verſchiedenen Völkern, welche ſich um die Beute des alten Tultekenreiches ſtritten, muß ein harter Kampf ſtattgefunden haben, bevor wieder feſte Zuſtände gewonnen wurden, und endlich das dreigetheilte Chichimekenreich ſich bildete, in welchem die Otomis die erſte, die Nahuatlſtämme die zweite Stelle einnahmen.

Nun finden wir, daß ſechs Nahuatlſtämme im erſten Jahrhundert der Chichimekenrevolution wieder zu Bedeutung gelangen, und wir ſehen ſie in Gegenden, die wahrſcheinlich auch ſchon zur Zeit der Tultekendynaſtie ihre heimathlichen Wohnplätze bildeten. Die Colhuas, welche als Tulteken bezeichnet werden, waren am angeſehenſten unter dieſen Nahuatlacas; der Name ſcheint auch in ſpöttiſcher Bedeutung gebraucht werden zu ſeyn und Leute bezeichnet zu haben, die von ihrer einſtigen Größe herabgekommen waren; deßhalb gebraucht Bernal Diaz den Ausdruck Romanos hollados (gedehmüthigt, herabgekommen). Die letzten unter den Nahuatlacaſtämmen, welche wieder in Anahuac erſchienen, waren die Aztecas oder Mexitli; ſie kamen in das von den Colhuas ſchon wieder beſetzte Land, und es wird hinzugefügt, ſie ſeyen herangezogen, um mit denſelben einen alten Streit auszufechten. Sie waren aber anfangs nicht vom Glück begünſtigt und mußten ſich den Colhuas unterwerfen. Dann ſchüttelten ſie das Joch ab und wählten, einer alten Prophezeiung zufolge, eine Stätte um ſich feſt anzuſiedeln. Dieſe Stadt, welche ſie bauten, das heutige Mexico, nannten ſie Tenuch-titlan; in ihr bauten ſie ihrem blutigen Kriegsgott einen Tempel, und ſie wurde der Mittelpunkt des Chichimekenreiches.

Wer ſind aber dieſe Azteken geweſen? Die Tradition bezeichnet ſie als Tolteken, welche zur Zeit der Zertrümmerung des Tultekenreiches, angeführt vom tultekiſchen Häuptling Huetzin, über die Berge von Michoacan nach Aztlan flohen, das ein Land am Waſſer genannt wird. Von dort ſeyen ſie dann wieder in ihre alten Wohnſtätten zurückgezogen, nachdem ſchon alle andern Nahuatl-Chichimeken ſich wieder in Anahuac feſtgeſetzt hatten.

Wir finden ſomit zwei Nahuatlacaſtämme, welche, der Ueberlieferung zufolge, Tulteken ſind, nämlich die Colhuas und die Aztecas. Auf dieſe Angabe der Tradition geſtützt behaupte ich, daß ſowohl die Colhuas wie die Azteken urſprünglich Nachkommen jener Quiche-Indianer waren, welche die Gefolgſchaft der Tutulhäuptlinge auf der Wanderung nach Anahuac bildeten, und daß ſie ſo lange das Tultekenreich beſtand, in dieſem der Adels- und Prieſterkaſte angehörten. Die Azteken oder Prieſter mußten begreiflicherweiſe ihre Form des Gottesdienſtes der Religion anbequemen, welche ſie unter den Nahuatlacas vorfanden, und indem ſie das thaten und ihren Cultus des Quetzalcoatl in jenem des Huitzi-

[1] Von tultekiſcher oder aztekiſcher Herrſchaft oder von dergleichen Einflüſſen kann platterdings nördlich der Parallele von Culiacan gar keine Rede ſeyn. Zwiſchen der Civiliſation des Quiche- und Tultecareiches einerſeits und jener nur ſehr dürftigen Entwicklung der ackerbautreibenden Stämme am Gila, Colorado, Rio Grande, überhaupt im ſogenannten Neu-Mexico, läßt ſich auch nicht der allermindeſte Zuſammenhang nachweiſen. Zwiſchen Tenochtitlan und Taos oder den Pueblos der Moquis liegt ein Raum von fünfhundert Wegſtunden, zumeiſt Wüſteneï. So weit jetzt unſere Forſchungen reichen, müſſen wir zugeben, daß die Halbciviliſation im Norden, in dem ſogenannten Neu-Mexico und Chihuahua eine beſondere unabhängige, völlig aborigine Culturſphäre bildet. Man thut wohl, nicht ferner die Tulteken und Azteken, gleichviel wie, in dieſelbe hineinziehen zu wollen, das könnte nur Verwirrung bringen. Wenn in der Tradition von nördlichen Stämmen die Rede iſt, ſo ſind immer nur ſolche zu verſtehen, welche zunächſt nördlich von der Anahuac-Hochebene wohnen, und dabei iſt der Ausdruck nördlich nicht einmal ſtricte zu nehmen. A.

ton aufgehen ließen, wurden ſie ſelbſt Träger der alten Traditionen, und leiſteten einem grauenhaften Cultus Vorſchub. Sie waren ferner vorzugsweiſe den tultekiſchen Herrſchern behülflich, die Zwangsherrſchaft zu befeſtigen und zu ſtützen. Gegen ſie war der Haß des Volkes am tiefſten eingewurzelt; es dauerte deßhalb auch länger, ehe ſie nach Anahuac zurückkehren und ihre frühere Stellung wieder einnehmen konnten.

Dagegen waren die Colhuas, der Adel, diejenige Claſſe von den Trümmern des alten Tultekenreiches, welche zuerſt wieder feſten Fuß in Anahuac faßte. Unter ihnen erſcheinen auch die Prieſter wieder, ihre frühern Gehülfen und Freunde. Anfangs finden wir die Prieſter in einer untergeordneten Stellung, wahrſcheinlich weil ſie des Schutzes der Colhuas, des Adels, nicht entbehren konnten. Aber durch Verrath und jene Schlauheit, an welcher es den heidniſchen Prieſtern nie gemangelt hat, ſobald ſie eine Kaſte bildeten, brachten ſie ihre ehemaligen Beſchützer in ein Abhängigkeitsverhältniß zu ſich, und beherrſchten auch das übrige Volk. Sie hatten die gemalten Reichsannalen in Verwahr, dieſen Schatz, welcher dem Reiche der Tultekeu wie der Chichimeken gemeinſchaftlich war. Und darin mag wohl mit eine Haupturſache gelegen haben, weßhalb ſie wieder zu Macht gelangten. Der Kaiſer Teohollalatzin erhob das Nahuatl zur Staatsſprache, weil die Bilderſchrift nur in und aus ihr erklärt und gedeutet werden konnte.

Die Azteken begannen wieder den alten Druck zu üben, ſobald ſie ihre Macht befeſtigt hatten, und ſie übten ihn namentlich durch einen Cultus, der ſo blutig war, wie er anderswo niemals vorgekommen iſt, durch einen häßlichen, abſcheulichen Götzendienſt, durch Verrath und Grauſamkeit. Endlich beſteigt ihr Hoherprieſter Montezuma den Thron des Chichimecaltreiches, und dehnt die vormals tultekiſche, nun aztekiſche Herrſchaft über einen großen Theil der heutigen Republik Mexico aus. So ging die alte tultekiſche Herrſchaft auf die tultekiſche Prieſterſchaft, eben die Azteken, über. Dieſer Name iſt in befriedigender Weiſe noch nicht erklärt worden. Faſt allgemein leitet man ihn von Aztlan oder Atlan ab, dem Lande am Waſſer. Abbé Bourbourg überſetzt Aztlan mit „See der Reiher", lac des hérons, und ſucht daraus zu folgern, daß dieſer See in einem tropiſchen Lande, wo die Reiher eigentlich zu Hauſe ſeyen, geſucht werden müſſe. Buſchmann, in ſeiner Abhandlung über die Ortsnamen der Azteken, verwirft die Ableitung von Aztatl, d. h. weißer Reiher, und möchte Aztlan lieber vom Worte Atzli ableiten, deſſen Bedeutung ihm zufolge verloren gegangen iſt. Er meint, das Wort Aztatl ſey verwandt mit iztac, weiß, und legt dar, daß „iztac" oder „aztac" in Zuſammenſetzung mit andern Wörtern in demſelben Sinne gebraucht werde. Er wagt keine Vermuthung darüber, wo Aztlan gelegen habe; man verlegt daſſelbe bekanntlich insgemein nach Niedercalifornien oder an die Küſte von Cinaloa.

Wenn nun die von Ixtlilxochitl mitgetheilte Ueberlieferung richtig iſt, ſo war Aztlan oder Atlan gar nicht die Urheimath der Azteken, ſondern lediglich die Gegend wohin ſie flüchteten, als das Tultekenreich in der oben erzählten Weiſe geſtürzt wurde. Aus einem Verweilen in einer Gegend, die nur einen temporären Aufenthalt den Azteken geboten, kann man, ohne willkürlich zu verfahren, keine bündigen Folgerungen für die alte Geſchichte ziehen wollen; aber einige Vermuthungen werden nicht unſtatthaft ſeyn über das Wort Atlan, wir möchten daſſelbe ableiten von Atl, d. h. Waſſer. Gerade die Gegenden an den großen Binnengewäſſern von Mexico und Centralamerika waren vorzugsweiſe ſtark beſiedelt. Den Angaben von Guzmann und Torres zufolge, welche Juarros citirt, ſchlugen die Tultec-Nimaquiches ihre Reſidenz „Quiche" unweit des Atitlanſees auf; die ausgewanderten Tultekeu, welche ihre Heimath zur See verließen, ſetzten ſich zuerſt an der Tamiagualagune feſt, unweit der Mündung des Fluſſes Panuco. Die Itzaez, einer der intereſſanteſten Stämme in Yucatan, deſſen wir ſpäter noch erwähnen, haben ihre Hauptſtadt auf einer Inſel im Peten-See. Die Azteken ließen ſich an den Seen in Mexico nieder. Die Inſeln in der Terminoslaguna waren, gleich dem Eiland Cozumel an der Küſte von Yucatan, viel beſuchte Stätten für den Cultus, und in der obern Lagune von Tehuantepec war die Inſel Monopoſtiac berühmt wegen ihres dem Betan, dem „Herzen des Volkes" geweihten Tempels. Die Idole, welche auf den Inſeln im Nicaragua-See gefunden worden ſind, liefern den Beweis, daß auch dort der Cultus nicht fehlte; und es erſcheint ganz natürlich, daß gerade auf ſolchen Eilanden die Menſchen gern verweilten und Tempel errichteten. Iſt nun nach alle dem die Annahme unwahrſcheinlich, daß die Nahuatlacas mit dem Worte Atlan die Gegend, das Land an ſolchen Seen bezeichneten, und das Volk welches eine ſolche Gegend bewohnte, als Azteca bezeichnet wurde? Damit ſoll allerdings lediglich eine Vermuthung gewagt werden; ich will aber doch erwähnen, daß das Land an den mexicaniſchen Seen Atlan genannt wurde, das Land am See Atitlan, wo die Nimaquiche wohnten, hieß Atatlan, oder Hueatlan: die Nahuatlſprache bezeichnet die Uferanwohner der mexicaniſchen See als Aztecas; ſie nennt die Bewohner des Landes an der Laguna von Temiagua Hueaztecas, und dieſe letztern waren, wie oben erwähnt, die Abkömmlinge der von Quiche ausgewanderten Tultekeu, ehe ſie mit den Nahuatlſtämmen ſich verſchmelzen. Dieſe Huazteken waren offenbar mittelamerikaniſchen Urſprungs, weil ihre Sprache und ihre Gebräuche jene der Maya und insbeſondere der Itzael-Indianer ſind. Die Azteken, welche aus dem Thale von Mexico nach Norden hin flüchteten, ſuchten vielleicht ein anderes Atlan, und fanden ein ſolches am Chapala-See im Lande der Otomi's, nicht weit am Amacuemecan, der Stadt, von welcher der erſte Einbruch der Otomis nach Anahuac aus unternommen wurde. So viel über die Ableitung des Namens der Azteken von Atlan oder Aztlan. Wenn andrerſeits Aztac und Iztac ſynonym gebraucht wurden, kann dann nicht daſſelbe der Fall geweſen ſeyn mit Itzaez und Azteos? Die auffallende Aehnlichkeit zwiſchen den Itzaez am Peten-See (Peten Itza) und unſern mexicaniſchen Azteken, macht es wahrſcheinlich daß dieſe Itzaez, welche die von Stephens mitgetheilte Mayachronik „heilige Männer" nennt, Leute von ähnlicher Beſchaffenheit waren wie die Azteken. Die Prieſter dieſer Itzaez mit ihrer Idolatrie, übten großen politiſchen Einfluß; ſie trugen weite, weiße Gewänder, und ſalbten ihr Haar, das ſie lang wachſen ließen, mit Blut. Sie hatten Menſchenopfer und aßen das Fleiſch der Geopferten, welche ſie ſogar manchmal in Käfigen erſt recht fett mäſteten. Das alles iſt ächt aztekiſch, und wir dürfen kaum annehmen, daß ſo grauenvolle Erſcheinungen ſich nur zufällig wiederholen.

Bei keinem andern yucatekiſchen Mayaſtamme kommen ſolche

Grauſamkeiten vor wie bei den Itzaez, kein anderer hat denſelben blutigen Cultus wie dieſe „heiligen Männer.“ Dieſe hatten außer ihrem politiſchen Oberhaupte, dem Kanek, auch ihren Hohenprieſter, den Quin Kanek, der mit jenem die Herrſchaft theilte und in ſeinem Palaſte die Amaltehes oder hiſtoriſchen Bilderſchriften des Volks aufbewahrte. Es möchte daher ſcheinen daß dieſe Itzaez unter den Mayavölkern vom Quicheſtamme ſo ziemlich dieſelbe Stellung eingenommen haben wie die Azteken unter den Nahuatlſtämmen.

Dieſe Umſtände veranlaſſen uns zu der Annahme daß die Häuptlinge von Tula, welche, wie oben erwähnt, von dort nach Nonohualco zogen, dann nach Yucatan kamen und eine Herrſchaft gründeten, welche nach den zwei mächtigſten unter ihren Stiftern, den Quiches und den Itzaez — der ſtaatlichen und der prieſterlichen Gewalt — den Namen Chichen Itza führte. Und daß ferner, als in dieſer Herrſchaft die politiſche Gewalt die Uebermacht erhielt, die Itzaez ſich abwandten und zuerſt nach Champeton gingen, wo ſie bei ihrem frühern Verweilen Tempel gegründet hatten, und dann ins Gebirge zogen, „um ihre Heimath zu ſuchen,“ wie die Mayachronik ſich ausdrückt. Eine ſolche Heimath fanden ſie dann am See Peten, an einer Stelle die durchaus ein „Atlan“ in dem Sinne iſt wie die mexicaniſche Geſchichte dieſes Wort gebraucht.

Wenn Mocteuhzoma mit den Prieſtern und Kronbeamten Berathungen hielt, bediente er ſich nicht des Nahuatl ſondern eines andern Idioms. Dafür ſpricht das Zeugniß des Pagen Orteguilla, der gegenwärtig war und, obwohl im Nahuatl wohl bewandert, nichts von dem verſtand was Mocteuhzoma und die Prieſter ſagten. Man darf daraus folgern daß die Azteken bei ihren Berathungen untereinander, und wenn ſie von ihren Verhandlungen nichts verlauten laſſen wollten, ſich des alten Tultekiſchen, des Quiche oder Maya, bedienten. In dieſer Sprache waren vielleicht auch die Geſänge gedichtet, welche Pedro del Rio zufolge, in Cholula geſungen wurden, wenn man Feſte bei den Pyramiden feierte.

Ich faſſe nun die Reſultate meiner Unterſuchungen über die wirkliche Bedeutung der Namen Tulteken, Chichimeken und Azteken, und über die wahre Stellung dieſer drei ſo bezeichneten Nationen in der alten Geſchichte von Mexico und Mittelamerika in folgender Weiſe zuſammen:

1. Die Namen Tulteken, Chichimeken und Azteken ſind keineswegs Benennungen verſchiedener indianiſcher Nationen oder Stämme, ſondern haben vielmehr eine hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Bedeutung, und bezeichnen die drei großen Abtheilungen Adel, Volk, Prieſter.

2. Die Tulteken waren die Tutuls oder Häuptlinge von Tula und deren Gefolgſchaft, welche nach Anahuac wanderten und dort die tultekiſche oder Tutulxiuhdynaſtie gründete.

3. Als Verwandte der Quiches wurden die Tutuls Chichimecatl genannt. Dieſer Name bezeichnete auch ihre Untergebenen, und er blieb auch dann noch, als dieſe letzteren die Tutulherrſchaft ſtürzten, denn es war die gemeinſchaftliche Benennung, durch welche ſie als Geſammtvolk bezeichnet wurden, und weil alle Stämme, welche jenen unterworfen oder zinspflichtig waren, zuſammengewirkt hatten, um die erbliche Gewalt ihrer Unterdrücker zu brechen.

4. Die Azteken waren die Itzaez oder „heiligen Männer,“ welche mit den Tutuls nach Anahuac kamen, dort ihren urthümlichen Gottesdienſt mit jenem der Nahuatlvölker verſchmolzen und unter der ſpätern Chichimekendynaſtie ſich des kaiſerlichen Thrones bemächtigten. Vielleicht bedeutete ihr Name weiter nichts als „Weißröcke.“

5. Die Tulteken und Azteken, welche urſprünglich dem Quiche- oder Mayaſtamme angehörten, wechſelten ihre Sprache, indem ſie das Nahuatl annahmen. Dieſes war amtliche Sprache des tultekiſchen Reiches und wurde auch von den Chichmecatl-Kaiſern wieder eingeführt.

6. Die Tulteken, Chichimeken und Azteken wanderten nicht zu verſchiedenen Zeiten und nicht nacheinander in Anahuac ein, ſondern ſie kamen dorthin und lebten in dieſem Lande gleichzeitig neben und miteinander. Wohl aber kamen ſie nacheinander zur Obergewalt und traten dann in die Geſchichte ein. Sie hatten eine gemeinſchaftliche Tradition von früheren Wanderungen, und man hat irrthümlich angenommen daß dieſelben zu verſchiedenen Zeiten ſtattgefunden hätten, während ſie doch gleichzeitig waren.

Hermann E. Ludewig.

Rückblicke.

3. Rußland.

Um ſchon jetzt den Zuſammenhang der ruſſiſchen Politik in dem letzten und vorletzten Jahre darſtellen zu können, müßten wir vor allen Dingen wiſſen, welche Zwecke man in St. Petersburg mit der Sendung des Fürſten Menſchikoff erreichen wollte, ob die Pforte nur zu einer neuen Entäußerung ihrer Hoheitsrechte oder zum Kriege ſelbſt genöthigt werden ſollte. Geſtehen wir offen, daß es uns an Urkunden fehlt, um dieſen Zweifel zu löſen. Es hat bisher ſtets zwei Meinungen über dieſe Streitfrage gegeben, die beide eine große Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, und es bleibt uns im Jahre 1854 nichts übrig, als eben die Thatſachen die für die eine und für die andere Anſicht ſprechen, ohne Leidenſchaft und Vorurtheil zuſammenzuſtellen.

Die Converſation des Kaiſers Nikolaus mit dem engliſchen Geſandten Sir Hamilton Seymour genügt nach der vulgären Anſicht, um das ruſſiſche Cabinet eines Eroberungsverſuches als überführt zu betrachten. Jene Geſpräche über den „kranken Mann“ konnten aber doch nicht ſo verfänglicher Natur ſeyn, ſonſt wären die Schritte der übrigen Cabinette ganz unerklärbar. England war bekanntlich während der Sendung des Fürſten Menſchikoff in Konſtantinopel nur durch einen halben Diplomaten vertreten, ſo daß man alſo trotz der Seymour'ſchen Enthüllungen ohne Beſorgniß die Pforte dem Druck der ruſſiſchen Geſandtſchaft preis gab. Wir wiſſen nicht, wie früh das engliſche Cabinet die Höfe auf dem Feſtlande von den Aeußerungen des Kaiſers Nikolaus über den osmaniſchen Patienten in Kenntniß ſetzte. Aus einer ſcherzhaften Anſpielung des Kaiſers Franz Joſeph gegen den franzöſiſchen Geſandten läßt ſich aber

mit Sicherheit ſchließen, daß ſchon im Frühjahre 1853 der franzöſiſche und der öſterreichiſche Hof vollſtändig von London aus über die Petersburger Discuſſe unterrichtet waren. Die rückhaltloſen Aeußerungen des Kaiſers Nikolaus ſchienen alſo damals noch unbedenklich, obgleich der Abbruch der diplomatiſchen Verhandlungen zwiſchen Rußland und der Pforte bereits erfolgt war. Das europäiſche Publicum aber wurde mit dem Inhalt jener Geſpräche kurz nach der Kriegserklärung der Weſtmächte, alſo in einer Stimmung bekannt, wo man ſehr geneigt war ſträfliche Abſichten bei Rußland im voraus anzunehmen. Lag es nun im Plane des Petersburger Cabinets die Osmanenherrſchaft in Europa wirklich zu vernichten, ſo wäre es offenbar unklug geweſen dieſe Abſichten den engliſchen Miniſtern durch Sir Hamilton Seymour denunciren zu laſſen. Rußland, hat man daher angenommen, wollte alſo nichts, als eine neue politiſche Servitut der Pforte auflegen, und es baute dabei auf das ſtarke Friedensbedürfniß der übervölkerten und gewerbtreibenden Staaten des weſtlichen Europa's. Dieſem Bedürfniß hatte man ſchon 1829 ein Opfer gebracht, als man die Pforte zum Abſchluß des Adrianopler Friedens nöthigte. Das Bedürfniß war auch wirklich vorhanden und fand ſeinen Ausdruck in der Wiener Note, welche eine doppelte Interpretation, zu Gunſten der Pforte und zu Gunſten Rußland, zuließ, die von Rußland angenommen, von dem Divan aber verworfen wurde. Graf Neſſelrode verrieth in ſeiner Depeſche vom 6 Auguſt 1853 ganz deutlich, wie gut man in St. Petersburg die europäiſche Friedensbegierde kannte, [1] aber verhängnißvollerweiſe überſchätzte.

Es muß uns immer klar bleiben, daß die ruſſiſche Eroberungspolitik nur Ein Object im Auge haben kann, nämlich Konſtantinopel. Einen Krieg zu beginnen, um mit der Eroberung der Donaufürſtenthümer zu endigen, würde Rußland die Erwerbung der Dardanellen und des Bosporus nicht erleichtern, ſondern nur erſchweren. Die Fürſtenthümer befanden ſich bereits in vollſtändiger Abhängigkeit von Rußland; eine Einverleibung dieſer Gebiete hätte aber dieſem Staate einen unnöthigen Occupationsaufwand gekoſtet [2], und nur zu einem permanenten feindſeligen Bündniß aller vier Mächte gegen den Eroberer geführt. Es war alſo klüger die Dinge zu laſſen wie ſie lagen. Sicherlich war auch der Einmarſch in die Fürſtenthümer der größte Umweg nach Konſtantinopel, denn man verſtattete der Pforte Zeit aus Aegypten Truppen herbeizuziehen und ſich auf den Krieg zu rüſten, ohne daß die Ruſſen die Berechtigung gewannen, das erſte Hinderniß ihres Marſches, die Donau zu überſchreiten. Ein Marſch nach Konſtantinopel verbot ſich ſelber, wenn es nicht gelungen war eine der Seemächte als Mitſchuldige in den Eroberungsplan zu ziehen, denn für Rußland führt nur eine einzige Straße nach Konſtantinopel, und zwar an der Küſte hin, über Varna. Nur unter Begleitung einer Flotte, die Lebensmittel und Vorräthe den Eroberern zuführt, wird der berühmte Marſch des Generals Diebiſch wiederholt werden. Das ruſſiſche Cabinet konnte aber auf den Beiſtand einer Seemacht nicht zählen, ſondern mußte ſich vielmehr gefaßt machen, beide Seemächte als Feind im ſchwarzen Meer erſcheinen zu ſehen und ihnen die Herrſchaft der pontiſchen Küſten zu überlaſſen. Wenn Rußland alſo auf Eroberungen ausging, wozu hätte es ſeine Plane im voraus denuncirt; warum der Türkei Zeit gelaſſen ſich zu rüſten; den europäiſchen Mächten Allianzen zu ſchließen, zu einer Art Congreß zuſammenzutreten — warum hätte es vor allen Dingen nicht im voraus wenigſtens Eines Alliirten ſich verſichert? Wem dieſe Zweifel mächtig genug ſcheinen, der wird den Urſprung des jetzigen Krieges in den Uebereilungen und falſchen Vorausſetzungen des Petersburger Cabinets ſuchen müſſen, er wird daraus den erſten falſchen Schritt des Kaiſers Nikolaus erklären, et ce n'est que le premier pas, qui coûte!

Vollſtändige Beruhigung wird man indeß nicht auf dieſe Art gewinnen. Fürſt Menſchikoff und Graf Neſſelrode hatten vom Urſprung des Streites an erklärt, Kaiſer Nikolaus betrachte es als eine „religiöſe Gewiſſenspflicht", daß ihm das Schutzrecht über die türkiſchen Chriſten unter ſynallagmatiſcher Form „erneuert" würde. Wo die Gewiſſenspflicht im Spiel iſt, ſollte kein Monarch nachgeben, ein ruſſiſcher Kaiſer darf aber gar nicht nachgeben, ſo wenig als ein Papſt widerrufen könnte, was er als ein Poſtulat ſeines Gewiſſens bezeichnet. Die Ruſſen begannen alſo ihre Unterhandlung mit verbrannten Schiffen. Es gab nur drei Fälle, die noch denkbar waren: die Pforte gab nach, die Pforte wurde gezwungen, oder Kaiſer Nikolaus ſtieg vom Throne.

Hat man nun aber alle Mittel erſchöpft um die Pforte zum Nachgeben zu bewegen? Als Fürſt Menſchikoff mit ſeinen Forderungen abgewieſen war, beſtand noch keine Nöthigung die diplomatiſchen Verhandlungen kurzweg abzubrechen. Man brach ſie ab, und nun trat jener Zuſtand ein, wo das geringſte Verſehen eines Pfortenbeamten oder die Verletzung ruſſiſcher Unterthanen durch mohammedaniſchen Pöbel ſogleich einen Vorwand zu einer Kriegserklärung oder wenigſtens einer Strafexecution hätte geben können. Rußland wartete das Eintreten eines ſolchen Vorwandes nicht ab, ſondern ergriff die Donaufürſtenthümer als „Pfand." Auch dieſer neue Schritt führte nicht zum Kriege, ſondern das ängſtliche Europa nöthigte die Pforte, jene Invaſion nicht als casus belli zu betrachten. Wollte nun Rußland den Frieden erhalten, ſo mußte es ſich bereitwillig zeigen die Donaufürſtenthümer nach erlangter Genugthuung von Seiten der Pforte zu räumen. Da trat aber Fürſt Neſſelrode mit der Forderung auf, die Ehre Rußlands verlange es daß ſich die alliirten Flotten zuvor aus der Beſchika-Bucht hinwegbegeben ſollten, ehe der Rückmarſch der ruſſiſchen Heere aus den Fürſtenthümern beginnen könne. Die Beſchika-Bucht liegt außerhalb der Dardanellen, es mußte alſo jeder Seemacht verſtattet ſeyn dort ein Geſchwader aufzuſtellen. Man muthete daher den Seemächten eine Demüthigung zu, wenn man ihnen dieſe Bedingung auflegte. Den Rückmarſch aus den Fürſtenthümern an eine mora-

---

[1] Der Staatskanzler ſpottet förmlich über den europäiſchen Friedensfanatismus mit den Worten: Kaiſer Nikolaus ſey geneigt ein Ende zu machen den *anxiétés* que l'on éprouve en Europe, *avec quelque exagération peut-être*, à l'occasion de notre différend actuel avec la Turquie. Der ironiſche Ton aber wird noch vernehmbarer in der Phraſe: „Si l'Europe a besoin, *comme on ne cesse de nous le dire*, de voir se terminer la crise qui menace l'Orient etc."

[2] In dem bekannten Memoire (1830) des Fürſten Neſſelrode über den Frieden von Adrianopel, eines der wichtigſten Actenſtücke des Portefolio, heißt es in Bezug auf die Occupation der Donaufürſtenthümer bis zur Rückzahlung der Kriegsentſchädigungen: L'empereur a jugé que cette occupation nous exposerait à de nombreux inconvéniens, à des dépenses considérables, et qu'elle équivaudrait à une prise de possession de ces provinces, dont *la conquête* lui a toujours paru d'autant moins utile, que sans y entretenir des troupes nous en disposons à notre gré en temps de paix et en temps de guerre.

lisch unmögliche Bedingung knüpfen, hieß also die Invasion jener Gebiete ins Unabsehbare verlängern.

Den größten Verdacht hat sich aber das Petersburger Cabinet durch den berüchtigten Commentar des Grafen Nesselrode zur Wiener Note zugezogen. Es wurde darin die Forderung einer Schutzherrschaft über die Christen in der Türkei so schroff erläutert, daß die Hoheitsrechte des Sultans in der Interpretation des neuen Vertrags untergegangen wären. Graf Nesselrode konnte die Abänderungen der Pforte trocken verwerfen, was zwang ihn noch Motive anzugeben? was trieb ihn dazu, der Pforte zu zeigen, in welchem Sinne Rußland von den begehrten Zugeständnissen Gebrauch zu machen gedenke? Mit dem Nesselrodeschen Commentar war es nicht mehr möglich die Pforte zur Annahme jener Note zu bewegen. Auch hatte die politische Spannung damals einen Grad erreicht, daß der dünne Faden, an dem die Friedenshoffnungen hingen, bei der geringsten Berührung zu zerreißen drohte. Die Pforte war ohnedieß kriegerisch gestimmt, die Truppenzuzüge trafen nach und nach ein, die Rüstungen waren halb vollendet, der Fanatismus der Mohammedaner im Steigen, die Nähe der alliirten Flotte sicherte Konstantinopel gegen einen Handstreich, da — in diesem Wendepunkte der großen Verwicklungen — kam der Nesselrodesche Commentar! Enthielt er auch keine wörtliche Herausforderung zum Krieg, so enthielt er doch Alles, was zum Kriege herausfordern mußte. Ein kriegssüchtiger Ulema hätte dem russischen Staatskanzler nicht geschickter in die Feder dictiren können, um der Kriegspartei in Konstantinopel zu den höchsten Staatsämtern zu verhelfen, als es Fürst Nesselrode aus eigenem Antriebe that.

Die englische und französische Presse hat auch die Seeschlacht von Sinope zu einem Anklagepunkt gegen Rußland erhoben; die Türkei hatte aber bereits den Krieg an Rußland erklärt, osmanische Truppen hatten das russische Fort Tschef-Ketil erobert, die türkische Flotte befand sich auf dem Wege oder Rückwege nach oder von der abchasischen Küste. Also hat der russische Admiral bei Sinope nur seine Schuldigkeit gethan. Anders aber steht es mit dem Manifest des Kaisers Nikolaus nach der Kriegserklärung der Türkei. Wollte das russische Cabinet nur den Besitz jener Territorialpfänder bis zur Gewährung seiner Forderungen behaupten, so durfte Kaiser Nikolaus den Krieg nicht zu einem Religionskrieg erklären. So wie den Kriegshändeln dieser Charakter gegeben wurde, legte sich der Kaiser seinen eigenen Unterthanen gegenüber die Verpflichtung auf, die Herrschaft der Osmanen in Europa zu stürzen, er rief damit gleichsam die Serben und Montenegriner auf zu seinem Heere zu stoßen, er gab das Signal zu Diversionen im Rücken der türkischen Heere, zu einem allgemeinen Aufstande der christlichen Unterthanen der Pforte. Das mußte, wenn die Petersburger Diagnose richtig gewesen, dem „kranken Manne" das Lebenslicht ausblasen!

Ein kleiner Vorfall in der Dobrudscha ist merkwürdigerweise der europäischen Aufmerksamkeit ganz entgangen, obgleich er vielleicht stärker als alles Uebrige die Petersburger Politik compromittirt hat. Einer der russischen Generale ließ bekanntlich nach dem Einmarsch in die Dobrudscha die erste Glocke in einer christlichen Kirche am rechten Ufer der Donau aufrichten. Es fanden gottesdienstliche Feierlichkeiten statt und das Kirchengebet erwähnte natürlich nicht den Namen des Sultans. Wer den Orient kennt, wird die symbolische Bedeutung eines solchen Actes nicht unterschätzen. Es gibt nämlich für die Orientalen nur zwei äußere Merkmale der Souveränität: das Recht Münzen zu prägen ist das eine, aber geringere, die Erwähnung im Kirchengebet das erste und vorzüglichste. Deßhalb trug man bei Diebitschs Zug über den Balkan eifrig Sorge, daß im Kirchengebet nur der Name des Sultans verlesen wurde.[1] Wir wissen nicht, ob jener russische General mit oder ohne Befehl gehandelt; wäre ihm aber befohlen worden was er gethan, so hätte in jenem Act das stärkste Merkmal einer beabsichtigten Eroberung im Sinne der Orientalen gelegen.

Wenn uns nun die historisch erhärteten Thatsachen so wenig Stoff bieten die letzten Begebenheiten und die Motive der russischen Politik zu erklären, so wollen wir diese Lücke mit einer Darstellung der politischen Kräfte des großen Staates auszufüllen versuchen, mit dem deutsche Mächte früher oder später einen Krieg bis zum Erschöpfen werden führen müssen.

Die Landkarten geben nur einen schlechten Begriff von der Macht oder Schwäche der Staaten, denn die Fläche entscheidet nur wenig über die Entwicklungsfähigkeit der Bevölkerungen. Man muß das europäische Rußland in drei gesonderte Theile zerlegen, die physikalisch völlig von einander verschieden sind. Wenn man von Petersburg über Kasan eine sanfte Bogenlinie bis zum Ural zieht, die sich zwischen den 59 bis 54° n. B. bewegt, Finnland aber abrechnet, so trennt man damit eine nördliche Zone los, ein Gebiet von 39,000 Quadratmeilen mit etwa 12 Mill. Einwohnern, oder etwa $^2/_5$ der Bodenfläche und etwas weniger als ein Viertel der Bevölkerung des europäischen Rußlands.[2] Dieses Gebiet ist so öde, daß im Durchschnitt nur 300 Köpfe auf der Quadratmeile wohnen. Die mittlere Jahreswärme in diesem Theile Rußlands ist geringer als + 4° R., also so kalt wie die Südküsten von Island, oder wie Quebec, und kälter als das südwestliche Schweden und Norwegen. Jener idealen Theilungslinie entspricht so ziemlich die Isotherme von + 15° R., das heißt also, daß während des Sommers dort durchschnittlich die Temperatur von Schottland und der Nordwestküste Norwegens herrscht. Gerste und Kartoffeln finden im Norden bereits im Gouvernement Archangel ihre Gränze, Obstbäume vertragen jenes Klima nicht, und nur so weit sich jene Linie unter dem 60° n. Br. bewegt, findet sich Anbau von Weizen. Jener Theil des russischen Reiches kann füglich als die Region des Urwaldes bezeichnet werden, nur darf man

---

[1] v. Moltke, der russisch-türkische Feldzug. S. 243.

[2] Bei Berechnung der politischen Kräfte haben wir völlig von dem asiatischen Rußland abstrahirt, da es jedenfalls mehr Kräfte consumirt als es der Politik zu gewähren vermag. Möchte man doch endlich aufhören von den „siebzig" Mill. russischer Unterthanen zu sprechen. Selbst Tengoborsky, der einen Bevölkerungszuwachs auf mehrere Jahre escomptirt, während in den letzten Jahren in wichtigen Provinzen, wie Polen, die Bevölkerung abgenommen, preßt trotz aller Bemühungen nicht mehr als 68 Mill. für Gesammtrußland heraus. Die Statistik liefert für die europäischen Theile nur Resultate die bis auf 5 bis 10 Proc. Differenz richtig seyn dürften, die Ermittlungen für Asien sind vollends rein imaginär. Nach der Revision vom Jahr 1851, ist für das europäische Rußland eine Bevölkerungszahl von 53,635,000 Köpfen gefunden worden, ein Populationswerth, der den obigen Berechnungen zu Grunde lag. (Vgl. v. Reden, Kraftelemente Rußlands S. 45) Für Gesammtrußland ergab sich damals eine Ziffer von 60$^1/_3$ Mill. So abgeschmackt es wäre immer von 200 Mill. brittischer Unterthanen zu sprechen, so unzulässig ist es auch die asiatischen Unterthanen als Elemente zur Kraftberechnung Rußlands zählen zu wollen.

nicht vergeſſen, daß der nördliche Saum jener Länder, die Küſtengebiete des Eismeeres (über der Iſotherme — 0 R.) von Vegetation entblößt, eine kahle arktiſche Oede darſtellen, wo das Rennthier ſtreift, Nomaden und Fiſcher allein ihre Nahrung finden. Die übrigen Gouvernements [1] ſind mindeſtens zur Hälfte (mit Ausnahme Jaroslaws), oft aber zu drei Viertel, ja über neun Zehntel (Wologda) mit Wald bedeckt. Der Ackerbau hat dort nirgends mehr als etwa ein Achtel, bisweilen aber nur ein Hundertheil des Bodens erobert. [2]

Mitten in einem noch unberührten Wald liegen die Dörfer zerſprengt, wie die Inſeln in der Südſee. Der Boden nährt an vielen Stellen nicht die Bewohner, und die Waldproducte gewähren einen ſo geringen Nutzen, daß man dort im Großen Pottaſche mit Gewinn für die Ausfuhr erzeugen kann. Je dichter die Bevölkerungen zuſammenrücken, um ſo ſtärker die disponiblen Ueberſchüſſe an Menſchenhände, um ſo höher die Militärkraft eines Staates. Jenes Gebiet iſt beinahe viermal ſo groß als Oeſterreich, und es hat beinahe dreimal ſo viel Einwohner als Bayern; wir zweifeln aber, ob es, wenn es einen getrennten Staat für ſich bildete, ein ſo großes Heer zu ſtellen, zu rüſten und zu ernähren vermöchte als das Königreich Sachſen und Württemberg zuſammen. Denn nur mühſam vermag der größere Theil jener Bevölkerung ſich zu ernähren, und gegen den harten Winter zu ſtreiten, der zum nöthigen Lebensunterhalt die zehnfältige Arbeit auferlegt, als die Völker ſüdlicher Landſtriche zu leiſten nöthig haben. Der Kampf mit der Natur verzehrt dort die Anſtrengungen der Bewohner, wo blieb etwas übrig für politiſche Aufgaben?

Wenn man eine zweite ideale Linie vom Pruth nach Kaſan in ſüdöſtlicher Richtung zieht, [3] ſo trennt man von dem ruſſiſchen Körper ein Gebiet von nicht ganz 17,000 Quadratmeilen, etwa ein Sechstel ſeiner europäiſchen Ausdehnung mit 7½ Mill. Einwohnern, oder einem Siebentel ſeiner Geſammtbevölkerung. Wenn im Norden mehr als die Hälfte, oft beinahe die ganze Fläche mit Urwald bedeckt war, ſo wird der ſüdöſtliche Saum Rußlands immer ſonniger. Mehr als ein Zehntel des Bodens iſt nirgends bewachſen; in einem großen Gouvernement (Aſtrachan) weniger als ein Hundertheil, im Durchſchnitt aber etwa zwei bis drei Procent der Grundfläche. Die mittlere Jahreswärme liegt zwiſchen + 4 und + 8° Reaumur. Die mittlere Sonnenwärme iſt aber im Durchſchnitt höher als + 20° Reaumur, [4] Daher gedeiht dort überall der Mais, die Eiche und die Kaſtanie, und unſere ideale Linie fällt auch zuſammen mit der nördlichen Gränze des Weinſtockes. Aber der Ausbreitung des Menſchengeſchlechtes iſt hier ein Ziel geſetzt. Denn jene Gebiete liegen nördlich von der Iſochimene des Gefrierpunktes, die Winter ſind alſo ſo kalt als in Island und im Centrum der ſkandinaviſchen Halbinſel, ſie ſind kälter als an der Südoſtküſte Norwegens und Dänemarks, kälter ſogar als in Deutſchland links von der Elbe. Womit erwärmen ſich die Bevölkerungen während der harten Winter, bei der großen Holzarmuth und dem Mangel an foſſilen Brennſtoffen? Denn wenn auch Steinkohlenlager ſich vorfinden und entdeckt wurden, ſo ſind ſie doch bis jetzt noch nicht bearbeitet worden? Man heizt mit Stroh und mit dem Dünger der Thiere, welcher in Geſtalt von Ziegeln nach Art unſerer Torfkuchen geformt werden. Ein deutſcher Landwirth muß bei dem Gedanken erſchrecken, daß ſolche koſtbare Stoffe in Rauch aufgehen ſollen, allein der Boden Südrußlands iſt ſo fruchtbar, daß er hin und wieder ungedüngt oft das zehnte, zwanzigſte, vierzigſte im Durchſchnitt aber das achte bis neunte Korn gibt. Es iſt höchſt wahrſcheinlich daß in früheren Zeiten das ſchwarze Meer mit dem caſpiſchen in Verbindung ſtand, ſo daß das untere Wolga- und Dongebiet ein ziemlich ſpät gehobener Meeresboden iſt. Daraus folgt daß jene ſüdöſtliche Ecke Rußlands eine Salzwüſte iſt, wo eben nur eine Salzflora gedeihen kann. Alle Verſuche dieſes Gebiet zu bewalden ſind mißglückt, [1] und man darf wohl vermuthen, daß in jenem Gebietstheile Rußlands nur Nomaden ihre Nahrung finden werden. Eine charakteriſtiſche Staffage für jene Länder gewinnt man aus der ſtatiſtiſchen Ermittelung, daß mit Ausnahme Beſſarabiens in jenen Gouvernements [2] auf je hundert Einwohner mehr als dreißig Pferde gerechnet werden. In Orenburg, Saratow und unter den doniſchen Koſaken kommt mehr als ein Pferd auf je zwei Köpfe der Bevölkerung. [3] Dort werden alſo die großen Geſtüte des reichen Adels und der Krone liegen, wo man eine ſtattliche und ſtarke Race erzieht, die etwa an Laſten das vierfache Gewicht zu bewegen vermag, als die flinke, aber ſchwächliche Race der nordruſſiſchen Pferde. Was wir eben beſchrieben haben iſt die Region der hunusreichen Erde aber auch der Steppen, das Gebiet der getreideausführenden Provinzen, das Theater der Militärcolonien und die Heimath der großen Cavalleriemacht Rußlands.

Nach Wegfall des nördlichen Parallelogrammes und des ſüdöſtlichen Steppenlandes wird, wenn man das Königreich Polen hinweg denkt, der übrige Rumpf des ruſſiſchen Reiches ein ziemlich

---

[1] Nämlich außer Archangel —: Wologda, Olonetz, Wiätka, Koſtroma, Perm, Nowgorod, Petersburg, Pskow, Kaſan, Twer, Jaroslaw.

[2] Vergl. Tengoborsky, la Russie tom. I. p. 75, 84.

[3] In dem Augenblick, wo dieſer Aufſatz in der Preſſe iſt, erhalten wir durch die Güte des Hrn. Perthes in Gotha „die Karte des europäiſchen Rußlands“ von A. Petermann (vergl. unter den Miscellen). Die Leſer werden dort unſere ſüdweſtnordöſtliche Diagonale mit der Endung in Kaſan als Vegetationsgränze für den „Ackerbau zur Ausfuhr“ mit gelber Farbe angedeutet finden. Parallel mit dieſer Linie aber in ſüdlichem Abſtand läuft eine Linie von rothbrauner Farbe, als Gränze der Viehzucht. Dieſer Linie entſpricht ſo ziemlich das Steppengebiet im engeren Sinne des Wortes.

[4] Vergl. Berghaus phyſik. Atlas Bd. I., 1. Abthl. Nr. 3, und 2. Bd. 5. Abthl. Nr. 5.

[1] Le terrain des steppes se compose en général d'une couche supérieure végétale, dont l'épaisseur dépasse rarement 33 centimètres; puis d'une forte assise d'argile jaunâtre compacte, *presque impénétrable aux eaux*, et que la pioche n'entame qu'avec les plus grandes difficultés. Hommaire de Hell, les steppes de la mer caspienne tom. III. p. 61. Dieſer Autor ſchreibt dem Mangel an Niederſchlägen der furchtbaren alles verſengenden Hitze vom Junimonat an, und den eiſigen, durch keine Gebirge abgewehrten Winden im Winter im Verein mit der Bodenbeſchaffenheit, welche tiefwurzelnden Gewächſen das Daſeyn verkümmere, die Baumloſigkeit der Steppe zu. Er läugnet aber auch das Vorhandenſeyn der Prairien. Nous avons, ſagt er a. a. O. S. 53, sillonné les steppes dans tous les sens, à toutes les époques de l'année, mais nulle part nous avons trouvé cette végétation à hauteur d'homme, dont parlent les relations de certains voyageurs. Ce n'est que dans quelques dépressions, où le sol conserve une humidité constante et là où il y a des moyens d'irrigations, comme sur les rives du Kouban et dans les régions septentrionales de la Bessarabie, que l'on rencontre de belles prairies. Partout ailleurs les pâturages n'ont en réalité de la valeur que par leur immense étendue.

[2] Saratow, Woroneſch, Beſſarabien, doniſche Koſaken, Stawropol, Ekaterinoslaw, Cherſon, Aſtrachan.

[3] Wir bemerken für unſere Leſer, deren ſtatiſche Angaben minder geläufig ſind, daß man in Oeſterreich auf je 13, in Frankreich auf je 12, in Preußen auf je 10, in Rußland auf je 3 Einwohner ein Pferd rechnet.

rechtwinkliches Dreieck bilden, dessen Spitze, nach Asien gerichtet, bei Kasan endigen soll, während seine Basis im Sinne des Meridianes an Europa gränzt, und die dritte Seite in der westöstlichen Verlängerung des finnischen Meerbusens liegt. [1] Sondert man, wie wir es eben gethan, von diesem Gebiet das Königreich Polen mit 2,294 Quadratmeilen und 4⅘ Mill. Einwohnern, und das Großherzogthum Finnland mit 6,873 Meilen und nicht ganz 1½ Mill. Einwohnern ab, so bleibt uns noch ein Gebiet von 35,000 Quadratmeilen, etwas mehr als ein Drittel der gesammten Bodenfläche des europäischen Rußlands und etwa das Dreifache der österreichischen Gebiete, mit etwa 28½ Mill. Einwohnern übrig, von denen je 800 auf einer Quadratmeile wohnen. Trotz dieser dünnen Bevölkerung, gehört gerade dieser Theil des Staates zu den volkreichsten. Das am dichtesten bewohnte Gouvernement ist Moskau mit 2500 Köpfen auf die Quadratmeile, während in Preußen das Minimum der relativen Bevölkerung einer Provinz 1,926 und in Oesterreich 1,746 Köpfe auf die Quadratmeile erreicht. Dennoch leidet gerade jener Theil Rußlands in mehreren Gouvernements an starker Uebervölkerung. Um dieß zu begreifen müssen wir vor allen Dingen bemerken, daß in jenem Gebiete Rußlands die Waldfläche nie mehr als zwei Fünftel, oft nur ein Zehntel, im Durchschnitt etwa ein Drittel der Bodenfläche einnimmt. Dieß ist für das Klima zu wenig. Der Winter ist härter und dauert länger als bei uns, denn die mittlere Temperatur des dortigen Winters liegt zwischen den Isochimenen von — 5 und 10° R. Zur Vergleichung bemerken wir daß Frankreich und Deutschland, westlich von der Elbe, sich einer Winterwärme über — ° R. erfreuen. Der Russe ist obendrein ein Holzverschwender. „Im nördlichen Rußland sind im Winter nicht nur ein oder ein paar Zimmer, sondern das ganze Haus von oben bis unten, Flur und Treppen mit eingerechnet, geheizt." Unweit Totma, fand Hr. v. Haxthausen, den wir eben citirt, bei 22 Grad Wärme an einem schwülen Sommertage die Stube eines Bauernhauses tüchtig geheizt. Man darf sich dann nicht wundern, wenn in holzarmen Gegenden jedes Bauernhaus eine jährliche Ausgabe von 50 Rubel Banko (17 Thlr.) zu bestreiten hat, — für Rußland, bei einem drei- und vierfach höhern Geldwerth, ein bedenklicher Aufwand. [2]

Das Klima verlangt auch zur Erhaltung der körperlichen Wärme einen starken Genuß von Branntwein, so daß der Verbrauch an Cerealien auf den Kopf nothwendig höher steht, als in den warmen Ländern Europa's. Da der Boden in der größern Hälfte des Jahres erstarrt liegt, so drängen sich die Feldarbeiten auf vier Monate zusammen, während wir sieben Monate im Jahr dazu Zeit haben. In Rußland gehören also umgekehrt 7 Menschen und 7 Pferde zu einer gewissen Arbeit, wo bei uns 4 Menschen und 4 Pferde ausreichen würden. Mißlicher als dieser stiefmütterliche Zwang der Natur wirkt die Unfruchtbarkeit des Bodens. Das Feld trägt bei Roggensaat oft nicht das zweite, in günstigen Fällen nur das dritte und vierte Korn. Doch sind die örtlichen Unterschiede sehr bedeutend. Rußlands größter Reichthum findet sich auf der sogenannten schwarzen Erde, einer tiefen Humusschicht, die in Podolien und Wolhynien ihren Anfang nimmt und sich wie ein galakteischer Weg, bald breit, bald dünn, bald compact, bald mit Sandstreifen durchsetzt bis nach Orenburg an das Uralgebirge erstreckt, und etwa 18 Procent der Gesammtfläche einnimmt. Der südliche Rand dieses Humusbandes bildet die große Vegetationsgränze zwischen dem innerrussischen Dreieck und den Steppen. Dieser Boden ist so reich, daß er keinen Dünger verträgt; und nur ein wenig gerizt, trägt er schon zwanzig und dreißigfältig. Ueberall herrscht auf dieser Erde Wohlstand, und die Bauern haben für Nothjahre eine volle Ernte beständig im Vorrath stehen. Von dort her gelangt das Getreide nach Odessa, und ernährt England und die getreidarmen Länder des Mittelmeers. Von dort aus aber müssen auch die nördlichen Hungerprovinzen Rußlands gespeist werden. Diese sind nämlich: Moskau, Twer, Wladimir, Smolensk, Kostroma, Minsk, Jaroslaw, Kaluga, Mohilew, Kowno, Grodno, Wilna, Witebsk. [1] Aber auch die fruchtbaren Gegenden Rußlands leiden unter einem physikalischen Mangel, nämlich unter der häufig eintretenden Dürre. Wegen der Abwesenheit von Gebirgen und seiner Entfernung von dem Meere fehlen Rußland die reichlichen Niederschläge der europäischen Küstenländer. Wenn im westlichen England 37½, in Südfrankreich 34½, in Nordfrankreich und in Deutschland durchschnittlich 25½ Zoll Regen und Schnee im Jahre fällt, beträgt der Durchschnitt für Rußland nur 16 Zoll. [2] Für das Pflanzenleben entscheidet die absolute Menge des Regenfalles nicht alles, sondern es kommt sehr viel auf die Vertheilung innerhalb der Jahreszeiten an. Diese ist für Rußland *relativ* besser, aber doch nicht in dem Grade, daß im Sommer eine größere Menge Regen fiele als in Deutschland oder in Frankreich. Wichtiger noch als die Vertheilung des Regens im Jahre ist die Erhaltung der Feuchtigkeit. Dazu hat die Natur die Wälder bestellt, und die Ausdehnung der vorhandenen Waldfläche steht daher in einer geheimen Proportion zu der Fruchtbarkeit des Ackerlandes. Wir haben oben gezeigt, daß Rußland von der Region des Urwaldes bis zu den Steppen hin, je weiter südlich, je lichter wird. Vielfach wird geglaubt, die Steppen seyen einst bewachsen gewesen, aber diese Ansicht ist völlig irrig. Contarini, ein Gesandter der Republik Venedig, wurde in dem denkwürdigen Jahre der Zerstörung Cassa's an den Hof Usan Hassans geschickt, wo er mit einem zweiten Botschafter, Joseph Barbaro, zusammentraf, dessen Tagebuch vor zwei Jahren von E. Cornet veröffentlicht worden. Auf der Rückreise mußte Contarini den Weg über Astrachan längs der Wolga nehmen. Er erzählt ausdrücklich, daß er und seine Begleiter während der ganzen Reise durch die Steppe genöthigt waren mit Kameelmist zu kochen, der beste Beweis von der Abwesenheit der Wälder. Vor Moskau dagegen fand er dichten Ur-

---

[1] Graf Bicquelmont, schneidet aus dem russischen Reich einen andern Drianzel mit den Scheitelpunkten Petersburg, Moskau, Warschau, dessen Spitze also gegen Europa, nicht gegen Asien gekehrt ist. In diesem Dreieck, sagt der edle Graf in seiner letzten Schrift „Rußland und die Donaufürstenthümer," sind die großen Militärekräfte Rußlands fixirt, drüber hinaus fände sich kein einziger militärischer Focus, wenigstens keiner der zur Offensive dienen könne.

[2] Vgl. v. Harthausen, Studien über Rußland 2. Bd. S. 84. 1. Bd S. 210 und S. 250.

[1] Vergl. die Tafeln bei Tengoborsky, Russie tom. I. p. 113. p. 118 mit den Bonitätsclassificationen p. 45 l. c.

[2] In Odessa, welches doch an der Küste liegt, beträgt nach fünfjährigem Durchschnitt der Regenfall nur 324 Millimeter.

wald, während jetzt bekanntlich dieſe Stadt in einer Lichtung von beträchtlichem Durchmeſſer liegt. [1]

Die ruſſiſche Landwirthſchaft kann ſich auch nicht entwickeln, wie im europäiſchen Weſten, ſo lange die Leibeigenſchaft beſtehen muß. Die Nachtheile dieſes Rechtsverhältniſſes, welches bekanntlich erſt am Beginn des 17ten Jahrhunderts den Bauern aufgedrungen wurde, ſind hauptſächlich darin zu ſuchen, daß die Bevölkerung ſich nicht elaſtiſch aus den dichten Provinzen in die dünn bewohnten verbreiten kann. Es geſchieht dieß nur mit großen Schwierigkeiten, inſofern der Leibeigene mit Päſſen ſeines Herrn verſehen nach entfernten Fabriken oder überhaupt als Tagelöhner auswandert, aber er kehrt doch wieder zurück und kann ſich nicht an einem andern Orte anſäſſig machen. Bis zum Jahre 1848 ſtanden 10,807,430 männliche Köpfe, alſo die größere Hälfte der Bauern in adeliger Leibeigenſchaft, die Zahl der Kronbauern betrug 9,920,200 Köpfe der männlichen Bevölkerung, und wenn man zu dieſen die Militärcoloniſten und die verſchiedenen Arten freie Bauern rechnet, ſo erhält man eine Zahl von 11½ Millionen Köpfe der männlichen Bevölkerung.

Die Leibeigenſchaft, von der man ſich im Weſten ziemlich falſche Vorſtellungen macht, iſt weder ein Uebel noch an ſich etwas unſittliches oder unwürdiges. Der Leibherr hat ſo gut Pflichten gegen ſeine Unterthanen als dieſe gegen ihn. Wäre jener Zuſtand nicht ein vortheilhafter, ſo würden nicht viele ruſſiſche Bauern, ja ſelbſt deutſche Coloniſten ſich freiwillig in Leibeigenſchaft begeben haben. Auch gibt es bekanntlich Leibeigene, die Millionen im Vermögen haben, ohne ſich loszukaufen, ja ſogar ſolche die auf fremden Namen 6 bis 700 Bauern in Afterleibeigenſchaft halten. [2] Der Leibeigene gewinnt eine Art von Genußrecht an dem Acker, der ihm angewieſen worden, er iſt dafür verpflichtet, dem Herrn eine gewiſſe Anzahl Tage im Jahre zu arbeiten, oder eine beſtimmte Bodenfläche zu beſtellen. So lange dieſes Verhältniß ein gegenſeitiges bleibt, ſo lange es nicht ſeinen landwirthſchaftlichen Charakter verliert, iſt es eben ſo ſittlich und eben ſo unſchuldig, als eine Geſindemiethe oder ein Pachtverhältniß. Dieſen idealen und reinen Charakter trägt die Leibeigenſchaft überall da, wo der Leibeigene ſich unter einer reichen Herrſchaft befindet, die nicht nöthig hat ihn ungebührlich zu drücken. Ein Drittel der Leibeigenen gehört aber ſolchen Herren, die mehr als 100 und weniger als 500 Leibeigene beſitzen; ein zweites Drittel gehört ſolchen Herren, die mehr als 1000 Leibeigene beſitzen, und ein Sechstel gehört ſolchen, die zwiſchen 500 bis 1000 Leibeigene beſitzen. Dieſe Bauern befinden ſich (relativ) in großer Wohlhabenheit, in größerer als die befreiten Kronbauern, die von Domänenbeamten ausgeſaugt werden, und für die kein Herr zu Zeiten der Noth ſorgt. Ein Sechstel der Leibeigenen aber befindet ſich unter der Herrſchaft von Adeligen, die weniger als hundert, und 58,457 männliche Leibeigene, unter der Herrſchaft von Adeligen, die weniger als zwanzig Leibeigene beſitzen. Dieſer Reſt leidet denn auch unter einer ſchmählichen Bedrückung. Das Rechtsinſtitut verliert oft allen Sinn und entfernt ſich ganz von ſeinem Urſprung und ſeinem Weſen. Bekanntlich ſetzen viele Herren ihre Leibeigenen auf Obrok, d. h. ſie verwandeln die Agriculturleiſtung des Leibeigenen in eine jährliche Geldabgabe. Der Leibeigene wird in eine Fabrik gegeben, oder er dient auf Flußſchiffen, oder als Handwerker, oder als Taglöhner, kurz wie immer. Es kommt ſogar vor, daß muſikaliſche Virtuoſen, Künſtler und Schauſpieler ihren Herren eine Quote des Honorars leiſten müſſen, ja ſogar, wenigſtens verſichert es der Frhr. von Haxthauſen, daß ſelbſt das leibeigene Freudenmädchen von ihrem Verdienſt einen Obrok zahlen muß!

Nun meinen viele, Rußland ſey beſtändig in einer höhern Entwicklung begriffen, weil die Zahl der adeligen Leibeigenen nicht ſo raſch zunehme als die der Kronbauern, von deren ehemaliger Leibeigenſchaft nichts mehr übrig geblieben iſt als eine Kopfſteuer. Kaiſer Alexander hatte ſchon den aufrichtigen Wunſch geäußert, er möchte allen Leibeigenen die „Freiheit“ gegeben ſehen. Es fragt ſich aber ſehr, ob die Befreiung wirklich eine Wohlthat für den ruſſiſchen Bauern ſey. Der Ruſſe iſt von Natur träge und genügſam, er fühlt nicht den Drang ſich in eine beſſere Lage zu verſetzen. Er muß alſo zu Fortſchritten gezwungen werden, er bedarf eines Herrn der ihm befiehlt. Die Kronbauern ſind im Durchſchnitt, und zwar überall, viel weniger wohlhabend als die Leibeigenen. Sie fliehen alle ſchweren Arbeiten. So ſind z. B. die Wolgaſchiffer faſt ſämmtlich Privatleibeigene, niemals Kronbauern, weil dieſe den harten Lebensverdienſt ſcheuen, zu welchem allein der Befehl des Herrn den Leibeigenen zu zwingen vermag. In Rußland ſteht der Arbeitslohn abſolut höher als in Deutſchland, er ſteht alſo mit Berückſichtigung des höhern Geldwerthes in Rußland dreimal ſo hoch als in Deutſchland. Nun wird allerdings die menſchliche Arbeit überall hoch bezahlt werden, wo der Bodenwerth ſehr gering iſt, wo er erſt ſeit kurzer Zeit anfängt überhaupt einen Werth zu haben, wo man aber noch immer die Hypotheken nicht auf die Ackerfläche und die Wirthſchaftsgebäude, ſondern auf die Häupter der Leibeigenen ſchreibt. Allein wenn der gemiethete Arbeiter ſo hoch bezahlt wird, wie kommt es, daß der Werth eines Leibeigenen nur auf 4 bis 500 Rubel Banco (150 Thlr.) berechnet wird, obgleich er drei Tage in der Woche, alſo die Hälfte des Jahres geſetzlich dem Herrn Hand- und Spanndienſte leiſten ſoll? Sicherlich liegt in der Werthloſigkeit der leibeigenen Leiſtungen ein Vorwurf der Trägheit und Unachtſamkeit für den ruſſiſchen Bauer.

Macht man ihn frei, ſo wird die Folge ſeyn, nicht daß er wohlhabender werde, daß er drei Tage mehr in der Woche für ſeinen Gewinn arbeite, ſondern daß er drei Tage in der Woche mehr Feiertag halte. Nicht die Aufhebung der Leibeigenſchaft, ſondern eine geſetzliche Anordnung dieſes Rechtsverhältniſſes wäre eine Wohlthat für Rußland. Es iſt jetzt vorgeſchrieben, daß der Leibeigene höchſtens drei Tage in der Woche Herrendienſte leiſten muß, das heißt aber kaum mehr, als daß ihn der Herr nicht verhungern

---

[1] Voiage de Perse par Ambroise Contareni en l'Année MCCCCLXXIIII chap. VIII, bei Bergeron Voiages, Haag 1735, 2ter Band. Welche Oede damals noch zwiſchen Aſtrachan und Moskau lag, wird man aus folgenden Worten (chap VII.) des Reiſenden wahrnehmen: Il n' y a point d'autre chemin pour aller en Moscovie (von Aſtrachan aus) que par des continuels desserts; c'est pourquoi ceux qui y vont, sont obligés de marcher par troupe et de porter des provisions.

[2] „Der ruſſiſche Leibeigene ſagt: ich gehöre meinem Herrn, allein der Grund und Boden iſt ein Anderum von mir, denn der Herr kann mich nicht ohne Grund und Boden verſchenken, verkaufen und vererben. Auch ruſſiſche Staatsmänner ſtellen den Satz auf: die Leibeigenen ſeyen gleichſam eine Servitut des Grundes und Bodens, der zu ihrer Ernährung dienen müſſe. Nimmt der Herr dem Leibeigenen den Acker, ſo muß er ihn auf andere Weiſe ernähren“. v. Harthauſen, Studien I. p. 154.

laſſen darf. Der Leibeigene darf aber nie gegen ſeinen Herrn klagbar werden, ſondern die Regierung läßt von ihren Beamten die Herrn — überwachen! Die Leibeigenen haben Eigenthum, welches die Herrn immer achten, allein ihre Achtung gründet ſich nur auf Herkommen und Gewohnheit. Hier ſollte nun über die Peculien eine beſtimmte Rechtsregel aufgeſtellt und geſetzliche Anordnungen über den Selbſtloskauf der Leibeigenen erlaſſen werden. Rechtlich aber müßte die Leibeigenſchaft erlöſchen, wo die Motive ihrer Begründung, nämlich ein Grundbeſitz auf herrſchaftlichem Boden, abhanden gekommen, alſo bei allen Leibeigenen die in Fabriken arbeiten oder als Tagelöhner wandern.

Solche Reformen aber ſind leichter zu bezeichnen als auszuführen, und in dieſer Beziehung wird der Krieg Rußland um „zehn Jahre zurückwerfen.“ Der Krieg trifft nämlich am härteſten den Adel, denn er ſtellt ja die Rekruten und muß ſelbſt im Heere dienen. Man muß ihm alſo Zeit gönnen ſich von den Kriegslaſten zu erholen, ehe man ihm durch ſolche Geſetze, wie wir ſie andeuteten, neue Verluſte am Eigenthum zumuthet. Die Umbildung der Leibeigenſchaft in ein geſetzlich beſchränktes Rechtsverhältniß, nicht ihre Aufhebung entſpricht dem Naturell des ruſſiſchen Volkes. Während bei den germaniſchen Völkern nur zu oft der Widerſtandstrieb und die Ungeduld gegen jede Herrſchaft zu politiſchen Erſchütterungen geführt hat, ſucht der Ruſſe aus Inſtinct einen Herrn. Selbſt wo mehrere Gefangene einen Kerker theilen, ernennen ſie geſchwind einen Aelteſten, ſo daß bei ihnen Gehorſam und Knechtſchaft förmlich zur Liebhaberei ausgeartet ſind.

Ein wichtiges Hinderniß raſcher Entwicklung des ruſſiſchen Volkes liegt in dem Uebermaße ſeines Geſellſchaftstriebes. In den ruſſiſchen Gemeinden, die einen weit größeren ſocialen Spielraum genießen als in Deutſchland, herrſcht die üble Gewohnheit der communiſtiſchen Ackerverloſung. Die altſlaviſche Gewohnheit, die Gemeindefläche gemeinſam zu beſtellen und die Ernte auf die verſchiedenen Herde zu vertheilen, beſteht wohl nur noch ſporadiſch. Allein noch immer zieht die Gemeinde an einem beſtimmten Tage zur Beſtellung der Felder hinaus, und die urbare Fläche des Gemeindecomplexes wird in gewiſſen Zeiträumen auf die einzelnen Herde (Tiagle's) gleichartig von den Gemeinde-Agrimenſoren vertheilt. Das erinnert an das jüdiſche Alterthum und noch mehr an das Incareich; mit dem Unterſchied jedoch, daß in Rußland die Gemeinde als der moraliſche Eigenthümer angeſehen, das Land von ihr, nicht von einer Bureaukratie, halb göttlichen Urſprungs, wie in Peru, vertheilt wird. Die Conſequenzen des Communismus können nicht ausbleiben. Hätte die Natur die Gleichheit in der Befähigung, im Beſitz und im Genuß der Menſchen gewollt, die menſchliche Geſellſchaft müßte die Ungleichheit künſtlich ſchaffen. Denn die Ungleichheit erzeugt in dem Zurückgeſetzten die Begierde nach der Ausgleichung, dieſe Begierde aber weckt in dem Menſchen den Reichthum aller ſchlummernden Kräfte. Wo Ein Nachbar nicht mehr hat als der andere, entſteht kein Wetteifer. Jeder wird ſich vielmehr bemühen, mit einem Minimum von Arbeit und einem Minimum von Genuß auszukommen. Wir ſollen aber viel genießen, damit wir viel arbeiten, denn durch die Arbeit entwickelt und bildet ſich der Menſch zu einem höhern Weſen aus.

Die Geſellſchaftsbegierde der Ruſſen hat ferner jenes Zuſammendrängen in monſtröſe Dörfer erzeugt. Es iſt eine bekannte Sache, daß dem rationellen Betrieb des Ackerbaues die Hofwirthſchaft entſpricht. Je zerſtreuter die Wohnungen der Landleute, je näher ſie dem Centrum ihrer Ackerfläche liegen, um ſo leichter wird der Anbau betrieben werden. In Rußland dagegen rückt alles zuſammen und Tauſende von Bauern wohnen bei einander, während das Ackerland der meiſten an der Peripherie des Gemeindegebietes liegt. Es trifft ſich dann mitunter, daß der Landwirth zwei, drei, ja vier Meilen weit aus dem Dorf fahren muß, ehe er ſeine Felder erreicht. Der Ackerbau wird dann nach Hrn. v. Haxthauſens trefflichem Ausdruck rein „nomadiſch“ betrieben. Der Bauer lebt während der Feldarbeit unter Zelten, er driſcht das Korn aus auf der Stelle wo es gewachſen, und läßt das Streh zurück, weil es die Arbeit des Heimſchaffens nicht belohnt. Welche Verſchwendung von menſchlichen und animaliſchen Kräften!

Vielleicht ließe ſich der krankhafte Reiz zur Geſelligkeit bei den Ruſſen bekämpfen, vielleicht dieſe großen Dörfer in Zehn- und Hundertheile zerſchlagen. Wenn es aber wahr iſt, daß die Seltenheit der Waſſerquellen dieſe Anhäufung der Ackerbevölkerung erzeugt, dann wird kein Geſetz die ſchädliche Gewohnheit tilgen, denn ein Ukas kann nicht Quellen erwecken.

„Alles, heißt es im erſten Bande des Kosmos, — alles, was auf der Erdoberfläche des Planeten, dem Wohnſitze des Menſchengeſchlechtes, Abwechslung der Formen und Vielgeſtaltung (Polymorphie) erzeugt, prägt dem Völkerleben einen eigenthümlichen Charakter ein. So haben die furchtbaren Umwälzungen, welche in Folge einer Wirkung des Innern gegen das Aeußere durch plötzliches Aufrichten eines Theils der erydirten Erdrinde das Emporſteigen mächtiger Gebirgsketten veranlaßten, dazu gedient, nach Wiederherſtellung der Ruhe, nach dem Wiedererwachen ſchlummernder Organismen den Beſten beider Erdhälften einen ſchönen Reichthum individueller Bildungen zu verleihen, ihnen wenigſtens dem größeren Theile nach die öde Einförmigkeit zu nehmen, welche verarmend auf die phyſiſchen und intellectuellen Kräfte der Menſchheit einwirkt.“

Ein Geolog hat ſeine beſondern Gedanken über die deutſche Einheit. Er hält der bunten politiſchen Karte unſers Vaterlandes als Spiegel ſeine ebenſo bunte geologiſche Karte entgegen, er behauptet daß gerade in Mitteldeutſchland die mikroſkopiſchen Länder aus dem Boden wachſen mußten, weil die geologiſche Polymorphie dieſes Gebietes ein ſolches Schickſal begünſtigte. Er weiß auch, daß Paris im Centrum eines großen Tertiärbeckens gelegen, jedenfalls eine große Stadt, vermuthlich aber die Hauptſtadt Frankreichs werden mußte. [1] Wenn nun die Geologen in dieſen Dingen Recht behalten würden, ſo könnten wir für Rußland eine wichtige Lehre ziehen. Rußland iſt eine völlig geſtaltloſe Ebene. Der höchſte Punkt des Waldaigebirges liegt nur 175 Toiſen über dem Meer. Die Flußgebiete welche dem baltiſchen und pontiſchen Becken angehören, ſind in ihren Quellenſyſtemen beinahe völlig verwachſen. Keine Waſſerſcheiden, keine tief eingeſchnittenen Thäler, keine Terraſſen! Dazu kommt, daß der ruſſiſche Theil unſeres Feſtlandes höchſt eigenthümlich in der Nähe des baltiſchen Meeres gehoben worden iſt. Rußland beſitzt deßhalb auf nahezu 100,000 Quadratmeilen keinen Culturſtrom erſten Ranges.

[1] Vgl. Bernhard Cotta, Deutſchlands Boden Bd. 1. S. 5 ff.

Nicht jeder Fluß nämlich iſt ein Träger der Cultur. Ein Fluß der in ein Eismeer mündet wie die Lena, der Jeniſei und der Makenzie, wird nie eine Bedeutung auf die Menſchengeſchicke üben, denn er verbindet nur Unbewohntes mit Bewohntem. Ein Fluß der im Sinne der Parallelen von Oſt nach Weſt oder umgekehrt fließt, mag bei einer großen Entwicklung ſeines Quellengebietes einen ſtarken Verkehr verſprechen, allein ſein Lauf muß dann nothwendig vom Innern des Continentes nach der Küſte gerichtet ſeyn. Der Amazonenſtrom wird vielleicht einſt der Cultur ſo viele Dienſte leiſten, als der Hoangho oder der Jantſekiang es gethan haben und noch thun. Weit wichtiger aber ſind die Flüſſe, deren Axe in den Meridianen liegt, die von Nord nach Süd, oder von Süd nach Nord fließen, wie der Rhein, die Elbe, die Oder, der Nil, der Indus, der Laplataſtrom und der Miſſiſippi. Solche Flüſſe verbinden in der Regel verſchiedene Klimate und größere Vegetationszonen. Sie ſind die claſſiſchen Culturſtröme.

Wäre der Dniepr und Dnieſtr leichter zu beſchiffen, litten nicht beide Flüſſe im Sommer an Trockenheit, im Winter an Erſtarrung, ſie würden vermöge ihres Laufes unvergleichliche Verkehrsmittel dem fruchtbaren Streifen der ſchwarzen Erde und den pontiſchen Stapelplätzen gewähren. Betrachten wir aber nach den eben entwickelten Grundſätzen den Lauf der Wolga, ſo ſcheint dieſer Fluß wegen ſeines Laufes von Nord nach Süd, aus höheren in niedere Breitegrade, als Verbindungsmittel verſchiedener Vegetationszonen, zu den großen Culturſtrömen zu gehören. Allein ſein Lauf iſt nach dem Innern des Feſtlandes gerichtet; es iſt alſo ein Abweg der Cultur, denn die menſchliche Civiliſation iſt immer den Küſten nachgegangen, ſie hat ſich von ihnen binnenwärts, niemals vom Kern des Feſtlandes nach den Küſten verbreitet. Die Wolga führt an den caſpiſchen See, an die Ufer der turkmaniſchen Wüſten oder nach den Staaten einer erlöſchenden Cultur. Die Wolga verbindet nicht Lebendiges mit Lebendigem, ſondern ſie iſt eine Straße nach der Einöde, ein Thor nach der kahlen Steppe. So wichtig die Wolga für den innern Verkehr ſeyn mag, ſo werthlos iſt ſie für den Welthandel. Das Stromgebiet der Wolga iſt über 24,840 Quadratmeilen, alſo den vierten Theil der europäiſchen Oberfläche Rußlands ausgedehnt, und zählt man das Gebiet des Ural dazu, ſo gehört ſogar der dritte Theil dieſer Syſteme dem culturloſen araliſch caſpiſchen „Kraterlande" an. Verkehrsmittel ſind die Multiplicatoren des nationalen Reichthums. Sie befreien die einzelnen Gegenden von dem örtlichen Ueberfluß und decken dafür den örtlichen Mangel. Ueberfluß an irgend welchen Gütern iſt ökonomiſch betrachtet ein Geldverluſt, Mangel aber eine Qual, eine Entbehrung, ein Hinderniß der Entwickelung. Wer einen Theil der nördlichen Urwälder Rußlands nach den Steppen, und die reichen Ernten Neurußlands nach dem Norden verſetzen könnte, würde alſo die materiellen Kräfte des Landes multipliciren. Das vermöchten nur die Eiſenbahnen, und die ſarmatiſche Ebene ſcheint gleichſam von der Natur ein erkornes Land für dieſes Verkehrsmittel zu ſeyn. Ein belgiſches Eiſenbahnnetz über Rußland gebreitet müßte den Werth des Grundbeſitzes verzwanzigfachen. Rußland wird indeß dieſe Wohlthat noch lange entbehren. Die Höhe des Zinsfußes, der hohe Arbeitslohn, der enorme Handelswerth des Eiſens und die dünne Bevölkerung erſchweren jede Capitalsanlage zu ſolchen Zwecken. Auch iſt der lange Winter kein Freund der modernen Verkehrsmittel.

Die Armuth an Gebirgen oder vielmehr ihr völliger Mangel — denn die Waldaiberge ſind eigentlich nur die Kanten zweier geneigter Ebenen — hat auch „verarmend auf die phyſiſchen und intellectuellen Kräfte" des ruſſiſchen Volkes zurückgewirkt. Deutſchland, das im Sinne der Geologen ſo mannichfach „individualiſirt" iſt, bietet den größten Reichthum an Dialekten, Stammesverſchiedenheiten, und Mannichfaltigkeit ſocialer und politiſcher Entwicklung. In Groß-Rußland gibt es nur Eine Sprache ohne örtliche Varietät, ohne Unterſchied zwiſchen Reich und Arm, keine oder wenig Abwechſelung in der Cultur des Bodens, in dem Bau der (hölzernen Block-) Häuſer, zwiſchen Dorf und Stadt, ja ſelbſt eine merkwürdige Aehnlichkeit der Trachten und ein beinahe völliges Einerlei der Schädelbildungen. Dieſe „phyſiſche und intellectuelle Einförmigkeit" iſt vielleicht — wir können es nur vermuthen — die Urſache des ſtarken Aſſociationstriebes der Ruſſen. Ihr entſpringt vielleicht auch das ſtarke Einheitsgefühl der Nation und die patriarchaliſche Gliederung innerhalb der Familie, innerhalb der Gemeinde, innerhalb des unumſchränkt beherrſchten Staates.

Darin liegt das Geheimniß der großen politiſchen Macht Rußlands, und um dieſer Urſache willen haben wir allein jenen Staat zu fürchten. Stirbt in Rußland der Hausvater, ſo hat er das Recht einem ſeiner Söhne das Patriarchat innerhalb der Familie zu übertragen. So lange die Wirthſchaften ſich nicht trennen, gehorchen die Brüder dem Bruder wie ihrem Vater und Herrn. Man denke ſich nun die politiſche Gewalt eines Monarchen über ein Volk, das in ihm die von Gott eingeſetzte väterliche Gewalt über die Nation verehrt, bei einem ſtark entwickelten Aſſociationstrieb, der allem menſchlichen Verkehr die Gliederung einer Familie gibt, bei einer an Adoration gränzenden Liebe für das Vaterland, bei völliger Abweſenheit provinzieller Gegenſätze und ſtändiſcher Entwicklung — und geſtehe ſich bereitwillig ein, daß wenn auch der Weſten außerordentliche intellectuelle Kräfte gegen Rußland ins Feld führen kann, wenn die brittiſchen und franzöſiſchen Truppen aus Pflichtgefühl oder zur Verherrlichung des Vaterlandes ihren Fahnen nachſchreiten, auf der andern Seite der ſtarke Inſtinct einer geiſtig „amorphen" Maſſe einen mächtigen Widerſtand leiſten muß.

Der Ruſſe, wie ihn unparteiiſche Beobachter ſchildern, iſt gutherzig, gehorſam und ſehr befähigt, aber auch leichtſinnig, oberflächlich, ungeduldig, leicht verführt, dem Laſter, wenn es ihn einmal gepackt, nicht mehr zu entreißen, träge, verſchlagen und zum Betrug geneigt.[1] Bei den Slaven gehören die Eigenthumsſkrupel nicht in die Sphäre der Ehrenpunkte.[2] Man mag über die Unredlichkeit der ruſſiſchen Beamten und Officiere übertriebene Vorſtellungen im Weſten beſitzen, und Kaiſer Nikolaus durch unerbittliche Strenge

[1] Der Marquis de Cuſtine will in Rußland die Redensart vernommen haben: „Notre Seigneur volerait aussi s'il n'avait pas les mains percées." La Russie tom III. p. 223.

[2] De même que le marchand russe ne dédaigne pas les artifices frauduleux du trafic, de même le véritable russe — à moins qu'il ne soit absolument transformé par la civilisation de l'occident — ne reconnait pas comme fonctionnaire d'Etat ces fiers et délicats scrupules, par suite desquels en Angleterre, et dans une grande partie de l'Allemagne, les contrôles établis pour l'administration financière semblent destinés plutôt à satisfaire la conscience des employés, et à garantir la bonne renommée de leurs corps, qu'à sauvegardez les interêts du trésor public. Les forces militaires de la Russie. Extrait du 3me tome des Etudes par le Baron A. de Haxthausen. Berlin 1853. p. 39.

gegen Unterschleife einen moralisirenden Schrecken über Rußland verbreitet haben, — wie aber, wenn nach dem Kaiser Nikolaus wieder ein Peter oder eine Katharina auf den Thron gelangte? Und hat der Schrecken verhindert, daß ein russischer Fürst, ein Adjutant des Kaisers Nikolaus, sich trotzdem verging? Haben wir nicht im Frühjahr 1853 ein Collegium russischer Generale, die unmittelbar unter den Augen des Kaisers ihr Wesen trieben, wegen Veruntreuungen vor Gericht ziehen sehen?

Die russischen Bauern, politisch unschuldig, wie sie jetzt sind, bedürfen doch einer sorgfältigen Ueberwachung. Keine größere Gefahr droht Rußland als ein Eindringen westlicher Ideen, welche für das slavische Naturell unerträglich sind. Unter den russischen Studenten sollen fast allgemein die Anschauungen des oberflächlichen und darum verwerflichen Liberalismus verbreitet seyn. Rußland mag sich Glück wünschen, daß den Slawen alle städtegründenden Fähigkeiten mangeln. Würde sich in Rußland jemals der so sehr ersehnte Mittelstand bilden, er würde eine rasche Zersetzung des patriarchalischen Organismus herbeiführen. Der Associationstrieb und die Verschlossenheit des Großrussen könnten außerdem jeder politischen Conspiration eine gefährliche Ausdehnung geben und ihr ein langes Wachsthum im Stillen sichern. Das Sectenwesen in Rußland bietet dafür die thatsächlichen Belege.[1] Wenn man einem unserer Philosophen die Aufgabe stellte, er solle ein Religionssystem erfinden, welches den Brahmanismus und die christliche Religion zusammenschmelze, er würde sicherlich an seinen Fähigkeiten zu zweifeln beginnen. Was er nicht vermag, haben die wenig unterrichteten russischen Bauern ohne gelehrte Seelsorger und ohne literarische Hülfsmittel rein durch Selbstnachdenken geleistet (die Duchaborzen). Das Eindringen der intellectuellen Schärfe des Westens würde also auf den erregbaren und schnell begreifenden Russen bei völligem Mangel an geordneten Kenntnissen rasch eine saure Gährung in den Gemüthern erzeugen. Das Absperrungssystem Rußlands ist daher ein Gebot der Selbsterhaltung, und der allmähliche Uebergang von der Leibeigenschaft durch den Kriegsdienst zur Freiheit eine prophylaktische Operation, so wenig sie auch der Entwicklung des Wohlstandes förderlich seyn mag.

Wenn Kaiser Nikolaus gegen Sir Hamilton Seymour in den berüchtigten Petersburger Conversationen geäußert: er werde nicht dulden, daß die Russen Konstantinopel sich einverleibten, so hat er vielleicht aufrichtiger gesprochen, als man im Westen glauben möchte.[2]

Das russische Reich hat ohnedieß zu viel byzantinische Elemente in sich, als daß es dazu die Metropole entarteter Völkerstämme in sich aufzunehmen brauchte. Es bedarf indessen wohl kaum der Bemerkung, daß der Westen die Begründung einer griechisch-slavischen Secundogenitur in Konstantinopel eben so stark zu fürchten hat als eine offene Einverleibung Konstantinopels.

Was nun Rußlands financielle Mittel betrifft, so täuscht man sich im Westen völlig über ihre Ergiebigkeit. An Fruchtvorräthen in der Nähe der Kriegstheater fehlt es bekanntlich der russischen Regierung nicht. Die Armee erzeugt ihren Manufacturaufwand vollständig selbst. Eine Handelssperre mit dem Westen raubt ihr für die Kriegszwecke keinen unentbehrlichen Stoff und kein unentbehrliches Fabrikat mit einziger Ausnahme des Schwefels und der Gewehre für Specialwaffen, von denen man aber jedenfalls ausreichende Vorräthe gesammelt hat. Hr. Leon Faucher hat kürzlich in der Revue des deux-Mondes [1] zu beweisen gesucht, Rußland stehe am Rande eines Bankerotts, sein Papiergeld, seine Hypothekenbanken und Sparkassen besäßen nicht mehr die erforderliche Unterlage in edlen Metallen oder in leichtflüssigen Darlehen. Bis jetzt ist eine Entwerthung der Papierrubel nicht eingetreten, weil, sagt man, niemand es wage Silber zu begehren, aus Furcht vor dem sibirischen Klima. Aber diese Furcht allein würde schon das Papiergeld entwerthen, da selbst der härteste Despot, den die Geschichte gekannt, nämlich der Pariser Convent, nicht den Sturz der Assignaten durch die Drohung mit der Guilloline aufrecht erhalten konnte. Der hohe Börsenwerth der russischen Anleihen ist ein täglicher Augenbeweis von dem gesunden Stand der russischen Finanzen. Eine Thorheit ist es zu glauben, daß die furchtsamen Capitalisten durch irgend einen Betrug sich verleiten ließen, dem russischen Credit mehr zu trauen als er verdiente. Der materielle Aufwand ist aber für Rußland ein viel größerer Schaden als für den Westen, den nicht der Krieg drückt, dessen Handel nicht abnimmt, wo das Geld einen dreifach niedern Werth hat, der Zinsfuß aber halb so hoch steht. Ein Aufwand von einer Million Silberrubel ist für Rußland ein größerer Verlust an Wohlstand als eine Million Pfund Sterling für England. Auch ist der Westen im Vergleich zur Höhe seiner Population viel eher befähigt große Heere auszuheben als Rußland, wegen der Dichtheit der Bevölkerung, der leichtern Ernährung der Zurückbleibenden, der größern Fruchtbarkeit des Bodens und des mildern Klima's. Wenn Rußland, wie es in Deutschland zu Zeiten der Befreiungskriege geschehen, 7 Procent seiner Bevölkerung, also je den dritten Kopf der kriegstüchtigen und arbeitsfähigen Bevölkerung aufbieten wollte, der Rest wäre nicht mehr im Stande sich und die Armee zu nähren. Auch ist es bekannt, daß die Russen im Felde durch Krankheiten außerordentlich rasch ihre Mannschaft verlieren, weil der Russe nicht

---

[1] In Nro. 17 und 18 des Auslandes findet der Leser eine ziemlich vollständige Uebersicht über das „Sectenwesen" in Rußland. Der historische Theil ist aus einem Werke des Grafen Krasinski geschöpft. Auch die russische Kirche war reich an Häresien und Inquisitionsferen. Auffallend ist dabei, daß von jeher das Dissidentenwesen clandestin betrieben wurde und die Verfolgten stets ihren Abfall läugneten, anstatt ihn trotzig zu bekennen, wie die mittelalterlichen Häretiker in Westeuropa. Protestantismus und Reformation sind bekanntlich spurlos an Rußland vorübergegangen.

[2] Es ist belehrend jene Gespräche mit einer Erklärung zu vergleichen, zu der sich Kaiser Nikolaus im Jahre 1830 gegen Hrn. v. Müffling bewegen ließ. „Wenn in Europa, sagte er, hin und wieder die Besorgniß laut geworden sey, als könne er aus Kriegslust oder falschen Ehrgeiz verleitet werden, gegen die Pforte als Eroberer aufzutreten, so beweise dieß nicht allein eine völlige Unkenntniß mit der Richtung seines Geistes, sondern auch die Voraussetzung, daß er seine Lage und die Verhältnisse seines Reiches wenig durchdacht habe. Der ihm von Gott vorgezeichnete Weg sey, das Wohl seiner Unterthanen zu fördern, und dazu gehöre vor allem es vor frivolen Kriegen zu bewahren." (v. Müffling, Denkwürdigkeiten S. 388.)

[1] Les Finances de la Guerre, R. des 2 mondes 15 Août. 1854. Der kürzlich verstorbene Staatsmann hat alle seine Werthangaben mehreren Aufsätzen des Moniteur (!) entlehnt. Wie exaltirt seine Berechnungen sind, darf man schon aus dem einzigen Umstande schließen, daß er (p. 744) das Heer, welches Rußland im Jahr 1854 aufstellte, auf 900,000 Mann berechnet, und für jeden Kopf eine Ausgabe von 1000 Frs. annimmt. Er berechnet den Militäraufwand eines einzigen Jahres auf 900 Mill. Frcs., eine Summe, die wir um das Drei- oder Vierfache zu hoch halten, erstens weil das Geld einen höhern Werth in Rußland besitzt, zweitens weil die Soldaten nicht brillant besoldet und verpflegt werden, und drittens, weil die Armee ihre Manufacturen selbst fabricirt.

auf ſeine Geſundheit achtet und die Officiere ſich gar nicht um die Mannſchaft kümmern.

Das iſt in großen Zügen das Reich und die politiſche Macht, mit der wir auf dem Punkt ſtehen einen Krieg zu beginnen. Wenn Oeſterreich lange gezögert hat, ſo wußte es ſicherlich mit wem es zu thun haben würde.

Ungariſche Weine.

(Von A. Leiſt.)

2. Der Meneſcher Ausbruch und überhaupt die Weine des Meneſcher Weingebirges.

Wenn wir hier nach dem Tokajer den Meneſcher Wein folgen laſſen, ſo verſtehen wir den im Inlande wegen ſeiner herrlichen Eigenſchaften ſehr hoch geſchätzten Meneſcher Ausbruch, welcher von einigen Ungarn ſelbſt dem Tokajer vorgezogen wird. Auch iſt der rothe Meneſcher wegen ſeiner Süße und ſeines ſehr angenehmen Aromas berechtigt den zweiten Rang einzunehmen, und er wird in Ungarn und in den öſterreichiſchen Provinzen (in dieſen auch unter dem Namen Meneſchauer), obgleich als Ausbruch hoch im Preiſe ſtehend, geſucht und gern getrunken. Als Handelsproduct aber und in Concurrenz mit andern Weinen nimmt er den hohen Rang ſchon deßhalb nicht ein, weil die bei ihm gerühmte Süße in einigen ſüdfranzöſiſchen und ſpaniſchen Weinen ebenfalls zu finden iſt, und letztere als Nicht-Ausbruchweine zu weit billigeren Preiſen zu bekommen ſind. Uebrigens werden in Polen und Preußen die minder ſüßen, und mehr oder weniger herben ober- und niederungariſchen Naturweine lieber getrunken, und es werden daher dort dem ſüßen Meneſcher Ausbruch die billigeren Tiſchweine vorgezogen. Es liegt alſo in der Natur der Sache, daß nur ſehr wenig Meneſcher Wein in den ausländiſchen Handel kömmt. Auch der Meneſcher Ausbruch wird nach der beim Tokajerausbruch erwähnten Weiſe aus Trockenbeeren bereitet, und die Art und Weiſe der Bereitung kann natürlich auch hier eine verſchiedene ſeyn, welche die Vortrefflichkeit des Weines bedingt. Wie überall und immer, ſo iſt auch hier von der größten Einwirkung das gute Weinjahr, d. h. der heiße Sommer, der ſchöne Herbſt und die regenleſe Weinleſe. Da das im Arader-Comitat an der Maros liegende Meneſcher Weingebirge unter dem 46ſten Grad liegt, ſo iſt auch dort die Weinleſe viel früher als in Oedenburg oder wohl gar in der Hegyalya. Auch der gewöhnliche Meneſcher-Wein beſitzt wie alle guten Ungarweine viel Geiſt und hat eine beſonders angenehme Blume. Schon im zweiten Jahre iſt er mild, und lieblich zu trinken.

Die vorzüglichſten Weingebirge, welche die köſtlichſten und geiſtreichſten rothen, zum Theil auch weißen Wein liefern, ſind Meneſch, Gyorok, Kuvin, Kovaſſinß und das durch die Capitulation des ungariſchen Inſurgenten-Generals Görgey auch im Auslande bekannt gewordene Vilagos. Dieſer Name darf aber nicht, wie dieß gewöhnlich geſchieht, nach der deutſchen Ausſprache wie Vilagos, oder etwa wie das ſpaniſche Villa Gos, geleſen werden, ſonder man muß ihn nach der ungariſchen Ausſprache „Wilahgeſch“ ausſprechen. Vor Zeiten war hier eine Bergfeſtung, welche den Namen Vilages-Var, d. h. die „helle Burg“ führte und wo Matthias Corvinus ſeinen tapferen Onkel Michael Szilagyi längere Zeit hindurch gefangen hielt. Bald nach ſeiner Befreiung aus dem Gefängniſſe fiel Szilagyi im Kampfe gegen die Türken, und der Kopf des berühmten Ungarhelden wurde triumphirend nach Konſtantinopel geſendet. Die Burg Vilages-Var aber, bei welcher die Türken mehrmals ſehr blutige Niederlagen erlitten, wurde im Verlaufe der Zeit was ſie jetzt noch iſt, eine Ruine und der in ihrer Nähe entſtandene Ort behielt mit Wegwerfung des ihm nicht zukommenden Wortes Burg — Var — einfach den Namen Vilages, d. h. Hell.

Nach dieſer kurzen Abſchweifung gehen wir zu den guten weißen Weinen über, welche ebenfalls im Meneſcher-Weingebirge erzeugt werden und nennen die Ortſchaften Galſcha und Mußka, vor allen aber das beſonders in neuerer Zeit berühmt gewordene Magyarad, welche Ortſchaft einen köſtlichen in Ungarn ſehr beliebten weißen Tiſchwein erzeugt. Der geiſtreiche und aromatiſche, äußerſt angenehm zu trinkende Magyarader-Wein geht in neuerer Zeit auch ſchon in das Ausland, wenn auch in geringer Quantität. Sehr hoch geſchätzt aber iſt er mit Recht in Ungarn und in den übrigen öſterreichiſchen Provinzen. In das Gebiet des Meneſcher Weingebirges gehören auch die vortrefflichen Weine, welche in Arad, Silindia, Agris und Radna wachſen. Letzterer Ort iſt auch in topographiſcher Beziehung merkwürdig: denn er beſitzt ein Berg-Kloſter, welches ſehr ſtark von Wallfahrern beſucht wird und von wo aus man eine unvergleichlich ſchöne Ausſicht gegen Siebenbürgen genießt. Dem Kaiſer Joſeph II, welcher über die reizende Ausſicht entzückt war, hat man im Kloſtergarten, an der Stelle wo er ſich niedergelaſſen hatte, ein kleines Denkmal errichtet.

In Arad bereitet man auch einen beliebten Wermuthwein (ungr. ürmös-bor, von ürom der Wermuth und bor Wein), und zwar auf folgende Weiſe. Der weiße Moſt wird ſo lange gekocht, bis kein Schaum, welcher ſorgfältig abgeſchöpft wird, ſich auf der Oberfläche mehr zeigt. Wenn er dann in einem offenen Holzgefäße über Nacht abgekühlt worden iſt, wird er in ein neues Fäßchen gefüllt. Auf einen Eimer gekochten Moſtes werden 6 Loth ſüßes und 3 Loth bitteres Senfmehl beigemengt; dann werden in dünne Leinwandſäckchen, welche bequem durch das Baillach gehen müſſen, folgende grobgeſtoßene Gewürze und Kräuter gefüllt und in die Flüſſigkeit verſenkt. Nämlich auf einen Eimer Wermuthwein: 4 Loth Wermuthkraut, 2 Loth Tauſendguldenkraut, 1 Loth Pomeranzenſchalen; je ein halb Loth Citronenſchalen, Calmus und Zimmt, endlich je ¼ Loth Gewürznelken, Koriander und Sternanis. Nach Verlauf von 8 Tagen koſtet man den Wermuthwein und zieht die Säckchen heraus, wenn derſelbe hinreichend mit Bitterkeit und Gewürzgeruch geſättigt iſt. Im entgegengeſetzten Falle läßt man die Ingredienzien noch längere Zeit darin. Bis zum Monat December hat der Wermuthwein ſich geklärt und iſt tauglich zum Genuſſe, nachdem er vorher vom Bodenſatz rein abgezogen worden iſt.

Das ganze Meneſcher- und Arader-Weingebirge liefert jährlich ungefähr 50,000 Eimer Wein.

Zum rothen Meneſcher-Wein dienen folgende Trauben: 1) die blaue Ungartraube, wallachiſch Skardarka, magyariſch Katárka genannt, welche die Eigenſchaft beſitzt, in dem Weine nach der

Gährung jenen feinen Zimmt- und Nelkenduft zu erzeugen, welcher nur nach und nach, mit dem Alter des Weines, von dem immer ſtärker eintretenden Alkoholgeruch verdeckt und vom Weingeiſt mehr oder weniger aufgelöst wird. Der beſondere Stoff, welcher dem Ménéſcher ſo wie allen edlen Weinen das Bouquet oder die Blume gibt, iſt von den Chemikern abgeſchieden worden, und ſieht faſt wie Oel aus, obgleich die chemiſchen Eigenſchaften dieſes Stoffes von jenen des Oels ſehr verſchieden ſind. Dieſer Aether, welcher ſich während der Gährung ſelbſt und ohne Dazwiſchenkunft des Chemikers bildet, beſteht aus einem Atom Schwefel-Aether und aus einem Atom einer Säure, Oenanthſäure genannt; dieſe Oenanthſäure ſelbſt beſteht aus 14 Atomen Kohlenſtoff, 26 Atomen Waſſerſtoff und 2 Atomen Sauerſtoff. Dieſe Stoffe bilden, wenn ſie mit Schwefeläther verbunden ſind, den Oenanthäther oder das Bouquet der Weine. Bei manchen Weinen wird oft dieſer Wohlgeruch durch eine zu heftige Gährung zerſtört; allein die edlen ungariſchen Weine machen auch hievon eine Ausnahme, denn ſie entbehren nie des herrlichen Wohlgeruchs. Irrigerweiſe behaupten Viele, daß man in Ungarn die Kerne oder den Samen der wilden Roſen verwende, um dem Meneſcher ſein Vanillenbouquet zu geben.

2) Auf die Skadarka folgt in der Claſſification der Meneſcher-Reben eine vorzügliche Traube, welche von den Deutſchen der blaue Angſter genannt wird.

3) Die Schleheutraube, wallachiſch Purezinol, ungariſch Porczi genannt, welche einen harten, aber gut zu conſervirenden Wein gibt.

4) Die Fekete (ſchwarze) Kirczoza, welche dem ſchwarzen Muskateler ähnelt.

Die vorzüglichſten weißen Trauben, aus welchen der weiße Meneſcher bereitet wird, ſind folgende:

1) Die Doppelbeere, ungariſch Lempo, wall. Mueglafer genannt.

2) Die Goldtraube oder Honigtraube, wall. Azgofer.

3) Der weiße Bodon, ung. Fejér Bodon, wall. Szalto. Es iſt Thatſache, daß man in neuerer Zeit in verſchiedenen Gegenden Ungarns, beſonders auf Veranlaſſung des ſehr verdienten Oenologen Schams angefangen hat, beſſere Traubenſorten als bisher zu cultiviren. Die ungariſchen Vereine ſorgen für die Verbreitung edler Reben; es werden Rebſchulen angelegt und die beſten Sorten durch die Erfahrung erprobt.

Einen Grad ſüdlicher von Meneſch, faſt dicht an der türkiſchen Gränze, wird in der heutigen, aus dem ehemaligen Banat entſtandenen Wojwodſchaft bei Werſchetz und in der Militärgränze bei Weißkirchen ein köſtlicher rother Wein in großer Menge erzeugt, denn beide Weingebirge liefern nicht weniger als 400,000 Eimer jährlichen Ertrag. In Weißkirchen wird ein rother geiſtiger Ausbruch bereitet, der die Süße des reinſten Syrups beſitzt, und ausgegeſſen kaum eintrocknet. Nur nebenbei bemerke ich, daß ſowohl in Werſchetz als auch in und bei Weißkirchen viele Deutſche aus Baden, Würtemberg u. ſ. w. leben, welche hier wie überall in Ungarn und in der Türkei Schwaben genannt werden. Als Kaiſer Joſeph II während des Türkenkrieges in das Banat kam und ſich der Bevölkerung zeigte, hatten die gemeinen Walachen an ihm die Entdeckung gemacht, daß er „auch ein Schwabe ſey.“

Der verſteinerte Wald von Navarin.

(Aus der Revue de l'Orient.)

Wie viele Perſonen kamen an den Waſſerfall von Navarin und haben den Berg von dem er herabfällt, nicht erklommen! Man bleibt am Fuße, um mit einem Mahl die Vergnügungsfahrt zu beſchließen, und verſäumt es die rieſenhaften Stümpfe verſteinerter Bäume zu bewundern, deren Größe alle jetzigen Vegetationsverhältniſſe übertrifft, welche da und dort, einer auf den andern gehäuft, Ueberreſte eines vorſündfluthlichen Waldes, die Seele unwillkürlich in die dunkeln Zeiten der Urwelt verſetzen.

An der Stelle wo ſich der Strom herabſtürzt, iſt ein ſtarker Baum vom höchſten Alter, ausgebrannt durch das einſame Feuer der Hirten, welche ohne Furcht während der kalten Winternächte am Abhange in einem hohlen Eichenſtamme ſchlafen. Ich habe ſie geſehen, wie ſie in ihren Mantel gehüllt, ihren gekrümmten Mangura zwiſchen den Füßen, Schatten gleich, unbeweglich beim Scheine des Herdes ſitzen. Ich langte bei der furchterregenden aber impoſanten Scene an, und hielt mich an einen dürren Aſt angeklammert, um einen verſtohlenen Blick in den Abgrund werfen zu können. Nachdem das Waſſer mehrere Fälle gebildet hat, ſtürzt es 150 Fuß ſenkrecht herab. Die Felſen hat es beſpült und unterhöhlt, und ein kleines, ſehr tiefes Baſſin ausgewaſchen, aus welchem es ſich dann quer durch ein wildes, ſteinreiches Thal fortſchlängelt dem Meere zu, in welches es ſich eine Meile davon ergießt. Nirgend verkündigt ſich durch Geräuſch etwas Lebendiges, höchſtens hallen aus der Ferne die Schläge einer Holzart vom Walde von Kombe, bis auch dieſe ſich verlieren.

Der Sturzbach aber bringt nicht das gewöhnliche Getöſe hervor, ſondern der Ton kommt unbeſtimmt und ſeltſam gleichſam aus den Lüften, als tönte er geheimnißvoll herüber aus einer andern Welt; es iſt ein unbeſchreibliches Geräuſch, mehr der Seele möchte ich ſagen vernehmbar als dem leiblichen Ohr. Ich vernahm es ſchon manchmal in der ägyptiſchen Wüſte und auf den heiligen Bergen von Raphaim, nahe bei Jeruſalem.

Der Geiſt verliert ſich in Vermuthungen über die Urſachen dieſer maſſenhaften Verſteinerung. Das Waſſer beſitzt allerdings eine verſteinernde Kraft, aber durch welche unerklärbare Ueberſchwemmung hat ſich ſeine Wirkung über eine ſo ausgedehnte Fläche auf ganz verſchiedenen Höhen ausgebreitet? Wenn der Waſſerſturz ſich Platz gemacht hat, ſo ſucht er ſich wieder einzuengen, denn man folgt mit beſonderm Intereſſe den einzelnen Ablagerungen der Verſteinerung, je nachdem man ſich von ihm entfernt. In einer gewiſſen Entfernung endlich verſchwindet das Phänomen, und die Natur nimmt wieder ihr altes Geſicht an. Ich ſah und bewunderte nur, andere mögen über dieſes ſonderbare und impoſante Gemälde Aufklärung geben.

Ueber die Türkei und die Türken.

(Nach den „Briefen über die Türkei" von A. Ubicini.)

[Aus dem Athenäum Français.]

Das dermalige türkiſche Regierungsſyſtem iſt eine Transaction zwiſchen den alten und neuen Ideen. In der That, wir ſehen einen Padiſchah (königlichen Schutzherrn), der aus den Händen der Geiſtlichkeit, und zwar durch Vermittlung des Scheikhs der Mevlevi-Derwiſche, ſeine kaiſerliche Inveſtitur erhält, und von dieſem Augenblicke an der alleinige Vollſtrecker des Geſetzes wird, das er theilweiſe modificiren kann, ſo lange nur der weſentliche und gründliche Charakter desſelben nicht angegriffen wird. Sodann ſehen wir, unmittelbar unter dem Padiſchah, zwei hohe Beamte, welche ſeine zugleich körperliche und religiöſe Gewalt mit ihm theilen: der eine iſt der Sadri Azam (Großvezier: Sadri Azam bedeutet wörtlich „Laſtträger" oder oberſte Adminiſtrativ-Beamte) durch welchen dem Sultan alles zu Geſicht kommt, und welcher der directe Vollſtrecker ſeines Willens iſt; der andere aber iſt der Scheik-ül-islam oder Mufti, der keineswegs, wie man lange geglaubt, der Repräſentant des Sultans in ſeiner Eigenſchaft als königlicher Oberprieſter (Iman), ſondern ganz einfach der oberſte Ausleger des Geſetzes und Oberhaupt der Ulema iſt, alſo einen juridiſchen und religiöſen Charakter beſitzt. Einige beſondere Fälle ausgenommen, iſt der Mufti weder als Prieſter, noch als Magiſtrat thätig; wie wir bereits geſehen, ſo hat er nicht das Vorrecht der Säbel-Inveſtitur, welche gewiſſermaßen die Krönung der Padiſchahs iſt; mithin iſt er auch nicht der Papſt des Islams. Weit eher wäre er der Siegelbewahrer, der Cultminiſter desſelben, mit welch doppelter Function er noch die eines Großmeiſters des öffentlichen Unterrichts cumuliren würde. Früher erlangte ſein Amt eine weitere Wichtigkeit durch den Umſtand, daß ſein Fetwa zur Gültigkeit jeder Verordnung, jedes von der oberſten Staatsbehörde ausgehenden Acts nöthig war; dieſe Formalität iſt aber mit der Zeit immer mehr eine illuſoriſche geworden, und obgleich ſowohl dem Ceremoniell als der Höhe des Gehalts nach ſeinem Collegen, dem Großvezier, gleichſtehend, hat der „Alte des Islams" ſeine politiſche Wichtigkeit dennoch für immer verloren. Auf ſeine Geſetzestexte, auf ſeine Koranauslegungen beſchränkt, kann er dem geſunden Menſchenverſtande jedes Einzelnen keine Gränzen mehr ziehen, kann er den Forderungen der poſitiven Logik nicht länger hemmend entgegentreten. Er repräſentirt die Dogmen einer vergangenen Zeit; er muß daher dem Manne nachſtehen, welcher ſich mit den Realitäten der Gegenwart beſchäftigt.

Dieſem Mann, welcher der wahre Laſtträger iſt, dem Großvezir nämlich, ſtehen als ebenſo viele Werkzeuge 10 Räthe zur Seite, von denen der wichtigſte der Staats- und Juſtizrath iſt, jener oberſte Rath, der im Jahre 1840 ins Leben gerufen, die Geſetze ausarbeitet, das Steuerweſen ſo eingerichtet hat wie es dermalen iſt, die Berichte der Statthalter prüft und controlirt, die Klagen der Amtsunterthanen verwirft oder für gerechtfertigt erklärt, über alle Verbrechen, die gegen den Staat begangen werden, erkennt, die hohen Beamten richtet, welche des Mißbrauchs der Amtsgewalt angeklagt ſind, die Urtheile in Criminalſachen revidirt u. ſ. w. u. ſ. w.

Den übrigen Räthen oder den oberſten Ausſchüſſen kommen die verſchiedenen Functionen zu, welche bei uns Miniſterien oder wenigſtens Generaldirectionen zugetheilt ſind; z. B. der öffentliche Unterricht, der Krieg, das Seeweſen u. ſ. w. Neben ihnen und unter ihrer Aufſicht functionirt der Adminiſtrativkörper, der unter dem Namen „Staatskanzlei", alle höheren oder niederen Beamten in ſich ſchließt, welche wieder in fünf Claſſen oder Rangſtufen nach den Traditionen der militäriſchen Hierarchie eingetheilt ſind. So ſteht z. B. ähnlich wie in Rußland ein Beamter der erſten Rangſtufe den Feriks oder Diviſionsgeneralen gleich u. ſ. w. Was die Diplomaten betrifft, ſo werden ſie in einem beſonderen Collegium (Terdjuman Odaci, d. h. Bureau der Ueberſetzer genannt) gebildet; es erinnert dieß an die Schule, womit Hr. v. Richelieu hatte Frankreich beſchenken wollen — an jene Schule, die wir gleichwohl noch zur Stunde nicht beſitzen. Die eigentliche Verwaltung hat zu ihren Agenten die Generalſtatthalter (Valis); dieſe ſtehen an der Spitze des Ejalets, welche in Provinzen (Livas oder Sandſchacks) zerfallen; letztere aber ſind wieder in Cazas oder Bezirke getheilt. Die Machtbefugniſſe der Generalſtatthalter ſind zwar ſehr ausgedehnt, gleichwohl regieren ſie nach den neueſten Verordnungen, nur unter der ſteten Controle eines großen permanenten, am Hauptorte ſeinen Sitz habenden Rathes, in welchem neben dem Oberſteuereinnehmer, dem Metropoliten (armeniſcher oder griechiſcher Confeſſion), dem Großrabbiner, und den Kodja-Bachis oder Municipal-Deputirten chriſtlichen und türkiſchen Glaubens, drei von der türkiſchen Regierung ernannte Beamte ſitzen. Gleichwie der Vali das Ejalet regiert, ſo iſt die Liva oder Provinz der Autorität eines Kaimakams unterſtellt, der gewiſſermaßen der Bevollmächtigte ſeines hierarchiſchen Oberherrn iſt, welch letzterer auf ſeine eigene Verantwortung hin ihn ſuſpendiren, ja im Nothfalle abſetzen kann. Die Recrutirung und die alle fünf Jahr vorzunehmende Volkszählung bleiben dem Kaimakam überlaſſen, der im Einvernehmen mit dem militäriſchen Commandanten zu handeln hat. Auch iſt er bei der Steuerumlage thätig, die von einer eigenen, durch die Municipalitäten jedes Jahr ernannten Commiſſion beſorgt wird.

Selbſtverſtändlich können auch die Vorſtände der Cazas oder Bezirke — ſie werden Mudirs genannt — gleich den Kaimakams von dem einem Ejalet vorſtehenden Statthalter abgeſetzt werden. Sie werden aber auch — was bei den Kaimakams nicht der Fall iſt — von dieſem hohen Beamten ernannt, der für ihre Amtsführung verantwortlich gemacht wird. Was die Unterabtheilungen der Caza — kleine, Nahyes genannte, Dörfer- und Weiler-Complexe — betrifft, ſo erlaubt die Regierung ihnen, daß ſie ſich durch ſelbſt gewählte Magiſtrate (Muktars oder Kodſcha-Baſchis) adminiſtriren; dieſe Magiſtrate aber ſind zugleich Schultheißen und Steuereinnehmer

Zerlegt man ſich die Elemente dieſer arabiſchen Organiſation, ſo findet man daß ſie im Grunde eine ziemlich freiſinnige iſt, ſowie daß ſie, ohne die Mißbräuche der Praxis, einem Volke welches den gehörigen Gebrauch davon zu machen verſtünde, noch ziemlich gute Bürgſchaften darbieten würde. Es iſt indeſſen zu bemerken, daß ſie erſt ſeit wenigen Jahren beſteht, und daß die Unterthanen des Sultans ſich noch nicht recht in dieſelbe eingelebt haben.

Sowohl in juridiſchen als in adminiſtrativen Dingen bleibt

den oberſten Beamten die Ernennung zu den untergeordneten Aemtern überlaſſen. Es gibt zwei Oberrichter (Caſi-Askers), einen für die europäiſche, einen andern für die aſiatiſche Türkei. Mit der Sanction des Scheikh-ül-islam beſetzen ſie alle Aemter, welche in ihren reſpectiven Departements erledigt ſind. Unter dem Vorſitze der beiden Caſi-Askers functioniren zwei oberſte Gerichtshöfe, vor welche in letzter Inſtanz die Proceſſe kommen, die zunächſt von den Caſas oder gewöhnlichen Gerichten, und ſodann von den Merleviets erledigt worden ſind. Dieſe Merleviets entſprechen unſern Appellationsgerichten; ihre Vorſtände aber heißen Mollahs. Endlich kommen nach dieſen Jurisdictionsſtufen noch niedere Gerichte, denen Naibs vorſtehen; dieſe Naibs aber nehmen in den Bezirken und Gemeinden die Stelle von Friedensrichtern ein.

Die militäriſche Organiſation der Türkei erinnert in mancher Hinſicht an die Rußlands. Die Armee zerfällt in ſechs Ordüs (Lager oder Truppenkörper); jedes dieſer Ordüs aber bildet wieder zwei Diviſionen, und jede Diviſion wieder drei Brigaden (dabei iſt die Reſerve nicht mitbegriffen). Eine Brigade wird von einem Liva, eine Diviſion von einem Ferik commandirt; ein ganzes Ordü aber ſteht unter den Befehlen eines Feldmarſchalls oder Muſchirs.

In dieſem Syſteme, das ſich mit jedem Tage mehr auszubilden ſtrebt, findet ſich kein Platz für eine Ariſtokratie, welche der Geiſt des Islamismus auszuſchließen ſcheint. Wie Hr. Ubicini in ſeinem erſten Bande recht gut ausführt, läuft der Koran in der Politik auf abſolute Gleichheit, in der Moral aber auf die Tendenzen hinaus, welche man unter dem Namen der menſchheitlichen, humanitären, bald ungebührlich erhoben, bald wieder herabgeſetzt hat.

Hier in wenigen Worten die Geſchichte der Ulemas:

Sie fingen mit Selbſtverläugnung, Sittenſtrenge, Liebe zur Wiſſenſchaft, Nächſtenliebe an, und erlangten ſo großes Anſehen bei den Gläubigen, die, da ſie ſich einem dunklen und in verſchiedenem Sinne auslegbaren Texte gegenüber befanden, nicht umhin konnten, zu den weiſen Auslegern des von oben gekommenen Geſetzes ihre Zuflucht zu nehmen. Letztere hatten nichts dagegen, daß man ihnen ſolchen Einfluß anbot; im Gegentheil, ſie vervielfältigten die Aeußerlichkeiten des Cultus immer mehr, und damit auch die Gelegenheiten, wo man ihrer bedurfte. Anfänglich auf rein religiöſe Handlungen beſchränkt, dehnte ſich ihr Einfluß allmählich auf die verſchiedenen Verhältniſſe des körperlichen Lebens aus. Es mußte ſo kommen. Der Koran iſt nicht nur Bibel, ſondern auch Geſetzbuch. Seine Ausleger begriffen, daß ſie mit der Macht, welche der Prieſter über die Gewiſſen beſitzt, die Macht eines Magiſtrates in Beziehung auf das Thun und Laſſen der Menſchen verbinden könnten; hier kam ihnen die Unvorſichtigkeit der Kalifen trefflich zu ſtatten. Urſprünglich waren ihr Kalifen Geſetzgeber, Richter und Oberprieſter zugleich. Da die Politik und der Krieg ſie allmählich ganz in Anſpruch nahmen, ſo luden ſie die prieſterliche und richterliche Laſt auf die Schultern der Ulemas ab. Nachdem aber einmal dieſe Conceſſion erfolgt war, ließ ſie ſich nicht mehr zurücknehmen. Bei der Beharrlichkeit und Zähigkeit in Verfolgung einmal gefaßter Pläne, welche allen religiöſen Körperſchaften der Welt eigen iſt, gelang es den Ulemas, ſich im Staate eine höchſt wichtige Stellung zu verſchaffen. Mit ſeinem Fetwa, d. h. der geſetzlichen Sanction bewaffnet, welche zu den Decreten des Sultans erforderlich war, machte der Scheikh-ül-islam dieſe Deſpoten zittern, welche zu ihrem eigenen Erſtaunen ſich unter das Joch eines Prieſters gebeugt ſahen; und bisweilen gelang es ihm ſogar ſich Gehorſam zu erzwingen.

Wären weltliche Intereſſen gar nicht im Spiele geweſen bei dem ſteten Anwachſen dieſer religiöſen und bürgerlichen Gewalt, welche ſich allmählich unter dem Namen des Ulema organiſirte und ſo das imperium in imperio bildete, das von jeder Gewalt, welche leben will, ſo ſehr gefürchtet wird, ſo hätte man es nur gerne ſehen können daß eine collective Autorität ſich der Autorität eines einzigen Menſchen gegenüber ſtellte, dieſelbe controlirte, mäßigte und nöthigenfalls zerſtörte; aber es war dem nicht alſo, und es konnte dem nicht alſo ſeyn. So bewundernswerth der Prieſter, als Individuum betrachtet, ſeyn kann, ſo iſt er doch, als einer beſonderen Körperſchaft angehörend, einer künſtlichen Familie und Einflüſſen unterworfen, welche weſentlich corrumpirend ſind. Seine Collectiv-Exiſtenz unterliegt Bedingungen, denen er ſich nicht zu entziehen vermag. Sind die Pflichten, die ihm aus denſelben erwachſen, im Widerſpruch mit denen welche das allgemeine Intereſſe ihm auferlegt, ſo müſſen ſie faſt immer den letzteren vorgehen. Der Corporationsgeiſt beherrſcht und ertödtet in ihm den Geiſt des Bürgers. Hiezu denke man ſich noch die ſchädliche Wirkſamkeit eines Ehrgeizes, der allen Corporationen eigen iſt, welche gegründet worden ſind, um irgend eine Gewalt auszuüben. Ein Ulema würde neben einer Geldliſte lieber Hungers ſterben, als daß er es ſich einfallen ließe dieſelbe zu öffnen, und wenn er auch den Schlüſſel dazu hätte. Sobald es ſich von einer frommen Stiftung handelt, wird er ſich gar kein Gewiſſen daraus machen ein Erbe zu erſchleichen und eine Familie zu berauben.

Nach dem Prieſter kommt der Mönch, — nach dem Ulema, dem Koran-Ausleger, dem Juriſten, dem Diener des Cultus, der Derwiſch (Santon, Soſi, Fakir u. ſ. w.), der ſeiner urſprünglichen Miſſion nicht minder untreu geworden iſt. Der Derwiſch (dieſes Wort bedeutet Bettler) fängt damit an, daß er ſich dem Dienſte der Armen widmet. Allmählich wird er, der anfänglich für die Armen gebettelt, ein Bettler auf eigene Rechnung, und zwar trotz des ausdrücklichen Verbots das Mohammed gegen das Mönchthum formulirt hat. Gewiß nicht unintereſſant iſt auch die Geſchichte der allmählichen Umgeſtaltung der Principien des Sofeismus, jener pantheiſtiſchen Lehre, die urſprünglich mit den Dogmen der ſtrengſten Moral verſchmiſtert war und am Ende jenes abſcheuliche Ungeziefer erzeugte, das in dem Schatten der Moſcheen ſich dreht, heult, ſchwitzt, ſchäumt, und unter dem herrlichen Himmel des Orients ſeine ſchweiniſche Unreinlichkeit zur Schau trägt. Wir müſſen es aber Hrn. Ubicini ſelbſt überlaſſen dieſe Geſchichte zu erzählen, und das Capitel, das er ihr widmet, iſt für unſern beſchränkten Raum zu groß.

Sowohl die Ulemas als die Derwiſche ſind, wie wohl kaum erſt geſagt zu werden braucht, die natürlichen Feinde der Reform. Indeſſen wirft Hr. Ubicini in ſeiner gerechten Würdigung ſie nicht zuſammen. Er iſt der Anſicht, daß die erſteren der Aufklärung und Bildung zugänglicher geworden, ſich endlich doch noch von der Nothwendigkeit überzeugen werden auf Vorrechte zu verzichten, wofür bald gar nichts mehr ſprechen wird. Die letzteren dagegen müſſen, da ſie in ihrer Unwiſſenheit verthiert, vom Fanatismus verblendet ſind und ferner in keiner regelmäßigen Organiſation der türkiſchen Staatsgeſellſchaft einen angemeſſenen Platz finden können, nothwendig verſchwinden. Zwiſchen ihnen und jeder aufgeklärten Regierung muß es, wie Hr. Ubicini ſagt, zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen.

In der That, keine Regierung, die den Namen Regierung wirklich verdient, kann die Exiſtenz jener der todten Hand unterworfenen Güter dulden, welche ſich in Folge vielhundertjähriger

Anſtrengungen in den Händen der türkiſchen Geiſtlichkeit angeſammelt haben. Die Aufhebung der Wakufs iſt der erſte Schritt, der zu thun iſt wenn das osmaniſche Volk eine einiger Maßen folgenreiche Umgeſtaltung erfahren ſoll. Umſonſt würde man die alten militäriſchen Lehen wieder eingelöst haben, welche an die Soldaten des Islams vertheilt worden; umſonſt würde man das mißbräuchliche, gewiſſen Familien gewährte Vorrecht abgeſchafft haben, vermöge deſſen dieſelben die Steuern dieſes oder jenes Dorfes, dieſes oder jenes Bezirks zu ihrem eigenen Vortheil einziehen konnten: ſo lange der Wakuf (in unbeweglichem Eigenthum beſtehende Dotation der Moſcheen) eine ſo ungeheure Maſſe von Immobilien (drei Viertheile des Grundeigenthums im osmaniſchen Reiche) der Handelscirculation, mithin auch der intelligenten Arbeit entzieht und von allen öffentlichen Laſten befreit, kann weder von einer wirkſamen Steuerordnung der Finanzen, noch von einer Entwickelung des Nationalwohlſtandes die Rede ſeyn, die man in der Türkei hauptſächlich von dem Ackerbau erwarten muß.

Dieſe Wakufs ſind verſchiedener Art. Anfänglich hatte man die Gewohnheit, den Anſtalten des ſiegreichen Cultus einen Theil der Beute anzuweiſen. Später kamen alle die Schenkungen hinzu, welche man von der Frömmigkeit der gläubigen Muſelmänner erhielt, und endlich kam, in Folge der Erpreſſungen von oben, eine dritte Art von Wakuf auf. Der Beſitzer freien Grundeigenthums (Mulk) machte ein Wakuf daraus, um es der Steuer unzugänglich, unveräußerlich und unantaſtbar zu machen. Dieſe Transaction ging und geht noch heutzutage in folgender Weiſe vor ſich. Vermittelſt 10—15 Proc. vom Schätzungswerth wird die Moſchee Eigenthümerin der Güter die man unter ihren Schutz ſtellen will. Der Eigenthümer aber behält ſein Gut und bebaut es nun als Donatar, und unter der Bedingung, daß er an die Moſchee die Zinſen aus der Summe Geldes zahlt welche er wirklich erhalten hat. Da aber die Kirche nichts umſonſt thun, ſondern im Gegentheil ſtets einen ſchönen Nutzen haben will, ſo bilden die 12—15 Proc. betragenden Zinſen dieſer Summe in ihren Händen eine Forderung, welche in ſehr wenigen Jahren das Eigenthum ſelbſt auffreſſen muß. Ein weiterer Vortheil iſt es für ſie, wenn der Beſitzer eines ſolchen Wakufs kinderlos ſtirbt: dann fällt das Eigenthum an die Moſchee.

In ſolcher Weiſe hat ſich das Kirchengut vermehrt, wie auch bei uns einſt die todte Hand einen großen Theil des Grundeigenthums an ſich gezogen hatte, bis endlich der Urſprung derſelben gehörig unterſucht ward, die Abſichten, welche bei dieſer Güter-Anhäufung beſtimmend gewirkt, klar am Tage lagen, und dann der geſunde Verſtand des Publicums und mehr noch die öffentliche Noth dieſem ungeheuern Mißbrauch ein Ende machten.

Ein Regentag im rothen Meer.

(Aus der „Bombay Times“.) Es wird hart für einen engliſchen und noch mehr für den Bombayer Leſer ſeyn, ſich Gegenden vorzuſtellen, wo Regen ſo ſelten fällt, daß ſie auf den Karten als regenlos angemerkt ſind — und doch gibt es viele ſolche auf dem Erdball, und einer dieſer Gattung iſt der Diſtrict ſüdwärts und weſtwärts beim Eingang zum rothen Meer, und ſo fort bis zu den Mittelmeerküſten, einſchließlich des ſüdlichen Theils von Arabien und dem nordöſtlichen Afrika. Am 26 und 27 Julius 1854 wüthete ein Sandſturm im rothen Meer zwiſchen dem 18ten und dem 26ten Breitengrade (N. Br.) oder von der Nähe des Golfs von Suez bis innerhalb 100 engl. Meilen von Gibbel Tir. Die Luft war roth, trübe und ſchwer beladen mit Sand, ſo daß das Verdeck, Segel und Takelage dick damit bedeckt waren, während das nächſte Land in der Richtung, in welcher der Wind blies, gut 70 engl. Meilen entfernt lag. Die Hitze war höchſt drückend und das Thermometer ſtieg bis zu 92°. Nachts folgte Donner und Blitz unter Regenſchauern, und von Freitag Morgen den 28ſten bis zum Samstag Abend regnete es faſt unaufhörlich zwiſchen dem 13ten und 16ten Breitengrade, denn auf dieſe Strecke beſchränkte ſich der Regen. Wie weit er ſich nach Oſten oder Weſten ausdehnte, wurde nicht ermittelt. Der Dampfer „Ganges“ paſſirte durch die Regenregion einen Theil von Donnerſtag und Freitag an derſelben Stelle, wo die „Victoria“ ihn am Samstag beobachtete, während ſich daſſelbe Phänomen beiden Schiffen an den zwei nachfolgenden Tage zeigte. Es klärte ſich das Wetter aber auf, ſowie beide Schiffe der vulcaniſchen Region unter 15° 30 N. Br. ſich näherten. Zwei Regenmeſſer hatte die Victoria an Bord genommen, und obwohl ſie nicht ſo gehandhabt werden konnten um ganz zuverläſſig Reſultate zu geben, ſo bleiben ſie doch, da ſie ungefähr dieſelben Angaben lieferten, aller Wahrſcheinlichkeit nach der Wahrheit nicht fern. Sie zeigten einen Fall von 1½ Zoll in 8 Stunden an. Der Fall im Ganzen betrug vermuthlich doppelt ſo viel. Während des Regens ſank das Thermometer von 92 auf 80° Fahrenheit, und die See verblieb die ganze Zeit auf 88 oder 3° höher als ſie während des vorhergehenden Staubſturmes geweſen. Nach dem Regen zeigte die Luft jene außerordentliche Klarheit, die man ſo ſelten in dürren Ländern trifft, wo das Licht ſo unvollkommen und unregelmäßig verſendet wird. Die Küſten Afrika's und Arabiens, und die Berge weit im Binnenlande an der gegenüber liegenden Seeküſte waren auf einmal zu ſehen, und einige von denen, die am deutlichſten ſichtbar waren, lagen mindeſtens 120 engl. Meilen von dem Beſchauer entfernt, ſo daß das Auge einen Umkreis im Durchmeſſer von über 250 engl. Meilen beherrſchte. Die Schönheit der zahlreichen vulcaniſchen Inſelgruppen, aber ganz beſonders der Küſten um Mocha herum war etwas ganz Unbeſchreibliches. In der Nähe der Straße fand man, daß die Temperatur der See bis zu 79° geſunken war, d. h. 9 Grad niedriger als ſie vor 24 Stunden geweſen. Hier ſah man lange Streifen und Züge von verfärbtem Stoff auf dem Waſſer ſchwimmen. Sie rochen wie friſch gemähtes Heu, und als Proben davon heraufgeſchafft und unter dem Vergrößerungsglas unterſucht wurden, erkannte man zum Erſtaunen darin Grasſamen und Blüthen. Der arabiſche Looſe, ein ſehr einſichtiger Mann, ward, ohne vorher davon unterrichtet worden zu ſeyn, über dieſe Sache befragt und beſchrieb ſie als das was ſie in Wirklichkeit waren. Die ſchlammigen Flüßchen und Küſten, ſagte er, hätten Ueberfluß an Gras, deren Staub oder Samen eine rauhe See oder eine ungewöhnlich hohe Waſſerzeit wegſchwemmte, indem der Wind denſelben viele Meilen weit in See hinausjagte. Was davon in einem Tuch geſammelt ward, gab eine ſchöne Carmoiſinfarbe und das durch Papier geſeihte ward glänzend grün. Hiemit dürfen die farbigen Maſſen nicht verwechſelt werden, die man ſo oft nicht auf der Oberfläche trei-

bend, ſondern im Waſſer verbreitet antrifft und welche ſicherlich entweder Fiſcheier, Pflanzenkörper oder Thierchen, oder zu Zeiten wohl alle drei zuſammen ſind. Die verbreitete Fülle der rothen Farbe gegen den Golf von Suez hin ſoll, wie Ehrenberg wohl richtig annimmt, dem Meer ſeinen Namen gegeben haben. Eine Fläche von Milchfarbe oder zuweilen von Schneefarbe und an Ausdehnung vier Quadratgrade umfaſſend, gewahrt man in der Regel zwiſchen dem 15ten nördlichen Breitengrade und der Mündung des perſiſchen Golfs. Es iſt ſeltſam genug, daß wir, da unſre Schiffe doch in den letzten 20 Jahren allmonatlich je alle 14 Tage durch dieſe Gegend gekommen ſind, die meiſten derſelben mit einer ärztlichen Perſon an Bord, bis auf dieſen Augenblick in völliger Unwiſſenheit in Betreff der Urſache eines ſo merkwürdigen Phänomens geblieben ſind.

Ein Schreiben von Obriſt Rawlinſon.

In der Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft zu London, am 2 December, verlas (wie das Athenäum meldet) der Hülfs-Schriftführer einen eben eingelaufenen Brief Oberſt Rawlinſon's, welcher am Tage des Schreibens unter den Ruinen des alten Babylon ſein Lager aufgeſchlagen und mit der Aufzeichnung des Wegs des alten Fluſſes durch die Ruinen beſchäftigt war. Es war ihm, mittelſt Inſchriften auf Ziegelſteinen und Platten — die er insgeſammt an ihrem urſprünglichen Verwendungsorte gefunden — gelungen, die Identität der meiſten Gebäude der Stadt zu beſtimmen, und die Richtung der alten Mauer anzugeben, welche einen Umfang hatte, der mit den Nachrichten der griechiſchen Schriftſteller nahezu übereinſtimmt. Die ſchreckliche Hitze (110° Fahrenheit oder etwa 35° R. im Zelt) hatte indeß allen Arbeiten unter freiem Himmel Einhalt gethan, und der Oberſt ſeine Zeit dazu verwendet eine buchſtäbliche Ueberſetzung der am Euphrat gefundenen großen Inſchriftplatte herzuſtellen, welche Sir Harford Jones im Jahr 1807 nach England gebracht und im Oſtindien-Haus hinterlegt hatte. Er verſprach dieſe Ueberſetzung gleich nach ihrer Vollendung zu überſenden; mittlerweile übergibt er einen Auszug aus derſelben, woraus ſich die Reihenfolge der Reparaturen am Bals-Tempel, die Ausbeſſerungen an Tempeln zweiten Rangs, der Wiederaufbau der Mauern, die Herſtellung der Waſſerleitungen, die Errichtung der Befeſtigungswerke und Außenmauern, die Verzierung der Thore, die Erbauung des neuen Palaſtes (des Kaſr), die Angabe daß dieſes Werk am Neumond Shalamu's begonnen und am 15ten Tag (in einem folgenden Jahre?) vollendet worden, ſowie die Bildung der hängenden Gärten mittelſt Steinen wie Berge (nicht ſie ſelbſt wie Berge) erkennen läßt. Die genaue Uebereinſtimmung des Beroſus mit dieſer Angabe iſt für Oberſt Rawlinſon ein Beweis, daß der chaldäiſche Geſchichtſchreiber dieſes Document vor ſich gehabt habe, als er über Nebukadnezars Werke in Babylon ſeine Bemerkungen, welche durch Joſephus uns erhalten wurden, niederſchrieb. Dieß iſt in der That ein Auszug der Inſchrift im Oſtindien-Haus. In Einer Stelle — der von der Herleitung des Waſſers von außen in die Stadt — ſtimmt die Inſchriftplatte mit der alten armeniſchen Verſion der Stelle, wie ſie in Venedig veröffentlicht worden, genau überein, während das griechiſche Original in dieſem Theil über alle Maßen unrichtig iſt. Die unglaubliche Angabe daß Nebukadnezar ſeinen Palaſt in fünfzehn Tagen vollendete, iſt durch die Inſchrift gerechtfertigt, obgleich ſie ſich verſchieden deuten läßt. Der einzige Theil der durch Joſephus uns übermittelten Angabe, den man in der Inſchrift nicht findet, iſt derjenige, in welchem von Nebukadnezar geſagt iſt, er habe die berühmten hängenden Gärten errichten laſſen, um ſeiner Gemahlin, einer Mederin, eine Freude zu machen. Oberſt Rawlinſon glaubt, Joſephus habe dieß nur als einen Wahrſcheinlichkeitsgrund, oder in der Abſicht angeführt den Nebukadnezar mit den Medern in Verbindung zu bringen. Die Prüfung dieſer Urkunde hat den Beroſus, als genauen Compilator, in der Meinung des Oberſten ſehr gehoben, und er iſt demgemäß geneigt deſſen Chronologie ohne Bedenken anzunehmen. Die Ausgrabungen in Birs-Nimrud, die in großem Maßſtab vorgenommen wurden, haben zu keinem bedeutenden Fund geführt — keine Inſchrift, kein Cylinder iſt gefunden worden. In Koyundſchik findet man immer noch ſchöne Sculpturen, an Inſchriften aber nichts neues. Die aufgefundenen Täfelchen enthielten bloße Contracte, Gnadenerweiſungen und mythologiſche Formeln. — Auch ein Brief Dr. Hincks kam in derſelben Sitzung der geographiſchen Geſellſchaft zur Verleſung. Er enthält eine Erwiederung auf eine Kritik des Oberſten Rawlinſon über einige ſeiner Leſungen. Dr. Hincks führt an, daß er im brittiſchen Muſeum ein Täfelchen ſah und las, welches ſeine Leſung des Namens, den er dem Aſſur-Nadin, dem Sohne Sennacheribs, beilegte, und wogegen der Oberſt ſich ausſpricht, vollkommen rechtfertige; allein da dieß ein Gegenſtand von geringer Erheblichkeit iſt, ſo geht er auf die Bemerkungen Oberſt Rawlinſons über, wonach dieſer dem Nabopolaſſer einen andern, auf Täfelchen und Backſteinen in Babylon gefundenen, königlichen Namen beilegt — einen Namen, von welchem der Oberſt erklärte, man habe ihn Nabonitus, der ſeine Regierung im Jahr 555 v. Chr. antrat, zu leſen. Dr. Hincks führt zur Unterſtützung ſeiner Anſicht an, daß die den fraglichen Namen enthaltenden Backſteine an der Flußſeite gefunden worden, und daß die im Oſtindien-Haus hinterlegte große Inſchrift die Werke an der Flußſeite, die er vollendete, als von ſeinem Vater Nabopolaſſer begonnen, genau erwähne. Er ſagt auch, daß der Endbuchſtabe in dem beſtrittenen Namen verwechſelbar iſt mit einem andern, der ebenfalls verwechſelbar iſt mit dem Endbuchſtaben des Namens Nabopolaſſer, von ihm Yuchur geleſen. Auf dieſe Gründe hin hält er ſeine Anſicht, daß der fragliche Name der Nabopolaſſers ſey, feſt.

Die zweite Reiſe der Frau Ida Pfeiffer um die Welt.

Dieſe unermüdliche Touriſtin (ſagt das Athenäum, dem wir nachſtehende Notizen entnehmen) hat jetzt ihre zweite Reiſe um die Welt glücklich vollendet, und iſt, nach einer Abweſenheit von vierthalb Jahren, in London angekommen. Schon vor der Vollendung dieſes ihres letzten Unternehmens ſprach Karl Ritter, eine

nicht gewöhnliche Autorität unter den Reise-Historikern, seine Ansicht dahin aus: „daß Frau Ida Pfeiffer, als einzelne Reisende, bezüglich der Größe und des Umfangs ihrer Reisen den ersten Rang einnehme unter ihrem Geschlecht, und daß sie in dieser Hinsicht die berühmtesten Reisenden des Mittelalters, den Venetianer Marco Polo, den Mohammedaner Ibn Batuta und andere weit übertreffe; denn sie habe nicht nur, wie jene Männer, die drei Continente der alten Welt in verschiedenen Richtungen durchforscht, sondern auch die neue Welt und Australien in ihren Kreis gezogen, und alle großen Meere befahren."

Unser Blatt, fährt das Athenäum weiter fort, war das erste welches das Wanderleben der Frau Pfeiffer beim brittischen Publicum eingeführt und die Aufmerksamkeit auf ihre drei ersten Reisen gelenkt hat, nämlich auf Palästina, die scandinavische Halbinsel, Island und andere nördliche Gegenden, und auf ihre Reise um die Welt, die sie in einem ebenso einfachen als anspruchslosen Styl, aber mit großer Wahrheit und Lebendigkeit in der Darstellung, selbst erzählt. Von ihren letzten Reisemittheilungen war in diesem Blatte von Zeit zu Zeit ebenfalls Einzelnes abgedruckt, und es ist daher jetzt vielleicht erwünscht, wenn wir einen vollständigen, obgleich schlichten, Umriß des Ganzen geben.

Frau Pfeiffer verließ London in den letzten Tagen des Mai 1851, an Bord eines Segelschiffes, das sich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung begab, wo sie am 11 August desselben Jahrs eintraf. Ihr Plan ging damals dahin in das Innere dieses Continents, in der Richtung des Ngami-Sees, einzudringen; allein die Nothwendigkeit Wägen, Ochsen, Fuhrleute u. s. w. zu miethen, würde ihr eine Ausgabe veranlaßt haben, der ihre Mittel, eine Summe von 100 Pfd. St., durchaus nicht gewachsen waren. Sie setzte daher, nach einigem Herumschwärmen in der Cap-Colonie, ihre Reise östlich fort, und segelte nach Singapor, in der Absicht ihre Forschungen auf die Sunda-Inseln auszudehnen.

Sie wählte die große und schöne Insel Borneo als das erste Feld ihrer Wanderungen in diesem Theil der Erde. Im Anfang des Jahres 1852 ging sie nach Sarawak, und von da aus drang sie in südöstlicher Richtung in das Innere vor, durchzog das Hügelland, welches von verschiedenen Dejak-Stämmen bewohnt ist, und erreichte Sintang, unter 0° Br., und 111°, 28′ östl. Länge. Dann begab sie sich den Kapuas-Fluß hinab bis nach Pontianak, einer holländischen Stadt, eine Entfernung von ungefähr 250 (engl.) Meilen. Ferner besuchte sie die berühmten Gold- und Diamant-Gruben von Landak, und erhielt auf dieser Reise freundliche Unterstützung seitens der holländischen Behörden.

Frau Pfeiffer wandte sich hierauf nach Java, und von da nach Sumatra. Hier besuchte sie die Cannibalen-Stämme der Bataks, unter welche sich Europäer bisher nur in höchst seltenen Ausnahmen gewagt hatten. Sie unternahm eine äußerst mühsame Reise durch fast undurchdringliche Wälder und gefährliche Alang-Alang-Dschungeln, wo sie über tiefe Flüsse hinüberzusetzen und in furchtbare Wildnisse einzudringen hatte. Nachdem sie das Land der Bataks erreicht hatte, war sie dem wilden Charakter der Einwohner ausgesetzt; allein ihr ruhiges und gefaßtes Benehmen entwaffnete die rohen Gemüther dieser Barbaren, und machte sie zu ihren Freunden. Durch eine schöne volkreiche Gegend erreichte sie endlich das Thal Silindong, einen umfangreichen und herrlichen Landstrich; nachdem sie unter den benachbarten wilden Stämmen lange genug geblieben war, um mit ihren Sitten und Gebräuchen vollständig bekannt zu werden, kehrte sie an die Küste und von da nach Java zurück, wo sie im Anfang Decembers 1852 ankam.

Frau Pfeiffer zog sodann die Molukken in den Bereich ihrer Forschungen. und wollte diese bis nach Neu-Guinea und später nach Australien fortsetzen; sie ward an dem Besuch dieser Gegenden jedoch verhindert. Da man ihr in einem amerikanischen Schiff freie Ueberfahrt nach Californien anbot, so nahm sie dieses Anerbieten an, segelte im Jul. 1853 von Batavia ab, kreuzte den stillen Ocean innerhalb sechzig Tagen, und traf in diesem „fluchwürdigen Goldland," wie sie es nennt, ein. Nach der Erforschung Californiens segelte sie die Westküste Amerika's herab, erreichte im verflossenen Januar Lima, durchwanderte einen Theil Peru's, besuchte die Gegenden wo der Amazonenstrom entspringt, zog über die Andeskette, und ging, den Chimborasso und Cotopari bewundernd, bis auf das Tafelland von Quito. Von da kehrte sie über Guayaquil nach der Küste zurück, war nahe daran in dem Flusse bei dieser Stadt zu ertrinken, segelte nach Panama, wanderte über den Isthmus nach Aspinwall, und von da über den Meerbusen von Mexico nach New-Orleans. Von hier aus fuhr sie den Mississippi hinauf bis zu den St. Antonsfällen, 2800 engl. Meilen von New-Orleans, und machte unterwegs mehrere Ausflüge. Von den St. Antonsfällen gieng sie weiter über St. Paul, Stillwater, St. Croix, Galena nach Chicago. Hier schiffte sie sich auf den Michigan-See ein und segelte nach St. Saulte Maria, am Obern-See. Ebenso fuhr sie über den Huron-, den Erie- und den Ontario-See. Die Niagara-Fälle befriedigten sie mehr als irgend etwas anderes in den Vereinigten Staaten. Nachdem sie sich an diesem Punkte mehrere Tage lang aufgehalten, unternahm sie eine Wanderung durch Canada bis nach Quebec, dessen Lage sie als „süperb" beschreibt. Von dort ging sie nach Boston und New-York, wo sie sich nach London einschiffte. Frau Pfeiffer ist jetzt mit der Vorbereitung der Tagebücher dieser ihrer letzten abenteuerreichen Reise für die Presse beschäftigt. [1])

Amerikanische Notizen.

Schlachtvieh-Verbrauch in New-York. Es wurden innerhalb der ersten neun Monate des Jahres 1854 in NewYork 700,714 Stück Vieh geschlachtet: Rinder, Schafe und Schweine, so daß auf jede Woche ungefähr 18,000 Stück kommen; mithin auf das Jahr etwa eine Million. Wenn die Vertheilung brüderlich geschähe, dann hätte jeder Mensch wenigstens seine zwei Stücke Vieh im Jahre zu verzehren, Vögel, Fische, Schinken, Würste, Austern u. dgl. gar nicht mitgerechnet. Ich kann aber mit Bestimmtheit versichern, daß hier bei vielen Tausenden der Schmalhans Küchenmeister ist, wie anderwärts!

•

Das Mezquita-Harz. In Arkansas ist der Indianeragent Drew vom Vorhandenseyn eines bis jetzt unbekannten Harzes in Kenntniß gesetzt worden, das dem Gummi arabicum

[1]) Das „Ausland" wird seinen Lesern im nächsten Jahr umfassende Bruchstücke aus dem Wanderleben dieser berühmten Frau mittheilen.
Anm. d. Red.

als Handelsartikel Concurrenz machen wird. Der Mezquita-Baum, welcher dieſes Harz ausſchwitzt, das dem arabiſchen Gummi an Farbe, Geſchmack und Klebrigkeit gleicht, kommt unter allen Bäumen der großen Ebene jenſeits des Miſſiſſippi am häufigſten vor, indem derſelbe am beſten auf trockenem, hochliegendem Boden gedeiht und dort oft Tauſende von Morgen bedeckt. Das Harz quillt in halbflüſſigem Zuſtand von ſelbſt aus der Rinde des Stammes und der Aeſte hervor, und verhärtet an der Luft bald zu Klümpchen von verſchiedener Größe und einem Gran bis drei oder vier Unzen Gewicht. Wird dieſes Harz der Sonne ausgeſetzt, ſo verhärtet es und wird nach längerer Zeit ganz farblos, halb durchſichtig und voll kleiner Riſſe. Am reinſten und ſchönſten kommt dasſelbe an der Rinde der Aeſte vor. Die Quantität, welche jeder einzelne Baum von ſelbſt gibt, iſt ſehr verſchieden und variirt von einer Unze bis zu drei Pfunden; macht man jedoch Einſchnitte, ſo läßt ſich leicht die doppelte Quantität erzielen. Ein geübter Sammler kann in einem einzigen Tage leicht zehn bis zwanzig Pfund davon gewinnen, und doppelt ſo viel, wenn er Einſchnitte macht. Die beſte Zeit der Einſammlung iſt in den Monaten Juli, Auguſt und September, in größter Menge aber wird es Ende Auguſt gewonnen. Die in den Ebenen herumſtreifenden Indianer können daher leicht gegen geringe Belohnung zum Sammeln angeleitet werden. Die eigentliche Entdeckung dieſes neuen Handelsartikels verdankt man dem Dr. Schumard, der die Expedition des Capitän Merch nach den Quellengebieten des großen Waſchita- und Brazos-Fluſſes als Arzt und Geolog begleitete.

*

Die nordamerikaniſche Wandertaube legt ſehr große Strecken in einem Flug zurück. Man fand in Exemplaren, die auf Rhode Island und im Staat Vermont geſchoſſen wurden — alſo unterm 42° und 44° n. Breite — unverdauten Reis, den ſie aller Wahrſcheinlichkeit in Weſtindien, oder doch nur in Florida und Louiſiana — mithin etwa unter 30° n. Breite zu ſich genommen haben konnten. Dieſer Zugvogel macht alle Jahre zweimal in ſämmtlichen Staaten Nordamerika's ſeinen Beſuch, um ſich auf Brutplätzen in Wäldern auf drei bis vier Wochen niederzulaſſen. Es ſitzen am Tage immer fünfzig bis hundert Stück dicht nebeneinander auf den Aeſten der Bäume bei ihren Neſtern, und nur des Morgens nach Aufgang der Sonne fliegen ſie nach Futter aus. Die Weizen- und Buchweizenfelder der nördlichen Staaten werden von ihnen ſtark heimgeſucht; doch machen ſich die Farmer einigermaßen bezahlt dafür, indem ſie zur rechten Zeit die Bäume abhauen welche mit Neſtern behangen ſind, und die jungen Tauben dann zu Hunderten bekommen. Es kommen dann ſtarke Quantitäten eingeſalzen nach den großen Hafenplätzen, um als Schiffsproviant verkauft zu werden.

*

Macht der Liebe in Amerika. Früher vernahm man bisweilen, daß die Rothhäute, oder Indianer, weiße Frauenzimmer raubten, nach dem Beiſpiel der Kindheitsgeſchichte der Römer. Jetzt laufen den „Söhnen der Urwälder" die hübſchen weißen Mädchen freiwillig nach, wie jüngſt in Springfield, Staat Ohio. Eine Bande Indianer gab förmlich dort Vorſtellungen indianiſcher Sitten und Gebräuche gegen Eintrittsgeld, wie dieß mehrfach geſchieht. Ein paar hübſche Schweſtern fanden ſo ſehr Geſchmack an zwei Indianern, daß ſie mit denſelben durchgingen, als die Truppe den Ort verließ. Die Frau Mutter ſetzte den Flüchtlingen nach, holte dieſelben ſchnell ein, wurde jedoch nach kurzer Unterredung veranlaßt den Töchtern ſelbſt nach dem „fernen Weſten" zu folgen.

*

Zur Lage der Dinge in Californien. In Bezug auf das ungeſunde Klima hat ſich bereits eine unläugbare Beſſerung eingeſtellt, die mit der Bodencultur ſo ziemlich gleichen Schritt hält, wie dieß auch im allgemeinen anderwärts der Fall zu ſeyn pflegt. Die Behauptung der Unfruchtbarkeit des Bodens war völlig unbegründet; denn alle Niederungen der Flüſſe eignen ſich ſo gut wie in den fruchtbarſten Ländern zum Acker- und Gartenbau in Verbindung mit Viehzucht. Californien erzeugte 1854 bereits an Lebensmitteln mehr als ſein Bedarf betrug, trotz der ſtarken Einwanderung. Die Vieheinfuhr beträgt im laufenden Jahr nicht mehr als im Jahr vorher, nämlich 300,000 Stück, wovon ſicher ein großer Theil nicht zur Schlachtbank, ſondern zur Zucht beſtimmt iſt. Unter den Schwierigkeiten, die der Staat zu überwinden hat, ſtellt ein deutſches Blatt von San Francisco die Gewinnſucht der Staatsbeamten obenan, und bemerkt dabei, daß ſie die Regionen der adminiſtrativen Welt wie ein anſteckendes Fieber beherrſche und die Intereſſen des Staates compromittire. Privatintereſſen würden auf Unkoſten des Staates gefördert, Schwindeleien der gröbſten Art ſeyen an das Tageslicht gekommen, und die Habſucht pflichtvergeſſener Beamten habe ſich in manchen Fällen, ohne Scheu und Scham ſogar, gezeigt. Tout comme chez nous! kann in Bezug auf dieſe Schwierigkeit in allen Unionsſtaaten mit leidigem Troſt geſagt werden!

*

Der Staatsgeologe von Wisconſin. Wegen der Mineralſchätze die ſich im Staat Wisconſin befinden, hat die Staatsverwaltung einen Geologen angeſtellt, der kürzlich von ſeinem Amte entfernt worden ſeyn ſoll, weil er zur Whig-Partei gehörte, und ein demokratiſches Gouvernement an das Ruder gekommen iſt — das einen demokratiſch geſinnten Geologen anſtellte. Um die Fähigkeit im Fache der Geologie handelte es ſich alſo nicht, ſondern nur um die politiſche Meinung! Mit Recht wird da ſpottend gefragt: gibt es eine whiggiſtiſche und eine demokratiſche Geologie? Allein das ändert durchaus nichts in Verfolgung der einmal verfolgten Bahn, wobei das Gemeinwohl den Privatintereſſen zur Ausbeutung anheim fällt. Um ſo weidlicher ziehen die Amerikaner über europäiſche Regierungen her, die auch nur Beamte nach ihrem politiſchen Geſchmack haben wollen.

*

Statiſtik der Feuersbrünſte. Der jüngſte Bericht über die polizeiliche Wirkſamkeit in Philadelphia liefert folgende Einzelnheiten über das Feuerdepartement: Vom 1 October 1850 bis dahin 1853 entſtanden in genannter Stadt 1537 Feuersbrünſte, die einen Schaden verurſachten der auf 2,939,618 Dollars abgeſchätzt wurde. Die Verſicherungsſumme belief ſich dabei auf 2,145,367 Dollars und es verloren die Eigenthümer 709,251 D. Im Ganzen büßten 23 Perſonen ihr Leben dabei ein; verletzt wurden 233. Das von den Feuermannſchaften gerettete Eigenthum iſt mit 500,000 Dollars angegeben.

*

Der Auſternhandel New-Yorks wird jährlich nur in der Stadt allein auf mehr als fünf Millionen Dollars geſchätzt, und man nimmt an, daß nicht weniger als 50,000 Perſonen unmittelbar oder mittelbar bei dieſem Geſchäft betheiligt ſind. Ungefähr zwei Drittheile der in New-York verkauften Auſtern kommen von Virginien, den Reſt liefert faſt allein die Bay von New-York ſelbſt, oder New-Jerſey. Der größere Theil hiervon wird im ſogenannten East River gewonnen, dem Seearm der New-York öſtlich einſchließt. Am meiſten zu thun macht das

Digitized by Google

Fortschaffen der Austern von ihren natürlichen Bänken auf den Felsen, auf künstliche, wodurch nämlich diese Conchylien am Laichen verhindert und für den Handel erst nutzbar gemacht werden. Man schafft die Austern in Menge aus dem North River, der für ihr Gedeihen und Fettwerden minder tauglich erachtet wird, nach dem East River. Wie das auch bei andern Geschäften der Fall ist, verdienen die beim Austerngeschäft unmittelbar betheiligten Personen das wenigste; sie sind und bleiben arm, während eine ziemliche Anzahl Austernhändler reiche Leute werden.

•

Mormonen-Zeitung. In der großen Salzseestadt, gedruckt bei W. Richards, erscheint alle 14 Tage unter dem Titel „Desert News" für Mormonen eine Zeitung, wovon die Nummer nicht weniger als 25 Cents, der Jahrgang 5 Doll. kostet. Die Nummer welche ich sah war großentheils mit Artikeln über Glaubensangelegenheiten gefüllt, und nebenbei waren allerlei Gebräuche der Secten besprochen. Unter die redactionellen Flügel war eine Wollenfabrik genommen, der es an einer Scheermaschine fehlte; ferner ein Mahlmüller, der gern mehr Körner auf seine Mühle haben wollte, und endlich ermahnte Orson Hyde in einem „Eingesandt" das Volk: Flachs und Hanf zu bauen, damit, wenn das Gesetz zum Hängen der Diebe passirt seyn werde, es an Material zu den Stricken nicht fehle. Unter den Anzeigenden befand sich ein — — deutscher Schulmeister! ein Zahnarzt, ein Pferdedoctor, ein Bauspeculant, etliche Schneider, ein Daguerreotypist, ein Fleischer, ein Mäkler und Bankier, mehrere andere Kaufleute, und ein „ordentlicher" allopathischer Arzt; endlich aber Mr. Hennefer, der die Leute barbiren und ihnen mit warmen Speisen aufwarten wollte.

•

Die Steinkohlen in Amerika, fangen an eine immer bedeutendere Rolle zu spielen, und es läßt sich das Anschwellen des damit in Verbindung stehenden Geschäfts schon einigermaßen aus dem Kohlenhandel Pennsylvaniens ersehen, wo bekanntlich der Steinkohlenbau am ältesten ist.

Im Jahre 1840 betrug die Kohlenausfuhr aus den wichtigsten Districten Pennsylvaniens, nämlich von Schuylkill, Lehigh, Lackawona, Wilkesbarre und Shamokin . . 865,414 Tonnen.

Im Jahre 1841 stieg dieselbe auf	. .	958,899	"
" " 1842	. . . . .	1,108,001	"
" " 1843	. . . . .	1,263,539	"
" " 1844	. . . . .	1,631,669	"
" " 1845	. . . . .	2,023,052	"
" " 1846	. . . . .	2,343,992	"
" " 1847	. . . . .	2,982,309	"
" " 1848	. . . . .	3,089,858	"
" " 1910	. . . . .	3,217,541	"
" " 1850	. . . . .	3,294,851	"
" " 1851	. . . . .	4,091,682	"

Die Gruben von Lehigh sind die ältesten und datiren vom Jahre 1820, wo sie 365 Tonnen Kohlen lieferten, während 1851 nicht weniger als 989,251 Tonnen gefördert wurden. Die stärkste Ausbeute lieferten die Schuylkill-Gruben 1851 mit 1,178,584 Tonnen.

Dieß sind nur die Anthracitkohlen, wozu dann noch die im westlichen Theile von Pennsylvanien gelegenen bituminösen Kohlenlager treten, die 1851 auch schon 1,300,000 Tonnen an Ausbeute gewährten.

•

Brennende Kohlenberge in Pennsylvanien. Nordöstlich von Harrisburg, etwa fünf Meilen vom Städtchen Minersville, liegt ein Theil der „Broad Mountains" welcher den Namen „Feuerberge" deßhalb trägt, weil dort schon seit 15 Jahren ein großes Anthracit-Lager in Brand steht. Es wird die Passage über jenen Bergtheil gegenwärtig als gefährlich betrachtet, weil man annimmt, daß die Oberfläche des Bodens nur noch aus einer dünnen Erdkruste bestehe, unter welcher die Kohle ausgebrannt sey, weßhalb die Decke selbst bei nur leichtem Drucke zusammenbrechen könne. Am Fuße des Berges entspringt eine fast bis zum Siedepunkt erhitzte Quelle. Das Aussehen des Berges gewährt, so weit die Blicke reichen, einen Anblick der Verödung und Zerrissenheit. An einzelnen Stellen, wo das Kohlenfeuer die Oberfläche erreichte, ist der Boden bis zu großer Tiefe eingesunken oder gähnt in Klüften auf. Geschwärzte Baumstämme und Wurzeln starren aus mineralischer Asche hervor; die Luft ist mit Schwefeldünsten geschwängert, welche aus der Tiefe emporsteigen.

Miscellen.

John Dalton. Die Cavendish Society hat jetzt die Biographie des berühmten Chemikers John Dalton herausgeben lassen. Der Titel des Werkes ist: **Memoirs of the Life and Scientific Researches of John Dalton by Willam C. Henry.** Dalton hat die Theorie von den mathematischen Gesetzen, unter denen sich die Atome in den Stoffen gruppiren, aufgestellt, die jetzt überall Geltung gewonnen hat. Dalton wurde 1766 in Eaglesfield (Cumberland) in einer armen Quekerfamilie geboren. Zuerst Unter-, dann Oberlehrer in einem Pensionat zu Kendal, wurde er von protestantischen Dissentern nach Manchester an eine höhere Schule als Lehrer der Mathematik und Physik berufen. Er verließ Manchester nicht, obgleich er 1804 nach London einen Ruf erhielt, und ihn dorthin die Aussicht auf einen Umgang mit Davy, den er kennen gelernt, hätte locken sollen. 1826 erhielt Dalton von der königlichen Gesellschaft die große goldene Medaille, 1830 wurde er Mitglied des Institut de France, 1832 verlieh ihm die Universität Oxford den Grad eines Doctors der Rechte, 1833 gewährte ihm die Regierung eine Pension von 150 Pfd. St., die im folgenden Jahre verdoppelt wurde. Dalton starb im Jahre 1844, und hinterließ außer seiner großen Entdeckung den Ruf eines rüstigen Arbeiters, eines besonnenen Gelehrten und eines wohlwollenden Mannes.

•

Weißer Nil. Hr. Brun Rollet hat jetzt der Pariser geographischen Gesellschaft eine Karte über das Flußgebiet des weißen Nils vorgelegt. Zum erstenmale erscheint dort ein neuer Fluß zwischen 9 und 10° N. Br., der parallel mit dem Bahr el Abiad (weißer Nil) läuft und sich mit dem Bahr-Keilak oder Missélad vereinigt. (Einen Fluß, der diesem neuentdeckten entspricht, findet sich schon auf unsern neuesten Karten unter dem Namen Bahr el Ulu.) Die Ufer dieses Flusses, versichert der Reisende, seyen stark bevölkert und die Bewohner von sanfter Gemüthsart. (Bull. de la soc. géogr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Redaction: Dr. O. F. Peschel.

Digitized by Google

Digitized by Google